Princeton University Library
32101 064054768

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

15 II

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

CIELN. REAL. GYMNASIUM

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 5 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Frühling, von Hesper. 104.
Frühlingsgewitter. 107.
Lieder von Karl Mayer. 122. 125. 130.
Atlantica, von N. Lenau. 125.
Kettenräthsel. 106. 112. 118.
Rumpfcharaden. 124.

Erzählung.

Hans Holbein, von A. Lewald. 104—122.

Reisen.

Sommertage in Wallis. 104. 105. 106. 107. 108. — 123. 124. 125. 126. 127.

Länder- und Völkerkunde.

Niederländische Briefe. 109—112.

Naturgeschichtliches.

Vom Halley'schen Kometen. 113—119.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Rede, gehalten am Stuttgarter Schillerfeste den 12. Mai von W. Menzel. 120.
Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen. 121. 122. 124. 125. 126. 127. 128. 129.
Die Ausstellung der Industrieprodukte zu Paris im Mai 1834, von Depping. 128. 129.

Korrespondenz.

Stuttgart. 104. 105. 106. — 126. 127. 128. 129. — Paris. 107. 108. 115. 116. — 125. 126. 129. 130. — Dresden. 109. 110. — B. 111. 112. — Brüssel. 113. 114. 115. 116. — Marseille. 117. 118. — Berlin. 119. 120. 121. 122. 123. — Nürnberg. 125. 124.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834. (Forts.) — Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Sibilla Samia. Fr. Barbieri detto il Guercino dip. Antonio Perfetti inc. — Ego dilecto meo. Carlo Dolci dip. Giovita Caravaglia inc. — Mater amabilis. Sasso Ferrato dip. Faustino Anderloni inc. — Salvator mundi. Andrea Vannucchi detto Del Sarto dip. A. Dalcò inc. — Alterthümer. — Nekrolog.

Nro. 36.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien. (Forts.) — Plastik.

(RECAP) 834636 Digitized by Google

Nro. 37.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien. (Forts.) — Neue Kupferwerke. Twelve etched outlines, selected from the architectural sketches made in Belgium, Germany and France, by Charles Wild. — Museen. — Kunst-Literatur.

Nro. 38.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien. Schluß.) — Lithographie. — Baden. — Alterthümer. — Kunstverein.

Nro. 39.

Bericht über Bestand und Wirken des Kunstvereins in München während des Jahrs 1833. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Lithographie. La Chapelle Sixtine, peinte par Ingres, lithographiée par Sudre, imprimée par Engelmann. — Alterthümer. — Nekrolog.

Nro. 40.

Bericht über Bestand und Wirken des Kunstvereins in München während des Jahrs 1833. (Schluß.) — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Zeichnende Kunst.

Nro. 41.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Plastik. — Museen.

Nro. 42.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Schluß.) — Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's. (Forts.) — Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde in Berlin. — Zeichnende Künste.

Nro. 43.

Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde in Berlin. (Forts.) — Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's. (Forts.) — Nachschrift zu dem Jahresbericht des Münchner Kunstvereins. — Holbein's Todtentanz. — Akademien und Vereine. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Astronomie und Mathematik. 1) Richters Handbuch der populären Astronomie für die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser. — 2) Gruithuisens neue Analekten für Erd- und Himmelskunde. — 3) Klügels mathematisches Wörterbuch.

Nro. 46.

Astronomie und Mathematik. 4) Populäre Vorlesungen über die Sternkunde von J. Fr. Fries. — 5) Populäre Himmelskunde, oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls. Nach den neuesten astronomischen Entdeckungen für die gebildeten Leser aller Stände, so wie zum Privatunterricht, von Dr. Gelpke. — 6) Physische Betrachtungen des Mars bei seiner Opposition im September 1830 von Wilhelm Beer und J. H. Mädler. — 7) Versuch, den Saturnring photometrisch zu betrachten, von C. A. Albert.

Nro. 47.

Astronomie und Mathematik. 8) Die Entstehung der Welt aus Nichts. Astronomisch-philosophische Skizze in logischer Darstellung für Gelehrte und Gebildete von F. C. Johannes Müller. — 9) Drei Gespräche in Versen über Unsterblichkeit, den Mond ꝛc., von M. Tobisch.

Nro. 48.

Geschichte. 1) Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, von F. v. Raumer. — Astronomie und Mathematik. 10) Das Innere der Erde, oder über die Bewohner der Unterwelt, von Ad. Gegenes.

Nro. 49.

Geschichte. 1) Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, von F. v. Raumer. (Forts.)

Nro. 50.

Geschichte. 1) Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, von F. v. Raumer. (Schluß.)

Nro. 51.

Geschichte. 2) Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeit. Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet von K. v. Rotteck. — 3) Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1831. Mit Zugrundlegung seines größern Werkes bearbeitet und herausgegeben von Demf. — 4) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden, von J. Freiherrn v. Hormayr.

Nro. 52.

Geschichte. 4) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden, von J. Freiherrn v. Hormayr. (Schluß.) — 5) Geschichte der Kreuzzüge von Michaud. Uebersezt von Ungewitter und Förster. — Vermischte Schriften. Banditenleben von Mac Farlane, aus dem Englischen von W. A. Lindau. — Frage.

Nro. 53.

Homöopathische Literatur.

Nro. 54.

Kunstgeschichte. Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. — Homöopathische Literatur. (Schluß.) — Biographie. Memoiren eines preußischen Offiziers, herausgegeben von C. Herloßsohn.

Nro. 55.

Handelswissenschaft. Handbuch für Kaufleute oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. Nach dem Englischen des Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation, by J. R. Mac Culloch, Esq. in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von C. F. E. Richter.

Digitized by Google

№ 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Mai 1834.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
Ermanne dich!

Goethe.
Tasso.

Hans Holbein.

Von August Lewald.

An einem nebligen Herbstmorgen saß ein junger Mann auf dem Eckſteine am großen Markte in Basel. Vor ihm der zierliche Brunnen mit seinen rieselnden, krystallhellen Wasserstrahlen konnte unmöglich seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, eben so wenig die schwatzenden Dienerinnen und Mägde, die dort wuschen und andere Arbeiten verrichteten. Dieses lebensfrische, heitere Bild wäre nicht im Stande gewesen, auf die nicht unschönen Züge des Mannes einen so trüben Eindruck zu machen, der dem Nebel und dem Spätherbste abgeborgt schien. Sein Gesicht war bleich, der Mund zur Trauer verzogen, die Wangen welk und die Haltung kummervoll. Nur im Blicke leuchtete noch ein reiches Leben, und dieser richtete sich eben nach einem Gegenstande, der ihm zwar die sichtbare Spannung verlieh, aber eben auch den großen, vernichtenden Schmerz, der sich auf das Uebrige ergoß.

War es irgend eine Jungfrau, die sich an den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser der Patrizier zeigte? War es eine Spröde, Stolze, die nur für das Auge des jungen Mannes erreichbar war? Wir folgen seinen Blicken, und finden Nichts, von den spitzen, ausgezackten Giebeln, bis zum Kellergeschoß, nichts in den Thürmchen und Erkern, womit die stattlichen Häuser geschmückt sind, was einer Vermuthung dieser Art Raum geben könnte. Sein Gesicht ist unverwandt nach einem Gebäude gerichtet, dessen zahlreiche Fenster, von innen verhängt, fast keinen Bewohner verrathen, an dessen Vorderseite aber, der ganzen Breite nach, eine große Schilderei prangt, in prächtigen frischen Farben, gleich als hätte sie der Maler gestern erst vollendet. Das schöne Bild, das nun dem bösen Wetter, der rauhen Jahreszeit ausgesezt ist, das ist's wohl, was den armen, stummen, traurigen Mann so festbannt und die Blicke unverwandt dahin richten läßt. Welch ein barbarischer Luxus! mag er denken; Meisterwerke an den Fronten gemeiner Wohnhäuser dem Regen und der Witterung preiszugeben, und es in unserm Klima dem glücklichen Italien nachmachen zu wollen! Einer Fürstenwohnung würde dies Bild Glanz verleihen, das hier am Markte zu Basel in freier Luft verwittern soll. Dies müssen ungefähr seine Gedanken seyn; es ist ein schwermüthiger Künstler, der dort sizt; wir wollen sehen.

Ein Mann von reiferem Aussehen und untersezтem Wuchse, in einen Mantel gehüllt, tritt zu ihm leise hin. Er hätte es unbesorgter thun dürfen, er würde den Träumer doch nicht aufgestört haben. Er bleibt eine Weile neben ihm stehen und betrachtet ihn theilnehmend,

Digitized by Google

dann legt er, fein lächelnd, die Hand auf des Andern Schulter. Jener schreckt empor und blickt ihn an. Die Schnelligkeit, womit er seinen Sitz verläßt und die Achtung, welche sich in seiner Haltung ausdrückt, zeigen es deutlich, daß der Störer einem vornehmen Stande angehöre, so einfach und unscheinbar auch sein Aeußeres seyn mag.

„Je nun, Meister Hans," spricht er, „was ist's, das Eure Gedanken an diesem Platze so sehr beschäftigt, daß Ihr Euern guten Freund nicht bemerktet, der schon lange neben Euch stand? Nicht so? es ist die Bewunderung des Geschaffenen, und das angenehme Gefühl, das Ihr habt, durch dieses Bild, das jeder Vorübergehende betrachten und empfinden kann, allen Euern Mitbürgern gezeigt zu haben, daß Ihr berechtigt seyd, Euch den ersten Malern beizuzählen." — „Fern sey von mir solcher Hochmuth, mein würdiger Gönner," versezte hierauf Meister Hans mit sanftem Tone; „was bin ich gegen Meister Albert aus Nürnberg und die vielen Andern noch, die in Farben schaffen? Wie dürfte ich es wagen, mich einen Maler neben den Italienern zu nennen?" — „Laßt die Italiener," erwiderte hierauf der Mann im Mantel; „das sind die Glückskinder der Erde; sie haben von dem gütigen Himmel eine Luft und ein Licht erhalten, die ihre Farben durchdringen und sie zu Malern machen, oft wider ihren Willen; und dann ihre Lebensweise, ihre Kleidung, kurz Alles. Dort geht die Schönheit nackt, bei uns verhüllt; welche Formen werden dort unter Lumpen sichtbar! ihre Landleute, ihre Bettler — das solltet Ihr einmal sehen! und hier bei uns! — Doch immerhin, lassen wir ihnen diese Vorzüge. Eure verhüllten Nonnengestalten haben ebenfalls großes Verdienst, und was Eure mächtige Phantasie auf der Brücke schuf, jener schauerliche Reigen, den der Tod anführt, ist ein Werk ächt deutschen Sinnes, voll tiefen Gemüths, unheimlich, schauervoll, grell possenhaft, selbst heiter in seinen Theilen. Sollte man glauben, daß es möglich sey, diese Widersprüche zu vereinen? und doch ist es Euch gelungen."

Der junge, bleiche Mann, den wir Meister Hans anreden hörten, und den wir nun auch so nennen wollen, stand erfreut und beschämt vor dem Sprechenden da. „Ihr seyd zu gütig gegen mich," sprach er, „und doch bin ich so gewöhnt, dem, was Ihr sagt, Glauben zu schenken, daß ich mich nunmehr wohl überreden kann, das, was ich gemacht, sey meinem Wollen nach ausgefallen; denn Schlechtes zu malen, war gewiß meine Absicht nicht." — „Nun aber hat Basel genug von Euern Werken," fuhr der Fremde fort. „Die Stadt besizt Schätze durch Euch, weßhalb sie die mächtigsten Fürsten einst beneiden werden. Stellt Euer Licht nicht fürder unter den Scheffel, tretet in die Welt und genießt die Früchte Eures seltenen Talentes und Eures Fleißes. Ihr bedürft weder der Lehrer, noch der Unterstützung, weder der Gönner, die Euch Beschäftigung geben, noch irgend einer andern Begünstigung, die man Schicksalslaune nennt. Tretet hinaus in das Leben, und Reichthum und Ehren werden Euch entgegenströmen. Ihr müßt Basel verlassen!" Ein tiefer Seufzer war die Antwort, die Meister Hans mit zur Erde geschlagenen Augen ausstieß. „Beim Himmel!" rief der Andere, „hier ist mehr im Spiele. Ich bin zu fremd noch in dieser Stadt, um die Bewohner all der Häuser am Markte zu kennen, noch weniger," sezte er heiter lachend hinzu, „ihre Töchter. Was gilt's? — Ihr seyd verliebt, mein kunstvoller Meister!" — „Ich? o daß ich's noch wäre!" sagte Meister Hans zagend und leise. „Nun, dann liebtet Ihr eine Ungetreue, eine Unwürdige," sprach der Fremde schnell; „so vergeßt sie nur und laßt Euch das keinen Augenblick Eures Lebens trüben. Beherrscht Euer Gemüth, und wie ich Euch schon sagte, verlaßt Basel so rasch als möglich." — „Ich — sie verlassen?" sprach der Maler, und der ältere Freund, der dadurch noch mehr bestärkt wurde, daß Liebe hier im Spiele sey, und daß der, wahrscheinlich unwürdige Gegenstand, welcher der jungen Künstlerbrust solchen Gram bereiten konnte, in dem schön gemalten Hause wohnte, ergriff den Traurigen am Arm und sagte: „Freund, kommt weg von diesem Platze, wo Euer Schmerz stets neue Nahrung aufnimmt. Seht, der trübe Morgen ist verschwunden; die herbstliche Sonne hatte noch Kraft genug, die Nebel zu bekämpfen. Folgt mir in's Freie und sagt mir, was Euch drückt, Ihr sollt einen theilnehmenden Freund an mir finden. Vielleicht kann ich Euch guten Rath ertheilen, ich bin wohl nicht ganz ungeschickt dazu."

Während dieser Worte hatte der Mann den Maler sanft fortgezogen, und nun schritten sie Beide der Rheinbrücke zu. Hinter dem Pfeiler eines Eckhauses trat jezt eine schöne, schlanke Frauengestalt in reicher Bürgertracht hervor. Sie hatte dort so lange versteckt gestanden, als das Gespräch der beiden Männer am Brunnen gedauert. Sie geht nun nach dem großen Hause, an dessen Fronte das Gemälde prangt, und tritt auf die breite Steintreppe desselben; aber ihr Kopf wendet sich den Fortgehenden nach, sie seufzt tief, ihre Augen sind roth und verweint, sie bedeckt sie mit ihren beiden Händen, klein und weiß; dann tritt sie in die Thüre des Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sommertage in Wallis.

Vierter Brief.

Die Leuker Schwefelquellen ſammeln ſich in weiten Gebäuden mit Abtheilungen für die verſchiedenen Klaſſen. Ich finde dieſe Einrichtung nicht ariſtokratiſch, wie manche Reiſende meinen, ſondern ſehr zweckmäßig und in der eigenthümlichen Gebrauchsart dieſer Bäder begründet. Es iſt für Alle gleich angenehm, daß das Gleichartige zuſammen iſt. Denn wie unerträglich langweilig und gezwungen würden ſich Arme und Ungebildete aus den niedern Ständen fühlen, wenn ſie den größten Theil des Tages mit Leuten zuſammen ſeyn müßten, mit denen ſie kein Wort reden möchten, und ſo umgekehrt. Schwer läßt ſich der Anblick eines ſolchen Bads beſchreiben, wenn ſich da die Kranken zuſammendrängen. So ungefähr mag es am Teiche Bethesda hergegangen ſeyn. In vier großen, viereckigen Becken ſitzen auf Bänken, die im Waſſer ſtehen, Perſonen beiderlei Geſchlechts, angethan mit langen weißen Wollenmänteln, die vom Kinn bis auf die Füße reichen. Rund um das Becken läuft eine Galerie. Es iſt unmöglich, unter dieſen Badenden eine andere Ordnung zu erhalten, als die, welcher ſie ſich freiwillig unterwerfen, und ſchon deßhalb iſt die Trennung der Klaſſen nothwendig. Da die Langeweile die heilende Wirkung des Bads hindern ſoll, ſo thun die Badenden alles Mögliche, um ſie von ſich zu verſcheuchen; jeder nimmt eine Beſchäftigung oder eine Unterhaltung vor, wie ſie ihm zuſagt. Die jungen Herren beſprechen ſich mit einander über Jagd, Pferde, Hunde, ſpielen auch wohl ein Ecarté oder treiben eine Handarbeit. Sizt ihnen eine hübſche Frau oder ein Mädchen gegenüber, ſo richten ſie ihre Bemerkungen und Reden dahin. Vor den Frauenzimmern ſchwimmen immer Korkteller mit duftenden Blumen, die um ſo nothwendiger ſind, da nicht bloß das Badewaſſer einen unangenehmen Geruch hat, ſondern ſo viele unter den bergenden Mänteln verſteckte Wunden, Flechten, Narben u. ſ. w. das Ihrige zur Verunreinigung der Luft beitragen. Alte und junge Offiziere ſprechen von Krieg und Waffenthaten; hier wird geleſen, dort geſungen. Die Kapuziner, welche hier ein ſtehender Artikel ſind, haben an ihren Roſenkränzen eine nie ausgehende Hülfe. Auch Schach und Dame ſah ich da ſpielen, wo es denn manchmal geſchieht, daß die Figuren umfallen und in's Waſſer rutſchen. Wenn dann endlich die Stunde der Mahlzeit ſchlägt, ſo iſt's ein allgemeines Feſt. Die Unterhaltungen, Arbeiten und Spiele hören auf, und aller Schmerz, alles Ungemach wird vergeſſen. Dieſes Chaos von Gegenſtänden, auf der Waſſeroberfläche ſchwimmend und ſchwankend, Blumen, Bücher, Tabaksdoſen, Riechfläſchchen, Schach- und Damenſpiele, weibliche Arbeiten, angefangene Körbchen, Schnitzarbeiten, Teller, Flaſchen, Schüſſeln, Gläſer, und darauf Eſſen und Trinken aller Art, und darüber die Geſichter und Köpfe, ſo verſchieden in Alter und Ausdruck — dieſe ganze Miſchung auf engem Raum hat nirgend ihres Gleichen und iſt eben ſo einzig in ihrer Art, als die Natur draußen, die ſich freilich nicht durch Mannichfaltigkeit, Buntheit und Wechſel auszeichnet, ſondern nur durch Kühnheit und Rieſengröße.

Als wir ankamen, ging es uns wie andern Reiſenden; wir wußten aber ſchon Beſcheid. Alt und Jung, Mädchen und Frauen drängten ſich zu uns, um zu wiſſen, was uns fehle, wo uns der Schuh drücke, ob alte oder neue Wunden, oder eine hartnäckige Flechte, oder nur ein armſeliger Ausſchlag uns hieher führe, und ob wir die Bäder lange gebrauchen wollten? Mein junger Begleiter, der blühend und ſtark ausſah, konnte kaum das Lachen verbeißen, ich aber deutete auf meinen Arm, und dieß verſtand man ſogleich. Zahlreiche Badegäſte — es war gerade des Abends nach der Badezeit — kamen nun auf uns zu, zeigten uns ihre Wunden, Flechten und Ausſchläge, um dämit eine Leidensverwandtſchaft mit uns darzuthun und unſer volles Vertrauen zu erregen. So befanden wir uns denn ſehr wohl unter dieſen Leproſen, die uns den Abend als neuen Badegäſten ordentlich den Hof machten. Am folgenden Tag war es natürlich, daß wir uns etwas in der Umgegend umſahen, daß wir die Bäder der „Armen“ und der „Herren“ beſuchten. Am dritten Tage aber erwartete man uns umſonſt in lezterm, denn wir waren früh bei guter Zeit nach der Gemmi aufgebrochen. Hätten wir bei unſerer Ankunft im Leukerbad die Ungeſchicklichkeit begangen, auf die uns beſtürmenden Fragen zu antworten, wir ſeyen keineswegs hautkranke Badegäſte, ſondern kerngeſunde Fußreiſende, ſo hätte man uns gleich den Rücken zugekehrt und keiner Theilnahme gewürdigt, wir hätten eine Menge hübſche Frauengeſichter gar nicht zu ſehen bekommen, und die Abende wären uns entſetzlich lang geworden. Wer hier etwas gelten, wer freundliche Geſichter erblicken will, muß wenigſtens eine Flechte haben; hat er es aber gar zu einem ekelhaften und bösartigen Hautausſchlag gebracht, der ihn wenigſtens zwei Monate im Bad feſthält, ſo reißt man ſich um ihn; eben ſo günſtigen Effekt machen offene Wunden. Geſundſeyn wird hier Niemanden verziehen; man betrachtet es wie eine Unanſtändigkeit, der der Rücken zugedreht werden muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Frühling.

O Frühling, alle Welt willſt du beglücken!
Wie ſchwillt und ſchwirrt die Luft voll warmen Wehens,
Wie rundherum in wirbelndem Entzücken
Der Wonnedrang viel tauſendfachen Lebens!

Ein jedes darf die eigne Blume pflücken,
Dem kleinſten Käfer blüht ein Ziel des Schwebens;
Mein Fuß nur muß die Blum' am Weg zerdrücken,
Und die mich heilte, wünſch' ich, ach! vergebens.

Wie bunte Wellen ſpielt der Sonnenſegen
Das Thal entlang und leuchtet Stern an Stern,
Die Birke ſchüttelt goldiggrüne Mähnen,

Sogar die Dornen blühn an den Gehegen —
Doch meiner Liebe Bild iſt ewig fern,
Und meinem Aug' entblüh'n nur ſtille Thränen.

Hesper.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortſetzung von Nro. 305. 1833.)

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Da nach bewährten Profeſſoren der Pſychologie die Muſik den Sinn der Menſchen mildert, ſo iſt es wohlgethan, daß man dieſelbe unſerm Geſchlecht, das nach unzweideutigen Symptomen ſtark zur Unbändigkeit neigt und zum Naturzuſtand zurückkehren möchte, möglichſt oft und reichlich beibringt. Beſonders in den warmen Monaten, wo das Blut heftiger wallt, applizirt man ſie dem Volke, wo es ſich zahlreicher verſammelt, namentlich in den öffentlichen Gärten. Oft ſind drei oder vier ſolcher ärztlich-künſtleriſchen Banden zugleich hier, und wo man ſich hinwendet, um eine Erfriſchung zu genießen, wird man mit beliebten Opernſtücken empfangen, und muß zu dem Sechſer für jene auch noch einen für letztere parat halten. Iſt es doch, als könnte, nachdem die Bevölkerung dieſe Genußcopulation nun einmal gewohnt iſt, kein Philiſter mehr ſein Glas Bier hinunterbringen ohne das Vehikel einer Roſſiniſchen Ouvertüre. Damit es aber mit dem Beſänftigungswerk nicht zu ſchleunig gehe, hat das Publikum ein Mittel: es horcht nämlich gewöhnlich nur auf das erſte Stück, dann gibt es ſich dem lauten Geſpräch hin, ohne weiter viel auf die Muſik zu achten. Selten ſieht man einen Enthuſiaſten ſich den Muſikern näher ſtellen und auf die Harmonie merken. Man möchte auch wirklich fragen, wo denn das Publikum das Gefühl, gleichſam den innern Text für all dieſe Inſtrumentalmuſik herbringen ſoll? So weben und rauſchen nun die köſtlichen Melodien und Harmonien der muſikaliſchen Genien Heſperiens, Galliens, Germaniens an den Biertiſchen vorüber und ſuchen vergebens durch die Ohren in die Herzen zu dringen, indem ſie auf dem Wege durch die ganz heterogenen Laute der Gläſer und Beſtecke und durch weiſe Reden über die großen Intereſſen des Tages zerſetzt und neutraliſirt werden. Wer Luſt hätte, ſich in eine tragikomiſche Stimmung zu verſetzen, der dürfte nur den Text, der den aufgeführten Opernſtücken zum Grund liegt, mit den von den Biertiſchen kommenden Reden und Rufen durchweben und wahrnehmen, wie lächerlich die Philiſterproſa der muſikaliſchen Poeſie oft durch den Sinn fährt. — Die Sache hat eine ernſthafte Seite. Je mehr ſich die Künſte um den gemeinen Sinn bemühen, ſich zu ihm herablaſſen, ſich ihm aufdringen, deſto mehr gewöhnt ſich dieſer, ſie zu ignoriren, zu vernachläſſigen, ja endlich zu verachten. Sie verſchulden dieß nicht immer durch ihre eigene Gemeinheit, denn fürwahr, man hört bei uns wenig ſchlechte, meiſt gute und nicht ſelten ausgezeichnete Gartenmuſik; ſelbſt unter den Meſſeſchnurranten ſind oft bedeutende Talente. Aber die Kunſt geht nach Brod, und ſo findet man ſich auch durch einen Brodgroſchen mit ihr ab. Man läuft ihr nach und genießt ſie nicht; es iſt ein Volksbedürfniß und keines; man will die Muſik und will ſie auch nicht; man fühlt ſich leer, wenn ſie aufhört, und ſchwatzt, wenn ſie wieder beginnt. Es iſt weniger Bedürfniß und Nachfrage des Publikums, als Spekulation der Wirthe, ſich fügend auf die Erfahrung, daß der Menſch gern an Orte hinſtrebt, wo er Menſchen verſammelt weiß. Muſik iſt die Parole und gehört in das reichhaltige Kapitel der geſelligen Vehikel. Die Anwendung der Blechinſtrumente iſt ganz auf die gedankenloſe Zerſtreutheit der Menſchen berechnet; dieſe ſchmetternden Töne prallen an das Ohr, wie Schlagregen und Graupenhagel an die Fenſter, und wiſſen ſich Aufmerkſamkeit zu erwettern. In der Nähe ſind ſie nur den maſſivſten Sinnen erträglich, während ſie ſich aus einiger Ferne wohl vernehmen laſſen. Ueberhaupt hat der einſam in unſerm Thal oder an den Hängen der Weinberge Wandelnde von dieſen Muſiken oft mehr Genuß, als der Gartenbeſucher. Sie wirken wie verklärt in eine weite Ferne, und man vernimmt gerade ſo viel, als hinreicht, eine gute Stimmung zu erwecken. Hörte ich doch eines Abends gegen die Dämmerung hin einen Choral ſpielen, dem freilich bald ein heiteres Quodlibet folgte, weßhalb ich ſchnell um die Ecke bog, um jenen rein davonzutragen.

Volksthümlich möchte ich dieſes ganze öffentliche Sommermuſikweſen nicht nennen. Der wahre Kunſtfreund mag ſeine Genüſſe gern iſolirt und in einen ihrer würdigen Rahmen gefaßt haben. Den Tonkünſtler verletzen Mißbrauch und Vergeudung und ſchwächen ſeine Kraft. Das Publikum im Ganzen aber gewöhnt ſich an ein Genießen ohne Bedürfniß, an eine luxuriöſe Copulation von Genüſſen, an Geringſchätzung der Kunſt. Von Wachsthum an Civiliſation, Gemüthsbildung ꝛc. möchte ich gar nicht reden. Bekanntlich wirken Uebermaß, Uberſättigung überall das Gegentheil von dem, was zweckmäßige Stillung eines wahren Bedürfniſſes, Befriedigung der Liebe und Sehnſucht gewähren.

Die Herabſetzung und allmähliche Entwürdigung der Künſte überhaupt, der dichtenden, darſtellenden und bildenden, wie ſie in den Nationen, im Zeitalter bemerkbar vorrückt, bewegt unſer Gemüth auf eine ernſte Weiſe. Man lernt Poeſie und Wiſſenſchaft geringſchätzen durch die Fluth der beiſpiellos wohlfeilen, oft ſchlechten oder ſchlecht gedruckten Ausgaben, durch die Nachdrücke, durch die wäſſerigen Meßartikel, das Leſefutter der Leihbibliotheken ꝛc.; man lernt die Malerei geringſchätzen durch die graſſen Tapetenbilder und andere Nachahmerei, die Kupferſtiche durch die Lithographien, die Dramatik durch den Schwall gehaltloſer Stücke, die Plaſtik durch mittelmäßige und ſchlechte Gypsfiguren und andere Manufakturſkulptur, und die Tonkunſt durch Erſtreckung des Meſſegeleiers auf die ganze warme Jahrszeit.

So ſind es Spekulation, Handel, Markt, Kunſtſchacher, Reizung des Luxus, Gier nach Neuem, nach Zerſtreuung, welche den Ernſt und die fromme Beſcheidenheit der Nationen in Kunſtſachen leiſe untergraben, und nach und nach immer mehr Tand für Kunſtwerke und flüchtige Unterhaltung für Kunſtgenuß unterſchieben, und an die Stelle der Reinigung, Erhebung, Kräftigung nur Sattheit, Ekel, Schwächung ſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Mai 1834.

Umringt von Sturm, umringt von grausen Wettern,
Steht dein ehrwürdig Haupt, zum Himmel hoch erhöht,
Fels! Wunder der Natur, in ernster Majestät,
Blickt mitleidsvoll herab auf überschwemmte Saaten,
Wie Gott, der Völker Fels, auf unterdrückte Staaten.

C. A. Clodius.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Man kann sich den Gemmipaß nicht furchtbar, kühn und schrecklich genug vorstellen. Er ist unstreitig das Wundersamste, was von Menschenhand in den Alpen gefunden wird, und es läßt sich behaupten, daß der Mensch nirgends kühner und siegreicher mit der Natur gestritten hat, die sich bei jedem Schritt unwillig seinem Beginnen und seinem Bau entgegensetzte. Die kühnsten Bauwerke der Welt geben doch keinen so großen Begriff von menschlichem Muth und von menschlicher Kraft, als dieser in der Luft aufgehängte Weg, der mit Leichtigkeit über unermeßliche, unzerstörbare Massen weggeht. Durch diesen eingemeißelten Weg wurde eine ganz scheitelrechte, sechszehnhundert Fuß hohe Felsenwand zugänglich. Es ist ein drei bis vier Fuß breiter Pfad, der, im Zickzack gewunden, immer eine Biegung über der andern, emporsteigt; dabei hängt er immer über dem furchtbaren Abgrund, wo weder das Auge noch die Hand einen Anhaltspunkt findet. Dieser Pfad ist überdieß an mehreren Stellen durch den Regen und die Fußtritte der Maulesel verdorben, und darüber hängen brüchige Felsen und Schiefer. So geht der Weg eine Meile weit immer im Zickzack den Berg hinan, von dem südlichen Fuß der Gemmi bis auf ihren Gipfel, der (7160′) bedeutend höher ist als der Simplon (6200′), die Grimsel (6770′) und der St. Gotthard (6420′), aber niedriger als die Furka (7790′), der Servinpaß (9950′) und der große St. Bernhard (7680′). Ist man einmal ganz hinaufgelangt, so sieht man wohl in den Abgrund, aus dem man sich langsam hinaufgewunden hat; von dem Felsenpfad ist aber auch nicht das Geringste zu bemerken, denn überall in den Felsen gehauen, ist er durch die dachartigen Vorsprünge verdeckt. Für den Fußgänger oder Reiter, der sich in der Mitte des Pfads hält, ist gar keine Gefahr, desto mehr aber für den Führer, der gewöhnlich einen Theil des Gepäcks aufhockt, um seinem Saumthier das Steigen leichter zu machen. Dabei geht er singend auf dem äußersten Rand des Pfads, wo das geringste Ausgleiten, Straucheln oder Ueberbeugen ihn in den Abgrund hinabstürzen würde. Aber auch mitten in diesem Schrecken und Grauen thut sich bisweilen eine Ansicht auf, gleich dem Blick durch ein Himmelsthor. Besonders überrascht es in dieser rauhen, furchtbaren Welt, wenn die Wolken sich von einander thun und man durch ihren Riß von dieser Höhe auf das weite Wallisthal blicken kann, das die ewigen Bollwerke umgeben, aus denen der Cervin und der Monterosa wie die höchsten Thürme emporragen.

Mitten in dieser rauhen, furchtbaren Natur liegt ein kleiner See, in dem sich die Wasser aus dem

Lammerhorngletſcher ſammeln. Dem Anſchein nach hat er keinen Grund, aber auf ſeiner Oberfläche zeigt ſich der furchtbare Kampf, den unten die Gewäſſer mit den auf unterirdiſchen Wegen eindringenden Luftzügen und Stürmen beſtehen. Man kann keinen Schritt auf der Gemmi thun, ohne immer neue Spuren von der furchtbaren Zerſtörung zu ſehen, die hier aus dem immerwährenden Kampf der feindlichen Elemente hervorgeht. Alles Lebendige liegt weit von hier, denn in dieſem Reich ewiger Zerſtörung hat das Chaos allein Leben und die Zerſtörung Thätigkeit. Wo du auch hier gehſt, hörſt du das Getös fallender Steine, die dir oft zu Füßen rollen, oft zur Seite in die Tiefe fallen; ihnen folgen dann ſtäubende und donnernde Lawinen. Hier oben hauſen nur Eulen und Lämmergeier, und traurig miſcht ſich bisweilen ihr heiſeres Krächzen, wenn das Wüthen des Orkans nicht Alles übertönt.

Von Schnee und Regen durchnäßt, kamen wir bei dem melancholiſchen Daubenſee an. Von nun an geht es immer bergunter, und ein Fußpfad zieht ſich zwiſchen Felsblöcken hin und führt nach dem armſeligen Wirthshaus Schwarbach, wenn ſich eine rauchige, nur wenige Fuß hohe und ſchlecht mit Brettern und Steinen belegte Hütte ſo nennen läßt. Aber in unſerer Lage, zum Tod müde, voll Hunger und Durſt, ſchien uns dieſe elende Hütte ein Rettungshafen, und die ſchlechten, groben Nahrungsmittel des Wirths ſchmeckten uns trefflich. In dieſe elende Stube hat unſer Werner mit ſeinem 24ſten Februar die Eumeniden und die Unglückshäuſer des Pelops und Lajus eingeführt.

Jenſeits Schwarbach, deſſen Natur der Dichter mit wenigen Meiſterzügen dargeſtellt hat, geht der Weg wieder zwiſchen Bruchſtücken von zerriſſenen oder zuſammengeſtürzten Bergen hin. Aber es fangen doch ſchon einige Alpenroſen ſchüchtern an ſich zwiſchen den großen Steinen zu zeigen, wo ſie Schutz haben gegen den Sturm. Wie unendlich wohl that uns der Anblick dieſer prunkloſen Blumen! Sie waren uns nach langen Stunden das erſte Zeichen wieder athmender Natur, wieder auflebender Schöpfungskraft.

Von Schwarbachs Graus und Schauer wenden wir uns wieder nach Wallis zurück, und zwar gerade nach Sion oder Sitten in Unterwallis. Schon von Weitem ſehen wir die Thürme dieſer maleriſchen Stadt, die durch ihr Klima und ihre Vegetation viel Südliches hat. An dem Abhang nach Mittag wachſen Safran, Oliven und viele andere Pflanzen Oberitaliens. Aber die Luft iſt ſchwer, dick und unbewegt, ja im Sommer ſteigt dadurch die Hitze auf einen unerträglichen Grad.

Ehemals konnte man Sion als die Hauptſtadt des Cretinismus und der Unreinlichkeit betrachten. Dies hat ſich aber in neueſten Zeiten ſehr geändert. Jetzt findet man nur noch wenige Cretins da, und die mehrſten Häuſer ſind neu gebaut. Feuersbrünſte und verheerende Ueberſchwemmungen zerſtörten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der alten Stadt, dieſer wurde aber bald wieder ſchöner aufgebaut. Natur und Menſchen häuften auf Sion mehr Unglück als auf irgend eine andere Stadt der Schweiz. Sieht man aber die neugebauten Stadttheile, ſo gewinnt des Walliſers Charakter eine neue achtungswerthe Seite, die ihn neben ſo manchem andern über die radikalen Schweizer ſtellt, welche jetzt vornehm auf die Walliſer herabſehen und in thörichter Verwechslung der Begriffe, ſo wie in Verachtung aller Erfahrung, nach einem unſichern und gefährlichen Ziel ſtreben. Dieſe braven Walliſer verloren mitten im Unglück den Muth nicht. Arm, unterdrückt, als Empörer mit Geldſtrafen, mit fürchterlichen Militärexekutionen belegt, ſeit dreißig Jahren gemißhandelt, geplündert, ſehen wir die Walliſer, wie ſie ſich gleich im erſten Augenblick des Friedens muthig und hoffend wieder aufrichten und raſch Hand anlegen, um die tiefen Wunden des Kriegs und der franzöſiſchen Occupation zu heilen. Im Unglück und in der Widerwärtigkeit demüthigten ſie ſich nicht, ſondern hofften vom Himmel eine beſſere Zukunft, und über Alles geht ihnen die Liebe zum Vaterland, das vielen Nichtwalliſern ſo eng und traurig ſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortſetzung.)

Jenſeits der Brücke lag eine junge Anpflanzung, und da man in dieſer Jahreszeit des Schattens wohl entbehren konnte, wählte der Fremde ſie, um mit ſeinem jungen Freunde den Morgenſpaziergang dort zu machen und ſeine Herzensergießungen zu hören. Sie waren allein in dem traulichen Gehege, das noch im vollen Schmucke herbſtlichen Laubes prangte; kein Basler beſuchte den Ort an Wochentagen.

„Nun, jetzt beichtet mir, Meiſter Hans,“ fing der Fremde an. „Schildert mir den Schiffbruch Eurer Gefühle und laßt uns Anſtalten treffen, dieſe koſtbaren Güter des Lebens im ſichern Hafen zu bergen. Was iſt's mit dem bemalten Hauſe? und welch' ein verderbender Kobold treibt dort ſein Weſen?“ — „So wißt denn, mein hoher Gönner,“ ſprach der Maler, „daß der Eigenthümer jenes Hauſes der Vater meines Weibes iſt.“ — „Das ſcheint mir eben kein Gegenſtand der Trauer, lieber Freund,“ fiel ihm lachend der Andere in's Wort. „Der Mann iſt reich und angeſehen.“ — „Daran dachte ich nicht, als ich Maria freite,“ fuhr der Maler fort.

„Nur ihre Schönheit bezauberte mich. Die Form, die äußere Form iſt unſer Abgott, ihr huldigen wir unſer ganzes Leben, in ihr finden wir Alles, was den Menſchen macht. Was nach unſern Begriffen ſchön iſt, iſt vollendet. In der Schönheit liegt Hoheit, Anmuth, Stärke, Ruhe, Weisheit, Milde, Liebe, Alles, was das Höchſte und Edelſte der Menſchennatur iſt. Wir armen Maler wiſſen ja nichts Anderes darzuſtellen, als Schönheit. Glücklich genug, wenn wir es können, und darum ſind unſere Köpfe und Herzen voll davon, und wir beten an, wo wir ſie antreffen. Ich ſah Maria — und ihre Schönheit überwältigte mich. Ich malte ſie unzählige Male, und ſie erſchien mir immer ſchöner. Je mehr ich mich in dieſe Herrlichkeit verſenkte, deſto klarer wurde ſie mir, deſto beredter dieſe Züge, deſto verſtändlicher die Harmonie der Glieder, ich ſah Maria für den Inbegriff alles Schönſten der Erde an, und ich träumte mir ihren Beſitz als das würdigſte, höchſte Ziel, was ein Menſch zu erſtreben verlangen könnte.“ — „Ihr ſeyd ein großer Maler und waret ſehr verliebt,“ ſagte heiter der Andere; „aber Ihr ſeyd es noch, verlaßt Euch darauf.“ — „Wohl bin ich's noch, ich fühle es,“ ſagte betrübt Meiſter Hans. „Könnt Ihr jedoch die Qual bemeſſen, die mich erfüllt, mein theilnehmender Freund, wenn ich Euch ſchildere, wie meine Liebe vergolten wurde? Der Vater der Jungfrau, einer der angeſehenſten und reichſten Bürger der Stadt, ehrt den Stand der Künſtler und liebt die Kunſt. Dieſes iſt bei vornehmen Leuten nicht immer vereinigt. Zu meinem Glücke, ſo dachte ich, findet es ſich hier. Nachdem ich mehrere Male für ihn beſchäftigt worden war, ihn ſelbſt in ſeiner Amtstracht als Beiſitzer des Gerichts, ſeine Frau im Sonntagsputze, und eine Menge von häßlichen Verwandten abkonterfeit hatte, ward mir endlich auch das Glück zu Theil, Maria zu malen. Ich bebte vor innerem Entzücken, ich miſchte meine Farben mit einem Fleiße, ich ließ es an nichts fehlen, doch — was ſoll ich Euch ſagen? — das Bild mißrieth. Ich ſchämte mich; ſie ſaß noch einmal, ich malte noch emſiger — es mißrieth wieder; ich wollte es nicht für meine Arbeit anerkennen und vernichtete es. Beſchämt zog ich mich zurück. Man wußte ſich dieſe Stümperei nicht zu erklären. Erſt zu Hauſe in der Einſamkeit fühlte ich, wie voll meine Einbildungskraft von Maria's Reizen war; hier war kein hüpfender Pulsſchlag, kein Beben in den Fingerſpitzen, kein Schwimmen vor den Augen, kein klopfendes Herz, keine Zerſtreuung, kein Zuſammenſuchen von Worten, die auf der Zunge ſchwebten, und doch nie geſprochen wurden; hier ſah ich ſie vor mir, wenn ſie gleich nicht gegenwärtig war, hier gelang es mir endlich, ſie zu malen, weil ihre Nähe nicht im Stande war, mir die Sinne zu verwirren. Ich vollendete das Bild, nie noch war mir eines ſo gelungen, und trug es in das Haus der Eltern, die hocherfreut darüber waren, daß ich ſo genügend meine Künſtlerehre gerettet hatte. Mir ward der Auftrag, das Haus von außen zu malen. Mit Freuden ſagte ich zu, mit Begeiſterung beſtieg ich das Gerüſt. Ich wollte ihrer Wohnung mit aller Macht, die mir der Himmel verliehen, die Verklärung der ſchönſten Kunſt zu Theil werden laſſen. Wie oft mußte ich jedoch die Köpfe, die ich gemalt, wieder aushauen und friſchen Anwurf machen; immer malte ich nur Marienköpfe, und noch jetzt werdet Ihr ſie wenigſtens dreimal auf dem Bilde antreffen, und alle Engel haben eine entfernte Aehnlichkeit mit ihr. Darüber verfloſſen mehrere Monate. Beſonders lang währte es, bis ich mit den Verzierungen um ihr Fenſter fertig wurde. Mit dem früheſten Morgen beſtieg ich damals mein Gerüſt, und malte weniger, als daß ich nach den grünen Behängen ſchaute, welche ihr Schlafzimmer vor meinen Blicken verdeckten. Es war eine recht wonnige Sommerszeit. Sie ſtand frühe auf, und pflegte dann das Fenſter zu öffnen. „Guten Morgen, Meiſter!“ rief ſie mir zu. Ach, Herr, ich hatte Mühe, mich feſtzuhalten; ihr Anblick und der Ton ihrer Stimme erregten einen Schwindel in mir, daß ich beinahe vom Gerüſt gefallen wäre. Und auf dieſe Weiſe entſpann ſich unſere nähere Bekanntſchaft. — Eines Morgens ſagte ich ihr Alles, was ich auf dem Herzen hatte, und wie ich nur aus Liebe zu ihr das Haus bemalte, und wenn ſie nicht wäre, nie auf dem Gerüſte hier ſäße. Sie nahm das ſehr wohlgefällig auf und lächelte. Herr, und wie ſie lächelte, da war es um mich geſchehen; ich ſchwang mich mit einer Behendigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte, auf ihr Fenſterbrett, von dem ſie kreiſchend zurückgelaufen war, und im Nu lag ich vor ihr auf den Knien, in ihrem Schlafzimmer. Ich wagte viel; war ich aber wohl im Stande, in jenem Augenblicke daran zu denken?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortſetzung.)

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Der Kunſtfreund, indem er ſich ſagt, daß dieſe Erſcheinung hiſtoriſch und unaufhaltſam ſey, fragt, wie denn der Weltgeiſt ſolch ein wachſendes Sinken zugeben könne. Hierauf erfolgt wohl keine beruhigendere Antwort, als daß, wenn es nur erſt zum Aeußerſten, zum Ekel durch Ueberſättigung gekommen, ſich von ſelbſt das Bedürfniß nach dem Gegenſatze, nach dem Beſſern melde, und daß es den Beſſern auch in der frivolſten Zeit unverwehrt ſey, ſich mit ihren beſcheidenern Anſprüchen und reinern Genüſſen einigermaßen zu

isoliren, so wie es in Hinsicht auf die Jugend Sache der Eltern und Erzieher ist, den Kindern durch ernst-tüchtige Schule einen richtigen Sinn für die Tiefe der Kunst beizubringen, sie mit wenigen, aber soliden Genüssen zu erfreuen, sie überhaupt entfernt von dem Luxus-Mancherlei an ein bescheiden-inniges Aufnehmen der Kunst und Natur zu gewöhnen. Der Ausspruch Schillers: so oft die Kunst fiel, ist sie durch die Künstler gefallen, ist stereotyp geworden. Er entspricht ganz dem ernsten Munde eines Hohenpriesters Apolls, gekehrt gegen den Hokuspokus der Kunstbaalspfaffen. Aber insofern er eine Mahnung und sittliche Forderung ausspricht, setzt er eine Möglichkeit voraus, welcher die Menschengeschichte nicht entsprechen kann, nämlich, daß der Gesammtverein der Künstler gleichsam als ein heiliger Bund sich das Gelübde ablege, nun und nimmer sich zu dem Zeitgeschmack herablassen zu wollen, sondern die Mitwelt zu den würdigsten Kunstschöpfungen heraufzuziehen. Ohne Zweifel würde ein Publikum, dem man nichts Gemeines zukommen ließe, sich dem Ungemeinen bequemen, wie denn dasselbe auch in gewissen, jedoch kurzen Zeiträumen und an gewissen begünstigten Orten sich in einer schönen Kunsthöhe mit Selbstanstrengung zu halten vermocht hat. Im Allgemeinen und weltgeschichtlich genommen wollen wir aber behaupten, daß Künstler, Veranstalter, Leiter und Kunstgenießer allesammt Kinder ihrer Zeit sind, und daß sie miteinander steigen und wieder sinken, ja daß Verhältnisse und Menschen, Gegenstände und Generationen einander gegenseitig bestimmen, heben und fallen lassen. Und so finden wir auch, wenn einmal ein Interesse, sey es an Religion, Wissenschaft, Kunst oder Leben, seinen Höhepunkt erreicht hat, daß eine emsige Handbietung der Eingeweihten und Laien, der Schaffenden und Genießenden, dasselbe immer mehr zu verflachen, zu verallgemeinen, zu entweihen, eintritt.

Wie man mit Keinem reden kann, der nicht hören will, wie dem Sprechenden vor einem Zerstreuten, Kaltsinnigen das Wort im Mund erstirbt, so können auch die Höhern einem Zeitalter nichts bieten, an was es nicht glaubt, für was es keinen Sinn, keine Sinne hat. So übt die Gemeinheit einen entsetzlichen Preßzwang aus über das ganze Gebiet des Wissens und Schaffens, des Forschens und Darstellens, und desjenigen, was eine zerstreute, geschmacklose Zeit nicht sehen und hören will, ist ohne Vergleich mehr, als dessen, was man ihr von Censur wegen nicht sagen soll und darf. Um aber den Unsegen, den Fluch, der auf unserm Zeitalter liegt, in wenig Worte zu fassen, könnte man behaupten, der Jammer liege darin, daß es das Reizende über das Schöne stelle, daß es die massiven Mittel dem idealen Zweck vorziehe, daß es lieber in Affekten schwelgen, als in Gemüthserhebungen leben wolle, daß es täglich mehr verlerne, ein mildes, maßvolles, kunstgerechtes Ganze zu fassen, zu würdigen, ja nur zu ertragen, daß über diesen, von ihm gesuchten und hinwieder ihm gebotenen, oft aufgedrungenen täglichen Befriedigungen es bei ihm nie zu einem tiefen Bedürfniß, einer starken Sehnsucht nach einem ernsten Kunstwerk, einem großen musikalischen Hochbau kommen könne. Und doch kann nichts Tiefes, Erhabenes erzeugt und dargestellt werden, wenn die Nation nicht darnach ein inniges Verlangen trägt. Machen seltene grandiose Erscheinungen in der musikalischen Welt auch in neuern Tagen hier eine Ausnahme, so wollen wir dies doppelt freudig und den Urhebern dankbar anerkennen.

Ueber unsere Tanzmusik erlaube ich mir auch eine Bemerkung. Es gibt berühmte Tanzkompositeurs, deren melodische Rhythmen die Tänzer heben, tragen, indem sie durch das Ohr auf das Gemüth, durch dieses auf die Beine wirken. Jeder Tanz sollte etwas von der Art der „Ländler“ haben. In Steyermark tanzt das Volk mit Leib und Seele; im Reich herrscht aber ein anderes Prinzip. Hier werden beliebte neue Opern zu lauter Walzern, Cotillons ꝛc. zugeschnitten. Man weiß schon, wie das geht. Alles nur immer Dienſame wird benutzt, und da horcht der Opernnnkundige oft staunend, welch ernste Sätze sich dem Tanzmetrum haben fügen müssen, woran e. freier Tanzsetzer in seinem Leben nicht gedacht hätte. Manches ist so mollsinnig feierlich, daß man es in Trauerkleidern tanzen sollte. Anderes kriegerisch, daß man an Harnische und Panzerhemden denkt. Die Theatergänger sind aber deß hocherfreut, wenn sie auch durch die holde Reminiscenz aus dem Takt kommen. Wir möchten beiden Theilen, den musikalischen Compilatoren und den Tänzern, die Freude eben nicht verderben, jedoch, da alles Zuviel ermüdet, rathen, daß mit den Porticis, Vampyr- und Zampawalzern auch tüchtige Wiener Tänze ꝛc. wechseln möchten.

Die Abonnementkonzerte der königlichen Hofkapelle haben ihren Fortgang. Nichts erfreut die Musikfreunde mehr, als wenn zwischen die Fülle der modernsten Musik hinein ältere Stücke, eine Symphonie vom Abt Vogler, Werke von Gluck ꝛc. gegeben werden. Sie genießen doppelt, weil sie vergleichend ein Ohr in der Vergangenheit, eines in der Gegenwart haben. Bei unserm trefflichen Violinspieler Molique drängte sich mir wieder auf, wie in der Kunst überhaupt die Beseelung jedes kleinsten Theils in's unendlich Kleine, die Durchdringung jedes Tones mit Kraft und Geist erst das wahre Leben schafft, und wie ohne dies aller Aufwand von Künstelei und Fertigkeit wie nichts erscheint, höchstens als Strapaze. Im kleinsten Theil, in Strich und Ton der ganze Charakter des Meisters, das ist's! Verlangen wir dies nicht auch vom Maler, vom Schauspieler, vom Dichter? ja ist uns nicht auch der Mensch der liebste, der zuverlässigste, der in jedem Moment aus seiner Gesammtnatur heraus spricht und handelt? Glaube ja kein Künstler, namentlich kein Virtuos, es könne dieser Beseelung, Belebung des Einzelnen je genug oder zu viel werden. Wenn ich einen solchen eine Passage etwa auf einem abendlichen Gange unzähligemal einübend wiederholen höre, so erwehre ich mich des Gedankens nicht: möchtest du die Cantabile's, Amoroso's und andere schöne Stellen eben so oft spielen und immer aus dem Gemüth, aus tiefer Brust heraufholen! Namentlich sind die Meister auf dem seelenvollen Violoncell durch den neuern massiven, materialistischen Geschmack so leicht verführt, statt in der eigentlich sangbaren Region ihres Instruments uns zu rühren, in der höhern Applikatur durch Sprünge und Läufe zu unserm kalten Erstaunen zu sprechen. Die Instrumentalkonzerte sind überhaupt nicht eingerichtet, uns gemüthlich zu ergötzen, sondern mehr, den Virtuosen in seinem Glanz und Brillantfeuer zu zeigen. Nothwendig sättigt und ermüdet die fortlaufende Darlegung eminenter Fertigkeit des einen Instruments. Die konzertirende Form, aber verschiedener Instrumente, wäre durchaus zweckmäßiger, und in der Musik möchte eine Regierung von Gegenkaisern und Königen heilsamer seyn, als eine nunmehr schrankte Alleinherrschaft. Das eine Instrument hebt und beleuchtet das andere, der Wechsel reizt und retardirt die Sättigung. Daß eines den andern im Ganzen doch vortrete, wie einst der erste Consul seinen Collegen, bleibt nicht ausgeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Mai 1834.

— Ein solcher Mann
Sitzt sichrer in eim finstern Gmach,
Im Regen unter eim bösen Dach,
Denn bei eim solchen zenkischen Weib,
Die teglich peinigt seinen Leib
Mit kissen, zanken und mit nagen.

Hans Sachs.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Meister Hans machte hier eine Pause und sah in Gedanken vor sich hin. Seine trübe Miene hatte eine hellere Färbung angenommen, es war, als hätte er sich in selige Erinnerungen verloren. Der Fremde unterbrach ihn. „Nun, und was sprach die Jungfrau? Wie nahm sie Euern Ungestüm auf?“ — „O laßt mich davon schweigen!“ sagte der Maler. „Lieber Herr, ich wäre ja doch nun und nimmermehr im Stande, Euch Alles das zu schildern, und obgleich ich mit Farben besser als mit Worten umgehen kann, wüßte ich zu dieser Schilderung auch nicht einmal die rechten zu mischen. Glaubt mir, wenn ich Euch sage, daß damals sicherlich kein Mensch auf der Erde so glücklich war, wie ich. Alles, was ich ihr zu gestehen hatte, wiederholte sie mir Wort für Wort, und sie versprach mir, ihren Vater von Allem zu unterrichten, und glaubte überzeugt zu seyn, daß er ihre Hand dem berühmtesten Meister in einer Kunst, die er so hoch verehre — verzeiht mir, daß ich also spreche, ich sage Euch nur, was Maria äußerte — gewiß nicht abschlagen würde. Sie hielt Wort, und wie ich am Abend vom Gerüste steige und in's Haus trete, um meinen Arbeitsrock mit meinen guten und ehrbaren Kleidern zu vertauschen, ruft mich der Rathsbeisitzer in seine Schreibstube, um ein ernstes Wort mit mir zu sprechen. Ich verließ noch an diesem Abende das Haus als sein zukünftiger Schwiegersohn, und Maria's erster Kuß glühte auf meinen Lippen. Nach kurzem Brautstande wurden wir eingesegnet, Mann und Frau.“

Sie hatten sich, vom Gehen ermüdet, auf eine Steinbank gesetzt, unter einer mächtigen Ulme, die sie mit ihren todten Blättern ganz überschüttete. Die Sonne hatte sich wieder verborgen und der Herbstwind pfiff durch die Zweige des Baumes. Der Maler schwieg lange und blickte zu Boden, endlich fuhr er fort. „Was ich nunmehr leide, seitdem dieser Engel der Schönheit unter das Dach meiner bescheidenen Wohnung getreten, das kann ich eben so wenig in Worten fassen, als meine frühere Seligkeit. Und könnt' ich's, so wäret Ihr zu menschlich, um mich durch die Erzählung meiner Kränkungen und Qualen auf's Neue zu martern. Nur so viel sollt Ihr wissen, edler Freund, daß Maria zänkisch, herrschsüchtig, argwöhnisch ist; daß sie bald wissen will, warum ich ernst bin, bald warum ich heiter, bald warum ich weder Eines noch das Andere bin; guter Gott! ich soll ihr sagen, wovon ich mir oft selbst keinen Grund angeben kann. Was ich ihr aber darüber vertraue, wird von ihr nicht angenommen; stets glaubt sie, daß ich ihr den wahren

Grund verheimliche. Dann ſchmollt ſie, wird böſe, weint und quält mich, daß es ein Jammer iſt. Ich muß meine Arbeit verlaſſen und aus meinem Hauſe entfliehen. Jedes weibliche Bild, das ich male, ſoll ihre Nebenbuhlerin ſeyn, oft hat ſie mir die Leinwand zerſchnitten und faſt ſchon beendigte Bilder in blinder Wuth verdorben. Ich verzehre mich in Kummer, und kann dabei nicht aufhören, ihre Schönheit zu bewundern, wenn ich auch ſchon lang aufhörte, ſie zu lieben. Das iſt der Grund, warum Ihr mich dieſen Morgen das Bild anſtarrend da ſitzen ſaht. Ich überdachte mein Elend, das aus jenem Hauſe hervorging, ich ſah auf die fleißigen Verſchlingungen, die ſo kunſtvoll das Fenſter umgeben, und ich entdeckte noch den Fleck recht gut, wo ich den Pinſel wegwarf und mich in ihr Zimmer ſchwang. Ich betrachtete ihre Köpfe auf dem Bilde und ſuchte daraus zu entziffern, was denn ſo mächtig auf mich eingewirkt habe und noch einwirke. Ach, wir armen Maler ſind Sklaven der Schönheit! welche Mühe ich mir auch gab, ſie jezt aus dieſen gemalten Köpfen wegzuleugnen, ſie trat mir daraus ſtets ſiegreich entgegen und ſchmetterte mich zu Boden.“ Der arme junge Mann ſeufzte tief, aber der Fremde ergriff ſeine Hand und ſagte mit ernſter Miene: „Ihr rennt Eurem Untergange zu, wofern Ihr Euch nicht ſelber rettet, Hans! Dieſes Weib, das Eure Geſundheit untergräbt, trübt Eure Laune und tödtet Euren Geiſt früher noch als Euren Körper. Habt Ihr von dem großen Meiſter Albrecht von Nürnberg vernommen?“ — „Albrecht Dürer — o! wie liebe ich ihn!“ erwiderte der Maler. — „Und wißt Ihr, daß er in ſeinen lezten Stunden von dem böſen Teufel von Weibe, das ihn ſein ganzes Leben hindurch gefoltert, noch Schläge erhielt?“ ſprach ernſt der Fremde. Der Maler ſchauderte zuſammen und verbarg ſein Geſicht. Der Fremde ſtand raſch auf. „Ihr müßt fort von hier um jeden Preis!“ rief er. „Ich dachte ſchon ſelbſt daran,“ ſprach der Andere. „In Augsburg, meiner Vaterſtadt, lebt mir noch ein Oheim und zwei Brüder, zu ihnen will ich meine Zuflucht nehmen.“ — „Was da — nach Augsburg!“ entgegnete unwillig der Fremde. „Damit ſie Euch nachreiſe, vorjammere, Alles aufbiete, um Euch zur Rückkehr zu bewegen! Nein — Ihr müßt fort — weit fort — über's Meer.“ Der Maler wurde bleich. „Nun?“ fragte der Fremde, „wird Euch bang? fürchtet Ihr Euch vor dem Waſſer? Seht die tobende See in ihrem furchtbarſten Aufruhr, und es wird nichts ſeyn, gegen Euer böſes Weib. Hier müßtet Ihr zu Grunde gehen, Ihr ſollt aber leben und malen. Könntet Ihr das, wenn Ihr Euern Plagegeiſt ſtets um Euch hättet? — Wie ſollſt Du, armer Künſtler, zu heitern Farben, zu Gold und Purpur, zu Pracht und Freudigkeit kommen, wenn Dich Schmutz und Trübſal, Lärm, Unfriede und Zerwürfniſſe aller Art umgeben?“

„Nun, Meiſter Hans,“ fuhr er nach einer Pauſe mit raſcher Bewegung fort, „was gedenkt Ihr zu thun?“ — „Weiß ich's?“ fragte der Maler kleinmüthig. — „So vertraut getroſt mir, und ich will's Euch ſagen. Ihr ſollt von Euch ſprechen laſſen an dem Hofe des mächtigſten Monarchen. Ich will Euch dazu verhelfen. Sucht mich Abends Glocke Neun in meiner Herberge auf, und ich will Euch das Uebrige vertrauen.“

Der Maler wußte nicht, was er zu dem Vorſchlage ſagen ſollte, ſo ſehr war er überraſcht davon. „Glaubet Eurem welterfahrenen Freunde,“ ſagte der Andere noch; „es iſt beſſer, ein ſolches Band mit dem Schwerte zu durchhauen, ehe eine unauflösbare Schlinge daraus wird, die Euch die Kehle zuſchnürt. Dies war Euer erſtes Leben, verlaßt es und beginnt Euer zweites. Sterbt hier, um dort zu erwachen. Beſtellt Euer Haus und verſäumt nicht, den Abend bei mir zu ſeyn, Ihr müßt bald reiſen.“

Er ſchüttelte freundlich dem Maler die Hand und verließ ihn ſchnell. Dieſer aber ſchritt noch einmal in großer Bewegung auf und ab und eilte dann einem nahe gelegenen Dorfe zu, um ſich einen Trunk Wein geben zu laſſen. Es war ihm nicht möglich, jezt vor ſeiner Frau zu erſcheinen, und er nahm ſich vor, erſt im Zwielichte nach Hauſe zu gehen, gleich als ob er ein böſes Gewiſſen hätte. Und ſezt es dann auch einen Sturm, dachte er, je nun, dann ſoll es gewiß einer der lezten ſeyn. Er ſann hin und her, nach welchem Lande ihn ſein Freund ſchicken wollte, von deſſen großen Verbindungen er ſchon gehört hatte; aber die Löſung dem Abende anheimſtellend, ging er ziemlich ermuthigt mit einbrechender Dämmerung auf ſeine Wohnung zu. — Wie er eintrat, fand er Maria in Thränen.

(Die Fortſezung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortſezung.)

Sions Anblick iſt gar ſonderbar und bizarr. Die Stadt liegt an der breiteſten Stelle des großen Rhonethals, in das ſich ſo viele zerſtörende Ströme münden. Sie wird von einem ungeheuren Felſen beherrſcht, der in zwei Theile geſpalten iſt. Auf dem höchſten ſtehen die Ruinen des Schloſſes Tourbillon, das ein Biſchof von Sion im dreizehnten Jahrhundert erbaute. Gar maleriſch und romantiſch liegen dieſe mächtigen Trümmer aus blutrother Lebenszeit, wie das Gerippe eines Tigers, auf dem freiſtehenden Felſen. In dem unnehmbaren Schloß hauste das grauſame und wilde Geſchlecht der Biſchöfe von Sion, und von hier aus übten ſie über Wallis, beſonders aber über die Umgegend, faſt fürſtliche Hoheit,

und hingen genau mit ihren Lehensleuten in Savoyen und Bern zusammen. Ihre Geschichte hat einen wenig frommen und christlichen, wohl aber einen päbstlichen Charakter. Von dem milden, versöhnenden Geist des Evangeliums ist darin wenig die Rede, desto mehr von blutigen Ereignissen, Krieg, Meuchelmorden, Empörungen und Niederlagen. Man sollte glauben, unter den Mauern des Klosters St. Gallen zu stehen, als das Waffengeräusch dort die stille Weihe der Wissenschaften und Studien verdrängt hatte, als Labeo, Notker und Salomon verstummt waren, und an der Stelle ihrer milden, geistreichen Lehren nur das wilde Kriegsgeschrei Ulrichs von Eppenstein gehört wurde; nur mit dem Unterschied, daß in Sion nie die Wissenschaften blühten und keiner seiner Bischöfe sich darin ausgezeichnet hat, wie die Aebte und Mönche von St. Gallen. Noch mehr erinnern Sions Bischöfe an die ehrgeizigen und kriegerischen Bischöfe von Chur, die in den Rhätischen Alpen nicht bloß geistliche Herren und Hirten, sondern auch unumschränkte Fürsten seyn wollten, woraus die Kämpfe der Barone unter einander entstanden, die endlich das Volk zur Verzweiflung und zu dem allgemeinen Aufstand brachten, worin es das drückende Lehnsjoch abschüttelte und sich frei von den Baronen machte. Aber seyen wir nicht zu streng in Beurtheilung der Bischöfe des Mittelalters; denn überall, wo hochgestellte Männer leicht Einfluß, Macht und Reichthum erwerben konnten, war es damals doppelt schwer, der Versuchung zu widerstehen. Die Bischöfe hatten dazu die beste Gelegenheit, denn sie standen da wie Leuchtthürme der Heiligkeit, der Weisheit und des Glaubens, nach denen sich in jener eisernen Zeit alle Blicke und Wünsche der blinden Menge vertrauensvoll wendeten. Ja, es war für manche Völker ein Glück, daß die Hand, welche den Krummstab führte, auch das Schwert und den Scepter zu halten verstand. Wenn auch jene Bischöfe ehrgeizig und leidenschaftlich waren, so milderte bei ihnen doch die Religion die Feudalsitten. Dadurch wurde der Befehl menschlicher, wenn er aus dem Munde hervorging, der eben den Segen und Worte des Friedens ausgesprochen hatte. Wenn die Geistlichen in den dunkeln, rohen und grausamen Zeiten des Mittelalters nicht ein großes Uebergewicht in Europa geübt hätten, so wäre dieser schöne Welttheil eine Räuber- und Mörderhöhle, und hernach wohl gar eine Wüste geworden; wir aber würden heutigen Tags gewiß nicht das Glück und die Wohlthaten der Civilisation genießen, auf die wir jezt stolz sind.

Die protestantische Lehre fing bald an, in Wallis Eingang zu finden, und gab den bisher unruhigen, kriegerischen geistlichen Oberhirten eine andere Richtung. Durch ihr exemplarisches Leben, durch ihre wahre Frömmigkeit und Tugend wirkten sie jezt wesentlich dahin, daß die Walliser nicht von der Kirche ihrer Väter abfielen. Im Jahr 1788 brach eine furchtbare Feuersbrunst in dem bischöflichen Schloß Tourbillon aus, verzehrte es bis auf die äußern starken Mauern, und dadurch ging auch die herrliche Gemäldesammlung unter, in der viel Treffliches aus Italien gewesen seyn soll.

Auf dem andern, etwas niedrigern und zugänglichern Felsen liegt das Schloß Valerio mit einer Kirche und einigen Häusern, die zusammen von Weitem eine gar schöne Gruppe bilden, welche sich rein und anmuthig auf dem dunkeln, grünen und schneeigen Hintergrund der Berge abzeichnet, die den Horizont begrenzen. Ein drittes Schloß, genannt Majorie, liegt nördlich von der Stadt. Hier residirten in den lezten Jahrhunderten bis 1788 die Bischöfe, seitdem es ihnen nicht mehr passend schien, zwischen hohen kriegerischen Burgthürmen zu wohnen. Die von Feindeshand angelegte furchtbare Feuersbrunst 1788 zerstörte neben dreihundert Häusern auch dieses Schloß und die bischöfliche Wohnung; dabei ging das große Landesarchiv zu Grund, das nicht allein für die Walliser-, sondern auch für die Schweizergeschichte kostbare Urkunden enthielt.

Sions Ursprung verliert sich in dem Dunkel der Vorzeit, und es verdankt seinen lateinischen Namen Sedunum den Sedunern, einem Volk, das mehrmals in der römischen Geschichte vorkommt. Vom zehnten Jahrhundert an bis heute wurde die Stadt achtmal belagert, genommen und ganz oder zum Theil verbrannt, ein schreckliches Schicksal, das sie hauptsächlich ihrer Lage an einer der Hauptstraßen nach Italien zuzuschreiben hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Beschluß.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Bei allen Kunstdarstellungen entgeht dem Aufmerksamen, mit Bewußtseyn Genießenden nicht, daß man die Künstler immer und immer wieder auf die ersten Elemente und Fundamente mahnend zurückweisen sollte. So scheinen die neuern Tondichter immer mehr zu vergessen, daß die Musik eine langaustönende, wiederholende, leise wandelnde und metamorphosirende Gefühlssprache sey, daß sie dieses ihr Regale, das wogende Austönen der Gemüthsstimmung, nicht gegen das kurze, bestimmte, verständige, hinzeigende Aussprechen der Wortsprache vertauschen soll. Wer aber freilich kein musikalisches Gemüth, keinen Melodienreichthum, keine durch inneres Bedürfniß unterstüzte Gewandtheit besizt, den goldenen Faden mit Anmuth lang auszuspinnen, der sucht das Fehlende durch andere Mittel zu ersezen. So oft ich eine unerwartete Ausweichung, einen gefühlzerreißenden Uebergang vernehme, kann ich mich nicht enthalten zu

denken: dieses Talent weicht dem rechten Genius aus. — Eine andere Grundforderung ist: reines Intoniren beim Gesang und deutliches Aussprechen des Textes. In beiderlei Beziehung hat ein scharfes Ohr Manches zu leiden. Mit solchen Versäumnissen in der augenblicklichen Ausübung ist es, wie im Leben mit der Gewissenhaftigkeit. Der Rechtschaffene läßt es selten an der Hauptsache im Großen fehlen, aber hundertmal an den unendlich kleinen Pflichten des Moments, und wer ist, der sich rühmen könnte, daß er stets auf der Schärfe der Rechtslinie wandle? Namentlich vom Mangel an deutlicher Pronunciation (die wankende Intonation rührt oft von der Unsolmäßigkeit des Organs her, und dies selbst bei geübten Sängern) wäre viel zu sagen. Wir wollen es den Sängern in's Gewissen schieben. Sie mögen ihre Vertrautesten fragen; nur behaupten wir, daß man ohne Weiteres so deutlich singen als sprechen könne, und dies unbeschadet des Gesangtones und vollen, gemüthlichen Klanges. Ein undeutlicher Gesang ist und bleibt nur die Hälfte des Gesanges; uns imponirt in diesem Punkt kein noch so rauschender Beifall. Von kleinern Uebelständen, fatalen Angewöhnungen, hartnäckigen Manieren ꝛc. wäre auch wohl etwas zu sagen; z. B. von einem sentimentalen Ineinanderziehen der Töne, was bei großen Intervallen Ohr und Herz zerschneidet. Daß Sänger oder Sängerinnen (letztere kommen leichter dazu, ihr Gefühl auf diese Art oder Unart auszudrücken) solche Angewöhnungen nicht für geschmackswidrig halten, ja sie kaum an sich kennen, wird dem Psychologen wohl erklärlich seyn; daß sie aber nicht von Kunstleitern oder Mitkünstlern darauf aufmerksam gemacht werden, begreift der Weltmann in unserer Herkömmlichkeitswelt. Hat doch der Kunstreferent die Schonung, nicht zu sagen, wen er meint.

Von der Oper, als dem Hauptstapelort der Musik, sollte billig auch des Breitern die Rede seyn; sie gehört aber, so wie das Theater überhaupt, nicht unter die stehenden Freuden des Referenten, und bringt ihm deßhalb auch wenig oder keine Leiden. Von hohem Genuß kann er sagen, wenn er einmal eine der klassischen Opern besucht, einem Vollgenuß, der kaum durch einen der vorgenannten Mängel getrübt werden kann. Ueber das Repertorium führt er keine kritische Liste; er ist aber überzeugt, daß das einmal Gewählte auf's Beste auch zur Darstellung kommt.

Es möge dem Schreibenden erlaubt seyn, noch einige flüchtige, mehr in's Allgemeine gehende Bemerkungen anzuhängen.

Mozarts Biographen bemerken mit dem Lächeln des Bedauerns, wie der Mann so gar wenig praktischen Lebenssinn, Bürgerthum, Erwerbsklugheit ꝛc. besessen. Schade um die Philisterei, und daß er wenig politische Zeitungen gelesen und nicht etwa auch gefragt, ob das Land, dem er Musik mache, eine gute Verfassung habe. Durch Richtung auf die Zeitinteressen und auf den Lebensstrom wäre sein Sinn für Musik entschieden verloren gewesen. Dieser Sinn ist die unausgesezte, ausschließende, leidenschaftliche Richtung auf die musikalische Evolution seines Innern und deren Ausdruck. Nur ohne Theilung dieses Interesse ward ihm Alles musikalische Sprache. Er mußte für die Kraft und Anmuth des Ausdrucks, für Wohllaut und Mißlaut im höchsten Sinn, für die Vergeistigung seiner musikalischen Anwandlungen, für die Idealität der Musik stets und ganz offen bleiben — ein Instrument, auf dem die Zeit, die ihn doch voll berührte und rührte, sich selbst ihr Bestes und Schönstes vorspielte. So gibt es Genien, in denen die Zeit sich ihr Wesen dichtend oder denkend vor's Bewußtseyn bringt.

Die öffentliche Meinung in der Kunst kann wohl Eindrücke aussprechen, aber ein kritisches Urtheil hat sie nicht.

Das Hohe und das Gemeine bieten doch oft ein Etwas zur Vergleichung dar. So erinnert ein Klavierkonzert, von weiblichen Händen vorgetragen, an's Spitzenklöppeln.

Was wir sehen und hören, zieht uns in Mitleidenschaft. Daher ist z. B. ein Dilettant durch das kunstreiche Spiel eines Virtuosen gewöhnlich sehr mitangegriffen, weil er im Stillen unwillkührlich alle Läufe und Sprünge nachmacht. Je vielseitiger die Darstellung, z. B. Ehöre, Symphonien, desto weniger wird er von dieser consensuellen Thätigkeit geplagt und erschöpft. Er hört passiv. Ein Enthusiast folgte einem Violinspieler so sehr, daß er stets mit den Händen zuckte, und als jenem mitten in einer Passage die Quinte sprang, entfuhr ihm ein lauter Schrei; sie war auch ihm in seinem imaginären Spiel gesprungen.

Es gibt ein dynamisches Komponiren des Textes, wie es bei Mozart ist (die Musik ist doch der Hauptton), und ein atomistisches, wie bei vielen neuern Franzosen und Deutschen. Der musikalischen Gelehrsamkeit sagt Lezteres zu, ist aber der Tod der Musik. Das ist Deklamation, Recitativ, Rhetorik, aber keine Melodie, Verstand, aber kein Gemüth, Ansicht, aber keine Stimmung.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 100:

S K L S
a á ai au áu
ge ser b gen

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

5.

äu: Meer, Fluß und Feuerberg, auch Vieh und Mensch in Wuth,
Manch köstliches Getränk in erster Jugendgluth,
An mir erkennt man sie; doch bin ich schnell verschwunden,
Hat sich mein luft'ger Stoff erst mit der Luft verbunden;
e: Ich Armer bleibe dann oft ganz allein zurück,
Und Jenem gleicht und mir so vieler Menschen Glück.

6.

e: Es tanzt auf glattem Stein, dann fließt es weich dahin;
ei: Es wird getanzt, schön schlingt es durch den Saal sich hin.

7.

ei: Uns hat ein Donnergott,
eu: Mich hat ein Held geschwungen;
Doch oft hat Amors Spott
Uns auszuruhn gezwungen.

8.

eu: Kunstreich und farbig ist es oft erschienen,
ey: Um ganz gehorsamst mir zu dienen;
Doch plötzlich ist ihm oft
Die eigne Wuth erwacht,
Dann hat es unverhofft
Mich furchtbar umgebracht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Mai 1834.

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.

Schiller.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Nahe an dem Fußpfad, der zur Veste Tourbillon hinaufführt, steht der alte Hundsthurm, wo der Graf von Savoyen 1308 zwanzig Einwohner umbringen ließ, die sich seinen ehrgeizigen und tyrannischen Absichten auf ihr Vaterland widersetzten. Fast überall in der Schweiz sind die Ruinen alter Schlösser die Zeugen von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Ritter, Barone und Herrn, ja es steht nicht leicht irgendwo ein alter Thurm, an dem nicht Spuren unschuldig vergossenen Blutes kleben. *) Zwischen der Stadt und dem Sanetsch liegt das alte Schloß Seon, Zeuge einer fürchterlichen That. Hier empfing der Baron Anton von La Tour Chatillon einst seinen würdigen Onkel Guiscard Tawel, Bischof von Sion, einen allgemein verehrten Mann. Beide hatten zusammen einen geringen Streit wegen Curialrechten, der jedoch ihre Personen oder Familien gar nicht anging. Chatillons Vasallen geriethen bald mit des Bischofs Gefolge in Streit, wahrscheinlich mit Absicht, und indem der Baron die Seinigen zu besänftigen suchte, ließ er einige beleidigende Worte gegen den Bischof fallen, worauf dieser mit der ihm eigenen Würde und Festigkeit antwortete. Darüber erhitzte sich der Streit auf den Punkt, daß der Baron den Seinigen ein Zeichen gab, den Bischof aus dem Zimmer zu drängen, und er soll dabei noch eine leicht verständliche Bewegung mit der Hand gemacht haben. So wurde der alte würdige Priester von des Barons Leuten auf den Söller und von da nach dem Felsen gezerrt, der über dem Abgrund hängt, und sogleich hinuntergestürzt. Dieser furchtbare Mord, begangen an einem geweihten, verehrten und verwandten Haupt, brachte das Volk in Wallis so auf, daß sich sogleich fünf Dizains oder Zehnten gegen den Baron waffneten. Zwar kamen ihm andere mächtige Herren zu Hülfe, z. B. der Graf von Visp und Blandra, der Baron Raron und Thüring, Herr des Simmenthals. Ihre vereinten Anstrengungen waren jedoch unnütz, Antons Schlösser wurden alle genommen und seine Familie für immer aus dem Land gejagt. Merkwürdig ist's, daß er selbst und alle ihm verbündeten Ritter in diesem Kampf gegen das empörte Volk umkamen.

Das ganze Rhonethal hat von den dunkelsten Zeiten her ein freies Volk bewohnt. Selbst das Joch der Römer war für diese Thalbewohner in der blühenden Kaiserzeit leicht; die germanischen Völker, die in der Völkerwanderung und später hier eindrangen, so wie die versprengten Mauren nach der Schlacht von

*) Wo ist überhaupt eine geschichtlich merkwürdige Stelle, von der dies nicht gesagt werden könnte?

Poitiers, mischten sich mit den alten Landeseinwohnern und sezten sich mit ihnen zu einer Volksordnung, die nur selten von den benachbarten Fürsten bedroht wurde, welche die Armuth des Volks und seine heldenmüthige Tapferkeit von häufigen Einfällen abhielten. Zuerst erhob sich hier die Priesterherrschaft in ihrer ganzen Kraft. Die Bischöfe von Martigny verlegten im sechsten Jahrhundert ihren Sitz nach Sion und lebten da lange als bloße Privatleute. Erst nach vier Jahrhunderten brachten sie eine Urkunde, angeblich von Karl dem Großen, vor. Durch diese sogenannte Carolina sollte das ganze Wallis dem bischöflichen Stuhl geschenkt seyn, und da die ehrgeizigen Prälaten damit noch nicht zufrieden waren, so bethätigten sie sich auch als Nachfolger der römischen Prokonsuln und nannten sich Grafen und Präfekten. Wenn man bedenkt, in welche tiefe Nacht und Barbarei die mehrsten europäischen Völker damals versunken waren, so läßt sich leicht begreifen, daß in Wallis nicht Licht, Geist und Kenntnisse genug herrschten, um die Falschheit der bischöflichen Ansprüche darzuthun und sich ihnen kräftig zu widersetzen. Statt dessen beugte sich Volk und Land unter das geistliche Joch und gehorchte. Kaum hatten sich die Bischöfe von Sion zu Landesfürsten erhoben, so waren sie auch darauf bedacht, ihr neues Ansehen durch einen ihnen ergebenen Feudaladel zu begründen; daher begabten sie diesen mit Lehngütern, Würden und Privilegien. In den ersten Jahrhunderten herrschten sie mit Maaß und hielten die kleinen Herren und Ritter im Zaum, so daß die Einwohner gar zufrieden mit ihnen waren. Im fünfzehnten Jahrhundert aber wurde das Bisthum ausschließlicher Besitz einiger mächtiger Familien des Landes, und diese opferten Alles der eigenen Vergrößerung und Bereicherung; sie erlaubten sich überdieß Ungerechtigkeiten und Stolz gegen ihre Vasallen, die sie nicht wie Lehensträger, sondern wie Sklaven behandelten. Da ward es das Volk müde, seinen Bischöfen blinden Gehorsam zu leisten. Von allen Seiten war auch indessen Licht in Wallis eingedrungen, und man wurde keck genug, die Richtigkeit der Carolingischen Schenkung in Zweifel zu ziehen. Die Volksleidenschaften waren nun einmal aufgeregt, und aus dem Zweifel machten sie schnell Gewißheit. In allen Theilen des Landes standen die Einwohner auf und thaten sich zu kleinen Republiken (dizains) zusammen. Die Fürstenautorität des Bischofs ward von nun an bloß in Sion und in dessen Umkreis anerkannt; ihre bischöfliche Gewalt übten sie aber fortgesezt über ganz Wallis, und dadurch blieb das ganze Land in der gehörigen Abhängigkeit von ihnen. Sie haben es oft zu ihrem Nachtheil versucht, ihr Ansehen von Neuem über das Kirchliche hinaus zu erstrecken.

(Die Fortsezung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsezung.)

Maria war bei ihrem Vater gewesen und hatte ihm ihr Leid geklagt, und nur mit Mühe konnte dieser sie vermögen, nach Hause zurückzukehren. „Sie könne mit einem Manne nicht glücklich seyn, der den ganzen Tag damit beschäftigt sey, schöne Gesichter aufzusuchen und sich in das Gedächtniß zu prägen, um sie dann zu malen. Ein Künstler könne kein guter Gatte seyn; er vernachlässige seine Frau, er sey immer abwesend, träumend, sie wisse nicht, woran er denke. Seinetwegen putze sie sich, und er bemerke es nicht. Sey er freundlich mit ihr, so geschehe es, um ihren Arm, ihre Hand, ihren Nacken zu malen. Sie sehe sich zum Modell herabgewürdigt, sie sey nichts weiter. Er verachte sie und den Stand der ehrsamen Bürger, dem sie entsprossen; er verachte Basel und seine einfachen Sitten. Plözlich einmal werde er Alles zusammenpacken und ihr befehlen, ihm in die weite Welt zu folgen; sie sehe das kommen. Dies werde sie aber nie thun. Es wäre ihr nicht schwer, sich von diesem Manne zu trennen, und sollte sie auch ihr ganzes Leben einsam und traurig hinbringen müssen.“ Dies Alles klagte sie ihrem Vater und mehr noch, dann sezte sie hinzu: „Ihm kann ich nichts sagen, ihm kann ich mein Herz nicht aufschließen. Er sieht meine Thränen, die er nicht versteht. Nehmt Eure Tochter wieder auf, Vater! ehe der Schmerz sie ganz verzehrt!“ Den Tag hatte sie, ohne Speise zu sich zu nehmen, weinend und allein hingebracht. Ihr Gatte erblickte sie so und richtete schüchtern eine Frage an sie, die sie jedoch nicht beantwortete, sondern mit zorniger Gebehrde das Zimmer verließ, als er sich theilnehmend zu ihr bückte. Sein Ausbleiben einen ganzen Tag lang war natürlich nicht im Stande gewesen, ihren Kummer zu zerstreuen und der Heftigkeit ihres Gemüthes Schranken zu sezen. Der Maler blieb allein in seiner Werkstatt und zündete seufzend seine Lampe an. Er sezte sich im tiefen Sinnen vor seine Staffelei nieder und überlief seine durchlebten Tage und die Kette von Ungemach, die er, gleich einem Baugefangenen, seit seiner Ehe von nur achtzehn Monaten mit sich schleppte.

Mit vierzehn Jahre hatte er seine Vaterstadt, das heitere, reiche Augsburg verlassen, wo er, inmitten einer trefflichen, hochbegabten Künstlerfamilie geboren, die anmuthigste Jugend verlebt hatte, um in der Fremde seine Kunst zu üben und sich Kenntnisse zu erwerben. Sein Vater und seine Brüder waren Maler, sein Oheim der kunstfertigste Goldschmied und Holzschneider, er selbst hatte als Kind schon die herrlichsten Anlagen verrathen und Arbeiten geliefert, die für Meisterwerke seines Oheims gehalten wurden. Der Name dieser

Familie, Holbein, wetteiferte in Augsburg mit den Namen der vornehmsten Patrizier, und unser Maler, der Jüngste von drei Brüdern, Hans genannt, trug nicht wenig dazu bei, ihn in jeder Hinsicht zum berühmtesten zu machen. Jung und unerfahren kam er nach Basel, aber reich an Kunst und Talent, ward er dort bald gesucht, und feurig und verliebt, bekam er eine Frau. Jetzt stand er im Begriffe, sich von ihr zu trennen. Er mußte es thun, wenn er sein edleres Selbst retten wollte. Bei ihr war Untergang, fern von ihr blühendes Leben; das fühlte er. So wie er heute keinen Strich an dem angefangenen Bilde, das vor ihm stand, gemacht hatte, so war es schon öfter geschehen. Die Ideen in seinem Kopfe vertrockneten wie die Gefühle in seinem Herzen, wie die Farben auf seiner Palette. Und so schnell kommt ja ohnehin das Alter, wo dem Künstler die Schöpferkraft gebricht. Ach! mit den vielen Bildern, die ihm vorschweben, mit dem schönen Farbenreichthum in seinem Innern, alt zu werden, ohne sie Alle geschaffen zu haben — welch' eine trostlose Aussicht! Er raffte sich auf, um es ihr zu sagen. Er wollte ihr die Nothwendigkeit der Trennung vor die Augen führen, ihr versprechen, wiederzukehren — oder sie nie mehr wiederzusehen. Aber er glaubte sie durch seine Erklärung zu vernichten, und wußte nicht, daß er damit ihrem sehnlichsten Wunsche entgegengekommen wäre. Er blickte zum Fenster hinaus, es war tief dunkel geworden. Das enge Gäßchen, worin er wohnte, die zugespitzten Dächer der Häuser, der graue Himmel, die Regsamkeit eines Schmiedes, ein altes Weib, das Späne machte und dabei laut zankte, diese ganze Umgebung schien ihm unerträglich. Und wenn er sich nun vollends das Innere seiner Wohnung dachte, sein eigenes Innere: es war die Hölle. „Fort! Fort!“ rief er laut und eilte der Herberge seines Freundes zu.

Er fand ihn am flackernden Kamine, im bequemen Hauskleide einen Brief schreibend. Bei Haus Holbeins Eintritt legte er die Feder aus der Hand und blickte ihm freundlich entgegen. Seine Miene zeigte ein Gemisch von Laune und Schlauheit. „Ah, seyd Ihr's, Meister Hans!“ rief er ihm zu; „nun, wie ist's? habt Ihr Euern Abschied genommen? seyd Ihr reisefertig? Ich habe mich mit Euch beschäftigt und Euch da einen Brief geschrieben, der gewiß gute Dienste thun soll.“ Die Anrede hatte anfänglich auf den Maler einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, weil sie ihn an den Abschied erinnerte und er wohl fühlte, daß er ihn nie würde nehmen können. Aber der Schluß hatte das wieder verwischt, und mit dem Briefe, von dem sein Freund sprach, ward der Wunsch in ihm lebendig, den Ort zu kennen, wohin er ihn zu senden im Sinne hatte. „Je nun,“ sprach der Fremde, „ich muß es Euch denn wohl sagen, daß ich Euch nach London empfohlen habe, und zwar keinem Geringern, als dem Kanzler von England selbst, dem hochgelehrten Thomas Morus, meinem vielwerthen Freunde.“ Der Sprechende richtete einen scharfen Blick auf seinen jungen Schützling, rückte sich dabei im Sessel zurecht und zog seinen feinen Fischotterpelz höher zum Halse hinauf, indem ein Lächeln um seinen Mund sichtbar ward, das die Mitte zwischen Gutmüthigkeit und Schalkheit hielt und der seinen Physiognomie ganz angemessen zu seyn schien. „Nun, Meister,“ sagte er dann nach einer Weile, während sein Schützling voll Verlegenheit vor ihm stand, „gefällt es Euch nicht? nach der Stadt des Glanzes und Reichthums, an den Hof eines Königs, der gelehrt und kunstgesinnt ist, wie kein Anderer in der großen Christenheit, in das Haus eines Mannes, der der Erste ist in jenem Lande, und der Weisesten Einer, die jemals auf dieser Erde wandelten? Daß ich Euch so empfehle, mag Euch beweisen, wie hoch ich Euch schätze und welchen Begriff ich von Eurer Kunstvollendung hege; ich bin überzeugt, daß die Welt dereinst von Eurem Ruhme erfüllt seyn wird, und es soll mir dann keine geringe Befriedigung gewähren, daß ich es war, der Euch den Weg dazu bahnte: ein geringes Verdienst an und für sich betrachtet, ein großes um die Welt und um Euch; denn Ruhm ist die Speise, davon große Künstler sich nähren sollen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingsgewitter.

Ermattet liegt das schwarze Roß der Nacht,
Versprüht ist all der goldne Feuerregen,
Der unter seinen Hufen sich entfacht.
Schon regen sich die Lerchen allerwegen
Und machen Runde durch die stille Welt,
Und schmettern ihr ein hell Reveil entgegen.
Schlaftrunkne Wolken ziehn vom blauen Zelt
In grauen Waffenröcken tief herunter,
Der Sturmwind rasch als Flügelmann sich stellt,
Und streichelt sich den Schnurrbart kampfesmunter,
Und eilt mit freudigem Gebraus voran.
Die Wetterscheine zucken rasch dergunter
Und kreuzen sich und fechten wild sich an,
Wie Vorderposten plänkeln aus der Weite.
Die Wolken schwanken dichtgeschaart heran;
Und horch! der Tambour wirbelt dumpf zur Seite,
Der Donner trommelt Sturm, die Schlacht entflammt,
Die heißen Wolken tummeln sich im Streite,
Und halten sich mit stummer Wuth umklammt.
Und Blitze stürzen sich in's Handgemenge —
Husch! wie die Lanzenträger allesammt

Die blanken Spieße ſchleudern in's Gedränge!
Gebrochen iſt die feſtgeſchaarte Zahl —
Flüchtlinge reißen durch die Vergesenge
Fern mit entladenem Gewehr — im Abendſtrahl
Ziehn alle Wolken heim, und Nachtigallen
Erheben ihre Flöten allzumal
Und laſſen weit den Zapfenſtreich erſchallen.

A. Stöber.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die ſtatiſtiſche Geſellſchaft.

Letzte Woche hatten zwei öffentliche Sitzungen gelehrter Geſellſchaften hinter einander ſtatt; Donnerſtag hielt die ſtatiſtiſche Geſellſchaft ihre Sitzung und Freitag die geographiſche. Beginnen wir mit der erſtern. In einigen Ländern wird die Statiſtik beinahe noch wie ein Arkanum behandelt; von dieſer Einfalt iſt man in Frankreich längſt abgekommen, und beſonders ſeit der Einführung der freien Verfaſſung gehört die Statiſtik zu den Bedürfniſſen aller derjenigen, welche an Staatsgeſchäften Theil nehmen, und die Bekanntmachung ſtatiſtiſcher Werke wird auf manche Art befördert. So hat ſich denn auch eine freie Geſellſchaft gebildet, um zu ſtatiſtiſchen Arbeiten aufzumuntern. Dieſes Unternehmen iſt das Werk des durch ſeine Induſtriegeſellſchaft bekannten Céſar Moreau und wird mit demſelben Eifer, aber auch mit demſelben Lärm und mit etwas Marktſchreierei betrieben. Es iſt keine Kleinigkeit, einige hundert Perſonen in Bewegung zu ſetzen und von ihnen Geld oder ſtatiſtiſche Beiträge herauszulocken. Dies hat nun aber C. Moreau wirklich zu Stande gebracht. Er rühmte ſich in dieſer Sitzung, die Geſellſchaft, welche vor ſechzehn Monaten nur aus fünfhundert Mitgliedern (eigentlich Subſcribenten) beſtanden, zähle jetzt fünfzehnhundert Mitglieder. Ich möchte doch den Mann kennen, der wie C. Moreau im Stande wäre, fünfzehnhundert Menſchen zu ſeinem Zwecke zu vereinigen. Der Leiſtungen dieſer Geſellſchaft ſind freilich nicht viele und wichtige; allein das Beſte an ihr iſt, daß ſie viele Prämien austheilt. Der Herr Direktor rühmte auch noch, es haben ſich Premierminiſter, Pairs und Deputirte in die Geſellſchaft aufnehmen laſſen. Einige tüchtige Statiſtiker paßten freilich beſſer zu dieſer Geſellſchaft, als Prinzen und Miniſter; allein mitunter laſſen ſich doch auch einige in der Statiſtik bewanderte Leute aufnehmen, und dann liefern die Prinzen, Miniſter und Pairs Geldbeiträge, wodurch die Arbeiten der Gelehrten befördert werden. Nur ſollten die Gold- und Silbermedaillen der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft etwas vernünftiger ausgetheilt und nicht Leuten an den Kopf geworfen werden, die zum Theil ſich niemals mit Statiſtik abgegeben haben. Dieſe Preisvertheilung nahm den größten Theil der Sitzung weg und dauerte ſo lange, daß ich das Ende gar nicht abſehen konnte und wegging. Denn erſtens wurde eine Goldmedaille für die beſte ſtatiſtiſche Beſchreibung eines Departements Frankreichs einem Herrn Izere in den Oſtpyrenäen ertheilt. Dieſe Medaille war vom Könige geſchenkt worden. Dann wurden Silbermedaillen für Arrondiſſementsſtatiſtiken und kleinere Arbeiten zuerkannt. Nun folgte eine lange Liſte von Männern, die alle Gott weiß weßwegen Medaillen bekamen, und wovon mehrere Mitglieder der Geſellſchaft ſind; dies waren die Einheimiſchen. Dann folgten drei Medaillen für drei Damen, wovon keine einzige eine Zeile über Statiſtik geſchrieben hat. Miß Martineau, eine derſelben, hat ſich nur mit Staatswirthſchaft abgegeben. Nun folgte wieder eine andere Liſte von auswärtigen Männern, die ebenfalls Medaillen bekamen. Hierunter befanden ſich die beiden Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen, deren ſtatiſtiſche Arbeiten nicht genannt wurden, wie auch Herr Bowring, der zugegen war und, ſo gut er konnte, eine kleine Rede, ein Speech nach engliſcher Weiſe hielt. Bowring iſt ſeit einigen Jahren eine wichtige Perſon geworden, und unterhandelt hier halb offiziell und halb auf eigene Hand über Handelsangelegenheiten und andere öffentliche Dinge. Karl X. hatte ihn aus Frankreich verwieſen; Ludwig Philipp hat ihn zu Tiſche gezogen, und ſeine Miniſter behandeln ihn beinahe wie einen abgeordneten Staatsmann. Das Intereſſanteſte in der öffentlichen Sitzung war ein Bericht des Sekretärs, welcher Rechenſchaft von allen eingegangenen ſtatiſtiſchen Arbeiten gab. Allenfalls hätte ſich dieſer Bericht auch durch die Tagesblätter bekannt machen laſſen, denn er ſprach nur von lauter bekannten Dingen. Indeſſen war die Zuſammenſtellung und der Auszug aus denſelben für das größere Publikum doch ziemlich belehrend. Auffallend war mir, was von dem Staatslotto in Frankreich geſagt wurde. Schon lange wirft man der Regierung vor, daß ſie durch ihr Lotto das Volk plündere und die Spielwuth anfache. Das Klagen darüber wurde ſo laut, daß vor einigen Jahren die Regierung es doch für gut fand, etwas nachzugeben; es wurde daher beſchloſſen, die kleinen Einſätze beim Lotto aufzuheben und künftig keinen unter vierzig Sous oder zwei Franken anzunehmen. Man hoffte, dadurch die Aermern von dem Lotto auszuſchließen. Die ſtatiſtiſchen Tabellen über die Einnahme der letztern Jahre beweiſen aber leider, daß der Zweck, den man ſich vorgeſetzt hatte, ganz verfehlt worden iſt; denn es ergibt ſich aus denſelben, daß die Regierung noch ein paar Millionen mehr gewonnen hat, als zuvor. Folglich haben ſich die Einſätze vermehrt, ſtatt ſich zu vermindern, folglich iſt noch mehr Geld aus der Taſche des Volks in die Staatskaſſe übergegangen, als zuvor. Entweder alſo bringt das Volk jetzt ſeiner Lotteriewuth größere Opfer, in der eiteln Hoffnung, ſich zu bereichern, oder es legen mehr Perſonen, als ſonſt an dem Lotto Theil nahmen, ihr Geld zuſammen, um die vierzig Sous beizubringen. Man könnte auch noch vermuthen, daß ſich ſeit einigen Jahren das Volk in einer beſſern Lage befindet, als zuvor, und daher mehr Geld wagen kann. Dies ſtimmt aber leider nicht mit andern ſtatiſtiſchen Angaben überein, nach welchen beinahe der ſiebente Theil der Bevölkerung von Paris in Armuth lebt. Unter ſieben Pariſern befindet ſich alſo ein nothdürftiger, der nicht im Stande iſt, ſich von ſeiner Arbeit zu ernähren. Wie ließe ſich bei einem ſolchen Zuſtande glauben, daß ſich die Lage des Volks dergeſtalt gebeſſert hat, daß es jetzt mehr Geld auf's Spiel ſetzen kann, als zuvor? England klagt über ſeine Armentaxen; aber auch in Frankreich ſind die Armen eine gewaltige Laſt für die Gemeinde; denn obgleich für ſie keine beſondere Taxe erhoben wird, bekommen ſie doch einen bedeutenden Antheil an gewiſſen Einkünften, und dennoch gibt es der Nothdürftigen eine Menge, die durch Privatmildthätigkeit unterſtützt werden. Den Vorſitz bei dieſer öffentlichen Sitzung führte der Herzog von Doudeauville; in ſeiner Einleitungsrede entſchuldigte er ſich beinahe, daß er ſo oft bei öffentlichen Sitzungen präſidire; er ſetzte aber hinzu, daß ſeine vielen Präſidentſchaften der Staatskaſſe eben nicht zur Laſt fallen, denn ſie ſeyen alle unentgeldlich.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Mai 1834.

Mephistopheles. — Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf!

Goethe.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Holbein hatte sich gesammelt; die Worte des Fremden machten einen erhebenden Eindruck auf ihn, wie es denn überhaupt ersichtlich war, daß dieser einen mächtigen Einfluß zu üben verstand. „Hoher Herr," begann der Maler, „Ihr besitzet die Kraft eines übernatürlichen Wesens, denn Ihr vermöget den ganz Daniedergebeugten nicht nur wieder aufzurichten, wie es die Hoffnung kann, sondern Ihr reicht ihm Hülfe und Stütze zugleich, damit er nicht wieder zusammensinke. Ist es denn wirklich? soll ich eines Lebens theilhaftig werden, wie ich es mir immer dachte in meinen schönsten Stunden? Ich soll im steten Verkehr mit großen, edeln und schönen Menschen stehen, die jene Kunst verehren, deren Priester ich mich nennen darf? Wie ist es möglich, daß Ihr, hergereiset aus weiter Ferne, und so vornehmen Standes, Euch des unbekannten, unbedeutenden Menschen so warm und hülfreich annehmt? Wohl weiß ich, daß Ihr ein edler Kenner und Freund der Künste seyd, daß Ihr mich aufsuchtet, mich durch Euer Urtheil erhobet und erfreutet — aber verzeiht! sonst weiß ich nichts von Euch. Nicht einmal nach Eurem Namen hab' ich mich erkundigt; sicher ist er bedeutend und gekannt und verehrt. Vielleicht, o daß meine Vermuthung Wahrheit wäre! seh' ich einen großen Meister der Kunst selbst vor mir, der mich seiner Freundschaft würdigt. Nennt mir, ich bitt' Euch, Euren wahren Namen."

Das halb schlaue Lächeln nahm jezt mehr von diesem Charakter an, als der Fremde dem Maler entgegnete: „Meinen wahren Namen, sagt Ihr? und glaubt Ihr denn wohl, daß ich Ursache hätte, ihn zu verschweigen? Ich bin ein ehrlicher Mann, Meister Hans, nichts für ungut! Und obgleich ich nicht die Ehre habe, ein Meister Eurer Kunst zu seyn, noch sonst ein vornehmer oder berühmter Mann, so kann ich dennoch meinen Namen ungescheut nennen. Ich heiße schlechtweg Erasmus." — „Erasmus?" rief erstaunt der Maler. „Erasmus von Rotterdam?" — „Nun ja, von meiner Geburtsstadt, wie man Euch in England Meister Hans von Augsburg nennen wird," sprach der Andere gleichgültig. „Ich bin weit herumgekommen und habe mit mancherlei Menschen verkehrt in der Welt, darum ist mein Name wohl öfter als ein anderer genannt worden. Ich kenne Italien und auch das Land, wohin ich Euch senden möchte. Ich sah Venedigs Reichthum, Bolognas Würde, Roms Pracht. Ich spreche hier von den Malerschulen; aber nirgend würde ich meinen lieben deutschen Künstler gern hinversetzen. Ich will Euch der Ruhe und dem Glücke zuführen, vom Neide und der Bosheit entfernen, und dort wäret

Ihr allen Dolchen der Rache und der Hinterliſt preisgegeben. Iſt der Himmel auch in England minder heiter, ſo wird es Euer Gemüth dort in höherm Grade ſeyn. Des Himmels in ſich kann der Künſtler ſchwerer entbehren, als des Himmels über ſich, ſollt' ich meinen. Ich lebte lange in England; ich war Profeſſor in Oxford, ich kenne den König; es iſt ein ritterlicher, ſinnlich froher Herr, muthig und der Freundſchaft offen, dabei den Künſten ſehr zugethan. Seine ſtark bewegte Jugend bedarf der Erheiterung. Ihr ſeyd im Stande, ſie ihm zu gewähren, und durch Morus dem Könige vorgeſtellt, kann es Euch nicht fehlen, Euer Glück zu machen."

Der Maler ſtarrte mit weit geöffneten Augen den Fremden an, der nun nicht mehr fremd für ihn war, deſſen Namen er oft gehört und ſelbſt mit Verehrung ausgeſprochen hatte, weil ihn der berühmteſte Mann ſeines Zeitalters trug, der Freund der Könige, Philoſoph, Künſtler und Staatsmann zugleich war. Erasmus ſelbſt nahm ſich ſeiner an und öffnete ihm die reizendſte Ausſicht; vor ihm lag der Brief an den Kanzler von England. Es war der Weg zum höchſten Glücke für Holbein gebahnt. — Aber ein Blick rückwärts, und er ſieht ſein klagendes Weib, das ihn überall aufſuchen wird, er ſieht ſich fern von ſeinem Vaterlande, flüchtig und in ſteter Angſt, entdeckt zu werden. Er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Beſorgniſſe und Zweifel vor ſeinem Gönner auszuſchütten, und dieſer wandte ſeine ganze Logik, ja alle ihm zu Gebote ſtehenden Sophismen an, um den jungen Maler der Kunſt zu retten und dem Leben, der Welt, dem Ruhme zu ſchenken. Was auch Holbein einwenden mochte, Erasmus war ein Geiſt, der ſich durch ſolche Widerſprüche nicht zurückſcheuchen ließ. Er unterſtützte ſeine Gründe mit aller Macht, und entwarf dem armen Künſtler ein ſo ſchreckenvolles Bild ſeiner baldigen Vernichtung, die unausbleiblich erfolgen müßte, wenn er in ſeiner Sklaverei beharrte, daß dieſer endlich einwilligte und ſich dem allmächtigen Geiſte unterwarf, dem, wie es ſchien, Alles gehorchen mußte. Meiſter Hans Holbein empfing alſo das Schreiben an Morus aus der Hand ſeines Gönners, und bat ihn um die Erlaubniß, ſein Bildniß malen zu dürfen, weil er ja ohnedieß noch nicht abreiſen könne, bis er einige Angelegenheiten geordnet haben würde. Erasmus bewilligte ihm mit Vergnügen die nöthigen Sitzungen.

Aber das Bild war längſt beendigt und auch ſchon eine Kopie davon für den Maler genommen, und Holbein dachte noch immer nicht an die Abreiſe. — Das Zuſammenleben mit Erasmus hatte ſeinen Sinn erheitert; einige Werke von dieſem, die er mit Zeichnungen und Holzſchnitten verzierte, waren ihm zur angenehmſten Beſchäftigung gediehen. Er ergriff jede Gelegenheit, ſich ſeinem Gönner dienſtwillig zu zeigen, deſſen bekanntes Werk, „das Lob der Narrheit," nun von ihm auch gar trefflich illuſtrirt worden war. Erasmus nahm es wohlgefällig hin, als er es ihm überbrachte und ſprach: „Je nun, mein lieber Meiſter, Ihr ſeyd noch immer hier und arbeitet für mich, der ich Euch keine würdige Beſchäftigung bieten, noch Euch genügenden Lohn zu geben vermag; darüber werdet Ihr alt, doch Euer Ruhm bleibt jung. Es iſt endlich einmal Zeit, daß ihr an England denkt, um die junge Pflanze zu begießen und recht eifrig zu pflegen." — „Mir ſcheint," erwiderte Holbein, „es bedürfe deſſen nicht, und ich genöſſe genug des Ruhmes, wenn ich in Eurer Nähe ſeyn kann." — „Das iſt nicht jener Ruhm, zu dem Ihr mir berufen ſcheint," ſprach der kluge Weltmann; „es gibt ſehr verſchiedene Arten deſſelben. Der bürgerliche Ruhm, den ich geſucht, mit dem ſich's leicht umgehen und leben läßt, das iſt nicht Eure Sache. Ihr ſollt den höhern erſtreben, den des Feldherrn, des Staatsmannes, des Künſtlers. Entzieht Euch demſelben nicht; Ihr würdet es bereuen. Habt Ihr dieſes Ziel erreicht, ſo ſeyd gewiß, daß alle Fragen Eures Innern beantwortet, alle Räthſel Eurer Zukunft gelöst ſeyn werden. Eilt nach London und ſchafft Bilder, die der Welt Bewunderung auf ſich ziehen."

Dieſen Ueberredungen und dem fortwährenden häuslichen Kummer wich endlich Holbeins Geſinnung, und er beſchloß, die Flucht zu ergreifen. — In den lezten Tagen, die er in Baſel zubrachte, vermied er es ganz, mit ſeiner Frau zu ſprechen, und auch ſie ſuchte ihn nicht auf. Es ward ihm klar, daß auch ſie die Löſung dieſer Feſſel wünſche, und dies erleichterte ihm die Ausführung ſeines Vorhabens. Er hatte nunmehr ſeine Angelegenheiten geordnet, ſich mit ſeinen Zweifeln abgefunden, und bat ſeinen Gönner um den Segen zur Reiſe. Mit Freude ward er ihm gewährt. Dieſelbe Nacht hatte der Maler zur Abreiſe beſtimmt.

Der Abend war hereingebrochen; Maria war, ihrer jüngſten Gewohnheit nach, in ihrem Frauengemach eingeſchloſſen, und Holbein ſah ſich allein, wofür er dem Himmel dankte. Seine innere Bewegung war ſo ſtark, daß ein freundlicher Blick von ihr vielleicht im Stande geweſen wäre, ſeine wohlüberlegte Flucht zu vereiteln. Er betrachtete mit ſteigender Wehmuth Alles, was ihn umgab; er konnte es nicht unterlaſſen, ſich noch einmal ſeines Jugendtraumes von Liebe zu erinnern, und fühlte wohl, daß dieſer wie ein nagender Schmerz ſtets in ſeinem Herzen wurzeln werde; dann ſteckte er Geld zur Reiſe zu ſich, verſiegelte einen Brief an ſeine Frau, worin er von ihr Abſchied nahm, ohne ihr jedoch ſeinen künftigen Aufenthalt zu nennen, und ſchickte ſich hierauf an, ſein Haus, ſein Weib, ſeine Kunſtwerkſtätte, Alles, was ihm bis jezt ſeine Welt geweſen war, für immer zu verlaſſen. Den Brief an Thomas Morus wickelte er ſorgfältig ein, die Rolle, Erasmus Bild enthaltend,

band er seinem unbedeutenden Gepäcke auf, dann ergriff er den Stock, löschte die Lampe und ging. Auf der Schwelle stand er noch einmal still. Er glaubte seinen Namen zu hören, Maria — so däuchte es ihm — rief ihm beim Namen; er wollte zurückkehren, dableiben — er öffnete leise sein Zimmer und trat wieder ein. Alles war ruhig, still, ausgestorben, Niemand hatte seinen Namen hier genannt. Das Zimmer, sonst so traulich, war ihm fremd; es schien ihm, als bewohnte es ein Anderer; er war ein Anderer, schon jezt ein Fremder in diesem Raume, er schauderte. Mit wankenden Schritten nahete er sich der Thür, die zu seinem Weibe führte, schon berührte seine Hand die Klinke. „Um Gott! was thust Du!“ rief er laut sich selbst zu und floh nun schnell aus dem Hause. Er rannte durch die Gasse wie ein fliehender Verbrecher, und erst als er beim Hause auf dem Marktplatze vorüberkam, hielt er einen Augenblick inne und blickte nach den schönen Marienköpfen dort oben und nach den Verzierungen um das Fenster und dem Flecke, wo der Pinsel seiner Hand entfallen war, und sein Schmerz löste sich los von dem schwerbelasteten Herzen, und Thränen stürzten über seine Wangen. Er konnte nicht weiter gehen und sank auf den Stein unweit des Brunnens nieder, wo er an jenem Morgen gesessen hatte. Er fühlte sich in diesem Augenblick überwältigt, vernichtet, er fühlte aber auch, daß er vergehen müßte in Unthätigkeit und Schmerz, wenn er länger hier verweilte; die Stimmung, die ihn jezt ergriffen hatte beim Anblicke dieser Gegenstände, verschaffte ihm das Bewußtseyn, wie gefährlich ihre stete Nähe für ihn sey. „Der Ruhm ist die Nahrung der ächten Künstler!“ rief er, sich ermannend, und ein Griff an seine Brust gab ihm die Versicherung, daß er den Brief an den Großkanzler Morus wirklich besitze und berufen sey, an dem Mahle des Ruhmes Theil zu nehmen. Er erhob sich schnell, wandte keinen Blick mehr rückwärts, schritt über die Brücke und verließ Basel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Von 1420 bis 1475 war Oberwallis eine mit den Waldstädten verbündete Republik. Als nun der Krieg der Bünde mit Karl dem Kühnen von Burgund ausbrach, wurden auch die Walliser von zehntausend Mann angegriffen, die der Herzog von Savoyen und der ihm verwandte Bischof von Genf gegen sie sendeten, um damit eine Diversion zu Gunsten Karls des Kühnen zu machen. Da erhoben sich viertausend Gebirgsmänner aus Oberwallis, denen Bern dreitausend Mann zu Hülfe sendete; sie trafen mit dem eingedrungenen Heer bei Sion zusammen und tödteten ihm dreihundert Mann, die Andern flohen. Die Folge dieses Sieges war, daß Oberwallis von Savoyen Unterwallis eroberte und sich als erobertes Land unterwarf. Es wurde in zwei Dizains getheilt und von den andern souveränen Dizains bis 1798 etwas willkührlich und despotisch regiert. Da brach der Krieg gegen die Franzosen aus und Wallis war zwei Jahre lang der Schauplatz eines mörderischen und grausamen Kampfs. Endlich blieben die Franzosen Meister in der Schweiz, gaben auch Wallis 1801 eine demokratische Verfassung und erklärten es für unabhängig. Lezteres galt aber bloß dem Namen nach für ein kleines Land, das von fast allen Seiten das herrschende Frankreich umgab. Indessen athmeten die so lange unglücklichen Walliser doch in diesem Zustand wieder auf, und dachten nur daran, die Zerstörungen von 1799 und 1800 wieder gut zu machen. Da rückten auf einmal am 12ten Oktober 1810 dreißigtausend Franzosen zur Unterstützung des kaiserlichen Dekrets ein, das Wallis mit Frankreich vereinigte und ihm den Namen Departement des Simplon gab. Fast fünf Jahre dauerte dieser Zustand, und für die Verwaltung des Landes war er nicht ohne Vortheil. Da fiel das Napoleonsche Gerüst zusammen, und am 15ten April 1815 erklärte der Wiener Kongreß auf den einstimmigen Wunsch aller Dizains, das Land solle fortan als zwanzigster Kanton in den Schweizerbund treten. Seitdem ist Wallis in dreizehn Dizains getheilt, die alle gleiche Rechte haben; Sion bleibt die Hauptstadt des Landes. Die Verfassung hat viel Alterthümliches, ertheilt aber den Gemeinden bedeutende Rechte und hat einen sehr demokratischen Charakter. Noch immer sind es dreizehn kleine Republiken, die ihre eigenen Angelegenheiten ganz unabhängig behandeln, denn jede Gemeinde und jeder Dizain hat ganz nach eigener Wahl seinen Rath. Der Dizainsrath besteht aus einem Präsidenten und Vizepräsidenten, in deren Händen ein großer Theil der exekutiven Macht liegt. In Sion wird zweimal des Jahres Landtag gehalten, zu dem jeder Dizain vier Deputirte schickt. Diese Deputirten erwählt der Dizainrath für zwei Jahre. Der Landtag hat die souveräne Gewalt des Kantons. Auch der Bischof hat noch ein Votum; es gilt so viel wie ein Dizain und zählt vier Stimmen. Der Staatsrath bereitet die Gesetzesvorschläge vor, die dann an den Landtag zur Deliberation kommen. Diese Diskussion kann jedoch nicht eher vorgenommen werden, als bis der Gegenstand in den Dizainräthen besprochen worden ist und die meisten Stimmen darin erhalten hat. Finanzgesetze, Militärkapitulationen und Aufnahme neuer Bürger müssen nicht allein in den Dizainräthen, sondern auch in den

Gemeinderäthen besprochen werden. Der Landtag übt das Recht der Gnade und der Strafverwandlung; er ernennt auch den Staatsrath, der aus einem Groß-Baillif, einem Vize-Baillif, einem Kassirer und zwei Räthen besteht. Alle Staatsräthe müssen sich früher schon in andern höhern Aemtern ehrenvoll ausgezeichnet haben. Sie werden nur für zwei Jahre ernannt. Jede Gemeinde hat, wenn sie will, ihren Richter erster Instanz, genannt Kastellan. Er entscheidet über alle Civilsachen und tritt nach zwei Jahren wieder ab, wenn ihn nicht seine Gemeinde von Neuem erwählt. Von dem Kastellan geht die Appellation an das Dizaintribunal, welches aus dem Groß-Kastellan und sechs Beisitzern besteht. Ueber diesem Gerichtshof zweiter Instanz besteht ein Obergerichtshof für Civil- und Kriminalsachen, den der Landtag ernennt. Sehr gering sind die Staatseinnahmen, denn sie bestehen nur in einer kleinen Salzauflage und im Zoll auf fremde Waaren.

Das nächstemal besuchen wir die Diablerets und den St. Bernhard.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die geographische Gesellschaft. Lamartine.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft am folgenden Abend war der Herzog de Cazes als Vorsitzer angekündigt worden; er kam aber nicht; da gerade ein neues Ministerium zu dieser Zeit zu Stande kommen sollte, so vermuthete man, er sey allzu beschäftigt und helfe neue Minister machen, so daß ihm keine Muße übrig bleibe, an Geographie zu denken. Das Ministermachen scheint diesem Herzog flink von der Hand zu gehen; denn so oft von einem neuen Ministerium die Rede ist, wird auch in den Zeitungen angekündigt, de Cazes sey berufen und zu Rathe gezogen worden. Diesmal war auch schon das neue Ministerium, aus alten und neuen Elementen zusammengesetzt, am folgenden Tage fertig; indessen weiß man nicht, wie weit de Cazes daran gearbeitet hat. Da man nun den Herrn Pair auf diesen Abend entbehren mußte, so ging die Arbeit unter Leitung des Akademikers Jomard von statten. Auch hier wurde von Preisen gesprochen; sie wurden aber nicht alle ertheilt, sondern einige davon in petto behalten; jedoch konnte man aus der Rede des Vorsitzers abnehmen, wem sie gelten sollten. Die Hauptmedaille wurde dem Kapitän Roß wegen seiner Entdeckungsreise in der Baffinsbai zuerkannt. Biscoe kam mit einer bloßen mention très honorable weg. Der Sekretär sprach ausführlich von zwei französischen Reisenden, welche die Gesellschaft später belohnen will. Einer derselben heißt le Prieur und hat eine Reise in das höhere Guyana, den Oyapok hinauf, unternommen, bis zum Amazonenflusse. Es wurde hernach auch ein Stück aus seiner Reisebeschreibung verlesen. Dieses Bruchstück war aber eine sehr trockene Erzählung geringfügiger Begebenheiten, und es war mir lieb, als Jomard ankündigte, das Uebrige solle in einer der Privatsitzungen verlesen werden. Der andere Reisende, Dessalines d'Orbigny, den ich vor ungefähr acht Jahren nach Amerika habe abreisen sehen, hat sich ein weit umfassenderes Feld gewählt; er hat nämlich das südliche Amerika, besonders Patagonien, in verschiedenen Richtungen durchreist, die Naturgeschichte dieser so wenig untersuchten Gegenden genau erforscht, eine Menge von Thieren, Pflanzen und Mineralien nach Frankreich geschickt, auch die verschiedenen Völker, ihre Sprachen, Religionen u. s. w. untersucht, und eine erstaunliche Menge von Materialien zur Völker- und Länderkunde mitgebracht. Gewiß wird er eine merkwürdige Reisebeschreibung liefern. Es versteht sich von selbst, daß beide Reisende auf Kosten des Staats nach Amerika gegangen waren. Dessalines d'Orbigny muß wohl von der Akademie der Wissenschaften der Regierung stark empfohlen worden seyn; denn selten erhalten die auf Staatskosten Reisenden eine so lange Zeit zu ihren Forschungen. Fontanier, der durch seine Reisen in die Türkei schon bekannt ist, las ein Bruchstück aus einem neuen Bande seiner Reisen vor, nämlich über seinen Aufenthalt bei den Lesgiern im Kaukasus. Das Einzige, was ich daraus behalten habe, ist, daß er bei einem kleinen Sultan recht gut aufgenommen wurde, obschon er nur mit einem winzigen Mantelsacke anlangte, und daß die Kinder des Sultans aus Haß gegen die Christen grimmige Blicke auf ihn warfen und halb wüthend auf ihn losfuhren, zur großen Belustigung des Vaters, welcher zu Fontanier sagte: „O, wenn Sie ein Russe wären, so würde es noch viel schlimmer hergehen.“ Auf dem Tische, an welchem die Honoratioren der geographischen Gesellschaft saßen, lagen die neuesten, ihr überreichten Werke, als Falbes Beschreibung der Ruinen von Karthago, mit einer Sammlung von Kupfern, worunter sich eine schöne Karte der Umgegend des ehemaligen Karthago und Platten mit punischen Inschriften auszeichnen. Dieses schöne Werk ist auf Kosten des Staats in der königlichen Buchdruckerei gedruckt worden, obschon der Verfasser ein Ausländer, nämlich ein dänischer Konsul ist; ferner die Reisebeschreibungen Duperreys und d'Urville's, welche in Prachtausgaben erscheinen, und ebenfalls vom Staate großentheils, wo nicht ganz bezahlt werden. Besonders reichhaltig ist der naturhistorische Theil sämmtlicher neuern Entdeckungsreisen, und in diesem Fache ist die Ausbeute bedeutend, obschon bereits so viele Naturforscher die Welt umsegelt haben. Auch die hiesigen Dichter werden Reisebeschreiber. Alexander Dumas, der bekannte Dramatiker, hat seine Impressions de voyage, oder „Reise-Eindrücke“ herausgegeben, die freilich eher die Eindrücke eines Dichters, als eines Reisenden wiedergeben, und von Lamartine haben wir eine Beschreibung seiner Reise in den Orient zu erwarten. Dieser berühmte Dichter schreitet nun auch als Redner dem Ruhme zu; denn seitdem er von seinen Reisen zurückgekehrt ist, nimmt er als Deputirter an den Verhandlungen in der Kammer thätigen Antheil, und hat bei mehreren wichtigen Erörterungen die Rednerbühne betreten. Seine alt-royalistischen Gesinnungen hat der Dichter bei diesen Gelegenheiten zwar nicht verläugnet, indessen sich eben nicht als einen blinden Anhänger der ältern Bourbons gezeigt; jedesmal aber hat er edle Gefühle und viele Mäßigung an den Tag gelegt. Nur sah man es ihm an, daß er über seinen „religiösen Meditationen“ den Weltgang etwas außer Acht gelassen hatte, und daher in der Dichterwelt besser zu Hause war, als in der politischen. Es wird sich nun zeigen, welchen Rang er als Reisebeschreiber in der Literatur einnimmt; wahrscheinlich wird Chateaubriands Styl im Itinéraire de Jérusalem ihm zum Muster dienen, insofern ein originneller Dichter, wie Lamartine, sich nach einem andern Schriftsteller richtet. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Mai 1834.

Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein.

Goethe.

Niederländiſche Briefe.

Tournay, im September 1830.

Wir befanden uns auf dem Weg von Brügge nach Ypern; es war Sonntag und Kirmes, und von allen Seiten wanderten geſchmückte luſtige Leute aus den im Felde zerſtreut liegenden Hütten nach den benachbarten Ortſchaften. In Thorout, einem großen ſchönen Flecken, wo wir zuerſt Pferde wechſelten, ging es noch ziemlich ſtill und nüchtern her. Aber in Hooglede, der zweiten Station, hatte der Kirmestag ſchon das Uebergewicht über den Sonntag gewonnen. Wir hielten zwiſchen der Kirche und der Schenke, und kaum hörte man den Chorgeſang vor dem Geſchrei der Gäſte in der Trinkſtube und dem Lärmen, der ſich dichter bei uns an den Tiſchen des Taſchenſpielers und des Pfefferkuchenhändlers erhob. Zuletzt paſſirten wir die Commune Langemarke, die über zehntauſend Einwohner und drei Kirchen hat, aber faſt nur aus zerſtreut liegenden Häuſern ohne Straße beſteht. Ich hatte, was in dieſem Augenblicke in Belgien ſelten ſeyn mochte, eine durchaus loyale und der franzöſiſchen Sache abgeneigte Reiſegeſellſchaft. Sie beſtand nämlich aus einer Matrone von beträchtlicher Wohlbeleibtheit, die freilich mit der Partei der „Bewegung“ nicht ſympathiſiren konnte, und einem Gensdarmen, dem Wächter eines Geldtransports, den die Diligence führte, der ſich, obgleich Belgier, nicht Holländer, mit aller Leidenſchaftlichkeit des Dienſtes oder des Parteihaſſes gegen die franzöſiſch geſinnten Liberalen ausſprach. Endlich nahten wir den Feſtungswerken von Ypern, das aus ſeiner niedrigen Lage kaum mit den Thürmen über das Buſchwerk des Glacis heraberragte. Auch dieſe Stadt, wie Brügge, unterſcheidet ſich von den alten Handelsſtädten des eigentlichen Deutſchlands dadurch, daß die Straßen, obgleich alt, ſehr breit und heiter, ſogar ziemlich regelmäßig ſind. An den Gebäuden der Stadt findet ſich noch viel Alterthümliches, aber nicht leicht etwas Verfallendes, ſondern Alles erhalten und heiter. Die Abnahme der Bevölkerung und der großen Fabrikthätigkeit, die hier im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war, hat auf das Aeußere nur vortheilhaft gewirkt, weil dadurch manches Alte, das ſonſt dem Neuen weichen müſſen, erhalten wurde, und mancher Platz, der ſonſt bebaut wäre, frei blieb. So ſind auch namentlich die Kirchen hier nicht, wie in Holland, durch den Anbau von Wohnhäuſern entſtellt.

An der Wirthstafel ſaß ich unter ehrbaren, einheimiſchen Junggeſellen, deren flamländiſches Geſpräch (denn ſie waren nicht gefällig genug, es in ein franzöſiſches zu verwandeln) ſich wieder um die Politik, dießmal nicht zu Gunſten der Holländer, drehte. Unter Anderm war eine Abtheilung holländiſcher Artillerie, die vor Kurzem in Folge der franzöſiſchen Unruhen hieher in die

Grenzfeſtung verlegt war, der Gegenſtand ihres Witzes, und ſie wetteiferten in Anekdoten von der Unbehülflichkeit und ſelbſt von der Furchtſamkeit dieſer Truppen, die ſie bei den Uebungen bemerkt haben wollten. Ueberhaupt lieben die Belgier, über die Schwerfälligkeit der Holländer zu ſpotten, obgleich ſie ſelbſt nicht frei davon ſind, und oft hört man ſie dieſelben Spottreden auf jene anwenden, welche die Franzoſen urſprünglich gegen ſie ſelbſt gebraucht haben. Vielleicht liegt gerade darin ein Reiz, indem ſie ſich nun von dem Fehler, für den ſie ſonſt leiden mußten, frei glauben, und ſich, was ſie gern mögen, einbilden können, Franzoſen zu ſeyn. Leider iſt aber das Lächerliche bei dieſer halb franzöſiſchen Nation eine höchſt gefährliche Waffe in den Händen des Uebelwollenden; denn dem Spotte widerſpricht der Ernſt vergebens, und beherrſcht zu ſeyn von ſolchen, welche man, auch mit Unrecht, verlachen zu können glaubt, iſt doppelt drückend.

Erſt um fünf Uhr fuhr meine Diligence ab, und ich hatte daher noch lange Zeit, mich im Kirmesgewühle des großen Marktes umherzutreiben. Das Architektoniſche des Platzes iſt charakteriſtiſch und maleriſch, obgleich nicht regelmäßig. Das Rathhaus, welches die eine ſchmale Seite des Platzes einnimmt, iſt ein großes, an ſich nicht intereſſantes Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, aber ſchon unter den Wohnhäuſern, welche die andere Seite umgeben, ſind einige aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, die ſich in ihrer breiten, gemächlichen Form und im reichen Schmucke mit allerlei Bildwerk recht ſtattlich ausnehmen. Die bedeutendſte Zierde des Platzes iſt die Kaufhalle, ein Werk des vierzehnten Jahrhunderts, nicht ſo eigenthümlich wie die in Brügge, aber viel leichter und edler. Der italieniſche Styl und unſere Sitte haben uns daran gewöhnt, die Fenſter durch breite Zwiſchenräume zu trennen, hier dagegen iſt Fenſter an Fenſter anſchließend, ſo daß eigentlich keine Wand, ſondern nur Oeffnungen und leichte, zierlich in Stein gearbeitete Glieder ſichtbar ſind und ſich unmittelbar aneinander reihen. Es iſt eine Geſtalt, die dem ſtädtiſchen demokratiſchen Weſen entſpricht, der vielſeitigen Regſamkeit völlig gleichberechtigter Glieder. Der Styl dieſer Kaufhallen iſt im Vergleich mit dem der Kirchen und ſelbſt der Rathhäuſer weniger edel, namentlich fehlt hier das ritterlich kühne, zierliche Aufſtreben der einzelnen Theile, aber dafür gibt er mehr den Anblick eines vollendeten Ganzen. So prägte ſich im Mittelalter der Geiſt der verſchiedenen Stände in feſten Formen aus. Gerade hier, wo der Dom nahe an die Hallen grenzt, wurde mir dieſer Gegenſatz recht deutlich. Das bunte Gewühl der Kirmes war eine treffliche Staffage für das architektoniſche Bild des Platzes: es iſt ſeine heitere, altflandriſche Nationaltracht. Die großen Räume der Halle wären den Handelsleuten eingeräumt; den Marktplatz ſelbſt nahmen Gaukler, Wachsfiguren, Taſchenſpieler, Aequilibriſten und dergleichen ein. Alte Leichtgläubigkeit wurde mit der raffinirten Charlatanerie des neunzehnten Jahrhunderts befriedigt, der Pillendoktor war nicht bloß vom Hanswurſte, ſondern auch vom Feuerfreſſer begleitet. Die Seiltänzer hatten vor ihrer Bude eine Reihe von Bäumen eingeſezt, zwiſchen welchen ſie von Zeit zu Zeit auf Eſeln und Stelzen einen Ausfall unter die Menge machten und für einen Augenblick das allgemeine Toben und Schreien, und die Mißtöne der Drehorgeln und Bänkelſänger durch ihre Trommeln und Trompeten überboten. An den Häuſern hingen Teppiche oder Fahnen von den Fenſtern herab, aus denen Kopf an Kopf die Zuſchauer, die ſich dem Gewühle nicht anvertrauen wollten, herunterſahen. Eine Schauſpielerbande gab im Freien komiſche Scenen im flamländiſchen Dialekte zum Beſten. Aber auch manches Franzöſiſche war über die Grenze gekommen, und um Ihnen auch etwas vom Markte mitzubringen, habe ich eine Inſchrift von einer Bude kopirt. Sie lautet ſo: Venez voir le couronnement de sa Majesté le roi Charles X. précédé de la grande tentation de St. Antonie et de la rencontre de Monsieur et Madame Denis, und mag Ihnen einen Beweis von der Vielſeitigkeit des Darſtellenden geben. Ich vermuthete politiſchen Witz bei dieſer Combination, doch ſie ſchien ein harmloſer Zufall zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortſetzung.)

Holbein hat Baſel ſeitdem nicht wieder geſehen. Der Brief, den ihm Erasmus mitgegeben, iſt ſpäterhin bekannt worden. Er iſt in dem zierlichſten Latein geſchrieben. Der berühmte Mann nennt darin den jungen Maler ſeinen lieben Freund, der die wunderbarſten und ſeltenſten Bilder bereits geſchaffen habe. Namentlich führt er den Todtentanz an, und kann gar nicht begreifen, wo der Jüngling dieſe Ideen geſchöpft. Er glaubt, daß er würdig ſey, ſeinem gelehrten und erhabenen Gönner, und durch dieſen dem mächtigen Fürſten empfohlen zu werden, der keiner der lezten Könige der Chriſtenheit genannt werden dürfe. Schließlich preist er Hans Holbein als einen gefälligen, mäßigen und ſehr arbeitſamen Mann, der noch eines ganz beſondern Schutzes nöthig habe, da er der Gatte einer böſen Sieben ſey, die ſeine ganze chriſtliche Demuth und Ergebung erſchöpft, und ihn darum zwinge, die Flucht zu ergreifen. — Auf dieſen Hort vertrauend, denn ſo konnte man den Brief wohl nicht mit Unrecht nennen, hatte Holbein ſeine Wanderung angetreten und näherte ſich in rüſtigen Tagemärſchen

dem Meere, das ihn noch von dem Lande seiner Hoffnungen und Verheißungen auf kurze Zeit trennte.

London's Herrlichkeit war in Wolken von Steinkohlendampf und Nebel gehüllt, als sich unser Wanderer ihr näherte. Hier und dort ragte eine Kuppel oder eine Thurmspitze, ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen, wie aus dem Meere empor, und die Menschen, die sich im Vordergrunde des Gemäldes umhertrieben, sahen grau und feucht aus, wie Gespenster, und die unverständliche Sprache, die sie redeten, gab ihrer Erscheinung ein noch unheimlicheres Ansehen. Eine fremde Küste, wenn man sie gleich beim hellsten Sonnenscheine betritt, erdrückt die Brust mit Bangen. Alles, was wir dort erblicken, füllt seinen Platz aus, Jeder geht der gewohnten Beschäftigung nach, wir suchen Beides; wir mischen unsern unsichern Schritt unter die Menschenhaufen, die da rennen und laufen; wir suchen mit unsern Blicken einen Punkt, wo sie haften möchten, während uns überall nur scherblickende Augen begegnen; für die Bewohner liegt Alles offen, klar, für uns Alles verhüllt da. Wir sehen ein Räthsel vor uns und müssen besorgt seyn, ob wir die Lösung finden.

Als Holbein an einem kalten, unfreundlichen Morgen an den ersten Häusern Londons auf der Themse vorbeischiffte, da sank sein Muth, und er gedachte seiner traurigen Tage und wagte es nicht, auf bessere zu hoffen. Sein Aufzug war malerischer als anständig, nach den Begriffen, welche man damals in London hegte. Die einfache Tracht, die er in Basel zu tragen gewohnt war, hatte auf der Reise nicht eben an Zier und Ansehen gewonnen; sein Gepäcke, das er selbst trug, ein dicker Wanderstab, ein flaches Barett ohne allen Schmuck, breite, plumpe Schuhe, dies Alles gab seinem Aeußern einen Anstrich von Dürftigkeit und Abenteuerlichkeit. Wohin er sich wandte, um Auskunft zu erhalten, da drehte man sich weg von ihm, und Niemand wollte sich die Mühe geben, seine deutsche Anrede anzuhören, um ihre Deutung zu versuchen. So war er denn getrost weiter gegangen, wohl den halben Tag, und befand sich nun in einem Gewirre von Volksleben und in einem Labyrinthe von Häusern, wie er es nie zuvor gesehen hatte. Die eigenthümliche Großartigkeit des Ganzen ergriff ihn, und die erste Niedergeschlagenheit wich einem erhebenden Gefühle, im Mittelpunkte dieses Lebens auch zu leben, hier zu wirken, zu malen, bekannt, bewundert zu werden. Es däuchte ihm allerdings angenehmer und wünschenswerther zu seyn, als in Basel darnach zu streben. Der Gedanke an Ruhm beseelte ihn durch und durch, und er gedachte der Worte seines Freundes Erasmus: „Der Ruhm ist die eigentliche Nahrung großer Künstler!“ Er vertiefte sich hierin und schlenderte noch Stundenlang durch die Straßen, ohne den eigentlichen Weg zum Ruhme eingeschlagen, nämlich den Brief an den Großkanzler abgegeben zu haben, bis daß sein Magen ihm sehr verständlich machte, daß selbst der größte Künstler noch anderer Nahrung bedürfe.

Er trat in ein schön erleuchtetes Speisehaus, um dieser Mahnung zu genügen. Seine unansehnliche Kleidung und die unverständliche Sprache, die er redete, ließen ihn auch hier lange vergebens harren, bis er so glücklich war, einen Landsmann zu finden. Von Geburt ein Elsässer, war dieser frühzeitig in französische Dienste getreten und hatte sich bis zum Lanzenreiter des Königs Franz des Ersten hinaufgeschwungen. Eines Duells wegen aber mußte er fliehen, und da ging er zu den Engländern über, die damals einen Einfall in Frankreich gemacht hatten. Der Krone England diente er noch, und nachdem er Alles dies seinem eben angekommenen Landsmanne ohne Rückhalt, mit ächt soldatischer Offenheit, mitgetheilt hatte, leerte er einen Becher Wein auf die neue Bekanntschaft und ließ König Heinrich den Achten hoch leben. Mit Begierde horchte Holbein auf Alles, was ihm der Landsmann erzählte. Zum ersten Male hob sich der Vorhang vor seinem Blicke, der bis jezt noch über dem Lande der Verheißung fest und undurchdringlich geruht hatte. Er erfuhr nun, daß dessen König ein mächtiger und zugleich furchtbarer Herr sey; daß er, wie der Elsässer sich ausdrückte, mit dem heldenmüthigen Narren Franz von Frankreich, mit dem spanischen pfiffigen Karl, dem römischen Kaiser, und mit den gottlosen deutschen Ketzern wohl umzuspringen gewußt habe; daß er deßhalb selbst mit allen Universitäten der Christenheit große Kämpfe bestanden, und darin gezeigt, daß seine Hand mit der Feder, wie mit dem Schwerte umzugehen wisse. Der Pabst habe eine große Freude darob empfunden und ihm den Titel: Vertheidiger des Glaubens, beigelegt, den der König nunmehr zu allen seinen übrigen Titeln führe und sehr stolz darauf sey, weil die Gelehrsamkeit, die ihm dazu verholfen, zu den seltensten Eigenschaften der Könige zu zählen. Im Uebrigen aber sey Heinrich gar nicht stolz; er gehe in die Schenke und trinke mit dem Volke und gebe Geld in Menge weg. Noch kürzlich habe er einer armen Frau, die ihn mit einem herrlichen Pudding bewirthet, ein kleines Schloß geschenkt, das früher einem Edelmanne gehört, dessen Güter konfiszirt worden waren. Nach des Elsässers Schilderung war Heinrich ein Muster eines Regenten, und dies war die allgemein von ihm in England verbreitete Meinung. Er war vom Volke sehr geliebt, wenn gleich rauhe Gewaltthätigkeiten seine Regierung schon im Anfang bezeichneten; denn er war dabei freigebig bis zur Verschwendung, zugänglich für einen Jeden, sein Hof war glänzend, und alle seine Unternehmungen sah man von den günstigsten Erfolgen gekrönt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Orientalische Malerei. Gemäldeausstellung.

Das Wort orientalisch ist in der Regel mit ächt gleichbedeutend, und daher eine Empfehlung für die Gegenstände, denen es nachgesagt wird, die orientalischen Regierungsformen etwa ausgenommen, an denen sich der Geschmack fast allgemein verloren hat. Desto breiter stellt sich so eben hier die „orientalische Malerei" heraus. Gegen das Ende des vorigen Monats brachte ein Herr Jägermann, nach dem hiesigen Anzeiger, uns diese Kunst, vor der alle seitherige Malerei sich verstecken zu müssen schien; denn Alt und Jung, Groß oder Klein, Dumm oder Klug, kurz Jedermann wird durch ihn in vier Stunden zum vollkommenen Meister darin. Ohne vom Zeichnen und Malen zuvor einen Begriff gehabt zu haben, lernt der kunstsinnige Ignorant binnen so kurzer Zeit alle Sorten Blumen, Obst, Thiere, Schmetterlinge u. s. w., oder auch hölzerne Sachen, malen, poliren und lackiren. Der Verstand stand uns still bei diesen Verheißungen. Man fühlte sich von ihnen um so gewaltiger angesprochen, da Herr J. Jedem den Erfolg des kurzen Lehrcursus garantirte und die dafür zu entrichtenden zwei Thaler erst nach Ablauf der vierten Stunde verlangte, wodurch allerdings erhellte, daß er sich hierin kein Dementi zu geben fürchtete. Schon im Anzeiger vom letzten Tage des verflossenen Monats aber trat ein zweiter Orientalist dieser Art, ein Herr Professor Pochobraczky aus Pest auf, ähnliche Lehrstunden mit der Hindeutung ankündigend, daß er weit tiefer noch, als Herr Jägermann, in die Geheimnisse der orientalischen Malerei eingedrungen sey und damit noch eine Menge anderer hübscher Künste und Sächelchen verbinde. Außer in der, besonders von ihm genannten, chinesischen Malerei, versprach er auch Unterricht in der Lithogromie oder, seinem Ausdrucke nach, der Kunst: „von einer Lithographie die schönsten Oelgemälde zu malen und auf Leinwand überzutragen." Nebenher bezieht sich sein Unterricht auf „unzählige andere, nützliche, für Jeden anwendbare chemische Experimente." Es schien nicht unbillig, daß unser Herr Professor unter solchen Umständen auf ein höheres Honorar, nämlich fünf Thaler für den Cursus, Anspruch machte. Bald wies der Anzeiger durch eine große Zahl, zum Theil empfehlender Namen aus hiesiger Stadt seine besondere Geschicklichkeit aus. Bei alle dem zeigte wenig Tage nachher eine andere Zahl von Namen in dem nämlichen Tageblatte, daß auch sein Nebenbuhler Anerkenntniß gefunden habe. Die orientalische Malerei noch mehr in unserer Stadt zu befestigen, kündigte nachher eine hiesige Waarenhandlung wiederholt einen ganzen Apparat von Pinseln, Farben, Papieren ꝛc., einzig für diese Malerei eingerichtet, an, mit dem Erbieten, den Jüngern des hierher neuverpflanzten Kunstzweigs durch Vorlegeblätter, ja sogar durch künstlerischen Rath unter die Arme zu greifen. Mit Einem Worte, man scheint darauf umzugehen, demjenigen, was man seither Malerkunst nannte und worin Manche nach vieljährigem Studium nicht vorwärts kamen, durch die in vier Stunden jedenfalls und aus dem Grunde zu erlernende Malerei des Orients den Garaus machen zu wollen.

Wenn aber auch beim Wiedererzählen solcher Wunderdinge der Scherz einem unwillkührlich aus der Feder auf das Papier läuft, so verdient diese Malerei doch gewiß, als unterhaltender Zeitvertreib, den zahlreichen Freunden eines anständigen Müßiggangs empfohlen zu werden. Die auf Geist und Seele hauptsächlich beruhende eigentliche Kunst wird allerdings durch eine, auf bloßen Mechanismus gestützte Malerei schwerlich sehr gefördert werden; aber die Schnelligkeit, mit welcher der kaum erst zum Schüler in ihr Geworbene recht hübsch in's Auge fallende Darstellungen so gut wie sein Meister hervorzubringen weiß, grenzt in der That an das Unbegreifliche. Gewiß ist die Sache den Stickereien von Blumenstücken und Landschaften tausendmal schon darum vorzuziehen, weil diese einen unverantwortlichen Zeitverlust verursachen, und im günstigsten Falle noch immer lange nicht so viel leisten, als die gleichen, im kürzesten Zeitraume fertig werdenden Produktionen der sogenannten orientalischen Malerei. Dabei ist noch zu bemerken, daß unter den chemischen Experimenten des Herrn Pochobraczky recht nützliche und werthvolle sich befinden.

Bei allem Beifalle, den übrigens die so bald zu erlernende Fertigkeit in der orientalischen Malerei mit Recht finden wird, wird wohl Niemand im Ernste glauben, daß die ordentliche, ohne Studium und Talent gar nicht zu erlernende Malerkunst darüber vergessen werde. Als Beweis dafür diene die Ausstellung von Kunstschöpfungen, welche so eben ein Verein hiesiger junger Künstler eröffnet hat, die zweimal in der Woche stattfindet. Der Zutritt ist unentgeldlich. In zwei Zimmern enthält dieses löbliche Institut manchen mehr oder weniger ausgezeichneten Beitrag. Mit Landschaften, zum Theil in hiesiger Umgegend nach der Natur aufgenommen, ist für jetzt die Anstalt durch Sparmann, Häbler und Andere besonders erfreulich bedacht. Anerkennung verdient es, daß rühmlich bekannte Männer, wie z. B. die Professoren Friedrich und Renzsch, den jüngern Künstlern sich freundlich angeschlossen haben. So hat Friedrich drei mit der ihm eigenen Genialität leise hingehauchte Skizzen dargeboten, vor denen man mit Liebe verweilt. Ein kleines, ganz dunkel gehaltenes Kabinet enthält noch eine landschaftliche Darstellung dieses Meisters. Mit ungemeiner, wohl berechnender Kunst hat er durch das zum Fenster spärlich eingelassene Tageslicht der Darstellung den wirklichen Mondschein zu ertheilen gesucht. Je länger man sie betrachtet, desto stärker wird auch der Glaube an ein vollständiges Gelingen seines Bestrebens. Ja, mehr noch als auf seinen eigenen, so höchst gelungenen Mondscheinzeichnungen, welche uns die Erinnerung vorspiegelt, finden wir den Ton der Mondscheinbeleuchtung getroffen. Und doch dürfen wir nur unmittelbar darauf das in einem der beiden Zimmer aufgehängte kleine Oelgemälde von Sparmann, eine Mondbeleuchtung des Thuner Sees, aufsuchen, um diesem (und mit diesem zugleich Friedrichs ausgeführten Mondscheindarstellungen, deren wir uns eben erinnerten) volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mein, sein Transparent ist gleichsam nur das Schattenbild einer Mondscheinlandschaft. Es fehlen ihm die in der Natur hier und da aufblitzenden, schönen Lichter. Der Vollmond darauf selbst gleicht einer leeren Todtenmaske. Wie anders sieht man dem im Sparmannschen Tableau über dem See schwebenden, herrlichen Nachtgestirn die Kraft an, die, ungeachtet des dünnen Wolkenschleiers über der runden, leuchtenden Scheibe, weiße Funken in die Wellen wirft und ein geisterhaftes Leben über die ganze Landschaft verbreitet. Ueberhaupt ist es ein köstliches Stück. Die Wolken, der See, die Berge, alle Gegenstände sind von der unbeschreiblichen Milde und Süßigkeit des Mondlichts mit ergreifender Wahrheit durchdrungen. Man meint, die Fischerhütte, außen von dem weichen nächtlichen Schimmer umspielt und innen durch die im Fenster wahrzunehmende rothe Flamme des Herdes erleuchtet, in der Natur vor sich zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Mai 1834.

Da haben's wir! seht, seht! o Schicksal!
Noch kaum hier warm! pfui des erzwungnen Glücks.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Um den Schein zu großer Parteilichkeit zu vermeiden, ließ nun der Elsässer auch etwas Schatten in seine lichtvolle, beredte Schilderung fließen. „Ihr seht, daß ich meinen Herrn und Gebieter liebe, wie es Pflicht ist," sprach er, „aber mein Ehrgeiz geht nicht so weit, ihm einen Pudding, wie jene Frau, vorzusetzen, wollte er mich auch gleich zum Hauptmann dafür machen. Ich will nichts mit ihm zu thun haben, denn er hat so seine Grillen. Er geht Euch im grobtuchenen Rocke einher, mit dem breiten Hute auf dem Kopfe und dem eisenbeschlagenen Knüppel in der Hand, und wenn ihm etwas nicht an Euch gefällt, so schlägt er gewaltig zu, daß Euch Hören und Sehen vergeht. Und das ist noch gnädig; denn — unter uns gesagt — gefällt ihm ein Kopf nicht mehr, so muß er herunter. Doch — versteht mich wohl — wir und unsers Gleichen haben dabei nichts zu befahren. Ich brauche Euch nichts weiter zu sagen, als daß ich froh bin, kein Lord zu seyn." Unser Maler machte große Augen. Er war noch nie einem Könige so nahe gewesen, und der erste, dem er es seyn sollte, war mit Eigenschaften begabt, die ihn dem Krieger wohl kraftvoll und herrlich erscheinen ließen, aber auf das schüchterne Gemüth des Künstlers einen ganz entgegengesezten Eindruck machten.

„Nun aber will ich Euch auch noch meinen Namen sagen; ich heiße Konrad Hechner," sagte der wackere Elsässer, „und jezt wünsche ich zu wissen, wie Ihr heißt und was Euer Zweck hier in London ist, um Euch nach Kräften zu dienen, wie es Landsleute thun sollen, wenn sie sich in der Fremde treffen." Holbein glaubte die Offenherzigkeit seines Tischgesellen wenigstens in Etwas zurückgeben zu müssen, und sprach davon, daß er bereits den ganzen Tag damit zubringe, das Haus des Großkanzlers von England zu suchen, daß aber, bei der Unmöglichkeit, ihn zu verstehen, und der plumpen Ungefälligkeit der Leute, ihm solches zu finden noch nicht gelungen sey. „Ho, ho!" rief verwundert Konrad Hechner, „zum Großkanzler wollt Ihr? Und was habt Ihr denn in dessen Pallaste zu suchen? Ist es etwa ein Koch oder ein anderer vom Dienste, der Euch verwandt ist und von dem Ihr Unterstützung erwartet?" — „Mit nichten!" erwiderte unser Maler, nicht ohne Absicht, dem Landsmanne einige Ehrerbietung einzuflößen; „zu ihm selbst, dem weisen Thomas Morus will ich, und die Unterstützung, die ich begehre, soll mir dieser selbst angedeihen lassen." — „Ei, Ihr prächtiger Bursche!" schrie laut lachend der Soldat, „Ihr wollt den weisen Thomas Morus, oder More, wie Ihr ihn hier nennen müßt, selbst sprechen?

nichts weiter? Nun ja, weiſe ſoll er ſeyn, das ſagt alle Welt von ihm, und ein rechter Stockgelehrter, ein Poet und ein Philoſoph iſt er auch. Aber deßwegen müßt Ihr Euch nicht denken, er ſey, was man dergleichen in Deutſchland ſo zu nennen pflegt. Dieſer Thomas More iſt ein großer Herr dabei, und kurz und gut, er iſt der Erſte nach dem König, er regiert das Land, was er will, geſchieht, und ſelbſt ein Kerl wie ich hätte Mühe, vor ihn zu kommen; und Leute von Eurem Ausſehen —“ — „So? meint Ihr?“ unterbrach ihn Holbein. „Je nun, ich will's drauf wagen. Hunger und Durſt ſind geſtillt, und obgleich hier, in dieſem dunkeln Raume, ſchon lange Kerzen und Lampen brennen, iſt es doch noch früh am Tage. Wolltet Ihr ſo gut ſeyn, mich zu dem Pallaſte des Großkanzlers hinzuführen?“ — „Was ſprecht Ihr?“ entgegnete der Andere mit wachſendem Erſtaunen, „noch heute und zu dieſer Tageszeit wollt Ihr den tollkühnen Verſuch wagen? Wißt nur, daß mein gnädigſter Herr, der König, oftmals ſeinen Kanzler beſucht, und daß es wohl ſeyn könnte, Ihr träfet mit dieſem in der Halle zuſammen.“ — „Wenn das iſt,“ ſagte lächelnd der Maler, den dieſer Scherz zu vergnügen ſchien, „ſo will ich Heinrich dem Achten den Vortritt laſſen, und mich zurückziehen für heute, aus Achtung vor ſeinem eiſenbeſchlagenen Knüppel. Doch jezt laßt uns ohne Weilen aufbrechen.“

Sie traten aus der Schenke und gingen raſch durch das Gewinde der Straßen, wie ſie ſich im Mittelpunkte von London kreuzen und durchſchlingen, bis der Elſäſſer plötzlich an einer hohen, langen Mauer Halt machte und nicht ohne Ernſt ſagte: „Hier, mein junger, neuer Freund, iſt der Pallaſt des Thomas More. Dieſe ganze Reihe von Fenſtern, die Ihr jezt unerleuchtet ſeht, iſt ſeine Gemäldegallerie.“ — „Was ſagt Ihr?“ rief der Maler, „dieſe ganze Reihe?“ — „Und dort am Ende,“ ſezte der Andere, unwillig über die Unterbrechung, hinzu, „wo Ihr die vielen Lichter ſeht, iſt die Halle, woſelbſt Ihr Euern Eintritt zu begehren habt.“ — „Dank, tauſend Dank!“ rief Holbein und flog davon. Er hatte bereits die Stufen der Halle betreten, als der Elſäſſer ihn keuchend erreichte. „Nun, nun, Freund! ſeyd nur nicht zu hitzig,“ ſagte er zu ihm; „ich wollte nur noch Euern Namen wiſſen, um einmal von Euch Erkundigung einzuziehen, falls wir uns aus dem Geſichte verlieren ſollten.“ — „Ich heiße Hans Holbein, und bin Euch ewig dankbar,“ ſprach der Maler, „ſeyd überzeugt, ich ſuche Euch auf.“ Damit war er die Stufen hinangeſtiegen und trat in die Halle. „Mich aufſuchen?“ brummte der Elſäſſer. „Wird nicht Noth thun; ich will ein Wenig hier draußen warten, bis ſie Euch da drinnen expedirt haben. Grüßt mir indeß Euern Freund Thomas More, wenn Ihr ihn ſeht, Herr Hans Holbein!“ Dieſes ſpöttiſche Wort hatte er in die Luft gerufen und ſich dabei auf eine Bank unfern der Halle geſezt, um die Rückkunft ſeiner neuen Bekanntſchaft zu erwarten, die nach ſeiner Meinung ſehr bald erfolgen mußte. Aber er ſaß eine Stunde, ſprang dann ärgerlich auf, lief noch eine Stunde vor dem Pallaſte hin und her und trat hierauf höchlich verwundert ſeinen Heimweg an, ſich mit Vermuthungen plagend, wer denn wohl ſein junger Landsmann eigentlich geweſen ſeyn könne, der ſich Hans Holbein nannte, wie ein fahrender Schüler ausſah, und doch vom Großkanzler von England nicht mehr fortgelaſſen wurde.

(Die Fortſezung folgt.)

Niederländiſche Briefe.

(Fortſezung.)

Meine kleine Diligence war von Kirmesgäſten, mehr als mir lieb, beſezt, und ich mußte den ſchmalen Sitz des Kutſchers, der ſich dafür noch tiefer zu meinen Füßen mehr ſchwebend als ſitzend hielt, meinem Platze im Innern des Wagens vorziehen. Bald hinter der Stadt wird die Gegend hügelig, und Wäldchen wechſeln mit dem Einerlei der Felder. In der kleinen, nach einer frühern Zerſtörung im vorigen Jahrhundert (wenn ich nicht irre) neu und regelmäßig gebauten Feſtung Menin erwartete ich die große, von Frankreich herkommende Meſſagerie und langte, unter lauter Enthuſiaſten für den Tricolor und die Juliustage, in Courtray an. Vor völlig eintretender Dunkelheit konnte ich noch die Straßen der Stadt durchwandern. Sie gilt für die älteſte der ganzen Gegend, aber meine antiquariſche Hoffnung wurde nicht erfüllt. Leider — denn zwiſchen dem Alterthümlichen und der Induſtrie iſt einmal offener Krieg — iſt ſie eine üppig aufblühende Fabrikſtadt, und der merkantiliſche Unternehmungsgeiſt räumt tüchtig auf. Der Krieg hat ihm vorgearbeitet, und in den faſt zahlloſen Belagerungen, welche dieſe und die benachbarten Städte in dem nie beendigten Gränzſtreite des deutſchen und franzöſiſchen Stammes erlitten haben, mag das Alte ſchon früher zerſtört oder doch verlezt worden ſeyn. Wer übrigens das Alterthümliche nicht vermißt, mag ſich an dem Neuen wohl erfreuen. Alles iſt geräumig und heiter; auf den Märkten, in den breiten Straßen und in den reich geſchmückten Kaufläden geht es rege und lebendig her. Die Volksſprache iſt noch flamländiſch, doch ſcheint man in den höhern Ständen das Franzöſiſche vorzuziehen. Zu verargen iſt es ihnen nicht, theils wegen des üblen Klanges, theils wegen der großen Abweichungen des hieſigen Dialekts, da ſich ſelbſt die Bewohner benachbarter Städte, wie

man mich versichert, oft untereinander mißverstehen. Das beste Mittel, diese Ungleichheit zu heben, sich der verwandten Schriftsprache, des Holländischen, zu bedienen, ist unbeliebt, man spricht lieber französisch. Ebenso fand ich es auch in manchen Gegenden von Oberitalien, daß Personen, die nicht gerade wissenschaftlich gebildet waren, gegen Fremde, die den Dialekt nicht kannten, das Französische der italienischen Schriftsprache vorzogen. Es mag weniger schwer seyn, die fremde Sprache zu reden, als sich bei der einheimischen des gewohnten Dialekts zu enthalten. Dies lezte gibt leicht ein Gefühl des Zwangs oder der Affektation. Kann ich selbst mich doch nicht entschließen, die flamländischen Namen Kortryk und Doornyk statt der bekannten französischen zu brauchen.

Müßig durchstrich ich einige Straßen, ohne etwas zu entdecken, was mich interessiren konnte. Selbst die Kaufhalle am Markte ist hier ein neues Gebäude. Da sie mir architektonisch nichts gewährte, blieb ich mechanisch vor den Anschlagzetteln im Thorwege stehen und fand hier etwas, das mich wenigstens einen Augenblick aufhielt und einer Notiz in meiner Brieftasche werth schien. Es war eine Ankündigung des Bürgermeisters über die Festlichkeiten der nahe bevorstehenden Kirmestage, französisch und flamländisch, und berechnet, wie es schien, um jedem Geschlecht und Alter, dem verschiedensten Stande und Geschmacke etwas zu bieten. Bogenschießen, Kugelspiel (Jeu de boules), großes Konzert, Mat de Cocagne, Büchsenschießen, Pferderennen, Preisvertheilung in der Zeichenakademie, Scheibenschießen der Communalgarden (Tir à la Cible, Schis Schieting) waren nach Ort und Stunde gehörig angeordnet, und ein Ball machte den gewöhnlichen Beschluß jedes Tages. Wir ernsthaften Deutschen wissen kaum, ob wir uns mehr über das vergnügungslustige Publikum oder die vorsorgliche Behörde verwundern sollen.

*

Ich fuhr von Löwen nach Namür. Um eilf Uhr Abends langten wir daselbst an. Da ich einen kleinen Seitenweg in das obere Maasthal machen wollte, so benüzte ich die ersten Morgenstunden, um mich in der Stadt umzusehen. Im Innern fand ich nichts, was mich interessirte; nur erst von Außen konnte ich das schöne Bild, das die Stadt mit den kühnen, von der Citadelle gekrönten Felsen, mit Strom und Brücke gewährt, übersehen. Die Gegend bis Dinant erfüllte die Erwartungen, die ich mir davon gemacht hatte, nicht ganz. Es war eigentlich eine Wanderung in die Schule der ältesten Landschaftmaler. In Dinant war Patenier, in dem gegenüber gelegenen Bouvines sein Freund und Zeitgenoße, Herri met de Bles, geboren. Ich glaubte abgerissene, wechselnde Formen und schroffe Felsen zu finden, wie sie in den landschaftlichen Hintergründen der alten Niederländer gewöhnlich vorkommen. So war es aber nicht. Das Thal ist wechselnd, oft ziehen sich die Berge weiter zurück und bilden breite runde Rücken, oft nähern sie sich wieder dem Flusse und zeigen dann den unbedeckten, vom Wasser schroff gebrochenen Fels. Aber überall schienen mir die Verhältnisse etwas Kleinliches, die Formen einen weichen Charakter zu haben, ganz anders, wie jene alten Meister ihre Flußthäler darstellen. Freilich war der Himmel fast beständig bedeckt, und bei schärferem Lichte mag Manches, was jezt wenig hervortrat, lebendiger und kecker scheinen; das Meiste wird aber wohl die frische Phantasie jener Künstler, bei denen sich der Geist der eben erst untergehenden ritterlichen Zeit mit dem neu erwachenden Gefühle für die Landschaft verband, hinzugethan haben. Wie ganz anders sehen verschiedene Augen dieselbe Natur. Flußthäler haben leicht einen schwermüthigen Ausdruck. Schon das Rauschen des Wassers, das so abgemessen und doch unbestimmt und regellos ist, trägt dazu bei. Es übertönt die leisen Regungen der Thierwelt, die wir in Feld und Wald unwillkührlich bemerken, und läßt uns unsere Einsamkeit der großen Natur gegenüber tiefer empfinden. Deßhalb gehören zum Flußthale bedeutende Bauwerke, sey es auch nur in Ruinen, damit der Mensch angesichts der Naturkraft sich seiner eigenen Kraft wieder bewußt werde. Hier aber sah man auf manchen Stellen die Berge und Hügel weit umher angebaut, ohne Wälder, aber auch ohne Ortschaften oder einzelne Wohnungen, und jener Ton der Schwermuth wurde daher um so fühlbarer.

Von Dinant fuhr ich mit der Diligence nach Namür zurück. Sie war mit Reisenden von der Klasse, die man am häufigsten trifft, mit irrenden Rittern des Handels besezt, die jezt eben von der frischesten Begeisterung für politische Reformen erfüllt waren, und mit denen ich sehr unverschuldet in eine Fehde über diese Gegenstände gerieth. Sie und ich ahneten nicht, daß ähnliche Fragen unterdessen schon ganz in unserer Nähe praktisch werden würden. Als wir in Namür einfuhren, waren auf allen Plätzen große Gruppen höchst bewegter Menschen sichtbar, und im Gasthofe hörten wir sogleich, was Sie jezt auch schon wissen, den Aufstand von Brüssel.

Ich hielt die Sache für weniger bedeutend; die Interessen in diesem Lande schienen mir zu getheilt, die Mißgriffe der übrigens wohlmeinenden Regierung zu leichter Art. Bald indessen wurde ich anderer Meinung. Ich lernte nämlich einen hiesigen Offizier von höherem Range kennen, der sich vertraulicher gegen uns ausließ. Es schien, als ob unter den Befehlshabern selbst das Mißtrauen in ihre Kräfte, der Glaube, daß Alles sich gegen sie vereinigen würde, vorherrsche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Beſchluß.)

Gemäldeausſtellung. Theater. Mordthat.

Ein anderes höchſt ausgezeichnetes Oelgemälde von Otto ſtellt aus Goethe's Fiſcher die letzte Strophe dar. Die Welle reizt ihm ſchon den nackten Fuß. Die aus dem Waſſer heraufgeſtiegene weibliche Wundererſcheinung zieht ihn bereits am Gewande, und der Taumel, in dem er, von ihrer Geſtalt, wie von der zauberiſchen Rede ihres Mundes und den blauen Augen angelockt, hinab in ihre Arme ſinkt, um nie wieder geſehen zu werden, ſcheint ſo eben bei ihm eintreten zu wollen. Beſonders findet man auch recht gelungene Kopien alter ſchöner Gemälde neben friſch aus der lebendigen Natur aufgegriffenen Darſtellungen. Von letztern ſpricht unter Andern Haachs ſo charaktervolles Geſicht eines Nachtwächters, mit dem Spieße in der Hand, die Beſchauer durch ſeine kräftige Wahrheit an. Es läßt ſich hoffen, daß der ſchon jetzt ziemlich ſtarke Verein der Begründer dieſes erfreulichen Inſtituts allmählich noch zunehmen und ſo die Aufmerkſamkeit der Kenner und Liebhaber immer mehr auf ſich ziehen und feſthalten werde. Die dem Vernehmen nach größtentheils ſehr mäßigen Preiſe der aufgeſtellten Kunſtſchöpfungen machen ſolche auch von dieſer Seite einer vorzüglichen Berückſichtigung der Kaufluſtigen würdig.

Unſere den Winter über hauptſächlich durch die Leiſtungen der Damen Schröder-Devrient, Schneider, Veltheim, und der Herren Zezi, Peſadori, Schuſter u. ſ. w. in vollem Glanze erſchienene Oper hat ſo eben ihre erſte Zierde an die Berliner Bühne abgetreten. Mit Siegeskränzen reich geſchmückt, reiſte unſere muſikaliſche Grazie oder graziöſe Muſe Schröder-Devrient über Leipzig, welches ſie im Durchfluge mit ihren Tönen entzückte, nach der preußiſchen Königsſtadt, um erſt nach einigen Monaten zurückzukehren. Durch den ſo eben erfolgten Abgang des von ihr geſchiedenen Gatten, Herrn Carl Devrient, erleidet das hieſige Schauſpiel einen empfindlichen Verluſt. — Der Winter, der mit Ausnahme weniger Tage, wo er ſeine kalte Tücke nicht ganz zu verbergen wußte, dießmal ein ungemein ſtrenges Inkognito beobachtete, bis er im vorigen Monate die Maske des Frühlings völlig abwarf, wird und endlich durch die grünen Ruthen dieſes muntern Jünglings hinweggefäuht. Seine dießmal ſehr zahlreich und glänzend geweſenen Konzerte verſtummen immer mehr vor den täglich lauter und vielfacher werdenden Tönen des Waldes.

Je mehr aber das neue Erwachen der Natur Alles in freudige Aufregung verſetzt, um ſo ſchauerlicher wirkte auch eine am Morgen des 14ten dieſes Monats offenbar gewordene entſetzliche That. Zwei bejahrte Frauen, eine verwittwete von Schönberg, ungefähr fünfzig, und ihre Geſellſchafterin, etwa ſiebenzig Jahre alt, wurden grauſam gebunden und erwürgt in ihrer am ſogenannten Judenhofe, mitten im volkreichſten Theile Dresdens, im vierten Stockwerke gelegenen Wohnung gefunden. Das Räthſelhafte dieſes Mordes vermehrte der Umſtand, daß die beiden Schlachtopfer vor Oeffnung ihres ſtets verſchloſſenen Quartiers immer die Vorſicht gebraucht hatten, auf den Klingelzug an der Thüre nicht eher zu öffnen, als bis ihr wer da? von einer ihnen bekannten Stimme beantwortet, oder ſonſt das Unverdächtige der ankommenden Perſon außer Zweifel war. Auch von einer andern Seite wurde das Grauen vor der ſchauderhaften That vermehrt. Seit einigen Jahren hatten mehrere Morde, auf dieſelbe Weiſe in dem Innern der Wohnungen verübt, zu Dresden ſtattgefunden, ohne daß dem Thäter auf die Spur zu kommen geweſen. Auch diesmal ließ es ſich nicht beſſer an. Ein einziger Fingerzeig gab einigen Anhalt. Ein Schuhmacher, Namens Richter, welcher die vorletzte Mordthat in der Stadt der Obrigkeit angezeigt, machte auch die Anzeige von dieſer. Er wohnte mit den letzten Ermordeten in Einem Hauſe. Trotz der von ihm ſelbſt geſchehenen Anzeige fand man ſich auch darum beſonders bewogen, nebſt mehreren Bewohnern des Hauſes, ihn und einige ſeiner Bekannten einzuziehen, weil die Getödteten ganz in derſelben Weiſe, wie die Frau, von deren Mord er früher Nachricht gegeben, ſtrangulirt worden waren. Allein die erſten Vernehmungen der Verhafteten unterſtützten den nur entfernten Verdacht gegen ſie ſo wenig, daß man gar ſehr zu beſorgen anfing, man ſey auf eine falſche Fährte gerathen. Mehr ſchien ſich der Argwohn auf einen Mann hinzuleiten, der am Morgen nach der Ermordung mit der Poſt abgereiſt war. Wiſſend, daß das Vermögen der Frau von Schönberg in Staatspapieren beſtanden, deren Nummern auch aufgezeichnet gefunden worden, vermuthete man, der Reiſende habe ſolche mitgenommen, und traf hierauf bezügliche Maßregeln. Allmählich verſtärkten indeſſen mehrere Umſtände den frühern Verdacht, namentlich gegen den Schuhmacher Richter. Allein obſchon deſſen Vernehmung den ganzen zweiten Tag fortgedauert und der Argwohn durch neue Data und ungeeignete Antworten und Widerſprüche immer geſteigert worden war, ſo erfolgte doch Abends um acht Uhr, wo endlich das Verhör für dieſen Tag geſchloſſen wurde, noch kein Geſtändniß. Um zehn Uhr aber verlangt der Inculpat im Gefängniſſe ſelbſt nach dem Stadtrichter. Dieſer eilt auf die Nachricht ſogleich herbei, und ſo bekennt denn Richter, von innerer Angſt getrieben, daß durch ihn und fünf Spießgeſellen die finſtere That verübt worden, oder vielmehr er bekennt ſich zwar zur Theilnahme, aber nicht zur That ſelbſt. Viele Umſtände treffen übrigens zuſammen, ihn als den Anſtifter darzuſtellen. Beſtätigen die fernern Gerichtsverhandlungen dieſen Argwohn, ſo würde ſeine Handlung um ſo empörender erſcheinen, da er, als Mitbewohner des Hauſes, das Vertrauen der ermordeten Frau von Schönberg in ſo weit genoſſen haben ſoll, als ſie ihn zu kleinen Beſorgungen in der Stadt gebrauchte. — So eben läuft das ziemlich begründete Gerücht umher, daß die übrigen Theilnehmer bis auf einen gleichfalls zum Geſtändniſſe gebracht worden. Nach dem bereits durch Richters Ausſage und die andern Umſtände Bekannten iſt wenigſtens kein Zweifel, daß ſie ſehr bald überführt ſeyn werden.

Uebrigens hat ſich bei Durchſuchung der Wohnung der Erdroſſelten ergeben, daß der Zweck der Mörder, die Beraubung, faſt gänzlich verfehlt worden. Die Anfangs vermißten Staatspapiere, an Werth vielleicht 10 bis 12.000 Thaler, wurden insgeſammt, nebſt mehreren hundert Thalern in Baarſchaft, aber nicht in der Wohnung, ſondern in einer Dachkammer aufgefunden. Der geſammte, von der ſaubern Geſellſchaft mitgenommene Sündenlohn hat in vier Thalern ſechzehn Groſchen beſtanden. Die Entdeckung der Sache verbreitet ſehr merklich eine Art von Beruhigung in der ganzen Stadt, beſonders darum, weil man auf dieſe Weiſe auch Licht über einige frühere, unentdeckt gebliebene Mordthaten zu erhalten hofft.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Mai 1834.

Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behaglich nährt,
Und man erzieht sich nur Rebellen.

Goethe.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Meine Reise konnten diese Händel natürlich nicht aufhalten, und ich fuhr in dem leichten Wägelchen des Briefkouriers weiter nach Lüttich, durch die reizendste Landschaft. Hier mögen allenfalls die alten Maler das Vorbild ihrer Flußgegenden gefunden haben. Der Charakter dieser Strecke ist ein ganz eigener; weder am Rhein noch an der Donau finden Sie leicht etwas Aehnliches. Bei beiden Strömen sondern sich die weiten, fruchtbaren Stellen von den regen, pittoresken, ritterlichen ab; hier ist dieser doppelte Charakter verbunden. Die Höhen, bald näher, bald ferner, haben zwar nicht so wilde, wunderliche Spitzen, wie auf den alten Bildern, aber sie zeigen doch gewöhnlich an der Flußseite schroffe Felswände, die, durch enge Thäler gesondert, wie die Zinnen eines großen kriegerischen Mauerwerks sich darstellen. Sehr oft sind sie mit Schlössern gekrönt, die unmittelbar am Rande des Felsens erbaut, durch gewaltiges Mauerwerk gesichert, über dem Thale schweben. Sie sind jezt meistens Wohnungen reicher Privatleute, manchmal Fabriken, und lassen oft neben dem Neuerbauten die Spuren ihrer frühern klösterlichen oder kriegerischen Bestimmung erkennen. Unten im Thale ist dagegen Alles friedlich, reich, gesegnet. Große Dörfer wechseln mit einzelnen stattlich in Steinen aufgeführten Häusern; Obstgärten umgeben und Baumreihen verbinden sie. Endlich erweitert sich denn das Thal noch mehr, die Landhäuser auf beiden Seiten werden prächtiger, terrassenförmige Gärten verbinden die Höhe mit der Straße, häufiger ragen die dampfenden Röhren der Fabriken aus den Seitenthälern hervor, und die alten Thürme der Stadt werden durch die dichten Baumpflanzungen, welche den Weg umgeben, allmählich deutlicher.

So fuhr ich in die Vorstadt hinein, am Flusse entlang. Manche Vorübergehende riefen dem Führer des Wagens mit bedeutender Miene etwas zu, das ich aber in ihrem wallonischen Dialekte nicht verstehen konnte. Schweigend schwang er die Peitsche immer mehr. Je weiter wir kamen, desto lebhafter wurden die Straßen. Anfangs glaubte ich nur die gewöhnliche Erscheinung einer volkreichen Fabrikstadt am Abend nach geschlossenen Werkstätten zu sehen; bald reichte dies nicht mehr aus. Immer dichter drängte sich allerlei Gesindel um unsern kleinen Wagen, und ich verstand, daß sie Nachrichten, Neuigkeiten verlangten. Endlich auf dem großen Platze des Rathhauses angelangt, fanden wir eine unzählbare Volksmenge, Kopf an Kopf gedrängt; sie tobten um uns her, hingen sich an Pferd und Räder, und ich mußte die Geduld und Geschicklichkeit des beherzten und verständigen Führers bewundern, der bittend, drohend, sein Thier antreibend, wirklich bis zur Briefpost durchkam.

Auch hier war der Aufstand ausgebrochen. Für's Erste hatte er noch ein ziemlich heiteres Ansehen. Die Menge drängte sich, schrie, jubelte, lachte, und wenn auch auf den gelben, bärtigen, vom Rauch der Fabriken geschwärzten Gesichtern, bei den eigenthümlich wilden Zügen der Wallonen selbst dieser Ausdruck des Wohlbehagens etwas Bedenkliches hatte, so beruhigte man sich bald, wenn man kleine Patrouillen von bewaffneten Bürgern unangefochten durch die Menge hindurch gehen und hie und da Einhalt thun sah. Das Schauspiel war mir neu, und ich unterließ nicht, die Straßen auch später noch zu durchwandern und durch Gespräche und Zeitungen mich von dem Hergange zu unterrichten. Es hat sich in diesen Gegenden eine Praxis der Revolutionen gebildet, die sie wie ein leichtes und alltägliches Geschäft behandelt. Das Militär zieht sich auf die Citadelle zurück, die Civilbehörden überliefern die Gewalt einer Sicherheitskommission, eine Bürgergarde wird errichtet, der Pöbel lacht und ist mit mäßigem Unfuge zufrieden; die jungen Helden der Kaufmannschaft rüsten sich zu Fuß und zu Pferde und ziehen lachend und scherzend zu Patrouillen und Nachtwachen aus. Ich sah selbst eine junge Schaar, die, ihren Führer an der Spitze, einen scherzhaften Marsch aus einer neuen Oper singend, vom Kaffehause abmarschirte. So sind alle Rollen vertheilt, und jeder führt die seinige durch, wie es sich zum Maskenscherze gehört.

Die Nacht ging ruhig vorüber, kaum waren ein paar Schüsse von einzelnen Wachthabenden gehört worden. Am andern Morgen trat ich wie gewöhnlich meinen Umgang durch die alte Stadt an, völlig ungestört; denn das Getümmel, das den Markt und die daran gelegenen öffentlichen Gebäude, so wie allenfalls die nächsten Straßen unwegsam machte, verlor sich in den Gegenden, die mich am meisten interessirten, in den Umgebungen der alten Kirchen, völlig, und ich konnte dies ganz vergessen, was in den andern Theilen der Stadt vorging. Erst gegen Mittag, als ich nach dem Gasthofe zurückkehrte, kam ich etwas in's Gedränge, doch wieder in derselben heitern Weise. Die Sicherheitskommission hatte für gut gefunden, die alten Farben von Lüttich aus ihrer Vergessenheit hervorzurufen, und das Volk zog nun, als wäre ihm eine Wohlthat geschehen, mit gelb und rothen Fahnen umher. Sie nöthigten auch wohl die Vorübergehenden, ein solches Bändchen am Hute oder im Knopfloche zu tragen. Bald darauf gab es ein neues Schauspiel. Das königliche Wappen sollte verschwinden, und ein Pöbelhaufen, meistens Knaben, durchzog die Straßen, um dies zu bewirken. An einem Hause der Nachbarschaft stand ein goldener Löwe, der aber nichts mit dem Hause Oranien zu schaffen hatte, sondern nur als Zeichen einer Branntweinschenke diente; aber diese junge Schaar war in ihrem Eifer gegen alle Löwen so konsequent, daß sie auch hier anhielten und so lange ihr à bas le lion riefen, bis die erschrockene Wirthin vom Fenster aus Anstalten machte, das verhaßte Thier wegzunehmen. Leider vereitelte ihr wohlbeleibter Körper diese Versuche, und das Geschrei begann nun von Neuem, bis ein wohlwollender Nachbar sich mit einer Leiter eingefunden hatte, um den Gegenstand des Aergers fortzuschaffen.

Da haben Sie eine Revolutionsscene instar omnium, denn außer solchen Kindereien geschah eigentlich nichts vom Volke, sondern Alles von der Kommission, in deren Hände die Behörden ihre Autorität niedergelegt hatten. Die Läden waren nicht geschlossen, das bürgerliche Leben ging ruhig seinen Gang, und man erfuhr erst andern Tags aus den Zeitungen von der großen Aufregung des Volks und von den Schritten, die man thun müssen, um es zu befriedigen. Meine Wanderung in den einsamern Theilen der Stadt gab mir mehr Genuß, als die Beobachtung dieses Treibens. — Gewisse Gegenden haben ganz den Charakter der Einsamkeit einer geistlichen Metropolis, namentlich die Spitze der Halbinsel zwischen dem Kanal und dem Flusse, wo der Dom, die Universität, der bischöfliche Pallast mit dem Seminar, manche Kirchen und Hospitäler liegen. In andern dagegen ist die gedrängte Lebendigkeit des Handels. So vereinigt die Stadt die Reize des Alten und Neuen. Dabei ist ihre Lage sehr schön. Bei dem Blicke vom Thurme der alten Kirche von St. Martin du Mont nach der Stadt hin machte ich wieder die Bemerkung, wie sehr viel malerischer die vorgothischen Gebäude sind als die gothischen, besonders wenn man sie sich nicht einzeln, sondern mit den Umgebungen denkt. Im Allgemeinen ist übrigens in architektonischer Beziehung diese frühe Zeit hier nicht vorherrschend; Lüttich ist vielmehr vorzugsweise geeignet, um das langsame Verschwinden des Baustyls des Mittelalters zu beobachten; es scheint hier besonders schwer geworden zu seyn, sich davon zu trennen. Sogar in Bauten, die unzweifelhaft dem siebzehnten Jahrhundert angehörten, fand ich einzelne Formen, z. B. Hohlleisten, Rundstäbe, Basamente, aus dem vertikalen Systeme des Spitzbogenstyls, mit Neuerem verbunden, und zwar an solchen Stellen, die zu Einer Zeit gemacht seyn mußten, z. B. an den in Stein gearbeiteten Einfassungen von Thüren und Fenstern. Aus etwas früherer Zeit fand ich in manchen kirchlichen Gebäuden einzelne Theile in einem so überladenen und breiten gothischen Style, wie ich ihn nie gesehen hatte, und wie er etwa in den Bauten aus der Zeit Heinrichs VIII. in England vorkommt. Merkwürdig in anderer Art war der Hof des vormaligen fürstbischöflichen Pallastes. Die nach dem Lambertplatze gerichtete Vorderseite ist nach einem Brande im Jahre 1374 neu erbaut und (wenn man über einige Details wegsieht) im Ganzen imponirend, in großen Linien und Verhältnissen.

Das Innere des Hofs mit dem das untere Stockwerk bildenden Säulengange iſt aber noch aus dem ſechzehnten Jahrhundert erhalten. (Der Beſchluß folgt.)

Hans Holbein.

(Fortſetzung.)

Gleich am Eingange der Halle fuhr der Thürſteher in glänzender Tracht auf unſern Maler los, der bemüht war, die Rolle von ſeinem Gepäcke loszuſchnallen und den Brief aus der ſchützenden Hülle zu wickeln. Dieſe Gegenſtände wurden ihm abgenommen und in ein Zimmer getragen, und da man den Ueberbringer für einen Boten hielt, der von ſeinem Marſche ermüdet war, ſo geſtattete man ihm, ſich auf die große Steinbank niederzuſetzen, um auszuruhen. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn, er aber betrachtete aufmerkſam, was ſich um ihn zutrug, und ſah bald, wie Rolle und Schreiben von einem Herrn in die obern Gemächer getragen wurden, zu denen eine breite Marmortreppe führte. Kurz darauf erſchien derſelbe wieder in der Halle, und nachdem er ſich mit einer lauten, herriſchen Frage an den Thürhüter gewendet hatte, deutete dieſer auf unſern Maler, der ſich erwartungsvoll von der Bank erhob und nun mit natürlichem Anſtande dem Fragenden entgegentrat. Obgleich er die Worte nicht verſtand, die dieſer an ihn richtete, ſo folgte er ihm dennoch, als er die Treppe langſam hinanſtieg und ihn in eine Galerie führte, wo er ihn verließ, um in ein Zimmer zu treten. Holbein warf einen Blick umher und ſah, daß die ganze Galerie gemalt war, und trotz des Dämmerlichts, konnte er wahrnehmen, daß es große geſchichtliche Gegenſtände waren, die ſie anfüllten; das Herz ſchlug ihm vor Freude, und ſo, lebhaft aufgeregt, ging er zu der Thüre ein, die ihm der Führer öffnete, und ſtand einen Augenblick ſpäter in dem Kabinete des Großkanzlers, dieſem ſelbſt gegenüber.

In demſelben Momente fiel ihm der Muth gewaltig, da er ſich beſann, wie er ja keines Wortes Engliſch mächtig ſey und nun nicht wußte, wie er ſich dem Großkanzler verſtändlich machen ſollte. Der große Mann aber, nachdem er unſern Künſtler eine kurze Zeit ſchweigend betrachtet hatte, war ſeinerſeits gar nicht verlegen darüber; denn im Nothfalle konnte er ſich des Deutſchen bedienen, vorläufig jedoch wählte er das Lateiniſche zur Begrüßung.

Thomas Morus, der an der Spitze einer deſpotiſchen Regierung ſtand, beſchäftigte ſich ſtets mit dem Ideale einer glücklichen Republik; er ſelbſt ſo mächtig, war Allen dienſtbar und willfährig, er, der Schätze ſammeln konnte, blieb arm, und inmitten der ausſchweifendſten Sinnlichkeit einfach und empfänglich für die Freuden des Familienlebens. Er war feſt, von den ſtrengſten Sitten, ſehr gewiſſenhaft und zur Bigotterie geneigt. Seine äußere Erſcheinung entſprach nicht der Hoheit ſeiner Würde und dem Glanze ſeiner Umgebung. Er ſtand, wie Holbein zu ihm eintrat, mitten in ſeinem Kabinette, von hohen Bücherſchränken gefüllt, in einem langen, dunkelvioletten Tuchkleide, welches am Halſe ein ſchmaler Hemdkragen ſäumte. Das Geſicht war mild, die Stirne verrieth den Denker und das Auge den Menſchenfreund. Er las den Brief noch einmal, denn Morus liebte es, den Erasmus zu leſen; dann fing er an: „Mein Freund Erasmus denkt meiner ſtets in Liebe, und ſendet mir Dich, von dem er des Lobes viel hinzufügt. Sey mir willkommen in meinem Hauſe, das Du als Gaſt bewohnen ſollſt, um Deine Kunſt ungeſtört zu üben. Was Du darin vermagſt, beweiſt mir das Bildniß meines Freundes Erasmus, welches mich entzückt hat. Schon dieſe Gabe, die Du mir beim Beginne unſerer Bekanntſchaft überreichſt, verpflichtet mich zum regſten Danke. Zähle ſtets auf mich, ich werde Dir ein treuer, theilnehmender Freund ſeyn.“ Dieſe liebevolle Anrede rührte Holbein faſt bis zu Thränen; er ergriff des Kanzlers Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Du haſt ein weiches Künſtlergemüth, und wie mir Erasmus ſchreibt, iſt der bittere Kelch des Lebens an Dir nicht vorübergegangen,“ ſagte der Kanzler; „hier ſoll er Dir nicht mehr nahen. Du ſollſt in der Welt Deiner Ideale leben, und nichts trübe Dir den innern Himmel. Und ſollte dereinſt Dein Weib — o ſchaudre nicht davor zuſammen! — Dich hier aufſuchen: je nun,“ fügte er lachend hinzu, „ſo ſagen wir, Du ſeyſt nicht hier.“ — Mit Wohlgefallen hörte der Kanzler die Worte des Dankes und die Verſicherungen der Ergebenheit, womit unſer Maler dieſe freundliche Anrede erwiderte, dann ſchellte er und der Diener trat ein. „Folge ihm, mein Sohn,“ ſagte Morus, „er wird Dir die Zimmer anweiſen, die Du bewohnen wirſt; es iſt Raum genug in meinem Hauſe. Ich freue mich, daß Du hier biſt, ich werde fortan ein Kind mehr haben.“ Dabei legte er die Hand auf Holbeins Haupt, und nachdem er dem Diener einige Befehle ertheilt hatte, entließ er den jungen Künſtler, mit einer Empfindung im Herzen, die ſeit vielen Tagen nicht mehr darin eingekehrt war.

Holbein befand ſich allein in einem großen Zimmer, worau noch eine Schlafkammer ſtieß und eine kleine Galerie, mit langen, bis zum Boden reichenden Glasfenſtern, die ihm ganz dazu geeignet ſchien, als Werkſtätte zu dienen. Eine gediegene Pracht umgab ihn; wohin ſeine Blicke fielen, glänzten Vergoldungen, die Kamine zeigten Säulen und Figuren von Marmor, und in den Wänden waren venetianiſche Spiegel angebracht, die Alles widerſtrahlend vervielfältigten. Er war vom Wandern ermüdet, und das lezte Ereigniß, die glückliche Wendung ſeines Looſes, hatte ihn vollends erſchöpft.

Er ſank auf das köſtliche Lager, und Seide umrauſchte ihn zum erſten Male in ſeinem Leben. Er fühlte ſich glücklich, er ſchien das Vorgefühl einer ganzen ruhmvollen Laufbahn zu genießen. Er wähnte ſich ſo ſicher in dem Schutze des mächtigen Mannes; ſo trügeriſch ſind unſere Ahnungen, und Niemand in dem prächtigen Pallaſte argwohnte, an wie ſchwachem Haar das Beil hing, das dem ſchönſten, würdigſten Menſchenleben ein Ende machen ſollte. Unſer Holbein dachte am wenigſten daran. Er ſchlief die ganze Nacht ohne Traum, und nur im Augenblick des Erwachens glaubte er in ſeinem engen Stübchen zu Baſel zu ſeyn, und war nicht wenig überraſcht, von der hellen Sonne die ihn umgebende Pracht beſchienen zu ſehen, und unweit von ſich einen artigen Mohrenknaben zu erblicken, der mit einem ſilbernen Räuchergefäß das Gemach durchduftete und den lächelnden Maler an das Gefolge der heiligen drei Könige erinnerte, wie er es ſelbſt wohl zu malen pflegte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

B., Mai.

Briefpoſten in Frankreich und Großbritannien.

Die Briefpoſten ſind in China und Japan ſeit unbenklichen Zeiten bekannt; in Europa wurden die erſten Poſten von Kaiſer Auguſtus errichtet, die jedoch keinen andern Zweck hatten, als die Regierungsbefehle mit Sicherheit und möglichſt ſchnell in alle Theile des römiſchen Reichs zu befördern. Unter Karl dem Großen hatten die Poſten noch immer die nämliche Beſtimmung; Ludwig XI. gab ihnen etwas mehr Ausdehnung, aber erſt Karl VIII. erweiterte dieſelben in der Art, daß ſie auch für Privatangelegenheiten benuzt werden konnten. Von Frankreich verbreiteten ſich die Poſtanſtalten in die übrigen Theile von Europa, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man ſolche in England unter der Regierung Eduards IV. nachgeahmt habe, obgleich die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber darüber ſchweigen und erſt im Jahr 1581 eines Generalpoſtmeiſters Erwähnung geſchieht. Bis gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts mangeln alle weitern Nachrichten in Betreff des Poſtweſens; es war in dieſem Zeitraume, als man in England und Frankreich zur nämlichen Zeit damit anfing, etwas mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in dieſen Verwaltungszweig zu bringen. Man ernannte im Mai 1630 in Frankreich erbliche Poſtmeiſter und Couriere, welche jedoch ihre Stelle durch Erlegung einer gewiſſen Geldſumme erkaufen mußten. Im Jahr 1676 entſchädigte der franzöſiſche Miniſter Louvois alle jene Poſtbeamten, und ließ dann die Aemter für Rechnung der Staatskaſſe verwalten. Unter Ludwig XIV. wurde die Briefpoſt für die jährliche Summe von 1,200,000 Livres in Pacht gegeben; von nun an ſtieg allmählich die Pachtſumme, ſo daß beim Ausbruch der Revolution der jährliche Ertrag zwölf Millionen Livres betragen hat.

In England wurde im Jahr 1660 durch eine Parlamentsakte eine eigene Adminiſtration der Poſten organiſirt. Der Ertrag der Poſten iſt lange Zeit ſehr unbedeutend geweſen, nämlich 1664 nur 21,000 Pf. und 1723, 201,000 Pf. Sterl. jährlich; im Jahr 1793 betrug der reine Ertrag ſchon das Dreifache, und dieſer iſt ſeitdem beträchtlich geſtiegen. In Deutſchland wurden die erſten Poſten unter Kaiſer Maximilian zuerſt nur für die Niederlande und die kaiſerlichen Erbſtaaten errichtet. Karl V. übertrug dieſe Anſtalt der Familie Taxis und ernannte ein Mitglied derſelben im Jahr 1543 zum Oberpoſtmeiſter der Niederlande, ſo wie des deutſchen Reichs. Im Jahr 1595 wurde Lamoral von Taxis für ſich und ſeine Nachkommen mit den Poſten im Reiche belehnt. Mehrere Reichsſtände geſtatteten jedoch dieſe Poſten nicht und hatten ihr eigenes Poſtweſen; eben ſo machten andere Reichsfürſten im Jahr 1805 nach dem Preßburger Frieden die Poſt innerhalb ihrer Länder von ſich abhängig.

Vergleicht man das Poſtweſen von Frankreich und England, ſo muß man anerkennen, daß die Poſtadminiſtration in dem leztern Königreiche vorzüglicher als in jenem iſt. Namentlich iſt der Poſtenlauf in England um Vieles ſchneller, denn die Briefpoſt legt ſechs engliſche Meilen in einer Stunde zurück, während dem ſie in Frankreich in 45 Minuten eine Poſt durchläuft. Ferner iſt im brittiſchen Reiche die Zahl der Poſtbeamten verhältnißmäßig geringer und der Nettoertrag um Vieles beträchtlicher. Indeſſen muß man hierbei in Betracht ziehen, daß die franzöſiſchen Poſten ein Land zu durchlaufen haben, das in Anſehung des Umfangs doppelt ſo groß iſt, als das brittiſche Reich. Ueberdies beſteht in Frankreich die Einrichtung, daß jede Dorfgemeinde täglich ihre Briefe expediren kann, was in England nicht der Fall iſt. Wie bedeutend indeſſen die Verſchiedenheit der Poſtadminiſtration in dieſen beiden Ländern ſey, erſieht man aus dem Umſtand, daß ungeachtet des weit lebhaftern Verkehrs in dem vereinigten Königreiche nur 1701 Poſtbeamte mit einer Beſoldung von 107,952 Pf. St. (1,295,184 fl. rhein.), in Frankreich dagegen die doppelte Zahl, nämlich 3450 Beamte (im Jahr 1851) mit 4,134,000 Fr. (1,929,200 fl. rhein.) angeſtellt ſind. Das engliſche Poſtperſonal ſteht ſich außerdem auch weit beſſer als das franzöſiſche, da die unbeſtimmten Einkünfte, nämlich Zuſatzporto für Briefe, welche nach der feſtgeſezten Stunde aufgegeben werden, der Ertrag von Freiplätzen bei den Poſtcouricren und Paketbooten ꝛc., was ſo viel, manchmal mehr noch als die Beſoldung ausmacht, den bei der Poſt Angeſtellten zu Gute kommen.

Der Ertrag der Poſten bildet in den meiſten Staaten einen wichtigen Theil der öffentlichen Einkünfte; im brittiſchen Reiche belief ſich im Jahr 1851 der Reinertrag auf 1,569,038 Pf. St. (18,828,456 fl. rhein.), in Frankreich aber nur auf 15,171,000 Fr. (7,079,813 fl. rhein.), alſo nicht einmal die Hälfte, obgleich die Bevölkerung um ⅔ ſtärker iſt; freilich hat dieſer Unterſchied theilweiſe ſeinen Grund in der doppelt höhern Briefſtaxe in England, wo ein einfacher Brief für 6 Stunden 5 Pence (15 kr.), in Frankreich nur 20 Centimes (nicht ganz 6 kr.) koſtet; die Haupturſache iſt jedoch die mehr oder weniger koſtſpielige Verwaltung, und daß dieſe in jenem Königreich beſſer und zweckmäßiger ſeyn müſſe, ergibt ſich aus dem Betrag der Adminiſtrationskoſten, welche im Jahr 1851 in jenem Königreiche 658,525 Pf. Sterl. (7,659,900 fl. rhein.) und in dieſem 18,718,000 Fr. (8,735,065 fl. rhein.), mithin mehr als die Nettoeinnahme betragen haben. In den deutſchen Ländern iſt die Lebhaftigkeit des Poſtenverkehrs damit nicht in Vergleich zu ſetzen, obgleich die fahrenden und Schnellpoſten ebenfalls vom Staate verwaltet werden. So iſt unter Andern in Preußen mit 15 Millionen Einwohnern in dem Hauptfinanzetat vom Jahr 1852 der Reinertrag nur zu 1,100,000 Thaler (1,925,000 fl. rhein.), in Bayern zu 380,000 fl., in Baden zu 465,600 fl. angeſezt, obgleich in allen dieſen Ländern das Briefporto eben nicht beſonders gering und nicht viel niedriger als in Frankreich iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Mai 1834.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Goethe.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Die einfache, gottesfürchtige Sitte, welche im Pallaste des Großkanzlers herrschte, ließ den deutschen Maler sich bald heimisch fühlen. Er ward als ein Glied der Familie betrachtet und lebte im Ueberflusse, fern von Sorgen und Verdruß, nur seiner Kunst. Viele herrliche Bilder schuf er in jener Zeit, die noch jezt mit Bewunderung erfüllen, und die damals die weiten Galerien und die prächtigen Gemächer des ersten Staatsmannes in England schmückten. So wie der deutsche Maler ein Gegenstand der Verehrung war, so war er auch ein Gegenstand der Neugierde. Von seiner Herkunft, von seinen Schicksalen wußte man nichts; sein bleiches Aussehen, seine Zurückgezogenheit schienen auf frühes Unglück zu deuten. Der junge, herrliche, kranke, fremde Mann flößte seiner nächsten Umgebung eine große Theilnahme ein, von welcher er selbst keine Ahnung hatte. Alles was um ihn vorging, ward nicht von ihm bemerkt; er lebte in der idealen Welt seiner Schöpfungen. Aber die Veränderung seiner Lage mußte nach und nach auch eine Veränderung in seinem Gemüthe hervorbringen. Sein Leben zu Basel schwand fast gänzlich aus seiner Erinnerung; seine Frau konnte er sich jezt in freundlichern Verhältnissen denken; er war zufrieden, sie verlassen zu haben, und die Sorge, daß sie ihn aufsuchen würde, war vor dem Gefühl der vollkommensten Sicherheit gewichen. Nur selten wandelten ihn einzelne trübe Augenblicke jezt noch an, wenn er in seinem Museum die Augen auf den herrlichen Gestalten seiner Schöpfungskraft ruhen ließ. „Alles dies ist mein Werk," sprach er zu sich; „die Natur gab mir die Kraft und den Stoff, dazu einen Instinkt, und nun male ich, wie die Spinne spinnt, wie der Seidenwurm webt, wie der Biber baut. Ich male, weil ich muß! Aber welche Befriedigung gewährt mir diese Beschäftigung? Wo ist das Ziel meiner Rastlosigkeit? Werden diese Bilder nie die Welt erfreuen, erwärmen, entzücken? wird London nie erfahren sollen, daß ich hier lebe und schaffe? Soll ich mich nie sättigen dürfen an der Speise, wonach ich einst so sehr Gelüsten trug? Wo ist der Ruhm, den mir Erasmus verhieß? Ich werde nie die Frucht der goldnen Palme kosten! Es war eine Vorspiegelung, um mich desto leichter zur Flucht zu bewegen. Es hätte dessen nicht bedurft — ich war ja so unglücklich! und jezt bin ich glücklich, überglücklich!"

Diese Monologe kehrten nicht oft wieder, und sie endeten damit, daß er Pinsel und Palette ergriff und ein Stilleben entwarf, eine jener zarten, sinnigen Gruppen lebloser Gegenstände, die doch so warm und hold das Gefühl des Beschauers in Anspruch nehmen, und die man darum

in der Kunſtſprache mit jenem Namen benannt hat. Künſtliche Anordnung, Lieblichkeit der Formen, Harmonie der Farbengebung, Zauber der Beleuchtung verleihen dieſen Schilderungen hohen Werth und Bedeutung und gewähren vollkommene Befriedigung. Hätte unſer Maler nicht trübere Tage durchlebt, ſein jetziges Schickſal würde mit dem edelſten Stilleben zu vergleichen geweſen ſeyn. Aber ſo groß der Zauber der Kunſt, ſo mächtig die Ruhe der Gegenwart auch wirkten, ſie waren nicht im Stande, das Gemüth des Künſtlers gänzlich einzuwiegen, die Wunden ſeines Herzens zu vernarben und ſeine Forderungen an die Welt zu beſchwichtigen, zu denen er ſich berechtigt glaubte.

Der edle Gönner, den er gefunden hatte, beobachtete ihn mit Aufmerkſamkeit. Er folgte ſeinen Schöpfungen mit prüfenden Blicken, und ſah darin mit inniger Freude eine Stufenleiter wachſender Vollkommenheit. Bei ſeinen wichtigen Beſchäftigungen als Staatsmann und Rechtsgelehrter, bei mannichfachen Sorgen, die ihm des Königs Leidenſchaften auflegten, blieb ſein Gemüth ſtets heiter und den Künſten zugethan. Holbeins Stimmung war dem großen Menſchenkenner aus der Reihe ſeiner Bilder klar geworden. Er erkannte darin ſeine Ruhe und ſein Glück, ſein Streben wie ſeine unbefriedigte Sehnſucht.

Drei Jahre waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen. Holbein ſtand auf der Höhe des Lebens und der Kunſt, und Morus war zu edel, um dieſen Schatz als einen Raub ſich anzueignen und ihn vor den Augen der Welt zu verbergen. Auch fühlte der große Mann ſchon, daß die Sonne ſeines Glücks ſich zu umwölken begann, und wenn ſein klarer Geiſt ſich auch noch nicht die ſchreckliche Kataſtrophe vorſtellen konnte, die ihm ſo nahe bevorſtand, ſo dachte er doch ſchon daran, daß aller Reichthum, aller Glanz, die ihn umgaben, in Trümmer fallen könnten, und war bemüht, das ihm Theuerſte, Werthvollſte, das Schickſal ſeiner Angehörigen und der ihm enge Verbundenen von ſeinem Schickſale zu trennen und für die Dauer feſt und ſelbſtſtändig zu begründen. Niemand konnte dieſe geheime Triebfeder ahnen, denn noch war kein Stein an dem Bau ſeiner Größe und Herrlichkeit verrückt, noch erfreute er ſich des größten Anſehens und der höchſten Gunſt.

Mit gewohnter Herzlichkeit redete er eines Morgens Holbein an, als er dieſen in ſeiner Werkſtatt überraſchte. „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn. Ich habe Dich geprüft und gefunden, daß Du jezt mit allen Anſprüchen, die ein großer Künſtler zu hegen berechtigt iſt, in die Welt treten darfſt; Deine Bilder ſind werth des Namens, den ich Dir beilege: Du biſt der König der Maler. Nicht länger mehr ſollſt Du in der Verborgenheit meines Hauſes Deine Werke ſchaffen, von heute an gehörſt Du der Welt. Die Bewunderung, die Du verdienſt, ſoll Dir zu Theil werden; der Ruhm ſoll Deine Scheitel umkränzen. Ich will Dein Schuldner nicht länger bleiben. Du wirſt Mittel erhalten, auch fern von mir als unabhängiger Mann ein angenehmes Leben zu führen. Du ſollſt frei und glücklich ſeyn.“ Wie plözlich und unvorbereitet alle Veränderungen in Holbeins Leben hereingebrochen waren, ſo auch dieſe. Er war der Sprache nicht mächtig und wußte nicht, ob er ſeinem Beſchüzer danken, oder das ihm zugedachte Glück ablehnen ſollte. Morus ſah ſeine Verwirrung und wußte ſie zu deuten. „Du liebſt mich wie einen Vater,“ ſagte er; „der Sohn kann aber nicht immer um den Vater bleiben, und auch Du mußt mich verlaſſen.“ Er betonte das Wort mußt mit größtem Nachdrucke, und ſeine Stirne, die ſonſt immer ruhige Heiterkeit zeigte, trübte ſich. „Ich erwarte einen Gaſt heute,“ fügte er dann hinzu, „der ein Freund von Gemälden iſt und der von Deiner Kunſtfertigkeit gehört hat. Er ſoll Dich ſehen und ſprechen, ich hoffe für Dich die günſtigſte Wendung davon. Entferne Dich daher dieſen Abend nicht aus meinem Hauſe und harre unſer in der Gemäldegalerie.“ Holbein konnte den ganzen Tag über nicht malen. Sein Herz ſchlug ungeſtüm kommenden Ereigniſſen entgegen.

(Die Fortſezung folgt.)

Niederländiſche Briefe.

(Beſchluß.)

Wenn man, wie die Italiener und Franzoſen es wohl thaten, mit dem Namen des Gothiſchen einen verwirrten, geſchmackloſen Bau bezeichnen will, ſo iſt nichts gothiſcher als dies, obgleich der Architekt gewiß geglaubt hat, im italieniſchen Style zu arbeiten. Denn die bunteſten, widerſprechendſten Formen finden ſich hier, wie mit abſichtlicher Auswahl vereinigt. Säulen, deren Stamm wie eine Flaſche mit weitem Bauche und engem Halſe geformt iſt, dann wieder andere, die aus einer Menge einzelner Steinblöcke zuſammengeſezt ſind, darüber bald gedrückt runde, bald geſpreizte, in eine Spize auslaufende Bogen; dann wieder korinthiſche und römiſche Pilaſter, klein und verkrüppelt, als ob nicht Raum genug, und dann wieder Arabesken der ſchwerſten Art darüber ausgeſtreut, als ob der Raum gar nicht zu füllen geweſen wäre. Auch hier alſo wieder die auffallende Erſcheinung, daß, obgleich der antike Styl ſowohl als der gothiſche beide einfache Abtheilungen, durchgehende Linien und Richtungen, und mithin eine klare, leicht zu überſehende Geſtalt gewähren, der Uebergang von der einen zur andern ſo wunderliche,

verwirrte Formen hervorbrachte. Es erklärt sich dadurch, daß die horizontale und vertikale Richtung beide sich geltend machten, daß also ihre Linien sich gleichsam kreuzten, und daher kommt es auch, daß die Entartung des gothischen Styls und die Einführung der neuen, antikmodernen Formen historisch viel mehr in einander laufen, als man es gewöhnlich darstellt. Es gab eine Zeit lang ähnliche Resultate, gleichviel, ob der Architekt im Style des Mittelalters oder im neueren zu bauen glaubte. Sowohl bei jenen noch gothisch konstruirten, überladenen Bauten, als bei diesen schon modernen wurde ich häufig an maurische Architektur erinnert, namentlich durch die geschwungenen und zugespizten oder plattrunden Bogen und durch die Arabesken, welche die Wände bedecken, obgleich freilich Alles sehr weit von maurischer Zierlichkeit entfernt war. Man träumt zum Theil noch jezt von einer Herleitung des christlichen Baues aus der maurischen Architektur; allein wenn je ein solcher Einfluß Statt gefunden hat, so war es nicht im Anfange, sondern am Ende des Mittelalters. Das Wesen der maurischen Baukunst ist durchaus willkührlich und phantastisch. Dies spricht sich in allen Formen aus, in Säulen und Bogen, im Schmuck der Gewölbe und in der Wandverzierung. Von der Wölbung hängen kleine Theile, wie fallende Tropfen, herab, und an den Wänden schneiden sich schräge Linien, die den beiden natürlichen Richtungen, der horizontalen und vertikalen, gleich entgegen sind. Ein solche Bauart war geeignet, den Reiz des reichsten Schmuckes zu entwickeln, aber sie hatte mit der konsequenten, einfachen, ernsten Weise des frühern Mittelalters nichts gemein. Als dagegen diese sich überlebt hatte und selbst in eitle Zierde ausartete, da erst trat eine innere Verwandtschaft ein. In den Kreuzzügen war nichts Maurisches in die christliche Kunst gekommen. Selbst im Oriente sind die christlichen Gebäude oft im reinsten gothischen Style. Die Quelle, durch die es in das übrige Europa kam, war Spanien. Hier war schon längst durch die Berührung mit den Arabern ein Element orientalischer Fülle in das Leben und den Geschmack übergegangen. Nun trat gerade zu der Zeit, als die gothische Architektur erlosch und die ersten Anklänge des Modernen aus Italien ausgingen, die Eroberung von Granada ein; spanische Granden bezogen die Paläste maurischer Fürsten, und das Auge gewöhnte sich an diese üppigen und zierlichen Formen. Da kam es denn wohl, daß der maurische Besitzer vor der Vollendung des Werkes vertrieben war, und der christliche Architekt gothische Reminiscenzen und neu erhaltene italienische Lehren mit dem vorhandenen arabischen Gebäude verbinden mußte. In dem großen Werke von Alexander Delaborde finden wir unter der Zahl damals gebauter Paläste des Königs und der Großen manche, welche die Mischung des Maurischen und Antiken sehr deutlich zeigen. In einer Zeit des Reichthums und der Macht mußten sich aber diese Elemente zu einem festen Style verbinden, der dann mit andern spanischen Sitten auch jenseits der Pyrenäen sich verbreitete. Vor Allem aber mochte er in den Gegenden Eingang finden, wo die üppige Sitte des burgundischen Hofes der Neigung zum Prächtigen und Uebervollen ohnehin schon Eingang verschafft hatte. — So träumte ich auf dem Hofe des Palastes von der Verbindung entfernter Zeiten, bis ein Volkshaufen, den ein unbedeutendes Ereigniß zusammenführte, mich wieder in die unruhige Gegenwart versezte.

Am folgenden Tage gegen Mittag fuhr ich wieder mit dem Marktschiffe ab. Es war dicht besezt, zum Theil von Solchen, denen der gegenwärtige Zustand der Dinge in Lüttich nicht behagte; sobald wir vom Ufer abstießen, löste einer nach dem andern das gelb und rothe Bändchen aus seinem Knopfloche, bald mit Seufzen, bald mit Lachen. Die Hälfte des Weges nach Maestricht geht noch zwischen Höhen durch; aber bald nimmt das Land einen holländischen Charakter an: flache, der Ueberschwemmung ausgesezte Wiesen. Auch die brabantische Bauart in Ziegeln von abwechselnder Farbe, die im Wallonenlande nicht vorkommt, zeigt sich wieder. Bald verliert die Gegend das Interesse, bis sich der berühmte Peterösberg hebt, ein breiter Bergrücken, an dem sich einzelne Oeffnungen zeigen, Zugänge zu den ausgedehnten Tropfsteinhöhlen. An einzelnen Stellen sind ihrer so viele, und sie liegen so hoch, daß man an die Grabgebirge Egyptens erinnert wird. Noch vor Sonnenuntergang stiegen wir in Maestricht an's Land, empfangen von Polizeibeamten, die unsere Päße abnahmen, und von einer Menge Neugieriger, welche die Leute sehen wollten, die der großen Revolution in Lüttich entronnen waren. Unterwegs hatte man uns einmal die Nachricht an Bord gebracht, auch in Maestricht sey der Aufstand ausgebrochen; hier fand sich aber Alles in der größten Ruhe, man nahm an den Begebenheiten in Lüttich und Brüssel nur den Antheil der Neugierde, und die Freunde der königlichen Sache sprachen sich ohne Scheu aus. Ueberhaupt bildete hier Alles einen Kontrast gegen Lüttich; statt jener geräuschvollen Unruhe des französischen oder belgischen Wesens fühlte man hier überall den ruhigen, bedächtigen Takt des Holländers durch. Die Politik hatte hier auch schon ihr ausschließliches Recht verloren, man durfte wieder nach andern Dingen fragen. Die Familienangelegenheiten traten mehr hervor; in meinem Gasthofe z. B. beschäftigte ein kleiner Zwist der Tochter des Hauses mit ihrem Bräutigam die Gäste viel mehr als das Schicksal des Landes. Mit Einem Worte, ich fühlte, daß ich wieder eine Stammesgrenze

überschritten hatte, und ich kann nicht leugnen, daß es mir wohl that, hier schon die Luft, die von Deutschland herüberwehte, zu spüren.

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

(Beschluß.)

Briefposten in London und Paris.

Die glänzenden Resultate seines Postwesens, beträchtliche Einnahme bei verhältnißmäßig geringem Kostenaufwand, verdankt das brittische Reich der Einrichtung, daß die Postrelais auf allen Punkten der drei Königreiche an die Wenigstnehmenden in Entreprise gegeben werden; das Postoffice erspart dadurch bedeutende Ausgaben, und ist der schnellen Weiterbeförderung des Briefselleisens um so mehr versichert, da die Unternehmer kontraktmäßig dazu verpflichtet sind. In Frankreich dagegen ist in Folge des Gesetzes vom Juli 1793 die Postadministration genöthigt, sich zum Transport der Malleposten ausschließlich der von der Regierung eingesetzten Postmeister zu bedienen. Der hiedurch entstehende Unterschied gegen eine Entreprise an Privatunternehmer wird jährlich auf fünf Millionen Franken geschätzt, und ist folglich nicht allein für dieses Königreich, sondern auch für andere Staaten bedeutend genug, um zur Nachahmung der brittischen Postadministration aufzufordern.

Wir geben noch einige Notizen über die Briefposten in London und Paris. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jährlich in London 12,800,000 Briefe ankommen und 16,200,000 abgehen; durch die Stadtpost werden deren 14,450,000 befördert, im Ganzen 45 Millionen Briefe. In Paris beläuft sich die Zahl der angekommenen Briefe auf 11½ Millionen, die der abgegangenen auf 25 Millionen, und auf der Stadtpost werden beiläufig 5 bis 5½ Millionen expedirt. Im ganzen Königreich Preußen hat sich die Zahl der auf sämmtlichen Postämtern angekommenen Briefe im Jahr 1852 auf 30,371,345, der Pakete auf 1,770,093 Stück, und der Geldsendungen, baar, Papiergeld und Cours habende Papiere, auf 503,855,846 Thaler belaufen.

Die Expedition der Briefe in London, wo im Durchschnitt täglich 120,000 Briefe ankommen und abgehen und 90,000 Zeitungen abgeschickt werden, wird von 5 höhern und von 260 gewöhnlichen Postbeamten besorgt. Die Schnelligkeit und Accurateſſe grenzt an das Wunderbare, denn in weniger als drei Stunden hat man 30 bis 36,000 angekommene Briefe durchgesehen, tarirt, gestempelt und an die Briefträger abgegeben. Zur Besorgung des nämlichen Geschäfts sind zu Paris 5 höhere und 510 gewöhnliche Postbeamte, welche täglich 115,000 eingelaufene und abgehende Briefe zu besorgen und die Versendung von 85,000 Zeitungen zu bewerkstelligen haben. Die Expedition geschieht in Paris nicht schneller, als in London, obgleich das Postpersonal gerade doppelt so stark ist, als in der letzten Hauptstadt. Es scheint demnach, daß die Engländer nicht nur ganz vorzüglich zu dergleichen Geschäften geeignet sind, sondern auch die Vertheilung der Arbeit ganz dem Zwecke — Schnelligkeit und Ordnung — entsprechend sey. Eine kleine oder Stadtpost besteht in London seit dem Jahr 1683, die sogenannte zwei Pfenningpost. Man kann sich einen Begriff von dem Nutzen einer solchen Anstalt in einer so großen Stadt machen, wenn man bedenkt, daß dadurch täglich 10,000 Briefe expedirt werden. Die tägliche Vertheilung geschieht durch die Omnibus, in welchen die Briefträger nach den Vorstädten und nach den vom Mittelpunkte der Stadt entfernten Orten geführt werden. Paris verdankt dem Staatsrath Chaumousset seine Stadtpost; sie wurde im Jahr 1759 errichtet, und unterscheidet sich von der Londoner dadurch, daß der Dienst durch reitende Faktoren verrichtet wird. Seit einigen Jahren besitzt Berlin eine ähnliche Stadtpost.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 106:

Sch R K F
du e ei eu ey
men gen le er

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

9.

ey: Ein früheres Jahrhundert schrieb
Von dem, der nicht zu Hause blieb:
Er hat sich auf die —ey— begeben;
Doch schreibst es du: fort ist die Gunst
Der heutigen Rechtschreibekunst,
Es zürnt der Herr Provisor dir.
i: Macht einen —i— durch dein Papier.

10.

i: Ein heimliches Versteck,
Ein furchtbar großes Spiel,
Der Feinde Leben ist
Sein oft getroffnes Ziel.
le: Ein offenes Versteck,
Ein schweres Räthselspiel;
Es trauert, lacht und zürnt,
Doch trau' ihm nie zu viel.

11.

le: — es ist die frei'ste Kunst,
Welche Fürst und Bettler üben,
Wer durch der Natur Ungunst
Sie entbehrt, mag sich betrüben.
Thiere selbst sind eingeweiht,
Zarte Blumen üben sie,
Aller Kräfte sanften Streit
Uebet und vollendet sie.
o: — es ist euch keine Kunst,
Denen jene Kunst gelungen,
Wird euch ja, wie eure Gunst
Recht freiwillig abgezwungen.
Ein vollkommner Meister ist
Seiner Rede Gegenstand;
Auch wenn ihr die Rede mißt,
Spricht es doch von seiner Hand.

12.

o: Deutsch barbarisches Volk, doch mit Sinn für Wissen und Künste,
Das einst herrschte zu Rom, bis es ein Grieche vertrieb.
d: Deutscher Dichter von Rang dreizehn Jahrhunderte später,
Der sich in Rom mit Stolz einen Barbaren genannt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Mai 1834.

Mein Lied beſchreibt den Stern, der, weit von unſern Kreiſen,
Nur ſelten ſich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weiſen,
Und wenn er ſich ſo tief in unſre Welt verirrt,
Des Weiſen Neugier reizt, des Pöbels Schrecken wird.

Käſtner.
1744.

Vom Halleyſchen Kometen.

Zu den Regionen, wo eine Anzahl friedlicher planetariſcher Bürger in ewig gleichen Kreiſen und in derſelben Richtung ihre Lebensbahn verfolgen und ſich eines bürgerlich engen, ewig gleichförmigen Daſeyns freuen, kommen zuweilen aus weiten Fernen irrende Ritter herüber, Kometen genannt. Von jeher waren den Menſchen dieſe Commis voyageurs des Aethers, dieſe Sendlinge einer unbekannten Weltpropaganda nicht geheuer. Sie kamen, man wußte nicht woher, ſie gingen, man wußte nicht wohin; man ahnte, ſie brachten etwas, ſie nahmen etwas mit, und wußte es nicht zu nennen; der franzöſiſche, jezt auch der märkiſche Bauer, der den Telegraphen ſpielen ſieht, verſteht mehr von der luſtigen Depeſche an den Präfekten, als wir von der Chifferſchrift der Kometenſchweife. Aber die Ahnung des Bedeutſamen findet bald ein Wort, und ſo hielt man denn ſeit den älteſten Zeiten, nicht ſowohl die Schickſale des ganzen Menſchengeſchlechts, deren Kreis zu weit iſt für die Selbſtſucht und das Verſtändniß der Menge, als diejenigen des einzelnen Volks und Stamms für bedeutend genug, daß ihre Wechſelfälle durch jene Geſpenſter mit den langen ſchleppenden Gewändern am Firmament verkündigt werden ſollten.

Das Schiff der Erde lag einſt feſtgeankert über der Tiefe, und alle Lichter des Himmels gehörten zum Inventarium der Arche; die Sonne war die große Schiffsleuchte und der Mond das ſtetig wandelnde St. Elmsfeuer über dem Takelwerk der Wolken. Drohte der Mannſchaft in irgend einem Winkel ein ſchweres Unheil, lag etwa ein Hochbootsmann im Sterben, ſo kam aus den Tiefen des Himmels ein Ungeheuer hergeſchwommen, Bote und Zeuge des Jammers zu ſeyn, wie vor dem Sturm die Delphine bang und neugierig die Köpfe aus der Fluth recken. Aber die Wiſſenſchaft hat die Anker gelichtet; wir ſteuern nun im Troß einer ungeheuern Flotte mit vollen Segeln einem unbekannten Ziele zu, und aus den Kometen ſind tückiſch ſchweifende Brander geworden, deren einer leicht die Erde entern und in die Luft ſprengen könnte. So hat ſich der ſpießbürgerliche naive Aberglaube zu einem kosmopolitiſch-wiſſenſchaftlichen potenzirt.

Gerade zur Zeit des größten mathematiſchen Wiſſensdünkels, im vorigen Jahrhundert, da man beinahe hoffte, dereinſt das Räthſel alles Daſeyns in einer algebraiſchen Formel ausſprechen zu können, beſchäftigte man ſich am meiſten mit der Möglichkeit des Zuſammentreffens eines Kometen mit der Erde. Man hatte die Anſchauung gewonnen, daß die Erde nichts iſt als ein Sandkorn am Strande der Unendlichkeit, und mit dieſer Ueberzeugung,

die der Demüthigung so gut dient wie der Erhebung, den Glauben an das unveräußerliche Recht unsers Wohnplatzes auf ewige Dauer verloren. Die Mathematiker berechneten, in welcher Weise der Besen eines Kometen den lebendigen Staub vom Erdball fegen würde, und die in abgeschmackte Furcht gesezte Menge tröstete sich noch abgeschmackter mit der Vorstellung, daß die Wahrscheinlichkeit eines solchen Falls eine unendlich kleine sey, oder engherzig mit dem Motto des ganzen lustigen achtzehnten Jahrhunderts: après nous le déluge! Heutzutage aber lernt man erkennen, daß der ganze Kreis unsers Wissens mit dem Seyn der Dinge an sich so wenig eine Parallare bilden will, als der Durchmesser der Erdbahn mit dem Fixsternengewölbe, und damit ist Alles, was im Himmelsraum jenseits der Mondberge liegt, wiederum möglich geworden; denn das Universum ist uns kein mechanisches Kunststück mehr, sondern ein Organismus, in welchem ein kleinster Theil von allen übrigen, nicht bloß nach starren mechanischen, sondern nach scheinbar willkührlichen, freien Gesetzen angeregt wird.

Seit ein Conclave und eine Thronbesteigung sich im Kalender der menschlichen Gehirne nicht mehr roth drucken, sind die Kometen des Dienstes am Pfühl von Päbsten und Königen entlassen, und auch mit dem Türken ist's aus; ohnehin, wenn ein Komet sich noch mit diesen Händeln befaßte, müßte er jezt seine Ruthe, statt nach dem Reich, nach den Dardanellen zücken. Was den großen Haufen betrifft, so haben die Astronomen immer noch das angenehme Geschäft, zu demonstriren, wie der Mensch mit derselben Zuversicht einem Kometen in's Gesicht lachen könne, womit einer in ein Glücksrad greifen würde, das unter Millionen Nieten sein Todesurtheil Einmal enthielte. Aber in der Wissenschaft taucht der Glaube auf, die Kometen möchten denn doch auf ihren weiten Wanderungen durch den Himmelsraum, in ihrem unverkennbaren Verhältniß zur Sonnenatmosphäre, Träger von Einflüssen seyn, welche für das Gesammtleben der Erde keineswegs gleichgültig, freilich für uns rein unberechenbar sind; und dies schon darum, weil wir kaum erst erkannt haben, daß wir und Alles, was auf Erden lebt, nur Parasiten eines kugelförmigen Organismus sind, und wir von dem seltsamen Räderthier, das uns trägt und nährt, kaum erst die Oberhaut recognoscirt haben, während wir vom Herd seines eigentlichen Lebens und seinem Pulsschlag so wenig wissen, als die Flechte vom lebendig kreisenden Saft der Eiche. Was sich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus über diese Einflüsse der Kometen nicht sowohl sagen, als vermuthen und glauben läßt, hat einer unserer Mitarbeiter vor Kurzem (s. Nr. 178 — 182. 181 — 188. 1833.) auseinandergesezt, und wir verweisen darauf. Dießmal gedenken wir uns aber vom Gebiete der Phantasie ganz fern zu halten und aus den Protokollen des Aberglaubens und der Wissenschaft, neben einigem Allgemeinen, die Geschichte desjenigen Kometen darzustellen, der in mehr als einer Beziehung der merkwürdigste von allen genannt zu werden verdient. Die Ueberschrift besagt, daß wir den sogenannten Halleyschen, gegenwärtig so viel besprochenen meinen. Von Beruhigung, so beliebt der Artikel seyn mag, wird dabei nichts vorkommen; denn man sollte meinen, es sey Alles gesagt, wenn man ein für allemal versichert, der schöne Halley, wie dieser Komet noch widersinniger als geschmacklos auf dem Titel einer populären Schrift heißt, sey weit entfernt von der, übrigens harmlosen Tücke des unbedeutenden Biela, d. h. seine Bahn sey so gelegen, daß sie die Erdbahn gar nie schneiden könne. Wenn wir dagegen in geschichtliche Details eingehen, rechnen wir darauf, daß das Naturgefühl, welches sich sonst als Kometenfurcht aussprach, jezt als lebendiges Interesse an jenen Weltkörpern äußert, welche die Einförmigkeit unseres Sonnensystems so angenehm brechen, wie ein gereister Mann das Alltagstreiben eines Philisterklubbs. Zwar uns erzählen sie nichts; was wissen wir aber, wenn sie in wunderlichem Aufzug und seltsamen Ganges am Thron der Königin des Tages vorüberziehen, welche Meldung sie da bringen, oder welche Parole sie holen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Im Pallaste des Kanzlers herrschte große Lebendigkeit. Die Silberkammer wurde geöffnet und die Prachtgefäße hervorgeholt, um mit Blumen, Speisen und Getränken gefüllt zu werden. Der Haushofmeister und alle Bedienten zogen ihre Gallaröcke an und eilten hin und her, um zu befehlen, zu ordnen, zu bereiten und den Rost der Gewohnheit und des täglichen Lebens zu entfernen, oder, wo das nicht angehen wollte, mindestens mit festlichem Glanze zu verdecken. Unter diesen Vorbereitungen war der Abend herangekommen, und ein Strom von Licht ergoß sich durch den Pallast. Das Portal schimmerte in buntem Feuer; es war ein königlicher Glanz. Morus zeigte an jenem Abende, welchen Rang er in der Gesellschaft einnahm. Die Thore und Gitter standen weit geöffnet, und ein neugieriger Pöbel hatte alle Zugänge des Pallastes besezt. Schon begannen sich die Säle mit Gästen zu füllen, und Morus selbst, im weitfaltigen Sammtrocke, die breite Goldkette mit Edelsteinen, als Zeichen seiner Würde, um den Hals, empfing die Versammlung in der Gemäldegalerie. Plözlich

hört man ferne Trompeten; es entſteht eine Unruhe in den Sälen, Diener rennen hin und her, der Haushofmeiſter nähert ſich Morus und bringt ihm eine Meldung. Dieſer ſteigt die Treppe hinab, an deren Marmor ſich heute ein perſiſcher Teppich ſchmiegt, und begibt ſich unter das Thor in ruhiger Erwartung. Die Trompeten erſchallen näher, es ſprengen Reiter vor und treiben das gaffende Volk auseinander, endlich erſcheint ein großer Mann, von einem ſtarken Gefolge begleitet, der dem Kanzler die Hand reicht und von ihm mit Ehrfurcht empfangen wird. Arm in Arm ſchreiten ſie dann die Treppe hinan.

Der vornehme Gaſt war erſtaunt über den Luxus, der ihn umgab. Es ſchien, als ſey er gewohnt, die Wohnung des weiſen Morus anders zu ſehen. Was ihn jedoch am meiſten überraſchte, war der Schatz, der in der Gemäldegalerie ſeine Pracht entfaltete, und hier beſonders die Wand, welche eine Reihe ganz friſcher Bilder zeigte, von neuer Auffaſſung und Behandlung, in jugendlichem Farbenglanze, mit den durchſichtigen Schattenparthien und den klaren Lichtern. Es war die Frucht von Holbeins dreijährigem Fleiße. Die Gäſte ſtanden in ſtiller Bewunderung davor, aber der Vornehmſte unter ihnen lief mit Haſtigkeit von einem Bilde zum andern und erſchöpfte ſich in Ausrufungen. Die lieblichen, ausdrucksvollen Köpfe der Frauen, ihre weißen Schultern, von wehenden Federn und Blumen beſchattet, aus der Hülle verrätheriſchen Flors emportauchend, wie aus Wellen von Schaum, der köſtlichſte Atlas und Sammt, die in prächtigen, ſchweren Falten die Glieder umgaben, und die Wahrheit des Fleiſches, die Farbe der Haut erhoben; dieſe ſchmachtenden, ſehnenden, feurigen Blicke, dieſe ſchwellenden Lippen, dieſes üppige, wollüſtige, athmende Leben — Alles entzückte, Alles verdiente vergöttert zu werden. Man ſtreckte unwillkührlich dieſen herrlichen Geſtalten die Hand entgegen, als ſollten ſie ihren Rahmen entſteigen, um unſere Welt zu verſchönen und neben uns darin zu wandeln. Der große Eindruck, den dieſe Werke auf den vornehmſten der Gäſte hervorbrachten, theilte ſich nun Allen mit, und ſelbſt die früher theilnahmlos waren, ließen jezt ihrer Bewunderung freien Lauf.

Holbein war gegenwärtig. Unbeachtet von der Menge hatte er ſich zu dem Dienertroß geſellt, der in einer Säulennische mit den Vorbereitungen zur Kollation beſchäftigt war. Er war ganz Ohr, ganz Auge, nichts entging ihm; alles Blut ſeines Herzens war ihm in den Kopf geſtiegen, es ſauste ihm in den Ohren, es flimmerte vor ſeinen Blicken, ein Fieber hatte ihn ergriffen. Eine Pauſe war eingetreten. Der vornehmſte der Gäſte war ſtumm betrachtend vor einem der Gemälde ſtehen geblieben. Holbein hatte Faſſung genug, ihn genau zu betrachten. Der große, ſtarke Bau, der ernſte, bärtige Kopf, den man nicht ohne Scheu anblicken konnte, die Art, wie ſich der Mann auf einen dicken Stab ſtüzte, den er in die eine Seite geſtemmt hatte, gaben ihm eine Aehnlichkeit mit Herkules. Holbeins Gedächtniß durchfuhr bei dieſem Anblicke wie ein Blitz die Bekanntſchaft mit dem Elſäſſer am Tage ſeiner Ankunft und deſſen Erzählung. Er hatte nicht Zeit, lange darüber ſeine Betrachtungen anzuſtellen, denn der Fremde warf mit Ungeſtüm beide Arme in die Höhe und rief: „Wo iſt der Künſtler, der dies Alles gemalt hat?“ Dann ließ er ſeine Blicke ringsumher im Kreiſe ſchweifen; Thomas Morus folgte ihnen mit den ſeinigen, aus denen Freude leuchtete. Holbein fühlte ſich erſtarrt, ſeine Füße wankten, er mußte ſich an einer Säule halten. Der Fremde bemerkte ihn ſogleich in der ſonderbaren Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und ohne eine Antwort auf ſeine frühere Frage abzuwarten, ſchritt er raſch auf den Künſtler zu, und dicht vor ihn hintretend, ſagte er in rauher, herriſcher Art zu ihm: „Wer hat Euch gelehrt, ſolche Schönheiten zu erſchaffen, ſie mit ſolchem Glanze zu umgeben und ihnen einen Zauber zu verleihen, der ſich aller Gemüther bemächtigt? Ihr beſchämt nicht nur alle Künſtler an meinem Hofe, ſondern dieſen ſelbſt, indem Ihr die gerühmteſten Herrlichkeiten deſſelben in den Schatten ſtellt. Bei meinem Haupte, dies Beginnen verdient exemplariſche Beſtrafung!“ Holbein wagte nicht die Blicke vom Boden zu erheben; er fühlte es, daß er, von einer ungeheuern Macht getrieben, ſeiner Beſtimmung näher rücke. „Ihr ſollt nicht mehr Eurer ſtillen Beſchäftigung leben,“ ſezte hierauf mit milderm Ausdrucke der König hinzu, „Ihr ſollt mir folgen und mein Maler fortan ſeyn;“ dann zu Morus gewendet: „Wie nennt man dieſe koſtbare Pflanze, die mein weiſer Kanzler, fern von der Welt, im Innern ſeines Pallaſtes, ſo ſchön zur Reife brachte?“ — „Hans Holbein, mein König,“ erwiderte Morus; „er iſt mir von Erasmus von Rotterdam empfohlen worden, und ich nahm ihn bei mir auf, als er fremd aus Deutſchland hier ankam. Seine Beſcheidenheit erlaubt ihm keine Antwort; wenn ich aber meinen wackern Künſtler recht kenne, ſo dankt er mit gerührtem Herzen Ew. Hoheit für ſo viele Huld, und wenn es Euch gefällt, ſo gehören dieſe Gemälde, die ſo glücklich waren, Beifall vor Euren Augen zu finden, gleich wie der Maler, der ſie ſchuf, meinem gnädigſten Könige an.“ — „Wie ſollte ich Euch aller Eurer Schätze berauben, mein würdiger Morus!“ verſezte hierauf der König. „Dieſe Bilder behaltet und erfreuet Euch daran; aber der Maler ſey mein, ihn nehme ich mit mir. Hans Holbein ſoll der Großmeiſter des Geſchmacks an meinem Hofe werden. Er ſoll entſcheiden unter allen Damen und

Kavalieren in Sachen der Schönheit, er soll unsere Feste anordnen, und von seinen Aussprüchen keine Berufung auf einen Höhern stattfinden.“

Holbein hatte seine Säulennische verlassen und war vor dem Könige auf ein Knie niedergesunken, und Heinrich reichte hier einem armen Künstler freundlich dieselbe Hand, die später so viele Bluturtheile vollziehen ließ, die aber dem Künstler immer gnädig geblieben ist. Der König hatte ein Herz, das sich der Schönheit zuwendete, und wollte sein Haupt mit den Segnungen der Künste umgeben, seine Brust mit ihrem Frieden erfüllen, um den innern Sturm, die Heftigkeit seiner Leidenschaften zu beschwichtigen, zu mildern und zu brechen, und auf solche Weise das Schreckliche seiner Erscheinung den armen Sterblichen, denen sie nahte, nicht so fühlbar werden zu lassen.

Der folgende Tag sah Holbein seinem heitern Asyle entrissen und die Mittagssonne beschien seine ersten Schritte an dem Hofe Heinrich des Achten. Er ward bald zum englischen Nationalmaler erhoben, und nun im Glücke endlich beugte er sich vor der Klugheit des Erasmus und der Wahrheit seiner Vorherbestimmungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, 1834.

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Schwerlich dürfte ein Gegenstand aufzufinden seyn, der, aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtet, so verschieden beurtheilt, oder in dessen Hinsicht widersprechendere Resultate von den nämlichen Ursachen hergeleitet worden, als der Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Volkserziehung in Belgien während und seit seines Abfalls von Holland, in Vergleich mit dem, was dies Land, in der nämlichen Beziehung, unmittelbar vor dieser Epoche aufzuweisen hatte. Man braucht gerade nicht weit in der Civilisationsgeschichte der beiden Bestandtheile des ehemaligen Königreichs der Niederlande zurückzugehen, um den auffallendsten Kontrast zwischen der Tendenz des höhern, mittlern und niedern Unterrichts und den Leistungen der denselben gewidmeten Anstalten in den nördlichen und in den südlichen Provinzen dieses vereinigten Staates wahrzunehmen. Während Holland sich schon in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts mit dem löblichsten Eifer und unermüdlichsten Fleiße, rücksichtlich der Verbesserung der Lehrmethode und der zweckmäßigern Einrichtung der Schulen, an Deutschland anschloß, aus einer Anfangs sich eben so gering ankündigenden, als späterhin sich mächtig ausbreitenden Stiftung. *) die ihr Daseyn 1784 einem protestantischen Geistlichen verdankt, eine wohlthätige Reform in allen Zweigen des Volksunterrichts hervorgehen sah, und es in kurzer Zeit so weit zu bringen wußte, daß bekanntermaßen die von Napoleon dahin geschickten Kommissäre Cuvier und Noël, welche den Auftrag hatten, die neuen batavischen Unterthanen für die Wohlthaten der hochgepriesenen kaiserlichen Universität empfänglich zu machen, in ihrem amtlichen Bericht nicht undeutlich zu verstehen gaben, man thäte vielleicht besser, die französischen Lehranstalten nach holländischem Muster umzubilden: während all dies in Holland geschah, war Belgien nicht nur auf der niedrigen Stufe seiner Volksaufklärung, welcher es Joseph II. vergeblich zu entreißen strebte, stehen geblieben, sondern that seine Anhänglichkeit an dem, was noch aus der spanischen Zeit bestand, in eben dem Maße mehr und mehr kund, als sein südlicher Nachbarstaat in der Volksaufklärung — wie, wollen wir, als nicht zu unserm Gegenstand gehörig, dahin gestellt lassen — vorwärts schritt, obschon in politischer Hinsicht die Revolution in Belgien größere Fortschritte gemacht zu haben schien, als in Frankreich selbst. Nach der Vereinigung der südlichen Niederlande mit den nördlichen im Jahr 1815 mußte, was die öffentliche Erziehung betraf, Alles aus nichts geschaffen werden; was an Anstalten existirte, war unbedeutend oder vielmehr bedeutend schlecht; kaum bestanden leidliche Volksschulen für den ersten Unterricht in den größern Städten, diejenigen etwa ausgenommen, worin die Jugend durch den Unterricht in den gelehrten Sprachen zu den höhern Schulen vorbereitet wurde, oder eigentlich werden sollte; und diese höhern Schulen, selbst das auf seinen alten Ruf stolze Löwen nicht ausgenommen, hatten in ihren Einrichtungen, wie in ihrem Personal nichts Taugliches aufzuweisen. Eingeborne gab es fast keine, die sich zum Einführen des Bessern geeignet hätten, und von Ausländern wollten es nur Wenige wagen, sich dem großen Werke zu unterziehen, so daß die Regierung mit Mühe etwa ein Dutzend deutscher Gelehrten auffinden konnte, die Muth genug hatten, das Wagestück auf den belgischen Universitäten, deren Anzahl man, um Holland nichts vorzugeben, auf drei festgesetzt, zu unternehmen. Es fiel damals keinem Belgier ein, die Bemerkung zu machen, daß vielleicht eine einzige gut organisirte Universität dem Bedürfnisse mehr entsprochen hätte, als deren drei in einer Distanz von weniger als einer Tagereise; und uneingedenk der Mühe, die es die Regierung, wie gesagt, gekostet, tüchtige Lehrer aus der Fremde zu berufen, erhoben sich Stimmen gegen diese Maßregel, gerade als ob man nur die Hand auszustrecken brauchte, um gelehrte Belgier in Menge zu bekommen. Wie dem aber auch sey, der Beharrlichkeit des holländischen Gouvernements ist es indessen gelungen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Reiche der Ignoranz ein Ende zu machen und den öffentlichen Unterricht in Belgien auf eine respektable Höhe zu bringen, an vielen Orten, wo keine Schulen bestanden, deren herzustellen und die Leitung derselben meistens geschickten Leuten anzuvertrauen, in den mittlern Schulen zweckmäßige Verbesserungen einzuführen und besonders die Universitäten ganz dem Zeitgeiste gemäß umzubilden. Man könnte allenfalls dieser Regierung mit einigem Grund den doppelten Vorwurf machen, einerseits, sich zu sklavisch an ihr holländisches Muster haltend, den Bedarf der Lokalitäten zu sehr außer Acht gelassen, anderseits aber den noch so tief eingewurzelten Einfluß der Geistlichkeit auf das gemeine Volk, zumal auf dem platten Lande, nicht in Anschlag gebracht, ja diesen mächtigen Feind durch die Errichtung des so sehr verrufenen Collegium philosophicum fast zur Verzweiflung gereizt, und nachher durch die Aufhebung dieser Stiftung dessen Trotz gesteigert zu haben. Immerhin bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, welche selbst die ärgsten Widersacher des holländischen Gouvernements eingestehen müssen, daß sich das Unterrichts- und Erziehungswesen immer mehr besserte und, objektiv betrachtet, nichts zu wünschen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Maatschappy Tot nut van't algemeen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Mai 1834.

M. — 'S ist eine Himmelsgab', die ihm erlaubt,
Den nächsten Platz am Thron. —
A. — Ich kann nicht sagen,
Was ihm der Himmel gab; das aber seh' ich,
Er ist voll Hochmuth durch und durch.

Shakespeare.
Heinrich III.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Viele Jahre waren seitdem entschwunden und Holbein war, nach der Meinung Vieler, das höchste, glänzendste Loos zugefallen. Er stand da, beneidet, gefürchtet, anerkannt, gesucht, vergöttert, von Ruhm gesättigt und in Glanz gebadet, der Freund eines Königs und selbst ein König unter den Künstlern. Die ärmliche Wohnung in Basel, die böse Gattin, die kleinen Sorgen, der häusliche Kummer, dies Alles war längst verschwunden; sie hatten einem fürstlichen Pallaste, der zuvorkommenden Gunst vornehmer Schönen, dem üppigsten Lebensgenusse, einem Heere der glänzendsten Feste Platz gemacht. Dennoch war keine Ruhe in Holbeins Brust eingekehrt. Die leidenschaftlichen Wirbel, welche am Hofe Heinrichs des Achten herrschten und denen kein Stamm zu alt und fest war, begannen immer heftiger zu wüthen und erfüllten Alles mit Besorgniß. Die Fehde mit dem Pabste war losgebrochen und der König stand auf dem Punkte, wegen der Leidenschaft zu einem schönen Weibe die tausendjährigen Bande, die seine Krone an den römischen Stuhl knüpften, gewaltsam zu trennen und sich in ein Heer trauriger Verwicklungen zu stürzen. Die Königin Catharina von Arragonien, die er als seines Bruders Wittwe geheirathet hatte, wollte er von seiner Seite verstoßen, um die Nichte des Herzogs von Norfolk, eines ehrsüchtigen Mannes, zur Königin zu machen. Die Religion sollte den Vorwand dazu leihen, und Alles, was widerstand, mußte weichen oder zertrümmert werden. Der Pabst wurde nicht mehr als Oberhaupt der Kirche in England anerkannt, Morus von seinem Posten entfernt und auf's Land verwiesen, das gefällige Parlament, ein Spiel in Heinrichs Händen, erklärte die Ehe mit der Wittwe des Bruders für unerlaubt, Catharina verließ weinend die Hallen der Residenz, und die arme, leichtsinnige, schöne Anna Boleyn schritt die Stufen des Thrones hinan, um so kläglich davon wieder herabzusteigen.

Um die Zeit dieser Vorfälle saßen in einer räucherigen Ale schenke Londons eines Abends mehrere junge Leute, die beim schäumenden Zinnkruge manch lautes Wort hin- und hersprachen. Obgleich die damalige Zeit Vorsicht in den Aeußerungen gebot, so kramten unsere Gäste der Schenke ihre Weisheit dennoch ganz unbefangen aus, weil sie wußten, daß sie sich in einer in London unverständlichen Sprache unterhielten. Es waren Deutsche.

„Ich glaube nicht," fing der Eine an, „daß es uns ein Leichtes seyn wird, unsern berühmten Landsmann zu sprechen. Er soll entsetzlich vornehm seyn. Nur den Reichsten und Edelsten wird erlaubt, in seine Malerstube zu treten, das ist ein Heiligthum, und man erzählt gar

seltsame Geschichten von seinem Hochmuthe.“ — „Er ist aber auch ein Maler!“ rief ein Andrer; „wer den königlichen Pallast nicht gesehen hat, von ihm geschmückt, hat nichts gesehen. Er hat dies London erst zu Etwas gemacht. Diese Amphibien, die fast ihre Lebenszeit im Wasser patschen müssen und im Nebel ersticken, hatten die wohl einen Begriff von Farbe und Sonnenlicht, von Leben und Wärme? daß ihnen nun der Staar gestochen wurde, haben sie ihm zu danken. Aber es ist auch darob eine Freude bei ihnen! Sie klatschen in die Hände und jauchzen wie Kinder bei der Bescheerung.“ — „Und darum,“ rief ein Dritter, „sollte ich meinen, werden sie vor den Deutschen nunmehr in diesem London gewaltigen Respekt zeigen. Ein deutscher Maler!“ — „Was meinst Du!“ entgegnete der Erste. „Denkst Du, der Holbein gelte hier für einen Deutschen? Ich wäre schon zufrieden, wenn er sich herablassen wollte, es in traulicher Unterredung unter vier Augen zu gestehen. Ein Engländer ist er, wie sie sagen, und daran glauben sie so fest, daß es ihnen kein Mensch ausreden wird, selbst wenn der alte Holbein aus Augsburg plötzlich in London erschiene, um seine Vaterrechte anzusprechen.“ — „Wie!“ meinte der Zweite; „was wäre das für ein Taugenichts, der sich im Glücke seines Vaterlandes schämen wollte! wie könnte man den achten?“ — „Achten!“ nahm wieder der Erste das Wort, „einen Mann, der seinem Weibe durchgeht und sie im Elend verkümmern läßt? Ich bin durch Basel gekommen und habe dort die Geschichte in Erfahrung gebracht. Ein Maler ist er — allen Respekt! aber mein Gewissen möchte ich nicht gegen das seinige tauschen.“ — „Ja, ja, da hast Du Recht, Bruder,“ sagte nun ein Anderer; „ich bin länger hier als Ihr und weiß, was er für ein Maler ist und was er in der Kunst zu bedeuten hat, aber sonst ist er wahrhaftig nicht zu beneiden. Ich sah ihn oftmals aus der Ferne mit seinem bleichen, abgehärmten Gesichte, und in seinem Sammtrocke scheint er nur so zu bauneln. Ich wollte wetten, daß ihm das Gewissen keine Ruhe läßt.“ — „Und das nicht allein,“ schrie der Erste; „glaubt Ihr, ich möchte der Intimus von solch einem Könige seyn? Der läßt Euch Menschenköpfe fliegen, als wenn's Kohlköpfe wären. Dessen Freund sollt' ich seyn? Ich gönne Holbein seinen Pallast und seine Reichthümer, seine Lustbarkeiten und seine Ehren; um den Preis, den er dafür zahlte, möchte ich nicht Käufer seyn.“

„Mit Verlaub!“ sagte hier ein Mann in vorgerückten Jahren, in der Tracht eines Lanzenreiters des Königs, indem er sich dem Tische näherte, woran unsere deutschen Jünglinge konversirten, die nicht wenig überrascht und verlegen waren, sich hier belauscht zu sehen. „Mit Verlaub! Ihr sprecht ein Bischen stark in's Gelag hinein und thut Eurem berühmten Landsmanne großes Unrecht; was aber gar Seine Majestät, unsern erhabenen König angeht, so ist es Euer Glück, daß Niemand hier, außer mir, Eure schnöden Reden verstanden hat, sonst — bei Montjoye und Saint-Denis! würdet Ihr jezt schon draußen mit zerbrochenen Rippen liegen.“ Die jungen deutschen Maler sahen sich verblüfft an und rückten dann vertraulich auf ihren Bänken zusammen, um dem hinzugekommenen Landsmanne Platz zu machen. Sie reichten ihm nach ihrer Sitte die Zinnkrüge hin, um daraus Bescheid zu thun, und baten ihn, er wolle, falls er andere und bessere Nachrichten ihnen zu geben wisse, damit nicht zurückhalten, weil sie Alle von dem großen Rufe ihres Landsmannes herbeigezogen worden seyen und sich nun von tausend Rücksichten abgehalten fühlen, sich ihm zu nähern. „Mein Seel!“ sagte der Kriegsmann, „da wüßte ich Euch auch keinen Rath zu geben, denn sehr vornehm und eigensinnig ist er schon geworden, mein kleiner Hans Holbein, seit ich ihn aus meinen Händen ließ. Damals freilich, da wir zusammen an diesem Tisch saßen —“ — „Wie? — Ihr kennt ihn genau? — An diesem Tisch? — O erzählt!“ so riefen Alle durcheinander. „So wahr ich Konrad Hechner getauft bin und Straßburg meine Vaterstadt ist,“ fing jezt der uns schon bekannte Lanzenreiter des Königs wieder an, „hier, an diesem Tische hatte ich ihn, wie ich Euch hier habe, und kein Anderer als ich war es, der ihm die Bahn des Glücks und der Ehren zeigte, nämlich den Pallast des Großkanzlers More, der sein Pfleger und Beschützer durch lange Jahre wurde.“ — „Der Thomas Morus, der jezt im Tower sitzt, auf den Tod angeklagt?“ fragte einer der Maler. „Der morgen hingerichtet werden soll?“ fiel ein Anderer ein; „den der König hinrichten läßt?“ ein Dritter. „Der König — und immer der König!“ rief Hechner unwillig. „Das Parlament thut es, und weil es das Parlament thut und mein gnädigster Herr, den der Himmel beschützen möge, es gut heißt, so muß es der Thomas Morus, wie Ihr ihn nennt, wohl verdient haben. Was kümmert uns das? Ich werden morgen dem ehemaligen Kanzler vom Tower zum Blocke das Geleite geben. Es soll Alles in Ordnung vollzogen werden. Versteht Ihr mich? darauf hält der König viel. Der Holbein aber, den der alte Kanzler in Tagen des Glücks selbst dem König empfohlen hat, theilt dessen Mißgeschick keineswegs, sondern er steht mehr in der Gunst als jemals. Wer unserm Herrn und Gebieter treu dient und sich seinem Willen niemals widersezt, hat nichts von ihm zu befahren. Und wie er selbst dazu beigetragen hat, daß man unsern Landsmann für einen Eingebornen hält, das will ich Euch sogleich, während Ihr Euern Alekrug leert, hier erzählen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Der Komet, welcher Halleys Namen führt, ist nicht etwa wegen seiner Größe oder überhaupt wegen auffallender physischer Eigenschaften berühmt; er bleibt deßhalb unvergeßlich in der Geschichte der Wissenschaft, weil er der allererste Komet ist, dessen Widerkehr vorausgesagt und wirklich beobachtet worden. Ja, wenn wir von den in neuerer Zeit entdeckten Kometen mit sehr kurzer Umlaufszeit, welche nicht über die Grenzen unseres Sonnensystems hinausschweifen, absehen, so bleibt er bis jezt der einzige Komet, der überhaupt unzweifelhaft wiedergekommen ist. Im Jahr 1759, da zum ersten Male eine auf einen Kometen gegründete Prophezeiung, eben durch seine Wiederkehr, in Erfüllung ging, feierte der einzige untrügliche Zweig des menschlichen Wissens, der mathematische Kalkul, einen seiner glänzendsten Triumphe, und dieser Fall wurde, wie wir später sehen werden, auch entscheidend für die Vorstellungen von der Natur der Kometen.

In den Ansichten über diesen Punkt theilten sich die Philosophen seit dem Alterthum in zwei ungleiche Hälften. Die einen, bei weitem zahlreichsten, hielten sie für zufällige, vergängliche Erscheinungen entweder in der Atmosphäre der Erde oder im Himmelsraum, und der sinnliche Schein, das Nebelhafte in der Erscheinung dieser Himmelskörper, ihr ungleicher Lauf machten diese Vorstellungsweise auf der Stufe uranfänglicher Naturforschung wohl zu der natürlichsten. Aristoteles erklärte sie für Ausdünstungen der Erde, welche sich in der dritten Region der Luft sammeln, und diese Autorität machte, im Gefolge der gesammten Aristotelischen Philosophie, den Glauben an ihre Vergänglichkeit durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, bis herauf in die neuere Zeit, zum herrschenden. Dieses systematische Vorurtheil hat in mehr als einer Hinsicht schlimme Früchte getragen; denn einerseits mußten die Physiker es verschmähen, die Bahnen solch zufälliger Meteore, welche mit Sternschnuppen und Irrwischen in Eine Klasse gehörten, sorgfältiger zu beobachten, und damit ist der neuern Astronomie, welche aus der Aehnlichkeit der in den Gesichtskreis der Erde fallenden Stücke der Kometenbahnen auf die Identität mehrerer in den Chroniken aufgeführten Kometen schließen möchte, das Spiel fast ganz verdorben; andernseits vertrug sich die Annahme von ihrer vergänglichen, zufälligen Natur mit dem Glauben an ihre Kraft, sich in irdische Begebnisse zu mischen, ungleich besser, als die Voraussetzung, sie seyen kreisende, in bestimmten Zeiträumen wiederkehrende Himmelskörper. Hoch über den Wolken, ein irdisches Gespenst, aus Dünsten der Erde und ihrer Luft zusammengeronnen, stand der Komet, als verkörpertes Bild der bangen Ahnungen der Lebendigen, und solche Ahnung und Prophezeiung mußte ja der Erfolg unfehlbar bekräftigen; denn wenn die Chronik die Kometen nach Tausenden zählt, so zählt die Geschichte die Kalamitäten nach Hunderttausenden, und unendlich seltener mag ein Komet mit seinem geisterhaften Lichte einem guten Genius der Menschheit zu Grabe geleuchtet, als mit blutrothem Wolkenschwert den Zeitpunkt bezeichnet haben, wo eine Geißel der Menschheit das ihrige zog. Daß ein Cicero allen Ernstes von den Kometen als von Verkündigern von Krieg und Pestilenz spricht, würde beweisen, wie tief das Grauen vor diesen seltsamen Wandrern des Raums in der menschlichen Natur gegründet ist, wenn nicht die, wie wir schon bemerkt, in dieser Beziehung nur anders gerichtete Stimmung unserer hochgebildeten Zeit dasselbe desto augenfälliger zeigte, je weiser sich diese Zeit dünkt; und wenn das römische Volk in einem mächtigen Kometen Cäsars Seele sah, so war dies zum wenigsten erhabener, als wenn moderner Mysticismus ein plattes Mittelreich mit winselnden Geistern bevölkert.

Wie aber in dem ganzen geistigen Kreise unserer Naturanschauung nicht leicht etwas ist, was nicht durch einen Ausspruch des Alterthums vorgebildet wäre, so ist auch die Idee, die Kometen seyen wahre Gestirne von Planetennatur, schon sehr frühe in einzelnen Köpfen aufgegangen. Apollonius von Myndäa erzählt, bereits die Chaldäer haben die Kometen für planetarische Himmelskörper gehalten und seyen mit ihrer Wiederkehr bekannt gewesen. Lalande macht, indem er dies in seiner Abhandlung über die Erscheinung unsers Kometen im Jahr 1759 anführt, eine Bemerkung, welche auf den Kreis von Ideen bezogen werden könnte, die ein Unbekannter in dem diesen Blättern einverleibten Aufsatz: „geologische Grillen," hinsichtlich der lezten Umwälzung der Erde und der damit verknüpften Schicksale der Menschheit, ausgesprochen hat. Der französische Astronom sagt nämlich in Beziehung auf die rohen astronomischen Begriffe der Egypter und ältesten Griechen, der vorausgesezten Kultur der Chaldäer gegenüber: „wer weiß, ob nicht eine für den menschlichen Geist verderbliche Umwälzung Jahrhunderte, vielleicht gebildeter als das unsrige, von den groben Anfängen der Kultur trennt, bei welchen man die Menschheit wiederum etwa ein Dutzend Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung findet?" Freilich haben wir so wenig Gewähr dafür, ob die Behauptung des Apollonius Grund hat, als dafür, ob die Ideen des genannten Verfassers mehr als Paradoxen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, 1834.

(Fortsetzung.)

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Da die holländische Regierung bei allen Gelegenheiten einen starken Accent auf diese ihre Wohlthat legte und die ihr zugethanen Tagesblätter nicht aufhörten, viel Rühmens davon zu machen, so glaubte die feindliche Partei, die katholisch-liberale Union, ihrem Interesse gemäß zu handeln, wenn sie dem Gouvernement diesen Ruhm streitig machen und die Gewichtigkeit der Wohlthat herabsetzen könnte. Zu dem Ende stimmten die Ultra-Fanatiker und Ultra-Liberalen darin überein, dem Unterrichtswesen subjektiv den Mangel an absoluter Freiheit vorzuwerfen, insofern nämlich nicht jedem Individuum vergönnt war, Unterricht zu ertheilen, ohne dazu von der Regierung ausdrücklich bevollmächtigt zu seyn. Die Geistlichkeit und ihre Anhänger wußten sehr wohl, was sie mit dieser Beschwerde bezweckten; sie glichen, wie sich ein gewisser Wiskopf damals ausdrückte, einer Katze, welche es ungern sieht, daß ein Vogel im Käfig seiner Freiheit beraubt ist; die Liberalen hingegen ließen sich von ihren Alliirten irreleiten, und schrien blos mit, weil überhaupt alles Schreien nach Freiheit in ihren Kram paßte. So geschah es, daß „Liberté de l'enseignement" eines der ersten Postulate bei der Revolution von 1830 war, und daß das sogenannte holländische Joch kaum abgeworfen war, als die unbeschränkteste Freiheit des Unterrichts als Grundsatz proklamirt wurde, und zwar sollte diese Freiheit sowohl dem lernenden, als dem lehrenden Theile der Nation gelten; denn indem einerseits einem Jeden erlaubt wurde, sowohl öffentlich, als für sich zu unterrichten, ohne vorher einer Prüfung seiner Fähigkeiten oder seiner sittlichen Aufführung unterworfen zu seyn, so ward auch anderseits den Schülern und Studenten an den mittlern und höhern Schulen nicht mehr vorgeschrieben, den Kollegien der Professoren fleißig beizuwohnen, und nur bei der Beförderung zum Kandidaten oder Doktor ward ein Examen festgesetzt. Diese Neuerungen hätten nun zwar auch sehr gut stattfinden können, ohne daß irgendwo das Personal des Lehrstandes verändert oder einer Reduction unterworfen worden wäre; allein außer daß es gewissermaßen in der Natur der mit Gewalt hervorgerufenen Staatsumwälzungen liegt, überall das Bestehende niederzureißen, ehe man an's Aufbauen denken könnte oder möchte, hatte die belgische Revolution mehr als manche andere neuerer Zeit das Charakteristische, daß man das Erzumgene mehr ad hominem, als ad rem geltend machte. So geschah es denn, daß schon im December 1830, als das neue Staatsgebäude sich noch keiner einzigen Garantie zu erfreuen hatte, zu einer sogenannten Reorganisation, im Grunde aber völligen Verstümmelung des höhern Unterrichts- und Universitätswesens geschritten ward. Tielemans, ein Republikaner und einer der ersten Urheber der Revolution, unter der holländischen Regierung ein Student an der Lütticher Universität und später zum Professor an der Löwenschen bestimmt, war kaum ein paar Monate aus seinem Exil zurück und eben so wenige Wochen zum Minister des Innern ernannt, als er mit einem einzigen Federstrich das ganze Gebäude der drei belgischen Universitäten niederriß; nur die juridischen und medizinischen Fakultäten wurden jeder dieser Universitäten gelassen, von den literarischen und wissenschaftlichen Fakultäten aber behielten Löwen und Lüttich jede nur eine einzige und Gent gar keine. Die natürliche Folge dieser Maßregel, die man nicht einmal mit der Oekonomie zu beschönigen wußte, war, was eigentlich der Zweck gewesen zu seyn scheint, daß viele Professoren überflüssig wurden, und es war leicht vorherzusehen, daß dies Schicksal die meisten deutschen Professoren treffen mußte, von denen in Löwen ein einziger, in Gent und Lüttich zwei ihre Stellen behielten, während die der meisten übrigen durch junge Revolutionsmänner, ihre ehemaligen Schüler, besetzt wurden. Nun dauerte es zwar nicht lange, bis man allgemein das Fehlerhafte dieser Maßregel einsah, und wo nicht das Ehemalige, ganz wie es unter der holländischen Regierung war, unbedingt zurückwünschte, doch wenigstens das Neuere als zweckwidrig verurtheilte und gewissermaßen nur von der falschen Scham abgehalten wurde, die verabschiedeten Lehrer zurückzurufen. Dazu kam noch, daß man sich gerade jetzt in Frankreich, das man sich hier immer zum Muster zu nehmen gewohnt war, für die Vortrefflichkeit des nämlichen deutschen Unterrichtswesens erklärte, das ehedem hier zum Theil eingeführt und die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung war. Während sich im Allgemeinen die Ultramontaner und Liberalen gegenseitig über den Mißbrauch der Preßfreiheit einerseits und den der Freiheit des Unterrichts anderseits bittere Vorwürfe machten, erhoben sich im Publikum viele und mächtige Stimmen für eine abermalige Reorganisation des Unterrichts. Die Regierung trug am 30sten August 1831 die Abfassung eines Berichts über diesen vielbesprochenen Gegenstand einer Anzahl zwar geschickter, doch nicht berühmter Männer auf, und das Ministerium des Innern machte den Rapport der Kommission durch die Presse bekannt. Diese Arbeit, welche den Titel führt: „Projet de loi pour l'enseignement public en Belgique," hat manches Verdienst, aber auch manches Fehlerhafte, ja Unausführbare; die Kommission, welche sich für eine einzige Universität für ganz Belgien erklärt, geht in viele Details ein, läßt aber manches Wichtige entweder ganz unerörtert, oder behandelt es nur oberflächlich. Wie es scheint, war die Regierung selbst mit dieser Arbeit ihrer Kommission nichts weniger als zufrieden; wenigstens hat man seitdem nichts mehr von diesem Rapport gehört. Wie es indessen in der Rede vom Throne bei der Eröffnung der Sitzungen der Kammern im November 1832 hieß, sollte die gesetzgebende Macht sich nächstens mit diesem Gegenstande beschäftigen, wozu es aber nicht gekommen ist; vermuthlich weil die damalige Repräsentantenkammer, bekanntermaßen, wegen ihres Conflicts mit dem Ministerium vor der Zeit aufgelöst wurde, und die neu erwählten Deputirten einer minder liberalen Partei angehörten. Schon früher war der Gesetzvorschlag zweier der freisinnigsten Repräsentanten, Devaux und Seron, welcher eine größere Ausdehnung des niedern Unterrichts zum Gegenstande hatte, von der Mehrheit verworfen worden, weil die Partei der Geistlichkeit, welche schon längst vorherrschend war, ihm ihrem Interesse zuwider hielt. Diese Partei hatte fast von Anfang an kein Geheimniß daraus gemacht, daß sie, wo nicht den ganzen Unterricht, doch wenigstens den niedern und besonders den in den Dörfern und kleinern Städten unter ihrer Botmäßigkeit haben wollte, was ihr auch bald genug gelungen ist und täglich mehr gelingt. An dem höhern Unterricht scheint ihr schon weniger gelegen zu seyn, denn den mannichfachen Seminarien und Unterrichtsanstalten der geistlichen Brüderschaften und Corporationen fällt es nicht schwer, den weltlichen Universitäten, so wie diese jetzt beschaffen sind, das Gleichgewicht zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Mai 1834.

— Der weiſe Stagirit
Glaubt, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde ſteiget,
Und Blitz und Donner wirkt, auch die Kometen zeuget;
Voll Eifer kämpft für ihn der Schüler Unverſtand.

Käſtner.

Vom Halleyſchen Kometen.

(Fortſetzung.)

Die Pythagoräer, Diogenes, Demokritus, namentlich aber der vorgenannte Apollonius, vertheidigten den Satz, die Kometen ſeyen wahre Sterne, welche, durch den Himmelsraum irrend, erſt nach langer Zeit wiederkehren, wie ſich, ſetzen ſie geiſtreich hinzu, ja auch Merkur nur ſelten und kurze Zeit über dem Horizont zeige. Am ſchönſten entwickelt dieſe Vorſtellungsweiſe, zu einer Zeit, da das Erbe griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft raſch ſchmählichem Verfall entgegenging, ein Römer, und es iſt demüthigend für den Hochmuth der modernen Kultur, daß kein Menſch bis auf Newton von den Kometen wahrer und erhabener geſprochen hat, als der alte Prinzenerzieher Seneca. Nachdem er die Kometen förmlich als wirkliche, ewige Himmelskörper in Anſpruch genommen, die gleich den Planeten ſich in regelmäßigen Bahnen bewegen, nachdem er gezeigt, daß ſie darum keineswegs mit den Planeten die Zeichen des Thierkreiſes zu durchlaufen brauchen, ſagt er: „In uns wohnt ein Geiſt, der handelt und uns antreibt; wir wiſſen aber weder, was das iſt, noch was ſeine Wirkung iſt. Wir dürfen uns alſo nicht verwundern, daß wir das Geſetz der Bewegung der Kometen noch nicht kennen, die ſo ſelten erſcheinen; daß uns Beginn und Dauer von Geſtirnen unbekannt iſt, die aus unermeßlichen Entfernungen herabſteigen. Noch iſt es nicht fünfzehn Jahrhunderte, ſeit Griechenland die Sterne gezählt und benannt hat; noch gibt es viele Völker, die nichts haben als den bloßen Anblick des Himmels und nicht einmal wiſſen, warum der Mond ſich verfinſtert; iſt es doch nicht lange her, daß wir ſelbſt es gewiß wiſſen. Es wird eine Zeit kommen, wo, nach ernſter Bemühung mehrerer Jahrhunderte, das, was uns jezt verborgen iſt, deutlich eingeſehen werden wird. Ein Jahrhundert, ſelbſt wenn man alle ſeine Zeit darauf verwendete, iſt zu klein für ſo große Entdeckungen, und wir zerſplittern die uns gegönnte Lebenszeit nur zu ſehr, und widmen den größten Theil dem Laſter. Man ſtudirt, wenn es kein Schauſpiel gibt, oder wenn man des Regens wegen nicht ſpazierengehen kann. Die Namen der Schauſpieler behält man, die der Philoſophen vergißt man. Es wird ein Tag kommen, da die Nachwelt ſich wundert, wie ſo augenſcheinliche Dinge uns entgehen konnten. Man wird darthun, in welchen Regionen die Kometen ſich verlieren, warum ſie ſich ſo weit von den andern Geſtirnen entfernen, wie viele ihrer und wie groß ſie ſind. Die nach uns kommen, werden neue Wahrheiten entdecken; begnügen wir uns mit denjenigen, die entdeckt ſind, und wundern uns nicht, daß Dinge, die ſo tief liegen, ſo

ſpät entdüllt werden.“ — Es gibt Incroyables in der Wiſſenſchaft ſo gut wie in der Geſellſchaft, mit dem Racencharakter der Suffiſance, und dieſe werden ſchwerlich zweifeln, daß Senecas pathetiſche Prophezeiung allbereits in Erfüllung gegangen. Wir meinen aber, käme der alte Heide wieder zu uns, die bedeutend weiter hinter ihm liegen, als er hinter dem Griechenland, das stellis numeros et nomina fecit, und muſterte er unſere Errungenſchaft hinſichtlich der Kometen, er fände ſie unter dem, was er nach wenigen Jahrhunderten erwartet zu haben ſcheint. Wir haben unendlich viel entdeckt, gerade ſo viel, um zu ſehen, daß es unendlich wenig iſt.

Die geiſtige Herrſchaft des Ariſtoteles brachte es indeſſen mit ſich, daß ſeine Anſicht im Allgemeinen die herrſchende blieb, nur daß ſie der wiſſenſchaftliche Witz ſo oder ſo aufſtuzte, je nach der in der Himmelskunde herrſchenden Vorſtellungsweiſe, oder je nachdem eine neu gewonnene Anſchauung der Phantaſie eine Richtung gab. Noch Galilei hielt die Kometen für Dünſte, die ſich vermöge ihrer Leichtigkeit bis jenſeits des Monds erheben können; Longomontanus und Tycho Brahe erklärten ſie zwar für wahre Himmelskörper, aber für losgeriſſene Theile der Milchſtraße, und als ſolche von vergänglicher Natur. Auch für den Kanzler Baco, und ſelbſt noch für Hevelius, der, wie wir ſogleich ſehen werden, den erſten lichtvollen Gedanken über ihre Bewegung hatte, waren ſie nichts als Weltmeteore, und ſogar unſer großer Keppler leitete ſie von Ausdünſtungen in der Sonnenatmoſphäre her.

Man ſieht alſo, die chriſtlichen Philoſophen hatten die Idee der Pythagoräer von der ewigen Natur der Kometen, von der Regelmäßigkeit ihrer Bahnen, und damit von ihrer Wiederkehr, faſt ganz aus den Augen verloren, und ſie ward nur hin und wieder, wie von dem Arzt und Aſtrologen Cardanus im ſechzehnten Jahrhundert, zur Sprache gebracht. Aber nicht nur über das Weſen der Kometen blieb man auf dieſe Weiſe weit herauf in den Jahrhunderten im Dunkeln; auch über ihre phyſiſchen Verhältniſſe wurde im Mittelalter meiſtens gerade das aufgezeichnet, was uns jezt am wenigſten intereſſirt und uns über den Hauptpunkt, über ihre Bahnen, keinen Aufſchluß gibt; je mehr man ſie anſtaunte und fürchtete, deſto weniger beobachtete man ſie. Während das Volk ſich vor dieſen Zeichen des himmliſchen Zorns entſezte, während die Aſtrologen an der krauſen Schrift der Schweife ihren Witz übten, verachteten die Phyſiker, die dieſen Namen verdienten, Phantome, welche, nach der herrſchenden Anſicht, gleich Blaſen am Firmament aufſtiegen und ſpurlos zerrannen. Erſt in jenem Jahrhundert, mit welchem die neuere Zeit beginnt, welches die Buchdruckerkunſt erfunden und Amerika entdeckt, fing man an, dasjenige, was denn doch allmählich der Menſch über die Verhältniſſe der Kometen in ſeinen Archiven geſammelt, zu ordnen und zu vergleichen, und erſt mit dem furchtbaren Kometen von 1472, der ſo nahe, ſo ſchnell, mit einem ſo gräßlichen Schweif an der Erde vorbeiging, daß er der geſammten Natur den Untergang zu drohen ſchien, beginnt die Liſte der einigermaaßen genau beobachteten Kometen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortſetzung.)

Hechner räuſperte ſich, that einen langen Zug, ſtellte ſein breites Schlachtſchwert zwiſchen die Beine, und ſich darauf ſtüzend, begann er, während die Andern aufmerkſam zuhorchten, ſeine Erzählung. Es war ein Vorfall, der zur Zeit, da er ſich ereignete, ganz London in Bewegung geſezt hatte. „Wie es bei vornehmen Herrſchaften gebräuchlich iſt, ſo hat auch unſer Maler gewiſſe Stunden des Tags, wo er ſich von Niemanden ſtören laſſen will, den König ausgenommen. Seine Diener haben den ſtrengſten Befehl, keinen Menſchen vorzulaſſen. Wer wird es ihm verdenken? Ich nicht, und Ihr gewiß auch nicht. So ein Mächtiger vom Hofe war freilich oftmals ein wenig ungehalten darüber, wenn er abgewieſen wurde, aber dennoch drängte ſich Alles hinzu, von ihm gemalt zu werden. Man will hier nicht eher daran glauben, daß man groß, vornehm, reich, mächtig und berühmt iſt, bevor des Königs Hofmaler es nicht mit ſeiner Kunſt beſiegelt hat. Es ſind nun einmal närriſche Menſchen hier zu Lande! Doch weiter! Kürzlich, es iſt noch nicht gar lange her, ſizt unſer Landsmann vor ſeiner Staffelei und malt irgend eines ſeiner Bilder, als ihn ein lauter Lärm in ſeinem Vorzimmer aufſtört. Er vernimmt die Stimme ſeines Haushofmeiſters, der ſich vergebens bei einem Fremden mit dem Verbote entſchuldigt, Niemand vorlaſſen zu dürfen. Der Andere pocht auf ſein Anſehen und bricht endlich in Drohungen aus, er wolle ſich ſchon den Eingang erzwingen, wenn man ihm ihn länger verweigere. Und wirklich hört Holbein bald darauf den Schmerzensruf ſeines Dieners, den er verwundet glauben muß, und heftige Fußtritte gegen die Thüre ſeines Zimmers. Da übermannt ihn der Zorn. Palette und Pinſel wirft er weg und ſtürzt hinaus. Er ſieht einen jungen Lord vor ſich, ein Parlamentsglied, deſſen großer Einfluß bekannt iſt. Was kümmert das aber unſern lieben Landsmann, der ſich in ſeiner Arbeit nicht ſtören, ſeinen treuen Diener nicht mißhandeln laſſen will, und daher ſein volles Hausrecht übt. Um die Mitte des Leibes packt er den ſchmächtigen

Lord, hebt ihn hoch auf und wirft ihn — ſo wahr ein Gott lebt! — die breite Treppe hinunter, ſeiner Dienerſchaft vor die Füße, die in der Halle ihren Gebieter erwartet. Meinem jähzornigen Meiſter aber kehrt augenblicks darauf die Vernunft wieder, und er denkt ſich wohl, daß er nun ſchnell Reißaus nehmen müſſe. Sein Entſchluß iſt bald gefaßt, er läuft die Treppe ſeines Hauſes mit Blitzesſchnelle hinan bis auf's Dach, und hier, von einem Dache zum andern, bis auf den flachen Giebel von Whitehall, des Königs Pallaſt, der nicht fern von ſeiner Wohnung liegt; durch ein Fenſter klettert er hinein und findet den König in ſeinem Kabinete. Er ſtürzt ſich, bleich und verſtört, wie er war, vor ihm nieder und fleht um Schutz. Sein Freund, mein gnädigſter Herr, läßt ſich Alles haarklein berichten, zieht dann aber eine krauſe Stirne. Der Fall konnte ihm nicht gleichgültig ſeyn. Der mißhandelte Lord ſaß im Parlamente, oder vielmehr, nun konnte er mit ſeinen zerbrochenen Rippen nicht mehr im Parlamente ſitzen. Und das Parlament — das müßt Ihr wiſſen, das kann ein König von England nicht vor den Kopf ſtoßen laſſen, geſchweige die Treppe hinunterwerfen. Und von wem die Treppe hinunterwerfen? Von einem bloßen Maler, und nicht einmal von einem Engländer, ſondern von einem Fremden, einem armen Hund von Deutſchen. — Was that nun aber der König? Antwortet mir nicht auf meine Frage, denn Ihr wißt es nicht. Paßt auf und hört, was der König that. Er geht im Zimmer auf und ab und läßt Holbein auf den Knien liegen, endlich winkt er ihm, aufzuſtehen, deutet auf eine Tapetenthür und ſpricht: „Dort hinein! Du verläßt aber den Ort nicht eher, bis daß ich Dir Erlaubniß dazu gebe.“ Der Maler begriff, wie gut es der König mit ihm meinte, und fügte ſich geduldig in ſein Schickſal. In ſeinem Hauſe wäre er ſeines Lebens nicht ſicher geweſen. — Am andern Tag erſchien nun der junge Graf als Kläger vor Heinrich. Zwei Diener mußten ihn unterſtützen, ſein Kopf war verbunden, er hinkte, und den einen Arm trug er in der Schlinge. Mein gnädigſter Herr that, als wiſſe er von dem ganzen Vorfalle kein Wort, und ließ ſich Alles von dem Patienten noch einmal hererzählen, der mit Uebertreibungen und Entſtellungen nicht eben ſparſam geweſen ſeyn mag. Der König hörte gleichgültig zu und antwortete eine Weile nichts, dann fragte er kalt: „Nun, und was weiter? was wollt Ihr nun beginnen?“ — Hierüber aufgebracht, vergaß der junge Fant die angenommene Rolle eines Klagenden und Zerſchlagenen gänzlich und rief: „Ich ſehe, daß ein Pair des Reichs vergebens auf Gerechtigkeit gegen die Beleidigungen eines Abentheurers von ſeinem Könige wartet. Nun wohl, ſo werde ich mir ſelbſt Recht zu verſchaffen wiſſen. Ich gehe ſtehenden Fußes —“ — Halt, halt!“ donnerte ihn der König an, der gar nicht gewohnt war, in ſolchem Tone mit ſich reden zu laſſen; „Ihr vergeßt, daß Ihr Euch zuerſt Gewaltthätigkeiten erlaubt habt, daß Ihr in den friedlichen Wohnſitz der Kunſt frevelhaft gedrungen ſeyd. Jezt aber handelt es ſich nicht mehr um einen Streit des Edelmanns mit dem Künſtler, ſondern um die Drohung des Vaſallen gegen ſeinen Gebieter. Das verändert die Lage der Sache; ich glaube, daß es an Euch iſt, Gnade, ſtatt Rache zu rufen.“ — Ihr könnt denken, wie blaß der arme Lord jezt wurde. Der König ſchritt aber recht majeſtätiſch, wie er das denn ſchon in ſeiner Gewalt hat, auf die Nebenthüre zu, worin ſein Maler ſteckte. „Komm heraus, Holbein!“ rief er, und dieſer kam. — „Wiſſet Graf,“ ſprach er dann weiter, „daß dieſer Mann der edelſte Stein meiner Krone iſt, daß ſein Ruf über das Meer reicht und Könige neidiſch machen könnte. Dieſen Mann kränken, heißt mich ſelbſt kränken. Verlier' ich ihn, ſo reichen meine Schätze nicht hin, mir den Verluſt zu erſetzen, und wenn ich alle Länder der Erde durchforſchen ließe. Aus ſieben Bauernburſchen kann ich, wenn ich will, ſieben Grafen machen zu jeder Zeit, aber aus ſieben Grafen nicht Einen Maler.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

† Paris, Mai.

Orbigny's Reiſe in Südamerika.

Am Schluß des vorigen Monats wurde der Akademie der Wiſſenſchaften Bericht erſtattet über die derſelben vorgelegten Journale und Sammlungen des Reiſenden Orbigny, der vor Kurzem von ſeiner achtjährigen Reiſe in Südamerika zurückgekehrt iſt. Die Adminiſtration des naturhiſtoriſchen Muſeums hatte bekanntlich zwei Naturforſcher zu Bereicherung ihrer Sammlungen und zur Erweiterung der naturhiſtoriſchen und geographiſchen Wiſſenſchaften im Allgemeinen abgeſandt. Jacquemont iſt in Oſtindien geſtorben, Orbigny aber iſt mit reichen Schätzen aus Amerika zurückgekehrt. — Es dürfte den Leſern willkommen ſeyn, wenn ich ſie vorläufig, nach Anleitung des Berichts, mit der vielverſchlungenen Route des unermüdlichen Reiſenden bekannt mache. Im Juni 1826 ging er von Breſt nach Rio Janeiro und Monte Video unter Segel. Vom Jahr 1827 an ſehen wir ihn in den Landſtrichen oſtwärts vom La Plata; bald gewinnt er das Ufer des Parana und ſchifft ſich auf ihm nach der Grenze von Paraguay ein. Er beſucht ſofort die Provinzen Corrientes, Entreries, Santa Fé, und wendet vorzüglichen Fleiß auf die Beobachtung der geologiſchen Struktur des Beckens der Pampas. Der Bürgerkrieg verſchließt ihm die Reiche Chili und Peru von der Landſeite, und er entſchließt ſich daher, ſich wieder ſüdwärts zu wenden und Patagonien zu beſuchen. Er fährt den Rio Negro vom 40 bis 29° ſüdlicher Breite hinauf, und nach einem dreivierteljährigen Aufenthalt in Patagonien gelangt er mit Mühe und Noth nach Buenos Ayres. Hier ſchifft er ſich

wieder ein, segelt um Cap Horn, kommt im Jahr 1830 nach Chili, wagt es aber wegen des Kriegs nicht, in's Innere zu dringen; er benuzt dafür eine sich darbietende Gelegenheit, den Staat Bolivia zu besuchen; hier bereist er den westlichen Abfall der Cordilleren, ein nacktes, dürres, für den Zoologen ganz unfruchtbares Land; er besteigt den Gipfel der Anden, und findet hier ein ungeheures kahles Plateau, wo die Luft schon sehr dünn ist und furchtbare Trockenheit herrscht. Diese Hochebene bildet aber den bevölkertsten Theil der Republik Bolivia oder Ober-Peru, und zwar wegen der Menge Lamas und Alpacas, die hier leben. Er besucht die Eingebornen im Innern, er dringt in der Provinz Chiquitos immer weiter gegen Osten vor und gelangt so wieder an die Ufer des Paraguay, von wo er bis zu dem, schon zu Brasilien gehörenden Matto grosso hinaufgeht. Nachdem er die Nationen von Paraguay beobachtet, sich wieder in die höchsten Cordilleren begeben und die übrige Zeit auf die Erforschung von Ober-Peru verwandt, geht er wieder hinüber über die Anden, steigt herab an die Küste von Peru und schifft sich am 25sten Juli 1838 nach Europa ein. Er hat somit den Kontinent von Südamerika in mehr als sieben Jahren vom 11 bis 43° südlicher Breite durchstreift und seiner Rechnung nach 14,780 Lieues zu Wasser und zu Land zurückgelegt, die beiden Ueberfahrten von einem Kontinent zum andern dazugerechnet.

Die Entdeckungen, mit welchen der Reisende die Wissenschaft und die Sammlungen seiner Nation bereichert hat, sind zahlreich und zum Theil wichtig. Ich führe Einiges an, was mir beim Vorlesen des Berichts aufgefallen ist und mir geeignet scheint, auch das größere Publikum zu interessiren. Die beiden Extreme der von ihm beobachteten Völker bilden, was den Körperwuchs betrifft, die Quichas und die Patagonen; jene werden nicht über 5 F. 8 — 9 Z. hoch; dem alten Streit über die Größe der Patagonen werden wohl seine Beobachtungen ein Ende machen; er gibt ihren mittlern Wuchs zu 5 F. 7 Z. an. Im Allgemeinen fand er, daß es in Amerika mit dem Wuchse des Menschen ist wie mit dem der Gewächse: er nimmt an Größe ab, je mehr man sich aus den Ebenen auf die Höhen der Anden erhebt. Orbigny hat zwei Schädel aus einem sehr alten peruanischen Grabe mitgebracht, welche durch die Enge der Hirnhöhle nach allen Durchmessern und durch die sehr stark abgeplattete Stirne merkwürdig sind. Nur weiß man nicht, ob diese Köpfe wirklich den Typus der alten Peruaner darstellen oder bloß Mißbildungen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Brüssel, 1834.

(Fortsetzung.)

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Obgleich die Kammer, wie gesagt, den Gegenstand auf spätere Zeit aufgeschoben hat, sah doch der gebildetste Theil des Publikums ein, daß es so nicht lange bleiben könne, und eine gänzliche Reform des Unterrichts nächstens zur Sprache kommen müsse, insoweit er nämlich die Universitäten, Athenäen, Gymnasien u. s. w. betrifft; denn so viel auch der Zustand des niedern Unterrichts fast allenthalben zu wünschen übrig ließ, glaubte man doch, sich einstweilen mit dem Bewußtseyn befriedigen zu können, daß dieser Zweig der öffentlichen Erziehung, wenn nicht intensiv, doch wenigstens extensiv gewonnen hat, indem, zufolge amtlichen Berichts, die Anzahl der öffentlichen Schulen, zumal auf dem platten Lande, seit der Revolution sich vermehrt hat, und diese Anstalten fleißiger als vorher besucht werden, was daher rühren mag, daß viele nicht ganz unbemittelte Landleute, welche ehedem aus Fanatismus und Furcht, daß ihre Kinder in den öffentlichen Schulen zum Protestantismus verleitet werden möchten, selbige nicht dahin schicken wollten und ihnen also bloß Unterricht in der Religion von dem Dorfgeistlichen geben ließen, jezt, da diese Geistlichen meistens selbst an der Spize der Schulen stehen und das Seelenheil der Kinder also nicht mehr gefährdet ist, diese auch zum Lesen, Schreiben u. s. w. anhalten lassen. Dies Resultat ist freilich sowohl von der republikanischen, als von der orangistischen Opposition bezweifelt worden; wahr scheint es aber auf jeden Fall zu seyn, daß, wenn die Schüler der Frères Ignorantins und anderer dergleichen Anstalten mitgerechnet werden können, die Anzahl der Schuljugend bedeutend gewachsen ist. Als ein sonderbarer Umstand muß bemerkt werden, daß, während unter der holländischen Regierung, welche bekanntlich die Pestalozzische Lehrart (méthode simultanée) einführte, diese Methode überall in Belgien angefeindet und dagegen die Lancastersche (enseignement mutuel) vorgezogen wurde, so daß die von der damaligen Regierung in allen großen Städten errichteten Musterschulen fast bloß von holländischen Zöglingen besucht wurden, diese nämlichen, meist von Holländern geleiteten Schulen seit der Revolution mehr als je blühen, von Kindern aus allen Klassen des Bürgerstandes besucht werden und der darin ertheilte Unterricht jedem andern vorgezogen wird. Die Jacototschen Schulen, deren nie eine große Anzahl bestand, sind, wie sich's wohl erwarten ließ, sobald der Reiz der Neuheit vorüber war, häufig eingegangen, zumal der Schöpfer dieser Methode sich in sein Vaterland, Frankreich, zurückbegeben hat. — Indem nun die allgemeine Aufmerksamkeit sich größtentheils, wo nicht ausschließlich, auf die vorzunehmende Organisation des höhern Unterrichts beschränkte, kam gleich wieder eine früher besprochene Frage zur Tagesordnung, nämlich, ob man alle drei Universitäten behalten und ergänzen solle, oder, weil man doch wegen der Trennung von Holland, wo es deren ebenfalls drei gibt, eine gleiche Anzahl nicht zu unterhalten braucht, ob man sich nicht mit zwei oder wohl gar mit einer einzigen behelfen könnte. An diese Frage schloß sich natürlich die folgende an, welche der drei Hochschulen aufgeopfert werden müßte, und falls nur eine einzige bestehen sollte, wohin diese zu verlegen wäre. Die hier noch stets vorherrschende Gallomanie erhob bereits ihre Stimme für Brüssel, um auch in dieser Haupt- und Residenzstadt wo möglich Alles zu vereinigen, wenn man gleich bemerkt hat, daß man in Frankreich selbst hie und da von dem Centralisationssystem abzuweichen und sich, was den Unterricht betrifft, seit Cousins Rapport mehr dem deutschen System zu nähern sucht; allein ein beträchtlicher Theil der Machthaber und deren nächsten Umgebungen, denen eine zu große Menge junger Leute, welche, wie das Beispiel der Zöglinge der Pariser Rechts- und Arzneischulen lehrt, sich nur gar zu oft durch die Politik und die Verhandlungen der Kammern von ihren Studien weg zu revolutionären Umtrieben verleiten lassen könnten, zu gefährlich schien, und die Geistlichkeit, welche ihres Einflusses auf die Direktion der Studien in der Hauptstadt weniger sicher ist, als in jeder Provinzialstadt, erklärten sich vermittelst ihrer periodischen Organe dagegen, unter dem Vorwand, daß es unrecht wäre, Brüssel auf Kosten aller andern Städte zu begünstigen, und noch dazu der studirenden Jugend so viele Gelegenheiten zur Zerstreuung und zum Luxus zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Mai 1834.

— Was iſt er, dem ſie folgen?
Ein blutiger Tyrann und Menſchenmörder,
Erhöht durch Blut und auch durch Blut befeſtigt.

Shakespeare.
Richard III.

Hans Holbein.

(Fortſetzung.)

Hier hielt der Erzähler inne und blickte lang und ſcharf ſeine aufmerkſamen Zuhörer an, um den Eindruck der Geſchichte auf ihren Geſichtern zu leſen. Alle waren zufrieden und äußerten ſich kräftig zu Gunſten des Königs und voll Begeiſterung für ihren Landsmann. Doch Hechner fuhr fort: „Dieſe Geſchichte verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle, und Holbein hatte fürder Ruhe vor jeglicher Zudringlichkeit. Zugleich ging aber auch das Gerücht, er ſey ein geborner Engländer, und alle Leute waren mit einem Male davon überzeugt, weil ſich Keiner einbilden mochte, daß einem Fremden das Ding ſo leicht durchgegangen ſeyn könnte. Wahrſcheinlich hat der zerſchlagene Lord es ſelbſt verbreitet, denn dieſe Engländer ſind ſo ſtolz, daß ſie lieber von Ihresgleichen Schläge, als von einem Andern Liebkoſungen erhalten mögen. — Was ſagt Ihr aber jezt dazu? Wollt Ihr noch über König Heinrich, den der Himmel ſegne! voreilig urtheilen? Seyd Ihr nunmehr nicht ſchon günſtiger geſtimmt für den Richter des More, für den Freund Holbeins? Möchtet Ihr nun nicht Alle ſeine Hofmaler und Freunde ſeyn?“

Dies bejahten ſie zwar einſtimmig, obſchon ſie nicht geneigt ſchienen, die Freundſchaft des Königs für ihre Perſonen gleich auf der Stelle nachzuſuchen. Man dankte dem gefälligen Kriegsmann für ſeine Mittheilung und kam überein, noch einen Trunk auf gute Kameradſchaft zu thun. Kein Aufwärter war bei der Hand, und daher wandte ſich einer der Jünglinge an ein Mädchen, das ganz nahe zur Geſellſchaft gerückt war und nun, in Gedanken vertieft, daſaß. Erſchrocken ſprang das Mädchen auf, indem eine feurige Röthe ſein unſchönes Geſicht überzog, fürchterlich von den Blattern entſtellt, welche damals noch eine ſeltene, aber deſto zerſtörendere Krankheit waren. Sie zupfte verlegen an Rock und Halstuch und geſtand, daß ſie eine Deutſche ſey, die nach London gekommen, um einen Dienſt zu ſuchen, und, von ihrer Mutterſprache angezogen, ſich unterſtanden habe, der Erzählung zuzuhören. Der alte Reiter fragte ſie über ihre Heimath aus.

„Ich bin von Baſel,“ ſagte das Mädchen, „und obgleich ich den Todtentanz und das Haus am Markte gar wohl kenne, die beide Herr Holbein gemalt hat, ſo dachte ich nie daran, hier in London von ihm zu hören. Da ich aber nun zufällig vernehme, daß er ſich hier befindet und ſo reich und vornehm iſt, ſo will ich mir ein Herz faſſen und zuſehen, ob es mir gelingen könnte, einen kleinen Dienſt in ſeinem Hauſe zu erlangen.“ — „Nun beim Großtürken!“ rief lachend der alte Reiter, indem er ſich den Bart ſtrich, „das nenn' ich ein Ungefähr!

Da sind wackere Leute aus allen Theilen Deutschlands, die ihren berühmten Landsmann aufsuchen wollen. Der wird erfreut seyn!“ — Die jungen Maler wurden durch diese Worte nicht erfreut, wie es schien, und zürnten dem alten, plumpen Kriegsknecht, der früher so schön ihren Dank zu verdienen gewußt hatte. Dieser aber fragte nicht viel darnach, sondern plauderte mit der Dirne aus Basel, grüßte dann höflich und sprach: „Was gilt's! Ihr Alle macht Euer Glück in London; der Landsmann nimmt sich Eurer auf's Beste an. Lebt wohl! Es soll mich freuen, Euch wieder anzutreffen und aus Eurem Munde zu hören, daß ich Euch Wahrheit prophezeiht habe.“

Wir sehen Holbein, schwarz gekleidet, in Trauer aufgelöst, in seiner Werkstätte sitzen. Seine Züge sind verfallen, seine Augen brennend, seine Haare verworren, und die Hände ruhen gerungen auf seinen Knien. Pinsel und Palette liegen da, die Farben sind eingetrocknet und mit Staub umzogen, und Alles deutet an, daß der Meister lange nicht vor der Staffelei gesessen.

Morus hatte ihn in den Tower rufen lassen, um Abschied von ihm zu nehmen. Er war Zeuge gewesen von den zerreißendsten Auftritten, von dem Jammer der Familie, von den Ohnmachten, der Verzweiflung der schönen Frauen, von der fühllosen Niedergeschlagenheit der jungen Männer, die nun alle ohne Aussicht, arm und verlassen, von Feinden umgeben, der Wuth des Königs ausgesezt, ihren Vater unter dem Beile verbluten sehen sollten. Holbein sah die rührende Heiterkeit, die den Weisen bis zum lezten Augenblicke nicht verließ, der auf dem Blutgerüste noch seinen schönen langen Bart bei Seite schob und ihn der Sorgfalt der Henker empfahl. Die beruhigendsten Tröstungen strömten von Morus Lippen, die weisesten Lehren, die frommsten Ermahnungen, das Glück nicht in den Gütern des Lebens zu suchen. Holbein ward tief davon erschüttert. In seine Klagen mischten sich Beschuldigungen gegen den König; Morus verwies sie ihm. „Heinrich ist gerecht, doch heftig,“ sprach er; „wer dem Jupiter nahe ist, fürchte den Blitz. Am Hofe wohnt die größte Macht stets nahe dem Schaffot. Ich gehe den Weg, den Viele vor mir gewandelt, der kluge Wolsey, der ehrwürdige Fisher. Heilige auch starben den Tod, den ich sterbe. Ich erdulde ihn, um der Pflicht zu genügen.“

Morus starb, weil er den König nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. — Wie viele edle, gute, schöne Menschen hatte Holbein schon zu beklagen. Eine Krankheit hatte sie Alle dahingerafft — der Zorn des Königs; denn was auch der alte Lanzenreiter sagen mochte, was auch im Volke von diesem achten Heinrich gesagt wurde, er war dennoch ein furchtbarer Mensch; wer ihn berührte, schauderte zurück, Blutgeruch umgab ihn, er war durch und durch Grausamkeit. Holbein allein durfte ihn ungescheut, ohne Zittern anblicken; für Holbein fühlte dieses Herz Freundschaft, für seine Kunst Bewunderung, und dieser scheue, friedliche, weiche deutsche Maler wandelte neben dem größten Tyrannen der neuern Zeit. Eine seltsame Schicksalslaune! — Holbein erbebte vor diesem launischen Glücke; er nur verschont von dem Blitze, der rings umher alles Ausgezeichnete zerschmetternd traf. Wünschte er nicht manchmal auch getroffen zu werden?

Still und einsam lebte er so Monden und Jahre; nichts zog ihn mehr an von den Freuden, die noch immer den königlichen Hofhalt umschwirrten, wo junge Königinnen sich ablöseten, um mit Hast den Kelch des Genusses zu leeren. Die Befehle zu den Verhaftungen, die Nachrichten von den vollzogenen Bluturtheilen klangen wie ernst mahnende Glockenschläge in den lärmenden Taumel der Feste, und selbst die religiösen Streitigkeiten, worin der König verwickelt war, wurden mit Gepränge angegeben und nahmen den Charakter erhabener Schauspiele an, wie die bekannte Disputation Heinrichs mit dem unglücklichen Lambert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Sollte man es glauben, daß ein höchst charakteristisches, allen Kometen gemeinsames Merkmal erst im sechzehnten Jahrhundert entdeckt worden ist? Apianus zu Ingolstadt machte zuerst die Bemerkung, daß die Schweife der Kometen immer von der Sonne abgekehrt sind, und er verfolgte den Kometen von 1531 nur deßhalb, um sich zu überzeugen, ob der Schweif wirklich constant diese Richtung beibehalte. So wurde die erste bedeutende Entdeckung an den Kometen zugleich Veranlassung zu der ersten Beobachtung eines derselben, die diesen Namen wirklich verdient, und jener Komet von 1531, dem diese Ehre zu Theil wurde, ist kein anderer, als der Hallesche. — Keppler machte sofort die Bemerkung, daß die Kometen, von der Sonne aus gerechnet, sich fast in gerader Linie bewegen, und daß man ohne merkbaren Fehler das kleine Stück ihres Wegs, das sich von der Erde aus übersehen läßt, als eine solche Linie betrachten könne. Und dies ist vollkommen richtig, weil die Ellipsen, in denen sich die Kometen bewegen, im größten Theil ihres Umrisses sich von der geraden Linie desto weniger entfernen, je gestreckter sie sind, und wir wissen ja jezt, daß die Bahnen der Kometen sehr lang gezogene Ellipsen vorstellen, daher sie ganz gerade zur Sonne zu laufen und

sich wieder von ihr zu entfernen scheinen. Einer der Kometen, an denen Keppler diese Beobachtung machte, welche ihn der Lösung des Räthsels ihrer Bahnen ganz nahe brachte, war wiederum der Halleysche im Jahr 1607, der einmal dazu ausersehen scheint, alle Fortschritte des menschlichen Geistes in seiner Kenntniß von diesen Nachtwandlern des Raums zu bezeichnen.

Bis auf Keppler wußte man also von der Bewegung der Kometen so gut wie nichts; aber dieser unser großer Landsmann hatte entdeckt, daß sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne bewegen, und so war die Astronomie reif, der schaffenden Natur das Gesetz der Bewegung der Kometen nachzudenken, die Kometen, wenigstens hinsichtlich ihrer Bahnen, den Planeten zu assimiliren, und es zu sagen, daß sie im Reigentanz um die Sonne nur eine andere und doch, in einer höhern Ordnung, gleiche Figur beschreiben.

Hevelius und der deutsche Prediger Dörfel sprachen es fast zu gleicher Zeit und unabhängig von einander aus: die Kometen schwingen sich in einem Kegelschnitt um die Sonne, und zwar in der Linie der Parabel, welche jeder geworfene Körper beschreibt; die Sonne steht dabei im Brennpunkt dieser Linie. Diese Männer irrten nun zwar in der Annahme der Parabel; da sie aber, vermöge ihrer Vorstellungen von der vergänglichen und meteorischen Natur der Kometen, an ihre Wiederkehr nicht denken konnten — und bekanntlich ist die Parabel eine krumme Linie, welche nicht in sich selbst zurückläuft — so war dieser Irrthum begreiflich, in gewissem Grade nothwendig, und da ein kleines Stück einer sehr ausgezogenen Ellipse, wie wir es von einer Kometenbahn erblicken, einer Parabel sehr gleicht, so war er auch mathematisch sehr verzeihlich. Immerhin sind diese Männer die wirklichen und unmittelbaren Vorläufer des Geistes, der endlich mit dem einfachen Satze: Kometen sind Planeten, das ganze Räthselwort ausgesprochen hat. Newton hatte in den Kreis seiner Untersuchungen über die allgemeine Schwere und die Bewegung der Himmelskörper auch die Kometen gezogen, und der Komet vom Jahr 1680 — dießmal nicht der Halleysche — gab ihm die beste Gelegenheit, seine und seiner Vorgänger Ideen durch unmittelbare Beobachtung zu bestätigen. Jener große Komet war vom Astronomen Kirch in Koburg zufällig sehr frühe entdeckt und sofort vier Monate lang sorgfältig beobachtet worden. Newton berechnete diese Beobachtungen und fand, daß das sichtbare Stück der Kometenbahn einer Parabel wirklich sehr nahe entsprach. Indessen gelangte er bald zur Ansicht, daß die Bahn nur darum als Parabel erscheine, weil ein Stück nahe an der Spitze von einer Ellipse und einer Parabel sich sehr ähnlich sind, und daß sie nichts anders als eine Ellipse sey, wie die Planetenbahnen, nur eine lang gestreckte, weßhalb der Komet so selten in den Gesichtskreis der Erde kommt, während die Planetenbahnen sich wenig von der Kreisform entfernen. In seinem großen Werke, das 1687 erschien, sprach er es endlich geradezu aus, man werde die Achsen der Ellipse, welche ein gewisser Komet beschreibe, kennen lernen und sofort seine Wiederkehr berechnen können, sobald man einmal mehrere Revolutionen desselben Kometen beobachtet haben werde.

Newtons Idee wurde mit Begeisterung und fast ohne Widerspruch im Schatze des menschlichen Geistes niedergelegt, als keiner seiner kleinsten Juwele, und für Viele war die Kometenellipse, wie jede Erfindung in Wissenschaft und Kunst, welche als die reife Frucht ihrer Zeit erscheint, das Ey des Kolumbus. Ein Freund und Mitarbeiter Newtons, der an der Herausgabe seines großen Werks keinen unbedeutenden Antheil gehabt, der Astronom Halley, unternahm es, begeistert von der großen Idee, die eben gemachte Eroberung noch weiter zu treiben: er versuchte es, was beim großen Mathematiker bloß theoretischer Schluß war, astronomisch und durch wirkliche Beobachtung zu bestätigen; er schlug zu diesem Zweck über alle einigermaßen genau beobachteten Kometen nach und suchte ihre Bahnen zu berechnen. Da, wie wir gesehen, die Astronomen zu der Sitte genauer Beobachtung sich noch nicht lange bequemt hatten, so war dies nicht nur eine unendliche Mühe, sondern er kam auch rückwärts in der Zeit nicht hoch hinauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, 1834.

(Beschluß.)

Unterrichtswesen und Anstalten in Belgien seit der Revolution von 1830.

Gerne hätte die Geistlichkeit Mecheln (Malines), die Residenz des Erzbischofs, als Sitz der einzigen Universität vorgeschlagen; allein so viele Anmaßung darf sie sich noch nicht erlauben, denn sie weiß sehr gut, daß, wenn sie zu viel forderte, der bereits mißtrauische übrige Theil der Union, die Liberalen nämlich, ihr die Larve ganz vom Gesicht reißen würde. Indeß geschah noch immer nichts und in der lezten Rede des Königs bei Eröffnung der Kammern im November 1833 ward die Organisation des Unterrichtswesens gar nicht erwähnt; dagegen wurde gleich nachher eine neue Kommission ernannt, an deren Spize als Präsident zwar der ziemlich ultramontanisch gesinnte Gerlache steht und in deren Mitte sich der von den Liberalen als Jesuit verrufene de Theux befindet, allein zu der auch der erzliberale Deputirte Gruyl und der rühmlich bekannte deutsche Professor Warnkönig gehören. Wie man sagt, soll diese Kommission ihre Arbeit bereits fertig und der Regierung eingeliefert haben, und den Zeitungen zufolge hätte sie sich für zwei Universitäten, zu Löttich und Gent, ausgesprochen. Obschon man nun wirklich annehmen kann, daß, da einmal drei Universitäten zu viel für das Land sind, zumal die bischöflichen Seminarien die theologische Fakultät überflüssig machen.

Lüttich und Gent in jeder Hinsicht sich eignen, ihre Hochschulen zu behalten, deren eine sodann für die Wallonen, die andere für die Flamänder wäre, so findet diese Meinung doch viele und eifrige Gegner, besonders, wie natürlich, an Löwen selbst, das schon seit vielen Jahrhunderten seine Universität besitzt, sich vieler ausgezeichneten Männer früherer Zeit rühmen kann, und eine Menge beträchtlicher Stiftungen, Präbenden und Börsen für bedürftige Studenten hat, welche auf keinen andern Ort übertragen werden können. Ferner ist die Geistlichkeit sehr dabei interessirt, die Universität lieber in dem, meist von Fanatikern und eifrigen Katholiken bewohnten und nahe bei Mecheln liegenden Löwen zu sehen, als in Lüttich, dessen Einwohner sich bei vielen Gelegenheiten als überaus liberal und antipapistisch gezeigt haben, und in Gent, welches wegen seiner Industrie nächst Antwerpen im Ruf des Orangismus steht. Es heißt demnach auch, daß, falls Löwen keine Landesuniversität behalten sollte, die Stadt selbst mit Unterstützung der hohen Geistlichkeit auf ihre Kosten eine Hochschule unterhalten würde; und wirklich haben vor Kurzem die Zeitungen von einem Beschlusse der Bischöfe in Betreff einer allgemeinen und freien Universität gesprochen, welche nächstens creirt werden solle. Es wäre aber wohl möglich, daß der status quo im belgischen Unterrichtswesen, wie der in den politischen Angelegenheiten, einstweilen noch fortbestände, und daß beim Anfang des akademischen Jahrs im nächsten Herbst (1834) entweder noch gar nichts geändert, oder doch nur Einiges und abermals bloß provisorisch umgeschaffen wäre. Von den übrigen öffentlichen Wissenschaftsanstalten, welche theils schon vor der Revolution angefangen wurden, wie z. B. das Musée des lettres et sciences, das Musée d'arts et d'industrie, das Observatorium u. dgl., theils erst später in's Leben traten, wie die Militärschule, das Conservatoire de musique, die Thierarzneischule u. a. m., läßt sich nur wenig sagen; keines derselben ist ganz vollendet; was bestanden hat, wird mit ziemlichem Eifer fortgesetzt, so gut wenigstens, als es mit den dürftigen Hülfsmitteln geschehen kann, welche von den Kammern bewilligt wurden; was neu entstehen mußte, ist kaum angefangen, meistens fremder Aufsicht anvertraut und noch zu wenig bekannt, um allgemeines Zutrauen zu verdienen. Man würde indessen der Regierung unrecht thun, wollte man sie beschuldigen, sie sey dem Flor der Künste und Wissenschaften und dem Emporkommen der nützlichen Anstalten zuwider; es scheint ihr mehr an den Mitteln und hie und da an tüchtigen Subjekten, als an gutem Willen zu fehlen, was zum Theil nicht anders seyn kann in einem Staat, dessen politische Existenz gewissermaßen noch ein Räthsel ist. Ob es sich aber, wenn dies Räthsel gelöst ist, mit den Finanzen und dem Nationalreichthum so sehr bessern wird, daß auch ein besserer Zustand der Künste und Wissenschaften, des Erziehungs- und Unterrichtswesens und der öffentlichen Bildungsanstalten erwartet werden kann, ist schwer zu errathen, und noch schwerer bestimmt vorher zu sagen.

† Paris, Mai.

(Beschluß.)

Orbigny's Reise in Südamerika.

Hinsichtlich der zahlreichen Affengeschlechter hat Orbigny durchgängig die Beobachtung gemacht, daß sich verschiedene Species niemals mischen, sondern ausschließlich Individuen derselben Art mit einander leben. Jenseits des 27° südlicher Breite gibt es keine Affen mehr, und in den Ebenen sind ihrer, nach Arten und Individuen, weit mehr als auf den Gebirgen. — Orbigny bestätigt die Sage vom Vampyr, daß er den Thieren und selbst dem Menschen das Blut aussauge. Er setzt sich seinem Schlachtopfer vorzugsweise auf das Genick oder den Rücken, damit es sich seiner nicht so leicht entledigen kann. Sie sind so lüstern nach Blut, daß man Nachts nur unter Fliegennetzen sicher vor ihnen ist und man die Hühner und andere Hausthiere sorgfältig einschließt. — Er hat sich überzeugt, daß die Sage von dem Thier, das vom Baum, auf dem es sich befindet, herunterplumpt, statt herab zu klettern, vom Coati gilt, nicht vom Faulthier. — Unter den von ihm aufgefundenen Fleischfressern bemerkt man einen schönen rothen Wolf aus den großen Ebenen, der vorzüglich von Rebhühnern lebt, und einen von den Pataconen sehr gefürchteten Fuchs. Er versichert, in der Familie der zahnlosen Säugethiere, wozu die Ameisenfresser, die Gürtelthiere und Faulthiere gehören, seyen manche so sehr fleischfressend, daß sie Leichen ausgraben, während die meisten bloß von Früchten leben; merkwürdigerweise haben aber beide Klassen weißes, trefflich schmeckendes Fleisch. — In seinen Sammlungen befinden sich fünf neue Hirscharten; im Ochsengeschlechte konnte er aber, so wenig als seine Vorgänger, eine neue Art entdecken, und somit bleibt wohl dieses in der alten Welt so zahlreiche Geschlecht in der neuen bloß durch drei bis vier Arten repräsentirt. Im Ganzen hat Orbigny etwa 160 neue Arten von Säugethieren mitgebracht, und dies ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß die vollständigsten Verzeichnisse ihrer bis jetzt nur etwa 1200 aufzählen. — Am reichsten ist die Ausbeute an Vögeln ausgefallen, und der Reisende versichert, in Amerika nicht über ein Paar Vögelarten gefunden zu haben, welche mit den verwandten europäischen völlig übereinkämen. — Von 52 Schlangenarten, die er mitbringt, sind nur 5 — 6 giftig, und in der Klasse der Reptilien überhaupt zeichnet sich eine ungeheure, über einen Schuh lange Kröte aus. — Auch die fossilen Thierreste hat er nicht außer Acht gelassen, und durch seine Entdeckungen unter Anderm die Ansicht bestätigt, daß das fossile, von Cuvier so genannte Megatherium oder Riesenfaulthier, kein Faulthier, sondern ein wahres Gürtelthier von der Größe eines kleinen Elephanten war.

Der große Küstenstrich zwischen der Mündung des Rio de la Plata und Magellans Straße war bisher noch von keinem Naturforscher besucht. Nur die beiden Enden, Monte Video und Buenos Ayres einerseits und die Magellansländer anderseits sind früher von Commerson und später von Andern untersucht worden. Mit Orbigny's Reise am Rio Negro erhalten wir zuerst Nachricht über dazwischen liegende Punkte, und die Gleichförmigkeit, mit der sich hier, nach seiner Beobachtung, wenige Pflanzen über ungeheure Landstriche erstrecken, läßt mit Grund vermuthen, daß die Vegetation diesen Charakter so ziemlich überall in den grenzenlosen Ebenen Südamerika's beibehalten werde. Kein Baum unterbricht hier das ewige Einerlei und die ganze Flora besteht nur aus krautartigen Gewächsen und wenigem verkrüppelten Strauchwerk; dabei schlagen zwei Familien ganz auffallend vor, nämlich die Gräser und die Syngenesisten.

Orbigny hat auch eine Menge geographischer Beobachtungen gemacht. Schon vor einiger Zeit sind vom Engländer Pentland in Ober-Peru gegen hundert Punkte astronomisch bestimmt, aber noch nicht bekannt gemacht worden. Orbigny's Bestimmungen ließen sich nun vortrefflich in ein Kartennetz eintragen, bei welchem man Pentlands Angaben zu Grund legte, und so könnte man leicht von einem Lande, das so groß ist wie Frankreich, eine Karte verfertigen, die so genau und detaillirt wäre, als die jetzigen Karten von Spanien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Mai 1834.

Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt; und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Goethe.
Farbenlehre.

Vom Halleyschen Kometen.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1705 hatte Halley auf die angegebene Weise eine Tafel von vier-und-zwanzig Kometenbahnen zu Stande gebracht, und hier fiel ihm denn bald auf, daß die Kometen von 1682, 1607 und 1531 sich nicht nur in fast gleichen Zwischenräumen folgten, sondern auch in allen Elementen sehr genau übereinstimmten, das heißt, daß ihre Bahnen dieselbe Lage gegen die Ecliptik hatten, sie an denselben Orten schnitten und der Sonne gleich nahe kamen. Er wagte den Schluß, es werde dies ein und derselbe Komet seyn, der alle 75 oder 76 Jahre wiederkehre, und äußerte sofort die Vermuthung, daß er im Jahr 1758 oder 1759 wiederum am Himmel stehen werde. Noch sprach er einen so neuen, und damit so gewagten Satz nur schüchtern aus, er rechtfertigt sich gegen den möglichen Vorwurf, als ob er im Taumel über einen glücklichen Fund einen zu kecken Griff gethan hätte, und wagt es selbst kaum, an seine Prophezeiung zu glauben. Am meisten mußte ihn dabei die Ungleichheit zwischen den lezten Perioden des Kometen stutzig machen; denn während er zwischen 1531 und 1607 76 Jahre und zwei Monate gebraucht hatte, bis er wieder in die Sonnennähe kam, war er vom 26sten Oktober 1607 bis zum 14ten September 1682 nicht ganz 75 Jahre aus gewesen. Als er indessen die Chroniken zu Rathe zog und in ziemlich gleichen, vom Kometen von 1531 an einander regelmäßig folgenden Epochen die Kometen von 1456, 1380, 1305 aufgezeichnet fand, befestigte sich sein Vertrauen immer mehr. Er sah auch bald ein, daß die Ungleichheit der Perioden von nichts Anderem herrührte, als von den Störungen, die der Komet jedesmal, wenn er sich dem Kreise der Planeten wieder nähert, von diesen, namentlich von den größern, Saturn und Jupiter, erleidet; aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Astronomie noch außer Stande, so verwickelte Perturbationen zu berechnen, und so war es denn ein bloßer Zufall, wenn Halley am Ende, auf einige Rechnungen gestützt, welche die vervollkommte Wissenschaft nicht probehaltig fand, die Rückkehr des Kometen richtig auf das Ende des Jahrs 1758 oder den Anfang des folgenden Jahrs voraussagte. Er thut dies in der im Jahr 1719 gedruckten zweiten Auflage seiner Kometentafeln und fordert feierlichst die Nachwelt auf, sich zu erinnern, daß es ein Engländer ist, dem sie die große Entdeckung verdankt.

Newton selbst hatte gemuthmaßt, der Komet möchte schon im Jahr 1757 wieder erscheinen; auch andere Astronomen waren, jeder nach Anleitung einer andern Hypothese, derselben Meinung, und so sah man sich denn seit 1757 eifrig nach ihm um; besonders aber rüsteten sich in Frankreich, wo damals die mathematischen Wissenschaften ihren

Hauptsitz aufgeschlagen hatten, die Physiker, die Station zu bestimmen, wo der seltene Gast auf seinem Wege zur Königin Sonne die Grenzen ihrer Staaten betreten würde, und den großen Unbekannten, den das Schicksal zu einem himmlischen Mäcen der Wissenschaft ausersehen, auf seinem Durchzuge würdig zu salutiren.

Der Geometer Clairaut unternahm mit Lalandes Hülfe eine mühsame, unendliche Arbeit. Er berechnete, um die Zeit der Wiederkehr des Kometen zu bestimmen, mit allen Mitteln, welche jezt der Wissenschaft zu Gebot standen, alle Störungen, welche der Komet bei seiner lezten Anwesenheit in den Jahren 1681 bis 83 von den Planeten erfahren haben mußte; er ging noch weiter, er zog die Periode von 1531 bis 1607 in den Kalkul, um zu sehen, mit welcher Genauigkeit man mit den jetzigen Kräften der Astronomie zwischen 1607 und 1682 die lezte Erscheinung des Kometen hätte voraussagen können, und fand als Ergebniß zwischen der Berechnung und der wirklichen Beobachtung keinen vollen Monat Unterschied. Dieses Resultat war, wenn man bedenkt, durch welches Labyrinth von Einflüssen sich dabei die Rechnung winden mußte, höchst befriedigend, und so erklärte er denn im November 1758, der Komet werde in seiner neuen Periode gegen die vorige, durch die Anziehung des Jupiter um 518, durch die des Saturn um 100 Tage verspätet werden und dem zu Folge um die Mitte Aprils 1759 seine Sonnennähe erreichen müssen. Er gab dabei zu, die Rechnung könne wiederum um einen Monat trügen, und so geschah es auch wirklich: der Komet erschien in den lezten Tagen des Jahrs 1758 am Horizont der Erde, erreichte aber seine Sonnennähe schon am 13ten März 1759. Clairaut hatte sich nur um 32 Tage geirrt; statt 618, war der Komet nur 586 Tage durch die Einflüsse der Planeten aufgehalten worden.

Jene Jahre, da zum erstenmale zahlreiche Fernröhre gegen das Haus des Himmels gerichtet waren, in welchem man mit sicherem Vertrauen einem Gestirn entgegensah, das jezt eine Prophezeiung, nicht des Aberglaubens, sondern der rechnenden und wägenden Vernunft durch sein Erscheinen erfüllen sollte, bildet eine Epoche in der Geschichte der Astronomie. Außerordentlich war die Freude der Astronomen und der ganzen gebildeten Welt, als der Komet wirklich heraufstieg; feierte hiebei doch der Mensch einen jener seltenen Momente, wo er sich so recht als Edelmann unter den Lebendigen fühlt, und seiner aristokratischen Höhe mit Wonne sich bewußt wird; und war es nicht, als sendete der Himmel selbst dem Menschengeiste, in Anerkennung seiner Verdienste, das Großkreuz des Hausordens in Gestalt eines Schwanzsterns? Schon im Alterthum hatten Einzelne die Rückkehr der Kometen gehofft, Newton hatte sie als Grundsatz behauptet, Halley war so kühn gewesen, einem dieser Vaganten eine Frist zu setzen; alle aber hatten an die Nachwelt appellirt und das Geschlecht beneidet, welches Zeuge eines so merkwürdigen Ereignisses seyn werde. Jezt war es eingetreten und hatte nicht allein Newtons Theorie von der Anziehung überhaupt und von den Kometenbahnen insbesondere auf's Glänzendste bestätigt, sondern war auch dem seit Newton bedeutend vervollkommten astronomischen Kalkul zum schönsten Triumphe gediehen. Wir wissen jezt, daß, wenn Clairaut und Lalande die Massen Jupiters und Saturns so gut gekannt hätten, wie wir sie jezt kennen, der Irrthum von einem Monat, der sich, wie bemerkt, in ihrer Rechnung ergab, sich auf zwölf Tage verringert haben würde. Was ist aber auch ein Monat bei einer so äußerst verwickelten Rechnung, welche mehr als 150 Jahre und eine Bahn umfaßt, von der man kaum den zweihundertsten Theil flüchtig und mühsam beobachten konnte, während sich alles Uebrige in der Nacht des Raums verlor! Newton selbst, so fest überzeugt er vom Gesetz der Anziehung seyn mochte, wie er es aufgefaßt, ahnete nicht, daß sie so große Störungen in der Bewegung der Himmelskörper hervorbringen könnte, dergleichen die waren, in deren Folge unser Komet im Jahr 1759 um 586 Tage verspätet wurde, noch weniger aber, daß dasselbe Gestirn, dem Halley unter seinen Augen eine zweifelhafte Nativität gestellt, seiner Lehre das Siegel der Gewißheit aufdrücken werde.

Nach dem, was in den Jahren 1758 und 59 am Himmel und auf Erden vorgegangen ist, können wir einerseits diesen Kometen als einen ständigen Staatsbürger unsers Sonnenreichs betrachten und seiner Wiederkehr in Kurzem auf's Bestimmteste entgegensehen; andernseits haben unsere Astronomen leichteres Spiel mit der Berechnung dieses seines bevorstehenden Besuchs. Nach den vorliegenden Rechnungen der neuesten Zeit wird die dießmalige Periode noch etwas länger seyn als die vorige. Der Komet hatte von 1607 bis 1682 27,352 Tage gebraucht, um wieder in die Sonnennähe zu kommen, von 1682 bis 1759 27,937 Tage; von der Mitte März 1759, da er in der Sonnennähe stand, wird er 27,994 Tage brauchen, um wieder dahin zu gelangen, was etwa dem 4ten November 1835 entsprechen würde, indessen schon etwa von Mitte Septembers desselben Jahrs an sichtbar seyn. So fest wir an diese Voraussage unserer Astronomen glauben, so wenig läßt sich über die Frage, in welcher Gestalt er das nächstemal die Erde begrüßen werde, etwas mit Bestimmtheit sagen. Denn daß die Kometen nicht allein je nach ihrer Stellung zur Erde dem menschlichen Auge in ganz veränderter Gestalt erscheinen, sondern auch an sich sehr launenhafter Natur sind, zeigt sich am besten wiederum an unserm Kometen, wie erhellen wird, wenn wir, nach der bisherigen Skizze seiner astronomischen Geschichte, nun zum Schluß auch seine physische kurz durchgehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortſezung.)

Holbein beſaß eine Bilderreihe in ſeinem Gemache, worauf er oft ſchmerzvolle Blicke ruhen ließ. Es waren einſt Glückliche, Beneidete, auch herrliche Weiber waren darunter. Wer kennt ſie nicht, jene ſchönen, lebensfriſchen, armen Geſchöpfe, die ſich ſo groß dünkten und ſo leichtſinnig dieſem Heinrich in die Arme flatterten, wie die Mücke in das Licht? Sie hatten nicht Kraft genug gehabt, das Ungethüm von Argwohn, Eiferſucht, Sinnlichkeit und Wuth in ihren Umarmungen zu erdrücken, während der Tyrann ſchlummernd, wie ein girrender Schäfer an ihrem Buſen ruhte. Sie ließen ihn erwachen, und waren dann eben ſo überraſcht von ſeinem Zorne, als früher von der Unwiderſtehlichkeit ſeiner Leidenſchaft. Kaum noch waren ſie ihres Glücks bewußt, und noch warm von Liebe, fühlten ſie das kalte Beil im Nacken. Ein grauſer Todtentanz! Nie hat die Phantaſie eines Künſtlers einen ähnlichen erfunden. Blonde lange Flechten in Blut getaucht, ein wallender Buſen gegen den Block gepreßt, und daran die lezten Zuckungen, die lezten Schläge des Herzens erſterbend! Und ſie alle hatte Holbeins Pinſel verewigt, ſie Alle ſchwebten vor ſeinen Blicken, nicht als träumeriſche Erſcheinungen ſeiner Einbildungskraft, ſondern wirklich, wie ſie einſt gelebt, wie ſie ihm geſeſſen, wie er ſie gemalt. Ihre Schönheit wurde vom Könige erſt durch ihn bemerkt; Holbein machte die Schöne erſt zur Schönſten, er ertheilte den goldenen Apfel, deſſen Genuß ſo herbe Schmerzen bereitete. Der Künſtler ſchauderte, wenn er dieſes dachte; oftmals kam ein grauenhafter Aberglaube über ihn, es ſchien ihm, als wenn er dazu berufen wäre, die Todesweihe zu ertheilen; er hatte eine Ahnung beim Malen empfunden, die er anfänglich überhörte, die ihm aber jezt deutlich geworden und ihm wie eine Rieſenſtimme in's Ohr tönte; er ſah ſich der Verzweiflung hingegeben. Dort hing jene Catharina von Arragonien, das blendendſte Weib unter der Sonne; wie ſtolz, wie majeſtätiſch! eine Königin! Holbein hatte ſie gemalt, in der ganzen Fülle ihrer Jugend und Herrlichkeit, er hatte ſie als ſeine Königin verehrt, den Saum ihrer Schleppe geküßt und dann hatte er ſie in die Verbannung wandern ſehen, bleich und zitternd für ihr Leben, die Nichte eines Kaiſers. Es war unglaublich; ſie mußte gereinigt zurückberufen werden und wieder Beſiz von ihrem Throne und von Heinrichs Herzen nehmen. Aber Holbein erhielt kurz darauf den Befehl, Anna Boleyn zu malen, die junge königliche Braut. Auch Anna erblickte er im Frühlinge des Lebens, ſo ſtolz, ſo zuverſichtlich, ſo heiter, ſo glücklich, und noch ſchöner als Catharina. Sein ſonſt ſo empfänglicher Schönheitsſinn empfand nichts beim Anblick dieſer Reize, als ein peinigendes Angſtgefühl. Er zitterte vor dem Bilde, das er malte, er ſeufzte, blickte traurig. Die junge Schönheit war unzufrieden mit dem Maler, den man ihr geſandt und von deſſen Kunſtfertigkeit ſie ſo viel gehört hatte. Der verliebte Monarch war bei den Sizungen zugegen, er wollte das Kunſtwerk unter den Händen des Schöpfers wachſen ſehen. Er ſah ihm zu und lernte ſo erſt alle Reize des Originals kennen, wie ſie nachgebildet auf der Tafel entſtanden. Holbein fühlte ſich zum erſten Male bei ſeiner Arbeit beengt; es gelang ihm nichts in der gewohnten Art, am Halſe ſogar miſchte ſich ein ſchillernder Streif in ſeine Tinten, den kein Uebermalen, keine Laſur wegzubringen im Stande war. Der König bemerkte es unwillig und ſagte: „Du haſt da einen garſtigen Schatten auf den zarten, durchſichtigen Hals Deiner Königin gemalt.“ Da entfiel Holbeins Hand der Pinſel. Die ſchöne Anna wollte ihm nicht länger ſißen; der fremde, melancholiſche Maler war nicht nach dem Sinne der jungen, heitern Frau. Wie ſie ſpäter aber in den Tower geſtoßen wurde, des Ehebruchs und der Ketzerei angeklagt, um dies jugendlich glühende Leben unter dem Beile auszuhauchen, da gedachte Holbein wieder jenes Streifes, und ſeine trübe Ahnung wuchs zum Aberglauben. Er glaubte nun feſt, es liege die Todesweihe in ſeiner Kunſt. Der ſchöne, bleiche Kopf, der neben Anna hing, gehörte einſt der zarten Johanna Seymour. Alle ſeine Frauen verſtieß Heinrich durch Schwert oder Scheidung aus ſeinem Ehebette, ſie war die Einzige, die ein mitleidiger Genius früher in die Arme nahm. Sie ſtarb eines natürlichen Todes, nachdem ſie Eduard VI. geboren hatte. Der ſtattliche Kopf mit den ſtarken, männlichen Zügen, der nun folgte, gehörte der armen Anna von Cleve, die, von Heinrich höhnend verſtoßen, nur „die flandriſche Stute“ von ihm genannt wurde. Ihrer ſtillen Entſagung und ihrer Mäßigung dankte ſie es, daß ſie am Leben blieb und die Erlaubniß bekam, es mit einem unbedeutenden Jahrgehalte traurig zu friſten. Sie war die Lezte in Holbeins Galerie. An dieſem Bilde hatte ſich Heinrichs Leidenſchaft für Anna von Cleve entzündet; der Maler wußte die hervorſtechenden Züge ihres Kopfes, ihre hohe, kräftige Geſtalt ſo darzuſtellen, daß der König, der dieſe Vorzüge ſehr ſchäzte, mehr als je hingeriſſen wurde. Und neben dieſen Köpfen hingen andere, voll weiſen Ernſtes, mit klaren, verſtändigen Augen, mit breiten Ketten um den Hals, treue Räthe, fromme Prieſter, ergebene Diener. Sie waren Alle hingerichtet worden. „Wie ſie ihn Alle geliebt haben!“ rief er aus; „und auch er — hat er nicht Morus geliebt und mich? Aber auch ich werde folgen, auch ich bin, wie Alles in ſeiner Nähe, dem ſichern Verderben geweiht!“

Es gab Augenblicke, wo er es heiß wünſchte, daß es ſo kommen möchte; dieſer war ein ſolcher. Die Luft im Gemache ſchien ihm erſtickend, er trat hinaus auf einen kleinen Altan, mit Blumen beſetzt, der die Ausſicht in den innern Hof ſeines Hauſes gewährte. In der Stimmung, wo er ſich befand, war er nicht aufmerkſam auf das, was ſich unten zutrug, bis plötzlich ſein Blick ſich belebte und mit Intereſſe ſich auf eine Perſon richtete, die mit einer weiblichen Arbeit am Brunnen beſchäftigt war. Es konnte nur das Aeußere der Erſcheinung ſeyn, das ihn ſo erregt und eine Erinnerung in ſeinem Herzen belebt hatte. Es war die Tracht eines Bürgermädchens in Baſel, er täuſchte ſich nicht, es mußte ſo ſeyn. Er kannte die verſchiedenen Trachten im Lande, und keine hatte ihm dieſe Aehnlichkeit mit der ſchweizeriſchen jener Gegend gezeigt. Wie kam das Mädchen her? war ſie in ſeinen Dienſten? Er ließ ſogleich ſeinen Haushofmeiſter kommen. Dieſer meldete ihm, daß er das Kind aufgenommen, weil es ihm von einem wackern Bekannten gut empfohlen worden ſey. Es kommen alljährlich aus Heſſen, Schwaben und der Schweiz viele ſolcher armen Leute nach London, die man ihrer Treue und ihres Fleißes wegen gern annehme, und dies Mädchen, obgleich ihr Aeußeres keineswegs empfehlend geweſen ſey, beſtätige dennoch jede Erwartung in ſolcher Hinſicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Marſeille, den 4ten Mai.

Sommerwitterung. Volksleben. Theater. Der Elephant Klouny.

Ich bringe Ihnen einen freundlichen Maigruß aus der Provence. Seit einigen Wochen hat das kühle, windige, aber ſehr trockene Wetter bei uns aufgehört und die Sonne wirkt jetzt in voller Sommerkraft. Die Blüthezeit iſt lange ſchon vorüber, die Bäume des Südens ſtehen mit Früchten belaſtet, und vor einigen Tagen haben wir die erſten reifen Mandeln gegeſſen. Nicht lange wird es anſtehen, ſo kann man friſche Feigen pflücken und die andern edlen Früchte werden bald nachfolgen; die Cypreſſe treibt neues Grün, auch der Oelbaum ſteht ziemlich gut, und die nordiſche Eiche, zwar nicht ſo hoch und kräftig, wie im lieben deutſchen Vaterlande, aber doch hervorragend über alle ſüdlichen Gewächſe, hat längſt ſchon ihre Laubfächer über den tropiſchen Pflanzenſchmuck ausgebreitet. — Mit dem milden, heitern Sommerwetter iſt auch den guten Marſeillern wieder ein recht fröhlicher Sinn zurückgekehrt; ſie haben ſich die Revolutionsgrillen aus dem Kopfe geſchlagen, als ſie ſahen, daß es in Lyon ſo ſchlimm abgelaufen, und geben dafür lieber ſpazieren, tanzen und ſingen ihre provençaliſchen Lieder. Jeden Abend, noch ehe die Sonne in der Meerfluth verſinkt, ſind ſchon die beiden Kais, die Promenaden und Alleen des Courſes mit Spaziergängern überfüllt. Taſchenſpieler, Seiltänzer und Gaukler aller Art treiben ihre bunten Spiele, das Volk geht von einem zum andern, lacht, klatſcht und läßt ſich dabei ſeine Orangen recht wohl ſchmecken. — Unſer Theater war auf einige Zeit geſchloſſen und wird erſt in der Mitte dieſes Monats wieder eröffnet werden. Die Unternehmer haben das vergangene Semeſter ſchlechte Geſchäfte gemacht, ſie ſpielten faſt immer vor leerem Hauſe und die Gensdarmen machten gewöhnlich die Hälfte der Zuſchauer aus. Nur Meyerbeers „Robert der Teufel“ erfreute ſich eines fortwährenden Beifalls; ſelbſt die vierzigmalige Wiederholung deſſelben konnte das Publikum kaum befriedigen, das jedesmal in Maſſe ſich zum Schauſpielhauſe drängte. Von Aubers Opern war nur der „Fra Diavolo“ noch beliebt. Vor einigen Wochen hatten wir aber eine gar ſeltſame Theatererſcheinung, ganz im höchſten Geſchmack der neuern Dramatik; ein fremder Gaſt hatte ſich angemeldet, uns mit ſeinen Darſtellungen in Erſtaunen zu ſetzen; es war kein Schauſpieler gewöhnlichen Schlages, leicht, ſchlank, gewandt, mit lieblicher Stimme, ſondern ein ungeheurer, ſtummer, vierfüßiger Burſche, plump und rieſengroß — ein Elephant. Ich weiß nicht, ob man in Deutſchland ſchon etwas von dem berühmten Elephanten Klouny gehört hat, der in Paris und Lyon ſo große Senſation machte. In letzterer Stadt ſpielte er dreiundbreißigmal hinter einander. Dieſes Rieſenthier iſt Eigenthum der Herrn Gebrüder Maſſey, die jetzt Frankreich und ſpäter vielleicht auch Deutſchland mit ihrem Zöglinge durchreiſen werden; wie ſie es angefangen, ihn für das Theater zu bilden, hatten ſie in einem eigenen Werkchen beſchrieben. Das Stück, worin derſelbe auftritt, führt den Titel: „Klouny oder der Elephant und der Page,“ und hat freilich nur inſofern einen Werth, als es die wunderbare Gelehrigkeit des gewaltigen Thieres darthut. Die ſchwerſten und ſchönſten Leiſtungen Klouny's waren erſtlich die Befreiung ſeines Herrn aus dem Thurme, wobei er ihm eine Feile hinaufreicht und dem ſchlafenden Wächter auf ſehr liſtige Weiſe die Schlüſſel ſtiehlt; ſodann war der Tanz des ſchwerfälligen Thiers in dem Hochzeitreihen, ſein Kampf mit der Schlange und ſein Niederfallen unter dem Gewehrfeuer der Verfolger beſonders bewundernswürdig. Die ſchönſte und rührendſte Scene aber war unſtreitig die des letzten Aktes, wo ſeine Herrin jammernd ihr kleines Kind ſucht, das ſie im Walde verloren. Da erſcheint im Hintergrunde der treue Klouny; mit ſeinem Rüſſel trägt er das Mädchen, das nach der Mutter ruft. Ein Bach hemmt des Elephanten Schritte; er reißt einen Baum aus der Erde, legt ihn als Brücke über das Waſſer, ſchreitet auf dem dünnen Stege hinüber und legt das Mädchen in die Arme der Mutter. Ein langer, rauſchender Beifall folgte dieſem Kapitalſtück. Das Rieſenthier trat einige Schritte vor und ſchaute das Publikum mit ſeinen klugen Augen an; es ſchien gar wohl eine Ahnung zu haben, daß der ſtürmiſche Applaus der Menge ihm gelte. Klouny's ganze Darſtellung war trefflich; immer erſchien er zu rechter Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, ohne Führer, bloß dem Zuge ſeines treuen Gedächtniſſes folgend. Nur einmal erlaubte ſich das gute Thier zum Scherze ein wenig zu extemporiſiren. Es näherte ſich dem Muſikdirektor, der auf ſeinem erhabenen Standpunkte gravitätiſch den Takt ſchlug, guckte in ſein Notenbuch und ſchien nähere Bekanntſchaft mit ihm machen zu wollen. Der Muſikdirektor, über den unerwarteten Beſuch ein wenig verblüfft, verſetzte dem neugierigen, großnaſigen Herrn mit dem Fiedelbogen einen Schlag auf den Rüſſel. Der Elephant nahm die Zurechtweiſung mit ſehr guter Art auf und ließ den unhöflichen Muſikus ferner ungeſchoren.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Mai 1834.

Marie! warum bist du gekommen, daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckest!

Goethe.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

„Das Mädchen ist aus Basel," sprach Holbein, „sicherlich! — Wißt Ihr's nicht?" Der Haushofmeister wußte hierauf keine Auskunft zu geben und erhielt den Befehl, sie in das Gemach seines Herrn zu schicken. „Zum Modell wird er sie nicht tauglich finden," dachte er bei sich, indem er fortging, sie zu holen. Das Mädchen fand er noch am Brunnen. Ihr häßliches Gesicht wurde bleich, als sie den Befehl vernahm; der Haushofmeister klopfte ihr freundlich auf die Achsel und suchte sie aufzumuntern, indem er ihr von der Güte des Gebieters sprach, dabei aber seine tiefe Schwermuth nicht verschwieg. Das Mädchen seufzte und wiederholte: „Er ist wohl unglücklich?" Und der Haushofmeister lachte und sprach: „Geh' nur hinauf, vielleicht bist Du dazu bestimmt, ihn glücklich zu machen." — „Ach, wenn das möglich wäre!" sprach das Mädchen leise und erstickt, und der Haushofmeister lachte lauter, indem er sich die Worte zu deuten vermeinte. — Der Maler stand mit untergeschlagenen Armen, sie erwartend, da, fuhr jetzt aber, durch ihren widerlichen Anblick unangenehm überrascht, einen Schritt zurück, strich sich mit der Hand über die Stirne und drehte sich weg, um sich zu sammeln. Nur das Schöne, wo er es bis jetzt im Leben gefunden, vermochte ihn anzuziehen, beim Weibe Anmuth und Reiz, beim Manne Würde und Kraft. Konnte man auch bei längerem Anschauen in dieses Mädchens Gesicht Züge voll Gutmüthigkeit finden, die selbst beim Sprechen nicht aller Anmuth entbehrten, glänzte zuweilen aus diesen Augen ein tiefes, schwärmerisches Gefühl, so hatten doch die Blattern alle Konturen so ineinander gezogen und die Haut so sehr durchfurcht, daß man im ersten Augenblick keine der gerühmten Eigenschaften bemerkte, sondern ein Bild der Häßlichkeit sah, wie es selten nur in dieser Vollkommenheit angetroffen wird. Sie stand hocherröthet auf der Stelle, die sie bei ihrem Eintritte eingenommen, ihr Busen hob sich ängstlich, sie schien zu fühlen, welchen Eindruck ihr Unglück auf den Maler mache. Sie hoffte jedoch, ihn nicht ganz mitleidlos zu finden. Holbein kehrte sich endlich nach ihr hin und fragte: „Du bist aus Basel — nicht so?" — „Ja, Herr!" erwiderte sie, und es lag in ihrem Tone, als ob sie noch etwas hinzuzufügen wünschte. Er bemerkte es und wartete, als sie aber die Augen niederschlug und nichts sagte, fragte er weiter: „Wie kommst Du hieher?" — „Die Noth, Herr, trieb mich her, nichts anderes. Ich bin eine arme Waise und hätte verhungern müssen, da schloß ich mich den Auswanderern an, und der allgütige Gott hat mir Gnade angedeihen lassen. Ich fand hier einen freundlichen

Landsmann, Herr Hechner geheißen, der mich in dieſes Haus brachte — “ — „Hechner?“ rief Holbein verwundert aus. „Iſt der dazu beſtimmt, allen auswandernden Deutſchen hier den Weg zu zeigen! Seltſam! Und wie heißeſt Du, mein Kind?“ — „Ich heiße Maria,“ ſprach das Mädchen. Holbein ſeufzte tief und blickte in die Höhe. „Ach, Maria!“ rief er aus, von einer bleichen, auftauchenden Erinnerung ergriffen. Das Mädchen fragte erſchreckt, ob dem Herrn etwas zugeſtoßen ſey. „Nichts, nichts!“ verſicherte der Maler. „Du mußt wiſſen, Maria,“ ſprach er bewegt, „daß auch ich einſt in Baſel war. — “ Sie trat einen Schritt näher, es ſchien eine theilnehmende Frage auf ihren Lippen zu ſchweben, die ſie jedoch nicht auszuſprechen wagte. „Haſt Du vielleicht je meinen Namen dort nennen hören?“ fragte er dann. „Ihr ſeyd ja der große Maler, Herr Holbein,“ antwortete ſie, „den die Leute bei uns den Jüngern nennen, weil noch zwei ältere Brüder von ihm am Leben ſind — “ — „Ei, Du biſt gut unterrichtet,“ ſagte der Maler freundlich. „Das weiß bei uns jedes Kind,“ verſetzte das Mädchen. „Die ganze Stadt iſt ſtolz darauf, von Euch ſo ſchöne Bilder zu beſitzen, und erfreut ſich Eures hohen Anſehens beim Könige von England. Sie nennen Euch einen großen, herrlichen Mann.“ — „Und haſt Du ſonſt nichts von mir ſprechen hören?“ fragte der Maler zagend. „Fürchte nichts, ich will Alles von Dir erfahren, die mir zu dieſer trüben Stunde vom Himmel geſendet iſt — haſt Du nie meinen Namen, von einem Fluche begleitet, in dem Munde der Bürger in Baſel vernommen? Nie — ſprich! — nie?“ — „Das hab' ich niemals gehört,“ erwiderte Maria. „Wer ſollte dazu ein Recht haben?“ — „Und haſt Du nie von einer Frau gehört, die meinen Namen — “ Holbein ſchlug die Augen nieder und konnte nicht weiter ſprechen. „Eure geſchiedene Frau iſt vor einem halben Jahre geſtorben,“ ſagte leiſe und abgebrochen Maria, und Thränen erſtickten ihre Stimme. „Du weinſt?“ fragte Holbein theilnehmend und ergriff des Mädchens Hand, und alle Häßlichkeit ſchien jezt von ihr gewichen zu ſeyn, und er konnte ſeine ſchönen Augen auf dieſen Zügen lange und gerührt ruhen laſſen. „Verzeiht, Herr,“ ſprach ſie, „die Erinnerung an meine Heimath, an meine Eltern!“ — „Ich will ſie herkommen laſſen,“ ſagte Holbein. „Sagte ich Euch nicht, daß ich ſie verloren habe?“ rief Maria und ſtürzte, in Thränen ausbrechend, die ſich durch keine Gewalt mehr zurückhalten ließen, vor Holbein nieder, ſeine Knie umfaſſend. Er legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und ſie warf ihre Arme in die Höhe und ſchlang beide gefalteten Hände feſtgeklammert um die ſeinigen. In dieſer Gruppe verharrten ſie einen Augenblick, bis der eintretende Haushofmeiſter das Mädchen aufſcheuchte, das über und über roth an ihm vorbei hinauseilen wollte. Holbein rief ſie zurück. „Ihr werdet,“ ſagte er zum Haushofmeiſter, „dieſes Mädchen mit allen harten Arbeiten verſchonen, und ſie nur zu dem anhalten, wozu ſie ſelbſt Luſt bezeigt und dem ſie ſich aus eigenem Antriebe unterziehen will. Wie kommt Ihr mit ihr der Sprache wegen zurecht?“ — „Sie ſpricht Engliſch,“ ſagte jener. „Du ſprichſt Engliſch?“ rief überraſcht Holbein. — „Ich bin ſchon einige Zeit im Lande, dies iſt nicht mein erſter Dienſt, ich fügte mich in die Nothwendigkeit und lernte die Sprache,“ antwortete das Mädchen. „Du biſt ein braves, geſcheites Kind, Maria,“ ſagte Holbein ſanft, „Du ſollſt es gut bei mir haben. Ihr ſorgt mir für ſie, das trage ich Euch auf.“ Er verabſchiedete Maria mit einem freundlichen Nicken; ſie küßte ihm dankbar die Hand.

(Die Fortſezung folgt.)

Vom Halleyſchen Kometen.

(Fortſezung.)

Im Jahr 1759 ſollte der Stolz der Aſtronomen, deren Herzen dem Triumph ihrer Wiſſenſchaft lebhaft entgegenſchlugen, durch eine Laune des Zufalls ein wenig gedemüthigt werden. Sie hatten ſchon lange Zeit mit Teleſcopen groß und klein die Himmelsgegend, wo der Stern der Hoffnung aufgehen ſollte, vergeblich perluſtrirt; da vernahm man auf einmal, der Komet ſey um Weihnachten 1758 in Problis bei Dresden von einem Bauer, Namens Palizſch, einem Naturaliſten in der Aſtronomie, einem in der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft überhaupt nicht ganz unbekannten Mann, mit bloßem Auge entdeckt worden. Die Pariſer Gelehrten ſind darüber ſichtlich etwas verdrüßlich; die Nebel des Pariſer Horizonts und das ſchöne Wetter in Sachſen müſſen indeſſen den Umſtand erklären, und ſie machen noch bemerklich, ein Mann mit ſcharfen Augen, dergleichen wohl jener Autodidaktos beſeſſen, der ein großes Stück des Himmels zumal überſehe, ſey bedeutend im Vortheil gegen den Aſtronomen, der mit ſeinem Rohr nur Zoll für Zoll am Himmel fortrücke. Der Komet wurde ſofort in Deutſchland ſchon von Neujahr an, zu Paris erſt am 21ſten Januar obſervirt. Er war indeſſen, bis er in der Mitte Februars mit der Sonne in Conjunction kam und ſomit vorerſt unſichtbar wurde, höchſt unanſehnlich und mit bloßem Auge kaum zu bemerken. Als er zu Ende des März wieder aus den Sonnenſtrahlen hervortrat, war er bedeutend größer und heller, wie denn alle Kometen viel bedeutender erſcheinen, wenn ſie von der Sonne zurückkommen, und zeigte jezt auch einen Schweif, der von verſchiedenen Beobachtern und zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen ½ und 1 Graden lang geſchäzt wurde,

aber, wie die ganze Erscheinung, sehr undeutlich umschrieben und nebelhaft war; der Kopf erschien jezt in seinem bleichen Lichte größer als ein Stern erster Größe. Am ersten Mai, wo er, der Ankündigung zufolge, Abends sichtbar seyn sollte, waren zu Paris Tuilerien und Brücken mit Zuschauern überfüllt, die nicht anders dachten, als der Komet werde durch Glanz und Ansehen seinem Rufe entsprechen. Die guten Badauds bewunderten die in voller Pracht am Abendhimmel strahlende Venus und vermißten nur ungerne den zum Kostüme gehörenden Schweif, während der Komet selbst, ein kleiner Mann im grauen Ueberrocke, im strengsten Incognito vorüberschlich. Just bei dem Besuche, da ihm bei uns zum ersten Male so große Huldigungen bereitet waren, zeigte er sich am ungeneigtesten, denselben durch Entwicklung von Pracht und Glanz entgegenzukommen, und wenn man auf ihn nicht so gut vorbereitet gewesen wäre und die nun vollends berichtigten Elemente seiner Bahn seine Identität über allen Zweifel erhoben hätten, würde wohl Niemand in ihm den schönen Kometen von 1682 gesucht haben. An der Kleinheit seines Schweifs war indessen offenbar weder die Dämmerung, in der er sich gewöhnlich zeigte, noch seine Entfernung von der Erde Schuld; denn er stand, wenn man mit den Astronomen die Distanz zwischen Sonne und Erde in zehn gleiche Theile theilt, deren nur drei von lezterer ab; wahrscheinlich aber ist sie seinem damaligen Verhältniß zur Sonne zuzuschreiben: denn die Kometenschweife mögen seyn, was sie wollen, so viel ist gewiß, daß ihr Wesen mit der Beschaffenheit der Sonnenatmosphäre auf's Genaueste zusammenhängt, daß diese veränderlich ist, und somit auch der Schweif desselben Kometen zu verschiedenen Perioden uns verschieden erscheinen kann, wenn auch seine Lage gegen die Erde ungefähr dieselbe wäre.

Hundert sechzig Tage nach seiner ersten Entdeckung in Sachsen, gegen den 3ten Juni, verschwand endlich der Komet, bereits in einer Entfernung von 47 Millionen Meilen, und nahm für diesmal, ein gutes Seculum wünschend, Abschied von der Erde, die er schwerlich je nach einer Wiederkehr so umgewandelt getroffen hat, als wenn er sie das nächste Jahr von Neuem beschtigt. In einem Berichte über unsern Kometen an Ludwig XV. sagt der Astronom Cassini de Thury, elegant den alten Aberglauben zum Behuf gleich alter Schmeichelei parodirend, von jenem 1sten Mai, an dem die Pariser den Abendstern für den Kometen hielten: „jour marqué pour célébrer la dernière victoire remportée par les troupes de votre Majesté," nämlich in der Schlacht von Bergen bei Frankfurt gegen die Preußen unter Ferdinand von Braunschweig. Wenn der Komet im siebenjährigen Krieg bei solchen Festivitäten einen so geringfügigen Zopf trug, so ist sehr zu fürchten, daß er ihn entweder seitdem gar abgelegt hat, oder ihn das nächstemal wiederum, wie sonst wohl, als Ruthe gegen den Erdkreis schüttelt; und man bedenke, daß seine bevorstehende Erscheinung in das ominöse, apocalyptische Jahr 1836, das Bengelsche „Ende des Non-chroni und der vielen Könige," hinüberreicht.

Als unser Komet im Jahr 1682 in sehr ansehnlicher Gestalt aufging, war der Eindruck des mächtigen Kometen von 1680 und 81, eines der größten, die je erschienen, noch ganz frisch, und man ahnte nicht, daß der unbedeutendere Nachfolger der berühmteste seines ganzen Geschlechts werden würde. Den Astronomen Picard zu Paris und Montanari zu Padua fiel zwar bereits die Aehnlichkeit seiner Bahn mit den Bahnen derer von 1607 und 1531 auf; lezterer machte dies sogar gegen die italienischen Astrologen geltend, welche bereits Unheil prophezeihen wollten, allein weiter ging keiner, bis endlich, wie wir gesehen haben, Newton und Halley den Weg bahnten. Im Jahr 1607 wurde der Komet von Keppler und Longomontanus beobachtet; er war diesmal nicht sehr ansehnlich, aber die Beschaffenheit seiner Bahn läßt keinen Zweifel über seine Identität; dasselbe gilt von seiner Erscheinung im Jahr 1531, da er von Apianus zu Ingolstadt, obgleich nur wenige Tage, observirt wurde.

Bis hieher reichen die eigentlichen astronomischen Data, und der Komet wäre daher viermal unzweifelhaft wiedergekehrt. Sobald wir aber jezt das Mittelalter betreten, erlischt das Licht der Astronomie, und ihre Stiefschwester Astrologie zündet die Blendlaterne an, um uns in den Jahrhunderten hinaufzuleuchten. Der Aberglaube dieser frühern Zeit hat für uns das Gute, daß die Erscheinungen jener Moderatoren der Geschichte wenigstens vorgemerkt wurden, und so können wir mit Hülfe der Chronikweisheit von Zeit zu Zeit die Spuren unsers Kometen herauslesen. Und merkwürdig und das größte Vertrauen einflößend ist hiebei der Umstand, daß in Zeiten, aus denen überhaupt Kometen verzeichnet sind, nach einer oder mehrern Perioden von je 75 oder 76 Jahren immer einer oder mehrere aufgeführt werden. Die Hauptquelle dabei ist das bekannte, im siebzehnten Jahrhundert erschienene Theatrum cometicum des Polen Lubieniz, worin 415 Kometen bis zum Jahr 1665 aufgeführt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, den 4ten Mai.

(Beschluß.)

Großes Revolutionsgemälde von Court.

Eine Merkwürdigkeit anderer Art erhielten wir fast zu gleicher Zeit aus Lyon. Es ist dies das große Revolutionsgemälde von Court, ein ausgezeichnetes Kunstwerk, welches

das Gouvernement in jener Stadt lange unentgeldlich ausstellen ließ, um dem Volke die Lust an der Republik zu verleiden. Dieses kolossale Bild, eines der schönsten historischen Gemälde der neuesten Zeit, ist wohl werth, daß ich einige weitere Worte darüber spreche. Eine lange Reihe von Jahren, sagt man, hat Court an dieser Scene aus der thatenreichsten, aber auch schrecklichsten Periode der französischen Geschichte gearbeitet. Es ist jener Auftritt, dessen Schauplatz der Convent lange nach dem Sturze der Bergpartei gewesen war, wobei der edle Féraud als Opfer der Volkswuth fiel. Das wilde Feuer der Revolution schien damals schon verraucht, sollte aber noch einmal in seiner ganzen Furchtbarkeit auflodern. Jene Sturmvögel mit den krächzenden Unglückstönen waren noch nicht gesättigt; in den Convent dringen sie, in jene Versammlung von Mördern, die nun den Blutrausch ausgeschlafen haben. Der Uhu Robespierre ist nicht mehr da, der den Eulen von St. Antoine Respect einflößte, und die Männer des Berges zittern jetzt selbst vor dem Ungewitter, gegen das sie keinen Beschwörer mehr haben. Diesen furchtbaren Moment hat der Künstler mit voller schauerlicher Wahrheit dargestellt. Von ihren Sitzen herausgesagt, stehen bänderingend die Deputirten des Convents; ihre saubere, schöngeputzte Kleidung, ihre glänzenden dreifarbigen Schärpen stechen seltsam ab gegen die Lumpen und die schmutzige Blöße derer, die sich heulend in den Saal drängen. „Brod und die Konstitution von 93!“ ist das Geschrei der Menge. Romme erklettert endlich die Rednerbühne und fordert für die Freiheit und die Gleichheit das Wort. Die abgenutzte Revolutionsphrase behauptet noch einmal ihre dämonenhafte Gewalt, und die Hallen des Conrents ertönen wieder von jacobinischem Beifallsgeheule. Unterdessen füllt sich der Saal immer mehr; ein Mohr ruft von der Tribüne herab, den Kopf nach der Thüre gewendet, das Volk herein; in seinem schwarzen Gesichte grinst die Höllenfreude über das Schauspiel des Entsetzens; er scheint der Satan selbst oder vielmehr das finstere Gespenst Robespierre's zu seyn, der gekommen ist, die Wuth des Pöbels aufzuschüren gegen seine alten Gesellen des Verrats, seine unterwürfigen Henkersknechte, die zuletzt das Haupt des eigenen Meisters auf den Block gelegt. Mitten unter all diesen schmutzigen Gestalten, die der Pinsel des Malers mit grellen, aber wahren Farben gezeichnet hat, unter jenen heulenden Weibern der Vorstädte, die, blutdürstiger noch als Marat selbst, die Deputirtensitze und den Hintergrund des Saales erfüllen, steht eine edle, eine überaus großartige Gestalt. Es ist Boissy d'Anglas, der Präsident des Conrents, der von seinem erhöhten Stuhle herab den Tumult der Menge zu beschwichtigen sucht, den Convent zur Ruhe ermahnt und dem wilden Volksredner Romme Schweigen gebietet. Die Wuth des Pöbels richtet sich gegen ihn, man hört das Geschrei: „Nieder mit dem Präsidenten!“ Der edle Féraud, der ihn mit seinem Körper bedeckte, fällt, von einer Kugel getroffen. Die Wüthenden reißen das blutige Haupt vom Rumpfe, pflanzen es auf einer Pike auf, und diese schreckliche Trophäe wird Boissy d'Anglas unter dem Gejauchze der Mörder vorgehalten. Aber weder der so ergreifende, so schmerzvolle Anblick des Freundes, dessen gebrochene Augen ihn anstarren, noch der Tod, der ihn selbst rings bedroht, vermag den hochherzigen Mann zu erschüttern. Er entblößt sein Haupt, über dem ein Schwert geschwungen ist, er bietet die Brust den Piken dar, die gegen sie gekehrt sind. Ein hoher, heiliger Ernst ruht auf seinen edlen, würdevollen Zügen, deren Blässe seltsam gegen die langen, dunkelschwarzen Haare kontrastirt. In seinem Auge spricht sich der tiefe Schmerz aus über den Anblick der Gräuel, aber es flammt in ihm zugleich der höchste Begeisterungsstrahl, und sein vorwurfsvoller Blick vernichtet die Mörder Férauds, die gegen ihn die Zähne fletschen. Das ganze Gemälde ist mit ungemeinem Fleiße und großer historischer Treue ausgeführt. Wir sehen mehr als dreißig Porträts, fast alle nach dem Leben oder doch nach den besten vorhandenen Bildnissen gezeichnet; keiner der damals hervorragendsten Männer fehlt. Die finstern Helden der Schreckenszeit, die den Sturz ihres Meisters Robespierre überlebten, erblickt man in Lebensgröße, so wie einige der bekanntesten Weiber der Vorstädte, deren Namen in den Annalen der Revolution erwähnt werden. — In Lyon ließ die Regierung, wie bereits gesagt, das Gemälde lange Zeit unentgeldlich ausstellen, aber die neuesten Ereignisse zeigen, wie wenig der Zweck erreicht wurde; hier kostete die Entrée einen Franken; seitdem das Gemälde aus der Klasse der psychischen Heilmittel wieder in die der einfachen Nahrungsmittel des Geschmacks zurückgetreten ist, läßt man dafür bezahlen.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 112:

R M L G
ey i ie o b
ß ne ben the

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

13.

b: Wenn die Sonne sich hebt und verschwindet, wenn sich der Liebe
Knospen erschließen, da glüht Himmel und Wange von mir.
u: Seltener bin ich geworden, doch grundfalsch ist die Behauptung,
Rousseau habe von mir Kinder und Völker befreit.

14.

u: Trinkende Männer und tanzende Pärchen und wache Soldaten
Bringen mich leicht zu Stand, jedes nach eigener Art.
ü: Mich mit Fasten und Wein, so wie mit Fälle des Bierrants,
Treiben in eigner Person Brauer und Pfäffiein hervor.

15.

ü: Wenn wir so unersetzlich wären,
Wie tausend Leichenreden lehren,
So würde zu der Enkel Pein
Die Welt gar bald durchlöchert seyn.
ui: Zu essen gut, und weiß und roth gestreift zu schauen,
Frucht eines Apfelbaums, gereift in Schwabens Auen.

16.

ui: Du mußt in heil'gem Hain, bei Eichen und Buchen,
v: Mich auf dem Berg Parnaß bei Englands Dichtern suchen.

17.

v: Lockspeise hängt uns Beiden an:
a: a fängt den Fisch und v den Mann.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Mai 1834.

O Newton! möchte doch, erfüllt von deinen Sätzen,
Mein Lied der Deutschen Geist belehren und ergötzen,
Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf.

Käſtner.

Vom Halleyschen Kometen.

(Beſchluß.)

Fünf-und-ſiebzig Jahre vor 1531, im Jahr 1456, erſchien unſer Komet in furchtbarer Geſtalt. „Den ganzen Monat Juni," ſagt Lubieniz, „ſah man einen Kometen von unerhörter Größe mit einem ſo langen Schweif, daß er faſt zwei Zeichen am Himmel einnahm." Den unbedeutenden Kometen von 1759 kann man ſich allerdings nur ſchwer mit einem ſechzig Grade langen Schweif denken; indeſſen findet man durch Rechnung, daß, wenn er Anfangs Juni durch ſein Perihelium gegangen war, er gegen die Mitte deſſelben Monats allerdings in diejenige günſtigſte Stellung gegen die Erde kam, in welcher er vor ihr ohne Verkürzung und in vollem Umfang ſein Rad ſchlug. Im Jahr 1380 finden wir auch einen verzeichnet, und 1305 tritt unſer Komet — wenn er es wirklich war — wieder höchſt bedrohlich auf: „um Oſtern zeigte ſich ein ungeheuer großer Komet, dem eine ſchreckliche Peſtilenz auf dem Fuß folgte." Das Entſetzen vor der Peſt mag den Kometen gräßlicher gemalt haben, als er war; übrigens ging er in jenem Jahre ſehr nahe an der Erde vorüber, und ſo konnte er immerhin einen langen Schweif entwickeln; denn die Nähe trägt dazu natürlich viel bei. Das mit einem Kometen bezeichnete Jahr 1230 ſchließt die ununterbrochene Reihe derjenigen, welche wir nach der Ebenmäßigkeit der Intervalle als den unſern in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſind. Allein einmal ſind die Annalen der Jahrhunderte, welche wir jezt betreten, äußerſt mangelhaft, und dann konnte ja der raſtloſe Wanderer mehreremal in ſo beſcheidener Geſtalt wie 1759 herabgeſtiegen und dann völlig überſehen worden ſeyn; überdieß hätte ſich im Mittelalter jeder Fürſt und Herr ſchämen müſſen, an einem ſo armſeligen Kometen, wie der von 1759, zu ſterben, und der von 1607 wäre für jede Peſt, die dieſen Namen verdient, zu nichtsſagend geweſen. Bedenken wir alles dies, ſo wird die Ausbeute unſerer hiſtoriſchen Jagd bedeutender erſcheinen, als man erwarten konnte.

Genau drei Perioden nach 1230, im Jahr 1005 begegnen wir wieder einem Kometen, und gleich dahinter, nach dem entſprechenden Zeitraum, einem zweiten, im Jahr 930; ſodann fünf Perioden weiter rückwärts tritt einer im Jahr 550 auf, als Totila Rom erobert hatte. Im Jahr 399, zwei Umlaufszeiten früher, ſprechen alle Hiſtoriker des römiſchen Reichs von einem ſehr großen Kometen, der chronologiſch wieder der unſrige ſeyn könnte: „der Komet war ungeheuer groß, und es war nicht anders, als ob ſein gräßliches Haar bis zur Erde niederfiele." Fünf-und-ſiebzig Jahre früher war wiederum ein Komet da geweſen, und ſo könnte man, immer mit dem

Maaßſtab derſelben Periode, bis zu demjenigen hinaufkommen, der nach Juſtinus 130 vor Chriſtus bei der Geburt des Mithridates zu ſehen war.

Indeſſen iſt nicht zu vergeſſen, daß die Aehnlichkeit der Intervalle zwiſchen verſchiedenen Kometenerſcheinungen ihre Identität lediglich nicht beweist, und daß dieſe nur aus der Uebereinſtimmung der Elemente der Bahnen dargethan werden kann. Auch gibt es Zeiten, wo die Kometen außerordentlich häufig ſind. So erſcheinen von 1298 bis 1305, wo derjenige bemerkt iſt, den wir für den unſrigen halten, ſieben anſehnliche Kometen hinter einander; bei den Jahren 1380 und 1456, wo der unſrige da ſeyn konnte, ſind ihrer jedesmal zwei bemerkt, und vom November 1757 bis zur wirklichen Erſcheinung des Halleyſchen Kometen hatten drei den lauernden Aſtronomen eine vergebliche Freude gemacht. Und dies könnte uns auf die Vermuthung führen, die ungewöhnlich großen Kometen von 399, 1305 und 1456 ſeyen nicht der Halleyſche geweſen, und er ſelbſt werde ſich zwar um jene Zeiten pflichtſchuldigſt eingeſtellt habe, aber wegen ſeiner Kleinheit, oder auch über dem ſchrecklichen Licht ſeiner gewaltigen Nebenbuhler überſehen worden ſeyn.

Die Bahnen der in der neuern Zeit erſchienenen Kometen ſind zwar genau berechnet worden; aber nach einer einzigen, wenn auch noch ſo genau beobachteten Erſcheinung iſt die Vorausſage der Zeit der Wiederkehr höchſt unſicher, und ihre Perioden ſind überdies ſo lang, daß die Beſtätigung unſerer Rechnungen einer ſpätern Aſtronomie vorbehalten bleibt. So iſt die Umlaufszeit des Kometen von 1811 auf 3065, die des von 1807 auf 1751 Jahre berechnet; den großen Kometen von 1680 hält man für denſelben, der um die Zeit der Sündfluth, bei Cäſars Tod, in den Jahren 431 und 1106 unſerer Zeitrechnung da war, und er hätte ſomit eine Periode von etwa 575 Jahren. Ueberhaupt wird das jetzige Geſchlecht mit Bewußtſeyn keinen der ſeit dem ſechzehnten Säculum erſchienenen Kometen wiederkehren ſehen; es wäre denn, daß die Aſtronomie für den 1790 erlittenen Verdruß im Jahr 1846 wieder ſchadlos gehalten würde. Den Aſtronomen des vorigen Jahrhunderts ſchienen nämlich die Bahnen der Kometen von 1532 und 1661 ſehr übereinzuſtimmen, und da man nach Zeiträumen von je 129 bis 130 Jahren 1402, 1274, 1145, 891 wirklich Kometen verzeichnet fand, ſo ſah man der Wiedererſcheinung im Jahr 1790 mit ziemlichem Vertrauen entgegen; der Komet blieb aber aus. Vor etwa achtzig Jahren fand man nun in einer alten Handſchrift eine ziemlich genaue Beſchreibung des Kometen von 1263, wornach er die größte Aehnlichkeit mit dem von 1556 hatte und alſo 1816, nach 290 Jahren, ſich wieder zeigen könnte, was wir zwar von Herzen wünſchen, aber ſchwerlich behaupten können.

Unſer Komet, deſſen Geſchichte hoffentlich nicht zu lang ausgefallen iſt, erſcheint nach allem Bisherigen nicht nur als ein um die Wiſſenſchaft hochverdienter Himmelskörper; er wird unſerm ganzen Geſchlechte auch dadurch anziehend und merkwürdig, daß er der einzige Komet von längerer Umlaufszeit iſt, deſſen Wiederkehr der Menſch nicht nur geglaubt, ſondern wirklich beobachtet hat, und dieſer Ruhm möchte ihm, nach dem eben Geſagten, noch lange verbleiben. Hinſichtlich ſeiner Bahn hält er ſo ziemlich das Mittel zwiſchen den Kometen mit ganz kurzer Umlaufszeit, jener von Enke, Olbers u. ſ. w. beſorgten Sammlung kleiner Uebungsſtücke für unſere Aſtronomen, und jenen Kometen mit langen Perioden, welche keines Menſchen Auge zweimal erblickt und deren Jahr Anfang, Blüthe und Sturz ganzer Reiche umfaßt; ſein Jahr iſt juſt ſo lang als des Menſchen Leben, wenn's hoch kommt, und von allen Gebornen ſieht ihn doch eine Hälfte, freilich die kleinere. Sein Gang und ſeine Sitten erſcheinen als ein angenehmes Juſte-milieu zwiſchen jenen hochmüthigen Vaſallen der Sonne, welche nur verdroſſen und nach ewig langer Zögerung ihrer Lehnspflicht nachkommen und der Gebieterin ihre Huldigung darbringen, und dem kleinen Hofadel, welcher den Thron nie aus dem Auge läßt und keinen Fuß über die Schwelle des Hofes ſetzt. Dieſe Höflinge tanzen mit ihren kleinen Haarbeuteln beſtändig kreuz und quer durch die Reihen der planetariſchen Räthe und Miniſter der Sonne, deren jeder nie einen Schritt näher zum Throne macht, als in ſeiner Stellung die Ehrfurcht geſtattet, nie einen Schritt weiter ſich entfernt, als der Dienſt erlaubt; ja unter dieſen geſchäftigen Lakaien iſt einer, Namens Biela, mit einem ſo impertinenten Gang, daß eines jener ſolidern Häuptern, dasjenige, das, ſehr bezeichnend für ſeinen Humor, zwiſchen Venus und Mars mitteninne ſitzt, nie weiß, wann ihm der Rückſichtsloſe auf die Zehen tritt oder mit der Perrücke durch die Augen fährt. Unſer Komet aber iſt ein reſpektabler Landedelmann, der das Hofleben nicht liebt, aber wohl weiß, was er ſeiner Königin ſchuldig iſt, und ſomit nach nicht zu langer Friſt pflichtmäßig bei ihrem Lever erſcheint und ſich in allerhöchſt ihr Gedächtniß zurückruft.

Wir haben es abſichtlich vermieden, uns in dieſer Geſchichte weitläufiger mit den Phantaſien der Gelehrten über das Weſen der Kometen zu befaſſen, und auch unſere eigenen zurückbehalten; die Erſcheinung des Kometen ſelbſt wird gute Gelegenheit bieten, darauf zurück zu kommen.

Wir ſind nicht im Stande zu prophezeihen, welche Ereigniſſe der Komet im nächſten Jahr propbezeien wird; wir leſen aber, daß Keppler ſeine Zeitgenoſſen über die Erſcheinung dieſes unſers Wandelſterns im Jahr 1607 damit beruhigt, daß er zu Prag am ſelben Abend ſichtbar

geworden, da große Feierlichkeiten wegen der Geburt eines Erzherzogs stattgefunden, und in dem oben erwähnten Bericht an Ludwig XV. wird von demselben Astro wohlgefällig bemerkt: „qu'il parut en 1682 au milieu des fêtes données pour célébrer la naissance du grand prince dont votre Majésté a reçu le jour.“ Bei solchen Wiegenfesten aufzuwarten, scheint überhaupt eine kleine Liebhaberei von ihm, denn wir könnten dergleichen Beispiele noch mehrere citiren, und wenn er kommendes Jahr nichts Besseres oder Schlimmeres zu thun findet, so wird ihm eine kleine Aufmerksamkeit der Art immerhin gut angeschrieben werden, und wir hoffen zuversichtlich, daß es ihm an Gelegenheit zu solcher Galanterie nicht gebrechen werde.

Hans Holbein.

(Fortsetzung.)

Der Maler hatte die Schwermuth abgestreift und eine linde Wehmuth war ihm in's Herz gezogen. Seine Frau war todt — sie, die seinem Schicksale diese gewaltsame Wendung gegeben hatte. — War sie gestorben mit einem Fluche für ihn, der sie verlassen konnte? — war ihr Gemüth beständig so liebeleer und tückisch geblieben? — Niemand war mehr im Stande, ihm diese Fragen zu beantworten, und der tröstliche Gedanke an eine einstige Aussöhnung war nun für immer verschwunden; der Traum, den er sich manchmal vorgespiegelt hatte, es könne wieder so werden, wie einst, war nunmehr wie ein Hauch verflogen, um ihn nie wieder zu beglücken. Hatte er Uebles angerichtet, so war ihm jezt die Macht benommen, es gut zu machen, denn Maria war todt. Er trauerte im tiefsten Herzen um sie.

In dieser Stimmung erschreckte ihn die Meldung des Haushofmeisters, der König habe einen Diener gesandt und seinen Hofmaler vor sich rufen lassen. Armer Maler! wie schwand da so plötzlich seine stille Rührung! Die schreckliche Wirklichkeit umgab ihn wieder. Das freundliche Basel, der grüne Rhein, Jugend und Gemüthsruhe waren mit der Erscheinung des Mädchens um ihn her neu entstanden; der Ruf des Königs brachte ihm wieder die Gemäldereihe vor den Blick, er sah die Ströme Blutes, der Duft desselben umgab ihn, schaudernd wickelte er sich in seinen Mantel, und ohne an seinem Traueranzuge das Geringste zu ändern, warf er sich in seine Sänfte und ließ sich nach dem Pallaste von Whitehall tragen. Er fand seinen königlichen Freund sehr gnädig; dieser erkundigte sich nach dem Befinden des Malers, dessen Aussehen ihm Besorgniß einflößte; als er aber seine Trauerkleider bemerkte, that er keine Frage mehr, sondern seufzte tief, als wenn er ihre Veranlassung sich gut zu deuten verstände. Er befahl dem Maler, andern Tages sich zur Nichte des Herzogs von Norfolk, der lieblichen Catharina Howard, zu begeben und für ihn ihr Bild anzufertigen. Stumm und in sich gekehrt nahm Holbein den Befehl hin.

Mit schwerem Herzen trat des andern Tags der Maler in das Zimmer der jungen Dame. Catharina erwartete ihn in Gesellschaft einiger Freundinnen. Sie war jung, voll liebenswürdiger Heiterkeit und jener anmuthigen Unbefangenheit, die eine ländliche Erziehung in edeln Gemüthern unterhält. Die reiche Erbin des ehrgeizigen Herzogs von Norfolk war vom Hofe entfernt, in einem seiner stattlichen Schlösser, unter der Aufsicht von alten Muhmen und in Gesellschaft einiger Gespielinnen aufgewachsen. Jezt, da der König wieder Wittwer geworden war, ließ Norfolk, nicht abgeschreckt durch den Tod seiner Nichte Anna, auch Catharina in London erscheinen, und wollte den stolzen Gedanken nicht aufgeben, daß er noch einmal der Oheim der regierenden Königin werden könnte. Heinrich sah Catharina, und die natürlichen Zauber, die sie umgaben, vereint mit einer fast idealen Schönheit, rührten ihn so sehr, daß er beschloß, ihr die grauenvolle Ehre zu ertheilen, seine Gattin zu werden.

Holbein wurde mit ungekünstelter Herzlichkeit empfangen. Man freute sich, den hochberühmten Meister kennen zu lernen, man stellte so naive Fragen über das Treffen, man erkundigte sich genau nach der Kleidung, die erforderlich wäre, nach der Stellung, die man einnehmen müsse, nach dem Ausdruck, den man sich zu geben habe, um doch mindestens Etwas von einer Königin im Bilde zu zeigen, kurz, das Gespräch wurde so mannichfaltig und heiter belebt, daß Holbein seinen Trübsinn zu vergessen anfing und die liebliche Erscheinung ihre magische Wirkung auf ihn ohne Widerstreben vollbringen ließ. Er sah sein Herz nach langer Zeit zum ersten Male wieder Gefühlen geöffnet, die er für immer darin erstickt geglaubt. Er vergaß, daß er sich seiner künftigen Königin gegenüber befand; er wollte, er konnte nicht daran denken. Er überredete sich, irgend ein Engel werde sie schützen, Heinrich werde abstehen von seinem Verlangen nach ihrer Hand, denn daß diese ihr den Tod brächte, davon war er vollkommen überzeugt. Er schickte sich zur Arbeit an; Catharina Howard bildete mit ihren Freundinnen die reizendste Gruppe vor ihm; ein tändelndes Gespräch, holde Neckereien und naive Scherze belebten ihre Züge und Augen, und der Maler, versenkt in den Anblick dieser Reize, sich überlassend dem Zuge seiner Einbildungskraft, schwelgte in Glück und konnte sich überreden, dies Alles sey sein und er

male seine Geliebte für sich; und die Liebe mischte die Farben, die Liebe führte seine Hand, und nach einigen Stunden erhob sich ein Bild von der Leinwand, das wie vom Hauche Amors darauf entstanden zu seyn schien. Den König hatte er in dieser ersten Sitzung nicht gesehen, und er verließ dessen Geliebte mit einer gefährlichen Leidenschaft für sie im Herzen, die selbst seinen tiefen Kummer, seine Besorgniß, seine Ehrfurcht verbannte. Er spann sich einen Roman aus: der König, der reiche Herzog, Macht und Ehrgeiz, Alles verschwand, eine Flucht nach Italien mit der schönen Brittin mußte möglich gemacht werden, dort wollte er sich dem Feinde Heinrichs, dem Pabste, zu Füßen werfen und in seinem Schutze glücklich seyn. — Es war ein beglückender Traum, ein wacher Schlaf, eine künstlerische Erhitzung, nichts weiter. Seine Einbildungskraft gefiel sich zuweilen darin, glückliche Länder, vollkommnere Menschen, reizende Verhältnisse zu träumen; er störte sie dann nicht in ihrer Arbeit, und dies war auch jezt der Fall. Aber einen kühnen Plan auszuführen, dazu fehlte ihm alle Kraft, und des Königs Vertrauen zu mißbrauchen, wäre er vollends nicht im Stande gewesen. Nach und nach kam die Besinnung wieder, mit ihr schwand die Leidenschaft, und ein frostiges Mitleid mit dem armen Opfer, eine tödtende Angst nahm in seiner Brust Platz, und er begann Zweifel zu hegen, ob es von ihm Recht sey, sie zu malen; denn der finstere Glaube regte sich wieder in ihm, daß er damit dem Gegenstande seiner Kunst die Todesweihe ertheile.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

Mai. Die Universität.

Der Frühling ist richtig bei uns eingetroffen; denn schon seit einigen Tagen werden wir Bewohner von Berlin aufgefordert, uns zur Vertreibung des Staubes auf hydraulische Vorrichtungen zu subscribiren. Der erste Mai war da, aber diesmal mit weniger Kreidekreuzen an den Thüren als sonst, woraus die Herrn von der Hagen und Steffens mit Bedauern auf eine Abnahme des poetischen Gefühlslebens unserer Generation schließen; die ganze preußische Armee kleidet sich in weiße Beinkleider, denen, auch ich muß von Seiten des Geschmacks hinzufügen: leider, die Kamaschen, welche halb den Stiefel bedecken, genommen sind; ja sogar unsere Fontaine, unser Strahl, unsere Wasserkunst, wie Sie es nennen wollen, begann gestern zum ersten Mal für das laufende Jahr in den Lust-, Schloß- oder Museumsplatz (denn noch hat er keinen Namen, obschon er nächstens vermuthlich Königs- oder Friedrich-Wilhelmsplatz wird getauft werden) Symmetrie und Zusammenhang zu bringen; ja, was noch mehr sagen will, die vorzüglichsten Mitglieder unserer Bühnen gehen auf Reisen; zweifeln Sie also noch daran, daß es jezt in der That bei uns Frühling ist? Ja, es ist Frühling! Eine Lerche schwang sich vorgestern auf dem Köpnicker Felde in die Luft, der Vogel Bülow (bekanntlich ein verzauberter Freiherr von der mecklenburgisch-preußischen Grenze) ruft alle seine Agnaten, welche Cabetten sind oder auf dem Stadtgerichte als Referendarien arbeiten, in den Thiergarten und zeigt ihnen die neuen Anlagen, welche wir einem Manne verdanken, welcher sich Lenné nennt, der aber dem Thiergarten wenigstens eben so viel ist, als Linné der Natur überhaupt; die Konzerte im Freien beginnen, und ich wette, es währt nicht vier Wochen, so haben wir Kirschen, nämlich auf Kähnen, welche sie uns aus der Lausiz bringen. Es wird Alles herrlich werden, doch so, daß ich noch in dieser Woche Berlin verlasse und mich beeile, Ihnen Alles, was ich über diesen Ort noch auf dem Herzen habe, mitzutheilen.

Die Universität kann nicht schöner gelegen seyn, als gegenwärtig; ich werde Ihnen sogleich sagen, warum auch nicht patriotischer. Mitten in der Stadt, allen Quartieren leicht zugänglich, allen Interessenten dicht in der Nähe, ein schattiger Park hinter ihr, eine botanische Anlage, die Aussicht auf unsern schweigsamen Telegraphen, diesen unwissenden Telegraphen, den man in den Lyoneser und Pariser Unruhen fortwährend ansah, und der gänzlich ununterrichtet, so monoton wie die Spietersche Zeitung, schwieg, Alles dies in ihrer Nähe; das ist die gegenwärtige Lage der Universität. Dies soll aufhören; man wird sie an einen andern Ort bannen, draußen auf das Köpnicker Feld hin, wo vorgestern die schon erwähnte Lerche sang, um den Widerspruch aufzuheben, daß innerhalb der Stadtmauern Berlins jährlich zweimal gesäet und einmal geerntet wird. Man macht nämlich den richtigen Schluß, daß die Verpflanzung der Universität in diese Gegend dem Baueifer einen ganz neuen Impuls geben wird, daß sich Alles, was immer im Gefolge der Wissenschaften stehen mag, Wohnungvermiether, Hundedresseurer, Pferdeverleiher, Pfandleiher, Antiquare, Schacherjuden, Schwertfeger, bayrische Bierbrauer, Privatdozenten und Professoren, in die Nähe des neuen Minerventempels ziehen wird, und somit sich auch das Gleichgewicht unserer Stadt und unsers Staates wieder hinüber auf den Westen werfen dürfte. Was geht es mich an? Aber um den Patriotismus thut es mir leid; denn wenn es bis jezt für eine sinnreiche Symbolik gehalten wurde, daß gerade das Zeughaus, die Universität, das Museum und Opernhaus sich dahin gebaut haben, wo des Königs Wohnung ist, wenn ein Dichter daraus Veranlassung nehmen konnte, sich folgendermaßen auszudrücken:

Das sind die vier Gebäude,
Bei Königs Haus zu seh'n:
Es dient zu Stolz und Freude,
Daß eben dort sie steh'n.

so droht diesem Stolze und dieser Freude des Patrioten und Dichters eine Verminderung seines guten Grundes, wenn aus dem Vierbunde jener symbolischen Paläste sich eine Anstalt auf mehr als sechs Schußweiten von dem Hause des Königs entfernt und auf dem Köpnicker Felde ein Unterkommen sucht. Sollte denn Niemand dies bedacht haben?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Mai 1834.

Nur zwei Tugenden gibt es, o wären sie beide vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.

Schiller.

Rede,

gehalten am Stuttgarter Schillersfeste den 12. Mai

von

Wolfgang Menzel.

Noch immer und mit alter Pietät bleiben die Bewohner der Landschaft, welcher die Wiege des großen deutschen Dichters anvertraut worden, der Sitte getreu, alljährlich sein Andenken zu feiern. Sie entledigen sich dieser Pflicht, wenn der Frühling und sein Todestag wiederkehren, im Angesicht des Daches, unter welchem er seine erste Bildung erhalten, und tragen ihr Scherflein bei zu seinem künftigen Denkmale. Der Gedanke, daß diese Feier, wenn auch nicht der Form, doch dem Sinne nach ein Nationalfest ist, hat uns von jeher veranlaßt, die dabei gehaltene Rede in diesen für ganz Deutschland bestimmten Blättern mitzutheilen, und mit Vergnügen folgen wir diesem Brauche auch diesmal.

* * *

Der Geist des großen Mannes, dessen Andenken wir heute von Neuem in der alten Liebe feiern, ist Ihnen Allen gegenwärtig. Noch keines deutschen Dichters Gesang ist zu so vielen Herzen gedrungen, ist dem ganzen Volke so vertraut geworden; ich unternehme also nicht, Ihnen etwas Neues über Schiller zu sagen; ich kehre vielmehr zu dem ältesten, aber auch stärksten Gefühle zurück, das Jeden bei der ersten Bekanntschaft mit Schillers Genius ergreift.

Dieses Gefühl ist mehr als bloße Bewunderung des Dichters. Wie hoch auch der Rang ist, den er unter den größten Dichtern aller Zeiten einnimmt, und wie sehr es unserm Nationalstolze schmeichelt, daß alle gebildeten Völker ihm die gleiche Bewunderung zollen und ihn unter der kleinen Zahl der mit ewigem Lorbeer geschmückten Sänger als ebenbürtig anerkennen, so ist es doch nicht die Macht des Gesanges, die hinreißende Gewalt des Verses, die Zauberei des Wohllauts und die göttliche Phantasie allein, die uns eine so eigenthümliche Liebe für ihn einflößt; es sind nicht die Gaben des Dichters allein, die er mit Andern gemein hat: es ist etwas Besonderes, was ihn vor Andern auszeichnet.

Zwar scheint es genug zu seyn an dieser himmlischen Gabe der Dichtkunst, und wer wollte mehr verlangen, wo sie gefunden wird? Schon der Vater der Dichtkunst, Homer, zürnt über die Unbilligen, die nicht zufrieden sind, daß ein Gott die Sänger begeistert, um die Gemeinheit des Lebens zu verschönern:

Was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja die Sänger
Dürfen wir, sondern allein Gott schuldigen, welcher es eingibt Allen erfindsamen Menschen und so, wie er will, sie begeistert.

Wenn wir nun aber, dieser alten schönen Mahnung folgend, jeden Dichter in seiner Art bewundern und ehren, so fühlen wir uns doppelt zu Schiller hingezogen, weil er nicht nur gleich andern unsterblichen Sängern die Gabe des Gesanges besaß, sondern sie auch mehr als irgend ein Anderer dem Dienste des Edelsten und Heiligsten weihte, was die Menschenbrust bewegt.

Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Neben den großen Herrschern und Helden bewahren wir das Andenken der großen Denker und Dichter. Wie sie sich im Ruhme gleichen, so auch im Benehmen. Hier reißt uns ein mächtiger Herrscher durch die Pracht seines Hofes oder durch ein weises Friedensregiment, oder ein kühner Eroberer durch die Größe seiner Zerstörungen zur Bewunderung hin; dort erfreut unser Herz der unerschrockene Held, der für die Sache der Menschheit, für eine ewige Idee, für eine geläuterte Religion, für die Freiheit seines Volks oder für Unschuld und unterdrücktes Recht streitet. Wir bewundern sie Alle, doch die wärmste Liebe widmen wir dem Letzteren. Und nicht anders erscheinen uns die Sänger. Wir bewundern den schöpferischen Geist, der sich und uns zur Lust eine heitere Welt des Schönen schafft, und wir staunen selbst den zerstörenden Geist an, der in göttlichem Wahnsinn das Heilige verspottet und die Kraft wie die Riesen im Himmelssturm erprobt; aber vor Allen lieben wir die Sängerhelden, welche die Sache der Menschheit zu der ihrigen gemacht haben, welche Theil nehmen an ihren Leiden und an ihrem Ringen. Der Kampf für eine gute Sache ist es, was wir am Sänger wie am Helden am höchsten ehren, denn unter allen Gefühlen der Menschenbrust ist der Muth einer edlen Begeisterung das Höchste.

Betrachten Sie die Züge Schillers, wie sie uns Danneckers Meißel verewigt hat. Spricht aus diesen Zügen nicht ein kriegerischer Geist, der edle Zorn über alles Gemeine, über alles, was das reine Bild der Menschheit, wie er es dachte, verunstaltet? Aber dieser Geist der Kraft und des schönen Zornes strafte nicht ein unverbesserliches Geschlecht, verzweifelte nicht, spottete nicht und zog sich nicht stolz und vornehm zurück, sondern glaubte an das Gute im Menschen, wandte sich an die mit jedem neuen Geschlecht wiedergeborne Unschuld, an den in der unverdorbenen Seele wohnenden Sinn für Wahrheit, an das erste Gefühl für alles Edle in dem jugendlichen Gemüthe und flammte seine Gluth durch die Begeisterung einer Sprache an, die kraftvoller und lieblicher nie erklang.

Nicht umsonst feiern wir in jedem wiederkehrenden Frühling den Sänger des geistigen Frühlings, den Genius der Jugend. Es gab Sänger der jugendlichen Völker, der patriarchalischen Unschuld im Anbeginn der Geschichte, aber diese Sänger sind mit ihren Völkern veraltet. Vergeblich träumt man sich zu ihnen zurück und ahmt die verklungenen Töne grauer Jahrhunderte nach. Nicht in diesen Erinnerungen lebt die Jugend des Menschengeschlechts fort; sie lebt nur in den ewig jungen Gefühlen jeder neuen Generation, in den noch reinen und kräftigen Seelen, denen der Sinn für das Hohe noch nicht verzärtelt und abgeschwazt ist. Dieser Jugend Liebling und Leitstern ist unser Schiller, ihr wird er immer ein angebeteter Führer bleiben.

Ein Führer sage ich, nimmermehr ein Verführer. Was die Jugend verführt, ist nur die Altklugheit, die das Besserwissen, die Genüsse und selbst die Laster des Alters vorausnehmen will. Diese Verführung ist aber da am wenigsten möglich, wo der natürliche Sinn der Jugend für das Bessere erhebende Vorbilder und eine begeisternde Pflege findet. Wer an Schillers Idealen einmal das Herz erwärmt, wird schwer zu verderben seyn. Noch kein Dichter übte so schöne Gewalt über junge Herzen und wußte ihre schweifenden Neigungen so sicher auf das Hohe und Würdige zu lenken.

Es ist der edle kriegerische Geist einer männlichen Jugendkraft, der uns aus Schillers Werken anweht. Es ist der Geist, der ermannte und kräftigte in einer weichlich gewordenen Zeit, und der in das Jahrhundert des Spielens und des Spottens den verschwundenen Ernst zurückrief. Nicht bloß von seiner Jungfrau von Orleans konnte Schiller sagen:

Das edle Bild der Menschheit ward verhöhnet,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.

Die ganze Stimmung der Zeit, in der er auftrat, war der weichlichen Genußsucht und dem Alles verhöhnenden Spott näher, als der Achtung des Heiligen und der sittlichen Würde. Große Weltschicksale haben seit vierzig Jahren Europa zur Selbsterkenntniß und zu einem fast düstern Ernst zurückgeführt, aber in Deutschland hat sich die Stimmung vorzüglich durch die Wirkung des Schillerschen Genius gereinigt und gekräftigt. Wenn das jüngere Geschlecht auch nicht mehr im Stande ist, die Frivolität, wie sie vor Schiller die herrschende Mode war, in ihrem ganzen Umfange zu begreifen, so dürfen wir doch das Verdienst Schillers, das Meiste zur Verdrängung derselben beigetragen zu haben, als eine geschichtliche Thatsache nicht verkennen. Seine Werke sind nicht nur schöne Dichtungen, zur Lust ersonnen, sondern sie haben auch gewirkt und mächtig in die Gesittung der Zeit eingegriffen. Selbst das Ausland hat ihren moralischen Einfluß empfunden. Der tragische Ernst in den edelsten Dichtungen der neuern Britten, Franzosen und selbst Italiener ist eine Rückwirkung des deutschen Genius. Wenn jene Völker jezt mehr als je den sittlichen Ernst unsers Volks preisen, so ist Schiller zugleich immer der erste Name, den sie dabei nennen.

Also Heil dem Sänger, der die Seelen erfreut durch das lieblich tönende Wort, aber dreimal Heil dem Sänger, der die Seelen erhebt durch des Wortes ernsten und heiligen Sinn.

Noch ist dem Unsterblichen das Denkmal nicht errichtet, das ihm unsere Liebe gründen will, aber dauerhafter als Erz und Marmor wird das Denkmal seyn, das er in den Herzen aller Deutschen sich längst gegründet hat.

Hans Holbein.

(Fortsezung.)

Eines Morgens geschah es, daß Holbein bei der Arbeit, von Schwermuth ergriffen, den Pinsel wezlegte und, Catharina stumm betrachtend, dasaß. Sie in ihrer gewohnten Heiterkeit bemerkte scherzend, sie werde bald einschlafen, wenn das so fortgehe, und da in diesem Augenblicke der Herzog, ihr Oheim, in's Zimmer trat, sprang sie auf ihn zu und deutete schäkernd auf den noch immer in seinen Gedanken verlornen Maler. Norfolk, obgleich von Achtung für den Liebling des Königs mehr erfüllt, als von der Werthschäzung des Künstlers durchdrungen, konnte eine leise Anwandlung von Unzufriedenheit nicht bemeistern, und nicht ohne Härte sagte er: „Nun, Herr, wie es scheint, denkt Ihr an andere Dinge, als diejenigen, weßhalb Euch Euer König und Herr zu seiner Braut, meiner erlauchten Nichte, gesandt hat.“ Diese wenigen Worte rüttelten Holbein aus seiner Niedergeschlagenheit auf, er erhob sich mit Heftigkeit, und vor Catharina auf das Knie stürzend, rief er: „Um des Himmels willen, Mylady, laßt mich das Bild vernichten, das ich zu malen begonnen! verlangt nicht, daß ich es vollende! flieht, flieht! —“ Catharina, die nicht wußte, was diese Reden bedeuteten, die selbst von dem traurigen Schicksale ihrer Vorgängerinnen nie eine Kunde vernommen hatte, wendete sich nicht wenig überrascht zu ihrem Oheime, der, vor Zorn glühend, dem Maler aufzustehen befahl und ihn an seine Pflicht erinnerte. „Nein!“ rief Holbein, „ich erhebe mich nicht von diesem Platze, bis Ihr mir versprecht, die Stadt, den Hof zu verlassen und Euerm sichern Verderben zu entrinnen. Ich aber will nie wieder den Pinsel berühren, nie den Kopf eines lebenden Geschöpfes malen, damit es nicht den schrecklichsten Tod finde vor der Zeit. Glaubt mir, Mylady, Ihr werdet sicher noch lange, lange leben!“ Der Herzog sprach drohend davon, mit seiner Nichte das Gemach zu verlassen und Alles dem Könige zu melden, aber der Maler, der nicht mehr der Vernunft Gehör geben konnte, warf sich den Fortgehenden verzweiflungsvoll in den Weg und rief: „Wohlan, so vernichte ich selbst das Werk des Teufels, um Euch zu retten, und keine Macht der Erde soll mich zwingen, Euern Kopf zu malen.“ — Der Herzog, der allen Bewegungen des Malers mit den Blicken folgte, hatte nicht sobald bemerkt, daß dieser sich auf das Bildniß stürzen wollte, um es zu vernichten, als er, größer und stärker, hinzusprang und ihn wegschleuderte, indem er es hoch emporhob. Catharina, die nichts von Allem begriff, hielt den Maler für wahnsinnig und floh bestürzt in eine Ecke des Gemachs; Holbein war wie leblos in einen Sessel gesunken, der Herzog hatte das Bild wieder auf die Staffelei gestellt, und der Bewunderung mußte der Zorn weichen. Stille und Ruhe war auf diese lärmende Scene eingetreten; Norfolk unterbrach sie. Er trat zu dem Maler, und seine Hand auf dessen Schulter legend, sagte er: „Wir sind die alten Freunde wieder; der König besizt einen Schaz in Euch. Welche Grille kam Euch an? Seht nur, Ihr habt meine schöne Nichte ganz in Schrecken gesezt. Doch diese Röthe, dieser Ausdruck ihrer Augen scheint mir nicht übel; wollt Ihr Euch nicht wieder zur Arbeit anschicken? Ich erwarte den König selbst.“ — Holbein sah starr vor sich hin und blieb unbeweglich sitzen.

Ein Geräusch in den Vorzimmern wurde jezt vernehmlich, die Thüren des Gemachs wurden aufgerissen, ein Diener eilte herein und meldete die Ankunft des Königs, der bald darauf in Person erschien. Er hatte sich geschmückt, und war dem Bilde in dem Prachtanzuge ähnlich, das man noch heutzutage im Tower zu London sehen kann. Catharina's Verwirrung bemerkte der König sogleich, aber Norfolk, der schlaue Höfling, kam seiner Frage mit der Nachricht zuvor, daß den Maler ein plözliches Uebelbefinden angewandelt habe, von dem er sich noch nicht erholen könne. Heinrich trat zum Bilde, und wie er bald die Augen zu seiner Geliebten erhob, bald sie auf Holbeins Werk heftete, konnte man die vollkommenste Befriedigung in seinen Zügen lesen. „Nun, Holbein,“ sprach er zum Maler, „wie steht's um Euch? Leid sollte es mir seyn, wenn Eure Schwäche Euch verhinderte, heute in meiner Gegenwart dem Bilde die Vollendung zu geben. Erhebt Euch, versucht es einmal; ich wollte wetten, ein Blick auf Eure Königin wird im Stande seyn, Euern Nerven die verlorne Kraft auf das Schnellste wiederzugeben.“

Bei dem ersten Worte, das der König gesprochen, war Holbein aus seiner Abspannung erwacht, und obgleich nicht vermögend aufzustehen, sprach er doch leise diese Worte: „Mein König und mein Herr! verlangt nicht, daß ich an's Werk gehe, es schwimmt vor meinem Blicke, ich sehe einen trüben, schillernden Schein, wie Blut, dort am Halse.“ — „Ihr seht —“ rief der König entsezt, und der kalte Norfolk selbst erbebte. Nur Catharina hörte aufmerksam, doch nicht ergriffen von der Bedeutung dieser prophetischen Worte, dem Gespräche

zu. „Meine Hand zittert,“ fuhr Holbein fort, „ich würde weder die Farben auf der Palette mischen können, noch hätte mein Pinsel die Kraft, sie gehörig zu vertreiben, und“ — sezte er dumpf, mit fast tonloser Stimme hinzu — „ich gedenke mit Schrecken an den dunkeln, schillernden Streif —“ — „Halt!“ unterbrach ihn der König, sein Auge rollte, und Norfolk meinte schon, die Blize, die darin zuckten, werden sich zerschmetternd auf das Haupt des Künstlers entladen; aber trüber wurde der Blick und Thränen füllten Heinrichs großes Auge, seine Lippen stammelten süße Worte, er beugte sich über die hocherstaunte Catharina Howard, und bedeckte ihre Hände mit Küssen und die herrlichen Flechten des schönsten Haares, das in üppiger Fülle bis auf den Busen herabfiel. Holbein sah dies Alles, und es überzeugte ihn, daß der König ihn verstanden habe; darum rannen auch seine Thränen über die tiefen Furchen, die der Gram auf seine Wangen eingegraben hatte. Dann stand er leise auf, nahm seine Geräthschaften zur Hand, und unter heißen Thränen vollendete er das Bild, welches er so glänzend und selig begonnen, und das nun auch die Weihe des Verhängnisses empfangen hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

(Fortsezung.)

Schleiermacher. Claus Harms.

Die Vorlesungen haben schon ihren Anfang genommen: Schleiermacher liest nicht mehr. Ich sehe ihn noch wie heute, wenn er in's Auditorium trat. Es war gewöhnlich sehr früh, daß er las; im Sommer sogar schon um sechs Uhr. Kaum höher, als die Tische, auf denen seine Weisheit nachgeschrieben wurde, machte er einige kühne Schritte, um auf das Katheder zu gelangen. Er trug sich immer im schwarzen Frack, von dem er glauben mußte, daß er ihm sehr wohl stehe. Sein weißes Haupt- und Barthaar flutheten um das ernste, zusammengenommene Antlitz; ich glaubte immer, einen Meergreis, einen Nereus, einen Gott der Weissagung zu sehen. Er rückte sich den Stuhl auf dem Katheder zurecht, nahm seine Dogmatik oder seine theologische Encyclopädie, oder nach öfter nichts vor, stüzte den Kopf auf den linken Arm und begann nun, in dieser festen, unverrückten Stellung, wie eine Raupe zu spinnen, oder wie ein Weber eine Masche nach der andern zu werfen. Keine Erhebung der Stimme, kein Markiren, keine Gestikulation, nicht einmal eine Gestikulation des Blicks; Alles ruhig, ohne Leidenschaft, ohne Pause, es war Alles dasselbe; man hörte Worte, die sich alle gleich sahen, jede Sylbe machte gleiche Ansprüche, und sq. floß es am Ohr vorüber, für die große Mehrzahl der Zuhörer, ohne sich dem Verständniß einzuhäkeln, ohne etwas zurückzulassen, als lange beschriebene Bogen, die man nachher durchsah und nicht verstand; denn da war kein Abschnitt, kein Topos, kein A, kein α, kein a, und so fort in der Schematisirung der Begriffe, welche für die Jugend fast unerläßlich schien; da war kein, was wir auf der Universität Material nannten, nichts Erfreuliches, das sich für das Examen hätte auswendig lernen lassen; aber der Schweiß stand uns auf der Stirne, wenn es ausschlug, wir hatten uns auf der Palästra der Dialektik getummelt, die Glieder waren uns ausgerenkt, wir gingen hinaus unter die Kastanien und erholten uns von einer Anstrengung, die unsern Geist abhärtete, gewandt machte und in dem ganzen System unserer Denkkraft eine Revolution hervorrief. Wie merkwürdig doch dies Alles war! Sonntags gingen wir zu ihm in die Kirche. An der Thüre bekamen wir Lieder, die Gevatter Reimer druckte, für sechs Pfennige; wie immer, schlechtes Papier, vernachlässigte Lettern, Druckfehler, ein einziges Blatt: ein großer Anstoß für die Orthodoxie und das Bürgerthum, das sich hübsch bei einer Verheirathung das Porstensche oder das neue aufklärerische Gesangbuch der reformirten Gemeinde gekauft hatte, und dem diese Zettel wie Opernterte zum Don Juan oder zu Ferdinand Cortez vorkamen. Schleiermacher betrat die Kanzel auf einem Gestell; denn er war zu klein, als daß man seine Größe hätte sehen können. Er las einen höchst dunkeln, mystischen Text aus den Paulinischen Briefen, der oft nur aus sechs Worten bestand, gab dann sein Thema, z. B. daß der Arbeit Schweiß ihre Freude sey, oder: wie wir leben sollen, als lebten wir nicht, theilte dann seinen Gegenstand in zwei Hälften, führte ihn in seiner Weise durch, sagte Amen, bat, Gott möge den König erleuchten, bot diejenigen Schneider, Gärtner und Arbeiter aus der Porzellanmanufaktur auf, welche gesonnen waren, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und gab uns zulezt seinen Segen. Wir aber eilten an die Thüren und ließen die schönsten Blüthen der Weiblichkeit an uns vorüberduften, die Holde erwartend, welche unsern heimlichen Gruß verstand. Wie schön das Alles war! und wie lange das Alles schon her ist! Aber es hat auch nach uns Leute gegeben, die Schleiermacher verstanden, nach uns Herzen, die an den Kirchthüren harren konnten; ob das jedoch unter Claus Harms eben so seyn wird, weiß ich nicht. Bekanntlich spricht man davon, daß dieser originelle Zelot an Schleiermachers Stelle kommen wird. Großmann in Leipzig ist zwar auch ein guter Kanzelredner, aber man beruft ihn nicht, weil er einen Ehrenbecher, den ihm die Sachsen als Deputirten verehrt haben, mitgebracht hätte; Böckel in Hamburg läßt sich hören, aber man fürchtet seinen Rationalismus; Bischof Dräseke kam aus Magdeburg her, um sein eigener Plaideur zu werden; allein die gesunde Vernunft kann diesem Manne nie verzeihen, daß er in einer Predigt im Magdeburger Dom in Gegenwart unsers Königs einmal gesagt hat, der König habe das Revolutionstreiben unserer Tage im Gespräche mit Sr. Eminenz, eben so wahr als geistreich, die politische Cholera unserer Zeit genannt. Kurz, es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß Claus Harms, derselbe, gegen dessen berühmte Thesen Schleiermacher schrieb, die Stelle seines Gegners vertreten wird. Harms ist ein Anhänger der Bluttheologie, aber ein geistreicher Mann, der seine Lehre genießbar zu machen versteht. Er citirt Schiller und Goethe, nicht, wie Hengstenberg, um sie zu verdammen, sondern um das eindringlicher zu machen, was er mit ihnen unterstützen will. Er hat keine so salbungs- und phantasiereiche Sprache, wie die Krummacher im Wirzerthale, aber er ist belesen, witzig, unterhaltend. Mag sich mein Kollege, der Korrespondent, welchen Sie mit einem Stern bezeichnen, die Mühe geben, wenn Harms kommt, einen Sonntag ihm zu widmen und Ihnen über diese interessante Erscheinung den Bericht erstatten, den von meiner Seite die Abreise verhindert.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Mai 1834.

Die Erd' hat Blasen, wie das Wasser hat,
Und diese sind davon.

Shakespeare.
Macbeth.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Es liegt ein neues englisches Buch vor uns, betitelt: Bubbles from the brunnens of Nassau, by an old man, das Produkt einer Reise, die ein alter englischer Gentleman voriges Jahr in die Bäder des Taunus gemacht. Es ist in dem liebenswürdigen, für uns freilich oft übertriebenen Humor geschrieben, der eher eine etwas frühere, als die jetzige Periode der englischen schönen Literatur bezeichnet, und enthält die ergötzlichsten Schilderungen deutscher Verhältnisse, welche, jedenfalls von einem geistreichen Mann herrührend, dem deutschen Leser gleich großes Vergnügen machen, mögen sie nun treffend, oder mag dabei unsere Nationalität falsch aufgefaßt seyn. Er erinnert in seinen Urtheilen häufig an den in England reisenden Verstorbenen, doch mit dem wesentlichen Unterschied, daß er nur beschreibt, was er auf Gassen und Promenaden und an Wirthstischen beobachtet hat, und daß, sollte das Buch in das Deutsche übersezt werden, keine Familie sich über verlezte Gastfreundschaft zu beklagen haben würde. Ueberdies ist er, wenn er auch mit dem den Engländern eingebornen Stolze etwas auf uns herabsieht, in seiner Kritik nicht nur immer gutmüthig, sondern auch so wohlwollend, daß wir, die wir Fremden schon ganz Anderes verziehen oder vielmehr gar nicht übelgenommen haben, ihm jenen Stolz gern zu gute halten. Wir legen den Lesern einige Kapitel aus diesem Buche vor und empfehlen es denjenigen, welche gewohnt sind, sich in der neuesten englischen Literatur umzusehen.

* * *

Früh Morgens.

Um Viertel auf fünf Uhr stand ich auf und verließ so bald wie möglich den Gasthof. Alle Häuser waren bereits offen, die Straßen gefegt, die Bewohner alle auf, Alles, was Leben hat, schien wach, und daß es so früh am Morgen war, merkte man nur an der köstlichen Frische der Bergluft, welche, noch unangetastet von der eben über die Hügel emporsteigenden Sonne, noch so rein war, wie sie die ganze Nacht über dem Thal geschlummert hatte. Das Angesicht der Natur strahlte von Gesundheit, und wenn es in Schwalbach keine Lerchen gibt, um mit „lieblichem Gezwitscher Aurora zu begrüßen," so begegnete ich dafür überall ungeheuern rothen, nackten deutschen Wegschnecken. Sie sahen feuchter, kälter, fetter und glücklicher aus, als sie und ich mit Worten schildern könnten. Sie hatten sich offenbar die Nacht über vollgefressen und schlichen nun ihrer Herberge zu, um den Tag zu verschlafen. Zu dieser frühen Stunde traf ich nur wenige Leute auf den Spaziergängen, und das Erste, was mich freundlich berührte, war, als ich

den Brunnen erreichte, das Lächeln eines einfältigen, ehrlichen, gesunden Mütterchens. Sobald sie mich kommen sah, suchte sie auf ihrem Tisch mein Glas, das sie am Henkel mit einem Stückchen Zwirnband bezeichnet hatte. „Guten Morgen!“ murmelte sie, und das gastliche Lächeln blieb ständig auf ihren Zügen; sie stieg dann hinunter, tauchte das Gefäß in den Brunnen zu ihren Füßen, und mit höflicher Hast, damit der Geist sich nicht verflüchtige, kredenzte sie mir einen Becher ihres Heilwassers. Es war klar wie Krystall, flimmernd von fixer Luft, brausend wie Champagner, aber bei alle dem abscheulich kalt, und an diesem ersten Morgen brachte ich es kaum hinunter. Ein halbe Minute war mir, als würde mein Magen von einer unversehens geöffneten Schleuse überströmt; ich stand ungewiß, was daraus werden würde, als auf einmal, statt daß, wie ich fürchtete, mir die Zähne klapperten, das Wasser unter meiner Weste sich erwärmte und eine leichte Berauschung, oder vielmehr eine Belebung erfolgte.

Von jeher hatte ich einen unüberwindlichen Widerwillen vor dem parademäßigen Auf- und Abwandeln, und so bestieg ich denn, sobald ich mein erstes Glas im Leibe hatte, die Anhöhe, die sich gerade über dem Brunnen erhebt. Oben befindet sich eine Hütte, und nachdem ich den Anblick der herrlich frischen, freien Landschaft zur Genüge genossen, belustigte ich mich damit, aus der Hütte auf den Weg herab zu sehen, der vom Alleesaal zum Paulinenbrunnen führt; denn jezt war Jedermann aus dem Bette, die Sonne schien warm und man sah den Beaumonde von Schwalbach gemächlich die Promenade auf und ab schlendern.

Auf einem Strich von etwa einer halben Stunde sah ich ein paar Hundert friedliche Menschen umherkriechen und des Stücks ihres Lebens los werden, das zwischen einem Glase kalten Stahlwassers und dem folgenden liegt. Wäre einer zu solch einem Leben verurtheilt, das in der That alle Beschwerlichkeit, nur nicht die gesellschaftliche Annehmlichkeit einer Tretmühle hat, er fände es unerträglich melancholisch; doch es gibt ja keine Pille, die die Mode nicht vergolden, Gewohnheit nicht versüßen könnte. Ich bemerkte, daß fast alle Männer weite, schlechtgemachte, schnupftabaksfarbige, große Ueberröcke trugen und ungeschickte Reisemützen von mannichfaltigen Formen statt Hüten auf hatten. Das Bild im Ganzen genommen war nichts weniger als anziehend; wenn es hier aber auch keine besonders eleganten oder fashionablen Leute gab, wenn auch ihre Bewegungen keineswegs liebenswürdig waren, so mußte ich doch, selbst von meinem fernen Standpunkt aus, den gesunden Verstand und das richtige Gefühl bewundern, in deren Folge sämmtliche Elemente dieser deutschen Gesellschaft unter einander zu harmoniren schienen. Da sah man weder Stoßen noch Drängen, keine bemerkbare Anmaßung, kein plötzliches Umdrehen, um Fremde anzugaffen, „weder martialische Blicke, noch hoffärtiges Spreitzen;“ ächte, wahre, gute Lebensart schien Jedem natürlich. Allerdings war auch nichts von hoher aristokratischer Politur zu bemerken, aber offenbar waren die Bestandtheile dieses Vereins an und für sich so gut, daß er derselben nicht bedurfte. Das Benehmen einer so bunten, aus allen Ständen gemischten Gesellschaft machte, meiner geringen Meinung nach, ihr und ihrem Lande Ehre. Man sah ganz deutlich, daß Jedermann auf der Promenade, wessen Standes er auch seyn mochte, sich bemühte, als Gentleman aufzutreten, und Keiner, mochte er auch noch so hoch stehen, mehr seyn wollte. Die junge Dame dort, in einem fast noch einfachern Anzuge als die übrigen ihres Geschlechts, ist die Fürstin L.; ihr Gesicht, könnte es von meiner Hütte aus gesehen werden, ist so anspruchlos, wie ihr Kleid, und ihr Betragen sittsam, wie ihr Hut. Ihr Gatte, einer in der Gruppe der Herrn hinter ihr, ist mild, voll Anstand, und wenn man heutzutage ohne Beleidigung einem jungen Manne diesen Titel geben darf, möchte ich hinzufügen: er ist bescheiden. Noch sind ein paar weitere Fürsten auf der Promenade, nebst einem stattlichen Schweife von Herzogen, Grafen, Barouen ꝛc.

„Da gehn sie allesammt in Einer Reih!“

Wenn sie aber auch gleich Vögeln von gleichem Gefieder zusammenhalten, so frage ich doch: liegt irgend Anmaßung in ihrem Betragen? und die Ehrfurcht, womit man ihnen allenthalben begegnet, scheint sie ihnen nicht zu gebühren?

(Die Fortsezung folgt.)

Hans Holbein.

(Fortsezung.)

Nach kurzer Lust ließ Heinrich auch dieses Weib aus seinen heißen Umarmungen in die kalte Nacht des Kerkers hinabgleiten, und der erste Sonnenstrahl, welcher der unglücklichen Königin wieder in das Auge leuchtete, zündete keinen Trost, keine Hoffnung darin an, und spiegelte sich fast in demselben Momente in dem rothen Strome, der in kräftiger Fülle sich aus den jugendlichen Adern des schönen Torso ergoß.

Holbein beweinte dieses Schicksal mehr noch als die andern; denn Catharina Howard hatte er selbst geliebt. Sie war die Schönste, und der gefährliche Leichtsinn, der sie umflatterte, verlieh ihr noch größern Reiz.

Dieser Fall zog eine lange Reihe von Unglücklichen auf das Blutgerüst. Jeder, der sich einer kleinen Gunst von ihr erfreut hatte, wem nur ihr holdes Auge gelächelt,

mußte dafür mit seinem Blute der Rache des Königs genugthun. Der Mitwissenschaft ihrer Untreue beschuldigt, wurde die alte Herzogin von Norfolk, Catharinas Großmutter, in diese Gräuel verwickelt, so wie ihr Oheim, Lord Howard, die Gräfin Bridgewater und Andere; ihre Freundin, Lady Rochefort, wurde enthauptet, deßgleichen Derham und Colepeper, die sich des Königs Rechte bei seiner Gemahlin angemaßt haben sollten. An Holbein zog die Gefahr, wie immer, schonend vorüber. Heinrich glaubte seines Künstlers noch zu bedürfen. Als er jedoch zur sechsten Ehe schritt mit der Wittwe Lord Latimers, da ließ er die schon alternde Dame nicht mehr malen, die später durch ihre Klugheit dem Blutgerüste entging. Holbein malte nur noch Ein Bild, das jener Elisabeth, die mit so mancher Neigung ihres Vaters auch die ererbt hatte, die Majestät der Krone durch Schaffot und Henkerbeil befestigen zu wollen.

Heinrich des Achten Grausamkeit wuchs mit den Jahren, und die Schlachtopfer drängten sich an dem Fuße des Schaffots. Holbein hatte nicht mehr Thränen für diese, als für seinen königlichen Beschützer, dessen Wildheit er aufrichtig beklagte, dessen Verirrungen er beweinte, und zu dem er sich dennoch hingezogen fühlte, weil sein sanftes Gemüth sich mächtig zur Dankbarkeit neigte. — So wurden beide alt, und das Lebensende konnte nicht mehr fern seyn.

Eines Abends, es war im Winter und die kalte Sonne nahm einen recht freundlichen Abschied, ging der König mit seinem Maler durch den entlaubten Park. Ihre Unterhaltung war einsylbig. Es war kalt, und beide, im werdenden Greisenalter, hüllten sich in ihre Pelze. Kein Diener war in der Nähe, sie schlugen abgelegene Pfade ein und verloren sich in ein Gehege, das im Sommer reizend war, mit Bosketen, Wasserkünsten, üppigen Lauben und geheimnißvollen Schattengängen rings erfüllt, ganz gemacht zu stillen Freuden. Den kranken König wandelten alte Erinnerungen an und Schmerzen zogen ihm durch die Brust. Jezt war Alles entlaubt, keine Blüthe prangte am Strauche, die Wasser hatte der Winter in den Röhren gefesselt, nichts lebte, und auch der kranke Greis konnte nun mit aller Macht dem Schicksal eben so wenig entrinnen, das er selbst über so Viele verhängt hatte, als er diesem Garten Leben und Maienwonne zu geben im Stande war. Heinrich dachte der Vergangenheit; plözlich blieb er stehen. „Schön war sie, diese Catharina!“ sagte er dumpf vor sich hin. Sein Begleiter fuhr zusammen; dann aber sprach er mit Wehmuth: „Ein Engel war sie, und die Andern nicht minder.“ Eine lange Pause entstand. Heinrich blickte in ein trockenes Marmorbassin, der Maler auf ihn, dann sagte er wieder: „Und schön waren sie Alle — Alle!“ Der König bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und wandte sich ab. „Und welche bedauerst Du am meisten?“ Holbein seufzte tief und antwortete nicht.

Acht Tage darauf starb der König. Sein Tod schenkte dem Herzoge von Norfolk das Leben, der an jenem Tage hätte hingerichtet werden sollen und nun von der neuen Regierung begnadigt wurde. Ganz London trauerte um Heinrich den Achten; die aufrichtigsten Thränen zollte ihm Holbein, der nun allein stand und im hohen Alter seine einzige Stüze verloren hatte.

Gebeugt von Jahren und mehr noch von Kummer, zog er sich immer finsterer von aller Welt zurück und lebte in trostloser Abgeschiedenheit. Er überdachte sein ganzes Leben, das ihm wie ein Traum vorübergeschwunden war, und sein Sterben trat ihm nun vor die Augen. Allein zu sterben, keinen Freund, keinen Verwandten um sich zu sehen, ein verzweiflungsvoller Gedanke! Er forschte emsig nach, was ihm denn dafür die Tage seines Glücks gebracht hatten, für die er dieses elende Alter eingetauscht, und er schauderte. Er wog seine heitern Tage, die Tage voll Kummer, Sorge und Qual, und er fand, daß er Erasmus keinen Dank schuldig sey für den Dienst, den er ihm in seiner Jugend erzeigt. Ruhm und Reichthum hätte er überall finden müssen, und darum war er nun unter diesen trüben Himmel geflohen, hatte sich den Launen des Ungefährs preisgegeben und war seit so vielen Jahren dazu verdammt gewesen, an der Seite eines Tyrannen zu wandeln, seine herrlichen Gaben in seinem Dienste zu verschwenden, für ihn schöne Weiber zu malen, Köpfe, von Schönheit und Anmuth strahlend, um sie nachher dem schimpflichsten und schrecklichsten Tode preisgegeben zu sehen; mit zerrissenem Herzen langsam verblutend, hatte er so sein Leben hingebracht. Ist das ein Loos, wie es der Künstler sich wünscht und ausmalt in der Jugend? Ein heiterer Himmel, Freude, Lust, Zufriedenheit, das soll ihn umgeben auf seiner Bahn, nicht Nebel und Dampf einer großen Stadt, nicht der blendende Glanz des Thrones, nicht Blutströme und religiöse Kämpfe. Da kam es wie Heimweh über ihn; er dachte an die Schweiz, an ihre blauen Berge, an den grünen Rhein, an die alterthümliche, heitere, friedliche Stadt, an seine Schildereien auf der Außenseite der Häuser, an seine eigene Wohnung, an seine Frau. Wie friedlich und ruhig erschien ihm seine Jugend gegen seine spätern Jahre. Wäre er bei seiner Frau geblieben, so würde sie ihm Kinder geboren haben, und nun mußte er allein und in der Fremde sterben, und Niemand war bei ihm, um seine gebrochenen Augen zuzudrücken. Ach, sein kleines Haus in Basel erschien ihm jezt so ruhig und heiter!

Noch viele Winter verlebte er in solchen Kümmernissen und Zweifeln; sein Haar war ganz gebleicht und

seiner Augen Licht schwach geworden. Er sah nicht mehr, was er einst geschaffen hatte, und seine Trösterin und Pflegerin war nun allein die treue, deutsche Magd, die mit ihm das weite Haus bewohnte. Seine Dienerschaft hatte er nach und nach verabschiedet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Raumer. Raupach. Ein homöopathischer Tisch.

Nach so vielen heiligen Dingen ist es jezt Zeit, uns mit profanen zu beschäftigen. Das Theater arbeitet noch daran, den Schreck, welchen ihm Seydelmanns Absagebrief verursachte, zu verwinden. Alles war gespannt; man las die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung nur, um zu wissen, wann Seydelmann aus Frankfurt abreise; da schlug er uns den Besuch ab. Man sagt, er fürchte sich vor der Berliner Kritik, namentlich vor Herrn von Sommerfeld, welcher hier eine Theaterzeitung herausgibt. Ach! was da! er sollte nur kommen; mit Herrn von Sommerfeld läßt sich schon reden. Nun, dafür ist jezt Mad. Schröder-Devrient hier. Sie singt entzückend, obschon die Berliner altklug genug sind, immer noch etwas auszusezen. Es gibt sogar Stimmen, welche behaupten, Dem. Lehmann, unsere berühmte Lehmann, übertreffe sie. Ich hörte sie im Freischützen und Cortez und fand sie entzückend. Aus der albernen Agathe macht sie Alles, was sich nur machen läßt, und als Amazily ist es schon hinreichend, wenn man sie durch den Lärm der Schilde, Pauken und Trompeten hindurchhört. Wen es nach einer gründlichen Kritik ihrer Leistungen gelüstet, lese die mit —o—o— unterzeichneten Artikel der Staatszeitung. Herr von Raumer hat nämlich die Geschichte der drei lezten Jahrhunderte einmal bei Seite liegen lassen und schreibt über die Gastdarstellungen der Schröder-Devrient. Er ist der —o—o— der Staatszeitung. Er citirt die alten Italiener, um den Sängerinnen Fleiß anzurathen, gibt uns wörtliche Auszüge aus Solgers Aesthetik, um den Bewegungen der Madame Schröder recht gründlich auf dem Fuße nachzugehen, kurz, es ist eine gelehrte, süße, schmunzelnde Kritik, eine Kritik, welche mit allen Fingern leckt, es ist Herr von Raumer mit seiner kleinen Figur, die der unsers Clauren sehr ähnlich sieht, mit den gerötheten Wangen, den schalkhaften Lippen, dem grauen Haar und dem Lächeln, das immer der Vorläufer eines Witzes zu seyn scheint. Herr von Raumer wird viel zu thun bekommen; denn auch die Tochter seiner innigsten Freundin, der Mad. Crelinger, wird bald seine Kritik in Anspruch nehmen. Sie will nämlich in die großen Fußstapfen ihrer Mutter — wollt' ich sagen, in die Fußstapfen ihrer großen Mutter treten, und statt einer Shakespeare'schen Julia von vierzig Jahren, eine Julia von siebzehn Lenzen geben; das muß bezaubernd seyn. — Außer einigen Tragödien von Raupach nichts Neues. „Konradins Tod“ wird ein Lieblingsstück, und sogar von unserer Kritik gelobt. Früher bewunderte man in Raupachs Stücken die Sprache, jezt die Tiefe. Es soll Gedanken darin geben, welche erschüttern. Im Konradin hörte ich dergleichen nicht, wohl aber z. B.:

Vergibt der Mensch, dann muß auch Gott vergeben.

Mein Nachbar sagte, diese Stelle sey herrlich. Allerdings; jezt weiß ich doch, daß der liebe Gott die Menschen erst um Erlaubniß bitten muß, wenn er vergeben will, oder vielmehr, daß er mit uns in einem edlen Wetteifer begriffen ist, und sich schämen würde, wenn wir ihm in der Tugend den Rang abliefen. Dies ist die Tiefe der Gedanken, die sich in Raupachs neuen Stücken findet. In der Charakteristik macht er Rückschritte. Konradin ist gänzlich undramatisch angelegt, breit, episch. Shakespeare hätte nicht vom Bodensee, sondern von Neapel angefangen, nicht von Konradins Mutter, sondern von Karl von Anjou. Mad. Crelinger spielt den Konradin. Es fehlt auch hier nicht an Stellen, wo sie ihren berühmten Septimenakkord anbringen kann, das zerreißende Oh! Es that mir leid, denn man kann auch zu oft Oh! sagen. Raupach weiß, wie viel Mad. Crelinger mit ihrem Oh! ausrichtet, und läßt sie frischweg in jeder Tragödie Oh! schreien. Das sollte sie sich verbitten, sie verdirbt sich diesen Ton, er macht keinen Effekt mehr; sie sollte ihm nur kurzweg sagen: „Hofrath, ich kann nicht mehr Oh! rufen; ich muß diesen Ton für meine Julia, für meine Macbeth, für meine Cordelia aufsparen; in Ihren Tragödien, Hofrath, rufe ich absolut im fünften Akt nicht mehr Oh! Lassen Sie mich Ach! rufen, das ruinirt mich nicht.“ Raupach wird sich aber auf keinen Fall darauf einlassen; denn ohne das berühmte Oh! der Mad. Crelinger ist er verloren.

Was gegenwärtig die Homöopathie in Berlin ist, sehe ich täglich an einem homöopathischen Tische, welcher eigens für dieses System gedeckt wird. Ich nehme täglich an seinen kärglichen Freuden Antheil, weniger, um mich von meinem schlechten Humor heilen zu lassen, als aus Eifer, jeder neuen Erscheinung der Zeit auf dem Fuß nachzugehen und Alles zu sondiren, dem sich eine interessante Seite abgewinnen läßt. Ich wette, das gesunde und das allopathische Publikum haben von einem homöopathischen Tische eine ganz falsche Vorstellung. Ich versichere beide, es ist ein Tisch, wie ein jeder anderer auch, von Kienholz, zum Ausziehen, ein Tisch mit acht Füßen, auf welchen täglich ein neues Linnentuch als Decke kommt. Der homöopathische Tisch ist gleichfalls ein Tisch, auf welchen eine Reihe von Gedecken gepflanzt wird, die ordentlich aus einem Teller, einer Serviette, Messer und Gabel bestehen. In der Mitte liegen mehrere Strohdecken, welche dem Brode, dem Gesellschafter, der Vossischen Zeitung und dem ersten vaterländischen Pfennigblatt als Unterlage dienen, Dingen, die alle der Homöopathie nicht widerstreiten, da sie ganz ohne Gewürz sind. Salz ist da, gewöhnliches Küchensalz, aber kein Pfeffer, weder ganzer, noch gestoßener. Die Speisen bekommen wir in dem allgemein beliebten Gesundheitsgeschirr, aus welchem Niemand lieber ißt, als ein Kranker. Wir essen eine Suppe ohne Petersilie, ohne Körbel, ohne Wurzel, wir essen abstrakte Suppe, Suppe im Naturzustande, Suppe à la Rousseau, welches immer dieselbe Suppe ist, ob nun heute Gries, morgen Graupe und Sonntags Reis darin ist. Die Homöopathie hat sogar nichts dagegen, wenn Einer, dem die Suppe nicht behagt, sie stehen läßt. Dann versuche er nur das Rindfleisch, welches in der Suppe liegt, um, von ihr geschwängert, frisch, saftig zu bleiben. Es ist Fleisch von Ochsen, wie man sie überall findet; ich wüßte nicht, daß die Homöopathie irgend eine Gattung von Ochsen bevorzugte, nicht einmal irgend einen Theil an ihrem Körper: wir haben heute Fehlrippe, morgen Filet, Bruststück, wie es vom Fleischer kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Mai 1834.

— Ich wagte mich,
Gleich wilden Knaben, die auf Blasen schwimmen,
So manchen Sommer auf das Meer des Ruhms;
Doch viel zu weit: mein hochgeschwellter Stolz
Brach endlich unter mir, und gibt mich jetzt,
Müd' und ergraut im Dienst, in die Gewalt
Des wilden Strudels, der mich ewig birgt.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Hans Holbein.

(Beschluß.)

Mit sorgfältiger Pflege bedachte den alten Mann Maria, die arme Waise, die er in Tagen des Glücks aufgenommen hatte. „Sieh," sagte er einst zu ihr, „ich besitze ein großes Vermögen, einen Schatz an Bildern, und bin ein reicher Mann; wenn ich einst todt seyn werde, wer soll das erben? Ich habe Niemand — Niemand auf der weiten Welt, als Dich. — Mein Tod ist nahe, das fühl' ich." — „Sprecht nicht so, mein werther Herr," erwiderte darauf das Mädchen. „Was sollte ich mit dem Reichthum wohl anfangen? Ich hab' ihn mein ganzes Leben entbehrt. Und in Wahrheit, Ihr seyd noch rüstig und nicht so alt, um an's Sterben zu denken. Ich will Euch schon pflegen, daß Ihr mir nicht so bald sterben sollt." — „Gutes Kind," sprach der Maler, „wenn ich nun aber einst todt seyn werde, dann kehrst Du heim zu Deinen Landsleuten und bringst englisches Gold mit und kannst in Basel den reichsten und schönsten Mann freien." — „Ach!" seufzte Maria, „die Meinen sind seither alle gestorben, ich bin ganz fremd dort geworden, ich werde nie mehr in meine Heimath zurückkehren." — „Und was wirst Du denn beginnen?" fragte Holbein. — „Hier in England bleiben, Euch bis in's späteste Alter pflegen und dann —" hier brach sie plötzlich ab. „Und dann?" wiederholte er fragend. „Wenn ich Euch überlebe, auf Eurem Grabe beten," setzte sie mit thränenerstickter Stimme hinzu. „Fromme Seele!" sprach er und ergriff ihre Hand. „Warum verließ ich die Heimath! Solche Rede, so wohlthuend und lind wie Balsam, entbehrte ich mein ganzes Leben. Und noch anders würde sie wirken, käme sie aus dem Munde des Kindes —" — „Betrachtet mich wie Euer Kind!" rief Maria; „aber nicht, indem Ihr mir Euer Hab' und Gut verschreibt, sondern weil Ihr mir all' Eure Liebe schenket! O mein Vater! ich will Euch ja lieben, wie das Kind, das Euch —" Sie unterbrach sich plötzlich. „Du sprichst nicht aus?" fragte er sanft, „das Euch Euer Weib gebar — wolltest Du sagen. Sie hat mir keines geboren, zum Glücke! denn nie wäre es sanft und fromm geworden, wie Du. Geerbt hätte es von der Mutter jene Eigenschaften des Herzens, die mich peinigten und mich so elend gemacht haben. Komm, Maria, sey Du meine Stütze, mein Trost, meine Pflegerin! Ich würde jetzt die Arme nicht so zuversichtlich der Tochter entgegenstrecken, der Fremden, Kalten, die von der Mutter erzogen, mit all ihren Fehlern ausgestattet, zu mir käme. Nein! Du bist mir lieber, willkommener! Drum sey nur getrost, meine Liebe soll Dir nichts rauben; mein Weib ist gestorben, und kein Kind blüht mir auf

der Erde.“ — „Ich bleibe Eure getreue Magd,“ sagte gerührt das Mädchen und küßte ihm die Hand. Aehnliche Gespräche hatten sie oft.

Mehr und mehr gewöhnte sich Holbein daran, in Maria seine Tochter zu sehen, und pries sich glücklich, daß der Himmel am Ziel seiner Tage ihm noch dieses Zeichen seiner Gnade gesandt hatte. Maria war die Liebe, Frömmigkeit und Geduld selbst. Alles, was sie für den alten, traurigen Mann thun konnte, brachte ihr sichtbare Freude und schwächte den tiefen Schatten ihrer Stirne, den ein geheimer Gram darauf geworfen, wenn es ihn auch gleich nicht ganz verscheuchen konnte.

So war das erschütternd bewegte Drama, zu dem sich Holbeins Leben gestaltet hatte, zum stillen Familiengemälde geworden, und von allen großen und glänzenden Erscheinungen darin waren nur zwei nicht ganz beglückte Personen auf der Scene geblieben.

Ein grausenerregendes Gerücht verbreitete sich eines Morgens durch die Stadt. Die Pest war ausgebrochen. Man wollte es nicht glauben, man lief zusammen, man forschte; aber die Ueberzeugung blieb nicht lange aus. Auf allen Straßen fielen Menschen nieder; hier wurden Häuser vernagelt, deren Bewohner von der Pest sämmtlich befallen worden waren, dort zogen, jeder Vorsicht zum Trotze, Banden umher, welche den Nachlaß der Gestorbenen plünderten, und so den Keim des schrecklichen Todes nicht nur auf sich, sondern auf alle Uebrigen fortpflanzten. Alles floh, was fliehen konnte, um den ungesunden Dunstkreis der Hauptstadt mit einer zuträglichern Luft zu vertauschen. London zeigte das Bild der Zerstörung und Verwüstung: ein Lustlager des Todes, ein großes Leichenfeld, das von Minute zu Minute an gräßlicher Bevölkerung zunahm. Holbein, schwach und hinfällig, verließ an Marias Hand sein großes Haus, um in einer fernen Vorstadt, die auf einer kleinen Anhöhe lag, und deßhalb für gesünder gehalten wurde, sein Leben zu sichern. Das Mädchen, das für alle Bedürfnisse sorgte und daher mit andern Leuten in beständiger Berührung blieb, erkrankte plötzlich. Kein Zweifel blieb, daß die Pest sie ergriffen hatte. Sie bat, Holbein möchte sich von ihr entfernt halten, wie es die Vorsicht wollte; allein er gab nur seiner Liebe für die Leidende Gehör und linderte ihre Schmerzen durch kühlende Getränke und wachte an ihrem Lager.

„Und muß ich Dich verlieren, mein geliebtes Kind,“ rief er jammernd aus, „was soll ich dann noch auf der Welt?“ — „Liebt Ihr mich wie Euer Kind, Eure Tochter?“ hauchte sie schwach. „Nicht anders,“ sagte er. „Und würdet Ihr mich so lieben, wenn ich Eure Tochter wirklich wäre, die Euch Maria, Eure Gattin geboren?“ — „Ich liebe Dich mehr, denn nie würde Deine Engelsgüte Marias Kind in seinem Busen bergen,“ sprach der unglückliche Greis. „Nun denn, Vater — so vernehmt — ich bin Eure Tochter wirklich, die Eure Gattin Maria, meine Mutter, nach Eurer Entfernung zur Welt brachte. Hier, seht den Kirchenschein, der vor vierzig Jahren bei meiner Geburt ausgestellt wurde; so lang ist es her, daß Ihr aus Basel floht.“ Bei diesen Worten übergab sie ihrem Vater ein vergelbtes Papier. „Und warum sagst Du mir erst jezt dies Alles?“ fragte er. „Wie hätte ich mir das Herz fassen können und sprechen: ich bin Eure Tochter!“ erwiderte sie, „da mir in späterer Zeit Alles gesagt worden war, was sich auf Eure Entfernung bezog, warum Ihr Euer Haus verlassen hattet. Ich wollte meinen Vater sehen, um ihn seyn, und das ist mir zu Theil worden. Jezt gehe ich voran, zur Mutter, um ihr zu sagen, daß Ihr ihrer nicht mehr in Haß gedenkt.“ — „Ach, meine Tochter! ich beklage meine Verblendung, die mich um das Glück meines Lebens brachte und mich in eitlem Hochmuthe einem Phantome nachjagen ließ. Nun ist Alles zu Ende! gehe voran, Maria, ich folge Dir bald!“ — „Bald —“ flüsterte es, wie ein geisterhaftes Echo aus ihrer Brust, und sie lag, eine starre Leiche vor ihm.

Da saß nun der größte Maler seiner Zeit, der mächtige Günstling eines Königs, der gesuchteste Mann in der Hauptstadt der Welt, trauernd bei den Trümmern seines Glücks, in einer kleinen Hütte der Vorstadt; er, dessen Auge sich erging, die herrlichsten Formen, die blühendste Schönheit in sich zu saugen, heftete nun die brennenden Blicke auf einen häßlichen, verunstalteten Leichnam, der sein Alles war, sein Glück, sein Reichthum!

Und bang und immer bänger ward es ihm; der glühende Hauch der Pest wehte ihn an, er konnte Maria nicht lange überleben. Wie er gestorben? wer weiß es? Holbein, der größte Maler seiner Zeit, starb in London, verlassen, und kein theilnehmendes Wesen weinte um ihn. Auch Titian starb an der Pest; aber das stolze Venedig hüllte sich um ihn in eine prachtvolle Trauer.

Nachts traten beim Scheine einer düstern Laterne zwei Menschen in die Hütte, sahen sich rings um, luden die beiden Leichen auf und warfen sie in die große Grube des Pestleichenackers, zu den übrigen Tausenden. Niemand weiß, wo die Gebeine Holbeins ruhen; spätere eifrige Verehrer seiner Kunst konnten kein Mausoleum darüber errichten; die Museen aller Länder schmücken seine Werke.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Jenes auffallend linkische, kurze, kleine Paar, welches dort Hand in Hand spazieren geht und, man weiß nicht

warum, gelegentlich in einen schäkernden Trab fällt, ist ein Jude und eine Jüdin, kürzlich verheirathet, und weil man sich in die Ohren raunt, daß sie aus gewissen mysteriösen Gründen den Brunnen trinken, so bleibt es nicht ganz unbemerkt, mit welcher Sorglichkeit der kleine verliebte Mann seiner schmächtigen Gattin das Glas voll kalter Stärkung reicht. Dieser langsame Herr mit dem unermeßlichen Bauch, der mit den vornehmsten Personen auf der Promenade bekannt scheint, ist ein Gesandter, der nirgends hingeht, sogar nicht in's Bad, ohne seinen französischen Koch, und was braucht es mehr, um von Jedermann sein Lob singen zu hören? Er ist, allem nach, ein sehr artiger, gutmüthiger Mann, doch wie er da einherkommt, liegt es auf der Hand, daß sein Koch ihn um's Leben bringt; und was vermögen ein paar Gläser kalten Wassers gegen eine Korpulenz, für die Sir John Falstaffs Gürtel zu kurz wäre? Oft und viel habe ich Diogenes bedauert, daß er in einer Tonne leben müssen, aber dieser arme Botschafter ist noch weit übler daran; denn es ist klar, die Tonne lebt in ihm und er muß sie auf jedem Schritt mitschleppen.

Doch genug des Spotts über meine Brunnengefährten; ich muß hinunter und mein zweites und drittes Glas trinken. Man sollte denken, diese Sündfluth kalten Wassers lasse wenig Raum für Thee und Zucker übrig; doch wie wunderbar es auch klingen mag, auf dem Wege zu meinem „Hof“ machte sich wieder so viel Ladungsraum im Schiffchen, als da es absegelte, und außerdem erregt der Stahl einen Appetit, der kaum zu zügeln ist.

Unmittelbar nach dem Frühstück gab ich mich gewöhnlich dem Genusse hin, müßig durch die Stadt zu schlendern. Unter dem vorspringenden Dache der goldenen Kette — so hieß mein Gasthof — sah man alle Tage einen Haufen Weiber sitzen, mit ungeheuren Obstkörben, die sie auf dem Kopfe über die Berge gebracht hatten. Die Kirschen waren von der größten und schönsten Sorte, und die Menge ihrer Steine, die das Pflaster der Straße bedeckten, zeigten hinlänglich, zu welch geringem Preise sie verkauft wurden. Pflaumen, Aprikosen, Reineclauden, Apfel und Birnen gab es gleichfalls in Ueberfluß; dem Fremden war es indessen streng anbefohlen, im Vorbeigehen bei diesen Körben die Augen abzuwenden; denn wenn rohes Obst und Mineralwasser sich unversehens in einem menschlichen Magen begegnen, entsteht unvermeidlich ein polternder Kampf, wobei eines das andere aus dem Hause zu werfen sucht. Oft ergötzte ich mich daran, wie der Haufen müßiger Buben, welche die Obstverkäuferinnen wie Wespen umschwärmten, durch die Ankunft einer deutschen Grandezza im mächtig großen Reisewagen auseinander gesprengt wurde; denn zum wenigsten ein paar Minuten, bevor das Ding zum Vorschein kam, hörte man, wie der Postillon, während er den Berg herabfuhr, die Stadt von der hoher Wichtigkeit seiner Ladung zu benachrichtigen suchte, indem er auf seinem Horne ein Stück spielte, in Ton und Schnörkelwerk demjenigen frappant ähnlich, womit in London Hanswurst verkündigt wird. Der Ton eines schlecht geblasenen Hornes hat immer etwas Herbes, Ohrzerreißendes; wenn sie aber ein langer, vierschrötiger deutscher Postknecht an die Lippen sezt, der in seinen weiten Stiefeln und seiner grobtuchenen Livree fast erstickt, und außer diesem krummen Instrument noch die Zügel von zwei Deichselpferden, sammt denen der beiden Vorläufer zu halten hat, so ist sein Bestreben, in so großer Bedrängniß noch musikalisch zu seyn, über die Maßen komisch, und wenn der Bursche endlich bei der goldenen Kette vorfährt und ein Stückchen bläst, daß man meint, Judiths Haupt müsse jeden Augenblick zum Wagen herausgucken, so muß man gestehen, daß, hätte man das Geld, das die Trompete gekostet, auf ein Paar bessere Sporen verwendet, es dem Reisenden ungleich besser zu Statten gekommen wäre; indessen erinnert mich das deutsche Postreisen stets an die Bemerkung, die der schwarze Prinz einst gemacht haben soll, als er sich bemühte, ein Spanferkel abzustreifen.

Lieder von Karl Mayer.

Der Rosenstock.

An dem Pfeilerkreis des Chores
Kenn' ich jedes Jahr voll Flores
Einen alten Rosenstock,
Und dahinter aufgerichtet
Hebt sich ein bemooster Block,
Dem ein Grabvers eingedichtet.

Regenvoll aus Strauch und Nessel
Zeigt dort auch ein Weihekessel
Auf erloschne Frömmigkeit.
O wie schön des Flusses Tosen
Und die längst verschwundne Zeit
Sich belauscht bei jenen Rosen!

Sommerregen.

All dies Rieseln, diesen Duft,
Diese thränenlinde Luft,
Das erquickte Wiesenbildniß,
Diese Busch- und Kräuterwildniß
In der frischen Regennässe,
Und des Himmels feuchte Blässe
Rechnen meine durst'gen Sinne
Sich zur Labung, zum Gewinne.

Geräusch und Stille.

Von wie tosend wirrem Lärmen
Tönt des Tages Sommerblau,
Bächlein zanken, Bienen schwärmen,
Hähne krähen durch die Au'.

Doch die ganze Stimmenmischung
Klingt nur traulich jedem Ohr,
Und zum Einhauch der Erfrischung
Wagt sich selbst das Mäuschen vor.

Der Berg.

In's Zwielicht, mit still heitrer Miene,
Blickt über rauchende Kamine
Der mütterliche Berg hinaus.
Er sieht versorgt nun Haus für Haus,
Die sich um seinen Schatten schmiegen,
Und wie sie bald im Traume liegen,
Ist er auf dieser Sternennacht
Geheime Feier schon bedacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein homöopathischer Tisch. Journalistik.

An Saucen, das muß ich gestehen, leiden wir empfindlichen Mangel. Kapern, Sardellen, Morcheln, diese unübertrefflichen Vorzüge, welche die Allopathie ewig vor Hahnemann voraus haben wird, klingen an unser Ohr traumartig, wie Produkte einer bessern Welt, die den Verdammten verschlossen bleibt; wir müssen uns mit einer braunen Rosinensauce begnügen. Wir kommen jetzt zum Gemüse, das leider zu oft aus Kartoffeln besteht, doch auch Spinat, grüner Kohl, Milchreis, Birnen und Klöße (über die tiefe Bedeutung dieses Gerichts empfehle ich Ihnen einen Abschnitt in W. Alexis Wiener Bildern), ja sogar eine Mehlspeise ohne Mandeln oder ein Hecht ohne Petersilie seyn kann. Der Braten hält sich gewöhnlich an das Rind oder den Hammel, seltener an das Kalb, niemals an Geflügel, welches letztere nur eine Consequenz der Sparsamkeit, keineswegs eine der Homöopathie ist. Hypochonder, Gelehrte, Beamte, Unterleibsuizianer pflegen sich hinternach noch ein Compott von Pflaumen geben zu lassen. Da haben Sie unsern Tisch; jetzt einige Worte über die, welche darum sitzen. Es sind lauter Kranke, aber keineswegs Krüppel. Gichtbrüchige, welche in einer Sänfte hieher getragen würden, um Pflaumen und Klöße zu essen. Einige von ihnen wissen sogar noch nicht einmal, wo es ihnen sitzt, und selbst von denjenigen, die es ach! sehr wohl wissen, muß man gestehen, daß sie uns keine weitläufigen Beschreibungen davon machen, welche Wirkung bei ihnen der Genuß von Speisen hervorbringt; daß sie nicht erbärmlich husten, wenn sie an der Lunge, und nicht übertrieben gelb aussehen, wenn sie an der Leber leiden. In ihrem Glauben an die Homöopathie stehen sie auf verschiedenen Stufen. Der Eine schwört auf sie, liest uns Stellen aus dem Archiv vor, das er selbst hält, und berichtet uns, was ihm Dr. Groß, mit dem er korrespondirt, zuweilen für Bemerkungen mittheilt. Ein Anderer ist wenigstens so weit gekommen, kein Vertrauen mehr zur Allopathie zu haben; er rechnet uns die Apothekerconti vor, welche an seinen Leichnam unnütz verschwendet sind, macht uns haarsträubende Schilderungen von den Dekokten, Latwergen und Pillen, die er schon habe verschlucken müssen, um eine Krankheit los zu werden, die er uns freilich verschweigt. Dieser Mann ist etwas schief gewachsen; glaubt er vielleicht, die Pulver der Homöopathie werden ihn wieder gerade richten? Man wirft zuweilen Preisfragen auf, welche der kleine, den Patienten eingehändigte Diätzettel unentschieden läßt; z. B. ob man Gänseleber essen dürfe? Jetzt beginnt ein chemischer Prozeß: man untersucht, welche Bestandtheile eine solche Leber enthalten könne, welche Eigenschaften sie in der Bratpfanne annimmt, man stimmt über die Frage ab und entscheidet sich zuletzt, an Dr. Groß zu schreiben. Zuweilen geschieht es auch, daß Jemand das Wort Wein erwähnt; dies macht immer eine lebhafte Sensation, man steckt die Köpfe zusammen, schlägt seinen Begierden ein frommes Kreuz, man spricht leiser, und es ist, als wenn man diese Menschen wie Türken auf dem heimlichen Genuß ertappt hätte, oder als wenn schon die Erwähnung des verpönten Gegenstandes eine unerlaubte Handlung wäre. Was ist Wein? fragen sie, was ist Burgunder? was ist Rheinwein? Niemand gibt Antwort; und sie seufzen und lächeln und bestellen sich ein Glas Wasser. Da haben Sie die Schilderung eines homöopathischen Tisches.

Zu den hier schon bestehenden Zeitschriften wird sich eine neue gesellen, deren Name und Einrichtung von mehrern in den Provinzen unserer Monarchie vorhandenen Blättern entlehnt ist. Wir haben schlesische, preußische, pommersche und rheinische Provinzialblätter, welche aus ihren Provinzen Alles, was Regierung, Städtewesen, Handel, Statistik jeder Art anlangt, zur öffentlichen Kunde bringen. Auch geben sie Rechenschaft, was von Literaten ihres Regierungsbezirks gedruckt wird; eine Kritik, die leider öfter im Interesse der Provinz, als der Wahrheit geübt wird. Der hiesige Buchhändler Herbig wird nun für die Provinzen Brandenburg und Sachsen ein solches Archiv erscheinen lassen, welches er der Leitung einsichtsvoller und unterrichteter Gelehrten übergeben hat. Außerdem ruft jetzt auch der Zollverband ein neues Blatt in's Leben, welches Jahrbücher der Zollgesetzgebung und Zollverwaltung seyn werden und von einem gewissen Regierungsrath Pochhammer bei Jonas herauskommen sollen. Die literarische Zeitung, welche von einem Buchhalter der Dunker und Humblotschen Buchhandlung herausgegeben und von jüngern hiesigen Gelehrten unterstützt wird, fährt fort, reiche Uebersichten über die tägliche Vermehrung unserer Literaturmasse zu geben. Sie verweist größtentheils auf Kritiken, welche über dieses oder jene Buch in andern Blättern erschienen sind, und bewährt in der Auswahl der Zeitungen, denen sie Autorität zuschreibt, einen guten Takt. Bei den Kritiken, welche sie selbst liefert, wäre zu wünschen, daß sie Bücher träfen, welche ihr nicht durch Zusendung oder sonst einen Zufall zugänglich geworden sind, sondern welche sie wegen ihres Werthes selbst zu diesem Zwecke auswählte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Mai 1834.

— Mit ſeinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerſchöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Schiller.

Atlantica.

Von Nikolaus Lenau.

1.

Der Schiffsjunge.

Das wilde, ſchäumende Roß,
Gejagt von der Sporen ſcharfem Stoß,
Auf krummgewundener Reiterbahn
Mit ſeitwärts geneigtem Leibe ſtürmt:
So fliegt, wie die Flut ſich ſenkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Maſt.
Es brauſt das Meer, es kracht und ſtöhnt
Des beladnen Fahrzeugs ſchwere Wucht.
Auf ſeiner raſtlos eiligen Flucht
Der Matroſen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder ſteht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend ſcharf auf's zitternde Schwanken
Der Bouſſole mit mancherlei frohen Gedanken.
Er überzählt ſein Geldchen im Stillen,
Schon hört er am Strande die Fidel klingen,
Wo blühende, luſtige Dirnen ſpringen,
Die gerne dem Seemann ſind zu Willen.
Vergnügt, die Heimath wiederzuſehn,
Am Verdeck friſch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän,
Und lächelnd empor in die Segel ſpäht,
Die jetzt ihm ſchwellen zur Augenlabe
Von des Windes köſtlicher, flüchtiger Habe.
Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sproſſen hinauf der ſchwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Haſt
Die höchſten Segel am ſtolzen Maſt:
Den Lüftefanger, den Wolkenraſer,
Den Mondespflücker, den Sternengraſer.
Da bricht das morſche Tau entzwei,
Woran er geſchwebt — ein banger Schrei —
Er ſtürzt hinunter in's Meer,
Und über ihn ſtürzen die Wellen her.
Umſonſt, Matroſen, iſt euer Bemühn,
Den Jüngling zu retten, er iſt dahin!
Wie hungernde Beſtien ſtürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, ſie ſchnauben und bellen,
Schon hat ihn die eine wüthend verſchlungen,
Und über ſie kommen die andern geſprungen,
Die um die Gierige neidiſch ſchwärmen
Mit ſchäumendem Rachen und wildem Lärmen. —
— — — — — — — —

Die Sonne wiederum zu Himmel ſteigt,
Da ruh'n die Winde, jede Welle ſchweigt,
Und traurig ſteht der feiernde Matroſe,
Nachdenkend ſeinem wandelbaren Looſe.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das ſchnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer;
Ueber ihm und ſeinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen ſchäumen,
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er dieſen Jüngling fallen ließ?
Sammeln ſich um ihn die Seejungfrauen
Froherſtaunt, in der Korallenauen
Stillem, ewig dämmerndem Verließ?

Flechten ſie ſchon freudig und erſchrocken,
Schöner Fremdling, in die naſſen Locken
Muſcheln dir zum weißen Roſenkranz?
Werden ſie in ihren Felſenriſſen
Nicht von dunkler Sehnſucht ſchon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings goldnem Glanz?

Sommertage in Wallis.

Vierter Brief.

Von Sion aus machten wir einen Ausflug nach den furchtbaren Diablerets, dem mächtigſten Grenzberg zwiſchen Wallis und Waad, und brauchten dazu ſieben Stunden. Ich kann das Entzücken mancher Reiſenden über die Diablerets nicht ganz theilen, und dies kommt wohl daher, weil ich mir zu viel vorſtellte. In drei Stunden gelangt man von Sion nach Avent, und bald darauf zu einer einſamen Kapelle des heiligen Bernhard. Von nun an wird der Fußpfad furchtbar, und das Kirchlein ſcheint da erbaut, um den Sinn des Wanderers hinauf zum Himmel zu wenden, deſſen Schutz und Schirm durchaus nöthig iſt, um die Gefahren dieſes Wegs zu überſtehen. Er geht auf einer engen, ſchmalen Corniſche ohne Geländer hin, die über einem fürchterlichen Abgrund hängt. Dieſer für Seiltänzer gemachte Weg läuft ſo einige hundert Toiſen weit fort, und wenn er endlich zurückgelegt iſt, fällt Einem eine Centnerlaſt vom Herzen und man athmet wieder frei auf. In der Tiefe des Thals brauſt und ſchäumt die Liſerne, die ſich unter einem gar maleriſchen Brückchen weg in den Abgrund ſtürzt, deſſen Tiefe man vor dem Schäumen des Waſſers nicht ermeſſen kann. Jezt thut ſich eine der furchtbarſten Scenen auf, die ich je geſehen. Da liegt eine weite Ebene, etwas nach Innen gebogen, in Geſtalt eines Beckens, einſt ſchönes, fruchtbares und reizendes Land voll Alpen, Dörfern, Weilern und Gärten, jezt eine furchtbare Wüſte durch die in Trümmern heruntergeſtürzten Bergſeiten. Hier und da ſieht man noch Spuren von Erdreich, auf dem ſich Blumen und Bäumchen zwiſchen furchtbaren Felsblöcken hervordrängen; die rauhen Maſſen umſpinnt ſchon Epheu und Geisblatt und der Hagedorn keimt in den Ritzen. Rechts kommt man, gleichfalls zwiſchen entſetzlicher Zerſtörung, zu einer mit Moos bekleideten Grotte, wo eine friſche Quelle ſprudelt, die ſich aus dem Schutt hervorgearbeitet hat. Links liegt ganz einſam und verlaſſen ein kleiner Teich; dichtes Schilf und Rohr wächst um ſeine Ufer her, und aus der Mitte des Waſſers ragt ein Felsblock, um den eine Menge wilder Enten herumflattern, denn in dieſer Einſamkeit können ſie ſicher niſten. Hier herrſcht tiefes Schweigen, das nur zuweilen die kreiſchende Stimme dieſer Vögel und das ferne Geräuſch des Bergſtroms unterbricht, in dem eine Menge Quellen aus der Höhe zuſammenſchießen. Zu dieſem tiefen Schweigen ſtimmt die grandioſe Zerſtörung, die rund umher herrſcht und die etwas Poetiſches und Feierliches hat. Wendet man aus dieſem weiten Thal der Verwüſtung den Blick nach oben, wo ſie herkam, ſo zeigen ſich da noch deutlich die Narben dieſes Bruchs. Fünf Spitzen des Bergs ſtürzten herunter, drei andere ſtehen noch, drohen aber auch zu fallen, denn ſie ſind von der Zeit ſchon gebrochen, zerklüftet und ſchrecklich geſpalten. Mich durchlief ein Schauer, denn es iſt furchtbar, zu denken, daß auch ſie wohl in Kurzem herabſtürzen werden. Möchten ſie dann nur auf derſelben Seite brechen, wie jene fünf, gegen das ſchon zerſtörte und begrabene Thal, und nicht auf der andern Seite, wo ſie neue Zerſtörung anrichten und abermals Leben und Anbau verſchütten würden. Beim Weggehen machten wir große Schritte, und gar manchmal ſahen wir uns mit unwillkührlicher Angſt um.

Am 23ſten September 1714 hörte man von jenen Höhen ein dumpfes Brüllen herabdringen. Es nahm immer mehr zu bis um Mittag den 25ſten. Da begannen Felſenwände und Spitzen der Diablerets ſich loszureißen und herunter zu ſtürzen. Der vorher ganz reine und blaue Himmel verdüſterte ſich nun auf einmal durch die dicken Staubwolken, die ſich erhoben, die Felſen in größern und kleinern Maſſen ſtürzten ſich mit Blitzesſchnelligkeit herab und verſchütteten das ſchöne Thal in

wenigen Augenblicken. Der Lauf der Flüßchen und Bäche ward unterbrochen, es bildeten sich kleine Seen und Teiche daraus. Eine Menge Sennhütten an dem fruchtbaren Bergabhang verschwanden in einem Augenblick mit ihren Bewohnern. Nur ein Senn ward wundersam erhalten, nämlich Georg Oder aus dem Dorf Avent. Seine Sennhütte lehnte sich an den Berg und ein glücklicher Zufall wollte, daß ein ungeheures Felsstück im Fallen mit einem andern so in einem Winkel zusammenstieß und sich mit ihm so fest in den Boden einrammte, daß sich beide hielten und nicht weiter stürzten. So bildeten sie ein festes, schützendes Dach über der Sennhütte, in der Georg gerade am Molkenkessel stand, als der Berg ging. Ueber diesem Dach häuften sich nun Steine, Erde und Schutt zu großer Höhe an, aber immer schwächer und dumpfer ward das Donnern, bis es endlich ganz aufhörte und es todtenstille ward. So war Georg zwar in seiner Hütte erhalten, aber unter einem Berg von Schutt und Trümmern lebendig begraben und tief verschüttet. In dieser schrecklichen Lage nährte sich der Unglückliche von den vielen Käsen, die in seiner Hütte aufgehäuft waren, und stillte seinen Durst mit dem Wasser, das zwischen den Felsen hervorsickerte und aus einem ganz von seinem frühern Lauf abgewendeten Bächlein kam. Gleich am folgenden Tag begann er, sich einen Ausweg zu eröffnen, dies war aber sehr schwierig und manchmal wegen der nachfallenden Felsstücke nicht ohne Gefahr. Mit dieser Arbeit brachte er drei Monate zu, denn erst kurz vor Weihnachten gelangte er wieder an's Tageslicht. Nun eilte er, bleich, elend und abgemagert, wie er war, in sein Dorf, wo ihn Alle für ein Gespenst hielten; er verbreitete Angst und Schrecken, und der Pfarrer kam bald herbei, um ihn zu exorcisiren. Wäre er doch unter dem stürzenden Berg und dem Schutt vergraben worden! Denn schon in den lezten Septembertagen war er mit den andern verunglückten Sennern für verschüttet und todt gehalten worden; man schritt daher zur Vertheilung seiner geringen Habe unter zwei verheirathete Schwestern, und sein Mädchen versprach sich mit einem Andern. Als er nun so unerwartet zurückkam, waren die Schwäger gar nicht geneigt, das Empfangene wieder herauszugeben, und der neue Liebhaber war auch nicht guter Laune. Man sagt, sie haben den Pfarrer zum Exorcisiren des armen Georgs bestimmt, um ihn sofort aus dem Dorf treiben zu können. Dies mußte aber doch unterbleiben, und Georg wurde später durch eine Heirath ein reicher und glücklicher Mann.

Der zweite Bergfall trug sich 1749 zu. Ein dumpfes Donnern ging auch diesmal dem Sturz voran. Durch die Erfahrung vor fünf- und dreißig Jahren klüger geworden, ließen sich die Bewohner dadurch warnen und flohen schnell mit ihren Heerden. Nur fünf Berner, die eine Stunde weiter unten beim Weine in einer Mühle saßen, ließen sich durch das Geräusch nicht warnen; kurze Zeit darauf war schon die Mühle und alle ihre Bewohner begraben. Bei diesem Bergsturz wurden vierzig Sennhütten verschüttet. Das Land, eine Quadratmeile groß, mit seiner herrlichen Waldung, seinen fruchtbaren Wiesen und Weiden, wurde ganz verödet. Das Wasser der Liserne konnte nun nicht mehr ablaufen, sondern bildete einen Teich, nämlich den Darboreusee, der einen Umfang von tausend Fuß hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, Mai.

Der Graf Stanhope und Kaspar Hauser.

Wie verschieden auch die Urtheile seyn mögen über Kaspar Hausers Herkunft und Einkerkerung, über seine Erscheinung in Nürnberg, sein Benehmen daselbst und in Ansbach, den Mordversuch zu Nürnberg und das tragische Ende zu Ansbach, immerhin war und bleibt dieses Einzelwesen eine physische und psychologische Merkwürdigkeit. Aber auch das Verhalten dessen, der ihn zu seinem Schüzling nicht nur, sondern durch gerichtlichen Vertrag sogar zu seinem Pflegesohn erkoren hatte, wird, bei unbefangener Erwägung, in ethischer und psychologischer Hinsicht als eine Denkwürdigkeit erkannt werden. In Beziehung auf diese würden wir uns weder in diesem Blatt, noch anderswo eine Mittheilung erlauben, wäre darin nicht (Morgenblatt vom 28ten bis 30sten April d. J.) ausdrücklich mit „erhaltener Erlaubniß“ der drei Broschüren öffentlich gedacht worden, welche unlängst Herr Graf Stanhope nur „als Manuscript“ zu Karlsruhe hat drucken lassen, und die von ihm, wie es heißt, nicht sparsam verbreitet werden. Wir beschränken uns auf das rein Geschichtliche, und überlassen die Beurtheilung dem Leser.

Im Mai 1851 machte Graf Stanhope hier, zu Nürnberg, Hausers persönliche Bekanntschaft. Er selbst meldet: „Nachdem ich einige Tage in seiner Nähe zugebracht und ihn öfters gesehen hatte, kehrte ich im September desselben Jahres nach Nürnberg zurück, wo ich während zweier Monate Gelegenheit hatte, ihn täglich und stundenlang zu beobachten.“ Nachdem er in geraumer Zeit über die Thatumstände seines hiesigen Erscheinens am 26sten Mai 1828, über sein Benehmen seit viertehalb Jahren, über seine körperliche und geistige Beschaffenheit, seine Unverdächtigkeit, Unwissenheit und Abhängigkeit die genaueste Erkundigung unmittelbar an den Quellen nicht nur einzuziehen jede wünschenswerthe Gelegenheit gehabt, sondern auch mit größter Umsicht und Aufmerksamkeit eingezogen, nachdem er mittelst anhaltender Selbstbeobachtung die Persönlichkeit des räthselhaften Wesens durchforscht hatte, entschloß er sich, ohne Zweifel in der menschenfreundlichsten Absicht, den Findling, das Kind der Stadt Nürnberg, in seine Erziehung und Verpflegung und zu lebenslänglicher Versorgung zu übernehmen. Nicht ohne ernsten Kampf mit dessen Vormund gelang es ihm, sein Vorhaben durchzusezen. Durch eine Verfügung des hiesigen

Kreis- und Stadtgerichts vom 25sten November 1831 ward ihm, auf seine dringende Bitte, „die Verpflegung und Erziehung des Findlings Kaspar Hauser auf den Fall überlassen und anvertraut, wenn er sich in einer gerichtlich zu errichtenden Urkunde verbindlich mache, für die zweckmäßige Erziehung und Verpflegung des gedachten Kaspar Hauser zu sorgen, dessen Subsistenz auch auf den Fall seines Todes zu sichern und alle diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die zur persönlichen Sicherheit des Hauser erforderlich sind.“ Hierauf erklärte Graf Stanhope am 29sten November 1831 zu Ansbach in dem dortigen Kreis- und Stadtgericht zu Protokoll: daß er „wohl überlegt“ sich verbindlich mache, „für die zweckmäßige Erziehung“ u. s. w., wörtlich wie oben.

Graf Stanhope übersiedelte nunmehr seinen Pflegesohn nach Ansbach, wo er ihn in zweckmäßige Erziehung und Verpflegung gab, und so bis an dessen Ende die übernommene Pflicht treu erfüllte. Auch setzte er in Ansbach etliche Monate lang seine Selbstbeobachtung desselben in täglichem Umgang mit ihm fort. In dieser Zeit seines Aufenthalts zu Ansbach ward dort von dem verewigten Hrn. von Feuerbach, unter den Augen des Hrn. Grafen und bei fast täglicher trauter Unterredung mit demselben, die bekannte Schrift: „Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen.“ verfaßt und gedruckt. Sie war ein Ergebniß nicht nur der eigenen Forschung und Meditation des seligen Feuerbach, sondern auch seiner häufigen mündlichen Erörterungen mit dem edelmüthigen Britten, dem er dieselbe höchst gemüthlich zueignete.

Der Graf fand an dem Inhalt dieser Schrift so großes Wohlgefallen, daß er dieselbe sogleich in das Englische übersetzte, sie mit eigenen Anmerkungen, in der Hauptsache (wie er damals selbst äußerte) dem Verfasser beistimmend, bereicherte, und in dieser Gestalt nach seiner Rückkunft zu London drucken ließ. Kaum war der Abdruck dieser englischen vermehrten Ausgabe vollendet, so scheint ganz unvermuthet, ohne neue faktische Gegenanzeigen, bei dem Uebersetzer und Herausgeber eine Glaubensänderung eingetreten zu seyn. Die ganze Auflage ward sorgfältig eingeschlossen; nicht Ein Exemplar, so sind wir berichtet, ist seitdem an das Licht gekommen. *) Auch die schon als nahe bevorstehend angekündigte Ueberfahrt Hausers nach England ward abbestellt, sogar der Briefwechsel nach Ansbach abgebrochen, so anhaltend und auffallend, daß dort, obgleich das Monatgeld durch das damit beauftragte Handelshaus unausgesetzt fortbezahlt wurde, die Besorgniß entstand, es sey bei dem sonst so liebevollen Pflegevater Reue oder Kälte eingetreten. Erst ein Jahr später ließ dieser, während seines Aufenthalts in Deutschland auf einer Reise nach der Schweiz und Italien, durch dritte Hand volle Beruhigung hierüber geben, obwohl er vermied, seinen Weg über Ansbach zu nehmen.

In Ansbach schmeichelte man sich jetzt mit der Hoffnung, daß der Aufenthalt auf deutscher Erde eine Aengstigung mit Zweifeln weniger begünstige, als jener auf britischem. Um so lieber überließ man sich dieser Hoffnung, da man sich erinnerte, daß der pflegende Beschützer nur erst vor Kurzem zwei Entdeckungsversuche in Ungarn und Thüringen auf eigene Kosten geleitet, und als man erfuhr, daß derselbe so eben wieder einen dritten angeordnet und die dazu nöthigen Geldmittel freigebig bewilligt hatte. Für ganz beseitigt, oder doch in der Hauptsache für unerheblich erkannt hielt man die geäußerten Zweifel, als der schon bekümmerte Pflegling von Klagenfurt aus, im Oktober 1835, einen herzinnigen Brief von seinem großmüthigen Wohlthäter erhielt. Indeß scheint doch bei diesem das neue Zweifelssystem entweder wiedergekehrt, oder unverändert eingewurzelt, ja durch die letzte Katastrophe sogar gesteigert, vielleicht zu einer Art von Lieblingsidee erhoben zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

*) Von einem Ungenannten erschien später, im Jahr 1833, zu London eine englische Uebersetzung auf 102 Seiten in 12.

† Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Tutti Frutti. Eine Entdeckung.

Die Tutti Frutti des Fürsten Pückler (das ewige Reklamiren des Verfassers gegen diese Autorschaft ist ein lächerliches Possenspiel) würden einen größern buchhändlerischen Succes gehabt haben, wenn nicht der Verleger einen Mißgriff in der Versendung begangen hätte. Er schickte nämlich an alle hiesigen Buchhandlungen, um die erste Nachfrage zu befriedigen, sechs Exemplare mit der Post. Diese waren im Nu vergriffen; jetzt fehlten Exemplare. Die Gefälligkeit ist noch keine ausgestorbene Tugend; wer sein Exemplar gelesen hatte, theilte es dem Andern mit. Es bildete sich eine feste, achselzuckende Meinung über das Buch, und als auf dem trägen Karren, genannt Buchhändlergelegenheit, die Arrièregarde von zwanzig Exemplaren per Buchhändler ankam, waren die Tutti Frutti schon da gewesen und vergessen. Wie es übrigens heißt, wird der bekannte Rival des Verstorbenen, Hofrath Förster, der schon mit Briefen eines Lebenden als Mitbewerber seines Rufes aufgetreten ist, auch ein Seitenstück zu diesen Tutti Frutti herausgeben, unter dem Titel: Gummi Gutti. Ueber den Inhalt verlautet nichts.

Zum Schluß noch eine wichtige Entdeckung. Wenn man bemerkt hat, daß seit einiger Zeit sich der Charakter der Berliner mehr zur Hartnäckigkeit, ja zum Trotz hinneigt, so schmeichle ich mir, die Ursache dieser merkwürdigen Veränderung gefunden zu haben. Sie liegt auf der Straße, auf dem Bürgersteige, oder um mich deutlicher auszudrücken, auf dem Granittrottoir, welches sich an den Häusern fast der ganzen bewohnteren Stadt entlang zieht. Dieses besteht noch nicht länger als zwei Jahre, aber zum großen Verderb unserer guten, anständigen und zuvorkommenden Sitten. Alles drängt sich auf diese drei Fuß breite Passage; Niemand will ausweichen, Jeder setzt eine Ehre darein, vom Granit nicht auf das ordinäre Pflaster gezwungen zu werden. Die Knaben treiben den Kreisel auf diesem drei Fuß breiten Wege, die Kindermädchen lassen ihre Wägelchen hier rollen, der Offizier, der Student, der Bürger, der Beamte, der Schauspieler, der Literat, Jeder macht auf dieses drei Fuß breite Recht Ansprüche, und ich versichere Sie, diese Einrichtung ist recht abscheulich. Man stößt sich, man blickt sich verdächtig an, man ist Terrorist gegen die Damen, die unter diesen Umständen ganz von den drei Fußen ausgeschlossen bleiben, man wirft sich Blicke zu, die einem sonst ganz fremd waren, kurz, man wird rachsüchtig, zänkisch, grob, trotzig wider Willen, und nimmt einen Charakter an, der sich in das bürgerliche Leben, in die Staatsverwaltung, in Alles mit hinüberzieht. Wenn in Preußen Hingebung und Vertrauen eine seltenere Tugend werden sollte, so sind einzig die Berliner Granittrottoirs daran Schuld. Man vernichte sie!

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Mai 1834.

— Wo iſt der Racker Koch?
Wie bringt ihr Schurken Solches aus der Küche,
Und tiſcht mir auf, was mir ein Ekel iſt!

Shakespeare.
Die gezähmte Kaiſerin.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Das Mittageſſen.

Während der eleganten Jahrszeit in Langenſchwalbach wird in allen Sälen um ein Uhr zu Mittag geſpeist. Von zwölf Uhr an läßt ſich faſt kein Fremder blicken; aber wenige Minuten, bevor die Glocke Eins ſchlägt, thut ſich im Ort ein Schauſpiel auf, das mit dem einfachen Anzuge der Dörfner und mit der wilden Natur ringsum einen ſonderbaren Kontraſt bildet. Plötzlich ſpeien alle Gaſthöfe und Wohnhäuſer einen Trupp ehrbarer, gelaſſener, gutgekleideter Menſchen aus, die in einer Art von Leichenſchritt langſam dem Alleeſaal, der goldenen Kette, dem Kaiſerſaal und noch einigen andern Häuſern zuwandeln, où l'on dine. Die Damen haben keine Hüte, ſondern Hauben auf, die größtentheils nicht auffallend ſind; die Uebrigen aber haben jene unbeſchreibliche Figur, die man in London und Paris ſieht. Ob dieſes ſteif emporſtehende Trödelwerk von hellrothen Bändern ein brennendes Haus oder gar das Fegfeuer vorſtellen ſoll, ob es mit dieſen ungeheuren Zierathen auf Korallenfelſen abgeſehen iſt oder nicht, darüber auch nur etwas zu muthmaßen, iſt nicht meine Sache. Hauben ſind Räthſel, deren Löſung nur den Damen ſelbſt zukommt.

Ohne hübſch gepuderten Lakaien zum Geleit, ohne andern Führer als ihren Appetit, unter der Schutzwehr ihres eigenen geſetzten Weſens, ſah man da alte und junge Damen, ältliche und junge Herrn gemächlich und ſchweigſam über das holprichte Pflaſter ſchreiten. Von Gier war nichts in ihren Blicken zu leſen, auch leckten ſie ſich im Gehen nicht die Lippen, noch gaben ſie irgend ein Zeichen des Appetits von ſich; vielmehr ſahen ſie aus, als kämen ſie von einer Mahlzeit, und nicht, als gingen ſie erſt hin; kurz, ſie ſchienen an jedes andere Ding im Wörterbuch eher zu denken, als an's Mittageſſen. Und wenn man die Ruhe ihres Verhaltens mit der ungeheuren Menge von Speiſen zuſammenhielt, die ſie über ein Kleines mit größter Gelaſſenheit verzehren ſollten, ſo mußte man zugeben, daß dieſen Deutſchen ſicher mehr Selbſtbeherrſchung eigen iſt, und daß ſie ihren Gefühlen beſſer den Maulkorb anzuhängen wiſſen, als viele der wohlgeartetſten Leute in der ganzen Welt.

An der Tafel im Alleeſaal zählte ich hundert und achtzig Perſonen in Einem Zimmer; ob aber das Eſſen gut oder ſchlecht war, könnte ich unmöglich mit Einem Wort entſcheiden, weil es von Allem, was man der Art in England kennt, ſo völlig verſchieden erſchien.

Für meinen einfachen Geſchmack iſt dieſe Kocherei etwas Abſcheuliches; indeſſen gab es hie und da ein

Gericht, besonders unter den süßen, das ich vortrefflich fand. In Betreff der künstlich zubereiteten Speisen, deren es eine große Auswahl gab, bin ich so frei, dem Leser eine von mir gefundene Formel vorzulegen, aus der er ersieht, was seiner wartet, wenn er je nach Deutschland kommt. Die Regel ist einfach folgende: man koste die Speise; ist sie nicht sauer, so kann man sich darauf verlassen, daß sie fettig, schmierig ist; wäre sie nicht schmierig, so esse man ja nicht davon, denn nun ist sie ganz gewiß sauer. Was die Reihefolge der Speisen anbelangt, so hat auch diese mit Master Glasses Vorschriften nicht das Mindeste gemein. Nach der Suppe, welche durch die ganze Welt das Alpha im Alphabet des Gourmands ist, wird das dürre Fleisch aufgetragen, aus welcher besagte Suppe extrahirt worden; es ist demnach trocken, geschmacklos, ein Ding von verwittertem Ansehen, das keine Katze in Grosvenor-square mit ihrem Schnurrbart anrührte. Diese Speise ist aber stets von zwei Satelliten begleitet: der Eine ist ein Quantum in Essig eingemachter Gurken, der Andere eine schwarze schmierige Brühe; und wagt man es, ein Stück dieses flauen Rindfleisches anzunehmen, so sitzt man alsbald zwischen Scylla und Charybdis; denn so gewiß man die unverdaulichen Gurken abwehrt, wird einem der Teller plötzlich mit jener Schmiere überfluthet. Nachdem die Gesellschaft in solch unbeschreibliche Gerichte tüchtig eingehauen hat, kommt etwa ein allerdings delikater Lachs, dann Geflügel, dann Pudding, dann wieder Fleisch, dann gekochtes Obst, und dann, wenn der englische Fremde erschöpft in seinen Stuhl zurücksinkt, wird die majestätische Schöpsenkeule aufgetragen.

Länger als zwei Tage hielt ich es nicht aus, und sagte dann den Speisesälen ein ewiges Lebewohl. Nichts in der Welt könnte mich dazu bewegen, mich auf so plumpe Weise zu sättigen. Dem Schwein in seinem Stalle mag solches hingehen, aber es ist in der That höchst anstößig, ein anderes Thier am hellen Mittag sich mit so mancherlei und so ungeheuer viel Speise vollpfropfen zu sehen. Man bedenke indessen, welch ein Kompliment all dieses für das Mineralwasser von Langenschwalbach ist; denn wenn Leute, die krank hieher kommen und auf diese Weise Früh-, Mittags und Abends fortleben, gesünder nach Hause gehen können, als sie herkamen — und ich glaube wirklich, daß dies der Fall ist — wie weit besser müßte es dem anschlagen, der sich entschließen wollte, ihnen durch einfache, mäßige Lebensweise mit gutem Beispiele voranzugehen. Kurz, wenn das kalte Stahlwasser vom Paulinenbrunnen einem mit Essig und Fett gefüllten Magen wesentlich dienen kann, wie ungleich wirksamer muß es nicht die Inseite dessen ausflicken und repariren, der vernünftig genug ist, es in forma pauperis zu gebrauchen.

Man sagte Doktor Fenner, ich habe das Speisen am öffentlichen Tische aufgegeben, da mir ein einziges Gericht zu Hause genüge, und zugleich fragte man ihn mit forschendem Blicke, ob denn das viele Essen den Brunnentrinkern nicht wirklich recht schädlich sey? Der arme Dokter zuckte leise die Achseln, blickte schweigend auf seine Schuhe, und was hätte er anders thun können? Er wohnte in Langenschwalbach und mußte folglich seinen eigenen Mitbürgern so gut als den Fremden den Puls fühlen; und in welche Fieberhitze würde er alle die Gastwirthe gestürzt, in welche Convulsionen würde er das ganze Städtchen gebracht haben, hätte er sich unterstanden, jenen Gästen mit gespickten Beuteln, durch deren Unmäßigkeit die Gemeinde zu prosperiren hoffte, Mäßigkeit zu empfehlen. Eben so gut hätte er auf's Feld gehen und das Getreide verbrennen mögen, als so höslich, gleich dem Mehlthau, die goldene Ernte verderben, welche Langenschwalbach während des kurzen Besuchs seiner zehrenden Gäste einzuthun gedachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Aber nicht bloß das starre Gebirgselement, die Felsen bedrohen in diesem Lande die Menschen mit Zerstörung und Tod, sondern auch die Flüsse, und zwar abgesehen von dem jährlichen Austreten und den Ueberschwemmungen der Rhone, die manchmal viel Unheil anrichten. Unter den Flüssen zweiten Rangs ist einer, der, wiewohl nur kurzen Laufs, doch schon furchtbares Unheil angerichtet hat. Aus dem Bagnethal, das sich in südöstlicher Richtung von Martigny nach den piemontesischen Grenzalpen hinaufzieht, strömt die Dranse, ein generischer Name, der in Savoyen und Piemont so viel als Gebirgsstrom bedeutet und daher oft vorkommt. Diese Dranse fließt aus einem der Gletscher des vielarmigen Chermontane; im Winter ist sie daher nur klein und unbedeutend, schwillt aber immer mehr an, je wärmer es wird und je mehr Schnee und Gletscher schmelzen. Daher waren im April 1818 die Einwohner des Thals nicht wenig erstaunt, den Fluß nicht wie andere Jahre anschwellen, ja sich vielmehr auffallend vermindern zu sehen. Man dachte gleich an einen außerordentlichen Grund; rüstige Hirten stiegen das Strombette hinauf und fanden auch bald die Veranlassung. Ein großer Theil des bedeutenden Getrozzgletschers am Mont-Pleureur war herabgesunken und hatte das Thal so ausgefüllt, daß die Dranse nicht hinabfließen konnte und sich hinter dem eingesunkenen Gletscher stemmte, der also einen mächtigen Damm

bildete, hinter dem der Fluß täglich mehr zum Teich emporſchwoll. Die Hirten eilten zurück und ihr Bericht verbreitete großen Schrecken unter den Einwohnern des Thals, der ſich bald durch ganz Wallis, ja bis nach Italien hinab verbreitete. Die Reiſenden fürchteten nun, den Simplonweg einzuſchlagen, denn ſie beſorgten mit Recht, daß, wenn der Gletſcherdamm einmal von dem angeſtauten Dranſewaſſer durchbrochen und überfluthet würde, das ganze Land auf eine weite Strecke Ueberſchwemmung zu fürchten hätte. Darum ſendete auch die Regierung ſogleich einen tüchtigen Ingenieur an Ort und Stelle; er fand den Damm hundert und zehen Toiſen lang, von einem Berg zum andern gehend, ſechs und ſechzig hoch und an ſeinem Fuß fünfhundert Toiſen dick. Der See war bereits zwölfhundert Toiſen lang, hundert breit und erhob ſich ſchon faſt bis zur halben Dammhöhe. Der Ingenieur ergriff nun das einzige mögliche Rettungsmittel, er begann eine Galerie oder einen Kanal durch den vorgeſunkenen Gletſcher bis zum angeſtauten Dranſeſee zu graben, jedoch bedeutend über deſſen Spiegel, um Zeit genug zur Arbeit zu haben und ſie vollenden zu können, bevor das Waſſer ſo hoch anſtieg. Dieſe Berechnung war aber nicht leicht, da das Waſſer an warmen Tagen fünf, an kühlen nur Einen Fuß täglich ſtieg. Erſt am eilften Mai wurde die kühne Arbeit begonnen. Fünfzig Männer waren dabei Tag und Nacht beſchäftigt, und ſie wechſelten nach einigen Stunden immer mit andern fünfzig ab. Dieſe Arbeit war aber ſehr gefährlich und peinlich, denn die Leute konnten nicht nur alle Augenblicke durch eine Lawine in der Galerie begraben werden, ſondern in dieſer konnten auch die Eisblöcke locker werden und über den Arbeitern zuſammenſtürzen. Mehrere wurden dadurch auch ſchwer verwundet, Andere erfroren in dem eiſigen Gang die Füße. Glücklicherweiſe war das Eis ſo hart, daß man mehrmals die ſtarken Hacken und Piken daran zerbrach. Ungeachtet dieſer Schwierigkeiten ſchritt die Arbeit raſch vorwärts und war am 13ten Juni vollendet. In den dazu verwendeten vier und dreißig Tagen war der See zwei und ſechzig Fuß geſtiegen, und da die Waſſerfläche noch weit unter dem Kanal ſtand, ſo benuzte der unerſchrockene Ingenieur dieſe Zeit, um den Grund des Kanals niedriger zu machen, dadurch dem Waſſer zu nähern und es früher zum Ablaufen zu bringen. So war denn dieſe Arbeit ſo gut berechnet, als es die ſchwierigen Umſtände immer nur zuließen, denn es ließ ſich hoffen, daß das Waſſer, wenn es den Kanal einmal erreicht hätte, nur nach und nach ablaufen und ſich immer in gleicher Proportion vermindern würde, ſo daß täglich die Gefahr eines Durchbruchs geringer werden müßte. Es kam aber leider anders, und die Natur machte in wenigen Minuten alle menſchliche Berechnung zunichte. Während man ſo in dem Kanal arbeitete, der achthundert Fuß lang durch den Gletſcher ging, löſten ſich, beſonders mit der beginnenden Sommerwärme, mehrmal Eismaſſen auf der Seeſeite von ihm los, und da ſie einige Tauſend Fuß Kubikinhalt hatten, ſo ſtürzten ſie mit ungeheurer Macht in den See, kamen aber wieder auf die Oberfläche und ſchwammen da wie Kryſtallinſeln herum. Als der See die Höhe des Kanals erreicht hatte, war er zehn- bis zwölftauſend Fuß lang, ſiebenhundert breit und hundert Fuß tief. Er begann auch gar regelmäßig durch den gegrabenen Kanal abzulaufen und ſich am Ausgang deſſelben in mächtiger Cascade gerade in das alte Dranſebett zu ſtürzen; bald aber war das Waſſer im Innern des Gletſchers in die Fugen der Eismaſſen gedrungen, löſte dieſe Blöcke von einander und ſtürzte ſie beſonders am Ausgang herab. Ihnen folgten immer mehrere, ſo daß ſich aus ihnen eine neue Mauer aufthürmte, die an Dicke ſo zunahm, daß dem erſten Wall, durch den der Kanal gegraben worden war, von ſeinem ſechshundert Fuß betragenden Durchmeſſer nur noch acht Fuß übrig blieben. Dieſe vermochten natürlich nichts gegen den Andrang des Sees, der alte Gletſcherwall borſt alſo und der ganze See ſtürzte am 16ten Juni um halb fünf Nachmittags durch den Bruch hinab, was ein furchtbarer Anblick geweſen ſeyn ſoll. In weniger als einer halben Stunde waren ſeine fünfmalhunderttauſend Millionen Kubikfuß Waſſer ganz abgelaufen und ſtürzten mit ungeheurer, Alles zerſtörender Macht hinab in's Thalland. In einem Augenblick wurde die hundert Fuß über der Dranſe weggehende Brücke, die vom Mont-Pleureur zum Mauvoiſin über das oft überſchwemmte Thal führt, vom Waſſer erreicht und weggeriſſen; hierauf konnte es ſich in einem Thal ausbreiten, mußte ſich aber bald darauf wieder durch einen engen Paß drängen, den es ſich jedoch in einem Augenblick weit machte, denn es riß die ungeheuern Land- und Felſenſtücke weg, die ihm entgegenſtanden. Da die Wuth des immer ſtürzenden Waſſers durch die Hinderniſſe noch zugenommen hatte, ſo riß es in dem nächſten Thal ganze Wälder, Dörfer mit Kirchen und Kirchthürmen ſo leicht und ſchnell weg, wie man Schaum abwiſcht. Darauf kam eine neue Verengung, die ſich der Strom durch die mitgeſchleppten Bäume, Häuſertrümmer u. ſ. w. noch enger machte; Vrareyes und Morgnes, zwei hübſche Dörfer, verſchwanden in einem Augenblick und die wüthenden Wogen gingen darüber weg. Die ſchönen fruchtbaren Thäler und Felder lagen nun verwüſtet durch die Haus hoch darauf geſchwemmten Trümmer. Als die Fluth bei Chable, einem der anſehnlichſten Orte des Thals, ankam, wurde ſie zwiſchen die Mauern eingezwängt, auf denen eine ſehr feſte Brücke ruht; in wenigen Minuten ſtieg ſie zu einer Höhe von

fünfzig Fuß empor und begann schon an dem Abhang zu reißen, auf dem fast das ganze Dorf und seine Kirche gebaut ist. Wäre das Wasser noch um einige Fuß gestiegen, so wäre Alles verloren gewesen. In diesem entscheidenden Augenblick aber stürzte die Brücke zusammen, die Häuser an ihren beiden äußersten Punkten wurden weggerissen und der Weg war nun der Fluth geöffnet in das St. Branchierthal. Häuser, Straßen, Landhäuser, Felder mit ihren schönen Ernten, herrliche Bäume mit Obst wurden weggerissen, ganze Häuser wurden fortgeschleppt. Diese Masse von Trümmern und Felsengeröll bedeckte im Nu diesen schönen fruchtbaren Thalgrund. Zwischen den entwurzelten Bäumen und Hausdächern schwammen zahlreiche, zerschmetterte Leichname von Thieren und Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg. Mai.

(Beschluß.)

Der Graf Stanhope und Kaspar Hauser.

Hausers Freunde (ihrer sind sehr viele) fragen nun: warum ward im Sommer 1835 die nicht eilfertige Reise von Frankfurt nach Constanz über Stuttgart, und nicht über das gar nicht weit seitwärts liegende Ansbach gerichtet? Als am 14ten December, sagen sie, Hauser lebensgefährlich verwundet war, bemächtigte sich unser unwiderstehlich der Gedanke, auf die erste Kunde werde der edle Lord herbeieilen, um wenigstens Seelentrost zu spenden und die Erforschung des Frevlers zu unterstützen. Als 78 Stunden später der Unglückliche dahin geschieden war, bemitleideten wir schon den Trostlosen, wenn er im Augenblick der Ankunft den Liebling seines Herzens als Leiche erblicken, oder gar schon der Mutter Erde hingegeben finden würde; im Geist sahen wir schon das Denkmal, welches, im einfachsten und edelsten Styl gesetzt von dem treuen Pflegevater, der Mit- und Nachwelt die Stelle bezeichnen werde, wo die Gebeine eines beklagenswerthen Sohnes des seltsamsten Schicksals ruhten, mit dem Sinnspruch: „Unerforschlich sind die Wege des Schöpfers.“ Doch der Erwartete fand sich nicht ein, und das Monument scheint uns wie im Traum erschienen zu seyn. Graf Stanhope hatte bei seiner Ankunft in München zufällig Hausers Verwundung und nachher dessen Tod erfahren. Schien dem Pflegevater nicht wichtig, an Ort und Stelle den ganzen Hergang, insbesondere des Unglücklichen Benehmen an den Pforten des Todes von Ohren- und Augenzeugen theilnehmend zu erforschen? Er blieb geraume Zeit in München, ließ sich dort mehrmal bei dem Stadtgericht über sein Wissen und Zweifeln eidlich vernehmen, begab sich dann nach Stuttgart, von da nach Karlsruhe, wo er seine so genannten Manuscripte drucken ließ, sie versendet und, so viel man weiß, noch jetzt verweilt. Selbst mit dem Berliner Polizeirath Merker, der von Anbeginn bis heute Hauser für einen „Betrüger“ erklärte, hat er durch schriftliche Mittheilungen wider den unglücklichen Pflegesohn, und in gewisser Art auch wider Feuerbach, gemeinschaftliche Sache gemacht, die nun beide sich dagegen nicht vertheidigen können. Bei dem Allen haben Merker und Stanhope neue Thatumstände, worauf es doch hauptsächlich ankäme, bis jetzt vorzubringen nicht vermocht. Der weiland liebende und geliebte Pflegevater hat sogar die Gelegenheit nicht benutzen wollen, an Ort und Stelle vielleicht von manchem Zweifel erlöst, wenigstens zur Wehmuth und zu der Uebung des „de mortuis nil nisi bene“ gestimmt zu werden. Den Mordversuch in Nürnberg erklärt dieser Vater nicht undeutlich für Hausers eigenes Werk, über die Katastrophe in Ansbach schweigt er bedenklich. So, auf das Wenigste, sprechen die Freunde Hausers und, wie sie glauben, die Unbefangenen.

Was uns betrifft, die wir uns zu den Letzten rechnen, so scheint uns durch die Stanhope'schen Manuscripte die verwickelte Sache der Entwickelung auf keine Weise näher gebracht, vielmehr für Manche nur mehr verwickelt worden zu seyn. Der dichte Schleier, welcher die Sache deckt, das Räthselhafte, Mystische, Wiedernatürliche sind unverändert geblieben. Aber Sittenlehre und Rechtsgesetz verbieten, ein menschliches Wesen, zumal ein dahingeschiedenes, ohne strengen Beweis für einen Betrüger zu erklären. Auch erklärt sich das fühlende Menschenherz mit Erschütterung dagegen bei einem Individuum, das in seinem physischen und psychischen Zustande unverkennbare Spuren sehr langer Hülflosigkeit und grausamer Abgeschiedenheit von menschlichem Umgang zeigte, und darum, mit sehr wenigen Ausnahmen, allgemeines Mitleid erregte. Wer aber über die Sache zum ersten Male oder von Neuem forschen will, den bitten wir, die Hauptsache, das Gewisse — die so eben erwähnten Spuren ꝛc. — von Nebenumständen zu sondern, die allerdings ein weites Feld zu Zweifeln und Erörterungen offen lassen. Dem Grafen Stanhope aber möchten wir die bloße Aenderung seiner Meinung auf keine Weise verübeln.

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 118:

R R L Dr H
b u ü ni ſ ſ
the nde cken den men

Rumpf-Charaden.

1.

Wenn ich Kopf oder Rumpf dir zeige,
Und dort vom Rumpf, vom Kopf hier schweige,
Dann rathe, ist dein Sinn nicht stumpf,
Wie heißt der Kopf? wie heißt der Rumpf?
Zu Degen, Fisch, Brett, Knopf und Haus
Such' Eine Sylbe denn mir aus,
Zu jenen Rümpfen sey sie Kopf,
Sonst bleibt ein Rumpf ein armer Tropf:
Und bringst den Kopf du nicht heraus,
Bist du der Kopf, dich lach' ich aus.

2.

Viel Köpfe unter Einen Hut zu bringen,
Erfordert bekanntlich zu den schwersten Dingen.
Wird vollends noch der Hut, wie hier, zum Rumpf,
So räth sich wohl der feinste Scharfsinn stumpf?
O nein! ich darf die Köpfe kaum dir nennen,
Schon wird die Lösung auf der Zunge brennen:
Sie heißen: Damen, Eisen, Schaf — hoho!
Wor, Nach, Wald, Seide, Zucker, Finger, Stroh.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Mai 1834.

Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll:
Hoch rollten die Wogen einher ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Bürger.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

So kam die lang ausgebliebene Dranse auf einmal wieder bei Bourg-Martigny an, wo sie zuerst die schöne, auf den großen St. Bernhard führende Straße zerstörte und sich dann in dem Thal von Martigny ausbreitete; hier traf sie die Rhone und schwellte diese in wenigen Momenten bedeutend an, jedoch ohne großen Schaden. So erstreckte sich die Verwüstung gegen zehn Stunden lang über eines der schönsten und fruchtbarsten Seitenthäler des Landes. Dieser zerstörende Strom brauchte von seinem Beginn am Fuß des Getrozzgletschers bis Martigny anderthalb Stunden, bis Chable aber fünf-und-dreißig Minuten; durch diese Entfernung von sechzigtausend Fuß schoß also die Wassermasse 33′ in der Sekunde; die reißendsten Flüsse legen in der Sekunde nur sechs bis zehn Fuß zurück. Von Chable bis Martigny, wo der Bergabhang schon viel geringer ist, legte der Strom auch sechzigtausend Fuß zurück, aber er brauchte dazu fünf-und-fünfzig Minuten, er machte also nur achtzehn Fuß in der Sekunde. Von Martigny nach St. Maurice, wo die Rhone schon die Wassermasse aufgenommen hatte, brauchte er zu der Entfernung von fünfzigtausend Fuß gerade eine Stunde, und noch langsamer, aber immer noch reißend, stürzte er sich in den Genfersee. Auf jeden Fall war der vom Ingenieur durch den Gletscherwall angelegte Kanal von großem Nutzen, denn er verhinderte es, daß sich der See nicht ganz bis zum Rand anfüllte; darum war die hinabströmende Wassermasse um viele Millionen Kubikfuß geringer, als es außerdem der Fall gewesen seyn würde. Wäre das Wasser bis zum Rand des Sees angewachsen, so hätte seine Masse gegen siebzehnhundert tausend Millionen Kubikfuß betragen, wäre also dreimal größer gewesen; sie hätte noch bei weitem mehr weggerissen und zerstört, besonders von Chable an, das wahrscheinlich ganz zerstört worden wäre, die Ueberströmung wäre auch nicht den 16ten Juni, sondern einige Monate später erfolgt, wo die Rhone ihres eigenen Wasserreichthums wegen häufig austritt; sie hätte die Dransemasse nicht fassen können, sie wäre also weit und breit ausgetreten und hätte in ganz Unterwallis entsetzlichen Schaden angerichtet.

Man sagt, nur vier-und-dreißig Menschen seyen bei dieser Ueberströmung umgekommen, was begreiflich ist, da alle Einwohner längs dem Dransebett bereits vor einem möglichen Unglück gewarnt worden waren und sich darum mit ihrem Vieh und ihren besten Habseligkeiten aus der Tiefe auf die Anhöhen geflüchtet hatten. Einen interessanten Zug erzählt man sich von einem alten Mann von zwei-und-neunzig Jahren. Er hatte sich auf eine ihm gehörige Anhöhe geflüchtet. Als aber das Wasser

geschossen kam, stemmte es sich durch weggerissene Bäume, Häusertrümmer und große Felsen bei seiner Anhöhe so an, daß es schnell hinaustieg. In der Angst umklammerte der arme Mann einen Baum, den er hier vor siebenzig Jahren bei seiner Verheirathung gepflanzt hatte. Es war ein treuer Freund in der Noth, denn er hielt fest; als dem Greis das Wasser schon über die Hüften stieg, da durchbrach es den Damm und schoß nun mit Macht hinunter. Die ganze Schweiz unterstützte die armen Thalbewohner mit reichlichen Gaben. Wer steht ihnen aber davor, daß sich dies Unglück nicht wieder erneuert? Dagegen könnte, wie der edle Escher von der Linth bemerkt, nichts helfen, als etwa ein durch den Mauvoisin gebahnter Durchgang der Drause, wodurch ihr Wasser ablaufen könnte, wenn sich ihm auch wieder ein Gletscher in den Weg legte.

Das Anziehendste einer Reise durch Wallis ist wohl das Hospiz auf dem großen St. Bernhard, die kalte, rauhe, eisige Stelle, wo sich Religion und Menschenliebe mit Wärme und Begeisterung umarmen. Wer möchte nicht wenigstens diese edlen Mönche kennen lernen, die mehrere Jahre hindurch fast täglich ihr Leben für die Rettung armer Reisenden aussetzen, welche durch Frost, Schneewehen, Stürme oder Lawinen auf ihrer Wanderung über den Berg in Gefahr kommen, oder vielleicht gar verschüttet werden? In diesem Asyl genießen Alle die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Lebens, nur nicht die strengen Männer, die es für Hülfsbedürftige verwalten. Kein Bedürfniß, kein Mittel ist übersehen, um die Reisenden auf diesem höchsten bewohnten Punkt Europas in Erwärmung, Pflege und Nahrung die eigene Heimath, das eigene Haus, Freunde und Verwandte nicht vermissen zu lassen. Die aber, von denen all dieser Eifer, diese Sorgfalt und Liebe ausgeht, leben sehr einfach und streng untereinander, und während sie dem Fremden mit unendlicher Freundlichkeit an Speise und Getränk das Beste und Ausgesuchteste vorsetzen, begnügen sie sich selbst mit kärglicher, fast ärmlicher Nahrung; während sie dem Erstarrten seine wollene Decken und Pelze zur Erwärmung bringen, gehen sie Nachts bei furchtbarer Kälte im einfachen Ordensgewand in die Schneewehen, Stürme und Lawinen hinaus, unerschrocken folgend dem Gebell ihrer edlen Hunde, das sie dahin ruft, wo ein Unglücklicher unter dem Schnee vergraben liegt. Alles ist in dieser reinen Luft würdiger, ich möchte sagen überirdisch geworden. Dieselben Hunde, die unten in der Niederung entflohene Menschen verfolgen, fangen und niederreißen, suchen sie hier mit eigener Lebensgefahr auf, kratzen sie nach ihrem feinen Geruch aus dem tiefen Schnee, rufen Hülfe herbei und zerren indessen die Verunglückten an ihren Kleidern immer mehr heraus. So stehen auch die Menschen höher. Nur junge Aerzte, die sich bekannt machen und Kunden verschaffen wollen, stehen bei uns noch in der Nacht auf, um Kranken ihre Hülfe zu bringen, und dafür lassen sie sich in der Regel gut bezahlen. In so eine furchtbare, eisige und stürmische Natur, inmitten von Gefahren, würde sich Keiner wagen, ebensowenig ein bezahlter Krankenwärter, ein Hospitaldiener. Die Männer des St. Bernhards versehen dieses Geschäft unentgeldlich, mit immer gleicher Freundlichkeit und Milde, es ist ihnen kein Handwerk geworden, sondern Bruderdienst geblieben. Zu dieser verleugnenden Hingebung kann nur die Begeisterung, das Heldenthum des Christenthums führen. — Der Col des großen St. Bernhard, auf dem das Kloster steht, hat seine Stelle zwischen Felsen und Gletschern. Oestlich sieht man den Velan, der mit dem Combin, seinem Nachbar, einer der höchsten Penninischen Alpenpunkte ist; westlich steht der Zuckerhut und der Bossaz, der Chenalettaz aber im Norden. Die weiten Klostergebäude stehen zwischen nackten Felsen, auf denen nur hier und da in den Sommermonaten ein Bischen kümmerliches Moos zu sehen ist. Nahe bei dem Kloster liegt der kleine See, der wenigstens acht Monate im Jahre mit zwei bis drei Fuß dickem Eis bedeckt ist. Zwischen diesen furchtbaren Zacken und Wänden, diesen Bildern der Verlassenheit, Unfruchtbarkeit und des Todes, scheint das Leben unmöglich. Und doch finden auf dieser unwirthlichen Höhe jährlich mehr denn vierzehntausend Reisende Erholung, Stärkung und Pflege, ja gar mancher kommt hier wieder zum Leben. Dreißig Maulesel und Pferde müssen hier in den vier Sommermonaten Holz und Lebensmittel auf ihrem Rücken heraustragen. Dadurch kommen hier alle diese Gegenstände sehr theuer zu stehen. Dessen ungeachtet macht jezt das Kloster nur noch jährliche Sammlungen bei den bekannten und befreundeten Personen in Genf, Lausanne, Bern, Wallis und einigen andern Schweizerkantonen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Das Mittagsmahl ist vorüber, aber ich kann den Tisch im Alleesaal nicht verlassen, ohne amende honorable für diejenigen, über deren elende Kocherei ich spottete; denn man läßt der deutschen Gesellschaft nur einfach Gerechtigkeit widerfahren, wenn man in Demuth bekennt, daß, wie sie ist, nichts irgend einem Volke mehr Ehre machen kann; nicht leicht kann man sich ein gefälligeres Bild der civilisirten Welt denken, als das gesellschaftliche Leben an diesen Brunnenorten.

Die Gesellschaft, die zu den Gesundbrunnen kommt und sich täglich zum Mittagessen versammelt, ist von der heterogensten Beschaffenheit; sie besteht aus Fürsten, Herzogen, Baronen, Grafen ꝛc. abwärts bis zum Kleinkrämer, sogar bis zum Frankfurter, Mainzer und andern Juden aus benachbarten Städten, kurz die verschiedenartigsten Elemente der Gesellschaft betreten zu gleicher Zeit den nämlichen Saal und nehmen zusammen dasselbe Mittagsmahl zu einem Schilling acht Pence ein.

Selbst ein Fremder, wie ich, konnte leicht bemerken, daß die Gesellschaft, indem sie am Tische Platz nahm, sich in Parteien oder Coterien gruppirte, die mit einander weder bekannt, noch geneigt waren, Bekanntschaft zu machen; und doch wurden jene unschätzbaren gesellschaftlichen Formen, welche die an den Tisch eines Privatmanns Geladenen zu einem geschlossenen Ganzen machen, auf's Genaueste beobachtet, und man sah wohl, daß der gesunde Menschenverstand und die gute Erziehung im Lande dieses glückliche Verhältniß zu einem ganz ungezwungenen machten. Niemand schien irgend verlegen, und man sah weder frostige Formalitäten am einen, noch rohe, lärmende Fröhlichkeit am andern Ende der Tafel. Bei einem Appetit, wie er aufrichtiger und besser nicht leicht einem Volke beschieden seyn mag, war es wirklich auffallend, daß Niemand nach einer Lieblingsspeise haschte; allerdings sah man hin und wieder ein Auge freudiger als gewöhnlich blinzeln, indem es die progressive Annäherung eines Gerichts beobachtete, das ganz besonders sauer oder schmierig war, aber nichts von Gierigkeit, keine Ungeduld, nichts, was auch nur einen Moment die über die ganze Scene ausgegossene Harmonie gestört hätte. Und wenn ich nicht eine Sylbe vom Gemurmel um mich her verstand, wenn ich mich mit jeder Minute weniger geneigt fühlte, mich an das zu wagen, was seit einiger Zeit auf meinem Teller zusammengeronnen war, so machte es mir dafür einen recht großen und, ich denke wohl, ganz vernünftigen Genuß, in meinen Stuhl rückwärts gelehnt, mir dieses freundliche Bild des gesitteten Lebens zu betrachten.

Wir in England sind zu sehr geneigt, mit dem allgemeinen Ausdruck „Gesellschaft“ nur die abgesonderte Klasse, den Clan, die Sippschaft zu bezeichnen, in welcher wir uns selbst bewegen, und ist dieser kleine Fleck hinlänglich polirt, so ist man gewöhnlich mit dem, was man „den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft“ nennt, auch vollkommen zufrieden. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied zwischen solcher idealen Bildung eines oder mehrerer Theile einer Gesellschaft und der wirklichen Bildung derselben im Ganzen, und auf diese kann gewiß ein Volk keinen Anspruch machen, so lange nicht seine verschiedenen Glieder nicht nur gesondert neben einander sich bewegen, sondern auch, wenn es erforderlich ist, in Gesammtheit handeln können. Gibt man diesen Satz zu, so kann man, fürchte ich, nicht in Abrede stellen, daß wir Insulaner noch bei weitem nicht so fein gebildet sind, als unsere Nachbarn auf dem Festlande, und daß wir nur zu oft lächerliche Provinzialgebräuche von unserer eigenen Erfindung mit den bequemen, förderlichen, gangbaren Sitten der Welt verwechseln.

In England regiert sich jede Klasse der Gesellschaft, gleich unsern verschiedenen Gilden, nach eigenen Gesetzen. So hat eine gewisse Klasse höchst gewichtig, und meinetwegen sehr zweckmäßig, den Ausspruch gethan, daß gewisse Speisen mit Gabeln gegessen, daß andere mit einem Löffel in den Mund geschafft werden müssen, und wer gegen diese Regeln oder Grillen handelt, zeigt, „daß er nicht in der Welt gelebt hat.“ Am andern Ende der Gesellschaft gibt es gleichfalls Regeln, die Ehrensache sind; so ist festgesetzt, wie viel in der Schenke in die Geldbüchse geworfen werden muß, so oft die Pfeife mit Tabak gefüllt wird, und was dergleichen obscure Gesetze mehr sind. Da nun diese conventionelle Verfassung bei jeder der vielen Klassen, in welche unser Volk zersplittert ist, auf festen Grundlagen ruht, so herrscht aller Orten große Ordnung, und kommt somit ein Ausländer in England in irgend eine Sorte von Gesellschaft, so findet er, daß sie äußerlich in segensreicher Unterwürfigkeit unter ihre eigenen Gesetze lebt. Nun darf aber nur irgend ein Zufall diese verschiedenen Fraktionen der Gesellschaft, deren jede ihr eigenes Gesetzbuch in der Tasche hat, in gemeinsame Berührung bringen, so ergibt sich augenblicklich eine babylonische Verwirrung, und jede Klasse ruft laut die nächste in einer Sprache zur Ordnung, die diese nicht verstehen kann. Wie Bekenner verschiedener Religionen hat man die einen an ein Dogma glauben gelehrt, wovon die andern nie etwas gehört haben; kein vernünftiges Band, kein Element des Verständnisses verknüpft die Parteien; kurz, sie gleichen einer Anzahl Regimenter, deren jedes, nach Lust und Laune seines Obersten dressirt, für sich allein in bester Ordnung paradirt, die aber, wenn sie zusammengestoßen werden, ein schlecht organisirtes, undisciplinirtes Heer bilden; und dieser unser Satz, wird er nicht durch das unläugbare Faktum unterstützt, daß es den verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft in England praktisch unmöglich ist, mit der Gemüthlichkeit, der harmlosen Unbefangenheit, welche dergleichen Vereine auf dem Festlande charakterisiren, sich untereinander zu bewegen? Und dennoch ist ein deutscher Herzog und ein deutscher Baron so stolz auf seinen Rang, als der englische, und der Rang ist in seinem Lande so hoch geachtet, als bei uns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Aus dem Leben.

Die Uhr ruft Kukuk! von der Wand,
Die Bibel steht am Sims zur Hand,
Herauf zum Fenster Rosen blühen;
Zur Kürzung vieler Sammlermühen
Ist dicht dabei der Bienen Stand.
Das Landvolk hat es wohl erkannt,
Es sey zum Guten, Süßen, Heitern
Ein enger Kreis auch zu erweitern.

Kurzweil oder Langeweile?

Was verleiht ihr mir zum Lohne,
Kurzweil oder Langeweile,
Wenn ich, waldbeschattet, theile
Eure Freuden, Papillone,
Wie im Wiesensonnenscheine
Ihr euch jaget, große, kleine? —
O Natur, dein Langeweilen
Ist ein süßes Wundenheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende Aprils.

Der Schauplatz des Aprilaufstands.

Mit den großen Städten geht es wie mit den Menschen; Freud und Leid wechseln mit einander ab, auf Belustigungen folgen Trauerscenen und auf heitere Tage unerwartetes Trübsal. Wie lustig, wie heiter war der Fasching verflossen! wer hätte damals geahnt, daß so bald Mordscenen vorfallen würden! Wie schrecklich der kurze Aufstand am Sonntag Abend den 15ten dieses und Montag früh war, ist aus den Zeitungen bekannt. In den entferntern Stadtrevieren wußte man kaum, was vorgefallen sey, als Alles schon vorbei war. Zwar ertönte die Trommel in den Hauptstraßen Montags schon vor Tagesanbruch; allein man hörte nichts weiter, und konnte daher vermuthen, das Zusammenrufen der Nationalgarde sey eine bloße Vorsichtsmaßregel; erst später erfuhr man mit Schrecken, wie viel Menschen bei dem mörderischen Kampf zweier Parteien umgekommen oder verwundet worden waren. Am Montag herrschte dumpfe Stille in Paris; allein man erholte sich bald, und die Schauspiele hatten am Abend statt, wie gewöhnlich. Am Dienstag begab ich mich nach dem Stadtreviere, in welchem einige hundert Republikaner 14 — 16 Stunden lang der ganzen bewaffneten Macht Trotz geboten hatten. Die Republikaner hatten sich nämlich in den engen und dunkeln Gassen zwischen den beiden langen und geräuschvollen Parallelstraßen St. Denis und St. Martin theils verschanzt, theils in die Häuser verborgen und von da aus auf die Truppen geschossen, die dann ihrerseits die feindlich Gesinnten und auch manche ganz Unschuldige in den Häusern und auf den Gassen erschossen oder verwundeten. Dieser Theil der Stadt ist sehr alt und hat wenig Veränderungen erlitten. Noch immer bestehen die engen und schmutzigen Gassen oder Gäßchen zwischen jenen beiden Handelsstraßen aus alten, dunkeln Häusern, die unten von unbemittelten Krämern bewohnt werden, indeß die obern Stockwerke Handwerker zu Miethsleuten haben. Man brauchte den Kampfplatz nicht lange zu suchen; denn schon von der Straße St. Denis aus zog ein Strom Volkes die Neugierigen mit sich fort. Auch ich folgte diesem Strome, und bald hatte ich die Gasse Transnonain vor mir, an deren Ende gerade die schrecklichste Scene vorgefallen war. Alle Augen waren mitleidsvoll auf ein in der neuern Zeit gebautes Haus von drei Stockwerken gerichtet, in welchem die Fenster eingeschossen waren. Dies war das unglückselige Haus, in welches Soldaten des 35sten Linienregiments eingedrungen waren, weil man aus einem Fenster desselben, wie sie glaubten, auf ihren Hauptmann geschossen hatte, und in voller Erbitterung Männer, Weiber und Kinder niedergemacht oder schwer verwundet hatten. Die Namen der Handwerker und Kaufleute, welche darin gewohnt, standen noch außen auf der Mauer angeschrieben, aber sie selbst lebten nicht mehr; einen hatte man schon begraben, ein anderes Leichenbegängniß wurde eben angeordnet; es war das eines Hutmachers. Wahrscheinlich haben diese Leichenbegängnisse den ganzen Tag gedauert und am Abend war wohl eine furchtbare Leere in diesem Hause, in welchem Tags zuvor noch Leben und Thätigkeit geherrscht. Der Eigenthümer des Hauses, ein in Paris wohlbekannter Mann, Namens Doyen, besaß ein kleines Privattheater; eine Zeitung behauptet, die dreizehn oder vierzehn Leichen seyen alle in dieses Theater getragen und dort einstweilen auf der Bühne niedergelegt worden. Jenes 35ste Linienregiment, das in diesem Hause das schreckliche Gemetzel angerichtet hat, scheint von einem Unglücksstern verfolgt zu werden; denn schon zu Grenoble war es zur Stillung eines Aufruhrs gebraucht und zu einer solchen Erbitterung gereizt worden, daß es auch dort blutige Auftritte veranlaßt hatte. Seitdem hatte man es wegen der Anfeindungen der Bürger entfernen müssen; allein überall, wo es hinkam, wußte man die Begebenheit und sah das Regiment übel an. Nun kommt es nach Paris, muß hier wieder in's Gefecht mit den Bürgern und sieht einen seiner Hauptleute erschießen. Man kann die Wuth der Soldaten begreifen, aber sicher nicht billigen. Von der Gasse Transnonain folgte ich dem Haufen in eine gegenüber liegende, sich allmählich verengende Gasse, in welcher noch die Spuren der Kugeln sichtbar waren. Ein Fenster wurde gezeigt, an welchem ein Mensch erschossen worden, so daß beim Vorwärtsfallen sein Leichnam im Fenster liegen geblieben war. Ein kleiner Spezereiladen an der Ecke eines abscheulichen Gäßchens war geschlossen. Der arme Mann hatte des Morgens ein Fenster öffnen wollen, um zu sehen, ob der Lärm zu Ende sey. Soldaten, welche gegenüber auf der Lauer lagen, hatten sogleich auf ihn geschossen, weil sie vielleicht fürchteten, es möchte ein Republikaner seyn, der auf sie schießen wolle; er war todt niedergefallen. Das Fenster stand noch etwas offen; vielleicht hat es der arme Krämer nicht weiter geöffnet. Vor einem andern alten und schmalen Hause saß eine junge Frau mit ihrem Säuglinge auf dem Arme und weinte, indeß mehrere Frauen umherstanden und sie zu trösten suchten. Sie war am vorigen Morgen Wittwe geworden, indem eine Kugel ihren Mann in seiner Bude getroffen hatte. Nicht weit davon sah man noch Anstalten zu einem armseligen Leichenbegängnisse, welches wahrscheinlich ebenfalls durch die mörderischen Kugeln verursacht worden war. Arbeiter waren damit beschäftigt, die Spuren der aufgeworfenen Barrikaden wegzuräumen und das aufgerissene Straßenpflaster wieder einzurammen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Mai 1834.

Nerissa. — Was sagt Ihr zu Faulconbridge, dem jungen Baron aus England?

Porzia. — Ihr wißt, ich sage nichts zu ihm, denn er versteht mich nicht, noch ich ihn. Er ist eines feinen Mannes Bild; aber ach! wer kann sich mit einer stummen Figur unterhalten?

Shakespeare.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Es muß in England irgendwo ein Hauptgebrechen liegen. Die höhern Klassen schieben natürlich die Schuld auf die untersten, und diese schmähen die höchsten; liegt aber der faule Fleck nicht etwa zwischen beiden, oder vielmehr auf beiden? Kommt nicht Alles daher, daß die Gesetze, nach welchen sich die Gesellschaft auf unserer kleinen Insel richtet, wunderlich sind, nichtssagend, imaginär, oft reine Fictionen, statt in der großen leserlichen Schrift geschrieben zu seyn, die sie allen Bewohnern der Erde zumal verständlich machen? So wird auf dem Kontinent jedes Kind, ehe es noch das ABC lernt, ja ehe es mit einer Peitsche klatschen kann, in dem unterrichtet, was in Europa Höflichkeit heißt; erst diesen Morgen hatte ich eine kleine Probe davon. Ungefähr eine Stunde von Langenschwalbach ging ich auf einen kleinen Knaben los, der auf einer Anhöhe, mitten in einem Haberstoppelfelde einen Drachen steigen ließ. Ich sprach kein Wort zu dem Kinde, sah es kaum an; sobald ich aber dem kleinen Bauerburschen, der wohl nie eine andere Luft als die seiner Berge geathmet, nahe kam, hätte er bald Drachen, Strick und Alles über dem instinktmäßigen Bemühen fahren lassen, seinen Hut abzunehmen und sich gegen mich zu verbeugen. Ein andermal traf ich mitten in einem Walde drei Bursche bei der Arbeit; sie lachten, und einer hatte, wenn's möglich wäre, das Maul weiter aufgerissen als der andere; als sie aber auseinandergingen, flogen die Kappen vom Kopfe und sie verabschiedeten sich vollkommen auf dieselbe Weise, wie ich gestern den Landgrafen von Hessen-Homburg einem gemeinen Postillon seine Verbeugung erwidern sah.

Solch allgemeines, festbegründetes, anerkanntes System ist es, was alle Klassen der Gesellschaft verbindet. Diese bequeme, gemüthliche Ordnung setzt den Wirth im Alleesaale in Stand, wenn er bei der Mittagstafel durch den Saal geht, mit den verschiedenartigen Gästen, die seine Tafel mit ihrer Gegenwart beehren, gelegentlich ein Gespräch anzuknüpfen; denn so anstößig dies auch in England Manchem erscheinen mag, auf dem Festlande fürchtet kein Mensch den andern zu beleidigen, so lange er spricht und sich beträgt, wie es sich gehört.

Wir haben in England, wie wohl bekannt, Sitten aller Art, doch kaum wird es Jemand wagen, zu bestimmen, welches der wahre Götze ist, den man verehren muß. Wir haben sehr noble, aristokratische Sitten, wir haben die beschränkten, steifen Sitten der altmodischen englischen Landedelleute, wir haben Meer-Stutzersitten, haben militärische Kamaschensitten, haben unsere freien,

ungezwungenen Sitten (welche, im Vorbeigehen gesagt, auf dem Kontinent mit „unartig“ übersezt würden); wir haben die Comptoirsitten soliber Geschäftsmänner, die jüngst eingeführten Affen- oder Ultrapariserſitten, nicht nur Schulbubenſitten im Allgemeinen, ſondern Sitten der einzelnen Schulen, und endlich haben wir die verſchiedenartigen Parteiſitten des beweglichen Pöbels, der, ſo lange er nicht eines andern belehrt wird, ſich mit dem Wahne ſchmeichelt, auf dem Throne herrſchen ächt brittiſche Matroſenſitten. Wie ſehr auch wir dieſe unſere, in den verſchiedenſten Farben ſpielenden Sitten ſelbſtgefällig bewundern mögen, welche ſo grell von einander abſtechen, als die Sitten der Thiere, welche Noah in ſeiner Arche unterbrachte, ſo viel ſpringt in die Augen, daß nur wenige davon für den Kontinent paſſen; und wenn ſich Ruſſen, Preußen, Oeſterreicher, Franzoſen und Italiener in gewiſſem Grade überall vertragen können, ſo ſind einmal unſere Sitten (gleichviel, ob beſſer oder ſchlechter) auf dieſe oder die andere Weiſe mit denen aller andern unverträglich. Ich möchte mich daher allen Ernſtes ſelbſt fragen: welches ſind wahrſcheinlicherweiſe die rechten? die Sitten der „Inſel klein und fein,“ oder die der Bewohner des großen europäiſchen Feſtlandes?

Ich fürchte, der Leſer wird denken, meine Mittagsbetrachtungen ſchmecken nach der ſauren deutſchen Koſt, die unberührt vor mir auf dem Teller lag, und ich bin darauf gefaßt, daß er über meinen Betrachtungen den Kopf ſchüttelt, wie ich ihn ſchüttelte, als ich, in der Hoffnung, etwas Süßes zu bekommen, den Mund mit einer, dem Sauerkraut ſehr nahe verwandten Subſtanz gefüllt hatte. Sollten des alten Mannes Bemerkungen unverdaulich ſeyn, ſo ſind ſie es nicht mehr, als es ſeine Speiſen waren, und er bittet, zu ſeiner Entſchuldigung zu bedenken, daß, hätte er nur eſſen können, wie er gewiß wünſchte, er nicht unwillkührlich in's Reflektiren gekommen wäre.

(Die Fortſezung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortſezung.)

Im Winter wird der Muth und die Kräfte dieſer Religioſen auf die härteſte Probe geſtellt, denn acht Monate lang iſt er hart und ununterbrochen. Aber auch ihr Frühling und Sommer würde uns in der Niederung faſt Winter ſcheinen, denn in der Nacht friert es da immer, und manchmal iſt ſogar am Morgen der See mit dünnem Eis bedeckt. In jenen acht Wintermonaten ſauſen unabläſſig die furchtbarſten Stürme um das Kloſter, und ſcheinen es, trotz ſeiner mächtigen Mauern und Strebepfeiler, umreißen oder unter dem Schnee begraben zu wollen. Je furchtbarer es ſtürmt, deſto nöthiger iſt dem Reiſenden Hülfe und ſchnelle Rettung; alſo hinaus, wie zum fröhlichen Jagen! nicht zu dem, wo Tod, ſondern wo Leben gegeben wird. An den Religioſen ſpringen luſtig und feurig die großen Hunde hinauf und bellen wie ausgelaſſen. Aber kaum ſind ſie aus dem Kloſterhof, ſo werden ſie ſtill, und in den Augenblicken, wo es nicht allzuſehr ſtürmt, richten ſie die verſtändigen Köpfe auf, dem Wind entgegen, oder ſie nähern ſie dem Boden, immer prüfend und ſpürend. Die Mönche und ihre Gehülfen, mit langen Stöcken verſehen, vertheilen ſich nach verſchiedenen Seiten, beſonders nach den Schneewehen und in die Tiefen des Wegs; durch unabläſſiges Rufen bleiben ſie nicht nur ſelbſt in fortwährender Verbindung mit einander, ſondern ſie verkündigen auch dadurch den erſtarrten, vom Weg abgekommenen, im Schnee verſchütteten Reiſenden ihr Nahen. Gern möchten auch dieſe den Hülfebringenden rufen, aber ſie ſind zu tief unter dem Schnee vergraben, oder die erſtarrende Kälte hat ihnen alle Kraft zum Rufen genommen. Schon fürchten ſie, man werde ſie nicht bemerken, die nahe Hülfe werde an ihnen vorbeigehen, ſchon entfernen ſich die Stimmen wieder und Entſetzen ergreift ſie. Aber horch! da ſtürmt ſchnaubend etwas herbei, ſelbſt weiß wie der Schnee, den es in Staubwolken um ſich herwirft, während es ſich kräftig einen Weg in die Tiefe ſcharrt; dann ſtürzt es ſich mit Eifer, Liebe und Freude neben den Verunglückten. Wer iſt's? ein Verwandter, ein alter Freund? O nein, hierher dränge kein Verwandter, kein Freund! ein Hund iſt's, der nun ſein Bellen ertönen läßt, um Hülfe herbeizurufen, dabei aber ächt chriſtlich ſelbſt Hülfe leiſtet. Er leckt dem Erſtarrten Hände und Geſicht, reibt ihn mit ſeinen langen Haaren, kneipt ihn mit ſeinen Zähnen, um das eingeſchlafene Leben wieder in ihm aufzuregen und zu erwecken. Der Verunglückte fühlt ſich ſchon beſſer und freier, immer aber voll Hoffnung und Vertrauen, denn er weiß, was dieſer Hund ſagen will, wem er angehört und wen er unabläſſig durch ſein Bellen ruft. Dankbar hebt er eine Hand nach dem lieben Thier auf; nun aber dreht und wendet ſich der Hund ſo lange, bis der Erſtarrte ſein großes Halsband und an dieſem eine kleine Flaſche bemerkt. Mit Mühe ergreift und öffnet er ſie und bringt ſie an den Mund; bald fühlt er ſich neu belebt durch den Trank, er ſucht ſich empor zu raffen und aus dem Schnee zu arbeiten; der Hund hilft ihm immer bellend durch Wegkratzen des Schnees und durch Zerren an den Kleidern; indeſſen kommen die Religioſen mit ihren Gehülfen herbei, und der Sterbende iſt gerettet.

Die Anstrengungen und das ganze Leben der Religiosen unter diesem rauhen, eisigen Himmel brechen früh ihre Gesundheit und Stärke, so daß sie bald altern. Manche glauben, daß die reine und frische Luft auf dem großen St. Bernhard und die daraus hervorgehende Eßlust ein Beweis für die Gesundheit des Klimas seyen. Aber die Erfahrung zeigt das Gegentheil, denn aus ihr geht unwiderleglich hervor, wie viele Opfer seine Rauhheit fordert. Reisende, die zum erstenmal hierher kommen, glauben bejahrte Mönche mit schneeweißen Haaren zu finden, und wundern sich nicht wenig über die jungen Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Die Ursache davon ist lediglich in der Rauhheit und Ungesundheit des Klimas zu suchen. Nur junge, kräftige Männer können ihm einige Jahre trotzen, aber auch sie empfinden bald dessen nachtheiligen und zerstörenden Einfluß, an den sich kein Mensch, auch nicht der jüngste und stärkste, gewöhnen kann. Zeigt sich's, daß ihre Gesundheit bedeutend schwächer wird, daß sie frühzeitig altern und den anstrengenden Sorgen des Hospizes nicht mehr vorstehen können, so bekommen sie eine Pfarre in Unterwallis und beginnen da, immer in genauer Verbindung mit dem Hospiz, eine neue Thätigkeit. Man hat voriges Jahr diesen Männern des großen St. Bernhard den Vorwurf gemacht, daß sie sich sehr illiberal in die von Monthey ausgehende politische Bewegung von Unterwallis gemischt hätten. Allerdings zeigten die mit dem Hospiz in genauer Verbindung stehenden Pfarrer bei dieser Gelegenheit große Thätigkeit, und ihrem bedeutenden Einfluß in dem Land ist es großentheils zuzuschreiben, daß die von Waad und Bern ausgehenden Versuche des Radikalismus und der Aufregung gegen die Regierung nicht glückten; Versuche, zu denen vergangenen Februar die Giovane-Italia und die Polen hilfreich gewesen seyn würden, wenn ihre savopische Expedition gelungen wäre.

Das Hospiz steht 7800′ über dem mittelländischen Meer, ist also der höchste bewohnte Punkt Europas. Die dicken soliden Mauern mit ihren mächtigen Strebepfeilern geben dem Hauptgebäude eher das Ansehen einer Festung oder eines großen Blockhauses. Wie viel Maulthiere gehörten dazu, und wie oft mußten sie gehen, um alle Steine zu diesen Gebäuden auf dem Rücken hier herauf zu bringen? Zu ebener Erde ist die große Küche, in der das Feuer seit ihrer Vollendung bis auf die heutige Stunde nie einen Augenblick ausgegangen ist. Im ersten Stock ist das große Refectorium, das auch immer durch Oefen und Caloriferes geheizt wird. Darüber liegen die Zellen der Religiosen. Alles Uebrige im Gebäude, oben und unten, ist zur Aufnahme der Fremden bestimmt, und für sie stehen immer hundert Betten in Bereitschaft.

Die Entstehung eines Hospizes auf dieser Stelle ist uralt und verliert sich in die römische Zeit. Hier stand zuerst ein Tempel des Jupiter Penninus, in dem die Wanderer über den Col Votivtafeln für glückliches Hin- über- und Herüberkommen aufhingen. In dem heutigen Hospiz werden eine Menge Inschriften und andere Alterthümer aufbewahrt, die an den alten Glauben erinnern. Sie haben eine Zeitlang zu einem lächerlichen Streit Veranlassung gegeben. Einige sogenannte Gelehrte ließen sich von der entfernten Namensähnlichkeit irre leiten, und behaupteten, der Beiname Penninus solle offenbar Poeninus heißen, eine Lesart, die auch auf mehreren Inschriften vorkommt, und beweise damit sonnenklar, daß Hannibal, der Poenus, über diesen Col nach Italien gezogen sey. Die Herrn vergaßen, daß das Wort Penninus ein celtisches Wort zur Wurzel hat, nämlich pinn oder penn, was so viel bedeutet als Höhe oder Gipfel.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

Ueber das Stuttgarter Hoftheater, von Wolfgang Menzel.

Es ist auffallend, wie wenig von den Leistungen der hiesigen Bühne gesprochen wird. Wie so mancher theatralische Genuß verschwindet oder erbleicht mindestens im Gedächtniß, wenn die Kritik säumig ist, und wahrlich, ein Schauspieler, wie unser Seydelmann, verdiente eine kritische Feder, die dem Gange seines Genies, und ich darf hinzusetzen, seines Fleißes folgte; denn nicht in Sprüngen, wechselnd zwischen Aufflammen und Ermatten, bewegt sich dieser Geist, sondern in steter, ausdauernder Kraftentwickelung, in klassischer Selbstgenügsamkeit, immer selbst den strengsten Maßstab an sich legend, wenn auch das Publikum einmal lässig wäre und die Kritik verstummte. Sein Verdienst ist größer, als der Dank der Kritik. Er verdient nicht ein lauteres Lob, sondern vorzüglich eine dauerndere Aufmerksamkeit. Wie dem Alexander der Homer, so fehlt ihm ein Lessing. In Stuttgart selbst, wo doch der eigentliche Ort wäre, wird sein Meisterspiel nicht genügend analysirt; mancher Abend, den er zu einem Triumph der Kunst gemacht, geht vorüber, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen. Und doch ermüdet er nie, und beschämt die trockenen Federn der Kritik durch eine Hingebung an die Kunst, die unter diesen Umständen sein höchster Ruhm ist. Die Huldigungen, die ihm jüngsthin in Frankfurt geworden, sollten den Freunden der Kunst in Stuttgart eine Erinnerung seyn.

Ueberhaupt gehört unsere Bühne zu den besten in Deutschland. Wird weniger Lärm davon gemacht, so ist es doch für das Stuttgarter Theater eine angenehme Genugthuung, daß einsichtsvolle Fremde, die zur guten Stunde kommen, oder sich einige Wochen weilen, von ihren Vorzügen überrascht werden. Seit meinem lezten Bericht in diesen Blättern vom Oktober 1832 ist sich unsere Bühne in allen Dingen, die damals von mir gerühmt wurden, gleich geblieben, hat sogar durch Anstellung des Herrn Moriz als ersten Liebhabers eine nicht geringe Verbesserung erhalten, und nur durch den Abgang der Demoiselle Esser einen für den Augenblick sehr fühlbaren Verlust erlitten.

Herr Seydelmann ist und bleibt der Glanzstern unserer Bühne. Zu seinen ältern bedeutendsten Rollen, Mephistopheles in Faust, Tartüffe, Marinelli, Carlos in Clavigo, Nathan, Shylok, Franz Moor, Ossip in Isidor und Olga, Graf Klingsberg, Daniel in Vogels Majorat, Perin in Donna Diana, Theramen in Phädra, Till in Raupachs Lustspielen, Riccaut in Minna von Barnhelm, Graf Schalken in der Schachmaschine, Advokat Wellenberger, Danville in der Schule der Alten, der Hofmeister in tausend Aengsten, der Essighändler, der Abbé de l'Epée, der Kommissionsrath Frosch im Verschwiegenen wider Willen, der Koch Vatel, der Alpenkönig, Lizenciat Wanner in Isslands Herbsttag, Skarabäus in der Whistpartie ꝛc., sind in der jüngsten Zeit noch einige bedeutendere oder kleinere Rollen hinzugekommen. Mahomet, Cromwell in Raupachs Royalisten, Thomas Foster, Ludwig XI. in dem Schauspiel gleiches Namens von Auffenberg, der alte Fritz in dem Tagebefehl, des Königs Befehl, dem Duellmandat und König und Schauspieler, Iwanof in den Streligen, Garrick in Bristol, Filippo in Raupachs Cuzio, der Bettler von Raupach, Kommerzienrath Hirsch im Kammerdiener, Herr von Merlan im Mann meiner Frau, Herr von Ich, Tanzmeister Rigolard in Haus Lust ꝛc. In allen diesen Rollen hat Seydelmann die Unerschöpflichkeit seines Genies auf's Neue bewährt, überall sich gleich bleibend in seinem schönen Streben nach Naturwahrheit. Er ist noch einen Schritt weiter gegangen, als die frühere Isslandsche Schule, die allerdings nach Natur strebte, aber den geschichtlichen Bedingungen derselben zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. Diese Schule suchte überall nur den Menschen, unabhängig von seiner Lage. Und begingen die Dichter nicht im Grunde denselben Fehler? Man bot im König, im Bauer, im teutschen Hofrath und im Neger nur das allgemein Menschliche hervor, und legte ihnen gemeinschaftlich die Gefühls- und Denkweise unter, die eigentlich nur im Dichter ein und dieselbe war. Das Theater war mit der ganzen Poesie subjektiv geworden. Jeder gefühlvolle Leser wollte sich selbst, den vortrefflichen Menschen, auf der Bühne wiedersehen. Daher die menschlichen Mohren und Indianer bei Ziegler und Kotzebue, die menschlichen Fürsten und Advokaten bei Issland, und zuletzt die menschlichen Verbrecher Müllners. Selbst Schiller ist von dieser Manier nicht frei geblieben und hat manche seiner Helden, die, wie Wallenstein und Tell, einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Lokalität angehörten, zu sehr verallgemeinert. Ich will nicht behaupten, daß dieses Humanisiren an sich ein Fehler sey. Gewiß würden wir es unerträglich finden, wenn wir in jeder handelnden und redenden Person nur den Stand oder die Nation und das Zeitalter repräsentirt fänden, und wenn wir statt wirklicher Menschen nur in ein beliebiges Kostüm gekleidete Holzpuppen sähen, wie uns denn Fouqué und Walter Scott mit dergleichen Puppen allerdings beschenkt haben; allein man muß es eben auf keiner Seite übertreiben, man muß den Leuten das Menschliche lassen, ohne sie ihrem Kostüme zu entfremden. Seydelmann geht auf der richtigen Mittelstraße den Dichtern voran, denn es kann wohl nicht gerühmt werden, daß ihm schon viele dramatische Schriftsteller diesen Weg vorgezeichnet hätten. Im Gegentheil, er kommt nicht selten mit den Autoren in Collision, die ihm ein unbedachtes Wort in den Mund legen und mit Gewalt zwingen, aus der Rolle zu fallen. Wie oft hat Schiller dem armen Philipp II. auf diese Weise mitgespielt und Raupach seinem Fürsten in Isidor und Olga?

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Ende Aprils.

(Beschluß.)

Die Morgue nach einem Aufstand.

Am folgenden Tage mußte kein Zeichen des Aufstandes vom vorigen Tage mehr übrig seyn, als die zerbrochenen Fensterscheiben und einige Löcher in den Mauern. Mir ward wohl, als ich aus diesen engen und dunkeln Gassen wieder in die Straße St. Martin trat, wo Alles seinen gewöhnlichen Gang ging, als ob die Jammerscenen weit davon vorgefallen wären. Das Volk, welches in jenen Gassen einherwogte, schien betroffen, sprach sich jedoch weder für, noch wider die Republikaner aus, welche alle die Gräuel verursacht hatten, und bemitleidete nur die Unglücklichen, welche dabei um's Leben gekommen oder verstümmelt worden waren. Als jedoch später die nähern Umstände des abscheulichen, von den Soldaten des 55sten Linienregiments verursachten Gemetzels bekannt wurden, da sprach sich der allgemeine Unwille laut aus über eine solche Grausamkeit, zumal da kein Schritt von Seiten der Obrigkeit gethan wurde, um auch nur den Vorfall gerichtlich aufzuklären. Mein Weg führte mich über die Brücke St. Michel neben dem Morguegebäude vorüber. Hier drängte sich wieder eine Menge Menschen hinzu; Schildwachen zu Fuß und zu Pferde mußten die Ordnung handhaben; zu dem Ende mußte sich das Volk in eine Reihe stellen und eine Queue bilden, wie beim Eingange der Schauspiele, um nach und nach eingelassen zu werden. Bekanntlich dient das Morguegebäude zum Ausstellen der Todtgefundenen, deren Namen und Wohnung unbekannt sind, und die hier einige Tage liegen bleiben, bis etwa die Verwandten und Freunde sie erkennen und wegtragen lassen. Nach einem Aufstande kann man sicher darauf rechnen, daß die Morgue auch einige Todte bekommt; während der drei Julitage 1830 ward das Gebäude so damit angefüllt, daß kaum noch ein Plätzchen leig blieb. Diesmal, hieß es, seyen am Montag Abend acht Leichname hineingebracht, aber drei erkannt und weggetragen worden. Die Soldaten vor dem Gebäude unterhielten sich gleichgültig von den Auftritten des vorigen Tages, und erzählten den Umstehenden, wie einige derer, deren Leichname hier lagen, am Fenster oder am Eingange der Häuser todt „gemacht" worden seyen. In dem Morgue-saale lagen sechs Leichname; einer davon war der eines Ertrunkenen. Auf diesen warf man jetzt nur einen gleichgültigen Blick; der Unglückliche hatte vielleicht ein trübseliges Leben durch einen freiwilligen Tod in den Seinefluthen geendet, und sein Schicksal mochte weit mehr geeignet seyn, Mitleid zu erregen, als das der Erschossenen; allein das Volk hatte jetzt nur Sinn für das, was sich auf die Empörung des vorigen Tages bezog, und betrachtete mit Theilnahme nur die Leichname jener fünf, die vor nicht ganz zwei Tagen es gewagt hatten, einer ganzen Garnison und der Nationalgarde einer Hauptstadt mit den Waffen in der Hand Trotz zu bieten, und deren Leichname nun hier lagen, ohne daß Jemand wußte, welchen Familien sie angehörten, wo sie hergekommen und welchen Standes sie seyen. Aus ihren Kleidern ließ sich abnehmen, daß sie keine begüterten Leute gewesen seyn mochten. Alle waren noch jung, denn nur in der Jugend setzt Jemand sein Leben auf's Spiel für einen solchen Zweck; später halten Familienbande, Klugheitsregeln und manche andere Rücksichten davon ab. In den Julitagen fanden sie überall Gleichgesinnte; damals wollte fast ganz Paris, was sie wollten; aber jetzt blieb die gehoffte Hülfe aus, und ihr Unternehmen hatte sie nicht weiter gebracht, als auf die Morgue. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Mai 1834.

Terre bénie,
Asile heureux
De l'Helvétie,
Reçois ici nos voeux!

Lied, gesungen auf dem St. Bernhard in der Versammlung der schweizer. naturforsch. Gesellschaft am 21sten Juli 1829.

Sommertage in Wallis.

(Beschluß.)

Schon in den ersten Kaiserzeiten führte ein Pfad oder ein schmaler Weg über den Mons Jovis, die Priester seines Tempels aber — wenn ja dergleichen auf dieser Höhe lebten — waren gegen die Reisenden nicht so menschenfreundlich und gastlich wie die heutigen Mönche des St. Bernhard. Ja die lezten dieser Jovispriester sollen arge Räuber und Mörder gewesen seyn. Gegen das sechste Jahrhundert wich endlich auch in diesen Gegenden der Paganismus dem Christenthum. Es begannen über den Col die räuberischen Hin- und Herzüge von rohen Banden, die bald diesem, bald jenem Barbarenvolk angehörten, ja sogar Mauren wagten sich vom Genfersee und Savoyen her auf diese Höhe, um Pilgern und Rittern aufzupassen, die nach Italien zogen oder von da herkamen. Die umherwohnenden Völkerschaften dachten nun mit Ernst daran, auf diesem vielbegangenen Passe ein Hospiz zu gründen. Es geschah, aber das Jahr dieser ersten Gründung ist unbekannt. Der heilige Bernhard von Menthon restaurirte es 862, und seitdem trug es seinen Namen. Das ganze Mittelalter hindurch blieb der Paß gangbar, nicht bloß für die nächsten Anwohnenden, sondern auch für Züge aus der Ferne. So unter andern kam 1077 der unglückliche Kaiser Heinrich IV. auf seinem Zug nach Canossa, mitten in einem sehr harten Winter über diesen Berg. Mit ungeheurer Mühe und Anstrengung wurde der Uebergang für den Kaiser, die Kaiserin und den Hof praktikabel gemacht, und noch ist es unbegreiflich, daß dies in dieser Jahreszeit möglich war, und daß nicht die ganze kaiserliche Pfalz erfror oder durch Schnee verschüttet wurde. Die Sage geht, man habe von Zeit zu Zeit Ochsen getödtet, um die Kaiserin und ihre Hoffräulein in ihre noch warmen Häute zu hüllen und so vor dem furchtbaren Frost zu schützen; andere behaupten, diese Damen seyen in die ausgenommenen Ochsenleiber gekrochen, diese auf Schlitten gelegt und so von den Gebirgsleuten fortgezogen worden.

Es ist bei der Dunkelheit und Unsicherheit der Orte und Zeiten unmöglich, die Geschichte des Hospizes durch alle Jahrhunderte des Mittelalters zu verfolgen. Nur soviel ist gewiß, daß Religion und Frömmigkeit hier immer tiefere Wurzeln schlugen und ihr Hospiz bald zu einem der höchsten Punkte erhoben, welche die Humanität und ächte Civilisation im Alterthum, im Mittelalter und in der neuern Zeit auf Erden erreicht hat. Während die Länder am Fuß des St. Bernhards von Raubzügen und Kriegen verheert wurden, und bald diesen, bald jenen Herren angehörten, herrschte hier oben ewiger, tiefer Frieden und Ruhe. Hierher drangen die Leidenschaften

und Stürme der Menſchen nicht, und ſeit zwölf Jahrhunderten übten die Bewohner immer nur Werke der Aufopferung, Frömmigkeit und des Wohlthuns. Die Eroberungsſucht ließ es ſich nie einfallen, der chriſtlichen Liebe hier ihre Gletſcher ſtreitig zu machen. So blieb auch das Hoſpiz in der Revolutionszeit unberührt, die unten Throne umſtürzte und gründete. Hier zogen die Heere Karls des Großen wie die Napoleons vorüber, wie ſich Lawinen von den benachbarten Höhen losreißen und in die Tiefe ſauſen. Ein würdiges Grab fand hier der edle Deſair, den einige Jahre vor ſeinem Heldentod die Egyptier den gerechten Sultan geheißen hatten. Man hat zu verſchiedenen Zeiten das Gerücht verbreitet, als gingen die Väter des Hoſpizes damit um, dies Grabmal aus ihrer Kirche zu entfernen; ſie haben nie daran gedacht. Ihre Kirche zeigt Geſchmack und ſelbſt einige Pracht. Auf dieſer Höhe, wo die Augen nichts erblicken als ſtarre Felſen und grauſenhafte Abgründe, wo die Natur ſo arm und kahl iſt, machen Vergoldungen, Marmor, Malerei und Drapirungen eine wunderſame, wohlthuende Wirkung. Alle dieſe Zierrathen würde man in einer Stadt, ja ſelbſt in einer hübſchen Dorfkirche kaum bemerken; hier oben aber in dieſer farbloſen Oede wirken ſie erheiternd, beruhigend und verſöhnend, zumal wenn in der Kirche vor dem Altar oder im Chor geſungen wird. Hier ruhen die frommen Männer betend und ſingend von ihren Anſtrengungen und Gefahren aus. Der Klang der Glocken hat hier eine noch ganz andere Bedeutung als anderswo: hier iſt er dem Wanderer zwiſchen Lawinen und Schneeſtürmen ein ermuthigender, beruhigender Ton, denn die Hülfe, das freundliche Aſyl iſt nahe.

Dem Hoſpiz gegenüber, auf dem andern Seeufer, liegt der ſogenannte Jupiteralter, den man für Ruinen jenes Jupitertempels und des Hoſpizes hält, die hier von den Römern angelegt wurden. Es ſcheinen aber vielmehr Trümmer von eingeſunkenen und zerfallenen Felſen, als von römiſchen Gebäuden.

Hier zwiſchen dieſen höchſten Häuſern Europas und dieſen Felſen, auf der Straße, wo die Herrn der Welt hin und her zogen, Heinrich IV. und Bonaparte, am Ufer des See's, in dem ſich die römiſchen Legionen und ihre Adler ſpiegelten, wie die Fahnen der franzöſiſchen Heere, hier wird man recht an die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit irdiſcher Größe erinnert. Wo tönt hier des mächtigen Roms Name? Nirgends, nur unförmliche Trümmer erinnern daran; und jene berühmten Namen: Hannibal, Auguſt, Conſtantin ſind verhallt in dieſen Bergen, kaum daß da noch zu Zeiten Bonaparte mit ſeinen fünfzigtauſend Franzoſen genannt wird. Die chriſtliche Milde allein hat ſich aus den fernſten Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag hier erhalten. Sogar der franzöſiſchen Revolution ſchien ſie unantaſtbar, und als die Kriegswuth bis auf dieſe Höhen gedrungen war, ſegneten Leidende und Verwundete die Mönche, denn ſie waren allen Tröſter und Wohlthäter; ja der öſterreichiſche Soldat verſchied hier unter dem Troſt ſeiner Religion neben dem Feind ohne Glauben, ohne höhern Troſt, er verſchied verſöhnt, ohne Groll. Bald darauf kam der Gigant hieher, der kühn die Hand nach allen Kronen und Thronen Europas ausſtreckte, aber dieſes Aſyl der Menſchheit in Ehren hielt, in deſſen Nähe er in einen Abgrund geſtürzt wäre, wenn ihn der ſtarke Arm ſeines Führers nicht gerettet hätte. Ja es iſt bekannt, daß er dem geiſtlichen Orden von St. Bernhard große Hoſpize und Kirchen auf allen hohen Uebergangspunkten der Alpen nach Italien errichten wollte, zumal auf dem Simplon und dem Mont-Cenis. Aber Napoleon fiel und mit ihm alle ſeine großen Projekte, die frommen, einfachen und glanzloſen Männer des St. Bernhards hingegen blieben in ihrem uralten Hoſpiz, über das irdiſcher Ruhm und Macht keine Gewalt haben.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die Promenade.

Einige Minuten, nachdem das Deſſert im Alleeſaal auf den Tiſch geſtellt worden war, ſtand Einer und der Andere von ſeinem Stuhle auf und ſchlich ſich weg. Nach und nach folgten immer mehrere, und in Zeit von einer Viertelſtunde war die ganze Geſellſchaft verſchwunden; nur hie und da ſaß noch am weiten Umfang des Tiſches ein Paar, wie zuſammengejochte Ochſen, das mit ſeinen phlegmatiſchen, ewig gedehnten Argumenten nicht fertig werden konnte. Da es kaum drei Uhr war und man erſt gegen ſechs Uhr wieder zum Brunnen geht, ſo hatte man lange, drückende Stunden vor ſich, die man ſo ziemlich nach Art der engliſchen Kühe hinbrachte, wenn ſie, mit gutem rothem Klee vollgepfropft, die Knie beugen, ſich in's Gras legen und wiederkäuen.

Da es um dieſe Stunde ſehr heiß war, ſo ſezten ſich die Damen in Gruppen zu zwei, drei und vieren an kleinen viereckigten Tiſchen unter dem Schatten der Bäume in's Freie und tranken Kaffee. Die meiſten fingen an zu ſtricken, und für die plethoriſche Tageszeit war es auffallend, daß ſie einige hundertmal mehr Maſchen als Bemerkungen machten. Einige junge Leute, die Cigarre im Mund, wanden ſich geckenhaft, doch ſchweigſam durch die Damengruppen, aber alle deutſchen Herrn der Schöpfung hatten ſich in Höhlen verkrochen, um ihre Pfeife in Ruhe zu ſchmauchen; und fürwahr, es läßt ſich nichts Schmutzigeres denken, kein ärgerer Verderb von Zeit und Verſtand, als dieſe abſcheuliche Gewohnheit. Und wäre der Tabakrauch ein lieblicher Wohlgeruch,

anſtatt ſo unleidlich zu ſtinken, dennoch bliebe die Gewohnheit, die ein menſchliches Weſen nöthigt, einen großen Beutel in der einen, eine ungeſchickte krumme Pfeife in der andern Rocktaſche herumzuſchleppen, unmännlich; denn außerdem daß ſie ein künſtliches Bedürfniß erzeugt, bürdet ſie eine wahre Laſt auf, die ſowohl zu Pferd als zu Fuß am Weiterkommen hindert. Ergibt es ſich nun aber, daß beſagtes künſtliches Bedürfniß eine ſchmutzige, gemeine Gewohnheit iſt, wenn man dabei unmöglich reinlich ſeyn kann, wenn Haar und Kleider mit ekelhaftem Geſtank erfüllt werden, wenn der Raucher ſchon im Vorbeigehen die friſche Luft verunreinigt, wenn außer alle dem dadurch die Zähne zerfreſſen werden, der Magen verdorben und das kühle, klare weiße Gehirn der Menſchen mit kleinen rothen entzündlichen Theilchen erfüllt wird, ſo muß man ſich doch wundern, daß dieſe Deutſchen, die ſich ſo viele Stunden am Tage ſo vernünftig benehmen können, nicht genug Selbſtbeherrſchung haben ſollten, um ihre Tabaksbeutel mit Füßen zu treten, ihre dampfenden Pfeifen hinter ſich zu werfen und, ich will nicht ſagen von Engländern, ſondern von jedem Vogel, von jedem Thiere im Stande der Natur, Reinlichkeit zu lernen; und wirklich, ſo fehlerhaft auch ſonſt unſere Sitten ſeyn mögen, unſere Reinlichkeit iſt eine Tugend, die uns vor allen Nationen in der Welt auszeichnet, die ich je kennen gelernt habe. Ich bemerkte, daß, während dieſem ſtinkenden Laſter gefröhnt wurde, man ſich gegenſeitig nicht ſtörte und ſich auch nur ſehr ungerne ſtören ließ; kurz, es war eine Art Sieſte mit offenen Augen und rauchendem Munde. Zuweilen ſah ich einen deutſchen Baron in einem ſchlumpigen Schlafrock, ein kleines griechiſches Käppchen auf dem Kopf, mit einem ungeheuren Ring an ſeinem ſchmutzigen Zeigefinger, rauchend zum Fenſter ſeines Gaſthofs herausgucken und thun, als ob er dächte; manchmal machte ich einen Bogen um eine Creatur, welche in einer ähnlichen Stellung auf den ſchattigen Bänken am Stahlbrunnen ſaß; doch dies waren nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, denn die meiſten Männer waren verſchwunden, man wußte nicht wohin, um ſich in Automaten zu verwandeln, wahre Dampfmaſchinen, was den Qualm und Schmutz anbelangt, freilich ohne ihre Kraft.

Gegen halb ſechs oder ſechs Uhr lebte „die Welt“ wieder auf. Die Damen mit ihren Stricknadeln im Schooß fingen allmählig an unter einander zu ſchwatzen, einige verſuchten ſogar zu lachen. Gruppe für Gruppe erhob ſich, verließ die kleinen, weiß angeſtrichenen Tiſchchen und die leeren Kaffeetaſſen, um welche ſie geſeſſen hatten, und in kurzer Zeit war es wieder auf den Spaziergängen, um die drei Brunnen, und beſonders am Paulinenbrunnen, voll Menſchen, und wie ſie da langſam, und das ſehr langſam, auf und ab wandelten, zeigte ſich abermals die deutſche Geſellſchaft von ihrer liebenswürdigſten, reizendſten Seite. Einige Damen, beſonders ſolche, welche kleine Kinder hatten, ließen ſich von einem netten, handfeſten, geſunden jungen Weibsbilde begleiten, die ihr Anzug, da ſie weder Hut, noch Haube, und nur ein einfaches Umhängetuch über einem Rock von dunklem Kattun trug, ſogleich als Dienerin erkennen ließ. So auffallend ſie durch ihre Kleidung bezeichnet war, ſo bemerkte man doch mit Vergnügen, daß die Unterſcheidung hier nicht weiter getrieben zu werden brauchte; denn das Frauenzimmer ſchien ſo geſittet, daß eine Unbeſcheidenheit von ihrer Seite kaum zu beſorgen war. Blieb ihre Frau ſtehen, um mit einem Bekannten zu plaudern, ſo hörte die Begleiterin dem Geſpräche harmlos zu, und wenn einige Familien ſich zuſammen auf eine Bank ſezten und ſich mit Scherz und Anekdoten unterhielten, ſo durften dieſe jungen Perſonen ſich gleichfalls ſetzen, und man las in ihren anſpruchsloſen Zügen, daß ſie den Spaß ſo gut mitgenoſſen, wie Jedermann.

Unſere feine Welt in England würde die Zumuthung, dergeſtalt mit ihren Dienern in Berührung zu treten, oder eigentlich förmlich mit ihnen zuſammenzuſitzen, höchſt anſtößig finden, und in Betracht der Sitten unſerer Dienerſchaft wäre dies auch gewiß nicht angenehm. Wenn wir indeſſen nur Ein Geſetzbuch ſtatt hundert-und-fünfzig-tauſend hätten (ich habe ganz vergeſſen, in meine lange Sittenliſte die unſerer eleganten Kammerjungfern einzuſchalten), ſo wäre dies nicht der Fall; denn dann würde die engliſche Dienerſchaft lernen, gleich der deutſchen, in Gegenwart ihrer Herrſchaft mit Anſtand zu ſitzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortſetzung.)

Ueber das Stuttgarter Hoftheater.

Welcher Schauſpieler ſoll die Rolle des grauen, kalten ſpaniſchen Tyrannen feſt halten, wenn ihn Schiller zulezt wie einen deutſchen Jüngling für Freundſchaft ſchwärmen läßt, oder die Rolle des brutalen Ruſſen, wenn ihn Raupach zur Abwechſelung die feinſten Empfindungen in der gebildetſten Sprache kund geben läßt? Wenn in ſolchen Fällen der Schauſpieler mit dem Dichter in Zwieſpalt geräth, ſo gereicht es nur dem erſtern zur Ehre. Wehe dem Schauſpieler, der nur das Echo des Dichters, der nicht ein ſelbſtſtändiger Künſtler, eine in ſich ſichere Natur und ein Maßſtab iſt, an dem ſich die Aechtheit des dramatiſchen Dichters wie Gold auf dem Probierſtein erprobt! Was ſollen uns die Schwadroneurs, die nur herausſchreien, was jedem Dichter beliebt, ihnen vorzuſchreiben? Sie verderben nur die Dichter, und es ſtünde viel beſſer um die deutſche Bühne, wenn jeder Theaterdichter ſich erſt umſähe, was darſtellbar

iſt und was nicht, und wenn es Schauſpieler genug gäbe, die ihm ſagten: Herr, das haben Sie zwar geſchrieben, aber wir können es nicht ſpielen, denn es iſt unnatürlich!

Unter den Rollen, worin Seydelmann das Nationelle hervorhebt, ſtehen Oſſip in Iſidor und Diga und Iwanof in den Streligen oben an. Beſonders die letztere Rolle, die ſchon vom Dichter natürlicher gezeichnet iſt, hat Seydelmann zu einer ſeiner ſchönſten und ergreifendſten zu machen gewußt. Unter den hiſtoriſchen Charakterrollen zeichnen ſich beſonders Cromwell, Friedrich der Einzige und Ludwig XI. aus. Sieht man Seydelmann in dieſen drei Rollen und dann wieder als den raſchen Karl XII., als den bedachtſamen, majeſtätiſchen Grafen Nanzau, als Mahomet, ſo erſtaunt man über den Umfang und die Macht ſeines Talentes. Das Schauſpiel wird zur Geſchichte, lebendig tritt der Held und König aus der alten Zeit uns entgegen. Nur Cromwells ſo wahres und tief ergreifendes Spiel wurde durch das zu geputzte, oder wenn man den rechten Ausdruck gebrauchen will, durch das zu wenig lederne Koſtüm geſtört. Friedrich den Einzigen ſpielt Seydelmann um ſo vollkommener, als er auch im Geſicht die ſprechendſte Aehnlichkeit mit ihm anzunehmen weiß. Herr Miedke, der dieſelbe Rolle früher mit dem größten Beifall ſpielte, vor beinahe zwei Jahren aber das Theater verlaſſen hat, übernahm ausnahmsweiſe jüngſthin noch einigemal die Rolle des Königs im „König und Schauſpieler“ und Herr Seydelmann die des Schauſpielers, wodurch dieſes kleine, unbedeutende, aber artige Stück einen großen Reiz erhielt. Inzwiſchen muß ich geſtehen, daß mir unter allen hiſtoriſchen Charakteren Seydelmanns ſein Ludwig XI. am beſten gefallen hat. Auffenberg hat dieſen Charakter in dem Stücke gleiches Namens viel beſſer gezeichnet als Delavigne, und Seydelmann hat Alles gethan, um den alten originellen Tyrannen in ſeiner ganzen abſchreckenden und doch jeden Augenblick intereſſanten Eigenthümlichkeit darzuſtellen. Bis zum Ekel eigenſinnig und niederträchtig, und doch jeder Zoll ein König, mitten in jüdiſchen Unterhandlungen doch ein König, jeden Augenblick der tiefſten Verächtlichkeit nahe, und doch immer wieder Ehrfurcht erweckend als ein König — ſo war dieſer Ludwig XI., und Seydelmann hat die ſchwierige Aufgabe um ſo glücklicher gelöst, als er auf die königliche Würde nie den Accent legte, nie eine Prätenſion damit verband, ſondern ſie mitten aus den Erbärmlichkeiten des alten Fuchſes nur gleichſam unwillkührlich hervorſchlagen ließ. Auch ſein Koſtüm in dieſer Rolle, die welke, gleichſam muſſige Geſtalt des alten Mannes in dem feinen Königsſchmuck und die weichlichen, feigen, ſpöttiſchen und liſtigen Züge um den Mund waren unübertrefflich.

Herr Maurer, deſſen impoſante Geſtalt und herrliches Organ jeder Kraftrolle einen individuellen Reiz gibt, erfreut uns nur ſelten noch in jüngern Rollen, obgleich man ihn zu einigen, die durchaus körperliche Kraft verlangen, immerhin noch gebrauchen könnte. Wie feurig ſpielt er den Beaumarchais in Goethe's Clavigo, und der iſt doch auch jung. Wie mancher junge Held, Ritter, Kraftmenſch kann auch vom beſten jungen Liebhaber nicht gegeben werden, ſofern Grazie und Spiel die Heldenbruſt nun einmal nicht erſetzen. In ältern Rollen iſt Herr Maurer überall höchſt ausgezeichnet, wo er Leidenſchaftlichkeit durchblicken laſſen darf, im Komiſchen, wie im Tragiſchen, als der komiſche Alte in Raupachs Luſtſpielen, wie als Odoardo Galotti. Die rubigen, gemeſſenen Väter paſſen weniger zu ſeinem Feuer.

Herr Gnauth iſt Meiſter in der Poſſe. Einen Bedienten in Don Rando, einen Schneider Flys oder Cacadu, einen Advokat Vortheil in Nr. 777 ꝛc. ſpielt er überaus ergötzlich. Auch die gemeinen Verbrecher, böſen Beamten und Verwalter, Galeerenſklaven ꝛc. ſind ſein Fach, und Gebler, den er ſehr gut ſpielt, ſeine Grenze. Vornehmere Rollen ſind der Eigenthümlichkeit ſeines komiſchen Talents nicht angemeſſen. Für den König in Hamlet iſt er nicht einſchmeichelnd, für den portugieſiſchen Grafen im Diplomaten nicht courfähig, für den Präſidenten in Kabale und Liebe nicht imponirend genug; ſolche Rollen ſollte man ihm nicht geben. Auch Herr Robde und Herr Pezold ſind wie Gnauth im Komiſchen vortrefflich, und dieſe drei Talente, wie ſie ſelten eine Bühne zuſammen beſitzt, werden in neuerer Zeit, namentlich das komiſche Talent Pezolds, wohl zu wenig benutzt. Man könnte einige gute alte Luſtſpiele mehr aufführen.

Herr Dobrik läßt als Wildfang nichts zu wünſchen übrig, nur ſolide Jünglinge taugen nicht für ihn, die er daher auch nie mehr oder nur in den ſeltenſten Fällen ſpielt.

Das weibliche Theaterperſonal beſteht noch, wie früher, aus der ſo ſchönen als talentvollen Dem. Stubenrauch, die im Trauerſpiel wie im Converſationsſtück die erſte Partie hat, Mad. Maurer, welche die feinern, Mad. Abweſer, welche die niedern Mutterrollen, Mad. Foſſetta, welche die komiſchen Alten, und Mad. Schmidt, die in ländlichen und Soubrettenrollen vortrefflich ſpielt. Dem. Laurent, eine recht liebliche Erſcheinung, ſpielt nur in kleinen Rollen, ſo wie die jüngſt angekommene Dem. Schulz. Dem. Peche und Eſſer ſind leider noch nicht wieder erſetzt. Wer ſoll eine Mirandolina, eine Recha, eine Emilia Galotti, ein Käthchen von Heilbronn, eine Königin von ſechzehn Jahren und jede ähnliche Rolle ſpielen? Wie viel Verluſt für das Publikum, wenn ſolche Stücke nicht gegeben werden können, oder auf die zufällige Ankunft fremder Damen warten müſſen! Wie ſchlimm iſt es namentlich für Converſationsſtücke, wenn da zwiſchen den Heroinnen und Soubretten ein leerer Raum iſt! Wird dieſe Lücke, wie wir hoffen, noch ausgefüllt, ſo darf ſich unſer Theater in der That mit jedem andern in Deutſchland meſſen, denn das männliche Perſonal iſt durch Herrn Moriz ſo vollſtändig geworden, als man es nur nach den Kräften unſerer Bühne erwarten kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

An die verehrliche Redaktion des Morgenblattes.

Berichtigung.

Die Nr. 125 des Morgenblattes enthält in einem Korreſpondenzartikel aus Berlin eine Unrichtigkeit, wegen der wir bitten, dieſer Reklamation Raum zu gönnen. Es heißt nämlich darin: (der Verleger von Tutti Frutti) „ſchickte an alle hieſigen Buchhandlungen, um die erſte Nachfrage zu befriedigen, ſechs Exemplare mit der Poſt. Dieſe waren im Nu vergriffen; jetzt fehlten Exemplare ꝛc.“ Wir müſſen gegen dieſe Rüge, welche uns etwas ſehr Ungeſchicktes beimißt, bemerken: daß jeder Berliner Buchhandlung Exemplare von Tutti Frutti in reichlicher Anzahl, auf das Unparteiiſchſte gleichzeitig mit andern, und mit der Poſt zuſammen, wenn ſie ſich dieſe Zuſendungsweiſe nicht ausdrücklich verbeten, die Anzahl, welche ſie zu erhalten wünſchte, nicht ſelbſt gering vorgeſchrieben und nicht unterlaſſen hatte, ihren, die Expedition beſorgenden Commiſſionair zu Leipzig gehörig zu inſtruiren.

Stuttgart, 25ſten Mai 1834.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Mai 1834.

Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde,
Eclairé par nos travaux.

Béranger.

Die Ausstellung der Industrieprodukte zu Paris im Mai 1834.

Von G. B. Depping.

Nach einem Zeitraume von fünf Jahren ist nun wieder zu Paris eine Industrieausstellung zu Stande gekommen. In einem großen Reiche, wie Frankreich, ist solch eine Ausstellung ein kostspieliges, riesenhaftes Unternehmen. Denn um vogesisches Eisen und pyrenäischen Marmor, Aubussonsche Tapeten und Lyoner Seidenstoffe herbeizuschaffen und aufzustellen, muß man zuerst Schiffe und Wagen in Bereitschaft haben, ungeheure Transportkosten bestreiten und dann große Gebäude errichten, um die Sachen unterzubringen und dem Publikum Gelegenheit zu verschaffen, Alles gemächlich zu besehen. Dazu gehört Zeit, viel Geld und viel guter Wille, Fleiß und Thätigkeit. Zu allem diesem wird von Zeit zu Zeit Rath geschafft, und wenn man in Frankreich einmal ein Unternehmen lebhaft angegriffen hat, so kommt es auch rasch zu Stande.

Es wäre sehr lehrreich, eine wissenschaftliche Vergleichung zwischen den verschiedenen Ausstellungen zu haben, die in Paris veranstaltet worden sind; allein über die lezte vergißt man die vorigen, und dann ist der ausgestellten Sachen eine so ungeheure Menge, daß es nicht wohl möglich wird, die verschiedenen Fächer, wie sie sich bei den jedesmaligen Ausstellungen erwiesen haben, im Auge und im Gedächtnisse zu behalten. Die Zeitungen behaupten jedesmal, die lezte Ausstellung sey die schönste von allen; so viel ist gewiß, daß die jetzige am besten angelegt ist; denn für die Bequemlichkeit des Publikums und die Leichtigkeit der Uebersicht ist diesmal vortrefflich gesorgt.

Bei einer Industrieausstellung kann man zweierlei bezwecken; entweder will man bloß zeigen, welch schöne Produkte der Kunstfleiß eines Landes dem Handel überliefert, und daher nur die glänzende Seite des Gewerbfleißes sehen lassen, oder man will die gemeinen und nüzlichen Produkte mehr noch als die Luxusartikel zur Schau stellen und das Publikum darüber belehren, in welchem Zustand sie sich in der Hauptstadt wie in den entfernten Provinzen befinden. Keine Regierung ist so einfältig, daß sie diese Kehrseite vorzugsweise darstellen möchte; denn man würde daraus sehen, wie mangelhaft, wie unbehülflich noch die unentbehrlichsten Werkzeuge, Geschirre u. s. w. in den Landstädten sind, und wie wenig Kenntniß besserer Verfahrungsarten, zweckmäßiger Werkzeuge, schöner Formen dahin gedrungen ist, kurz, wie weit man aus Mangel an Unterricht noch in manchem Fache hinter andern Ländern zurücksteht, und solch ein Geständniß legt eine Regierung so wenig als eine Nation

gern ab. In Frankreich haben die Industrieausstellungen hauptsächlich den Zweck, die Fortschritte der Fabriken und Manufakturen zu zeigen; die Luxusartikel, worin Paris besonders es so weit gebracht hat, geben denselben auch einen Kunstwerth, und wiewohl die zu den Lebensbedürfnissen gehörigen Dinge nicht ausgeschlossen werden, so gehört doch bei weitem der größere Theil dem Reiche der schönen, glänzenden, aber der Volksmenge entbehrlichen Dinge an. Man hat vorgeschlagen, einer französischen Industrieausstellung eine fremde zur Seite zu stellen, damit man urtheilen könne, in welchen Fächern jene dieser nachsteht, und umgekehrt. Allein schon eine französische Ausstellung ist so schwer zu bewerkstelligen, daß an eine doppelte nicht so bald zu denken ist. Was der Regierung bei jedem Unternehmen dieser Art hinderlich seyn muß, ist, daß die Fabrikanten und Kaufleute die Ausstellung als einen Jahrmarkt betrachten, daher ihre Buden haben, Leute dahinstellen, um ihre Waaren zu preisen, und die Ausstellung bloß zum Mittel brauchen, mehr abzusetzen. Wenn sie nur die Hälfte einsendeten, wäre der Zweck der Ausstellung völlig erreicht und die Klassifizirung leichter zu bewerkstelligen. Das Budenwesen sollte ein- für allemal dabei wegfallen.

Man hat für die diesmalige Ausstellung vier große Gebäude auf dem geräumigen Revolutions- oder Concordeplatze symmetrisch aus Holz errichtet, jedes mit einem großen Eingange und einem Ausgange, so daß das Publikum nicht sich drängen und stoßen kann. Die Waaren sind zu beiden Seiten und noch in einer doppelten Mittelreihe aufgestellt; die Gebäude sind so hoch, daß die Fenster haben über den Buden angebracht werden können. Jedes Gebäude enthält drei Galerien mit vier Reihen von Buden; einige dieser Buden sind sehr geschmackvoll verziert und die Waaren darin pittoresk aufgestellt. In solch geschmackvoller Anordnung zeichnen sich die Pariser aus.

Aus der Vertheilung der Gewerbprodukte in den vier Gebäuden sieht man, daß eine systematische Anordnung bezweckt worden ist, daß man aber diesem Plane nicht hat ganz getreu bleiben können. So scheint das erste Gebäude ganz den Geweben gewidmet, und die Stoffe nach den dazu verwendeten Materialien geordnet zu seyn. Man sieht daher zuerst die Wollenstoffe, besonders die Tücher; die großen Manufakturstädte Frankreichs, Rheims, Sedan, Elbeuf, Louviers haben hier ihre eigenen Lager. Aber die großen Fenster am Ende der Galerie hat man dazu benützen müssen, die zum erstenmale in dieser Vollständigkeit erscheinenden Glasmalereien der Fabrik von Choisy aufzustellen. Einige Nüancen der alten Glasmalerei fehlen vielleicht; dagegen erblickt man andere, die an den Fenstern gothischer Gebäude fehlen. Die Malerei ist nicht derb und kräftig, wie in alten Kirchen und Hallen; dagegen ist sie zarter, geschmackvoller, anmuthiger. Auch hat man die Fortschritte der Spiegel- und Glasfabrikation benutzen können, um große Gemälde auf hohen und breiten Spiegelgläsern anzubringen. In den andern Gebäuden sieht man gleichfalls an den Fenstern schöne Glasmalereien angebracht. Dabei fiel mir eine Zeichnung auf, die in's Glas gebrannt war; sie wurde als eine neue Erfindung angekündigt.

(Der Beschluß folgt.)

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsetzung.)

Abgesehen davon, daß sich das deutsche Hausgesinde so ungezwungen benimmt, konnte ich nicht umhin, zu bedenken, welchen Vortheil es nicht nur ihnen, sondern auch dem bescheidenen Herd, zu dem sie, wenn sie einmal heirathen, vermuthlich zurückkehren — und mithin der Gesellschaft — bringen muß, daß sie Gelegenheit hatten, das Benehmen und das Gespräch geordneter, verständiger, gesitteter Menschen, die den Vorzug einer guten Erziehung genossen, zu sehen und zu hören. Ständen diese jungen Dienstboten auf hohem Lohn, wären sie aufgeputzt mit dem abgelegten Kram ihrer Frauen und müßten dann, ausgestattet mit diesen Elementen der Verderbniß, und stets fern vom Angesicht ihrer Herrschaft gehalten, Tag für Tag, Nacht für Nacht mit Haushofmeister, Kellermeister und dergl. in des Teufels Bratpfanne schmohren — ich meine jene Schandhöhle, das Zimmer des Hausmeisters — so würden alsbald diese kräftigen, gesunden, nützlichen Dienerinnen sich so zierlich aufputzen, und sich all die Airs geben, wofür unsere englischen Zofen selbst in ihrem Lande so berühmt sind. In Deutschland aber hat gesunder Menschenverstand und Armuth nicht nur die Tracht, wodurch Diener sich von ihrer Herrschaft unterscheiden, unabänderlich und streng vorgeschrieben, sondern es auch zum Gesetz gemacht, daß sie bei aller vernünftigen Nachsicht, bei aller Gelegenheit, sich in ihren eigenen Augen Achtung zu verschaffen, auf einen Fuß behandelt und genährt werden, der, obgleich ganz anständig, mit dem niedrigen Stande und den Gewohnheiten, in welchen sie geboren und aufgewachsen sind, immer noch in gehörigem Verhältniß steht. Diener, die man auf solche Weise hält, kosten wenig, und wenn sie nicht von Natur schlechtgeartet sind, so finden sie alle Aufmunterung zu gutem Betragen und keine Gelegenheit zu Ausschweifung. Allerdings gehen sie nicht wie unsere Stubenmädchen in Atlas und Battist, noch schwelgen und zechen sie alle Tage gleich Dieben; ich denke aber, sie sind nur um so glücklicher und es ist ihnen viel wohler dabei, daß sie in ihren angebornen Verhältnissen bleiben, als wenn ihnen gestattet wäre, ein Benehmen nachzuäffen, wofür sie nicht erzogen sind, und sentimentales

Gewäſche nachzuplappern, von dem ſie nichts verſtehen. Doch nicht unſere Diener ſind zu tadeln; die haben ganz recht, wenn ſie hohen Lohn nehmen, glaſirte Handſchuhe, Schleier und die feinſten Kleider tragen, ſich ein vornehmes Anſehen geben, die Manieren ihrer Herrſchaft höhnen und ihre Schwächen, die ſie gelegentlich belauert, traveſtirt unter der Stiege *) aufführen, wenn ſie mit Einem Wort ſo wenig als möglich thun, ſo viel als möglich verzehren und ſo koſtſpielig und läſtig als möglich werden. Kein billig Denkender kann ſie tadeln, ihre Tollheiten, fürchte ich, fallen auf uns zurück; und ſo lange nicht ein paar der vornehmſten Familien in England zur Wohlfahrt des ganzen Landes und im Intereſſe ſeines Ruſs ſich vereinbaren, den Fuß, auf dem ihre Dienerſchaft ſteht, im Ganzen herabzuſetzen und mit einem tüchtigen Stoß, einem allgemeinen Stoß das abſcheuliche Syſtem, welches jezt herrſcht, umzuſtürzen, ſo lange muß der Unterſchied zwiſchen dem ehrlichen Pflüger, der auf ſeinem Brachfelde pfeift, und ſeinem Bruder in London mit dem Milchgeſicht, dem gepuderten Kopfe, den ſilberbordirten, ſcharlachrothen Hoſen und den goldnen Kniebändern, ſo auffallend lächerlich bleiben als bisher. Der Eine wird immer eine Ehre, der Andere eine Schmach für ein reiches Volk ſeyn, das ſeine Feinde (wie wir alle meinen, ungerechterweiſe) ein „Krämervolk“ nennen. Wäre dieſes Syſtem einmal geſprengt, ſo würden ſich Tauſende ehrlicher, wohlmeinender Dienſtboten darüber freuen, und während die Ariſtokratie und die wohlhabendern Klaſſen dabei mindeſtens ſo gut wie zuvor bedient wären, ſähe ſich die Mittelklaſſe, und überhaupt alle, die nur geringes Einkommen haben, von einer unnatürlichen, unnöthigen Laſt befreit, von einer Laſt, die nur zu oft alle ihre kleinen häuslichen Einrichtungen verkümmert. Kein Kontraſt zwiſchen Deutſchland und England iſt wohl auffallender, als der, daß in dem einen Lande Leute von allen Graden des Vermögens nach dem Verhältniß ihrer Dienerzahl Hülfe und Unterſtützung finden, während ſie in dem andern nur gequält und beſchwert werden; daß in dem einen Lande die beſcheiden gekleideten und genährten Diener mit ihrer Herrſchaft in einem für beide ehrenvollen Verkehr ſtehen, während in dem andern die ſchön gepuderten und vollauf gefütterten Bedienten de haut en bas behandelt werden, wovon man auf dem Kontinent gar nichts weiß. Doch zurück zu unſerer Promenade.

Durch das immerwährende Auf- und Abwandeln wird man auf der Promenade mit den Geſichtern aller ſeiner Kameraden ſo gut bekannt, daß man die Ankunft eines Fremden ſogleich bemerkt; wenn dieſer jedoch ein paar Touren gemacht hat, ſo wird er ſofort als aufgenommen und zur ambulanten Gemeinde gehörig betrachtet. Als Fremder fiel es mir auf, daß ich kein Wort häufiger ausſprechen hörte, als: Ja! Ja! und es kam mir wirklich vor, als wenn die deutſchen Frauen auf jede Frage bejahend antworteten; denn Ja! Ja! hieß es von Früh bis Abend und, wie ich glaube, von Abend bis Morgen.

Da um dieſe Zeit faſt alle Fremde zu Langenſchwalbach, ſo wie auch manche Eingeborne ſich auf der Promenade befinden, ſo ſind die drei Brunnen meiſt von mehr offenen Mäulern umgeben, als die bedienenden Weiber zu befriedigen vermögen. Das alte Mütterchen beim Paulinenbrunnen ließ ſich deßwegen immer Abends von ihrer Tochter unterſtützen, die, ohne im Geringſten hübſch zu ſeyn, gleich ihrer Mutter ein Bild kräftig ſtrotzender Geſundheit war; und für die armen bleichen Geſichter, die von ihnen zu trinken verlangten, mußte es allerdings ſehr tröſtlich ſeyn, praktiſch zu beobachten, wie das Trinken und Schöpfen dieſes Waſſers von Früh bis Nacht auf dieſe zwei Weibsbilder gewirkt hat. Wie ſie ſo unter der brennenden Sonne in den Brunnen hinuntergebückt daſtanden und die Gläſer füllten, die von allen Richtungen ihnen entgegengehalten wurden, war es der Mühe werth, die verſchiedenartigen Menſchen zu beobachten, die hier, von allen Punkten Europas, England ausgenommen, zuſammengeweht, um einen kleinen Brunnen herſtanden; und wenn ich aufmerkſam die mannichfaltigen Figuren und Geſichter betrachtete, fühlte ich recht lebhaft, wie es der Göttin Pauline völlig unmöglich ſeyn müſſe, ſie Alle zu heilen. Da trank ein großer, magerer Offizier auf halbem Sold, mit braunen, harten Geſichtszügen und hohlen Wangen, einer von der Sorte, welche die Franzoſen un gros maigre nennen, neben einem rothbackigen, fetten, kurzen Männchen, welches dazu geſchaffen ſchien, zu beweiſen, daß die menſchliche Figur, gleich einem Teleskop, auch im Taſchenformat erzeugt werden könne. — „Was in der Welt,“ dachte ich bei mir, „kann dieſer netten, friſchen, ſo geſund ausſehenden Wittwe fehlen? oder was verlangt jener ungeheure, plumpe Mann im breitkrempigen Hut von der Pauline? wahrlich, er hat bereits ſo viel geſchluckt, als in ihn hinein geht! Und das arme, kränkliche Mädchen, das eben das Glas von der verwelkten, runzlichen, knöchernen Tante geborgt hat? kann die nämliche Arzenei beiden dienen? Ein paar hübſch angezogene Kinder reichen ihre kleinen Gläſer hin, um den Brunnen mit Milch zu trinken; und ſiehe da, dieſer Trupp Bauernburſche, die ihre Karren oben an der Straße ſtehen laſſen, ſie jagen einander den Berg herunter und drängen ſich um den Brunnen. Iſt es nicht ſonderbar, daß ſie, erhizt wie ſie ſind, ohne Gefahr

*) Nach der Bauart der engliſchen Häuſer iſt bekanntermaßen der Aufenthalt der Dienerſchaft im Erdgeſchoß und heißt deßhalb: unter der Stiege; daher Murphys Luſtſpiel: „high life below stairs, die große Welt unter der Stiege,“ auf welches hier angeſpielt wird.

das tödtlich kalte Waſſer trinken können? und doch iſt's ſo, und es mag unleidlich heiß ſeyn oder der Regen in Strömen gießen, dieſe einfache Arzenei iſt immer angenehm, und kaum iſt ſie verſchluckt, ſo beginnt ſie alsbald, gleich dem Feuer im Kamine, ihre neue Wohnung zu erwärmen.

Zu Schwalbach bekommt man keine Pferde zu miethen, aber dafür gibt es eine große Menge Eſel und Maulthiere. Es iſt ein recht feſtlicher Anblick, wenn ein Trupp dieſer Thiere, mit Damen in vielfarbigen Putzhüten auf dem Rücken, über einen Hügel herunterkommt. Die Sättel ſind mit grobem Scharlach oder hellblauem Tuch bedeckt, und der Eſel hat ſtets ein ſchönes rothes Stirnband. Doch unter dieſen glänzenden Farben gewahrt das Auge des Kenners leicht, daß den armen Geſchöpfen in ihrer ſchönen Ausſtaffirung herzlich ſchlecht zu Muthe iſt, daß ſie es zum Sterben ſatt ſind, eine derbe neugierige Dame um die andere nach Hohenſtein, nach Adolphseck und zu andern Löwen zu ſchleppen, welche, ohne Metapher, das Gerippe der unglücklichen Eſel verzehren. Lezthin miethete ich mir auch einen; da man mir aber das Thier nicht allein geben wollte, mußte ich mir gefallen laſſen, daß der Eigenthümer mitging, der auf Befehl des Herzogs eine Art von blauem Weiberkittel mit einem Büffelriemen als Gürtel trug. Es war mir unmöglich, das Thier im Geringſten in Schritt zu bringen; wenn aber der Mann hinter mir nur den Stock ſchüttelte, ließ der Eſel ſogleich die langen Ohren ſinken und wir trabten. Mittelſt dieſer Einrichtung wurde ich ſchnell an Gegenſtänden vorbeifpedirt, die ich gerne betrachtet hätte, bei andern, die ich ſehnlichſt im Rücken wünſchte, mußte ich langſam vorbeikriechen, und Alles zuſammen glich die Geſchichte ſo ſehr einer Mehlſackpoſt, daß ich es ſeitdem ſtets vorgezogen habe, mich zu Fuße weiterzuſchaffen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortſezung.)

Ueber das Stuttgarter Hoftheater.

Die Anſtellung des Herrn Moritz von Prag als erſter Liebhaber füllte eine große Lücke aus. Herr Wallbach, der dieſes Rollenfach vorher allein inne hatte, iſt dazu weder jung, noch biegſam genug. Moritz war der Liebling des Prager Publikums, er hat ſich nicht minder bei dem unſern beliebt gemacht, da er eine edle Einfachheit und einen jugendlichen, ja in den angemeſſenen Rollen ſogar kindlichen Ausdruck ſich zu eigen gemacht hat, die im erſten Augenblick wenig intereſſiren, aber nachher deſto ſicherer die Herzen gewinnen. Dieſes jugendliche, unbefangene Weſen findet ſich ſo ſelten bei erſten Liebhabern, und doch iſt es mehr werth, als alle Nüancirungen der männlichen Koketterie, es iſt das, was durch ſich ſelbſt gefällt und alle andern Mittel entbehrlich macht. Das Talent dieſes Schauſpielers hat ſich glücklicherweiſe noch nicht weder in der ſentimentalen, noch in der galanten Richtung fixirt. Es hält ſich in einer glücklichen Mitte, und tritt da am ausgezeichnetſten hervor, wo es ihm erlaubt iſt, anſpruchslos und naiv zu bleiben, z. B. in der Rolle des Romeo, des Tempelherrn in Nathan, des Quintin Durward in Ludwig XI., des Adolph in den Drillingen und ganz vorzüglich des Oscar im jungen Ehemann. Dies ſind Rollen, worin Natur und Seele hervortreten, die in der hohen Tragödie ſo oft unter einer pomphaften Deklamation verloren gehen. Als Carlos, Max, Mortimer, Cäſar, Enzio geht auch die beſte objektive Natur in dem ſubjektiv lyriſchen Jambenſtrome unter. In zwei Rollen hat Herr Moritz großes Talent gezeigt, als Prinz in Emilia Galotti, weil er nicht zu viel in dieſe Rolle hineinlegte und daher die flache Glätte, die einzig dieſer Rolle zukommt, beibehielt, und als Ferdinand in Kabale und Liebe, weil er dieſe Rolle, wie den Romeo, nur jung auffaßte, und nicht die Sentimentalität, nicht die tragiſche Finſterniß, ſondern nur die Jugend des Herzens hervorhob, und ſie mit der Raſchheit des Liebhabers ſpielte, der „über den Gartenzaun ſpringt,“ wie das Stück verlangt, während die meiſten Schauſpieler ſich einbilden, dieſe Rolle trübſinnig und langſam ſpielen zu müſſen.

Ueber die Leiſtungen unſerer Oper habe ich als muſikaliſcher Laie mich nie auszuſprechen gewagt; doch müßte ich kein Ohr haben, wenn ich nicht mitempfinden ſollte, wie vielen Dank wir nächſt dem Himmel der Kunſt der Aerzte ſchuldig ſind, durch die uns der rühmlichſt bekannte Kapellmeiſter Lindpaintner erhalten worden iſt. Dagegen hat unſere Oper einen empfindlichen Verluſt an Herrn Hambuch erlitten. Dieſer treffliche Tenoriſt, deſſen eigenthümlich ſchönes, ſüß tönendes Organ zu den Seltenheiten gehört und deſſen Töne immer zur Seele drangen, hat ſich von der Bühne zurückgezogen.

Aus der Tanzſchule, die unter der Leitung des Herrn Thoms vor einigen Jahren hier begann, hat ſich nach und nach ein Balletkorps gebildet, das im Enſemble ausgezeichnet iſt, dem aber die Solotänzer fehlen. Herr Horſchelt, k. bayr. Balletmeiſter von München, war in den beiden verfloſſenen Wintern hier und hat mit der ihm eigenen raſchen und geſchmackvollen Thätigkeit die vorhandenen Kräfte gehandhabt, um mehrere ſeiner Kompoſitionen aufführen zu laſſen. An Phantaſie wird dieſem Balletmeiſter nicht leicht ein anderer gleich kommen, daher auch ſeine zahlreichen Erfindungen ſo häufig anderwärts adoptirt worden ſind. Der Charakter dieſer Kompoſitionen iſt der romantiſch-deutſche im Gegenſatz gegen den klaſſiſchen der italieniſch-franzöſiſchen Ballette. Es ſind zwei Elemente darin zu unterſcheiden, das Mährchenhafte und das Nationelle. Das Auge wird erfreut entweder durch den raſchen Wechſel der ſeltſamſten und doch zu einem anſtändigen Ganzen zuſammengreifenden Zaubereien, wie in der „Silberſchlange“ und im „grauen Männchen,“ oder durch das treue Koſtüm und den im Tanz treffend ausgedrückten Nationalcharakter, wie in der „Eliſene von Bulgarien,“ in dem „Jahrmarkt von Krakau“ und in den „Inſulanern.“ Wenn Herr Horſchelt außer Kindern und Choriſten nur einige fertige Solotänzer und Tänzerinnen, und für ſeine komiſchen Stücke Groteskтänzer gehabt hätte, ſo würde ſich Alles freilich unendlich beſſer gemacht haben; doch daß er ohne dieſe Requiſite mit ſo geringen Mitteln gleichwohl etwas ſo Schönes leiſtete, macht ſeinem Talente deſto größere Ehre.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Mai 1834.

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nähret zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
Drum, so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!
Was geschiehet, es sey alles gesegnet dir,
Sey zur Freude gewandt! —

Hölderlin.
Dichtermuth.

Des Dichters Freude.

Zur Stille zurück,
Du irrender Blick!
Du sehnendes Herz, du Saitenklang,
Was seufzest du tief und klagest so bang,
Verzehrst dich in schmerzlichen Sorgen?
Laß brausen die Stürme um's himmlische Thor,
Laß finster die Wolken sich ziehen empor,
Und nimmer erscheine ein Morgen!
Kein Wetter entreißt
Dem trotzenden Geist
Das Leben im Herzen verborgen.

Gieß funkelnden Wein
In den Becher hinein
Und blick' in die Tiefe mit forschendem Blick,
Dort leuchtet das Bild dir des Lebens zurück,
In feurigem Strahle verkläret.
Es fliehen die Stürme, es schmilzt das Eis,
Der Busen wird wieder von Liebe heiß,
Die Thränen der Wonne gewähret.
Es ströme das Lied,
Ich werde nicht müd,
Bis ich mich in Liedern verzehret.

Mit Blumen bekrönt,
Die Harfe ertönt.
Es steige der Jubel aus innerster Brust,
Es jauchze die Lippe, nun kenn' ich die Lust,
Die Lust in Freude und Jammer.
Mein ist sie, die weite, lachende Welt,
Vom ewigen Morgenschimmer erhellt,
Eine einzige Hochzeitkammer.
Und ist es vorbei,
So leg' ich mich frei
Vor des Todes zermalmenden Hammer.

Einst liebte auch ich;
Die Liebe entwich,
Doch lacht mir noch jeder rosige Mund,
Mit allem Schönen schloß ich den Bund,
Es treu im Busen zu halten.
Auch ich bin der ewigen Schönheit Kind,
Drum tönen die Lieder so leicht wie der Wind,
Und spielen mit Geistesgewalten;
Von Liebe so warm
Umschließet mein Arm
Alle blühenden, schönen Gestalten.

Die Blüthe am Baum,
Und des Frühlings Traum,

Und des Himmels Blau und der Fluren Grün,
Und das Rauschen des Stromes am Ufer hin,
Und des Mädchens schimmernde Wangen;
Und der kahle Baum und der Stürme Macht,
Und das Brausen des Stromes in herbstlicher Nacht,
Und das Aug' von Thränen umfangen:
Sie Alle umschließt
Mein Herz und versüßt
Sich das Leben mit Todesbangen.

Und was ich geliebt,
Und was mich betrübt,
Und was mir die innerste Seele zerriß,
Wie lacht es in Bildern so freundlich und süß,
Und wird nun wieder empfunden.
Das Auge, das einst meine Sonne war,
Es leuchtet noch heute mir dunkelklar,
Doch nicht mehr schmerzen die Wunden;
Das Leben entflieht,
Ich habe im Lied
Ein himmlisches Leben gefunden.

Wie wäre ich's werth,
In Freude verklärt,
Die weite Welt zu umarmen als Braut,
Zu genießen, was nie ein Auge geschaut,
Wenn ich vor dem Tode erbleichte!
Ein schwarzer Rahmen umschließe das Bild,
Das ewig mir schimmert so herrlich und mild,
Und den eisernen Busen erweichte;
Es komme der Tod,
Das Abendroth
Mit feurig zerfließender Leuchte!

Es steige der Flor
Des Dunkels empor,
Die Nachtigall singe den sterbenden Ton,
Es schließen die Blumen voll Thränen schon
Des Kelchs lichtschimmernde Blätter.
Ich neige mein Haupt zu entschlummern gern,
Hoch über mir reihe sich Stern an Stern,
Am Bergsaum rausche das Wetter;
Es schwingen den Blitz
Gern über dem Sitz
Des Grabes die ewigen Götter.

H. P.

Die Ausstellung der Industrieprodukte zu Paris im Mai 1834.

(Beschluß.)

Ich komme wieder zu dem ersten Gebäude, das heißt zu der Gewebeausstellung zurück. Auf die Wollenwaaren folgen die Baumwollengewebe. Hier zeichnen sich die Zitze und Kattune der Elsäßer Fabriken, besonders der Mülhauser aus, die es hierin so weit gebracht haben, daß sie Frankreich und die benachbarten Länder mit Damenkleidungen versehen. Obschon nun jede Ellenwaarenhandlung in Paris eine Ausstellung im Kleinen ist, so bleiben doch die Damen vor diesen Elsäßer Kattunen verwundert stehen; denn hier finden sie eine Mannichfaltigkeit, die alle zufrieden stellt, so verschieden auch ihr Geschmack seyn mag. Diese Verwunderung steigt aber noch, wenn sie an die Shawlbuden kommen, denn hier ist das non plus ultra der Webekunst und des Luxus. Das Fach der Seidenstoffe war Anfangs gar nicht glänzend besetzt, obschon gerade hierin Frankreich Meisterin ist. Denn eben als Lyon seine Kunstprodukte nach Paris schicken wollte, brachte der Aufruhr der Arbeiter die Fabriken in Unordnung, und während die Truppen die Stadt beschossen, war an kein Versenden zu denken. Wußten doch die Fabrikanten nicht, ob ihnen nicht das Haus über dem Kopf würde zusammengeschossen werden. Gottlob sieht es wieder ruhiger aus; die Sendungen sind veranstaltet worden, jedoch waren die gewöhnlich so prachtvollen Lyoner Seidenstoffe in der ersten Hälfte Mai's noch nicht ausgestellt. In der Spinnerei der Baumwolle will man Fortschritte bemerkt haben, eben so im Verfertigen feiner Leinwand. Mannichfaltig sind die Verbindungen, die man zwischen Baumwolle, Seide, Wolle und Zwirn versucht hat, daher sich eine Menge Stoffe vorfinden, die man weder dem Namen noch der Sache nach kannte. Einige dieser Zwittergattungen mögen indessen schöner aussehen als dauerhaft seyn.

Das Gebäude gegenüber verdient wegen der Pracht der aufgestellten Waaren das erste genannt zu werden; hier ist das Meiste Pariser Arbeit, denn nur in Paris kann mit solcher Geschicklichkeit, mit solchem Geschmacke gearbeitet werden. Beim Eintritte erblickt man zuerst musikalische Instrumente, auf's Kostbarste eingerichtet, Fortepianos und Flügel mit liegenden, stehenden und schrägen Saiten, wie man sie haben will, mit Bekleidung von elegant eingelegtem Palisanderholz, wie auch mit schweren Vergoldungen und andern kostbaren Verzierungen. Von nun an wandelt man zwischen lauter Gold, Silber und Krystall. Denn nun folgen die Kronleuchter, Vasen, Surtouts auf Tafeln, Pendüln mit schönen Figuren, Kamineinfassungen u. s. w. Alle diese Kostbarkeiten werden wahrscheinlich nach und nach in die verschiedenen Paläste Europas wandern, denn nur für Paläste sind solche Luxuswerke verfertigt. Auf einem Kamine vor einem zehn Fuß hohen Spiegel aus einem Stücke steht eine Laube von getriebenem Silber, die eine außerordentliche Arbeit mag erfordert haben, und doch im Grunde mehr auffallend als schön ist. Auch Tische

mit eingelegten Gemälden erblickt man; natürlich wird man ſich dieſer Tiſche nimmer bedienen können. Hat man ſich durch alles verarbeitete Gold, Silber, Elfenbein, Bronze und Kryſtall durchgewunden, ſo gelangt man unter die Holzwaaren, aber was für Holzwaaren! Schränke von Paliſander- und Citronenholz mit ſchön eingelegten oder zierlich bemalten Arabesken, Nachahmungen chineſiſcher Lakirungen, ſogar an Betten u. ſ. w. Das Einlegen feiner Hölzer hat ſeit einem Jahre einen großen Schwung erhalten; eigentlich iſt es ein neu entſtandener Kunſtzweig, welchen man alsbald zur Vollkommenheit getrieben hat. Die Malerei ahmt es aber ſo künſtlich nach, daß es ſchwer iſt, das wirklich Eingelegte vom Falſchen zu unterſcheiden. Gegen dieſen Reichthum ſind die Mahagonimeubeln, die man zuvor ſo hoch achtete, weil man nichts darüber kannte, gar nichts mehr. Daher ſieht man bei der Ausſtellung auch nur noch wenig Mahagoni; dies wird jezt den Unbemittelten überlaſſen, indeſſen Citronen- und eingelegtes Paliſanderholz die Wohnungen der Reichen ſchmücken. Die chineſiſchen Lakirungen mit vergoldeten Figuren darauf ſind wohl nur flüchtige Modeſache; eben ſo die Nachahmungen der ſchnörkeligten Meubeln aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche die Laune der Pariſer wieder in Aufnahme gebracht hat, ſo daß Dinge, die vor wenig Jahren faſt nichts mehr werth waren, jezt wieder zu hohem Anſehen gelangt ſind und einen neuen Werth erhalten haben.

Im dritten Gebäude oder Pavillon, wie man hier ſagt, obgleich das Gebäude nichts weniger als einem Pavillon gleich ſieht, ſtellt ſich den Beſuchern ein wahres Quodlibet dar; denn hier iſt allerlei, feines Papier, Zeichnungen und Druck auf ungeheuer langen und breiten Stoffen und Papieren, künſtlich verarbeitetes Schildpat, beſonders zu ausgeſchnittenen Putzkämmen für Damen (einige von einem pariſ. Fuß in der Breite), Perrücken u. ſ. w. Die Perrücken beſonders verdienen einige Aufmerkſamkeit; Jemand behauptete, ſie ſeyen das Bewundernswürdigſte bei der ganzen Ausſtellung. Zuvor ahmte man nämlich bloß das Haar nach; man hat es aber nun ſo weit gebracht, daß auch die Haut darunter ſehr natürlich nachgeahmt wird. Jezt wird alſo ein gewaltig geübtes Auge dazu erfordert werden, um falſches Haar von ächtem zu unterſcheiden; und wenn Jemand ſchließen wollte: ich ſehe die Haut unter dem Haare dieſes Herrn oder dieſer Dame; folglich hat er oder ſie noch ſeinen oder ihren Hauptſchmuck; folglich iſt er oder ſie noch nicht alt, ſo würde er von nun an Gefahr laufen, ſich außerordentlich zu verrechnen. Die neuen Perrückenmacher werden zu entſezlichen Täuſchungen Anlaß geben und ſich vielleicht hie und da eine derbe Verwünſchung zuziehen. Dafür können ſie aber auch als ächte Künſtler auftreten.

Aus dem Quodlibetſaale begibt man ſich gegenüber in den Maſchinenſaal, der vielleicht der anziehendſte für Manche iſt, aber beſondere technologiſche Kenntniſſe erfordert, um gehörig gewürdigt zu werden. So viel ſieht man auch als Nichtkenner, daß der Maſchinenbau in Frankreich ſich bedeutend vervollkommnet hat. Indeſſen ſieht man hier doch nicht den eigentlichen Triumph des franzöſiſchen Gewerbfleißes; es wäre denn im Lampenfache, womit in den Pariſer Salons ein großer Luxus getrieben wird. Die Fabrikanten haben ſie daher auch ſo künſtlich mit Räderwerk und Uhrbewegung verſehen, daß die komplizirteſten Maſchinen daraus geworden ſind. Einige Lampiſten (ſo heißen dieſe Herrn) ſind berühmt dadurch geworden, daß ſie Lampen zu einigen hundert Franken verfertigen, die kein Lampenputzer, ſondern ein Mechanikus wieder in Ordnung bringen muß, wenn ſie nicht mehr gut brennen wollen. Zulezt wird das Lampenverfertigen ein Zweig der Uhrmacherkunſt werden; denn ſchon jezt werden die Lampen aufgezogen wie Uhren und haben eben ſo viele Räder. So iſt es gar nicht zu verwundern, daß man bei der jetzigen Ausſtellung künſtliche Lampen ſieht, worin eine Bewegung herrſcht, als ob Alles lebte. Eine Hausfrau fragt daher jezt ihre Bedienten nicht mehr, ob die Lampen *brennen*, ſondern ob ſie *gehen*. In eben dieſem Gebäude befinden ſich auch allerlei Modelle, unter andern eines von einem Dache aus Zinnplatten, die ohne Nagel und Schraube bloß aneinander gehakt werden, wie die Ziegel. Eine vortreffliche Erfindung für Diebe, welche in einer Nacht ohne Geräuſch ein ganzes Zinndach abdecken und davontragen können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Beſchluß.)

Ueber das Stuttgarter Hoftheater.

Am wenigſten vermißte man in der Darſtellung der Silberſchlange. Dieſes anmuthige Mährchen, in welchem Harlekins Pritſche zum Zauberſtabe wird, wurde ſehr gut ausgeführt. Es iſt voll des regſten Lebens und überraſchender Einfälle, unter denen ich nur einige vorzüglich gelungene hervorheben will. Affen rauben einem wandernden Friſeur ſeine Perrücken und tanzen damit. Durch Zauberei werden dieſe Perrücken nachher durch die Luft zurückgeführt und ſammeln ſich wieder in dem Felleiſen des Friſeurs. Pantalon, Pierrot ꝛc. werden in Verfolgung der Colombine plötzlich in den nordiſchen Winter unter eine Geſellſchaft Schlittſchuhläufer verſezt, und nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholt und in dicke Pelze gewickelt haben, verſchwindet die Winterlandſchaft und ſie befinden ſich in einer Tropengegend; leichtgekleidete engliſche Knaben jagen Schmetterlingen nach. Pierrot (durch Herrn Thoms ſehr gut dargeſtellt) wirft den Pelz ab und thut es den Kindern nach ꝛc. Harlekin und Colombine werden in zwei Thürme eingeſperrt; aber die Thürme verwandeln ſich in zwei Hälften eines ſchönen Pallaſtes, rücken

zuſammen und die Liebenden fallen einander in die Arme. Auch im grauen Männchen ſind ſehr gute Gedanken, ein charakteriſtiſcher Schneidertanz, ein Flug der Schneider auf einer großen Scheere, die Beſtehlung eines Schlafenden (ein Motiv, das noch beſſer hätte pantomimiſch benuzt werden können), das Haſchen nach dem verhängnißvollen Käppchen in der Luft, und endlich das Aufſliegen des dicken Mannes, an den ſich wieder Andere hängen, bis die löbliche Polizei den Skandal enden will, aber ſelbſt mit in die Luft fliegen muß ꝛc. Dieſe Poſſe ließ aber das Publikum etwas kalt, weil dazu nothwendig mehrere Grotesktänzer oder wenigſtens Komiker gehören, die Herr Thoms als guter Pierrot allein nicht erſezen konnte. Dagegen fand der Jahrmarkt von Krakau allgemeinen Beifall. Hier zeigte ſich beſonders das Talent der jüngern Kinder in einem trefflichen Automatenſpiel. Zwei Kinder, beide hölzerne Puppen darſtellend, tanzten bewundernswürdig. Ein Wildfang bleibt im Saal der Automaten zurück, zieht die Maſchinen auf, und immer ſtärker, bis Alles ſchnurrt und reißt; da taumeln die bisher regelmäßig ſich bewegenden Automaten durcheinander und ſtürzen in den verſchiedenſten Stellungen zuſammen. Im zweiten Akt wird das Auge durch eine polniſche Hochzeit, einen polniſchen Nationaltanz und durch einen kleinen Straßenlärm gegen die polniſchen Juden ergözt. In der „Eliſene“ oder dem Wald bei Herrmannſtadt, dem bekannten Drama der Frau von Weiſſenthurm nachgebildet, iſt der noble Tanz des Adels dem wilden Nationaltanz der Bauern geiſtreich kontraſtirt. Die „Inſulaner“ erfreuen durch einen ähnlichen Kontraſt. Ein indianiſches Völkchen, wild und ſchon einigermaßen human, feiert am Ufer den Sonnenaufgang, übt ſich dann im Pfeilſchießen und heitern Tänzen. Da kommt ein Nachen mit Männern eines andern viel wildern Volkes. Dieſe trefflich koſtümirten Wilden ſpähen nach Beute umher, indeß ein paar Knaben bei dem Kahne zurückbleiben und einen artigen Kokosnußtanz aufführen. Die Männer kommen mit einer geraubten Frau zurück, ſtürzen ſich in den Kahn, werden aber eingeholt und zum Tode geführt. Eine indianiſche Hochzeit, ein Tanz mit Glockenſpiel, ein Teufelstanz ꝛc. machen den Schluß. In dieſem und dem zulezt aufgeführten Ballet: „die Macht der Frauen,“ einer Bearbeitung des Sargine, trat Mad. Horſchelt auf, bekanntlich eine der graziöſeſten Tänzerinnen, welche das deutſche Ballet zu Wien und München geziert haben.

Indem ich dieſe unmaßgeblichen Betrachtungen über unſere Bühne ſchließen will, tritt eine intereſſante fremde Schauſpielerin hier auf, Demoiſelle Clara Hirſchmann. Sie iſt ſehr ſchön und ihr Spiel, bei ſo viel Jugend, mehr als gewöhnlich durchdacht. Die Königin von ſechzehn Jahren war ihre Glanzrolle. Bei der ihrem ganzen Weſen eigenen Lebhaftigkeit hob ſie doch nicht bloß, wie es die meiſten unſerer liebenswürdigen Sechzehnjährigen thun, die Heftigkeit und den Eigenſinn der kleinen Königin, ſondern auch, wie es das Stück verlangt, vorzüglich die Zärtlichkeit für den jungen Schüzling hervor, und die Freude, ihn wiederzuſehen, das Entzücken in dem Gedanken, ihn glücklich machen zu wollen, konnte nicht lieblicher, das Rührende und doch Kindiſche in ihrem verliebten Plan konnte nicht mit holderer Wahrheit dargeſtellt werden. Emilia Galotti faßte Dem. Hirſchmann als feurige Italienerin auf, im erſten Akt vielleicht zu heftig für eine verſchüchterte jungfräuliche Taube, aber im lezten Akt mit deſto mehr Energie und Geiſt, weil hier die Kraft einer weiblichen Heldenſeele hervortritt und ſelbſt die ihres männlichen Vaters durch Entſchiedenheit beſiegt. Als Leopoldine im beſten Ton zeigte ſie Gewandtheit und muntere Laune. Bei ihrer Schönheit (die zu den ſüdlichen, und ich möchte ſagen, mehr byzantiniſchen als katholiſchen gehört), bei dem Umfang ihres Talents und dem Verſtande, mit dem ſie es beherrſcht, wird ſie ſicher von Jahr zu Jahr wie an theatraliſcher Routine, ſo an Ruf zunehmen.

Paris, Mai.

Die Sammlungen des Reiſenden d'Orbigny.

Ich habe bereits von dem gelehrten Reiſenden d'Orbigny geſprochen, welcher nach einem ſiebenjährigen Aufenthalte in Südamerika mit allen ſeinen Sammlungen glücklich wieder in Paris angelangt iſt, und ſo viel Materialien mitbringt, daß er ſein ganzes Leben dazu verwenden kann, ſie zu verarbeiten und dem Publikum in angemeſſener Geſtalt vorzulegen. Seine überaus zahlreichen naturhiſtoriſchen Sammlungen gehören der Regierung, auf deren Koſten er die ganze Reiſe gemacht hat. Sie hatte ihm einen Jahrgehalt von 8000 Franken ausgeſezt. So beträchtlich dies nun iſt, ſo würde es doch bei weitem nicht ausgereicht haben, wenn nicht d'Orbigny's Perſönlichkeit den Oberhäuptern der neuen Republiken in Südamerika gefallen hätte, ſo daß ſie ihm auf allerlei Art zur Erreichung des Zweckes ſeiner Reiſe behülflich waren. In den ſieben Jahren hat er die ſo wenig oder faſt gar nicht beſuchten ſüdlichſten Länder Amerika's in verſchiedenen Richtungen durchſtreift, und dabei einige tauſend Thier- und Pflanzengattungen zuſammengebracht, über welche ſehr ausführliche Berichte von Mitgliedern der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften erſtattet und bereits gedruckt worden ſind. Dieſer beträchtliche Zuwachs iſt auch ſchon im Naturalienkabinette aufgeſtellt. d'Orbigny kann einige wichtige Werke darüber verfaſſen, und wahrſcheinlich wird die Regierung zur Herausgabe, die wegen der vielen Zeichnungen koſtſpielig werden muß, die Hand bieten. Sicher wird durch dieſe Reiſe die Naturgeſchichte bedeutend erweitert werden. Andererſeits hat auch die Erdbeſchreibung demſelben Reiſenden viel zu danken. Das große Patagonien bot auf den Landkarten meiſtens nur einen leeren Raum dar, eben ſo die angrenzenden Länder. d'Orbigny hat die Flecken und Dörfer, Flüſſe und Berge hineingetragen, und von nun an wird auch dieſe Erdgegend nicht mehr zu den Terris incognitis gehören. Es iſt eine ſchöne Sache, ſolch ein Ausfüller der Lücken einer Landkarte zu werden. Daneben hat dieſer fleißige Naturforſcher auch nicht verſäumt, ſeine Reiſe auf andere Art nüzlich zu machen, und Menſchen und ihre Werke ebenfalls zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen erwählt. In dieſer doppelten Hinſicht hat er denn auch geſammelt, aber für ſich und ganz nach ſeinem Geſchmacke. Ich habe dieſe ſeine Privatſammlung geſehen und eine Menge intereſſanter Sachen darin bemerkt; nur fehlte noch ein wichtiger Theil, nämlich alles Patagoniſche, das noch nicht angekommen war und wahrſcheinlich eine wichtige Abtheilung der Sammlung ausmacht. Was ich geſehen, war Peruvianiſches, Chilianiſches, Paraguayiſches u. ſ. w., eine kleine Sammlung von mexikaniſchen Alterthümern ungerechnet, die er erworben hatte, ohne daß er ſelbſt im Lande geweſen war. Das Mexikaniſche fängt auch bereits an, gewöhnlich zu werden; denn faſt jährlich wird eine Sammlung mexikaniſcher Alterthümer nach Europa gebracht, und eben tritt Herr Baradère, der bereits eine ſolche Sammlung nach Frankreich gebracht und beſchrieben hat, eine neue Reiſe nach Mexiko an, um eine zweite Sammlung zu veranſtalten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Mai 1834.

Verzeihung, Pferd! was scheit' ich doch auf dich!

Shakespeare.
Richard II.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die englischen und die deutschen Pferde.

Der Postillon hielt bei einem Gasthause an, um den Pferden etwas zu reichen. Wie sonderbar es auch scheinen mag, es ist dennoch wahr, daß deutsche Postpferde selten das haben, was wir einen Zaum nennen. Trensengebisse, die in einen kleinen Knebel enden, werden ihnen in das Maul gegeben und mit diesem Knebel in den eisernen Ring am Haupte einer gemeinen Stallhalfter eingehängt. Mittelst dieser Vorrichtung braucht man nur, wenn man die Pferde füttern will, das eine Ende der Trense auszuhängen, die dann sogleich aus dem Maule fällt, ohne daß man nöthig hätte, den Wagen auszuspannen. Ein seichter Trog, auf vier Füßen, wird nun vor die Thiere gestellt, und der Reisende bleibt gewöhnlich, wie auch ich that, in seinem Wagen sitzen und sieht zu, wie die Pferde ihre Roggenbrodschnitten fressen.

In England kennt man kein probateres Recept, wenn man ein paar Pferde mit ihrem Wagen plötzlich will durchgehen sehen, als ihnen die Scheuleder abzunehmen und sie damit ihr Fuhrwerk erblicken zu lassen. Uns scheint nun unsere Methode entschieden die beste; in Deutschland ist aber einmal das ganze System der Pferdebehandlung von Anfang bis zu Ende vom unsrigen völlig verschieden. Ob ein Deutscher viel vom Pferde, oder ein Pferd viel von einem Deutschen habe, ist ein delikater Punkt, worüber sich viel hin- und herreden ließe, so viel ist indeß gewiß, daß die Deutschen mit ihren Pferden auf einem freundschaftlichern Fuß leben und sich auf ihre Neigungen weit besser verstehen, als die Engländer; kurz, sie behandeln sie als Pferde, während wir mit ihnen umgehen und sie abrichten, als wenn es Menschen wären; und sollte es Jemand bezweifeln, daß die Deutschen bessere Stallmeister sind als wir, so bitte ich nur, sich an etwas zu erinnern, was in der ganzen brittischen Armee sehr wohl bekannt ist, nämlich, daß im spanischen Kriege die Reiterpferde der deutschen Legion stets fett und gut bei Leibe waren, während die Pferde unserer Regimenter bloß Haut und Knochen hatten.

In einem frühern Abschnitt habe ich bereits versucht, darzuthun, wie die Deutschen, statt ihren Zugpferden den Kopf in die Höhe zu zügeln, das Thier vielmehr anleiten, ihn abwärts zu halten; aber auch außerdem sind alle ihre Einrichtungen dem Temperament, dem Charakter und dem Instinkt des Thiers angepaßt. So legt man z. B. diesem verständigen Geschöpfe, welches bekanntermaaßen nie vergißt, was es einmal gesehen hat, das Geschirr bei freiem Gebrauch seiner Augen an. Die deutschen Pferde sehen das Rad an einen Stein

ſtreifen und weichen dem nächſten aus; ſie ſehen allezeit, was hinter ihnen iſt, und wiſſen, daß ſie durch Anſtoßen ſich ſelbſt wehe thun; ſteigen Poſtillon und Reiſende ab, ſo wiſſen ſie, ſo gut als wir, daß die Laſt damit geringer wird, und in der Freude, ſich ſo ſelbſt überlaſſen zu ſeyn, fällt es ihnen gar nicht ein, durchzugehen, und ſie ſind viel eher geneigt, ſtehen zu bleiben. So bald ſie müde, oder, wie wir es gar zu oft zu nennen pflegen, faul werden, ſehen ſie den Kutſcher, der ihnen mit der Peitſche droht; ſie kennen die Grenzen ſeiner Geduld genau und wiſſen, daß nach acht, zehn oder zwölf Drohungen ein Hieb erfolgt. Unterwegs beobachtet immer ein Auge des Thiers liſtig den Kutſcher; im Augenblick, wo er die ſchwere Operation beginnt, ſeine Pfeife anzuzünden, laſſen ſie ſogleich im Schritt nach, denn ſie wiſſen ſo gut, als es Archimedes nur bewieſen haben könnte, daß er nicht ſie und Feuer zugleich ſchlagen kann; ſie bemerken jede Bewegung im Wagen, und ein genauer Beobachter, der einem deutſchen Fuhrwerk begegnet, kann oft ganz deutlich wahrnehmen, wie die armen Pferde, beſſer als er ſelbſt, wiſſen und fühlen, daß ſie einen Kutſcher und drei ſchwere Baronneſſen mit ihren Kammerjungfern ziehen und daß dies an einem heißen Sommertag kein Spaß iſt. Wenn der Führer ſie antreibt, ſo thut er dies nach und nach, und ſie werden nicht wie Zweifüßler angehalten, ſondern in der Weiſe, wie vierfüßige Thiere ſelbſt ſtillezuſtehen pflegen.

So verliebt wir alle in unſere Manier ſind, laßt uns doch zum Spaß, weil die Pferde eben freſſen, unſere engliſche Art, die Pferde zu behandeln, mit dem eben Beſchriebenen vergleichen. Um das Thier zum Zuge einzuführen, werfen wir ihm ein Kummet über den Hals, legen ihm den Schwanzriemen an, einen kleinen Sattel auf den Rücken, einen Riemen mit Strängen um den Leib, und damit es nicht ſehe, daß alle dieſe Dinge doch nur kitzeln und klemmen, wird das arme, verſtändige Thier durch Blenden des Geſichts beraubt, und ſo eingeſchüchtert und verwirrt, mit einem oder zwei Stallknechten beim Kopf, einem dritten an der Seite, ohne daß es weiß, was mit ihm geſchieht, an die Deichſel und das Ziehſcheit eines Wagens befeſtigt. Schlägt es aus, und wäre es nur nach einer Fliege, ſo wird es augenblicklich hart gezüchtigt und weiß nicht, woher das kommt. Es hat irgendwo angeſtoßen, etwas hat ihm empfindlich wehe gethan; da nun die Furcht jede Gefahr vergrößert, ſo mag ſich das Pferd nach unſerer Vorſtellung ungefähr einbilden, das Ziehſcheit, an welchem es ſich geſtoßen, ſey irgend ein feindſeliges Thier, und wenn die Deichſel ihm auf die Schenkel klopft, meinen, es werde jezt von der andern Seite angegriffen. Angenommen, es gewöhne ſich mit der Zeit an dieſe Phänomene und werde, wie wir es nennen, feſt im Geſchirr, zuggerecht, ſo hat es doch bis zur lezten Stunde ſeines Daſeyns keinen deutlichen Begriff davon, was ihm den Leib feſſelt, oder was der raſſelnde Lärm zu bedeuten hat, der ihm immer auf der Ferſe folgt. Der plözliche Stich der Peitſche iſt ein Schmerz, womit es nur zu wohl bekannt wird, aber das „unde derivatur“ dieſer Empfindung bleibt ihm ein Räthſel; es weiß nicht wann, noch woher es kommt. Ereignet ſich irgend ein kleiner Unfall, kommt nur etwas in Unordnung, fällt irgend ein kleines unſchuldiges Riemchen, das auf ſeinem Rücken bleiben ſollte, zur Seite herab, augenblicklich kommt das arme, edle, verſtändige Thier, des Augenlichts, der natürlichen Leuchte des innern Sinns, beraubt, in Angſt; und ginge es auch von dem beſtändigen, ſchweren Zuge, buchſtäblich und ohne Metapher, auf ſeinen lezten Füßen, dennoch würde es ſich, fielen ſeine Blenden ab und erblickte es ſeinen eigenen Herrn, ſeine eigene Gebieterin mit dem ſinnigen Geſicht und ſein rollendes ſchön gelbes Fuhrwerk, ſo fürchterlich entſetzen, daß es ohne Zweifel auf und davonliefe, und je mehr man es verfolgte, deſto unaufhaltſamer rennte.

Ich kann mir denken, daß viele meiner Leſer, und beſonders die vom ſchönen Geſchlecht, ausrufen werden: Wie! deutſche Pferde bewundern! gibt es in der ganzen Welt welche, die beſſer geſüttert und wärmer bekleidet wären als unſere? Sind ſie nicht in ihren ſchwarzen und ſilbernen Geſchirren faſt ſo gepuzt wie wir ſelbſt? gibt's eine Unterhaltung in der Stadt, der ſie nicht beiwohnen? nehmen wir ſie nicht mit zur italieniſchen Oper, zu Bällen, zu Spielen, um Paganini zu hören ꝛc., und gehen ſie nicht oft in einer Nacht zu zwei, drei Geſellſchaften? hat man je unſere Pferde vor gemeinen Kramläden ſtehen ſehen? und laufen ſie nicht alle Sonntage zur Kirche ſo regelmäßig als wir ſelbſt? Demüthigſt erkenne ich die Richtigkeit dieſer Bemerkungen; ich will auch nicht mehr behaupten als ſoviel: die Pferde ſind ganz närriſch auf den Gebrauch ihrer Augen verſeſſen, ſie tragen ihren Kopf gern eigenſinnig ſo, wie er ihnen von der Natur aufgeſezt iſt, und haben einen ſo ſchlechten Geſchmack, daß ſie die dummen deutſchen Stallknechte unſern pfiffigen engliſchen vorziehen.

Sobald meine Pferde mit ihrem ſchwarzen Brod fertig waren, verflogen auch alle meine eitlen Betrachtungen über ſie; die Waſſertrenſe wurde ihnen wieder in's Maul gelegt, der Trog bei Seite geſtellt, und weiter ging es.

Lieder von Karl Mayer.

Sehnsucht nach den Bergen.

Euch Felsen, kühn geborsten,
Darf nur ein ächter Freier,
Der Weihe, Falk' und Geier,
Umschweben und behorsten.

In Sonnenschein und Wettern,
In würzig reinen Lüften
Darf eure stillen Tristen
Die Geise nur beklettern.

Der Einsamkeiten Labe
Genießt dort ohne Ahnen
Bei blauen Enzianen
Ach nur ein Hirtenknabe!

Umruht' ich euch, ihr Berge!
Doch ach! wir Menschen sollen
Gar viel vergeblich Wollen
Mitnehmen in die Särge!

Fernsicht.

Durch des Waldes offne Lücken
Schauen blaue Bergesrücken,
Kennbar kaum aus fernstem Duft.
Sind sie Körper, sind sie Luft?

Dorthin träum' ich; sind einander
Geist und Ferne doch verwandter!
Aus der Ferne Was? und Wie?
Taucht das Reich der Phantasie.

An einem Steinbache.

Anstoß, Block und Widerstand
Soll uns nicht verdrießen!
Bächlein! sey'n wir bei der Hand,
Drüber wegzufließen!

Einen rauschend vollen Ton
Gibt das Ueberwinden,
Und zu jedem Streite schon
Wird der Laut sich finden.

Die Vorzeit der Natur.

An diesen Felsen möcht' ich lesen
Gedanken, die in frühster Zeit
Im Geiste Gottes reg gewesen.
Spricht doch auch ihre Schweigsamkeit
Und läßt auf dringendes Beschwören
In starrer Sprache Kundschaft hören.

In einem zertrümmerten Bergschlosse.

Bitter würzig aus Ruinen
Blühet Wermuth hier,
Passend zu der Trümmer Mienen,
Zum Gefühl in mir.

Vorschlag.

Hoch in den blauen Himmelsplan
Zerstreu' des Grams Beschwerde!
Der Wind, ein Hirte, treibt dort an
Der Wolkenschäflein Heerde.

Auch deinen bleichen Sorgendunst
Entsende drum gen Himmel.
Dort nimmt ihn auf des Hirten Gunst
In's fliehende Gewimmel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Die Sammlungen des Reisenden d'Orbigny.

Nicht so bekannt sind die peruvianischen Alterthümer. Es hat eine bewundernswürdige Ausdauer und Geduld dazu gehört, alle diese Sachen, worunter sich große und zerbrechliche befinden, über die Cordilleras und quer durch Südamerika auf Mauleseln zu schaffen. d'Orbigny hat drei Schuh hohe thönerne Gefäße mitgebracht, die er in den peruvianischen Gräbern gefunden, und die ganz unversehrt nach Paris gekommen und bereits für die Sammlung seltener Töpferarbeit in der königlichen Porzellanfabrik zu Sèvres angekauft sind. Sie beweisen, daß die Peruvianer beinahe so gut wie Griechen und Italiener die Kunst verstanden, feine Töpferarbeit zu verfertigen; nur fehlte ihnen der Sinn für das Schöne; deßhalb sind diese Vasen weder mit Figuren bemalt, noch in schönen Formen gebildet. Etwas sinnreicher sind die amerikanischen Völker. Peruvianer und andere, in der Verfertigung ihrer Kleider gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie verfertigen dauerhafte und schön gewobene Stoffe, auf welche sie mit hölzernen Formen allerlei Zierrathen in ziemlich dauerhaften Farben abdrucken. d'Orbigny hat sogar solche hölzerne Formen mitgebracht. Es wäre der Geschichte des Gewerbfleißes halber wohl nicht ohne Wichtigkeit, dergleichen Kunstprodukte der Peruvianer mit denen der alten Egyptier, wie man sie in ihren Gräbern aufgefunden und auf ihren Denkmälern abgebildet sieht, zu vergleichen; man würde aus dieser Vergleichung ersehen, in wie weit der europäische Kunstfleiß Ursache hat, auf seine Erfindungen stolz zu seyn. Töpferei und Weberei der beiden Völker können den Vergleich mit den unsrigen aushalten, nur nicht hinsichtlich der mannichfaltigen und sinnreichen Formen. Einige kleine Götzenbilder, welche d'Orbigny mitgebracht hat, beweisen, daß die Peruvianer ihren Göttern keine ideale Schönheit beilegten, vermuthlich weil sie keinen Begriff davon hatten; denn diese Götzen, obschon von Gold und von Silber, sind abscheuliche Fratzen. Die Peruvianer müssen eine ungeheure Lungenkraft besitzen, wenigstens nach ihren Rohrflöten zu urtheilen; unsere Papagenoflöten sind ein Kinderspiel dagegen; die peruvianischen Röhren

№ 35.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 1. Mai 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Paris, 15. März 1834.

(Beschluß.)

Das Gemälde von De la Roche ist tragisch, wie das Schicksal der edlen Johanna Gray; es macht den Eindruck einer dramatischen Scene, die gut durchgeführt wird. Die Pariser sind entzückt davon und haben es in besondere Gunst genommen; so oft man vor dem Gemälde steht, hört man reichliche Lobeserhebungen und sehr viele Adjectiva, von denen mir noch charmant, superbe, admirable, étonnant, capital in den Ohren summen; die Kritik ist einstimmig über den hohen Grad von Vorzüglichkeit, den das Gemälde in Anspruch zu nehmen hat, und wenn ich mich recht besinne, hat sie viel von der finesse, délicatesse, élégance, clarté, harmonie und vérité gesprochen. Sie können sich wohl denken, daß ich so gestrengen, mächtigen und gelehrten Richtern nicht in Allem zu widersprechen wage, und da dem Künstler immerfort viel Aufmerksamkeit zu Theil wird, behalte ich mir vor, ihn später noch einmal zu besprechen, und zwar wenn ich das Gemälde seines Nebenbuhlers in der Gunst des kritischen und unkritischen Publikums beurtheilen werde.

Zunächst erwähne ich Granet und sein Gemälde, das den Tod des christlichen Malers Poussin darstellt. Granet malte früher vorzugsweise das Innere von Kirchen und andern Gebäuden, worin er sich vielen Ruf erworben. Er hat diese Art der Darstellungen verlassen und sich durch seine letzten Werke: Rachat d'esclaves par les frères de la trinité und la Mort du Poussin, um einige Stufen höher geschwungen; er verwendet seine künstlerische Sorgfalt nicht mehr auf den Ort der Handlung, als auf die Handlung selbst; die Schauspieler sind für ihn nicht mehr der Bühne wegen, sondern die Bühne ist ihm jetzt der Schauspieler wegen da. Er hat diese Bahn mit Glück und Geschicklichkeit betreten. Das Gemälde, welches er für die Ausstellung geliefert, zieht uns durch Bescheidenheit, Wahrheit und Einfachheit sowohl der Farbengebung als der Behandlung an.

Poussin, todtkrank, liegt in einem Bette; sein Gesicht ist leichenblaß, sein Auge gebrochen, die Lebensflamme scheint erloschen, seine Seele hat ausgerungen und sich mit ihrem himmlischen Schöpfer versöhnt. Eine Nonne, in der einen Hand ein brennendes Licht, hält mit der andern dem Sterbenden ein Riechfläschchen vor, um die schwindenden Lebensgeister zurückzurufen; eine andere Nonne stützt sich mit beiden Ellenbogen auf die Rücklehne des Bettes, hat die Hände gefaltet und betet andächtig für das Seelenheil des Kranken. Vor dem Haupte des Bettes steht ein Chorknabe mit einem heiligen Gefäße und ein Meßdiener oder ein Glöckner mit ziemlich unbekümmerter Miene; ein Geistlicher liegt auf den Knien und lieset Messe. Vor dem Krankenbette in einiger Entfernung von dem Sterbenden steht der Kardinal Massimo, in karmoisinrothem Priesterornate; er scheint sich soeben aus einem hinter ihm stehenden dunkelrothen Sessel erhoben zu haben und bringt dem Sterbenden die Tröstungen der Religion. Sein Gesicht ist Profil, die Züge desselben sind spitz und eingefallen; mit priesterlicher Ruhe, doch nicht ohne Rührung betrachtet er den Todeskampf des großen Malers. In seiner Linken hält er ein Buch, in der Rechten hat er ein weißes Schnupftuch, eine unnütze Zugabe, welche der Maler auch seinen drei Nonnen gegeben hat, denn ich halte doch die Umgebung des Sterbenden und namentlich den Kardinal der Anwandlung jenes sentimalen Schmerzes unfähig, welcher sich in Thränen ergießt und ein Schnupftuch nöthig hat, um die Thränen damit abzutrocknen. Am Fuße des Bettes stehen drei Geistliche, welche aufmerksam die Athemzüge des Todtkranken beborchen und von denen jeder auf eigenthümliche Weise das Schicksal des christlichen Mannes zu betrachten scheint. Der eine derselben hat seine Hände über der Stuhllehne gefaltet und erfleht vom Himmel neue Lebensfrist für den Kranken; ein andrer hält sinnend

sein Kinn in der Hand, er lieſet in den todtblaſſen Zügen Pouſſins keine Hoffnung mehr, und ein wehmüthiger Schmerz liegt in ſeinem Antlitz; der dritte iſt weniger ſchwermüthig, er hat ein feierlich ernſthaftes Ausſehen und denkt gewiß, daß Pouſſins Ruhm und Pouſſins Werke ſein irdiſches Daſeyn überdauern und auf die ſpäteſten Geſchlechter ſich vererben werden. Hinter den Geiſtlichen ſitzt bekümmert und traurig, mit niedergeſchlagenem Auge, eine junge Nonne, ein edelfrommes Oval, voll jungfräulichen Schmerzes; ſie ſitzt neben einem mit Gläſern, Arzneiflaſchen ꝛc. bedeckten Tiſche, der ihrem rechten Arm, worauf ihr Haupt ruht, als Stütze dient. Eine Krankenwärterin mit dampfendem Kohlenbecken geht eben aus der Thüre und eine eintretende Nonne erkundigt ſich bei ihr nach dem Kranken und bedeutet ihr dann mit aufgehobenem Finger, ja kein Geräuſch zu machen. Pouſſin ſtirbt in ſeinem Atelier, wo eine ziemliche Unordnung — eine natürliche Folge ſeiner langen Krankheit — herrſcht. In einem Winkel des Zimmers ſehen wir ein kleines Tiſchchen mit dem Malerkaſten und daneben ſteht das Malergeſtell mit der Palette. An den Wänden ſtehen mehrere Büſten und hängen einige Gemälde, unter denen wir das Gemälde Pouſſins, die arkadiſchen Schäfer darſtellend, erkennen; es trägt die Unterſchrift: Et in Arcadia ego!

Der Charakter dieſes anſprechenden Gemäldes iſt ſo beſcheiden und einfach, wie die Farbenbehandlung, und ich habe es oft mit Wohlgefallen betrachtet. Durch die Wahrheit des Gepräges und die Einheit der Darſtellung ſpricht es ſich ſelbſt aus und bedarf keines langen Commentars. Die einzelnen Scenen, die dargeſtellten Zuſtände und Thätigkeiten haben ſo innigen Zuſammenhang, daß man ohne alles Grübeln den Maler gleich verſteht. Es iſt ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, wovon jedes Einzelne mit dem Uebrigen in einem urſachlichen Zuſammenhang ſteht und durch eine Haupturſache motivirt iſt, wo jedes Einzelne Zweck hat und zum Endzweck beiträgt. Hinſichtlich dieſer dramatiſchen Einheit verdient auch das Gemälde von Paul De la Roche eine ehrenwerthe Erwähnung.

Ich ſchließe für heute; der Strom der Menge, welche ſich unaufhörlich und täglich in das Louvre drängt und in deſſen Sälen auf und abwogt, hat mir noch nicht die Muße gegönnt, andere Gemälde genau zu beſchauen, ſo daß meine Beſchreibung und Beurtheilung jedenfalls ſehr lückenhaft ausfallen würden. Ihnen die Namen einiger Künſtler nebſt ihren Werken herzuzählen, halte ich für ein unnütz Bemühen. Ich bitte Sie deßhalb, einige Tage Geduld zu haben, und ſchicke Ihnen viele freundliche Grüße.

Die kaiſerliche Galerie im Belvedere zu Wien.

(Fortſetzung.)

Im nächſten Zimmer von Daniel Creſpi, 15′ hoch, 10′ breit: Chriſtus, mit dem Ausdruck der Liebe, ſteht in der Glorie, auf der einen Seite empfängt Petrus, ein würdevoller Greis, die Schlüſſel; auf der andern kniet Paulus mit Buch und Schwert; auch die Beiwerke ſind trefflich. — Von Franceſco Florani eine ſitzende Madonna; in gleicher Höhe mit ihren Armen auf jeder Seite zwei Kinder, darunter auch das Jeſuskind; iſt eben nicht intereſſant. — Von Lelio Orſi, Agnes, welche das Lamm herzt, voll Gemüthlichkeit und Liebe. — Von Mantegna acht Bildchen, 20″ hoch, 11″ breit, einen römiſchen Triumphzug vorſtellend, ſehr ſchön und kräftig, grau in Grau gemalt. — Von Creſpi il Spagnuolo, Supraport, der Centaur, der dem Achilles das Bogenſchießen lehrt, nicht ausgezeichnet, auch der Pferdetheil des Lehrmeiſters etwas zu dick. — Von Andrea Schiavone, ebenfalls Supraport: Madonna, das Kind auf dem Schooße, ſitzt in einer Landſchaft; ſie ſelbſt iſt nicht intereſſant, wohl aber ein Frauenzimmer mit einer Perlenſchnur im Haar, welches ſich neiget, das Kind zu küſſen; Joſeph ſteht dahinter, etwas zu ſchmal von Wangen, gutmüthig dreinſehend; vorne rechts in der Ecke ſitzt der kleine Johannes am Boden mit dem Lamm und ſchaut nach der Gruppe hinüber. — Von Aleſſandro Turchi, 18″ hoch, 14″ breit: Chriſtus, ein großes Kreuz im Arme, tritt in die Vorhölle, ein anderer, dem Kreuzesſtabe nach zu urtheilen Johannes der Täufer, tritt vor ihm her über die niedergeworfenen Thore; links kommen durch die ſtygiſche Finſterniß Adam und Eva zum Vorſchein: das Bildchen iſt im violetten Tone ſo dunkel gemalt als nur immer möglich. — Von Schimone ein todter Chriſtus mit zwei Engeln, 15″ hoch, 9″ breit, gut von Ausdruck, ſcheint etwas verwaſchen. — Von Sebaſtian del Piombo ein ſchönes Bruſtſtück eines nackten Kriegers. — Von Giorgione de Caſtelfranco Bruchſtück eines Mannes mit einem Hute, der Ausdruck kräftig ſinnend, das Kolorit tief braun, das ganze Gemälde ſehr dunkel gehalten, der Kopf völlig en face gemalt. — Kniestück in Lebensgröße von Salvator Roſa; ein Soldat in gelbem Lederkoller und großem Ringkragen von Eiſenblech ſtützt ſich auf ſein langes Schwert, und ſchaut recht ſtill vermegen ſeitwärts. — Von Franceſco Guardo, lebensgroße Figuren: Abraham empfängt die drei Engel; der Patriarch, der vor ſeinen Gäſten kniet, ſieht aus wie der gemeinſte Schacherjude, und Sara, die im Hintergrunde aus dem Hauſe ſieht, iſt nicht ſowohl betagtes Weib, als Mumie; aber zu den drei Engeln hat ſich der Meiſter drei wunderſchöne geiſtvolle Mädchen

als Modelle gewählt; der rechte Arm des mittlern streckt sich, im grauen Schattentone gehalten, in kühner Stellung gerade einwärts gegen das Gemälde, und hebt sich an dem gelben Gewande des dritten ab. — Von Francesco Vanni ein Ecce Homo; die ohnmächtig werdende Mutter voll ergreifender Wahrheit, ihr zur Seite eine schöne Magdalena. — Von Pietro della Vecchia eine schöne Frau in mittlern Jahren; schwarzes Gewand, weiß geschlitzt, eine schöne lange Perlenschnur am Halse, sie hat einen Knaben vor sich stehen, auf dessen Schulter und Arm sie die Hände legt. — Von Tizian 2½′ hoch, 3½′ breit, ein auferstehender Christus; er hat Stellung und Ausdruck wie der lebensgroße desselben Meisters zu Pommersfelden. — Von Castelfranco ein rückwärtsschauender Krieger, Bruststück, schön von Colorit und Beleuchtung. — Von Solimena, 3′ 8″ hoch, 2′ 8″ breit: Boreas entführt die Orythia aus dem Kreise ihrer Gespielen; gut gruppirt, nur trägt der Wind, ich weiß nicht warum, eine Krone, und sieht viel zu alt aus, etwa als wenn dem Saturn einfiele, seine Flügel zu regen, sein Aeußeres zeigt gar nichts von dem Charakter, wie ihn die Dichter malen. — Von Paris Bordone: das schöne Weib, welches im rothen Sammetgewande in dem 7ten Saale der Münchner Galerie, Nro. 814, und auch bei Lichtenstein sich befindet, sieht man hier zweimal an derselben Wand, einmal mit ganz entblößtem Busen, und einmal ihr Haar befühlend; überdies noch zweimal in Supraporten, das einemal wird sie sammt einem geharnischten Ritter von einem Genius gekrönt. — Von Paolo Veronese Venus mit Amor, ein schönes Weib, nur hat sie einen albernen Mund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Sibilla Samia. Fr. Barbieri detto il Guercino dip. Antonio Perfetti inc. 1833.

Ego dilecto meo. Carlo Dolci dip. Giovita Garavaglia inc. 1832.

Mater amabilis. Sasso Ferrato dip. Faustino Anderloni inc.

Salvator mundi. Andrea Vannucchi detto Del Sarto dip. A. Dalcò inc.

Jedem, der die Tribüne der Florentiner Galerie besucht hat, wird das schöne Gemälde Guercino's erinnerlich seyn, welches eine begeisterte Seherin darstellt und unter dem Namem Sibilla Samia bekannt ist. Guercino ist einer der letzten Künstler, welche auf kunstgeschichtliche Beachtung Anspruch machen können; sein feiner Sinn für malerische Wirkung, seine höchst glückliche Anwendung der Gegensätze von Licht und Schatten, und seine nicht selten reiche und großartige Komposition lassen andrerseits Mängel bei ihm übersehen, die aus einer recht handwerksmäßigen Eile, einem sich Schlag auf Schlag wiederholenden manierirten Wesen und unnatürlicher Uebertreibung hervorgehen. Seine guten Werke werden immer geschätzt und gesucht bleiben, und zu diesen gehört unbestreitbar die Sibylle. Ich möchte indeß zweifeln, daß dieses Bild, welches durch seine Harmonie des Colorits und den lieblichen Ausdruck des Kopfes eine so angenehme Wirkung macht, für den Kupferstecher ein besonders dankbarer Gegenstand ist. Perfetti hat vor etwa vier Jahren ein sehr wackeres Blatt, die bekannte Sibylle Domenichino's geliefert, wozu gegenwärtiges das Gegenstück bildet; seitdem hat er ein andres niedliches Bildchen gestochen, gleichfalls eine Sibylle, welche demselben Domenichino zugeschrieben wird und sich in der Poniatowskischen Sammlung in Florenz befindet. Es läßt sich nicht läugnen, daß seine neue Arbeit viel Gutes und Schätzenswerthes hat, aber sie bleibt ohne bedeutende Wirkung. Die große Masse des Gewandes, welche sonst mit vieler Geschicklichkeit gestochen ist, tritt aus dem dunkeln Hintergrunde nicht genug hervor und ist matt und schwerfällig geworden; die Fleischpartien dürften zarter gehalten seyn, und der Kopf, obgleich schön, ist zu wenig belebt. Die saftigen Töne des Originals sind in dem Stiche zu sehr verschwunden. Auch dürfte die Art der Behandlung des Fleisches, fortlaufende Striche neben abgebrochenen Strichen und Punkten, wohl nicht die vortheilhafteste seyn, und eine einfachere, durchsichtigere Schraffirung ihren Zweck besser erreicht haben.

Die Magdalena Carlo Dolci's und Sasso Ferrato's Madonna sind zwei anmuthige Gegenstücke, welche den Saal des Baroccio in der Florentiner Galerie schmücken. Beide sind Werke von Malern, welche es im sanften frommen Gefühlausdruck und in der sorgfältigen Ausführung sehr weit gebracht haben, ohne große Komponisten und geschickte Darsteller der Leidenschaft zu seyn. Die Magdalena ist, was man auch im Allgemeinen und oft mit Recht gegen Carlo Dolci sagen möge, eines seiner lieblichsten Werke; hundertmal copirt und nachgebildet, ist der Ausdruck selten erreicht. Rafael Morghens Kupferstich gibt keine Ahnung davon: Garavaglia hat ihn darin bei weitem übertroffen. Die Art und Weise dieses wackern Künstlers ist zu bekannt als daß es nöthig wäre, Ausführlicheres darüber zu sagen: der Stich ist rein und klar und sorgfältig modellirt; hie und da mangelt es ihm in etwas an Kraft und Farbe, so wie Garavaglia überhaupt wohl noch Besseres liefern kann und

eliefert hat. — Die Madonna, welche früher von Ant. Morghen gestochen ward, ist, was technische Behandlung betrifft, zu den vorzüglichsten neuern Arbeiten Faustin Anderloni's zu rechnen; die Wirkung des Kopfes ist ansprechend wenn auch etwas kalt, die Gewänder sind wacker behandelt.

Andrea del Sarto's Christuskopf, welcher sich auf dem Altare der glänzenden, von Michelozzo Michelozzi gebauten Kapelle der Verkündigung (ss. Annunziata) in der Servitenkirche zu Florenz befindet, durch deren Errichtung Piero de' Medici, genannt der Gichtbrüchige, der Prachtliebe seiner Familie ein Denkmal setzte, gehört der besten Zeit dieses Malers an, und scheint mit der von Felsing gestochenen Madonna di S. Francesco (1517) ungefähr gleichzeitig zu seyn. Was Fleiß und Liebe, unübertreffliche Zartheit in der Führung des Pinsels und Beobachtung der Farbenharmonie hervorzubringen vermögen, ist in diesem schönen Kopfe geleistet. Das alles hat der Stich, welcher die Arbeit eines jungen Mannes und Schülers Toschi's ist, freilich nicht wiederzugeben vermocht. Er ist weder rein noch zart genug, und die Härte der Taillen hat, bei einer sonst guten Anlage, dem Kopfe einen dem Original nicht eigenthümlichen Ausdruck gegeben. — *)

Rt.

Alterthümer.

Bei Ruvo in Apulien sind in einem griechischen Grabmal treffliche Bronzearbeiten entdeckt worden. Sie gehören dem Hrn. Casanova in Neapel. Darunter eine kolossale Rüstung mit schönen Verzierungen von Bronze und Elfenbein, wohl erhaltene Helme, zum Theil mit historischen Graffittodarstellungen versehen; Beinschienen mit, an die Selinuntischen Metopen erinnernden Medusenmasken, Pferderüstungen, eine bronzene und vergoldete Vase mit Titanen als Handhaben; Vasen und Pateren von gebrannter Erde mit reichen Darstellungen, u. a. m.

Am 16. Mai 1832 sind auf dem Pfarrgute von Muri, eine kleine Stunde von Bern, nahe am Schloßgebäude, mehrere Antiken ausgegraben worden. Unter diesen aus Bronze bestehenden etwa 24 Stücken findet man die sehr fein ausgearbeiteten, einen Fuß hohen Bilder des Jupiter, der Vesta und der Minerva. Kleinere Figuren scheinen auf die Bilder der Juno, eines Bacchuspriesters, der Pomona deuten zu sollen. Zwei etwa 8 Zoll im Durchmesser haltende Opferschalen, mehrere Arabesken, ein massiver Bär, verschiedene Zierrathen und zwei kleine Fußgestelle von Hausgöttern machen die Sammlung noch mehr interessant.

In Pompeji hat man kürzlich wieder in einem Hause hinter dem Tempel der Fortuna verschiedene ausgezeichnete Wandgemälde entdeckt. Sie sind medaillenartig auf schwarzem Grunde aufgetragen und stellen meistens Opfer vor.

Am ersten Januar d. J. wurde aus Gelegenheit einer Baureparation im Guildhall zu London von einigen Arbeitern in einem Winkel des Hauses eine Rolle Leinwand entdeckt, welche bei näherer Untersuchung ein sehr altes Gemälde zum Vorschein brachte mit einer umfangreichen Darstellung der Schlacht von Azincourt. Es ist etwa 100' lang, 20' hoch. Man vermuthet, daß dieses Kunstwerk während der großen Londoner Feuersbrunst nach Guildhall geflüchtet worden sey.

Nach einem Vortrage, welchen Hr. Tomlieſen im Dezember 1833 vor der königl. Gesellschaft für Literatur in London hielt, sind die beiden ägyptischen Obelisken von schwarzem Basalt, die sich im brittischen Museum befinden, ursprünglich der Gottheit Thot in der Stadt Heliopolis (dem On der heiligen Schrift) errichtet worden, und zwar von dem Pharao Horus, dessen Mumie sich in dem berühmten Sarkophag befand, bei dem jetzt die beiden Obelisken stehen. Die Inschriften enthalten bloß pomphafte Titel, die dem Horus und der Schutzgottheit beigelegt werden. Hieraus, sowie aus den Uebersetzungen mehrerer ähnlichen ägyptischen Inschriften, die bereits publicirt worden sind, scheint beinahe mit Sicherheit sich folgern zu lassen, daß die von den Gelehrten früher gehegte Meinung, diese Monumente würden, wenn sie entziffert werden, einen bedeutenden neuen Aufschluß über die Geschichte und die Wissenschaft der alten Aegyptier liefern, sich nicht bestätigen dürfte.

Nekrolog.

Am 31. März, Abends 9 Uhr, starb im Alter von 75 Jahren der Bildhauer, Professor Landolin Ohmacht zu Straßburg, aus Thuningen bei der Stadt Rottweil in Oberschwaben gebürtig.

Am 30. März in London: der berühmte Kunsthändler Rudolph Ackermann im 70sten Lebensjahre; er war aus Schneeberg in Sachsen gebürtig und erlernte Anfangs das Sattlerhandwerk; kurz vor dem Beginne der französischen Revolution kam er nach England und legte in London eine Buchhandlung an. Ihm verdankt England die Einführung der Lithographie, indem er theils durch Uebersetzung des Werkes von Senefelder, theils durch eigene lithographische Arbeiten die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenkte. Durch seine topographischen Werke über die Westminster-Abtei, die Universitäten Oxford und Cambridge und die öffentlichen Schulen hat er sich einen bedeutenden Namen gemacht. Auch wurde er durch die Herausgabe des Forget me not, einer Nachahmung des deutschen Vergißmeinnicht, der erste Begründer Englischer Almanache.

Das große Münz- und Medaillen-Kabinet des verstorbenen Domdechanten Freiherrn Franz von Wambolt, welches sich bei dem Hrn. Klingel in Heidelberg befindet, wird allda am 18. August und den folgenden Tagen stück- und abtheilungsweise versteigert werden. Der reiche Inhalt dieses an die 12000 Nummern zählenden Kabinets kann aus den in die angesehensten Buchhandlungen versendeten Katalogen ersehen werden. Zu jeder beliebigen Auskunft und Annahme von Geboten erbietet sich, wenn sie in portofreien Briefen geschehen,

die
Freiherrlich Friedrich von Wambolt'sche Vormundschaft
zu Weinheim bei Heidelberg.

*) Alle vier Blätter sind bei L. Bardi in Florenz gedruckt, dessen Eigenthum die drei letzteren sind. Die Preise für Abdrücke mit der Schrift betragen: I. 5½ Thaler Sächs. — II. 4½ Thaler — III. 3 Thaler — IV. 2 Thaler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 36.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 6. Mai 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Dritter Brief.

Paris, 21. März

Sie verlangen gewiß nicht, daß ich bei Beurtheilungen der neueren französischen Maler streng systematisch verfahren oder sie sogar klassificiren soll. Sie sollen ohnedies erfahren, was Interesse erregen kann, und ich werde Alles besprechen, worüber sich etwas sagen läßt. Wenn Sie erst das Bedeutende kennen, werden Sie gerne sehen, daß ich mich kurz fasse, was ich Ihnen zum Voraus verspreche. Doch unerwähnt und unbekannt soll Ihnen nichts bleiben, was Erwähnung und Bekanntmachung verdient. Daher werden Sie mit mir heute zufrieden seyn, wenn ich Sie von dem Maler unterhalte, der in Deutschland auch bekannt ist und über den hier sehr viel, nur zu viel gesprochen und gestritten wird. Ich meine Ingres. Ingres ist der früher erwähnte Nebenbuhler von De la Roche; beide haben zahlreiche Verehrer, die sich hartnäckig und mit Erbitterung darüber zanken, welchem von beiden dies Jahr die Krone gebühre.

Ingres hat den Stoff seines Gemäldes aus einer Heiligenlegende gezogen; es stellt den Märtyrertod des Sanct Symphorian dar. Die Sage berichtet, daß der heilige Symphorian der Sohn einer angesehenen, edlen Familie in Autun, einer der ältesten und beträchtlichsten Städte der damals römischen Provinz Gallien, war. Seine Eltern ließen ihn in der christlichen Religion erziehen, und er zeichnete sich in seiner Jugend durch Kenntnisse, Bescheidenheit und die Begeisterung aus, womit er den neuen Glauben erfaßte. Da ereignete es sich eines Tags bei einem feierlichen religiösen Aufzuge in seiner Vaterstadt, die dem Dienste der Cybele zugethan war, daß St. Symphorian sich nicht mit dem übrigen Volke vor dem Bildniß der Cybele, das man in Prozession herumtrug, zur Erde niederwerfen wollte, weßhalb er dem Statthalter der Provinz als Bekenner des christlichen Glaubens angezeigt ward. Heraklius, ein getreuer Diener seines Herrn und Kaisers Marc Aurel und eifriger Christenverfolger, ließ den Jüngling greifen, und da weder Versprechungen noch Drohungen denselben bewegen konnten, seinen Glauben abzuschwören, mit Ruthen geißeln, sodann einkerkern und endlich zum Tode verdammen. St. Symphorian erlitt den Märtyrertod im Jahr 178 unter Marc Aurel. Auf dem Gange nach dem Richtplatz sucht Heraklius noch einmal den Glaubensmuth des Jünglings zu beugen; er läßt einen Altar herbeibringen, Symphorian stürzt ihn um und geht zum Märtyrertode. Unterwegs beim Ausgang aus dem Stadtthore erblickt er auf dem Walle auf den Zinnen der Mauer seine Eltern, die ihm ihr letztes Lebewohl zuwinken. Die Mutter ermuthigt den Sohn und ruft ihm zu: „Mein Sohn, gedenke, daß du Zeugniß ablegen sollst von dem ewigen, wahrhaftigen Gotte; der Himmel stärke und erhebe dein Herz; sey standhaft und fürchte die Schrecken des Todes nicht, welcher dich in's ewige Leben eingehen macht!“ Diesen Augenblick hat der Künstler gewählt.

Der Zug hat sich in Marsch gesetzt und wendet sich dem Richtplatze zu. Heraklius zu Pferde bedeutet mit aufgehobener Hand den Lictoren, wohin sie den Zug richten sollen. Vor ihm her trägt man die Insignien seiner unbeschränkten Machtvollkommenheit; auf einer Tafel lieset man das Edict Diocletians gegen die Christen. Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Lictoren mit ihren Fascen, begleiten den Märtyrer, der im Vordergrunde des Gemäldes sich befindet; Frauen, Mädchen, Kinder und eine Masse Volks drängen sich zu dem Schauspiel. Der Priester der Cybele mit ängstlicher Geberde sucht sich unter die Menge zu verlieren; eine innere Stimme scheint ihm zu sagen, daß seine Götter fallen. Die Frauen und Mädchen beweinen das Loos des Heiligen, eine Mutter drückt heftig ihr Kind an ihre Brust; in ihrer Nähe steht ein Mann aus dem Volke, ein bäurisches Gesicht,

eine breitunterſetzte, ſtämmige Geſtalt, und die Hand auf's Herz gelegt, bewundert er die Seelenruhe des Märtyrers. Verſchiedene Gefühle beſeelen die Maſſe: Einige ſtaunen über den Muth des Heiligen, Andere ſchmähen die Mutter, welche von den Zinnen der Mauer herunter mit der einen Hand gen Himmel, mit der andern nach dem Richtplatz deutet und dem Sohne die ewige Seligkeit verheißt. Ein Mann zu Pferde neben dem Statthalter wirft ihr einen militäriſch-verächtlichen Blick zu und ein Sklave inmitten des Gedränges bückt ſich und will mit Steinen nach ihr werfen. Ein Lictor, in den Vordergrund des Gemäldes zur Rechten des Heiligen geſtellt, hat ſich gegen den Statthalter hingewandt, um deſſen Befehle zu vernehmen, ein anderer, zur Linken des Märtyrers, zeigt eine befremdende Theilnahme für das Schlachtopfer und ſchreitet zögernd vorwärts, mit plump-ſchmerzlichem Gefühl den Heiligen betrachtend. Die übrigen Perſonen treten mehr zurück und laſſen einen geringeren oder größeren Antheil an dem Vorgange ſehen. Böſe Buben erklettern die Denkmäler, um beſſer ſehen und ſchreien zu können; die Menge, welche ſich heran- und herumdrängt, verwirrt ſich am Ende und man ſieht zuletzt nur einzelne Theile von Köpfen, Lanzenſpitzen und Staub, den dieſe Neugierigen aufregen. Im Hintergrunde ſind die Wälle und Mauern der Stadt Autun. Der Heilige, bekleidet mit einer weiten, weißleinenen Toga und das Haupt mit der Strahlenkrone umgeben, ſchreitet dem Zuge voran mit weit ausgeſtreckten Armen und wendet gerade ſeine Blicke nach ſeinen jammernden Eltern. Der Vater, vom Schmerze übermannt, hat das Geſicht abgewandt von dem geliebten Gegenſtande, in dem er einſt die Ehre und den Stolz ſeines Hauſes ſah und von dem er die Stütze und den Troſt ſeines Alters hoffte. Alle Einzelheiten des Gemäldes, das über 50 Perſonen zählt, aufzuführen, iſt unmöglich und unnöthig. Von allen Figuren beſchäftigen uns drei am meiſten: der Heilige, die Mutter des Heiligen und der Statthalter.

Der Statthalter, welcher zu Pferde und, ich weiß nicht warum, mit entblößtem Haupte den Zug begleitet, iſt ein ältlicher Mann, mit römiſcher Stirn und Naſe, deſſen hervorſtechende Ruhe und Leidenſchaftloſigkeit an den ſtrengen Verwalter des Geſetzes, an den Vollſtrecker des kaiſerlichen Willens und den Vertreter der oberherrlichen Gewalt erinnert. Aber trotz der ernſt-kalten Amtsmiene und den richterlich-welken Zügen leſen wir doch auf ſeinem Geſichte zugleich die leiſe Furcht, daß durch die Begeiſterung des Heiligen das Volk aufgeregt und der chriſtlichen Lehre neue Bekenner gewonnen werden möchten; deßhalb hält er die Zügel ſeines Pferdes an, ſtreckt gebieteriſch die Hand aus und befiehlt ſeinen Schergen, das Schauſpiel bald zu enden.

Der Heilige hat etwas Theatraliſches in ſeiner Haltung, wenn ich mit Shakesſpeare reden darf, er durchſägt die Lüfte, er hält den Mund etwas verdreht, hat eine runde platte Naſe, altgermaniſch langes blondes Haar und einen großen Kopf; doch in ſeinem Antlitz liegt der Ausdruck eines hohen Seelenadels, eines gottbegeiſterten Gemüths. Er hat die Kraft des Evangeliums erprobt, ſein Schickſal macht ihn nicht irre in dem Glauben an den Sohn der Jungfrau, welcher ihm Ruhe und Seligkeit gibt in dem Momente, wo er ſein eignes Daſeyn auf dem Altar der Wahrheit zu opfern im Begriff iſt; die Ueberzeugung, daß die Aſche des Märtyrers Samen des neuen Glaubens werde, geleitet ihn zum Tode.

Die Mutter des Heiligen iſt zu unchriſtlich-leidenſchaftlich dargeſtellt; ihr mit der Strahlenkrone geziertes Haupt ſollte mehr auf innere Seelenruhe und ſtilles Gottvertrauen ſchließen laſſen; in ihren Zügen, in ihren Bewegungen und Hindeutungen drückt ſich ein wenig edler Schmerz aus; doch iſt die Figur mit Kühnheit und Energie behandelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die kaiſerliche Galerie im Belvedere zu Wien.

(Fortſetzung.)

Es folgt nun das Zimmer, welches man das des Tizian nennen möchte, weil ſich hier das Meiſte und Beſte von ihm befindet; es hängen aber auch viele Stücke von Tintoret und den beiden Palma dazwiſchen. Von Tintoret das Portrait eines Doge von Venedig, Kniestück, ein ausdrucksvolles geſcheidtes Geſicht mit einem dünnen grauen Barte, der in zwei Spitzen herabfällt. — Von Tizian, Kniestück, das Portrait eines Arztes in ganz einfachem Gewande, mit graulichten, etwas ſich bläbenden Haaren, ein grundgeſcheidtes Geſicht mit einem ſtillen aber tiefen Beobachtungsblicke; es zieht trotz der blendend kolorirten Nachbarn die Aufmerkſamkeit auf ſich. — Von Giambellino, 2′ hoch, 2′ 5″ breit, eine nackte Curtiſane in halber Lebensgröße, die ſich mit der Rechten einen runden Spiegel vorhält, mit der Linken ihr Haar ordnet, halb ſitzend halb ſtehend; das Fleiſch iſt vortrefflich, die Ausſicht von der Galerie, wo ſie ſich befindet, zeigt im Vordergrunde zerſtreute ländliche Wohnungen, im Hintergrunde die Alpen. — Von Tizian, 19″ hoch, 5″ breit, Kaiſer Karl V., ganze Figur ſitzend, Kummer und Sorge in dem blaſſen Geſichte, der gewöhnliche Lohn derer, die ſich vermeſſen, die Köpfe aller Menſchen über einen Leiſten zu ſchlagen. — Von demſelben Meiſter eine heil. Familie, der Kopf der Mutter eine

schöne Mischung von Geist und zärtlicher Liebe. — Von Schiavone, Supraport, Venus und Adonis, schön gruppirt, die Fleischpartien der Venus scheinen etwas gelitten zu haben. — Eine Kreuztragung von Tintoret, 2′ hoch, 2′ 4″ breit. Christus ist unter dem Kreuze gefallen, die Mutter in nacheilender Stellung sinkt eben blaß und jammervoll zu Boden, mit einem Ausdrucke mütterlicher Verzweiflung, der das Herz jedes Beschauers ergreifen muß; eine weibliche Figur hinter ihr ist bemüht, sie zu halten, während sie selbst wieder von Johannes unterstützt wird, welchen zwei Juden mit Hohn und Schadenfreude im Gesichte hinwegzureißen suchen; links von der Mutter jammert Magdalena in die Knie gesunken. Christus selbst mit dem edelsten Ausdrucke des Duldens und der Ergebung blickt zur Erde; hinter dieser Gruppe des tiefsten Leidens steht als Contrast auf seinen Spazierstock gestützt ein gleichgültig dareinsehender Dickwanst, seitwärts gegen den Hintergrund ein Befehlshaber sammt seinem Begleiter zu Pferde, und eine Rotte Soldaten mit Spießen auf der Schulter. Vor dem Heiland her führt ein Henker die gefesselten entblößten Schächer, denen ihre Kreuze vorausgetragen werden; zur Seite hält der Anführer des Zuges zu Pferde, und winkt zurück, man solle vorwärts machen, weßwegen denn auch ein Scherge bemüht ist, das Kreuz zu lüften, und ein anderer, darein zuschlagen. Alles auf diesem schönen Bildchen ist Leben und Handlung, durch die natürlichsten passendsten Motive auf den Hauptpunkt concentrirt; es ist der schönste Tintoret, den ich in Wien sah, ein würdiges Seitenstück zu der seelenvollen Darstellung von demselben Meister im großen Saale zu Pommersfelden, wo man das Dach abdeckt und die Kranken an Stricken zu den Füßen des Heilandes niederläßt. Was muß dieses Bildchen gewesen seyn, eh' es durch Putzen gelitten! — Von dem jüngern Palma, 5′ hoch, 7′ breit, lebensgroße Figuren, der todte Christus auf dem Schooße der Mutter, die Kniee derselben etwas seitwärts gedrückt, da die Last für die durch Jammer Erschöpfte zu groß ist; Christus edel, die Mutter nicht von sonderlichem Ausdrucke, die zwei großen Engel oben zu beiden Seiten voll tiefen Mitgefühls, unten hält ein kleiner eine Hand, der andere einen Fuß des Heilandes, beide weinend. — Von Tintoret, 4′ hoch, 3′ breit, das Portrait des venetianischen Admirals Sebastian Venieri, frische Gesichtsfarbe, keck mit Weiß aufgeblitzte Rüstung, in der Ferne die See mit Galeeren. — Von demselben ein venetianischer Nobile in seinem rothen Sammtpelze, Kniestück; der Sammt und die Falten eben nicht schön, das Gesicht voll versteckter Schlauheit. — Einer der größten Tiziane, 10′ hoch, 16′ breit, ein Ecce Homo. Der vorgeführte Christus ist zum Sinken erschöpft, doch kann die Erschöpfung das Edle in seinem Gesichte nicht ganz verwischen; das Richterhaus zeigt eine Fronte von rüstiker Architektur, auf den vordern Stufen der Treppe stehen einige Personen vom Janhagel, mit ausgestreckten nackten Armen, schreiend, dann folgen zwei Wächter mit Hellebarden, der eine wendet den Rücken auswärts, der andere ist ein dummer negerartiger Kopf. Hinter ihnen steht eine hübsche Blondine mit einem Knaben, beide zeigen nicht den geringsten Antheil an der Handlung, beide sind nur herausgelaufen, weil es etwas zu sehen und zu laufen gibt, gleichviel was; sie gehen auch wieder nach Hause, und wissen's nicht; ich muß gestehen, daß mir dieser Zug sehr naturgemäß scheint; in ihrem Rücken ein mönchischer Dicklopf in rothem Talar, mit der Miene der Schadenfreude, soviel davon durch den Speck des Gesichtes brechen kann. Alles Einzelne ist mit Tizianischer Meisterschaft und Farbenpracht ausgemalt; aber Referent findet doch bei einer solchen Darstellung ein dichtes Volksgewühl von Zuschauern unerläßlich; es beschlich ihn das widrige Gefühl, wie bei den Gemälden eines gewissen lebenden Meisters oder den Holzschnitten in Khevenhüllers Annales Ferdinandei, wo auch bei großen öffentlichen, das ganze Volk interessirenden Handlungen kaum so viele Zuschauer zugegen sind, als handelnde Personen. — Von demselben, 5′ hoch, 7′ breit, Kniestück mit lebensgroßen Figuren, eine sitzende Madonna mit dem Kinde, beide edel, besonders in letzterm das Göttliche durch das Kindliche brechend, es hat große Aehnlichkeit mit dem Kinde auf dem schönen Gemälde des Francia: vor Maria stehen Laurentius, mit emporgehaltener Märtyrerpalme, Hieronymus im rothen Mantel in einem Buche lesend, und Georg geharnischt. Das ganze auf Holz gemalte Bild ist auf ein Gitter von zweizölligen Stäben aufgezogen, um die vermuthlich einmal getrennten oder krummgelaufenen Tafeln in der gehörigen Fläche festzuhalten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Plastik.

Der Herzog von Orleans hat bei den Hrn. Chévemart und Baryr einen Tafelaufsatz bestellt, welcher ganz nach der freien Idee und Anordnung der Künstler, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst werden soll. Dem Entwurf gemäß wird er 21′ lang, 5′ breit seyn und 15 Gruppen menschlicher und Thierfiguren enthalten. Das Meiste wird in Silber und Gold gegossen, die Flächen in Niello gearbeitet und mit bunten kostbaren Steinen geschmückt, der Untersatz ein Musaik von Malachit, Lapis Lazuli und anderem edlen Gestein werden.

In der Krimm hat gegen Ende des vorigen Jahres der Bergwerksbeamte Hr. Krukoff in dem Bezirke von Simferopol, bei dem Dorfe Beschuy am linken Ufer der Alma, eine neue Steinart entdeckt, die sich vermöge ihrer Härte und leichten Annahme der Politur zu verschiedenen Skulpturarbeiten gebrauchen läßt. Man hat sie noch nicht chemisch

untersucht; doch nach dem äußeren Ansehen zu schließen, ist sie dem Granit ähnlich. Hr. Krukoff hat, um eine Probe damit zu machen, eine kleine 2 Arschien 14 Werschok hohe Säule und einen Becher von mittlerer Größe daraus anfertigen lassen. Die Säule, welche 50 Pud wiegt, ist noch in der Krimm befindlich; der sehr kunstvoll gearbeitete Becher, von 9 Werschok im Durchmesser, in Form einer antiken Vase, wurde dem General-Gouverneur von Neu-Rußland und Bessarabien, Grafen Woronzoff, überreicht, als Erstling von den Reichthümern der Halbinsel.

Der Bildhauer Parmentier in Brüssel hat das Modell einer Statue der Religion gefertigt, die für eine Kirche in Marmor ausgeführt werden soll. Eine andere Statue, die der Wohlthätigkeit, hat derselbe jüngst zu einem Denkmal in der Kirche zu Laeken, für den i. J. 1830 verstorbenen reichen Herrn Bortier vollendet.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister

von Cimabue bis zum Jahre 1567 beschrieben

von

GIORGIO VASARI,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit den wichtigsten Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit neuern Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben

von

LUDWIG SCHORN.

ERSTER BAND,

enthaltend der Original-Ausgabe ersten Theil.

Mit 50 lithographirten Bildnissen

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen, leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, in's Deutsche übersetzt und nach dem Stand unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Aber theils die Schwierigkeiten der Uebertragung eines so sachreichen, eigenthümlichen und anmuthigen Schriftstellers, theils die mühevolle Arbeit, welche mit der Aufhellung mancher Irrthümer und mit der Beibringung dessen, was spätere Schriftsteller hinzugefügt haben, verbunden ist, ließ bisher ein Unternehmen dieser Art nicht zur Ausführung kommen. Um so mehr dürfen wir uns Glück wünschen, dem deutschen Publikum in der obigen Uebersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen, wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, dessen nun fünfzehnjährige Leitung des Kunstblattes so viel für die Würdigung unserer lebenden Künstler gewirkt, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigner Ansicht und Untersuchung kennt und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen. Außerdem wird dieses Werk durch die umfassenden Register, welche im letzten Bande folgen sollen, und durch das geringere Volumen, für den Gebrauch im Studierzimmer und auf Reisen weit zweckmäßiger seyn, als die neueren, bändereichen und nicht mit Registern versehenen italienischen Ausgaben.

Das Erscheinen des zweiten Bandes ist durch verschiedene unvorgesehene Hinderungen, hauptsächlich durch die Versetzung des Herausgebers in einen anderen Wirkungskreis, aufgehalten worden; wir hoffen aber, nun den zweiten und dritten Band desto schneller aufeinander folgen lassen zu können.

Das ganze Werk wird mit den sorgfältig gearbeiteten Copien sämmtlicher, in den Original-Ausgaben enthaltenen Bildnisse begleitet werden. Der Preis ist für den in Band 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist im Verlag der literarisch-artistischen Anstalt in München erschienen:

Schubert, G. H., Die Alter der Kunst. 2te Auflage. gr. 8. broch. Pr. 24 kr. oder 6 Gr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 37.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 8. Mai 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Paris, 21. März.

(Fortsetzung.)

Der erste Eindruck des Gemäldes befriedigt uns nicht; die Figuren scheinen zu sehr gehäuft und durcheinander geworfen, die vielen Köpfe, Arme, Beine und Schenkel treten dem Beschauer Anfangs verwirrend entgegen; insbesondere störend sind zwei Lictoren, welche, in den Vordergrund zur Rechten und Linken des Heiligen gestellt, stark hervorspringen und einen unangenehmen Effekt verursachen. Jener Lictor, welcher sich gerade gegen den Statthalter zurückwendet, um dessen Befehle zu vernehmen, und den Zug zu leiten scheint, ist gänzlich mißrathen. Seine Gestalt ist kurz, dick, burlesk; seinem Aeußeren nach zu urtheilen, besitzt er eine herkulische Stärke, denn er hat wahrhaft cyklopische Gliedmaßen, an denen die Muskeln so stark hervortreten, daß man Anatomie daran studiren könnte. Dieser Fehler, natürlich gemildert, findet sich selbst an dem Heiligen, welcher für seine Jugend mit einem ungewöhnlich starken Körperbau begabt ist. Der zweite Lictor zur Linken des Märtyrers repräsentirt mit Unrecht die Sentimentalität, und sein Schmerz ist in der That henkersmäßig-gemein, roh-physisch. Mit vielem Glück dagegen hat der Künstler jene Frau behandelt, welche so ängstlich ihren kleinen Liebling an ihre Brust drückt. Die beiden Kinder, welche sich an diese Frau schmiegen, und, wenn man aus der Aehnlichkeit der Gesichtszüge auf die Abstammung schließen darf, *) gewiß ihr angehören, sind meisterhaft gezeichnet und gemalt; und der Bauer, welcher im linken Vordergrunde auch nicht weit von dieser Frau steht und die Hand auf's Herz gelegt hat, in dem ein christlicher Glaubensstrahl plötzlich gezündet zu haben scheint, ist ebenfalls gelungen zu nennen; und endlich der Sklave, welcher sich bückt, um mit Steinen nach der Mutter des Heiligen zu werfen, ist mit einer seltnen Wahrheit aufgefaßt und dargestellt.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle schönen Einzelheiten dieses Gemäldes angeben und nachweisen wollte. Das Ganze ist würdig aufgefaßt und man kann darin weder die geübte Hand des Meisters noch den Ernst und den Gedanken des Künstlers verkennen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, der Künstler hat mehr als billig die Empfindungen und Gefühle, welche die Scene nothwendig in den Augenzeugen erwecken mußte, anzudeuten und hervorzuheben gesucht und die Behandlung der Hauptfiguren, wenn nicht vernachlässigt, doch einigermaßen verabsäumt, so daß der Eindruck, welchen sie unfehlbar hervorgebracht haben würden, geringer geworden ist. Doch das hohe Ziel, welches der Künstler vor Augen hatte, entschuldigt zur Genüge diesen Fehler; sein Bestreben war, die über den Menschen waltende Vorsehung durchscheinen zu lassen, die, weil göttliche Plane menschlichen Augen verborgen sind, von der Kunst nur durch eine Art Mystik angedeutet werden kann, die wie ein liebender oder zürnender Genius unsichtbar die Handlung begleitet; er hat das Element der Tragödie, das Sittlich-Erhabene, mit religiösem Gefühl Gemischte in sein Gemälde aufnehmen und fixiren wollen, und dies Bestreben, welches Ingres über alle seine kunstliebenden Landsleute stellt, welche keine Ahnung, geschweige denn Bewußtseyn davon

*) Für den Kopf dieser Frau muß Ingres eine besondere Vorliebe haben; er findet sich nicht weniger als fünfmal auf dem Gemälde und erinnert auch an den Kopf der Siegesgöttin in dem Deckengemälde dieses Künstlers, welches er für einen Saal des Louvre gemalt hat und welches die Apotheose des Homer darstellt, worauf die Siegesgöttin den Homer bekränzt; ja — es mag aber vielleicht Idiosyntrasie von mir seyn — ich finde sogar einige Lineamente dieses weiblichen Kopfes in dem Kopfe seines Märtyrers.

haben, entschädigt hinlänglich für seine wenigen Mängel in technischer Hinsicht, welche, wenn nicht auf Beschönigung, doch auf Nachsicht Anspruch zu machen berechtigen.

Die französische Kritik ereifert sich gegen Ingres, daß er die Schönheit der regelmäßigen natürlichen Form und den Glanz eines ausdrucksvollen Colorits vernachlässigt, und schilt ihn einen Stümper und Sonderling in Hinsicht auf Form und Farbengebung.

Es ist thöricht und für das Wesen und Leben der Kunst zerstörend, dasjenige, was ursprünglich eins ist, zu trennen und zu zerreißen. Kein Maler ist derjenige Maler zu nennen, bei dem nicht Zeichnung, Colorit und alles dieses sich gegenseitig bestimmt, und nichts versteht der von Malerei, welcher uns beweisen will, Correggio hätte besser zeichnen und Raphael besser koloriren können. Wenn man einmal trennen will, so trenne man das, was sich allein trennen läßt, d. i. Erfindung und Ausführung, Technik und Geist. So kann man denn von dem Gemälde Ingres' sagen: die Absicht ist groß und vortrefflich, die Ausführung ist kunstvoll und nicht gemein, doch entspricht sie nicht der Absicht vollkommen, so daß diese ganz erreicht wäre. Thorheit aber ist es, wie es hier der gute Ton mit sich bringt, den Künstler immer und ewig allein des Colorits und der Zeichnung wegen zu bekritteln und herabzusetzen. Es ist wahr, der Farbenton des Ingres'schen Gemäldes ist dunstig und trübe, so daß er fast unwillkührlich an den Speckton der Holländer erinnert, aber aus diesen trüben Farben spricht Gemüth und Poesie; es ist wahr, die Carnation ist ein wenig hart und hat einen röthlichen, hefeartig trüben und kupferfarbigen Ton, aber die Wahrheit, womit der plastische Charakter des Fleisches ausgedrückt ist, läßt leicht diesen Fehler vergessen.

Nachdem ich Ihnen nun mein Gutachten über die Gemälde der beiden Koryphäen der diesjährigen Kunstausstellung, Ingres und De la Roche, mitgetheilt habe, will ich nur noch ein Wort über die Künstler selbst versuchen. Die Franzosen schätzen in Ingres und De la Roche die Gründer und Chorführer einer neuen historischen Malerschule in Frankreich, welche, den von David und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Weg verlassend, eine neue Bahn gebrochen haben. Ich will mich nicht mit der französischen Nationaleitelkeit zanken, sondern nur versuchen, den Charakter und das Streben dieser beiden Künstler aus ihren Werken zu entziffern und daraus ihren beiderseitigen Werth als Künstler zu bestimmen.

De la Roche verdient den Namen eines Historienmalers in der eigentlichsten Bedeutung des Worts, wie ein Gelehrter, der geschichtliche Monographien schreibt, den Namen eines Historikers verdient. Von der Natur mit einem richtigen Zartgefühl, mit einer gewandten Hand, mit Scharfblick und Phantasie begabt, ist er im Besitz der vorzüglichsten Eigenschaften eines Künstlers, der den Stoff seiner Produktionen in der Geschichte der Menschheit sucht. Abgeschreckt durch das Beispiel der David'schen Schule, welche das Ideal, wie Blumauer die Aeneide, travestirte, abgeneigt dem romantischen Geschmack der Späteren, welche die Geschichte nur einer geist- und farblosen Laune und Putzwuth wegen ausbeuteten, ist De la Roche in diese Schattenwelt der Geschichte hinabgestiegen, in welcher dem Hausen bedeutungsloser Geister der Zugang verwehrt ist und wo wir deßhalb nur kraftvollen Gestalten begegnen, deren Anblick uns Bewunderung gebietet und unsere tief in der Brust schlummernden Gefühle belebt, um sein Talent auf eine würdigere Art in dieser Sphäre zu üben. Er gibt uns in seinen Darstellungen keine überirdische, gespenstische Wesen, er strebt die Wahrheit der Natur getreu wiederzugeben und fällt nie so tief, daß er entweder gar keine oder nur widerwärtige Empfindungen erregt. Er forscht mit Gewissenhaftigkeit in den Annalen der Geschichte, er erdichtet nichts, er folgt treu der Ueberlieferung, er glaubt, durch eine verständige Wahl eines geschichtlichen Gegenstandes mehr als durch die Erfindungen seiner Phantasie zu fesseln. So sind seine Werke beredte Seiten eines schöngeschriebenen Geschichtswerks, welches seither vorzugsweise die englische Geschichte behandelt. Seine Sprache ist keineswegs gemein, platt und geziert, sondern seine Prosa hat Fülle und Stärke des Ausdrucks, Wohllaut und Rhythmus, ja bisweilen einen Anflug von dichterischer Schönheit. Wie die alten italienischen und deutschen Maler die Bibel auf ihre Leinwand zauberten, so malt De la Roche aus der Welthistorie und seine Elisabeth, sein Cromwell, seine Jane Gray sind Zeugen, was sein Pinsel zu leisten vermag; wie ein Redner durch die Melodie der Worte aufregen und bewegen will, so De la Roche durch die Wahrheit seiner Farben und Darstellung.

(Der Beschluß folgt.)

Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien.

(Fortsetzung.)

Von Johann von Calcar das Brustbild eines Mannes, von drei Seiten gemalt. — Von dem ältern Palma zwei Portraits des nämlichen Frauenzimmers, mit dem Gepräge mädchenhafter Schalkheit, besonders in dem, welches den Rücken kehrt. — Von demselben ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren, der Segen Jakobs, der nackte Greis in jeder Hinsicht vortrefflich, besonders gut ist die Erschöpfung ausgedrückt, zwei kleine Knaben

blicken frommlächelnd zu ihm auf. — Von Tizian das Portrait des Bildhauers Giacomo Sansovino, höchst einfach ohne alle Farbenpracht, aber sehr zart und sprechend, der aufgeschürzte Hemd- und schwarze Gewandärmel so wahr; er hält einen kleinen Torso in der Hand. — Von demselben, lebensgroße Figuren: Danae liegend, auf die ein Regen von Goldmünzen fällt; sie hat nichts Edles, aber das Fleisch ist unübertrefflich lebenswarm, und eine kunstvolle kaum merkliche Schattirung hebt die einzelnen Glieder meisterhaft von einander ab; eine Alte fängt in einer Schüssel den Goldregen auf. — Von Paolo Veronese, Kniestück, Katharina Cornara, Königin von Cypern, eine dicke affektirt stolze Blondine von mittlern Jahren. — Von Vincenzio Catena das eigne Portrait, gelblicher Teint, gar kein Schatten im Gesichte, wie auf den Portraits der alten Meister, das Gewand von hellblauem gewässertem Zeuge. — Von Domenico Teoscopeli, genannt Greco, das zartgemalte Portrait eines Geistlichen mit röthlichem dünnem Barte, schön, wie von Tizian. — Von Alessandro Varotari Padovano, großes Bild mit lebensgroßen Figuren, die Ehebrecherin vor Christus: das junge Weib lauscht, nicht ohne Schalkheit zur Erde schauend, ein Scherge drückt ihr, indem er sie hält, den Arm mit einem Anstriche faunischer Lust, zwei Pharisäer, darunter ein giftiger, hagrer Zelote, halten Jesu das Buch des Gesetzes vor und deuten auf die bezügliche Stelle, mit der Miene, hier sey sonnenklar entschieden; der Heiland, voll edler Milde in dem abwärts gesenkten Gesichte und mit nach Außen gebreiteten Händen, thut den Ausspruch. — Ein anderes Gemälde in der Nähe zeigt den nämlichen Gegenstand; hier sieht man viele stechende Judengesichter, und der Heiland thut seinen Ausspruch mit wegwerfendem Ausdrucke: das Bild scheint etwas verwaschen. — Von Tizian ein allegorisches Bild; eine sitzende Frauensperson, zwei Drittheil Lebensgröße, eine Urne auf dem Schooße, schaut ruhigen geistvollen Blickes auf zwei andere Figuren, welche sehnsüchtig und wie dürstend zu ihr aufsehen; vielleicht ist es die Weisheit, die den Sterblichen Stillung ihres Durstes nach Wissen verheißt. — Von Lorenzo Lotto, der todte Christus mit Joseph von Arimathia, beide sehr edel, dagegen die Frauen zu alt und häßlich weinend, auch der Engel daneben schreit mehr als er weint. — Von Tizian, die Nymphe Calisto wird schwanger befunden und von Diana verurtheilt; letztere ist ein schöner regelmäßiger Körper, und streng der Ausdruck ihres Gesichtes.

Soviel von der italienischen Schule. Das Angeführte, was aber bei weitem noch nicht alles Auszeichnungswürdige enthält, mag einigen Begriff davon geben, welcher Genuß hier dem Kunstfreunde geboten wird.

In den gegenüberliegenden Zimmern des Palastes sieht man die niederländische Schule; an Zahl der Stücke umfaßt sie kaum ein Drittheil der italienischen, und kaum ein Fünftheil der in München und Schleißheim befindlichen Niederländer, doch sind es größtentheils ausgesucht schöne Exemplare. Indessen muß man sich billig wundern, so gar wenig von Vanderwerf, Potter, Wouvermann und andern Koryphäen dieser Schule zu finden, woran München und Pommersfelden so reich sind. Wohl möglich, daß sie, bekanntlich die Lieblingsstücke großer Herren, bei Anlegung der Galerie in den Schlössern zurückbehalten worden. Ein geheimes Gefühl von Trauer und Widerwillen beschleicht einen, wenn man sich aus der Region der Ideale so unmittelbar in die der Gemeinheit versetzt sieht; selbst die trefflichste Pinselführung kann es nicht unterdrücken. Im ersten Zimmer, von Hogstraeten, 3′ hoch und breit, ein Bauer, der aus der kleinen Oeffnung seines Fensters mit runden Scheiben herausschaut; die treueste lebendige Natur. — Von Goraert Flink ein ausdrucksvoller Kopf. — Ein Fischmarkt, 6′ hoch, 8′ breit, die menschlichen Figuren von Jordaens. — Von der nämlichen Größe eine Küche mit halb zubereiteten Fischen: beide Gemälde höchst frisch und wahr. — Wohl der größte oder doch einer der größten Hondekoeter; allerlei Sorten Geflügels, unübertrefflich gemalt. — Das zweite Zimmer enthält meistens Landschaften, darunter der berühmte Ruysdael, der größte, den es gibt, 4′ hoch, 5½′ breit, eine einfache lichte Waldpartie mit grasichtem Vordergrund, aber durchaus von wundervoller bezaubernder Wahrheit; selbst das Grün, das einem nachgedunkelt däucht, erscheint, wenn man länger nachdenkt und sich mancher Periode der Tagsbeleuchtung erinnert, in der Natur gerade so; die Luft vollends ist an Wahrheit schlechterdings unübertreffbar; Alles scheint mit Aufwand von wenigen Farben geleistet, die Stämme sind grau und ihre tiefern Tinten lilas; der vorstehende dicke Baum ist durchaus ein wahres Prachtexemplar in Stamm und Krone. — Eine schöne wohlerhaltene Landschaft von Momper, 7′ hoch, 10′ breit. — Zwei schöne klare Landschaften von Orizonte, 5½′ hoch, 4′ breit. — Eine große Gebirgslandschaft von Feistenberger, von frischestem Kolorit und fleißiger Ausführung; in der Mitte ein breiter Wasserfall, links eine steile Gebirgsstraße mit Reitern und Fußgängern. Wie übrigens dieser Tyroler Meister bieher unter die Niederländer kömmt, weiß sich Referent nicht zu erklären, es müßte denn seyn, weil er seine Landschaften oft von Niederländern staffiren ließ. — Seestück von Backhuysen, 5½′ hoch, 8′ breit; im Vordergrunde ein großes Kauffahrteischiff, auf dessen Verdecke sich ein dicker Holländer mit einer eben so dicken Landsmännin zeigt, im Hintergrunde ein Hafen voller Schiffe. — Eine Landschaft von Christian

Brand, aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Details an Gebirg und Vieh sehr fleißig ausgeführt, wie bei den besten Landschaften der neuen Münchner Schule. — Eine kleine Landschaft vom ältern Teniers mit einem Wasserfalle. — Im dritten Zimmer meistens Portraits von Van Dyck und Rembrand, alle ausgesucht schön; vom letztern Meister besonders sieht man selten so viele beisammen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferwerke.

Twelve etched outlines, selected from the architectural sketches made in Belgium, Germany and France, by Charles Wild. London 1833. kl. Fol. Pr. 16 Sh.

Der Verfasser, der diese Blätter für ein größeres Werk bestimmt hatte, ist über der Arbeit völlig erblindet, und gibt hier nur das eben fertig Gewordene. Wenn aber auch unzusammenhängend und vereinzelt, sind diese schön ausgeführten Conture doch eine willkommene Erinnerung, besonders da wir noch viel zu wenig gute Abbildungen von den herrlichen Gebäuden in den Niederlanden haben. Die mit historischen Nachweisungen begleiteten Gegenstände sind folgende: 1. Das Mittelschiff der Jakobskirche in Antwerpen. 2. Der Altar des heil. Sakraments daselbst. 3. Die Begräbnißkapelle des Rubens daselbst. 4. Die Kapelle der heil. Jungfrau in der Kirche des heil. Carl Borromäus zu Antwerpen. 5. Innere Ansicht der Kirche St. Bavon zu Ghent. 6. Innere Ansicht der Hauptkirche zu Mecheln. 7. Chor der St. Jakobskirche zu Lüttich. 8. Innerer Hof des bischöflichen Palastes daselbst. 9. Ruine des Rittersaals am Heidelberger Schlosse. 10. Terrasse und Façade des Heidelberger Schlosses. 11. Der Münster zu Straßburg vom Markt aus. 12. Südlicher Kreuzesarm in demselben.

Museen.

Paris. Die Herzogin von Berry wünscht ihre Gemäldesammlung zu verkaufen und hat in dieser Absicht Hrn. Mesnard nach London reisen lassen.

Berlin. Der Ursprung des Alt-Chur-Brandenburgischen Gemmen-Kabinets läßt sich bis gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts zurückverfolgen, wo Churfürst Joachim eine besondere Liebe zu Kunstwerken dieser Art gehabt zu haben scheint. Manches mag aus dem Privatnachlasse des Churfürsten von Mainz, Albrechts von Brandenburg, stammen. Vieles ist aus den Zeiten Joachim II. und seiner Nachfolger im 16ten Jahrhunderte. Alles bis dahin ist erhobene Arbeit; vertieft geschnittene Steine sind damals in Deutschland wenig gefertigt worden. Im 17. Jahrhundert mehrte sich der Vorrath. Besonders scheint Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, viel auf geschnittene Steine von wahrhaftem Kunstwerth gehalten zu haben. Noch mehr geschah unter König Friedrich I., besonders durch den Minister Freiherrn von Danckelmann, der zugleich für die Bekanntmachung der erworbenen Schätze in Beger's Thesaurus Brandenburgicus Sorge trug. König Friedrich Wilhelm II. vermehrte die Sammlung durch den Ankauf der geschnittenen Steine des Grafen Odam und des Obristlieutenants, spätern Generals von Pfau; am bedeutendsten aber war die Erwerbung der Gemmensammlung des Barons von Stosch, welche nicht weniger als 3442 Nummern in sich schloß, und dadurch noch einen höheren Werth erhielt, daß Winckelmann ein erklärendes Verzeichniß derselben herausgegeben hatte, welches alle frühern Arbeiten dieser Art weit hinter sich ließ. Auch der jetzt regierende König von Preußen hat nicht nur nach dem Erlöschen des Brandenburg-Anspach'schen Hauses die, besonders von dem Markgrafen Wilhelm Friedrich gesammelten Gemmen, zu welchen die Gräflich Wallerstein'schen Ringe und Merkwürdigkeiten hinzugekommen waren, dem Gemmenkabinet einverleiben, sondern auch von andern Seiten überaus Wichtiges ankaufen lassen. In der markgräflichen Sammlung befand sich u. a. ein antiker goldener Halsschmuck mit 248 Granaten, nebst dazu gehöriger Fibula, welche mit Smaragden besetzt ist, von ungemeiner Seltenheit, obwohl aus späterer Zeit. Dahin gehören auch die Sammlung Bartholdy und die der Fürstin Wolkonsky. Einzeln angekauft sind: ein babylonischer Cylinder mit Kämpfen eines medischen oder altpersischen Helden gegen einen Löwen und ein Einhorn, nebst beigefügter Keilschrift; mehrere altorientalische Siegel; hetrurische Gemmen des ältesten Styls u. a. m. — Die ganze königliche Sammlung begreift jetzt 4819 einzelne Gegenstände, darunter 487 Kameen und über 1400 in goldene Ringe und Medaillons gefaßte Gemmen; an 3100 unzweifelhaft antike Kunstwerke. Alles ist in Eine königliche Gemmensammlung vereinigt. Die Einrichtung zur zweckmäßigsten Aufbewahrung ist von Schinckel getroffen. Die Gemmen befinden sich in kostbaren Schränken, welche bei etwaniger Gefahr, mit geringer Mühe und ohne mögliche Verletzung des unschätzbaren Inhalts, schnell auseinander genommen, in einzelne festverschlossene Würfel zerlegt und in Sicherheit gebracht werden können. Jede Gemme wird von einem eisernen Stäbchen gehalten und liegt unter dreifachem Verschluß. Eine Auswahl der vorzüglichsten wird unter starken Glasscheiben, und durch jene Vorrichtungen gesichert, künftig an gewissen Tagen öffentlich ausgestellt seyn. Neben jedem vertieft geschnittenen Steine wird ein Abdruck desselben angebracht. — Die innere Anordnung der Gemmen zerfällt in vier Hauptabtheilungen: 1) die Kameen, antike, mittelalterliche und moderne; 2) die antiken vertieftgeschnittenen Steine; 3) meisterhafte moderne Intaglien; 4) eine Auswahl der schönsten antiken Fassungen in Gold, Silber, Eisen und Erz, nebst antiken Gravirungen in Gold und ähnliche werthvolle Gegenstände. Ein erklärendes Verzeichniß wird demnächst ausgegeben werden. Vorstehendes ist ein Auszug aus Töttien's Mittheilung in der Allg. Pr. Staatsztg. v. 2. Jan. 1834.

Kunstliteratur.

Isabeaus praktische Perspektive, oder Linear- und Luft-Perspektive sowie das Nöthigste vom Linearzeichnen. Aus dem Französischen von Dr. Fr. J. Hartmann. Mit 11 Taf. Quedlinburg, bei Basse. Preis 2 fl. 20 kr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 38.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 13. Mai 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Paris, 21. März.

(Beschluß.)

Ein anderes Ziel verfolgt Ingres. Dieser sucht nicht die Naturgemäßheit und die geschichtliche Wahrheit, er strebt nach dem Göttlichen in der Natur und wagt den Flug in's Reich der Phantasie. Die Natur und Wirklichkeit bieten ihm nicht die Muster und ewigen Typen der Darstellung, er sucht sie vielmehr zu begeisten, und mit dem Athem der Gottheit in der Natur zu beleben. Auch er hat seinen Geist aus der Leere des jetzigen Lebens in die reiche Welt des Alterthums und die religiöse Zeit des Mittelalters gewandt; aber nicht um mit der Treue des Historikers die Vergangenheit unseren Blicken vorüberzuführen, sondern um sie, mit der Glorie seiner Phantasie verschönt und verklärt, in einem höheren Lichte zu zeigen. Seine Absicht ist, das menschliche Herz zu erheben, zum Ideal zu begeistern und ein in der Seele des Menschen unnennbares Sehnen zu befriedigen. Ingres ist Dichter; in ihm überwiegt die Phantasie und das Ideal, das Erhabene und die sittliche Grazie ist sein Ziel; er will das Schöne durch das Sittliche veredeln. Stärke und Adel der Seele, Aufopferung, Ergebung und Gleichgültigkeit gegen ein von Menschen erbetteltes Schicksal, Verachtung des Todes, begeisternde Momente jenes in das höchste Wesen versunkenen Entzückens, was zwar im Menschen nur Augenblicke füllt, aber auch in diesen Augenblicken das Innerste der Seele aufschließt und die Verwandtschaft mit den Unsterblichen beurkundet; — das sind die Elemente, mit denen Ingres seine Gemälde zu idealisiren und zu charakterisiren strebt. Das bestätigen seine päbstliche Messe in der Sixtinischen Kapelle, seine Apotheose des Homer, sein Virgil, seine Madonna und sein Märtyrer.

Wegen der höhern Auffassung, des höheren Ziels, das er im Auge hat, verdient Ingres den Namen eines Historienmalers nach den Anforderungen einer höheren Kritik und steht darum auch höher als De la Roche. Dieser ist ein Prosaiker, jener ein Dichter mit Farben; dieser der Thiers, jener der Lamartine der Malerei. De la Roche ist kein Historienmaler, wie David, der durch seinen Brutus, wie er seine Söhne zum Tode verurtheilt, durch den Schwur der Horazier, durch den Tod Marat's die Republik — einen erhabenen Gedanken des Menschengeistes — bildlich darstellte; er ist kein Historienmaler wie Gérard, welcher durch Heinrichs IV. Einzug in Paris den Triumph des Königthums, oder wie Gros, der durch seine Schlacht bei Eylau den Glanz des Kaiserthums feiern wollte; er ist endlich kein Historienmaler wie Ingres, der in seinem Märtyrer uns ein Symbol der höchsten christlichen Liebe und Aufopferung geben, uns einen fleckenlosen, liebevollen Helden in seinem Heiligen, ein gemeines verwildertes Gemüth in seinen Lictoren, die Glaubenskraft und göttliche Herrlichkeit in der Mutter des Heiligen und so in den verschiedenen Naturen und ihrem gegenseitigen Kampfe ein nur allzuwahres Bild von dem Trauerspiel des damaligen Lebens zeigen will. Das Gemälde von De la Roche ermangelt dieser höheren Weihe, welche jedes Gemälde erfordert, das in die Sphäre der höheren Malerei gerechnet werden soll. Das Gemälde von De la Roche ist historisch, prosaisch, das von Ingres symbolisch, poetisch.

Ich kann heute nicht schließen, ohne eine Besonderheit der französischen Kritiker zu erwähnen. Diese kunstrichterlichen Altmeister haben merkwürdiger Weise Ingres wegen der Wahl seines Gegenstandes angefeindet und lächerlich gemacht, ja sie haben sogar den Gegenstand selbst als für die Kunst überhaupt und der christlichen Kunst insbesondere ungünstig und unwürdig bezeichnet. Abgesehen von der Unbilligkeit und Partheilichkeit dieser einäugigen Richter, welche Mord-, Brand-, und

Hinrichtungsscenen, Raub- und Kriminalgeschichten jeder Art sonst für anständig und zulässig gelten lassen, aber hinter christlichen Märtyrern gleich die Jesuiten und Heinrich V. wittern, ist die Ansicht, als seyen die Martyria keiner hohen, tiefen Bedeutung fähig, ganz falsch. Da ich nicht für, noch gegen Franzosen schreibe, so kann ich mich getrost auf Friedrich Schlegel berufen, welcher in seiner Zeitschrift „Europa“ viel Treffendes über diesen Gegenstand beigebracht hat und obige Meinung widerlegt. Bei der Gelegenheit nämlich, wo er eben so ausführlich als schön das Bild: das Märtyrerthum der heiligen Agatha von Sebastian del Piombo, beschreibt, behauptet er, daß dieses Bild — welches er für Behandlung des Gegenstandes und Bedeutung eines der lehrreichsten Bilder nennt, die man sehen kann, und dem er den Titel eines klassischen Gemäldes zuspricht, — allein hinreichend wäre, zu zeigen, wie man den Stoff der Martyria auf eine schöne und höchst würdige Weise behandeln könne, und daß die Martyrien, recht behandelt, eher zu den günstigen Gegenständen der Malerei gehören. Wenn der Maler das Ekelhafte zu vermeiden weiß, so wird es ihm leicht werden, in diesem Gemisch von reinen und gottergebenen Charakteren in den Leidenden, von gemeinen, boshaften oder gottlosen in den verfolgenden Naturen und ihrem gegenseitigen Kampfe, in mannichfacher Abstufung und Verschlingung, ein getreues Bild von der Schicksalstragödie des menschlichen Lebens zu entwerfen; wobei er, wenn er sonst will und kann, immer noch Gelegenheit genug finden wird, uns an die höchste Schönheit und Liebe zu erinnern. Daß man die Martyria als unpassend für die Kunst verworfen, kam daher, weil man die Frage über die schicklichen und passenden Gegenstände der Malerei insbesondere und der Kunst überhaupt nur nach höchst zufällig entstandenen und höchst einseitigen Theorien blindlings und absprechend entschied; hätte man den historischen Entwicklungsgang der Kunst verfolgt, so hätte man leicht eine andere Ansicht gewinnen mögen. Meisterhaft hat Fr. Schlegel diese Frage auf ihr eigentliches Gebiet zurückgeführt und sie eben so tiefsinnig als umfassend gelöset.

Aber ich habe diesmal lange Digressionen mir erlaubt und fast vergessen, daß ich Ihnen über die Kunstausstellung berichten soll. Doch die Wichtigkeit, welche die Franzosen den beiden so eben besprochenen Künstlern beilegen, wird mich bei Ihnen entschuldigen. Sie dürfen ohne Sorgen seyn, ich werde meine Berichte über die große noch übrige Anzahl von Malern nicht verspäten; ein Hausherr fertigt der gewöhnlichen Gäste an einem Empfangstage gar viele ab, widmet aber seine Mußestunden selten mehr als zwei vertrauten Freunden oder ausgezeichneten Gästen. Wenn Sie mir versprechen, bisweilen an mich zu denken, so sollen meine Briefe nicht lange auf sich warten lassen und Ihnen bald wieder etwas Neues bringen. Ich grüße Sie freundlichst!

Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien.

(Beschluß.)

Im vierten und fünften Zimmer nichts als Gemälde von Rubens, meistens sehr schön, etliche entschieden ganz von seiner Hand gefertigt, wie z. B. das Portrait des Erzherzogs Leopold; das seiner Gemahlin, der Helena Formann; letztere nackt und von der herrlichsten Carnation, den Pelz, der sie jetzt zum Theile bedeckt, soll ihr Maria Theresia haben malen lassen. Die zwei größten haben etliche 20′ Höhe, und wohl 12′ in der Breite, die vordersten Figuren sind 10′ hoch: Auf dem einen treibt Ignatius Teufel aus, im Vordergrunde liegt ein Besessener in kühner aber richtiger Verkürzung nach außen; auf dem andern, wo er Todte erweckt, streckt der große Kerl im Vordergrunde täuschend seinen Arm über den Rahmen heraus. Ueber beide Gemälde hat man noch Rubens' eigenhändige Quittung, welcher zufolge er sie in 30 Tagen gefertigt, was man für unmöglich und für den Beweis hält, daß Schüler mit daran gearbeitet. Dem Referenten will indessen diese Voraussetzung nicht als so unbedingt gewiß einleuchten; eine feste geübte Hand mit breitem Borstenpinsel bewaffnet, wie offenbar diese Bilder gemalt sind, bringt in einer Woche viel zu Stande. Man denke nur an Fa Presto und seine Gemälde. — Ferner von Rubens, mit stark lebensgroßen Figuren: Diana in einer Landschaft mit zwei Nymphen schlafend, ein herbeischleichender Bauer, das abgezogene Hütchen in der Hand, belauscht sie mit halb neugierigem halb faunischem Blicke; die Fleischtöne sind eben nicht vorzüglich, vielleicht durch einen gelbgewordenen Firniß maskirt. Das im Fenster hängende Täfelchen charakterisirt dieses Gemälde: „drei schlafende Weibspersonen.“ — Von demselben, überhöht, mit lebensgroßen Figuren, der Kaiser Theodosius, wie ihm nach dem Blutbade zu Thessalonich der Erzbischof Ambrosius zu Mailand den Eingang in den Dom verwehrt. Ferner die vier Hauptflüsse der vier Welttheile durch entsprechende Thiere charakterisirt; der Tiger bei dem Ganges ist höchst lebendig und ausdrucksvoll. — Der heil. Ildephons, dem Maria erscheint und ein Meßgewand zum Geschenke macht; auf der einen Seite kniet Erzherzog Albrecht, Gouverneur der Niederlande, auf der andern seine Gemahlin, die Infantin Isabella, lebensgroße Figuren. Es soll ganz zuverlässig von Rubens allein auf Bestellung gemalt seyn, auch ist es sehr schön, und keineswegs so wild hingesetzt, wie andere ihm zugeschriebene Gemälde; Gewänder und Stickereien prächtig, aber nicht ohne Zartheit. Rubens wird trotz seiner

Fehler immer ein Heros der Kunst bleiben; aber auch ihm ist die neueste Zeit nahe genug gerückt; und Ammerling darf seinen Kaiser Franz im Krönungsornate getrost neben Rubens hängen; er wird weder in der Kraft und dem überraschenden Leben der Fleischpartien, noch in der Gediegenheit der Juwelen, Metalle und Stickereien von demselben verdunkelt werden. — In dem letzten Zimmer sieht man Blumen- und Früchtenstücke, meist von Segers. Pommersfelden hat in dieser Gattung weit Besseres aufzuweisen.

Die Sammlung der altdeutschen Gemälde auf dem einen Flügel der obern Etage enthält gute Stücke, aber nichts sonderlich Ausgezeichnetes; man legt Werth auf einen Albrecht Dürer, der auch wirklich ein recht braves gut erhaltenes Bild ist, 42″ hoch und breit, mit vielen kleinen Figuren. Die so lehrreiche Sonderung in die oberdeutsche und niederdeutsche Schule hat hier nicht statt. Die neudeutsche Schule auf dem andern Flügel enthält schöne Sachen, besonders Landschaften von den ausgezeichnetsten hiesigen Landschaftmalern, Schönberger, Schädlberger und Rewdell; doch besitzt diese Fürst Löwenstein in seinem Schlosse zu Kleinheubach am Main eben so schön. — Ein Mondschein von Wutky, 6′ hoch, 9′ breit, ist brav; doch will Referenten bedünken, der eigenthümliche magische Schimmer dieser Beleuchtung lasse sich besser in einem kleinen Raume darstellen; jener auf dem Bilde von Tempesta bei Lichtenstein und auf mehreren Niederländern hat offenbar mehr Naturwahrheit. Der Fall des Traunflusses, etwa 6′ hoch, 10′ breit, ist nicht ohne Vorzüge, doch fällt die Traun in der Wirklichkeit nicht ganz so hoch. — Vom Galerie-Direktor Kraft, lebensgroße Figuren, ein östreichischer Landwehrmann, wie er von seiner Familie Abschied nimmt, um in das Feld zu ziehen; dann als Gegenstück derselbe, wie er wohlbehalten wieder in der Heimath eintrifft, beide von gemüthlichem Ausdrucke. — Mephistopheles, wie er dem Doktor Faust erscheint, 10′ hoch, 14′ breit, von Ludwig Schnorr. Der Meister hat die Erscheinung anders und gewiß naturgemäßer aufgefaßt, als Goethe, bei welchem Faust den schrecklichen Gast ganz furchtlos, ja mit Lachen empfängt:

Das also ist des Pudels Kern,
Ein fahrender Scholast? Der Casus macht mich lachen.

Bei Schnorr überwindet sichtlich das Entsetzen die Fassung, welche der Philosoph zu halten sich vergebens bemüht; und dem Mephistopheles steht sein Menschenantlitz wie eine schlechte durchsichtige Maske, welche das Satanische verbergen soll, und es doch in seiner ganzen feindseligen Schrecklichkeit durchbrechen läßt. Es ist als eines der besten charaktervollsten Gemälde neuer Zeit anerkannt. — Mehrere Stücke vom ehemaligen Galeriedirektor Füger; unter andern solche, die zur Prachtausgabe der Klopstockischen Messiade in Kupfer gestochen werden; nicht ohne Verdienst, aber doch matt in geistigem Ausdruck und Colorit gegen die italienischen Heroen in der untern Etage. — Der Segen Jakobs, von Göbel, 8′ hoch, 12′ breit; schön sind der greise Patriarch und die zwei ihm zunächst stehenden Kleinen; übrigens das Ganze nicht frei von akademischer Steifheit, aber doch weit besser als seine sich auf den Scheiterhaufen stürzende Dido, die er in gleicher Größe gemalt hat, so steif und blutlos, daß man bei ihrem Anblicke versucht wird zu glauben, ein desperater Gypsfigurenhändler werfe hier seine Waare in das Feuer.

Noch will hier Referent eines anderswo vereinzelt aufgestellten neuern Gemäldes gedenken; es ist die Hebe von Untersberger, einst das gefeierteste neuere Gemälde Wiens, welches in der Nähe der Sternwarte in der kaiserlichen Burg mittelst einer eigenen Vorrichtung bei Lampenschein gezeigt wird. Es hat aber dadurch eben nicht gewonnen; das vielleicht schöne Fleisch zeigt sich im matten schmutzig-gelblichten Tone. Der Charakter ist übrigens gut aufgefaßt.

Lithographie.

In Bezug auf die in Nro. 23 enthaltene Anzeige verschiedener, in München erschienenen lithographischen Blätter ist zu bemerken, daß das schöne Blatt, welches den Abschied des Königs Otto vorstellt, nicht von Borum, sondern von Bodmer lithographirt ist. Dieser talentvolle Lithograph hat auch sämmtliche darauf befindliche Bildnisse nach dem Leben gezeichnet und verdient daher doppelte Anerkennnng, da nicht nur das Blatt im Ganzen mit großer Meisterschaft ausgeführt ist, sondern die Köpfe zum größten Theil mit ausnehmender Wahrheit und ausgezeichnetem technischem Geschick vollendet sind. — Einige andere Blätter, die Hr. Bodmer kürzlich herausgegeben, verdienen eben so sehr die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Der Ritter und sein Liebchen, nach einem Oelgemälde von Phil. Foltz, dürfte in der so kräftigen als zarten lithographischen Nachbildung leicht mehr Glück machen als das Original selbst, indem der gewandte Lithograph Einiges seiner ausgebildet und Anderes gemildert zu haben scheint, was in dem Bilde nicht ganz befriedigte; ferner: das Bildniß der Erzherzogin Sophie von Oesterreich (geb. Prinzessin von Bayern) mit ihrem Sohne Erzherzog Franz Joseph, nach einem Gemälde von Stieler, und das Portrait Napoleons, Brustbild in Uniform, mit darunter liegendem, von Lorbeern umgebenem Hut und Degen, nach einem Gemälde von Steuben. Diese Blätter sind theils in der

literarisch-artistischen Anstalt von Thom. Kammerer, theils in der Druckerei von Hanfstängel gedruckt, und zeichnen sich durch Reinheit, Klarheit und Kraft so vortheilhaft aus, daß sie neben den besten französischen und englischen Lithographien nicht nur die Probe bestehen, sondern in Hinsicht auf Harmonie wohl noch den Vorzug behalten. Bekanntlich ist aber die Geschicklichkeit des Druckers nur wenig zu leisten im Stande, wenn nicht das technische Verfahren des Lithographen schon im Voraus die bedeutendsten Schwierigkeiten beseitigt, und hierin scheint uns Hr. Bodmer besonders glücklich.

Auch in Karlsruhe hat die Lithographie unter Leitung des thätigen Kunsthändlers Velten neuerlich bedeutende Fortschritte gemacht. Eine ausgezeichnete Probe schöner Ausführung und vortrefflichen Drucks hat das vom Publikum mit Beifall aufgenommene Blatt: die Braut, nach einem Gemälde von Schinz, lithographirt von Winterhalder, geliefert. Drei kürzlich erschienene Blätter enthalten sechs allegorische Gruppen nach Skizzen von Overbeck: 1) Servitus und Adoptio. 2) Timor und Fiducia. 3) Captivitas und Libertas. Auch abgesehen von der Erfindung, welche dem bekannten zarten und sinnigen Charakter von Overbecks Kompositionen entspricht, werden diese Blätter den Kunstfreund interessiren, da der Lithograph die leichte und mit Wenigem andeutende Behandlung der Zeichnungen sehr glücklich durch die Kreide wiedergegeben hat. Ein kräftiger schattirtes Blatt: die Bekehrung der Juden in Rom, nach einer Zeichnung von Hieronymus Heß, lithographirt von Guise, ist zwar weniger geistreich behandelt, wird aber seines Gegenstandes wegen ein eigenes Publikum finden.

Baden.

Den 1. Februar 1834.

Die Herstellung der Todtenkapelle in dem benachbarten Nonnenkloster Lichtenthal ist für die Kunst und ihre Geschichte nicht ohne Erfolg geblieben. Der berühmte Hans Baldung hielt sich längere Zeit in dieser Abtei auf, namentlich um 1496, also bevor er nach Freiburg ging. Von ihm rühren die Bilder der Nebenaltäre in dieser Kapelle, sowie einige auf dem Chor stehende Bilder her. Seine Schwester und Tochter nahmen in Lichtenthal den Schleier, und seine Frau starb hier als Wittwe, wornach eine Vermuthung des Prof. Heinrich Schreiber in Freiburg, als sey sie 1518 vor ihrem Manne gestorben, wegfällt.

Alterthümer.

In der königl. liter. Gesellschaft zu London verlas unlängst Hr. Wilkinson einen Aufsatz über die Farben der alten egyptischen Kunst. Außer den Hieroglyphen wurden auch Säulen, Karniße, Skulpturen und zum Theil architektonische Monumente in Egypten durch passende Farben verschönert. Die Decken der Gemächer malte man himmelblau, mit Sternen besäet; ja sogar kein Geräth, Gefäß oder Gegenstand von Glas galt für vollkommen, wenn ihm ein Anstrich fehlte. Die Art des Auftrags der Farben war mühsam und künstlich. Die sinnvolle Abstufung und Anwendung der Farben war Ergebniß eines sorgfältigen Studiums und eines gebildeten Geschmacks, und machte eine Wirkung, die oft jetzt noch überrascht. Die Egyptier besaßen hierin eine große Geschicklichkeit, und die Art, wie sie es verstanden, die Farbe durch eine Masse verschmolzener Substanzen durchzuführen, ist ein selbst in neueren Zeiten noch nicht gelöstes Problem. Die Zahl ihrer Farben beschränkte sich meist auf drei, fünf, höchstens sieben; Roth, Blau und Grün sind am häufigsten zusammengestellt. — Der Redner zeigte Muster der Hauptfarben aus den Gräbern der Könige von Theben. Von diesen waren Gelb und Roth Ocher, Blau und Grün ein Kupferextract, Schwarz Lampenruß, und Weiß ein feiner gepulverter Kalk. Braun und andere zusammengesetzte Farben wurden durch Mischung der Hauptfarben erzeugt.

Im königl. Schlosse zu Fontainebleau ist die Galerie Heinrichs II., deren Malereien ganz erloschen waren, unlängst völlig wieder hergestellt worden, unter der Leitung des Architekten Hrn. Dubreuil.

Die Direktion des Museums in Kertsch hat im Dez. 1833 auf dem Berge des Mithridates ein altes Grab entdeckt, worin sich ein zum Theil wohl erhaltener Sarg aus Cypressenholz befand, der zwei Skelette enthielt. Am obern Ende desselben fand man zwei Arten irdener Amphoren, auf deren einer man einen Hund in Relief mit der griechischen Inschrift ΣΚΥΛΑΔΗ sieht. Am Fuß der Skelette standen zwei alabasterne Vasen, ein metallener Spiegel, eine kleine schwarz gefirnißte Tasse und ein sehr schönes, mit rothen Zeichnungen verziertes Gefäß; auf der einen Seite desselben sieht man deutlich die drei Parzen mit ihren Attributen. Obgleich das Gefäß sehr gelitten hat, so bemerkt man daran noch Spuren von Vergoldungen und Oelfarbe, womit die Gewänder der Figuren überdeckt waren. Dieses seltene und kostbare Gefäß muß von sehr hohem Alter seyn, denn es ist bekannt, daß die Fabrikation der griechischen Vasen mit der Eroberung Griechenlands durch die Römer aufhörte. Es ist um so interessanter, als man bis jetzt zu Kertsch und in anderen Theilen von Neu-Rußland wenig Aehnliches gefunden hat.

Kunstverein.

Der Verein zur Beförderung der Künste in St. Petersburg hat die kaiserliche Bestätigung seiner Satzungen erhalten. Sein Zweck ist, die schönen Künste im russischen Reich zu heben und russische Künstler zu beschäftigen. Man trägt entweder ein für alle Mal 2000 Rubel oder jährlich wenigstens 200 Rubel bei. Auch soll dieser Verein, nach dem Willen des Kaisers, diesem über ausgezeichnete Künstler Bericht erstatten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 39.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 15. Mai 1834.

Bericht über Bestand und Wirken des Kunstvereins in München während des Jahrs 1833.

Es ist eine erfreuliche, mit der Richtung der Zeit ganz übereinstimmende Erscheinung, daß sich der Kunstverein in München fortwährend im Wachsthume befindet, und zwar nicht nur hinsichtlich der Zahl seiner Mitglieder, sondern auch in Betreff der künstlerischen Leistungen; und da für beides ein naheliegender Beweggrund — die ununterbrochenen Ausstellungen — genannt werden kann, so dürfte dies, wo es möglich wäre, am ersten Nachahmung finden. Die Anzahl der Mitglieder zu Anfang des Jahres 1833 betrug 1088, davon schieden durch Tod oder auf andere Weise aus 163; am Schlusse des Jahres belief sich die Zahl der Mitglieder auf 1226. Die wirkliche Einnahme betrug 13897 fl., wovon gegen 10,000 fl. zum Ankauf von 72 Kunstgegenständen zur Verloosung und für die Lithographie verwendet wurden, also um 1000 fl. mehr, als im verflossenen Jahre. Ebenso überstieg die Anzahl der angekauften Gegenstände die vom vorigen Jahr um 7, so daß auf 16½ Loose ein Gewinn traf. Lithographirt und als Geschenk vertheilt wurden der Fischer von Hanson, die barmherzigen Schwestern von Sagstätter, und die Zillerthaler Bauernstube von Kaltenmoser, Bilder, welche zur Verloosung angekauft waren und von denen weiter unten die Rede seyn wird. Zur Ausstellung im Laufe des Jahres sind gekommen von Mitgliedern des Vereins 345 Oelgemälde, 6 Miniaturen, 1 Porzellanmalerei, 3 enkaustische Bilder, 12 Zeichnungen, 5 Kupferstiche, 1 radirtes Blatt, 31 Lithographien, 26 plastische Kunstwerke; ferner von eingeführten Fremden 16 Oelgemälde und 6 Zeichnungen.

Unter den Werken eingeführter Fremden zogen ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich mehrere Bilder eines Franzosen, Couder, drei Genregemälde von Weller und eine Landschaft von Koch. Ersterer gab u. A. einen Cyklus aus Victor Hugo's Roman „die Kirche Notre Dame zu Paris", und fand fast allgemeine Bewunderung und Anerkennung seines Talentes, wenn auch unter Künstlern selbst die nur auf das Schauerliche gerichtete Phantasie und der Glanz des Vortrags weniger ungetheiltes Lob erfuhr. Weller's Darstellungen aus dem italienischen Volksleben: die Neapolitanerin, die sich zum Kirchgang anzieht, der alte Bauer in Olevano mit seinen Enkeln spielend, der Scrivano pubblico in Rom, zeichneten sich eben so durch Reichthum der Komposition, durch bewundernswürdig vollendete Ausführung, aber vor allem durch den Zauber der Schönheit aus, den die Poesie den Bewohnern des glücklichen Landes beilegt, und von der der Fremde auch hie und da an Ort und Stelle Einiges wahrnimmt. Die Landschaft von Koch, mit Hylas und den Argonauten als Staffage, gehörte zu den erfreulichsten Bildern, die wir seit lange gesehen, und wir fühlten wieder einmal, was der Geist eines selbstständigen Landschaftmalers vermöge. Das Bild versetzte in einen sonnenhellen Tag an die Meeresküste beglückter Zonen; zwischen den Stämmen hoher Bäume, deren Laub ein leiser Wind bewegte, sah man hinaus auf's blaue Meer und verfolgte die Krümmungen der Küste; im Vorgrund war die klare Quelle, in welche der durstige Hylas von den Nymphen gerissen (nicht gezogen, wie die Romantik es umbildet) wird.

Die Zahl selbst der ausgezeichneten Bilder von Mitgliedern ist zu groß, um hier von allen Nachricht geben zu können. Wir gedenken zuerst der zur Lithographie ausgewählten.

Der Fischer (nach Goethe) von Hanson fand fast ungetheilten Beifall. Unsers Erachtens wird sich die historische Malerei mit den lyrischen Gedichten Goethe's vergeblich abmühen. Die Historienmalerei hat sich fast nur an die Menschengestalt zu halten, und mit der allein wird der Naturgeist in den tiefern Goethischen Liedern nicht unmittelbar und genügend ausgesprochen. Bei dem vorliegenden Gedicht wird unvermeidlich der

bindende Künstler immer in den Fehler gerathen, ein Verhältniß zwischen Weib und Jüngling, ein sinnliches Verlangen der erstern anzudeuten oder auszusprechen, während im Gedicht gerade das Gegentheil von alledem liegt. Abgesehen davon, hat das genannte Bild viel Schönes; die Nixe (mit Fischausgang) hat ihre Lyra den Fluthen übergeben und zieht mit sanfter Gewalt den noch unschlüssigen Fischer, der wohl absichtlich etwas weich gehalten ist, zu sich hinab. Der dunkle Himmel und die dunklere Meeresfläche (sicherlich auch ein Mißverständniß des Gedichtes, das es nicht mit der Gewalt des Meereswogen, sondern mit der tiefen und klaren Fluth eines heimlichen Binnengewässers zu thun hat) dienen dazu, die glänzende zarte Carnation des Mädchens den Sinnen besonders lieblich darzustellen. Die Ausführung auf Stein ist von Hanfstängel, und zwar mit seiner bekannten Geschicklichkeit und Kenntniß des Materials besorgt worden. Von geringerem Interesse sind die zwei barmherzigen Schwestern, die ein Muttergottesbild kränzen, fast nur als Kostümbild zu betrachten, die eine von vorn, die andere vom Rücken gesehen, gemalt von Sagstätter, lithographirt von Wölffle. Die Bauernstube von Kaltenmoser endlich zeichnete sich durch eine außerordentliche Wahrheit der Charakteristik des Einzelnen mehr als durch die des Ganzen aus, über dessen Bedeutung man leicht im Unklaren bleibt — die Bauern spielen, oder wetten mit einander, oder betrügen sich, oder helfen sich — aus, ist aber als Lithographie weniger gelungen, was seine Entschuldigung in dem körperlichen Zustand des Zeichners Leiter aus Tyrol findet, dessen letzte Arbeit sie war. Er wurde am 26. Februar d. J. begraben.

Da es uns zu weit führen würde, auf die Ausstellung des ganzen Jahres zurückzugehen, beschränken wir uns hier nur auf die Gegenstände, welche der Verein angekauft hat, obschon es uns Leid thut, von einzelnen ausgezeichneten Werken, der Neugriechenversammlung von Petzl, der Michel-Angelo-Kneipe von Kirner und vielen anderen vorzüglichen Bildern, zu denen auch der Hirtenknabe von Mende gehört, nicht Bericht erstatten zu können.

Die Historienmalerei findet im Verein nur einen kleinen Raum; sie steht in München fast ausschließlich im Dienst des öffentlichen Lebens, und bewegt sich somit in dem ihr vorzugsweise angemessenen Elemente.

Unter den Genremalereien zeichnen sich die italienischen Volksscenen von Bürkel durch eine solche Lebendigkeit und Absichtlosigkeit der Darstellung aus, daß sie uns wie mit einem Schlage in die Wirklichkeit versetzen, an welcher sonst erst die verschönernde Phantasie wegnehmend und zuthuend arbeitet. Kaufmann hat auf ähnlichem Wege der Treue uns vor die Hausthüre eines erzgebirgischen Dorfschusters versetzt, der mit seinen Kindern dem Guckkasten eines reisenden Bergmannes zusieht; wahr und häßlich, beides in hohem Grade. Humoristischer Natur ist ein kleines Bild von Caspar Braun, das uns auf ein Leipziger Hausdach führt, vor das Stubenfenster eines Magisters, der durch dasselbe, gewiß von seinen Correkturen ausruhend, oder sich für dieselben stärkend, an der tief unter ihm liegenden Welt, so weit ihren Anblick die Dachrinne ihm erlaubt, sich zu laben scheint.

Schlachtenscenen werden in unsern friedlichen Zeiten seltner, doch hat der Verein ein Gefecht zwischen Oestreichern und Franzosen von Monten und den Sturm eines spanischen Klosters von Eckert acquirirt, beides in ihrer Weise interessante Bilder.

Unter den Thierstücken ist ganz besonders ein Bild von Lotze zu nennen, Kühe in einem seichten Bach, das durch Zeichnung und Ausführung den Autor als den bedeutendsten seines Fachs in München hinstellt; auch von Karl Heß war ein werthvolles Bild gekauft worden.

Die Architekturmalerei trägt noch immer den Namen D. Quaglio's an ihrer Spitze; von ihm war der Marktplatz von Goslar mit seinen alterthümlichen Gebäuden; von M. Neher der Marktplatz in Perugia.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Vierter Brief.

Paris, 29. März 1834.

Indem ich mich anschicke, meine Mittheilungen über den Salon von 1834 fortzusetzen, scheint es mir am gerathensten, Nachricht von einigen Gemälden zu geben, welche ich seit mehreren Tagen mit Aufmerksamkeit betrachtete. Ich rechne dahin die Gemälde von Horace Vernet, von denen eins, die Erstlingsfrucht der afrikanischen Reise dieses Künstlers, eine sehr lebendige Auffassungsweise und einen rühmlichen Fleiß in der Ausführung beurkundet. In einer anmuthigen Landschaft, im Schatten eines dichtbelaubten Baumes, sitzet eine Gruppe Araber in der Runde auf bunten, über den Rain gebreiteten Teppichen. Sie lassen sich's wohl seyn und haben sich's bequem gemacht; die Beine gekreuzt, trinken sie mit aller Gemüthsruhe ihren Kaffe, rauchen gemächlich ihre Pfeife und hören aufmerksam eine Geschichte an, welche einer unter ihnen vorträgt. Der Erzählende muß seine Zuhörer gut zu unterhalten verstehen; er hat,

wenn auch ein weniger zahlreiches, doch ein ebenso aufmerksames Auditorium, als mancher Akademiker in der Sorbonne; er erzählt gewiß ein Mährchen oder sonst etwas Schönes, Duftiges aus der Romantik des Orients. Sein Nachbar zur Rechten, ein höchst phlegmatisches Gesicht, bläset ganz leise und behutsam den Dampf aus seiner Pfeife und ist ganz zufrieden, auf eine so bequeme Art so köstliche Sachen von weisen Königen, verzauberten Prinzessinnen und brillantnen Schlössern zu erfahren. Die Beiden, welche sich wider den Baum gelehnt haben und eine morgenländisch-ernsthafte Miene machen, scheinen dem Vortrage am aufmerksamsten zu folgen; der eine läßt sicher noch seine Pfeife ausgehen und der andere seinen Kaffe kalt werden; denn, ich möchte wetten, er hält die Schale schon 5 Minuten lang vor dem Munde und will erst noch eine neue Periode abwarten. Die Nachbarn dieser beiden verständigen Leute haben nicht das gescheuteste Ansehen, und, unter uns gesagt, sind auch nicht die Gescheutesten; sie sperren so naiv-dumm den Mund auf und gaffen ganz versteinert den Erzähler an, der ihnen so wunderbare Dinge zu sagen weiß. — Weil eine Geschichte denn doch immer und insbesondere die jugendliche und weibliche Neugierde reizt, nehmen wir's auch dem Sklaven mit seinem rothen, griechischen Käppchen, der eigentlich den Kaffe wärmen sollte, nicht übel, daß er sein Amt außer Acht läßt und die Aufmerksamkeit des Auditoriums benutzt, um auch ein wenig von der Geschichte zu profitiren; mit der einen Hand sorglos sein Kinn auf einem seiner Kniee stützend, mit der andern nachlässig die Kaffeekanne über dem Kohlenbecken haltend, hängt er ganz an den Lippen des Erzählers, von denen er süßen Honig saugt; aber, wenn er die wenigen noch glimmenden Kohlen in Gluth erhalten will, rathen wir ihm wohlmeinend, seine Wißbegierde zu zügeln und bisweilen zu unterbrechen, um sich die Süßigkeiten nicht zu verbittern. Eben so uneingedenk ihrer Pflicht ist eine junge Sklavin, die so eben Wasser geholt und sich mit dem Wasserkruge zu dem Kreise gestellt hat. Obwohl es recht beschwerlich seyn mag, in aufrechter Stellung einen mit Wasser angefüllten Krug lange auf den Händen zu halten, konnte sie doch nicht vorüberkommen, und nun sie sich einmal dazu gesellt, ist sie ganz vertieft in die Erzählung und an Weitergehen ist gar nicht zu denken.

In einiger Entfernung sehen wir einzelne Getreideschober und Zelte. Am Eingang des zunächst gelegenen Zeltes füttert ein Sklave eine schöne weiße Stute, deren Geschlechtsregister vielleicht höher hinaufreicht als das des ältesten adligen Hauses in Europa; ich setze voraus, daß es eines jener edlen Köchlani ist, die von Salomon herstammen und viele Tage lang von der Luft leben sollen. Im Zelte selbst sitzt eine Frau, die, obwohl mit weiblicher Arbeit beschäftigt, sehr genau auflauscht und, ich stehe dafür, kein Wort von der Geschichte verliert, wenn nicht das Federvieh, welches sich in ihrer Nähe befindet, bisweilen störet. In weiterer Ferne bemerken wir Heerden, die in grasreichen Wiesen weiden, und Kameele steigen so eben vom Abhang des Gebirges herunter, welches den Hintergrund des Gemäldes bildet. Ich muß gestehen, die Kabylen haben sich einen angenehmen Rastplatz ausgewählt; doch der Lufton des Gemäldes deutet nicht auf die afrikanische Atmosphäre, und, ich möchte fast glauben, die guten Araber würden ohne ihre weißen Mäntel über Kälte klagen. Doch ich will daraus dem Künstler weiter kein großes Verbrechen machen; denn sein Bild ist ja voll sprechenden Lebens, seine Araber sind so voll charakteristischer Wahrheit, daß sie uns oft recht gut unterhalten haben, weßhalb ich sie ausgewählt, um mit Ihnen ein wenig darüber zu plaudern.

Horace Vernet ist ein sehr fleißiger und von seinen Landsleuten sehr hochgeschätzter Künstler; was die Schnelligkeit und Fruchtbarkeit des Pinsels anbelangt, erinnert er an den Paul Veronese, an Verschiedenartigkeit der dargestellten Gegenstände übertrifft er noch den Venetianer. Er hat für die diesjährige Ausstellung noch ein zweites Gemälde geliefert, vor dem ich stets viele Leute stehen sah, dessen Bedeutung mir aber lange Zeit räthselhaft war. Wir sehen nämlich einen freien Platz von Paris: das Straßenpflaster ist aufgerissen; ein Betrunkener liegt auf einer Barrikade, wo oben die dreifarbige Fahne weht und unten eine blutige, jammernde Frau ihr Kind säugt. Im rechten Vordergrunde begrüßen sich vier anständig gekleidete Leute, im linken Vordergrunde steht ein Mann, der, ich weiß nicht warum, seine Mütze in der Hand hält und ganz verblüfft scheint. Außerdem bemerken wir mehrere Gruppen von Bürgern und Handwerkern, die sich theils mit dem Erzählen von Revolutionsanekdoten, theils mit dem Vorlesen von Tagsordonnanzen unterhalten. Ganz im Vordergrunde liegt ein todtes Pferd und im Hintergrunde haben wir eben noch Gelegenheit, eine mit Krähwinkler-Waffen und nach Krähwinkler Art ausgerüstete Patrouille vorüberziehen zu sehen. Die Nationalfarben sind reichlich aufgetragen und an Menschen und Häusern nicht gespart; ein in der anstoßenden Gasse brennendes Feuer wirft einen hellen Schein über die ganze Scene. — Diese eben angegebene Elemente und Ingredienzien ließen mich wohl vermuthen, daß es eine Nachtscene aus „den glorreichen Julitagen" vorstellen sollte, aber ich konnte mir nicht einbilden, daß dieses in Auffassung und Ausführung tadelnswerthe, um nicht zu sagen, schülerhafte Gemälde von einem berühmten Künstler sey, der sich gegenwärtig in Rom aufhält. Ungewiß, wie ich war, befragte ich den Katalog, und siehe da, ich fand unter 1891: „Ankunft Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Orleans im Palais

Royal, am 30. Julius 1830. Auf Verlangen des Königs gemalt von Horace Vernet." In der That, Horace Vernet hat mit diesem Kunstwerk den Parisern eine schlechte Serenade auf die drei Tage gebracht; das Gemälde ist gänzlich verfehlt. Mich dünkt, ich sehe den Pinselstrichen das Mißbehagen und die Langeweile an, welches der Künstler während der Arbeit empfunden haben muß, dem natürlich die Artigkeit keine Weigerung erlaubte. Unartig indeß war es, den Bürgerkönig ganz zu verstecken, so daß man Noth hat, ihn im rechten Vordergrunde unter den vier anständig gekleideten Männern herauszufinden. Er trägt einen braunbürgerlichen Frack mit einer ellenlangen Trikolorschleife im Knopfloch, und seinen Kopf deckt ein weißer Kastorhut mit einer tellergroßen Nationalkokarde. Er ist eben im Begriff, mit einer Poignée de main von den drei Bourgeois Epiciers, seinen Begleitern, Abschied zu nehmen und durch eine Seitenthüre in das Palais seiner Vorfahren zu treten. Nach seiner verlegenen Miene zu urtheilen, scheint er Eile zu haben, und wahrlich, ich kann es ihm nicht verargen, wenn ich die Gruppe jener drei Galeerenphysiognomien betrachte, die bis an die Zähne bewaffnet, nicht weit von Sr. Hoheit stehen und sich einen Tagsbefehl vorlesen, und denen ich nicht nach Mitternacht auf dem Pont St. Michel begegnen möchte. Man sagt hier dem Künstler nach, daß er durch diese Gruppe die Republik habe perfistiren und ihre Repräsentanten personificiren wollen; ich kann es nicht erweisen und will es daher nicht behaupten, wohl aber weiß ich jetzt, warum der Pariser Schildbürger im linken Vordergrunde die Kappe abgethan hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lithographie.

La Chapelle Sixtine peinte par Ingres lithographiée par Sudre, imprimeé par Engelmann,

ein kürzlich in Paris erschienenes Blatt, welches sehr gerühmt wird. Es ist in gleicher Größe mit dem Originalgemälde, 30" hoch und 23" breit, und verdient schon wegen seiner Größe Beachtung. Der Gegenstand bot überdies bedeutende Schwierigkeiten für den Lithographen wegen der Menge der im Bilde angebrachten Figuren. Der Maler hat darauf Pius VII. vorgestellt, wie er am Charfreitag 1814 den Gottesdienst in der sixtinischen Kapelle hält, der bekanntlich durch die Aufführung von Allegri's Miserere berühmt ist.

Alterthümer.

Im Kopenhagener Journale Dagen findet sich eine interessante Nachricht über die Resultate, welche der Versuch gehabt hat, die berühmte uralte Felseninschrift bei Runemo zu entziffern. Runemo liegt im Kirchspiel Strömy, nicht weit von Rönnebye in Blecking. Die neueste Untersuchung dieser bisher unenträtheselten Hieroglyphen war von der k. Gesellschaft der Wissenschaften dem Geh. Archivar Finn Magnussen, Justizrath Molbeck und Prof. Forchhammer übertragen. Runemo ist eine Granitklippe, von einem schwarzen Treppengange durchschnitten, der sich an dieser Stelle zuerst öffnet, aber gegen Nordosten breiter und breiter werdend, sich in ein tiefes Thal verliert. Bei genauer Untersuchung fand sich, daß künstliche Linien, ohne Zweifel Runen, in den Treppengang eingehauen waren. Die Schlangenform aber ist ein Resultat der Richtung des Ganges, also von der Natur hervorgebracht, und dasjenige, was man als das Haupt der Schlange ansah, eine zufällige Form des Bodens. Die Kommission ließ sich durch den Landschaftmaler Christensen genaue Zeichnungen der Schlange und der einzelnen Charaktere fertigen. Einige dieser Charaktere sind Runen von der bekanntesten Art, andere aber so unbekannt und zugleich mit den bekannten so untermischt, daß man keine Hoffnung einer Entzifferung der Inschrift hegen darf. Einige Charaktere gleichen den auf einer bei Danzig gefundenen Urne eingegrabenen Figuren, von welchen ein Gypsabguß im Christiansborger Schloß verwahrt wird, andere sehen phönizischen oder celtiberischen Charakteren ähnlich.

Die nordische Zeitschrift für nordische Alterthumskunde liefert in dem kürzlich herausgekommenen ersten Heft des 2ten Bandes u. a. eine Beschreibung einer bedeutenden Anzahl goldener Sachen, welche vor einiger Zeit beim Pflügen eines Feldes des Fühn'schen Stammhauses Brohohm gefunden sind. Dieser aus 49 Stück bestehende Schatz ist einer der reichsten, welche im Norden entdeckt sind; man glaubt, daß sie dem 5ten Jahrhundert angehören.

Auf der Warliner Feldmark, hart an der Grenze von Pragsdorf bei Neu-Brandenburg, sind auf einem mit Sand bedeckten Lehmberge, in der Tiefe von kaum 1' viele alte Münzen in einem Topf gefunden, aber von 200 nach und nach zusammen entdeckten sind leider nur sieben der Gefahr der Einschmelzung entzogen worden. Die eine größer als ein Strelitzischer Groschen, sehr feines Silber, trägt vorne den Giebel eines Tempeldachs, in dessen Spitze ein Kreuz, in der Mitte aber 2 Charaktere, einem Hufeisen oder umgekehrt einem hebr. Kaph ähnlich; auf der Rückseite ein Kreuz. Eine zweite ist ähnlich, nur mit ausgeführtem Grundriß des Tempels; der Rand gekrämpt. Andere tragen römische, andere sogar griechische Charaktere. Die interessanteste ist von der Größe eines preuß. Viergroschenstücks, doch dünner, und hat arabische Zeichen, welche Conrector Langbein in Friedland entziffert hat; hiernach ist dieser Dirhem geschlagen in Samarkand i. J. 344 (n. Chr. 955).

Nekrolog.

Am 24. Febr. starb in Rom der Historienmaler, Ritter Wicar, Mitglied der Academie von S. Luca, aus Lille gebürtig.

Am 5. März in Venedig: Leopold Graf Cicognara, Verfasser der Geschichte der Bildnerei, ehemaliger Präsident der dortigen Kunstakademie.

Berichtigung.

In Nro. 28 — 30 ist in der Ueberschrift der Rec. von Reumont statt: arra zu lesen: Parca.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 40.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 20. Mai 1834.

Bericht über Bestand und Wirken des Kunstvereins in München während des Jahrs 1833.

(Beschluß.)

Bei weitem das Uebergewicht hat die Landschaftmalerei; die Zahl der angekauften Landschaften beträgt 38, also 2 mehr als die Hälfte sämmtlicher Ankäufe. Mit wenigen Ausnahmen neigt sich diese Kunst hier zum Naturalismus und hat in einzelnen Werken gewiß fast das Möglichste geleistet. Die leider sehr ungünstige Umgebung Münchens mag Ursache seyn, weßhalb in solchen Bildern das Interesse des Gegenstandes außerordentlich klein, und bei immer mehr verschwindender Erde und Vegetation fast nur noch Luft übrig bleibt. In dieser Beziehung das Aeußerste hat ein kleines Bildchen des v. e. Lotze für dieses Jahr erreicht, auf dem nichts zu sehen, als ein kleiner, nur schlecht und dünn mit Heidegras bewachsener Sandhaufen (Hügel war's noch nicht) mit zwei kleinen Ziegen; nur eine ganz kleine Andeutung von Hintergrund an der rechten Seite; sonst Luft. Das Machwerk zeigt die größte Meisterschaft der Technik und der Nachbildung des Natürlichen. Eben so wenig, mit großer Kunst, gibt E. Kaiser in einem Bild, das genau ¾ Luft und ¼ Wiese mit Gebirgsandeutungen im Hintergrunde hat. Selbst Chr. Morgenstern, der freilich mit unglaublicher Schönheit die Luft auf einem Bild des Bodensees gemalt, gehört dieser Richtung an, in welcher sich die Künstler der Natur und auch ihren zufälligen Eindrücken auf das Bestimmteste unterordnen und wo es genügt, das, was man gibt, mit möglichster Treue derselben nachgebildet und auf's Vollkommenste ausgeführt zu haben. Zu dem Besten, was man in dieser Gattung sehen kann gehört eine Landschaft von Steeger, eine Parthie aus der Haardt- und Rheingegend, ziemlich weite Fläche mit niederer Waldung im Mittel, Weingärten im Vorgrund, Luft und Land scharf geschieden, so daß kein Baum oder Gebäude über den Horizont emporragte; gewiß, wenn man auf die Wahl des Gegenstandes keinen besondern Werth legt, ein vollendetes Kunstwerk. — Abweichend von dieser Richtung, die mehr oder weniger alle jüngern Landschaftmaler in München eingeschlagen, erscheint Fohr aus Heidelberg, der mit einem Bilde aus dem Salzachthale seine Werthschätzung von Form und Linie in der Landschaft, von Anordnung der Massen und Wechselwirkung entschieden ausspricht. Es ist leicht abzusehen, daß, wo mit soviel Talent und Ernst, als es hier geschieht, auf verschiedenen Wegen die Kunst der Landschaft geübt und so auffallend unterstützt wird, sich dieselbe im Austausch der gewonnenen Erfahrungen zur Höhe der Vollkommenheit schwingen kann.

Mit jedem Jahr vermehrt sich die Zahl der Kunstvereine in Deutschland. Eine Verbindung derselben unter sich wird durch den Zweck erklärt und nothwendig. Der Verein von München trat schon früher durch gegenseitige Mittheilung von Geschenken und Berichten in Verbindung mit denen von Dresden, Frankfurt, Düsseldorf, Hannover, Augsburg, Stuttgart, Königsberg und Leipzig u. s. w. und nahm sogar letztere beide, auf deren Wunsch, zu Mitgliedern auf. Die Ausstellungen, die an einigen dieser Orte durch genannte Vereine veranstaltet wurden, erhielten namentlichen Zuwachs von hier aus, so daß in Hannover 112, in Braunschweig 42, in Hamburg 50 Gemälde von Bayerischen Künstlern waren. Ein sehr erfreuliches Ereigniß für den Verein war der Beitritt des Kronprinzen von Preußen als des ersten Fürsten eines andern deutschen Stammes, dem seit der Zeit auch der des Erbgroßherzogs von Hessen nebst seiner durchlaucht. Gemahlin gefolgt ist. Dagegen gedenkt der Jahresbericht auch schmerzlich des Verlustes von vier Künstlern, Thelott, Krumpigl, Ziegler und Fries, die sämmtlich in der Blüthe ihres Lebens vom Tod hinweggerafft worden. Karl Krumpigl war Landschaftmaler, und zu Prag

1805 geboren, und hatte eben angefangen, für sein hervorstechendes Talent eine Bahn zu gewinnen, als er am 31. Dezbr. 1832 starb. Ernst Thelott, Sohn des Kupferstechers und Professors E. Thelott in Düsseldorf, Portraitmaler, geb. 1802, starb in Augsburg im Mai 1833. Joh. Christian Ziegler, geb. zu Wunsiedl am 7. Febr. 1803, gehörte zu den ausgezeichnetsten Landschaftmalern hier, unter denen er seit dem Jahr 1824 eine geachtete Stelle einnahm. Seine Bilder umfaßten alle Gegenstände der Landschaftmalerei, vorzüglich gelangen ihm Waldparthien und Darstellungen aus dem Vorlande des Hochgebirges, von welchen letztern noch eine in diesem Jahre in den Besitz des Vereins gekommen. Mit Vorliebe suchte er das Gemüthliche in der Natur, wie dies auch seines eignen Wesens Grundton war. Blühend und kräftig, berechtigte er zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft, als er im Jahr 1831 plötzlich erkrankte; ein Uebel am Fuß hielt ihn im Bett, und bald zeigte sich auch die unheilbare Schwäche der Brust. Obschon mit täglich abnehmender Kraft, doch immer heiter und liebevoll, ging er seinem Tode entgegen, der ihn am 8. Juni 1833 sanft hinwegnahm. Wie sein Leben, fromm und rein, so war sein Sterben, trotz aller Schmerzen, die es den Freunden brachte, lieblich. Am Morgen seines Todes bat er die Schwester, die ihn pflegte, sie möge ihm einen Rosenstrauß aus der Stadt mitbringen, damit er sich noch einmal an der Schönheit der Blumen freuen könne, denn er werde jetzt sterben; er setzte sich, wie gewöhnlich, an die Staffelei, wenn er auch nur mit geringer Körperkraft seiner geliebtesten Neigung huldigen konnte; beim Aufstehen sagte er: „Nun hab' ich meinen letzten Strich gemalt," und legte sich auf's Bett. Hier ließ er sich seine Zeichnungen und Bilder bringen und vertheilte sie unter seine Freunde, indem er ihre Namen darauf schrieb. Nachdem er herzlich von allen Anwesenden Abschied genommen, rief er plötzlich: „Jetzt, Schwester, die Rosen." Sie gab sie ihm. Er drückte sie sanft an seine Brust und — entschlief. —

Von Ernst Fries ist bereits im Kunstblatt 1833 Nro. 99 Nachricht ertheilt. Wir fügen hier noch Folgendes zu derselben hinzu:

Seine künstlerische Stärke ruhte in der Zeichnung und seine Studien nach der Natur gehören zu den werthvollsten Kunstschätzen, *) aber sein vom glücklichsten Talent unterstützter Eifer gewann auch der Farbe ihren Zauber ab, wovon die spätern in Karlsruhe vollendeten Landschaften vollkommenes Zeugniß geben. Sein letztes, leider nicht vollendetes Bild ist vom Schicksal zu einem symbolischen gemacht worden, es ist eine Abendlandschaft. Von seinen übrigen Werken nennen wir noch das zuletzt vollendete: Puzzuoli mit dem Golf von Bajä, Cap Misene ꝛc. und reizender Staffage im Vorgrund, im Besitz des Hrn. Feldhof in Elberfeld. Der Kunstverein für die preuß. Rheinlande und Westphalen zu Düsseldorf empfing von ihm eine Landschaft von Civitella, welche jedoch die Akademie erwarb, um es als Musterbild für die Eleven zu gebrauchen, und mehrere andere italienische Landschaften; der Kunstverein für Hamburg empfing von ihm nebst anderen kleineren Bildern das größere vom Kastell zu Massa mit weiter Fernsicht bei Sonnenuntergang. Hr. von Rath in Elberfeld besitzt eine Parthie von Papigno von ihm; Hr. Senator Jenisch in Hamburg ein großes Bild von Sorrent und als Gegenstück das Heidelberger Schloß; ein schönes Bild von Tivoli ist in die Sammlung des Hrn. Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg übergegangen. Ein anderes größeres Bild von Sorrent besitzt Hr. Mitschel in Heidelberg und eines von dem Sabinergebirg der Vater des Verstorbenen. Ein ganz vorzügliches Bild, der Wasserfall des Garigliano bei Isola di Sora in den Abruzzen, befindet sich in der Sammlung des Hrn. Geh. Raths v. Klenze in München. Sieben andere Bilder sind nach England und Schottland gekommen. Im Jahr 1819 hat Fries sechs Ansichten des Heidelberger Schlosses auf Stein gezeichnet; verschiedene Blätter Rheingegenden von ihm sind in Engelmanns größeres Werk vom Rhein aufgenommen. Die große Ansicht vom Foro Romano vom Capitol hat er (in Gemeinschaft mit Thürmer) selbst radirt.

Er liegt in Heidelberg begraben; dort wird ihm auf Veranstaltung seiner vielen Freunde an einer Stelle, etwa in der Umgebung des Schlosses, wo er seine erste Kraft im Knabenalter versuchte und mit dem herrlich entfalteten Talent noch bis an's Ende seiner kurzen Laufbahn sich froh bewegte, ein Denkmal der Liebe und des Dankes errichtet.

ef.

*) Seine hinterlassenen Zeichnungen und Studien sind auf 5000 fl. geschätzt worden, jedoch löste man in Karlsruhe aus einer Versteigerung des zwölften Theiles bereits 2700 fl. ohne vorzugsweise ausgeführte Blätter zu wählen.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Paris, 29. März.

(Beschluß.)

Man könnte diese Art der Malerei Zeitungsmalerei benennen: Horace Vernet hat darin nicht mit vielem Glück debutirt. Freilich mag es auch nichts Leichtes seyn, Zeitungsphrasen, wie z. B. „Gestern haben Se. Maj. der König mit den Ministern gearbeitet," oder: „Gestern Abend sind Se. Maj. der König von St. Cloud in die Tuilerien wieder zurückgekehrt", in künstlerischer

Auffassung wiederzugeben. Da ich doch einmal die offizielle Malerei dieses Jahres zur Sprache gebracht, so will ich diese Gelegenheit benutzen, nicht um über den großen Umfang ihrer Erzeugnisse eine gedrängte Uebersicht und Beurtheilung zu geben, — das hieße Zeit und Papier verschwenden und Ihnen Langeweile verursachen, — sondern um mich ein= für allemal meiner Verpflichtungen gegen Sie als gewissenhafter Referent zu entledigen. Ich glaube dies nicht besser thun zu können, als wenn ich das offiziellste von allen Gemälden sowohl in Styl als Auffassung erwähne. Das Gemälde ist von Heim, gleichfalls auf Verlangen des Königs angefertigt, und stellt dar, wie Se. königl. Hoheit der Herzog von Orleans am 7. August 1830 in einem Saale des Palais Royal aus den Händen des damaligen Kammer-Präsidenten Lafitte seine Ernennungsacte zum König der Franzosen empfängt. Wir sehen die ganze jüngere Bourbonische Linie, Vater, Mutter, Prinzen, Prinzessinnen, groß und klein, und fast alle geistigen, adeligen, bürgerlichen und militärischen Notabilitäten Frankreichs, als da sind Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure, Benjamin Constant, Gérard, Bignon, Ternaux, Berard, Cormenin, Labbey de Pompières, Audry de Puyraveau, Arago, Baude, Salverte, Odillon-Barrot und Andere. Da stehen sie, die hübschen Figuren, lauter Portraits, wie man versichert, zierlich geputzt mit weißen Kravatten und braun-schwarz-blau-grünen Leibröcken unbeweglich, leb- und gedankenlos, steif, bisweilen einfältig, wie die Etikette selbst. Das Gemälde unterhält die Pariser ausnehmend, und wer Zeit und Belieben hat, sich lange davor aufzuhalten, kann mancherlei erbauliche Gespräche und Herzensergießungen belauschen: es ist ein vollkommner psychologischer Barometer für die Gevatter Schneider, Handschuhmacher, Schuster, Krämer ꝛc., welche sich so recht herzinniglich erzählen, wie sie Aussichten haben, für die Prinzessinnen Arbeit zu bekommen, wie dieser und jener Monsieur, der auf ein Haar getroffen sey, zu ihrer Gönnerschaft und Kundschaft gehöre, und der liebe Himmel weiß, was diese guten Leute sonst noch für Philistereien schwatzen. Die Gazette räth Louis Philipp, das Bild, mit schwarzem Flor behängt, an Lafitte zu schicken, nach Art der Italienerinnen, welche, wenn sie die Vorschriften der Tugend und Schamhaftigkeit vergessen, die Madonnenbilder zu verschleiern pflegen. So oft ich das Bild ansah, war es mir, als lese ich eine Seite vom Moniteur des Jahrs 1830, und ich glaubte die inkarnirte Langeweile, die Quintessenz der Zeitungsprosa vor mir zu haben. Darum scheint mir auch jener Mann, der, nachdem er das Gemälde eine Zeitlang betrachtet hatte, entsetzlich zu gähnen anfing und dann seiner Wege ging, am richtigsten gefühlt und geurtheilt zu haben.

Doch damit ich Sie nicht mit lauter Prosa unterhalte, wende ich mich jetzt zur Poesie, d. i. zu einem Maler, welchem die Poesien Lord Byrons und Schillers den Stoff zu seinen Gemälden geliefert haben, nämlich zu Scheffer. Ich begreife recht wohl, wie in unsern Zeiten die Maler, welche es gewissenhaft mit ihrer Kunst meinen, oft in Verlegenheit seyn mögen, was sie zum Gegenstand ihrer Darstellungen wählen sollen. Die Religion, einstmals der reichströmende Quell künstlerischer Begeisterung, ist eine Sache der Reflexion, und, seit wir die Stunden der Andacht kennen, eine Sache der Convenienz und eine bloße Familienangelegenheit geworden; die Philosophie hat sich in ein Gebiet der Abstraktion verloren, wohin der Künstler weder folgen soll noch darf, und die Mythologie der alten Griechen und Römer existirt für unsere in sittlicher, religiöser und ästhetischer Denkweise umgestaltete Zeit nicht mehr. Die Geschichte im strengen Sinne schließt zwar die Kunst nicht aus, aber die Kunst, welche Ideen darstellen will und nicht bloß historische Facta, fühlt sich doch innerhalb der historischen Grenzen beengt und eingezwängt auf dem Boden der wirklichen Thatsachen; als Tochter des Himmels sucht sie ihre Schöpfungen gerne wo anders, als unter bloßen Menschen und in der rauhen Wirklichkeit, und schwebt gerne in jene Gebiete, wo sich das Menschliche mit dem Göttlichen, oder das Göttliche mit dem Menschlichen einigt und vermählt. Daher bleibt es ein lobenswerthes Bestreben, wenn der Maler heutzutage sich an die universellste Kunst aller Künste, an die Poesie anschließt, wo er vielleicht die beiden der Kunst unentbehrlichen Elemente, Religion und Philosophie, in einem gewissen Grade vereinigt finden wird. Ich meine aber damit nicht, daß der Künstler die übergeistigen Poesien unserer Periode, die Willkühr und talentvolle Laune eingaben, als seine Lieblinge auswähle und sich nach diesen bequeme oder in den Werken der Alten, die er doch meist nur aus schlechten Uebersetzungen kennt, den Stoff seiner Thätigkeit suche, sondern ich meine, die besten Poeten der Spanier und Italiener, nebst Shakespeare und den altdeutschen Gedichten und den Neueren, die am meisten in jenem Geiste gedichtet sind, seyen die ständigen und treuen Gefährten eines Künstlers, der aus den prosaischen Nebeln der Gegenwart in das alte romantische Land sich retten und seine Werke mit dem poetischen Zauber jener Zeiten umgeben will. Scheffer hat diesen Weg eingeschlagen; in seinen dies Jahr ausgestellten Werken hat er sich dem Genius zweier Dichter untergeordnet, wodurch dessen phantasie- und geistreiche Gemälde ein allgemeines Interesse gewonnen haben und wenigstens in Einklang mit der Zeit stehen und deßhalb allgemein bekannt und geschätzt sind. Er hat nach dem Schiller'schen Kriegslied Eberhard den Greiner und nach Byron's Corsar eine Medora gegeben.

In seinem Kriegszelte auf einem rothsammtnen Armstuhl, dem Beschauer gegenüber, sitzt Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg, ein alter Mann; er stützt seine beiden Ellenbogen auf die Sesellehnen und ringt die matten Hände und Thränen träufeln ihm in seinen grauen Braut. Ihm zur Seite ist sein Helm, sein Wappenschild und mächtiger Flamberg; vor ihm liegt der Sohn, in blanker, vergoldeter Rüstung, von den Reutlinzern in der Schlacht bei Döffingen erschlagen. Der Vater selbst hatte den Sohn hinausgetrieben in den Streit, um an den Bürgern von Reutlingen die Schmach jenes Tages zu rächen, von dem Uhland singt:

„Wir haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt,
Wir haben da die Färber so purpurroth gefärbt!“

Es geschah; die Schlacht bei Döffingen ward geschlagen, das Banner des Grafen blieb siegreich gegen die Städtler, doch sein einziger Sohn war der Preis des Sieges.

Und zogen wir mit Hörnerklang
In's Lager froh zurück,
Und Weis und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf — was thut er itzt?
Vor ihm der todte Sohn,
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Diesen Augenblick hat der Künstler gewählt: im Hintergrunde sehen wir noch einen Theil des Lagers, wo die rauhen Kriegsgesellen ein Siegsgelag feiern: der meiste Effekt ist in dem Greise concentrirt. In seinem Gesichte liegt ein verzweiflungsvoller Jammer, ein düstrer Kummer brütet in diesen hinstarrenden Zügen; sein stierer, gedankenloser Blick ist regungslos geheftet auf die Leiche des Sohnes zu seinen Füßen: denn die Stütze seines Alters ist gebrochen, die Zierde seines Hauses ist nicht mehr. Ueber dem ganzen Gemälde weht der Hauch der deutschen Poesie, eine tiefsinnige Melancholie und ein deutsches Gemüth spricht aus diesen düstern Farben. Meisterhaft und mit großem Fleiße sind die Rüstungen des Vaters und Sohnes behandelt; nur das Gesicht des jungen Grafen ist etwas mädchenhaft, sein langes, blondes Haar zu neudeutsch.

Scheffers Medora hat mich gar nicht befriedigt. Das ist keine Geliebte, die am rauhen Felsgestade harrend auf das blaue Meer hinaussieht und den Freibeuter auf der weiten, unermeßlichen Fläche heransehen möchte; in ihrem Gesicht liegt kein Sehnen, kein Leben, keine Liebe; Scheffer's Medora ist eine Dame — erlauben Sie mir den Ausdruck — die auf dem Sopha sitzt und, ich glaube, an nichts oder an Liebeshändel denkt; sie träumt nicht, sie wünscht nicht, sie spricht nicht, sie bewegt sich nicht, — sie langweilt sich, und Gretchen *) würde sie nicht als ihre Schwester anerkennen. Sollte dies Urtheil dem Künstler zu ungünstig und vorurtheilsvoll scheinen, so bitte ich ihn zu bedenken, welche Massen von Lob dem deutschen Phantastiker hier gespendet worden sind, und daß der Künstler sein Ohr an die Stimme der Wahrheit und der Schmeichelei gewöhnen muß, um beide von einander zu unterscheiden. Ob Wahrheit oder Vorurtheil meine Feder führte, wird der Künstler bei einer Vergleichung der Medora mit seinem Gretchen leicht selbst erkennen; aber ich weiß nicht, ob Sie mir ebenso leicht den Muthwillen verzeihen werden, mit dem ich heute einige Gegenstände der Kunst behandelt, für die ich eine würdigere Behandlungsweise zu finden nicht vermochte. Außer einem freundlichen Gruße habe ich Ihnen heute nichts mehr zu schreiben.

*) Scheffer stellte in dem Salon von 1831 einen Faust und ein Gretchen aus, welche damals sehr gepriesen wurden und hier allgemeine Anerkennung und Aufmerksamkeit fanden.

Zeichnende Künste.

Horace Vernet's Bild, eine Beduinenhorde, gelagert unter einem Feigenbaum und Kaffee trinkend, hat Lord Pembroke um 8000 Fr. angekauft. Für die Kirche S. Luigi malt er zum Geschenke einen S. Sebastian.

Camuccini arbeitet an einem kolossalen Bilde: die Bekehrung des heil. Paulus, für die in der Restauration begriffene Kirche dieses Apostels in Rom. Ein andres Bild für denselben Zweck malt der römische Künstler Agricola.

Catel in Rom hat eine Auferstehung Christi, ein großes Gemälde, und eine Via Appia, mit dem Albaner See im Hintergrunde, gemalt Letzteres ist im Besitze der in Rom ansäßigen Lady Coventry. Die Auferstehung ist von dem Prinzen Heinrich von Preußen in die Luisen-Kirche zu Charlottenburg gestiftet und daselbst am ersten Osterfeiertage d. J. enthüllt worden.

Dietrich in Stuttgart führt für eine katholische Kirche in Oberschwaben den heil. Martin von Tours mit einer Vision des Erlösers aus.

Overbeck malt ein für Frankfurt a. M. bestimmtes Oelbild: die Geschichte der Blüthezeit christlicher Kunst, symbolisch dargestellt in den bedeutendsten Künstlern ihrer verschiedenen Epochen. Für den Betsaal des Hamburger Krankenhauses arbeitet derselbe an einem Christus am Oelberg.

Die verwittwete Frau Landgräfin von Hessen-Homburg, geb. Prinzessin von Großbritannien, hat eine Reihe von 20 Handzeichnungen, welche von ihr entworfen und in Kupfer gestochen, Ihren königlichen Aeltern gewidmet waren, jetzt neu geordnet und, von dem hannöverischen Hofmaler Ramberg in kleinerem Maßstabe gezeichnet, in Hannover lithographiren lassen. Der Gegenstand der Zeichnungen ist der Unterschied zwischen Phantasie und Imagination, welche, als Zwillingsschwestern dargestellt, dem Genius in Erfindung und Ausführung der Künste beistehen. Der Gesammt-Ertrag des Werkes, dem eine Reihe erklärender Sonnette beigegeben ist, ist für die Armen der Stadt Hannover bestimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 41.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 22. Mai 1834.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's.

Mitgetheilt von Dr. Alfred Reumont.

Nicht lange nachdem der Cardinal delle Rovere unter dem Namen Julius II. nach der kurzen Regierung Francesco Piccoluominis (Pius III.) den päbstlichen Stuhl bestiegen (1. Nov. 1503), trug er Michel Angelo Buonaroti auf, ein Grabdenkmal für ihn zu beginnen, und hieß ihn zu diesem Zwecke nach Rom kommen. Nach einiger Frist entschied sich der Pabst für eine ihm von dem Künstler vorgelegte Zeichnung, deren Großartigkeit der Idee noch jetzt Staunen erregt; und dieser begab sich nach Carrara, wo er acht Monate verweilte (Alamanno Salviati zu Florenz hatte ihm 1000 Scudi ausgezahlt) und die Marmorblöcke brechen ließ, die dann nach Rom auf den Petersplatz gebracht wurden. Das Werk ward begonnen: allmählig aber scheint der Eifer des Pabstes, sey es wegen der bedeutenden Kosten, sey es aus Unbeständigkeit oder durch Zureden der Gegner Michel Angelo's (deren dieser stets viele besaß, welche entweder seine Größe beneideten oder durch seinen heftigen Charakter verletzt wurden), erkaltet zu seyn: Buonaroti wurde zudringlich, der Pabst, nicht minder heftig als er, ärgerlich; und ersterer, mit Recht über schnöde Behandlung erzürnt, entfloh nach Florenz. Erst wiederholte Sendschreiben Seiner Heiligkeit, und die ernsten Zureden des Gonfaloniere Soderini bewogen ihn, nach Rom zurückzukehren. Vor seinem (am 20. Februar 1513 erfolgten) Tode verordnete der Pabst, das Grabdenkmal sollte in kleinerem Maßstabe vollendet werden, und trug die Besorgung dieser Angelegenheit zweien Personen auf, seinem Neffen Lionardo Grossi delle Rovere, Cardinal Fürstbischof von Agens, und dem Florentiner Lorenzo Pucci, nachmaligem Cardinal di Santi quattro, für welche Buonaroti eine neue Zeichnung entwarf (wahrscheinlich die durch Mariette bekannt gemachte) und sich dann wieder an die liegen gebliebene Arbeit begab.

Aber Leo X., Julius Nachfolger, wollte den Künstler zu anderen Zwecken gebrauchen. Er beabsichtigte, die Façade der Lorenzokirche zu Florenz durch Buonaroti ausführen zu lassen; und als dieser erwiderte, er könne das nicht, weil er den Cardinälen verpflichtet sey (um so mehr, da ihm selber daran lag, ein so groß erdachtes und begonnenes Werk, das seines Gleichen nicht gehabt haben würde, zu Stande zu bringen): wußte der Pabst diese zu vermögen, daß sie dem Künstler (sowohl gegen ihren eignen als gegen seinen Willen) gestatteten sich nach Florenz zu begeben, mit dem Versprechen jedoch, dort an den bereits begonnenen Statuen für das Denkmal fortzufahren.

Buonaroti ging (wieder mit 1000 Scudi Bezahlung) von Neuem nach Carrara, um Steine für die Kirche und das Denkmal zu wählen, und arbeitete dann für beide Zwecke. Leo X. starb am 1. Dezember 1521; seine großen Unternehmungen wurden aufgegeben, und unter der Regierung Hadrians VI. konnte Michel Angelo in Florenz sich ungestört mit den begonnenen Bildsäulen beschäftigen. Mit Clemens VII. (erwählt am 19. November 1523) erwachte die medizeische Bauluft wieder zu neuem Leben: die Laurenzianische Bibliothek und die neue Grabkapelle sollte durch Buonaroti gebaut werden, und dieser war schon in der Arbeit begriffen, als der Pabst ihn 1525 wiederholt nach Rom rief, um sich mit der Sixtinischen Kapelle zu beschäftigen, wo das jüngste Gericht dargestellt werden sollte. Während ihn nun auf der einen Seite der Pabst mit Aufträgen überhäufte, bestürmten ihn auf der andern die Agenten des Herzogs von Urbino, Francesco Maria delle Rovere, des Erben Julius II, mit Vorwürfen und Angriffen: er habe vom Pabst Julius 16000 Scudi erhalten und thue nichts dafür; worauf endlich, da der Künstler dies nicht länger zu ertragen vermochte, mit Bewilligung des Pabstes ein neuer Contract (der dritte) zu Stande kam, wonach, durch Vermittlung des Cardinals von Montevecchio (Oheim Pabst Julius III.), das Denkmal nur eine Seite (statt des früheren isolirtstehenden mit 4 Façaden) haben und

mit sechs Statuen von Michel Angelo's Hand geschmückt seyn sollte. Dieser Arbeit sollte er acht Monate des Jahres, die vier übrigen den Aufträgen des Pabstes widmen. Damit der Letztere dem Künstler mehr Ruhe lassen möchte, seine Verbindlichkeiten gegen den Herzog von Urbino zu erfüllen (dem übrigens an der Vollendung des Denkmals wenig gelegen zu haben scheint, wogegen seine Agenten dem Künstler wegen des Geldes desto mehr zusetzten), kam Michel Angelo mit dem Gesandten dieses letztern heimlich dahin überein, vor dem Pabste anzugeben, er habe einige tausend Scudi mehr erhalten als wirklich der Fall war, welche aber nicht nur ohne Michel Angelo's Vorwissen in dem neuen schriftlichen Contrakt mit aufgeführt, sondern trüglicher Weise durch Zufügung anderer tausend Scudi und des Hauses, in welchem der Künstler wohnte, vermehrt wurden. Vergebens schrie dieser über den Betrug. Darüber starb Clemens VII. am 26. September 1534.

Alexander Farnese (Paul III.) erbte von seinen Vorgängern die Vorliebe für Michel Angelo. Kaum hatte er dessen letzte Arbeiten und namentlich die Cartons für das jüngste Gericht gesehen, so verlangte er, daß er in der Sixtinischen Kapelle fortfahren solle; da nun jener wegen seiner noch immer schwebenden Angelegenheit mit dem Herzog von Urbino dies nicht konnte, so kam durch den Pabst der vierte Contrakt zu Stande, worin Buonaroti sich verpflichtete: zu dem Grabmal drei Statuen selbst zu liefern und die drei andern nach seinem Modell durch geschickte Künstler ausführen zu lassen, worauf er (Michel Angelo) als Gewährleistung 1400 Ducaten in der Strozzischen Bank deponirte. *) Die Bestätigung des Contraktes von Seiten des Herzogs ließ sich eine Zeitlang erwarten, zu Michel Angelo's großem Mißvergnügen; kam aber endlich, und nun vollendete dieser in nicht langer Zeit das Denkmal wie wir es jetzt in S. Pietro in vincolis sehen. Unterdessen hatte ihm der Pabst durch ein Breve vom September 1535 ein Jahrgehalt (von 2400 Scudi — 1200 Scudi d'oro) ausgesetzt, um die Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle zu vollenden: das jüngste Gericht wurde gemalt, und, wie Vasari (jedoch seinem Gedächtnisse nicht ganz vertrauend) bemerkt, am Weihnachttage 1541 aufgedeckt. Man nimmt gewöhnlich an, das jüngste Gericht sey schon zu Clemens Zeiten begonnen worden: die Worte Vasari's (welche diese Annahme veranlaßt) „der Pabst wollte, daß er an dem von Clemens ihm Aufgetragenen fortfahre, ohne an der Erfindung etwas zu ändern", dürften sich aber wohl auf die früher begonnenen Cartons beziehen, indem Vasari, erst nach dieser Bemerkung, von den Maurerarbeiten in der Kapelle berichtet, welche nothwendig fertig seyn mußten, ehe Buonaroti zu malen beginnen konnte. *)

Dies ist, in chronologischer Zusammenstellung, der Hauptinhalt dessen, was Condivi und Vasari von der Geschichte jenes berühmten Mausoleums berichten, welches, wäre es nach seinem ursprünglichen Plane vollendet worden, vielleicht seines Gleichen nicht haben würde, und von dem man noch jetzt einzelne Statuen und Gruppen, theils vollendet, theils begonnen, an verschiedenen Orten sieht, und, sie bewundernd, die Hindernisse bedauern muß, welche sich dem Künstler bei diesem seinem Lieblingswerke in den Weg stellten. (Vasari berichtet, daß er mit Thränen sich den Befehlen Papst Leo's fügte.) Wie sehr diese ganze Angelegenheit, mit Michel Angelo's Jugend beginnend, ihn beinahe bis an seinen Tod verfolgend, den stolzen, ehrliebenden Mann kränken mußte, könnte man leicht begreifen, auch wenn man seine Briefe und das Zeugniß seiner gleichzeitigen Biographen nicht besäße. Man muß nicht glauben, als seyen all' die Unbilden und Angriffe, welche Buonaroti um dieser Sache willen erduldet, mit der von Paul III. veranlaßten Uebereinkunft zu Ende gewesen: aus zwei Briefen Annibal Caro's an Messer Antonio Gallo zu Urbino (vom 20. August und 17. November 1553; vergl. Lettere pittoriche. T. III.), worin derselbe sich des greisen Künstlers vor dem Herzoge Guidobald von Urbino (Francesco Maria war 1538 gestorben) warm annimmt, geht hervor, daß man noch unter zwei nachfolgenden Päbsten (Julius III. und Marcell II.), und nachdem bereits Condivi's Leben Michel Angelo's mit der authentischen Erzählung des Thatbestandes erschienen (Rom, 16. Juli 1553), nicht aufhörte, an Buonaroti Forderungen zu stellen und ihn unausgesetzt wegen dieser Angelegenheit zu verläumden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vasari sagt, die deponirte Summe habe sich auf 1580 Ducaten belaufen, was sich aber durch den Brief Michel Angelo's, von dem weiter unten die Rede seyn wird, als Irrthum ausweiset. — In die oben erwähnte Zeit gehört ein Brief Buonaroti's an Fra Sebastiano del Piombo, ungedruckt und ohne Datum, der im Buonarotischen Hause in Florenz aufbewahrt wird und sich auf die Geschichte des Contraktes bezieht. Er beginnt folgendermaßen: „Mein lieber Sebastiano, ich langweile euch gar zu sehr, aber ertragt es in Frieden und bedenket, daß euch mehr Ruhm daraus erwachsen wird, Todte zu erwecken, als Figuren zu machen die lebend scheinen. Wegen des Grabmals Pabst Julius habe ich mehrmals gedacht wie ihr schreibt, und es scheint mir, daß es zwei Wege gibt, sich des Einen zu entledigen und das Andere zu thun, und ihnen Geld zu geben, damit es durch ihre Hände gethan werde." Da dieses Schreiben eine Anspielung auf Sebastian del Piombo's berühmtes Gemälde: die Auferweckung des Lazarus, enthält, so läßt sich die Zeit, wann dies entstanden, darnach bestimmen.

*) Wenn sein Biograph sagt, er habe acht Jahre an diesem Werke gearbeitet („peno otl' anni"), so dürfte sich dies wohl mit auf die Cartons beziehen.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Fünfter Brief.

Paris, 6. April 1834.

In einer Periode künstlicher Verbildung wie die gegenwärtige Zeit, wo die heiligen Stoffe der Kunst nicht mehr aus dem Geiste des Volks, aus dem allgemeinen Glauben und den Erscheinungen der Mitwelt hervorgehen, wo die Kunst vom Leben in die Schulen geflohen und die Individualität der alten Meister in den Akademien methodisch zergliedert wird und jeder unserer artistischen Eklektiker das Beste davon, sey es in Zeichnung, Colorit oder Auffassung, sich anzueignen strebt, ist es kein Wunder, wenn wir einem Künstler begegnen, der bei der allgemeinen Nachahmungssucht sich selbstfühlend seinen Werken gerade den Stempel absoluter Orginalität aufdrückt und kühner als die meisten seiner Zeitgenossen, ungemessen seiner Laune nachhängt und so eine neue, originelle Manier zu Tage fördert. Ein solcher Künstler ist Decamps. Die künstlerischen Kompositionen Decamps zeugen von einer Feinheit, Technik und Wärme in der Ausführung, die rühmenswerth genannt zu werden verdienen; seine Art zu malen ist ganz eigenthümlich und erinnert an keinen wenigstens nur bekannten Maler. Anfangs, wenn man die Decamps'schen Gemälde in der Nähe betrachtet, scheinen die Farben darauf gewischt, ja geschmiert und auf eine grob-unkundige Weise behandelt zu seyn; wählt man aber zur Beschauung den richtigen Standpunkt, so zweifelt man fast, dieselben Gemälde zu sehen, und begreift nicht, durch welche Mittel diese Täuschung bewirkt worden. Die stark aufgetragenen Farben, die harten Pinselstriche, der rothe und gelbe Ocker, — die Decamps'schen Lieblingsfarben — scheinen so wenig geeignet, eine bedeutende Wirkung hervorzubringen, und doch vermißt man durchaus nicht jene Feinheit der Zeichnung, jene Vollendung der Contours, jenes warme, lebendige, lichtvolle, kräftige Colorit, welche den Gemälden Werth und Reiz verleihen. Ebenso barock, als in der Art zu malen ist Decamps in der Wahl seiner Sujets; er malt Hundehospitale, Schlachtstücke, Landschaften, Affenkomödien und andere Unbedeutenheiten, welche ihm Willkühr und Laune als darstellungswerth vorstellen. Es ist zu bedauern, das Decamps seine Fülle von Talent und Geist auf so niedrige Bestrebungen verwendet und daß seinen Talenten keine bessere Zeit zur schöpferischen Entwicklung gegeben ward. Hätte Decamps den hohen Begriff von der Kunst, daß die poetische, symbolische Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimnisse ihr eigentlicher Zweck, alles Uebrige nur untergeordnet und Nebensache sey, so würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen. So aber sind seine künstlerischen Bestrebungen losgerissen von allen Tendenzen der Zeit, weil sie keinen Boden haben, auf dem sie Wurzel fassen könnten, und stehen eben so getrennt und vereinzelt, als richtungslos und originell da, jenen Produkten der neuern französischen Poesie vergleichbar, die bei allem Aufwand von Geist und Talent kaum eine Spur von höherem Leben enthalten, und nur in unserer Zeit der Auf- und Abklärung verständlich und genießbar sind.

Decamps hat im diesjährigen Salon 3 Gemälde ausgestellt, alle drei ganz eigenthümlicher Art, die nicht sowohl Wahrheit des Gedankens und der Erfindung, als Wahrheit der Natur und Ausführung beurkunden, welche nicht sowohl der Eingebung und dem Nachdenken, als der natürlichen Anlage und dem angeborenen Künstlerinstinkt ihren Erfolg verdanken und weniger durch den Adel und die Hoheit des Ausdrucks, als durch die lebensvolle charakteristische Wirklichkeit schlagen.

Das größte derselben ist die Schlacht des Marius gegen die Cimbern und Teutonen bei Aquä Sextiä (Aix) i. J. 103 v. Chr. An dem Tage der Schlacht, melden römische Geschichtschreiber, war eine ungewöhnliche Hitze, daß der Schweiß von den Gliedern der Cimbrer troff, welche an die Hitze des südlichen Himmels nicht gewöhnt, keuchend ihre Schilder wegwarfen und den römischen Soldaten den Sieg erleichterten. Als gewissenhafter Künstler hat Decamps diese Berichte nicht unbeachtet gelassen; davon zeuget jener düstre, bedeckte Himmel mit seinen schwarzen dichten Wetterwolken, jene schwüle, drükkende, mit Elektrizität geschwängerte Atmosphäre, wo auch nicht ein Lüftchen sich regt. Das Schlachtfeld selbst, eine jener weiten Hochebenen der Provence, ist mit dem Auge eines Malers aufgefaßt; die weichgeschlungenen Linien in den sanftgedehnten, wellenförmigen Hügeln, die kräftigen, starken Schlagschatten von dem im Hintergrunde befindlichen Gebirge bringen in dem Decamps'schen Gemälde einen landschaftlichen Reiz hervor, den wir selten bei heutigen Landschaftmalern antreffen. Im Vordergrunde gedrängt und verwirrt befinden sich jammernde Weiber und die Gefangenen des Marius; auf dem zweiten Plane sehen wir „den rauhen, rohen Mann, den Zögling des Kriegs, den Retter Roms“ selbst, wie er seine Legionen befehligt. Noch dauert der Kampf, aber leicht erkennt man schon, auf wessen Seite der Sieg sich neigen wird. Unaufhaltsam drängen die römischen Phalange den in wilder Unordnung seiner verlassenen Wagenburg zueilenden Feind, der die Wahlstatt mit Leichen bedeckt läßt. Auf dem über dem Schlachtfeld gelegenen Plateau sehen wir eine Stadt, und ein Gebirge von sehr pittoreskem Ansehen schließt den Gesichtskreis. Es würde

zu weit führen, von Allem, was auf diesem Plane vorgeht, Rechenschaft zu geben; es genüge noch zu sagen, daß diese kriegerischen Massen, diese weite Landschaft, welche vor unsern Blicken sich aufrollt, auf seltsame Weise unsere Einbildungskraft erregen.

In dem zweiten Gemälde ist es weniger die Bedeutsamkeit, als die Lebendigkeit der Scene, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt. Es stellt eine türkische Wache auf dem Wege von Smyrna nach Magnesia vor und ist dem Künstler über die Maßen glücklich gelungen. Wir sehen türkische Soldaten auf der Wache, deren Eigenthümlichkeit sehr charakteristisch angedeutet und von denen jeder auf seine Art beschäftigt ist. Zwei davon, denen es höchst wohl zu seyn scheint, sitzen auf den Wachbetten und rauchen gemüthlich ihre Pfeife, und ein dritter, auf die Erde gelagert, spielt zu seinem eigenen Vergnügen Mandoline. Der, welcher sich mit dem Rücken wider einen Pfeiler des Wachhauses gelehnt hat, macht ein mürrisches, niedergeschlagenes Gesicht und denkt gewiß an die Siege der Russen; der andere dagegen in dem saftgrünen Mantel, welcher sich an demselben Pfeiler auf den Boden gesetzt hat, führt, seiner müßigen Miene nach zu urtheilen, eine ganz trockne Unterhaltung über sehr gleichgültige Dinge mit einem vor ihm stehenden Offizier, der uns den Rücken zugekehrt hat und uns nur seinen schönen, weißen Mantel sehen läßt. Daneben sitzt ein anderer, der von einem artigen, jungen Mädchen sich zu trinken einschenken läßt und — die offene Freude auf seinem Angesicht bürgt mir dafür, — gewiß der Meinung ist, daß es doch etwas Köstliches um so ein hübsches Kind sey. Sein Nachbar zur Rechten, ich will gerade nicht sagen, verachtet, aber vernachlässigt doch diese Augenweide: mit beiden Händen hat er eine Vase an den Mund gesetzt und löscht seinen Durst in vollen Zügen. Am Eingang der Wache stehen noch mehrere Soldaten, welche wir aber keine Lust und Zeit finden, lange zu betrachten: denn der Künstler hat uns eine so artige Perspektive eröffnet. Wir sehen auf die Straße, wo eben ein paar Türken auf Kameelen vorüberreitet und einen unhöflichen Staub macht; durch eine andere Bogenöffnung bemerken wir eine Gartenmauer, über der eine Palme ihre Arme ausbreitet und an die Vegetation eines südlichen Klimas erinnert, und noch weiter in der Ferne entdecken wir die Kuppel einer Kirche und einige Häuser und über diesem Allen einen ächt orientalischen Himmel, von dem unaufgehalten die Sonne herunter brennt, deren Strahlen die einzelen Gegenstände mit einem Schimmer und Flimmer umgeben, deren Reiz der Künstler mit zartem Gefühl angedeutet und zu deren Beschreibung wir vergeblich Worte suchen. Decamps muß auf seinen Reisen in der Türkei viele Genrestudien gemacht haben; die Nebendinge sind bis in's Einzelste mit großer Sorgfalt behandelt und die militärische Unordnung, die auf dieser Wache herrscht, die sorgenlos unkriegerischen Mienen, die wir auf diesen türkischen Gesichtern lesen, versetzen uns auf den ersten Anblick alsbald in ein unserer Art und Weise fremdes Land.

(Der Beschluß folgt.)

Plastik.

Emil Wolff in Rom hat eine Gruppe der Hebe und des Ganymed in Marmor beendet.

Tenerani und Finelli arbeiten zwei kolossale marmorne Evangelistenstatuen für die neue Kirche S. Francesco di Paolo in Neapel. Der Erstere soll auch ein Standbild des Beato Alfonso da Liguori für die Peterskirche in Rom liefern.

Thorwaldsens großes Pferd für die Reiterstatue König Maximilians von Bayern ist jetzt geformt. Beinahe ist vor der Vollendung des Modells dem Künstler auf dem Gerüste ein Unglück zugestoßen; nur seine Geistesgegenwart und Gewandtheit retteten ihn vor dem jähen Sturze.

Der Bildhauer Parmentier in Brüssel hat das Modell einer Statue der Religion gefertigt, die für eine Kirche in Marmor ausgeführt werden soll. Eine andere Statue, die der Wohlthätigkeit, hat derselbe jüngst zu einem Denkmal in der Kirche zu Laeken, für den i. J. 1850 verstorbenen reichen Herrn Vertier, vollendet.

Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode vom 2. Jan. enthält einen Umriß des vom Prof. Schaller in Wien auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers gearbeiteten Standbildes des Tyroler Helden Andreas Hofer, welches in der Hofkirche zu Innspruck aufgestellt wird.

Am 9. April verehrten der Kronprinz und die übrigen Mitglieder des Staatsministeriums von Preußen, dem Geh. Staatsminister, Graf von Wylich und Lottum, zum Dienstjubiläum, ein aus dem Atelier des Prof. Rauch hervorgegangenes Kunstwerk von großer Schönheit: eine Viktoria aus karrarischem Marmor, in vorschreitender Stellung, in der darreichenden Rechten den Eichenkranz, in der Linken einen Blumenkranz, mit dem Oelzweig umwunden. Die ganze Figur steht auf einer Säule von Porto venere, daran mehrere Inschriften sich befinden.

Museen.

In Pisa sind die von Paolo Lasinio seit 1810 im Campo Santo höchst zweckmäßig aufgestellten Antiken durch die Beiträge mehrerer Privatpersonen und besonders durch die von Professor Rosellini dahin geschenkten ägyptischen Alterthümer bedeutend vermehrt worden. Eine ähnliche Vereinigung der vorhandenen, aber hier und dort zerstreuten Antiken ist auch in Ravenna zu erwarten. Vergl. Hall. Allg. Lit. Ztg. in Nr. 99 des. Int. Bl. v. J. 1833.

Die schon seit Jahren immer glücklichen Ausgrabungen in Chiusi haben ein ziemlich allgemeines Interesse hervorgerufen, und da die große Anzahl von Todtenlisten und andere Monumente der Art in den vorhandenen Sammlungen nicht mehr Raum fanden, so hat man in den letzten Jahren im oberen Theile der Stadt einen hübschen Platz (il Circo) angelegt, und die Mauer, welche ihn umgibt, mit altetruskischen Sphinxen, Löwen und Sarkophagen ausgeschmückt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 42.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 27. Mai 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Fünfter Brief.

Paris, 6. April 1834.

(Beschluß.)

Das dritte Gemälde — „ein türkisches Dorf“ ist's im Katalog verzeichnet — läßt denselben Meister gar nicht verkennen. Hier ist das kraftvolle Kolorit, die lebendige Auffassung an einer Gruppe von drei unschuldigen Eseln verschwendet, die im Vordergrunde des Gemäldes unter einem Schoppen stehen und gerade mit den wichtigsten Verrichtungen ihres Lebens beschäftigt sind, indem der eine frißt, der andere ausruht, und der dritte schreit. Es sind Reise-Esel, denn sie sind mit Sätteln beschwert und mit Reisegepäck beladen; im Hintergrunde steigen ihre vermuthlichen Eigenthümer die Treppe eines Hauses hinauf und wollen sich wahrscheinlich einige Stunden lang erfrischen, weßhalb sie die Thiere unter die Obhut eines Buben gegeben haben, der mit großem Anstand seinem Amte vorstehet, wobei er sich jedoch auf die Erde gesetzt hat.

Doch ich spreche zu viel und zu ausführlich von Decamps und seinen artistischen Leistungen, woran ich oft mein Auge erfreut habe. Ich wende mich zu einem andern Künstler, von dem ich weniger zu sagen habe. Dieser stammt aus der Kunstschule Géricault's, die auf den Trümmern der Akademie seit dem Wiederaufleben der schönen Künste in Frankreich, d. i. seit 1819 sich konsolidirte; er hat einen nicht unbedeutenden Ruf bei seinen Landsleuten und nennt sich E. Delacroix. Ich finde in dem, was er dies Jahr ausgestellt hat, nicht, was bei mir seinen Ruf rechtfertigen oder ihn als Künstler hochstellen könnte. Ich muß zwar gestehen, unter dem Schwarm von Nachahmern oder, wenn man lieber will, Nachfolgern des Géricault, die, nachdem einige ihrer Werke *) Aufsehen erregt hatten, übermüthig gemacht durch den augenblicklichen Erfolg, alle Fesseln zerschlugen und sich in eine wahre Kunstanarchie warfen, wo man jeden mittelmäßigen Koloristen für einen guten Maler ausgab, — verdient Delacroix immer noch die meiste Achtung und schonende Rücksicht. Ich habe seine frühern, vorzugsweise gerühmten Arbeiten: den Tod des Bischofs von Lüttich und die Engel, welche Christus im Oelgarten erschienen, nicht gesehen; aber auch in den Gemälden dieses Künstlers im diesjährigen Salon, besonders in den algierischen Frauen im Innern ihrer Gemächer, verräth sich ein sichtliches Bestreben nach einer sanften, gefälligen Farbenbehandlung, wenn auch sonst an dem Bilde nicht viel zu rühmen ist. Denn die Attitüde dieser Frauen ist durchaus nicht graziös, sondern erinnert eher an die freimüthige, wenn ich so sagen darf schlafzimmerliche Art der Pariser Grisetten. Die eine derselben, in halb sitzender, halb liegender Stellung, hat nachlässig ein Bein über das andere geschlagen und enthüllt dadurch allerdings ein Bein von der schönsten Form, wenn auch sonst die übrigen Formen nicht die reizendsten und gewähltesten genannt zu werden verdienen. Wenn der Künstler in dieser Hinsicht einen etwas unsaubern Geschmack gezeigt hat, so muß man ihm doch auf der andern Seite zum Ruhme nachsagen, daß er einen besondern Fleiß auf die reiche, vornehme Tracht dieser Algererinnen, auf die luxuriösen Umgebungen, Tapeten, Ottomanen, Teppiche und andere Zimmerzierrathe verwandt und durch sanfte Fleischtinten, namentlich durch eine lüsterne Röthe um die Augen die südliche, sinnentrunkene Natur dieser Weiber glücklich angedeutet hat.

Ein zweites Gemälde von Delacroix, der Tod Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy am 5. Jan. 1477, hat auf mich einen fatalen Eindruck gemacht. Das ist eine verwirrte Scene, welche skizzenhaft gezeichnet,

*) Dahin gehören das Massacre de Chio, Athalie, Locuste und Souvenirs de Géricault.

schlecht und flüchtig gemalt und unwürdig aufgefaßt ist. Der Herzog Karl, welcher eben im Begriff ist, sich mit Hülfe seines Pferdes aus einem Sumpfe herauszuarbeiten, schneidet eine Grimasse, die an den Maleur erinnert, und der lothringische Reiter, welcher so eben seinem wehrlosgemachten Gegner den tödtlichen Lanzenstich versetzen will, ist eine zu läppische Figur zu Pferde.

Ich übergehe die beiden andern ausgestellten Gemälde von Delacroix und da ich doch einmal von Schlacht und Kampf gesprochen, erwähne ich bei Gelegenheit Schnetz. Sein Kampf vor dem Hôtel-de-Ville am 28. Juli 1830 ist eine große Leinwand, wo es nicht an Licht, wohl aber an Kraft der Ausführung mangelt. Ein junger Mann im Jagdanzug, im Begriff über eine Barrikade zu steigen, hält in seiner Rechten den tödtlich verwundeten Fähndrich, und mit seiner Linken eine Doppelbüchse in die Höhe haltend, wendet er sich zu den Nachfolgenden, die er zum Streite ermuthigt. Hinter ihm schlägt ein kleiner Gassenbube die Trommel mit dem ganzen Gefühl der Pariser Süffisance. Diese drei Figuren, mit einem Theil der Barrikade und einem todten Schweizer, füllen den mittleren Vordergrund aus. Die Gruppe im linken Vordergrunde, wo ein Verwundeter einem Julikämpfer, der die Barrikade heranklimmt, Patronen reicht, ist wahr gefühlt und nicht übel gezeichnet; aber beim rechten Vordergrunde, dünkt mich, sehe ich dem Maler die Verlegenheit an, womit er den Raum ausfüllen sollte; die nachstürmende Volksmasse scheint weder die muthvollste noch die bereitwilligste zu seyn, denn Alle sind in gehöriger Entfernung von ihrem Fahnenträger, dessen Unglück sie doch vielleicht nicht zaudern macht? — Das würde zu sehr gegen den Pariser Nationalcharakter verstoßen und wäre eine unverzeihliche Sünde von Seiten des Künstlers. Das Gemälde ist zur Ausschmückung eines der Säle von der Präfektur bestimmt, und als bestelltes Decorationsstück mag es dem Maler wohl seine Mühe belohnt haben; sollte aber Schnetz aus eigenem Antriebe und Gefallen sich noch fernerhin mit Produktionen dieser Gattung befassen wollen, so rathen wir ihm wohlmeinend, davon abzustehen: denn ein Schuhputzer, ein Chiffonnier, ein Gassenbube, ein Schneidergesell, sind zwar größten Theils ehrliche Leute und können in Pariser Revolutionen große Helden, ja unsterblich werden, aber nun und nimmermehr würdige Gegenstände der Kunst; und wenn sie auch Lorbeern und das Pantheon verdienen, so verdienen sie doch nicht, daß man den Zauber der Farben ihrem irdischen Daseyn leihe.

Wenn ich heute noch von einem großen Gemälde des russischen Malers Brüloff spreche, so geschieht es nur im Vorbeigehen, um Ihnen zu sagen, daß es den Ausbruch des Vesuvs im J. 72 n. Chr. darstellt, durch welchen die Stadt Pompeji mit ihren Umgebungen verschüttet ward und der ältere Plinius das Leben verlor. Denn nichts könnte mich in Versuchung bringen, Ihnen eine Schilderung oder eine Kritik über diese unermeßliche Leinwand zu geben, wo die Weiber und die Farben so sehr durcheinander schreien, daß es ohne alle Delicatesse von mir seyn würde, Ihnen nur meine Empfindungen, geschweige denn meine Gedanken darüber mitzutheilen. Ueberdies würde ich Sie auch langweilen — eine Sünde, die ich mir nie verzeihen würde; — denn die Komposition des Brülofffschen Gemäldes ist noch viel langweiliger und jämmerlicher, als die lange Beschreibung von Plinius, welcher uns doch wenigstens mit Blitz und Donner verschont hat. Aber Brüloff ist in Rom, und es wäre möglich, daß er im Vatikan ein neues, mir unbekanntes Manuscript des Plinius gefunden und benützt hat, oder den Pariser Philologen eine antiquarische Lektion hat geben wollen. Indeß scheint es wahrscheinlicher, was die französischen Kritiker sagen, daß Brüloff darum sein Gemälde aus Rom hieher eingeschickt habe, weil es sein kunstliebender Landsmann, der Graf Anatole Demidoff, erstanden hat, welcher seit längerer Zeit hier seinen Aufenthalt gewählt hat und durch seine hochsinnige Theilnahme die Kunst fördert und durch seine Generosität die hiesigen Künstler aufmuntert. Derselbe hat die Jane Gray von De la Roche und den Tod Ponssin's von Granet für seine Sammlung angekauft, da ihn seine Mittel und Kenntnisse in den Stand setzen, einen würdigen Schmuck für dieselbe auszuwählen.

Doch genug für heute; ich schließe mit vielen Grüßen für Sie und Alle, die nach mir fragen.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's.

(Fortsetzung.)

Aus der Zeit, welche zwischen der Bestimmung des obengenannten Jahrgehalts durch Paul III. und dem Eintreffen der Bestätigung des vierten und letzten Contractes von Urbino verlief, also aus den Jahren 1525 — 1536, ist ein bisher unbekannt gebliebener Brief Michel Angelo's, welchen mein gelehrter Freund Professor Ciampi vor Kurzem unter den Handschriften der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz entdeckte, und den er jetzt mit sehr werthvollen und erschöpfenden historischen Anmerkungen bekannt gemacht hat. *) Wenn dieser Brief

*) Lettera di Michelangiolo Bonarroti per giustificarsi contro le calunnie degli emuli e de' nemici suoi sul proposito del sepolcro di Papa Giulio II. Trovata e pubblicata con illustrazioni da Sebastiano Ciampi. Firenze, D. Passigli e Socj. 1834. XIV und 47 S. kl. 8. mit 2 Kupfertafeln. — Prof. Ciampi, dessen fleißigen Forschungen in den Archiven (namentlich

einerſeits für die Geſchichte deſſen, der ihn ſchrieb, von äußerſter Wichtigkeit iſt, indem er nicht nur die Ausſagen der beiden Biographen beſtätigt, ſondern noch manche unbekannt gebliebene Nebenumſtände hinzufügt: ſo iſt er andrerſeits nicht weniger intereſſant für die Charakteriſtik des Künſtlers, der allein in ſeiner Rieſengröße und mit ſeiner Rieſenkraft die ſinkende Kunſt des ſechzehnten Jahrhunderts aufrecht erhielt, und deſſen feuriger, ungeſtümer, alle Rückſichten verachtender, alle Hinderniſſe mit Füßen zu treten drohender Charakter ſich in allen ſeinen Werken ausſpricht. Wenn man dieſen Brief lieſt, der im ganzen Uebermaß ſeines Aergers und gerechten Zornes gegen kleinliche Neider und hämiſche Verläumder geſchrieben iſt, ſo wirft man einen Blick in ſeine, auch in der Bekümmerniß große Seele, die ihren Werth fühlt und ſich nicht niederdrücken läßt.

Das Original des Briefes findet ſich, nach Prof. Ciampi's Erläuterungen, wie geſagt in der Magliabecchiana, MSS. W. 401. Cl. VIII. palch. 4. Weder der Name der Perſon, an welche er gerichtet, noch das Datum iſt darauf bemerkt; die zwei Quartblätter, worauf er geſchrieben, ſind weder gebrochen noch geſiegelt geweſen. Von Buonaroti's Hand iſt er nicht; ohne Zweifel aber das von ihm dictirte Conzept. Daß Buonaroti ſelten ſelbſt ſchrieb, iſt bekannt; Annibal Caro ſagt in ſeinem oben angeführten zweiten Briefe an M. Antonio Gallo: „Ich antworte euch, daß Michel Angelo euch für den Dienſt, den ihr ihm zu erzeigen die Güte gehabt habet, ſehr verpflichtet bleibt, — und da es ſeine Sitte iſt, niemals zu ſchreiben, ſo danke ich euch in ſeinem Auftrage.“ Vaſari bemerkt immer ausdrücklich, wenn etwas von Michel Angelo's eigener Hand war; dieſer ſelbſt ſagt einmal in einem Briefe an ſeinen geliebten Freund und Schüler: „Ich kann ſchlecht ſchreiben,“ — und ein andermal: „Das Schreiben wird mir ſehr ſchwer, weil's nicht meine Kunſt iſt.“ (Lo scrivere m'è di grandissimo affanno, perchè non è mia arte) — Ueberdies war er in den Regeln der Rechtſchreibung ſehr wenig erfahren, wie man aus den Original-Handſchriften erſieht, welche noch in dem Buonarotiſchen Hauſe zu Florenz aufbewahrt und von denen einige nächſtens herausgegeben werden; ſo daß er gewohnt war, ſeine Poeſien gelehrten Freunden zuzuſchicken (wie aus einem ein Madrigal enthaltenden Briefe mit der Ueberſchrift: a Messer Donato racocatore (racconciatore) delle cose malfacte, hervorgeht), welche ſie dann in die gehörige Form brachten *). — An wen der obengenannte Brief gerichtet, iſt nicht einmal mit einiger Wahrſcheinlichkeit ausfindig zu machen; der Herausgeber deſſelben vermuthet, es könne Meſſer Carlo Ruſini ſeyn, ein römiſcher Edelmann, Kämmerer und Seneſchall Pauls III. —

(Die Fortſetzung folgt.)

in Bezug auf den Dom und das Camposanto zu Piſa, und die Sagrestia dei belli arredi zu Piſtoja) man ſchon ſo Manches verdankt, hat ſich durch Auffindung und Herausgabe dieſes intereſſanten Documents neue Verdienſte erworben, welche anzuerkennen ich um ſo bereitwilliger bin, da ich ſeinen Bemühungen das Meiſte deſſen verdanke, was ich zur Erläuterung des Michel Angelo'ſchen Briefes habe zuſammenſtellen können. Seine Anmerkungen, denen ich größtentheils gefolgt bin, machen nicht nur das Geſchichtliche dieſer ſo verwickelten als vielbeſprochenen Angelegenheit klar, ſondern erläutern auch die ſchwer verſtändlichen Stellen des Briefes ſelbſt, welcher nicht etwa in einer gefeilten Schriftſprache abgefaßt, ſondern eben, wie der in Rom anſäßige Florentiner zu reden gewohnt war, hingeſchrieben iſt, ſo daß deſſen Herausgabe keine ganz leichte Arbeit war. Die Gründe, welche Prof. Ciampi ſowohl für ſeine Anſicht hinſichtlich der Originalität des Briefes, als für ſeine einzelnen Zeitbeſtimmungen entwickelt, beurkunden eine geſunde Kritik und genaue Kenntniß des Gegenſtandes. — Die beiden Kupfertafeln enthalten in Umriſſen: die früher von Mariette bekannt gemachte Anſicht des Denkmals; eine angefangene Statue für daſſelbe, jetzt im großherzogl. Garten Boboli, zwei Statuen (eine ganz, eine beinahe vollendet), welche an Robert Strozzi und durch dieſen an Franz I. kamen (jetzt in Paris); und endlich die ſchöne Gruppe der Vittoria, welche im großen Saal des Palazzo vecchio zu Florenz ſteht (ſ. auch Cicognara, tav. LVII.) Die Statue des Moiſes erregt, trotz des ſchon vergeſſenen, hämiſchen Anfalls Francesco Milizia's, noch immer die Bewunderung aller Beſchauer. — Das Büchlein iſt den Zöglingen der kaiſerl. Akademie der ſchönen Künſte zu St. Petersburg gewidmet, über welche letztere in der Vorrede einige Notizen beigefügt ſind.

*) Eine Probe von Michel Angelo's Orthographie gibt der nachſtehende, von ſeiner eigenen Hand geſchriebene Brief an Meſſer Luigi del Riccio zu Florenz, der hier um ſo eher ſtehen möge, da er ſich gleichfalls auf das verhängnißvolle Monument bezieht.

A Messer Luigi del Riccio signor mio caro
o amico fedele

Messer luigi sig. mio caro el mio amore † a retificato el contratto che io gli ho fatto di me ma dellaltra retificagione che voi sapete non so già quello che meno pensi pero mi rachomando a voi o a messer donato e al terzo poi o prima come voleto

vostro pien daffanni
michelagnolo buonarroti roma.

† Signore? Frage des Herausgebers.

Ausſtellung des Vereins der Kunſtfreunde in Berlin.

Den 20. März 1834.

Vom 7ten bis heute hatte hier der Verein der Kunſtfreunde ſeine angekauften Bilder vor ihrer Verloosung wie gewöhnlich ausgeſtellt. Im Gebäude des Gewerbs-

Instituts, in drei Zimmern arrangirt, war diese kleine Ausstellung sehr zahlreich besucht, in den letzten Tagen so, daß die Gemächer im buchstäblichen Sinne des Worts mit Menschen erfüllt waren. Es waren auch mehrere interessante und einige ausgezeichnete Stücke zu sehen.

Von den wenigen Bildnerarbeiten ist mir, gesteh' ich, nichts aufgefallen, als ein kleines jungfräuliches Köpfchen mit zierlicher Haarfassung und Flechten, vorgeneigt, mit gesenkten Wimpern, fein, lebendig. Hätt' ich auch nicht gewußt, daß es von Rauch ist, es hätte mich doch eingenommen, so lieblich ist Kopfform, Gesicht und Nacken. — Es standen noch etliche kleine Werke, Bronzen von Troschel, Möller, Riezel, Bräunlich da, vielleicht verdienstlich; aber ich bekenne, daß ich so ungerecht war, ihrer über den Gemälden zu vergessen.

Unter den landschaftlichen Bildern haben vielleicht den ungetheiltesten Beifall zwei Stücke von Elsaßer gefunden. Eine tiefe grüne Waldschlucht im Tyroler Gebirge: im Vordergrund ein kleines Wasser, Buschwerk darum und schattige Durchsichten: schöne begrünte Felsen mit Tannen: der Weg durch die Schlucht hinaus windet sich malerisch in die Tiefe des Bildes empor, von einem Rain in seiner Mitte zieht weißer Rauch: hinten schließen bewachsene Bergrücken; über ihren einzelnen lustigen Bäumen blickt von fern aus Gewölk und Nebel eine Schneekuppe des Hochgebirgs. Das Grün ist saftig und der feuchten Tiefe gemäß, Reflex und Färbung des Wassers reizend; die Baumpartien frisch und zart; die Luft unten feucht, aber doch durchsichtig, oben heiter und leicht, nur von einer Seite dunkel bewölkt. Ein sehr poetisches Ganze; feines Naturgefühl im Einzelnen, und, bedenkt man das mannichfaltige Widerspiel der Formen, Lichter, Schatten, bewunderungswürdig, wie es dem Künstler gelungen, diese bedingungsreichen Theile mit solchem Schein von Leichtigkeit so harmonisch zu verbinden.

Die Halle eines Klosterhofes von demselben gefiel mir in ihrer Art noch besser, obgleich sie oder weil sie einfacher in ihrer Wirkung ist. Ganz vortrefflich ist in diesem Gewölbe der Ton des Gemäuers, das noch dazu an einigen Stellen wie ehemals bemalt aussieht mit abgewitterten Farbenspuren. Alle Linien des Raumes und der mäßige Ton des dunkeln Lokals werden reizend belebt durch verschiedene Lichteinfälle aus ein paar Fensterlucken neben und hinter Säulen und aus der Thüre nach dem Hof im Hintergrund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeichnende Künste.

Ein historisches Gemälde von Court, Bolfy d'Anglas, im Museum von Marseille aufgestellt, hat daselbst großes Aufsehen gemacht.

Die beiden Bilder von Correggio, welche sich bisher in der Sammlung des Lords Londonderry befunden hatten, sind angeblich für 11 — 12,000 Pfund Sterling für die brittische Nationalgalerie angekauft worden. Diese Gemälde waren ursprünglich in der Sammlung Karls I. von England, und wurden zur Zeit der Republik an einen Agenten des Königs von Spanien verkauft. Während des letzten Kriegs brachte sie Murat an sich, und sie wurden nach Neapel gebracht. Nach seinem Tode nahm die Wittwe desselben sie als Privateigenthum in Anspruch, und der Wiener Congreß überließ sie ihr. Lord Londonderry, der damals Botschafter war, kaufte sie von Mad. Murat, und so kamen sie wieder nach England zurück.

[250]

von Klenze's

Anweisung zur Architektur des christlichen Cultus.

Die Unterzeichnete beehrt sich hiermit anzuzeigen, dafs sie den Verlag des so höchst interessanten Werkes:

ANWEISUNG

ZUR

ARCHITECTUR DES CHRISTLICHEN CULTUS

VON

L. von KLENZE,

königl. bayerischem wirkl. Geheimenrathe, Hofbau-Intendanten und Vorstande der obersten Baubehörde, Commandeur und Ritter mehrerer Orden,

übernommen hat. — Das Werk, in grofs Folio, enthält nebst dem Texte noch XXXIX Kupfer.

München, im Mai 1834.

Literarisch-Artistische Anstalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 43.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 29. Mai 1834.

Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde in Berlin.

Den 20. März 1834.

(Fortsetzung.)

Bönisch hat sich ausgezeichnet mit einer großen Norwegischen Landschaft. Man steht über einem Felsweg, dessen steiler Aufsteig am Vordergrund neben einem dunkeln, originellen Felsblock hervorgeht. Von da sieht man tief und jäh hinunter in den Mittelgrund, wo das bläuliche Schneegewässer benachbarter Hochgebirge einem einbuchtenden Fiord seine Farbe mittheilt; weiterhin auf der Fläche des tiefen Thals läßt sich eine kleine Ortschaft im Sonnenlicht erkennen. Zu beiden Seiten hohe, weitgewölbte, meist glatte und dunkelglänzende Felsen, zwischen deren Wänden sich das Thal in dem Hintergrunde verliert. Gegen die Wendung senkt sich ein Bergrücken ab, mit spärlicher Moosdecke und Heidekraut blaßgrün bekleidet. Hier ruht das Licht mit mildem Schimmer und nähert heiter die ferne Berghüfte. Ein großartiges Ganze, ernst und wahr, gediegen ausgeführt, die Formation und tiefe Beleuchtung überall bestimmt, kräftig und fein. Bönisch hat in seinen Norwegischen Landschaften (deren er schon einige geliefert) sich ein eigenes Feld mit Glück ausgefunden und es verstanden, diese genügsamstarke, im Großen gestaltende Natur prägnant wiederzugeben.

Vom Marinemaler Krause ein Seestück. Mir haben darin hauptsächlich eine Klippenreihe im Hintergrunde, Luft und Licht in der Ferne gefallen. Vom Meer selbst, da ich es in der Natur noch nicht gesehen, kann ich nur sagen, daß es mir in dieser Wellenbewegung und eigen dunkelgrünen Farbe aus früheren Stücken desselben Künstlers bereits bekannt war. Dies Gewoge hat allerdings eine elementarische Unruhe, auch die Wolken darüber; so schwimmen auch die Schiffe, Boote, natürlich auf dem wildspielenden Element; allein mir kam vor, das Meer im Vordergrund sey von Hrn. Krause ein- für allemal abgerichtet zu einer gewissen Effektbewegung. Wäre diese vielmehr eine Gewohnheit des wirklichen Meeres, dann habe ich Unrecht.

Eine italienische und zwei Salzburger Landschaften von Ahlborn zeugen von seiner Gewandtheit. Ich sah indessen schon schönere Stücke von ihm. Ein Künstler braucht sich freilich nicht in jeder einzelnen Arbeit die höchstmöglichste Vollendung zuzumuthen; wo er aber im Detail weniger Sorgfalt zeigt, fordert man billig, daß der Totaleindruck desto gefälliger und harmonischer sey. Wenn dagegen die Auffassung wenig Poesie hat, wenn, wie hier in der Salzburger Gebirgslandschaft, eine bedeutende Masse weder im Linienzug noch in Vertheilung und Licht dem Ganzen vortheilhaft ist, da wird eine feine, durch Leben der Theile überzeugende Behandlung um so unerläßlicher. Der tiefer liegende Mittelgrund, die ferne Gebirgsgruppe dieser Landschaft würden weit anmuthiger und edler erscheinen, wären sie nicht von einem so wenig gewählten, auch im Tone harten Vordergrund entstellt. Befriedigender ist das Ganze in der Ansicht von Hohen-Salzburg, aber die Töne dürften auch hier mehr Wahrheit und Harmonie, die Details (wie noch mehr an Castell Gandolfo vermißt wird) mehr Genauigkeit haben. Der Kunst, die keinen andern Eingang als das Auge hat, wird einmal keine Schönheit gut geschrieben, die sie nicht dem Auge entwickelt.

Eine Parthie des Liebethaler Grundes von Völker, einem jungen Künstler. Der Schüler ist sichtbar, der sich noch wenig Vortheile zu erfinden vermochte und in der Farbe noch Manches zu lernen hat; sonst hat die Arbeit auch ihr Löbliches.

Von Meyerheim ein Thor von Tangermünde. Man steht im Thore, dessen Gemäuer und Wölbung die Perspektive eines Stadttheils, der sich malerisch vertieft, schiebt und aufbaut, als Rahmen einfaßt. Selbst der Obertheil eines Kirchthurms und ein Ausschnitt der leichtbewölkten blauen Luft fallen noch in diesen Einblick unter dem Thorbogen. Niemand, der es nicht weiß,

wird diesem Bilde ansehen, daß es eines angehenden Oelmalers Werk ist. Das Thorgemäuer ist in Ton und Form so wahr und kräftig, das Stadtbildchen so klar und angenehm zurücktretend, die Durchführung so präcis und einstimmig, daß es anzieht und aushält.

Ein Stadtprospekt von Menschel; recht hübsch aufgefaßt und leicht im Eindruck, aber etwas unwirklich, weil die Luft gegen die Gebäude zu schwer ist, wodurch sie zu nebelhaft erscheinen.

Gärtner hat den Platz bei der Hauptwache und die Linden bis zum Brandenburger Thor in eine Perspektive zusammengefaßt. Seine Sachen sind immer verdienstlich, übrigens hat er Geschmack genug, um selbst zu wissen, daß es ihm diesmal mit der Beleuchtung nicht gelungen ist.

Genrebilder. Sonntag-Morgen von Most. In wohnlicher Stube sitzt ein Alter am Ofen, liest in der Postille auf seinem Knie. Durch die offene Thür sieht man im Nebengemach ein Mädchen das Haar kämmen, um sich zum Kirchgang anzuziehen. Das Bild hat viel Wahrheit und angenehme Ruhe.

Schützens Keller mit Studenten und Dirnen könnte eine Dame in Verlegenheit bringen, wenn ihn das Loos ihr bescheerte; die Ausführung ist löblich und geschickt.

Ein Schlachtstück und eine Marschscene von Elsholtz. Man trifft auf allen seinen Bildern eine lebendige Auffassung, Feinheiten der Zeichnung und Behandlung. Das Schlachtstück ist schöner angelegt, als in der Farbe gelungen; die Marschscene sehr gefällig, mit besiem Humor durchgeführt.

Eybel zeigt einen Holk'schen Jäger, der sich an eine junge, blonde Schnitterin macht, die mit dem Grasbündel heimgehen wollte. Der Reitersmann wird die weiche Magd sicher verführen. Sie ist mit sinnlicher Wahrheit gegeben; die Wirkung des Ganzen fällt aber in eine Region, die etwas tiefer liegt als der Schönheitssinn. Einen ähnlichen Vorwurf hat Grothe plump und matt zugleich ausgeführt.

Zwei kleine Stücke, ein Spitzbuben-Transport und ein ländliches Abendkosen, launig behandelt von Hosemann. Der Schalk wird gelacht haben über den klaren und pastosen Farbenauftrag, den ihm der Referent eines hiesigen Tageblatts nachrühmt; denn das Oelmalen muß er erst lernen; aber humoristisch ist allerdings gefaßt und gezeichnet, besonders das zweite Bildchen, wo Hans im blauen Kittel seinem Klepper (an dessen Schinken er den Hut aufgehängt) auf den Rücken getreten ist, und mittelst dieser lebendigen, aber sehr ruhigen Fußbank an der Wand des Bauernhauses bequem zum Obergeschoß hinaufreicht, wo er in Grete's Fenster hinein seine Thonpfeife raucht und mit dem geneigten Kinde sich unterhält.

Ein Astrolog von Krigar studirt an einem kostbaren Folianten in seinem gothisch gewölbten, durch bunte Glasfenster erhellten Gemach, aus welchem eine Treppe nach dem Observatorium hinaufführt. Kunstgeräth umgibt ihn und die stille Gesellschaft eines Hundes und einer Katze. Die Architektur ist geordnet, die Beleuchtung wirkt angenehm.

Viele Vorzüge hat ein reichbelebtes Genrebild von Hopfgarten. Räuberische Sarazenen haben, wie ich denke, sizilianische Pilgrime, Mädchen, Weiber und alte Mönche gefangen. Sie machen eben eine Pause auf dem Weg mit ihrer Beute. In der Mitte hält der Ochsenwagen, auf der Deichsel steht einer der sarazenischen Hauptleute, schlägt den Vorhang der Bläue zurück und blinzt hinein auf seinen Fang. Klagend und weinend zusammengeschmiegt sitzen die Mädchen drin im Schatten. Vorn bei den Ochsen steht ein anderer eben so bastanter Räuber. Links und rechts sehr schöne Gruppen von Gefangenen und Treibern. Schöne, kräftige Mädchen und Weiber; sie scheinen zum größern Theil mit dem Stolz der Südländerinnen über ihr Schicksal erhaben. Selbst die Mönche, die sich schlechter drein finden, sind mehr verdrießlich, als bang. Im Hintergrund aber sprengt ein Mulatte nach, ein Mädchen vor sich auf dem Pferde, die sich mit Entsetzen gegen seine thierische Zärtlichkeit sträubt. Eine edle Ruhe zeigt sich dagegen in der Weibergruppe vorn, obgleich wunde Füße zu verbinden, Körbe und Kinder zu schleppen sind. Die Komposition ist charaktervoll und viel Einzelnes tüchtig und schön in Zeichnung und Ton; nur die zwei weißgrauen Ochsen, breit in der Mitte des Bildes und etwas plump, thun der Harmonie Eintrag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's.

(Fortsetzung.)

Doch es ist nun Zeit, das Schreiben selbst, das durch die Unordnung, in welche Alles geworfen ist, durch die Wiederholungen und das lange Postscript hinlänglich zeigt, wie sehr es in dem Abfasser sprudelte und kochte, in möglichst getreuer Uebertragung nachfolgen zu lassen.

„Monsignor.

„Ew. Ehrwürden läßt mir sagen, ich soll malen und mich um nichts kümmern; ich antworte dagegen, man malt mit dem Hirn und nicht mit den Händen, und wer das Hirn nicht zu Gebote haben kann, thut sich Schimpf an; deßhalb, so lange meine Angelegenheit nicht in Richtigkeit gebracht wird, thue ich nichts Gutes. Die Bestätigung des neulich gemachten Contracts trifft nicht

ein, *) und wegen des andern in Gegenwart Pabſt Clemens' geſchloſſenen werde ich jeden Tag geſteinigt, als hätte ich Chriſtum gekreuziget. Ich behaupte, daß ich dieſen Contract in Gegenwart Pabſt Clemens' nicht ſo vorleſen hörte, wie ich ſpäter deſſen Abſchrift erhielt; und dies war, weil der Pabſt mich denſelben Tag nach Florenz ſchickte. Giammaria di Madonna war bei dem Notar und ließ ihn nach ſeiner Weiſe aufſetzen, ſo daß, als ich zurückkehrte und ihn empfing, ich tauſend Dukaten mehr darin angeſetzt fand, als die Uebereinkunft geweſen war; ich fand darin noch das Haus, welches ich bewohne mit gewiſſen Nachbarn, die mich zu Grunde richten, ſo daß Clemens es nicht geduldet haben würde; und Fra Sebaſtiano kann Zeugniß geben, daß er mir rieth, es dem Pabſt zu hinterbringen und den Notar aufhängen zu laſſen: ich that es nicht, weil ich nicht zu einer Sache verpflichtet blieb, welche ich nicht hätte thun können, wenn man mir's erlaſſen. Ich ſchwöre, daß ich nicht weiß, das Geld erhalten zu haben, von welchem genannter Contract redet, und von welchem Giammaria ſagt, er habe gefunden, daß ich es erhalten.

„Aber geſetzt auch, ich hätte es erhalten, da ich es geſtanden und vom Contracte nicht abgehen kann; und noch anderes Geld, wenn man noch anderes herausfindet: und man werfe Alles auf einen Haufen zuſammen, und ſehe was ich gearbeitet für Pabſt Julius zu Bologna, zu Florenz und Rom, in Erz, Marmor und Malerei, und die ganze Zeit über, welche ich bei ihm geweſen, nämlich ſo lange er Pabſt war; und dann betrachte man, was ich verdiene: ich ſage mit reinem Gewiſſen, gemäß dem Jahrgehalt, den mir Pabſt Paul gibt, bleiben mir Pabſt Julius' Erben fünftauſend Scudi ſchuldig. Ich ſage noch dies: daß ich durch eigne Schuld einen ſolchen Lohn von meinen Arbeiten für Pabſt Julius gezogen, weil ich meine Arbeiten nicht gut zu ordnen gewußt habe; und wenn ich nicht erhielte, was Pabſt Paul mir gibt, ſo würde ich gegenwärtig Hungers ſterben. Und doch ſcheint's nach jener Geſandten Ausſage, ich habe mich bereichert und den Altar beraubt; und ſie ſchlagen gewaltigen Lärm. Ich wüßte ſchon Mittel, ſie zum Schweigen zu bringen, aber dazu tauge ich nicht. Giammaria, Geſandter zu Zeiten des alten Herzogs, **) nach Abſchließung vorgenannten Contractes in Clemens' Gegenwart, ſagte mir, da ich von Florenz zurückkehrte und mich an die Arbeit für das Grabmal Julius' begab: wenn ich dem Herzoge einen großen Gefallen erzeigen wolle, ſo möge ich mit Gott gehen, denn er kümmere ſich nicht um das Grabmal; aber er nehme es ſehr übel, daß ich Pabſt Paul diene.

„Da erkannte ich, weßhalb er das Haus in den Contract geſetzt: um mich zum Weggehen zu bringen und mir dann tüchtig zu Leibe zu ſetzen; auf ſolche Weiſe erkennt man die Vögel an ihrem Pfeifen, und ſie machen's ſchlimmer, als wären ſie die Feinde ihrer Gebieter. Derjenige, welcher jetzt gekommen iſt, verſuchte erſt zu erfahren, was ich zu Florenz habe, ehe er ſehen wollte, wie weit das Grabmal vorgerückt ſey. So habe ich nun, an dies Grabmal gebunden, meine ganze Jugend verloren, meines Sträubens gegen die Päbſte Leo und Clemens ungeachtet; und bin durch mein verkanntes zu großes Vertrauen zu Grunde gerichtet worden. So will es mein Schickſal: Viele mit zwei und dreitauſend Scudi Einkünfte ſehe ich faullenzen, während ich bei all meinem Arbeiten verarme.

„Um aber zu dem Gemälde zurückzukommen: ich kann Pabſt Paul nichts abſchlagen; ich werde unzufrieden malen und nichts Gutes hervorbringen. Ich habe dies Ew. Ehrwürden geſchrieben, damit Ihr gelegentlich dem Pabſte beſſer die Wahrheit auslegen könnt, und auch würde es mir lieb ſeyn, wenn der Pabſt uns vernähme, damit er erführe, welcher Art der Krieg iſt, den man gegen mich führet. Wer zu verſtehen hat, der verſtehe.

Ew. Ehrwürden Diener

Michelagnolo."

„N. S. Noch habe ich Einiges zu ſagen; und dies iſt, daß dieſer Geſandte vorgibt, ich habe mit dem Gelde des Pabſtes Julius gewuchert und mich dadurch bereichert, als habe Pabſt Julius mir achttauſend Dukaten hingezahlt. Das Geld, welches ich für das Grabmal erhalten, will ſagen, die Auslagen, welche ich in jener Zeit für das Grabmal beſtritten; man wird ſehen, daß dieſe der Summe nahe kommen, und man ſollte von dem zu Clemens' Zeit gemachten Contracte reden; denn im erſten Jahre Papſt Julius', als er mir die Verfertigung des Grabmals auftrug, brachte ich zu Carrara acht Monate mit Herbeiſchaffung der Marmorblöcke zu, und brachte ſie auf den St. Petersplatz, wo ich hinter S. Katharina wohnte; darauf wollte Pabſt Julius ſein Grabmal nicht mehr bei ſeinen Lebzeiten machen laſſen und hieß mich malen; darauf hielt er mich zwei Jahre zu Bologna, den Pabſt von Erz zu machen, der ſpäter zerſtört wurde; darauf kehrte ich nach Rom zurück und blieb bei ihm bis zu ſeinem Tode, immer offen Haus haltend, ohne Gehalt, immer vom Gelde des Grabmals lebend, da ich kein anderes Einkommen beſaß."

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Wodurch nämlich Michel Angelo jener wegen der lügenhaften Beifügung mehrerer Tauſend Scudi von dem Agenten des Herzogs an ihn gemachten ungerechten Forderung entbunden werden ſollte.

**) Es geht aus dieſer Stelle hervor, daß die Note der römiſchen Ausgabe des Vaſari, worin geſagt wird, zu jener Zeit ſey Markgraf Alberich Maſaſpina von Maſſa Geſandter geweſen, eine Unrichtigkeit enthält.

Nachschrift zu dem Jahresbericht des Münchner Kunstvereins.

Die drei Lithographien, welche der Verein seinen Mitgliedern als Geschenk für das verflossene Jahr gibt, sind im Druck gänzlich mißlungen. Die Schuld wird der Unbedachtsamkeit eines Druckergehülfen zugeschrieben. Der Drucker, Herr Hanfstängel, hat bereits eine Entschädigung angeboten. Dies zur Nachricht für alle diejenigen, denen die verdorbenen Abdrücke zu Augen kommen sollten.

Holbein's Todtentanz.

Holbeins Todtentanz in den Originalzeichnungen wird in Crozats Katalogue unter Nro. 796 also angezeigt:

Quarante six desseins sçavoir, la suite du triomphe de la mort, qui a été gravée en bois sur ces desseins; ils sont à la plume et ont autrefois appartenu à Jean Boerckhorst ou Lunghen-Jun, Peintre Hollandais.

Bekanntlich befinden sich jetzt diese Zeichnungen im kaiserl. Kabinet zu Petersburg.

W.

Akademien und Vereine.

Die sächsische Abgeordneten-Kammer in Dresden hat für die Akademie der bildenden Künste daselbst die von der Regierung angesonnene Summe von 8226 Rthlr., für die Leipziger Kunstakademie 1250 Rthlr., für die Zeichenschule in Meißen 950 Rthlr. verwilligt, und zugleich den Wunsch an die Regierung gebracht, eine Reorganisation der Dresdener Akademie vorzunehmen, die Generaldirection derselben baldigst aufzuheben, die Generaldirection der königl. Kabinete und Kunstsammlungen mit der Kunstakademie zu vereinigen und bei der Neugestaltung der Akademie besonders auch die Baukunst in sorgsame Pflege zu nehmen.

In den Plenarsitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind in den Monaten Januar, Februar und März u. a. folgende Abhandlungen gelesen worden: Ueber die Aechtheit der sogenannten Dodonäischen Runen-Denkmäler, von Lewezow; Erklärung einer attischen Urkunde über das Vermögen des Apollinischen Heiligthums auf Delos, von Böckh.

In einer jüngsten Sitzung der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg las Hr. Hamel eine Abhandlung über den Nutzen der Einführung der vervollkommneten Holzschneidekunst in Rußland vor, worin es u. a. heißt: „Diese Kunst war in ihrer verschiedenartigen Anwendung seit langen Jahren bekannt; aber den Gebrüdern Thomas und John Bewick zu Newcastle verdanken wir ihr Wiederaufleben. Thomas Bewick besonders vervollkommnete sie sehr und bewies durch mehrere mit Holzschnitten verzierte Werke ihren Nutzen für den Unterricht. Im Jahr 1816, als der Kaiser, damals noch russischer Großfürst, sich in England befand, hatte Thomas Bewick die Ehre, Sr. Majestät vorgestellt zu werden und das bei seiner Methode beobachtete Verfahren zu zeigen. Die von König vervollkommnete Holzschneidekunst ist in Rußland noch nicht im Gebrauch. Nur zwei Russen, die Herren Greloff und Slawenski, haben kürzlich einen Versuch darin gemacht. Die Buchhandlung Bellizard und Comp. hat seit Kurzem angefangen, ihre Ausgabe des Journals für Kinder in russischer Sprache mit Bildern auszuschmücken, die dem Londoner Pfennig-Magazin entlehnt sind. Um jedoch ein solches Unternehmen wahrhaft nützlich zu machen, wäre es wünschenswerth, daß volksthümliche Gegenstände von russischen Künstlern ebenso dargestellt würden. Die Akademie der schönen Künste und das technologische Institut zu St. Petersburg, sowie die von dem Grafen S. Strogonoff zu Moskau gegründete Zeichnenschule könnten zu Pflanzschulen für die neuere Holzschneidekunst dienen. Die Demidoff'schen Preise werden vielleicht zur Anfertigung von russischen Werken solcher Art, wodurch die Masse der Nation und besonders die Jugend des Landes am besten belehrt und aufgeklärt werden könnte, nicht wenig aufmuntern."

Die archäographische Expedition der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg beschäftigt sich seit beinahe 6 Jahren mit Durchforschung der Archive und Bibliotheken des Reiches. Ein anderes für die Erforschung des russischen Alterthums eben so nützliches Unternehmen verspricht das zu werden, welches Hr. Kappen, einer der ausgezeichnetsten russischen Archäologen angekündigt hat. Derselbe durchreiste im Jahr 1853 nach einem systematischen Plane den südlichen Theil der Krimm mit Rücksicht auf deren Topographie und Alterthümer. Jetzt gedenkt er einen ausführlichen Bericht darüber herauszugeben. Seine Excursionen waren hauptsächlich auf die Gebirge gerichtet, wo er die Ueberreste der sie umgebenden alten Festungswerke und Mauern aufsuchte. An den nördlichen und südlichen Abhängen entdeckte er eine lange Reihe ganz systematisch angelegter Befestigungen.

Nekrolog.

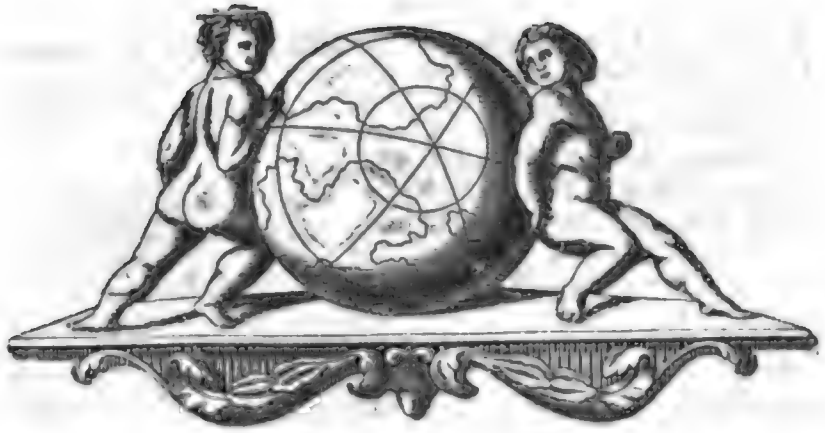
Am 30. April ist in London einer der berühmtesten englischen Zeichner und Kupferstecher, Thomas Stothard, im 79sten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Er soll, nächst Chodowiecki, die meisten Zeichnungen verfertigt haben, wovon mehrere Sammlungen vorhanden sind. Er setzte seine künstlerischen Arbeiten bis zwei Jahre vor seinem Tode fort.

Versteigerung des Freiherrl. v. Wambolt'schen Münz- und Medaillen-Kabinets.

Das große Münz- und Medaillen-Kabinet des verstorbenen Domdechanten Freiherrn Franz von Wambolt, welches sich bei dem Hrn. Klingel in Heidelberg befindet, wird allda am 18. August und den folgenden Tagen stück- und abtheilungsweise versteigert werden. Der reiche Inhalt dieses an die 12000 Nummern zählenden Kabinets kann aus den in die angesehensten Buchhandlungen versendeten Katalogen ersehen werden. Zu jeder beliebigen Auskunft und Annahme von Geboten erbietet sich, wenn sie in portofreien Briefen geschehen,

die Freiherrlich Friedrich von Wambolt'sche Vormundschaft
zu Weinheim bei Heidelberg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 45. 2. Mai 1834.

Astronomie und Mathematik.

Wir haben unsern Lesern von zwei, ein größeres Publikum interessirenden, astronomischen Werken, nämlich von:

1) Richters Handbuch der populären Astronomie für die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser. 2 Bände. 8. Mit Kupfern und Charten. Leipzig, Basse, 1832;

2) Gruithuisens neuen Analekten für Erd- und Himmelskunde. 8. Bis jezt 2 Hefte. München, Fleischmann, 1832;

ausführlichere Rechenschaft zu geben, und verbinden damit die summarische Anzeige von Vollendung eines wichtigen, auch in größeren Kreisen verbreiteten, mathematischen Werkes, nämlich von

3) Klügels mathematischem Wörterbuche. Leipzig, Schwickert;

welches jezt mit dem fünften, nach dem Tode der beiden ersten Herausgeber, Klügel und Molweide, durch Grunert, Professor der Mathematik zu Brandenburg a. d. H. bearbeiteten Bande, geschlossen ist.

Was zunächst Richters populäre Astronomi anbetrifft, so gibt ihr fast gleichzeitiges Erscheinen mit mehreren andern dergleichen populären Handbüchern der Himmelskunde, z. B. von Littrow, Frankenheim, u. s. w., über welche seiner Zeit in unsern Blättern berichtet worden ist, einen erfreulichen Beweis von der immer weiteren Verbreitung dieser erhabenen Wissenschaft unter der ganzen Nation ab. Unser Verfasser äußert sich in demselben Sinne in der Vorrede zu seinem Werke, und macht auf die Nothwendigkeit, das Studium todter Sprachen auf Schulen mehr und mehr dem Studium der Natur unterzuordnen, dringend aufmerksam.

Bei der Eintheilung seines Werkes ist der Verfasser dem von den älteren Astronomen beliebten dreifachen Gesichtspunkte der sphärischen, theorischen und physischen Astronomie, jedoch nicht mit zu ängstlicher Demarkationsschärfe, getreu geblieben; im ersten Bande wird die sphärische, im zweiten Bande die theorische und physische Astronomie abgehandelt. Diese Art des Vortrages hat nun freilich ihre großen Unbequemlichkeiten; schon die Benennungen selbst erscheinen nicht ganz paßlich, und man drückte sich, wie auch Schubert in

der Vorrede seines treffichen Traité d'Astronomie théorique vorschlägt, vielleicht adäquater aus, wenn man von einer Ptolemäischen-, Kopernik-Keplerschen- und Newton-Laplace'schen Astronomie spräche. Es ist ferner fast unmöglich, die Lehren der Astronomie dergestalt von einander zu trennen, daß sich die Grenzen jener eigenthümlichen Gebietsabtheilung nicht sehr häufig in einander verliefen; und Referent gibt daher der, namentlich von Biot, im Traité élémentaire d'Astronomie physique, befolgten Methode den Vorzug, welche er die heoristische nennen möchte, und welche, von den ersten sinnlichen Wahrnehmungen ausgehend, den Lesern die Fragen: Wie es mit diesen Erscheinungen wohl am einfachsten und natürlichsten zugehen könne? gleichsam selbst in den Mund drängt.

Der einmal beliebten Eintheilung gemäß werden indeß im ersten Bande zunächst die Erscheinungen des Himmels überhaupt, insbesondere des gestirnten abgehandelt, wovon der Verfasser, nach Bodes Vorgange in seinem Handbuche der Sternkunde, einen Abriß der für seinen Zweck wichtigsten Lehrsätze der Mathematik anreiht, und sodann ferner alle diejenigen Lehren, bis zur Parallaxe herunter, folgen läßt, welche den gewöhnlichen Vorwurf der sphärischen Astronomie abgeben. Der Vortrag ist dem Referenten überall gründlich und deutlich vorgekommen; nur hat das, auf dem Titelblatte ausgedrückte Versprechen, „auch solchen Lesern zugänglich bleiben zu wollen, welche keine Mathematik verstehen," der Natur der Sache gemäß, nicht vollkommen in Erfüllung gebracht werden können, da Astronomie ganz ohne Mathematik kaum denkbar ist, und man auch über den Tempel der Urania, ohne den Vorwurf der Pedanterei oder Toleranz zu fürchten, wohl die bekannte, deutsch so lautende Inschrift: „Kein Unbewanderter in der Geometrie trete herein," setzen darf. Es ist genug geschehen, wenn man die Leser, ohne zu große mathematische Anforderungen an sie zu machen, in das Heiligthum der erhabensten Wissenschaft einführt, und wir bezeugen dem Verfasser gern, daß er Alles gethan hat, um den seinigen die mathematische Mühe zu erleichtern.

Der zweite, beträchtlich stärkere Band wendet sich zur sogenannten theorischen und physischen Astronomie, obwohl gemäß der, von dieser Eintheilungsart unzertrennlichen Inconvenienz, aus beiden lezteren Disciplinen schon Manches für die sphärische Astronomie hat anticipirt werden müssen. Die Kepler'sche Planetentheorie, die Lehre von den Monden, von den Finsternissen, von den Kometen, ferner die Mechanik des Himmels, und endlich eine topographische Beschreibung der Weltkörper, und eine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels erfüllen diesen Band. Aus jenem vorlezten, die Himmelstopographie enthaltenden Abschnitte, wollen wir einiges Neue und Interessante ausheben.

Um uns, sagt der Verfasser, zunächst eine deutliche, oder wenigstens analog-wahrscheinliche Vorstellung von dem zu machen, was uns gute Fernröhre auf der uns zugekehrten Mondhalbkugel zeigen, wollen wir uns, in Gedanken, in den Mond versetzen, und uns fragen: wie uns umgekehrt die Erde, mit optischen Instrumenten betrachtet, von dort aus vorkommen würde? Nehmen wir diesen Stand auf dem Monde zu derjenigen Zeit ein, wo er uns neu erscheint, so werden wir die Erde als eine hellglänzende Scheibe, fast sechzehn Mal so groß als uns der volle Mond erscheint, am Himmel sehen. Befänden wir uns genau in der Mitte der uns zugekehrten Mondhälfte, so würden wir die Erde in dieser Größe, dieser Pracht, diesem Glanze gerade in unserm Zenith haben. Kehrte sie uns zuerst diejenige Hälfte zu, welche die sogenannte alte Welt enthält, dann würden wir, am helleren Glanze, leicht die festen Länder, welche mehr Licht zurückstrahlen, vom Meere unterscheiden, welches dagegen das meiste Licht verschluckt. In dieser Schattirung würden wir also die ganze, uns in diesem Augenblicke zugewendete Erdhalbkugel erblicken: die Südspitze Afrikas und die Halbinseln Ostindiens würden sich als tiefe, hell erleuchtete Vorsprünge vor der anschließenden grauen Meeresfläche auszeichnen. Die verschiedenen Inseln im Ocean sähen wir, wenn ihre Größe nicht zu gering dazu ist, als isolirte helle Punkte; dagegen würden sich die Binnenmeere als graue Flecke mitten im Lichte des festen Landes auszeichnen. Die Eisfelder der beiden Pole sähen wir in einem ähnlichen Lichte wie das feste Land, nur wahrscheinlich noch heller erglühen; der ewige Schnee der Polarzonen und der höchsten Bergspitzen müßten ganz besonders glänzend erscheinen. Die Sandwüsten Afrikas und Assens würden sich aber allerdings in einem ähnlichen glänzenden Lichte darstellen; und man würde leicht versucht werden, der vollkommnen Verschiedenheit bei der Materie unerachtet, aus der Gleichheit der optischen Wirkung auf eine Gleichheit der Ursache zu schließen (eine Bemerkung, auf welche wir nicht aufmerksam genug machen können, um Uebereilungen in unseren topographischen Himmelsschlüssen vorzubeugen). Unterdeß verändert die Rotation der Erde den Schauplatz. Das hell glänzende feste Land rückt dem Rande der Scheibe immer näher, bis wir endlich, 12 Stunden nach dem Anfange dieser fingirten Beobachtung, die entgegengesezte Erdhalbkugel vor uns erblicken. Die ganze Scheibe

hat nun ein graues Ansehen, nur Amerika durchschneidet mit hellem Glanze diese graue Fläche, und die Inseln des stillen Meeres leuchten in derselben gleich glänzenden Punkten. — Wenden wir nun diesen Anblick der Erde, wie sie sich uns, als vorausgesetzten Beobachtern im Monde, zeigen würde, umgekehrt auf den Mond an, wie wir denselben, von der Erde aus, mit unsern Fernröhren wirklich erblicken, so nehmen wir sogleich mehrere auffallende Analogien wahr. Auch auf der Mondfläche bemerken wir hellere und dunklere Stellen, und es ist also vollkommen angemessen, auch ihr Meere und festes Land beizulegen, unerachtet auch hier die oben gemachte Bemerkung, daß die Sandwüsten und Schneefelder der Erde wahrscheinlich einen ziemlich gleichen optischen Effekt hervorbringen, eine Anwendung finden könnte. Gewiß scheint das Vorhandenseyn sehr hoher Mondberge: der höchste derselben (Dörfel) hat 50,000 Fuß Höhe, und übertrifft also den höchsten Erdenberg, den Dhavalagiri in Indien, welcher jene Höhe noch nicht ganz erreicht. Zieht man dabei in Betracht, daß der Radius des Mondes nur etwa ¼ vom Erdradius beträgt, so erscheint dies Höhenverhältniß äußerst auffallend; und Alles deutet darauf hin, daß die wunderbare Beschaffenheit der Mondoberfläche, bei einigen unverkennbaren Analogien mit der Erdoberfläche, sich, in andern Punkten, auch wieder vollkommen davon unterscheide. — An diese, auf die angegebene geschickte Weise, eingeleiteten Bemerkungen, reihet der Verfasser nun Gruithuisen's Hypothesen über die Natur des Mondes an, und wendet sich demnächst zur Sonne, in Bezug auf deren Flecke er die Beobachtung anführt, daß dergleichen Sonnenflecke nie in der Nähe der Sonnenpole erscheinen, und daß dagegen die Sonnenzonen zwischen 11 bis 15 Grad nördlicher und 3 bis 8 Grad südlicher Sonnenbreite besonders geschickt zur Erzeugung dieser Flecke sind. Dieser Umstand erscheint äußerst merkwürdig, und wird vielleicht einer künftigen Astronomie zum Mittel dienen, um über die Natur des Sonnenkörpers etwas Bestimmteres sagen zu können.

Ueber den Merkur weiß uns der Verfasser nichts zu sagen, was nicht aus des fleißigen Himmelstopographen Schröter Beobachtungen schon bekannt wäre. Von der Venus aber wird eine genaue Zeichnung beigebracht, wie dieser Planet 1831, den 9. Juni, Abends 7½ Uhr, halb erleuchtet, durch einen sechsfüßigen Fraunhofer mit 216maliger Vergrößerung erschien. Nur werden sich die Leser das Suchen nach dieser Zeichnung nicht verdrießen lassen dürfen, da die, sonst recht hübsch gerathenen Tafeln, unverantwortlicherweise, nicht numerirt sind.

Beim Mars ist eine der interessantesten Beobachtungen, daß seine Polargegenden eben so mit Schnee bedeckt zu seyn scheinen, als es die unsrigen sind. Im Jahre 1813, den 12. März, trat der Frühling für die südliche Halbkugel dieses Planeten ein, und die Sonne fing also an, seinen Südpol zu bescheinen. Da beobachteten, gleichzeitig und unabhängig von einander, deutsche und französische Astronomen in jener Polarzone einen ungemein glänzenden Fleck, welcher sich allmählich verkleinerte und im Oktober verschwand, so, daß er, nach aller Analogie, für schmelzenden Schnee gehalten werden dürfte. Im April 1814, wo der Winter schon wieder in jener Marsgegend regierte, fing auch der Glanz und Umfang des Fleckes wieder an zuzunehmen, als wenn neuer Schnee gefallen sey; und in ähnlicher Weise entsprechen die Erscheinungen stets den Marsjahreszeiten. Eben solche Erscheinungen bietet der Nordpol dar; und die Analogie ist hier wirklich so stark, daß man an einer Gleichheit der Ursache kaum zweifeln kann.

Zum Schlusse dieses Abschnittes führt der Verfasser noch an, daß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Lebensdauer der Planetenbewohner mit den Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne im Verhältnisse steht *) ein 80jähriger Greis auf dem Merkur ein Alter von 19 Erdenjahren, auf der Venus von 49, auf dem Mars von 150, auf dem Jupiter von fast 1000, auf dem Saturn von über 2000, und auf dem Uranus gar von gegen 7000 Erdenjahren haben müsse. — In der That erklärt sich die größte Wahrscheinlichkeit für dieses Bestehen eines solchen Verhältnisses zwischen den Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne, und der Lebensdauer ihrer Bewohner; — was den Vegetationsprozeß betrifft, so ist es sogar ausgemacht, daß derselbe durch die Umlaufszeit regulirt werde. — Man wird dem Verfasser Dank für die Erheiterung eines wissenschaftlichen Vortrages durch so angenehme Bilder wissen, und Ref. verläßt das Werk mit bereitwilliger Anerkennung dieses seltneren Verdienstes.

Gruithuisens neue Analekten für Erd- und Himmelskunde anlangend, so ist diese neue Reihe in Plan und Ausführung vollkommen der älteren Reihe von Heften gleich, über welche wir unsern Lesern in diesen Blättern vorlängst Bericht erstattet haben. Man findet hier eine sehr gedrängte Zusammenstellung der neuesten und wichtigsten Bereicherungen der gesammten Erd- und Himmelskunde, woraus wir Einiges mittheilen, was uns allgemein anziehend erscheint.

---

*) Ganz der, von mir, in meinen „Astronomischen Reiseberichten“ entwickelten Ansicht gemäß.

Dr. Nürnberger.

Bekanntlich iſt bis jezt unter den Aſtronomen noch immer geſtritten worden, ob der Mond eine Atmoſphäre habe? Dieſer Streit ſcheint endlich entſchieden. Neuere Beobachtungen beweiſen das wirkliche Daſeyn einer Mondatmoſphäre, jedoch von großer Feinheit: die Dichtigkeit derſelben beträgt nur $\frac{1}{25}$ der Dichtigkeit der irdiſchen Atmoſphäre, eine Angabe, welche dadurch viel Gewicht erhält, daß ſie mit dem Reſultate der Rechnung nahe übereinſtimmt.

Vor geringer Zeit ſind bei Gaibach in Franken, wenige Fuß unter der Erde, in Mergel und Thon vortrefflich conſervirt, viele Exemplare eines vorweltlichen Rieſenbaumes entdeckt worden. Das herzförmige Blatt iſt 6 bis 7 Fuß, die urnenförmige Frucht aber gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß lang.

In Peru, im Flußgebiete des Huallaga, iſt ein Lager von Steinſalz entdeckt worden, welches, nach Maßgabe ſeiner Ausdehnung und Mächtigkeit, vielleicht zu den merkwürdigſten in der ganzen Welt gehört. Die ganze Gegend von Juanjuy abwärts bis nahe an Chaſuta nämlich, in einer Ausdehnung von vielleicht Hunderten von Quadratmeilen, iſt ein einziges unermeßliches Salzlager; an mehreren Stellen, welche man hier Salinas nennt, iſt das Salz nicht einmal mit der dünnſten Erdſchichte bedeckt, ſondern liegt frei zu Tage, und wird ſo gleich mit Beilen ausgehauen. Betrachtet man dieſe ganze Gegend genauer, ſo erſcheint ſie als ein Bergkeſſel, welcher ſonſt ein Binnenmeer enthalten haben muß, aus dem dieſer Salzſtock allmählich ausgeſchieden worden iſt. Nimmt man hiernächſt, wie gewöhnlich, auf 100 Theile Meerwaſſer $2\frac{2}{3}$ Theile Kochſalz an, ſo läßt ſich aus der Mächtigkeit des Salzlagers die Tiefe des ehemaligen Meeres in dieſen Gegenden berechnen, und man findet dieſelbe ſolchergeſtalt etwa 7000 Fuß. Die den Keſſel umringende Bergkette hat aber faſt dieſelbe Höhe; und dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen Rechnung und Meſſung erſcheint wiederum höchſt merkwürdig.

Auf Veranlaſſung Humboldts wurden von 1828 bis 1831 in mehreren preußiſchen Bergwerken Beobachtungen über die Temperatur der innern Erdſchichten angeſtellt, beſonders um zu ermitteln, ob dieſe Temperatur, einer neueren Idee gemäß, mit der Tiefe wachſe. Bekanntlich nämlich nehmen einige Naturforſcher in den Eingeweiden des Erdkörpers ein ſogenanntes „Centralfeuer“ an, für deſſen Daſeyn die vulkaniſchen Erſcheinungen zu ſprechen ſcheinen. Wäre jene Annahme gegründet, müßte man es in der That in dem Maße wärmer finden, als man ſich dem Heerde des Centralfeuers näherte, und das Innerſte der Erde endlich müßte ein Meer von Gluthen ſeyn, für deren Unterhaltung, ſo weit es dazu eines Brennmaterials und des Feuerſtoffes bedarf, die Phyſiker zu ſorgen hätten, welche jene Hypotheſe begünſtigen. Indeß läßt ſich auch eine innere Erdwärme, als bloßes Produkt der eigenen Lebensthätigkeit des Erdkörpers annehmen, gleichwie der thieriſche Körper eine ſolche innere Wärme-Entwicklungskraft beſizt. Die mehrfachen, in den Bergwerken angeſtellten Beobachtungen haben indeß über eine Wärmezunahme im Verhältniß der Tiefe kein beſtimmtes Reſultat ergeben, vielleicht weil die Tiefen, bis zu welchen man eingedrungen iſt, nicht bedeutend genug geweſen ſind *).

Die Abplattung der Erdkugel an ihren beiden Polen, wodurch die Erde eine eingedrückte, man möchte ſagen pomeranzenähnliche Geſtalt erhält, iſt der Gegenſtand vielfachen mühſamer Meſſungen und tiefſinniger Rechnungen geweſen. Der Ausdruck: dieſe Abplattung betrage z. B. $\frac{1}{300}$, will bekanntlich ſagen: der polare Durchmeſſer ſey um ſo viel kürzer, als der aequatoriale, d. h., wenn man lezteren in 300 gleiche Theile getheilt habe, ſo enthalte erſterer nur 299 ſolcher Theile; und in dieſem Sinne muß man die Verſicherung neuerer Phyſiker verſtehen: daß die Abplattung (Ellipticität) zwiſchen die Grenzen $\frac{1}{306}$ und $\frac{1}{289}$ falle. Allein auch dieſes Reſultat ſcheint noch kein definitives zu ſeyn, da, nach den vor uns liegenden Analekten, Beobachtungen, welche bei einer neueſten Erdumſegelung durch den Kapitain Luetke, angeſtellt worden ſind, jene Abplattung $= \frac{1}{269}$ geben.

Möchten dieſe durch ihr fleißiges Sammeln ſo verdienten Analekten einen guten Fortgang haben.

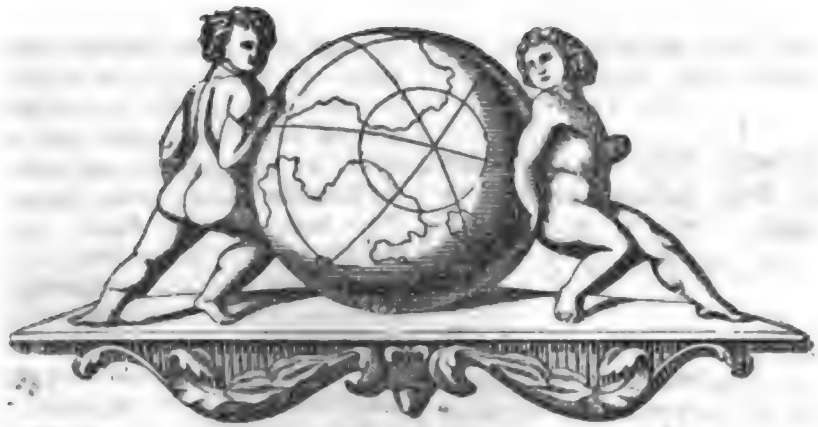
(Die Fortſezung folgt.)

---

*) Anmerk. Ich habe daher bei der Wiener Naturforſcher-Verſammlung die Senkung eines möglichſt tiefen Schachtes, behufs dieſer und ähnlicher Erfahrungen, in Vorſchlag gebracht. Wäre man auch nur bis zu derjenigen Tiefe-Grenze vorgedrungen, wo ſich ein weiteres Vordringen unmöglich fände; ſo würde ſchon die Beſtimmung dieſer Grenze ein realer ſcientifiſcher Vortheil geweſen ſeyn, und einer ächten Naturforſchung vielleicht mehr Nutzen gewährt haben, als einige andere Vorträge, wodurch die Sizungszeit der Naturforſcher-Vereine neueſter Zeit abſordirt worden iſt. Allein mein Vorſchlag iſt, wegen der mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeiten, unberückſichtiget geblieben. Vielleicht wiederholt Herr von Humboldt denſelben einſt mit einem glücklicheren Erfolge. — Für die Wiſſenſchaft wäre die Ausführung immer wünſchenswerth.

Dr. Nürnberger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 46. 5. Mai 1834.

Astronomie und Mathematik.

(Schluß.)

Klügel's mathematisches Wörterbuch hat freilich ein eigenthümlich hartes Schicksal gehabt, indem der Gründer des Werkes, der wackere Klügel, nach Vollendung des dritten Bandes, der Fortsetzer, unser Mollweide, aber schon beim Schlusse des vierten Bandes starb, wonächst diese wichtige Arbeit mehrere Jahre liegen blieb, bis sie jezt endlich durch Grunert auf eine würdige Weise hat zu Ende gebracht werden können.

Wörterbücher über wissenschaftliche Kenntnisse sind, was man nun anderseits auch dagegen vorbringen kann, dennoch stets beliebt gewesen, weil sie für diejenigen Personen, die nicht Zeit oder Fähigkeit besitzen, sich genaue und zusammenhängende Einsichten in einem Fache zu verschaffen, ein bequemes, ja unentbehrliches Hülfsmittel abgeben, sich, nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfnisses, über einzelne Materien zu unterrichten. Dadurch ist selbst in der Mathematik, wie vorzugsweise sich diese schöne Wissenschaft zu einer systematischen Behandlung eignet, die lexikalische Anordnung der Lehren eine brauchbare Form des Vortrages. Die mathematischen Lehren machen nicht eine Folge wie die Glieder einer einzigen Kette, sondern vielmehr mehrere Ketten aus, die nur durch gewisse Hauptglieder verbunden sind, dergestalt, daß es sehr thunlich ist, einzelne mathematische Lehren ohne alle Berücksichtigung der übrigen zu verfolgen. Der systematische Vortrag aber muß oft Materien, welche dem Inhalte nach zusammen gehören, dem Systeme zur Liebe, trennen, wogegen sich in den Artikeln eines Wörterbuches alles, den bestimmten Gegenstand Betreffende zusammentragen läßt, und also, so zu sagen, viele einzelne Ganze aus dem großen, fast unübersehlichen systematischen Ganzen gebildet werden. Dieses wird in einer Wissenschaft von dem Umfange und der Schwierigkeit der Mathematik, für die Geübteren fast so nothwendig als für die Ungeübteren: man muß trennen und sich mit dem augenblicklich erforderlichen Einzelnen begnügen lernen, wenn die systematische Uebersicht des Ganzen anfängt, unmöglich zu werden, wofern man nicht alleinige Aufgabe des ganzen Menschenlebens daraus machen kann.

Außerdem aber haben Wörterbücher, und namentlich das vorliegende mathematische, den Vorzug, der eigentlich scientifischen Entwicklung des bestimmten Artikels zugleich noch die darauf bezüglichen historischen und literarischen Notizen folgen zu lassen; und gerade diese lezteren sind es oft, über welche vorzugsweise Belehrung gewünscht wird. Ich wüßte keine Quelle zu bezeichnen, aus welcher das, was man in dieser Hinsicht

gerade im vorliegenden Werke vereinigt findet, mit gleicher Leichtigkeit geschöpft werden könnte.

Dr. Nürnberger.

4) Populäre Vorlesungen über die Sternkunde von J. Fr. Fries, Geh. Hofrath und Prof. in Jena. Zweite Auflage. Mit 9 Kupfern und Steindrucktafeln, auch zwei Charten. Heidelberg, Winter, 1833.

Dieses Lehrbuch zeichnete sich schon in der ersten Auflage vor den vielen andern Lehrbüchern der Astronomie dadurch aus, daß es bei der Betrachtung der unendlichen Körperwelt einen höhern moralischen Standpunkt festhielt, und sich insofern weder der Kleinmüthigkeit, die sich von der Masse der Welt wie von einem Alp gedrückt fühlt, noch der poetischen Hypothesensucht, dem naturphilosophischen Spiel mit Sternen hingab, das oft nur dem Spiel der Kinder mit Steinen gleicht. Fries sagt, nicht in den Sternen, sondern nur im Geist und in der Wahrheit sollen wir Gott verehren; er sagt ferner mit Schiller: im Raum wohnt das Erhabene nicht, nicht in der unermeßlichen Zahl und Weite, sondern nur in der sittlichen Größe.

So sehr wir den Grundsatz anerkennen, daß unter allen Umständen sittliche Größe den Vorrang hat, und so wirksam die Lehre von Kant und Fries gegenüber dem Aberglauben ist, so dürfte doch in einer Zeit, wo der Volksaberglaube auf seiner Flucht vor der Aufklärung beinahe den Glauben mit fortgerissen hat, und wo der sublimirte poetische und historisch-philosophische Aberglauben gar kein Publikum findet, die Sache nicht so streng genommen werden. Nachdem man sich einmal gewöhnt hat, den Himmel und seine Erscheinungen ohne Furcht anzusehen, nachdem wenigstens kein Deutscher mehr vor einer Sonnenfinsterniß erschrickt, wie Kaiser Konrad III., und selbst die Kometen nur noch den Eindruck einer Kinderruthe machen, der die Kinder schon entwachsen sind, darf man es doch wohl ohne Gefahr wagen, den im Interesse der Vernunft verachteten Sternen wieder eine höhere Bedeutung zuzuerkennen. Ist man ja doch gegen andere Gegenstände des poetischen Aberglaubens eben so tolerant gewesen. Nachdem die Romantik der Kirche und des Ritterthums ihre Bannstrahlen und Schwertesspitzen abgestumpft, hat man es gewagt, die protestantische Wuth zu mäßigen und manches, ja alles Schöne der mittelalterlichen Barbarei anzuerkennen.

Es ist doch wohl nicht die richtige Ansicht, die Astronomie mit einer Negation zu beginnen und in den Naturtempel mit der bestimmten Erklärung einzutreten, daß man darin nichts Göttliches anerkennen wolle, noch werde. Es würde uns zwar zu weit führen, wenn wir hier untersuchen wollten, ob der Satz von Fries: „nicht wandern unter den Sternen will der Glaube, sondern dahin, wo kein Himmel und keine Erde ist," oder ob die Verheißung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde" mehr Wahrheit enthält. Wir wollen nicht gegen das Uebersinnliche streiten, wir wollen ihm sein Reich lassen und es jedenfalls der Natur überordnen, so wenig wir uns auch eine Vorstellung von einem Ort zu machen wissen, der weder Himmel noch Erde (und Hölle) ist. Aber auch in dieser Unterordnung und Einschränkung hat die Natur etwas äußerst Erhabenes, und selbst wenn wir sie wieder wie die Alten vergötterten, oder wie die Juden und die Christen im Mittelalter von feindseligen Dämonen beseelt glaubten, würden wir der Wahrheit näher stehen, als wenn wir nach der Vorschrift der modernen astronomischen Mechaniker nur eine seelenlose Maschine in ihr sehen. Wenn sich Kant schon von dem Gedanken überraschen ließ: „die Blumen mögen doch etwas zu bedeuten haben," so hätte sich wohl auch Fries, beim Anblick der ewigen Gestirne, von einer leisen Regung des ästhetischen Gewissens bewegt fühlen sollen. Die Natur ist mehr als eine bloß zweckmäßige Maschine, mehr als ein bloßes Handwerks-Meisterstück, sie ist ein Kunstwerk, nicht um eines fremden Gebrauchs, sondern um ihrer selbst willen, durchaus ein ästhetisches Ganze. Warum sollte dies nicht, unbeschadet der geistigen und sittlichen Größe des Menschen, anerkannt werden? Verliert denn der Mensch an der Macht seiner Vernunft und am Adel seines Willens etwas, wenn er in der Natur, wie die tapfern alten Germanen in ihren Frauen, etwas Heiliges und Prophetisches erkennt? Muß man denn das, von dem man sich nicht beherrschen lassen will, nothwendig gleich verachten und herabsetzen? Eine Herabsetzung aber ist es, wenn man mit Schiller im Raum nichts Erhabenes gelten lassen will.

Obgleich wir nun dem Verfasser mehr Toleranz gegen die poetische Astronomie und gegen die poetische Grundanschauung der Welt überhaupt, auf die doch alle Philosophie zurückkommen wird, anwünschten, so lassen wir doch seiner Scepsis volle Gerechtigkeit überall wiederfahren, wo sie die Hypothesenjäger in die Zucht nimmt. Im Widerspruch mit Kant verwirft er nicht nur den sogenannten Centralkörper des Weltsystems, sondern überhaupt jeden Versuch, das Weltganze zu figuriren, und eben so alle andern Hypothesen, die nicht aus der Erfahrung, sondern aus der Phantasie geschöpft sind. Solche Hypothesen in Schutz zu nehmen, sind wir weit entfernt, nur wollen wir der Natur ihr Recht vindiciren, in ihrer Unergründlichkeit so erhaben als schön zu seyn, und dem menschlichen Gemüth das Recht, in

dem tiefen, reichen, unendlichen Leben der Natur einen heiligen Geist zu ahnen.

Die populäre Darstellung des Verfassers läßt nichts zu wünschen übrig. Mit ungemeiner Klarheit und in verhältnißmäßiger Kürze weiß er dem Laien einen Ueberblick über das Himmelsgewölb zuerst, wie es uns erscheint, dann nach seinen wirklichen Lagen, Verhältnissen und Bewegungen zu geben. Mit Treue stellt er alle Erfahrungen zusammen, mit Strenge weist er alle bloßen Vermuthungen ab. Die zweite Auflage hat besonders in der Lehre von den Fixsternen durch die jüngsten Entdeckungen einen Zuwachs erhalten, und ist außerdem durch einige neue Tafeln, namentlich durch eine Sternkarte und Mondcharte, bereichert worden.

Durch die strenge Wissenschaftlichkeit und klare Sprache empfiehlt sich dieses Werk vorzüglich der Jugend, die vor allen Dingen lernen muß, und deren Phantasie man durch Träumereien nicht irre leiten darf.

5) Populäre Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls. Nach den neuesten astronomischen Entdeckungen für die gebildeten Leser aller Stände, so wie zum Privatunterricht. Von Dr. A. H. Chr. Gelpke. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfern. Hannover, Hahn, 1832.

Immer fällt uns bei einer neuen Auflage dieses Werks wieder der Spott Lichtenbergs ein, der von gewissen Lehrbüchern sagte: die Naturforscher pflegten um so eifriger die Größe Gottes in der Natur zu preisen, je weniger sie ihre eigne Größe darthun könnten. Es ist gewiß löblich, bei den Werken an ihren Schöpfer zu denken, aber es wird lächerlich, wenn man bei jedem Dinge dem lieben Gott gleichsam einen Schein ausstellt, daß er es vortrefflich gemacht habe. Dazu hat der Verfasser seine kindische Freude an den großen Zahlen, wie der König im gestiefelten Kater. Er wälzt die Millionen und Billionen mit einem eignen Wohlbehagen im Munde herum: „Der Uran ist zwar von der Sonne schon 400 Millionen Meilen weit entfernt — eine Weite, welche eine Kanonenkugel mit dem schnellsten Fluge, in welchem sie in einer Sekunde 600 Fuß läuft, erst nach 479 Jahren, wenn sie dorthin geschossen werden könnte, durchlaufen würde, ob sie gleich nach der Sonne schon nach 25 Jahren, von unserer Erde abgerechnet, ankömmt. Aber was ist diese Weite? Und was ist die Dauer der Zeit von einer Kanonenkugel dahin, gegen die des nächsten Fixsterns, oder des nächsten Sonnenkörpers nach unserer Sonne? Denn was ist eine Entfernung von einigen hundert Millionen Meilen, welche eine Kanonenkugel in einigen Jahrhunderten durchlaufen kann, gegen eine Weite von Millionen Mal Millionen, das ist, von 8 Billionen Meilen, in welcher der nächste Fixstern, der Sirius, von uns entfernt steht, und worauf eine Kanonenkugel 10 Millionen Jahre, um sie mit ihrem Fluge zu durchlaufen, verwenden muß? Verschwindet eine Weite von hundert Millionen Meilen gegen eine von Billionen Meilen, und eine Zeit von 500 Jahren gegen eine von 10 Millionen Jahren nicht? Also was ist Uranusweite gegen Siriusferne!“ Auch der Styl in diesem Buch ist manlvoll, schwülstig und unklar, obgleich der Verfasser ein Schulrath ist. Was ist das für eine Häufung von Tautologien und vagen Distinktionen in folgender Erklärung, Seite 289: „Die Astronomie oder Himmelskunde ist diejenige erhabene Wissenschaft, welche uns mit den Sternen oder den Welten des großen Schöpfungsgebietes, oder überhaupt mit dem großen Weltenbaue desselben bekannt macht. Sie lehrt uns daher nicht allein von den Welten unseres Sonnengebietes ꝛc.“

6) Physische Betrachtungen des Mars bei seiner Opposition im September 1830 von Wilhelm Beer und J. H. Mädler. Mit einer Abbildung. Berlin.

Wilhelm Beer ist der Bruder des verstorbenen Dichters Michel Beer und des berühmten Komponisten Meyer Beer. Auch er sucht gleich seinen Brüdern höhere Genüsse, als sie der Reichthum denen gewährt, die ihn nur auf ordinäre Art zu gebrauchen wissen. Die Sternkunde, die so große Apparate erfordert und daher immer nur auf Staatskosten oder durch reiche Privatleute kultivirt werden kann, findet gleichwohl nur äußerst selten einen Mäzen oder Dilettanten unter den Reichen, und um so mehr fühlen wir uns gedrungen, im Namen aller Freunde dieser edlen Wissenschaft das Streben des Herrn Beer in Berlin rühmlichst anzuerkennen. Von seiner kostbaren Privatsternwarte aus beobachtete er die im September 1830 erfolgte Opposition des Mars, bei welcher dieser Planet der Erde ungewöhnlich nahe kam. Ein ausgezeichnetes Instrument von Fraunhofer setzte ihn und Hrn. Mädler in den Stand, mit großer Schärfe die Umrisse und Flecken des Mars zu erkennen, und sie haben davon nicht nur eine Menge der kleinen Schrift in Steindruck beigefügte Abbildungen entworfen, sondern auch die für die Astronomie wichtigen Resultate ihrer genauen Messungen mitgetheilt. Sie bestätigen die Beobachtung der weißen (schneebedeckten) Polarzone des Mars, erklären sich aber gegen die Annahme, daß die dunkeln Flecken dieses Planeten veränderlich und wolkenähnlich seyen: „Wir vergleichen am Schlusse unsrer

Beobachtungen die meiſt ſehr zerſtreuten Bemerkungen andrer Aſtronomen, überzeugten uns jedoch bald, daß mit Ausnahme des weißen Flecks, den ſchon Maraldi 1716 entdeckte, keine deutliche Uebereinſtimmung mit unſern Wahrnehmungen aufzufinden war. Einige haben allerlei beſondere Geſtalten der Kugel geſehen, andere ſeinen ganzen Rand hell leuchten ſehen. Die meiſten halten die Flecke für veränderlich. Zeichnungen ſind nur wenig vorhanden, und Schröters areographiſche Fragmente, welche 221 Abbildungen enthalten ſollten, ſind nie erſchienen. — Da wir nun den Mars nie anders als völlig kreisrund, ſeine Flecke mit Ausnahme eines geringen Farbenwechſels und der durch die Rotation nothwendig bedingten optiſchen Veränderungen durchaus konſtant, und ſeine Ränder nie glänzend gefunden hatten, folglich unſre Beobachtungen in bedeutender Disharmonie mit früheren ſtanden; ſo waren wir nicht wenig erfreut, in den Beobachtungen des Herrn Juſtizraths Kunowsky (Bode's Jahrbuch auf 1825), die vom November 1821 bis März 1822 gehen, nicht allein unſre Meinung über die Konſtanz der Flecke vollkommen beſtätigt, ſondern ſogar in 2 mitgetheilten Zeichnungen den Fleck a nebſt dem damit verbundenen ſchlangenförmigen nach e zu laufenden Bogen deutlich wiederzufinden. (Herr Kunowsky ſah damals den Nordpol des Mars der Erde zugekehrt, und ſeine Zeichnungen müſſen alſo meiſtens andere Flecke als die unſrigen zeigen, mit Ausnahme derer, welche nahe um den Aequator liegen.) Somit ſcheint die Hypotheſe, als ſeyen jene Flecke unſern Wolken analog gänzlich zu fallen. — Da ſich aus der unten berechneten Rotation und den Zeichnungen angeben läßt, welche Seite des Mars in einer gegebenen Zeit uns zugekehrt ſey, ſo beobachteten wir verſuchsweiſe noch am 5. und 10. November, und fanden genau dieſelben Flecke, welche die Rechnung ergeben hatte."

„Obgleich die vorliegende Darſtellung bis jezt nur Fragment iſt, ſo ergibt ſich doch, daß die meiſten lichtabſorbirenden Theile der Oberfläche in der Gegend des Tropicus Virginis zu ſuchen ſind. Die lichtreflektirenden Theile ſind größer und ſtehen überall in Verbindung, gleich den Oceanen der Erde. Die nördliche Halbkugel, ſo weit ſie uns zu Geſichte kam, zeigte ſich vom 90° bis 330° herum durchaus gleichartig reflektirend, und der größte Theil der heißen Zone iſt auf dieſer Strecke hierin mit inbegriffen. Näher dem Südpole, in der kalten und dem angrenzenden Theile der gemäßigten Zone iſt das Continuum der reflektirenden Maſſen ſchon mehr unterbrochen, aber die Abſorption des Lichts findet in geringerem Grade Statt. Die Maſſen ſind weniger ſcharf getrennt und oft unbeſtimmt in einander übergehend. — Aus der gefundenen Rotation, verbunden mit der bekannten Arenſtellung und den Elementen der Bahn, ergaben ſich noch folgende Beſtimmungen:

Dauer eines Marsumlaufs	669⅓ Rotationen.
hiernach Länge eines Marsjahres	668⅔ Mars-Sonnentage.
Länge eines mittleren Sonnentages in Erdenſtunden	24ʰ 39′ 22″
Exceß des Sonnentages	2′ 12″
Verhältniß des Marstages zum Erdentage	75 : 73
Frühling der Nordhalbkugel	191⅓ Marstage.
Sommer	180 ——
Herbſt	149⅓ ——
Winter	147 ——

Wird der Frühling zum Sommer und der Herbſt zum Winter gerechnet, ſo ergibt ſich:

Dauer des Sommers der Nordhalbkugel zu dem der Südhalbkugel	19 : 15
Dagegen Intenſität des Sonnenlichts im nördlichen Sommer zu der im ſüdlichen	20 : 29

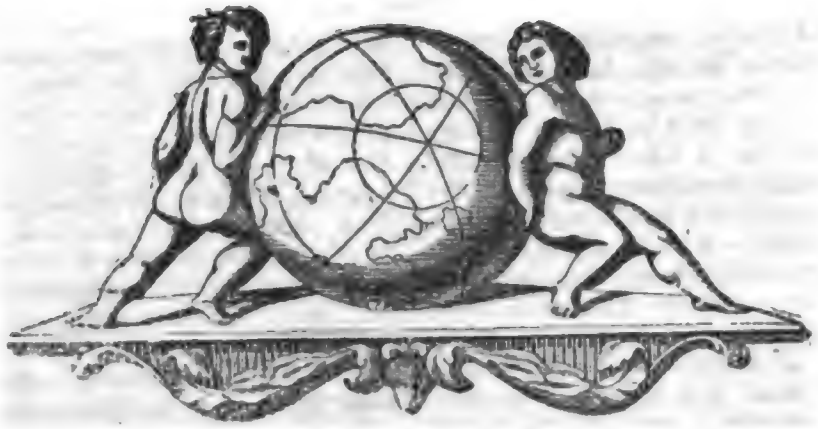
Sezt man beide lezte Verhältniſſe zuſammen, und nimmt an, daß ſich auf demſelben Planeten die Erwärmung wie die Erleuchtung verhält, ſo würde folgen, daß dem Südpole die kürzere Dauer ſeines Sommers durch deſſen Intenſität mehr als erſezt wird. Da ſich aber für die Winter das lezte Verhältniß 20 : 29 umkehrt, ſo wird der Winter des Südpols, nicht allein der längern Dauer, ſondern auch der größern Entfernung der Sonne wegen, ganz ungleich ſtrenger als der des Nordpols ſeyn. Hiermit ſtimmt überein, daß frühere Beobachter das weiße Licht der Südzone ſelbſt dann noch erblickt haben, wenn der Südpol abgewandt war, woraus folgt, daß es ſich vom Pole bis gegen den 45° und wohl noch weiter erſtreckt haben müſſe, während wir auch unter den günſtigſten Umſtänden bei den gegenwärtigen Beobachtungen an der Nordſeite des Mars nichts der Art entdecken konnten. Stets war der Glanz dieſer Gegend dem des übrigen Theils der Scheibe ganz gleich."

7) Verſuch, den Saturnring photometriſch zu betrachten. Von C. A. Albert. München, Georg Franz, 1832.

Eigentlich nur für den Aſtronomen vom Fach. Eine ſehr ausführliche Berechnung der Lichtſtärke der Saturnbeleuchtung mit dem Reſultat, daß der bekannte Saturnring, wenn er uns wie ein Meſſer nicht ſeine Fläche, ſondern ſeine Schärfe zukehrt, unſern Augen verſchwinden müſſe, weil alsdann das von ihm reflektirte Licht zu ſchwach iſt, um unſer Auge zu afficiren.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 47. 7. Mai 1834.

Astronomie und Mathematik.

(Fortsetzung.)

8) Die Entstehung der Welt aus Nichts. Astronomisch-philosophische Skizze in logischer Darstellung für Gelehrte und Gebildete von F. C. Johannes Müller. Mit einer Tafel in Steindruck. Aus der Pallas besonders abgedruckt. Leipzig, Kleins lit. Comptoir, 1832.

Geistreiche Hypothesen, die man mit Vergnügen und sogar mit Belehrung liest, wenn man sich nicht verführen läßt, sie für mehr als Hypothesen zu halten. Die Phantasie darf hier um so thätiger seyn, als sie in der That auf richtige Analogien leiten kann, und überdies alle Irrthümer erst durchgemacht werden müssen, bevor man dem Wahren näher rückt.

Die Herleitung des Etwas aus dem Nichts ist nicht neu. Schon Oken ist an dieser Klippe gescheitert. Zwischen dem bloßen Denkbegriff des Nichts und dem wirklichen materiellen Etwas ist eine Kluft, die der Witz wenigstens nicht ausfüllt, wenn er sich auch darüber hinweggesezt. Folgende Ideensprünge sind nur witzig, aber sie beweisen nichts. „Wenn vom Anfange der Welt gesprochen wird, so gesteht der vernünftige Mann, daß er darunter nicht eine nach Jahren meßbare, und in Zahlen auszudrückende vergangene Zeit versteht, sondern daß er sich nur einbildet, es sey einst eine Zeit gewesen, wo nichts war, als ein leerer unendlicher Raum. — Wie dies begriffen werden müsse, darüber wird sich Niemand den Kopf zerbrechen, denn es ist nicht zu begreifen. — Von der Schöpfung dieses Raums kann auch nicht die Rede seyn, denn man weiß nicht einmal: ob er ein Ding, oder ein Nichts ist, noch wie er absolut ist. — Von der Entstehung der Zeit könnte man allenfalls metaphorisch sagen, daß sie der Ausfluß, der Abglanz Gottes sey, und daß sie daher ewig gewesen seyn müsse. Dennoch aber leuchtet ein, daß, wenn wir diese rückwärtsliegende Ewigkeit durchbrechen, Zukunft eher gewesen seyn müsse als Zeit (als Gegenwart). — Folglich kann man sagen: im Anfange war die Zukunft (Zukunft ist = nichtseyende Tendenz, so wie Zeit = werdende). — Allgemeiner ausgedrückt waren im Anfange alle Negationen, keine Materie, kein Licht, keine Wärme — Nichts! — also auch keine Kraft, keine Tendenz, keine Zeit, sondern Zukunft. — Die Zukunft wird aber Zeit. Geben wir dieser eine volle abgelaufene Ewigkeit, so haben wir eine Ewigkeit voll unendlich geringer Tendenz. Wir spielen zwar mit diesen Worten ewig, unendlich; allein sie mögen doch wohl eine tiefe Bedeutung haben. — Wenden wir die Formel des Mathematikers

an, daß ein Unendlich-Kleines, unendlich Mal genommen, 1 wird: so begreifen wir leise, daß eine Ewigkeit abgelaufener Zeit (= Tendenz potentia oder $^1/_{\infty}$ Tendenz actu) werden kann. — Um Gott in dieser verflossenen Ewigkeit nicht einsam seyn zu lassen, mögen wir uns vorstellen, daß eine Ewigkeit bereits vorangegangen sey, oder daß er in diesem Momente erst zum Selbstbewußtseyn gekommen ist, oder — am besten — wir lassen dies auf sich beruhen! Kurz, wir haben bereits Tendenz actu im Raume. Tendenz actu ist aber = könnende Tendenz = Kraft. — Wir haben also Selbsterhaltungskraft im Raume. — Wir postuliren jezt, sie, diese Kraft fixire sich irgendwo im unendlichen Raume, d. h. sie setze sich in irgend einem Punkte als wirkend. — Es muß nun bemerkt werden, daß durch diesen Akt der Fixirung die Kraft selbst vorerst und in demselben Momente Physis *) erzeugt. Ich muß aber wegen der Unmöglichkeit, dies populär vorzutragen (doch wohl, weil ich es selbst noch nicht ganz klar denken kann!?) auf mein System verweisen. — Somit hätten wir bereits Physis, Attraktionskraft und einen Mittelpunkt im Raume."

Man kann der göttlichen Schöpferkraft in der That keinen bescheidnern Ursprung zuerkennen. Diese ganze Logik ist aber eine Spiegelfechterei, denn im Anfang war keineswegs das Nichts, oder die Zukunft des Etwas; die Negation selbst war nicht eher möglich als die Sache, welche negirt werden sollte; die Negation ist immer nur ein Begriff, welcher der Sache wie ihr Schatten folgt. Abgesehn von der Unmöglichkeit, aus dem bloß in unserm Denken vorkommenden Begriff der Negation einer Sache diese selbst hervorbringen zu können; auch dann, wenn wir uns über den Ursprung der Materie nicht mehr den Kopf zerbrechen und dieselbe schon als vorhanden denken, ist es eine neue Unmöglichkeit, einen Mittelpunkt im unendlichen Raum zu statuiren und darnach dem Weltall eine Figur zu geben, wie wir das in diesen Blättern schon bei Gelegenheit der Eschenmayerschen Naturphilosophie bewiesen haben. Der Raum ist entweder nicht unendlich oder er hat keinen Mittelpunkt, denn jeder Mittelpunkt sezt ganz nothwendig wenigstens zwei bestimmt gegebene Grenzpunkte voraus, zwischen denen er eben in der Mitte liegt, und ohne die niemals bestimmt werden kann, ob und wo es eine Mitte gibt.

Der Verfasser geht nun zur physischen Astronomie über: „Es wurde in den Abschnitten 2 bis 5 gezeigt, wie es möglich, d. h. für den Verstand denkbar und begreiflich sey, daß sich aus einer Ewigkeit abgelaufener Zeit: Kraft — und zwar unendliche und maaßlose Attraktionskraft, aus dieser: Repulsion, aus beiden: endliche oder meßbare Schwere — ingleichen Physis (oder comprimirter Aether), aus diesen beiden Kräften: Materie an sich bilden könne. Wir begriffen ferner, daß Materie sich in zwei wesentlich verschiedene Arten spalten müsse, nämlich in Metalle und in Sauerstoff, — in das aktiv Brennbare und das passiv Verbrennende. — Wir erfuhren endlich, daß stabile Materie, Luft, Flüssigkeit und starrer Körper, in sich — in ihren kleinsten Theilen rotirend seyn müsse, und verließen endlich die werdende Schöpfung als sich nach einem Centralpunkte spiralförmig hinbewegende Materie, d. h. mit Kräften versehene Physis, oder als weltenbildender Nebelfleck, — das Chaos der Poeten. — Der Kern dieses Chaos besteht aus unendlich viel verschiedenen Metallen, also auch aus solchen, welche auf unserer Erde nicht gefunden werden. Die Lufthülle um diesen Kern ist reiner Sauerstoff, d. h. Sauerstoffgas (Lebensluft). — Im Momente, wo sich die Metalle bildeten, und in den nächstfolgenden Zeittheilen (Jahrhunderten, Jahrtausenden?) sind dieselben nichts anders als gas- oder luftförmig zu denken. Die spiralförmig anziehende Bewegung des Ganzen nach dem Mittelpunkte nimmt aber immer zu. Sowohl der ungeheure (Metall-) Kern als auch jedes einzelne Atom wird daher immer kleiner. Folglich wird die Arendrehung (die Rotation), sowohl des Kernes, als der einzelnen Atome immer größer. — Denn es ist ein Satz der spekulativen Physik (siehe Laplace mécanique céleste), daß, wenn eine rotirende Kugel sich zusammenzieht, die Geschwindigkeit der Aequatortheile dieselbe (fast dieselbe) bleibt. Wenn also unsre Erde sich plözlich, oder nach und nach, so zusammenzöge, daß ihr Umfang nur noch 2700 Meilen betrüge; so würde jeder Punkt des Aequators in 24 Stunden nach wie vor (fast) 5400 Meilen zurücklegen, also sich 2mal um die Are bewegen, d. h. es würde die Rotation der Erde sich verdoppeln. — Es ist aber Arendrehung der Atome eines Körpers = Wärme dieses Körpers (siehe mein System); folglich ist das Chaos vom Augenblicke an, wo Rotation der Atome eintritt, nicht mehr absolut kalt. — Mit der Rotation nimmt die Wärme zu. Wenn aber ein Körper in seinen kleinsten Theilen rotirt, d. h. nicht absolut kalt ist; so entsteht Aethervibration, d. h. Licht (siehe mein System), und wenn die Rotation einen gewissen (hohen) Grad erreicht hat, so wird dies Licht für unsre schwachen Nerven mittelst des Sehorgans merkbar, d. h. der Körper glüht. — Nun denken wir uns diesen glühenden flüssigen (denn schmelzende Metalle sind flüssig) Metallkörper sich so stark um seine Are drehen, daß diese Rotation ihm eine Linsengestalt gibt, so ist es gar nicht anders

*) Unter Physis möge man sich immerhin eine Luftart, oder ein mehlartiges Pulver denken, nur mache man sich es recht klar, daß diese Physis, als der leere Körperstoff schlechterdings keine positiven Eigenschaften besizt.

möglich, als daß die Aequatortheile (wenn sich die beiden Durchmesser [der Pole und des Aequators] wie 1 : 2 verhalten) abgeschleudert werden. — Und wenn nun dem allein Erhabenen — nämlich der Vernunft — nichts Physisches erhaben scheinen darf; so mögen wir gerne die Sterne der Milchstraße für die ersten regelmäßig abgeschleuderten glühenden Massen dieses Centralurkörpers halten. — Somit ist aus dem Nebelfleck und dem Centralurkörper eine Sternlinse geworden. — Es läßt sich aber gar wohl denken, daß durch diese Abschleuderungen ein Schwanken der Are dieses ersten Himmelskörpers eintreten mußte. Somit nahm diese Are nach und nach eine andere Stellung, und es ist einleuchtend, daß die lezten wenigen Abschleuderungen nach andern Richtungen hingehen mußten. So sind diejenigen Fixsterne entstanden, welche unregelmäßig den ganzen Himmel bedecken, in Sternbilder getheilt sind, und der gemeinen Beobachtung als Hauptsache erscheinen, wahrlich aber nur eine kleine Zugabe zur ganzen Schöpfung sind. Sie verschwinden an Größe und Anzahl gegen die Milchstraßensterne. — Eine der Zulezt abgeschleuderten Massen des Centralurkörpers (ist derselbe noch sehr groß? oder ist er erloschen und unsichtbar? ist es der Sirius oder der Arktur?) scheint unsre Sonne zu seyn. — Ehe wir zur Anwendung unsrer Hypothese auf die Planeten und Kometen schreiten, wollen wir einige Gesetze entwickeln. 1) Bei der Rotation eines flüssigen Körpers häufen sich die specifisch schwersten Massen am Aequator. (Darum werden unter andern die schweren edlen Metalle, ingleichen die größten Felsmassen und Gebirge unsrer Erde in der heißen Zone am häufigsten gefunden.) — Die schwersten Metalle und die schwersten Metalloxyde werden daher zuerst abgeschleudert worden seyn. — Folglich sind die schwersten und größten Massen am weitesten und regelmäßigsten abgeschleudert worden. — 2) Es ist aber keineswegs der Fall, daß specifisch schwere Metalle allemal specifisch schwere Oxyde erzeugen müssen. — Es kömmt hierbei darauf an: welches Oxyd, ob das erste, zweite, dritte u. s. f. sich bildet. Es ist z. B. die Magnesia äußerst leicht, obschon ihr Metall so schwer seyn mag als Kalium. Die Bleioxyde sind verhältnißmäßig schwerer als die Quecksilberoxyde, ja es gibt der ziemlich schwere Diamant die Kohlensäure. — Und die Verschiedenheit steigt bei den Säuren, Salzen und den noch mehr zusammengesezten Körpern. — Wenn daher auch die schwersten Metallmassen zuerst und am entferntesten abgeschleudert worden sind, so folgt daraus keineswegs, daß die entfernten Sterne jezt specifisch schwerer sind als die näheren. — Und somit ist beiläufig der Einwand, den man uns in Bezug auf den leichten Saturn machen könnte, abgewiesen. — Ein specifisch sehr leichter Himmelskörper wird unter Umständen nicht im Stande seyn, Massen förmlich abzuwerfen. Dagegen werden die Aequatortheile sich sehr stark in die Höhe heben und eine Linse bilden, deren Durchmesser sich etwa wie 1 : 2 verhalten werden. Nehmen wir nun eine Erkaltung dieses Körpers an (denn es darf nie vergessen werden, daß der erste Zustand eines Himmelskörpers brennend, flüssig, glühend gedacht werden muß); so werden sich die Aequatortheile erst oben, dann an der Seite, dann im Inneren zusammenziehen (denn Erkaltung bewirkt Zusammenziehung, weil, wenn die Rotation der Atome abnimmt, deren Attraktion wirksam wird, siehe m. S.). Aber auch der Kern zieht sich zusammen und da die Rotation nie aufhört, so wird sich der Aequator vom Kerne losreißen und einen Körper für sich bilden. Somit ist nichts klarer, als daß ein rotirender, flüssiger, nach und nach erkaltender, also sich zusammenziehender, specifisch sehr leichter Himmelskörper einen Ring bilden müsse. (Saturnusring.)"

Das läßt sich hören. Aber die Erklärung der Doppelsterne ist trivial: „Zwei ungefähr gleich große, oder auch verschieden große Massen, sofern sie nur fast zugleich abgeworfen werden oder im Momente des Abwurfs (als früherhin eine) zerreißen, werden sich um sich selbst (d. h. um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt) drehen, und das System eines Doppelsterns bilden." Die polare Spannung der Doppelsterne, der Gegensatz ihrer Größe, Lichtstärke, Färbung beruht wohl auf einem höhern Principe.

Nachdem der Verfasser die Planeten als Abschleuderungen von der Sonne erklärt hat, geht er zu den Kometen über. „Wenn ein Wasserstoffmetall angenommen wird, so muß es im Weltraume auch Metalle geben, die diesem verwandt sind. — Wir denken uns dies Wasserstoffmetall, oder eins, oder mehrere der ihm ähnlichen Metalle, mit auf die Sonne gekommen. Wir denken uns diese Metalle nicht etwa specifisch leicht, sondern vielmehr ziemlich schwer. (Man erinnere sich hier des kristallisirten Kohlenstoffs, oder des Diamanten, welcher 3 — 4mal schwerer als Wasser ist, dennoch aber beim Oxydiren die leichte gasförmige Kohlensäure gibt.) — Diese Metalle mußten demnach, ihrer specifischen Schwere wegen, auf die Oberfläche der Sonne und somit in Berührung mit dem Sauerstoffe kommen. — Sie besitzen eine sehr große Verwandtschaft zum Sauerstoff. Es ist denkbar, daß daher eine ähnliche, äußerst heftige Oxydation und Verpuffung geschieht, als das Natrum- (oder Kali-?) metall erleidet, wenn es mit Wasser- oder Sauerstoff in Berührung kommt. — Es geschieht also eine örtliche Explosion, ähnlich derjenigen trivialen, welche man täglich an einem Schwefelholze wahrnimmt, wenn man es am chemischen Feuerzeuge anzündet. — Nun drehe man aber das Schwefelholz im Momente des

Anbrennens zwischen den Fingern um seine Axe. In diesem Falle vereinigen sich zwei Kräfte (oder vielmehr Gewalten). Nämlich die Explosion, welche nach allen Seiten hin; die Rotation, welche nach einer Seite hin wirkt. — Die letztere bringt in die regellose Abschleuderung Regelmäßigkeit, ohne doch alle Abnormitäten aufheben zu können. Nun wenden wir dies auf die Sonne an. Jene Metalle, eben auf der Oberfläche angekommen, werden in einem und demselben Momente abgeschleudert und auseinandergesprengt. Auch geht die Oxydation eines so großen Körpers wie ein Komet ist, nicht so rasch, als wenn man ein wenig Knallsilber verpufft. — Sie bedarf Zeit (wenigstens Wochen oder Monate). Es werden daher diese Metalle 1) in viele Trümmer (glühende Kugeln) zerfallen; 2) wegen der doppelten Gewalt weiter abgeschleudert werden, als ein gewöhnlicher Planet; 3) sich zwar im Allgemeinen nach derselben Richtung hin bewegen als die Planeten (nach Osten), jedennoch aber 4) in einer weit größeren Anzahl eine größere Unordnung vorzeigen. Es werden daher 5) einige statt rechtläufig, rückläufig (nach Westen), andere statt durch den Thierkreis, durch den Zenith (Scheitelpunkt) sich bewegen. — Ein jeder wird aber seinen Antheil an Sonnenatmosphäre mitnehmen. — Somit hätten wir, der Kleinheit der Kometen ungeachtet, dennoch ihre so stark elliptische Bahn und ihre ungeheueren Entfernungen von der Sonne vorgezeigt, und es stimmt hiermit vollkommen überein, daß gerade die großen Kometen auch die entlegensten Sonnenfernen haben, weil diese am weitesten geschleudert wurden. — Nach der Abschleuderung geht die Oxydation fort. Wir nahmen aber an: daß der Komet aus wasserstoffähnlichem Metalle bestand. Folglich wird er sich, durch die Verbrennung, in einen wasserähnlichen Körper verwandeln. — Es ist aber nicht wohl möglich, daß nicht andere Stoffe, den Kometen adhärirend (zufällig anhängend), mit ihnen abgeschleudert worden seyn sollten. Somit wird derselbe daher nicht aus reinem Kometenwasser, sondern nur hauptsächlich aus diesem bestehen, außerdem aber noch Erden, Salze u. s. w. enthalten. — Es wird daher Kometen mit undurchsichtigen und Kometen mit ziemlich durchscheinenden Kernen geben. — Und dies bestätigt die Erfahrung. — Das Kometenmetall verwandelt sich aber nicht gleich in tropfbare Flüssigkeit; sondern zuvörderst in Dampf. Nur langsam zieht sich dieser in eine Wasserkugel zusammen und die Atmosphäre des Kometen bleibt mit Dampf geschwängert, — natürlich in der Sonnennähe mehr, in der Sonnenferne weniger. — Ist nun der Kern des Kometen durchsichtig oder durchscheinend, oder ist der Kern sehr klein und undurchsichtig, und die Dampfatmosphäre zunächst um ihn herum sehr dicht, so müssen, indem die Strahlen der Sonne entweder durch den Kern, oder doch mindestens, neben demselben vorbei, durch die dichte Dunstkugel gehen, hinter dem Kometen nothwendig optische Erscheinungen entstehen. — Diese optische Erscheinung ist eine dioptrische Strahlenbrechung, ein leuchtender Schatten des Kometen, geworfen und abgebildet auf dessen mit Dampf geschwängerter Atmosphäre (denn wäre letztere ganz durchsichtig, so könnte kein Bild entstehen), welcher so weit reicht, als diese Dampfkugel sich ausdehnt — oder der Schweif des Kometen."

9) **Drei Gespräche in Versen über Unsterblichkeit, den Mond ꝛc., von M. Tobisch. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1833.**

Seltsame Dichtungen, die an Brockes irdisches Vergnügen in Gott erinnern, in der alterthümlichen Form des Alexandriners. Da werden die Entdeckungen Gruithuisens im Monde also versificirt:

Ein Wechsel zeigt, wie oben wir gesagt,
Sich in der Flecken Bild, sobald der Morgen tagt;
Und stufenweise geht der Farbenwechsel fort,
So lang' die Sonne strahlt im Monde einem Ort.
Für Wälder hält daher die ersterwähnten Flecken
Der Forscher, und er hat sogar der Bäume Art,
Die, seiner Meinung nach, die Forsten dort bedecken,
Vermuthend auszuspäh'n, sich nicht einmal erspart.
In jenen Wäldern nun erscheinen lichte Streifen,
Sie hält, nicht ohne Grund, der Forscher für Alleen.

* * *

Im schönsten Theil' des Mond's, im Flecken Schröter, findet
Den Riesenbau man auf, der deutlich uns verkündet,
Daß sicher Wesen dort, an Geist den Menschen gleich,
Gesellschaftlich vereint, und schon an Bildung reich;
Zwei mächt'ge Wälle hat der Forscher dort erschaut,
Fünf Meilen weit sind sie symmetrisch aufgebaut.
Der eine richtet sich von Süden gegen Nord,
Von Nordwest nach Südost zieht sich der and're fort.
In Nordost zeiget sich ein Werk von and'rer Norm,
Gewiß ein Werk der Kunst, den Sternen gleich an Form.

Ich zweifle länger nicht, ich halte unsern Mond
Von Wesen geist'ger Art, den Menschen gleich, bewohnt.
Denn, wenn auch die Natur Krystalle zeugt im Kleinen,
Nie wird sie zum Krystall so große Massen einen.

Wem fällt dabei nicht Börnes geistreicher Kommentar ein? Diese sonderbaren Gespräche sollen bei Schulfeierlichkeiten von Schülern abgehalten werden. Der Gegenstand ist wohl anziehend, aber die Form schwerlich geeignet, den guten Geschmack der Schüler zu befördern.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 48. 9. Mai 1834.

Geschichte.

1) Geſchichte Europas ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Friedrich v. Raumer. 1r—3r Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832—34.

Es gibt wenige Perioden der Geſchichte, welche ſo großartig beginnen und ſo traurig ſchließen, als der Zeitraum, mit welchem ſich dieſe drei Bände beſchäftigen — von 1491 bis 1648, oder von der Entdeckung Amerikas bis zum weſtphäliſchen Frieden. Mit welchen Hoffnungen auf Reichthum und Macht und ein verjüngtes geiſtiges Leben ging die Sonne des ſechzehnten Jahrhunderts über Europa auf, und in welcher unheilvollen Zerrüttung und Ermattung befand ſich ein großer Theil deſſelben am Ende des dreißigjährigen Kriegs! Was war aus dieſem kühnen Aufſtreben in Wiſſenſchaft und Bürgerthum, in Erfindungen und Entdeckungen geworden? Wo war ein Land, in dem nicht der Bürgerkrieg gewüthet, in dem nicht die Holzſtöße der Ketzerrichter gelodert, dem nicht Anarchie oder Despotismus unheilbare Wunden geſchlagen? Wo war eine Volksfreiheit, die nicht gefährdet, eine Verfaſſung, die nicht von ſchnöder Willkür angetaſtet ward? Auf das Zeitalter der Luther, der Hutten, der Padilla, der Hoſpital waren die Jeſuiten, die Alba, die Guiſen, die Tilly gefolgt, und ein Staat mochte noch von Glück ſagen, wenn er nur dem tyranniſchen, aber verſtändigen Willen eines Richelieu und nicht der kindiſchen Laune eines Lerma anheimfiel. Am Anfang der Reformation wäre die Klage nicht ungegründet geweſen, daß es ſcheine, als ſolle ein abgeſondertes Reich der Freiheit im Gebiet des Denkens errichtet werden, das wirkliche Leben aber in ſtarrer Unfreiheit verbleiben; allein wie vielverſprechend war damals die Ausſaat für die Zukunft, wie unendlich die Fernſicht in eine neue Zeit, die ſich vor den entfeſſelten Blicken aufthat, ſo unendlich als vor dem großen Columbus auf ſeiner einſamen Argonautenfahrt über das fabelhafte Meer, welches die Phantaſie mit den Ungeheuern der Tiefe bevölkert hatte, die das Schiff in den Abgrund zogen, mit den Sirenen, die es auf die Klippe lockten, mit den Magnetbergen, die ſeine Fugen löſten! Jezt, nach mehr als hundertjährigen Kämpfen, Verirrungen und Opfern aller Art — dauerten dieſe Zuſtände des Werdens, des Unvollendeten, des Unbefriedigten noch fort, aber die edelſten Kräfte hatten ſich inzwiſchen in vergeblichem Ringen aufgerieben, Männer des Schwerts hatten ſich vermeſſen, geiſtige Fragen zu löſen, die Vernunft, alte todte Formen bloß mit neuen vertauſcht, der denkfreie Proteſtantismus in eine Art lutheriſches oder kalviniſches Papſtthum ſich verwandelt. Die Welt ſchien die ideale

Richtung, welche ihr die religiöse Bewegung früher gab, gänzlich verloren zu haben, und zwar nicht so, daß das begeisterte Streben bloß eine mehr praktische Seite gewonnen hätte; nein, obgleich aller Hader im Namen der Religion geführt wurde, so scheinen doch kleinlichte Eitelkeiten, Ränke, Herrschsucht, Heuchelei und Aberglauben alle andern Triebfedern zu verschlingen oder benüzt zu werden, um egoistischen Zwecken zu dienen. So reich an wechselnden Ereignissen und furchtbaren Katastrophen, daher auch diese Zeit ist, überall zeigt sich ein auffallender Mangel an Einheit, eine Unsicherheit, eine Erfolglosigkeit, selten ein Eingreifen großer Persönlichkeit, meist ein Uebergewicht leichtsinniger Partei- oder Privatumtriebe über die theuersten Nationalinteressen. Es fehlte nicht an verwegenen Kriegsthaten, geräuschvollen Eroberungszügen, blutigen Schlachtfeldern; es fehlte nicht an feinberechnenden, alle Schlangenwege einer glattzüngigen Politik kundigen, rücksichtslos ihre Zwecke verfolgenden Diplomaten. Aber die wilden Heerhaufen, welche Europa durchstürmten, die sterngläubigen Führer, die sie in Bewegung sezten — wie viele von ihnen waren nicht Söldner, dem Meistbietenden feil, ohne Anhänglichkeit an ein Vaterland, das Leben in den Lagern bloß suchend, weil es ihnen die Freiheit jener Zeit gewährte, ungestraft allen Lüsten zu fröhnen? Gab es Lehrer der Religion, welche das Evangelium der Humanität predigten, Philosophen, welche mit der Wissenschaft Aufklärung verbanden, Publicisten, welche eine öffentliche Moral anerkannten, so waren es preiswürdige, aber seltene Ausnahmen. Für die Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts ist es charakteristisch, daß, während Deutschland, während halb Europa, dem sie in Münster und Osnabrück den Frieden geben sollten, in Todeszuckungen lag, sie vier Jahre brauchten, sie es (Worte Raumers) „für das Meisterstück der höchsten Staatsweisheit hielten, über Fahren, Gehen, Besuchen, Entgegenkommen, Treppenauf- und abgehen und andere bedeutungslose Kleinigkeiten einander Etwas abzupressen oder abzuluchsen.“ Und nicht bloß das katholische Frankreich entehrte sich durch die gräßlichen Greuel der Bartholomäusnacht, nicht bloß das bigotte Spanien durch Ausstoßung einer halben Million seiner nüzlichsten Einwohner, wodurch das Land sich entvölkerte, auch in protestantischen Ländern, wo man noch eben um die Gewissensfreiheit kämpfte, wurden kleine Abweichungen von beliebten Glaubensformeln durch blutige Verfolgungen gestraft; Calvin ließ Servet verbrennen, in den Niederlanden wüthete man gegen die Arminianer, in Deutschland haßten Reformirte und Lutheraner einander mehr als Katholiken oder Türken. Der seltsamste Reformator war in England Heinrich VIII. Zuerst vom Pabst mit dem Titel eines „Vertheidigers des Glaubens“ beehrt, dann anglikanischer Pabst, vermochte er ein knechtisches Parlament zu der Erklärung, daß, was der König und seine Bevollmächtigten über den Glauben oder kirchliche Einrichtungen befehlen werden, Jeder glauben und befolgen solle. Unter ihm galt es für Hochverrath, die Ehen des Königs mit Katharina von Aragonien und Anna Boley für ächt und die Kinder für unächt zu halten, und Hochverrath darüber zu schweigen, und Hochverrath darüber nicht auf Verlangen einen Eid zu leisten. Diesen Heinrich nannte der Sprecher des Unterhauses „einen Salomo an Weisheit, einen Simson an Stärke, einen Absolon an Schönheit.“ Auf die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit hielt Pabst Gregor XIV. ein feierliches Dankfest in der Kirche des heiligen Ludwig, Philipp II., der sonst kaum sein Gesicht zu einem sauern Lächeln verzogen haben soll, war unmäßig lustig und ließ ein Schauspiel vor sich aufführen, der „Triumph der kriegenden Kirche“ genannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Astronomie und Mathematik.

(Schluß.)

16) Das Innere der Erde, oder über die Bewohner der Unterwelt, von Ad. Gegenes. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1833.

Eine recht unterhaltende Zusammenstellung der Hypothesen über das Innere unsrer Erde, von dem wir eine kurze Skizze entlehnen wollen! „Aus der Größe der Planeten und aus der Entfernung derselben von der Sonne, hat man nach den Gesetzen der Schwerkraft berechnet, daß die Sonne selbst wenig schwerer als das Wasser seyn könne. Von den Planeten hat Merkur die Dichtigkeit des Zinns oder Silbers, Venus die des Eisenglanzes, Mars die des Marmors, Jupiter die des Bernsteins u. s. w. Bei der Berechnung des Eigengewichts des Jupiters und der andern von Monden und Ringen begleiteten Planeten, sind die durch diese Nebenkörper entstehende Erweiterung der planetarischen Körpermasse und die dadurch nothwendige Verminderung der berechneten Dichtigkeit und Eigenschwere unberücksichtigt geblieben. — Nach derselben Berechnung hat die Erde, mit Ausschluß ihres Mondes, ein solches Gewicht, als wäre sie aus magnetischem Eisenstein gebildet, oder ihr Eigengewicht schwankt zwischen $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{3}$ Mehrgewicht in Vergleich mit der Schwere des Wassers und des Sonnenkörpers. Nun ist schon das Gewicht des Granits, Kalks, Thonschiefers und anderer Felsarten auf der äußersten Grenze der festen Erdrinde $2\frac{1}{2}$ Mal größer als das des Wassers. Rechnet man dazu das Gewicht der vielen Metalle, von denen Eisen, Stahl und Zinn über 7,

Silber 10½, Queckſilber 11, Gold und Platina 19 bis 20 mal ſchwerer als das Waſſer ſind, ſo hat die feſte Erdrinde in den höchſten Schichten ſchon beinahe daſſelbe Gewicht, was der ganze Erdkörper haben ſoll. Eine allmählige Zunahme des Gewichts bis zu dem 860 Meilen entfernten Mittelpunkt, würde hier eine Maſſe von kaum denkbarem Gewicht geben. Hat man doch ſchon durch Rechnungen aus der Schwere und Zuſammenpreßbarkeit der atmoſphäriſchen Luft gefunden, daß dieſe in der Tiefe von 11 geographiſchen Meilen oder auf der angenommenen Grenze der Erdrinde und des Erdkerns die Dichtigkeit des Goldes erhalten würde, weßhalb auch der berühmte nordamerikaniſche Naturforſcher Franklin einen Erdkern aus ſolcher höchſt verdichteten Luft annahm. — Mit dem regelmäßigen Verdichten der Erdſchichten iſt es Nichts, und auf den Goldſchatz um den Erdmittelpunkt möchte wohl kein Banquier einen Kreuzer borgen. Man mußte auf andere Maſſen zur Ausfüllung denken. Dem bekannten, um die Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere ſehr verdienten Grafen v. Büffon, war die Erde ein von der geſchmolzenen Sonnenmaſſe durch einen ſchief anprallenden Kometen abgeſtoßenes Stück, etwa der 650ſte Theil der ganzen Sonnenmaſſe. Dieſes Sonnenſtückchen lief da, wo Schwerkraft und Stoßkraft ins Gleichgewicht kamen, auf einer länglich runden Bahn um die Sonne. Hier erkaltete langſam die Rinde, und wurde zulezt für Pflanzen und Thiere bewohnbar. Zwar dauert dieſes Abkühlen noch immer fort, und iſt die Urſache der Vermehrung des Polareiſes, der Ausbreitung der Gletſcher und des tiefern Sinkens der Schneelinie. Doch im Innern der Erde iſt die Maſſe noch feuerflüſſig, brodelt und dampft hier ununterbrochen fort, und ſendet die gebildeten Dämpfe und Schlacken durch die Schlünde der Vulkane auf die Oberfläche der feſten Erdrinde. — Ein ſolcher feuerflüſſiger Erdkern wurde nach Büffons Zeiten zwar von vielen Naturforſchern angenommen, ſie verweigerten aber dem Erdplaneten, ſeine hohe Abſtammung von der Sonne anzuerkennen, weil dieſelbe ſich durch Nichts erweiſen laſſe, vielmehr aus mancherlei wichtigen Gründen ſehr zweifelhaft ſey. Indeſſen mußte doch die uranfängliche Feuerflüſſigkeit der Erde irgend eine Urſache gehabt haben. Leibnitz, de Maillet u. A. ließen deßhalb die Erde urſprünglich eine Sonne geweſen ſeyn, welche aber zulezt ausbrannte und dann auf die Oberfläche verſchlackte. In dieſem Zuſtande hatte ſie das Unglück, der jetzigen Sonne ſich zu ſehr zu nähern. Die Folge war, daß ſie von der Himmelskönigin zur Sklavin gemacht und in ihr Gefolge geſezt wurde. Andere Naturforſcher, wie die Engländer Whiſton, Smithſon-Tennant, der deutſche fleißige Mondbeſchauer Gruithuiſen, denen die Kometen am Himmelsgewölbe umherirrende Feuerbrände ſind, machten die Erde in ihrer Jugend ebenfalls zu einem ſolchen glühenden Wildfange. In ſpätern Jahren verlor ſich mit dem allmähligen Erkalten des wilden Jugendfeuers der unwiderſtehbare Trieb zum Umherſchweifen und Auflodern; ſie wurde ſittſam und begab ſich in das ruhige Gefolge der großen Königin Sonne. Hier zeigen ſich noch von Zeit zu Zeit leichte Rückfälle in das frühere wüſte Leben, durch Feuerausbrüche und Erdbeben, doch werden ſolche Unarten bald von der mächtigen Beherrſcherin unterdrückt und die Erde zu einem ruhigen Betragen gezwungen. — Alle diejenigen, welche an einen feuerflüſſigen Zuſtand des Innern der Erde glauben, haben den Namen Feuermänner oder Vulkaniſten erhalten. — Den Feuermännern gegenüber ſtehen die Neptuniſten oder Neptunsjünger (Waſſermänner, Breimänner), auch ſehr achtungswerthe Männer, wie Silberſchlag, de Lüc, Dolomieu, Werner und viele Andere. Für ſie war der Urzuſtand der Erde ein dicker, zäher, wäſſeriger Brei, in dem alle jetzigen Gebirge, Kaiſer- und Königreiche, aufgelöst lagen. Aus ihm ſezten ſich langſam und mit verſchiedenen Unterbrechungen erſt ſchwerere, dann leichtere Theile ab, und bildeten die noch jezt vorhandenen Gebirgsſchichten. — Verſchiedenen Perſonen war ein ſolcher Brei im Innern der Erde, mochte er feuerflüſſig oder ſchlammig ſeyn, doch zu widrig und mit den Erſcheinungen auf der feſten Oberfläche der Erde unverträglich. Dadurch kamen einige Männer, z. B. der Engländer Cormonts, auf den Gedanken, das Innere der Erde von allen Schlacken und Schlamm zu reinigen, und es zu einer hohlen Kugel mit einer etwa 30 bis 60 Meilen dicken feſten Rinde zu machen. Der vorhin ſchon genannte Amerikaner Franklin füllte den Erdſchlauch mit höchſt zuſammengepreßter Luft. Fand ſie irgendwo in der feſten Rinde eine geringe Oeffnung oder Spalte, ſo ſprudelte ſie, wie Champagner aus der Flaſche, hervor, riß alles ihr im Wege Stehende mit ſich fort und ſchleuderte es auf die Erdoberfläche, bis ſich die Oeffnung durch losgeriſſene Stücke der Rinde wieder verſtopft hatte. Denſelben Glauben hatten in neuern Zeiten Chladni, Frauenhofer u. A., nur war es ihnen wahrſcheinlicher, daß ſich die Luft im Innern der Erde, wegen der ſtarken Zuſammenpreſſung, im Glühzuſtande befände, welche Annahme die Erklärung der vulkaniſchen Erſcheinungen ſehr erleichterte. Dieſen Männern mit Feuerluft gegenüber ſtanden andere Geologen, z. B. der franzöſiſche Mathematiker Biot. Sie füllten den Erdſchlauch mit irgend einer tropfbaren Flüſſigkeit aus, die entweder wirkliches Waſſer oder ihm ſehr ähnlich iſt. — Gewohnt, ſich die Erde als Himmelskörper zu denken, konnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das, was man oben am Himmel erblicke, auch tief im Innern der Erde wieder zu ſuchen. Wie oben, ſollten auch hier im hohlen Erdſchlauch eine oder mehrere kleine Erdkugeln umherrollen. Der Nordamerikaner Cleves Symmes glaubte, daß

die innern Erdkugeln auf gleiche Art wie die Erdrinde von Geschöpfen bewohnt würden. Um sie und die Kugeln selbst kennen zu lernen, verlangte er in den öffentlichen Blättern des Jahres 1818 eine Gesellschaft von wenigstens 100 Reisegefährten. Mit ihnen wollte er durch einen der 12 bis 16 Grad weiten, um die Erdpole befindlichen offenen Schlünde in das Innere der Erde eindringen und hier Alles sorgfältig untersuchen. Daß die Erdrinde an beiden Polen offen sey, davon war er fest überzeugt. Nach seiner Meinung werden die Nordlichter und Südlichter aus einem Lichtstoff gebildet, der aus diesen Schlünden aufsteigt, ob durch natürliche Gründe oder durch eine künstliche Illumination der unterirdischen Bewohner, ist nicht angegeben. Natürlich verstand sich zu einer solchen Reise kein vernünftiger Mensch. — Andere Männer erboten sich zwar nicht zu einer unterirdischen Reise, benuzten aber den geglaubten unterirdischen Planeten, um mit seiner Beihülfe einige Erscheinungen auf der Erdoberfläche zu erklären. Zu solchen Erscheinungen gehören vorzüglich die an der Magnetnadel, von denen man ehemals keine befriedigenden Ursachen auffinden konnte. Um doch eine Erklärung zu geben, ließ Dr. Halley die Wände der Erdrinde um das hohle Innere magnetisch seyn und in der Höhle selbst eine dicke Magnetnadel frei umherrollen, welches durch wechselseitiges Abstoßen und Anziehen der magnetischen Wände bewirkt wurde. Nach dem Stande des Pols dieses Magnetkerns erhält auf der Erdoberfläche die Magnetnadel einige Zeit hindurch eine östliche Abweichung von der geraden Linie nach dem Nordpol. Hat sie sich von ihr etwa 22 Grad entfernt, so steht sie still und fängt an nach Westen zurückzukehren, bis sie sich nach dieser Seite hin eben so weit von der Nordlinie entfernt hat, wo dann wieder der Gang nach Osten beginnt. Wegen des vielen Willkührlichen in dieser Halleyschen Hypothese hat man sie in neuern Zeiten aufgegeben, und sie mit derjenigen des Hansteen vertauscht, nach welcher die Erde zwei magnetische Aren, folglich auch vier magnetische Pole haben soll, welche sich um die Erdare und Erdpole drehen. — Weiter ausgebildet ist die Halleysche Annahme in der Hypothese des Professors Steinhäuser in Halle. Dieser zündete im Mittelpunkte der Erde ein großes Feuer an, das den Erdschlauch erhellte. Um das Centralfeuer aus zusammengepreßter Luft kreß ein unterirdischer Planet, der den Namen Pluto oder Proserpina erhalten, und auf der Oberfläche von lebenden Geschöpfen bewohnt seyn sollte. Natürlich zeigte sich den Plutonianern die Schwerkraft, wenn man sie mit der auf der Erdoberfläche verglich, völlig entgegengesezt. Hier wirkt sie nach unten der erleuchteten Sonne gegenüber, auf dem Pluto aber nach oben im Sitze des Centralfeuers. Eine natürliche Folge ist, daß die Wolken und Nebel die Schwere des Goldes und der Platina haben, das Wasser aber dem Quecksilber gleichen, auch lezteres sich nicht in den Thälern und Vertiefungen befinden, sondern auf den höchsten Bergkuppen seinen Sitz haben müsse. Leichter als diese Gewässer und Wolken sind die Bewohner und ihre Wohnungen, für die kein Versinken zu befürchten ist, im Gegentheil müssen Anstalten getroffen werden, um das den Luftbällen gleichende Aufsteigen zu verhüten. — Professor Bertrand nahm einen im Innern der Erde vorhandenen, frei umherrollenden Kern an, der, von irgend einem Kometen angezogen, sich auf die ihm gegenüberstehende Seite der Erdhöhle begibt, den hier befindlichen Theil der Erdkugel durch vermehrte Schwere niederdrückt, dadurch das Wasser veranlaßt, sich nach dieser Gegend zu stürzen und alle Niederungen zu überfluthen. Jezt liegt dieser Erdkern in der südlichen Halbkugel, wo er durch seinen Druck den hier vorhandenen großen Wasserreichthum und die vielen Inselwelten hervorgebracht hat. Nähert sich einmal ein Komet zu sehr der nördlichen Halbkugel, so wird ihm der Erdkern entgegenrollen und durch sein Gewicht diese Halbkugel niederdrücken. Dann versinken die hier befindlichen Festländer in die nacheilenden Wasserfluthen, aus denen die höchsten Gegenden und Bergkuppen wie große und kleine Inseln vorragen. Dagegen steigt die südliche Halbkugel auf, das Meer zieht sich zurück, und in der jetzigen Südsee tauchen neue Länderstriche auf. Diese gleichen anfänglich den Sandwüsten, bis sie nach und nach durch Luft und Verwitterung organischer Körper fruchtbar und langsam von den wenigen, aus den Fluthen geretteten Menschen angebaut werden. Ein solches wechselseitiges Auftauchen und Versinken, wie Arme eines Hebels, ist vorzüglich in den Polargegenden bemerkbar; die Länder um den Erdgleicher hingegen bleiben in der alten Lage, und werden nur theilweise von den über sie wegstürzenden Fluthen verheert und in große Sandwüsten umgewandelt. Nach alten Sagen haben sich die jetzigen Menschenstämme von den Hochgegenden des heißen Erdgürtels um den Erdgleicher nach den niedriger liegenden Erdstrichen verbreitet und diese allmählich bevölkert. Aus demselben Grunde liegt jezt um den Nordpol viel festes Land, der Südpol hingegen ist in weiten Eisfeldern und Meeren begraben."

Der Verfasser weist die Thorheit aller dieser Hypothesen nach, und insbesondere derjenigen, nach welchem das Innere der Erde bewohnt seyn soll: „Würde man nicht einen Naturforscher verlachen, der im Bauche eines Elephanten eine Thierwelt von Ratten und Mäusen annähme oder im Innern eines hohen Waldbaumes eine Pflanzenwelt von Gräsern und struppigem Gesträuch aufsuchen wollte? Und doch verführe er nicht anders als derjenige, der an eine Planetenwelt im Innern des Erdplaneten glaubt."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 49. 12. Mai 1834.

Geschichte.

1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Friedrich v. Raumer. 1r—3r Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832—34.

(Fortsetzung.)

Das Parlament zu Paris beschloß ein jährliches Dankfest. Dasselbe Parlament, in seiner Schmeichelei gegen Heinrich III., der mit seinen, fast wie Weiber gekleideten, Lieblingen in verschwenderischer Unzucht lebte, Ungebühr aller Art verübend, Nachts die Gassen durchstrich, und dann am Tage den Orgien geistliche Aufzüge folgen ließ, wo der König und seine Genossen, in Säcke gekleidet und die Gesichter verhüllt, Bußpsalmen absangen und sich geißelten, der so verächtlich geworden war, daß er einst achtzig seiner eigenen Hofbedienten auspeitschen ließ, weil sie ihn und die Geißler durch Nachäffung bitter verspottet hatten, — das Parlament entblödete sich nicht, ihn als den „Heiligen der Heiligen" zu bekomplimentiren. Als Heinrich III., mit den Ligisten zerfallen, von dem fanatischen Jakobinermönch, Jakob Clement, ermordet wurde, lobte Pabst Sixtus V. den Mörder öffentlich, verglich ihn mit „Judith, Eleazar und den gepriesensten Märtyrern" und äußerte: die That sey mit unmittelbarer Hülfe Gottes geschehen. Und Maximilian I. von Bayern, das nachmalige Haupt der Liga in Deutschland, die Seele des dreißigjährigen Krieges und Haupturheber der längern Dauer desselben, weßhalb ihm neuere Hofhistoriker den Beinamen des „Großen" verleihen wollten, schrieb als sechzehnjähriger Jüngling an seine Mutter: „Gestern habe ich mit großer Freude verstanden, daß der König von Frankreich umgebracht sey. Wenn Solches Wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu freuen."

Raumer fühlt die ganze moralische Verpflichtung, welche der Geschichtschreiber solcher Zeiten auf sich nimmt. Was er beabsichtigt, ist, die Vergangenheit uns zurückzuführen als eine Schule der Belehrung, der Warnung, als eine dringende Aufforderung an Völker und Regierungen, nie von der Bahn weiser Mäßigung abzugehen, nie im Leben die Grundsätze höherer Wahrheit zu verläugnen, ohne deren Leitung blinde Leidenschaften und Vorurtheile die Oberhand erlangen, um ganze Generationen in unabsehbares Unglück zu stürzen. Auf dem Wendepunkt einer großen politischen Wiedergeburt, auf welchem unsere Epoche angelangt zu seyn scheint, wo die Macht der Meinungen die Dinge sich zu unterwerfen strebt, wo Altes und Neues, wie am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, im heftigsten Gährungs- und Ausscheidungsprozeß

liegen, muß uns ein solches Werk doppelt willkommen seyn, nicht allein, weil es uns so manche überraschende Parallelen für die Gegenwart darbietet, wenn auch jetzt manche Eiferer der Extreme jede Versöhnung der Bedürfnisse und Interessen selbstsüchtig von sich weisen möchten, sondern auch weil es uns zugleich die Urtheile und Ansichten eines der hervorragenden Zeitgenossen bringt, die durch die Richtung, welche sie innerhalb der ihnen zukommenden ausgebreiteten Sphäre den Geistern geben, zur Entwicklung der Begebenheiten mächtig mitwirken, so daß wir diese Geschichte zu denjenigen Schriften rechnen möchten, von denen man nicht weiß, ob sie wegen ihres Gegenstandes interessanter sind, oder wegen ihres Verfassers. Alexander der Große soll auf seinem asiatischen Zug, als er Thaten für die Weltgeschichte verrichtete, häufig ausgerufen haben: aber was wird man in Athen dazu sagen? — so wichtig war ihm die Meinung des geistreichsten Volks unter den Griechen, denn er wußte, daß die Stadt reich war an Rednern, Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern, und daß das Urtheil, welches sie über ihn aussprächen, in der ganzen gebildeten Welt widerhallen und auf die Nachwelt übergehen würde. Was wird man in Berlin dazu sagen? heißt es in Deutschland und man wird sich wohl immer mehr an die Frage gewöhnen, auch wenn im Augenblick keine Thaten für die Nachwelt geschehen. Raumer aber ist in Berlin und im Norden überhaupt, was Rotteck im Süden ist — eine Stimme gewichtiger Autorität — Rotteck kühner vorschreitend, unverholen die neuen Ideen bekennend, der Zukunft zueilend — Raumer bedächtiger, öfter rückwärts blickend, auf dem alten Rechtsboden unverdrossen fortbauend und seit der Juliusrevolution, welche für so manchen liberalen Enthusiasmus kaltes Wasser war, nur um so entschiedener. — Beide vom Geist des Wohlwollens, der Humanität, deutscher Vaterlandsliebe beseelt, aufrichtige Freunde der Freiheit und der Entwicklung, Beide in ihren öffentlichen Verhältnissen, Rotteck als Volksrepräsentant und Raumer als Staatsbeamter (man erinnere sich seines Censurstreits) beweisend, daß ihre Gesinnung nicht bloß theoretisch ist.

Raumers Verdienst ist um so anerkennenswerther, als er wußte, daß er durch freies „Aussprechen seines politischen Glaubens mit den in seiner Nähe herrschenden Meinungen in Widerspruch gerathen müsse. Wenn nach dem Dichter der antipolnischen Lieder die Freiheit bloß ein Feuerbrand ist, der Verderben droht Allem, was in die Nähe kommt, oder nach dem Verfasser des Scipio Cicala ein Irrwisch, der Einen lange mit dem Schein der Wirklichkeit foppt, der in dem Augenblick aber in Nichts verschwindet, wo man ihn erhascht zu haben glaubt, und wenn sonach die Obliegenheit der Machthaber vornämlich darin besteht, den demokratischen Tendenzen der spekulirenden Vernunft entgegenzuwirken und sie als schlechthin verwerfliche Neuerungen zu bekämpfen; so ist Raumer den Fragen, welche das Zeitalter bewegen, keineswegs abhold noch eine Würdigung derselben im liberalen Sinne ihm fremd. Zwar versichert er (in der Vorrede zum ersten Band), so oft sich ihm auch Gelegenheit zu Vergleichungen zwischen dem sechzehnten und dem achtzehnten (warum nicht auch dem neunzehnten?) Jahrhundert dargeboten, so habe er doch diesen Versuchungen widerstanden und überlasse dieses anziehende Geschäft dem Leser; allein dies ist mehr eine Art Verwahrung des behutsamen Schriftstellers gegen Zweifel an seiner historischen Unbefangenheit, welche entstehen könnten, wenn er sich nicht von den Eindrücken der Gegenwart frei hielte oder erklärte. Warum sollte es aber eine Sünde seyn, die Fragen der Vergangenheit für die Lebenden zu stellen — sie im philosophisch-sittlichen Geist jetziger Zeit zu beantworten — sie an jene großen Zwecke anzuknüpfen, deren Erzielung Aufgabe der edelsten und erleuchtetsten Männer aller Zeiten war? Sein Prinzip ist das der Reform, des Fortschrittes zum Besseren, sein System das der Vermittlung der Gegensätze, und zwar nicht durch ein Machtgebot der Unterwerfung für das eine der streitenden Elemente, durch einen Freibrief der Tyrannei für das andere, sondern durch offene redliche Gewährung des als gut und gerecht Erkannten, nur an der Hand der Erfahrung, ohne gewaltsame Sprünge, mit Vermeidung der äußersten Endpunkte, mit Versöhnung der wechselseitigen Forderungen und Ausgleichung der übertriebenen Ansprüche — nicht zu verwechseln mit einem System der Halbheit, Unentschiedenheit und der erzwungenen Concessionen, das nicht deßwegen Mäßigung predigt, weil es vor Einseitigkeit bewahren will, sondern weil es das schöpferische Samenkorn der Zeit verkennt, und lieber dessen Entwicklung unterdrückt, als daß es der Furcht widerstände, die Dinge möchten so rasch gehen, daß man die Leitung aus den Händen verlieren könnte — ein System endlich, das den „Einzelnen zuruft, sie sollen ihr Heil darin finden, daß das allgemeine Gesetz aufrecht erhalten werde und den Gesetzgebern, sie sollen einsehen lernen, daß mit dem Vertilgen aller persönlichen Bewegung und Freiheit auch ihr Werk zu Grunde gehe."

Was uns die besondern Vorzüge der historischen Darstellungen Raumers scheinen, ist, daß er die Geschichte in den Rahmen großer Charakterbilder behandelt, daß er mit strenger Wahrheitsliebe alle poetischen Illusionen zerstört, daß er über die guten und bösen Thaten derer, denen viel anvertraut war, ob sie nun Könige oder Kaiser heißen, ob es Engländer, Franzosen oder Deutsche sind, oder welcher Nation sie sonst angehören, ein unnachsichtliches Todtengericht hält, wie man erzählt, daß es in dem alten Aegyptenland vom Volke gehalten

worden ſey. Ihm iſt die Geſchichte eine ernſte Nemeſis, die ſtraft und lohnt nach Gebühr und ohne Anſehen der Perſon und Würde. Er führt uns in die Mitte der Völker, in die Kreiſe ihrer Leiden und Freuden, in die Lager und auf die Schlachtfelder, in die Hörſäle ihrer Lehrer und Weiſen, in die Rathsverſammlungen ihrer Geſetzgeber, in die Prunkgemächer der Paläſte und in die Zerſtreuungen der Höfe.

Man könnte es tadeln, daß der Geſchichtſchreiber auch Vieles, was dem Privatleben anzugehören ſcheint, in den Cyclus ſeiner Gemälde aufgenommen hat. Es iſt nicht zu läugnen, daß Manches dadurch einen etwas coniſchen Anſtrich bekommt; allein wenn man der Geſchichte dieſe Schranke ſetzen wollte, welche Maſſe individueller Wahrheit ginge verloren und wie oft ſelbſt der Schlüſſel zur Erklärung der wichtigſten politiſchen Erſcheinungen, da im menſchlichen Leben das Größte nicht ſelten an gar kleinen Fäden hängt, die auf rein perſönliche Beziehungen zurücklaufen, da zumal die öffentliche Moral oder Unmoral aus dem Beiſpiel und Privatleben der Vornehmen nur zu reichliche Nahrung ſchöpft? Allerdings ſind dieſe kleinen Züge und Anekdoten ein Element, das man in der Regel nur in den Memoiren findet, und das des Verfaſſers fleiſſige Benützung der Schriften der Zeitgenoſſen beurkundet; doch iſt weniger zu ſüchten, daß ſie der Würde der Geſchichte Abbruch thun, als etwa zu wünſchen, ſie möchten mehr in das Ganze verwoben und nicht häufig nur ſo rhapſodiſtiſch angehängt ſeyn. Meiſt ſind ſie aber ſehr charakteriſtiſch und mit großer Freimüthigkeit ausgewählt. So wird, um einige Beiſpiele anzuführen, eine Tanzbeluſtigung der unverſchämteſten Art beſchrieben, welcher der zwei- und ſiebzigjährige Pabſt Alexander VI. mit ſeiner Tochter Lucretia und ſeinem geſammten Hofſtaat von einer Galerie herab zuſah. Von Ferdinand dem Katholiſchen werden als Urſache ſeines beſchleunigten Todes Liebestränke angegeben, welche die lahme häßliche Königin Germaine ihrem vier- und ſechzigjährigen Gemahl gab. Ein ähnlicher Vorfall hatte dem Herzog von Friedland einen ſiechen Körper eingetragen. Ludwig Sforza wird geſchildert als faul, unfähig, thieriſch, unſauber, voller Läuſe. Bei der Kaiſerwahl nach dem Tode Mirimilians I., einer edeln und wahrhaft vornehmen Natur, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, ohne übrigens mit einer ſonderlichen ariſtokratiſchen Vorliebe behaftet zu ſeyn, was ſein ganzes Buch beweiſt, wurde in Frankfurt dergeſtalt bankettirt, daß der franzöſiſche Geſandte im Rauſch über der Tafel einſchlief, und bei Eröffnung des Reichstags zu Augsburg am 20. Juni 1535 warf Vincentio Pimpinelli den Deutſchen vor, die Türken ſeyen in manchen Stücken beſſer als ſie, denn obwohl die Gefahr drohe, ſchlafen die Deutſchen fort und ſperren vor Faulheit das Maul auf. Von Philipp II., als er ſich um die deutſche Krone bewarb, wird gemeldet, er habe ſich bei den Deutſchen einzuſchmeicheln geſucht durch — übermäßiges Trinken, und von ſeinem Nachfolger Philipp III. — was iſt bezeichnender für einen ſchwachen Monarchen? — er habe ſich von ſeinen Höflingen abfragen laſſen, was er des Nachts mit der Königin im Bett geſprochen. Katharina von Medici verſammelte am Hof Schaaren der ſchönſten Frauen und Mädchen, und bediente ſich ihrer, um die Männer zu verführen, deren Geheimniſſe zu erfahren und ſie für ſchlechte Plane zu gewinnen, und des König Heinrichs II. Maitreſſe, Diana von Poitiers, pflegte jenem zu befehlen, daß und wann er des Nachts bei der Königin bleiben ſolle.

In einzelnen dieſer Perſönlichkeiten liegt das ſittliche Moment fern und es ſind mehr Kurioſitäten, die indeß immerhin die hiſtoriſche Scenerie vielfach beleben — allein wer dankt es nicht, von einem tiefen ſittlichen Eindruck ergriffen, dem Verfaſſer, wenn er uns an das Todtenbett eines Tyrannen begleitet, eines Karls IX., eines Philipps II., oder wenn er uns den Kerker zeigt, in welchem Chriſtian II. von Dänemark in ſieben- und zwanzigjähriger Gefangenſchaft die ungeheuren Frevel unſchuldig vergoſſenen Bluts büßen mußte, oder Erich XIV., Waſas mehr unglücklicher als ſtrafbarer Sohn, auf Bruders Befehl die grauſame Wahl erhielt, ſich erſticken zu laſſen, die Adern zu öffnen oder den Giftbecher zu trinken, oder wenn er aus der Leichenpredigt der katholiſchen Maria, die die edelſten Männer ihres Reichs auf das Schaffot oder den Holzſtoß geſchickt hatte, das wie bittere Ironie lautende Lob berichtet, ſie ſey für dieſe Welt zu gut geweſen? Dieſer Karl IX., „von Kindesbeinen an der Jagd ergeben bis zum Wahnſinn, der mit eigner Hand Pferde tödtete und Eſeln, denen er begegnete, zum Vergnügen den Kopf abſchlug, der in Gegenwart der Hofleute Schweine ſchlachtete und mit blutigen Händen in den Eingeweiden wühlte, der dann, zum Schlächter ſeiner eigenen Unterthanen geworden, täglich ernſter, ängſtlicher, unglücklicher ward, den die wilden Jagden, vom Morgen bis in die Nacht, kaum betäuben, nicht beruhigen, dem Muſik und Dichtkunſt, die er wie Nero liebte, ſein Herz nicht mehr wandeln konnten, der, wenn er, ein langer hagerer Mann, mit gebogener Habichtsnaſe und bleichen Wangen, vornüber gebückt einherging und mit ſtieren Augen hin und wieder ſchaute, ein entſetzliches Schreckbild der Sünde und Strafe darbot, der Nachts in Träumen Blutſtröme und Leichenhaufen ſah, Gewimmer und Todesgeſchrei hörte, ſich umringt hielt von den Schatten der Ermordeten, der in den lezten Wochen ununterbrochen zitterte und außer Stande war in einer Stellung ruhig zu verweilen, bis ihm zulezt aus allen Oeffnungen des Leibs und allen

Poren der Haut das Blut drang und er ſtarb ein vier-und-zwanzigjähriger Greis!“ Und dieſer Philipp II., der von Vielen als der Kluge bewundert, am Schluß einer mehr als vierzigjährigen Regierung, bankerutt an Leib und Seele wie ſeine unermeßlichen Staaten, nachdem er ſchon im Jahr 1575 Zinſen und Schulden herabgeſezt und im Jahr 1596 als das „paſſendſte, beſcheidenſte und billigſte Mittel gegen ſeine Geldverlegenheit die Vernichtung aller Schuldſcheine, Verträge, Verſprechungen, Pfänder und Wechſel beſchloſſen, jezt bedeckt mit Geſchwüren und offenen Schäden am ganzen Leib, drei-und-fünfzig Tage unbeweglich auf Einer Stelle liegend, ſeiner Auflöſung entgegen ſchmachtete, unter unſäglichen Schmerzen und während eine ſolche „Unzahl von Läuſen und Würmern aus den vier Löchern an ſeiner Bruſt hervorkroch, daß kein Mittel ſie zu tilgen vermochte und etliche Menſchen immerdar mit Ableſen derſelben beſchäftigt waren, wozu noch ein ermattender Blutfluß, und ein ſo unerträglicher Geſtank kam, daß man es kaum bei ihm aushalten konnte!“ Sonderbarer Gang der Verhängniſſe — derſelbe Alba, deſſen Grimm das Kind in der Mutter Leib nicht verſchonte, wenn die Mutter ihm der Ketzerei verdächtig war, nährte ſich in ſeinen lezten Tagen von der Milch eines Weibes, die er wie ein Kind an der Bruſt ſog, und Churfürſt Maximilian von Bayern hatte im blinden Eifer, keine Ketzer in ſeinem Land zu haben, dieſes ſo gereinigt, daß es überhaupt faſt keine Menſchen mehr hatte, und daß man das Elend, Kinder zu beſitzen, für ſo groß hielt, daß der Churfürſt, als er umſonſt durch Faſten, Geißeln und Kaſteien dieſer Noth abzuhelfen ſuchte, den Befehl ergehen laſſen mußte, „die Eheleute ſollten ſich nicht des Beiſchlafs enthalten.“

Da Raumers Werk wegen der Schwere dieſer Zeiten nicht anders als überreich ſeyn konnte an den dunkeln Partien der Geſchichte, ſo wäre es ſchon eine äſthetiſche Pflicht für ihn geweſen, nun auch die Lichtſeiten zu zeigen. Hat er dieſe Pflicht erfüllt? Gewiß. Es iſt ein ſchöner Kontraſt, in welchem die Namen Guſtav Waſa, Heinrich IV., Maximilian II., der „mildeſte und liebenswürdigſte“ Habsburger, und was für jenes Zeitalter viel heißt, aufgeklärter Freund der Gewiſſensfreiheit, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolf, Oxenſtierna und Andere, wie leuchtende Meteore aus der Nacht emporſteigen, leider meiſt zu ſchnell wieder verſchwindend unter den Schlagſchatten der kommenden Geſchlechter. Von den heilloſen Kriegen der Glaubenstyrannei, von dem Blutrath Alba's, der Philipp II. von den Konfiskationen ein neues Indien verſpricht (der Verfaſſer ſagt, Philipp rechnete wie ein „Räuber“), von den gräuelvollen Verfolgungsedikten gegen die Mauren, denen man die heimathliche Sprache, das Singen und die Bäder verbot, wie gerne folgen wir ihm zu dem erhebenden Schauſpiel der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Niederländer und Schweden und der Ditmarſen, des lezten Volks auf deutſcher Erde, das noch ſeine alte Freiheit bewahrt hatte, und jezt nicht ruhmlos ſie verlieren ſollte, oder zu den begeiſterten Aufrufen der Königin Eliſabeth an ihr Volk, ſich zu waffnen gegen die „unüberwindliche“ Armada, welche ausgeſendet worden war, das lezte Bollwerk der Ketzerei zu zerſtören? Der Verfaſſer äußert ſich hier überall mit ungeſchminkter Freiſinnigkeit. Das Benehmen Wilhelms von Oranien wird durch folgende Bemerkungen gerechtfertigt. „Wenn unbedingter Gehorſam gegen eine Obrigkeit, die göttliches und menſchliches Recht, natürliche und poſitive Geſetze frech übertritt, auf eidliche Zuſicherungen und Verſprechungen nicht die mindeſte Rückſicht nimmt, Warnungen verachtet, Bitten beſtraft, wenn unbedingter Gehorſam gegen einen Alba und Philipp höchſte Pflicht wäre, ſo würde das menſchliche Geſchlecht bald zu thieriſchem Daſeyn herabſinken, oder ganz ausgerottet werden. Wer den Prinzen von Oranien verdammt, daß er endlich dem lauten Flehen der Bedrohten, Vertriebenen, Hingeopferten Gehör gab und die Hand ans Schwert legte, um ſein Vaterland zu retten, hat kein Herz im Buſen, ja ſelbſt die geiſtloſen Grundſäze, mit denen er Götzendienſt treibt, nicht begriffen. Denn auf Wilhelms Seite ſtanden Herkommen, urkundliches Recht, beſchworner Vertrag und der König nebſt ſeinem Feldherrn waren die Revolutionäre, welche vom Rechte wichen und jeden legitimen Weg verſchmähten.“ Als Balthaſar Gerard, gereizt durch die Belohnung von 25,000 Goldſtücken, welche Philipp auf des Prinzen Kopf geſezt, dieſen in ſeinem Palaſt zu Delft mit drei Kugeln tödtlich traf, zählten die Jeſuiten den Mörder unter die verdienſtlichſten Märtyrer und der König erhob denſelben mit ſeinen Verwandten in den Adelsſtand. Doch übt der Verfaſſer ſelbſt gegen einen Philipp hiſtoriſche Gerechtigkeit — er ſpricht ihn von dem Verdacht von der Ermordung ſeines Sohnes Karlos (von dem er ein nichts weniger als Schiller'ſches Bild entwirft) frei.

Ueberhaupt iſt Raumer bei aller ſittlichen Strenge, mit der er über das öffentliche und Privatleben der Großen urtheilt, kein Rigoriſt, daß er nicht auch Schwächen zu entſchuldigen wüßte, wenn ſie nur mit großen öffentlichen Eigenſchaften gepaart ſind. Er machte mit Recht einen großen Unterſchied zwiſchen der Lüderlichkeit der lezten Valois und den Galanterien eines Heinrichs IV. oder Guſtav Adolfs.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 50. 16. Mai 1834.

Geschichte.

1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Friedrich v. Raumer. 1r—3r Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832—34.

(Schluß.)

Bei Maria Stuart tritt daher der Verfasser auch trotz ihrer liebenswürdigen Eigenschaften derjenigen Ansicht bei, welche den Streit dieser Königin mit der englischen Elisabeth zu Gunsten der glücklichen Nebenbuhlerin entscheidet, wenn er gleich auf die offiziellen Erklärungen der leztern, an denen doch auch die Politik einigen Antheil gehabt haben mag, vielleicht zu viel Gewicht legt. William Cecil Lord Burleigh ist ihm Elisabeths Sully. Auch ihr Verhältniß zu Leicester und Esser faßt er weniger von der romantischen Seite auf.

Wenn indeß das Prinzip der Mäßigung, welches dem Verfasser zum Leitfaden und Maßstab dient, im praktischen Leben, wo Etwas erst geschehen soll, recht gut ist, so kann es in der Geschichte, die es mit Betrachtung geschehener Dinge zu thun hat, leicht den Standpunkt der Anschauung verrücken. In dem, was das Genie mit schneller und sicherer Kraft vollbringt, erscheint vielleicht ein Mangel an Besonnenheit, weil es die gewohnten Gradationen vermissen läßt, weil es eine ängstliche Beachtung aller Verhältnisse, eine pedantische Berechnung aller möglichen Folgen, was am Ende doch eine vergebliche Arbeit ist, verschmäht. Ein Ereigniß, welches die Ordnung neuer Jahrhunderte begründet, wird vielleicht ungerecht bekrittelt, weil es die Ordnung einiger Tage stört. Wenn der Verfasser über Huß und Hieronymus von Prag bemerkt, einige ihrer Behauptungen würden in scheinbar folgerechter, aber irriger Anwendung eine Auflösung aller geistlichen und weltlichen Ordnung herbeigeführt haben, so ist von diesem Tadel bis zur Verwerfung nur Ein Schritt, und diese Verwerfung würde die große Kirchenreformation des sechzehnten Jahrhunderts, deren Vorboten die beiden Märtyrer waren, mittreffen. Läßt er aber doch auf Luther selbst einen ähnlichen Tadel fallen, wenn er nicht etwa ein leidenschaftliches Benehmen des Reformators in einem einzelnen Fall, wogegen keiner von dessen Verehrern blind seyn wird, rügt, sondern sich über eine Handlung mißfällig äußert, welche nichts Anderes war, als das klare unumwundene Aussprechen des Prinzips des Protestantismus in der feierlichen Lossagung vom Pabstthum und hierarchischer Autorität — wir meinen die Verbrennung des päbstlichen Rechts und der Bannbulle. Es ist ihm zwar „zu gering, eine solche That eines solchen

Mannes aus gemeiner unbesonnener Rachsucht erklären zu wollen," aber er vermag auch nicht, „darin den höchsten Heldenmuth zu erkennen, wenn anders Heldenmuth ohne Leidenschaft (?) seyn soll" — er glaubt, daß Luther mehrere Male in seinem Leben „reineren Muth" gezeigt hat und er möchte auch nicht den Anfangspunkt der Reformation vom 31. Okt. 1517 (Anschlagen und Thesen) auf den 10. December 1520 (das obige Auto-da-fe) verlegen, denn „damals, sagt er, war von Verbesserung eines unläugbar mangelhaften Verfahrens die Rede, diesmal schien der gewaltsame Umsturz alles dessen bezweckt zu seyn, was seit Jahrhunderten für Recht und Gesetz galt." Ist es nicht, als ob der Geschichtschreiber sagen wollte, wenn ich Luther gewesen wäre, ich wäre nicht so drein gefahren — ich hätte Alles gescheiter, besonnener angegriffen? Wie? Bestand der Unterschied der beiden Religionsansichten bloß in einem mangelhaften Verfahren der ältern Kirche und nicht in der Verschiedenheit der Prinzipien? Waren Autorität und Ueberlieferung, Forschungs- und Gewissensfreiheit keine Gegensätze? Und was hätte Luther thun sollen? Nach dem Verfasser mußte er sich dem Trefflichen des frühern Kirchenrechts anschließen, um daraus ein System des protestantischen Kirchenrechts zu entwickeln, er mußte halb päbstlich bleiben, er durfte nicht Luther seyn nach ureigner Natur und Richtung des Geistes, wie dieser in der auch von dem Verfasser angeführten Stelle gegenüber seinem Freunde Melanchthon sich selbst so wahr und damit jeden Reformator schildert: „Melanchthon fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß." Man sieht, der Verfasser ist kein Theolog und noch mehr, es ist ihm entgangen, daß die Reformation eine Revolution war. Offenbar ist es die Subjektivität derselben Vermittlungstheorie, welche der Verfasser in Würdigung großer und kühner Charaktere etwas verlegen macht, so daß ein Erasmus oder Melanchthon, wiewohl er sie und Luther als nothwendige Gegensätze anerkennt, fast eher sein Mann ist als Luther, und daß er über Sickingen und Hutten das Urtheil fällt, ihre Thätigkeit sey bloß auf äußeres Gestalten oder vielmehr gewaltsames Obsiegen gerichtet gewesen und Beide hätten gleichsam nothwendig untergehen müssen. Dagegen hat er gegen Luther Recht, wenn er behauptet, daß derselbe zu enge politische Begriffe gehabt, namentlich daß ihm der Begriff der Obrigkeit immer nur in der Form des unumschränkten Monarchismus erschienen. Um nun gleichwohl aus diesem Widerstreit heraus zu kommen, stellt Raumer die Charaktere häufig wie Kant'sche Antinomien einander gegenüber, in der Art, daß er die Einheit des Urtheils mehr auf dialektischem als historischem Weg zu finden sucht, oder auch dasselbe unentschieden läßt, wofern nicht der Blick auf das Ganze die Schwierigkeit löst, wie in den Fällen, wo sich große nationale Fragen an die Personen und Dinge anknüpfen.

So lange war es bei den Geschichtschreibern fast herkömmlich, Karl V. in seiner innern Politik als einen Tyrannen, der die deutsche Freiheit zu unterdrücken strebte, überhaupt aber als einen falschen, arglistigen Fürsten ohne Erhabenheit der Gesinnung darzustellen, dagegen die Prinzen, die ihn bekämpften, als deutsche Patrioten und Franz I. gegen den kaiserlichen Nebenbuhler als den „ritterlichen" König auszuzeichnen. Da der Verfasser den nationalen Gesichtspunkt geltend macht, so erscheint Manches in einem für Karl günstigeren Lichte. Was zuvörderst die beiden Nebenbuhler, Mann gegen Mann gehalten, anlangt, so läßt sich schon nach dem bisherigen Nichts darüber einwenden, wenn Raumer in Betracht des Benehmens des Königs nach dem Vertrag von Madrid und der geheimen Vorbehalte, wodurch derselbe feierlich beschworne Verträge im Augenblick des Abschlusses wieder aufhebt oder eludirt, sein Urtheil dahin gibt, daß „der oft gerühmte ritterliche Sinn nur in der leicht zur Unsittlichkeit führenden oberflächlichen Galanterie bestanden, daß die tiefere Bedeutung des Ritterthums, die Pflicht der Treue, Wahrhaftigkeit und des durch kein Unglück gebeugten Edelmuths dem König völlig fremd geblieben, oder in Leichtsinn, Leidenschaften und Lüsten schnell verschwunden sey, daß aber in Bezug auf Festigkeit, Besonnenheit, Mäßigung und Klugheit Karl V. entschieden der Vorzug gebühre." Karls leitender Gedanke, wie der Verfasser glaubt, war, die Idee des Kaiserthums „neu zu beleben und in der Wirklichkeit etwa so zu gestalten, wie zur Zeit Friedrichs I." Wenn er dies wollte, so wollte er in der That nichts Anderes, als was die größten seiner Thronvorfahren sich stets zur Aufgabe gemacht hatten — nichts Anderes, als was einigen andern europäischen Monarchen zur festern Begründung ihrer Macht gelungen war — eine konsolidirte Organisation des Reichs. Daher konnte er freilich die neue Lehre nur als ein neues Element der Zwietracht, und die Fürsten, welche durch einseitige Verbündungen und durch Lösungen vom Reichsverband den Protestantismus vertheidigten, nur als treulose Vasallen und ihr Benehmen als unheilvoll für das Ganze betrachten. Der Verlust deutscher Grenzländer (Metz, Verdun, Toul) in Folge einer Allianz protestantischer Fürsten mit dem französischen Nachbar rechfertigte auch des Kaisers Ansicht nur zu sehr, wenn er sich gleich darin irrte, daß er über die Grundsätze, welche das Zeitalter entzweiten, durch diplomatische Unterhandlungen ein Abfinden auf

dem Weg der „gemäßigten Mittel“ für möglich hielt. Doch erscheint er auch in dieser Beziehung gegen die meisten der Jesuitenzöglinge, seiner Nachfolger, namentlich gegen Ferdinand II., durch dessen bigotte Politik z. B. Böhmen von 3 Millionen auf 780,000 Einwohner herabsank, als ein aufgeklärter Fürst. Ob es wünschenswerth gewesen wäre, wenn Karls Plan gelungen, darüber spricht sich der Verfasser nicht bestimmt aus. Denn indem er anerkennt, daß die Freiheit und Mannichfaltigkeit deutscher Entwicklung dadurch sehr gelitten, die Einheit und Macht unsers Vaterlands nach Außen hingegen gewonnen hätte, erklärt er es zugleich für „übereilt, jenen Gedanken kurzweg als ungerecht und thöricht zu verdammen oder den Kaiser als einen bedeutungslosen Herrscher zu bezeichnen, weil er das Große, was er bezweckte, nicht vollständig durchzuführen im Stande war,“ und an einem andern Ort kommt er wieder auf die Gefahr zu reden, daß an die Stelle der „reichen deutschen Gliederung eine Hauptstadt und ein allmächtiger König hätten treten, kurz das geschehen können, was man in Frankreich bisweilen bewunderte, was aber in Wahrheit der deutschen Natur seither unangemessen gewesen sey.“ Merkwürdigerweise war es besonders der deutsche Adel, welcher, Hutten und Sickingen an der Spitze, sich (freilich mit Ausnahme der kirchlichen Händel) zum Vertreter der Sache des Kaisers und der Einheit des Reichs gegen die Zersplitterung und Ausländerei der Fürsten aufwarf. Vergebens suchen wir bei dem Verfasser eine befriedigende Lösung dieser Gegensätze und Widersprüche, wir dürfen uns aber darüber nicht wundern, da die Vergangenheit dieselben noch ganz der Gegenwart übermacht hat, vielleicht als Lebensfragen, von deren richtiger Beantwortung die Selbsterhaltung der deutschen Nation abhängt, weßhalb aber eben die vielseitigste Prüfung und Besprechung jeder endlichen Entscheidung vorangehen sollte. Vom sechzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit haben diese Lebensfragen eigentlich geruht und die deutsche Mannichfaltigkeit hat wie wahres Unkraut gewuchert, so daß zuletzt Alles auseinander fiel und nur noch eine armselige „Gliederung,“ aber kein zusammenhaltender Körper mehr vorhanden war, bis man nachgerade darauf zurückgekommen ist, daß Einheit, Festigkeit des Ganzen mehr thut, als eine vermeintliche Selbstständigkeit der Theile.

Friedrich von Raumer ist ein Bewunderer der alten deutschen Verfassung. Er preist das schöne öffentliche Leben der Deutschen, welches sich darstellte auf ihrem „Reichstage, ihren Kreis- und Landtagen, in den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, den Churfürsten, Fürsten und Grafen, einer mächtigen Ritterschaft und reichen Städten, welchen Machiavell das Lob zollt: für Alles Oeffentliche sorgen sie mit höchster Freigebigkeit, in eigenen Genüssen dagegen sind sie sparsam;“ er rühmt, daß diese Verfassung dem Oberhaupt des Reichs es unmöglich gemacht, Eroberungskriege zu führen nach Art der französischen Monarchen, daß sie die zwei Hauptkrankheiten aller gesellschaftlichen Zustände gleichmäßig abgehalten: Tyrannei eines Einzigen und allgemeine Anarchie. Das Alles ist längst vorbei und es lautet zum Theil schöner als wahr. Stand die deutsche Verfassung der Tyrannei eines Einzigen im Weg, so darf man fragen: konnte sie immer die Tyrannei vieler Einzelnen hindern? Und wenn Deutschland in keine allgemeine Anarchie zerfiel, so ging es in demselben (auch nach der Zeit des Faustrechts) doch oft nicht viel besser her als in dem „turbulenten“ Polen und die französische Einmischung war ihm zu Zeiten fast so verderblich, als dem letztern Staat die russische, wenigstens eben so schmählich. Als Heinrich II. von Valois, erzählt der Verfasser, gegen Karl V. den Krieg erklärte, sah man auf dem Titel der deutsch und französisch gedruckten Proklamation eine Mütze zwischen zwei Dolchen abgebildet, mit der Inschrift: „Freiheit“ und der Umschrift: Heinrich, Beschützer der deutschen Freiheit und der gefangenen Fürsten.“ Im Texte selbst beschwur und bekräftigte Heinrich bei Gott dem Allmächtigen und seinem königlichen Ehrenwort, „daß er aus diesem mühseligen, schweren und gefährlichen Vorhaben, großen Kosten und Gefahr seiner eignen Person keinen andern Nutzen und Gewinn suche und hoffe, denn daß er aus königlichem Gemüth die Freiheit des trefflichen deutschen Volkes und des heiligen Reichs gegen die Bedrückungen des Kaisers zu schützen und nicht zu schulden gedenke, daß irgend Einem an Person und Gütern Schaden geschehe.‘ Der König erprobte bald darauf seine Uneigennützigkeit durch Abreissung deutscher Grenzprovinzen, was dem Verfasser zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Eben so uneigennützig sind die Hülfsleistungen Ludwigs XIII., XIV. und XV., der Republik und Napoleons gewesen, ja noch in den letzten Tagen erbieten sich weitführende Journalisten dem deutschen Volk die französische Freiheit unmittelbar (etwa für Abtretung des linken Rheinufers) oder mittelbar (durch Abschliessung eines neuen Rheinbunds) zuzubringen oder einzuimpfen. Was würden sie sagen, wenn man ihnen in Hinsicht Frankreichs ähnliche Vorschläge machte?“

Allerdings keine französische Freiheit auf deutschem Boden! Die Freiheit kann sich ein Volk nicht schenken lassen — es muß sie selbst erringen. Und ließen sich die Geber solche Freigebigkeiten nicht theuer bezahlen? Auch die schwedische Freiheit, welche Gustav Adolf brachte, war am Ende nicht wohlfeil, obwohl nicht zu befürchten stand, daß, wenn es dem König glückte, die deutsche Krone an sich zu bringen, deßwegen Deutschland eine

ſchwediſche Provinz geworden wäre. Abgeſehen davon, daß in Schweden die Bildung größtentheils deutſchen Urſprungs war, daß es aus Deutſchland die Reformation empfangen, (wie denn Guſtav Adolf vor Wittenberg die ihm entgegen ziehenden Studenten mit den Worten begrüßte: „Ihr Herren, von Euch iſt aus dieſem Ort das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde bei Euch will verdunkelt werden, ſo müſſen wir zu Euch kommen, um daſſelbe Licht, nächſt Gott, wieder anzuzünden!") daß der König deutſche Lehrer gehabt, daß Oxenſtierna, daß Guſtav Horn und die unterrichtetſten ihrer Landsleute auf deutſchen Univerſitäten ſtudirt hatten — ein kleines Land, wenn es mit einem größeren, reicheren, civiliſirteren in Verbindung kommt, geräth eher in Gefahr zur Provinz herabzuſinken. Die Freiheit iſt kein abſtrakter Begriff, den man von Volk zu Volk, wie von Kompendium zu Kompendium überträgt — ſie iſt Nichts, wo ſie nicht in Geſchichte und Inſtitutionen, Rechtsverhältniſſen und Gewohnheiten, Kunſt und Wiſſenſchaft, kurz in der ganzen Denk- und Handlungsweiſe eines Volks verkörpert iſt. Sollte aber für die Anhänger des hiſtoriſchen Rechts daraus folgen, daß man nie von der Idee der Freiheit, ſondern nur von ihren poſitiven Erſcheinungsformen ausgehen, nie dieſe nach jener geſtalten oder berichtigen durfte? Muß man ſich die Wirklichkeit als einen Abfall, als eine Trübung der Idee denken, ſo muß es ſtets wieder die Idee ſeyn, an der das Leben ſich ſtärkt und aufrichtet, wenn es in ſeinen Entwicklungen, Beſchränkungen und Negationen von dem Normalzuſtand zu weit abgeführt worden iſt, oder man hat die bedenkliche Wahl, eine Gewalt im Staat mit ſo hoher Machtvollkommenheit ausrüſten zu müſſen, daß ſie bei überhandgenommenen Mißverhältniſſen und Störungen im geſellſchaftlichen Organismus mit abſoluter Organiſationskraft ins Mittel treten kann, ohne daß indeß gegen ein Beſtreben dieſes oberſten Vermittlers, ſeine Macht zu mißbrauchen, oder des Widerſtands von Seiten der andern Staatskörper, und dann als Folge furchtbarer Erſchütterungen, eine zuverläſſige Bürgſchaft vorhanden wäre. Um dieſer Alternative zu entgehen, was bleibt übrig, als die — wenn man will — undeutſche Theorie von der Theilung der Gewalten, allerdings eine Theilung, die, wenn ſie nicht wieder zu unfruchtbaren Kolliſionen führen ſoll, nicht geradezu eine gleiche ſeyn kann, ſondern einen monarchiſchen, demokratiſchen oder ariſtokratiſchen Schwerpunkt ſetzen muß.

Die alte freie Verfaſſung in Aragon, wo das Volk mit den Worten huldigte: „Wir, die wir eben ſo viel werth ſind, als Du, wir machen Dich zu unſerm König und Herrn unter der Bedingung, daß Du unſre Rechte und Freiheiten beobachteſt und ſchützeſt — wo nicht, wir auch nicht" — dieſe Verfaſſung lobt Raumer wegen des Gedankens, daß zwiſchen Regirenden und Regirten eine nicht nach Willkür zu vernichtende Wechſelſeitigkeit der Rechte und Pflichten Statt finde und weil ſie gegen den Mißbrauch der Gewalt Gewährſchaften ſuche. Allein da ſie dieſe Gewährſchaften in der Aufſtellung einer höchſten Magiſtratsperſon, des Juſtiza finden wollte, welcher in lezter Stelle alle Geſetze auslegen, das Verfahren des Königs wahrnehmen, die Verwaltung der Staatsbeamten prüfen und ſie nöthigen Falls entfernen ſollte, an welchen die Berufung von den Gerichten, ja von des Königs eigener Entſcheidung ging, ſofern man dieſen beſchuldigte, ſelbſt ein Geſetz übertreten zu haben — da ſie hierauf, aus Furcht vor der Gewalt des Juſtiza, dieſem wieder ein Ephorat, beſtehend in einem ſtändiſchen Ausſchuß von ſiebzehn Mitgliedern, mit der Vollmacht, ſeine Verwaltung zu prüfen, ihn nach Befund der Umſtände abzuſetzen, ſelbſt zum Tode zu verurtheilen, zur Seite oder vielmehr über ihn ſtellte; ſo fragt der Verfaſſer mit Recht: bedurften dieſe übermächtigen Siebzehn nicht ſelbſt einer neuen Beſchränkung und ließe ſich dieſes Verfahren nicht ins Unendliche wiederholen, ohne zum Ziel zu führen? Wenn er aber hinzufügt, irgend eine Gewalt müſſe im Staat die höchſte und lezte ſeyn und Mißbräuche derſelben können keineswegs durch dieſes babyloniſche Uebereinanderbauen verhütet werden, ſondern nur dadurch gemildert, daß verſchiedene eigenthümliche Kräfte und Organe ineinander greifen und ſich wechſelsweiſe bedingen, regeln und ſchützen; ſo hätte man wünſchen mögen, er hätte ſich näher darüber erklärt, warum, nachdem dieſe höchſte und lezte Gewalt im Staat ſich wirklich feſtgegründet hatte, von den verſchiedenen eigenthümlichen Kräften und Organen, von welchen die Freiheit Schuz und Pflege erwartete, ſo wenig übrig geblieben ſey, wäre es auch nur zur Verwirklichung des beſcheidenen Wunſches geweſen, die Exceſſe des Herrſcherthums „gemindert," nicht, was die Aufgabe wahrer Staatsweisheit zu ſeyn ſcheint, unmöglich gemacht zu ſehen. Und doch glaubte man ſich noch im ſechzehnten Jahrhundert in Spanien ſo weit von dieſem Extrem entfernt, daß in den Fehden der Cummuneros in Valencia im Jahr 1521 eine Mutter zu ihrem Kind ſagte: „Betrachte genau dieſen Edelmann, damit du dereinſt ſagen könneſt, du habeſt einen geſehen; denn ſie werden verſchwinden wie die Tempelherren!" Von da an bis zu dem unſinnigen Parteiruf: „Muera la nacion! Viva el Rey neto!" welch ungeheurer Abſprung! Die Spanier werden ſich nun wohl das Repräſentativſyſtem beſſer überlegen.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 51. 19. Mai 1834.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

2) Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsre Zeit. Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet von Karl von Rotteck, großherzogl. bad. Hofrath und Prof. Neun Bände. Neunte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder, 1833.

3) Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1831. Mit Zugrundlegung seines größern Werkes bearbeitet und herausgegeben von Demselben. Vier Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, K. Hoffmann, 1831—1833.

Rotteck als öffentlicher Charakter ist bekannt. Das deutsche Volk schätzt in ihm einen seiner wärmsten und beredtesten Sprecher für die Interessen des konstitutionellen Rechts, der Freiheit, der Nationalität, des Fortschrittes. So hat er sich gezeigt als Deputirter, als Publizist, als Historiker, auf dem akademischen Lehrstuhl wie auf der literarischen und politischen Tribüne, als Mann der Wissenschaft und als Mitglied der badischen Gesetzgebung.

Man lebt in Deutschland in eigenen Widersprüchen. Die Einen machen der Wissenschaft ihre Abgeschiedenheit vom Leben zum Vorwurf — sie verlangen, das geistige Erkennen solle mit dem praktischen Wirken im Einklang stehen — die vielbeliebte alte Stubengelehrsamkeit ist ihnen ein Gräuel. Andere nehmen es der Wissenschaft übel, daß sie sich nicht in den — wie sie sagen — angemessenen Grenzen halte, also nicht abgeschieden bleibe, und dieselben, die so urtheilen, kann man einandermal von allem höhern Forschen mit Geringschätzung sprechen, es als Schulplunder, als Träumereien müssiger Köpfe bezeichnen hören. Noch Andere möchten gerne von der Wissenschaft Gebrauch machen, sie gefallen sich darin, ihr Gewand zu borgen, sie lieben ihre Gründlichkeit, nehmen ihre Erfindungskunst in Anspruch, um ihre Systeme, selbst ihre Grillen und Vorurtheile zu begründen. Aber sie hassen sie, wenn sie Ideen zu Tage fördert, die in ihren engen Gesichtskreis nicht taugen und wenn sie diese Ideen nicht allein als Phantasiegebilde, sondern als Gegenstände eines erreichbaren Strebens, einer gehaltvollen Thätigkeit hinstellt. Was ihnen in einer gewissen Sphäre formeller Wahrheit als löblich und brauchbar erscheint, wird ihnen in konsequenter Entwicklung bedrohlich, revolutionär, verwerflich. Es gibt endlich Solche, welche ihre Sache wunder wie klug anzugreifen meinen, wenn sie die geistigen durch die materiellen Fragen zu verdrängen

ſuchen. Sie bedenken aber nicht — dieſe vorzugsweiſe ſogenannten Freunde des hiſtoriſchen Rechts, daß, indem ſie den menſchlichen Geiſt auf das Gebiet des kalkulirenden Verſtandes beſchränken, jener eben dadurch eine Richtung nehmen muß, welche Manchem von dem, was ſie doch erhalten wollen, weil es mehr auf dem Glauben an die Autorität, auf dem Schimmer der Einbildungskraft als auf der Berechnung des Nutzens beruht, nur feindſelig entgegen ſeyn kann. Jede dieſer Parteien pflegt ſich ihre Statiſtik zu entwerfen, ihre Hülfsquellen, die Bedeutung und Macht ihrer Anhänger aufzuzählen und dann nach allen Seiten Vergleichungen anzuſtellen. Jede getraut ſich die, ſo nicht denken wie ſie, eines Beſſern zu belehren, wofern es ihnen um wahrhafte Aufklärung zu thun iſt; jede behandelt die Andern als Unwiſſende, Verführte oder Verführer — die leztern angeblich ſtets in ungeheurer Minderzahl, als eine Rotte, eine handvoll Werkzeuge trauriger Verrückungen, deren finſteres Unweſen der klare Sinn des Volks durchdringen wird. Denn jede beruft ſich in oberſter Inſtanz auf die öffentliche Meinung oder das Volk — ſelbſt diejenige, die dem Volk nicht einmal in ſeinen Repräſentanten ein Urtheil zuerkennt. Dieſe öffentliche Meinung aber kann ſich nur durch einzelne Organe äußern und ſo behält jeder Theil Recht. Hat eine Partei, wie es ſcheint, die Majorität im Volk nicht für ſich, ſo behauptet ſie, ächte Talente und Bildung oder die Beſſergeſinnten ſeyen wenigſtens auf ihrer Seite. Eine andere iſt vielleicht nicht gerade ſehr reich an Intelligenz und an glänzenden Kapazitäten — da rühmt ſie ſich der Ehrwürdigkeit ihres Alters, ihrer Erfahrungen, ihrer Traditionen, der materiellen Kräfte, über die ſie verfügt, ſtatt daß bei ihrer Gegnerin umgekehrt die Jugendfriſche, das lebendige Vorgefühl einer beſſern Zukunft es iſt, was ihr zum Sieg verhelfen ſoll. Am leichteſten machen ſich ihre Aufgabe die Kämpfer, welche über die Beſtrebungen der Andern bloß deßwegen den Stab brechen, weil ſie das Neue unbequem finden, da ſie Nichts mehr ſcheuen, als was ſie in ihrer gewohnten Ruhe ſtören würde. Je nachdem man nun einer dieſer Parteien angehört, wird freilich das Urtheil über Rotteck verſchieden ausfallen.

Rotteck hat ſich als ein zu entſchiedener Beförderer der großen geiſtigen Intereſſen des Zeitalters benommen, er hat in Rede und Schrift ein zu ſchweres Gewicht in ihre Wagſchale gelegt, um nicht bei Jedem, welcher darin bloß willkürliche Neuerungen, Angriffe auf verjährten Beſitz, Ausgeburten franzöſiſcher Turbulenz erblicken möchte, vielfach anſtoßen zu müſſen, nachdem, wo Befangenheit in Parteiintereſſen überhand nimmt, ſo ſelten dem Gedanken Raum gegeben wird, daß Jemand, wohl auch ohne ſelbſtſüchtige Triebfedern, der Sache treuer Ueberzeugung dienen könne. Wer dieſe allgemeinen Intereſſen nicht anerkennt, — wer die vorgefaßte Meinung nicht zu überwinden vermag, als ob es ſich darin nicht um mehr handle, als um eine künſtliche Aufregung durch einſeitige Theorien, als ob die Geltendmachung neuer Glaubensbekenntniſſe nicht eine Frucht der europäiſchen Geſammtbildung ſey, eine nothwendige Entwicklung der im wechſelſeitigen Unterricht der Nationen begriffenen Vernunft — der ergreife Rottecks Geſchichte nicht, oder lege ſie gleich wieder aus der Hand, denn ſie wird ihm wenig bieten, was nach ſeinem Geſchmack iſt. Ein unermeßliches Publikum in Deutſchland ſcheint aber dieſe Anſicht nicht zu theilen. Bei dieſem Publikum, das ſich keinen akademiſchen Hörſaal verſchließen läßt, hat der Name Rotteck einen ſo guten Klang, daß in kurzer Zeit etliche und zwanzig tauſend Exemplare von dem leztern Werk in ſeine Hände übergegangen ſind.

Dieſes Publikum in ſeinem ſchlichten geraden Sinn — gibt ſich gerne der Belehrung von Männern hin, die das Buch der Geſchichte vor ihm aufſchlagen und ihm ſagen, daß das, was das Ziel des Strebens der edelſten Charaktere aller Zeiten war, nicht bloße Fantome einer fieberhaften Einbildungskraft ſeyn können — die ihm das trübe Auge öffnen für den gewaltigen Geiſt, der durch die Welt ſchreitet, der die Leidenſchaften in allen Tiefen der Gemüther aufrührt, der Millionen Herzen mit unerfüllten Hoffnungen und Wünſchen ſchmerzhaft durchzuckt, der aber auch ein heiterer Geiſt iſt, der Morgenröthe eines neuen Tages gleich, die hinter den Wolken hervortritt. Es iſt der unerſchütterliche Glaube an das Beſſere in der Menſchenbruſt, mit welchem Rotteck ſeinen Leſern die dunkeln Räume der Vergangenheit aufſchließt, ſie durch die Labyrinthe der Gegenwart geleitet. Was wäre die Geſchichte ohne ſolch tröſtliches Bewußtſeyn, zumal in Zeiten wie die jetzigen ſind? Hier in der chaotiſchen Gährung aller ſittlichen und politiſchen Elemente, wodurch die Grundfeſten der Geſellſchaft wankend geworden ſind — in dem Spiel der freiwilligen und aufgenöthigten Illuſionen — in der Verflüchtigung der Erſcheinungen, wo faſt jegliches, kaum angefangen, ſchon wieder zur Ruine wird, oder in dem Alles verſchlingenden Strudel verſinkt und doch der kleinſte Impuls eines Gedankens wie eine Lawine ſich durch die Völker fortwälzt — in der Begriffsverwirrung einer überfeinerten Staatskunſt, welche zwar oft das Recht und die Liebe zum Panier erhoben, aber gleichwohl einer Periode das Daſeyn gegeben hat, die ſeit vier Jahrzehnden reicher war an Thaten gewiſſenloſer Heuchelei oder offener Treuloſigkeit, als manches Jahrhundert, wenn man des einzigen Don Miguels gebrochene Eide zuſammenrechnet — wie wollte da der Geſchichtſchreiber ſich zurecht finden, ohne den Leitfaden einer begeiſternden Idee? Und wenn es auch wahr wäre, daß es keine Beſtimmung unſers

Geschlechtes gibt, die sich vollendet, daß wir in einem ewigen Kreislauf von Abfall und Versöhnung uns bewegen müssen, daß das goldene Zeitalter eben so rückwärts als vorwärts liegt, nur mit dem Unterschied, daß wir jenes sicherlich verloren haben, während wir nicht wissen, ob wir dieses je erreichen werden — so wird es doch immer die Aufgabe bevorzugter Geister bleiben, der Welt die großen Zwecke der Vernunft vorzuhalten als ein Ziel, wornach sie ringen und als einen Maßstab, wornach sie die einzelnen Erscheinungen würdigen soll. Besonders aber wird es der Geschichtschreiber seyn, dem solch verdienstliche Arbeit zukommt.

Rotteck hat dies versucht und ist dadurch ein ächter Schriftsteller für das Volk geworden. Bedächtig sammelt er die Goldkörner alter Weisheit, verweilt er bei jedem großen Bilde, um die Gemüther der Anschauung emporzurichten, bei jeder großen Verirrung, um sie als Warnungstafel aufzustecken. Streng und ernst trägt er die Prozeßakten der Parteien vor und spricht als Richter. Dem deutschen Vaterland, dessen Ehre ihm über Alles theuer ist, zeigt er, wie nichtig ein Verfahren sey, welches die Uebel, statt sie zu heben, sophistisch wegräsonniren, die Bedürfnisse, statt sie zu begreifen, läugnen will. Und der Zukunft stellt er folgendes Prognostikon: „Ein feindlicher Zusammenstoß der beiden Prinzipien, welche die Welt in Heerlager theilen, ist unvermeidlich, ob er früher, ob er später ausbreche. Und dann wird Eins von drei möglichen Dingen geschehen. Entweder wird die Freiheit in dem ganzen Welttheil unterdrückt werden; oder die absolute Gewalt überall dem konstitutionellen System weichen müssen; oder endlich es wird eine Theilung der Herrschaft beider Prinzipien — etwa nach Ost und West — Statt finden.“ Der lezte Fall dieser Dispunktion ist wohl der minder wahrscheinliche in dem solidarisch verbundenen europäischen Staatensystem.

4) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. 3 Bände. Wien in der Karl Geroldschen Buchhandlung. Neue Ausgabe. (Ohne Jahrszahl.)

Wer in diesem Werk suchen wollte, was der Titel verheißt, würde sich getäuscht sehen. Wir sagen nicht, daß ihm das Buch nicht gefallen könne, noch daß es des Rufes des berühmten Verfassers nicht würdig sey, aber eine allgemeine Weltgeschichte ist es nicht — es müßte dies nur in dem Sinn seyn, in welchem die Chinesen ihr Land für den Mittelpunkt der Welt nehmen, um den die andern Länder wie Planeten um die Sonne sich bewegen, von der sie Licht und Wärme empfangen. Es könnte jedoch Einer sich auch angenehm überrascht finden, denn er erwartet eine Geschichte und siehe — er bekommt eine Epopee. Das Buch hat ganz die Einheit eines solchen poetischen Kunstwerks. Wie sich in Homers Iliade der Zorn des Achilleus und sein Gram um die holde Briseis als lebenden Faden durchzieht, an welchem das Schicksal eines großen Kampfes hängt, so ist es hier — freilich in einer unendlich gesteigerten Personifikation — der Zorn der Konservativpolitik gegen die Revolution und ihres undankbaren Sohnes, des Einen Mannes Napoleon, Oberherrschaft, und wie Virgil in seiner Aeneide die Gründung der hohen Roma, oder Camoens in seiner Luisiade die Entdeckung Indiens, Beide die stolzesten Ereignisse nationalen Ruhmes verherrlichen, so widmet Hr. v. Hormayer seinen Griffel der Aufzeichnung jenes großen Cyklus kriegerischer Thaten, welcher mit der Demüthigung des übermächtigen Frankreichs oder, wie der Historiker emphatisch sich ausdrückt, mit der Weltbefreiung durch die Siege der Alliirten schließt.

Dieser Epoche gehört auch das Werk seinem innersten Wesen nach an. Es ist die Zeit, wo der österreichische Beobachter, im Feldlager gegründet, das freisinnigste Blatt des europäischen Festlandes war. Und diesen Charakter hat die neue Auflage, wenn anders das Neue derselben nicht bloß, zu bequemerer Wiedereinführung auf dem literarischen Markt, in einer Veränderung des Titelblatts besteht, unversehrt beibehalten. Bekanntlich ist der Verfasser seit einigen Jahren in den bayrischen Staatsdienst übergetreten; in dem Vorwort zu dieser Geschichte bekennt er sich aber noch „offen und laut der Parteilichkeit für Oesterreich schuldig und in selber unverbesserlich,“ ja er versichert, er habe sie „mit der Muttermilch eingesogen in den schroffen Bergen seiner heldenstarken tyrolischen Heimath, seinem Ziel, seinem Stolz und Zeitlebens der Quelle seiner Freuden und Leiden, von deren vergoldeten Gipfeln noch die lezten Strahlen altdeutscher Mannesstraft so herrlich erglänzten, als alle die zahmen Flächen, ringsum schon die düstre Nacht der Unterdrückung bedeckte — sie sey zu seinem Mark und Blut geworden in den langen unheil- und ruhmvollen Stürmen des gesegneten und geliebten, wenn es nur wolle und jezt, weil es gewollt, über Alles emporragenden Oesterreichs, dem er aus Pflicht und aus Leidenschaft ewig zueigen sey.“ So kündigt sich auch das Werk als eine Art Fortsetzung des „österreichischen Plutarchs,“ als ein Oesterreichs Volk, Heer und Jugend vorzugsweise gewidmetes Lesebuch an, und drei Viertheile des Ganzen führen die Ueberschrift: Franz der Erste. Was von nichtösterreichischer Geschichte eingeflochten ist, sind Episoden,

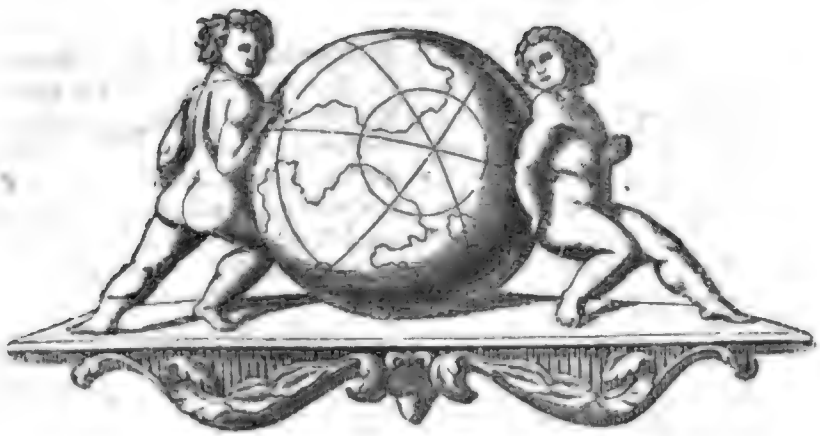
von nicht größerem Umfange, als zum Verſtändniſſe des Hauptinhalts abſolut nothwendig erſcheint.

Mit dieſen Ewigkeitsgedanken von 1815 iſt es nun wie mit ſo manchen andern zwar vorbei, nachdem die lezten achtzehn Jahre, von einem andern Lichte beleuchtet, ihre breiten Schlagſchatten auf jene glänzende Vergangenheit geworfen haben. War Hr. v. Hormayr ſchon damals ein gewandter Geiſt, ſo hat er inzwiſchen an Vielſeitigkeit nur gewinnen müſſen. Sein neueſtes „Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte“ beweiſt auch wirklich, daß ihm Oeſterreich nicht mehr die Welt iſt. Nenne man es nicht Wankelmuth — es gibt veränderte Lagen, Verhältniſſe, warum ſollten die Geſichtspunkte, die Anſchauungsweiſen immer dieſelben bleiben? Hr. v. Hormayr ſcheint den Begriff der Geſchichte aufzufaſſen wie die Alten; das praktiſche Moment patriotiſcher Erbauung geht ihm über die geiſtloſe Worttreue bloßer Berichterſtattung. Vielleicht, daß er dadurch manchmal zu ſubjektiv wird; allein in jetziger Zeit ſchreibt nicht bloß Ein Volk Geſchichte und ſo iſt keine Gefahr, daß die thatſächliche Wahrheit durch eine ſolche Methode zu ſehr beeinträchtigt werden könnte. Im Alterthum war es anders. Damals konnte Rom die karthagiſche Geſchichte monopoliſiren und dadurch faſt vernichten, und die ſelbſtgefälligen Griechen vermochten es kaum über ſich, zuweilen einen flüchtigen Blick auf das Treiben von Völkern zu werfen, denen als Barbaren ſie meiſt herzliche Verachtung zollten. Freilich, wenn wir Napoleons Geſchichte nur von Walter Scott, oder in dem vorliegenden Werk, das derſelben einen anſehnlichen Raum vergönnt, beſchrieben leſen könnten, würden wir dieſe Methode unbedingt verwerfen, weil hiſtoriſche Parodie und Karrikatur, wenn auch augenblicklich amüſant, auf die Dauer und den kalten Verſtand nicht befriedigen. Es iſt aber nicht zu fürchten, daß je ein Volk zu ſo zermalmender Uebermacht gelangen möchte, daß das Andenken des Menſchengeſchlechts ſich von ihm den beliebigen Stempel aufdrücken laſſen müßte, noch wird es je an Männern fehlen, die, der kritiſchen Richtung des Zeitalters folgend, das Zuviel und Zuwenig, Uebertreibung und Geringſchätzung, Vergötterung und Pranger auf das richtige Maß ſtrenger Unparteilichkeit zurückführen werden.

Wir ſind überzeugt, Hr. v. Hormayr ſelbſt, wenn er ſeine Geſchichte jezt und in Bayern ſchriebe (kleinere Staaten ſcheinen ohnehin den Vorzug zu haben, daß ſich daſelbſt die hiſtoriſche Unbefangenheit leichter erhält), würde manchen Auswuchs der Begeiſterung der Zeit und des populären Zwecks des Werks wegſchneiden, manche Urtheile, die zu panegyriſch ſind, berichtigen, manche Partien, über die er zu raſch hinwegeilt (z. B. die Kataſtrophe von Ulm), ergänzen, überhaupt deutlicher erklären, wie, ungeachtet der Bayards im Feld und der Oxenſtiernas im Rath, ungeachtet der beiſpielloſen, nie ermüdenden Anſtrengungen des Volks, gleichwohl ſo ungeheure Unfälle möglich waren. Von dem ehemaligen Reichshiſtoriographen, der mit dem umfaſſendſten Wiſſen die vertrauteſte Kenntniß aller öſterreichiſchen Quellen verbindet, dürfte gewiß das Publikum die intereſſanteſten Aufſchlüſſe ſich verſprechen. Seine Freimüthigkeit würde ſich vielleicht nicht auf die Schilderung der preußiſchen Politik unter Herzberg und Haugwiz beſchränken, oder wenn er in ſeinen hiſtoriſchen Rückblicken Friedrichs des Großen Vater einen „gekrönten Korporal“ nennt, wenn er Friedrich ſelbſt undeutſches Weſen, Eiferſucht gegen die Talente Untergebner, Verkennung der moraliſchen Triebfedern, der Ideen, der Perſönlichkeiten, Abgötterei der Ziffern und Waffen, Fatalismus zum Vorwurf macht, wenn er, wie ironiſch, an deſſen ſoldatiſchen Ermunterungszuruf: „Ihr Racker, wollt ihr ewig leben?“ erinnert, mit dem Beifügen, Friedrich habe durch dieſes „neubegeiſternde Wort oft wahre Heldencharaktere unwiderſtehlich entfaltet.“ Auch nicht auf Joſeph II., dem der preußiſche Friedrich in ſo vielen Dingen Vorbild war, wenn der Verfaſſer es etwa tadelt, daß, während unter Thereſien „Geburt und Würde manchem Verbrecher, wenn auch nicht zu gelinderer, doch zu geheimer Beſtrafung verhalfen, Kaiſer Joſeph mit auffallender Begierde den Geſichtspunkt verfolgt, die Gerechtigkeit ſoll für Jeden gleich, unerbittlich ſeyn, kein Stand, kein äußerer Glanz ſoll vor Strafe und Schande ſchirmen, wobei man mit Recht beſorgen mußte, die ſchlecht unterſcheidend nur vom augenblicklichen Eindruck fortgeriſſene Menge möchte das Brandmahl der öffentlichen Strafe nicht nur auf den Verbrecher ſelbſt beziehen, ſondern auch auf ſeinen Stand, auf ſeine Stelle,“ oder wenn er im Gegenſatz gegen die gewaltſamen Neuerungen Joſephs in Ungarn Thereſiens „weiſe, ſchonende, feſte, immer auf gleicher Linie mit der langſam ſteigenden Kultur, mit der Lokalität, mit den vervielfältigten Bedürfniſſen der Nation fortſchreitenden Veränderungen“ preiſt, wenn er es als ein Meiſterſtück der Politik heraushebt, daß „gute Köpfe, ja ganze Ortſchaften unter ihr freiwillig zum Katholizismus übertraten, daß ſich die deutſche Sprache ausbreitete, daß die königlichen Kammer- und Fiskaleinkünfte ohne Druck ſtiegen und daß, obgleich die lezten ſechzehn Jahre ihrer Regierung kein Landtag Statt fand, dennoch ihr Andenken bis auf den heutigen Tag in Segen ſteht.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 52. 21. Mai 1834.

Geschichte.

4) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. 5 Bände. Wien in der Karl Geroldschen Buchhandlung. Neue Ausgabe. (Ohne Jahrszahl.)

(Schluß.)

Hr. v. Hormayr hat streng katholische Ansichten, wie man sieht; ob er diese inzwischen gemildert hat, ist eine Frage, die wir uns nicht getrauen zu bejahen. Denn er hat noch in neuester Zeit dem bayrischen Maximilian, dessen ausgezeichnete Eigenschaften durch eine finstere Bigotterie verdunkelt wurden, der Deutschland großentheils die Verlängerung der Leiden des dreißigjährigen Religionskrieges verdankt, den Beinamen des Großen geschöpft. Doch glauben wir, daß der Verfasser, jezt in protestantischen Ländern lebend, einigen Anstand nehmen dürfte, in der Aufzählung der Verdienste der Kaiser aus dem Hause Habsburg um die europäische Menschheit die Kämpfe gegen die Osmanen, die Reformation und die französische Revolution auf Eine Stufe zu stellen, in allen dreien die „mit der ersten Krone der Christenheit zugleich behauptete Schirmherrschaft göttlicher und menschlicher Satzung, Sitte und Bildung“ zu erkennen. Den dreißigjährigen Krieg haben sich weder Protestanten noch Katholiken zu sonderlichem Ruhme anzurechnen; er gehörte zu den Verirrungen einer Zeit entfesselter Leidenschaften und Vorurtheile, der die Geschichte keine schimmernden Farben leihen sollte. „Gegen eine der größten geschichtlichen Negationen, sagt Hr. von Hormayr, gegen den Fanatismus des sich über den Glauben mündig erklärenden Verstandes, gegen die Reformation und gegen die gleichzeitig aufkochenden Ideen kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, Wahlrechts und Selbsthülfe führte Oesterreich siebenzigjährigen unterirdischen, dreißigjährigen offenen Krieg — aber fünf- und-zwanzigjährigen, keinem andern vergleichbaren, gegen die falsche Liberalität eines entarteten Jahrhunderts, gegen soldatischen Despotismus, gegen die Wiederkehr einer Alles verschlingenden Universalmonarchie.“ Nein, eine solche, alle Begriffe verwirrende, Trug und Wahrheit durch einander werfende Zusammenstellung würde ein Schriftsteller nicht mehr als ein historisches Urtheil unterschreiben, der der Zueignung seines Werks an Oesterreichs Jugend und Volk die Versicherung beifügen zu müssen glaubte, daß er „unter Volk nicht den Pöbel, so wenig als unter der Jugend die Parvisten oder Gassenjungen verstehe.“

Es wäre ein Leichtes, von ähnlichen Urtheilen,

Behauptungen und Darstellungen, die sich mit den Grundsätzen der historischen Moral nicht vertragen wollen, eine kleine Lese zu veranstalten; das Meiste halten wir aber der Zeit zu gut und dem, wie gesagt, populären Zweck des Werks, wohl auch dem Umstand, daß eine Arbeit, unter den Störungen des Kriegslärms unternommen, die Spuren einer gewissen Eilfertigkeit, eines Mangels an Reife nie ganz verläugnen wird, zumal wenn der Verfasser, wie Hr. v. Hormayr, in den Ereignissen von Tyrol, deren „Geheimniß, Blitzesschnelligkeit und Einheit er mit Mithrydats Römermord und der sizilianischen Vesper" vergleicht, mithandelnde Person war. Wenige Beispiele mögen genügen. So fertigt er den in ganz Europa laut gewordenen Unwillen über die treulose Bombardirung von Kopenhagen und Wegnahme der dänischen Flotte mitten im Frieden als ein „erkauftes, erschrockenes oder stumpfsinniges Geschrei" ab, während er fast unmittelbar darauf eine schöne Ausführung über die historische Nemesis gibt — so geht er über den Frevel des Rastadter Gesandtenmords mit der Bemerkung weg, „diese mordbrennerischen Kriegsherolde hätten die deutsche Geduld namenlos mißbraucht und seyen aus eigner Schuld so übel heimgewiesen worden" — so spricht er von Napoleon bald als von einem „Abenteurer," bald als von einem „racheschnaubenden Tiger" und als Moskau in Flammen steht, läßt er ihn den Kopf so verlieren, daß der Kaiser in den Verlegenheiten seiner Lage den „Rath französischer Köche und Putzhändlerinnen nicht verschmäht." Nun Niemand wird läugnen, daß Napoleon als Feind, als Eroberer, als grenzenloser Egoist, Hassenswerthes genug gethan hat, aber er war zu groß, als daß man ihn verachten dürfte. War Napoleon ein Tiger und kann der Verfasser bedauern, daß die Höllenmaschine ihres Ziels verfehlte, so sind seine Helden lauter großmüthige „Löwen." Suwarow, der Erstürmer von Ismail und Praga, ist ein „menschlicher, ritterlicher, uneigennütziger Held, ein zärtlicher Kinderfreund" und wie klassisch romantisch! — über dem Haupte Kutusows, wie einst vor der cimbrischen Schlacht über Marius, schwebt, als jener die Reihen des in Schlachtordnung aufgestellten Heeres durchreitet, ein Adler in den Lüften und weissagt Sieg. Bei den Gräueln zu Neapel während des Feldzugs von 1799, wo es „ordentlich schien, als habe das Schicksal sich gefallen, Bonapartes klassischen Feldzug von 1796 einen andern aus dem Gebiet der Romantik gegenüberzustellen und den Römergang des erstern durch einen reichen Kranz von Wundern aus dem ritterlichen Mittelalter zu überbieten" — bei diesen Gräueln, denen Nelson und seine Buhlerin, die berüchtigte Lady Hamilton, präsidirten, ist Hr. v. Hormayr zwar so gerecht, anzuerkennen, daß diese Thaten ein Flecken bleiben in Nelsons Ruhm, er übersieht aber doch das Anstößige dieses Verhältnisses so sehr, daß er den sterbenden Helden in der Schlacht von Trafalgar in seinen lezten Augenblicken, neben dem begeisterten Gedanken an das Vaterland, in der verklärten Siegesfreude, sich noch mit der „geliebten Hamilton" beschäftigen läßt. Hier hatte er offenbar vergessen, daß er auch für die Jugend schrieb. An der Kaiserin Katharina lobt er außer ihrer „altrömischen Beharrlichkeit und punischen List" — sie legte von beiden in ihren Entwürfen gegen Polen und die Türkei überzeugende Proben ab — unter anderm Weiteren auch ihre „Mäßigung, ihre Anerkennung der Naturstetigkeit, die sich nicht übereilen, die sich Nichts abtrotzen läßt, des Wechsels aller menschlichen Dinge und des sich ohne vorschnelle Einmischung immer untrüglich von selbst wiederherstellenden Gleichgewichts" und indem er fortfährt, zu zeigen, wie sie das altrömische Militär- und Administrativsystem auf ihr ungeheures Reich übertrug, schließt er die Bemerkung an, „ihr Besitz an Gebiet und Macht habe das alte Rom bei weitem übertroffen." Hier scheint denn doch Alles voller Hyperbeln — Mäßigung, Nichtvermischung, Gleichgewicht! Durch was anders — kann man fragen — ist Polen untergegangen, als durch das Einmischungssystem, als dessen Erfinderin in seiner Anwendung im Großen Katharina gelten könnte, wenn nicht vor ihr die Römer mit demselben Glück und Talent gegen die Unabhängigkeit fremder Staaten davon Gebrauch gemacht hätten? Und durch was anders ist das europäische Gleichgewicht verrückt worden, wo nicht verloren gegangen, als wiederum durch die Theilung Polens? Zum Glück war aber Rußland weder damals noch ist es jezt so mächtig, daß, wenn auch an Territorialumfang größer als das altrömische Reich, es sich im Uebrigen mit diesem nur entfernt zu messen vermöchte. Wenn je dieser Fall einträte, so könnte es wohl neben ihm nicht noch vier europäische Großmächte geben, namentlich auch nicht mehr diesen „Grund- und Schlußstein des europäischen Gemeinwesens, der Freiheit und der Ordnung," wie der Verf. Oesterreich bezeichnet. Rom hatte Alles verschlungen — die ganze civilisirte Welt von dem Wendekreis des Krebses bis zu den Wäldern Germaniens und den Säulen des Herkules huldigte seinem Scepter und nur im Osten schüzte fast bloß römische Mäßigung die Parther vor römischer Herrschaft. Alle Achtung vor der Größe Rußlands — aber die endlosen Steppen Sibiriens sind noch kein Römerreich werth. Der Verfasser wird also bei einer wirklich neuen Ausgabe ohne Zweifel Ein und das Andere zu berichtigen haben.

Bei all diesem ist die vorliegende Geschichte kein unmerkwürdiges Denkmal der Zeit, in der sie verfaßt ist, besonders der poetisch-politischen Seite derselben. Hr. v. Hormayr behandelt seinen Stoff meist sehr geistreich.

Dieſe Fülle mikrokosmiſcher Bilder und Parallelen, die aus einem reichen Schatz von Wiſſen wie aus einem Kaleidoskop hervorquillt, dieſe glänzende Rhetorik, dieſe pittoreske Ausſtattung mit lateiniſchen und franzöſiſchen Sentenzen in Verſen und Proſa, dieſes Einmiſchen pikanter Schlagwörter, dieſe dithyrambiſchen Erhebungen mögen zuweilen bis zur Ueberladung gehen und dadurch einiger Maßen als eine Sünde gegen den ſtrengen Geſchmack erſcheinen — eine vielfach anziehende Lektüre wird dieſes Werk mit all ſeinen Mängeln und Einſeitigkeiten ſtets bleiben. Das Buch iſt durch und durch öſterreichiſch und dieſe öſterreichiſche Perſönlichkeit iſt ſein Verdienſt.

5) Geſchichte der Kreuzzüge von Michaud, Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Ueberſezt von Ungewitter und Förſter. Mit lithographirten Charten und Bildern. Quedlinburg, bei Baſſe. Bis jezt 7 Bände.

Dieſes ſchöne Werk des Herausgebers der „Bibliographie der Kreuzzüge“ wurde unternommen in den lezten Jahren der Napoleon'ſchen Periode und ſcheint, gleich mehreren Schriften Chateaubriands, dem aus der Freigeiſterei der Revolution als Gegenſaz neu hervorgegangenen religiöſen Sinne das Daſeyn zu verdanken. Es iſt nicht bloß eine gelehrte Schöpfung, es iſt die Arbeit eines Mannes, der gewiſſer Maßen in einer perſönlichen Beziehung zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen ſteht. Er hat, wie er in der dem vierten Bande der franzöſiſchen Ausgabe vorgeſezten Zueignung an den St. Johanniter-Orden von Jeruſalem ſich ausſpricht, nicht bloß den Geſchichtſchreiber ſeiner Helden gemacht, ſondern unter ihnen gelebt, ſich mit ihnen befreundet, und wenn ihm, dem Maltheſer und Ritter des heiligen Grabs, das poetiſch geſunkene Zeitalter nicht vergönnt hat, ſeinen Namen den ruhmvollen Kämpfern für die Befreiung des gelobten Landes beizugeſellen, ſo hat er wenigſtens dem Verlangen nicht widerſtehen können, als frommer Pilger die Gegenden zu durchwandern, welche ehedem ein Gottfried von Bouillon, ein Boemund, ein Tancred, ein Balduin, ein Richard mit dem Geräuſch ihrer Thaten erfüllt haben, ſo hat er wenigſtens nicht verſäumt, die unter der Reſtauration an die Mildthätigkeit ſeiner Landsleute ergangenen Zurufe zur Erhaltung der dürftigen Reſte der Wiege des Chriſtenthums durch ſeine Stimme zu unterſtüzen und es iſt ihm die Freude geworden, den Namen des allerchriſtlichſten Königs, ſelbſt an der Spize einer zu dieſem Zwecke veranſtalteten Subſcription zu ſehen, für welche ſich nach dem Vorgange des Hofes die ganze hohe Ariſtokratie des Reichs intereſſiren mußte. War nun auch, wie zu erwarten ſtand, dieſe Zeit einer künſtlichen Wiedergeburt chriſtlicher Ritterlichkeit und ritterlicher Frömmigkeit in Frankreich von keiner Dauer, weil zwiſchen dem religiöſen Bedürfniß des Volks und einem politiſch-jeſuitiſchen Hofkirchenthum Nichts gemein iſt, welches, je mehr es geiſtliche Dinge zur Modeſache macht, deſto mehr dieſelben dem Volke entfremdet, ſo ſcheint es doch, Michaud habe nicht ſo leicht weder die Enttäuſchung zu ertragen noch ſich neuen Illuſionen hinzugeben vermocht, und deßhalb ſeiner Quotidienne und den Umtrieben der Karliſten Lebewohl geſagt und, um in der Vergangenheit ſich über die Gegenwart zu tröſten, die Reiſe nach dem Orient angetreten. So unangenehm die Veranlaſſung für den Verfaſſer perſönlich ſeyn mochte — die Wiſſenſchaft kann dadurch nur gewinnen, und das Publikum wird es ihm ohne Zweifel mehr Dank wiſſen, wenn er vielleicht in einer fünften Auflage (die vierte von 1826 iſt in 8 Bänden) ſein hiſtoriſches Werk *) aus Beobachtungen an Ort und Stelle um einen Band bereichert, als wenn er die „heldenhafte Mutter des Wunderkindes“ auf all ihren romantiſchen Kreuz- und Querzügen bis zur Auflöſung des Dramas in den Mauern von Blaye begleitet hätte.

Obgleich aber Michaud katholizirender Royaliſt iſt, ſo iſt es nicht der kirchlich-andächtige, ſondern der national-franzöſiſche Geſichtspunkt, aus welchem er ſeine Geſchichte der Kreuzzüge behandelt hat. Die Kreuzzüge bilden einen weſentlichen Theil der franzöſiſchen Volksgeſchichte. Die beiden großen Prediger der Kreuzzüge, Peter der Einſiedler und der heilige Bernhard von Clairvaux, waren Franzoſen, der erſte Kreuzzug wurde in der franzöſiſchen Stadt Clermont beſchloſſen, in Frankreich dauerte der Eifer für den heiligen Krieg am längſten und unter dem Feldgeſchrei: Dieu li volt (Gott will's) erlitten die Saracenen ihre erſten und härteſten Niederlagen. Noch jezt zeugen ſo manche franzöſiſchen Ortsbenennungen, welche ſich auf dem Schauplaz der Kreuzfahrer durch alle Jahrhunderte herab erhalten haben, daß das Walten der franzöſiſchen Nation dort am mächtigſten geweſen war.

Dieſer franzöſiſch-katholiſche Geiſt, welcher durch das Werk weht, ſcheint indeß im Ganzen der hiſtoriſchen Gerechtigkeit keinen Eintrag zu thun. Daß den Thaten der Franzoſen auch in Bezug auf den Umfang der Darſtellung mehr eingeräumt iſt, wer will es verargen? Dagegen iſt der Ton gegen die Griechen, die in dieſer Zeit der Begeiſterung allein kaltklügelnde Politiker geblieben ſind, nicht bitter, gegen die Muſelmänner nicht bigott, gegen die nebenbuhleriſchen Deutſchen, Engländer, Italiener ohne Anmaßung. Die großen Namen eines Richard, Friedrichs II., Saladin, obgleich der erſtere der Nebenbuhler des franzöſiſchen Königs, der zweite der Todfeind

*) Die Ausbeute ſeiner Schrift iſt ſeitdem unter dem Titel: Correspondence d'Orient erſchienen.

des Pabsts, der leztere aber der gefürchtete Widersacher der Christenheit ist, haben sich über Mangel an Anerkennung nicht zu beklagen. Wenn er Kaiser Konrad III. auf die Autorität Wilhelms von Tyrus einen „einfältigen Mann“ (virum simplicem) nennt, weil derselbe sich auf die Treue der ihm von den Griechen mitgegebenen Führer verließ, so scheint er freilich vergessen zu haben, daß Arglosigkeit und Beschränktheit verschiedene Dinge sind, und daß es dem König Ludwig und seinen Franzosen, die anfangs über die Niederlage der treuherzigen Deutschen spotteten, bald darauf trotz ihrer Klugheit nicht besser erging; wenn er aber die rohen Sitten der deutschen Ritter, wodurch sie gegenüber den feineren und gewandteren Franzosen in einem nachtheiligen Lichte erscheinen, nicht unberührt läßt, so ermangelt er auf der andern Seite nicht, zu melden, mit welch unbezähmbarer Tapferkeit die Gefahren des Kampfes und mit welch heldenmüthiger Geduld alle Anstrengungen und Beschwerden des Kriegs von den Deutschen bestanden wurden, oder wie die Emiren, welche dem Sultan Saladin über Friedrich Barbarossas Triumphzug bis zu dem verhängnißvollen Selef, worin (armenischen Schriftstellern zufolge) der Kaiser ertrank, Bericht erstatteten, von Bewunderung über die Mannszucht und Stattlichkeit des deutschen Heeres erfüllt waren.

Fragt man, wodurch Michauds Werk nach der verdienstvollen Arbeit Wilkens gleichwohl zu einer allgemeinern Verbreitung auch unter dem deutschen Publikum geeignet scheine, so möchte vor Allem seine höchst lebendige Form der Darstellung zu erwähnen seyn, in gelehrter Beziehung aber seine umfassende Benützung der orientalischen Quellen, wozu Paris wegen der daselbst befindlichen reichen literarischen Schätze und Frankreich wegen des vielfachen fortwährenden Verkehrs mit dem Morgenlande ungewöhnliche Hülfsmittel darbieten mußten. In den Belegen (pièces justicatives) hat der Verfasser eine Menge interessanter Aktenstücke beigefügt, die auch auf die Gegenwart, z. B. die Verhältnisse Frankreichs zur hohen Pforte, zu Egypten, das Protektorat Frankreichs über die Katholiken der Levante ꝛc., ein aufklärendes Licht werfen, und worunter Aeußerungen aus Luthers Predigten und Tischreden über Türkenkriege und die bekannte Leibnitz'sche Denkschrift an Ludwig XIV. (de expeditione aegyptiaca, epistola ad regem Franciae scripta) nicht vergessen sind. Manche dieser Belege, z. B. die Erläuterungen zur Geschichte der Ritterorden, der Assisen von Jerusalem, der Assassinen (Haschischijen, Leute, die sich durch den Genuß des Haschisch, eines aus den Blättern des Hanfs bald als Flüssigkeit, bald in Latwergengestalt, bald als versüßte Mundlügelchen, bald als Räucherwerk bereiteten Reizmittels fanatisiren) ꝛc. würden allerdings passender eine Stelle in dem Werke selbst gefunden haben. Dadurch, daß dies nicht geschehen ist, erscheint Manches fragmentarisch und unzusammenhängend, und die Darstellung wird oft nachlässig und ungleich. Französische Kritiker haben zwischen Michaud und de Thou Aehnlichkeit entdecken wollen, aber man braucht von Michaud eben nicht mit Geringschätzung zu denken, um zu finden, daß ein Schriftsteller, der sich von den Parteiansichten seiner Zeit nicht frei zu halten wußte, mit dem französischen Thucydides sich nicht vergleichen lasse.

Vermischte Schriften.

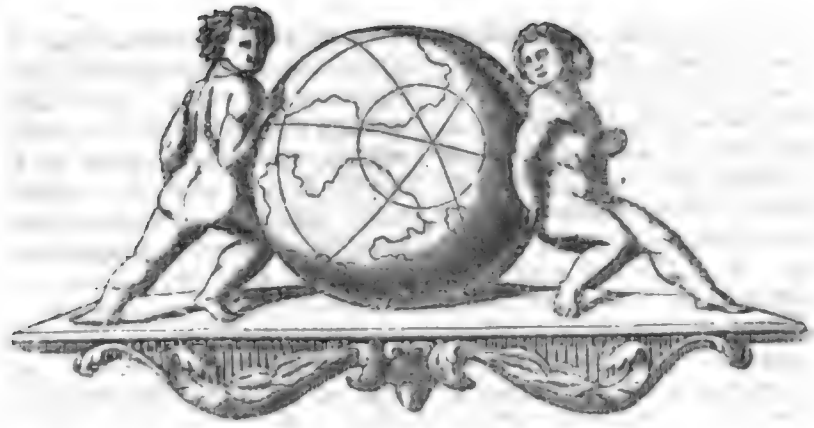
Banditenleben von Mac Farlane, aus dem Englischen von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Rein, 1833.

Räubergeschichten, mehr oder weniger bekannt, und aus allen Zonen und in jeder Gattung. Zu den schrecklichsten gehört die Mordthat, die ein räuberischer Wirth in Ungarn an seinem eignen Sohn verübt, indem er ihn für den Fremden hält, dem er sein Geld nehmen will. Zu den lustigsten gehört die Gefangennehmung einer Komödiantenbande durch Räuber, die sich von ihr vorspielen und vorsingen lassen. Die italienischen Geschichten im ersten Bande haben zugleich ein historisches Interesse. Ihre Helden sind jene nobeln Banditen, die zugleich als Patrioten den Guerillakrieg gegen die Franzosen (in der Revolutionszeit) führten. Es finden sich in diesen Geschichten mehrere charakteristische Züge. So war z. B. jeder verloren, der damals in Italien kurzes Haar trug nach der neuen französischen Mode. Die Banditen gingen so weit, gefangene Soldaten oder Reisende zu skalpiren, trotz den Irokesen. Nur wer einen rechten dicken und langen Zopf hatte, galt als loyaler Unterthan und guter Christ.

Frage.

Rabe, Prediger in Ansbach, der die Mischnah übersezt hat, soll auch eine Uebersetzung der Gamara handschriftlich hinterlassen haben. Existirt dieses Manuscript noch? Wo ist es hingekommen? Kann man es habhaft werden? Eine gefällige Mittheilung darüber wird von der Redaktion dieser Blätter mit Dank angenommen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 53. 23. Mai 1834.

Homöopathische Literatur.

Erster Artikel.

Ehe wir einige der neuern Erscheinungen der homöopathischen Literatur unsern Lesern vorführen, mag es nicht unpassend seyn, eine Uebersicht des gegenwärtigen Standpunktes der neuen Heilmethode zu geben, wobei wir eben so wenig ihre Licht- als ihre Schattenpartien unbeachtet lassen wollen.

Ein Ungenannter, der so eben die große Schaar der antihomöopathischen Schriften durch eine neue vermehrt hat, schildert zwar die Homöopathie als eine schauerliche Mißgeburt mit dickem Rumpfe, Bocksfüßen, krummen Armen und langen Fingern, Fuchsaugen, Eselsohren und einem Wasserkopf; nichts desto weniger finden sie eine Menge Andere trotz der dreißig Jährchen, die sie nun auf dem Rücken hat, ungemein liebenswürdig; die Zahl ihrer Anbeter wächst in schneller Progression; sie ist die Modedame, von der Alle sprechen; für die gleich Zehne das Wort nehmen, wenn Einer sich erkühnt, etwas Nachtheiliges gegen sie vorzubringen. Selbst ein Theil ihrer früheren Gegner hat zu ihrer Fahne geschworen, andere sind wenigstens verstummt, um dem Zahne der Zeit den Kampf gegen die Schöne zu überlassen, die durch ihre Angriffe nur bekannter wurde. Daß sie der Zeit eben so wie den Angriffen ihrer Gegner trotzen wird, daß sie gleich einer Ninon de l'Enclos auch im Alter noch alte Verehrer zu fesseln und neue anzuziehen, verstehen wird, möchte übrigens Referent nicht gerade für entschieden annehmen; er gesteht vielmehr sine ira et studio, daß sie ihm unter keinen glücklichen Konstellationen geboren zu seyn scheint.

Wohl nicht viel weniger als die Hälfte der gegenwärtig in Deutschland erscheinenden medizinischen Schriften mag die Homöopathie betreffen. Ihre Literatur hat bereits eine solche Ausdehnung erreicht, daß die Homöopathen selbst zu klagen beginnen, man habe keine Zeit mehr Alles zu lesen und das Gute zu studiren. Sieben Journale sind ihr gewidmet, darunter eines für homöopathische Thierheilkunde unter dem Titel Zooiatsis „zunächst geschrieben für die Stadtthierärzte und die Landpfarrherren“ (die hier vermuthlich zum ersten Male in so freundnachbarliche Berührung kommen); von einer achten Zeitschrift, die bloß Auszüge aus den andern liefert, erscheint so eben das erste Heft; eine weitere soll in Kurzem zu Karlsruhe das Licht der Welt begrüßen, eine zehnte in Paris und eine eilfte in Nordamerika. Das erste Dutzend wird somit bald voll seyn.

In ihrem deutschen Vaterlande hat sie eine Stellung eingenommen, die ihr vor zehen Jahren gewiß Wenige vorausgesagt hatten. Ihre Herrschaft breitet sich zusehends mit überraschender Schnelligkeit aus und

findet auch in Gegenden, wo sie lange ganz unbeachtet war, Anerkennung. Im Großherzogthum Baden war vor ein paar Jahren noch ein einziger homöopathischer Arzt; seit der Zeit aber haben mehr als 40 Aerzte die Homöopathie studirt und üben sie aus. In Würtemberg hat sich seit etwa zehen Jahren nur ein Arzt der neuen Heilmethode bedient, der keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden; gegenwärtig scheint sie sich auch hier weiter Bahn zu brechen *). In Bayern zählt man zwar noch nicht viele homöopathische Aerzte, doch scheinen die Verhältnisse der Aufnahme der Hahnemann'schen Lehre günstig. Ein einflußreicher Arzt interessirt sich für sie, selbst der Minister des Innern winkt ihr Beifall zu. An der Münchner Universität werden schon seit zwei Jahren Vorlesungen über Homöopathie gehalten; auch in Erlangen hat ein akademischer Lehrer den Auftrag erhalten, sie zu lehren, seine Vorlesungen sind bereits eröffnet und von vielen Zuhörern besucht. Nur in Würzburg hat noch kein Apostel des neuen Glaubens Zutritt gefunden. In Erlangen hat sich neuerlich Professor Leupoldt, ein mit der Geschichte der Heilkunde vertrauter Gelehrter, zu Gunsten der Homöopathie ausgesprochen, was um so mehr Beachtung verdient, als bisher die Historiker unter ihre vorzüglichsten Gegner gehörten. In München sieht man der Eröffnung einer homöopathischen Heilanstalt entgegen; auch auf den badenschen Hochschulen steht es vielleicht nicht mehr lange an, bis homöopathische Lehrstühle und klinische Anstalten errichtet werden. Unter den Heidelberger Universitätslehrern findet sich bereits ein Neophyte.

In Oesterreich steigt trotz mannichfachen Hindernissen die Zahl der homöopathischen Aerzte und das Interesse des Publikums für ihre Sache.

In Sachsen und Thüringen, von wo die Homöopathie ausgegangen und wo sie zuerst Wurzeln gefaßt hat, zählt sie sehr viele Anhänger, und ihr Begründer selbst wirkt noch in seinen hohen Jahren mit jugendlicher Kraft. In Leipzig wurde zu Anfang des vorigen Jahres eine homöopathische Heilanstalt eröffnet. In Sachsen-Meiningen erließ die Regierung im vorigen Jahre einen Befehl an die Apotheker, sich baldigst mit den homöopathischen Mitteln zu versehen, wenn nicht den Aerzten das Selbstausgeben solcher gestattet werden soll.

Auch in den beiden Hessen hat sie gute Aufnahme gefunden. Im Großherzogthum haben sich wie in Baden die Stände zu ihren Gunsten ausgesprochen; in Gießen ist Rau, ein eifriger Kämpfer für sie, bemüht, den homöopathischen Erfahrungen eine bessere Theorie anzupassen, als die Hahnemann'sche. Unter den kurhessischen Aerzten hat Kopp die Homöopathie einer praktischen Prüfung werth gefunden, ihre Erfahrungen großentheils bestätigt und, obgleich vielfach die Hahnemann'sche Lehre kritisirend, doch viele ihrer Gegner wankend gemacht. Sogar Simon, der unermüdlichen Kämpfer gegen dieselbe, dessen Humor unerschöpflich war, sobald er auf sie zu sprechen kam, hat die Kopp'sche Schrift in eine Wehmuth versetzt, die ihm selbst wohl sehr unerwartet kam.

In Preußen greift die Homöopathie gleichfalls mehr um sich; in der Provinz Sachsen ist sie schon lange eingebürgert, aber auch in der Lausitz, in Schlesien, in Westphalen kommt sie in Aufnahme, und in Berlin lenken mehrere Aerzte die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie. Auch in Hamburg haben neuerlich einige Aerzte das Banner der Homöopathie aufgepflanzt.

In der Hauptstadt Braunschweigs ist sie schon seit 11 Jahren habilitirt, und ein ansehnlicher Theil ihrer Bewohner derselben zugethan. Eben so findet sie in Mecklenburg Eingang.

Mehrere Vereine sind eifrig bemüht, das neue Evangelium in Deutschland zu verbreiten. Der erste bildete sich bei Gelegenheit der Feier von Hahnemanns Doktor-Jubiläum am 10. Aug. 1829 und versammelt sich seither alle Jahre an diesem Tage. Bald darauf bildete sich ein Lausitzer Verein. Ferner entstanden im vorigen Jahre solche Vereine in Baden, in Hessen-Darmstadt und in Thüringen.

Die deutschen Homöopathen kämpfen unermüdet für ihre Emancipation — d. h. für das Recht des Selbstausgebens der Arzneien, das ihnen bis jetzt nur an wenigen Orten (Würtemberg, Köthen, Mecklenburg) zugestanden ist. Vorzüglich sind die preußischen Homöopathen bemüht, sich dieses Recht zu erwerben; die Regierung hat es ihnen im verflossenen Jahre auf ein mit feiner Ironie geschriebenes Gutachten von Link von Neuem abgeschlagen. Wie wichtig den Ausübern der neuen Heilmethode dieser Punkt ist, mag daraus hervorgehen, daß seit 5 Jahren nicht weniger als achtzehn Schriften ihn beleuchtet haben.

Auch jenseits des Rheins fängt die Homöopathie an, Aufsehen zu erregen. Im Oberelsaß finden sich bereits homöopathische Aerzte in ziemlicher Anzahl; auch hier haben sie sich zu einem Vereine konstituirt, der vierteljährige Zusammenkünfte hält und bei jeder derselben neuen Zuwachs erhält. Auch in Straßburg tritt die Homöopathie — doch mehr in der Stille — auf. Im Süden Frankreichs wirkt vorzüglich des Guidi für ihre Verbreitung; eine schwere Krankheit seiner Gattin, gegen welche er vergebens den Rath der berühmtesten

*) Besonders seitdem ein junger homöopathischer Missionär in Stuttgart beim Publikum viel Glück gemacht und das Interesse für und wider die neue Methode bei den Aerzten angeregt hat.

Anm. der Redaktion.

französischen Aerzte angesprochen hatte, hob sich schnell und vollkommen unter dem Gebrauch von homöopathischen Mitteln. Hiedurch angespornt, studirte er unter Anleitung der Doktoren de Romani und de Horatiis in Neapel die Hahnemann'sche Lehre, trug sie nach Lyon über und erregte hier mit ihr großes Aufsehen. In einem öffentlichen Sendschreiben an Frankreichs Aerzte forderte er diese zu einer Prüfung der Homöopathie auf und versprach ihnen bessere Resultate von derselben, als von der Befolgung des Broussais'schen Systems, worin ihm in Deutschland auch manche Gegner der Homöopathie beistimmen werden. Der Bibliotheque homoeopathique zufolge vereinigte sich im Jahre 1832 eine nicht unbedeutende Anzahl von Aerzten zu Lyon zum Studium derselben; nach Nachrichten übrigens, die Ref. ganz neuerlich zugekommen sind, ist der Eifer für dieselbe schon wieder sehr abgekühlt. Dagegen hat sie nun in Paris Eingang gefunden. Seit dem December v. J. erscheint daselbst ein Journal de la Médecine homoeopathique, aus dessen ersten Nummern man ersieht, daß in Bordeaux eine öffentliche homöopathische Klinik besteht, und daß es außerdem auch in Thoissey, Lureuil und mehrern andern Orten Frankreichs homöopathische Krankenhäuser gibt. Eine homöopathische Gesellschaft hat sich zu Paris unter der Leitung des Dr. Petroz, der nach einer dreißigjährigen Praxis zu der neuen Behandlungsweise überging, gebildet. Mehr als zwanzig Aerzte sind ihre Mitglieder. Nach ganz neuen Nachrichten hat sogar Broussais, das Haupt der französischen Schule, im Hospital Val de Grace in Paris öffentliche Versuche mit der homöopathischen Heilmethode zu unternehmen angefangen, wozu Ref. seinen Patienten in allem Ernste gratulirt.

In der Schweiz ist Genf ein Hauptpunkt für die Homöopathie; Peschier — ein bekannter Name — hat sie hier in Aufnahme gebracht und gibt schon seit ein paar Jahren die Bibliotheque homoeopathique heraus. Auch in Basel, in Freiburg u. s. w. greift die Lehre um sich.

Von der günstigen Aufnahme, welche die Homöopathie in Italien, vorzüglich in Neapel finde, hat man früher viel Aufhebens gemacht. Allein es ist ausgemacht, daß sie daselbst eine sehr ephemere Erscheinung war. Ein ungenannter Arzt, dessen umfassende Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe die allgemein geschätzten Herausgeber der Heidelberger klinischen Annalen bezeugen, hat über „die Einführung, das Aufkommen und den Untergang der Hahnemann'schen Lehre zu Neapel“ lesenswerthe Notizen geliefert, die besonders insofern Beachtung verdienen, als sie geeignet sind, vor einem allzubereitwilligen Vertrauen auf die vielen, über die glücklichen Erfolge der Homöopathie sich verbreitenden Nachrichten zu warnen. Ungerecht wäre es indessen, wenn man die Folgen des dummdreisten Auftretens eines Dorfbarbiers, der durch einen österreichischen General schnell zum Homöopathen gestempelt wurde, zu einem Angriff auf die Homöopathie selbst benützen wollte. Referenten hat der Aufsatz an eine Stelle in einem vor mehr als 70 Jahren erschienenen klassischen Buche, das freilich heutzutage einer schlechtern Lektüre weichen muß (Zimmermann's Schrift von der Erfahrung in der Arzneikunst), erinnert. „Ein Arzt, der mit wunderbarlichen Mitteln prahlt, sagt er, ist weit mehr gesucht, als ein Arzt, der die ebenen Wege der Natur geht. Weit lieber überläßt der Kranke sein Leben einem Menschen ohne Wissenschaft, ohne Redlichkeit und ohne Hoffnung, anders, als durch die Dreistigkeit seiner Versprechungen, die Verborgenheit seiner Mittel und die Einfalt des Patienten, sein Glück zu machen. Ein neu angelangter Charlatan bringt eine ganze Stadt in Bewegung, wenn seine Versprechungen recht abgeschmackt sind. Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab, den grünen Esel zu sehen.“ — Daß die Homöopathie zu Neapel fast gänzlich wieder verschwunden ist, bestätigt auch de Renzi in seiner, im vorigen Jahre erschienenen medizinischen Statistik der Stadt Neapel.

Auf der pyrenäischen Halbinsel scheint man von der Homöopathie noch keine Ahnung zu haben; auch den stolzen Engländern hat sie noch keinen beifälligen Blick entlocken können. In Dänemark dagegen hat sie es so weit gebracht, daß Dr. Lund in Kopenhagen eine eigene, ihr gewidmete Zeitschrift herausgeben kann. Auch in Skandinavien hat sie Eingang gefunden; doch fehlt es an neueren Nachrichten über ihre etwaigen Fortschritte.

In Rußland wurde sie lange durch den verstorbenen Rehmann, welcher Chef des Civilmedizinalwesens und ihr ganz entschiedener Gegner war, niedergehalten. Jezt aber kann sie sich freier bewegen, und es finden sich in dem unermeßlichen Reiche da und dort homöopathische Aerzte, in Petersburg allein ein ganzes Dutzend. Im Oktober v. J. erschien eine kaiserliche Verordnung, welche die Ausübung der homöopathischen Heilmethode den gesetzlich zur Praxis berechtigten Aerzten ausdrücklich gestattet, die Anlegung homöopathischer Centralapotheken in Petersburg und Moskau anordnet, welche die Provinzialapotheken und alle im russischen Reiche sich befindenden Aerzte mit Arzneien versehen sollen; die Verordnung gestattet ferner unter besondern Umständen den Aerzten das Selbstausgeben der Arzneien, macht den Medizinalbehörden monatliche Berichte über die Wirkungen der homöopathischen Behandlungsweise und über deren Fortschritte zur Pflicht, welche in das Journal des

Ministeriums des Innern eingerückt werden sollen, und gestattet endlich den Medizinalbehörden, nöthigenfalls zu Berathungen über die Homöopathie betreffende Gegenstände auch homöopathische Aerzte einzuladen, wie auch zu den Visitationen der homöopathischen Apotheken. Diese Verordnung sehen die russischen Homöopathen als günstig für sich an, indem sie dadurch gesetzlich anerkannt sind. Sie wurde, ehe sie erlassen wurde, zwei homöopathischen Aerzten in Petersburg zur Begutachtung übergeben. Bereits ist eine homöopathische Apotheke in dieser Hauptstadt eingerichtet.

Noch ist zu erwähnen, daß auch bereits jenseits des atlantischen Ozeans die neue Heilmethode Vertheidiger und Verehrer findet. Die medizinische Fakultät der Universität zu Newyork hat den Dr. Hahnemann zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. In Philadelphia hat sich unter dem Namen der Hahnemann'schen Societät eine Gesellschaft von Aerzten zur Bearbeitung und Ausbreitung der homöopathischen Heilart gebildet. Kürzlich wurde auch eine „nordamerikanische Zeitung für homöopathische Medizin" angekündigt.

Aus den vorstehenden, unparteiisch gesammelten Notizen ist zu entnehmen, daß die Homöopathie in den lezten Jahren sehr an Verbreitung gewonnen hat. Es mag nicht übertrieben seyn, wenn die Freunde derselben die Zahl der homöopathischen Aerzte auf fünfhundert anschlagen (vorausgesezt, daß man nicht bloß die ausschließlich von der Homöopathie Gebrauch machenden Aerzte zählt).

Die Homöopathie hat — man kann es nicht läugnen — ihre Aktien, die noch vor nicht langer Zeit schwer abzusetzen waren, in guten Kurs gebracht; hat sie auch da und dort Verluste erlitten, so hat sich das Geschäft doch im Allgemeinen sehr gehoben und trägt gute Prozente. Trotz dem aber muß dem aufmerksamen Beobachter auffallen, daß die Homöopathie eben jezt, indem sie sich rasch verbreitet, einer Krisis entgegeneilt, in der es sich um das Seyn oder Nichtseyn handelt. Entweder geht sie aus dieser Krisis siegreich und geläutert hervor; oder sie stürzt in sich selbst zusammen und begräbt sich unter ihren eigenen Trümmern. Betrachten wir einige der Symptome, die auf die Annäherung einer solchen Katastrophe hindeuten, die erwarten lassen, daß der dies tyrannus — so nannten die ältern Aerzte die Zeit des Sturmes, welcher der Entscheidung einer hizigen Krankheit vorherzugehen pflegt, — nicht mehr ferne ist.

Ein Theil von Hahnemann's Schülern ist mit der Behauptung aufgetreten, daß sein oberster Heilgrundsatz similia similibus nur annäherungsweise richtig, nur ein „Nothbehelf" sey; das wahre Prinzip des Heilens sey vielmehr: aequalia aequalibus; und das Simile lasse gar oft im Stiche. Die Menschenblattern sollen z. B. mit einem Minimum von höchst verdünntem Blatternstoff behandelt werden, die Krätze und die Nachkrankheiten derselben ebenso mit Krätzmaterie, das Quecksilbersiechthum (die Folgen des übermäßigen Quecksilbergebrauchs) mit Quecksilber u. s. w. Sie wollen recht eigentlich den Teufel durch Beelzebub austreiben. Hahnemann ist erbost darüber, daß das Ei klüger seyn will als die Henne, und protestirt feierlich gegen diese Verballhornisirung seiner Lehre, „die Isopathie, welche einige excentrische Köpfe als das non plus ultra von Heilmethode angenommen haben, ohne zu wissen, wie sie es realisiren könnten." Allein dieser Protestation zum Trotz liest man von den glänzendsten isopathischen Kuren. Keineswegs aber findet man eine Uebereinstimmung derjenigen, welche sich Erfahrungen darüber gesammelt haben. Hering, Lux, Groos u. s. w. behaupten, Großes mit der Isopathie geleistet zu haben; andere gefeierte Homöopathen dagegen versichern, durchaus keinen Erfolg bei Anwendung des angegebenen Heilprinzips gesehen zu haben (Kretschmar, Jahr u. s. w.)

Mehr Bekümmerniß als diese Steigerung seiner Heilgrundsätze macht Hahnemann die Neigung mancher seiner Schüler zu Rückfällen in allopathische Behandlungsweisen. Ihm selbst begegnete das Unglück, bei Annäherung der Cholera im Jahr 1830 seiner Heilprinzipien zu vergessen und den Kampher in wirklich erstaunend großen Dosen gegen die gefürchtete Krankheit zu empfehlen. Seine spätere Erklärung hierüber hat die begangene Inkonsequenz nicht verbessern können. Wegen seiner Empfehlung von Pechpflastern tadelt er sich selbst in der neuesten Ausgabe seines Organons; es „thut ihm leid, den nach Allopathie schmeckenden Vorschlag gethan zu haben, in psorischen Krankheiten ein Jucken erregendes Harzpflaster auf den Rücken zu legen, und in Lähmungen die feinsten elektrischen Schläge zu Hülfe zu nehmen, weil diese Vorschläge, die er feierlich wieder zurücknehme, den Mischlingshomöopathen einen Vorwand zu ihren allopathischen Versündigungen darbieten." Solche Versündigungen ließen sich besonders die Leipziger Homöopathen zu Schulden kommen und verwickelten sich dadurch in einen Streit, der für diejenigen, welche sich mit den Verhältnissen der Homöopathie genauer bekannt zu machen wünschen nicht ohne Interesse ist. Wir können ihn hier nicht im Detail verfolgen, sondern beschränken uns auf folgende Notizen darüber.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 54. 26. Mai 1834.

Kunstgeschichte.

Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Auch unter dem Titel: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. Nach dem Italienischen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Lorenz Ghiberti's vorzüglichste Bildgießereien fallen in die Blüthezeit der ersten Mediceer, Johann und Cosmo. Seine berühmteste Arbeit sind die Bronzethürme an der Johanneskirche in Florenz, von denen Michel Angelo in seinem genialen Style sagte, sie könnten die Pforten des Paradieses seyn. Ghiberti kam den meisten seiner kunstübenden Zeitgenossen darin gleich, daß er mehrere Fertigkeiten mit derselben Hand ausübte, und es in jeder zu einer anerkannten Meisterschaft brachte. Er war Maler, Bildhauer, Architekt, Gießer zu gleicher Zeit. Die hier mitgetheilte Chronik von Florenz zeichnet sich besonders durch die edle Zurückhaltung aus, mit welcher Ghiberti von sich selbst spricht, obschon er da, wo ihn der Verlauf seiner Kunstgeschichte zwingt, seiner eignen Thätigkeit die Darstellung zuzuwenden, es mit dem ganzen Stolze thut, der schon die Homerischen Helden charakterisirt, wo sie von sich selbst sprechen.

Den Mittelpunkt der Chronik bildet die Vollendung der Johanneskirche, eines Werks von Arnulph Capo, das nur bis zur Kuppel aufgerichtet war. Die Kirche blieb lange ohne ihren Schluß, woran weniger die Saumseligkeit der Stadt als die Rathlosigkeit Schuld war, wie man die Kuppel auf eine würdige Weise herrichte. Als die Stadt alle italienischen Künstler aufgefordert hatte, nach Florenz zu kommen und ihre Modelle für eine passende und bauliche Denkuppel vorzulegen, bestanden bei der Prüfung alle mit Schimpf, nur des Florentiners Brunellosco Vorschläge fanden Gehör, und ihm wurde der Dombau übertragen, so aber daß ihm Ghiberti an die Seite gesezt wurde. Brunellesco selbst, zu dem die Stadt so viel Vertrauen hatte, daß sie ihn auf ein Jahr zu ihrem Gonfaloniere machte, nebst seinem Freunde, dem Bildhauer Donatello, sind diejenigen, welche am öftersten im Vorgrunde dieser Künstlermittheilungen gesehen werden. Nach ihnen werden aber auch die Lebensmomente des Malers und Karmelitermönchs Philipp Lippi, eines jungen, von den Florentinerinnen verfolgten, ausschweifenden Künstlers hervorgehoben, desgleichen die Studien der Perspektive des Paul Uccello, die Thonarbeiten des Lucas Robbia, der Baukünstler Alberti, welcher nach den Regeln des Vitruv, über den er schrieb, arbeitete, Masaccio, der fromme Maler Johann von Fiesole,

der ſich mit Gebet auf ſeine Gemälde vorbereitete, und zulezt die erſten Anfänge Leonardo's da Vinci. Alle dieſe Namen treten mit höchſt charakteriſtiſchen Zügen auf, wir begegnen ihnen oft außer der Werkſtatt, und hören, wenn ſie von ihren Meiſterwerken ſprechen, gern zu, da ſie glücklicherweiſe noch unberührt ſind vom Idealismus der Kunſt und ſie in ihre praktiſchen, techniſchen Worte den Staub ihres Ateliers miſchen, der ſich in den Falten ihrer Röcke geſammelt hat. Jeder dieſer Künſtler wird nun von ſeinem eignen Genius beſeelt oder von dem Verlangen, es einem größern Meiſter oder Vorgänger nachzuthun.

Die eingeflochtenen romantiſchen Elemente, ſo wie die durchgehende Satire auf die damals blühende Philologie Italiens dürfen hie und da Zweifel an der Aechtheit einzelner Partien erregen. Doch ſollten ſie in der That von Ghiberti herrühren, ſo iſt dieſe Oppoſition gegen die Schulmänner höchſt bemerkenswerth und kann mit dem Platonismus des Marſilius Ficinus und dem Schutz, welchen die Mediceer den erwachenden, idealeren Studien des Alterthums verliehen, in Zuſammenhang gebracht werden. Die Liebe der ſchönen Lucia Buti zu dem Maler Fra Lippi iſt die reizendſte Epiſode, auf welche wir die Darſtellung nach Abhandlung ernſterer Materien wieder gern zurückkommen ſehen. Der junge Karmeliter unterhielt mit Lucien noch in der Wohnung ihres Vaters ein geheimes Einverſtändniß, das ſich bei einem öffentlichen Feſte recht zum Skandal des ganzen verſammelten Florenz verräth. Der Vater ſchickt Lucien in ein Kloſter und Lippi wird gleichfalls auf einige Zeit von Florenz entfernt. Doch will es Zufall und lange Bemühung, daß ſie ſich wieder treffen; Lippi entführt Lucien aus dem Kloſter, bringt ſie zu Ghiberti's Gattin, wo ſie darauf Mutter wird. Der Vater hatte ſie vorher vergeblich aufgefordert, zu ihm zurückzukommen. Lippi's Gönner verwenden ſich in Rom, ihm Befreiung von ſeinen Gelübden zu verſchaffen; doch ſtirbt er früher, als dieſe eintrifft, an den Folgen eines ſchleichenden Giftes, das ihm ein wahnſinniger und auf Lucien eiferſüchtiger Kunſtgenoſſe beigebracht hat, in Spoleto. Lucie zog nach Spoleto, um ſein Grab zu hüten.

Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die eingeſtreuten Nachrichten über die politiſchen Zuſtände der Republik unter den Mediceern, obſchon Ghiberti für alle dieſe Dinge nur das Auge eines Künſtlers hat, der ſein Intereſſe in dem eines ſo großartigen Freundes der Muſen, wie Cosmo war, finden mußte. Er ſchildert mit dramatiſchem Talent den Ausbruch des Unwillens gegen dieſen Fürſten der Republik, ſeine Gefangenſchaft, die Verbannung und endliche Rückkehr des Vaters des Vaterlands, wie Cosmo darauf begrüßt wurde. Um ein Beiſpiel von der Art der Behandlung dieſer Ereigniſſe und dem runden, gefälligen Style des Ganzen zu geben, nehmen wir einige Säze heraus, welche die Stimmung der Stadt nach Vertreibung der Mediceer ſchildern: „Mit der Mediceer Verbannung (denn Cosmus ſämmtliche Verwandte, die jemals im Rath geſeſſen, hatten die Flucht ergriffen) trat in Florenz ein Stillſtand in allen Geſchäften ein. Der Unruhen und Unordnungen gab es nur zuviel und es waren oft wochenlang alle Kaufläden und wie bei der Peſt ſogar ganze Häuſer verſchloſſen. Jeder klagte, und wer ſchwieg, der that es aus Furcht vor den beſoldeten Kundſchaftern. Bange Niedergeſchlagenheit that ſich überall kund, und die holtern Künſte ſuchten im Auslande Schutz. Donatello floh die Heimath und ging nach Padua, um die Reiterſtatue des kühnen Gattamelata in Erz auszuführen. Maſaccio folgte einer Einladung des Papſtes nach Rom. Beim Carnaval gab ſich der Trübſinn der Florentiner auf das deutlichſte kund. Viele, die ſonſt von früh bis ſpät ſich auf den Straßen zeigten, ſchloſſen ſich an dieſem Tage ein. Diejenigen, die zum Feſte erſchienen, erlaubten ſich über die ſchmachvolle Verbannung der Volksbeglücker die unverholenſten Aeußerungen. Am meiſten Aufſehn machte der Triumph des Todes, der von Piero di Coſimo (Lippi's Vergifter) angeordnet war. Den Zug eröffnete ein großer ſchwarzer Wagen, mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bemalt, der von ſchwarzen Büffeln gezogen wurde. Auf ihm prangte die rieſenhafte Geſtalt des Todes mit Sanduhr und Hippe. Um ihn befanden ſich Grabſteine. Auf einen Poſaunenſtoß hielt der Wagen ſtill, und es öffneten ſich die Gräber und weißverhüllte Gerippe ſtiegen daraus hervor. Marſchälle, deren Larven ein Todtenſchädel war, auf den magerſten Mähren, beleuchteten die Scene mit halbem Fackellicht. Die Auferſtandenen ſezten ſich auf den Rand der Gräber und ſangen in dumpfen Tönen die Canzone, die mit den Worten anhebt:

Jammer, Klag' und Herzenswehe —

Kreuze von Todtenbeinen und ſchwarze flatternde Fahnen zeigten ſich rings umher und mit zitternder Stimme ward das Klaglied geſungen:

Todte ſind wir; ſchaut's mit Grauen;
Todt auch werden wir Euch ſchauen.
Was Ihr ſeyd, das waren wir;
Was wir ſind, das werdet Ihr!

Dieſe Verſe ſollten die Trauer um die Mediceer ausdrücken; denn für Florenz waren ſie todt.“ G.

Homöopathische Literatur.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Hahnemann begann den Strauß (1832), indem er die Leipziger Homöopathen wegen ihrer Einmischung von allopathischen Kuren in die Homöopathie mit derben Worten öffentlich zurechtwies. Diese entgegneten, daß sie keine unumschränkte Autorität anerkennen, die Wissenschaft könne und dürfe nicht durch persönliche Anatheme stabilirt werden. Mehrere angesehene Homöopathen ließen sich noch einzeln vernehmen, wiesen die Fälle nach, in denen sie allopathische Heilmittel für nothwendig halten, „wenn man nicht Menschenleben auf's Spiel setzen wolle.“ Kretschmar bemerkt, indem er die Nothwendigkeit mancher der Allopathie zu entnehmenden Heilmittel beweist, sehr anzüglich gegen Hahnemann: „Freilich wer nie Kranke selbst sieht, außer welche noch im Stande sind, ins Haus zu kommen; wer nur von seiner Studierstube aus gegen langwierige Uebel zu Felde zieht, welche uns auch Zeit zur langen Ueberlegung und zum Nachsuchen lassen, und wo ein Mittel noch hilft, wenn ein früheres nicht geholfen hat, der weiß so etwas nicht, der sieht es nicht und fühlt es nicht. Habeat sibi!“ Im vorigen Sommer war ein vollkommenes Schisma eingetreten. Hahnemann lud zu der Versammlung des homöopathischen Vereins nach Köthen seine ächten Schüler ein. Auf denselben Tag veranstalteten die Leipziger bei sich eine Zusammenkunft der Ausgeschlossenen. Indessen muß dieser Stand der Sache beiden Parteien unbehaglich gewesen seyn; und so kam es, daß die Leipziger eine Deputation nach Köthen sandten und Hahnemann die Hand zur Versöhnung boten, die auch wirklich zu Stande kam, nachdem sämmtliche in der Versammlung zu Köthen Anwesende eine Erklärung unterschrieben hatten, wodurch ähnlichen Versündigungen gegen die homöopathische Lehre für die Zukunft Schranken gesetzt werden sollten. Die Leipziger Homöopathen scheinen seitdem mit ihren allopathischen Einmischungen in der Homöopathie sparsamer zu seyn, andere aber beharren fest bei ihrer antihahnemann'schen Ansicht. So spricht z. B. erst ganz neuerlich Trinks von einem Falle, der von einem Homöopathen allopathisch behandelt wurde, folgendermaßen: „Ein Fall, der ein energisches Eingreifen von Seiten der Kunst erforderte und wo freilich das Riechen oder Eingeben von einem oder ein paar Streukügelchen eine gewissenlose Spielerei gewesen wäre — Verfahrungsweisen, von deren Nachahmung uns mehrere unglückliche Erfolge in mehreren akuten lebensgefährlichen Fällen für immer zurückgeschreckt haben. Discite moniti!“ Dieser Ausspruch eines bekannten Homöopathen braucht keinen Kommentar.

Auch in Beziehung auf die Arzneidosen hat Hahnemann mit seinen Schülern zu kämpfen. Er selbst wendete bekanntlich im Anfange seiner praktischen Laufbahn die Arzneimittel in ungewöhnlich starken Gaben an; mit Aufstellung seines eigenthümlichen Heilprinzips aber ging er zu bis dahin unerhörten winzigen Dosen über und überbot sich hierin mehr und mehr, so daß er neuerlich die decillionfachen Verdünnungen (eine Zahl, von deren Größe unter Hunderttausenden kaum Einer eine richtige Vorstellung hat) für die zweckmäßigste Dosis hält; ja selbst noch weiter ist er gegangen, indem er häufig die enorm kleinen Arzneidosen nicht mehr einnehmen, sondern bloß durch das Riechen daran, wobei übrigens die Geruchsnerven keinen Eindruck empfinden, auf den Organismus wirken läßt. Er behauptet, die Arzneimittel werden um so wirksamer, je mehr sie nach der von ihm vorgeschriebenen Weise verdünnt werden. Ein Theil seiner Schüler aber meint, das müsse denn doch seine Gränzen haben; Manche wollen Hahnemann entgegen gerade die umgekehrte Richtung einschlagen und wieder zu größeren Arzneigaben ihre Zuflucht nehmen. Trinks besonders redet größeren Dosen das Wort, mit denen seinen Erfahrungen zufolge in vielen Fällen einzig und allein etwas geleistet werden kann. Die Wirksamkeit des Riechens an homöopathischen Streukügelchen findet selbst unter Hahnemann's eifrigsten Anhängern Zweifler; Widenmann wünscht, derselbe hätte zur Ueberzeugung der Ungläubigen Krankheitsgeschichten über seine damit vollführten Heilungen vorlegen sollen, und fürchtet nicht mit Unrecht, daß die Homöopathie sich dadurch lächerlich mache; denn in der That kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß uns Hahnemann noch auf dieselbe Stufe der medizinischen Kultur mit jenem afrikanischen Volke emporheben werde, dessen Aerzte die glänzendsten Kuren verrichten, indem sie des Tages mehrmal die Lagerstätte ihrer Patienten unter beständigem Blasen (ich will nicht sagen — Windmachen) und mit der wichtigsten Amtsmiene umgehen.

Früher hatte Hahnemann den Grundsatz, den Kranken erst dann eine neue Arzneigabe zu reichen, wann die vorhergegangene aufgehört habe zu wirken; die Wirkungsdauer einzelner Mittel wurde zu mehrern Wochen, ja zu Monaten angeschlagen *). Damit war gleichfalls ein

*) Der russische Obrist v. Bock, ein homöopathischer Dilettant, behauptet sogar in der allgemeinen homöopathischen Zeitung, daß eine einzige kleinste Gabe des durch Hahnemann's eigne Hände decillionfach verdünnten Steindls (ein Senfsamen großes, damit befeuchtetes Streukügelchen) fähig sey, seine Wirkungen auf den Organismus vierzehn volle Monate unverkennbar zu äußern.

schroffer Gegensatz gegen die sonstigen Behandlungsmethoden gegeben. Die Ungeduld ihrer Patienten verleitete bald viele Homöopathen zu häufigeren Arzneigaben; sie fingen an, von der Hahnemann'schen Regel nicht mehr viel Notiz zu nehmen, und der Meister selbst gab ihnen in der Folge Recht, obgleich einer seiner Schüler (Widenmann) ihm nachweist, daß er damit seiner Lehre von der Erst- und Nachwirkung der Arzneien, die mit die Grundlage seines ganzen Systems bildet, einen empfindlichen Stoß versetze.

Es ließen sich noch mehrere Beispiele von Annäherung der Homöopathie an die alte hippokratische Heilkunst nachweisen, wie z. B. die größere Beachtung, welche die Homöopathie bei der Behandlung der Krankheiten auf die Ursachen derselben zu wenden neuerlich wieder angefangen hat, nachdem sie sie vorher im direkten Gegensatz mit den herrschenden Heilmethoden vollkommen außer Augen gesetzt hatte, die unter den Homöopathen überhand nehmende Nachsicht gegen ihre Patienten in Hinsicht der Diätvorschriften u. s. w.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei den langen theoretischen Streitigkeiten über Homöopathie von einem Theile ihrer Anhänger viel Scharfsinn entwickelt, und damit auch unter den Aerzten, welche die Naturgemäßheit und Wirksamkeit dieser Heilmethode entschieden in Zweifel ziehen, der Wunsch allgemeiner geworden ist, diesem ekelhaften Streite durch unbestreitbare Beobachtungen ein Ziel zu setzen, da man nicht erwarten durfte, durch Worte demselben näher zu kommen. So kam es auch, daß in neueren Zeiten manche frühere Gegner der Lehre sich zur Anwendung ihrer Heilgrundsätze entschlossen, um über ihren Werth ins Klare zu kommen. Die Einen wurden überrascht durch die Thatsache, daß unter der Anwendung von homöopathischen Mitteln schwere Krankheiten gehoben oder gebessert werden, und vertheidigten von da an die Homöopathie. Andere erhielten das Resultat, daß mit der Wirkung der homöopathischen Mittel ungefähr dasselbe herauskomme, was bei einem vernünftigen Verhalten die mächtige Heilkraft der Natur auch ohne ärztliche Hülfe zu bewirken im Stande sey. Solche Aerzte sind Kramer in Berlin, J. Braun, (auch Horn soll sich durch Versuche von der Unwirksamkeit der homöopathischen Mittel überzeugt haben), Seidlitz in Petersburg u. s. w. Referent gesteht übrigens, daß diese Stimmen insofern in dem Streite von keinem großen Gewicht seyn können, als die genannten Aerzte ihre Erfahrungen nicht detaillirt dem Publikum vorgelegt haben. Wichtiger sind ohnehin die öffentlichen Heilversuche in Krankenhäusern, denen aller Vorschub geleistet werden sollte, damit dem Streite, der viele Kräfte, die zu etwas Besserem zu brauchen wären, verzehrt, bald ein Ziel gesetzt werde. Krankenhäuser liefern viel richtigere und mehr in die Augen springende Erfahrungen als die Privatpraxis. Die homöopathischen Heilanstalten werden bald Materialien liefern, um den Prozeß der Homöopathie spruchreif zu machen, wenn sie ihre Tagebücher bekannt machen, wie die Leipziger damit den Anfang gemacht hat. Wir werden in unserm zweiten Artikel eine kurze Uebersicht der Leistungen dieser Anstalt im ersten Jahre ihres Bestehens geben und bei dieser Gelegenheit auch von den Resultaten der homöopathischen Heilversuche in Rußland und in der Thierarzneischule zu Berlin sprechen.

Wie auch immer die Sache sich entscheiden mag, ob die alte hippokratische Medizin der Homöopathie weichen muß, ob sie dieselbe mütterlich in ihren Schoos aufnehmen wird, oder ob die leztere ganz als eine taube Frucht erkannt werden wird, so ist doch als gewiß anzunehmen, daß der Streit einen wichtigen Einfluß auf den Entwicklungsgang der Arzneikunde haben wird. In den ersten zwei Fällen versteht sich dies von selbst; aber auch im lezten Falle ist vorherzusehen, daß eine größere Berücksichtigung der Diät, Beschränkung des Arzneigebrauchs oder Arzneimißbrauchs, einfachere Behandlung, aufmerksamere Beachtung der specifischen Wirkungen der Arzneimittel, strengere Kritik in Bezug auf medizinische Erfahrungen das erfreuliche Endresultat des bittern Streites seyn werden. W. A. R.

Biographie.

Memoiren eines preußischen Offiziers, herausgegeben von C. Herloßsohn. Zwei Theile. Leipzig, Literarisches Museum, 1833.

Der Erzähler schildert sehr umständlich zuerst seine Kinderjahre. Sein Vater war Bürgermeister einer kleinen Stadt, Friedrich der Große kehrte einmal bei ihm ein; der Knabe verging sich gegen einen Lehrer und wurde hart gezüchtigt; dann wurde er preußischer Kanonier, stand eine Zeitlang in Garnison, half Polen besetzen, ärgerte sich über den Schmuß, verliebte sich in ein Mädchen, duellirte sich einmal, ließ sich bei Jena mit schlagen und kam mit heiler Haut davon. Es ist zu bedauern, daß diese Erzählung so wenig pikant ist, da sie doch sehr denkwürdige Zeiten und Begebenheiten berührt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 55. 30. Mai 1834.

Handelswissenschaft.

Handbuch für Kaufleute oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. Nach dem Englischen des Dictionary, practical, theoretical and historical, of commerce and commercical Navigation, by J. R. Mac Culloch, Esq. in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von C. F. E. Richter. Erster Band. Erste Lieferung. Aal — Canal. (20 Bogen.) Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Ein ungemein brauchbares Buch, nicht bloß Kaufleuten, sondern jedem Geschäftsmann zu empfehlen, da man darin auf die bequemste Weise über alle mögliche Gegenstände und Formen des Verkehrs in allen Ländern unterrichtet wird.

Die Artikel Abmachung, Abrechnung, Accise, Agio, Angeld, Anweisung, Avertissement, Bank, Bankerott, Banquier, Bazar, Bergbauvereine, Briefe, Buchhandel, Bürgschaft, Buchhalter ꝛc. beziehn sich auf allgemeine Handelsformen, die Artikel Abandon, Acker, Baggage, Ballast, Barratrie, Bodmerei, Canal ꝛc. auf die Schifffahrt; eine Menge Artikel sind den Handelsgegenständen gewidmet, als: Alaun, Aloë, Ambra, Arak, Auster, Balsam, Bambus, Baumwolle, Bernstein, Bezoar, Bier, Blei, Borax, Branntwein, Brasilienholz, Brod, Butter, Cacao ꝛc. Endlich werden die wichtigsten Handelsplätze geschildert: Aberdeen, Abo, Acapulco, Alexandria, Algier, Alicante, Altona, Amsterdam, Ancona, Antwerpen, Archangel, Augsburg, Bahia, Baltimore, die Barbaresken, Barcellona, Batavia, Bombay, Bordeaux, Boston, Bremen, Calcutta ꝛc. Bei jeder dieser Städte wird angeführt, wie groß der Umfang ihres Handels ist, was für Gegenstände sie hauptsächlich aus- und einführt, welche besondere Anstalten, welcher Münzfuß, welche Vortheile oder Nachtheile den Handel daselbst bedingen.

Der folgende Artikel Antwerpen mag beweisen, wie Vieles hier in engem Raum überschaulich zusammengefaßt ist: „Antwerpen, (Franz. Anvers, Engl. Antwerp, Niederländisch Antorf, Lat. Aduatica). Diese im Königreich Belgien liegende alte und große Handelsstadt (4° 22′ östl. Länge und 51° 14′ nördl. Breite) ist sehr stark befestigt, mit einem weiten und tiefen Hafen, welchen die Schelde bildet, der 1000 Fahrzeuge fassen

kann. Die Bevölkerung mag gegenwärtig zwischen 60 bis 65,000 betragen, mit 10,000 Häusern, war aber mit Mittelalter viel zahlreicher. Vor der merkwürdigen langen Belagerung und Eroberung durch die Spanier unter dem Herzog Alexander Farnese von Parma, im Jahr 1585, war es eine der wichtigsten Handelsstädte, doch dieses Ereigniß brachte deren Wohlstand und Handel gar sehr herab. Durch den Westphälischen Frieden, 1648, wurde durch den Einfluß Spaniens und Hollands bewirkt, daß die Schelde für die Schifffahrt geschlossen wurde, welche Absperrung auch wirklich in Kraft blieb, bis die Franzosen die Niederlande eroberten. 1803 wurde der Hafen verbessert und wiederhergestellt und es erhoben sich ausgedehnte Werfte, Bassins, Hafenwerke und Speicher. Die größten Schiffe können bis dicht an die Stadt gelangen, und Canäle gewähren dem Handel nach dem Innern des Landes große Erleichterungen, so daß sich ein wichtiger Handelsverkehr auf's Neue nach Antwerpen gezogen hat. Durch ein 1814 erlassenes Dekret können alle Waaren im Entrepot daselbst niedergelegt und gegen eine Abgabe von ½ % vom Werthe wieder ausgeführt werden. Die Hauptausfuhr besteht in Getreide aller Art, Sämereien, Leinwand, Spitzen, wollenen Teppichen, Flachs, Talg, Hopfen u. s. w. Die Einfuhrartikel sind Baumwolle, französische Weine, kurze Waaren, Zucker, Indigo, Tabak, Kaffee und alle übrigen Colonialwaaren. — Antwerpen hat wichtige Fabriken und Manufakturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmus, baumwollenen Zeuchen, Spitzenzwirn u. s. w., und vorzüglich berühmt ist die Antwerpner Nähseide, die schwarzen Seidenstoffe und die daselbst verfertigte Druckerschwärze. Es hat jährlich drei Messen und seit 1827 eine Disconto- und Zettelbank, welche Noten von 500 und 1000 Gulden ausgibt. Für die Kriegsflotten Frankreichs hat Napoleon drei große Hafenbassins mit Schleusen angelegt, welche seither dem Handel, so lange er blühte, zu Statten gekommen sind. Im Mittelalter war Antwerpens Bevölkerung und Handel weit größer und wichtiger als Amsterdams, und unter allen nördlicher gelegenen Handelsstädten ist es diejenige, welche zuerst eine Börse besaß. — Zusatz. Die Citadelle, diese in der neuern politischen Geschichte so wichtige Festung, wurde vom Herzog von Alba erbaut und ist als Muster der Befestigungskunst anzusehen. — Es finden hier, in Rotterdam und Amsterdam die jährlichen großen Auktionen Statt, in denen die aus dem Niederl. Holländischen Ost- und Westindien eingeführten Waaren losgeschlagen werden. — Seit dem Jahre 1816 werden die Rechnungen in holländischen Gulden gestellt (deren Werth 1*s.* 8¾*d.* Sterling), und in Cents. 20 Sous oder Stüver machen einen Gulden, und der Sous oder Stüver hat wiederum 5 Cents. Früher war die Rechnungsmünze im Handel Pfund vlämisch = 2½ Thaler = 6 Gulden zu 20 Schillingen vlämisch = 240 Groots = 1920 Pfenningen. Der Pari Cours zwischen London und Antwerpen ist 11 Gulden 58 Cents. für's Pfund Sterling. — Die Gewichte und Maße sind folgende. Durch ein im Jahre 1816 erlassenes Gesetz war das französische Gewichts- und Maßsystem bis zum ersten Januar 1820 beibehalten worden, doch hat man die alten Benennungen wieder eingeführt und das Pfund (pond) ist dem Kilogramm gleich (vergl. Amsterdam). — Die ältern Gewichte, welche in vielen Fällen angewandt werden, sind der Quintal oder Centner von 100 Pf., welches 103⅓ Apothekergewicht ist, so daß 100 Pf. zu Antwerpen 96.8 Pf. betragen. Das Schiffspfund hat drei Quintals oder Centner; der Stein 8 Pf. — Die alten Getreidemaße sind das Viertel = 4 Macken; 37½ Viertel = 1 Last, und 40 Viertel kommen 10½ Quarts königl. engl. Maßes fast gleich. Der Ahm (als Flüssigkeitsmaß, vorzüglich für Wein) enthält 50 Schoppen oder 35½ Gallon. (Nach M. Culloch.) — Die gegenwärtig üblichen Gewichte sind 50¾ Pf. = 112 englischen Pfunden; 100 Pfunde = 100 Kilogrammen oder 202¾ Pf. alt Antwerpner Gewichts (vergl. Amsterdam). Die Tonne = 26½ Gallons = 100 franz. Litres. — Die Zollgesetze gebieten, daß jeder ankommende Schiffskapitain binnen den ersten 24 Stunden eine geschriebene Angabe oder Deklaration über die Güter mache, aus denen seine Ladung besteht, wobei die Colli nach Zeichen und Nummer specifizirt werden müssen; eben so muß der Werth nach dem laufenden Preise bei bemerkt werden, dann der Name des Schiffs oder Fahrzeugs, der des Kapitains und wo Beide zu Hause gehören und dergl. — Während der fünf Jahre 1824 bis 1828 war die Anzahl der eingelaufenen Schiffe folgende:

1824	. .	681 Schiffe.
1825	. .	800 „
1826	. .	928 „
1827	. .	822 „
1828	. .	955 „

Von denen im Jahre 1825 eingelaufenen kamen 114 von Liverpool, 119 von London, 44 von Hull, 48 von Havre, 41 von Bordeaux, 24 von Petersburg, 24 von Neuyork, 25 von Cuba, 26 von Rio Janeiro, 11 von Batavia u. s. w. (siehe Bulletin des Sciences Géographique 1826 Febr. 1829 Jan.)" Es folgt dann eine Einfuhrliste, worin gezeigt wird, in welchem Verhältniß die Einfuhr der vorzüglichsten Artikel seit dem Jahre 1821—1829 gestanden hat, und die wir hier übergehn, um nicht eine Seite voll Zahlen zu geben. Endlich heißt es: „Verkaufsbedingungen und Usancen. Gewöhnlich findet ein Rabatt von 2 % für 20 Tage Ziel statt, und 1½ % für 6 Wochen oder zwei Monat Credit. Für Baumwolle wegen 20 Tage Ziel 2 % und 1½ % für zwei

und drei monatlichen Credit. Tara. Westindischen, Brasil. und Java-Kaffee für die Säcke (nicht doppelte) 2%, und Havanna wegen der Binsensäcke ½ Pfund p. Sack extra. Bourbon in ganzen Säcken 4½ Pfd. und in halben 2½ Pfd. Pimet, Pfeffer und und Ingwer in Säcken 2%; sämmtliche Artikel in Fässern die wirkliche Tara. Auf Cassia und Zimmet in Ballen 10%; in Kissen 6 à 6½ Pfd. p. Kiste. Pottasche 12%. Quercitron 10%. Baumwolle in Ballen 4%, ohne die Packstricke, und 6 Pfd. p. Serone. Pferdehaar, die wirkliche Tara; Indigo in Kisten und Tonnen, die wirkliche Tara, in Seronen 6½ à 7 Pfd. p. Serone. Reis in Fässern 12%, und in Säcken 2%. Roher Zucker in Fässern und Havanna-Zucker in Kisten 14%, Brasil. in Kisten 16%, Java in Flechten und Körben 9%, Siam und Manilla in Säcken 5%. Bengal in dreifachen Säcken 5 Pfd. für jeden; Bourbon in Matten 6%. Bohea Thee, exclusive des Packtuchs 46 Pfd. für die ganze, 21 Pfd. für die halbe, 13 Pfd. für die viertel und 11½ Pfd. für die drittel Kiste; ff. grüner und schwarzer Thee 12 à 13 Pfd. für die Viertelkiste, 9 Pfd. für die Sechstel und 7 Pfd. für die Achtelkiste, und 5 Pfd. für die Zwölftel, 3 Pfd. für die Sechszehntelkiste und 2% in Dosen. Auf Tabak die wirkliche Tara ohne allen weitern Rabbat. (Aus einem Circularbrief von Dalmahoy und Comp., d. d. Antwerpen 31. Juli 1829.)

Und so erhalten wir eine Uebersicht aller Handelsverhältnisse von jedem nur irgend bedeutenden Handelsplatze, und die wichtigern, wie Batavia, Bordeaux, Amsterdam, Bombay, Calcutta ꝛc. sind verhältnißmäßig noch ausführlicher behandelt.

Wir geben noch einige Artikel, Waaren betreffend: „Bier. 1) Geschichte. Schon im höchsten Alterthum hat man Bier gebraut, und Herodot erzählt uns, daß die Aegypter, welche keinen Wein bauten, einen Trank aus gegohrner Gerste bereiteten (Buch II. C. 77). Eben so war dessen Gebrauch schon vor Alters in Griechenland und Italien eingeführt, obgleich es nicht scheint, daß er in diesen Ländern sich jemals sehr verbreitet habe. Meth, ein Getränk aus Honig und Gerste, war unstreitig der erste berauschende Trank im nördlichen Europa. Süßes, ungehopftes Bier (Ale) und auch das aus Malz und Hopfen gebraute war schon zu Tacitus Zeiten in Deutschland im Gebrauche (de morib. Germanorum, C. 23). Plinius sagt: „Alle Nationen, die das westliche Europa bewohnen, haben ein berauschendes Getränk, welches dieselben aus Korn und Wasser bereiten. — Die etwas verschiedene Methode, welche man beim Verfertigen dieses Getränkes in Gallien und Hispanien und einigen andern Ländern anwendet, hat sehr sich unterscheidende Namen; doch sind die Bereitungsarten im Grunde beinahe immer dieselben und eben so gleicht sich auch das Getränk. In Hispanien wird dieser Trank so gut bereitet, daß man solchen sehr lange aufbewahren kann. Man ersieht daraus, wie sinnreich die Menschen sind, wenn es darauf ankommt, ihren Gelüsten Vorschub zu leisten, denn selbst Wasser haben dieselben in ein berauschendes Mittel umzuwandeln gewußt.“ Hist. nat., Lib. XIV., C. 22). Die alten Sachsen und Dänen liebten das Bier leidenschaftlich, und den Genuß desselben zählte man zu den vorzüglichsten Freuden, welche Odins Helden in Walhalla genießen würden. — Die Brauerei des ungehopften, süßen Biers (Ale) war schon in den frühesten Zeiten in England bekannt. In den Gesetzen des Königs von Wessex, Ina, geschieht dessen Erwähnung, und wird besonders angeführt unter den Getränken, welche bei einem königlichen Feste unter der Regierung Eduard des Bekenners kredenzt wurden. Unter der Regierung der normännischen Fürsten war es üblich, daß sie selbst die Preise des Ales festsezten, und durch ein Gesetz vom Jahr 1272 wurde bestimmt, daß jeder Brauer in den Städten für einen Penny zwei Gallon und auf dem Lande für einen Penny drei oder vier Gallon Ale geben solle. — Hopfen bei dem Brauen des Biers anzuwenden, scheint eine deutsche Erfindung zu seyn, und in den niederländischen Brauereien wurde dessen Gebrauch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eingeführt, doch in den Brauereien Englands scheint es erst 200 Jahre später der Fall gewesen zu seyn, etwa zu Anfang des 16ten Jahrhunderts. Im Jahre 1530 untersagte Heinrich VIII. den Brauern, Hopfen zu dem Ale zu nehmen; doch scheint es, als wenn diesem Befehle nur geringe Folge geleistet worden wäre. Die Anpflanzung des Hopfens fand in England jedoch erst 1552 Statt. (Beckmann Geschichte der Erfindungen Bd. IV. S. 336—341 der engl. Ausgabe.) Der dem Ale zugesezte Hopfen gibt ihm einen angenehmen Geschmack und macht solches haltbarer. Im Allgemeinen wird in England dem Bier mehr Hopfen zugesezt, als dieses in den Brauereien Schottlands der Fall ist. Leztere verwenden auf den Bushel Malz nur 1 à 1½ Pfund Hopfen für das gute Edinburger Ale.“ Dann folgt 2) Unterschied zwischen Ale und Bier, 3) Verfälschung derselben, 4) Beschreibung des englischen Biers, 5) Brauordnung, 6) Unkosten der Braulizenzen, 7) Zunahme des Brauens, 8) Abgaben, Verkauf, Ausfuhr. Und so von jeder Waare die kurze Geschichte, die Behandlungsart, die Verkaufsbedingungen ꝛc.

Der wichtige Artikel Bank nimmt 86 Seiten ein und ist äußerst vollständig. Wir wollen nur einen kleinen Artikel, Handelsformen betreffend, herausheben. „Anweisung (Assignation, Ziehung auf einen Dritten, Anweisung an Ordre), eine solche wird gewöhnlich auf einen Bankier oder eine öffentliche Kasse ausgestellt, und

erfordert eine jede gültige Anweisung, daß darin genau bestimmt sey, wer solche bezahlen solle (der Bezogene), die Summe und der Aussteller. In Großbritannien hat man dafür eine sehr einfache Form, ungeachtet in keinem Lande der Welt mehr als dort durch Anweisungen (Cheks, Cheques oder Drafts) umgesezt wird. Die gewöhnliche dortige Abfassung ist folgende:

London 30. Juni 1831.

£ 100.

Belieben Sie Herrn A. B. oder dem Inhaber hundert Pfund zu zahlen für Rechnung

C. D.

Herrn Jones Lloyd u. Comp.

In Deutschland und in den meisten andern Ländern pflegen die Anweisungen noch mehr Bestimmungen zu enthalten als z. B. den Bericht des Ausstellers u. s. w., selten aber sind solche von obiger Form an die Ordre des Inhabers gestellt. Dieselben gleichen allerdings (nach Mac Culloch) den Wechselbriefen, und unterscheiden sich in England wesentlich dadurch, daß solche fast alle ohne Ausnahme an die Ordre der Inhaber gestellt sind, während dieses anderwärts nicht so der Fall ist. — Wenn man in England Anweisungen auf einen gewöhnlichen Bankier ausstellt, ist es jedoch nicht wesentlich hinzuzufügen, daß auch der Inhaber zur Empfangsnahme des Geldes berechtigt sey. Durch Auslieferung, und nur durch solche, ist der darin angegebene Betrag in Empfang zu nehmen, und sind solche Anweisungen jedesmal sogleich bei Sicht zahlbar, ohne daß irgend Respekttage darauf angewendet werden können. Nach dem in London üblichen Gebrauche muß der Londoner Bankier jede solche Anweisung bis 5 Uhr Nachmittags bezahlen, oder vor 5 Uhr darauf bemerken, daß die Ziehung auf einem Irrthume beruhe, welches hinlänglich ist, um die Zahlung als verweigert zu betrachten."

Unter den Zusäzen des deutschen Bearbeiters bemerken wir den Artikel Deutscher Buchhandel. „Dieser ist von dem englischen und französischen Handel mit Büchern sehr verschieden; während in jenen Ländern London und Paris fast alles in sich vereinigen, was Buchhandel heißt und ausmacht, während auf diesen beiden Punkten die meisten Gelehrten, Schriftsteller, Dichter und Künstler versammelt sind, und zusammenwirkend sich zu großen Unternehmungen vereinigen, besizt Deutschland keinen ähnlichen Centralpunkt; die Kräfte der deutschen Gelehrtenwelt werden und sind vereinzelt, weniger durch die norddeutsche und süddeutsche Nationalität, als durch den Mangel eines großen Vereinigungspunktes, wie in den genannten Ländern, und die politische Getrenntheit und Absonderung durch die Verfassung, obgleich es einen deutschen Bund gibt, der Alles vereinigen sollte. Dieser Hindernisse ungeachtet, welche auf dem deutschen Buchhandel lasten, und wozu noch der äußerst wichtige Umstand tritt, daß in einigen der mächtigsten und größten deutschen Staaten die Gesetze wegen Verlagsrecht und Nachdruck mangelhaft sind, und dadurch zu deren Handhabung noch ein gemeinsames Zusammenwirken der sämmtlichen Bundesglieder entbehrt wird, hat sich Deutschlands Literatur und Buchhandel auf eine wenigstens eben solche Höhe geschwungen, als diejenige ist, zu welcher die Nachbarliteraturen gelangten; und kann der Deutsche sich erst der Preßfreiheit und eines Gesetzes gegen den Nachdruck rühmen, so steht es dahin, wie weit die Deutschen den andern Nationen vorauseilen werden, die sich dieser Wohlthaten schon so lange erfreuen. Beim Mangel der Gesetze gegen den Nachdruck in Deutschland sind natürlich auch die gegenseitigen Rechte der Schriftsteller und Verleger noch lange nicht unter den Schuz getreten, wie in andern Ländern, und pflegt der Verleger eines Autors, so lange es ihm Nuzen bringt, das Recht zu behaupten, diesen Autor zu drucken; eine Bestimmung, nach welcher die Werke eines verstorbenen Schriftstellers Gemeingut werden, wie in England nach acht- und zwanzig Jahren der ersten Erscheinung, und in Holland und Frankreich zehn bis zwanzig Jahre nach dem Tode des Verfassers, ist in den deutschen Gesetzen bis jezt nicht allgemein oder fest begründet. Dennoch haben, in Betracht, daß sich der deutsche Bundestag wegen der noch fehlenden definitiven Bestimmung der Rechte der Schriftsteller und Verleger, wie es der achtzehnte Artikel der Bundesakte anordnet, nicht vereinigen konnte, sich mehrere Bundesstaaten erklärt, und in dem muthmaßlichen Sinne des gedachten Artikels gegenseitig Verträge abgeschlossen, welche so lange gültig sind, bis ein allgemeines Gesetz von sämmtlichen Bundesstaaten deßhalb angenommen seyn wird. Diese zusammengetretenen einzelnen Bundesstaaten sind: Preußen, Hannover, Sachsen, Großherzogthum Hessen, Oldenburg, die Fürsten Reiß jüngerer Linie, Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, und soll das Eigenthumsrecht der Verfasser und Verleger bis und mit zwanzig Jahre nach dem Tode des Ersteren gesichert bleiben. Es hatten sich schon früher mehrere deutsche Staaten und Regierungen sehr ehrenvoll durch strenge Gesetze und Verordnungen gegen den Nachdruck ausgezeichnet, und Kaiser Leopold II. hätte, wäre er leben geblieben, sicher schon 1790 für die Rechte der Schriftsteller und Verleger mehr gewirkt, als bis jezt geschehen, allein die Fluth der Ereignisse war in den lezten vierzig Jahren zu reißend, und so ist der öffentliche und verlappte Nachdruck fast in allen südlichen deutschen Bundesstaaten, man weiß nicht, ob mehr geschüzt als geduldet."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Heimath. 151.
Lieder von Karl Mayer. 132. 141. 145. 155.
Ein Bildchen, von Fr. Richter. 148.
Finnische Runen. 151. 153.
Räthsel. 136. 142. 148.
Rumpfcharade. 154.

Erzählung.

Lenore, von A. von Sartorius. 138—148.

Reisen.

Reiseskizzen von K. Gutzkow. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. — 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155.
Athen, im August 1833. 142. 143. 144. 145.

Naturgeschichtliches.

Etwas über die vermeintlich in Steinbildern gefundenen Kröten. 131.
Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere, in Beziehung auf die Frage, ob seit den historischen Zeiten Thierarten ausgestorben sind. 133. 134. 135. 136.
Der Löwe ohne Mähne. 142.
Natur- und Gewerbwissenschaftliche Berichte von Dr. Nürnberger. 148. 149. 150. 151.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen. 131. 137. 140. 141. 146. 154. 155.
Aufforderung zu Schillers Denkmal. 147.
Noch ein Blick auf die diesjährige Ausstellung der Produkte des Gewerbfleißes in Paris, von Depping. 152.

Korrespondenz.

Berlin. 131. 132. — Paris. 132. 133. 134. 135. — 138. 141. 154. 155. — Dresden. 133. — Bordeaux. 134. 135. 137. 138. — Baden-Baden. 136. — Von der norddeutschen Küste. 137. — Meran. 139. 140. 141. — Stuttgart. 142. 143. — Karlsruhe. 144. 145. — Mittenwalde. 146. 147. 148. 149. 150. — Aus Süddeutschland. 147. — Lyon. 149. 150. 151. 152. 153.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's. (Forts.) — Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde in Berlin. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Persönliches.

Nro. 45.

Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde in Berlin. (Schluß.) — Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's. (Schluß.) — Sterbejahr des Malers, Kupferstechers und Formschneiders Hans Brosamer aus Fulda. — Neuere Monumente. — Nekrolog. — Kunstliteratur.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Juni 1834.

Die Schöne. — Was will denn der auf unserm Ball?
Faust. — Ei! der ist eben überall;
Was andre tanzen, muß er schätzen.

Goethe.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Ein Sonntagabend in Wiesbaden.

Ich wollte einmal sehen, wie man in Deutschland einen Sonntagabend zubringt, und so folgte ich denn um sieben Uhr an einem solchen Tag dem Menschenschwarme in das Theater, und fand das Haus so voll, daß ich nur mit vieler Mühe einen Platz zum Sitzen bekommen konnte. Die Aufführung überraschte mich höchlich; in früherer Zeit, da ich noch jung war, hatte ich das italienische Theater Jahre hindurch regelmäßig besucht, noch niemals aber einer deutschen Oper beigewohnt, und wußte somit nicht, daß es möglich sey, die Töne der Musik den wechselnden Gedanken und Gefühlen in einem Stücke so vollkommen anzupassen. Die Worte des Textes und die Noten des Orchesters waren wirklich so genau wie nur möglich eines das Facsimile vom andern; achtels, viertels, halbe Noten ahmten auf das Sinnreichste nicht nur Ausrufungen, sondern alle möglichen Unterscheidungszeichen, Fragzeichen, Doppelpunkt und Schlußpunkt, ganz deutlich nach.

Der musikalische Ausdruck, der jede Zeile durch das ganze Stück begleitete, und über den ich mich nur verwunderte, ward sichtbar vom ganzen Auditorium mit höchstem Kunstsinn gewürdigt, denn höchst auffallend war seine Sammlung und Aufmerksamkeit; nicht die geringste Störung fand Statt, und Beifall wie Tadel blieben gleich stumm. In den verschiedenen Partien des Stücks äußerte sich viel natürliches Talent, und auf was man nun achtete, auf die Musik, die Schauspieler, die Dekorationen, ja sogar auf ein Rudel Teufel, die auf das Sonderbarste mit Kröten, Fledermäusen, Schlangen und anderm unbeschreiblichen Gezücht aufgeputzt waren, es war augenfällig, das Auditorium mußte trotz seiner Starrheit mit einer guten Dosis Genie, Einbildungskraft und Geschmack begabt seyn. Es kann keinen bessern Maaßstab für den geistigen Charakter eines Volks geben, als seine nationalen Schauspiele, denn sie müssen natürlicherweise dem Geschmack derer entsprechen, von welchen sie bezahlt werden. Allerdings bringt wohl die nachäffende Mode gelegentlich Gebräuche in ein Land, die für seinen Charakter nicht passen. So sagen die Italiener von unserer vornehmen Oper zu London, wenn man auch den Engländern nicht zumuthen dürfe, selbst zu singen, so zeige ihr Benehmen deutlich genug, daß sie nicht einmal Sinn dafür haben, daß sie nicht im Stande seyen, die fremden musikalischen Herrlichkeiten, die sie sich für Geld erkaufen, zu genießen; kurz, sie werfen uns vor, wir hören andächtig zu, wenn wir husten sollten, wir schwatzen zusammen, wenn wir athemlos aufmerksam seyn sollten; höchst barbarischer Weise lassen wir die Beleuchtung im Hause auf uns statt auf den Schauspieler fallen, und geben damit zu erkennen, daß

wir lieber auf Gruppen rother Wangen und Reihen weißer Zähne blicken, als einer sanften, einfachen Melodie lauschen. Diese ausländischen Bemerkungen hinsichtlich italienischer Dramatik mögen nun wahr seyn oder nicht, in unserm eigentlichen Elemente, in unsern englischen Theatern können wir nimmermehr des Mangels an Geschmack beschuldigt werden. Die Bewunderer eines Shakespeare, eines Siddons, Kemble, Kean, O'Neil können nicht klagen, daß die Schriften des Einen, und das Spiel der Andern die Herzen derer nicht getroffen haben, an die sie gerichtet waren. Ohne sympathisirendes, dem ganzen Volk inwohnendes Talent würden jene Namen den hohen Ruf nicht erlangt haben, der ihnen geworden ist, und so sehr sie dem Lande Ehre machen, so kann doch wiederum auch das Land auf Achtung von ihrer Seite Anspruch machen.

Als das unterhaltende Stück, dem ich beigewohnt, zu Ende war und ich wieder an die freie Luft kam, regnete es. Gleich mir, waren die meisten Leute ohne Regenschirm; indessen schien der Regen auf die Menschenfluth, die in Masse dem Kursaal zuströmte, keine Wirkung zu äußern. Der Kursaal war beleuchtet und harrte des Moments, wo sich das Theater leeren würde.

An der Eingangsthüre mußte jede Person einen Gulden bezahlen. Rasch füllte sich der Saal, die Musik spielte auf, und nun wurde herzhaft getanzt. Ich traute meinen Augen kaum, daß die Tänzer, die sich da in so ungelenke Thätigkeit versezten, wirklich dieselben Leute seyn sollten, deren passiven guten Geschmack, deren Genie ich so eben von Herzen bewundert hatte; denn eine sonderbarere, plumpere, unelegantere Tanzpartie war mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Nicht nur wurden die Pas gewaltig schlecht ausgeführt, ihre ganze Tanzweise erschien so roh als gemein, und ihre Walzer besonders waren nichts als beständig wiederholte pöbelhafte Sprünge, so daß es ordentlich peinlich anzusehen war.

Ich ließ diese abgeschmackten, schwerfälligen Drehwürfel ihren Abend nach Herzenslust abspinnen und entfernte mich aus dem großen Saal; doch kaum hatte ich die kleinern Zellen betreten, so merkte ich, daß ich von der Bratpfanne in's Feuer gefallen war, denn diese „Höllen" schwärmten buchstäblich von Insaßen. In jedem Zimmer hing eine einzige ungeheure Lampe mit einem kreisrunden Reflektor ob dem grünen Tisch, über welchen männliche und weibliche Spieler jeden Alters, mit den schauerlichen Zügen der Angst im Gesicht, sich bückten; und wenn das gewaltig ranzige Oel mit seinem Lichte diese unheimlichen Gestalten beleuchtete, mußte ich mich mit Abscheu von einem Haufen meiner Mitgeschöpfe abwenden, die sich hier zu einem so schlechten, verächtlichen Zwecke zusammendrängten. Ich wandelte durch die Zimmer dieser höllischen Region, und fand das eine wo möglich immer schlimmer als das andere. Unter jeder Lampe sah man da junge Leute, die am Köder nagten, in grellem Kontrast mit der gesezten Haltung der Spieler von Profession, und mancher Charaktermaler möchte wohl dergleichen Auftritte, als Gegenstände des Abscheus, sorgfältig in sein Skizzenbuch eingetragen haben; doch mir war die ganze Sache so zum Ekel, daß ich mich, so geschwind mich meine beiden Füße und mein Stock tragen konnten, den freien Arm schwingend, davon machte.

Hastig glitt ich durch den Ballsaal und fand, daß ich jezt nicht Ursache hatte, meine Ansicht zu ändern. Als ich in die frische, kühle, freie Luft kam, war ich mir zwar wohl bewußt, daß ich den Sonntag nicht so zugebracht hatte, wie ich hätte thun sollen; indessen meinte ich, in meinem ganzen langen Leben sey mir nicht mehr praktischer Anlaß gegeben worden, den Spruch zu sprechen, dem wir in England, dem Himmel sey Dank! nachzuleben gelehrt werden: „Du sollst den Sabbath heiligen."

Etwas über die vermeintlich in Steinblöcken gefundenen Kröten.

Einer der wunderlichsten Punkte in der Naturgeschichte ist der Umstand, daß man lebendige Kröten und verwandte Thiere in festem Gestein eingeschlossen gefunden hat oder gefunden haben will. Wir haben von Zeit zu Zeit aus den neuesten Akten dieses langen Prozesses das Hauptsächlichste mitgetheilt, namentlich zulezt (1833 Nr. 78.) Buklands Versuche. Nun sucht ein Franzose, Namens Vallot, in der zu Genf erscheinenden Bibliothèque universelle zu beweisen, daß das Ganze auf einem Mißverständniß beruht, daß der Glaube an ganze Menschenalter hindurch in Steinblöcken verschlossene Reptilien, der sich unbegreiflicherweise vor der scheptischen Naturforschung des vorigen Jahrhunderts, bei einem Daubenton, Lazepède u. a. m. halten konnte, zu den Fällen gehört, wo eine ursprüngliche Verwechslung oder Mystifikation sich bei den Gelehrten durch Tradition fortgepflanzt hat. Wir theilen die Hauptideen des Franzosen mit.

Bedenkt man die Metamorphosen, welche die Kröte durchmacht, und ihre Lebensweise, so ist in die Augen springend, daß ihre Gewohnheit, sich zum Ueberwintern in hohle Bäume oder unter den Boden zu verkriechen, das Wunder, wenn man dergleichen Thiere in Baumstämmen findet, hinreichend erklärt. Etwas anderes ist es aber, wenn man Kröten mitten in Steinblöcken, in rings verschlossenen Räumen derselben gefunden haben will. Das Alterthum wußte davon nichts; der Glaube erscheint erst im Mittelalter, und der erste, der davon spricht, ist der Italiener Fregosus oder Fulgosus,

der im fünfzehnten Jahrhundert lebte und neun Bücher merkwürdiger Exempel verfaßt hat. Er erzählt, zu Verdun sey vor langer Zeit mitten in einem Stein eine ungeheure Kröte gefunden worden. Abschreiber und Kommentatoren sagten es ihm nach, ohne die Sache weiter zu untersuchen, sie wurde zum Dogma in der wissenschaftlichen Welt und die Gelehrten versuchten die wunderlichsten Erklärungen des außerordentlichen Faktums. Als der vornehmste Beleg dafür galt später ein von Guettard, einem französischen Akademiker des 18ten Jahrhunderts, angeführter Fall; man sieht aber leicht, daß er von den Handwerksleuten hinter das Licht geführt worden, welche eine lebendige Kröte in Gyps steckten und sie ihm mit der Versicherung brachten, dieselbe sey beim Niederreißen einer Mauer in einer Höhlung des Fundaments gefunden worden. Alle andern Geschichten der Art tragen unverkennbar den Stempel der Zweideutigkeit; bald ist die Kröte zufällig neben einem zerschlagenen Stein, bald in den Ritzen eines Steinbruchs gefunden worden u. s. w. Man darf aber nur den Text des Fulgosus näher betrachten, um sich zu überzeugen, daß alle diese Geschichten Folgen eines Mißverständnisses sind. Von jeher nannten die französischen Baulente die Blasenräume (géodes), welche man nicht selten in den Bausteinen findet, crapauds, Kröten; diese Benennung mag von crispaldus herkommen, was ein barbarisches Diminutiv von crispus ist, und paßt dann allerdings auf jene Höhlungen, deren Wände mit Krystallen bekleidet, rauh, unregelmäßig sind und die Fläche des behauenen Steins verunzieren; indessen bezeichnete man mit dem Namen crapaud überhaupt das Häßliche, Verunstaltete und Verunstaltende. Im Mittelalter war die lateinische Sprache die Schriftsprache; man übersetzte die Worte der Volkssprache geradezu, und so bezeichnete man denn jene Mängel der Bruchsteine mit dem Namen bufo. Fulgosus hörte, beim Bau des Schlosses Hatton-châtel im neunten Jahrhundert sey in einem Stein ein ungeheurer crapaud gefunden worden; der technischen Sprache unkundig, meinte er, es sey von einem Reptil die Rede, und nahm in seine Compilation die Historie auf, die sofort von Generation zu Generation nachgesagt und nachgeschrieben wurde. Die Fälle, wo Schlangen unter gleichen Umständen wie Kröten in Steinen gefunden worden, erklären sich auf ähnliche Weise aus Ammonshörnern, deren Profil, wenn man den sie umschließenden Block zerschlägt, einer aufgerollten Schlange gleicht. Ueberhaupt gibt der arme Beringer zu Würzburg, der ein dickes Buch über künstliche, ihm in die Hände gespielte Petrefakte schrieb, wenn auch das merkwürdigste, doch lange nicht das einzige Beispiel grober Selbsttäuschung, und manches naturgeschichtliche Wunder, das wenigstens in gewissen Kreisen und eine Zeitlang Kredit gehabt hat, ist das Kind einer Mystifikation. So erzählt der Franzose Misson in seiner am Schluß des 17ten Jahrhunderts unternommenen italienischen Reise, in den Steinbrüchen zu Tivoli sey ein vier Pfund schwerer Flußkrebs gefunden worden, den die Arbeiter zubereitet und gegessen. Was war dies? eine fossile Langusta, welche die Leute an einen Liebhaber verkauften und sich für den Erlös gütlich thaten.

Die Heimath.

O sel'ges Blau,
O wolkenlose Luft,
O süßer Duft
Im dunkeln Wald, auf sonn'ger Au'!

Du schwäbisch Land,
Wie prangst du überall
Auf Berg und Thal
Im wunderbaren Prachtgewand!

Wie heimisch mahnt
Dein herrlich Lebensbild
So voll, so mild
Den treuen Sohn, wo er dich ahnt!

Wie bist du gut!
Wie ist so sanft dein Blick!
Ein stilles Glück
Willst schenken du dem trüben Muth.

Doch soll's nicht seyn,
Es heilt dein freundlich Licht
Die Sehnsucht nicht;
Ach meine Heimath ist so klein!

Ein süßer Mund
Voll engelgleicher Ruh',
Ein Wort dazu
Aus liebevollen Herzens Grund,

Zwei Wangen roth
Und Blicke mancherlei —
Das ist mein Mai,
Ist meine Heimath bis zum Tod.

Albert Schott.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Ende Aprils.

Epigrammen-Ebbe. Holzschneiderei. Litterarisches. Theater.

Wir haben keine Lyoneser Seidenwirker und keine Pariser Republikaner, höchstens unzufriedene Fabrikanten, die durch den Zollverband den Bankerott fürchten; wir haben wohl verbotene Bücher, aber keine so scandalösen, daß ihnen das Verbot sehr viel hilft; wir haben auch kein Theater mehr, das uns interessirt, also ist wirklich der Sprachstoff mager. Zu Epigrammen sind wir immer bereit, aber man meint, die Gegenstände verlohnen sich nicht. Mußten doch

zu dem einen armen Bürgermeisterthum die allerbekanntesten und verbrauchtesten öffentlichen Charaktere heran, um einen Witz zu komponiren, der jetzt als neueste Ausbeute der Berliner Fundgrube durch ausländische Zeitungen und Journale läuft. Die Gebrüder Gropius müssen ihre berühmten Berliner Witze, ein Handelsartikel, der ergiebiger war, als man denkt, einstellen, weil sich so wenig sagen, und von dem, was sich sagen, das Wenigste drucken und malen läßt. Der letzte erträgliche Einfall, der nur ganz eigentlich für unsere Lokalität und denjenigen, der unsere Gassenbuben und die Besserungsanstalt am Halleschen Thore für verwahrloste Verbrecherkinder kennt, verständlich ist, gehört dem kleinen Barfüßer an, der, vom Polizeibeamten barsch angefahren: „Junge, was machst du?“ antwortet: „Wuiters, Herr Kommissär, mach ick die Wagens auf, und Sommers laß ick mir bessern.“ — Diese Witze sind übrigens so im Courswerth gesunken, daß man sie sammt und sonders auf einem lithographirten Bogen für einen Silbergroschen kauft. Wir hoffen von der Revision unserer Gesetze, daß das geistige Eigenthum Schutz erhalten wird, aber welcher Solon wird es möglich machen, auch den Witz dem ersten Erfinder zu sichern? — Einige sind des Dafürhaltens, daß deßhalb jetzt so wenig bürgerlicher Witz producirt wird, weil die jungen Juden sich auf die Politik gelegt haben. Da in Wien dies nicht möglich, stehe Berlin so sehr zurück.

Unsere Papiermüller meinen namentlich, daß sie mit den sächsischen und schwäbischen die Konkurrenz nicht aushalten könnten. Dies wird auch nicht nöthig seyn, denn außer logarythmischen Tabellen, Zeitungen und Polizeiverfügungen wird hier doch nicht viel gedruckt werden. Die Drucker werden schon anderweitig ein Unterkommen finden und nicht nöthig haben, wie unsere Tischler sich aufzuhängen. Diesen geht es wirklich schlecht. Nichts steht jetzt so niedrig im Course und ist doch dabei verhältnißmäßig so gut, als Möbeln. — Die zunächst Klagenden sind die Kupferstecher. Selbst die Meisterwerke sinken im Werth und für den Tag ist fast keine Arbeit. Auch mit den Lithographen geht es rückwärts; für den Augenblick sind nur die Holzschneider in Flor, und zwar dermaßen, daß die Meister hier nicht Schüler genug finden können, um allen Bestellungen für in- und ausländische Pfennig- und Hellermagazine nachzukommen. Die Arbeit ist denn auch darnach, wie uns der Augenschein täglich lehrt, aber Bürger und Bauer bekommen doch durch die Striche etwas, was eher einem Begriffe für sie ähnlich sieht, als durch die schönsten Schilderungen in Prosa und Versen. Ihr Korrespondent ist gegen alles Monopolisiren und gegen eine intellektuelle Tutel von oben herab, insofern sie über Schulen, Universitäten und allenfalls Leihbibliotheken hinausgeht, aber es regt sich doch die Frage: ob bei diesem mächtigen Mittel zur Volksbildung, welches in den Pfennigmagazinen schlummert, nicht eine leitende Oberaufsicht wünschenswerth wäre? Wie sie jetzt sind, von der Spekulation in die Welt geschickt und vom Zufall geleitet, schaden sie freilich nicht, aber sie könnten viel mehr nützen. Professor Gubitz hat eine wohlfeilste Volksgalerie unternommen. Porträts in Holzschnitt der namhaftesten Männer der Zeit. Der Preis, für acht Stück in Duodez vier gute Groschen (fünf Silbergroschen), ist ungemein billig und man kann dafür nichts Besseres wünschen. Die Porträts, in kräftigen, schwarzen Zügen, können auf dem Lande und in den Bürgerwohnungen viele tausend kostbarere Kupferstiche und Lithographien mit Ehren verdrängen; nur müssen die Lieferungen schneller folgen, um wirklich dem Begriffe einer vorläufig deutschen Volksgalerie zu genügen. Bis jetzt sind heraus unser König, der Kronprinz, Blücher, Humboldt (Alexander), Schiller, Beethoven, Hufeland und Kaiser Nikolaus; aber das Pantheon der Deutschen ist damit nicht gefüllt.

Die Tutti Frutti geben vorüber ohne eigentliche Sensation; man liest und lacht und streitet, ob Fürst Pückler dafür 12,000 Thaler erhalten, oder nur freien Druck seines Lieblingswerkes, einer Beschreibung seiner Gärten zu Muskau? Man sucht auch wohl zwischen den Zeilen noch nach mehr Anspielungen und Persönlichkeiten, und es ist den Lenten nicht genug, während sie von der andern Seite über das zu ergiebige Los einiger hohen und zarten Persönlichkeiten unzufrieden sind. — Das Leben im Leichentuche sucht sich mehr mystisch einzuführen, als es aufgenommen wird. Der unbekannte Autor sucht gesucht zu werden, aber das undankbare Publikum sucht nicht. Einige wollen einen namhaften Theilnehmer der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik entdecken. Andere nur eine gewöhnliche Spekulation. Doch ist das Buch so unglücklich, noch keinen, der es recht tadelte, gefunden zu haben. Vielleicht erweist Ihr Literaturblatt ihm den Dienst. — W. Alexis hat seine Bilder aus Süddeutschland, Salzburg, Rheinbayern, Baden, Schwaben und Einblicke in die Schweiz umfassend, aus dem Morgenblatte und Freimüthigen gesammelt und unter dem Titel: Schattenrisse aus Süddeutschland, hier in einem Bändchen herausgegeben. Er protestirt im Vorwort dagegen, daß es Schilderungen der Länder seyn sollten, wie sie sind, indem es nur Bilder seyen, wie sie ihm erschienen, und sich seinem umfassendern Buche über Wien, den Wiener Bildern, anschließen sollten. Von Friedrich Förster erscheint eine Biographie König Friedrich Wilhelms des Ersten, von der schon Bruchstücke, die viel Beifall gefunden, im Freimüthigen standen. Wie reich ist dies Leben an Sonderbarkeiten, die nach den Begriffen unserer Zeit unverträglich sind mit der Idee der Königswürde, einer Zeit, welche aber leider auch weit hinter derjenigen liegt, wo noch ein poetischer Glorienschein um die strahlenden Individualitäten auf dem Throne schweben konnte.

Auf den Theatern wird allerdings Abend für Abend gespielt, und nur der Charfreitag, Bußtag, der Sterbetag der Königin und der Weihnachtsabend machen eine fromme Ausnahme, aber „es thut's halt nicht,“ würde der Wiener sagen. Auch der Zauber der Tänzerinnen ist vorüber; indessen nehmen doch die Geschwister Elsler einen guten Bentel Geld nach Wien mit, der freilich nicht vom Publikum ihnen zugeworfen worden. — Die Schröder-Devrient, engagirt zu einer langen Reihe von Gastrollen, bezaubert in diesem Augenblick durch ein Spiel, welches freilich alle Schranken des Gewöhnlichen überspringt. Es ist merkwürdig, zu welcher Höhe der Kunst diese Frau, deren Blüthezeit doch schon längst vorüber schien, sich erhoben hat, und zwar nachdem die Kritik ihr schon den Abschiedsbrief als Sängerin schreiben wollte. Man erwartete Ihren Seydelmann und war sehr neugierig auf eine Erscheinung, der so vielseitige Urtheile vorausgegangen, und über den doch alle dahin übereinstimmen, daß er unter den lebenden Künstlern seines Faches der erste ist. Er hat wieder abgeschrieben. Fürchtet er unsere Kritik? Sie ist ja so sammsanft, oder es gibt vielmehr gar keine mehr, wenn man die Reustabsche, die doch nur Opern und Konzerte betrifft, ausnimmt. Der Grund davon, daß es keine gibt, liegt aber nicht im Mangel an Willen, und ich glaube auch nicht an dem der Kraft, sondern daran, daß es nichts gibt, woran sie sich halten kann. In der Oper ist es doch noch eher der Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. Juni 1834.

Die Blumenkette der Geſelligkeit
Durchſchlang, o Jungfrau'n, eure Pfade nicht;
Euch ſpendete des Lebens Roſenzeit
Nur welke Kränze, wie der Gram ſie flicht.

Matthiſſon.

Lieder von Karl Mayer.

Die Nonne.

1.

Du Roſe meiner Einſamkeit,
Die mir ihr duftig Mitleid weiht,
Auch du mußt, kerkerlich umſchloſſen,
In engen Kreuzgangmauern ſproſſen!

Ein zugemeſſner Abſchnitt nur
Blinkt dir vom weiten Luftazur;
Statt ſüßer Nachtigallenlieder
Hallt dir der Frauen Ave wieder.

Wenn hier der Gang, der uns umgähnt,
Sich ſchon nach Grabesdunkel ſehnt,
Wie ſchwimmt wohl noch voll Abendwonne
Die Außenwelt im Licht der Sonne!

Du Roſe, die mein Trauern kürzt
Und dieſer Hallen Moder würzt,
Darfſt welken bald; dein frühes Scheiden
Soll ich beweinen und beneiden!

2.

Wie dieſer Gang der alten Halle,
So grauen mir entgegen alle.

Fort rauſcht der Kloſterbrunn in's Becken,
Um endlos meine Qual zu wecken.

Wie ich den Tod dem Röschen gönne!
Daß Mädchenſchmerz auch enden könne,
Dies lehrt mich, trauteſte Erzähler,
Nur ihr, der Wände Leichenmäler.

3.

Des Daches Schiefer fährt in Splitter,
Vom Kirchenfirſt herabgeweht,
Und dröhnend wird vom Ungewitter
Die Wetterfahne wild gedreht.

Und Donnerhall, der Schrecken Gottes,
Iſt Eines mit der Blitze Strahl.
Entſetzen, wie? ſtatt ſichern Spottes
Verlautet ſelbſt im Haus der Qual?

Und blaſſe Nonnen noch erbleichen
Im wilden ſtürmiſchen Gebraus? —
O Gott! nach Wetterſchein und Streichen
Lauſcht meine Seele ohne Graus.

Denn ach! was bleibt hier zu befahren,
Wo Alles lange ausgelebt?
Mag ſich die Hütte betend wahren,
Worin die Angſt der Liebe bebt!

Dorf und Tanne.

Ein waldverirrter Tannenbaum
Entwuchs des Dorfes Grunde;
Er nimmt ſich gern vom Lebenstraum
Der Menſchen ſtille Kunde.

Auch er bringt Kunde Alt und Jung
Vom Wald, vom Leben draußen.
Der Knabe hemmt den muntern Sprung
Und horcht dem fremden Sauſen.

Und unbemerkt zum Tannenbaum,
Zum Knaben tret' ich leiſe,
Und träume ihren Wechſeltraum
Mit fort, in meiner Weiſe.

Begegnung.

Altes Mütterchen, mit einer Roſe,
Schleichſt du heiter aus dem Feld herein;
Längſt vertraut mit des Verwelkens Looſe,
Weihſt du früh zum nämlichen ſie ein.

Der Waldhäher.

Wie kreiſcht der Häher!
Nicht allzuſchön!
Doch tret' ich näher,
Hat das Getön
Mich doch geweckt zur ſüßen Schau
Vom wunderſchönſten Flügelblau.
Das Ohr läßt ab von Schreck' und Zank
Ob des entzückten Auges Dank.

Die Familie.

Den Baum umgibt ein holder Kreis:
Der Landmann will mit Frau und Kindern
Den Durſt am Erntekruge lindern;
Die Lippen Aller glühen heiß.

Ihr Eltern, bald im Tod erkalten
Wird eurer Lippen rege Gluth;
Dann ſeh'n die Jungen frohgemuth
Nicht mehr euch theuerſte Geſtalten.

Doch weg von eurem Labetrank
Mit dieſem unwillkommnen Grübeln!
Noch blüht dann nach den Trennungsübeln
Den Kindern ihrer Kinder Dank.

Nie ſoll der treue Baum vermiſſen
Des Eigners lagerndes Geſchlecht;
Die Sammlungsſtätte, Allen recht,
Wird Gott im Liebeshimmel wiſſen.

Reiseskizzen.

Von Karl Gutzkow.

Vierter Artikel.

(Fortſetzung v. Nr. 274. 1835.)

Noch brauſen die Stürme des nordiſchen Winters, in welchem ich lebe, noch hüllt man ſich in Mäntel und Pelzwerk; doch meine Erinnerung hat ſich den gefütterten Oberrock ausgezogen, die Phantaſie lüftet den Hals und die Bruſt, die Vergangenheit zieht in Hemdärmeln, den Rock über die Schultern geworfen, durch meine Seele. Der Sommer lacht mich an, die dunkle Welle des Meeres gleitet behend unter dem drückenden Sonnenſtrahle hinweg, ein leichter Luftzug findet in allen Zweigen wieder grünes Laub, welches er mit melancholiſchem Rauſchen erfüllen kann. Wir vergeſſen den Kamin und die langen Abende und die Cirkel, in welchen wir ſie zubringen werden, und ſind wieder auf den Lagunen Venedigs, auf einem ſchwarzen Kahne, deſſen Entfernungen von den Steinmaſſen immer kürzer werden, voller Luſt und Erwartung.

Die Fahrt von Fuſina bis zum großen Gaſthauſe Europa hatte lang gedauert, die Dunkelheit zog über die Waſſerflächen auf die marmornen Paläſte, deren ſchwarzes, bemooſtes, von der Länge der Zeit mitgenommenes Anſehen bequem in die Nebelhülle ſchlüpfte; doch hatten wir einen ſchönen, klaren, ſternenhellen Abend. Die Lage unſeres Gaſthofes war gegen den Hafen und das Meer hin; zur Rechten ſtand drüben über den Spiegel des Kanals weg die Kirche del Salute, zur Linken St. Giorgio maggiore; unter uns zogen ſich die Gondeln, alle an Pfähle befeſtigt, rechts in den Kanal hinein, links zur Piazetta, an welche ſich der lange Quai der Sklavonier anſchloß. Dieſe ganze Wunderpracht tauchte mährchenhaft aus dem Waſſer und der Dämmerung auf, über welche zuweilen einzelne Streiflichter einer hier oder da aufflackernden ſpärlichen Beleuchtung magiſch wegglitten. Es war ein herrlicher Anblick, den wir genoſſen, und wir aßen dazu geröſtete Seefiſche.

Ich hörte, daß man ſich in Venedig nicht verirre, wenn man nur die Lage des San Marco im Auge behalte oder ſo viel Centeſimi in der Taſche habe, um den erſten Gondoliere anrufen zu können. Ich verſuchte, noch heute Abend einen Gang durch die engen Gaſſen zu wagen, und ſammelte jetzt alle meine Phantaſien, welche mir je von Venedig vorgeſchwebt hatten. Was war mir die Lagunenſtadt, als ich Schillers Geiſterſeher, als ich Marino Faliero las? Was war es mir noch vor drei Monaten, als ich Platens ſonderbare Piece: die Liga von Cambrai, mit ungläubigem Auge durchflog? Venedig

war mir unter allen romantiſchen Verhältniſſen, unter jeder dichteriſchen Bedingung immer nur ſo erſchienen: eine Stadt, welche aus Inſeln beſteht, die man von einem beſtimmten Punkte aus alle überſehen kann. Ueber die Größe dieſer Inſeln war ich ſehr im Unklaren, doch verkleinerten ſie ſich bedeutend, weil mein fingirtes Tableau allmählich die Geſtalt einer Landkarte angenommen hatte, wo alle Angaben ſich mit der Hand umſpannen laſſen. Alle dieſe Inſeln hingen durch ambulante Brücken, durch Gondeln zuſammen, welche unter jeder Bedingung für die Kommunikation unerläßlich ſchienen und auf keinen Sold zu rechnen hätten. So ließ ich ſeit den undenklichen Zeiten, daß Venedig der Schauplatz rührender, tragiſcher, romanhafter Erfindungen iſt, die Helden derſelben immer erſt ſolche weitläuftige Touren, ohne Geldausgaben, auf acht, neun Barken machen, ehe ſie zu dem Gegenſtande kamen, deſſen Liebe oder ſpröder Abweis mich ſo warm intereſſirte. Jezt muß ich darüber lachen, wie wenig mein Mohr und mein Shylok in ihrer Stadt orientirt waren, und wie blind ich ſie in den Straßen habe herumlaufen laſſen, ehe ſie ihre Eiferſucht oder ihre Tücke befriedigt hatten. Aber die Romanſchreiber ſind auch zu komiſche Leute; denn ohne von Venedigs Lage einen Begriff zu haben, erfanden ſie jene fabelhafte Topographie der denkwürdigen Stadt, die faſt in allen gefühlvollen Köpfen (wie ſoll ich anders ſagen?) meiner Landsleute eben ſo ſpuken mag, wie bis jezt in dem meinigen.

Allein ſchon meine erſte Einfahrt benahm mir einen großen Theil meiner Irrthümer, ob ſie gleich erſt nur einigen andern Vermuthungen Raum machten, welche ich ſpäter eben ſo wenig erwieſen fand. Mein Abendſpaziergang klärte mich über die romantiſche Topographie auf; doch Alles, was ich ſah, war nur gemacht, nicht mein Erſtaunen herabzuſtimmen, ſondern ihm nur andere Gründe zu geben. Durch eine kleine Gaſſe bog ich auf einen ſchmalen Gang, welcher rings mit hellerleuchteten Läden beſezt war, ich trat, mich auf dem Hofe eines großen Pallaſtes wähnend, weil ich nur Steinplatten unter mir fühlte, und Alles noch auf mich eindrang, durch eine große Kolonnade, und ſah jezt einen Platz vor mir ausgebreitet, auf welchem ſich tiefes Dunkel lagerte, und um den ſich rings blendend erleuchtete, von herumſtrömenden, das Licht, die Abendluft und die verſammelten Menſchen genießenden Gruppen belebte Säulengänge zogen. Ich durchſchnitt das Quadrat des großen Platzes, welcher mit glattem Stein belegt war, und wußte bald, daß ich auf dem San Marco war. Wo ſind die Löwen? wo all die Geſchichten von dem offenen Rachen, in welchen man die edlen Bürger hinein- und aus der Stadt herausoſtraciſirte? wo die drei Säulen, welche das Andenken alter herrlicher Siege über die Ungläubigen feiern? Vor dieſen Säulen ſtand ich ſchon, vor mir lag ein wunderbarer Bau, deſſen Bogenlinien und wellenhaften Windungen aus der Nacht mit dem Glanze des weißen Marmors hervorleuchteten; zur Rechten hob ſich ein hoher Thurm, von welchem es die zehnte Stunde ſchlug, und in demſelben Augenblicke bemerkte ich, daß ſich von dieſer Seite der Platz noch einmal öffnet, daß auf beiden Seiten zwei herrliche Gebäude die Flügel des neuen Raumes bilden, zwei hohe Säulen in der Tiefe ſeine Grenzen ſchmücken, und der Waſſerſpiegel am äußerſten Rande aufblizt. Das war die Markuskirche, das der Dogenpallaſt, das die Bibliothek: ich befand mich mitten unter den Wundern der Piazetta.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Theaterweſen.

Es fehlt uns nicht an allerlei Zerſtreuungen; die italieniſche Oper hat zwar am Ende des März aufgehört und die Sänger ſind von dannen gezogen, einige nach Italien, andere nach England, einige, um den Sommer hindurch anderswo und künftigen Winter wieder in Paris aufzutreten, andere, um nie wieder auf der Pariſer Bühne zu erſcheinen; und ſchon geht der Impreſario damit um, auf den Herbſt eine Truppe zu bilden, welche eben ſo erſprießlich für ihn werde, als es die vorige war. Auch hat ein Journal bereits eine Dlle. Schulz gerühmt, die ſich jezt unter Roſſini's Leitung vervollkommnet und eine ausgezeichnete Sängerin wo nicht iſt, doch werden ſoll, und um unſere Aufmerkſamkeit noch mehr zu ſpannen, hat man, etwas geheimnißvoll, verbreitet, unter dem Namen Schulz verberge ſich der einer vornehmen ſchwediſchen Familie, und zwei Königinnen haben der jungen, durch widrige Schickſale verfolgten Sängerin ihren Schuz angedeihen laſſen. Dies kann ſeyn; es gibt der unglücklichen, aus ihrem Vaterlande verbannten, angeſehenen Familien ſo viele in Europa, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn aus einer derſelben eine Sängerin für die italieniſche Oper hervorginge. Wenn ſie nur eine Malibran, eine Sontag oder eine Paſta wird, ſo kann ſie ihren neuen Namen ſo berühmt machen, als ihr Familiennamen nur immer ſeyn mag. Die übrigen Schauſpiele machen es aber nicht wie die italieniſche Oper, welche zum Theil deßwegen den Sommer über aufhören muß, damit die Sänger und Sängerinnen auch die Bühnen Englands und Italiens verſehen können. In den großen Hauptſtädten will man überall italieniſche Oper haben; die Zahl der Virtuoſen des Geſangs iſt aber zu beſchränkt, und ſie müſſen ſich regelmäßig vertheilen, damit keine Hauptſtadt unverſorgt bleibe. Ganz anders verhält es ſich mit den franzöſiſchen Bühnen, für welche es bisher weder an Schauſpielern, noch an Dichtern fehlte, wiewohl Paris allein ihrer ungeheuer viele braucht; denn auch bei dem ſchönen und warmen Frühlingswetter hört keine einzige auf zu ſpielen; im Gegentheil ſind ſie beinahe noch thätiger als im Winter, um das Publikum vom

unentgeltlichen Genuß der Frühlingsnatur abzuhalten, die man freilich in Paris etwas weit suchen muß. Daneben gibt es, wie die übrige Zeit des Jahres hindurch, allerlei Theatergeschichten, Theaterprozesse und dergleichen. So hat in diesen Tagen der größe oder eigentlich der längst Alexander Dumas die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in Anspruch genommen. Schon lange, hieß man nämlich auf der Bühne des Porte St. Martintheaters sein gräßliches Drama: „Anthony," in welchem der Ehebruch die erste Stelle einnimmt; denn ohne Ehebruch scheint Al. Dumas nicht dichten zu können. Eine Madame Dorval spielte die gesunkene Frau in diesem Stücke so vortrefflich, daß das Théâtre français Lust bekam, eine so gefühlvolle Schauspielerin anzuwerben. Früher hatte dieses Theater das Recht, diejenigen Schauspieler anderer Bühnen, die ihm anstanden, zu berufen, sie mochten wollen oder nicht; es wurde ihnen alsdann ein sogenannter Ordre de début beinahe offiziell ertheilt. Solch eine Eigenmacht wagt aber das Théâtre français bei der jetzigen Theaterfreiheit nicht mehr. Es begnügte sich also, mit der Schauspielerin einen Vergleich zu treffen; sie bedung sich aus, in der beliebten Rolle des Dramas Anthony zuerst aufzutreten. Dies wurde zugestanden; als sie nun aber in diesem Stücke auftreten wollte, erschien ein Verbot des Ministers des Innern. Das Théâtre français sey, sagte er, ein von der Regierung deßhalb unterstütztes Theater, damit es eine Schule der Sitten und des guten Geschmacks bleiben solle. Solch scheußliche Dramen, wie Anthony, verunehren aber die Bühne; mithin könne er die Aufführung desselben am Théâtre français nicht gestatten. Die liberalen Journalisten sahen in dieser Weigerung oder in diesem Verbote eine Verletzung der Theaterfreiheit und ein Surrogat der längst abgeschafften Censur, und schrieben dawider.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Berlin, Ende Aprils.

(Beschluß.)

Konzerte. Theater. Holtei.

An musikalischen Genüssen hat es überhaupt im letzten Winter, und namentlich im letzten Theile desselben, nicht gefehlt: Konzerte von Virtuosen und Virtuosinnen, von Kindern, Krüppeln, Blinden und Tauben. Die kleinen Geiger, die Gebrüder Eichhorn, gefielen besonders und machten viel Geld. Die Oper auf dem Königsstädtischen Theater prosperirt. Ihre Matadorinnen, die Häbnel und die Schadel, sind noch immer Lieblinge; zu ihnen kommt eben Madame de Meric aus München, über die noch sub judice lis est. Dies Theater hat vor Kurzem eine Ausflucht nach Potsdam versucht, was bisher nur, als eine Art Frohndienst, dem Hoftheater oblag, und ungemeinen Beifall in der zweiten Residenzstadt eingeerntet. — In diesem Augenblicke versucht es sich im Englischen. Es ist nämlich aus Hamburg der zwölfjährige Knabe Master Curton mit seiner Familie hier aufgetreten. Weniger merkwürdig ist das Spiel des kleinen Schelmen, als daß doch bei uns ein so großes Publikum sich dafür interessirt und den fremdartigen Tönen einer Sprache, die freilich Viele kennen, aber Wenige sprechen, folgen kann. Alles, was Engländer ist, strömt hin, und Berlin hat eine respektable englische Bevölkerung in den Angehörigen seiner Gasbeleuchtungskommission, dem Anhange des Herzogs von Cumberland und der brittischen Gesandtschaft, wozu noch die vielen Kaufleute und Dandys kommen, welche Engländer zu seyn affektiren. Ueber den Knaben will ich noch mein Urtheil zurückhalten, bis ich ihn öfter sah. Noch scheint er mir mehr mit dem Kindischen, als dem Künstlerischen vertraut, was ich für kein Unglück achte.

Das Königsstädtische Theater verliert in Frau v. Holtei seine beste Schauspielerin. Sie muß einer Grille ihres Gatten folgen. Grille nennen es Einige, weil Herr v. Holtei sie, sans rime et sans raison genöthigt oder überredet hat, den Abschied zu fordern, um mit ihm auf Sommergastreisen, wozu sie keinen Urlaub erhalten konnte, umherzuziehen. Holtei wollte, von seinen vorjährigen Gastreisen heimkehrend, auf dem Königsstädtischen Theater spielen und engagirt seyn. Der Director desselben wollte ihn nicht spielen lassen und nicht engagiren. Holtei will absolut Schauspieler seyn; daher der Bruch, dem Holtei selbst als Motiv unterlegt, daß seine Frau vernachlässigt, zurückgesetzt worden u. s. w. Die Sache ist nicht so unbedeutend, als sie scheint, und läßt sich aus vielfachem Lichte ansehen. Hätte irgend Jemand, vermöge seiner vielseitigen Fähigkeiten, ein Recht, ja einen Beruf, einem sogenannten Volkstheater, wie das Königsstädtische gedacht wird und zum Theil ist, vorzustehen, so ist es Holtei. Niemand in Deutschland weiß wie er die Gelegenheit zu ergreifen und ihr ein möglichst poetisches Gewand anzulegen. Sein Spiel, sein Gesang, seine Kenntnisse des Lebens und der Kunst unterstützen ihn dabei. Er kennt sein Terrain, er ist ein Veteran der jungen Anstalt, kurz, wo das Verdienst abgewogen würde, wo eine Volkswahl zu der Stelle stattfände, wäre Holtei der Berufene, und es ließe sich für Berlin manches Erfreuliche gewärtigen, wenn dieses Theater unter seiner lebendigen und geschmackvollen Leitung stände. Allein es wird hier, wie in vielen Dingen, nicht nach Verdienst und Beruf gefragt und noch weniger findet eine Wahl statt; Herr Cerf ist vielmehr Inhaber der Concession und Eigenthümer des Theaters, und fürchtet die Talente und den Einfluß Holtei's. Er will ihn einmal nicht engagiren, und man kann ihm nicht so unbedingt Unrecht geben, wenn man es von der spekulativen Seite betrachtet. Es ist einer der unzähligen Fälle im Leben, wo ein Conflict, der nicht wegzuräumen ist, das Gute, was Jedem so augenfällig scheint, verhindert. Es fehlte so wenig und es ginge so viel. Aber wo stößt sich nicht am Geringfügigen das Großartige, das Vorzügliche, das Vollkommene — scheinbar, wollen wir hinzusetzen und zu unserm Troste einen mächtigen Hebel annehmen. Denken ließe sich sehr gut eine Vereinigung dahin, daß Herr Cerf sein Eigenthum, sein Recht und die Kassenleitung behielte und Holtei die dramaturgische Leitung daneben übernähme; aber die Ausführung stößt sich an dem kleinen Umstande, daß Herr Cerf nicht will. Wenn man irgend etwas nicht betrachten darf, wie es seyn sollte, sondern es nehmen muß, wie es ist, um nicht den Muth zu verlieren, so ist es das deutsche Theater.

Der Frühling bricht mit dem Sommer zugleich ein. Unser leichter Boden, unter den Füßen zergehend, läßt uns mit Schmerzen empfinden, daß im Winter kein Schnee lag. Die Lust nach Sommerwohnungen mehrt sich, aber je weiter die Stadt sich ausdehnt, um so schwieriger wird ihre Befriedigung. Man will als Merkwürdigkeit, und das ist die letzte, die ich Ihnen zu melden habe, anführen, daß im Winter sehr wenig Diebstähle vorfielen und doch die Gefängnisse der Hausvogtei dermaßen erweitert werden, daß der Hausvogt sein Quartier darin verlassen muß.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juni 1834.

Warum säumtest du dein Wild sogleich zu beleben,
Myron? — Den Augenblick später erstarrte das Erz.

Griechische Anthologie.
Myrons Kuh.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere, in Beziehung auf die Frage, ob seit den historischen Zeiten Thierarten ausgestorben sind.

Wir haben in Nr. 186 und 187 des vorigen Jahrs einen Aufsatz mitgetheilt, in welchem bewiesen wird, daß die Alten, namentlich aber die Griechen und ihre Schüler, die Römer in der guten Zeit, bei ihren plastischen Darstellungen organischer Wesen die körperliche Natur derselben nicht nur sehr genial, sondern auch zoologisch treu aufgefaßt haben; es ist dort dargethan worden, daß sogar ihre fabelhaften Wesen, in deren Bau sich die Charaktere des Menschen mit thierischen Attributen, oder die Merkmale verschiedener Thiere mit einander mischen, in ihren einzelnen Partien stets treue Abbilder der Natur sind; ja daß die Künstler den nothwendigen Nexus zwischen gewissen Organen vollkommen begriffen, und z. B. ein mythisches Wesen, das Hörner trägt, niemals mit Hufen oder mehreren Zehen, sondern immer mit gespaltenen Klauen dargestellt haben, weil kein Thier Hörner trägt, das nicht dergleichen hätte; es ist daraus der Schluß gezogen worden, den auch die Anschauung vollkommen bestätigt, die Alten werden bei Abbildung wirklicher Thiere, welche sie vor Augen gehabt, sich ebensowenig von der Natur entfernt und wenigstens in den meisten Fällen ein charakteristisches Bild ihrer Organisation geliefert haben. Alles dies geschah, um den Boden zu Lösung einer sehr interessanten Frage zu ebnen, der Frage: ob wir nicht unter der Menge der aus dem Alterthum auf uns gekommenen Thierbilder welche finden, denen keines der uns jezt bekannten Thiere entspricht. Ist dies der Fall, und treten solche uns unbekannte Wesen in Begleitung von bekannten auf, die uns die charakteristische Darstellung sogleich als solche erkennen läßt, so sind wir zum Schluß berechtigt, jene seyen entweder seit den historischen Zeiten ausgestorben, oder sie haben sich, da die Kultur vom Becken des mittelländischen Meers mehr nach Norden und Westen gewandert ist, bisher den Augen derjenigen entzogen, welche jezt die frühere Rolle der Griechen, Nomenclatoren der Schöpfung zu seyn, übernommen haben.

Bevor wir uns unter der antiken Thierwelt ernstlich nach solchen Verschollenen umsehen, fühlen wir das Bedürfniß, dieselbe etwas aufmerksamer, als im frühern Artikel, zu mustern, um durch Andeutungen mancherlei Art das Vertrauen der Leser zu der Naturwahrheit der auf Münzen und Basreliefs, als Statuen und auf Gemälden abgebildeten Thiere zu befestigen, und, wenn wir sodann vom Bekannten auf's Unbekannte Schlüsse wagen, diese desto bündiger erscheinen zu lassen.

Dieſer Gang durch die zahlreiche Menagerie der Alten wird auch im Allgemeinen nicht unintereſſant ſeyn. Wir bekommen dadurch Winke über die ihrer ganzen Plaſtik zu Grunde liegende geiſtige Stimmung und Anſchauung; wir lernen erkennen, daß das Alterthum nicht nur ſo ziemlich keine überſinnliche Wahrheit, deren Erkenntniß dem Menſchen zukommt, unſerer Zeit zu entdecken überlaſſen hat, ſondern daß auch in ſeiner genialen Naturbetrachtung die ſchönſten Keime zu den Wiſſenſchaften liegen, auf welche unſere Kultur, und mit Recht, am ſtolzeſten iſt; daß die Weiſen des Alterthums im Kreiſe der mannichfachen organiſchen Gebilde Geſetze theils geahnt, theils ausgeſprochen haben, welche, in der Nacht der Barbarei verloren gegangen, zu ihrer Wiederentdeckung eines Buffon und Linné harren mußten. Solche Betrachtungen ſind für uns nichts weniger als demüthigend; im Gegentheil können wir ſchwerlich die Vorzüge unſerer Bildung in vollem Maaße einſehen, wenn wir nicht jene alte großartige Kultur zu würdigen verſtehen.

Wir begeben uns jezt mitten in unſern Gegenſtand und beginnen mit dem Pferde und ſeinen Stammverwandten.

Eine Menge antiker Münzen beweiſt deutlich, daß Griechen und Römer nicht nur die verſchiedenen Pferderacen, ſondern auch die Spielarten zwiſchen Pferd und Eſel ſehr gut kannten; das Maulthier nannten ſie mulus, den Maulеſel hinnus. Was das Pferd betrifft, ſo haben ſie ihren Monumenten und Beſchreibungen nach vier Hauptracen unterſchieden: die afrikaniſche, die apuliſche, die theſſaliſche und die ſiciliſche. Von der Vermiſchung dieſer Hauptſtämme kamen die vielen ſekundären Racen, die wir in großer Menge abgebildet ſehen. Ueberhaupt waren ihre Kenntniſſe von dem Geſchlecht der mit einem einfachen Hufe verſehenen Thiere ſehr ausgebreitet. So kannten ſie den Onager oder wilden Eſel gar wohl, und dies beweiſt, daß die Alten tief in Aſien und im Norden von Afrika vorgedrungen waren; dieſes von den alten Schriftſtellern genau bezeichnete Thier iſt erſt in neuerer Zeit in Perſien wieder wild gefunden worden. Das Zebra, welches auch zu dieſem Geſchlechte gehört, war im Alterthum recht gut bekannt, und dies weiſt darauf hin, daß die Kulturvölker des Mittelmeers damals auch mit dem ſüdlichern Afrika, wo jenes Thier lebt, in regelmäßigem Verkehr ſtanden. Als das Zebra zum erſtenmal bei den Spielen im Circus auftrat, bewunderten die Römer gleichſehr ſeine Flüchtigkeit und die ſchöne Zeichnung ſeines Fells, und Dio Caſſius nennt das Thier wegen der den leztern hippotigris. Auch den Dziggtai, den Halbeſel, equus hemionus der Naturforſcher, kannten ſie; er war ſogar in mehreren Provinzen Aſiens bei den Griechen Hausthier.

Dieſelbe Aufmerkſamkeit wie dem Pferde ſchenkten die Alten auch den Hunderacen. Es ſcheint, ſie haben deren ſogar ſo große und ſtarke gezogen, daß ſie an Wagen, auf denen Menſchen Platz nahmen, geſpannt werden konnten. So ließ Heliogabalus ſeinen Wagen zur Abwechslung von vier ungeheuern Hunden ziehen, während er andere Male mit vier Hirſchen, mit Löwen und Tigern fuhr. Auf den Denkmalen ſehen wir eine Menge Hunderacen meiſt trefflich abgebildet, und die gemeinſten ſind Windſpiele, Hofhunde, Schweißhunde, Hühnerhunde, Wachtelhunde.

(Die Fortſezung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortſetzung.)

Das Gewühl unter den Procuratien lockte mich von dieſen Ueberraſchungen ab; ich ſtand vor einigen ehernen Löwen, die mir viel zu klein ſchienen, als daß ich ſie für die berühmten halten ſollte, und war bald von der ſtrömenden Menge in die engen, glänzend hellen Gaſſen fortgeriſſen. Die reichſten Waarenlager boten hier ihre Schätze aus; alle Früchte des Freihafens, die man auf dem feſten Lande verzollen mußte, lagen hier zu den wohlfeilſten Preiſen ausgebreitet, der Lichtſchimmer brach ſich durch die bunten Glas- und Perlenarbeiten von Murano, und dazwiſchen lag eine Eisbude neben der andern. Man ſah im Uebrigen wenig, daß man ſich in einer italieniſchen Stadt befand; denn der Schnitt der Kleider war bei beiden Geſchlechtern der franzöſiſche; ſelten ein weißer Schleier, und nur die hie und da ſichtbaren Orientalen oder die athletiſchen Formen eines ungeſtickten, halbnackten Hafen- oder Arſenalarbeiters, die gellenden Ausrufungen von Waſſer und Früchten gaben der einförmigen Maſſe ein charakteriſtiſches Gepräge. Man blieb ſich dabei immer dicht in der Nähe, auf dem Steingetäfel des Fußbodens, welcher keine zehn Fuß breit iſt, und drängte ſich fort, wie in dem engen Raume einer Schloßflur oder des Theaters. Ungeachtet dieſer Verwirrung, brannten in allen Ecken, bei jeder kleinen Brücke heilige Kerzen vor kleinen Marienbildern, welche, mit gemachten Blumen und allerhand kindiſchem Spielzeug geſchmückt, in eine Laterne eingeſchloſſen waren. Die Kerzen werden ſelbſt am hellen Tage brennend unterhalten. Die Brücken waren gewöhnlich in undurchdringliche Finſterniß eingehüllt; ich mühte mich, den Rialto aus dem Dunkel herauszutappen, allein alle Zurechtweiſungen, die ich erhielt, hatten zulezt nur das Gute, daß ich auf den Markusplatz wieder zurückkam. Dies paſſive, unwillkührliche Gehen ermüdet, ich ließ mich auf einem leeren Seſſel in der belebteſten Gegend der Prokuratien nieder, las die neueſten Nummern der Allgemeinen Zeitung und beherzigte in den venetianiſchen Blättern die ernſten Warnungen der Oeſterreicher

vor der giovine Italia, deren erste blutige That auf der Landstraße von Mailand eben bekannt geworden war. Um Mitternacht kehrte ich in meine Europa zurück.

Ein schwüler, regnerischer Tag folgte auf diesen reizenden Abendtraum. Ein langer Vormittag schwand unter dem Niederschreiben einiger Briefe in die Heimath hin, und es blieb in unserem Hinterzimmer nichts zu sehen übrig, als einige schmutzige Dächer, an welche sich Mauern und Wände, und wieder Dächer und Schornsteine reihten, zu hören aber nichts, als das unablässige Geschrei der Verkäufer, welche aus der einen Schlußsylbe des Wortes Aqua eine so ungeheure Dehnung machten, daß man glauben mochte, sie bieten das ganze Weltmeer zum Verkauf aus. Hier wäre es Zeit, von meinen Begleitern zu sprechen; allein, wenn sich auch meine Leser aus dem Vorangegangenen des vielerwähnten Buchhändlerpaars erinnern sollten, so hat doch dasselbe für die fernere Darstellung so sehr das Interesse verloren, daß ich Niemanden veranlassen will, sich frühere Züge in's Gedächtniß zurückzurufen. Es gibt Menschen, welche uns erst dann einige Theilnahme abgewinnen, wenn sie über das Maß hinausgehen; die beiden Brüder waren aber ganz vernünftig geworden. Ich erwähne also nur, daß ein Leipziger Kaufmann und der Leipziger Autor, den ich aber aus Brodneid immer noch nicht nenne, zu meiner Gesellschaft gehörten. Allein an die Stelle der beiden interessanten Buchhändler sollten bald zwei Andere treten. Ich war nämlich auf den Balkon unserer Europa hinausgetreten und verfolgte mehrere Schiffer, welche in voller Bekleidung plötzlich von ihren Barken hinuntersprangen, wie die Seemöven bald hier, bald da auftauchten und zuletzt an dem Rand des Fahrzeugs mit nassen Kleidern, welche am Leibe klebten, wieder hinaufkletterten. Zwei Fremde standen neben mir und verwunderten sich in deutschen Lauten über diese gefährliche Erfrischung. Der Eine rief einmal über das andere: Herr Jäsus! und der Zweite äußerte die Meinung, daß die Polizei doch einen solchen Scandal für die guten Sitten nicht dulden sollte. Ach, diese Laute waren mir wohlbekannt! Ich hatte das Vergnügen, einen Advokaten aus dem Altenburgischen und einen Berliner Apotheker kennen zu lernen. An diesem Leztern mußte mir Alles gelegen seyn. Er trug im Knopfloch seines blauen Fracks die Erinnerungsschleife an die denkwürdigen Jahre des Befreiungskrieges; er war freiwillig gegen die Franzosen gegangen, und konnte dem Buchstaben R ebensowenig etwas Schnarrendes abgewinnen, als ich selbst; denn was kann ich wider mein Taufwasser? Ich umarmte meinen Pharmacenten, der seine Apotheke verkauft hatte, jezt in der Holzmarktstraße von seinem Gelde lebte und bei der Jannowitzbrücke Frau und Kinder auf sich harrend wußte. Die Erkennungen zweier Berliner lassen sich nur empfinden, nicht wiedergeben.

Bis gegen vier Uhr, wo im Gasthofe die Mittagstafel gehalten wurde, ergözten uns die Einkäufe des Leipziger Kaufmanns. Er konnte an keinem Laden vorübergehen, ohne etwas Neues zu bemerken, zu behandeln und später einen kleinern Gegenstand zu kaufen, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. So kam er ganz bepackt zu uns zurück und kramte uns seine Erfahrungen und seine Einkäufe aus. Vor allen Dingen behauptete er, den Rialto gesehen zu haben, und besonders durch zwei Kolonnen von Stößern amüsirt worden zu seyn, welche ganz in der Nähe dieser Brücke, nach einem gleichmäßigen Takte, mit ungeheuern eisernen Keulen Theriak in verhältnißmäßigen Mörsern stampften. Der Berliner hatte zwar seine Apotheke verkauft, lebte von seinen Geldern, und, im Vertrauen gesagt, gab er sich völlig dem Enthusiasmus für die Kunst hin; doch konnte er nicht umhin, auszurufen: „Ach ja, Theriak! Aconitum Mithridaticum, der kommt ja aus Venedig; das ist doch einzig!“ Inzwischen war der Leipziger zu seinen Waaren übergegangen: kleine Pfeifenköpfe aus rothgelber Erde, bunte Shawls aus Perlen, Lyoneser Seidenzeuge, elastische Tragbänder, eine sauber gearbeitete goldene Uhrkette, türkischer Tabak, lange Pfeifenröhre, welche einen wohlriechenden Duft verbreiten, wenn sie erhizt werden, Orangen und eine Menge von Kleinigkeiten, welche ihm eine große Freude machten. „Zu welchem Spottpreise habe ich dies Alles gekauft!“ rief er athemlos; „hätte ich jezt Leipzig in der Tasche, welch vortheilhafte Spekulationen wollte ich machen. Gott! wir sind doch recht weit von Hause!“ Der Berliner fand diese Bemerkung sehr richtig und sagte: „Ach ja!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Eichenheitsketten. Nachtwandeln. Das liederliche Kleeblatt. Der russische Feuerkönig.

Die sieben wegen des Mordes der Frau von Schönberg und ihrer Gesellschafterin Eingezogenen haben nun insgesammt ihre Theilnahme eingestanden. Einer davon, Namens Berger, ein vormaliger Kellner, der nachher Agenturgeschäfte betrieb, behauptete seine durch einen Anstrich von Frömmigkeit unterstüzte Unschuldsrolle unarmein lange. Es befremdete ihn höchlich, daß einem Rechtschaffenen, wie ihm, das Ansinnen geschehe, die Diebs- oder Mordgesellschaft zu kennen, oder gar mit ihr gemeine Sache gemacht zu haben. Zulezt aber mochte doch sein Läugnen sich gar nicht weiter durchsezen lassen; daher gestand er das Dabeigewesenseyn ein; allerdings aber war seine durch Spirituosa herbeigeführte völlige Bewußtlosigkeit vorausgegangen. Ueberhaupt will keiner von Allen von dem Morde etwas Genaues wissen. Der Vorfall hat unter sehr vielen hiesigen Bewohnern, besonders Frauen, einen wahrhaft panischen Schrecken

verbreitet. Um nicht beim Oeffnen der Thüre, auf das Pochen oder Klingeln daran, durch das Zudrängen solcher Frevler in gleiche Gefahr zu gerathen, werden an den Thüren sogenannte Sperr- oder Sicherheitsketten befestigt, mit deren Hülfe man von innen in seiner Gewalt behält, die Thüre ein Stück offen zu behalten, ohne fremdes Eindringen besorgen zu dürfen. Dergleichen Ketten geben so eben einen sehr gangbaren Handelsartikel ab.

Das Nachtwandeln scheint sich immer mehr einzubürgern. Seit der Unglücklichen dieser Art, welche im vorigen Winter, vom Dache auf das Pflaster herabgestürzt, den Geist aufgab, ist vor wenigen Wochen ein junger Mann, wenn ich nicht irre, ein Tischlergeselle, verschiedene Male auf einer ähnlichen Dachpromenade belauscht worden. Doch hat er das Fenster, aus dem er gestiegen war, glücklich wieder gewonnen. In der Nacht vom 20sten zum 21sten ist gegen zwölf Uhr auf einem ziemlich hohen, der Elbbrücke nahe gelegenen Hause in hiesiger Neustadt wieder eine Nachtwandlerin wahrgenommen worden. Doch weiß man noch nicht bestimmt, ob sie in das Haus, auf dessen Dache sie erschien, oder in das daranstoßende gehört. Auch bei dieser hat zum Glück keine so traurige Katastrophe stattgefunden, wie bei der ersten.

Bei dem jetzigen unvergleichlich schönen Wetter nimmt die Theaterfreundschaft im Allgemeinen eine etwas flaue Natur an. Wer athmet nicht lieber unter dem süßduftenden, lustigen, blauen Himmelsdom, als in einem eingeschlossenen, zwar auch mit allerlei, aber leider nicht den besten Düften geschwängerten Raume, auf dessen Dache die Sonne den ganzen Tag gelegen? Ausnahmsweise erhält aber auch die Bühne Besuch genug, z. B. in der neuen Zauberposse mit Gesang, von Nestroy und Adolph Müller: „Der böse Geist Lumpaci-Vagabundus oder das liederliche Kleeblatt.“ Zweimal wurde sie nacheinander auf dem von der hiesigen Hofschauspielergesellschaft während des Sommers mitbenuzten Theater am Linke'schen Bade aufgeführt. Von Leipzig her, wo die Piece Furore machte, hatte der Ruf ihr den Weg gebahnt. Gleichwohl schwankten die Wagschalen ihres Glücks und Unglücks bei der ersten Aufführung fortdauernd, bis es am Schlusse den dauerhaften Händen der Applaudisseurs doch noch gelang, der ersten dieser beiden Schalen das Uebergewicht zu erringen. Der ewige Refrain lebenslustiger Kunstkenner in solchen Fällen: „dergleichen Possen muß man an Ort und Stelle, das heißt in Wien, sehen!“ kann allerdings für ein Axiom gelten. Aber mit Hülfe des wohleinstudirten Sprüchworts: der Zufriedene hat immer genug, läßt sich das Wagestück auch anderwärts keck versuchen. Und hier bedurfte es nicht einmal einer so eisenfesten Zufriedenheit. Das Kleeblatt namentlich, welches die Hauptpersonen enthält, wurde, nebst den meisten der größern Rollen, brav dargestellt. Um von dergleichen Stücken überhaupt amüsirt zu werden, muß man aber vorzugsweise amüsabel seyn, sich weder von schlechtem Witze, noch von Trivialitäten stören lassen, sondern Alles freundlich hinnehmen. Mancher wirklich hübsche Einfall äußert doppelte Kraft, wenn ihm minder hübsche vorausgegangen sind. Indessen hat Se. Majestät „der russische Feuerkönig, Paul Schwarzenberg,“ seinen Thron auf der Bühne am Linke'schen Bade aufgeschlagen. Dem Anschlagzettel nach ist er unter andern in einem Tempel auf flammendem Stuhle erschienen.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Alexander Dumas.

Alex. Dumas beklagte sich und Mad. Dorval weigerte sich, in einem andern Stücke aufzutreten; sie verklagte sogar den Theaterdirektor wegen des Bruches seines mit ihr abgeschlossenen Kontrakts. Der arme Direktor befand sich wirklich in einer komischen Verlegenheit; denn einerseits hätte er recht gern Anthony aufführen lassen, durfte aber nicht, und andernseits sollte er nun noch gegen eine Schauspielerin prozessiren, die er gerne behalten wollte. Es wurde parlamentirt und negocirt; Minister, Theaterdirektoren, Schauspieler, Dichter, Alles war in Bewegung, um den Streit gütlich beizulegen. Der kleine Minister des Innern, Thiers, zeigte sich wirklich sehr nachgiebig, nur von Anthony wollte er nichts hören. Man möchte, sagte er, nur ein anderes Stück von Dumas wählen; das Théâtre français würde keinen Anstand nehmen, die Mad. Dorval darin auftreten zu lassen. Nachdem man nun von allen Seiten weiblich geschimpft und auf einander gescholten hatte, war dies das einzige Auskunftsmittel, das allen Parteien annehmlich schien, und so ist denn Dumas „Heinrich III.“ nach langer Ruhe wieder vorgenommen worden. Diesmal spielt Mad. Dorval statt der Dlle. Mars die Herzogin von Guise, und läßt sich von ihrem barschen Herzoge in den Arm kneipen, daß ihr Arm blau davon wird, wie der Text des Dichters vorschreibt. Dumas, der lange, scheint dazu geboren, stets wegen seines dramatischen Talents Händel zu bekommen und Ungemach zu erdulden; denn kaum hatte er sich wegen des Verbots des Anthony getröstet, und zwar vermittelst der oben berührten ministeriellen Entschädigung, als ihn der Verlag seiner dramatischen Stücke wieder anderes Trübsal bereitete. Er hatte nämlich einem Buchhändler seine Stücke einzeln verkauft, so wie sie erschienen waren. Als deren nun eine Menge gedichtet war, hatte ihn die Lust angewandelt, oder ein Buchhändler hatte sie ihm beigebracht, die Stücke zusammenzustellen und sich das Vergnügen zu verschaffen, seine Oeuvres complètes oder Oeuvres dramatiques in Reih und Glied aufmarschiren zu lassen, so gut als Scribe, Jouy, Arnault, oder dieser und jener Theaterdichter; ist es doch ein angenehmes Gefühl, Oeuvres de Dumas nennen zu hören, wie man von Oeuvres de Racine oder de Voltaire spricht. Der Gesammtverlag wurde also einem Buchhändler übertragen; der ältere Detailverleger begann nun aber einen Prozeß gegen den Dichter sowohl, als gegen den zweiten Verleger, und gewann ihn; jedoch kam der Dichter mit einer sehr gelinden, fast unbedeutenden Geldstrafe davon, wogegen der zweite Verleger eine weit stärkere bezahlen sollte, und noch dazu das Verlagsrecht verlor; hierüber hat er in den Zeitungen seine Verwunderung ausgedrückt; denn, sagt er, wenn der Autor kaum belangt worden ist, unter dem Vorwande, er habe vielleicht nicht gewußt, daß er kein Recht habe, seine Stücke abermals zu verkaufen, wie kann man denn mich belangen, der ich noch weit weniger Alex. Dumas Rechte kennen konnte, als er selbst? Deßhalb hat er denn auch von dem Urtheile des Handelsgerichts, das ihm so abgeschmackt vorkommt, an die Cour royale appellirt. Bald wird man also das Weitere in dieser Sache vernehmen. Uebrigens bin ich überzeugt, daß sich Alex. Dumas einen Spaß aus der Sache macht, wie aus jeder andern. Er ist einer der lustigsten Dichter in Paris, obschon er sehr ernsthafte Dinge schreibt, und für ihn hat ein solches unabhängiges Leben mehr Reiz, als alle andere Stellungen in der Welt. Deßhalb schmeichelt er auch keinem Hofe und keiner Gewalt, wie so manche andere Dichter, sondern behält sein freies Wort und seine freie Meinung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Juni 1834.

Hier seht ihr freilich keine grünen Raum,
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr sahet an blumigern Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.
Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
Um auf den Markus Alles einzuladen.

Platen.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Ein Abendbesuch galt den öffentlichen Gärten, mit welchen der Vicekönig von Italien, der Herzog von Leuchtenberg, einst die Stadt bereichert hatte. Die Gefährten waren schon früher auf einer Gondel dorthin vorausgefahren, und ich folgte ihnen, nachdem ich mich von den Unterhaltungen mit einer Wiener Familie losgerissen hatte. Die Dämmerung war schon mit allen ihren Nebeln heraufgezogen und lagerte auf den Ufern, welche jezt erst sich zu beleben anfingen. Die Gärten liegen in beträchtlicher Entfernung; der Weg dorthin führte an einem Kriegsschiffe vorbei, welches fortwährend im Hafen stationirt ist und eben seine Wachtkanonen löste; zur Rechten lag das breite Dampfboot, welches noch am heutigen Abende seine Fahrt nach Triest antreten sollte. Die viel empfohlenen Gärten täuschten mich, hier glaubte ich eine Versammlung der Einwohner zu finden, welche sich in dem Schatten der hohen Bäume unter mannichfachen Belustigungen erholten; doch war Alles melancholisch still um mich her, der Garten war klein, und man hörte von allen Seiten die an die Mauer anschlagende Welle. Hie und da glitt ein Philosoph oder ein träumerischer Verliebter durch die Alleen, welche sich zulezt in einem kleinen Wirthshause zusammenfinden. Meine Freunde waren nirgends zu erblicken. Erst als ich wieder auf einer Barke von der nassen Pforte dieser Gärten abstieß, suchte ich den leeren Eindruck, welchen sie in mir hinterlassen hatten, zu bannen, und begriff sehr bald das Unrecht, welches ich dem Vicekönig anthat. Man lernt unter diesen unabsehbaren Wassern den Werth des Landes schätzen. Venedig ist dem Elemente abgetrozt, und kann mit nichts so geizig verfahren, als mit der Erde. Wie ängstlich ist überall die Ersparung und Benutzung des Raumes berechnet! Jeder Fuß breit Landes, selbst wenn auf ihm nichts liegt, als ein Quaderstein für die Fußgänger, scheint bei dem großen Calcul über Venedigs Anlage, Dauer und Existenz in Anschlag gebracht worden zu seyn. Es ist, als sey die ganze Stadt bis auf Zoll und Linie vermessen, als würde über jeden Fuß in einem eigenen Buche Conto geführt. Unter solchen Umständen erscheint uns die kleine Baumpartie, welche unter dem Namen der öffentlichen Gärten so übermäßig empfohlen wird, in einem andern Lichte. Es mußten die größten Anstrengungen vorhergehen, ehe aus einer sumpfigen Wasserfläche eine solche Anlage entstehen konnte, wie sie jezt dem Venetianer über Alles geht.

Unter einem zweiten Kanonenschusse des Wachtschiffes stieg ich bei der Piazetta ab, welche von der halben Bevölkerung Venedigs schon wieder belebt war.

Alle Erſcheinungen des geſtrigen Abends wiederholten ſich. Eine Sängerin ließ ſich mit einigen Roſſiniaden vor demſelben Kaffeehauſe hören, in welchem ich geſtern die Allgemeine Zeitung geleſen hatte. Ich ſuchte, hier eingetreten, die neueſte Nummer, und fand meine Gefährten ſchon damit beſchäftigt. Sie hatten die Gärten bald verlaſſen, aber auf der Rückkehr den Fußweg eingeſchlagen, von welchem ich mir noch keine rechte Vorſtellung machen konnte. Der Berliner mit ſeinem Erinnerungsbande behauptete, daß Oeſterreich hinter Preußen noch ſehr zurück ſey; denn für jenes werde von der Allgemeinen Zeitung immer eine beſondere Ausgabe verfertigt; wir lachten ihn aus und zogen jezt die ernſte Frage in Erwägung, ob wir nicht bald in das Innere Venedigs dringen wollten, um ſeine herrlichen Gebäude, ſeine Malerſchätze, ſeine hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen. Wir ſchnitten faſt alle eine klägliche Grimaſſe, entſchloſſen uns aber, für morgen einen Lohnbedienten zu nehmen.

Ein herrlicher, ſonniger Tag begrüßte den folgenden Morgen; es war ein Feſttag, ich weiß nicht zu Ehren welches Heiligen. Die Glocken riefen die Frommen in die Kirchen, draußen auf dem Balkone blendete die Sonne, welche von dem Waſſerſpiegel widerſtrahlte. Die Flaggen wehten auf den Fahrzeugen, und die Schiffer hatten ſich alle in Feſttagskleider geworfen, wenigſtens gaben ihnen die flatternden, ſchneeweißen Hemdärmel ein gewaſchenes und ſonntägliches Anſehen. Der Lohnbediente der Europa ſtand vor uns und redete uns im gebrochenſten Deutſch alſo an: „Herren, wollen wir kurz ſeyn, wollen wir fahren?“ Wir hatten an ihm keinen gewöhnlichen Bedienten: er verſicherte uns, kein Frauenzimmer in ganz Venedig zu kennen, hinkte mit ſeinem ſchwerfälligen Körper und ſprach ſo viel Sprachen, daß ich ihn Signor Mezzofanti taufte, ob er gleich anders hieß. Mezzofanti war aus Straßburg gebürtig und hatte unter Napoleon ſeine linguiſtiſchen Studien gemacht. Er hatte ſich als Huſar in den Beſitz von ſieben Sprachen zu ſetzen gewußt, was immer die beſte Eroberung des Krieges iſt, weil man ſie im Frieden nicht wieder herauszugeben braucht. Er focht in Spanien, in Deutſchland, in Italien, in Rußland, in Slavonien, er diente ſpäter als Freiwilliger in Griechenland und war Franzoſe; was bedurfte er mehr, um ſieben Sprachen nicht nur verſtehen, ſondern ſogar ſprechen zu können? Der Gaſthof Europa konnte ſich keinen beſſern Portier wünſchen; denn er war ein Sprachinſtrument, das von jedem anlaudenden Fremden nur betaſtet zu werden brauchte, um ſogleich in entſprechenden Lauten zu klingen. Leider hatte die Heptaglotte den guten Mann ganz heruntergebracht. Er ließ ſeinen wiſſensſchweren Kopf nachläſſig hängen, liſpelte nur in ängſtlichen Tönen und ſpielte überhaupt eine ſo erſchöpfte, aufgeriebene, baufällige Figur, daß ich froh bin, wenn ich in keinem Lohnbedienten je wieder einen linguiſtiſchen Huſaren finde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortſetzung.)

Daß Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Bären, die vornehmſten, in ganzen Schaaren erſcheinenden Schauſpieler im Circus, auf den Monumenten häufig, ja am allerhäufigſten vorkommen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Menge großer reißender Thier, welche die Römer vorzüglich bei ihren Spielen um's Leben brachten, iſt ſo ungeheuer groß, daß jezt alle Monarchen Europas und der ganzen Welt nicht ſo viele zuſammenbrächten. Trajan gab nach ſeinem Sieg über die Parther Spiele, wobei gegen eilftauſend wilde Thiere auftraten und erlegt wurden. Das Faktum dieſes ungeheuren Verbrauchs von Thieren im Circus iſt in mehr als Einer Hinſicht naturgeſchichtlich intereſſant. Wir ſehen daraus, daß die Geſchlechter der wilden Thiere, namentlich der Fleiſchfreſſer, einſt ungleich zahlreicher waren als jezt. Da alle gefangenen Thiere am Ende immer umgebracht wurden und der Ehrgeiz die römiſchen Imperatoren und Großen antrieb, ihrer immer mehr herbeizuſchaffen, ſo mußte dadurch am Ende die Zahl der ſchädlichen Thiere, auf deren Ausrottung der Menſch im Kulturſtande ausgeht, wirklich bedeutend vermindert werden. Der Einfluß des Menſchen in dieſer Beziehung war deſto ſtärker, als dieſe blutigen Schauſpiele, mit welchen ſich Anfangs politiſche Zwecke verbunden hatten, ſpäter in einen alle Begriffe überſteigenden Luxus ausarteten.

Die Löwen waren, wie es ſcheint, zu Rom und Carthago ſo häufig, daß man ſie wirklich gezähmt und abgerichtet hatte. So beſaß Hanno zu Carthago einen Löwen, der ſo zahm war, daß er ihm wie ein Hund nachlief. Antonius ließ, nicht lange vor unſerer Zeitrechnung, ſeinen Wagen mit zahmen Löwen beſpannen, während Domitian dem Volk den Kampf einer Frau mit einem zahmen Löwen zum Beſten gab. Der eigentliche Tiger kommt auf den Monumenten weit ſeltener vor, als der Löwe, der Leoparde und beſonders der Panther. Der erſte, den man zu Rom ſah, als Marcellus ſeinen Tempel weihte, befand ſich in einem Käfigt; ſpäter ließ Claudius bei der Einweihung des Pantheon ihrer vier auftreten. Ein noch vorhandenes Moſaik ſtellt dieſe Tiger in natürlicher Größe vor, und ihre Aehnlichkeit mit dem Tiger, wie wir ihn kennen, iſt frappant. Auch auf manchen

Gemmen kommen ſehr gute Abbildungen des Königstigers vor. Faſt ſo gemein als der Löwe, der wohl das am häufigſten reproducirte Thier ſeyn möchte, ſind Leoparden und Panther. Sie traten aber auch in Rom in ganzen Schaaren auf, und zum erſtenmal ſchon ſehr früh, nämlich 156 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, wo Marcus Fulvius welche im Circus ſehen ließ. Scipio Naſica und Publius Lentulus folgten dieſem Beiſpiele, und lezterer brachte ihrer bereits 63 zuſammen. Nicht lange aber, ſo war dies eine Kleinigkeit; Pompejus ließ 410, Auguſt 312 dem Volke vorführen, und ſpäter brachte Gordianus gegen tauſend zuſammen. Kein römiſcher Kaiſer vereinigte aber im Circus mehr wilde Thiere überhaupt als Probus.

Sehr intereſſant iſt die Bemerkung, daß die Alten allem nach vom Elephanten genauere Kenntniſſe gehabt als die neuern Naturforſcher, Buffon und Linné noch mit eingeſchloſſen. Ariſtoteles wußte mehr vom Bau des Elephanten als ſie, und auch was er von ſeinen Sitten erzählt, iſt richtiger. Ja noch mehr, weder der eine noch der andere der genannten Forſcher hat die beiden Arten des Elephanten getrennt, während ihr Unterſchied den alten Schriftſtellern und Bildnern gar wohl bekannt war. Auf römiſchen und griechiſchen Münzen, namentlich von Alexander, Commodus, Antoninus Pius, Antiochus und Alexander Severus, ſind die beiden Arten ſehr charakteriſtiſch abgebildet. Den afrikaniſchen Elephanten erkennt man namentlich leicht am rundlichen Umriß ſeines Kopfes, an der gewölbten Stirne und den großen Ohren auf den Münzen des Regulus und auf manchen von Julius Cäſar. Nicht ſelten ſind die Elephanten bekleidet oder mit Netzen überzogen dargeſtellt. — Seleucus Nicator beſaß fünfhundert Elephanten von der aſiatiſchen Art, die Ptolemäer dagegen brauchten im Krieg und zu Feſten immer nur afrikaniſche Elephanten. Unter einem der Ptolemäer, wahrſcheinlich Philadelphus, kam auch zuerſt die Kunſt auf, ſie zu fangen, und ſie mußte ſich wohl ſehr raſch ausbilden, denn die Menge von Elephanten, welche Imperatoren und Große zu Rom aufführten, iſt wirklich faſt unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie ſchwer ſie doch zu fangen ſind. Die erſten Elephanten wurden zu Rom im Circus auf Befehl der Obrigkeit 156 Jahre vor Chriſtus getödtet. Später gelang es, ſie zum Krieg abzurichten und zu zähmen; ſo kämpften bei einem Feſte, das Cäſar gab, zwanzig Elephanten zuerſt gegen fünfhundert Mann zu Fuß, dann gegen eben ſo viele Reiter. Nach Macedoniens Eroberung brachte Metellus 142 Elephanten nach Rom, die daſelbſt mit Pfeilen getödtet wurden. Nach dem eben erwähnten Feſte ließ ſich Cäſar von den Elephanten nach Hauſe leuchten. Daß die Römer den Elephanten zum Kniebeugen, ja zum Tanzen abgerichtet, iſt bekannt.

Auch die Verwandten des Elephanten, Nashorn, Nilpferd, Eber, ſo wie die verſchiedenen Schweineracen, welche man für Nachkömmlinge des wilden Schweins hält, fehlen nicht auf den Monumenten. Namentlich mußte eine Schweinrace zu Rom ſehr häufig ſeyn, weil ſich ihr Conterfei ſo gar oft wiederholt. Dieſe Spielart iſt die Guineiſche, leicht kenntlich unter allen andern an der ſtarken Mähne, die über Hals und Rücken bis in die Lendengegend läuft. Sie war von jeher in Afrika, mit welchem Lande ja die Römer in ſehr ſtarkem Verkehr ſtanden, ſehr verbreitet, und kommt daher auch auf den Münzen oft vor, indeſſen nichts weniger als allein; denn ſo findet man z. B. auch eine, den chineſiſchen Schweinen ſehr ähnliche Race, deren vornehmſtes Merkmal die kurzen Füße ſind, wobei der dicke Bauch faſt den Boden berührt. Von dieſer Race findet ſich eine ſehr treffende Abbildung unter den Herkulaniſchen Alterthümern. Das erſte ganze Wildſchwein brachte zu Rom Servius Nullus auf die Tafel; aber ſchon Antonius ließ während ſeines Triumvirats acht zumal auftragen.

Auch die Rhinoceros waren den Römern ſehr gut bekannt und finden ſich häufig abgebildet. Schon fünf-und-fünfzig Jahre vor Chriſtus zeigte Pompejus bei der Einweihung ſeines Theaters dem Volk ein Nashorn mit Einem Horn, oder ein aſiatiſches; dieſe Art kommt unter andern auch auf dem Moſaik von Paleſtrina vor. Erſt unter Domitian ſah man zu Rom zum erſten Mal das Nashorn mit zwei Hörnern, oder das afrikaniſche. — Das Hippopotamus oder Nilpferd iſt zwar von den lateiniſchen Schriftſtellern ſehr ſchlecht beſchrieben, aber von den Bildnern dieſes Volks ganz gut dargeſtellt worden. So iſt es auf dem Moſaik von Paleſtrina recht treu abgebildet, ferner auf manchen Münzen, wie auf denen des Kaiſers Julius Philippus. Das erſte Hippopotamus brachte Aemilius Scaurus nach Rom. Derſelbe ließ angeblich Knochen von dem Thiere ſehen, dem Andromeda ausgeſezt geweſen, und da einer derſelben ſechs-und-dreißig Fuß maß, ſo war es ohne Zweifel die untere Kinnlade eines Wallfiſches.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bordeaux, Mai.

Der Verfall der Stadt und deſſen Urſachen.

Frankreichs Großſtädte zweiten Ranges, einſt ſo reich und blühend, haben ein trauriges Schickſal. Während Lyon vom Bürgerkrieg zerriſſen und von franzöſiſchen Kanonen zerſtört wird, ſinkt Bordeaux wie vermodert in ſich ſelbſt zuſammen, ein Geſpenſt von dem, was es einſt war. Lange war es die erſte Handelsſtadt Frankreichs, ja eine der vorzüglichſten der ganzen Welt. Ungeheure Reichthümer ſtrömten

von allen Seiten nach dieſem port de la lune. Seit der Revolution, beſonders aber ſeit den Julitagen 1830, hat dieſer Glanz immer mehr abgenommen, und in unſern Tagen ſcheint er ganz zu verſchwinden. Unſere Rhede iſt faſt leer von Schiffen, und die Fremden werden bald den Weg zu uns vergeſſen haben. Und doch möchte man auf den erſten Anblick ſagen, die Elemente unſers Gedeihens ſeyen noch dieſelben. Nach wie vor iſt Bordeaux Lage glücklich, ſeine Weine ſind gleich ausgeſucht und vortrefflich, ſeine dem Handel angebörende Bevölkerung iſt noch immer für dieſen geeignet. Wie aber die Geſundheit eines Menſchen viel vom Klima abhängt und von dieſem anders geſtaltet wird, ſo ſteht das Gedeihen der Handelsſtädte weſentlich unter dem Einfluß der politiſchen Atmoſphäre. Der Menſch kann ſich mit Vorſicht an ein Klima gewöhnen und ohne Schaden in ihm leben und gedeihen; unſere Stadt aber hat dies überſehen; denn als ſich durch die gänzliche Veränderung des geſellſchaftlichen Zuſtandes Alles in Frankreich geändert hatte, glaubte ſie allein beim Alten bleiben zu können. Wenn hierin Bordeaux ſelbſt einiger Vorwurf zu machen iſt, ſo muß doch auch unſere Regierung angeklagt werden, denn ſie hat bisher nicht das Geringſte zur Heilung und Vernarbung der Wunden gethan, welche die Revolution unſerm Handel geſchlagen hatte. Damit mich der geneigte Leſer verſtehe, muß ich etwas in's Einzelne gehen.

Durch die Revolution und die fünfundzwanzig Jahre hartnäckigen Kampfes gegen England und ganz Europa, durch die Verluſte des langen Seekriegs und die Kontinentalſperre wurde der alte franzöſiſche Handel vernichtet. Napoleon wollte Frankreich neue Hülfsquellen ſchaffen und ihm Erſatz geben für das, was es durch den Krieg mit England verlor, er wollte überdies dem Lande alle fremden Erzeugniſſe entbehrlich machen. Darum beſchloß er, in dem bisher großentheils Ackerbau und Handel treibenden Frankreich mehr Induſtrie und Fabriken einzuführen und zu begünſtigen. Was bei dem gewöhnlichen Entwickelungsgang nicht in mehreren Jahrhunderten hätte geſchehen können, das entſtand jetzt ſchnell durch Kunſt, durch Treibhauskultur. Es gelang, die meiſten Arten von Induſtrie einzuführen, die bisher Frankreich gemangelt hatten, ja mehrere Provinzen, mehrere große Städte im Norden und Süden bereicherten ſich ſchnell auf dieſem Wege. Aus demſelben Grund geſchah Aehnliches in andern europäiſchen Staaten, beſonders in Deutſchland, Preußen, Oeſterreich, Rußland und Sardinien; alle bemühten ſich, die fremde Induſtrie auszuſchließen und einheimiſche an ihre Stelle zu ſetzen, mit Einem Wort, ſich zu individualiſiren und zu iſoliren. Dies iſt der Schlüſſel zu allen neuen Douanengeſetzen. Dieſes Syſtem hat bei uns Wunder gewirkt; Frankreichs ganzer Reichthum, unendlich vermehrt durch die Erpreſſungen von Groß und Klein in den eroberten und verbündeten Ländern, floß ſchnell zur Errichtung von Fabriken und Manufakturen aller Art zuſammen. Bald wurden die politiſchen Folgen hievon fühlbar. Die zwei Invaſionen der Fremden in Frankreich ſtürzten zwar Napoleon, den Mann der Revolution, vom Throne, konnten aber zu ſeine Verwaltungsgrundſätze nicht die Hand legen. Und da die reſtaurirten Bourbons die neuen Grundſätze der Geſellſchaft angenommen hatten, ſo mußte, da die militäriſche Herrſchaft verſchwunden war, politiſche Macht und Einfluß nothwendig der Geld- oder Reichthumsariſtokratie zufallen, und da alle großen Kapitalien in Fabrikunternehmungen ſteckten, ſo mußte die Induſtrie die Herrſcherin des Landes werden. Zwar gab ſich der alte Adel alle mögliche Mühe, um ihr den Ackerbau entgegenzuſetzen, alle ſeine Verſuche waren aber umſonſt, und die Julirevolution ſetzte vollends dem Induſtrialismus die Krone auf. Daraus wird auch erklärlich, warum die neue Regierung auf die Induſtriedepartements und Städte viel mehr Sorge und Aufmerkſamkeit verwendet, als auf diejenigen, wo Ackerbau und Handel vorherrſcht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Improviſatoren.

Neben den Theatern und Konzerten hatten wir vorigen Monat auch noch halbwöchentliche Vereine, wie es deren übrigens Jahr aus Jahr ein gibt. Eine gewiſſe Madame Cherreau-Lemercier lud zu einer Séance de littérature et d'improviſation ein, welche als Eröffnung eines Lehrkurſus über Vorleſen und mündlichen Vortrag dienen ſollte. Dieſe Dame wollte theoretiſch und praktiſch zeigen, wie man gut vorleſen müſſe. Dazwiſchen verſprach der bekannte Improviſator Eugène de Pradel, Proben ſeiner Extemporirkunſt abzulegen, und die Dlle. Eliſa Mercoeur ſollte ein von ihr verfertigtes Gedicht vorleſen. Dieſes Frauenzimmer dichtete zuerſt in der Provinz und erſchien daſelbſt als ein Wunderkind. Unter der Regierung Karls X. ließ ein Miniſter, Graf Corbière, wenn ich nicht irre, ſie nach Paris kommen, und erwies ihr dadurch einen ſchlechten Dienſt; denn nachdem man ſie höhern Orts gelobt und bewundert hatte, ließ man ſie ſtehen, und die arme junge Dichterin konnte nun weder rückwärts, noch vorwärts, das heißt, ſie wollte nicht wieder in ihre Provinz Bretagne zurück und blieb in Paris, aber ohne Ausſicht für die Zukunft. Indeſſen mag es ihr doch ſo übel nicht gehen, denn ſie dichtet noch munter fort. Wäre ſie aber in der Provinz geblieben, ſo hätte man geſagt: Eliſa de Mercoeur iſt die erſte Provinzialdichterin Frankreichs. Jetzt iſt ſie die zehnte oder vielleicht zwanzigſte Dichterin in Paris, womit jedoch nicht geſagt werden ſoll, daß ſie nicht zuweilen recht gute Eingebungen hat. Alle an jenem Abend gebotenen literariſchen Genüſſe ließ ich aber fahren, um einen deutſchen Improviſator, den Dr. Langenſchwarz, zu hören, welcher von Stadt zu Stadt dichtend und extemporirend bis zu den Seineufern gelangt war und hier privatim vor ſeinen Landsleuten eine Probe ſeiner Kunſt zum Beſten gab. Er hatte bereits bei dem öſterreichiſchen Geſandten drei Viertelſtunden lang über Maria Thereſia und das moriamur pro rege nostro extemporirt, diesmal aber verlangte man kein ſo feierliches Thema von ihm. Es hält jedoch ſchwer, eines zu finden, das ihm behagt. Er hatte aus Deutſchland eine ſolche Angſt vor allen politiſchen Andeutungen mitgebracht, daß er ſogar das Geſchichtliche vermeiden zu wollen ſchien. Vergebens rief man ihm zu: in Paris haben Sie weder Cenſoren, noch diplomatiſche Noten zu fürchten; es half nichts, er glaubte noch immer nicht den Rhein überſchritten zu haben. Zuletzt ſchlug er vor, er wolle von Jedem aus der Geſellſchaft ein beliebiges Thema verlangen und über eines extemporiren. Dies wurde genehmigt; nun gerieth er in Fleiß und es ging ihm recht flink von der Hand. Noch beſſer gelang ihm die Ausfüllung der Verſe, deren Endreime ihm aufgegeben worden waren. Pradel, der franzöſiſche Improviſator, iſt in dieſem Fache ebenfalls Meiſter; allein er ſtellt die Reime nach ſeinem Belieben zuſammen. Langenſchwarz ließ ſie aber gerade in der Ordnung ſtehen, worin ſie ihm aufgegeben worden waren, wodurch er alſo noch eine Schwierigkeit mehr zu überwinden hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Juni 1834.

Was wir Irrthümer der Alten zu nennen pflegen, sind häufig nichts anderes als Wahrheiten, die wir erst wieder zu entdecken haben.

Bailly.

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortsetzung.)

Auch mit den Wiederkäuern haben sich egyptische, griechische und römische Bildner vielfach beschäftigt. Die Antilope Algazel, welche man erst seit wenigen Jahren in Europa kennt, findet sich auf altegyptischen Monumenten sehr gut gezeichnet. Dasselbe gilt vom Oryx, oder der Antilope mit fast geraden Hörnern, von der Manche glauben, ihr im Profil und im trockenen Styl der Egypter gezeichneter Umriß habe zu der Fabel vom Einhorn Anlaß gegeben.*) Das Elenthier mit dem Riesengeweih, dessen Knochen und ungeheure Hörner an manchen Orten in Torfmooren und Moräſten gefunden werden, galt in neuerer Zeit vielfältig für ein Thier, das in der jetzigen Periode der Erdbildung gar nicht mehr gelebt habe, dessen Ueberreste also für fossil zu erklären seyen. Jetzt ist es allerdings in Folge der Austrocknung der Sümpfe und Moräſte ausgestorben, es war aber sicher noch den Römern bekannt, denn unverkennbar tritt es in einer alten römischen Malerei auf; und es muß schon deßhalb noch in den historischen Zeiten gelebt haben, weil der römische Poet Oppian (im zweiten Jahrhundert nach Christus) das Thier sehr genau beschreibt, eine Bemerkung, die schon Aldrovande im sechzehnten Jahrhundert macht. Materiell beweist es vollends der Umstand, daß man an einem seiner Knochen, der in Italien gefunden worden, einen Auswuchs beobachtet hat, wie er in Folge der Verletzung durch ein spitzes, schneidendes Werkzeug zu entstehen pflegt. Man sieht kaum ein, warum manche Naturforscher dieses Faktum so hartnäckig geleugnet haben. Es ist doch wohl ganz natürlich, daß ein Thier, das die Römer fortwährend jagten und bei ihren Spielen in Menge tödteten, am Ende ausstarb, und just dieses Geschlecht mußte desto rascher zu Grunde gehen, da es wegen der ungeheuren Größe seines Geweihs sich nicht überall hin flüchten konnte und die Moräſte, welche sein eigentlicher Aufenthalt waren, nach und nach von selbst eintrockneten. — Nach den gemeinen Mitgliedern des Hirschgeschlechts darf man sich unter den alten Schilderein ohnehin nicht lange umsehen: der gemeine Hirsch, die Hirschkuh, der Dambirsch, das Reh, die Gazelle, der Bubalis, eine Antilopenart mit doppelt gekrümmten, rückwärts gewandten Hörnern, welche in der äußern Bildung zwischen dem Hirsch und dem Rind in der Mitte steht und uns erst in den lezten Jahrhunderten wieder bekannt geworden ist, treten sehr häufig auf, nicht weniger Böcke, Ziegen, Widder und Schaafe.

*) Vergl. den Aufsatz über das Einhorn 154. 155. 1833.

Auch die beiden Arten des Kameels, das mit zwei Höckern, das sogenannte Bactrianische, und das mit Einem, der Dromader, sind auf den antiken Bildwerken äußerst treffend wiedergegeben; vorzüglich interessant in dieser Beziehung sind manche Münzen von Hadrian, Commodus, Caligula und Caracalla. Beide Arten waren bei dem großen Fest zu sehen, das Ptolemäus Philadelphus seinem Vater Ptolemäus Soter zu Ehren gab. Es wurde dabei der Triumph des Bacchus vorgestellt, und es prangten dabei Thiere aller Art. Nach Athenäus, einem griechischen Grammatiker des zweiten Jahrhunderts, sah man daselbst Elephanten, Hirsche aller Art, den Bubalis, den Oryx, äthiopische, arabische, griechische Schaafe, weiße Hirsche aus Indien, zwanzig indische, blendend weiße Stiere u. s. w.; ferner eine Unzahl Leoparden, Panther, weiße Bären, Strauße und Papagaien, nebst einer Menge anderer äthyopischer Vögel; auch vier Luchse, ein äthiopisches Rhinozeros und eine Giraffe. Am erstaunlichsten dabei war vollends eine Meute von zweitausend vierhundert Hunden, nebst vier- und-zwanzig ausgezeichnet schönen männlichen Löwen. Neuere Naturforscher wunderten sich vielfältig, wie weiße Bären, überhaupt Bären nach Alexandrien gekommen seyn sollten. Schon der alte Philosoph Megasthenes (im dritten Jahrhundert vor Chr.), von dessen Reisen in Asien Bruchstücke auf uns gekommen sind, erzählt zwar, es gebe Bären im südlichen Indien, lange aber glaubte man nicht daran, bis man erst vor wenigen Jahren mehrere Arten, namentlich den weißen Bären, in jenen Ländern entdeckte und somit den Alten Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Eben jener Megasthenes hatte schon behauptet, die meisten unserer Hausthiere finden sich in Indien wild; dies ward zwar im Allgemeinen geglaubt, indessen auch erst in neuerer Zeit bestätigt gefunden. — In Rom mußten die Bären sehr gemein seyn; schon Scipio und Lentulus zeigten sie dem Volk zu halben Hunderten, und Caligula ließ ihrer vierhundert im Circus umbringen. Auf den Monumenten kommen sie so häufig als die andern Fleischfresser und sehr charakteristisch abgebildet vor.

Der Auerochs, der Bison der Alten, fehlt gleichfalls nicht in ihrer Menagerie und unter ihren Bildern. Es scheint sogar, daß es den Römern gelungen ist, ihn zu zähmen; wenigstens hatte Kaiser Domitian welche, die er anspannte. Später tritt das Thier auch im Circus auf, namentlich unter Septimus Severus, doch nicht in Menge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Vor allen Dingen erhielt Mezzofanti die Weisung, seine Kenntnisse nur sehr im Auszuge an uns zu bringen, unsern Augen nur das Wichtigste vorzuführen und alle unsere Besuche in Kirchen und Palästen nur für Lakonismen anzusehen. „Ich weiß nicht, was Sie sich so sputen!“ sagte der Berliner ärgerlich; allein unser Führer stand uns mit der Thatsache bei, daß Dogenpallast, Bleikammern, Markusbibliothek heute, als an einem Festtage, unsichtbar seyen, und nur mit Mühe gelang es, den freiwilligen Apotheker mit dem Napoleonschen Husaren über die weise Benutzung der Zeit zu versöhnen. Wir fuhren zuerst nach St. Giorgio hinüber, welches zur linken Hand gerade in unserer Aussicht lag. In allen Kirchen, welche Palladios Namen oder den seiner Schule tragen, wird man die Säule im antiken Sinne verbannt finden. Es scheint ihn die Idee geleitet zu haben, daß diese alte Säule nur den hülfloſen Anblick der Unterstützung gewährte, wenn sie groß und erhaben ist, und daß sie klein, dünn, doppelt verbunden seyn müsse, wenn sie schmücken soll. In dieser leztern Anwendung findet sich die Säule überall bei Palladios profanen Gebäuden, und man wird sie namentlich in dieser Rücksicht bei der Signoria in Vicenza benuzt finden. Für den heiligen Styl näherte sich Palladio eher dem gothischen Pfeiler, dessen kräftiger, mauerartiger Fuß ihm benuzbarer schien, als die in die Höhe schießende Strebung. Daher ist seine Wölbung und seine Säule nur die Folge des Durchbrechens; beide sind da, um dem Baue weniger einen Anhalt als Licht zu verschaffen. Dies ist das ganze Geheimniß der Kuppel Palladios, welche fast überall einen schönen, überraschenden Eindruck macht. Wie verschieden ist dieser Eindruck von dem der Markuskirche! Es gehört eine lange Gewöhnung dazu, die überladene Pracht dieser leztern schön zu finden. Man fühlt sich in ihren Räumen, welche von Gold, Mosaik und dem köstlichsten Gestein prangen, nicht heimisch, weil in ihrer alten, arabisch-byzantinischen Anlage nicht jene gleichmäßige Beherrschung der Mittel und Formen waltet, welche immer nur erst auf einer höhern Stufe der Kunst eintreten kann.

Wir fuhren in den großen Kanal, um wenigstens noch einige der bedeutendsten Gemäldegalerien zu besuchen. Die herrlichsten Paläste der Cornaro, Pesaro, Barberini und anderer großen Geschlechter werfen ihre trauernden Schatten in die Wassertiefe. Ein düsteres, ödes Schweigen lag auf ihnen, wie das schmuzige Moos, welches die Ritzen ihrer Marmorlagen verkittet und sich an den grauen Säulen hinaufrankt. Alle diese Häuser stehen

leer und baufällig, und die verarmten Beſitzer würden bereit ſeyn, ſie abzureißen, wenn ſie für die Steine Käufer fänden. Die Paläſte ſind ihnen eine ſchwere Bürde, weil die ſtädtiſche Verwaltung eine Steuer von ihnen erhebt, welche unerſchwinglich iſt und ſich nirgends, ſelbſt aus der Miethe nicht, herausſchlägt. In einem dieſer Ueberbleibſel alter Größe wohnte Byron. Ein herrlicher Pallaſt gehört dem Grafen Manfrini, deſſen glänzende Gemäldeſammlung zu den ſchönſten Zierden Venedigs gehört. Hier waren wir endlich von den farbenmatten Stücken der venetianiſchen Schule, welche von Verona her in Kirchen und öffentlichen Gebäuden überall zur Schau ſtehen, abgezogen, und konnten unſer Auge in der üppigen Pracht der Florentiner baden. Auch die Deutſchen hatten hier ihre werthvollſten Repräſentanten gefunden, und namentlich zogen uns viele Erwerbungen aus der niederländiſchen Schule an. Dieſe Gerechtigkeit, welche hier jeder Manier widerfuhr, ließ uns auf den feinen Kunſtſinn des Beſitzers, des hochbetagten, zufällig abweſenden Grafen ſchließen. Hier war es auch, wo ich die Liebhabereien meines Berliniſchen Landsmanns erfuhr. Er ſah dieſe Gemälde alle mit einem Kennerauge an und behauptete, ſchon fünfzig der ſeltenſten Stücke in Berlin zu beſitzen. „Die Kunſt,“ ſagte er, „iſt göttlich, und darum bin ich auch Mitglied des Kunſtvereins; beſuchen Sie mich, und Sie werden Augen machen, wenn Sie meine Holländer ſehen!“ Ich bin noch nicht da geweſen; denn wie der Verfolg dieſer flüchtigen Skizzen zeigen wird, gerieth ich in Trieſt mit ihm in Zwiſtigkeiten. Vielleicht treffen wir uns einmal im Tivoli, oder ſonſt wo, und verſöhnen uns.

Die Mittagsſonne ſtand ſchon ſehr hoch, als wir noch beſchloſſen, einem langen Zuge von Gondeln zu folgen, welche alle mit feſtlich geſchmückten Perſonen beſezt waren und ein und daſſelbe Ziel ſuchten. Es galt einem Beſuch der Academia del arte, dem wir nachgaben, obſchon unſer Auge für Gemälde ſchon abgeſtumpft war. Durch die Säle ihrer Akademie zu wandeln, ſcheint ein Sonntagsvergnügen der Venetianer zu ſeyn. Die dichtgedrängte Menge war weniger der Kunſt und ihrer Dilettanten wegen hier, als um ſich zu ſehen, zu ſprechen, ein Stelldichein zu geben. Oeſterreichiſches Militär war vor den Thüren aufgepflanzt und befahl allen Männern die Hut- und den Frauen die Schleierabnahme. Einige Zöglinge der Akademie boten räſonnirende Kataloge zum Verkauf aus. In dem untern Geſchoß befinden ſich die Gypsabdrücke, in den obern die Malereien, welche oft ſehr berühmte Namen tragen und unermeßlich große Compoſitionen bilden. Die ausgeſtellten Studien der Anfänger waren kläglich; die Antike ſchien auffallend zurückgeſezt, ja ſelbſt das Nackte war mit ſo planloſer Treue wiedergegeben, daß wir zwar recht elegante Herrenfiguren, welche ſich als Beiwerk zu einem architektoniſchen Gemälde recht gut ausnehmen würden, ſahen, aber keine erhabenen, würdigen, poetiſchen Geſtalten. Herkules hatte einen Kopf, der eben aus den Händen des Friſeurs gekommen war, und Perſeus trug einen Backenbart, der dem zierlichſten Elegant angehörte.

Wir trafen in Venedig die langweilige Jahreszeit, wo es kein Theater gibt. In St. Benedetto wurde gebaut, und die Truppen, welche auf den übrigen Theatern ſpielten, hatten ſich mit den Vornehmen auf's Land gezogen. Gegen den Herbſt erwartete man eine der vorzüglichſten Geſellſchaften, die Oper von Turin; allein damit war uns nicht gedient, und es blieben für die Erholungen des Nachmittags nur kleine Spazierfahrten und die Abwechſelungen des öffentlichen Lebens in den Gaſſen übrig. Für den heutigen Feſttag that das Gouvernement etwas Außerordentliches. Die Fahnen an den drei Seiten des Markusplatzes wehten, und die Muſikchöre der Beſatzung mußten während des Abends bis in die tiefe Nacht die ſchwärmenden Venetianer unterhalten. Die Walzer von Strauß verfehlen nie ihre Wirkung, und die Bemerkung meines Freundes, des Leipziger Autors, war eben ſo wahr, als witzig, wenn er Napoleons Wort über Görres auf Strauß bezog, und dieſen den vierten Alliirten nannte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Eine dramatiſch-muſikaliſche Soirée.

Wieder etwas Neues war eine Soirée dramatique et musicale, wozu ein Herr Gaſc, Vorſteher einer bedeutenden Erziehungsanſtalt, einlud. Gaſc gibt ſich viele Mühe, den Unterricht der ihm anvertrauten Jugend zu verbeſſern, und hat auch einige gute Abhandlungen über den Unterricht und die Erziehung geſchrieben. Er nennt ſeine Unterrichtsmethode die rationelle, weil ſie ſich von dem alten Gange entfernt und mehr den Bedürfniſſen der jetzigen Zeit angepaßt iſt. Deßhalb nimmt die Sprachkunde eine bedeutende Stelle in dem Unterrichtsplane ein. So wird denn das Deutſche, Engliſche, Spaniſche und Italieniſche ernſtlicher getrieben, als anderswo. Hievon ſollte die angekündigte Abendunterhaltung eine Probe liefern. Auf dem Einladungszettel ſtand: die Schüler werden Bruchſtücke aus deutſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Theaterſtücken aufführen, die Theaterdekorationen haben ſie ſelbſt gemalt und die Orcheſtermuſik werde ebenfalls von Schülern aufgeführt werden. Die Gaſc'ſche Anſtalt liegt in der Rue des Postes, weit hinter dem Pantheon, in einer einſamen Gegend, in welcher man glauben könnte, einige Meilen von Paris zu ſeyn, ſo todt und einſam ſieht es in dieſer langen, budenloſen Straße aus, wo man eine weite Strecke zwiſchen Mauern und einzeln ſtehenden Häuſern wandelt. Als ich gegen acht Uhr

Abends ankam, wurde ich in einen großen Saal gewiesen, an dessen äußerstem Ende eine Bühne errichtet und dessen Inneres mit Zuschauern schon ganz gefüllt war, so daß kaum noch ein Platz übrig blieb. Es mochten wohl dreihundert Zuschauer und Zuschauerinnen zugegen seyn. Man hätte sich in eine Dorfkomödie versetzt glauben können, wenn nicht der Schmuck der Damen daran erinnert hätte, daß man sich in einer Versammlung von Städtern befinde. Es wurde ein gedruckter Bogen vertheilt, welcher der Anfang eines vom Gasc'schen Institute herauszugebenden Blattes zu seyn schien und l'Essai, Journal des élèves de l'éducation rationelle betitelt war. Dieser Bogen enthielt jedoch bloß die Anzeige der drei fragmentarischen Theaterstücke, welche aufgeführt werden sollten, und zwar war bei den zwei fremden Stücken der Inhalt jeden Auftritts angegeben, was um so zweckmäßiger war, als von den anwesenden Personen wahrscheinlich nur ein geringer Theil deutsch oder spanisch verstand. Der Vorhang ging auf, und welches Wunder! Raupachs „Raphaele" wurde von französischen Knaben in der Rue des Postes zu Paris aufgeführt. Ich wette, in dem ganzen Quartiere hatte Niemand gewußt, daß ein Raupach auf der Welt sey und Schauspiele geschrieben habe. Man hatte die Hauptstellen ausgesucht und in vier kleine Aufzüge abgetheilt, so daß doch ein leidliches Ganze geblieben war. Die Knaben waren sonderbar vermummt, die vorgeblichen Weiber besonders sahen drollig aus; auch wurde das Deutsche ziemlich französisch ausgesprochen, indessen war das Geleistete doch schon viel. Ich glaube, so weit als Herr Gasc hat es in dieser Hinsicht Niemand in Paris gebracht. Die Schlußscene, worin Raphaele, Osmin und Heliodor übereinanderfallen, belustigte die französischen Zuschauer ungemein — es thut mir leid wegen Raupach, es gestehen zu müssen — und das Auditorium war ganz heiter nach dem Schluß dieses Versuches. Die Decorationen würde der Maler Ciceri freilich nicht für die seinigen haben ausgeben können; bei dem Lampenschein sahen sie jedoch aus, als ob es etwas wäre. Nun folgte eine Symphonie à grand orchestre, von den Zöglingen aufgeführt. Sie blieben gut im Takte und es folgte der Wirrwarr nicht, welcher dergleichen Versuche zuweilen stört. Hernach wurde Moratins Lustspiel „El baron" beinahe ganz aufgeführt. Dies spielten die Knaben frisch und behende ab; das vermeintliche Lustspiel fiel aber in's Possenhafte, wie denn auch Moratin, als er das französische Lustspiel Le chevalier d'industrie behandelte, selbst die Absicht gehabt zu haben scheint, bloß Lachen beim Volke zu erregen, indem er aus seinem El baron einen ganz gemeinen Schmarotzer gemacht hat, der die arme Donna Monica bestiehlt und sich dann aus dem Staube macht. Der französische Chevalier d'industrie ist höher und besser gehalten. Nach diesem Stücke, das die spielenden Knaben wenigstens eben so sehr belustigt hatte, als die Zuschauer, ließ ein größerer Zögling ein Hornconcerto hören. Es war schon eilf Uhr, als Anstalt gemacht wurde, einen Aufzug aus Cas. Delavigne's Trauerspiel „Marino Faliero" darzustellen. Der oben erwähnte Druckbogen versprach eine Aussicht auf den großen Kanal von Venedig, mit Mondschein. Allein in der einsamen und langen Rue des Postes befand sich kein anderes Licht, als der Schein einiger weit auseinander hängenden Lampen. Ich hielt es also nicht für gut, in dem entlegenen Quartiere um Mitternacht umher zu irren, und verließ den Saal der Gasc'schen Anstalt, mit der Ueberzeugung, daß die Knaben das französische Stück noch besser spielen würden, als das deutsche und das spanische. Auch habe ich nichts vernommen, was diese gute Meinung bei mir vertilgt hätte. Ich war froh, als ich die hohe Kuppel des Pantheons, der weiland Genovefenkirche wieder sah, und in ein Revier gelangte, wo es erleuchtete Buden, Miethkutschen, Kabriolets und Fußwanderer gab, lauter Dinge, welche den Bewohnern der Rue des Postes in der Regel eine seltene Erscheinung sind. Die Straße heißt wohl nur deßhalb Poststraße, weil hier von einer Post gar keine Spur anzutreffen ist, lucus a non lucendo. Dg.

Bordeaux, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Verfall der Stadt und dessen Ursachen.

Nun fragt sich's, welchen Antheil Bordeaux an dieser Bewegung und Umgestaltung genommen hat? Als große Land- und Seestadt war es ehemals der Mittelpunkt eines bedeutenden Landbaus und eines großen Handels. Unsere Stadt hatte jährlich dreimalhunderttausend Fässer Wein zum Austausch mit allen andern Völkern; davon wurden hunderttausend ausgeführt und eben so viel hirnten dem Binnenhandel. Bordeaux hatte fast das Monopol des Handels mit St. Domingo, und halb Frankreich bezog von hier seinen Kaffee und den Zucker aus unsern Raffinerien. Durch die Revolution wurde dies ganz anders: die große Kundschaft verlor sich und der Seehandel erlag in dem Seekrieg mit England. Wir litten darunter, meinten aber immer, dies sey nur für einige Zeit, die ehemaligen Verhältnisse werden sich wieder herstellen. So hofften wir immer und legten dabei die Hände in den Schooß bis zum Ende des Kaiserreichs. Endlich kam die Restauration und wir erhoben uns nun schnell, um wieder in unser Handelsherkommen und auf seinen goldenen Boden zu treten. Wir rüsteten Schiffe aus und befrachteten sie mit Wein. Aber die Zeiten hatten sich indessen geändert. Das Ausland hatte unsere Weine entbehren gelernt, und vom Krieg her waren neue Zollgesetze dort eingeführt worden, die sie hoch besteuerten. Die Schiffe kamen also mit einem großen Theil ihrer Ladung zurück. Jetzt verkaufen wir kaum vierzigtausend Faß in's Ausland. Die schnell aufblühenden Zuckerraffinerien von Nantes und Marseille haben unsern Binnenabsatz sehr vermindert. In dem Handel mit den französischen Kolonien hat uns das kluge und thätige Marseille auch den Rang abgelaufen. So ist Bordeaux, ehemals die erste Handelsstadt Frankreichs, unter Marseille, Lyon und Paris herabgekommen, und wenn dies so fortgeht, wird es auch bald unter Nantes, Rouen und St. Etienne stehen. Wir haben nur vier bis fünf Fabriken von mittelmäßiger Bedeutung, keine einzige vom ersten Rang. Jene Handelsstädte hingegen haben nicht nur selbst welche, sondern ziehen eine Menge Fabrikwaaren aus der nächsten Umgegend, aus den Mittelpunkten der Industrie an sich.

Woher kommt aber diese Indolenz bei uns? Man hat sie in dem bekannten windigen und eitlen Charakter der Gascogner gesucht. Dies ist aber wohl ein Irrthum, denn gar viele Franzosen stehen ihnen hierin keineswegs nach. Diese Gascogner haben auch Bordeaux vor der Revolution nicht abgehalten, sich im Handel über alle französischen Städte zu erheben. Dagegen läßt sich ihnen Mangel an Nerv und geistiger Energie vorwerfen. Dies bezeugt auch des Landes und der Stadt ganze Geschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Juni 1834.

Wie im Theater gaffen sie und zeigen
Auf euer vielgeschäftig tödtlich Spiel.

Shakespeare.
König Johann.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Zuletzt blieb uns in Venedig nichts Merkwürdiges mehr, als das befestigte Arsenal. Wir hatten später den Dogenpallast gesehen, die Riesentreppe, welche nur sehr klein ist, und den gigantischen Namen vielleicht ihren Statuen verdankt; wir hatten die im Eingange des Pallastes etablirten Geheimschreiber des Volks, welche fortwährend mit gelehrter Miene die Feder spitzen und jedem unglücklichen Verliebten ihre Dienste antragen, belacht, wir hatten die Stelle gesehen, wo früher der Rachen des Löwen die Briefe an die Zehner aufnahm, eine Stelle, welche ganz schwarz von Verläumdungen ist; wir waren durch die Säle der Bibliothek gegangen, und hatten vergebens nach rechtem Lichte gesucht, um die berühmten Freskogemälde ungestört zu betrachten; wir waren höher hinaufgestiegen in den Saal der Zehner, dessen Vorzimmer die Verklärung einer Heiligen von Tizian schmückt, und hatten uns vor den Todesurtheilen gekreuzigt, welche hier verfertigt wurden; wir hatten dies Alles gesehen, nur dem Arsenal beizukommen blieb noch übrig, und es hielt sehr schwer, diese Eroberung zu machen. Die Oesterreicher peinigt es, sich beim Kugelgießen und Kanonenbohren überraschen zu lassen, und wir hätten schwerlich Einlaß bekommen, wenn nicht die unermüdliche Lust des Kaufmanns, Einkäufe und Bekanntschaften zu machen, aus dieser Verlegenheit geholfen hätte. Eines Abends kam er athemlos auf unser Zimmer, schilderte die Liebenswürdigkeit der österreichischen Armee, und gab uns die Hoffnung, mit Hülfe eines Artillerieoffiziers das Ziel unsrer Wünsche zu erreichen.

Es kostete mehrere Empfehlungen und die unbefangensten Mienen, um durch die Portale des Zeughauses zu gelangen. Unser Begleiter, der Artillerist, welcher einen rothmelirten, milchchokoladefarbenen Rock mit hellrothem Kragen und Aufschlägen trug, mußte erst von unsern Personalitäten dem wachthabenden Major einen kleinen Lebensabriß geben, ehe dieser mit freundlicher Miene die Hand an den Hut legte und uns zurief: mit vielem Vergnügen! Da schloß sich denn vor uns zuerst die Gewehrkammer auf. Es war ein martialischer Styl, in welchem hier gebaut worden. Die Säulen der großen Zimmer waren aus Gewehrläufen verfertigt, mancherlei Verzierungen bestanden nur aus Ladestöcken und Pistolenschlössen, ja ein doppelter österreichischer Adler war aus Flintenhähnen zusammengesezt. Man zeigte uns Mordgewehre aller Art, ausrangirte, solche, welche die Probe nicht gehalten hatten; aber bei weitem die meisten konnten täglich benuzt werden. In einem der hintersten Zimmer trafen wir eine Merkwürdigkeit

des Tages, welche sehr interessant war. Auf einem hölzernen Geländer standen nämlich gegen zwei- bis dreihundert Gewehre, welche den italienischen Insurgenten bei den jüngsten Ereignissen abgenommen worden. Das war eine tumultuarische Volksbewaffnung; große und kleine Waffen, Vogelflinten, Karabiner, Pistolen ohne Lauf, ohne Schloß, ohne Hahn. Man wird bei diesem Anblick von einem schmerzlichen Gefühl ergriffen und weiß nicht, ob man den Grund desselben mehr in der Kraft der Sieger oder mehr in der Ohnmacht der Besiegten suchen soll.

Wir brachten einen langen Vormittag in den Räumen des unermeßlichen Arsenals zu. Es gibt Gefälligkeiten, welche man nicht ertragen kann, und die Dienstwilligkeit des Offiziers war eine solche. Was haben wir nicht Alles sehen müssen! Unsere Neugier war da noch lebhaft, als sie von den Resten der Republik, türkischen Eroberungen, alten Rüstungen, Schiffsmodellen und Aehnlichem befriedigt wurde; aber als wir anfingen, in die tausend technischen Einzelnheiten einer Schiffswerfte einzugehen, da sank uns der Muth. Jeder Nagel am Schiffe wird in einem eigenen Gebäude gefertigt, und in jedem Hause trat uns ein Werkmeister entgegen, welcher seinen Gegenstand für den wichtigsten des ganzen Arsenals hielt, und dafür immer das verhältnißmäßige Trinkgeld ansprach. Machte doch sogar der Vorsteher des Hauses, in welchem die Taue gedreht werden, die unbefangene Voraussetzung, wir werden seinen berühmten, 910 Schuh langen Saal mit unserem ermüdeten Fuße durchmessen. Und wenn noch Taue in ihm gedreht worden wären, wenn wir dazu nur die Anstalten gesehen hätten! Ueberhaupt war die Geschäftigkeit in dem Arsenal nur unbedeutend, die in Ketten geschlossenen Gefangenen thaten nicht viel mehr als betteln, und die Hammer- und Axtschläge der übrigen Arbeiter tönten so einsam, daß sie in dem weiten Bereiche fernhin widerhallten. Man sah, daß Oesterreich keinen Seekrieg im Auge hatte.

Das Wetter stürmte heute ohne Unterlaß, und wir hatten Mühe, auf der Straße der Sklavonier uns gegen die Gewalt des Windes zu schützen. Unter diesen Umständen waren die Unternehmer der Dampfschifffahrt zweifelhaft, ob sie noch am Abende würden auslaufen können. Nichtsdestoweniger belegten wir unsere Plätze und hofften, daß, wenn sich auch der Wind nicht legte, er doch eine Wendung bekäme, welche für die Fahrt nach Triest günstig seyn würde. Die Hoffnung schlug nicht fehl, und wir erhielten unter den Prokuratien, wo sich das Comptoir des Vapore befindet, den Bescheid, daß wir unfehlbar vor dem vollen neunten Schlage auf dem Schiffe eintreffen müßten. Wir hatten also noch drei Stunden Zeit, uns auf eine Meerfahrt, auf das Risiko einer Dampfmaschine und die Seekrankheit vorzubereiten. Aus allen Scherzen, welche wir über diese Erwartungen und unser stilles Testament machten, sah doch zuweilen die ernstliche Annahme hervor, daß unter zahllosen glücklichen Fällen ein unglücklicher gerade uns treffen könnte. Mit meinem Landsmanne ließ sich diesen Abend kein vernünftiges Wort sprechen, und ich bekam ihn auch wirklich erst in Triest wieder zu Gesicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die von den Alten abgebildeten Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu den Nagethieren, deren man auf Münzen und Gemmen eine große Anzahl findet. So erkennt man namentlich auf den ersten Blick das Kaninchen, den gemeinen Hasen und den, durch seine langen Ohren ausgezeichneten egyptischen Hasen. Letzterer ist auf egyptischen Monumenten äußerst häufig, doch sieht man ihn auch auf römischen; dasselbe gilt vom Biber. Diese Thierarten hatten desto mehr die Aufmerksamkeit der Alten, namentlich der Römer auf sich gezogen, als ihr Fleisch meist sehr wohlschmeckend ist. Sie erfanden daher auch zu ihrer Hegung und Mästung eigene Thiergärten. Der Erfinder derselben war Fulvius Hirpinus um die Zeit des zweiten punischen Kriegs; sie hießen Leporaria; man zog darin den gemeinen, den ursprünglich spanischen und den Alpenhasen (lepus varius), welch letzterer heutzutage fast ganz ausgestorben ist. Neben den Hasen hielt man aber darin die meisten wilden Thiere aus den alten Forsten, und sie wurden daselbst so zahm, wie in unsern Thiergärten. — Unter den den Römern wohlbekannten Nagern erwähnen wir nur noch des grauen Siebenschläfers, der sehr sorgfältig für die Tafeln der Großen gemästet wurde.

Durch diese Sitte der Thiergärten, so wie durch die Spiele im Circus mußten die Römer nothwendig die wilden Thiere sehr genau kennen lernen und namentlich mit ihren äußern Charakteren sehr vertraut werden, und sie haben ihrer auch eine sehr große Menge nicht nur auf die verschiedenste Weise abgebildet, sondern auch beschrieben. Ihre Abbildungen sind aber fast durchgängig besser als ihre Beschreibungen: wenn diese häufig schwankend sind, weil sie sich der Gesetze der äußern Bildung noch nicht so bewußt waren, wie wir, so zeugen dagegen jene fast durchgängig von höchst lebendiger Naturanschauung und vom ernsten Bemühen, selbst wenn sie ein Thier idealisirten, es nach seiner vollen Eigenthümlichkeit wiederzugeben.

Die schönste Probe für den Werth der meisten antiken Thierbilder und das Vertrauen, das sie von Seiten des heutigen Naturforschers verdienen, ist der Umstand,

daß ſich unter den von ihnen beſchriebenen und abgebildeten Thieren gar nicht wenige befinden, welche man für fabelhaft erklärt hatte, bis ſie, in Folge der Erweiterung des Handels und der Wiſſenſchaft, in fernen Ländern wieder aufgefunden worden ſind. Dahin gehört z. B. unter den Nagethieren die Stachelmaus, die ſich nach Ariſtoteles und Aelian in Egypten und Libyen finden ſollte, aber bis auf die lezte Zeit niemals in dieſen Ländern beobachtet worden war; erſt bei Gelegenheit der franzöſiſchen Expedition wurde ſie wieder entdeckt. So iſt auch der Babirussa, der Eber mit zwei Hörnern, auch Schweinhirſch genannt, den Aelian ziemlich deutlich beſchrieben, erſt ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften weit hinten in Indien aufgefunden worden; vorher hatten ihn die Gelehrten für ein fabelhaftes Thier erklärt.

Bekannt iſt der grenzenloſe Luxus, den die Römer mit Fiſchteichen trieben; aber gleiche Aufmerkſamkeit ſchenkten ſie dem Vogelhaus und dem Hühnerhof. Vorzüglich wurde hier ſpäter der Pfau gezogen. In Griechenland war er, wie jezt wieder, nicht viel mehr als Gegenſtand der Neugier wegen ſeines ſchönen Gefieders; aber der Römer Hortenſius verſtand ſich beſſer auf die Sache und ließ bei einem Bankett mehrere auftragen. Wie ungeheuer ſie ſich ſeitdem in Rom vermehrt haben müſſen, ergibt ſich ſchon aus dem Umſtand, daß ein Römer der ſpätern Zeit ſich durch das Mäſten dieſer Vögel ein Einkommen von mehr als 6000 Gulden verſchaffte, und nicht weniger ſpricht dafür die Menge von Bildern dieſes Vogels bei den Alten. Daſſelbe gilt von ſehr vielen andern Vögeln, und wir nennen nur die verſchiedenen Arten von Kranichen, Storchen, Reihern, Papagaien, Meiſen, Adlern, Geiern, Sperbern, Eulen und Enten. Manche Abbildungen dieſer Thiere ſind ganz vortrefflich. Daſſelbe was von den Vögeln, gilt von Fiſchen und Reptilien. Erſtere finden ſich indeſſen bei weitem nicht ſo häufig als lezztere; am häufigſten kommen ſie auf herkulaniſchen und pompejaniſchen Monumenten vor. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Formen der Fiſche und ihr unmerklicher Uebergang in einander bringen es mit ſich, daß bei den von den Alten abgebildeten Fiſchen die Vergleichung mit den jezigen ungleich ſchwieriger iſt, als bei den andern Familien. Namentlich weiß man nicht gewiß, ob neben dem allgemeinen Profil des Fiſches Zahl und Stellung ſeiner Floſſen, worauf Alles ankommt, gehörig beachtet worden iſt. Die Reptilien dagegen ſind mit einiger Aufmerkſamkeit nicht ſchwer zu erkennen. Auch Inſekten und Kruſtenthiere ſind ſo wenig der Aufmerkſamkeit der alten Künſtler entgangen, daß wir vielmehr noch, wie auch ſchon im erſten Artikel dieſes Aufſatzes angedeutet iſt, höchſt naive und treffende Abbildungen mannichfacher Arten jener Familien beſizen.

Wir ſchließen hier vorerſt, weitere Details auf ein ander Mal verſparend, und hoffen, ſchon dieſe Ueberſicht werde die Ueberzeugung gewirkt haben, daß die natürlichen Körper von den alten Künſtlern nicht nur genial aufgefaßt, ſondern auch gewiſſenhaft wiedergegeben worden ſind. Wer daran noch im Geringſten zweifelte, brauchte nur die aus dem Alterthum auf uns gekommenen ſteinernen Krokodille zu betrachten, die ſo gut, wie Mumien aus den egyptiſchen Katakomben, Zug für Zug getreue Abbilder der Ungeheuer ſind, die noch heute den altberühmten Nilſtrom bewohnen. Vor dieſem ſchönen Denkmale fühlt ſich der Naturforſcher ſo gut wie der Künſtler ergriffen, und beide huldigen einem Genius, der die Natur in der ſchönen Nachahmung ſo wahr als grandios aufgefaßt hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, den 31ſten Mai. *)

Der Graf Stanhope und Kaſpar Hauſer.

Das Morgenblatt (Nr. 125 und 124) enthält einen Aufſaz aus Nürnberg, von Jemanden geſchrieben, der die Vorſicht hatte, ſich nicht zu nennen, und dadurch für ſeinen eigenen Ruhm am beſten ſorgte. Der Aufſaz hat zum Gegenſtand das Betragen des Grafen Stanhope gegen Kaſpar Hauſer, welches der anonyme Verfaſſer als „eine Denkwürdigkeit“ betrachtet und davon eine Darſtellung macht, die theils falſch, theils entſtellt iſt, und die gar keine Berichtigung verdienen würde, wenn es nicht wünſchenswerth wäre, diejenigen zu belehren, die keine Gelegenheit haben, die wahren Thatſachen zu erfahren.

Das Betragen des Grafen Stanhope, welcher der Wahrheit über Alles huldigt, mag wohl Jemanden, der die Wahrheit nicht ſo ſchäzt, unerklärbar erſcheinen, und für einen ſolchen kann es ſelbſt unbegreiflich ſeyn, daß der Graf ſeine frühere Anſicht nicht beibehielt und behauptete, anſtatt deren Unrichtigkeit öffentlich zu bekennen. Der moraliſche Muth, der erfordert wird, um vor der Welt das Geſtändniß abzulegen, daß man getäuſcht wurde und eine irrige Meinung gefaßt hatte, dürfte vielleicht die Kräfte, und daher die Begriffe des unbekannten Verfaſſers überſteigen.

Es iſt durchaus falſch, daß Graf Stanhope ſchon bei ſeinem Aufenthalte in Nürnberg im Jahre 1831 über die Thatumſtände des Erſcheinens von Kaſpar Hauſer die genaueſte Erkundigung einzog. Dem Verfaſſer, wenn er in Nürnberg wohnt, iſt es vielleicht bekannt, daß der Graf Stanhope, der durch die gedruckten Aktenſtücke und den

---

*) Wir haben in Nr. 123 u. 124 d. J. die durch unſern in den Nummern 101 — [illegible] enthaltenen Auszug aus den Stanhope'ſchen Broſchüren provocirten Bemerkungen eines Mannes aufgenommen, der uns ſelbſt unbekannt iſt, für deſſen Achtbarkeit wir aber hinreichende Bürgſchaft haben. Nach dieſen Vorgängen konnten wir nicht umhin, der von dem Herrn Grafen ſelbſt uns zugekommenen Gegenerklärung unſere Spalten zu öffnen, ſo wenig dieſe ſonſt Fehden irgend einer Art gewidmet ſind.

Die Redaktion.

sogenannten Mordversuch irregeleitet wurde, an Kaspar Hausers Glaubwürdigkeit damals nicht zweifelte und deßwegen sich bemühte, die frühern Verhältnisse des räthselhaften Findlings auszumitteln und nicht seine Erzählung zu prüfen, was erst später geschah, aber schon Anfangs hätte geschehen sollen. Erst in diesem Jahre suchte Graf Stanhope die Zeugen auf, die Kaspar Hauser bei seinem Erscheinen in Nürnberg gesehen und gesprochen hatten.

Der damalige Vormund, anstatt Kaspar Hauser nicht ohne ernsten Kampf abzutreten, wie der Verfasser erzählt, wollte seinen Mündel nicht länger behalten und machte selbst, und zwar schriftlich, dem Grafen Stanhope den Vorschlag, ihn in seinen Schutz zu nehmen. Das Anerbieten wurde angenommen, um den hülfsbedürftigen Jüngling von dem Unglücke zu retten, welches ihm bevorstände, wenn er von der Stadt Nürnberg keine fernere Unterstützung erhalten sollte und als Lehrbursche sich ernähren müßte.

Die Schriften, welche Graf Stanhope „als Manuscript“ einstweilen drucken ließ, sind dem Verfasser in die Hände gekommen, und doch bemerkt er, der Graf habe seine Meinung über Kaspar Hauser ohne neue faktische Gegenanzeigen verändert. Der Verfasser muß aber wissen, obwohl er es gänzlich verschweigt, daß in einer dieser Schriften die Umstände ausführlich angegeben sind, welche diese Aenderung hervorbrachten und rechtfertigen. Graf Stanhope bekam nämlich im Mai 1832 einen Bericht über die fehlgeschlagene Untersuchung in Ungarn, der ihm sehr deutlich zu beweisen schien, daß Kaspar Hausers Betragen bei dieser Angelegenheit nicht anders als durch Verstellung zu erklären wäre. Er bekam auch zu gleicher Zeit das erste Heft der „Mittheilungen“ des Professors Daumer, das auch Zweifel bei ihm erregte, und je mehr er die Geschichte untersuchte, je mehr gewann er die Ueberzeugung, daß sie in vielen sehr wichtigen Momenten unglaublich sey und unrichtig seyn müsse. Unter solchen Umständen war es gar nicht zu verwundern und dem Grafen Stanhope keineswegs zu verdenken, daß er Kaspar Hauser nicht nach England brachte und daß er nicht mehr dieselbe Freude wie sonst empfand, einen Briefwechsel mit ihm zu führen. Doch gesteht der Verfasser selbst, daß der Graf gegen seinen Pflegsohn bis zu dessen Ende die übernommenen Pflichten treu erfüllte. Der Verfasser sagt, die veränderte Meinung, oder, wie er sie zu nennen beliebt, das neue Zweifelsystem des Grafen Stanhope scheine seine Lieblingsidee geworden zu seyn, besonders seit dem Tode Kaspar Hausers. Niemand konnte ungerner als Graf Stanhope das Vertrauen verlieren, das er früher in ihn setzte, oder einen Verdacht hegen, den sehr viele Umstände bei seiner angeblichen Ermordung einflößen müssen.

Der Verfasser ist ganz erstaunt, daß Graf Stanhope nach dem Tode Kaspar Hausers nicht nach Ansbach ging und ihm nicht ein Monument errichtete, was aber aus einem sehr einfachen und einleuchtenden Grunde sich erklären läßt. Es war nämlich vor Allem erforderlich, zu wissen, ob sein Tod von einer fremden oder von seiner eigenen Hand herbeigeführt worden, und darüber hat bis jetzt das Untersuchungsgericht noch kein Urtheil ausgesprochen. Wenn Graf Stanhope früher nach Ansbach gegangen wäre, so würde er, mit der Genehmigung der königlich bayerischen Regierung, seinen festen Vorsatz ausgeführt und seine Pflicht erfüllt haben, die genaueste Prüfung von Kaspar Hauser und die sorgfältigste Untersuchung seiner Geschichte zu bewirken, die, wenn sie auch in der Wahrheit begründet wäre, doch eine Berichtigung der Angaben bedürfte, um die Verhältnisse aufzuklären und die dabei betheiligten Personen zu entdecken.

Der Verfasser, der als einen der Unbefangenen sich betrachtet, muß auch zu den Unwissenden gehören, indem er behauptet, daß man neue Thatumstände vorzubringen nicht vermocht habe, obgleich die neuen Thatumstände, welche Graf Stanhope von den allerersten Zeugen erfuhr und worüber der berühmte, einsichtsvolle Polizeirath Merker in Berlin die Notizen mittheilte, die Feuerbachsche Theorie gänzlich umstoßen.

Am Schlusse gesteht der Verfasser, was allerdings nicht zu läugnen wäre, daß er dem Grafen Stanhope die bloße Aenderung seiner Meinung auf keine Weise verübeln möchte. Eben so wenig, als die Aenderung seiner Meinung, ist, als natürliche und nothwendige Folge, eine Aenderung in seinen Gesinnungen und in seinen Handlungen ihm zu verdenken, und vielmehr ist sie als ein Beweis seiner Wahrheitsliebe zu achten. Der Verfasser läßt sich aber durch diesen Widerspruch nicht abhalten in seinen Bestrebungen, den Grafen Stanhope zu beschuldigen, wobei er nur seine Feindseligkeit verräth und die Zähne weist, ohne jedoch beißen zu können.

Auflösung der Räthsel in Nr. 130:

Komm, Komma. Lau, Laub. Si, Sie. Mai, Maid. Laub, Laube. Tep, Topf.

Mit und ohne a bis t.

g: Das Ohne hat das Mit lang über mich errungen,
Eh' über Ohne mir das schwere Mit gelungen;

h: Wie sehr schon Ohne sey, ruf' ich umsonst dir zu;
So komm, mit ohne nur! Nur ohne! seufzest du.

i: Ohne ist's der feine Ton
Eines jungen Vögleins.
Mit: Respekt! aus jenem schon
Gebt ein Prinz hervor mit eins.

J: Mit geht's auf der See geschmückt,
Daß es alle Welt entzückt.
Wenn der Wind die Segel füllt
Und zum Fest sein Donner brüllt.
Ohne hat es manchen Mann
Fortgetrieben durch den Bann,
Daß ihn weder Land noch See
Rettete von seinem Weh.

k: Ein Schaf, ein Lämmchen fällt
Bei Ohne dir wohl ein;
Mit preßt es alle Welt
Oft in der Unschuld Schein.

l: Ohne wird euch manchmal wohl,
Was darein kommt, dudeln;
Mit bläst er, sein Leib ist hohl,
Chokolade sprudeln;

m: Mit nennt ihr, was dann entsteht;
Ohne macht, daß ihr es seht.

n: Kein Mensch ißt je den Käs vom Ohne.
Mit aber wird es dir zum Lohne.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Juni 1834.

Falstaff. — Wenn Fett ein Fehler ist, so helfe Gott den Lasterhaften! Wenn es Haß verdient, daß man fett ist, so müssen Pharaos magere Kühe geliebt werden.

Shakespeare.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Der Mainzer Schneider.

Ich sehnte mich, aus dem sonnigen Mainz wegzukommen und wieder hinaufzusteigen in die Wolken von Schlangenbad, aus denen ich mich jüngst herabgelassen. Demzufolge bestieg ich meinen Klepper, der, ungleich weniger empfindsam als ich, vermuthlich ganz gerne seine übrigen Tage in einer Stadt verlebt hätte, wo er seine Krippe wunderbarerweise in weniger als drei Stunden sich dreimal mit schwerem Hafer füllen sah. Ich war bereits auf der Schiffbrücke, die über den Rhein führt, da bemerkte ich, daß der Sattel das Pferd am Widerrist gedrückt hatte. Ich erkundigte mich, wo ich mir irgend etwas verschaffen könnte, was zwischen beide gelegt werden möchte; man wies mich an einen berühmten Schneider, der alle Postillone der Regierung mit ledernen Hosen versah. Es gelang mir auch bald, die bezeichnete Hausthüre zu finden, beim Eintreten sah ich aber nur eine ganz finstere Wendeltreppe mit einem Strick statt des Geländers vor mir. An diesem Strick segelte ich hinauf, und bei jedem Landungsplatz forschte ich nach dem Künstler, den ich suchte; aber man wies mich immer höher und höher, bis ich zuletzt die alleroberste Schichte des Gebäudes erreichte und in ein Zimmer trat, welches aus lauter gelbem Leder zu bestehen schien; denn an zwei Seiten waren Buchhäute bis an die Decke aufgehäuft, an den andern Wänden hingen lederne Beinkleider, Ueberhosen und Unterhosen, Handschuhe ꝛc. und der große Tisch mitten im Zimmer war mit Lederstücken von allen Formen und Größen bedeckt. Als die einzigen Bewohner der neuen Welt, die ich da entdeckt, zeigten sich der Meister und sein Sohn. Ersterer war ein langer, sanftblickender Mann von etwa fünfzig Jahren; aber ein gar so dünnes menschliches Wesen ist mir, denke ich, in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Er hatte weder Rock, noch Weste, noch Halstuch, noch Hemd am Leibe, sondern nur einen elastischen wollenen Ueberzug, ein ächtes Jerseywamms,*) das sich ihm wie seine eigene Haut anschmiegte; den Rest der magern Figur verbarg eine breite, grobe leinene Schürze. Der Sohn, der etwa zwei-und-zwanzig Jahre alt war, sah nicht übel aus, aber qualis pater, talis filius: er war gerade so schmächtig wie sein Vater, und so sehr ich Eile hatte, mein Anliegen vorzubringen, so konnte ich nicht umhin, meine Augen vom Vater zum Sohne und vom Sohne zum Vater wandern zu lassen, war aber lediglich nicht im Stande, zu ermitteln, welcher der Dünnste

*) Auf dieser brittischen Insel am Kanal wird Wollgarn besonders fein gesponnen, daher man die feinsten gewirkten Artikel im Handel als Guernsey- und Jerseywaare bezeichnet.

von Beiden war; denn immerhin ſucht man nicht viel Körper- oder Seelenkraft bei Schneidern (und ſie bedürfen ihrer ja auch nicht), dieſes Muſterpaar ſchien denn aber doch vereint nicht Kraft genug zu haben, um einem Skelet ein Paar Hoſen zu machen.

Nachdem der einfache Zweck meines Beſuchs erfüllt war, machte ich mich wieder daran, meine Wendeltreppe im Ring herum hinunter zu ſtolpern; ich hielt nur gelegentlich an, um nach dem Weg zu tappen und dabei mitleidsvoll an das Paar armer dünner Geſchöpfe über mir zu denken; und lange war ich wieder bei meinem Klepper unten, der mich geduldig erwartet hatte, und trabte ſchon ein paar hundert Schritte, bevor ich mir die bleiche, geſpenſtiſche Erſcheinung des alten Mannes und die erbärmliche, durchſichtige, hektiſche Figur des jungen aus dem Sinn bringen konnte, und ich kam am Ende bei mir ſelbſt zu dem ſentimentalen Schluß, der Vater habe die Schwindſucht, der Sohn ſey ein Schiff aus demſelben Holze, und beide galoppiren von ihrer Hoſenwerkſtatt mit verhängtem Zügel ihrem Grab zu.

Unter dieſen Betrachtungen war ich kaum eine Viertelmeile weit gekommen, als ich bemerkte, daß ich mein Memorandenbuch hatte liegen laſſen; ich kehrte daher augenblicklich um und arbeitete mich die mehrbeſagte Wendeltreppe, die ich ſo eben herabgeklettert war, wieder hinauf. Man ſagte mir, der alte Herr und ſein Sohn ſeyen beim Mittageſſen, aber entſchloſſen, mein Buch nicht zurückzulaſſen, ging ich ohne weiteres hinein; und nicht den hundertſten Theil der Gefühle, die mich ergriffen, könnte ich beſchreiben, als ich die Geſchöpfe erblickte, an die ich ſo viel Mitleid und Empfindſamkeit verſchwendet hatten; denn da ſaßen ſie an ihrer Werkſtatt bei einer ungeheuren Waſchſchüſſel, die voll von gemeinen blauen Zwetſchen geweſen war, deren ſie noch mit größter Haſt zahlloſe verſchlangen. Jeder hatte ein ſehr kleines Stückchen Brod in der linken Hand, aber der entſetzliche Haufen Zwetſchenſteine, der jedem zur Seite lag, zeugte von der Gier, mit der ſie in ihr Mahl eingehauen hatten. „Mager! — kein Wunder, wenn ihr mager ſeyd!“ — dachte ich bei mir; „kein Wunder, wenn bei euch Rippen und Rückgrat ſich zu berühren ſcheinen!“ Noch nie in meinem Leben hatte ich ein vernünftiges Weſen über ſolch einem Schmaus getroffen, und es war, als könnte ſie nichts in der Welt davon abbringen; denn mochte ich noch ſo oft nach meinem Buche fragen, ſchweigend verſchlangen Vater und Sohn unaufhörlich die hölliſchen Zwetſchen.

Als ich endlich wieder auf meinem Klepper ſaß, fiel mir doch ein, daß auch dieſes Bild ſeine kleine Moral habe. Zwei deutſche Schneider haben da vergnüglich ein vegetabiliſches Mahl zu ſich genommen; ſo lebt der Italiener von Maccaroni, ſo lebt der irländiſche Bauer von Kartoffeln, ſo lebt der franzöſiſche Landmann faſt nur von Brod, ſo leben Millionen in Indien von Reis, in Afrika von Datteln, auf den Südſeeinſeln und in Weſtindien vom Brodbaum und von Yams; nur ein ſehr kleiner Theil der Bewohner dieſer Erde iſt eigentlich fleiſchfreſſend; in England aber ſind wir an den Gicht erzeugenden Luxus der Fleiſchſpeiſen ſo gewöhnt, daß man ſie als ein nothwendiges Lebensbedürfniß betrachtet. Unſere Armen, im Allgemeinen genommen (wir müſſen es Alle zugeben), haben zwar wahrhaft chriſtliche Geduld, aber unſere Mittelklaſſen werden nicht ſo bald von animaliſcher auf vegetabiliſche Koſt geſezt, ſo glauben und folgern ſie als Fleiſchfreſſer, ſie ſeyen hienieden denkwürdige Exempel des Jammers, das Land ſchmachte im Elende, „ſo könne es nicht bleiben;“ kurz, ſie halten ſich an den künſtlichen, luxuriöſen Maßſtab, den ſie ſich in ihrem Gehirn oder vielmehr in ihrem Magen aufgehängt haben, und beſtehen darauf, vegetabiliſche Koſt ſey eine erbärmliche Koſt, Roaſt-beef entbehren müſſen, heiße ein Leben unter Null führen, und wenn der ganzen Menſchheit, und insbeſondere der engliſchen Nation, Backzähne gewachſen ſeyen, um Wurzeln und Früchte der Erde zu mahlen, ſo ſey dies nichts als ein Mißgriff der Natur.

Reiseskizzen.

(Fortſetzung.)

Gegen neun Uhr war die Verwirrung um das Dampfboot grenzenlos. Die Schiffer, mit welchen man vom Ufer fuhr, benuzten dieſen Augenblick, um dem Fremden die übertriebenſten Summen abzunehmen; ſie fahren mit ihm in dem Umkreis des Schiffes ſo lange herum, bis unſer Donnern und Wettern endlich dem Zugeſtändniſſe ihrer unbilligen Forderungen Platz gemacht hat. Dabei herrſcht tiefe Finſterniß auf dem Waſſer, die Kähne drängen ſich, um an die Treppe des Schiffes zu kommen, die Schiffer geben ſaumſelig das Gepäck hinauf, man fürchtet Verwechslung, man hat keine Münze, um den fluchenden Schiffer zu befriedigen, und tappt auf dem dunkeln Fahrzeuge, das aus ſeiner mittlern Region ſchon glühende Wolken auf dich ausſendet. Deine Effekten ſind dem Zufall preisgegeben, und deine Perſon ſieht ſich vergebens nach einem Unterkommen um; denn wer wollte in die ängſtliche Kajüte ſteigen? Nein, wir bleiben auf dem Verdeck, unter dem dunkeln Zelte des Himmels, und ſcheuen die Zugluft nicht, gegen welche uns der Mantel ſchüzt.

Was kümmern mich jezt noch meine Gefährten? Sie hatten alle Hände voll mit ſich ſelbſt zu thun, und ich fing an, auch auf mich eine unendliche Sorgfalt zu verwenden. Ich hörte nur noch, daß ſich mein Landsmann ſogleich in der Kajüte placirt hatte, und mit unerſchütterlichem Heroismus eine Bank in Händen hielt,

um bei einem etwaigen Schiffbruche ohne Weiteres ein Rettungsbrett zu haben, und dieſe Bank ließ er nicht eher fahren, bis wir Trieſt im Angeſicht hatten. Ich kann mir denken, wie beſorgt der Leſer um mein Unterkommen iſt. Alle Plätze ſind beſetzt, viele Paſſagiere ſtrecken ſich ſchon, in Mäntel gehüllt, auf dem Fußboden nieder; ſiehe da, hier wird es ſich noch ſitzen laſſen! Das Ankertau, rund aufgewickelt, bietet einen bequemen Seſſel dar, den ich auch unverzüglich in Beſchlag nehme. Jezt bin ich geborgen, mein Rücken hat am Schiffsbord eine Lehne, mein Mantel iſt ſorgſam zugeſchlagen, die Mütze gegen den Wind befeſtigt und als Mittel gegen die Seekrankheit ein Tuch um meine Taille geſchlungen. Jezt iſt es Zeit; wir können die Anker lichten.

Der Ofen glühte, daß die Funken ſprühten. Die Rudermaſchiene arbeitete ſchon mit voller Anſtrengung, und bald rollten auch die Anker aus der Tiefe herauf. Auf der ruhigen Waſſerfläche des Hafens merkten wir kaum die Bewegung des Schiffes; doch bald verſchwand Venedig mit dem neunten Glockenſchlage, welcher von dem Campanile noch vernehmlich herübertönte, das Boot verlor ſeinen erſten geſezten Gang, ſchwankte, und wir fühlten wohl, daß uns die Meereswellen trugen. Es kam nur darauf an, dies ewige in die Knieſinken des Schiffes zu berechnen, und man befand ſich dabei recht wohl. Man konnte auf die Sekunde vorauswiſſen, wann das Schiff von einer Welle herunterglitt, und behielt den untern Theil ſeines Körpers immer in voller Macht, wenn man ſich von dieſer ſinkenden Bewegung nicht überraſchen ließ. Wer verabſäumte, die Manöver des Schiffes auch parallel mit ſeinem Körper zu verfolgen, oder wer dieſe Entdeckung gar nicht machte, unterlag ſehr bald den gefürchteten Anfällen, welche rings um mich her zum Ausbruch kamen. Dem Leipziger Kaufmann nahm der Wind ſeine Kopfbedeckung, er lag mit allen ſeinen venetianiſchen Einkäufen brach auf dem Boden und ſchlich ſich auf allen Vieren in die Kajüte, aus welcher es ſchon lange mit verdächtigem Geräuſch heraustönte. Das war eine üble Geſchichte, und mein Mantel hatte nicht Ellen Tuch genug, um mich ganz in ihm zu verbergen. Störet mich nicht!

Allmählich ward es ſtiller auf dem Fahrzeuge; ein großer Theil der Paſſagiere ſchlief, und man hörte nur noch das gewaltſame Arbeiten der Rudermaſchine und das Ab- und Zureichen des Holzes, das hier ſtatt der Steinkohlen zur Feuerung des Ofens diente. Die wenigen Leute, welche das Schiff bedienten, waren unter der großen Anzahl von Ueberfahrenden kaum ſichtbar; und gerade für mich mußten ſie ſtörend werden, als ſie das Segel aufzogen und mich auf einige Augenblicke von meinem Tauſeſſel verjagten. Doch ergriff ich ſogleich wieder von meiner Eroberung Beſitz und gab mich jezt den Schwankungen des Schiffes, welche bei dem leichten Winde gleichförmiger geworden waren, ohne alle Gefahr für meinen Unterleib hin. Es war eine herrliche ſtille Nacht, die Sterne waren an dem dunkeln Grunde des Himmels aufgezogen und ſpiegelten ſich in der glänzenden, unabſehbaren, leuchtenden Fluth. Wie die hölliſche Maſchine mit ihren verhängnißvollen Schrauben und Ventilen ſo über das ſtille Walten des Elementes kroch, ſchien es mir Vermeſſenheit, dieſe naſſen Furchen durch die Gewäſſer zu ziehen. Wir waren alle mit dem Meere nicht vertraut, unſer Schiff blieb für das Element eine Neuerung, und dieſe ängſtliche Flucht, auf welcher es begriffen war, um nur das nächſte Ufer zu erreichen, erhöhte den Zwieſpalt und das Mißtrauen zwiſchen dem Ozean und ſeinen vorſchnellen Befahrern. Wir wußten Alle, daß wir auf dieſen Bereich nicht gehörten, und ſehnten uns, das jenſeitige Ufer zu gewinnen. Vielleicht trug nur die Nacht die Schuld dieſer trüben Gedanken. Mit dem ſonnigen Morgen, welcher von der dalmatiſchen Küſte her die Schatten über das Meer jagte, überwog die Erwartung des nahen Landes jedes andere Gefühl. Die Zuſtände des Verdecks wurden ſichtbar. Die Menſchen lagen wirr übereinander und hatten ſich ſo in Mäntel und Decken gehüllt, daß man nur Arme und Beine ſah, und faſt immer am Geſchlechte zweifelhaft blieb. Aber auch hier rief der Morgenſtrahl eine Veränderung hervor; man erholte ſich, verſuchte es, ſich auf den Füßen zu erhalten, die Kajüte ſchickte ihre Beſatzung herauf, und bald erhöhten die Erwartungen ſo vieler Menſchen die Ungeduld, welche man wohl ſelbſt zu empfinden anfing. Da ließ ſich ein Segel erblicken, ein zweites, in Kurzem mehrere von allen Seiten, wir waren in die Hafenregion gekommen und ſahen, daß ſich das Holz für den Dampfofen nicht ohne Grund nur noch auf wenige Scheite belief. Hätten wir einen Schiffsjungen im Maſtkorbe und überhaupt einen Maſtkorb gehabt, ſo würden wir die Freudenbotſchaft: Land! früher gehört haben. So hörten wir ſie erſt da, als wir uns der Küſte auch ſchon ganz nahe befanden.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bordeaux, Mai.

(Fortſezung.)

Der Verfall der Stadt und deſſen Urſachen.

Von Bordeaux ging nie eine kräftige, kühne Unternehmung oder eine geiſtreiche Erfindung aus. Umſonſt ſuchte man bei den Gascognern ſolche Widerſtandskraft, wie bei den Flamändern, ſo abenteuerliche Unternehmungen, wie bei den Bretagniern, ſo kühne Eroberungen, wie bei den Normännern, oder eine ſo ſchöne Dichtungszeit, wie bei den Provençalen. Auch in der Revolution zeichnete ſich die Gironde zwar durch Geiſt und Sprachtalent, aber nie durch Energie und Kühnheit aus, wie Marſeille und Lyon; überall zeigt ſich bei ihnen ein gewiſſes Gehenlaſſen, Abwarten und Schlummern. So iſt es auch in unſerm Handelsleben. Bordeaux, hoch

begünstigt durch die hohe Fruchtbarkeit seiner Umgegend für den Weinbau, durch seine Lage an einem großen Strom und am Weltmeer, durch seinen Kredit und Ruf als Handelsstadt, durch den Zusammenfluß vieler reicher Fremden, die nicht nur ihre Geschicklichkeit, sondern auch ihre Kapitalien hieherbrachten, konnte ohne große Energie zu hohem Glanz gelangen. Es brauchte nicht wie die Holländer seinen Boden dem Ozean abzuringen, oder seine Unabhängigkeit gegen einen mächtigen Kaiser zu vertheidigen, oder seine kommerzielle Existenz gegen andere Handel treibenden Völker zu verwahren. Es brauchte sich nur gehen zu lassen und glich darin den fruchtbaren Müttern der Mittagsländer, für die das Gebären ein Spiel ohne Schmerz ist. Darum konnte auch unsere Stadt nach der Wiederherstellung des Handels gar nicht begreifen, daß ihr früher ohne alle Schwierigkeit erworbenes Gedeihen nun auf einmal nicht ohne Mühe und Anstrengung wiederkehren solle. All diesem liegt das Gehenlassen, der Mangel an Energie zu Grund, der Bordeaux noch jezt vorgeworfen werden kann. Aus diesem Fehler und der frühern Leichtigkeit, reich zu werden, entsteht das schlimmste von allen Uebeln, nämlich das Stehenbleiben. Ja, es ist nicht zu läugnen, dieser in ihrem Aeußern so glänzenden, in ihrer Sitte und Art so geschmackvollen und eleganten, ja in ihrer Sprache so beredten Stadt hat es doch immer an positiven Kenntnissen der Mathematik, Mechanik und Chemie, so wie an gründlichem Unterricht darin gefehlt. Es lassen sich zwar einige ausgezeichnete Namen anführen, sie sind aber nur wie schöne Fichtenbäume in unsern unfruchtbaren, wüsten Landes oder Haiden. Unter jenen Ausgezeichneten steht Montesquieu oben an, der auch bei der Akademie seiner Vaterstadt jährlich einen Preis auf die beste Ausarbeitung über einen Gegenstand der Naturlehre aussezte, während viele Provinzialakademien nichts machten als Sonette und Madrigale. Der gute Gedanke und Willen Montesquieu's wurde aber nicht verstanden, und darum hatte unsere Akademie keinen Fortgang und kein Gedeihen. Man betrachtete als einseitig, was der Anfang und Kern ernster, wissenschaftlicher Beschäftigung seyn sollte, oder was wenigstens seit zehn Jahren in Frankreich darunter verstanden wird: Mechanik, Physik, Chemie, angewandte Mathematik, Industrie, politische Rechenkunst. Das industrielle Spekuliren verstanden wir nun gar nicht. Während gleich nach dem Frieden die Franzosen nach England eilten, um da das Maschinen- und Fabrikwesen zu studiren, während sie mit den zurückgebrachten Kenntnissen und Erfahrungen bald Rouen, Mülhausen, St. Quentin, St. Etienne, Lyon und Marseille bereicherten, dachten wir gar nicht daran, Aehnliches zu thun. Vielen, die ehemals See- und Welthandel getrieben hatten, schien die Industrie und das Fabrikwesen zu gering, viele Andere schämten sich, ihr edles Bordeaux zu einer Fabrikstadt zu machen und es allen den moralischen und finanziellen Nachtheilen auszusetzen, die in großen Fabrikstädten unvermeidlich sind, was wir neuerdings in Lyon und St. Etienne gesehen haben. Man baute also keine Fabriken, sondern legte mit dem überflüssigen Geld große, herrliche Promenaden, Bäder, neue Stadttheile und Rostralsäulen an. So wurde Bordeaux die schönste Stadt Frankreichs, die Capitale unsers Südens, aber die zu der Verschönerung verwendeten Millionen wurden in dem gewöhnlichen Sinn nicht produktiv verwendet. Dies machen die leidenschaftlichen und eingefleischten Industriemänner in Frankreich Bordeaux sehr zum Vorwurf, denn sie kennen nichts Herrlicheres und Erhabeneres als Fabriken, und sie meinen sogar, daß es sehr unrecht sey, einen großen Theil der Einwohner durch diese Zurückhaltung ohne industriellen Erwerb und Gewinn zu lassen. Ich möchte fragen, was Lyon dabei gewann, vielen tausend Arbeitern bisher Erwerb und Gewinn verschafft zu haben? Unser Bordeaux steht noch unzertrümmert in seiner vollen Schönheit da. Bürgerblut ist da nicht geflossen, Hunger, Verzweiflung und Verbrechen sind da nicht herrschend geworden, ja eigentliches Elend, so grenzenloses und unbeschreibliches Elend, wie in Lyon schon vor der lezten Insurrektion herrschte, ist da nirgends zu finden. Diese Abneigung Bordeaux vor dem Industrialismus, bloß wegen der davon unzertrennlichen Ueberhäufung mit unsittlichen Arbeitern, hat Charles Dupin veranlaßt, auf seiner famösen Civilisationskarte unserer Gironde eine etwas düstere Färbung zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Von der norddeutschen Küste, 1sten Juni.

Ueber das Seebad auf Helgoland.

Den Lesern Ihres weitverbreiteten Blattes, die in nächster Saison das interessanteste der kraftvollen Nordseebäder zu Helgoland entweder wieder besuchen, oder erst kennen lernen wollen, werden aus sicherer Quelle folgende Notizen nicht unwillkommen seyn.

Das schöne, wie Ihnen schon neulich gemeldet, für dreihundert Personen mit Gepäck eingerichtete Hamburger Dampfschiff, die Elbe, wird seine erste Fahrt dahin am 28sten Juni machen, die zweite den 5ten Juli, und so fernerer die Fahrten die ganze Saison hindurch wöchentlich jeden Sonnabend hin und Montags nach Hamburg zurück fortsetzen. Die Zeit der dortigen Abfahrt ist Morgens sieben Uhr, die der Ankunft zu Helgoland Nachmittags fünf Uhr. Von Helgoland macht es jedesmal am folgenden Sonntage abwechselnd das eine Mal einen Abstecher nach Wyk auf Föhr, das andere Mal nach Norderney, um dadurch den Kurgästen und Fremden bequeme Gelegenheit zu verschaffen, auch diese beiden Nordseebäder kennen zu lernen. Die Kurgäste, die auch dieses Jahr die Insel Helgoland wieder besuchen, werden mit Vergnügen erfahren, daß sie daselbst als Badearzt den geschickten Dr. v. Aschen aus Bremen wieder finden werden. Um denen, die es vorziehen, von den bereits eingerichteten sieben bis achthundert Wohnungen sich eine auf dem Oberlande zu wählen, den bisherigen bequemen Aufgang dahin künftig noch bequemer zu machen, läßt eben jezt die brittische Regierung eine neue, sehr breite Treppe anlegen, die mit besonderer Rücksicht darauf eingerichtet wird und vor dem 1sten Juli vollendet seyn muß. Alle Sorten gewöhnlicher Tisch- und feiner Weine trifft man dort in vorzüglicher Qualität und, weil alles frei von Abgaben und Accise ist, zu äußerst billigen Preisen bei dem Kaufmann Jasper Buse, wie bei einigen andern Insulanern. Der Passagier braucht sich also dorthin so wenig mit einer Weinprovision, als zur Ueberfahrt auf der Elbe mit Lebensmitteln irgend einer Art zu belasten, da die Schiffsrestauration trefflich bestellt ist.

Die Ihnen vielleicht bekannt gewordene Schrift eines Dr. Richter über Helgoland und dessen Seebad, obwohl die Frucht einer sehr raschen Beobachtung des Verfassers bei seinem etwa achtstündigen Daseyn im August 1832, und daher, wie sehr verzeihlich, überfüllt mit einer Masse von Unrichtigkeiten in Haupt- und Nebendingen, hat doch unerwartet auf Helgoland, zwar nicht bei den Insulanern, doch bei den Kurgästen im vorigen Jahre gewissermaßen ihr Glück gemacht. Recht oft im kühnsten Widerspruche mit der dort überall kräftig hervortretenden Wirklichkeit und Wahrheit stehend, diente sie den Leztern oft zu recht ergötzlicher Belustigung und besonders bei der Tafel zu leichterer Verdauung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Juni 1834.

— Erhaben Bild, in deiner Hoheit liegt
Ein Zauber, der mir alles Ungemach
Heraufbeschwört in der Erinnerung.

Shakespeare.
Wintermährchen.

Lenore.

Novelle von A. v. Sartorius.

— — So war ich denn wieder in der Hauptstadt, dem Ziele langgenährter Wünsche! Ich erfreute mich des herzlichsten Empfangs von Seiten der wenigen ältern Freunde, und ein freundliches Geschick hatte, gleichsam um mich schadlos zu halten für manches Vermißte, gerade jetzt einige frühere Bekannte aus entfernten Gegenden hieher geführt, die ich hier zu finden nicht erwartet, und auf diese Weise bildete sich ein engerer Verein von Einheimischen und Fremden zum Genuß alles Sehenswürdigen und Schönen, was Berlin darbietet.

Die Säle der eben jetzt eröffneten Kunstausstellung zogen unsere Aufmerksamkeit vor Allem auf sich, und wir wurden nimmer müde, sie zu durchwandern, gewiß, bei jeder Wanderung neues Schöne, Anziehende zu finden, neuen Stoff zur Unterhaltung mit hinweg zu nehmen. Wen, dem der Anblick so vieler herrlichen Kunstschöpfungen, die sich hier vereint fanden, zu Theil wurde, entzückte nicht Bendemanns großartig gedachte und herrlich ausgeführte Composition der tiefgebeugten, schmerzlich trauernden Gefangenen! Wer stand nicht ergriffen und tief bewegt vor Lessings dichterischen Gestaltungen, seinem einsam sinnenden Räuber, seiner zum innigsten Mitgefühl hinreißenden Lenore!

Angezogen auf solche Weise von dem, was Jeden von uns besonders ansprach, zerstreute sich der befreundete Kreis gewöhnlich in den weiten Sälen, wo nur zuweilen Einzelne von uns sich vor den bedeutendern Kunstwerken wieder fanden; gewöhnlich aber vereinigte uns erst der Abend zum gegenseitigen Austausch des Gesehenen und Empfundenen.

Auffallend war es mir bei diesen Wanderungen, Einen aus unserm Kreise zum öftern, ja fast ausschließlich vor einem der bedeutendern Bilder weilen zu sehen, welches seine Theilnahme auf ganz besondere Weise in Anspruch zu nehmen schien, Lessings Lenore nämlich. Unbeweglich, mit verschränkten Armen sah ich den Freund jedesmal davor verweilen, und häufig, wenn ich nach langsamem Durchschreiten der dicht mit Menschen angefüllten Galerien wieder dahin zurückkam, fand ich ihn noch immer an der Stelle, mit unverwandt auf das Gemälde gerichteten Blicken, aus denen eine tiefe und schmerzliche Bewegung sprach. Es nahm mich dies um so mehr Wunder, als der Freund, ich will ihn hier Berthold nennen, sonst nie eine so lebhafte Theilnahme für die Schöpfungen der Kunst an den Tag gelegt hatte. In frühern Jahren Militär, hatte er späterhin ein Gut in der Provinz S. durch Erbschaft erhalten, welches

er seitdem bewirthschaftete. Dem so durch Beruf und Geistesanlage auf's Praktische Gerichteten war die Kunst ein gleichgültiges Gebiet geworden, auf dem allenfalls nur dem Leben selbst und der Wirklichkeit keck und frisch entnommene Gestaltungen ihn schienen ansprechen zu können. Ich glaubte daher um so eher, jene rege Theilnahme an einem Kunstwerk so ernster Art weniger diesem selbst, als vielleicht einem früh empfangenen Eindruck zuschreiben zu müssen, welchen die schöne, zu ihrer Zeit so populär gewordene Dichtung des längst verstorbenen Bürger, welche bekanntlich den Stoff zu jenem Bilde gegeben, auf das jugendliche Gemüth des Freundes gemacht haben möchte. Ich irrte jedoch auch hierin.

Der Abend, welcher uns bei einem Berliner Freunde vereinigte, brachte ein lebhaftes Gespräch über Kunstgegenstände auf die Bahn, und am längsten verweilte man bei Lessings herrlichen Schöpfungen, bei jenem tiefpoetischen Räuberbilde, in welchem ein ganzes Menschenleben voll Verirrung, Unheil, Schmerz und Strafe an der Seele des Beschauers vorübergeht; jener großartigen Zeichnung aus dem Hussitenkriege, die uns die Macht der Begeisterung, mit den Schrecken des Fanatismus im Bunde, vor das geistige Auge stellt, und bei der, jedes fühlende Gemüth unwiderstehlich fesselnden Lenore.

„Nur damit," nahm jezt Einer das Wort, „kann ich nicht einverstanden seyn, daß wir das treffliche Bild als eine zur Anschauung gebrachte Darstellung der Bürgerschen Lenore betrachten sollen. Hat wirklich der Künstler diesen Stoff im Sinne gehabt, so hat er ihn noch einmal gedichtet, umgebildet, umgeformt; und daß er dies auf die glücklichste Weise gethan, wer kann es in Abrede stellen? Statt der einfachen Situation, die der verzweiflungsvolle Schmerz eines leidenschaftlichen Mädchens darbietet, tritt hier eine Fülle von Beziehungen uns entgegen, alle auf dem Grundgedanken eines tiefen Schmerzes, einer namenlosen Trauer ruhend; denn so lieblich und erheiternd auch manches Andere auf dem Bilde uns anspricht, z. B. die blühende Mädchengestalt neben der trauernden, der schalkhafte Gruß des zurückgewendeten Kriegers, so müssen wir doch immer wieder mit unserm vollen Antheil zu ihr zurückkehren, zu der blassen Trauergestalt, die in ihrem trüben Schmerz einen so mächtigen Gegensatz bildet mit dem rings um sie her waltenden blühenden, kräftigen Leben. Und dennoch, so mächtig und ergreifend mich dies Alles anspricht, so kann ich gleichwohl es mit der Vorstellung, die von der Bürgerschen Lenore mir in der Seele lebt, auf keine Weise in Einklang bringen." — „Sie sprechen da aus meiner Seele," nahm Berthold das Wort, „und ich frage, wer von uns, als er zuerst Bürgers geniale Dichtung gelesen, hat nicht eine andere Vorstellung von der Lenore in sich aufgenommen? Wir sehen sie nach dieser im Geist mit aufgelöstem Haar und in der äußersten Spannung am Heereszuge hineilen und nach dem Geliebten spähen, suchen, fragen. Und als es vergebens, als nun der Zug vorüber, da steht sie vor unserer Einbildungskraft mit der Gebehrde des wildesten Schmerzes, verzweifelnd, rasend. Von der Mutter, die sie schon auf diesem Gange begleitet, von einer Schwester oder Freundin, von einem heimkehrenden Freund oder Bruder, der Auskunft gäbe über den Vermißten, ist keine Rede. Man sieht, der Künstler hat frei geschaltet über seinen Stoff, und wer möchte ihm dazu die Befugniß streitig machen, da er es auf so anziehende, rührende Weise gethan? ja, warum sollte nicht eine Dichtung aus der andern hervorgehen können, ohne deßhalb eine absolute Nachahmung dieser zu seyn? Und die Lenore, betrachtet sie nur recht! Es ist nicht die leidenschaftliche, in wilder Verzweiflung mit Gott und Schicksal hadernde Bürgersche Lenore, diese dem Grabe bereits verfallene Blüthe. Wie ergreifend spricht aus ihren Zügen ein stummer, tief in die Brust zurückgedrängter Schmerz! Er wird, er muß dies edle Leben zerstören, ja er hat es bereits gethan, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht noch ein giftiger Beisatz seinen Stachel schärfte, der allerzerstörendste — die Reue. Das liebliche Mädchen aber neben der Trauernden, mit welchem der junge, uns mit dem Rücken zugewendete Mann spricht, sie hat so sorglich die Hand auf Lenorens Achsel gelegt, so begütigend, tröstend, gleichsam als fühle sie, wie schmerzlich das Schwesterherz in diesem Augenblick getroffen werde." — „Hätt' ich doch," fiel hier der Hauswirth ein, „nimmermehr Freund Berthold eines so lebhaften Kommentars über ein Kunstwerk für fähig gehalten!" — „Auch wär' ich," entgegnete dieser, „wohl niemals dazu gekommen, hätte nicht dieses Bild in mir die Erinnerung an eine Begebenheit, von der ich selbst Zeuge war, auf's Lebhafteste wieder aufgefrischt, und die darin handelnden Personen, von denen einige mir sehr theuer waren, ja selbst die Lokalitäten mir so neu und lebendig vor die Seele geführt, daß selbst die alterthümliche Tracht, welche der Künstler seinen Gestalten gegeben, die Illusion nicht zu stören vermag, und mir nur als eine poetische Licenz erscheint. Ein wunderbares Spiel des Zufalls allerdings, doch nicht wunderbarer überhaupt, als der geistige Reflex, welchen menschliche Schicksale und Zustände in die Seele des Dichters oder Künstlers werfen, der sie in Bild und Dichtung uns wiedergibt."

Es ist leicht zu erachten, daß, auf solche Weise angeregt, wir einstimmig in den Freund drangen, uns das Begebniß, worauf er deutete, mitzutheilen. — Er ließ sich auch nicht lange bitten, und da gleichzeitig unser Wirth die dampfende Bowle erscheinen ließ, so

rückten wir näher um den runden Tiſch zuſammen und Berthold begann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortſetzung.)

Trieſt zieht ſich tief und verſteckt in's Land zurück. Die Küſte war in ſchmalen Streifen zu beiden Seiten unſerm Auge ſchon lange ſichtbar, ehe wir in gerader Richtung den Zielpunkt unſerer Fahrt erblickten. Endlich zeigten uns die Schiffer den Leuchtthurm, die Wachtſchiffe, die Lootſen hatten ſich bald unſerer langen Taue bemächtigt und mich von meinem Sitze wieder aufgetrieben. Wir waren im Hafen von Trieſt und legten dicht an dem Steinwall des Ufers an, der mit zahlloſen neugierigen und dienſtwilligen Menſchen beſetzt war. Die Ventile des Schiffes wurden geöffnet und die Reſte des Dampfes fuhren brauſend aus dem Schornſteine. Wer kann in dieſem Augenblick eine Beſchreibung der Lokalität geben! Wir hatten genug mit unſerer Ausſchiffung und den Perſonen zu thun, welche uns dabei behülflich ſeyn wollten. Die Ungeduld des Leſers hindert mich nicht, erſt nach meinen Effekten zu ſehen. Da ſind ſie; jezt wollen wir ausſteigen, wir ſuchen ein Zimmer in der Albergo grande mit der Ausſicht auf den Hafen zu erhalten. Es iſt früher Morgen und Markttag, und die Straßen wimmeln von Menſchen. Hier ruft uns ein Kärrner, dort ein Laſtträger an. Wir wollen die Augen nicht überall haben, ſondern uns vorſehen und den Leuten hübſch aus dem Wege gehen.

Meine Wohnung, welche ich wie immer mit dem anonymen Autor und dem Kaufmann theilte, hatte die herrlichſte Ausſicht auf den Hafen, welcher ringsum von einem braunen, getheerten Kranz von Schiffen begrenzt wurde, und auf den weiten, ſonnenhellen Spiegel des Meers, welcher allmählich in die feine, durchſichtige Nebelbläue des Horizonts verſchwamm. Jezt faßte ich auch erſt den Eindruck zuſammen, welchen Trieſt, von der Seeſeite aus geſehen, macht, und malte mir noch einmal die tief in's Ufer einſchneidende Bucht, den langen Streifen des bebauten Landes und die hohen Felsrücken, an welchen ſich die Stadt lehnt und hinaufdacht. Meine Phantaſie verlor ſich in dieſe Erinnerung, wie in längſt verlebte Regionen, die Gegenſtände ſchwanden immer ferner, und in wenig Augenblicken hatten den Ermüdeten die Bande des feſteſten Schlafes gefeſſelt. Als ich erwachte, war ich wie von einem Rathe und Richtern umgeben. Der freiwillige Apotheker, der Advokat, der Kaufmann und der Autor umſtanden mich mit langen Zetteln und ſchienen ungeduldig zu erwarten, daß ich endlich die Augen aufſchlüge. Ich hatte nicht einmal Zeit, zu fragen: was iſt's? denn ſchon erhielt ich eine vierſtimmige Auseinanderſetzung, welche folgendes Reſultat gab: die Verbindung Trieſt's mit Wien iſt höchſt mangelhaft; die Lohnwagen fahren zu langſam für eine Gegend, welche wenig zu verſprechen ſcheint, und die Eilwagen der kaiſerlichen Poſt ſind nur auf wenige Perſonen berechnet. Es ſey ausgemacht, daß heute Abend die Poſt nach Wien abgehe, daß nur für einen Paſſagier noch Raum übrig ſey, und ſich alſo die Uebrigen vereinigen müßten, Partie zu machen und Extrapoſt zu nehmen. Der eine Glückliche, welcher in drittehalb Tagen in Wien ſeyn könne, ſolle durch's Loos beſtimmt werden. Wer von dieſen Zetteln den längſten zog, zog den Kürzern. Das Schickſal begünſtigte mich; ich zog das kürzeſte Papier und hätte von dem Sitz der heutigen Abendpoſt Gebrauch machen können, cedirte ihn aber meinem Freunde, dem Autor, der ſehr vergnügt einſchlug und deſſen wir uns auf dieſe Weiſe am beſten entledigen.

Trieſt zieht ſich am Ufer entlang und lehnt ſich amphitheatraliſch an eine ſteile Bergwand, welche den an Italiens Eindrücke Gewöhnten in Trieſt noch eine italieniſche Stadt ſehen läßt, während wir jenſeits des Gebirgrückens ſchon in das rauhe, ſteinigte, dunkle Kärnthen verſezt ſind. Die ganze Länge der Stadt bezeichnet der Corſo, eine Curve, an welche ſich der Kanal parallel anſchließt. Dieſer Kanal führt ziemlich tief in die Stadt hinein und trägt die größten Schiffe, welche von hier aus ihre Ladungen bequemer in die umherliegenden Waarengewölbe ſenden können. Der Corſo iſt der belebteſte Theil in Trieſt; denn die Märkte, die Börſe, die Kirchen und das Theater liegen in ſeiner Richtung; hier wird man immer ein großes Gewühl von Menſchen finden, welches auf die mannichfachſte Weiſe zuſammengeſezt iſt. Ernſte, philoſophiſche Türken, Armenier und Griechen ſitzen friedlich vor den Kaffeehäuſern nebeneinander und berechnen ihren Gewinn nach dem Einkaufe, dem Tauſche, oder den neuen Abſatzwegen, welche ſich ihnen hier oder in der Heimath eröffnet haben; franzöſiſche Commis mit runden Ledermützen und engliſchen Sitten finden ſich immer nur zu vier, fünf zuſammen, bilden unter ſich eine Art Frankreich und debattiren durch die Straße mit der ganzen Lebhaftigkeit, welche ihrer Nation eigen iſt; die melancholiſchen Engländer haben die Hände in beiden Rocktaſchen oder ſtecken nur die Rechte vorne in den zugeknöpften Frack; ſie erkennen ihre Landsleute, ohne mit ihnen zu ſprechen, und bewegen fortwährend die Lippen, als läge ein langes und heftiges Geſpräch auf ihnen, eine Eigenheit, welche immer den auswärtigen, gelangweilten

Engländer charakterisirt. Wer kann die andern Nationen erkennen, welche hier alle ihre Repräsentanten finden? Selbst die Deutschen und Italiener würden wir nicht abscheiden können, wenn ihre beiderseitige Anzahl nicht die bedeutendste wäre. Und zwischen allen diesen bewegen sich zuletzt die österreichischen Soldaten, die Matrosen mit lakirten Rundhüten, die Hafenarbeiter und Lastträger, einheimische, riesenhafte Gestalten, welche uns von dem starken Menschenschlage des Littorale eine Vorstellung geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bordeaux, Mai.

(Beschluß.)

Der Verfall der Stadt und dessen Ursachen.

Aus diesen Gründen hat Bordeaux in der neuesten Zeit in seiner Adresse an die Kammern das jetzt in Frankreich herrschende und von der Regierung ausschließlich begünstigte Industriesystem, desgleichen die darauf gegründete Douanenordnung lebhaft angegriffen. In dieser Adresse wird dargethan, daß wir mit den bisher angenommenen Grundsätzen unvermeidlich einer industriellen Anarchie entgegengehen, und die Industrie durch ihre fieberhafte Thätigkeit und Anstrengung in zerstörende Zuckungen bringen werden, daß unser lediglich zu Schutz, Schirm und Begünstigung der Industrie angenommenes, fremde Fabrikate von Frankreich ausschließendes Douanensystem die Nachbarländer dahin bringt, gleichfalls die französischen Produkte so hoch zu besteuern, daß dies einem gänzlichen Verbote gleichkommt, daß deßhalb die französischen Weine keinen Absatz mehr in diese Länder finden, wodurch Bordeaux, so wie Burgund und die Champagne sehr leiden. Diese wesentlich agrikolen, Weinbau treibenden und nicht industriellen Länder müssen also auf ein anderes Douanensystem dringen, das Frankreich den fremden Erzeugnissen ganz zugänglich macht, damit das Ausland auch unsere Produkte nicht drücke. Dadurch scheidet sich freilich Frankreich in wichtigen Interessen in zwei ungleiche Theile, in das industrielle und agrikole Frankreich. Bordeaux hat das Verdienst, diese sehr beunruhigende Wahrheit zuerst unumstößlich dargethan und sich damit an die Spitze der agrikolen Opposition gestellt zu haben, der sich bald mehrere nicht industrielle Distrikte und Städte anschlossen. Man hat bisher seiner Darlegung keinen haltbaren Grund entgegensetzen können, und das ausschließende Douanensystem wird beibehalten, bloß weil „trop d'intérêts ont pris racine dans le système actuel, pour qu'il soit possible de l'abandonner," d. h. mit andern Worten, weil unsere reichen Großen, Minister, Directoren und die ganze Geldaristokratie mächtige Kapitalien in den Fabriken stecken haben.

So wird denn von dieser Seite Bordeaux schwerlich aufgeholfen, und es bleibt der Stadt nach Vieler Meinung nichts übrig, als sich mit aller Macht und mit allen ihren reichen Mitteln in die Industrie zu werfen. Dazu werden uns von Paris her mehrere Rathschläge gegeben, von denen ich nur einige anführen will. Vor Allem müßten hier zwei große Lehranstalten errichtet werden, eine für politische oder gesellschaftliche Oekonomie und die zweite für die industrielle oder die Gewerbswissenschaft nach allen ihren Zweigen. Bordeaux sollte eine Fakultät der Wissenschaften und ein Conservatorium für Künste und Gewerbe haben, denn es fehle unsern Einwohnern durchaus nicht an geistigen Anlagen und natürlichen Mitteln, sondern nur an Gelegenheit zum Lernen. Die Regierung müßte aufgefordert werden, die agrikolen, industriellen und kommerziellen Anträge und Petitionen der Gironde weniger förmlichkeiten zu unterwerfen und schneller zu beantworten. Dergleichen wird in Deutschland unglaublich scheinen. Einer meiner Bekannten suchte vor mehreren Jahren um die Erlaubniß an, ein Eisenwerk anzulegen; dieses wäre auch der ganzen Gegend von entschiedenem Nutzen; aber vielfacher Erinnerung ungeachtet hat doch der Minister, oder vielmehr die sechs Minister des Innern, welche sich indessen gefolgt sind, noch nicht für gut gefunden, eine Antwort zu ertheilen. Die Regierung scheint hingegen jetzt zu Landwirthschaftskolonien oder Musterwirthschaften nach deutschem Muster geneigt zu seyn. Dies wäre in der Nähe unserer Stadt eine herrliche Sache; sie mißfällt aber unserm Präfekten, also bleibt sie liegen. Nothwendig müßten auch um die Stadt die Verbindungswege vermehrt und die vorhandenen verbessert werden. So z. B. ist die Schifffahrt auf der Garonne sehr unvollkommen, zu Zeiten ganz unmöglich. Selbst die Gironde ist Jahrhunderte hindurch so verschlammt worden, daß schon Schiffe von dreihundert Tonnen Mühe haben, zu uns zu gelangen. Man sagt auch: „Warum haltet ihr so fest und ausschließlich an euerm Weinbau? Gibt es denn keine andere Art, den Boden zu benutzen? z. B. durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen, Krapp oder andern Farbekräutern. Auch Runkelrüben könnten ja da in Menge gezogen werden, denn bereits hat die Runkelrübenzucker-Fabrikation bei uns eine solche Ausdehnung und Sicherheit erreicht, daß sie bald keine beschützenden Gesetze mehr braucht. Die Hauptsache wäre jedoch die Austrocknung und der Anbau der Haiden, wodurch nicht nur die reichen Kapitalisten ihr Geld trefflich verwenden, sondern sich auch um ihr Vaterland, ja um ganz Frankreich ein großes Verdienst erwerben können. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens, der zum Handel und zum Absatz aller Erzeugnisse sehr günstigen Lage am Meer und an schiffbaren Flüssen kann der Anbau dieses weiten Landstrichs zu Ackerbau und Anlegung von Fabrikdörfern nicht anders als vortheilhaft seyn: er würde dies gewonnene Land bevölkern und auch Bordeaux nützlich werden; denn diese Stadt hatte bisher nicht wie andere Handelsstädte einen breiten Gürtel von kleinern Städten und Dörfern um sich her; fast die Hälfte des Eirfels, in dessen Mitte es liegt, ist eine halbe Wüste; dies würde durch den Anbau der Landes ganz anders werden."

In allen diesen Bemerkungen ist viel Wahres, aber auch viel Bitteres. Es ist hart, vom Rang einer großen, reichen, schönen und feingesitteten Seehandelsstadt herabzusteigen und Fabrikstadt zu werden mit allen den Unbilden und Gefahren, denen eine solche durch einen Haufen roher, ungesitteter und turbulenter Handwerker ausgesetzt ist. Es ist nicht weniger hart, die herrlichen Weinreben unsers Landes zum Theil auszurotten und dafür Runkelrüben oder Krapp anzupflanzen. Beide Veränderungen haben viel Aehnlichkeit mit einander. Hier und dort soll das Treffliche und Ausgezeichnete dem Alltäglichen und Gemeinen Platz machen. Um dies zu vermeiden, möchte Bordeaux lieber die Hauptstadt eines von dem industriellen Frankreich geschiedenen Königreichs Aquitanien seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juni 1834.

Was ich ergreife, das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise.

Goethe.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Als wir mit dem Untergang der Sonne aus der See, in welcher wir uns gebadet hatten, zurückkamen, fanden wir das Drängen auf dem Corso ungeheuer; man mußte sich von diesem Menschenstrome fortreißen lassen. Es war der Abend des lezten Wochentages, Jedermann ruhte von seinen Anstrengungen aus, und die Arbeiter drängten stürmisch, mit ihrem Lohne zu ihren Vergnügungen oder in den Kreis ihrer Familie zu kommen. Doch nein, die Menschen sind sich noch nicht selbst überlassen, es gibt noch einige Dienste, welche sie zu leisten haben, und der Himmel ist es, welcher sie in Anspruch nimmt. Unter freiem Himmel, auf offnem Markte wurde der Allgegenwart gehuldigt. Ein Thor, welches vom Hafendamm auf den Markt führt und mit einem Marienbilde geschmückt war, strahlte jezt von hundert Lichtern, aus dem Durchgange wurde ein Eingang in den Himmel, eine Kirche, gemacht, ein Priester predigte inmitten dieser Illumination, und ein Detachement von Soldaten, welches mit seinen Bajonetten gleichsam die Pfeiler dieser improvisirten Kirche bildete, präsentirte jedesmal das Gewehr, wenn die ökumenischen Konzile dem dienenden Chorknaben befahlen, bei Nennung irgend eines heiligen Namens zu klingeln. Diese Feierlichkeit dauerte bis in die tiefe Nacht, während rings ein ehrfurchtvolles Schweigen herrschte und nur der Führer des Postwagens, welcher mit meinem Freunde davon fuhr, es sich erlaubte, mit seiner Peitsche recht gottlos dazwischen zu knallen.

Am nächsten Morgen weckte mich das Marktgewühl, welches schon in der frühesten Stunde anfing, weil die Heiligkeit des Sonntags verlangte, daß mit der ersten eingeläuteten Messe Ruhe und Frieden über die Stadt käme. Meine Landsleute erwarteten mich schon mit Ungeduld in der Bottegha vor unserm Gasthofe, und betäubt von dem unaufhörlichen Geschrei der Verkäufer: Quaranta! Quaranta! trat ich zu ihnen. Der Augenblick unsers Zerwürfnisses war gekommen. Warum hatte ich die Gunst des Looses, den Sitz im Eilwagen, zurückgewiesen? Ich wollte ruhiger, beschaulicher reisen, ich wollte theure, liebe, in diese Regionen verschlagene Jugendfreunde aufsuchen, und deßhalb in Laibach oder Grätz einige Stunden verweilen. Die Freundschaft war aber für alle meine Gefährten kein Motiv, sie nannten meine Absicht, sie in den genannten Städten aufzuhalten, kontraktbrüchig, und ich war rasch zur Hand, ihnen meine Partie aufzukündigen und eigens für mein Fortkommen zu sorgen. Der Advokat wollte mir einen Prozeß anhängen, der Apotheker mir in Verlin einen Trank

einrühren, und den Kaufmann ſuchten ſie beide gegen mich in Harniſch zu bringen; allein mein Entſchluß ſtand ſo feſt wie der ihrige, und wir trennten uns. Meine Leſer können bei dieſer Scheidung nur gewinnen, denn ich werde vollſtändiger, gründlicher und zuverläſſiger werden. Ich nahm mir auch alsbald einen eigenen Tiſch vor dem Kaffeehauſe, ſchickte den Lohnbedienten zu den Fuhrgelegenheiten, welche ſich auftreiben ließen, und firirte in den Zwiſchenräumen, wo ich ſeine Beſcheide erwartete, die Fenſter meines Gaſthofes, welche von dem nach Griechenland gehenden bayeriſchen Geſandten und ſeinen ſchönen Töchtern bewohnt wurden.

Mit dem erſten Schlage der Kirchenglocke verſchwanden die vielfarbigen Eßwaaren, welche noch ſo eben zum Verkauf ausgeboten wurden. Auf dem weiten Raume des Marktes blieben nur die Landleute zurück, welche in die Stadt gekommen waren, um zu verkaufen und anzubeten. Dies waren nicht die Küſtenbewohner, ſondern jene Menſchen, welche über den Bergen wohnen und das krainerische Gemiſch von ſlaviſch und italieniſch ſprechen. Die Männer blickten mit dreiſten, entſchloſſenen Mienen unter großen ſchwarzen, breitkrämpigen Hüten hervor, und die Frauen, welche oft den rieſenhaften Wuchs der Männer erreichten, hatten Kopf, Nacken und Bruſt in große weiße Tücher gehüllt, aus welchen muntere Augen und fleiſchige Formen herausſahen. Sie mußten alle ſehr gute liturgiſche Kenntniſſe haben; denn ohne ſich von dem Punkt, wo ſie gerade ſtanden, zu bewegen, wußten ſie Alles, was in der übervollen nahen Kirche geſchah. Sie ſahen durch die Mauern hindurch, welche Bewegung in dieſem Augenblicke der Prieſter machte, und ſanken mit dem lauten, vernehmbaren Klingeln der Chorknaben regelmäßig in die Knie. In einer Hafenſtadt hatte ich ſo viel Frömmigkeit nicht erwartet.

Noch am hellen Tage verließ ich Trieſt. Es währt lange, ehe man den Anblick der Stadt und des Meeres verloren hat; die mannichfachen Windungen des ſteilen Weges führen immer wieder auf's Neue zu dieſem erhabenen Proſpekt zurück, den man erſt dann aus dem Auge verliert, wenn der Gipfel des Berges erreicht iſt und die Straße ihre ungehinderte Richtung in das Innere des Landes hinein nimmt. Jezt lag auch das Gebiet des Freihafens hinter uns, wir mußten uns bei einem Zollamte der Viſitation unterwerfen, die aber deßhalb milder vorgenommen wurde, weil ich mit einem angeſehenen Beamten der kaiſerlichen Regierung reiste. Das Wetter war trüb, die Gegend kahl und traurig. Den Boden bedeckten überall Kieſelſteine, welche den Anblick der Verödung und Unfruchtbarkeit gewährten. Kaum daß die Steine aus der Landſtraße geräumt waren. Rings über dem weiten Gebirgsplateau traten dem Auge nur wenige Gegenſtände entgegen; doch glaubte ich an verſchiedenen Stellen altes verfallenes Gemäuer, das ſich zuweilen noch recht keck über dem Boden erhob, zu bemerken. Es war klaſſiſcher Boden, auf welchem ich mich befand; eine Menge römiſcher Inſchriften, mit welchen Gruter und Oſann ſtarke Folianten anfüllten, fanden ſich in dieſen Gegenden in den Umgebungen des alten Nola und Tergeſte. Doch jene Ruinen ſchienen eher dem Mittelalter anzugehören. Es waren jene Türkenthürme, welche an allen Küſten des mittelländiſchen Meeres angelegt waren, um die plözlichen Ueberfälle ſowohl zu entdecken als zurückzuhalten. Hier heißen ſie Tabor, ein Name, deſſen ſlaviſcher Urſprung für Jeden handgreiflich iſt.

Ich befand mich in der beſten Geſellſchaft. Der Präſident des Obertribunals von Venedig, ein geborner Kärnthner, nebſt ſeinem Diener, theilte mit mir den Wagen, welchen wir in Trieſt gemeinſchaftlich gemiethet hatten. Nichts konnte einnehmender ſeyn, als die freundlichen, leutſeligen Sitten dieſes Mannes. Seine aufgeklärte, vorurtheilsfreie Weiſe, über die Dinge zu urtheilen, ſeine jugendliche, politiſche Unbefangenheit beſtimmten mich, mich über die Kreiſe, in welchen er lebte, von ihm belehren zu laſſen. Namentlich iſt der Freihafen von Venedig eine Maaßregel, deren nähern Umſtände beſonders merkwürdig und nur von einem Einheimiſchen aufzuklären ſind. Die Anſchauung des regen, thätigen Treibens in Trieſt gab zu einer Vergleichung mit dem gemeſſenen, trägen, verfallenen Venedig die unmittelbarſte Veranlaſſung; ich ſchließe aber für heute, und gebe die Reſultate meiner Erkundigungen, ſoweit ſie ſich zur öffentlichen Mittheilung eignen, ein andermal.

(Schluß des vierten Artikels.)

Lenore.

(Fortſezung.)

Als ich in dem Feldzuge von 1815 in dem Gefecht von B.....g, im damaligen Königreich Weſtphalen, verwundet wurde, ſah ich mich genöthigt, in dem Flecken K.... zurückzubleiben, wo ich im Hauſe des Oberamtmann Volk die gaſtlichſte Aufnahme und liebevollſte Pflege fand. Meine Verwundung war von der Art, daß ich zwar dadurch für einige Zeit in Unthätigkeit verſezt wurde, jedoch im Stande blieb, mich geiſtig zu beſchäftigen und, da ich bald außer dem Bett ſeyn konnte, an dem Umgang der Familie Theil zu nehmen. — Bald fand ich mich von derſelben auf die angenehmſte Weiſe angezogen, und ſchwerlich wird man leicht einen zahlreichen Kreis älterer und jüngerer Perſonen von den verſchiedenſten Naturen und Charakteren in ſo vollkommener Harmonie und durch die herzlichſte Liebe verbunden antreffen. Unſtreitig war es das Familienoberhaupt ſelbſt, von

welchem der treffliche Geiſt ausging, der das Ganze beſeelte, und nie, in Wahrheit, ſah ich einen Mann, in welchem die patriarchaliſche Milde des Familienvaters ſo ſchön mit den Eigenſchaften verſchmolzen geweſen wäre, welche die Gegenwart mit ihrem Drang und ihren Forderungen von dem Vorſtand eines ausgebreiteten Wirkungskreiſes erheiſchte. — Weitläuftige eigene Beſitzungen, neben dem bedeutenden Kammergut, das er verwaltete, nahmen allein ſchon einen hohen Grad von Thätigkeit in Anſpruch, wozu noch eine Menge von Geſchäften kamen, welche die Zeitumſtände auf den angeſehenſten Bewohner des Städtchens häuften. Der Oberamtmann war Vater einer zahlreichen Familie. Außer dieſer aber erzog er noch die Kinder mehrerer Verwandten, die frühzeitig verwaiſt, in ſeinem Hauſe Zuflucht und Aufnahme gefunden hatten, ſammt der Gelegenheit, ſich nach eigener Wahl zu dem oder jenem Beruf auszubilden oder vorzubereiten.

Mich zog vor Allen die Gegenwart eines ſchönen Mädchens an, welches in ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit ſich unter den übrigen Familiengliedern auszeichnete. Lenore, ſo nannte man ſie, war eine Schweſtertochter der Frau Volk, und ſchon als zartes Kind ihrer Eltern beraubt, im Hauſe ihrer Tante aufgenommen und mit deren Kindern erzogen worden. Eine ſchöne Geſtalt vom edelſten Wuchſe und mit aller Fülle blühender und kräftiger Jugend ausgeſtattet; eine regelmäßige Bildung, deren vorherrſchender Ausdruck ein ſanfter, unbeſchreiblich anziehender Ernſt war, noch erhöht durch ihre gewöhnliche Bläſſe und durch den Reiz des Gegenſatzes tiefblauer Augen und der Fülle dunkler Locken, vor allen aber durch den ſanft-ſchwermüthigen Klang ihrer tiefen Stimme. Nie werde ich dieſen elegiſchen Klang vergeſſen, deſſen Wohllaut mit all der Macht einer korrekten, von geiſtiger Bildung zeugenden Sprache um ſo unwiderſtehlicher zum Herzen drang, je größer der Kontraſt deſſelben mit den ſchreienden und ſingenden Lauten der übrigen Hausgenoſſen war, welche eine Eigenheit der Provinz ſind. Es ward mir dabei zum erſten Mal recht fühlbar, welche Gewalt die Frauen durch ihre Sprache zu üben vermögen, wenn Gefühl und Nachdenken auf gleiche Weiſe das Organ der Rede veredeln, deſſen Reiz hier freilich eine ſchöne Gabe der Natur war. Nicht minder intereſſant war Lenore, wenn ein Lächeln ihre Züge verklärte, denn Lenore lächelte nur. Nie habe ich ſie laut lachen hören, eben ſo wenig aber auch jemals verdrüßlich, zürnend, mürriſch geſehen, obſchon ein großer Theil von den nicht immer angenehmen Geſchäften des großen Haushalts zuſammt der Aufſicht über eine zahlreiche Dienerſchaft von ihr verwaltet wurde. Kurz, nie ſah ich ein Weſen, in deſſen Erſcheinung ſich eine ſo vollkommene Harmonie innerer und äußerer Gaben ausgeſprochen und zu einem zwar nicht überraſchenden, um ſo mehr aber anziehenden Totaleindruck gewirkt hätte. Oft wenn ich dem geräuſchloſen, aber ſtets beſonnenen Walten des lieben Mädchens zuſah, drängte ſich mir die Frage auf, ob wohl jemals die Leidenſchaft ihren Weg in dieſe ſtille Bruſt finden würde? Ich ſuchte dann immer mit einer Art von Angſt mich zu überreden, daß dies unmöglich ſey, denn freilich hatten einige unglückliche Beiſpiele mich belehrt, daß ſolche ruhige Naturen, einmal ergriffen von der Macht eines überwältigenden Gefühls und von ihm aus ihrem ſchönen Gleichgewicht geriſſen, ſolche Abweichung aus ihrer Bahn gewöhnlich mit ihrem Lebensglück bezahlen.

Die Söhne des Oberamtmanns — er hatte deren mehrere — befanden ſich abweſend, theils durch die Conſcription zum Heere abberufen, die jüngern auf Lehranſtalten. Nur ein junger Mann, den er ſich zum Gehülfen erzogen, war jetzt noch anweſend und ſein tüchtigſter Beiſtand in ſeinen vielen und verwickelten Geſchäften. Rudolph war ein Stiefbruder Lenorens, ihr aber gar nicht verwandt. Lenorens Vater nämlich war zweimal verheirathet geweſen; ihm ward von ſeiner erſten Gattin ein Stiefſohn zugebracht, den er nach dem Tode derſelben in ſeine zweite Ehe mitnahm und zu erziehen beſchloß. Beide Gatten ſtarben indeß frühzeitig, und der Oberamtmann, der Vorſätze ſeines Schwagers eingedenk, nahm mit Lenoren auch den zweimal verwaiſten Knaben auf und ward zum Vater an ihm.

Rudolphs gute Eigenſchaften vergalten reichlich, was er für ihn gethan. In ſeiner Natur fanden ſich die Grundzüge eines edlen, männlichen Charakters, und ſeine Bildung blieb durch guten Unterricht und eigenen Fleiß nicht hinter den Forderungen der Zeit zurück; vielmehr verbarg ſeine ſchlichte und anſpruchloſe Außenſeite einen wahren Reichthum von Kenntniſſen und ein höchſt thätiges Beſtreben nach immer neuen Fortſchritten; und wie von Geburt ein Deutſcher, ſo war er es auch in ſeinem ganzen Weſen und Charakter: ernſt, beſonnen, thätig, ausdauernd und voll tiefen, ſich nie erſchöpfenden Gefühls für einmal in ſich aufgenommene Intereſſen, mochten dieſe nun dem Kreiſe des Verſtandes oder des Gemüths angehören; ein Herz voll ächter deutſcher Treue.

Auf einen ſolchen jungen Mann konnten die großen Ereigniſſe der Zeit nicht ohne Wirkung geblieben ſeyn. Schon längſt die glühendſten Wünſche für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes hegend, hatte er ſich nur durch die Rückſicht auf die Verantwortlichkeit, welcher er ſeinen Wohlthäter ausſetzen würde, vom Entſchluß zurückhalten laſſen, ſich heimlich zu entfernen, um ſich dem preußiſchen Heere zuzugeſellen. Jetzt, da die Franzoſen aus der Provinz vertrieben, ſtand dieſer Vorſatz unerſchütterlich feſt, und nur der Drang der Umſtände, die Verwirrung in den Geſchäften, wo dem Hausherrn noch ein Beiſtand unentbehrlich war, ließ einige Zögerung eintreten, und bald mußte dieſe ſich noch mehr verlängern,

da auch in der ganzen Umgegend unter der männlichen Jugend sich der Wunsch aussprach, ein Corps von Freiwilligen zu bilden. Mir ward, auf meine Meldung hievon an das in die Provinz eingerückte Truppencorps, die Weisung, einstweilen, und da meine Verwundung mir noch nicht gestattete, zu meinem Regiment zurückzukehren, mit der militärischen Ausbildung dieser jungen Leute mich zu beschäftigen. So hatte ich denn auch hier Gelegenheit, Rudolphs Verstand und Umsicht kennen zu lernen, zugleich aber auch das Uebergewicht, welches er über alle seine jungen Gefährten ausübte und wodurch er in kurzer Zeit durch ihre freiwillige Unterordnung an ihrer Spitze stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Meran, Ende Mai's.

Der Frohnleichnamstag.

Der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, mußte in der freundlichen Gebirgsgegend, die ich für einige Zeit zu meinem Wohnsitze gewählt, einen ganz besondern Reiz haben. Ich bin überzeugt, daß selbst der, welcher den Pabst, umgeben von dem höchsten Glanze der Kleriſei, im Angesicht der Peterskirche, um Egyptens alte Obelisken herumtragen sah, oder wer den prachtvollen Zug der Frohnleichnamsprozession in Wien, den Kaiser und die Kaiserin, die Nobelgarden, das herrlichste Militär dabei bewundert, dennoch mit einem eigenen Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr in Untermais, umgeben von seinen Tyroler Schützen und seiner andächtigen Gemeine, durch Felgen- und Kastanienalleen und über Rebenhügel, Thal auf und ab hielt. Ich stieg am frühesten Morgen mit einem alten Brigantenhauptmann vom Berge hernieder, der mit einigem Stolze die alte Burg verließ, worin er seine schmale Pension verzehrt, um das Amt, wozu er berufen, würdig zu bekleiden. Es bestand darin, dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen und dann an der großen Tafel, welche dieser gab, an seiner Seite seinen Platz zu nehmen. Nur in diesem einzigen Falle erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weißen Backenbart sauber gekämmt; dann vergaß er seiner Thaten im Jahre 1809 und sprach von seiner alten Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansäßig sey, und von der Erstürmung von Belgrad, die er unter des großen Helden Gideon von Laudon Befehlen mitgemacht, und einem sehr ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn davongetragen. Wie wir so mit einander nach St. Valentin hinabstiegen, traf uns ein kalter Windstoß gerade aus dem vor uns liegenden Passayer Thale und trieb uns eine Staubwolke entgegen, so daß wir Beide die Augen schließen und reiben mußten. Wie mein alter Hauptmann sie wieder öffnete, sah er mich mit rothem Gesichte, wie verweint, an; ich dachte an sein Kriegerhandwerk während der Insurrektion und an Hofers grünen Hosenträger, den ich im Nationalmuseum in Innsbruck in Händen gehabt, und mir wurde ganz wehmüthig um's Herz, denn der weißbehaarte Fähnrich von Belgrad, nunmehriger Schleppträger des Pfarrherrn von Untermais, erschien mir mit einem Male ganz absonderlich ehrwürdig und sein Schicksal durchaus tragisch.

So hatten wir Meran erreicht. Wir trennten uns, indem ich über die Passer ging, die brausend durch die Brücke tost, er aber abbog, um die heitern Weinberge nach Mais emporzusteigen. Auf dem Platze vor dem Kloster der englischen Fräulein war ein Altar errichtet, und dienende Schwestern waren damit beschäftigt, ihn mit hohen Kerzen, Blumen und Bildern zu schmücken, während Knaben ringsumher junge Baumstämmchen an die Häuser lehnten und mit Stricken festbanden, denn der rauhe Wind aus Passayer hatte sich noch immer nicht gelegt. Die Klosterpforte war geöffnet und selbst die Fräulein in wehenden, schwarzseidenen Mänteln gingen ab und zu, um das fromme Werk zu fördern und den Schwestern zur Hand zu gehen.

Das Geläute vieler Glocken, das Schießen von den Höhen und das Herbeiströmen des Volkes deuteten an, daß die Prozession begonnen habe. Selbst volkreichere Städte haben wohl kein buntscheckigeres Gewimmel aufzuweisen, als Meran bei dieser Gelegenheit. Die Landbewohner im Etschthale, in der nächsten Umgebung der Stadt, kleiden sich in heitere, lebhafte Farben. Die braune Jacke ziert ein breiter, scharlachrother Aufschlag, fast wie die Revers einer Uniform gestaltet, und über dem Brustlatz von derselben Farbe liegt der grasgrüne, sehr breite Hosenträger von Seide, der jenen fast gänzlich bedeckt; um den Hals ist ein großes Stück schwarzen Flors locker, in künstlichen Knoten geschlungen, so daß man den starken, hohen Hals blos daraus hervorragen sieht. Die schwarzledernen, knappen Beinkleider reichen bis oberhalb des Kniegelenks, das bis zur Wade entblößt ist; von hier an schließt sich ein dicker, weißer Strumpf; den Fuß bekleiden rund zugeschnittene Schuhe. Zu dieser auffallenden, zierlichen Tracht wird von den Junggesellen ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopfe aufgesetzt, von hellapfelgrüner Farbe, mit breiten, grasgrünen Bändern eingefaßt, worunter das lange, oft gelockte Haar hervorsieht. Die verheiratheten Männer tragen schwarze Hüte von gleicher Form. Sind nun alle Männer des Thales auf diese Weise uniformirt, so waltet bei den Weibern eine desto größere Verschiedenheit ob. Alle tragen aber sehr lange, schwere Röcke, was sie unter den andern Tyroler Trachten nicht eben sehr empfehlend auszeichnet. Der Kopfputz besteht größtentheils in den durch ganz Tyrol verbreiteten schwerfälligen Hauben von gestrickter Wolle, welche einer Grenadierbärenmütze nicht unähnlich sehen. Bald sind sie glänzend weiß, bald dunkelblau, bald schwarz. In einigen Gegenden, wie im Passeyer Thale, werden sie flacher getragen und kommen dann einem Turbane gleich; auch zieren sie dort einige schmale, buntfarbige Streifen. Viele Weiber trugen auch schwarze Filzhüte mit hohen Köpfen und schmalem Rande, wie in Salzburg und andern Gegenden. Der spitzige Tyrolerhut der nördlichen Thäler, wie ihn die Handschuhhändler aus dem Zillerthal und Andere tragen, mit den grünen Bändern und den Goldschnüren, wurde hier nicht mehr gesehen; dafür aber die alten Vogener Hauben von gesteiftem, schwarzem Flor, mit der tiefen Schneppe und den dreieckigen Fledermausflügeln, die einer hohen, zarten Stirne nicht uneben anstehen und manchmal, nach allerältester Mode, in einer sogenannten Krone sich endigen, welche aus einem Geflechte von rothem Bande, in Schneckenhausform, besteht, von einem Strauße künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt, den eine große, dicke Prachtnadel von Silber, die Krone durchstechend, festhält. Dieser zierlichste Kopfputz war jedoch selten, weil er — nicht mehr Mode ist. Sollte man wohl glauben, daß diese auch hier so tyrannisch ihre Gesetze gibt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juni 1834.

Dies ist ein majestätisch Schauspiel, und
Harmonisch zum Bezaubern.

Shakespeare.
Der Sturm.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die Verlobten.

...Mein Führer winkte mir, ihm zu folgen, und brachte mich vor Etwas hin, das ich für nichts weiter hielt, als einen großen, von Brombeerstauden zusammengehaltenen Steinhaufen. An einer Seite dieser unordentlichen Masse zeigte sich ein Loch, welches ungefähr aussah, als wäre es zu einer Eisgrube bestimmt. Es war jedoch ein langer, finsterer, durch den harten Felsen gehauener Gang, durch welchen ich meinem Führer so lange nachtappte, bis wir an einen hölzernen Verschlag kamen; er öffnete, und zu meinem größten Erstaunen und Entzücken befand ich mich in einem achtwinklichten Gemach, mit vollem Recht die bezauberte Höhle genannt.

Es war eine Höhle im Felsen mit drei Fensteröffnungen, die alle auf den Rhein hinunter sahen, der, in seinem Felsenbett eingezwängt, tief unter uns rauschte. Der plötzliche Einbruch des Tageslichts, die Pracht der heitern Landschaft im Sonnenschein, die sich so unerwartet durch die drei Fenster aufthat (ich wußte nämlich nicht, daß ich mich am Rande eines Abhangs über dem Rhein befand), Alles war wahrhaft bezaubernd, und ich gab mich dem Genusse der innern wie der äußern Anschauung desto inniger hin, da ich ganz ungestört war. Da kam es mir auf einmal vor, als vernehme ich irgendwo in den Eingeweiden des Felsens, in den ich gekrochen war, ferne schwache Töne wie von weiblichen Stimmen. Immer stärker schwollen die taktmäßigen Laute, und endlich hörte ich ganz deutlich im vollen Chore das wohlbekannte Nationallied dieser Gegend:

Bruder ich und du,
Bruder ich und du
Wir schlafen immer zu.
Still und still und immer still,
Weil mein Mädchen schlafen will.
Stille, stille!
Kein Geräusch gemacht!

Von Zeit zu Zeit erstarben diese irdischen oder überirdischen Töne, als hätten sie sich in den Windungen des Felsenganges verloren, endlich hörte man sie wieder, als verlangten sie Einlaß; mein Führer lief zu dem hölzernen Thor, und kaum hatte er es angelweit aufgerissen, da strömte, gleich einer Fluth, auf einmal die Musik in das gewölbte Gemach, und bald darauf drang zu meiner höchsten Ueberraschung ein jugendlicher Brautzug nach. Acht bis zehn junge Mädchen traten, vor dem Brautpaare zu zweien einhergehend, ein; sie hatten die Köpfe mit lichten, grünen Laubkränzen geschmückt, die mit den verschiedenen Schattirungen ihrer braunen Haare einen sehr gefälligen Kontrast bildeten,

ſich aber beſonders lieblich auf den rabenſchwarzen Locken ausnahmen, welche die züchtige Stirne der hübſchen Braut umflatterten.

Die Geſellſchaft, worunter der Bräutigam der einzige Repräſentant ſeines Geſchlechts war, hatte früh Mainz verlaſſen, um einen vergnügten Tag in der magiſchen Höhle zuzubringen, und wahrlich, ihr unerwartetes Erſcheinen gab dem ganzen Auftritt einen feenartigen Reiz. Eine Zeitlang fuhren ſie in ihrem vaterländiſchen Geſang fort, dann ließen ſie die Hände, an denen ſie ſich hielten, los und flogen auf einmal zu den Fenſteröffnungen der Höhle, und ich hörte, wie ſie ſich gegenſeitig mit vielem Eifer Bingerloch, Rheinſtein und andere wegen ihrer romantiſchen Lage berühmte Punkte zeigten. Sodann muſterten die jungen Leute haarklein das gewölbte Grab, das uns ſo wonnig umſchloß, und zulezt ergriff ſie, was jungen Wanderern ſo leicht begegnet, ein unwiderſtehliches Verlangen, ihre Namen in die Wand zu kratzen. Da erblickte die Braut in einer Ecke des Gemachs einen alten Mann, der einen kaum Zollangen Bleiſtift in ſeiner magern, welken Hand hielt, und mit reizender Schüchternheit und Beſcheidenheit neigte ſie ſich vor mir und bat mich, ihr den Stift zu leihen. Ihr Name und der ihres Zukünftigen wurden ſofort eingeſchrieben, und weitere Namen würden unter gleichem Jubel ſich angereiht haben, hätte ich nicht bemerkt, daß mein armer Bleiſtift, der in meinen Dienſten noch manche Jahre ausgehalten hätte und überdies der einzige war, den ich hatte, in Folge des harten Rencontre mit der ſandigen Wand, in den ungeſchickten Klauen einer derben Brautjungfer allbereits in den lezten Zügen lag. Unter dem ſehr artigen Vorwand, ihn wieder ſpitzen zu wollen, gelang es mir, ihn ihren Griffen zu entziehen, unterdeſſen zog ein anderer Gegenſtand die junge Geſellſchaft an, und der Stumpf meines armen Bleiſtifts war wunderbar gerettet, um ſeine beſcheidenen Noten über die Begebniſſe des Tages fortzuſetzen.

Wir verließen die bezauberte Höhle und ſtiegen durch einen herrlichen Eichenwald aufwärts, bis wir die Ruine Roſſel auf einem der berühmteſten Gipfel des Taunusgebirges erreichten; ſie ſteht auf dem Niederwald gleich einer den Stürmen trotzenden Schildwache auf ihrem Poſten und bewacht treu den Eingang jener myſtiſchen Kluft, durch welche tief zu den Füßen der Strom im Triumph majeſtätiſch ſeine Fluthen wälzt.

Die Ausſicht von den verfallenen Zinnen dieſes Schloſſes iſt ſehr ausgedehnt und prachtvoll; aber der dunkle, ſich ſträubende Strom war mir ſo merkwürdig, daß er für's Erſte meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Während die große Waſſermaſſe in ihrem Laufe dahinzog, wüthete eine Art Bürgerkrieg unter verſchiedenen Theilen des Elements An einigen Orten ſchien ein rebelliſcher Wirbel ſich gegen den Strom zu ſtemmen, an andern floß das Waſſer im Kreiſe zurück, hier brach es ſich brauſend an einem eingeſunkenen Felſen, dort war es glatt wie Glas. Mitten in dieſem Aufruhr lagen zwei, drei Inſeln, bedeckt mit Pappeln und Weiden, gleichſam ruhig vor Anker. Auf einer ſtanden die Ruinen des Mäuſethurms, in welchem jener habſüchtige Biſchof von Mainz, berühmt oder vielmehr berüchtigt in der rheiniſchen Geſchichte, von den Ratten gefreſſen wurde.

(Die Fortſezung folgt.)

Lenore.

(Fortſezung.)

Auch Lenore war von der ſchönen Begeiſterung ergriffen, die zu jener Zeit Alles mit ſich fortriß. Sie dachte, träumte, lebte für nichts anderes, als für die Befreiung des Vaterlandes. Sie entäußerte ſich jedes Schmuckes, und wie erſchöpft von den Mühen des Tages der Abend ſie fand, ſo verſagte ſie ſich doch einen Theil des Schlafs, um zu jenem Zweck zu nähen, oder Leinenzeug zum Behuf der Lazarethe einzurichten; und wie freudeſtrahlend ruhte ihr Blick auf Rudolf, wenn er mit mir, von den Waffenübungen zurückkehrend, in das Familienzimmer trat, wo man uns zum Mittageſſen erwartete. Wahrlich, ein Blick, der ihn zum Vaterlandsbefreier hätte begeiſtern müſſen, wäre dies anders noch erforderlich geweſen. Aber das war es nicht; ich mußte vielmehr erſtaunen über die ſchnelle und kräftige Entwicklung, zu welcher ſein ganzes Weſen in ſo kurzer Zeit unter dieſer neuen Richtung ſich geſtaltete. — Es war, als ſey ihm jezt ein ganz neues Daſeyn aufgegangen und als habe er nun erſt den Platz gefunden, für welchen er von der Natur beſtimmt geweſen. Die Fortſchritte der verbündeten Heere und Napoleons Gegenoperationen waren ſein unabläſſiges Studium, und oft, wenn wir, die Karten vor uns ausgebreitet, die Heereszüge verfolgten, überraſchte mich die Kühnheit ſeiner Ideen. Ich mußte ihm zu ſolchen trefflichen Naturgaben Glück wünſchen und glaubte, in der militäriſchen Laufbahn ihm die glänzendſten Erfolge prophezeien zu können. Er dankte mir lächelnd für ſolche Verheißungen, in den leuchtenden Blicken aber, die in ſolchen Augenblicken über die Karten hinaus in eine unbeſtimmte Ferne gerichtet waren, glaubte ich doch auch noch andere, ſchönere und liebere Wünſche ſich bewegen zu ſehen.

Einſt, als wir nach dem Abendeſſen auf ähnliche Weiſe beſchäftigt noch beiſammen ſaßen, hörten wir einen Wagen vorfahren. Ein Diener rief den Hausherrn ab, und nach einigem Verweilen führte dieſer einen Fremden

zu uns ein, deſſen Erſcheinung uns alle auf eigene Weiſe überraſchte, denn nie, in der That, weder zuvor, noch ſpäterhin, ſah ich jemals eine vollkommenere männliche Schönheit.

Der Oberamtmann ſtellte uns den Fremden als den Sohn eines ſeit vielen Jahren in London etablirten deutſchen Kaufmanns vor, welchen der Wunſch, die Gegend kennen zu lernen, wo ſein Vater geboren und ſeine Jugendjahre verlebt, bei Gelegenheit einer größern Reiſe hieher geführt habe. Zugleich verdanke er, wie er verbindlich hinzuſezte, dem Wunſch Herrn Ferwills, ſich mit einem erfahrnen Manne über eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu berathen, deſſen Beſuch, der, wie er ſich ſchmeichle, ihm nicht auf allzuflüchtige Weiſe werde zu Theil geworden ſeyn. Der Fremde dankte auf herkömmliche Weiſe, aber in herzgewinnenden Worten, und hatte zuerſt der Adel und die plaſtiſche Schönheit ſeiner Erſcheinung uns faſt geblendet, ſo imponirte uns nicht minder die Feinheit und Vornehmheit ſeines Betragens, der Wohllaut der Rede und die Wahl des Ausdrucks, womit er, eben ſo anſtandsvoll als gemüthlich, ſich unſerem Kreiſe anzupaſſen ſuchte. Wir hatten Muße, dies Alles wahrzunehmen, denn nur zwiſchen ihm und dem Hausherrn bewegte ſich die Unterhaltung, während wir andern die Ueberraſchung des erſten Eindrucks noch immer nicht überwinden konnten. Ich habe mir ſpäter zum öftern dieſe Erinnerung zurückgerufen, und wenn es Vorgefühle gibt, die uns beim erſten Anblick eines Menſchen den wichtigen Einfluß andeuten, den er auf unſere Lebensverhältniſſe haben wird, ſo fühlten wir in dieſen Augenblicken ihre Macht.

Bald jedoch verwiſchte Ferwills geſellige Gewandtheit, die Feinheit ſeines Benehmens und das geiſtreiche Element ſeiner Unterhaltung dieſen erſten Eindruck. Wir erfuhren nach und nach, daß ſein Vater, ein reicher, in London angeſeſſener Kaufmann, den ſehnlichen Wunſch gehegt habe, mit den erworbenen Glücksgütern wieder in ſein Vaterland zurückzukehren. Die Unterdrückung deſſelben unter Napoleon hinderte ihn, den Vorſaz auszuführen. „Mein Vater ſtarb,“ fuhr Ferwill fort, „aber noch ſterbend beſchwor er mich, die ihm ſo theure, vaterländiſche Gegend an ſeiner Statt zu beſuchen, und ſchlüge einſt die Stunde der Befreiung für Deutſchland, hiezu, auf welche Weiſe es auch ſey, nach Kräften mitzuwirken. Ich komme jezt von einem Aufenthalt in dem Norden Europas zurück. Noch auf ruſſiſchem Boden werde ich Zeuge von dem Jubel der Nation, der kein Opfer für ihren Sieg zu theuer war, höre die Nachricht von der heldenmüthigen Erhebung des deutſchen Volkes, und immer höher ſchwellt das Verlangen meine Bruſt, einer ſo großen Sache ſelbſt theilhaftig zu werden. Ich reiſe weiter, bedenkliche Nachrichten kommen mir entgegen: ein Waffenſtillſtand, ich werde Zeuge von der Trauer der edelſten Vaterlandsfreunde, das große Unternehmen droht an Napoleons Uebermacht zu ſcheitern. Ich kann den deutſchen Boden nicht verlaſſen, bevor es zur Entſcheidung gekommen. Da bricht auf's Neue der Krieg los. Die deutſchen Provinzen ſchütteln endlich das Joch des aufgedrungenen Königthums von ihren Schultern. Nun hielt mich länger nichts, nun war der rechte Augenblick gekommen, wo ein rüſtiger Arm, ein kräftiger Wille mehr für Deutſchlands Sache von unendlichem Werth iſt. Schon hatte ich an Geld geſpendet, was ich vermochte; doch was iſt Geld, wo man durch That für eine große Sache wirken kann! Ich eile in dieſe Gegend, die mir auch gewiſſermaßen als Vaterland theuer iſt, und noch mit mir zu Rathe gehend, wie ich am beſten mein Vorhaben in's Werk richten möchte, höre ich Ihren Namen, verehrter Mann, unter denen nennen, die am kräftigſten in dieſer Provinz für den Fortgang der Bewaffnung junger Männer wirken, höre, daß unter Ihren Augen ſelbſt und unter Ihrer Mitwirkung ein Corps Freiwilliger ſich bildet, und mein Entſchluß iſt auf der Stelle gefaßt, dabei einzutreten.“

Dies ungefähr waren Ferwills Worte, aber ich müßte zugleich den lebendigen Ausdruck, der ſeine Züge beſeelte, die Gluth der Begeiſterung, die in ſeinen Augen ſtrahlte, dazu malen können, um den Eindruck zu ſchildern, den ſie auf uns machten. Volk zog ihn an ſein Herz, in den Augen der Frauen glänzten Thränen, wir alle reichten ihm in freudiger Rührung die Hand. „Sie bleiben für jezt in meinem Hauſe,“ rief der Erſtere, „und ſind wie Sohn und Bruder unter den Meinen aufgenommen.“ — Ferwill nahm das dankbar an und geſtand, daß er eine nähere Befreundung gewünſcht und gehofft, um Gelegenheit zu haben, ſich mit Allem bekannt zu machen, was das Verhältniß, in das er treten wolle, ſo wie deutſcher Gebrauch und Sitte erfordern dürften, um nicht unter den Waffenbrüdern als ein Fremdling aufzufallen oder gar anzuſtoßen. Er nahm dann Gelegenheit, auf ungezwungene Weiſe glaubwürdige Papiere in Adreſſen, Empfehlungsſchreiben, Wechſeln namhafter Handlungshäuſer in Hamburg, Berlin und andern bekannten Orten darzulegen, welche, hätten es nicht ſchon ſeine Worte gethan, ihn uns als einen Mann von Ehre und gutem Ruf darſtellen mußten.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Preisvertheilung.

Die Kunſtausſtellung iſt zu Ende, und die Regierung hat, wie gewöhnlich, eine Art von Prämienvertheilung

veranstaltet, womit, ebenfalls wie gewöhnlich, Einige zufrieden. Andere sehr unzufrieden sind. Zufolge des Journals l'Artiste bedeutet dieselbe so wenig, daß Niemand darauf achtet, es sey denn etwa, um sich darüber lustig zu machen. Allerdings scheint es sonderbar, daß sich ein Minister oder einer seiner Unterbeamten erlaubt, die Kunstwerke klassifiziren zu wollen, um Jeden nach seinem Verdienste zu belohnen; denn was für Beweise hat er von seiner Kunstkenntniß, seinem Kunstgeschmacke gegeben? Ueberhaupt taugen die Belohnungen, welche in den ministeriellen Büreaux ertheilt werden, deßhalb nicht viel, weil stets viele Ränke und Schliche mit unterlaufen und weil diejenigen, welche die eigentlichen Urheber der Gnadenlisten sind, keine Art von Verantwortlichkeit haben und daher ungestraft ihren Privatneigungen folgen können. Vor Kurzem war ganz Paris mit einem Prozesse zwischen zwei Entrepreneurs und dem dabei offenbarten Scandal beschäftigt, woraus man sieht, was Bestechung hier vermag. Die beiden Entrepreneurs sind nämlich diejenigen, welche bei der letzten Jahresfeier der Julitage ein großes Schiff auf der Seine zur Belustigung der Pariser erbaut und dabei über die Hälfte der 125,000 Franken, die es gekostet, gewonnen, aber 25,000 Franken als Geschenk an die von ihnen bestochenen Personen hatten abgeben müssen, welche durch ihr Ansehen und ihre Fürsprache die Arbeit ihnen verschafft hatten. Wie manche andere Bestechungen werden gar nicht ruchbar, weil diejenigen, die Nutzen daraus ziehen, nicht mit einander zerfallen und ihre Heimlichkeiten ausklatschen. Hätten die beiden Entrepreneurs nicht wegen ihres Gewinnstes mit einander gezankt, so wäre das Publikum von einer so köstlichen Probe der Rechtschaffenheit der Beamten gar nicht unterrichtet worden, obschon Niemand in Paris ein solcher Einfaltspinsel ist, um nicht zu wissen, daß den Leuten, deren Hülfe man bedarf, auch die Hände müssen geschmiert werden. Das Faktum selbst ist also eigentlich nichts Neues; allein es ist höchst anziehend, hier von den Begünstigten selbst die Summe, die sie die Begünstigung gekostet hat, genau angeben zu hören. Zuletzt hat sich die Stadtbehörde doch geschämt und, wie es offiziell heißt, eine gerichtliche Untersuchung über den Vorfall anstellen lassen; ich möchte aber wetten, daß nicht die Bestochenen, sondern die Bestecher werden zur Verantwortung gezogen werden. Aus dieser Thatsache kann man übrigens schließen, wie es mittelmäßige Künstler anfangen, um mit den bessern belohnt zu werden und so gut als diese Bestellungen von der Regierung zu erhalten, oder ihr ihre Kunstwerke zu verkaufen. Glücklicherweise gilt doch die öffentliche Meinung stets viel in Paris. Ueber eine Kunstausstellung sprechen sich so manche freie Stimmen aus, daß man am Ende der Ausstellung ziemlich gut weiß, welche Künstler sich am meisten ausgezeichnet und die besten Stücke geliefert haben, und die Regierung nicht umhin kann, sich nach den ausgesprochenen Urtheilen zu richten. Wenn also auch hie und da ein mittelmäßiger Künstler unter den Belohnten mit durchläuft, so sehen sich doch auch anderseits die ausgezeichnetsten Künstler aufgemuntert und bringen ihre Kunstwerke an.

(Der Beschluß folgt.)

Meran, Ende Mai's.

(Fortsetzung.)

Der Frohnleichnamstag.

Aus den benachbarten Thälern waren nur Wenige erschienen. Einige aus der Nachbarschaft in grellrothen Jacken fehlten nicht, und selbst von dem höchsten Berge, aus Hafling, noch hinter St. Katharina in der Scharten, hatten sich Männer eingestellt: arme Leute, in ernsterer, wilderer Tracht, mehr Nacktes an ihnen sichtbar, kurze, offene Wämser, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die Aufschläge schwarz, mit schmaler, gelber Einfassung, die breiten Hosenträger von Leder und die Hüte ebenfalls schwarz. Die Gesichter waren sonnverbrannt, stark gerunzelt und nicht so wohlgenährt, als bei den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyerer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen Tyroler Alpenfamilie, waren ganz daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhard, dem Hauptorte des Thales.

In Meran finden zwei Prozessionen statt. Die erste zieht von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirt; die zweite geht durch die Stadt, und der infulirte Abt von Marienberg, Benedictinerordens, hält hier die Evangelien. Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang. Ich mußte sowohl die Stärke der Träger, als die Geschicklichkeit derer bewundern, welche die langen Lentschnüre handhabten, um die Fahne nach dem Winde zu drehen, der keine Rücksicht auf den Umzug nahm und mit unausgesetztem Ungestüm die frommen Männer belästigte. In andern Städten sah ich oftmals fünf Menschen bei einer solchen Fahne, die selbst bei ruhigem Wetter nicht damit fertig werden konnten, und durch ihr Hin- und Hertaumeln allgemeine Störung und Gelächter erregten. Hier wußte man alle Wendungen zu benutzen und segelte gleichsam stets mit gutem Winde, was einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachte. Der bunte Zug der Landleute folgte auf die Zünfte und dann erschienen die Schützen des Thales. Alle hatten ihre grünen Hüte an einer Seite aufgekrämpt und mit einer weiß und grünen Kokarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Laufe ihrer langrührigen Stutzer steckten ebenfalls große Blumensträuße. Voran marschirte der Kommandant, ein hochgewachsener, alter Bauer mit einem interessanten Gesichte, eine seidene Schärpe um und ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Er war der Einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schützen waren insgesammt junge, wunderschöne Bursche in grünen Hüten. Nach dem Kommandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andere mit den Tyrolischen Farben, weiß und roth, getragen; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern waren trefflich exerzirt; sie bildeten Spalier und präsentirten, als das Hochwürdigste vorübergetragen wurde. Wie die Monstranz emporgehoben wurde, setzten sie Gewehr bei Fuß und knieten nieder, indem sie den Hut abnahmen. Alles geschah ächt militärisch und mit großer Präcision. Mein Blick fiel hier auf den alten Briganten-hauptmann, der den Schlepp niedergelegt hatte und nun fromm betend, auf einen Schemel mit gefalteten Händen niedergekniet war. Der Wind aus Passeyer stürmte noch immer fort und wühlte in seinen weißen Haaren, und ich dachte mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Pässe voll herabgerollter Felsen und zerstückter und zerquetschter Feinde, und sah diese jetzt so friedlichen, gutmüthigen Leute, in derselben lustigen, bunten Tracht, über den hohen Jauffen stürmen, gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträuße steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Juni 1834.

Der Himmel lächle so dem heil'gen Bund,
Daß künft'ge Tag' uns nicht durch Kummer schelten.

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Lenore.

(Fortsetzung.)

So ward denn Ferwill von da an als ein Glied der Familie angesehen und behandelt. Er wußte sich mit seltener Gewandtheit in den gemüthlich zwanglosen Ton des Hauses zu finden, ohne gleichwohl von der achtungsvollen Feinheit seines Betragens im Geringsten abzuweichen, und ohne in Vertraulichkeiten zu verfallen, sich mit Jedermann auf den besten Fuß zu setzen. Wollte je zuweilen ein Gefühl des Fremdseyns sich aufdringen, so wußte er durch seine glänzende Unterhaltungsgabe, durch anziehende Mittheilungen von seinen vielen Reisen und dem Aufenthalt in fremden Ländern, oder durch gemüthlichen, doch stets feinen Scherz es zu verdrängen. So ward er denn bald in der Familie mit einer gern gezollten Bewunderung betrachtet, an welcher besonders die ältern Frauen des häuslichen Kreises den lebhaftesten Antheil nahmen. Von den jüngern schien nur Lenore allein den rechten Ton gegen den Fremdling durchaus nicht treffen zu können. Sie blieb ganz gegen ihre sonstige Weise scheu und zurückhaltend, und suchte absichtlich jeder Annäherung auszuweichen. War man im Familienzimmer versammelt, so nahm sie gewöhnlich ihren Platz so weit als möglich von Ferwill entfernt. Dies hinderte sie jedoch nicht, seinen Mittheilungen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und oft, wenn er von seinen Reisen oder sonstigen Erlebnissen erzählte, was er mit großer Anmuth that, sah ich Lenore mit gespanntem Ohr auf jedes seiner Worte lauschen, und dergestalt in seinen Vortrag versunken, daß alles Andere von ihr vergessen schien, ein Umstand, den ich bei ihrem regen, an allem Wissenswürdigen lebhaft Antheil nehmenden Geiste mehr dem Interesse an Ferwills Mittheilungen, als an dem Mittheiler selbst zuschrieb. Er selbst, ausschließlich, wie es schien, mit dem großen Zwecke, dem er sich gewidmet, beschäftigt, schenkte den Frauen nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit und scherzte nur hie und da auf bedeutungslose Weise mit der naiven Gertrude, der ältesten Tochter des Oberamtmanns, einer lieblichen Blondine, die aber ihr Herz bereits an Friedrich, den Sohn des Pfarrers, verschenkt, einen jungen Theologen, der aber für jezt die Bibel mit dem Degen vertauscht und sich dem Corps der Freiwilligen beigesellt hatte.

Das Ausrüstungsgeschäft schritt nun rasch vor. Es ward beschlossen, daß, da immer noch neue Ankömmlinge hinzutraten, eine Abtheilung unter Rudolfs Leitung sofort abgehen sollte. Eine zweite sollte mit den später noch Hinzukommenden nach ein paar Wochen folgen. Ferwill wollte sich der erstern anschließen. Ich selbst, in Rücksicht auf den Rath des Wundarztes, sollte mich der leztern zugesellen.

Am Morgen vor dem zum Ausmarsch bestimmten Tage stürzte Rudolf mit freudestrahlenden Blicken zu mir in's Zimmer, und mich mit Ungestüm umarmend, rief er: „Jezt, verehrter Freund, möchte ich gleich auf der Stelle in's Feld, in die Schlacht ziehen. Heut ist ein Tag des Glückes für mich, und es würde mir auch unter Schlachtruf und Kanonendonner hold seyn, und ich hätte dann erst errungen und abverdient, was ein gütiges Geschick mir im Voraus gewährt hat!“ Ich staunte ihn befremdet an und sagte: „In aller Welt, mein Freund, was kann Sie, den sonst so Ruhigen, so mächtig exaltiren?“ — „Nennen Sie es immerhin Exaltation, Schwärmerei, Ueberspannung! Es ist das Alles, und doch weit mehr! etwas viel Tieferes, viel Schöneres! Wissen Sie denn, ich komme von dem theuersten, edelsten Herzen! Lenore hat sich mir zugesagt mit Herz und Hand, und will, wenn mir vergönnt ist, aus diesem Zuge glücklich heimzukehren, die Meine seyn am Altare und für das Leben.“ Ich wünschte ihm freudig Glück, Lenorens hohen Werth aus aufrichtigem Herzen preisend. Er stimmte begeistert ein und sagte dann ruhiger: „Schon längst liebte ich Lenoren im Stillen. Doch schien mir's Unrecht, ihr Geschick an meine noch so unbestimmte Lage ketten zu wollen. Jezt, da ein ganz anderer Ruf des Schicksals an mich ergangen, forderte jedoch auch das Herz seine Rechte, und mir schien, als würde ich dort nichts Tüchtiges seyn und leisten können, wenn ich nicht zuvor seiner innersten Sehnsucht ein Genüge gethan und über meine theuersten Wünsche mir Gewißheit verschafft hätte. So wagte ich denn nach langem Kampf die Frage, und — theilen Sie mein Glück! sie ward nicht zurückgewiesen. Und wie nun auch für mich das Loos des Krieges falle, meinen Antheil an des Daseyns höchstem Glück habe ich empfangen. Ich habe, mit dem Dichter zu reden, *geliebt und geliebt*. Was ich jedoch,“ fuhr er nach einem bewegten Schweigen fort, „Ihnen, verehrter Freund, hier mitgetheilt, muß noch Geheimniß bleiben. Lenore wünschte zwar, ich möchte das Bündniß unserer Herzen im Familienkreise bekannt machen, ich aber habe sie eines Andern zu überreden gesucht, denn meine Ansicht ist eine andere. — Eine Braut ist in den kleinstädtischen Kreisen der ländlichen Gesellschaft, in einer Lage, wie sie nun eintritt, unaufhörlich beobachtet. Zu jeder guten oder schlimmen Nachricht, die sich verbreitet, will man den Commentar auf ihrem Gesichte lesen, und die verfehlte Theilnahme der Leute ängstigt sie noch mehr, als alle in Umlauf kommenden Neuigkeiten und Gerüchte. Zudem, wenn mir auf diesem Zuge, wie ja leicht möglich ist, was Menschliches begegnen sollte, dann ist Lenorens Stellung unter den Ihrigen unverändert geblieben. Sie war und ist in den Augen der Welt ein freies Mädchen. Aber sie ist auch ein starkes Mädchen, und wird, ich kenne sie dafür, in solchem Falle in dem Gedanken Trost finden, einer großen Sache ein theures Opfer gebracht zu haben, und noch Kraft und Herzenswärme behalten, in einer andern würdigen Verbindung glücklich zu seyn und glücklich zu machen. Ich aber will für jezt mein Glück im innersten Herzen tragen, wie ich bisher die stille Neigung darin verschloß. Nur Ihnen, theurer Hauptmann, der Sie mein innigstes Vertrauen besitzen, mußte ich es mittheilen, auf daß das Uebermaaß der Wonne mir nicht die Brust zersprenge.“

Ich schloß den wackern jungen Mann von Neuem in meine Arme, herzlich wünschend, daß der Himmel so verständigen und redlichen Wünschen und Entschlüssen eine glückliche Erfüllung gewähren möge.

(Die Fortsezung folgt.)

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

(Fortsezung.)

Auf der entgegengesezten Seite des Flusses stand die Rochuskapelle, ein zum Andenken an das Aufhören der Pest erbauter Thurm, das wunderschöne Schloß Rheinstein, die Residenz des Prinzen Friedrich von Preußen, das mit blauem Schiefer gedeckte Städtchen Bingen mit seiner Brücke über die Nahe, die hier, zwei rechte Winkel bildend, ihre Wasser in den Rhein entladet. Beim Zusammenfluß der beiden Gewässer ist der Unterschied der Farbe sehr auffallend: der Rhein ist klar und grün, die Nahe trüb und dunkelbraun; doch kaum ist sie in die Kluft zwischen den Taunusbergen eingetreten, so verschlingt der gewaltige Strudel jedweden Unterschied. Jezt wendete ich den Blick auf die Aussicht jenseits dieser Bilder im Vordergrunde. Gegenüber lagen die preußischen Hügel, üppig mit Wald bedeckt, links davon, so weit das Auge reichte, breitete sich die Provinz Darmstadt in brauner Fläche aus, besät mit Dörfern, welche im Vordergrunde ganz deutlich hervortraten, aber je weiter dem Horizonte zu, desto weniger zu unterscheiden waren. Im Rücken hatte ich das Herzogthum Nassau mit mehreren alten ruinirten Schlössern auf den Gipfeln waldbedeckter Hügel des Niederwaldes.

Während ich das herrliche Schauspiel ringsum und unter mir in Ruhe genoß, waren meine jungen Leute nach ihrer Art auch glücklich; sie sangen und lachten und walzten, und wie ihr Jubel von einer alten Ruine zur andern hallte, war es, als ob auf einen Augenblick in diese öden Mauern wiederum die Freude eingezogen wäre, die so lange Abschied von ihnen genommen. Endlich bestieg ich mein Maulthier und wollte mich von der Gesellschaft beurlauben; sie wollten aber durchaus

mich und meinen Führer durch den Wald begleiten und ſangen dazu ihre Nationallieder im Chor, wie da ſie gekommen waren. Sie hielten Schritt nach dem Takt ihrer Lieder, und die Triller der jugendlichen Stimmen hallten prächtig durch den Wald. Zuweilen brach eine wilde Melodie, wie der Verirwalzer, plötzlich ab und ſie waren ein paar Schritte ganz ſtill, da mit einemmal brauste das Lied wieder auf; kurz, man ſah wohl, ſie hatten, was alle Kinder in deutſchen Schulen bekommen: Takt und ſehr geübte Stimmen — eine natürliche, gefällige Zierde, die man nicht genug bewundern kann.

Ich machte keinen Verſuch, bei den jungen Leuten nach ihren Verhältniſſen zu forſchen; mein Führer wisperte mir indeſſen — ich denke unnöthigerweiſe — in's Ohr, das junge Paar, welches Hand in Hand den Zug durch den Wald anführte, ſey verlobt; das heißt, ſie haben ſich verpflichtet, einander eventuell zu heirathen. Dieſes gemüthliche, halb und halb eheliche Verhältniß iſt in ganz Deutſchland üblich. So bald es im Reinen iſt, dürfen die jungen Verlobten ſo ziemlich jederzeit beiſammen ſeyn; dabei wird aber oft vorſichtigerweiſe ausgemacht, man wolle mehrere Jahre verſtreichen laſſen, bevor man zur Hochzeit ſchreite; gewöhnlich müſſen ſie warten, bis entweder ihr Einkommen groß genug iſt, oder bis Butter, Fleiſch, Brod, Kaffee und Tabak wohlfeil genug werden.

Ich zog auf meinem Maulthier hinter dieſen ſoliden, artigen, allem Anſcheine nach wohlerzogenen jungen Leuten her, ihren fröhlichen Chören lauſchend, durch den Wald. Bei einer kleinen Pauſe drängte ſich mir da die Betrachtung auf, wie ſo ganz anders es mit dergleichen Verbindungen in verſchiedenen Ländern der Erde gehalten wird. Es iſt bald ein Vierteljahrhundert, da fuhr ich einmal von der Inſel Salamis nach Athen mit einem jungen Athenienſer von Stand, der auch auf ſeine Weiſe verlobt war. Ich erinnere mich, wir brachten die Nacht in einem offenen Boote zu, und damals ſah ich zum erſten- und zum leztenmal in meinem Leben, daß Herzweh bei einem jungen Manne ſich ganz ſo äußern kann wie Magenweh. Mein Freund lag, laut ächzend vor Liebesſchmerz, der Länge nach auf dem Boden des Trabaculo; ſein Stöhnen war über alle Beſchreibung kläglich, und nur die folgende Strophe, die er unaufhörlich zum lieben Monde hinaufſang, ſchien ihm einige Linderung zu verſchaffen:

Quando la notte viene,
Non ho riposo, o Nice!
Son misero e infelice,
Esser lontan da te!

In Athen angekommen, bat er mich dringend, ſtatt ſeiner bei dem Gegenſtand ſeiner Liebe vorzuſprechen, da die Landesſitte ihm nicht geſtattete, ſie zu ſehen, und zwar aus demſelben Grunde, weßhalb das junge deutſche Paar durch den einſamen, lieblichen Forſt von Niederwald ſchwärmen darf, nämlich weil ſie verlobt waren.

Lieder von Karl Mayer.

Roſen und Roſen.

An ſteifer Gärten Roſenhagen
Kann ich mich kalt vorübertragen;
Doch nimmt die Roſenheck' in Arm
Des Landmanns Wieſenſiedelei,
So ſchlägt das Herz mir liebewarm,
Die Schritte wollen nicht vorbei.

Waldhinderniſſe.

Feſſelt nicht noch meine Kleider,
Dornenvolle Brombeeräſte!
Blieb ich ja im Walde leider
Bis zum lezten Tagesreſte!
Farben, Laute, Duft, Geſtalten
Stritten alle, mich zu halten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Meran, Ende Mai's.

(Beſchluß.)

Der Frohnleichnamstag.

Die heilige Handlung am Altare war geendet, die Schützen ſchloſſen einen Kreis, Trommler und Pfeifer ſpielten den nationellen Schützenmarſch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofkapellmeiſter je komponirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künſtlich, noch ſingbar, faſt ſo ſchwerfällig, wie der polniſche Bärentanz, der auch nationell iſt, aber es ergriff mich doch, und der Schwenker nahm die großmächtige Tyroler Fahne zur Hand, und konnte trotz des wilden Windes zu dieſer Muſik gar trefflich ſeine kunſtvollen Drehungen und Wendungen ausführen. Der Zug ging nun weiter und ich eilte in die Stadt zurück, um die zweite Prozeſſion nicht zu verſäumen. Sie war zahlreicher: mehr Heiligenbilder, mehr Fahnen, Magiſtratsräthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, ſelbſt Damen in Shawls und Modehüten; Schützen waren aber nicht dabei. Die Meßgewande, überaus prachtvoll, ſind aus Würzburg hieher gekommen. Statt des Schützenmarſches hörte ich hier eine gut executirte Muſik, die der Organiſt in Schwaz komponirt hatte. Die Muſiker waren größtentheils Dilettanten. Orcheſter und Chor zahlreich beſezt. Es machte einen ſchönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplatze die erſte Prozeſſion hoch droben über die Berge dahinziehen zu ſehen, den Schützenmarſch zu vernehmen und dazwiſchen die krachenden Schüſſe. — Um zwölf Uhr, da Alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllerſalve der Gegend an, daß der Herr Abt ſich zur Tafel ſeze. Dieſe Salven wiederholten ſich ſpäter und bezeichneten die Toaſts. Nachmittags ſaß das Landvolk in den ſteinernen Lauben zu beiden Seiten der Straße oder in Weinhäuſern. Muſik wurde nicht gehört; getanzt wird hier nur in äußerſt ſeltenen Fällen, etwa im Faſching oder bei einem Jahrestage. Die wandernden

Schauspieler, die hier ihr Wesen treiben, spielten an diesem Abend nicht, wodurch den guten Leuten, die das Theater sehr lieben, ein Vergnügen entzogen wurde. Ich begab mich zum Pfarrherrn in Mais, um die Marende einzunehmen; dies ist ein Imbiß zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit. Der Pfarrhof bietet ringsumher die herrlichste Aussicht nach den Schlössern und in die nahen und fernen Thäler. Der würdige Geistliche und sein Haushofmeister, beide in der Ordenstracht der Cisterzienser, gewährten mir eine eben so belehrende, als angenehme Unterhaltung. Die jungen Cooperatoren unterhielten sich in einem andern Gemache. Es wurde herrlicher Landwein, Kirschen und sehr gutes Brod aufgetragen, der sehr mäßige Pfarrherr genoß aber nichts davon; erst spät verließ ich ihn. Es war ein milder Abend, die Stadt war dunkel und stille, alle Landleute waren auf ihre Berge gestiegen, in ihre hochgelegenen Thäler. An einigen schroffen Felsen sah ich Lichter emporklimmen: es waren die Hofinger, die auf ihrem Heimwege die Nacht überrascht hatte. Im Wirthshause fand ich noch einige Fremde, die, von ihren Exkursionen zurückgekehrt, allerlei Interessantes zu erzählen wußten; auch ein Schauspieler hatte sich eingestellt, der im gemeinsten Wiener Jargon von Devrient und der Kunst, vom Bauer als Millionär und dem Trauerspiel in Tyrol perorirte. Ach, das Trauerspiel in Tyrol! Seitdem ich hier im Lande lebe, von der Poesie der Berge und ihrer Bewohner umgeben, kommt mir des wackern Düsseldorfers Poesie recht eben vor, ich will nicht flach sagen. Und wie unwahr, wie gespreizt, wie sichtbar dabei das Bestreben, das Stück dem Theaterrahmen anzupassen, das dennoch nicht recht aufführbar ist. Der schwatzende Mime trieb mich auf mein Zimmer, ehe ich schläfrig war; dort vergaß ich bald das Immermann'sche Trauerspiel und dichtete mir einige Scenen im Kopfe von dem Jahre 1809, so gut ich sie — nach Erlebtem und Erforschtem — zu dichten im Stande war.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Der Maler Ingres. Kunstschulen.

Bei der lezten Kunstausstellung wäre die öffentliche Meinung beinahe irre geworden über den widersprechenden Urtheilen, welche das von dem beliebten Künstler Ingres ausgestellte Kunstwerk veranlaßt hatte. Seine Anhänger (und deren war eine bedeutende Anzahl) hatten seinen Märtyrer Symphorion als etwas ganz Außerordentliches und über die gewöhnlichen französischen Kunstprodukte weit Erhabenes angekündigt; in den ersten Tagen der Ausstellung konnten sie kaum Worte genug finden, um ihre Bewunderung auszudrücken. Das Journal des Débats gab den Posaunenton an und diesem folgten manche andere Journale. Nach jenem Journal mußte man unwissend oder unredlich seyn, um solch ein Meisterwerk tadeln zu können. Nun kann man allerdings Ingres ein großes Talent nicht absprechen; allein sonderbar genug ist es, daß, so lange dieser Künstler vernünftig malte, Wenige auf ihn Acht gaben und ihn gehörig würdigten. Seit einigen Jahren macht er, statt regelmäßig vorwärts zu schreiten, gewissermaßen Bocksprünge, und nun rufen die Bewunderer: welch außerordentliches Genie! Sein großes Gemälde zeugt von großem Fleiße und vorzüglicher Gewandtheit, auch die ganze Anordnung ist sehr zu loben; allein das graue Kolorit, die Fehler wider die Richtigkeit der Zeichnung, die Uebertreibung in der Darstellung einiger Theile verderben den guten Eindruck, den es Anfangs macht, und es gibt ein halb Dutzend Gemälde, die vorzüglicher sind und auf dieser Ausstellung mehr bewundert wurden. Ingres mochte geglaubt haben, nur seine Bewunderer werden laut werden; allein der Tadel sprach sich so heftig aus, daß es ihm zulezt in Paris zu enge wurde und er sich entschloß, eine Reise anzutreten, um alle dem Gerede, das er veranlaßt hatte, zu entgehen. Die Regierung hat ihm das Ordensband als Offizier der Ehrenlegion gegeben; allein vielleicht hatte er mehr erwartet. Uebrigens darf auch nicht verschwiegen werden, daß der Künstler in der Kunstakademie seine ältern Kollegen wider sich in Harnisch gebracht hat, die alles Kühne in Schrecken sezt und die es nur mit dem bestehenden Geschmacke, mit der bestehenden Mittelmäßigkeit und Flachheit halten. Nun ist Ingres allerdings ein kühner Kopf, der sich von der gewohnten Bahn entfernt und Größeres versucht; deßhalb hängen ihm auch die Jüngern, denen solche Kühnheit zusagt, weit mehr an, als die Alten. Glücklich sind die Maler, die wie Grauet Allen gefallen und daher die Hände voll Arbeit haben. Wenige Künstler haben sich ihr Talent so gut zu Nuze zu machen gewußt, als er; ein einziges Gemälde, sein berühmtes Kapuzinerkloster, hat hingereicht, ihn zu einem wohlhabenden Gutsbesizer zu machen. Dieses Gemälde hat er nämlich sechzehn- bis achtzehnmal gemalt, so daß jezt fast alle großen Fürsten damit versehen sind. In hundert oder zweihundert Jahren werden ohne Zweifel die Kunstrichter darüber streiten, welches Kabinet das ächte Gemälde besizt, und man wird vielleicht nicht begreifen können, wie so viele Kabinette zu demselben Gemälde gekommen sind. Es ist jezt eine schlimme Sache, ein bloßer Historienmaler zu seyn, man müßte denn etwa, wie Paul Laroche, bloß interessante Züge aus der neuern Geschichte malen, die Jeder, auch nicht in der Geschichte Bewanderte, leicht fassen kann. Am schlimmsten sind die alten Historienmaler daran, welche aus Davids Zeit her daran gewöhnt sind, Griechen und Römer darzustellen. Ihre goldene Zeit war die republikanische, als griechische und römische Geschichte an der Tagesordnung war. Damals hätten sie die ganze alte Geschichte an den Wänden dargestellt, wenn man sie hätte gewähren lassen, und da die Damen selbst halbe Griechinnen und Römerinnen geworden waren, so waren diese Darstellungen des Alterthums eine wahre Modesache. Allein das Kaiserthum fuhr darüber her. Die Monturen der großen Armee verdrängten die Helme, Schilder und Panzer der alten Helden. Es war aus mit dem Alterthum, und sogar David mußte Krönungsgemälde liefern, den Pabst und den Kaiser malen, anstatt Sabiner und Römer. Auch diese Monturenepoche ist vorüber, und da seitdem die sogenannten historischen Romane Mode geworden sind, so geben die Maler jezt sehr darauf aus, die Geschichte romantisch darzustellen; ich meine die jüngern Maler, denn die ältern können sich nicht dazu bequemen, haben auch keinen Begriff von der Romantik. Und da nun zuweilen die jüngern Künstler die Korrektheit der Zeichnung etwas vernachlässigen und vor Allem großen Effekt durch Farbenspiel hervorzubringen suchen, so meinen die ältern Herren, die Kunst gehe verloren, weil man das Korrekte und Natürliche bei Seite sezt. Die Romantik, oder was sie darunter verstehen, ist daher ein Gräuel in ihren Augen, und sie wähnen, sie seyen die ächten Priester und Erhalter der Kunst, weil sie ihre Figuren schulgerecht hinstellen und in der Vertheilung der Farben und des Lichts der Tradition folgen. Allein ich fürchte, die neue Schule wird den Herren über den Kopf wachsen, zumal da die Zahl dieser Alten sich zusehends vermindert.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juni 1834.

Hier, Pallas, hob sich einst dein Tempeldach,
Hebt noch sich, trotz dem Krieg, trotz Flammenglühen
Und Zahn der Zeit, dem nichts hier kann entfliehen.

Byron.

Athen.

Im August 1833.

Die Nacht war angebrochen, dunkelblau und sternhell, als wir in den Piräus einliefen. Um zwei Uhr nach Mittag hatte unser Fahrzeug die Rhede von Aegina verlassen, aber der Wind war schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen. Zu unserer Linken lag die Küste von Epidaurus und der Isthmus mit seinen Bergen; vor uns und rechts der langgedehnte Strand von Attika. Bis es dunkelte, behielten wir den Felsen, welcher die Akropolis der Minervenstadt trägt und die lezten Sonnenstrahlen einsog, im Gesicht; dahin waren unverwandt unsere Blicke gerichtet. Abends nöthigte der Wind uns, zu kreuzen, um in den engen Eingang des Hafens gelangen zu können; zweimal befanden wir uns dicht am „seeerzeugten Salamis“ und an der Mündung des Kanals, der die Insel vom Festlande trennt und wo die Vernichtungsschlacht stattfand, in welcher der mächtige Perserkönig für die am armen, kleinen Hellas begangenen Frevel büßte. Endlich war der Porto-Leone erreicht; unser leichtes Fahrzeug konnte dicht am Strande ankern. Es war zu spät, an's Land zu gehen, wo wir überdies auch kein besseres Unterkommen gefunden haben würden, als auf dem Verdecke, wo ich mich ausstreckte, wie ich es schon so oft gethan. Wie ging, wie flog die Geschichte des Landes, dessen Küste sich in einer unsicher gezeichneten, hie und da von einzelnen Lichtern unterbrochenen schwarzen Linie vor mir erstreckte, wie flogen alle Jugenderinnerungen und Jugendträume von Athen und Griechenland an meinem innern Auge vorüber. Stille herrschte rings umher, nur dann und wann durch den Schrei eines Bootsmanns, oder das Plätschern des Wassers um einen nahenden Kahn unterbrochen; sonst war die See lautlos, kühl die Nacht, obgleich wir den 11ten August hatten; in großer Menge fiel der Thau. Die Segel waren an den Stangen befestigt, um uns her ankerten mehrere Fahrzeuge, welche ebenfalls den Tag erwarteten.

Der Morgen brach an. Vor uns lag ein flacher Strand mit wenigen Wohnungen und Magazinen — Alles, was vom zweiten Athen geblieben. Die Mauthbeamten untersuchten Fahrzeuge und Gepäck, und es währte ziemlich lange, bis ich in Freiheit war, zu gehen wohin ich wollte, denn in der Nacht waren von Syra, von Zea, von Aegina mehrere mit Bauholz, mit Früchten u. s. w. beladene Kähne eingetroffen, und über diese mußte erst Heerschau gehalten werden. Endlich konnte ich mich nach einem Pferde umsehen, das mich nach Athen bringen sollte; zum Reiten und Lasttragen bestimmt, standen viele auf dem Platze; das schlechte Wirthshaus

hielt mich nicht lange, und bald begab ich mich auf den Weg, von einem Führer begleitet. Zur Rechten ließen wir einige kleine Anhöhen und Reste von Verschanzungen, wo der brave Karaiskaki am 4ten Mai 1827 auf dem Felde der Ehre fiel. Bald nahm die Olivenwaldung uns auf, welche die Ebene von Attika durchschneidet; durch die Lücken des Waldes und über die Bäume hinweg sahen wir die Hügel, welche die Stadt einschließen: die Acropolis, den Pnyx, die Höhe des Muſeums, den Anchesmus, im weiteren halbringförmigen Umkreiſe das schöngeformte Gebirge, als deſſen Hauptgruppe zur Rechten der honigreiche Hymettus emporſteigt. Eine Wendung führte uns an einer kleinen Kirche vorbei: die Stadt lag vor uns, dicht hinter ihrer niedrigen Mauer der Theſeustempel. Bayeriſche Krieger bewachten das Thor.

Es iſt ſchwer, den Eindruck zu ſchildern, welchen Athen auf den Wanderer macht. Der Erinnerungen ſind zu viele, die Empfindungen drängen einander zu ſehr. Eine ganze Jugend ſteigt aus dem Grabe — aber ſie findet ſich allein und verlaſſen in der Gegenwart, ſie findet dieſe Gegenwart trauervoll und verödet. Die Ruinen des neuen Athen decken die des alten; jede der Epochen, welche der helleniſchen folgten, die römiſche, die byzantiniſche, die fränkiſche, die türkiſche hat ihren Schutt auf den der zunächſt vorhergegangenen gehäuft, und über dieſe Leichenſtätte blicken die verwaiſten Trümmer altgriechiſchen Ruhms und altgriechiſcher Größe ſeit Jahrhunderten hinaus. Das Athen, welches die griechiſche Revolution unſern Tagen gelaſſen, ſieht mehr einem großen, mit Ruinen beſäten Felde, als einer Stadt ähnlich; man kommt durch ganze Gaſſen, wo Schutthaufen die Stelle der Wohnungen einnehmen und häufig den Weg verengen, ſo daß man über Gerölle und niedriges Mauerwerk hinwegklettern muß und nicht ſelten die Richtung verliert, indem man ſich in einer Art von Sackgäßchen befindet, aus dem weder Reiter noch Fußgänger hinaus kann. Ueber niedergeriſſene Häuſer und offen gelaſſene Hofräume gelangt man aus einer Straße in die andere. Wer eine türkiſche Stadt geſehen, weiß, wie unregelmäßig und winkelig dort Alles iſt, wie eng die Gaſſen ſind, wie, nach der Straßenſeite zu, die Wohnungen oft nur eine hohe Mauer ſcheinen und von Gärten oder freien Räumen umgeben ſind; nun denke man ſich dazu die Verbindungs- oder Scheidemauern niedergeriſſen, von den Häuſern oft nichts als die nackten Wände gelaſſen, Maſſen von Steinen, zerbrochenem Gebälk, zu einem unkenntlichen Chaos verwirrtes Material aller Art oft die halbe, bisweilen die ganze Breite der Straße einnehmend, ſo hat man einen ungefähren Begriff von dem Labyrinthe, welches ein großer Theil des heutigen Athen bildet. Es iſt ein kläglicher Anblick. Von Flamme und Rauch geſchwärzt, ſteht einzelnes Gemäuer da, jeden Augenblick den Einſturz drohend; halb niedergeriſſene Kirchen zeigen ihre mit beſchädigten Fresken von Madonnen und Heiligen bedeckten Wände, ihre verfallenen Gewölbe, ihre bald ſtehenden, bald umgeſtürzten Säulen und Bogen; faſt kein Gebäude iſt unbeſchädigt geblieben, alle tragen mehr oder minder Spuren der gewaltſamen und ſchonungsloſen Verwüſtung. Der Muſelmann brannte und mordete im Namen Allahs und des Propheten, der Grieche zerſtörte und plünderte im Namen der Panagia und aller Heiligen ſeines Kalenders, und das Minaret mußte die dem Kirchthurm zugefügten Unbilden büßen. Die ehemalige Hauptmoſchee iſt den Soldaten eingeräumt, und von der Acropolis herab winkt die blau und weiße Fahne mit dem Kreuze.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lenore.

(Fortſetzung.)

Der Abend vereinigte uns mit der Mehrzahl der freiwilligen Jäger, die morgen aufbrechen ſollten, zu einer Art von Abſchiedsfeſt an der Familientafel. Ferwill hatte ſchon ſeit mehreren Poſttagen auf bedeutende Geldremeſſen gewartet, die ihm über H. zugehen ſollten. Sie waren ausgeblieben, was bei dem Drange der Zeitumſtände nicht auffallen konnte. Heute hatte er mit Sicherheit darauf gerechnet und einen reitenden Boten nach der nächſten Poſtſtation geſendet, die an ihn angekommenen Briefe in Empfang zu nehmen. Der Menſch kam, als wir bei Tiſche ſaßen, leer zurück. Ferwill ſtampfte zornig mit dem Fuße und ſtieß eine Verwünſchung aus. Der Oberamtmann erbot ſich zu Vorſchüſſen. Er wies das zurück. „In einer Zeit,“ ſagte er, „wo ſo große, ungemeine Aufopferungen den Staatsbürger in Anſpruch nehmen, die überdies eine nicht zu berechnende Zukunft noch vermehren kann, iſt es für einen Familienvater nicht rathſam, ſeine baaren Geldmittel zu Gunſten eines Einzelnen zu zerſplittern. Auch würde es mir leicht ſeyn, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, hätte ich nur noch die Zeit, durch einen Expreſſen nach H. zu ſchreiben. — Verwünſcht, daß ich nicht früher daran gedacht!“ — „Sie können es ja noch,“ fiel der Oberamtmann ein, „und bleiben für jetzt zurück, um mit der zweiten Abtheilung zu gehen. Das kommt ja auf Eins hinaus.“ Ferwill ſchien mit ſich zu kämpfen, er biß die Lippen zuſammen, ſtarrte vor ſich hin und ſagte endlich, die Tage überrechnend, welche ein reitender Bote nach H. hin und wieder zurück bedurfte: „Ich ſeh' es wohl, mir bleibt nichts übrig, als Ihrem Rath zu folgen. Ich muß zurückbleiben, ſo weh es mir auch thut, meine ſehnlichſten Wünſche noch aufgeſchoben zu

ſehen, und ſo ungern ich die Geſellſchaft ſo lieber Kameraden für den Augenblick aufgebe.“

Das Geſpräch ſtockte etwas, und um ihm eine andere Wendung zu geben, erzählte der Hausherr einen ſonderbaren Fall, den ein heute hier durchreiſender Bekannter, der bei ihm eingeſprochen, ihm mitgetheilt: wie nämlich ein Cavalier des jezt aufgelöſten weſtphäliſchen Hofes eine koſtbare Doſe in augenblicklicher Geldverlegenheit veräußern wollen und ſich erwieſen habe, daß die Steine, auf welche er einen hohen Werth gelegt, ſämmtlich unächt geweſen, was Gelegenheit gab, über künſtliche Steine zu ſprechen, deren Verfertigung in Frankreich ſehr vervollkommt worden. — Da nahm Rudolf das Wort und ſagte mit Nachdruck: „Wenn es nur dieſes wäre, was wir von Frankreich gelernt, ſo möchte es noch hingehen. Seit aber Napoleon die Völker ſo trefflich in allen Künſten der Habgier und Selbſtſucht unterrichtet, hat ſich die geiſtige Induſtrie des Betrugs nicht weniger als die materielle vervollkommt, und wir ſtoßen häufig auf falſche Geſinnungen und Gefühle, die ſchwer von den ächten zu unterſcheiden ſind, und haben unächte Liebe und Freundſchaft, unächten Heldenmuth und ſelbſt — Patriotismus.“ — Es war bloß Zufall, daß in dem Augenblicke, wo Rudolf dieſe Worte, völlig beziehungslos, wie mich's dünkte, ausſprach, meine Augen auf Ferwill gerichtet waren, und ſo bemerkte wohl nur ich den giftig erboſten Blick, den dieſer mit der Schnelligkeit des Blitzes auf Rudolf ſchoß, und der ſeinen Zügen für die Dauer eines Moments einen wahrhaft entſetzlichen Ausdruck gab. Schnell aber verwiſchte dieſen die gewöhnliche Freundlichkeit wieder, und er ſagte, verbindlich zu Rudolf gewendet: „Sehr wahr, ſehr richtig beobachtet. Doch glücklicherweiſe gilt doch auch von dieſen Kunſtprodukten, was von den künſtlichen Juwelen zu ſagen iſt: *den Kenner täuſchen ſie nicht.*“

Der am andern Morgen bevorſtehende Ausmarſch verurſachte diesmal einen frühern Aufbruch von der Abendtafel, und Jeder von uns Fremden zog ſich auf ſein Zimmer zurück, der Familie noch ein ungeſtörtes Beiſammenſeyn gönnend. Mich beſchäftigte jenes kurze Geſpräch noch lange. Es fiel mir jezt erſt auf, daß beide junge Männer einander merklich kalt gegenübergeſtanden, obſchon Rudolfs ruhige, gehaltene Weiſe von der einen, ſo wie Ferwills hohe geſellſchaftliche Feinheit auf der andern Seite dies niemals hatte beſonders hervortreten laſſen. Doch bedauerte ich jezt, Rudolf niemals um ſeine eigentliche Meinung über Ferwill befragt zu haben.

Lenore zeigte beim Abſchied von Rudolf eine wehmüthige, ſtille Trauer, ganz wie ſie der unter den Liebenden genommenen Verabredung, ihr Verhältniß noch geheim zu halten, angemeſſen war. Deſto tiefer aber ſchien, als ſie nun fort waren, der Gram ſich in ihre Bruſt einzugraben. Sie ging bleich und wie träumend umher, und fuhr erſchreckt zuſammen, ſo oft man ſie anredete. Mir ward ernſtlich für ihre Geſundheit bange, und wirklich war ſie, als wir um zehn oder zwölf Tage ſpäter nun auch aufbrachen, krank und für die Abgehenden nicht ſichtbar. Ich ſchloß mich, da meine Geſundheit nun faſt gänzlich hergeſtellt war, der jungen Schaar an, und ſchied von dieſem gaſtlichen Hauſe, jedoch mit dem feſten Verſprechen, es nach beendetem Kampfe bei der Heimkehr wieder zu beſuchen. Noch einige Tagemärſche begleitete ich das Corps, dann ſchied ich, um ſchneller wieder zu meinem Regiment zu kommen, von den jungen Freunden, unter den gegenſeitigen Wünſchen eines fröhlichen Wiederſehens. Was ſich ferner begab, will ich hier der Zeitfolge nach mittheilen, und ſpäterhin einſchalten, wie ich zu deſſen Kenntniß kam.

(Die Fortſezung folgt.)

Der Löwe ohne Mähne.

Der zoologiſchen Geſellſchaft zu London ſind vor Kurzem die Felle eines Löwen und einer Löwin vorgelegt worden, die Kapitän Walter Smee in Guzurate in Vorderindien geſchoſſen hat. Dieſer Löwe unterſcheidet ſich von den bisher bekannten Arten dadurch, daß er am Hals und auf den Schultern keine Mähne und nur hinten im Genick auf der Mittellinie des Körpers lange Haare hat. Unten am Halſe ſieht man auch lange, ſeidenweiche Haare und die Vorderfüße haben gleichfalls einen Haarbüſchel. Schon vor dreißig Jahren berichtete ein engliſcher Reiſender, es gebe in Guzurate einen Löwen ohne Mähne, und der Reiſende Olivier ſah zu Bagdad ein ähnliches Thier, das aus Arabien gekommen ſeyn ſollte; Kapitän Smee meint aber, kein Naturforſcher habe bis jezt das Fell des Thiers beſeſſen. Der Löwe ohne Mähne lebt in Guzurate nur auf einer Strecke von etwa vierzig Meilen, und man nennt ihn den *Kameeltiger*, wegen ſeiner Farbe. In den heißen Monaten hält er ſich im Gebüſche der Flüſſe von Ahmedabad bis an die Grenzen von Cutch auf. Er richtet große Verheerungen unter dem Vieh an, den Menſchen ſcheint er er aber nicht anzufallen. Bekommt er einen Schuß, ſo zeigt er ſich ſehr unerſchrocken, bleibt ſtehen, als mache er ſich auf Gegenwehr gefaßt, und zieht dann langſam und drohenden Blicks ab, wogegen der Tiger unter gleichen Umſtänden brüllend und in großen Sätzen das Weite ſucht. — Nach der Ausſage eines in der perſiſchen Armee angeſtellten Engländers gibt es auch in Perſien, in den Forſten von Mazanderan und Ghilan, einen Löwen ohne Mähne, und auf den Trümmern von Istakhar, das man für das alte Perſepolis hält, kommen Löwenbilder

vor, die mit dem genannten Thier die größte Aehnlichkeit haben. Just über diese Figuren haben sich die Alterthümler vielfältig gestritten, und weil man von einem Löwen ohne Mähne nichts wußte, behaupteten manche, das Thier solle keinen Löwen, sondern etwas ganz Anderes, namentlich einen Hund vorstellen. Ein neuer Beweis für den Satz, der vor Kurzem in diesen Blättern erörtert worden ist, daß alte Monumente zu Aufklärung naturgeschichtlicher Fragen oft überraschende und sehr willkommene Winke geben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Vorbereitung auf die Naturforscherversammlung.

Wir leben hier im tiefsten Frieden mit Gott und der Welt. Die populäre See ist spiegelglatt und es regt sich kein demagogisches Lüftchen. Wir waren daher etwas verwundert, als wir vor Kurzem unsere Befehlshaber Vorkehrungen im Takelwerk treffen sahen, als gälte es, einem plötzlichen Windstoß zu begegnen. Man musterte den Horizont; als man aber gar nichts aufziehen sah, achtete man bald nicht mehr der außerordentlichen militärischen, gleichzeitig mit andern Regierungen getroffenen Vorsichtsmaßregeln; hatte man doch gar keine Vorstellung davon, daß eines der geladenen Gewehre anders als durch Ungeschicklichkeit losgehen könnte; denn seit jenem Oktober 1805, da Ney mit 20,000 Mann vor unsern Thoren erschien und unsern Fürsten zwang, sich zum König zu machen, weiß man in hiesiger Stadt gar nicht, wie eine Musketete knallt. Während unsere Politiker mit Gleichmuth den Veränderungen, Modifikationen und Erläuterungen entgegensehen, welche das deutsche Staatsrecht von Wien aus erleiden dürfte, ist unsere gelehrte Welt desto geschäftiger: es handelt sich darum, die deutschen und fremden Naturforscher, welche sich nächsten Herbst hier zusammenfinden werden, würdig zu empfangen. Als Vorspiel der großen wissenschaftlichen Kirchenversammlung hatten wir vor Kurzem hier ein Provinzialconcil unserer Landesärzte. Es wurde dasselbe dadurch allgemein interessant, weil sich dabei recht auffallend zeigte, daß die Homöopathie bei uns bis jetzt so gut als keine Wurzeln geschlagen hat; wir haben im ganzen Lande einen einzigen Arzt, der unbedingt der neuen Lehre ergeben ist und nach ihr handelt. In der genannten Versammlung wurde eine von einem Arzte verfaßte satirische Epistel an das Publikum über die Homöopathie mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen, und Hahnemanns Sätze sammt und sonders lachend verdammt. Es war der Fakultät zu gönnen, daß sie, die seit Molière die Zielscheibe so vieler Sarcasmen gewesen war, auch einmal über diese Species von Witz recht herzlich lachen durfte, und die Mehrzahl war wohl zu orthodox allopathisch, als daß ihnen hätte beifallen sollen, der Unglaube und Spott der Laien werde das mutato nomine de te fabula narratur in Anwendung bringen. Sollte hinfür die Ketzerei immer frecher ihr Haupt erheben, so werden unsere Kardinäle unter den ersten seyn, welche darauf dringen, daß auf einem neuen Trident die alte Lehre purgirt und corroborirt werden müsse. — Um die Naturforscher, welche uns kommenden Herbst mit ihrem Besuche beehren werden, mit einem nützlichen Andenken zu erfreuen, hat unser Stadtrath einen sehr verständigen Plan entworfen, der in den Städten, welche künftig der Schauplatz dieser Versammlung seyn werden, Nachahmung verdient. Es wird nämlich bereits, nach dem Beispiele von Hamburg, an einer historisch-medizinisch-naturwissenschaftlichen Topographie der Stadt und der Umgegend gearbeitet; das hiesige Unternehmen soll aber weit umfassender seyn, als das Hamburger, und es ist desto zweckmäßiger, da wir keine gute Monographie der Stadt besitzen und die vorhandenen dazu veraltet sind. Eine Anzahl unserer angesehensten Literatoren theilt sich in die Arbeit, und dem Werke, das auch durch äußere Ausstattung beweisen soll, daß Stuttgart gegenwärtig einer der bedeutendsten Stapelplätze des deutschen Buchhandels ist, werden statistische Tabellen, eine geologische Karte der Umgegend, eine Ansicht der Stadt und der Grundriß derselben beigegeben. Die Gegend von Kanstatt, kaum eine Stunde von hier, ist als eine der vornehmsten Lagerungsstätten fossiler Knochen, namentlich Elephantenknochen, bekannt, und erst in neuester Zeit sind dort wieder in der Nähe des Orts, wo im Jahr 1816 ein sehr ansehnlicher Fund gemacht wurde, ja selbst in unserer Stadt beim Graben von Fundamenten, im Kalktuff bedeutende Spuren gefunden worden. Dies gäbe den sehr natürlichen Gedanken an die Hand, der Versammlung eine höchst passende Feier zu veranstalten. Man könnte an den Stellen, welche die meiste Ausbeute versprechen, Nachgrabungen vornehmen, sobald man auf eine ansehnliche Lagerung von Knochen stößt, die Arbeit einstellen, und dann, wie in Pompeji erlauchten Personen zu Ehren bereits aufgedeckte Mosaiken wieder verschüttet und in ihrer Gegenwart neu ausgegraben werden, vor den Augen der gelehrten Notabilitäten deutscher Nation die stummen und doch sprechenden Zeugen einer Vorwelt aus ihrer Gruft heben. Dieser artige Plan wird wahrscheinlich nur darum nicht aus mehreren Gründen unausgeführt bleiben, weil schon Einer, Verlegenheit wegen der Geldmittel, statt aller gilt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 156:

Sie, Sieg, Sie, Sieb, Pip, Pipi, Jacht, Acht, Schur, Schurk, Quer, Querl, Schau, Schaum, Loh, Lohn.

Mit und ohne a bis tz.

o: Ohne mußt du mit der Woche,
Mit dem Freitag mich verbinden;
Denn bei andern Wochentagen
Wirst du nimmermehr mich finden;
Ich bezeichne schweres Leiden
Und gar jammervolles Scheiden,
Das jedoch in wenig Tagen
Wonne ward, nicht auszusagen!
Mit kannst du mich theils auf Karten,
Theils als einen Hund mich finden;
Nennt den Jüngling so ein römisch
Mädchen, wird sie ihn verbinden;
In den Arien gesungen,
Ist dir's oft in's Ohr gedrungen.

pe: Mit von einem Schloß ein Theil,
Ohne ist ihm Alles feil.

Qu: Hinten ist q nie zu finden,
Vorne sollst du's denn ergründen:
Vorne ohne ist's ein Stab,
Mit, was viel Genuß dir gab.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Juni 1834.

Albanien. — Du, ärger als ein Name auf der Welt,
Lieb keine eigne Schande. —
Edmund. — Was Ihr zur Last mir legt, hab' ich gethan;
(Und mehr, weit mehr: das wird die Zeit enthüllen.)

Shakespeare.
König Lear.

Lenore.

(Fortsetzung.)

Das gedachte freiwillige Jägercorps war gegen Ende des Feldzugs einem Linienregiment beigegeben, und Rudolf, wegen seiner ungemeinen Fähigkeit zu diesem Posten, zum Rechnung führenden Offizier dabei ernannt worden, während er auch in jeder andern Beziehung sich rühmlich ausgezeichnet hatte. Auch Ferwill war zum Offizier avancirt, und hatte in diesem Verhältniß durch die Eleganz seiner Erscheinung, durch glänzenden Aufwand und Freigebigkeit sich viele Freunde, selbst hohe Gönner erworben. Als der Frieden erfolgt war, erhielt das Regiment Ordre zum Rückmarsch, um zur Besetzung einer vaterländischen Festung zu dienen.

Rudolf trat den Heimweg mit beängstigtem Herzen an. Er hatte, so oft er auch geschrieben, nur sehr selten und kurze Briefe von Lenoren erhalten, aus denen ein düstrer Gram, eine trübe Hoffnungslosigkeit sprachen. Unter den Unruhen des Kriegerlebens hatte er weniger Wichtigkeit darauf gelegt, als sonst wohl geschehen seyn würde, und mit Sicherheit gehofft, daß die Aussicht auf ein nahes Wiedersehen das geliebte Mädchen beruhigen und ihre frühere Heiterkeit zurückführen werde. Als aber nach geschlossenem Frieden ihre Briefe gänzlich ausblieben und er durch die Korrespondenz Friedrichs mit Gertruden erfuhr, daß sie fortwährend kränkle und man ernstliche Besorgnisse für sie hege, da stieg seine Sorge, und er wäre gern auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe der Heimath zugeeilt, was aber seine Dienstverhältnisse nicht gestatteten.

Das Regiment hielt Rasttag bei einer namhaften Stadt. — Am nämlichen Morgen trat Ferwill zu Rudolf ein. Er hatte nach seiner Weise die Nacht hindurch geschwärmt, eine glänzende Bewirthung veranstaltet, darauf unglücklich gespielt und seine ganze Baarschaft verloren. Er kam jezt, Rudolf um ein Darlehen von fünfhundert Thalern aus der Kasse, die er führte, zu bitten, um gleichzeitig frühere Ehrenschulden, die er hatte, damit zu tilgen. In der großen Handelsstadt, wo der nächste Ruhetag zu halten war, erwarteten ihn bedeutende Wechsel und konnte er Alles erstatten. Rudolf ließ sich erbitten, obschon mit innerm Widerstreben, und zahlte, gegen Ferwills Handschrift, in Papiergeld, wovon er am nämlichen Tage eine bedeutende Summe erhalten, das Verlangte auf den Tisch. Nicht ohne eine Regung unangenehmer Art empfing er Ferwills Dank für den Freundschaftsdienst und sah ihn forteilen. — Es war die einzige nicht ganz pflichtgemäße Handlung, deren er sich in seinem ganzen Leben bewußt geworden, obschon unter den damaligen Umständen auch einigermaßen

zu entſchuldigen, und er wußte, daß er im ſchlimmſten Fall den Verluſt aus eigenen Mitteln zu decken im Stande ſeyn würde. Als jedoch der beſtimmte Tag erſchien, ſtellte Ferwill das Geliehene zurück, in denſelben Papieren, worin er es empfangen. Der Zufall aber wollte, daß Rudolf faſt unwillkührlich, und mehr einer Gewohnheit folgend, die er ſeit einiger Zeit angenommen, und die ſein Poſten nothwendig gemacht hatte, als mit Abſicht, eines dieſer leichten Blätter einer Prüfung unterwarf, wodurch die ſeit einiger Zeit häufig in Umlauf gekommenen falſchen Scheine von den echten zu unterſcheiden waren. — Es war falſch. Er nahm ein zweites, auch dieſes, ein drittes und alle folgenden waren es; die ganze Summe beſtand aus falſchen, ſehr künſtlich nachgemachten Scheinen, die nur ein ſehr geübtes Auge nach ſorgfältiger Prüfung als ſolche zu erkennen im Stande war. Rudolf ſtand erſtarrt. Er erinnerte ſich jezt, daß überall, wo das Regiment eine Zeitlang geſtanden, dergleichen Papiere zum Vorſchein gekommen waren, ja daß in der lezten Zeit ſeines Aufenthalts in der Heimath die dortige Gegend damit überſchwemmt worden war, ſo daß die Behörden ſich genöthigt geſehen, darauf aufmerkſam zu machen und die Kennzeichen der Verfälſchung genau anzugeben. Rudolf hatte durch den häufigen Geldverkehr im Hauſe des Oberamtmanns, dem er dort vorſtand, hierin eine große Sicherheit erlangt, ohne je zu ahnen, daß ſie ihm auf ſolche Weiſe würde zu Statten kommen. Er fühlte ſich von einer ſeltſamen Ahnung ergriffen. Das Regiment lag in einem benachbarten Dorfe; Ferwill aber hatte, angeblich ſeiner Privatgeſchäfte wegen, auf eigene Koſten ein Quartier im erſten Gaſthofe der Stadt genommen. Rudolf ließ ſogleich ſein Pferd ſatteln und ritt, die Papiere in der Taſche, zur Stadt. Es war ſehr ſpät, als er ankam, in dem Zimmer aber, das man ihm als Ferwills bezeichnete, war Licht; ja er glaubte durch die hellen Spiegelſcheiben deſſen Geſtalt ſich hin und her bewegen zu ſehen. Augenblicklich war ſein Entſchluß gefaßt. Er ließ, eine ſcherzhafte Ueberraſchung zum Vorwand nehmend, ſich den Hauptſchlüſſel geben und ſich ſachte hinaufleuchten. Seine Uniform und ein gutes Trinkgeld machten, daß man ihm willfahrte. Er öffnete die Thüre leiſe, aber raſch; ein innerer Riegel wich ſeiner Stärke, er trat ein. Welch ein Anblick!

Mitten im Gemache ſtand ein Tiſch, auf demſelben lagen alle Werkzeuge einer kleinen tragbaren Druckerei, wie ſie zur Fertigung der falſchen Scheine erforderlich ſind, ſo zierlich und kompendiös, wie nur engliſcher Kunſtfleiß mechaniſche Geräthſchaften fertigen kann. In einem feinen Maroquinkaſten, reich mit Silber plattirt, in Form einer Reiſechatoulle, welcher daneben ſtand, hatte Alles Platz; Ferwill ſaß hinter dem Tiſche mit einem feinen Pinſel in der Hand, beſchäftigt, den kleinen Mängeln des Drucks nachzuhelfen; Scheine jeder Art, fertige und unvollendete lagen um ihn her, ſo wie leeres, eigens für dieſen Gebrauch bereitetes Papier. Er war bei Rudolfs Eintritt raſch und verlegen aufgeſprungen. Dieſer trat vor den Tiſch, er überblickte die Gegenſtände, und das Paket, welches er bei ſich trug, hinwerfend, rief er: „Was ich hier ſehe, überhebt mich wohl der Frage, woher die Papiere ſtammen, die ich aus Ihrer Hand empfing? Sie ſelbſt, mein Herr, ſind, wie ich ſehe, der Fabrikant!“ Ferwill ſtammelte etwas von dreiſtem Eindringen, von ſcherzhaften Verſuchen, ja von Erſatz, aber er hatte die Faſſung ſo gänzlich verloren, daß Rudolf, faſt ergriffen von der kläglichen Haltung des ſonſt ſo Sichern, kurz und halb abgewendet ſagte: „Kleiden Sie ſich an, Sie ſind mein Arreſtant.“ — „Um Gotteswillen!“ flehte Ferwill, „ich will ja Erſatz leiſten.“ — „Das findet ſich,“ entgegnete Rudolf, „jezt folgen Sie mir.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Athen.

(Fortſetzung.)

So manche Reiſende haben Athen, die türkiſch-griechiſche Stadt, die Schutzbefohlene des Kislar-Aga, geſehen und beſchrieben, daß wir uns von ihrem Aeußern wohl einen Begriff machen können. Gärten mit Citronen- und Orangebäumen und den zahlreichen duftenden Blumen des Südens lagen zerſtreut zwiſchen den Wohnungen; das Athen der Vorzeit war nie eine ausgezeichnet ſchöne Stadt, ungeachtet ſeiner großartigen, öffentlichen Monumente; das neuere mag dies eben ſo wenig geweſen ſeyn, aber Wohlſtand und Verkehr herrſchten unter der gegen zehntauſend Seelen ſtarken Bevölkerung, und die Bedrückung mochte geringer ſeyn als in einzelnen andern Theilen Griechenlands. Von dem Allen iſt kaum mehr eine Spur zu entdecken. Es iſt wahr, manche anſtändige, ſelbſt einige ſchöne neue Wohnungen ſind gebaut worden: im Moment, wo die Türken durch die Kraft der Verträge genöthigt wurden, Attika und Negropont zu verlaſſen, kaufte Mancher um geringes Geld bedeutende Beſitzungen und bereicherte ſich raſch; aber im Allgemeinen herrſchen Armuth und Elend. Niedrige Hütten und ärmliche Buden nehmen nächſt den Ruinen den größten Raum ein; mit Mühe findet der Fremde ein Unterkommen, denn es gibt nur Einen Gaſthof, der dieſen Namen verdient, und dieſer benuzt das zufällige Monopol auf Koſten des Reiſenden. Die Ungewißheit, in welcher man zur Zeit ſchwebte, ob Athen

wirklich bestimmt sey, die Hauptstadt des neuen griechischen Reiches zu werden, hielt die Meisten noch vom Bauen ab; dazu noch die Vermuthung, daß der größte Theil des gegenwärtigen Ortes verlassen und die höher gelegene Ebene auf der Ostseite gewählt werden solle. So ist der gegenwärtige Zustand dieser Mutter der Künste und Wissenschaften.

Es waren die heißesten Sommertage, die ich hier zubrachte. In der untern Stadt wies das Reaumursche Thermometer beinahe 32 Grad; die engen Gassen, mit Mauerschutt bedeckt, glichen einem Glühofen. Tausende von Schnaken, eine vor der Zerstörung unbekannte, seitdem aber unerträglich gewordene Plage, raubten die Ruhe bei Tag und Nacht. Während der Mitte des Tages waren die Straßen wie ausgestorben, erst gegen Abend getraute man sich auszugehen. Dann sah man Gruppen vor den Wohnungen; die Männer saßen auf den Ruinen und rauchten, die Frauen schwatzten oder waren mit Handarbeit beschäftigt. Als ich an einem Sonntag Abend von einem Spaziergange über die Hügel und um die Südseite der Akropolis zurückkehrte, sah ich in der Nähe der Laterne des Demosthenes von einigen jungen Männern die Romaika tanzen. Fiedel und Mandoline begleiteten die gemessenen, verschlungenen Bewegungen des anmuthigen Tanzes, der das griechische Kostüm erheischt, wie der Bolero das spanische. Die Frauen saßen mit den Kindern umher, dem Schauspiele zusehend und sich an den kühlenden, gewürzigen Melonen labend, welche von Theben und den Cykladen in großer Anzahl hingebracht werden, und für Reich und Arm in der drückenden Hitze eine willkommene und wohlthätige Erquickung sind.

Der Raum, wo das elegante choragische Monument der Achamantiden steht — wohl der kleinste Tempel, den es gibt, einst dem Bacchus gewidmet und jezt bekannter unter dem sonderbaren Namen der Demosthenischen Laterne (vor nicht gar langer Zeit wollte ihn ein Engländer kaufen und nach seinem Vaterlande schaffen, wie einer seiner Landsleute den Sibyllentempel zu Tivoli) — ward noch vor wenigen Jahren von dem Franziskanerkloster eingenommen, welches ebenfalls das allgemeine Schicksal getroffen hat, dem in diesem Theile kaum ein Haus entging. Der einzige der Mönche, der bis zulezt aushielt, befindet sich gegenwärtig in Pera. Das Kloster war der gewöhnliche Wohnort der fränkischen Reisenden, namentlich der Engländer. Hier verweilte Lord Byron bei seinem zweiten Aufenthalt zu Athen im Jahre 1811. Man kann diesen wüsten, öden Ort nicht besuchen, ohne sich zu erinnern, daß der größte Dichter des neuern Englands hier gelebt, daß ein Theil seines Childe Harold hier geschrieben worden. Byron's Dichtungen bringen uns so manche Erinnerungen an diesen Ort: die Pilgerschaft, der Fluch Minervens, der Giaur enthalten so treue wie begeisterte Schilderungen Attika's, in die sich aber immer die elegische Stimmung mischt, deren Keiner sich erwehren kann, welcher dieses, noch jezt in seiner Verödung so interessante Land vor sich ausgebreitet sieht. Man kann diese Empfindung nicht mit derjenigen vergleichen, welche Italien erweckt; Italien hat auch seine Melancholie und seine Ruinen, aber es hat sein großes, sein blutiges, aber großes Mittelalter, es hat den vielfachen Ruhm neuerer Jahrhunderte; Griechenlands Berge hingegen scheinen vom Hauche der Verödung berührt, in seinen Ebenen hat mehr denn ein Jahrtausend lang Barbarei gehaust, über seine Städte ist der Todesengel hinweggegangen; zwischen der Vorzeit und uns liegt eine weite, düstere, graue Kluft, Jahr auf Jahr, beinahe ohne Namen, ohne Erinnerung, ohne Geschichte.

Von meinem Fenster aus, im Hause des russischen Konsuls, das auf einem der höchsten Punkte der Stadt gelegen ist, sah ich in einer durch die steilen Wände des Hymettus im Hintergrunde begrenzten Ebene vor mir das Thor des Hadrian, die Säulen des dem olympischen Jupiter geweihten Tempels, von Pisistratus begonnen, vom syrischen Könige Antiochus Epiphanes fortgesezt, von Kaiser Hadrianus, 650 Jahre nach dem Beginne des Baues, vollendet. Eine neue schöne Zeit war für Griechenland unter den Kaisern des dritten Jahrhunderts aufgegangen: nicht mehr die der Freiheit alter Tage, aber nach den Gräueln und Bürgerkriegen der lezten Dezennien der römischen Republik eine Zeit des heitern Lebensgenusses, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, des oft verkehrten, aber auch wieder manches Gute weckenden und fördernden philosophischen Studiums. — Nach dieser Seite hin führte mich gewöhnlich früh oder Abends mein Weg. Vor dem Thore, das noch immer als Einfahrt in die Stadt dient — aus röthlich schimmerndem pentelischem Marmor errichtet, elegant, aber schon den Verfall des reinen Baugeschmacks zeigend, mit den beiden Inschriften versehen, welche einerseits des Theseus, anderseits Hadrians Stadt bezeichnen — und bis zum Olympium hin waren täglich eine Menge Landleute versammelt, welche das Getreide durch Pferde ausstampfen ließen, wie es in Griechenland statt unsers Dreschens üblich ist. Nur sechzehn Säulen von den hundertzwanzig, welche einst den Tempel des olympischen Zeus schmückten, stehen noch auf der Platform, die mehr als zweitausend Fuß im Umfange gehabt zu haben scheint; auch zu ihnen, wie zu allen athenischen Gebäuden, lieferten die Brüche des Pentelicus den Stein, der durch sein röthliches Weiß eine so schöne Wirkung thut. In der Nähe strömt der Ilissus; wie die meisten in Mythe und Geschichte berühmten griechischen Flüsse,

ist auch er unbedeutend, und war in der Sommerzeit beinahe völlig ausgetrocknet. Die einst so gefeierte Quelle Kallirrhoe, die schönfließende, deren schon Herodot erwähnt, wo er von der rauhen Behandlung athenischer Knaben und Mädchen, welche Wasser schöpften, durch die hier das Land bauenden Pelasger redet, vereint ihren dünnen Wasserstreifen mit dem Ilissus. Dabei ist die kleine Insel, auf welcher der Tempel der Musen stand: dürres Gestrüpp und Disteln überdecken das wenige Steinwerk. Zwei Massen von Mauerwerk bezeichnen etwas weiter nördlich die Stelle, wo eine Brücke über den Strom nach dem großen Stadium führte, das, über sechshundert Fuß lang, ursprünglich den panathenäischen Spielen gewidmet, von jenem Herodes Atticus, welcher in der schönen Zeit der Antonine Kleinasien und Griechenland mit Bauten bereicherte und den größten Theil seines ungeheuren Vermögens zu solchen Zwecken verwandte, mit Sitzen aus pentelischem Marmor geschmückt wurde, und noch jetzt, aller seiner Zierden beraubt, durch seinen Umfang und die weite Aussicht über die attische Ebene staunen macht. Dürr und steinig ist der Boden auf dieser ganzen Seite; vom Lyceum, von der Wasserleitung des Hadrian, die den zum Pentelikus führenden Weg durchschnitt und wovon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch Reste waren, ist fast nichts zu sehen als die Stelle, wo sie gestanden. Wie müssen die Bewohner der Stadt bedauern, daß dies großartige Römerwerk nicht unterhalten worden ist, denn in unsern wie in alten Tagen ist Wassermangel fühlbar und die Zahl der Brunnen nur gering.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beschluß.)

Naturgeschichtliche und antiquarische Entdeckungen.

Bei uns wird überhaupt gegenwärtig, wenn auch nicht viel erfunden, doch Manches entdeckt. So ist erst vor wenigen Tagen im Jurakalkstein unsers Alpgebirgs durch Zufall eine neue Höhle aufgefunden worden, welche der berühmtesten und besuchtesten unserer Höhlen, der Nebelhöhle, an Größe gleich kommt, das heißt gegen sechshundert Fuß lang ist. Sie führt fossile Knochen, nach der vorläufigen Anzeige namentlich Bärenknochen, und zeigt Spuren, daß sie von Menschen bewohnt war; in welcher Periode, muß erst die wissenschaftliche Untersuchung ergeben, zu welcher zweckmäßige Vorkehrungen getroffen seyn sollen. Die menschlichen Gebeine treten übrigens auch hier mit ihren unzertrennlichen Begleitern, mit Topfscherben, auf. Dieser Fund könnte leicht bedeutender werden, als es bis jetzt scheint. — In unsern, an römischen und deutschen Alterthümern so außerordentlich reichen Provinzen am obern Neckar bestehen seit einiger Zeit zwei Privatvereine für antiquarische Forschungen, zu Rottenburg und zu Rotweil, deren Ausbeute bereits sehr bedeutend genannt werden kann, während sie für die Zukunft noch weit mehr versprechen. Der Verein zu Rottenburg hat mehrere sich vielfach verzweigende Römerstraßen ziemliche Strecken weit verfolgt; es sind bei genannter Stadt Spuren von römischen Kastellen und Lagern, ja sogar, wie man bis jetzt glaubt, die Grundmauern eines sehr großen Theaters entdeckt worden. — Bei Rotweil ist auf einem Hügel eine sehr große Anzahl alter, wahrscheinlich gallischer Gräber aufgedeckt worden; die Ausbeute an Waffen und Geräthe ist dabei sehr bedeutend. Alle Umstände, namentlich die Verletzungen mancher Knochen, weisen darauf hin, daß hier nach einer blutigen Schlacht die Gebliebenen — wie man vermuthet, gallische Bundesgenossen der hier von den Germanen geschlagenen Römer — beerdigt worden waren. Von noch ungleich höherem Interesse ist eine gleichfalls bei Rotweil erst vor wenigen Tagen gemachte Entdeckung, die wir vorläufig hier ankündigen; ihre Bedeutung wird uns veranlassen, später, wenn Alles ermittelt ist, wieder darauf zurückzukommen. Nachdem man früher die Fundamente mehrerer römischen Gebäude verfolgt und dabei manche interessante Eroberung gemacht hatte, ist so eben in einem römischen Bade ein großer Mosaikfußboden aufgedeckt worden. Die Ausgrabung ist noch nicht vollendet; das Mosaik ist zwanzig Fuß lang und wahrscheinlich eben so breit. Auf dem wohlerhaltenen, sechs Fuß im Quadrat messenden Mittelfelde sieht man Orpheus in zierlich drapirtem Gewand lauschenden, auf Bäumen sitzenden Vögeln auf der Lyra vorspielen. Die Seitenfelder, welche mehr gelitten haben, zeigen neben Arabesken kriegerische Scenen. Alles weist darauf hin, daß sich neben diesem Fußboden noch ein zweiter ähnlicher befindet. Unter dem Fußboden läuft der Heizungsraum des Bades durch. Es wäre zu bedauern, wenn die Geringfügigkeit seiner Mittel den Verein hinderte, diesen sehr interessanten Fund, der einen neuen Beweis dafür liefert, wie fest sich die Römer bei uns niedergelassen hatten, in seinem vollen Umfange zu nützen und die Kunstwerke unter Dach und Fach zu bringen. Das Staatsbudget, in dem neben so mannichfachen natürlichen und Gewohnheitsbedürfnissen für den Artikel Kunst nur ein ganz kleines sogenanntes Reputationsstückchen abfällt, ist leider ein nur zu getreuer Ausdruck der Budgets der meisten Steuercontribuenten; man kann aber dem Utilitätssystem so ziemlich alle seine Sätze zugeben und doch der Meinung seyn, es sey eine armselige Zeit, in der es schwer fällt, oder gar unmöglich ist, ein solches Duodezpompeji auszubeuten. Wir hoffen indessen doch, den Lesern bald anzeigen zu können, daß diese Monumente eines großen Volkes, bei dem das Angenehme mit dem Nützlichen so Hand in Hand ging, daß es sich draußen, auf den Vorposten gegen die Barbaren, alsbald mit dem heitern Schmuck der Kunst umgab, für die Wissenschaft gerettet worden sind. Auch der nächsten Herbst in unsern Mauern zusammentretende friedliche Kongreß, der keine Gesetze gibt, noch selbst gemachte erläutert, der nur die Gedanken des allerhöchsten Gesetzgebers in seinen Werken zu lesen strebt, wird sich überzeugen, daß wir wissen, was wir unserer und Deutschlands Ehre schuldig sind. Er findet ein lachendes Thalbecken, das auf allen seinen Höhen den Thorsus schwingt, eine offene, freundliche Stadt, manches Sehenswerthe aller Art, Naturprodukte, für den wissenschaftlichen Sinn in's Licht gestellt, Naturprodukte, preiswürdig für den Gaumen zubereitet, Wissenschaftsmänner ohne Dünkel, ein gutes, gastfreundliches We.., und Circenses, wie sie eben in Deutschland zu haben sind.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. Juni 1834.

Wer hemmet die Gewalt der Zeit und der Vernichtung?
Und doch, wie lieblich biſt du noch im Weh,
Du Land der Götter und der Göttergleichen!

Byron.
Childe Harold.

Athen.

(Fortſetzung.)

Fruchtbarer und freundlicher als die öſtliche Ebene iſt die auf der Weſtſeite der Stadt, welche von dem vom Berge Parnes herſtrömenden Cephiſus und von einigen am Anchesmus entſpringenden Quellen bewäſſert wird, wo man viele Gärten und Felder, und neben Oelbäumen manche Wohnungen ſieht, unter welchen ein Landhaus des engliſchen Admirals Malcolm die Blicke auf ſich zieht. Hier kann man an Triptolemos denken, welchen Demeter im Landbau unterwies. Dort hinaus führte einſt der heilige Weg, mit den Grabdenkmalen ſo mancher edeln Athener geſchmückt; dort lag die Akademie, wo die göttlichen Weltweiſen gewandelt und gelehrt; dort ſieht man den Hügel von Colonos, wohin Sophokles die Scene einer ſeiner unſterblichen Dichtungen verlegte. Jeder Fußbreit Landes hat hier ſeine große und ruhmvolle Erinnerung.

Die Alterthümer, welche die gegenwärtige Stadt in ihrem Umkreis einſchließt, werden nur dabei gewinnen können, wenn das Projekt der neuen Anlage ſich realiſirt. Jezt ſind ſie zum Theil halb verſteckt; neue, mit grellen Farben bemalte Wohnungen ſtören allzuſehr die maleriſche Wirkung und den günſtigen Eindruck. Dieſe Monumente ſind meiſt aus der Römerzeit. Der Thurm der Winde, wie man das Horologium des Andronicus Cyrrheſes, ehemals zugleich als Sonnen- und Waſſeruhr dienend, von den es umgebenden, hie und da etwas ſchwerfälligen Geſtalten der acht Winde zu nennen pflegt, war einſt ein Tekieh der tanzenden Derwiſche; obgleich von eleganter Bauart, muß er doch dem Demoſtheniſchen Fanari bei weitem nachſtehen, und verliert namentlich dadurch, daß der Boden rings umher ſich ſo ſehr erhöht hat, daß man in das Erdgeſchoß hinunterſteigen muß. Die Reſte der ehemaligen Waſſerleitung ſieht man noch an einer nahen Mauer. Ganz in der Nähe ſtehen die ſchönen doriſchen Säulen des unter Auguſt gebauten Porticus der neuen Agora, und nicht weit davon, mit einer Wand und einer kleinen Kirche verbunden, zehn korinthiſche Säulen, wahrſcheinlich die Reſte der großartigen Stoa Kaiſer Hadrians. Am Weſtende der Stadt, dicht an der Mauer und ziemlich erhöht über die nächſten Wohnungen, liegt der Theſeustempel, das beſterhaltene unter den Gebäuden der Stadt. In eine Kirche umgewandelt, entging er der Zerſtörung. In ſchönem Styl, aber weniger edel in ſeinen Verhältniſſen als die Denkmale der Pericleiſchen Zeit, überraſcht dieſes, dem atheniſchen Heros geweihte Werk Mikons uns jezt dadurch, daß es, mehr als ein anderes, ein vollkommenes Bild eines griechiſchen Tempels gibt.

Man könnte träumen, noch beſtehe die alte Zeit, der Dienſt der alten Gottheiten; aber der Athener unſerer Tage, der in das hehre Gebäude tritt, ruft zu grell die Wirklichkeit herauf. Einige der großen Steine des Giebelfeldes der Facade wurden vor wenigen Jahren durch den Muthwillen eines Türken losgebrochen und heruntergeworfen; ſie liegen nun am Fuße der Stufen, gleichſam der Wiederherſtellung harrend. Dies iſt der einzige bedeutende Schaden, den das Aeußere erlitten.

Man bedarf einer Erlaubniß der bayeriſchen Platzkommandos, um die Acropolis zu beſteigen. Der Weg, an der Pansgrotte und der Quelle Klepſydra vorüber, führt durch den am meiſten verwüſteten Theil der Stadt, was ſich durch die wiederholten Belagerungen des Forts leicht erklären läßt. Auf drei Seiten fällt der Felſen, der die Veſte trägt, ſteil in's Thal hinab, an ſeinem Fuße, am ſüdöſtlichen Abhange, lag einſt das Dionyſiſche Theater, den Volksſchauſpielen gewidmet, noch an Form und Umriß kenntlich, zu Aeſchylos Zeiten begonnen und mehr denn 30,000 Zuſchauer faſſend. Auf der Weſtſeite, wo die ganze Breite nicht mehr als 168 Fuß beträgt, iſt die Klippe zugänglich. In der gegen die Stadt zugekehrten Mauer, die man die Pelasgiſche nennt, während die auf der Südſeite nach ihrem Erbauer die Cimoniſche heißt, ſieht man noch Reſte von den Säulen des alten, durch die Perſer zerſtörten Minerventempels. Ueberhaupt macht die Mauer, mit ihrem Flickwerk aus allen Jahrhunderten, und den halbverfallenen Baſtionen, einen maleriſchen Effekt. Ein hoher Thurm, der auf der Seite des Eingangs einen weſentlichen Theil der Feſtungswerke ausmacht, erinnert an die mittelalterliche Zeit, wo nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Kreuzfahrer, während Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Ville Hardouin Morea unterwarfen, hier eine herzogliche Dynaſtie durch den Burgunder Otho de la Roche (der Anfangs den Titel eines Großherrn — Megas-Kyr — annahm) und ſpäter durch Walter von Brienne geſtiftet ward, deſſen gleichnamiger Nachkomme auszog gegen die Florentiner (die ihn aber bald mit Schimpf und Schande verjagten), während eine florentiniſche Familie, die Acciaiuoli, 1364 Herzoge von Athen wurden, bis der lezte derſelben, Franceſko, 1456, ſich Mahomet II. fügen mußte, zur Zeit, als die Paläologen Morea verloren. — Durch das Thor, durch die auch in ihrer Zerſtörung noch ſo ſchönen Propyläen, Perikles großartiges Werk, Befeſtigung ſowohl als Zierde der Burg, gelangt man auf die flache Höhe des Felſen; links hat man das Erechtheium, rechts das bewunderungswürdigſte Denkmal griechiſcher Architektur, das unſern Tagen geblieben, das Parthenon. Aber wie ganz anders ſieht es in dieſen, mit Schutt und dürrem Gras und Strauchwerk bedeckten Räumen aus, als da jene „noch die ſchöne Welt regieret,“ denen dieſe Tempel geweiht waren, da die panathenäiſche Prozeſſion, mit dem durch Räderwerk getriebenen Schiffe, mit dem geſtickten Vorhange für Minervens heiliges Haus, hier ihre Pracht entfaltete und unter dem reinen Himmel, unter der leuchtenden Sonne Griechenlands — die, wie der Dichter ſagt, alles iſt, was ihm geblieben — Opferduft und Gebete („das Gebet iſt ein ſüßer Geruch vor dem Herrn,“ ſagt ein ſchönes Wort Mahomeds) emporſteigen ließ.

(Der Beſchluß folgt.)

Lenore.

(Fortſetzung.)

Vergebens verſchwendete der Elende jezt Bitten, Thränen und alle Künſte der Rede, die ihm zu Gebote ſtanden. Als Rudolf deſſenungeachtet feſt blieb, begann er mit verändertem Ton: „Nun wohl! können, wollen Sie mir keine Schonung gewähren, ſo ſchenken Sie ſolche wenigſtens einem theuren, auch Ihnen nahe befreundeten Weſen! — Haben Sie Mitleid mit Lenoren!“ — „Elender!“ rief Rudolf im äußerſten Zorn, „welch einen Namen wagſt Du zu nennen! Was ſoll Dir Lenore?“ — „Sie ſchenkte mir ihr Herz und ihre Neigung,“ winſelte Jener, faſt zu ſeinen Füßen. „Sie ward die Meine, ganz die Meine, durch die Gewalt der Liebe!“ — „Nichtswürdiger!“ unterbrach ihn Rudolf, „was hindert mich, daß ich Dich nicht auf der Stelle durchbohre? Verworfener Lügner!“ Aber Ferwil, jezt gefaßter, entgegnete ſcharf betonend: „Wollen Sie Beweiſe? Ich kann ſie geben.“ — „Auf der Stelle!“ — Und aus einer Brieftaſche nahm Jener ſofort ein Paket Briefe und legte ſie vor Rudolf hin. Sie waren von Lenoren! Rudolf ſammelte ſeine ſich verwirrenden Sinne und zwang ſich, zu leſen. Es waren ihrer nur wenige, und der ſpäteſte von ſehr altem Datum. Aber ihr ganzer Inhalt ließ keinen Zweifel, daß Lenore in jedem Sinne für ihn verloren ſey. Gleichwohl waren es nicht Worte der Liebe, des Vertrauens, die da auf dem Papier ſtanden. Es waren Selbſtanklagen, wechſelnd mit Vorwürfen, mit Ausbrüchen der ſchwärzeſten Hoffnungsloſigkeit und der Verzweiflung eines ſich ſelbſt verloren gebenden Gemüthes. — Hätte Rudolf noch irgend ein Zweifel an ſeinem Unglück bleiben können, die unheilvolle Uebereinſtimmung des Tons, der in dieſen Briefen herrſchte, mit dem der wenigen, die er von ihr empfangen, hätte ihn heben müſſen. Jene ſchmerzlichen Klagen, in denen ſie ſeiner treuen, reinen Liebe ſich ſo ganz unwürdig erklärt, und jede Hoffnung auf eine frohe Zukunft zurückgewieſen hatte;

die so oft wiederholte Aeußerung, daß ihr nicht vergönnt seyn werde, ihn, den brüderlichen Freund, wieder zu sehen — das Alles, was er bisher bald mädchenhafter Empfindelei, bald körperlicher Verstimmung zugeschrieben, auf die entsetzlichste Weise ward es ihm jezt klar, verständlich, was er sich nimmer zu erklären gewußt, und selbst ihr gänzliches Verstummen und Schweigen bei der Aussicht auf ein nahes Wiedersehen, er konnte sich nunmehr auch dieses deuten.

„Sie sehen," hob Ferwill, jezt wieder zu leidlicher Fassung gelangt, an, „wie die Sachen stehen. — Wollen Sie mich verderben — es steht in Ihrer Macht; daß Sie aber auch mit mir Lenoren in's Elend stürzen, davon müssen diese Briefe Sie überzeugt haben. Mich verführten Leichtsinn, Eitelkeit, Sucht zu glänzen. Schlechte Gesellschaft that das Uebrige und weihte mich in jene Künste unerlaubten Gelderwerbes ein, doppelt verführerisch in einem Lande, wo der Mensch nur durch Geld etwas ist und gilt. Ich ging nach Deutschland, um da mit mehr Glanz von dem zu leben, was ich mir zu verschaffen wußte. — Hier, namentlich im Hause des Oberamtmanns, ging mir zwar wohl die Ahnung eines höhern Lebens auf; aber unter dem Getümmel des Kriegerlebens, unter so viel Verführungen erstickte bald die kurze Regung wieder. Doch diese Stunde, wofern Sie Schonung üben wollen, wird der lezte entscheidende Wink meines Genius seyn, der mich auf andere Wege führt. An der Seite eines Weibes, wie Lenore, in einem festgeregelten Wirkungskreise empfängt mich ein besseres Leben; und ich wäre dann wohl nicht der erste Sünder, den Menschlichkeit und Schonung, zur rechten Stunde geübt, zum bessern Menschen und rechtlichen Staatsbürger umgewandelt hätten."

Mit verschränkten Armen und fest am Boden haftendem Blick hatte Rudolf Alles angehört. In seiner Brust kämpften die widerstrebendsten Gefühle, aber mehr noch als Ferwills Beredtsamkeit drängte der eigene Edelmuth, der die pflichtmäßige Strenge gegen den Verbrecher ihm als unedle Rache erscheinen lassen wollte, ihn zur Milde. „Es sey so!" sagte er endlich streng und ernst. „Doch meine erste Bedingung: vernichte jezt gleich vor meinen Augen diese Werkzeuge Deines Vergehens und ihre Früchte." — Es geschah. — „Und nun," rief Ferwill mit anscheinender Rührung, „und nun, nicht wahr, mein Bruder? nimmst Du den Reuigen in Deine Arme auf und gibst mir zum ersten Zeichen des erneuten Bruderbundes den Schwur eines ewigen Vergessens und Verschweigens dieser Stunde." — „Einen Schwur?" rief Rudolf befremdet und aus der Umarmung, die er nur geduldet hatte, zurücktretend; „wozu? Du hast mein Wort, und ich bin ein Mann, das muß Dir genügen." — „Wohl," entgegnete der Andere nicht ohne Verwirrung, „es muß mir genügen, und genügt mir auch, denn ich kenne Dich; sonst — würde ich nicht aufhören zu bitten." — Aber es zuckte bei dem Wörtchen sonst ein so furchtbarer Blick aus Ferwills halb abgewendeten Augen, daß trotz des heuchlerischen Nachsatzes Rudolfen plötzlich klar ward, welch eine Hölle in Ferwills Innern koche. Ein Gefühl furchtbar unheimlicher Natur gesellte sich zu dem Unerhörten, das auf ihn eingestürmt, und drängte ihn hinweg aus dieser unreinen Nähe. Er schied rasch und mit der festen Ueberzeugung, einen unversöhnlichen Feind in Ferwill zurückgelassen zu haben.

Mehrere Tage vergingen, bevor Rudolf das, was er erfahren, nur einigermaßen bei sich zu überwinden vermochte. Es war wohl das Härteste, was ihm begegnen konnte, und wie der Lavastrom sich verheerend und vernichtend über blühende Gefilde wälzt, so drohte die unheilvolle Ueberzeugung, die ihm geworden, alle Liebe, allen Glauben an Menschenwerth und Treue aus seiner Brust auf immer hinwegzutilgen. Er kämpfte mit aller Kraft dagegen, und es gelang ihm endlich, eine männliche Fassung zu erringen, in welcher er sich vorzeichnen konnte, was ihm zu thun obliege.

Er konnte Lenoren nicht wiedersehen. Aber dennoch blieb das bedauernswerthe Opfer teuflischer Verführungskunst ihm theuer, und fürchterlich war für ihn der Gedanke, sie ungewarnt, unbewacht diesem Elenden hingegeben zu sehen. Auch schien ihm Geschwisterpflicht gegen die Unglückliche zu gebieten, daß er sie nicht gleichgültig ihrem Schicksal überlasse. — Er beschloß daher, das ganze Verhältniß dem redlichen Manne, der Vaterstelle an ihm und Lenoren vertreten, dem biedern Volk, zu entdecken. Er wollte ihn bitten, Lenorens Zukunft in der Verbindung mit Ferwill möglichst sicher zu stellen und mit aufmerksamem Blick dessen ferneres Verhalten zu bewachen. Mußte er freilich hiebei alles Vorgegangene offenbaren, so konnte er doch von Volks Klugheit und seiner edlen Gesinnung sich versichert halten, daß er Ferwill, wofern es diesem mit der Rückkehr zu einem bessern Leben Ernst sey, auch niemals die Bekanntschaft mit seinem frühern Vergehen auf das Entfernteste werde ahnen lassen. — Er wußte, in wie viel schwierigen Fällen der treffliche Volk andern durch Rath und Beistand hülfreich gewesen, ja wie manchen Verirrten er durch zweckmäßige Beschäftigung und unvermerkte Leitung auf bessere Wege geführt, und glaubte mithin die brüderliche Sorge für Lenoren am sichersten dem Manne an das Herz legen zu können, der ihm, wie ihr, ein zweiter Vater gewesen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe. Juni.

Maifeier. Kunst. Wohlthätigkeit.

Wo ich hinblicke, da rührten sich die Leute im schönen Mai, und freuten sich und suchten irgend eine Veranlassung, eine Feier, eine Festlichkeit zu veranstalten, nur um mit Grund, um rechtmäßig, ja sogar um pflichtmäßig jubeln zu können. Das geschah alles dem Mai zu Ehren, sey es, unter welchem Namen es sey. In Mannheim halten sie den Maimarkt; der ist eigentlich erst Vorspiel, um warm zu werden, dann kommt das Maifest, zur Erinnerung des ersten Besuchs des Großherzogs in jener Stadt; zuletzt, zur allmählichen Abkühlung, soll diesmal noch das Hafenfest folgen, als Einweihung des Freihafens, der daselbst auf den Zollverein hin erbaut wird. Die Heidelberger hielten am 15ten ein großes Musikfest; sie führten unter Theilnahme von mehr als dreihundert Musikern und Dilettanten aus den bedeutendern Städten der nähern und fernern Umgebung Haydn's Schöpfung in dem Schloßhofe der großen Ruine auf. Die Einwohner von Pforzheim begingen ein Nationalfest. Der Großherzog errichtete ihren Vorfahren, den bekannten vierhundert Pforzheimern, die in der Schlacht bei Wimpfen (am 6ten Mai 1622) bei Vertheidigung ihres Landesherrn, des Markgrafen Georg Friedrich, gegen Tilly's andrängendes Heer ritterlich gefallen waren, ein Denkmal in der Schloßkirche zu Pforzheim, „civibus in testimonium bene servatae majorum fidei, posteris gloriae et exemplo," wie die Inschrift besagt. Auf dem Steine sind die Namen der Gebliebenen, so viele davon noch aufgefunden werden konnten, etwa nur achtzig, eingegraben. Ihre unmittelbarsten Nachkommen, dreiundsechzig bejahrte Männer, erhielten aus der Hand des Großherzogs eigens hiezu geprägte Denkmünzen zur Erinnerung des heißen Tags im Jahre 1622 und des lieblichen im Jahre 1834. Darauf Freude und Jubel, und zur Verherrlichung des Denkmals in unserer Denkmal-Zeit eine Denk-Mahlzeit, wobei so viel Champagner geflossen seyn soll, als damals Blut bei Wimpfen. So überall Maienfreudigkeit. In Stuttgart haben Sie Ihr Schillerfest, die Münchner Ihren ausgelassenen Bock, die Wiener den Wettlauf im Prater und das Konzert im Augarten. Und nur wir, nur Karlsruhe hat im Mai nichts, als was ihm der liebe Gott gibt, einundzwanzig Tage, Maiblümchen und Maikäfer, und jedem Einzelnen bleibt es überlassen, seinen Mai in sich und um sich so schön zu feiern, als er kann und mag, und freilich oft noch schöner, als ein Pfälzer, ein Schwabe oder ein Oesterreicher. Und wenn ihm dann ein Maiabend, sey es nun bei einer Fackelmusik oder bei verstohlenen Ständchen, lieber ist als ein ganzes Volksfest, so ist das gut für ihn, aber das kümmert das Morgenblatt wenig. — Eine Kunstausstellung sollten wir wenigstens haben, aber gutmüthig, wie wir sind, haben wir auch dafür den Mai den Mannheimern überlassen, die mit ihrem neugebildeten, schon recht zahlreichen Kunstverein für dieses Jahr ihre erste Ausstellung unternommen hatten. Ich sah sie nicht, aber nach dem Kataloge, der vor mir liegt, besteht sie aus 166 Kunstgegenständen, darunter 114 Oelgemälde; mehrere sollen später noch nachgekommen seyn. Viele derselben sind mir schon bekannt. Von den bedeutendsten nenne ich zwei der Cartons zu den großen Fresken in der Aula zu Bonn, die philosophische und die juristische Fakultät, von dem jetzigen Galerieinspektor in Mannheim, Göbenberger, Kirners Schweizersoldat, von den Julitämpfen aus Paris zurückgekehrt, des verstorbenen Moosbruggers Malerateliér; Pferdestücke von Rud. Kung, Landschaften von Frommel, Helmsdorf, Weichelt zieren auch diese Ausstellung. Maria Ellenrieder hat ihre zarten Gebilde geschickt, Weller von seinen anziehenden italienischen Genrebildern, Rottmann ein Palermo. Aus Privatsammlungen kamen noch Landschaften von Ernst Fries und ein Viehstück von C. Kung ein, zwei Namen, die das Leben gerne noch länger gehalten hätte, wenn auch die Kunst sie nie vergessen wird. Zu diesen Künstlern, fast durchgehends Badnern, die zum Theil schon weithin rühmlich bekannt sind, füge ich noch zwei neue. Winterhalter, dessen schlafende Albaneserin in den Augen des Publikums den Preis davonträgt, und Reindach, auf dessen Tyroler Gegenden die Kunstkenner sehr aufmerksam machen. Die besten Porträts lieferte Weber von Mannheim. Nicht genug rühmen können die Liebhaber ein Genregemälde, das später einkam, ein würdiges Seitenstück zu Kirners Schweizersoldaten: eine Judenfamilie empfängt den als Soldaten aus dem Felde heimkehrenden Sohn zu Hause am Sabbatabend. Eine treue, lebendige Charakteristik des merkwürdigen Volkes in seiner Kleinlichkeit, doch entfernt von aller so nahe liegenden Karrikirung, machen es sehr anziehend. — Für den nächsten Mai ist nun die Karlsruher Kunstausstellung festgesetzt, und ich hoffe, der Mannheimer Verkäufer soll ihr ein würdiger Johannes gewesen seyn. — Um für den Augenblick doch nicht ganz leer auszugehen, haben wir das letzte Werk von M. Ellenrieder zu bewundern: die Großherzogin im Kreise ihrer vier Kinder, in Lebensgröße. Ich will es Ihrem Nachbarblatte überlassen, sich einen ausführlichern Bericht darüber einzuholen; wir Laien erfreuen uns an seinen Einzelnheiten, an der wiedergegebenen Aehnlichkeit und an seiner äußerst eleganten und zarten Ausführung, meinen aber, wenn es eine Santa Famiglia mit Engeln vorstellte, so wäre der Ausdruck doch richtiger, als eine glückliche Mutter mit dem Hauche der Wehmuth und sechs Knaben mit dem schwimmenden Blicke der Verklärung darzustellen. Aber der Fuß der Hauptfigur tritt so gestaltvoll und lebendig aus dem Bilde heraus, daß ihn kein Meister aus alter oder neuer Schule besser hätte malen können. — Auch noch eine Ausstellung anderer Art gab uns einstweilen Stoff zu Betrachtung und Gesprächen, und den Frauen und Jungfrauen des Landes und besonders unserer Stadt bis zur ersten hinauf Beschäftigung und Regsamkeit. Durch die heftigen Ueberschwemmungen in vergangenem Winter wurden viele Gemeinden des Oberlandes in's äußerste Elend gestürzt. Nun bedarf es wirklich nur eines Unglücks, einer Veranlassung, und mit rühmlicher Freigebigkeit sieht man in unserm Lande überall milde Gaben zusammenfließen. So auch hier. Es bildete sich ein Frauenverein, es wurde eine Lotterie veranstaltet, und in kurzer Zeit waren nicht nur 1600 Stücke, zum Theil sehr werthvolle, meist von den Geberinnen selbst gearbeitet, beisammen, sondern auch bald 18.000 Loose zu 24 kr. abgesetzt. In den letzten Tagen vor der Ziehung war dem Publikum die ganze Wohlthätigkeitssammlung vor Augen gelegt, und es ist den Leuten gar nicht zu verargen, wenn sie nun auch noch glücklich seyn wollten, nachdem sie wohlthätig gewesen waren; denn hat es nicht etwas sehr Reizendes und Verführerisches, zu wissen, daß kaum eine schöne Frauen- oder Mädchenhand in der Stadt ist, die nicht hier das Ihrige beigetragen, und dies nun gewinnen zu können, wenn auch nicht aus der Hand selbst, doch auf Umwegen? Ich gestehe, hier bin ich gewinnsüchtig, aber nur darum.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Juni 1834.

O welche tiefe Wunde!
Es blutet, es blutet mein Herz!

Goethe.

Lenore.

(Fortsetzung.)

Rudolf war über die anscheinende Verletzung seines an Ferwill gegebenen Wortes völlig beruhigt, indem er sich das Zeugniß gab, hierin einer höhern und heiligern Pflicht zu folgen, und auch versichert seyn konnte, daß dessen äußere Ehre, wofern es ihm anders mit seiner Besserung Ernst wäre, stets unangefochten bleiben würde. Er selbst wollte nun, sobald man sich der heimathlichen Gegend mehr näherte, eine andere Richtung einschlagen. Er wollte den Militärdienst aufgeben, in H. des Oberamtmanns Nachrichten, oder eine persönliche Zusammenkunft mit ihm erwarten, dann aber sich unverzüglich einschiffen, um in einem fernen Welttheil einen neuen Lebens- und Wirkungskreis zu beginnen. Hierüber mit sich im Reinen, beeilte er sich, seinen Vorsatz auszuführen; zugleich auch fertigte er eine Schenkungsakte, wodurch er sein väterliches Erbe zum größten Theil an Lenoren abtrat, in solcher Art, daß ihr ein unabhängiges, jedoch stets unter obrigkeitlicher Verwaltung bleibendes Vermögen für ihre Lebenszeit gesichert blieb. War es nun aber, daß der gewaltsame Sturz, welcher ihn so plötzlich aus seinem Himmel geworfen, alle Saiten seines Daseyns zu gewaltsam zerrüttet hatte, als daß er hätte glauben können, sie würden sich je wieder völlig befestigen; oder gestalteten sich andere dunkle, nur scheu im Bewußtseyn auftauchende Vorstellungen in ihm zum ahnenden Vorgefühl, er glaubte, seine Tage seyen gezählt und es werde ihm vielleicht nicht Zeit bleiben, jene Mittheilungen an seinen Pflegevater gelangen zu lassen. Doch war dies gerade für einen solchen Fall für ihn von der höchsten Wichtigkeit. — Da er aber diese Papiere dem gewöhnlichen Postenlauf nicht anvertrauen, noch gewärtigen mochte, daß sie im Fall eines solchen Ereignisses, als ihm in unbestimmter Ahnung vorschwebte, in unberufene Hände fielen, so übergab er das fest versiegelte Paket seinem klugen und treuen Burschen, der, mit ihm im Hause seiner Pflegeeltern aufgewachsen, ihn auch in den Feldzug begleitet hatte, und nahm das feste Versprechen von ihm, mit diesem Brief, sollte sich etwas Unerwartetes mit ihm ereignen, sofort zum Oberamtmann sich auf den Weg zu machen und ihm denselben zu eigenen Händen zu übergeben; ein Auftrag, von dessen pünktlichster Erfüllung er sich versichert halten konnte.

Das Korps unserer freiwilligen Jäger war nunmehr vom Regiment entlassen, um in die Heimath zurückzukehren und dort ihre Angelegenheiten zu ordnen, oder den Abschied aus dem Kriegerstande nachzusuchen. — Je näher man der Heimath kam, je froher wurde der

Empfang, und Alles beeiferte ſich, die Wiederkehrenden zu ehren, zu erfreuen. Die in K... Heimiſchen blieben beiſammen, und Jeder malte ſich die Wonne des gemeinſamen Einzugs in die Vaterſtadt auf's Heiterſte aus. Rudolf blieb im düſtern Schweigen meiſtens für ſich allein. Er mied Ferwills Nähe und jedes Zuſammenſeyn mit ihm. — Doch erwähnte er zum öftern in deſſen Gegenwart ſeines Vorhabens, nicht nach der Vaterſtadt, ſondern auf dem kürzeſten Wege, den er, ein paar Tagereiſen von K... aus, einſchlagen konnte, nach H. zu gehen und von dort aus Deutſchland, und wahrſcheinlich Europa auf längere Zeit, ja vermuthlich auf immer zu verlaſſen.

Etwa fünf oder ſechs Tagemärſche von jenem Ziele gelangte man auf das Gebiet eines reichen Gutsbeſitzers. Dieſer beeiferte ſich mit wahrem Enthuſiasmus, den kleinen Trupp auf's Beſte zu bewirthen, und bat ſich ſogleich ein mehrtägiges Verweilen aus. Man ließ es ſich gefallen, und Alles bot nunmehr der freigebige Wirth zum Vergnügen ſeiner jungen Gäſte auf, was ein reicher, ausgebreiteter Beſitzſtand nur darbieten mochte: Schmauſereien, Luſtfahrten in die Umgegend und zulezt eine große, auf ſeinem weitläuftigen Gebiet veranſtaltete Jagd. — Hier aber trübte ein Unglücksfall die allgemeine Luſt. Rudolf ward durch die Unvorſichtigkeit eines der Theilnehmer, oder durch ein höchſt ſeltenes Rückprallen einer abgeſchoſſenen Kugel (es ließ ſich durchaus nicht klar ermitteln) erſchoſſen. Man trug ihn todt von der Stelle. Der treue Chriſtian erfüllte nun pünktlich den dringenden Auftrag ſeines vielbeweinten Herrn, und langte mit der Todesbotſchaft und dem Briefe einige Tage früher im Städtchen an, als die jungen Leute dort eintrafen.

Ich hatte zu der Zeit von meinem Regiment einen ſechsmonatlichen Urlaub genommen, um die p—ſchen Bäder zu beſuchen, meiner ſehr geſchwächten Geſundheit wegen. — Mein Weg führte mich nur wenige Meilen an dem Wohnort des Oberamtmanns vorüber, und ich widerſtand dem Wunſche nicht, den kleinen Abſtecher zu machen, um die mir ſo werthe Familie wieder zu ſehen, die ich jezt, mit allen ihren Lieben wieder vereint, im Genuſſe einer wohlverdienten, ungetrübten Freude zu finden hoffte. Wie ſehr hatte ich mich getäuſcht! Chriſtian war mit ſeiner Trauerpoſt eingetroffen. Der Oberamtmann ging in ſtiller Trauer, in ſich gekehrt, gedankenvoll umher, und von Zeit zu Zeit erleichterte ein tiefer Seufzer die ſchwer belaſtete Bruſt. Seine Gattin blickte ſorgenvoll auf den ſonſt ſo Gefaßten, der jezt ſelbſt des Troſtes bedürftig war. Alle Glieder der Familie, ſelbſt das Hausgeſinde, weinten um den wackern Rudolf, den alle lieb gehabt, und beklagten ſeinen frühen, gewaltſamen Tod. Und Lenore! Wie vermag ich zu ſchildern, wie ich Lenoren fand! Bleich, kraftlos, erloſchen bis zum Tode, wandelte ſie unter den Hausgenoſſen, ein trauriger Schatten ihrer frühern Schönheit und Liebenswürdigkeit. Das ſchöne Auge ſtarrte glanzlos zu Boden und barg ſich ſcheu vor jedem dreiſten Blicke unter den geſenkten Augenliedern, und die ſonſt ſo klangreiche Stimme tönte heiſer, kaum vernehmbar. — Sie trug Trauerkleider ſeit der Nachricht von Rudolfs Tode, und hatte gebeten, daß man ſie allein ſolche möchte tragen laſſen, da alle andern nur Veranlaſſung zur Freude fänden.

So fand ich die Freunde wieder, und als ich den biedern Hausherrn umarmte, mit naſſen Blicken Rudolfs Verluſt beklagend, rief er voll Wehmuth: „Ach, mein Freund! es gibt noch ſchlimmere Fälle zu beklagen, als den Tod! — Wollte Gott, daß —“ Ein tiefer Seufzer verſchlang den Nachſatz, ich erfuhr für jezt nicht weiter. Am folgenden Morgen rückten die Jäger ein. Jung und Alt war hinausgegangen, die Heimkehrenden zu begrüßen. Die Wohnung des Oberamtmanns lag vor der Stadt dicht am Thore. Die Hausgenoſſen waren hinabgegangen, und auch Lenore hatte man, in guter Abſicht, ſie zu zerſtreuen, mit hinausgeführt. Niemand von der Familie hatte, das ward mir klar, ein näheres Verhältniß zwiſchen ihr und Rudolf gemuthmaßt, und ich hütete mich wohl, auch nur von fern auf das, was ich davon wußte, hinzudeuten, und wenn die Andern glaubten, ihre Trauer gelte dem geliebten Stiefbruder, der ihr freilich näher als allen Uebrigen geſtanden, ſo war ich der Einzige, welcher dieſer Trauer noch einen tiefern Grund unterzulegen wußte, obſchon, wie ich bald erfahren ſollte, auch nicht den rechten.

Der Vater war unter dem Vorwand von Geſchäften von der Empfangsſcene zurückgeblieben, und auch ich begnügte mich, ihr aus einem Fenſter des obern Stocks zuzuſchauen; war doch der nicht dabei, der mir von allen Wiederkehrenden der Liebſte geweſen! Da ſtand Lenore zwiſchen der Mutter und Gertrude hart am Wege. Ihr Arm hing ſchlaff am Arm der Mutter; aus ihren Zügen ſprach bitterer Schmerz und angſthafte, beklemmende Spannung. Gertrude hing mit ſelig verklärten Blicken an den Zügen des geliebten Friedrich, der vor ihr ſtand und lebhaft zu ihr ſprach, während die andern Reiter in's Thor zogen, mit ihnen der Volkshaufen, die glücklichen Mütter, Schweſtern, Bräute. Die Blicke der Mutter ſtrebten in die Ferne, als ob ſie von dorther noch Jemand erwarte. „Wo bleibt aber Ferwill?“ hörte ich jezt Gertrude den Geliebten fragen. „Der kommt nicht mit,“ lautete die Antwort. „Der läßt Euch Alle grüßen. Er hat Verlobung gehalten mit der einzigen ſchönen Tochter des ſteinreichen Beſitzers von Flinſingen. Heut oder morgen wird die Hochzeit ſeyn. — Eine glänzende Partie, in Wahrheit, und ein wunderſchönes Paar.“ Gertrude legte die Hand auf Lenorens Schulter, ich

weiß nicht, ob vor Erſtaunen über die Mittheilung, oder vielleicht war ſie die Einzige, die eine Ahnung davon hatte, wie nahe dieſelbe das Schweſterherz berühre, und wollte die theure Geſtalt vor dem Zuſammenſinken ſchützen. Lenore ſagte nichts, ſie ward bloß bläſſer noch und ihre Lippen zuckten krampfhaft. Als aber die Glücklichen den Freund in's Haus führten, da ſchlüpfte ſie unſichtbar an ihnen weg und auf ihr Kämmerlein. Dort ſchrieb ſie mehrere Stunden lang und ſiegelte einen Brief an den Pflegevater; als dies geſchehen war, legte ſie ſich in ihr Bette, um nicht wieder aufzuſtehen. Es zeigte ſich das gefährlichſte Nervenfieber; am neunten Tage war ſie todt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Athen.

(Beſchluß.)

Nicht die Osmanen muß man der Zerſtörung des Parthenons beſchuldigen; es waren die Venezianer unter Franceskо Moroſini, dem Vertheidiger Candias und Wiedereroberer des Peloponneſes, deren auf dem Pnyx und dem Hügel des Muſeiums aufgeſtellte Batterien am 28ſten September 1687 die Südſeite des Tempels in Trümmer ſchoſſen; er war Moroſini, der die Verſtümmelung der Pedimente verſchuldete; es war Lord Elgin, der das Gebäude ſeines ſchönſten Schmuckes beraubte. Die Moſchee, welche den mittlern Theil des Parthenons einnimmt, iſt jezt verlaſſen; der Dienſt Minervas mußte dem chriſtlichen, dieſer dem mohamedaniſchen weichen; nun iſt auch an dieſen die Reihe gekommen. — Eingeſtürzt unter einer Maſſe von Schutt und Erde liegt der nördliche Porticus des Pandroſiums, traurig verſtümmelt ſind die ſchönen Carpatiden des Tempels der Athene Polias, der Schutzgöttin der Stadt. Das Alles haben die jüngſten Belagerungen zu verantworten.

Es iſt ein glorreicher Anblick von der Höhe der Akropolis, von Cimons Mauer aus, auf die atheniſche Ebene. Gerade vor ſich, an die Südweſtſeite des Felſens angelehnt, ſieht man die bedeutenden Reſte des Odeums, das Herodes Atticus zu Ehren ſeiner Gattin Regilla errichtet, nach welcher es auch oft genannt wird, und zur Zeit erbaut, als Pauſanias, der es als das ſchönſte dieſer Gattung in Griechenland bezeichnet, ſeine Reiſe beſchrieb. Von der Akropolis getrennt durch eine tiefe Schlucht, ehedem, gleich dem Thal auf der Nordſeite der Burg, mit Wohnungen, gegenwärtig aber zum Theil mit Getreide, zum Theil mit Geſtrüpp bedeckt, ſieht man ſodann eine Reihe von Hügeln, deren öſtlichſter und höchſter der des Muſeiums iſt, mit dem Denkmal des Antiochus Philopappus, Enkel des lezten Königs von Commagene, welchen Veſpaſian nach Athen verſezte. Noch ſieht man darauf die Reſte einer Darſtellung des Trajaniſchen Triumphes und der Bildſäulen, welche den Philopappus, ſeinen Großvater Antiochus und den Seleucus Nicator darſtellten. Minder hoch liegt nordweſtlich der Hügel des Pnyx mit der in den Felſen gehauenen Rednerbühne, vor welcher, in das Thal ſich hinunterſenkend, der große Raum ſich ausbreitet, wo das atheniſche Volk ſich zu verſammeln pflegte, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Auf dieſen Höhen finden ſich an mehreren Stellen Spuren der alten Ringmauer. Näher der Stadt zu ſieht man den Hügel des Areopag, und darüber hinaus, nach Aufgang und Untergang vom Gebirge eingeſchloſſen, das ſich einerſeits nach Sunium, anderſeits nach Megaris zieht, dehnt ſich die Ebene aus, vom Oelbaumwalde wie von einem Gürtel umfangen, vom ägäiſchen Meere begrenzt, aus deſſen Fluthen die dunkle Hügelmaſſe von Salamis ſich erhebt, links Aegina, im Hintergrunde die peloponneſiſche Küſte. Und auf eine ſolche Scene wirft die ſinkende Sonne eines ſüdlichen Himmels ihr glühendes, purpurnes Licht. Von Allem, was ich im eigentlichen Griechenland geſehen, ſcheint mir nur Eine Anſicht den Vergleich mit der geſchilderten aushalten zu können: die vom Palamid bei Nauplia: vorne das Meer, das ſich zu einer gewaltigen Bucht rundet, Hintergrund das Gebirge bei Aſtros, rechts die Ebene von Argos mit der Stadt, an den Hügel gelehnt, der ihre alte Burg Lariſſa trägt. Aber verödet iſt dieſe Wiege der Kultur unſers Erdtheils: kein Baum grünt mehr, wo dichte Olivenwälder Schatten und Nahrung gaben.

Seit Jahrhunderten iſt das Tagesgeſtirn über den Hymettus emporgeſtiegen, und hat nichts als Gräuel und Verwüſtung geſehen. Wurde auch, wie wir bei Zoſimus leſen, Alarich durch die Aegis-tragende Pallas und Achills zornblitzende Geſtalt von der Zerſtörung Athens abgeſchreckt, wie Attila durch die Apoſtel Petrus und Paulus von den Mauern Roms: es hat zu allen Zeiten Hunnen und Gothen gegeben, die ſich in ihrem grauſen Werke nicht haben ſtören laſſen.

Alfr. Reumont.

Lieder von Karl Mayer.

Entſchädigung.

Die Ausſicht auf des Berges Zinnen
Mag mir in Regenflor zerrinnen!
Zufälligkeit!
Zu meiner Freud'
Iſt doch bei mir des Berges Geiſt,
Den dieſe Balſamluft beweiſt.

Zuflucht.

Nacht ward es; Waldgebirge schwellen
Aus tiefem Grund in schwarzen Wellen.
O rette, banger Muth, dich ferne
Aus der verfinsterten Natur
Durch Wolkenlücken in die Flur
Der trauten, heimathlichen Sterne!

Der aufgehende Mond.

Hinter der entlaubten Buche
Steigt der Vollmond roth heran,
Gleich, als ob auf seiner Bahn
Er sich Feuernahrung suche.

Hofft dein Herz, daß es erwarme
In der Glut, die sich entfacht?
Kalt in kalter Winternacht
Lacht der Mond zu deinem Harme!

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juni.

(Beschluß.)

Konzerte. Gewerbsverhältnisse.

Es geht noch Mancherlei bei uns vor, wovon ich Notiz nehmen könnte: da ist eine Generalsynode der unirten evangelischen Kirche hier versammelt, um Katechismen, Agenden und Gesangbücher zu prüfen und neu zu gestalten, und Kultus und Glaubenssätze zu revidiren. Die Gebrüder Müller aus Braunschweig haben auch hier ihre bewundernswürdigen Quartettproduktionen gegeben, und wo sonst bei den Künstlern auf dem Wege von der Seele durch Arm und Finger, sey es nun in die Geige oder auf die Leinwand, so viel verloren geht, so war hier so unmittelbare Ausströmung der Seele, und nur einer Seele, und aus einem Instrumente, das ihr leichter und williger gehorchte, als der Körper oft dem Geiste, daß, wenn etwas verloren ging, es auf dem Wege zur Seele der Zuhörer geschah, aber selbst hier gewiß nicht viel. Solche Quartettspiele haben das vor andern Konzerten voraus, daß sie nur auf ein verständiges, empfängliches Publikum rechnen dürfen, weil hier alle pikanten Nebenreize wegfallen, die bei dem größern Auditorium in Konzerten oft die Hauptreize ausmachen. Festa ging es übrigens mit seinen Quartetten hier nicht so schlimm, wie Sie sich von Paris aus haben melden lassen, und dort möchte die Schuld fast am Publikum liegen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, aber er gehört zu dem vielen Deutschen, was die Pariser noch nicht verstehen. — Die Anwesenheit Lord Stanhope's in hiesiger Stadt und dessen Ansicht über seinen Pflegesohn, den europäischen Findling, die er in drei Broschüren hier bekannt machte, erfuhren Sie schon von anderer Hand.

Wie denn von allen Seiten dem Gewerbsstande in jetziger Zeit aufgeholfen wird, in gleichem Grade als die Universitäten an Frequenz und wissenschaftlicher Diktatur einbüßen, so ward auch hier erst eine polytechnische Schule errichtet, dann hat der Staatsrath Nebenius ein Buch darüber geschrieben und „über technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Unterrichtswesen“ überhaupt, und nun wird der Schule ein großes Haus gebaut; es bildete sich ein Gewerbsverein, es kam ein Gewerbskalender heraus, und neulich wurde eine Gewerbsschule eröffnet, worin junge Gewerbsleute, Handwerksgesellen, bereits über siebzig, meist unentgeldlichen Unterricht über die wissenschaftlichern Grundlagen ihres Fachs und die mit ihren Beschäftigungen in näherer Beziehung stehenden Kenntnisse erhalten. Von dem Gewerbskalender von Volz, über dessen Einrichtung ich bei der ersten Herausgabe ausführlicher gesprochen, ist nun, zwar etwas verspätet, der zweite Jahrgang 1854 erschienen. Die erste Abtheilung enthält wieder Kalender und Tabellen, die zweite Abhandlungen. Von den erstern ist, besonders bei dem nächstens zu erwartenden Anschluß an den großen Zollverein, eine tabellarische Aufzeichnung aller in Baden ansäßigen Handwerker, die Zahl der Meister und Gesellen, mit Angabe des ganzen und mittlern Betriebskapitals, von vorzüglichem Interesse. Es geht daraus hervor, daß 241 verschiedene Gewerbe im Lande getrieben werden; die Summen der einzelnen und die Betriebskapitale will ich nicht anführen. Eben so zählt eine folgende Tabelle alle Fabriken und Manufakturen des Großherzogthums auf, nämlich 181 mit 2756 Gehülfen und einem summarischen Betriebskapital von 1.777.075 Gulden bei einer Volkszahl von 1.171.294 Seelen. Der Handelsstand umfaßt 8332 Etablissements mit einem Kapital von 9.759.200 fl. Nicht minder wichtig ist eine tabellarische Uebersicht über die Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Gegenstände nach ihren Mengen. Aus dem Ganzen ergibt sich, daß Baden, das für einen hauptsächlich Ackerbau treibenden Staat gilt, eben so viele seiner Bewohner durch Handel und Gewerbe, als durch Ackerbau nährt. Wir finden 101.793 Ackerbau und 95.524 Handel und Gewerbe treibende Familien; der Unterschied von 6268 Familien wird aber durch mehr als 33.000 Gewerbsgehülfen aufgewogen. Bei alle dem hat die Industrie noch lange nicht die gewünschte Ausdehnung, denn es muß auffallen, wie viel rohe Stoffe wir ausführen und dagegen Gewerbsprodukte aus dem Auslande beziehen. Während wir Frucht in Masse ausführen, kaufen wir vom Auslande über 7000 Centner Mehl. Wir geben über 5000 Centner trefflichen Hopfen dem Auslande und kaufen uns gegen 5000 Ohm Bier. Aus dem Lande gehen jährlich über 15.500 Entr. Hanf und Flachs, und herein kommen über 12.000 Entr. Gespinnst und Leinwand. Also: was mag gebühren? uns rühren! Die zweite Abtheilung der Abhandlungen beschäftigt sich mit dem Auftrieb (dem Gewichtsverlust, den ein Körper im Wasser erleidet), mit verschiedenen Arten von Metern (Aräometer, Alkalimeter, Chlorometer, Acetometer), Kolbs horizontalem Wasserrade, mit dem Gebrauch der Wechsel, mit dem Torfe und mit Gegenständen der würtembergischen Industrie, der Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe und der würtembergischen Industrieausstellung im Mai 1853.

Sind wir nicht ein ernstes Volk? Wenn ich einmal im Jahre von festlicher Lust und öffentlicher Fröhlichkeit erzählen möchte, so muß ich mich bei den Nachbarn einladen, und unvermerkt rede ich mich vom Vergnügen in die Arbeit hinein, wenn ich mich in unsern eigenen Mauern umsehe. Wir sind auch die und da ausgelassen, aber unsere Lust hat keine Methode, oder zu viel, darum eignet sie sich nicht zu einem offiziellen Bericht.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Juni 1834.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Goethe.
Scherz, List und Rache.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Ratten.

Außer mir befanden sich noch gegen zwölfhundert Fremde in dem kleinen Ort Langenschwalbach. Jeder Gasthof war demnach zahlreich besetzt, und sobald die Dunkelheit sich einstellte, machte die plötzliche, fast gleichzeitige Beleuchtung aller Häuser einen höchst romantischen Effekt. In jedweder Richtung, dort im Giebel eines Gasthofs, hier im Erdgeschoß eines andern glimmte ein Licht auf und zog den Blick an, der begierig von einem zum andern flog, bis die Menge der auffliackernden Lichter es unmöglich machte, jedes zu verfolgen. Gleich einem Schwarme Johanniswürmer funkelte es unten im Thal wirr durcheinander, aber alsbald verschwand die phantastische Unordnung, jedes Fenster (denn sie hatten keine Laden) bekam sein Licht, und Langenschwalbach ward wieder sichtbar; jedes Haus, jedes Stockwerk zeichnete sich in der regelmäßigen, sehr gefälligen Beleuchtung deutlich ab, und während ich so im tiefen Dunkel saß und die heitere, funkelnde Scene vor mir betrachtete, wurde mir recht klar, daß unter allen herrlichen Kontrasten in der Natur keiner lebendiger ist, als der plötzliche Wechsel zwischen Dunkel und Licht. Wie tödtlich müßte uns ewiger Sonnenschein ermüden, wie trübselig wäre es, in schwarzer Finsterniß durch das Leben zu tappen, welchen Reiz ertheilt aber das eine dem andern! Wie herrlich war das Dunkel auf den Höhen über dem Dorfe nach einem heißen, sonnigten Tage, und wie lieblich wiederum das Flimmern, wenn auch nur von Talglichtern, wenn sie so auf einmal aus der schwarzen Nacht erstanden. Aus diesen zwei Bestandtheilen webt die Natur all ihre Bilder; und wie alle Töne Paganinis von ein paar Saiten aus Katzendarm kommen, so entstehen alle die Wechselscenen, die unserm Auge wohl thun, aus dem verschiedenen Mischungsverhältnisse von Schatten und Licht; und so macht ja auch in der moralischen Welt das Chiaro-oscuro, Licht und Schatten, allein das Glück unseres Lebens aus. Was wäre Glückseligkeit, gäbe es kein Ungemach? was wäre Gesundheit, gäbe es keine Krankheit? was wäre das Lächeln eines guten Gewissens, gäbe es nicht die Qualen der unter der Schuld sich krümmenden Reue? Doch ich will den Leser nicht länger mit den Betrachtungen behelligen, mit denen ich aus dem Walzenfelde auf die Lichter von Langenschwalbach hinunterschaute. Gut oder schlecht, genug, sie behagten mir, und nachdem ich im Dunkel verweilt, bis es weit kühler wurde, als eigentlich angenehm war, wanderte ich nach meinem Gasthofe, ging in mein Schlafzimmer, und als mein Kopf den rechten Fleck auf seinem Kissen gefunden hatte, löschte ich das Licht aus und sprach

bei mir: Aus iſt's mit einem der Langenſchwalbacher Talgſterne! — Sic transit gloria mundi!

So lag ich, des Schlafes gewärtig, und da das Fenſter am Fuß des Bettes keinen Laden hatte, betrachtete ich die wunderlichen Geſtalten der großen, ſpitzwinklichten Schieferdächer, die im Lichte des gerade über ihnen hängenden Vollmondes ſchimmerten. Eine köſtliche Scene voll Heiterkeit und Stille: hin und wieder vernahm ich leiſe ferne Fußtritte, ſie kamen näher, erſchollen hart unter dem Fenſter, entfernten ſich wieder, immer leiſer werdend, bis es endlich wieder ganz ſtille ward. Zuweilen zog eine Wolke über den Mond und hüllte die Dächer in Finſterniß, und dann tauchten ſie mit einemmale wieder heraus im Silberſchein und glänzender als je. Halb beſchäftigt mit dieſen Bildern, halb ſchlummernd, lag ich da, als ich plötzlich, und wie mir's vorkam, ganz nahe bei mir den lauten Schrei einer weiblichen Stimme hörte, der mich ordentlich durchzuckte. Ich horchte, der Schrei ward wiederholt; haſtig ſprang ich aus dem Bette, riß die Thüre auf und vernahm ihn nochmals; er kam aus einem Zimmer am andern Ende des Ganges. Der Laut klang ſo durchdringend, daß mein erſter Gedanke war: es brennt im Zimmer der Dame!

Das Angſtgeſchrei eines Weibes hat etwas Erſchütterndes, das auf das zweibeinige, federloſe Geſchöpf, Mann genannt, unwiderſtehlich wirkt; und indem er zur Hülfe eilt, erfüllt er keine Pflicht, übt keine Tugend, ſondern gehorcht einzig und allein einem inſtinktmäßigen Triebe, mit dem er von der gütigen Vorſicht begabt wurde, nicht um ſeinetwillen, ſondern zur Sicherheit und zum Schutz eines ſchwächern und beſſern Geſchlechts. So mächtig nun dieſes Gefühl „chez nous“ wirkt, ſo hat doch die Natur gemeine Kleidungsſtücke, als: Röcke, ſchwarzfaçonirte ſeidene Weſten, roſtfarbene kurze Beinkleider, Schuhe, blaue wollene Strümpfe und dergleichen nicht damit begabt, und ſo blieben denn, während ich dem unwiderſtehlichen geheimen Trieb meiner Natur gehorchte und den Gang hinunter ſtürmte, dieſe niederträchtigen, unritterlichen Gewänder kaltblütig auf der Stuhllehne hängen; kurz, ich folgte dem Geſetze meiner Natur, ſie dem der ihrigen.

Nach einiger Anſtrengung gelang es mir, die Thür aufzuſprengen, als eben der Schrei zum fünftenmale ſich hören ließ. Ich ſprang hinein, und da ſaß aufrecht in ihrem Bette, die Arme angſtvoll mir entgegenſtreckend, den Ausdruck der Todesangſt im Geſicht, eine junge Dame, nichts weniger als unhübſch und, ſo gut ich in der Geſchwindigkeit ſchätzen konnte, etwa ein-und-zwanzig Jahre alt. Faſt unter Zuckungen fing ſie auf deutſch eine lange, unzuſammenhängende Geſchichte an; ich that mit Gelaſſenheit und natürlicher Würde, was ich konnte, ſie zu beruhigen; aber die Thränen ſtürzten ihr in die Augen, krampfhaft fuhr ſie mit den Händen unter die Bettdecke, kratzte ihre Füße und ſchrie wieder laut auf; und ich geſtehe, ich konnte durchaus nicht errathen, was in des Himmels und der Tugend Namen die junge Dame haben mochte. Endlich wurde mir, weil ſie mehrere Male hintereinander: Ratten! Ratten! rief, auf einmal klar, daß das liebenswürdige Frauenzimmer Ratten im Bette habe, oder ſich dies einbilde.

Der Hund Billy, auch wohl mancher nicht ſo famöſe Liebhaber, *) würden ſich unverzüglich durch einen herzhaften Angriff wichtig gemacht haben; aber Ratten ſind ein Ungeziefer, deſſen Jagd oder Vertilgung meine Sache nicht iſt. Nun erſchien auch die Tante der jungen Dame, eine ältliche Perſon, im Nachtkleide, gelb und bleich, als wäre ſie eben aus ihrem Grabe erſtanden; ihr über die Schulter ſchaute die blühende Tochter der Wirthin, im Bettgewand, und Leonhard, der Sohn vom Haus, cum multis aliis. Was ſie Alle von dem Auftritt dachten, was ſie von meiner ſeltſamen, magern, ſchmuckloſen Figur, was ſie von dem Geſchrei der Nichte dachten, was ſie gedacht haben würden, hätte ich mich herbei gelaſſen, ihnen zu ſagen, ich ſey nur an ihr Bett gekommen, um Ratten zu fangen — das zu errathen, bin ich außer Stande; ſoviel weiß ich aber, daß ich mich nicht im Geringſten darum bekümmerte, was ſie dachten. Da ich ſah, daß meine Gegenwart nicht vonnöthen war, überließ ich es gravitätiſch der armen Dulderin, ihre Geſchichte zu erzählen. „Ratten! Ratten!!“ war ihr Thema, und lange wohl, bevor ihre Angſt vorbei war, lag ich ſanft dem Schlaf in den Armen.

---

*) Der Doppelſinn des engliſchen Worts puppy, das einen jungen Hund und einen Laffen, Gecken bedeutet, iſt ſchwerlich anders auszudrücken.

Lenore.

(Fortſetzung.)

Lenorens Brief enthielt das Geſtändniß ihrer Verirrung in einer ergreifenden Selbſtanklage und am Schluſſe die Bitte, in dem kurzen Zeitraum, welchen zu leben ihr noch vergönnt ſeyn würde, niemals mit ihr von ihrem Unglück zu ſprechen. „Aber es thut,“ hieß es darin, „dem gequälten Herzen unausſprechlich wohl, die Laſt, unter der es bricht, noch einmal auf Augenblicke von ſich abzuwälzen und eine offene Beichte ſeiner Schuld und ſeiner Strafe an das treue Vaterherz zu legen, und ſo den Schatten des tiefgekränkten Freundes zu verſöhnen, der mich jetzt zu ſich hinunter in das Grab ruft.“

„Ferwills glänzende Erscheinung," so lautete ferner Lenorens Geständniß, „übte vom ersten Augenblick an einen unwiderstehlichen Zauber über mich. Nie hatte ich einen vollkommenern Mann erblickt, nie Seinesgleichen an Körperschönheit, Geistesbildung, Feinheit und Anmuth des Betragens. Was aber mehr noch als das Alles mein Herz bestach, war seine glühende Begeisterung für die große Sache, welche uns damals ausschließlich beschäftigte und der Gegenstand unsers höchsten Strebens war. Wie edel, dachte ich, wie hochherzig muß der Mann seyn, der von einer großen Idee in dem Maaße erwärmt werden kann, um den Aufenthalt in einem fernen, sichern Lande sammt allen Genüssen des Reichthums und geselligen Lebens aufzugeben, um für jene in den Kampf zu ziehen, und Jugend, Leben und Gesundheit auf das Spiel zu setzen. — Nichts hätte ihn höher stellen können in meinen Augen, und in dem Moment, wo ich seine Blicke von Enthusiasmus für Deutschlands Befreiung glänzen sah, erschien er mir als der vollkommenste der Sterblichen. Ich hatte von da an nur für ihn Augen, Seele, Gedanken, horchte nur seinen Worten, die, auch wo es das Gewöhnlichste betraf, stets neu, anziehend, eigenthümlich für mich waren. Ich suchte auch nicht der Macht eines solchen Eindrucks zu widerstreben. Es war mir vielmehr süß, den vollen Werth einer so ausgezeichneten Erscheinung zu erkennen, zu empfinden, in mich aufzunehmen. Erst als Ferwill auf die zarteste, leiseste Weise mich merken ließ, auch ich habe einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, begann ich gegen mein Gefühl zu kämpfen, indem es mir schien, als dürfe ich einen Mann von so hohem Werth nicht zu mir hinabziehen, ihn an mein unbedeutendes Daseyn fesseln wollen. — Da geschah es, daß um die nämliche Zeit Rudolfs dringende Bitten mich um das Versprechen bestürmten, nach beendetem Kriege die Seine zu werden — und ich gab es! Doch darf ich noch heute, und bald in meiner Todesstunde mir das Zeugniß geben, ihn damals nicht betrogen zu haben."

„Ich habe Rudolf nie geliebt. Was ich für ihn fühlte, war geschwisterliche Zuneigung, in unserer eigenthümlichen Stellung zu einander begründet, Freundschaft und ein uneingeschränktes Vertrauen. Ich kannte ihn genau und wußte, er würde an meiner Seite glücklich seyn, selbst wenn ich keine andere als jene Empfindungen für ihn hegte; ich aber konnte mir ein würdiges und zufriedenes Leben als Rudolfs Gattin denken, wenn auch im tiefsten Grunde meiner Seele ein unvergeßliches Bild als ein schönes, aber unerreichbares Ideal fortlebte und mit mir durch das Daseyn ging. Auch bat mich Rudolf nur um jene Zusage, von welcher sein Glück, seine Ruhe abhänge. Ich gab sie, und glaubte in ihr mir eine Schutzwehr gegen meine eigene Schwäche zu bereiten, und vielleicht wäre dies auch der Fall gewesen, hätte Rudolf, wie ich es wünschte, unser Verhältniß im Familienkreise ausgesprochen. Er verweigerte dies aus Vernunftgründen — ach! und ich glaubte ihn nicht mit dem Geständniß kränken zu dürfen, warum ich es wünschte."

„Schon der folgende Tag trennte mich von ihm. Ferwill blieb, und bald gestand er mir unter den glühendsten Betheuerungen, daß diese Zögerung sein Werk gewesen und von ihm veranstaltet worden sey, um ein paar Tage länger in meiner Nähe weilen und die höchsten, theuersten Wünsche seiner Brust mir noch eröffnen zu können. Wohl erwähnte ich jezt meines Rudolf gegebenen Worts. Aber es ward ihm leicht (und welche Macht der Rede stand ihm zu Gebote!), mich zu überzeugen, Rudolf habe sich selbst über seine Gefühle getäuscht, und für Liebe gehalten, was nur Gewohnheit eines zwanglosen geschwisterlichen Umgangs gewesen. Die Zeit, im Bunde mit dem Wechsel der Erscheinungen in der ihm noch ganz neuen Welt, werde ihn bald genug eines Andern belehren und die leichte Regung verwischen. Und freilich, wenn ich Rudolfs stille, sanfte Neigung, seine einfach herzliche Sprache mit Ferwills glühender Leidenschaft, mit der Beredtsamkeit verglich, die bald in vergötternden Worten ihren Gegenstand zum Ideal erhob, bald in den höchsten und heiligsten Betheuerungen sich ihm zu eigen schwur — ach! dann mußte ich mir wohl selbst gestehen, daß Rudolf die Liebe nicht gekannt. Ferwill gelobte sich mir durch Ring und Wort. Er versprach, sich schriftlich oder mündlich mit Rudolf zu verständigen. Er schwur mir tausendmal, nur die vollste Gewißheit, mich sein zu nennen, könne ihn bei der bevorstehenden Trennung beruhigen, und ich, ich glaubte, vertraute, opferte mein besseres Selbst, und — ward betrogen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

Die Passion im Gebirge.

Wir sind stets so bereitwillig, die Fremde auszubeuten, um deutsche Leser mit den Schilderungen ihrer Sitten und Feste, ihrer Charakteristik und Lebensweise zu unterhalten, während wir unserm eigenen Vaterlande in dieser Hinsicht noch viel zu wenig Aufmerksamkeit und Ehre erwiesen haben. Süddeutschland ist ganz besonders stiefmütterlich behandelt worden, während ein Winzerfest an der Elbe Beschreiber, und so sauer dies auch werden mußte, selbst Lober gefunden, Wer gab uns denn eine Schilderung des Stockacher Narrenfestes, wie es noch vor ungefähr zwanzig Jahren gefeiert

wurde, als Herr Philipp Moll wohlehrsamer Narrenvater war und seine Diplome, vom Narrenschreiber und Narrenbüttel unterschrieben, ordentlichen, wie Freinarren ertheilte? Hat diese gar ergötzliche Innung aufgehört, oder wirkt sie noch im Stillen fort zur eigenen Erheiterung? Spricht man nicht von der Gesellschaft des Frohsinns in München und ihren Vorstellungen Hedwigs der Banditenbraut und anderer monströsen Stücke, die weder den Frohsinn beleben können, noch irgend eine andere Bedeutung haben? von allen Konzerten hier und dort, von dem Treiben der großen und kleinen Theater, von unbedeutenden Bällen u. s. w.? Wer aber sprach von jenen seltsamen, nur alle sieben oder zehn Jahre wiederkehrenden, mit großem Aufwande von Geld, Mühe, Fleiß und Eifer von schlichten Landleuten im Gebirge aufgeführten Mysterien, die unter Gottes freiem Himmel vor einer imposanten Versammlung, die von fern und nah herbeiströmt, Morgens ihren Anfang nehmen und am Abend enden? Ich will es versuchen, hier einen flüchtigen Umriß dieser Feierlichkeit zu geben.

Der Schauplatz ist in dem Marktе Mittenwalde, hart an der Grenze von Bayern, wo unsern die Isar aus den Felsenklüften der Scharnitz hervorbraust. Die Gegend ist mehr rauh als wild zu nennen und hat, die hohe Karwendelspitze abgerechnet, wenig Malerisches. Drei Viertel des Jahres haben die Leute hier Winter, und selbst jezt im Mai sind die Morgen und Abende sehr nahe mit diesem verwandt. Die Einwohner sind nicht unbemittelt, sie haben Viehzucht und treiben seit langen Jahren einen weitverbreiteten Handel mit musikalischen Instrumenten, der nur in lezterer Zeit durch sächsische Konkurrenz etwas gedrückt wurde. Durch diesen Handel ist die Musik in diesem rauhen, unfreundlichen Thale recht heimisch geworden, und es gibt kein Haus hier, wo sie nicht geübt wird. Hievon sollte ich gleich am Abend meiner Ankunft die Ueberzeugung erhalten, wo eine recht stattliche Bande mit Blechinstrumenten musicirend durch den Markt zog, um das morgende Fest zu verkünden. In der Post, wo ich abgestiegen war, befanden sich außer wenigen Fremden nur einige Beamte, die sich über das Ganze mokirten, wahrscheinlich, um hiedurch einen höhern Grad von Bildung zu beurkunden. Diese Bemerkung hatte ich oft schon zu machen Gelegenheit. In keinem Orte ist man kritischer gestimmt und nimmt gutwillig dargebotene Genüsse mit stärkern Nasenrümpfen hin, als wo Umstände und Verhältnisse sie nur mit großen Schwierigkeiten erringen lassen. Wo man kein Ballet hat, fallen die besten Tänzer durch; in kleinen Provinzstädten haben gute Schauspieler oft Mühe, zu gefallen, und in Mittenwalde, dem nur alle zehn Jahre ein Theatervorhang aufgezogen wird, wo vom Bürgermeister bis zum Tagelöhner Alles Hand anlegt, um das große Werk zu fördern, rümpfen kleine Beamte vornehm die Nase und sitzen lieber in der verlassenen Schenke, schwatzend beim Bierkruge, ehe sie sich, gleich den tausend unbefangenen Zuschauern, rühren und erschüttern lassen wollen.

Ich war des Geschwätzes und des Tabaksqualms im engen Zimmer bald müde und ging hinaus, um mir den Schauplatz zu betrachten. Der Mond schien in's Thal und der Himmel war in ein kaltes Blaßblau gehüllt. Aus den nächtig schwarzen Föhrenwäldern erhoben sich die scharfgekanteten, beschneiten Spitzen des Karwendels. Ein großer Bezirk, mit neuen Planken umzäunt, verrieth mir bald den Ort, wo das Schauspiel statt haben sollte. Von einer Erhöhung, wo ich stand, überschaute ich das Ganze. Ich wünschte wohl hier eine Zeichnung davon beilegen zu können, denn die ich mit der Feder zu entwerfen versuche, wird schwerlich einen Begriff davon zu geben im Stande seyn. Ich sah in die Arena, mit Bänken gefüllt, um die Zuschauer zu fassen. Im Hintergrunde war das Theater erbaut, vor dem sich das weite Proscenium erstreckte, mit gemalten Thürmen und Portiken von seltsamer Architektur umgrenzt, woraus der Chor zu treten hatte, und mit zwei Häusern besezt, vor denen Balkone befindlich waren, wo andern Tages Caiphas und Pilatus ihre Rollen spielen sollten. Zwischen diesen Häusern lag die eigentliche Bühne, erhörig tief, breit und hoch, mit Koulissen und Soffiten versehen, die man alle betrachten konnte, da der Vorhang aufgezogen war, um verschiedenen Arbeitern, die so spät noch dort schalteten und walteten, Raum und Licht zu gönnen. Ueber dieser Bühne war ein recht gut gemaltes allegorisches Bild, ein Halbrund, von Emblemen aller Art umgeben, angebracht, und darüber erhob sich ein Pic, kahl und grau, hin und wieder mit langen Schneedecken angethan, die im Monde glitzerten und flunkerten, 5 bis 6000 Fuß hoch in die Lüfte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Schauspielhaus in der Welt einen imposantern Anblick zu bieten im Stande seyn wird. Ich stand lange da, staunte und zeichnete, so kalt es auch geworden war, mit steifen Fingern und konnte des Anblicks nicht satt werden. Was ich im Wirthshause gehört hatte, war nicht wohl im Stande, mir von der Kunst der Leute eine gute Meinung zu geben. Ich war auf eine plumpe Dummheit gefaßt gewesen; das Theater, wie es nun aber vor mir stand, schien damit im Widerspruche zu seyn; ich wußte nicht, was ich erwarten sollte. — Die Arbeiter verließen jezt das Theater, wo sie ruhig hantiert hatten; hinter ihnen ging ein langer, bleicher Mann, der mich freundlich grüßte. Ich gesellte mich zu ihm, um über Einiges Erkundigung einzuziehen. Es war einer der Unternehmer, Herr Martin Strodel, der das Ganze leitete und dessen Personal aus ungefähr 150 Personen bestand; lauter Einwohner des Marktes und der nächsten Umgebung und das lange Decennium hindurch, von einer Vorstellung zur andern, der Kunst des Mimen und des Gesanges gänzlich fremd. Seit vielen Jahren war die Passion in Mittenwalde nicht mehr aufgeführt worden, als vor sieben Jahren einige Männer des Ortes den König auf seiner Reise nach Italien angingen, ihnen von Neuem die Erlaubniß hiezu zu ertheilen. Sie wurde für dieses eine Mal gegeben; aber die bedeutenden Kosten, welche weit über 5000 Gulden betragen haben, konnten nicht hereingebracht werden, und deßhalb erhielten die Bewohner des Ortes abermals die königliche Erlaubniß zur Aufführung in diesem Jahre, um ihre Kosten zu decken. Die Einrichtung der Scene, einige nothwendige Verbesserungen an den Kostümen und dergleichen erforderten jedoch einen abermaligen Kostenaufwand von 1000 Gulden, und da der Rückstand, worin die Unternehmer gerathen sind, dadurch so bedeutend vermehrt worden, so besorgt man, ihn auch in diesem Jahre nicht decken zu können, und nährt daher die Hoffnung, die Erlaubniß auch für die Folge zu erhalten. Und in der That ist nicht einzusehen, warum diese Hoffnung fehlschlagen sollte. Will man von Entweihung des Heiligsten sprechen? Darsteller und Zuschauer sind durchdrungen von heiligem Eifer und von Rührung, und glauben durch diese Spiele sehr verdienstliche, hochanzurechnende Handlungen zu begehen. Ist dieser fromme Wahn etwa schädlicher, als so mancher andere?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Juni 1834.

— Tibi maturos largimur honores,
Jurandasque tuum per nomen ponimus aras,
Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes.
Horat.

Aufforderung.

Schillers Denkmal.

Der unterzeichnete Ausschuß des hier bestehenden Schiller-Vereins, dessen Zweck die Errichtung eines Denkmals für unsern großen Dichter Schiller ist, erlaubt sich folgende Erklärung an das deutsche Publikum zu richten.

Eine kolossale sitzende Statue des Dichters, der Kopf nach der herrlichen Büste von unserm hochberühmten, jetzt auf seinen Lorbeeren ruhenden Veteranen Dannecker, scheint uns dem Zwecke am angemessensten, und wir haben die Freude, verkündigen zu können, daß der Coriphäus der gegenwärtigen noch thätigen plastischen Künstler, Thorwaldsen in Rom, es mit der ehrenwerthesten Bereitwilligkeit übernommen hat, die Skizze dazu zu fertigen und die Ausführung des Modells zu beaufsichtigen, als einen Tribut, den er dem großen germanischen, ja europäischen Dichter zu zollen sich gedrungen fühlt. — Ob nun diese, unter solchen Auspicien sich bereitende Ausführung in Erz oder Stein, oder auch nur überhaupt in dieser großartigen, Deutschland ehrenden Weise wird stattfinden können, das hängt gänzlich von der weiteren Theilnahme ab, die sich thätig für den großen Zweck des gemeinsamen deutschen Vaterlandes beurkunden wird, und wozu wir achtungsvoll alle Deutsche, wo sie auch und weß Standes sie seyn mögen, besonders aber auch die Bühnen Deutschlands, auf's Dringendste

auffordern, wobei wir zugleich die treueste Verwendung der eingehenden Gelder und die genaueste öffentliche Nachweisung dieser Verwendung wiederholt feierlichst zusichern. Der so erfreuliche Beweis der hohen Achtung, welche ein den Deutschen und der Dichtkunst nur verwandter Künstler dem Andenken des deutschen Dichters so öffentlich darlegt, erweckte in uns den Gedanken, daß eine solche großartige Huldigung dem Unsterblichen wohl vor allem von Deutschlands lebenden Schriftstellern und Künstlern, und dann insbesondere von den Frauen, deren Sänger Schiller war, gebühre, und daß es diesen allen gewiß höchst erwünscht seyn würde, dazu eine einfache Veranlassung zu finden, und daher wagen wir voll Vertrauen folgende

I. Aufforderung

an Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Um den pekuniären Zweck auf eine für die Theilnehmer wie für den großen Dichter selbst, dem das Denkmal gewidmet werden soll, möglichst ehrenvolle und zugleich der Mit- und Nachwelt interessante Weise zu erreichen, beabsichtigen wir, ein

SCHILLERS ALBUM

zu eröffnen, und bitten Alle Schriftsteller und Künstler, die den unsterblichen Todten ehren, sich in dasselbe einzuschreiben, als ob dieses Zeichen der Freundschaft dem noch Lebenden gälte.

Jeder der Herren Einsender wird ersucht, in Form eines Stammbuchblattes einen kurzen, wo möglich im Druck eine halbe Oktavseite nicht überschreitenden eigenen Spruch oder Gedanken in gebundener oder ungebundener Rede, mit Beifügung seines vollständigen Namens, seines Geburtsjahrs und Tages, seines Geburts- und dermaligen Wohnorts und seines Standes, deutlich geschrieben „an die J. G. Cotta'sche oder J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart zu Handen des Komité für das Schiller-Denkmal“ mit Buchhändlergelegenheit portofrei einzuschicken, und zwar bis zum 1ten Januar 1835 als lezten Termin. Durch jede solide Buchhandlung können die Zusendungen und Bestellungen stattfinden.

Die Originale dieser Handschriften werden wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt.

Jeder der HH. Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blatts, später ein gedrucktes Exemplar des Albums gegen 5 Gulden rhein. an sich zu nehmen.

Das Album wird in groß Octav schön gedruckt und mit vier- und zwanzig Bogen geschlossen. Sollten Supplemente erfordert werden, so wird darüber erst später eine Entscheidung zu treffen seyn.

II. Aufforderung

an die deutschen Frauen.

Mit ehrerbietigem Vertrauen wagen wir es, die Mitwirkung der edlen gebildeten deutschen Frauen bei Ausführung des Denkmals deutscher Verehrung und Liebe für den Dichter besonders in Anspruch zu nehmen, der von ihnen sang:

In der Grazie züchtigem Schleier —
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand —

und von dem wohl mit vollem Rechte sich behaupten läßt, daß er vor allen deutschen Dichtern auf die Bildung der deutschen Frauen den vorzüglichsten Einfluß gehabt und unter ihnen die wärmsten Verehrer

zählt. — Was in dem Kreiſe männlicher Wirkſamkeit gethan werden konnte, iſt gethan; wir würden uns aber eines Vergehens ſchuldig zu machen glauben, wenn wir nicht den edlen deutſchen Frauen einen Weg eröffneten, ihre Theilnahme an einem in ſich ſo bedeutungsvollen Nationalunternehmen öffentlich und thätig zu beurkunden. — Aus dieſem Grunde erlauben wir uns, ihnen einen Plan an's Herz zu legen, deſſen Ausführung ganz in ihren Händen liegt.

Wir wünſchen, daß in den Städten Deutſchlands edle, gebildete Frauen von allen Ständen es übernehmen möchten, im Kreiſe ihrer Bekannten die Einſammlung von Beiträgen für das bei Stuttgart dem unſterblichen Schiller zu errichtende Denkmal zu veranſtalten. — Damit aber die Mitwirkung dazu ſich ſo weit als immer möglich verbreite, ſo daß recht viele Deutſche daran Theil nehmen können, ſo wünſchen wir, daß der Beitrag des Einzelnen nicht höher beſtimmt werde bei dieſen Einſammlungen, und auch nicht höher angenommen werde, als zu 24 Kreuzern rhein. oder 6 Groſchen Preußiſch-Courant. — So kann zugleich der Beweis geführt werden, was ohne Beſchwerde des Einzelnen durch ein allgemeines Zuſammenwirken geleiſtet werden kann.

Die Art der Einſammlung überlaſſen wir gänzlich dem Ermeſſen der edlen Frauen, und bitten, die etwa durch die Ausſendung von Namensverzeichniſſen und ähnliches verurſachten Koſten von dem Betrage abzuziehen. — Einer beſondern vorläufigen Anzeige ihrer Bereitwilligkeit bedarf es nicht von ihrer Seite, um jede Mühewaltung und auch das Porto zu erſparen.

Wir wünſchen aber, daß dieſe Einſammlungen mit dem 1ſten Januar 1835 geſchloſſen und uns dann gütigſt die kurze Anzeige gemacht werde, was eingegangen iſt, da wir dann anzuweiſen die Ehre haben werden, wie ohne weitere Beſchwerde der edlen Frauen die Gelder uns zukommen können. — Wir werden den Empfang beſcheinigen und in öffentlichen Blättern den Betrag mit Nennung des geehrten Namens der Theilnehmenden bekannt machen, damit eine Jede ſich von dem richtigen Eingange ihrer Sammlung überzeugen kann.

Die Anzeigen der Sammlungen werden gleichfalls wohlverwahrt in den Grundſtein des Denkmals gelegt und von der zweckmäßigen Verwendung der Gelder wird ſeiner Zeit öffentlich Rechnung geſtellt werden.

Alle löbl. Redaktionen werden erſucht, Gegenwärtiges in ihre Blätter aufzunehmen.

Der Ausſchuß des Schiller-Vereins:

Heinrich Erhard, Inhaber der Metzler'ſchen Buchhandlung.
Grüneiſen, Hofkaplan.
Dr. H. Hauff.
Dr. Wolfgang Menzel.
Dr. Reinbeck, Hofrath und Profeſſor.
Dr. Schott.
Guſtav Schwab, Profeſſor.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Süddeutſchland, Juni.

Schiller auf der italieniſchen Bühne. Aus der Schreibtafel eines Reiſenden.

... In Bologna, in jener ſehr düſtern Stadt, wo der italieniſche Patriotismus in den dunkeln Säulenhallen einherwandelt, auf Rache ſinnend, wo der Haß gegen alles, was deutſch heißt, ungeheuer und mausdiſchlich, an einem jener italieniſchen Sommernachmittage, wo die Hitze ſelbſt im Schatten noch erdrückend iſt, im Teatro diurno, in einem Tagstheater, wo das Tageslicht beſtändig an der Illuſion zehrt und ſie zu vernichten droht, wurde Schillers Maria Stuart gegeben. Die berühmte Petzet ſpielte Maria; die übrigen Schauſpieler waren alle theils höchſt mittelmäßig, theils ſehr ſchlecht, die Bretter ſchmutzig ſchwarz, die Dekorationen verwittert, die Koſtüme erbärmlich, die Schminkung widerlich, die Ueberſetzung des Trauerſpiels in ſeidiger Proſa. Allein das Volk vergaß bald all dies und horchte und ſchaute. Leute, unter denen Wenige leſen und ſchreiben gelernt, Handwerker und Taglöhner mit Weibern und Mädchen ihres Standes, und Fakini, die Fakini von Bologna, jene

stämmigen, furchtbaren Brüder der Lazaroni, mit Weibern ihres Schlages füllten das Parterre und die im Halbkreise aufsteigenden Stufen; auf den Galerien rechts und links saßen Damen und Herren; aber Alle horchten und schauten gleich aufmerksam. Wagen rasselten draußen vorüber, der Rauch aus einem nahen Töpferofen wurde vom Sirokko über die Zuschauer in Wolken gewirbelt, es läuteten die Glocken der nahen Klöster; aber man hörte, man horchte in lauschender Stellung, man hing mit den Blicken an der Bühne, man vergaß den rinnenden Schweiß auf der Stirne, vergaß die Orange in der Hand, und die Knaben mit Limonade und Dolci vergaßen Dolci und Limonade. Welch ein Entzücken, welch ein Leben, welche Begeisterung! Fuori l'autore! erscholl es auf einmal wie mit Einer Stimme, fuori! brulte endlich die Menge wie wüthend. Da erschien ein junger Mann, der Poeta der Schauspielergesellschaft, in dem Hintergrunde der Bühne und stand eine Weile wie betroffen ob der gewaltigen Brandung des Applauses; dann aber trat er vor, legte die Hand an's Herz und schickte sich an zu sprechen; man schwieg, und er sprach: „Nicht mir gebührt der Zoll dieses Beifalls. Der Verfasser des Werkes, welches ich nur unvollkommen zu übersetzen vermochte, ist Schiller, der größte Dichter Deutschlands.“ Da hätte man das Volk sehen sollen! wie vom Donner ward es gerührt, wie ein Schauer durchlief es. Tedesco! zischten höhnisch grimmig alle Lippen, und ein dumpfes Gemurmel wurde laut und klang wie getäuschte Erwartung. Eviva Schiller, benchè tedesco! rief da eine Stimme, und eviva Schiller! eviva! stimmten Alle ein und jubelten und schrien, als wollten sie den Geist heraufbannen und ihn anbeten, den Geist des größten deutschen Dichters. — Schiller, der größte Dichter Deutschlands, so hörte ich alle Fremden ihn nennen und immer mit Begeisterung von ihm sprechen, und ich freute mich dessen unaussprechlich. Wie groß ist mein Erstaunen, da ich jetzt, nach langer Abwesenheit in das Vaterland zurückgekehrt, von Deutschen hören muß, Schiller, weit entfernt, ein großer Mann zu seyn, sey ein untergeordneter Geist; der Schlange, die das Symbol seiner Unsterblichkeit bilden sollte, habe man den Kopf zertreten, noch ehe sie sich in den Schweif gebissen. Ich erstaune; da kommen Andere und sprechen Worte des Trostes und nennen Schiller den guten, den herzguten, lieben Schiller, den Vater aller gutgesinnten, wohlmeinenden Leute, und scheinen ihn vorstellen zu wollen, wie Rauch Goethe'n vorgestellt hat; und wie hat Rauch diesen vorgestellt? im langen Schlafrock, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ohne ihm jedoch die Schlafmütze aufzusetzen, die dazu gehört. Schiller, dessen Verse im Munde seines Volkes in jeder Situation des Lebens widerhallen, der mit der Kunst nie ein muthwilliges Spiel trieb, ihn schimpfen sie ideal, subjektiv, aller Objektivität entbehrend. Und wer nennt ihn so? Stubensitzer, die nie die Welt gekannt, oder gewisse Leute, die zwar in die Welt gekommen, die aber vor lauter Subjektivität und Egoismus, vor lauter Ich von der Welt, wie sie ist, nichts sehen, wie man oft vor dem hohen und dichten Nadelholz den schönen Laubwald nicht sieht, den es umschließt. Um Unwahrscheinlichkeiten zu finden, steigt nicht zu Schiller hinauf, bleibt unten unter denen, die sein Fußgestell umstehen, und bringt ihr es einmal dahin, daß ihr groß genug seyd, so raunt ihm euer jetziges Geschwätze wie einem Beichtiger in's Ohr, mit dem mea culpa auf der Brust, und er wird lächeln und euch vergeben, und euch nicht einmal verdammen, das zu lesen, was jetzt Alles, dem guten Geschmacke und dem richtigen Gefühle und Verstande zum Trotz, von euch bewundert wird.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Fortsetzung.)

Die Passion im Gebirge.

Ist man gesonnen, das Ganze in ästhetischer Hinsicht zu verdammen? Nie wird ein Schauspiel eine erhabenere Wirkung auf die Zuschauer hervorbringen, nie mit mehr Anstand und Rücksicht aufgeführt werden. Die Leute haben ein angebornes Regisseurtalent, und diese Gebirgsbewohner wissen Scenen zu arrangiren und zu Stande zu bringen, die viele Hoftheaterregisseurs in Verlegenheit setzen würden und bei der unzweckmäßigen Einrichtung unserer Bühnen, die zwar schon oft gerügt, jedoch noch nie abgeändert worden, gewiß Lächerlichkeiten darbieten müßten. Der Pfarrherr verwaltet das Amt des dramaturgischen Censors, und dem zu Mittenwalde kann ich das Zeugniß geben, daß er dies mit großer Umsicht gethan, und während der Vorstellung selbst machte er sehr praktische Bemerkungen in dieser Hinsicht, die er dann auch sogleich dem Unternehmer und Regisseur zu Nutz und Frommen des Ganzen für die Folge mitzutheilen eilte.

Der Tag des Festes wurde mit türkischer Musik begrüßt, die durch den Markt zog, hierauf wurde der Frühgottesdienst gehalten und unmittelbar hernach begab man sich in das Theater. Ja, das Theater in Mittenwalde beginnt gleich der großen Oper in Paris um halb acht Uhr; doch diese am Abend, jenes am Morgen. Es waren vier Plätze eingerichtet. Der erste, dicht hinter dem Orchester, wurde nach Belieben bezahlt, der nächstfolgende kostete 48 kr., der dritte 24 und der letzte 12 kr. Auf allen hatten sich ziemlich viele Zuschauer eingefunden; auf dem ersten Honoratioren aus München und Innsbruck. Die übliche Soufleurklingel wurde hier durch Böllerschüsse ersetzt; bei dem dritten Schuß begann das Schauspiel. Nach der Ouvertüre trat aus den Portalen zur Seite mit raschem Schritte der Chorus auf und stellte sich im Halbkreise hin. Dieser Chorus besteht, nach dem Ausdruck der Leute, aus Schutzgeistern. Sie waren auf eine phantastische, jedoch heitere und keineswegs geschmacklose Weise gekleidet; einige in Rosa, Lila, Himmelblau, andere weiß und roth, oder rosa und schwarz. Alles reich mit Gold verbrämt. Ein paar trugen Helme mit Federn, Andere Diademe, noch Andere, Knaben und Mädchen, volle Kränze. Der Schnitt des Kostüms näherte sich dem römischen, dabei schien Alles nach alten Gemälden gebildet zu seyn; die Stoffe waren größtentheils Sammt und Seide, Flor, Spitzen und dergleichen, und das Ganze war in München angefertigt worden. Nach einem kurzen Prologe wurde ein Chor gesungen, der die Handlung und das Eröffnungstableau einleitete, dann begann das Drama, von dem Einzuge in Jerusalem bis zur Himmelfahrt, unterbrochen und verwebt mit analogen bildlichen Darstellungen aus dem alten Testamente. Von den Darstellern selbst läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß sie einen ganz richtigen Begriff von ihren Rollen hatten und es sehr gut verstanden, ihre Individualität zu verläugnen und ihren Charakteren anzupassen. So war Caiphas bemüht, Gleißnerei, fanatischen Eifer, einschmeichelnde Ueberredung und Stolz durch ein heftiges Geberdenspiel, durch scharfe Betonung und in Gang und Haltung auszudrücken; ein Bestreben, das dem Manne, den ich in seiner gewöhnlichen Kleidung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sehr schwer geworden seyn mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juni 1834.

Der schwache Faden, der sich aus dem so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Es eröffnen sich seit unserm lezten Berichte (Nr. 96. u. ff. dieser Blätter) neuerdings so schöne Aussichten für die Naturwissenschaften, besonders für die Astronomie, daß wir eilen müssen, unsern Lesern Rechenschaft darüber abzulegen. Die Rede sey zunächst von dem großartigen Plane der Anlegung einer großen Reichssternwarte zu St. Petersburg, zu welcher vorläufig Eine Million Rubel bestimmt worden. Mit der Ausführung dieses merkwürdigen Unternehmens ist der berühmte Astronom Staatsrath Struve zu Dorpat beauftragt, und wir erfahren eben, daß er unumschränkte Vollmacht erhalten hat, und zu der Anschaffung von Instrumenten, welche durchaus nur vortrefflich seyn sollen, persönlich Reisen antreten wird. Diese Sternwarte soll auf einem dazu geeigneten, unfern der russischen Hauptstadt gelegenen Hügel errichtet werden, und aus drei Thürmen mit beweglichem Kuppeldache, um dem Laufe der Himmelskörper folgen zu können, bestehen, mit denen man durch Galerien die Wohnungen der Observatoren, Gehülfen u. s. w. zu vereinigen gedenkt; der mittelste und größte dieser Thürme soll vorzugsweis mit Allem ausgerüstet werden, was zur Förderung der Zwecke der beobachtenden Astronomie an Ausgezeichnetem in der Welt nur irgend aufzutreiben seyn wird. Etwas Aehnliches hat keine andere europäische Hauptstadt bis jezt aufzuweisen; und jener ferne Norden, den vor wenig mehr als hundert Jahren die starke Hand Peters des Großen erst der Barbarei entriß, geht jezt den viel früher gebildeten Nationen mit einem glänzenden Beispiel voran, auf welche Weise für die erhabenste aller Wissenschaften gesorgt werden muß.

Während kaiserliche Munificenz solchergestalt für astronomische Pracht sorgt und der Wissenschaft einen zukünftigen Gewinn verspricht, hat deutscher Fleiß auf demselben Gebiete schon wieder eine andere Palme gewonnen. Zwei, durch frühere Arbeiten in diesem Fache rühmlich bekannte Berliner Himmelsbeobachter, Beer und Mädler, haben nämlich so eben das erste Blatt einer großen lithographirten Mondkarte wirklich erscheinen lassen, die ein Viertel der uns zugekehrten Hälfte dieses Trabanten der Erde darstellt, welcher seine andere Hälfte bekanntlich immer von uns abkehrt und unsern Blicken neidisch entzieht. Das Ganze wird demnach in vier Blättern, die einander schnell folgen sollen, vollendet seyn, und kostet im Subscriptionspreise bei Schropp und Comp. in Berlin fünf Thaler Preußisch. In die Darstellung ist und wird nichts aufgenommen,

was die genannten beiden wackern Männern mit den besten Instrumenten nicht selbst beobachtet und gemessen haben, und dem Ganzen liegen 106 genau bestimmte, nach einer, vom Berliner Astronomen Enke ertheilten Anweisung berechnete Hauptpunkte zum Grunde. Diese schöne Karte erscheint um so zeitgemäßer, als eine ähnliche Unternehmung des fleißigen Dresdner Astronomen Lohrmann, von der man sich, nach dem, was Referent bei dem Unternehmer selbst davon zu sehen Gelegenheit gehabt hat, Alles versprechen durfte, aus unbekannten Gründen nicht zur Vollendung gediehen ist. Auf der vorliegenden Section (der nordwestlichen) sind namentlich diejenigen Mondlandschaften enthalten, denen die früheren Mondbeobachter die Benennungen Mare Crisium und Serenitatis, Palus Somnii und Nebularum, Lacus Mortis und Somniorum beigelegt haben; Benennungen, bei deren Wahl nicht sowohl irgend ein objektiver Grund, als vielmehr die Phantasie der Beobachter vorgeherrscht hat, die jezt aber einmal allgemein angenommen sind und also beibehalten werden mußten. Aber eine Menge neuer Details nach der eigenen Beobachtung der Herausgeber der neuen Karte sind hinzu gekommen, und besonders findet sich die Anzahl der Rillen, welche die Mondfläche durchfurchen und kanalähnlich von einem Mondberge zum andern laufen, hier bedeutend vergrößert. In jedem Falle ist diese Mondkarte ein sehr dankenswerthes Unternehmen, und mancher Käufer wird durch Betrachtung dieses treuen Bildes des vergrößerten Mondantlitzes zur Selbstbeobachtung des merkwürdigen Gestirns veranlaßt werden.

Auch der Geschichte der Sternkunde ist in der neuesten Zeit ein bedeutender Gewinn geworden durch endliche Entzifferung einer Stelle des Zend-Aveſta, dieser bekannten heiligen Bücher der Nachkommen der alten Perser, welche Stelle weder Anquetil du Perron, der französische, noch Kleuker, der deutsche Uebersezer jener Schrift, noch Bailly, der gelehrte Geschichtschreiber der Astronomie, zu erklären gewußt hatten. Es geht nämlich aus dieser Stelle hervor, daß das astronomische, unter dem Namen des „Vorrückens der Nachtgleichen“ bekannte Phänomen, welches, um es so kurz als möglich zu erklären, darin besteht, daß die Sonne in dem Augenblicke, wo sie gar keine Abweichung zeigt, von Jahr zu Jahr bei andern Fixsternen erscheint, schon über 1500 Jahre vor Christi Geburt in Indien bekannt gewesen ist, während man die Entdeckung desselben bis jezt dem griechischen Astronomen Hipparchus, welcher erst 125 vor Christus starb, zugeschrieben hat. Da nun aber diese kleine Ortsveränderung der Nachtgleichenpunkte wider die Ordnung der Zeichen, daher sie auch vielmehr ein Zurückgehen, als ein „Vorrücken“ heißen sollte, jährlich nur etwa 50 Sekunden beträgt, und also eine außerordentliche Genauigkeit der Beobachtung erfordert, so folgt hieraus, daß die Astronomie im grauesten Alterthume viel mehr ausgebildet gewesen ist, als unsere Geschichtbücher ergeben, und daß wir uns also von der wissenschaftlichen Kultur der ältesten Welt einen ganz andern Begriff als den bisherigen zu machen haben. Diese Betrachtung, auf so unleugbare Gründe gestüzt, gehört zu den wichtigsten und interessantesten, und führt in ein Dunkel der Vergangenheit, welches ich der Einbildungskraft der Leser durch diese merkwürdige Andeutung gern erschlossen habe.

Von diesen astronomischen Betrachtungen zu einer physikalischen übergehend, bemerken wir, daß der bekannte Kapitän Roß auf seiner lezten Polarreise eine für die Theorie des Erdmagnetismus entscheidende Beobachtung gemacht hat, welche wir einer so eben zu unserer Kenntniß kommenden Privatmittheilung entnehmen. Als sich Roß nämlich über dem nördlichen magnetischen Pole, d. h. über demjenigen, vom Nordpole selbst verschiedenen, aber seiner Lage nach veränderlichen und nicht genauer angegebenen Punkte *) befand, wo die Magnetnadel gar keine bestimmte Richtung mehr zeigt, sah er dieselbe zu seinem größten Erstaunen plözlich dem Laufe der Sonne folgen. Nun hat die neuere Physik den wunderbaren Zusammenhang zwischen Magnetismus, Elektricität, Licht und Wärme im Allgemeinen zwar schon erkannt, allein diese direkte Erfahrung darüber ist gleichwohl höchst merkwürdig, indem sie an einem Orte angestellt werden konnte, wo die Nadel, wie gesagt, vom polarischen Richtungseinflusse frei war, und also ihre Abhängigkeit vom Licht ungestörter hervortrat. Es wird jezt darauf ankommen, das Gesez der Zunahme dieser Abhängigkeit im Maaße der Annäherung an jenen magnetischen Pol zu bestimmen.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Eine frühere Angabe sezt denselben nicht zu fern von der Melvilleinsel unter 72 bis 73 Grad nördlicher Breite und 102 Grad westlicher Länge von Greenwich. N.

Lenore.

(Beschluß.)

„Kaum war Fermill entfernt, als ich aus meinem Taumel erwachte. Ich begann damit, mich selbst zu verabscheuen. Gibt es, fragte ich mich oft, einen Liebeszauber, wie uns die alten Mährchen erzählen, so ist er wohl an mir verübt worden; denn wahrlich, nur der Bezauberung konnte ich die Leidenschaft vergleichen, die mich so plözlich und unwiderstehlich ergriffen und

fortgerissen hatte. Und als nun seine Briefe an mich gelangten — ich hatte einen Vermittlungspunkt für unsern Briefwechsel ausgemacht — ach! da sank ein Schleier nach dem andern vor meinen getäuschten Blicken! Wie schaal und kahl war ihr Inhalt, wie oberflächlich und unbedeutend! — Auf meine Klagen empfing ich ein erniedrigendes Bedauern, oder freche Aufmunterungen zum Frohsinn, zum Lebensgenusse, wie und in welcher Gestalt er sich mir auch darbiete, und kühle, bemitleidende, oberflächliche Tröstungen, oft mit der äußersten Flüchtigkeit auf das Papier geworfen, waren Alles, was von der frühern vergötternden Zärtlichkeit übrig geblieben. Rudolfs fortwährend häufige Briefe mußten mir die Ueberzeugung geben, daß Ferwill nicht daran gedacht, sich ihm zu eröffnen. Sie wurden für mich zu einer unaussprechlichen Qual. Diese einem treuen und frommen Herzen entströmenden Worte, voll der zärtlichsten Besorgniß für meine Gesundheit und Gemüthsruhe, diese Ergüsse des redlichsten Vertrauens, der freudigsten Hoffnung, wie zerrissen sie mein Herz! Tausendmal ergriff ich die Feder, ihm Alles zu entdecken, aber ich vermochte es nicht, und hoffte, der Tod werde mir die Schmach ersparen, ihm wieder unter die Augen zu treten; ich hoffte es, denn täglich fühlte ich mehr, wie meine Kräfte der Seelenfolter meines Zustandes erlagen. Ich schrieb längst nicht mehr weder an Ferwill noch an Rudolf, und sah in dumpfer Verzweiflung dem Augenblick entgegen, wo der Tod den fest verschlungenen Knoten lösen müsse; denn eine andere Lösung, fühlte ich wohl, sey unmöglich. Auch hatte ich nicht geirrt. Aber Rudolfs edles, reines Leben ward das Opfer, nicht mein verwirktes Daseyn, und — möge meine Ahnung mich täuschen und nicht sein Tod noch eine Schuld mehr auf mich laden. Ich fühlte bei der Nachricht davon, mit tiefer Selbstverachtung, daß ich nicht würdig sey, ihn zu beweinen."

„Von Ferwills Rückkunft hoffte, erwartete ich nichts. Ich hatte ihn verloren, da ich ihn als einen ganz Andern kennen gelernt, als den, den ich geliebt. Aber eine unendliche Angst trieb mich dennoch ihm entgegen, um im ersten Augenblick in seinen Zügen zu lesen, ob Rudolfs Tod sein Werk gewesen. Eine innere Stimme flüsterte mir das fortwährend zu, denn ich fühlte ja, wie sehr er, kam nun Alles zur Sprache, die Rache des Schwerbeleidigten hätte zu fürchten gehabt. Auch damit ist es ganz anders gekommen. Aber wenn die Nachricht von seiner schwarzen Treulosigkeit mir anscheinend den Tod gibt, so ist es, weil meine Kraft erschöpft war: die leichte Erschütterung, welche den Wanderer in den Abgrund hinabstürzt, an dessen schroffen Rande er lange matt und ziellos weiter klomm."

Als wir Lenoren zu Grabe getragen, nahm mich Bolt in sein Kabinet, und hier erfuhr ich erst aus Rudolfs Papieren, welch ein Grad von Schlechtigkeit in Ferwill mit dem gewinnendsten Aeußern gepaart gewesen, und wünschte Lenoren Glück, daß der Tod ihr die volle Kenntniß davon erspart hatte. Aber noch nicht volle zwei Monden waren verstrichen, da erfuhren wir, daß dieser Nichtswürdige, nachdem er auf den Namen seines Schwiegervaters bedeutende Summen erhoben, sich mit diesen und mit dem reichen Schmucke seiner jungen Gemahlin aus dem Staube gemacht. Man hat nie wieder von ihm gehört.

Vielleicht war es der Hang zum Vagabundenleben, verbunden mit der Furcht vor endlicher Entdeckung, was ihn auf's Neue in die weite Welt gejagt. Wir erfuhren späterhin, daß zu jener Zeit, als er zuerst unter uns erschien, die Behörden den Spuren eines äußerst schlauen Betrügers nachgeforscht, der Deutschland unter mehr als einer Maske durchzogen und unerhörte Fälschungen verübt hatte. Wohl mochte er geglaubt haben, kein sichereres Asyl finden zu können, als unter den Fahnen des Befreiungsheeres, wo er auch für den Augenblick jeder Nachforschung entzogen blieb.

Ein Bildchen.

In einer Kirche, nett gelegen
Am Wasser und beim Hügel grün,
Dort predigt ein Student verwegen
Und schreit mit äußerstem Bemüh'n.

Der Storch steht auf der Kirche oben
Auf Einem Bein im Gleichgewicht,
Und scheint den Redner nicht zu loben
Und macht ein spöttisches Gesicht.

Die Dohlen, die den Thurm umkreisen,
Sie prophezei'n ein Unglück schwer,
Bald wird es: halt, halt Bruder! heißen,
Und weiter weiß er nimmermehr.

Friedrich Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Fortsetzung.)

Die Passion im Gebirge.

Minder gut gelang der Ausdruck dem Darsteller des Christus: eine allerdings sehr schwierige Aufgabe; doch muß ich gestehen, daß auch er sich bestrebte, die derbe Gebirgsnatur und Athletengestalt zu weichen, runden Bewegungen zu zwingen und einen sanften, oft rührenden Ton der Rede anzustimmen. Der beste Schauspieler von allen gab die Rolle

des Judas: ein im gewöhnlichen Leben gewandter, pfiffig dreinschauender Bursche, der ohne alle Karrikatur, mit guter Bezeichnung und stets richtiger Betonung seine schwierigen Monologe hielt, worin er bald Grimm und Habsucht, bald Reue, Schmerz und Gewissensqualen zu schildern hatte. Meisterhaft nenne ich die Scene, wo er die Silberlinge empfängt, sie prüft, wägt, einige verwirft und dann die übrigen in den Säckel schiebt. Nicht minder gut wurden die wilden Kriegsknechte gegeben. Die Scene der Verhöhnung, das Würfeln, die Auferstehungsscene, die Kreuzigung, Alles war sehr fleißig eingeübt worden, und die natürliche Gewandtheit, das Zusammenspiel konnten wahrhafte Bewunderung erregen. Man wäre geneigt, das Komödienspiel für viel leichter zu halten, als es uns die Schauspieler gewöhnlich zu schildern pflegen, oder man muß diesen ländlichen Künstlern ein wahrhaft großes Talent zutrauen. Wohl zu beachten war auch die Einsicht, mit welcher man die Rollen vertheilt hatte. Man war hierin viel weiter gegangen, als die ordentlichen Theaterdirektionen; denn man fand sogar in der äußern Form die Aehnlichkeit der Darsteller mit den darzustellenden Personen ohne besondere Hülfsmittel. So sah Maria einer schönen italienischen Madonna gleich, und wenn auch Christus hier in schwarzen Haaren erschien, so drückten seine Züge doch Adel und Schmerz auf schöne Weise aus. Als Ecce homo konnte er jedem Maler als würdiges Modell dienen. — Für die Aussprache hatten die wackern Leute ebenfalls den richtigen Weg eingeschlagen. Sie bemühten sich, sehr deutlich und laut zu sprechen, und dies mußte man zuvörderst berücksichtigen, um in dem großen Raume verstanden zu werden. Dann redeten sie, mit Weglassung aller Trivialitäten, die ja ohnedies der gegebene Text schon ausschloß, in ihrem landesüblichen Dialekt, der zwar rauh und hart ist, aber eben dieser Eigenschaften wegen nicht komisch naiv klingt, wie etwa das Schwäbische und Plattdeutsche. Würden sie sich bemüht haben, die Sprache der Vornehmen und Gebildeten nachzuäffen, wie dies hie und da von rohen Histrionen geschieht, so würden sie eben so lächerlich erschienen seyn, als diese. Aber hier, wo Alle gleichmäßig sprachen, hatte man die Empfindung, als höre man eine fremde, der unsern nahe verwandte Sprache, und nichts Störendes wirkte dabei auf die Darstellung ein. Um das, was ich früher über die Kunst der scenischen Anordnung sagte, zu erörtern, führe ich hier die Kreuzigung an. Wir sehen vor unsern Augen die drei Kreuze aufrichten, die Körper daran befestigen und dann wieder abnehmen. Alles geschieht mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit, Sorgsamkeit und Dezenz. Die Sicherheit, womit die Arbeiter zu Werke gehen, setzt uns durchaus in keine unbehagliche Stimmung der Sorge und peinigenden Angst um den Erfolg dieser Bemühungen, und wir können uns ungestört dem Eindrucke dieser furchtbaren Scene hingeben. Die Kreuzesabnahme gab ein schönes Bild. Wer da weiß, wie auf unsern großen Bühnen von den Leuten, welche die Kunst der Darstellung zu ihrem Handwerke herabgewürdigt haben, nie ein Leichnam abgetragen werden kann, ohne daß das Publikum in Gelächter über die Ungeschicklichkeit ausbricht, wird gewiß mein Erstaunen gerechtfertigt finden. Mit der größten Aufmerksamkeit wurden auch die sogenannten Stichwörter behandelt. Das Krähen des Hahns, das Erdbeben mit dem begleitenden Donner, das Auf- und Abtreten der Personen u. s. w., Alles ging ohne Störung und sehr pünktlich vor sich. Was die Einrichtung des Dramas und der Scene betrifft, so glaube ich, daß sie uns einen richtigen Begriff von dem Theater zu Shakespeare's Zeiten zu geben vermag, und daß wir wenig durch unsere, größtentheils aus Italien und Frankreich erhaltenen Verbesserungen, die ursprünglich nur der Oper wegen erfunden wurden, für unsere jetzigen Stücke gewonnen haben. Man würde nach dieser ältern Einrichtung viele Werke von Shakespeare zusammenhängender und verständlicher geben können, ja Werke, wie Tieck's Octavian und eine Menge anderer, würden auf solche Weise sehr gut aufführbar erscheinen. Unsere jetzigen Bühnen sind mit den Bestrebungen der meisten heutigen Dichter im vollkommensten Widerspruche. Daher ist uns so Vieles unaufführbar, daher hört man immer davon sprechen: dies oder jenes Stück sey für die Bühne eingerichtet, oder der Dichter habe die Bühne nicht im Auge gehabt, man müsse die Bühne kennen u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 142:
Car, Caro. Kram, Krampe. Quelle, Elle.

Mit und ohne a bis z.

r: Wenn der Student handgreiflich stritt,
So rächt die Ohne oft der Mit.

s: Mit vertreibt's ein krummer Späher
Aus tief dunkelm Sitze;
Ohne ist es immer näher
Als sein Haus dem Blitze.

t: Der Ohne treibt zur Mit
Ein manches Unglücktind,
An dessen Jammer schuld
Nur seine Ahnen sind.

u: Mit gehört's zur wilden Jagd,
Ohne putzt es jede Magd.

v: Ohne der Laut aus offenem Munde, des Gaffenden spottend,
Mit ein weiland Poet, schlechtester Verse Papa.

w: Ohne, wie mit, aus Versen der Minnesänger entlehnet,
Ist das erstere froh, aber das andre die Frau.

x: Der Prinz:
Sehr verehrte Prinzessin, ich wünschte mit Ihrer Durchlaucht
Mehr als irgend mit wem Ohne und Ohne zu seyn.

Die Prinzessin:
Ach! Sie gleichen, mein Prinz, dem Herrn ja, welcher sein Leben
In Mit schrieb und beschloß, wild und so flüchtig wie er.
Drum beruhigen Sie sich, und gönnen mir ferner, mit Ihnen,
Meiner Ruhe zu lieb, ohne das Ohne zu seyn.

y: Nenne den Dorn am Weihnachtsbaum aus Hebels Gedichten
Allemannisch, und schon hast du das Ohne genannt.
„Schön erhebt es sich" mir „und senkt das Köpfchen herunter.
„Ist es Gefühl oder ist's Muthwill? ihr rathet es nicht."

z: Ohne der mächtige Strom, durch Heldenthaten der Römer
Und Franzosen berühmt hinter der Alpen Gebirg.
Mit, mit Fischchen und Zahlen, mit Stern und Wetter im Bunde;
Spricht man es überrascht voller Verwunderung aus.

J. E. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Juni 1834.

Was bringt Ihr von Venedig mit? wie geht's
Dem königlichen Kaufmann? —

Shakespeare.

Reiseskizzen.

Von Karl Gutzkow.

Fünfter Artikel.

Ich befinde mich, wie am Schlusse des vorigen Briefs angekündigt worden, auf dem Weg von Triest nach Laibach, und mache, bevor ich meine Abenteuer weiter verfolge, aus dem Munde meines Reisegefährten einige Bemerkungen über Venedigs und Triests Handel.

Es ist Thatsache, daß Venedig gegen Triest in kaufmännischer Rücksicht nur eine kleinliche Rolle spielt. Allein man irrt sich, wenn man den Grund davon nur in den heruntergekommenen, zerrütteten Finanzen des venetianischen Handelsstandes finden will. Der Unternehmungsgeist und der Kredit waren von jeher die Hebel der merkantilischen Spekulationen, und wenn Venedig den ersten nicht besitzt, so versteht es von dem leztern keinen Gebrauch zu machen. Es sind nicht Kapitalien und reelle Reichthümer, was die Blüthe des Triestiner Handels veranlaßt hat. Nirgends wird so häufig fallirt, als in Triest; nirgends werden bei verunglückten Berechnungen so viel leere Hände sichtbar, als hier. Es gibt dort wenig Häuser, welche seit einer Reihe von dreißig Jahren allen Meeres- und Schicksalsstürmen widerstanden haben, wenig alte Namen, welche eine gepuderte Autorität aufweisen. Es ist alles so jung, wie die Waarenlager am westlichen Ende der Stadt. Allein die Lokalität, die Gewöhnung der Fremden, die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit der Einheimischen bei ihren Gewinnsten macht hier alles wieder gut, was die im Rücken stehenden leeren Geldsäcke unter andern Umständen hätten verderben können. Das Zauberwort, mit welchem jede Unternehmung des fleißigen, thätigen und uneigennützigen Kaufmanns gedeckt wird, ist der Kredit. Nur das kaufmännische Vertrauen erhält den Triestiner Handel. Ja dieses erlaubt selbst, sich einer Abkürzung des Verkehrs zu bedienen, welche nicht einmal den Schutz der Gesetze ansprechen darf, wenn sie dazu dient, einen Betrug zu erleichtern. Die sogenannten trockenen Wechsel, welche in der österreichischen Monarchie nirgends juristische Beweiskraft haben, cirkuliren für Triest ohne Hinderniß: die Folge einer gegenseitigen Uebereinkunft.

Dagegen ist der venetianische Kaufmann dem neuern merkantilischen System ganz fremd geworden. Wer sagt, daß er verarmt sey? Nein, man wird nirgends so viel Dukaten finden, als bei ihm. Aber in seinen Adern fließt kein feuriges Blut mehr, er ist ein Wucherer, ein Geizhals, ein Jude geworden; er könnte sich nie entschließen, einige Tausende auf die Wagschale eines gut berechneten Zufalls zu legen, sondern zieht es vor,

mit seinen Millionen auf alte Kleider zu borgen. Der Venetianer ist Kapitalist, lebt von den Zinsen seines solid untergebrachten Vermögens, und wird sich nur durch die Vorspiegelung der ausschweifendsten Procente verlocken lassen, sein Geld in ein Wagniß zu stecken. Hierin liegt das vorzüglichste Hinderniß, welches der Maaßregel des Freihafens im Wege steht; alle übrigen Thatsachen, welche bekannter sind und in die Augen springen, würden besiegt werden, wenn sich jenes aufheben ließe. Selbst dem schwierigsten Punkte, der Entwöhnung der Handelswelt, der geringfügigen Absätze wegen, und besonders der Domination Venus über Oberitalien, ließe sich abhelfen, wenn aus der eigenen Kraft Venedigs die lezten Reste gesammelt und vernünftig benuzt würden.

Wenn nun auf diese Weise Venedig seit den drei Jahren, wo es zum Freihafen erklärt worden ist, von dieser Freiheit keine Vortheile gezogen hat, so läßt sich ihm wenigstens wünschen, daß es auch von den Nachtheilen derselben befreit werde. Diese würden durch jene ersezt worden seyn, aber jezt sind sie unerträglich. Kein Venetianer kann sich an's feste Land begeben, ohne von den Douaniers die größten Belästigungen zu erfahren. Jedes Vergnügen wird dadurch gestört, und wenigstens die Konsequenz des österreichischen Systems, den Unterthanen alle nur möglichen Erholungen zu gestatten, für Venedig vereitelt. Aber noch härter trifft der Freihafen und die Mauthlinie die Industrie, welche in Venedig selbst einheimisch ist. Würden in der Stadt Felle, Juchten, Wollenwaaren, Eisen- und Stahlprodukte erzeugt, so ließen sich die rücksichtslosen Hände der Zollbeamten schon ertragen; so sind es aber die feinsten, zierlichsten Dings, welche auf der Insel Murano gearbeitet werden, Perlen, Glaswaaren, Spiegelgläser, zerbrechliche Gegenstände, bei deren Untersuchung notorisch ein Drittel des Werths verunglückt. Was hilft es, wenn man dem Zollkommissär für seine Ungeschicklichkeit eine Ohrfeige anbietet? Seine Hände werden in Zukunft nicht behutsamer, und die gegenwärtigen Zerstörungen dadurch nicht hergestellt werden. Diese Ueberlast macht den Freihafen in Venedig verhaßt, und selbst der Einsichtsvolle kann nicht anders, als eine Beschränkung der Maaßregel wünschen. Alle Vortheile derselben würden noch immer vorhanden seyn, wenn sie nur einige Inseln den Fremden öffnete. Die Stadt würde dadurch nichts verlieren und für sich selbst sehr viel gewinnen. Es ist in Venedig allgemeiner Wunsch, daß in dieser Art eine Veränderung vorgenommen werde.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Während man sich mit dieser, durch das glänzende Experiment eines englischen Seefahrers angeregten Erweiterung der Magnetlehre zu beschäftigen haben wird, hat unser gelehrter Landsmann Klaproth, jezt zu Paris, denselben Gegenstand von einer andern Seite angegriffen, indem er Untersuchungen über die älteste Kenntniß der Chinesen vom Gebrauche und der Abweichung der Magnetnadel angestellt, deren Resultate in einer nächstens erscheinenden Schrift ausführlich bekannt gemacht werden sollen, worüber wir aber schon jezt Einiges erfahren. Merkwürdig ist es darnach z. B., daß die Wortbedeutung der Benennungen, mit denen die entferntesten Völker den Magnet belegen, analog sind. Der chinesische Name des Magnets „Thsü" bedeutet liebend, und eben so der französische: aimant; ein englischer Name des Magnets loadstone, leitender Stein, erinnert an das isländische Leiderstein u. s. w. Klaproth belehrt uns ferner, daß die Chinesen den Südpol der Nadel für den vorzüglichsten halten, wie wir den Nordpol, und daß daher die magnetischen Wagen, die in der Geschichte dieses sonderbaren Volkes vorkommen, mit einer kleinen, leichten Figur versehen sind, deren Hand beständig nach Süden zeigt, welche Richtung der Wagen auch nehmen mag. Es ist gewiß, daß ein chinesischer Minister schon im Jahre 1110 vor Christus den Gesandten eines entfernten Landes fünf solcher magnetischen Wagen zum Geschenk machte, deren sie sich bei ihrer Rückreise mit Nutzen bedienten; die chinesischen Geschichtbücher aber behaupten sogar, daß ihrem Volke diese Kenntniß des Magnets schon drittehalbtausend Jahre vor unserer Zeitrechnung eigen gewesen sey. Sicherer ist, daß sich die Chinesen der Magnetnadel bei der Schifffahrt bereits im dritten Jahrhundert nach Christus bedienten, und daß ihnen die Declination der Nadel mindestens schon im zwölften Jahrhundert bekannt gewesen ist. In Europa dagegen finden sich die ersten sichern Spuren einer solchen Kenntniß der Abweichung der Magnetnadel vom Mittagskreise erst im sechzehnten Jahrhundert. Der französische Astronom de l'Isle besaß ein Manuscript eines Piloten Crignon aus Dieppe vom Jahre 1534, welches dem Admiral Chabot zugeeignet war, und worin dieses Phänomens Erwähnung gethan wird; und ein Nürnberger Uhrmacher, mit Namens Hartmann, bestimmte, wie sich nach Doppelmayers Nachrichten von Nürnbergischen Mathematicis, Nürnberg, 1730. S. 57. nicht bezweifeln läßt, im Jahre 1536, auf Veranlassung der Verfertigung einer Sonnenuhr, wobei er mit Hülfe der Magnetnadel eine Mittagslinie

ziehen wollte, die Abweichung in jener Gegend zu 10 Grad östlich. — Den Chinesen kann also die Priorität der Kenntniß in diesem Punkte kaum abgesprochen werden.

Eine andere wichtige naturwissenschaftliche Unternehmung bereitet sich jezt in Berlin vor, indem die Länge des Sekundenpendels für diese geographische Breite mit der äußersten Genauigkeit bestimmt werden soll, um somit eine, der Natur selbst entnommene unveränderliche Basis des preußischen Maßsystems zu erlangen. Wir müssen aber um Erlaubniß bitten, zu vollkommener Verdeutlichung dieses einigermaßen verwickelten Gegenstandes in einige Erläuterungen eingehen zu dürfen.

Die Idee eines solchen, der Natur selbst entnommenen unveränderlichen, und zu jeder Zeit wieder herzustellenden Normalmaßes, als Basis des Maßsystems, gehört, gleich so manchem andern, ursprünglich der französischen Revolution an. Man verfiel aber damals noch nicht auf die einfachere Bestimmung der Länge des Sekundenpendels unter einer bestimmten Breite und bei einer gewissen Temperatur, Bedingungen, auf welche wir unten zurückkommen werden, sondern man entschloß sich vielmehr, die Länge des Erdquadranten aus der Messung eines bedeutenden Meridianbogens zu bestimmen und einen gewissen Theil jener, durch eine neue Messung immer wieder zu verificirenden Länge zum verlangten Normalmaße zu wählen. Dieser Vorschlag wurde der damaligen Regierung von Frankreich durch das Nationalinstitut gemacht, und es wurde demgemäß vom Jahr 1792 bis 1799 durch die französischen Geometer Mechain und Delambre ein bedeutender Meridianbogen mit außerordentlicher Präcision gemessen, und die gesuchte Länge des Erdquadranten oder vierten Theil des Meridians zu 5,130,740 Toisen bestimmt. Der zehnmillionste Theil davon (= 3 Fuß 0 Zoll 11,296 Linien alten Pariser Maßes) wurde demnächst unter dem Namen Mètre zum gesuchten Normallängenmaß erhoben, indem man annahm, daß eine jede neue Messung desselben Meridianbogens ein gleiches Resultat geben müsse, und also glaubte, die Möglichkeit der unmittelbaren Wiederauffindung jenes Normalmaßes durch eine solche Messung immer in seiner Gewalt zu haben. Allein schon damals machte der Berliner Astronom Bode darauf aufmerksam, daß diese Bestimmung des Mètre doch nicht als ganz unverfälscht der Natur entnommen betrachtet werden könne, indem die Operation einer so großen Messung noch manchen kleinern Unzuverläßigkeiten unterliege, und daß die genaue Länge des einfachen Sekundenpendels unter einer gewissen geographischen Breite viel sicherer und bestimmter ein natürliches Normalmaß darbiete. Dies ist nun die Idee, welche man jezt in Berlin zur Ausführung bringen will, wobei es aber, wie wir schon oben vorläufig bemerkt haben, mehrfacher Correctionen bedarf, um die verlangte außerordentliche Genauigkeit zu erzielen.

Die Schwingungen des Pendels sind nämlich zunächst eine Wirkung der irdischen Schwerkraft; diese leztere wirkt aber nicht an jedem Orte mit gleicher Intensität, weil die Erde um ihre Axe schwingt, welche Schwingungsbewegung einen Theil jener Schwerkraft aufhebt. Und da der Schwung unter dem Aequator natürlich stärker ist, als auf andern Punkten, und nach den Polen zu abnimmt, woraus also Modifikationen des Zugs der Schwere im entgegengesezten Sinne folgen, so kann derselbe Pendel auch nicht an jedem Orte der Erde so schwingen, wie am andern. Man hilft dieser Unregelmäßigkeit beim Gebrauche, namentlich bei Versezung von Pendeluhren von einem Orte nach einem andern entfernten, bekanntlich dadurch ab, daß man das Pendel hier verkürzt, dort verlängert, indem kürzere Pendel schneller, längere langsamer schwingen; und der Sekundenpendel hat also für bestimmte Punkte der Erdoberfläche, wie hier für Berlin, eine entsprechende bestimmte Länge.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Der Aprilaufstand.

Ich sage: wohl denen, die noch keine vom Bürgerkrieg verheerte Stadt gesehen haben. Es ist ein trauriger Anblick, diese zerschossenen, ausgebrannten oder zusammengestürzten Häuser und Straßen, dies aufgebrochene Steinpflaster, diese schwarzen Blutspuren überall zu treffen, die nicht von fremden, eingedrungenen Feinden, sondern von Verwandten und Bekannten herrühren, welche vor einigen Tagen noch freundlich und guter Dinge auf derselben Stelle standen, wo sie sich hernach auf Parteikommando erwürgten. Nach dem alten Rom und dem in Guelfen und Ghibellinen zerrissenen Italien hat sich wohl kein Land so viel Jammer in dieser Hinsicht angethan, als Frankreich, und wir sind lange noch nicht am Ende. Erlassen Sie es mir, in diesen Blättern wieder eine Reihe Blut- und Schreckensscenen aus unsern verdängnißvollen Apriltagen gespenstergrau aufzuführen. Vieles davon kennen Sie schon aus den umständlichen Berichten der französischen und deutschen Zeitungen, was aber darin mit Stillschweigen übergangen ist, gehört auch nicht für Ihre Leser; ich will es wenigstens nicht aus feinem Schmutz aufrütteln, denn es ist noch scheußlicher, als das schlangenumzischte Medusenhaupt des Bürgerkriegs selbst.

Immer aber, und das ist das Schrecklichste, müssen wir sagen: Gottlob! daß es so kam; denn hätten die Arbeiter und die nach Imperialismus strebende Republik, welche sie bewaffnete und antrieb, die Oberhand gewonnen, so wären wir heute noch mehr zu beklagen. Boyer-d'Argenson, dieser Rufer im Streit, schrie ihnen ja noch wenige Tage vor dem 9ten April mit dem dämonischen Accent von 1795 zu: „Vous manquez à tous vos devoirs envers Dieu, envers vous-mêmes, envers les auteurs de vos jours, s'ils vivent encore, et surtout envers vos enfans, si, après un soulèvement suivi de

succès, vous êtes assez lâches ou assez ignorans pour vous borner à exiger une amélioration du tarif, ou une élévation des salaires; car ceux-ci, fussent ils triplés, ne représenteraient pas encore votre portion virile dans l'héritage social; et de plus, tant que vous laisserez les riches en possession de faire seuls les lois, quelques concessions qu'ils vous fassent, ils sauront bien vous les reprendre avec usure.“ Zur Ausführung der als Pflicht gegen Gott dargestellten Aufforderung zur Plünderung der Wohlhabenden und Reichen, zu ihrer Gleichmachung waren auch schon alle Maßregeln getroffen, und es war zweimal drauf und dran, daß sie begonnen wurde.

Fragen Sie mich nicht, ob nun nichts mehr zu fürchten sey, denn ich müßte Ihnen antworten, daß wir noch immer auf einem Vulkan leben, der uns jeden Augenblick verschlingen, unter einem Aschenregen oder unter einem brennenden Lavameer verschütten kann. Der bei weitem größte Theil Lyons gehört den Meutern durch gleiche Gesinnung, Hoffnung und Absicht, was der lezte Kampf sowohl bewiesen hat, wie die Novemberscenen von 1831. Unsere sechzigtausend Arbeiter in und um die Stadt, größtentheils junge, kräftige Männer, sind hierin nicht nur alle Eines Sinnes, sondern sie haben auch durch Affiliation weit über hunderttausend Menschen zu ihrer Disposition. Dadurch sind eine Menge Straßen und Häuser, ja ganze Stadttheile zu ihrer Verfügung gestellt, und in den großen, volkreichen Vorstädten gebieten sie als Herren. Wo ist die Garnison, wo die Forts, die gegen diese Masse in die Länge etwas vermögen, wenn sie einmal wohl vorbereitet und bewaffnet auftritt und später auch wohl bei der Linienarmee noch mehr Anklang findet? Daher mag es wohl kommen, daß diese Bewegungsleute auch durch ihre lezte Niederlage gar nicht eingeschüchtert, sondern zu neuen Versuchen entschieden und entschlossen sind, bis einmal einer gelinge, der dann alle frühern unglücklichen vergessen mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Fortsetzung.)

Die Passion im Gebirge.

Nachdem die Vorstellung um eilf Uhr unterbrochen worden war, begann sie um ein Uhr Nachmittags wieder und endete Abends um fünf. Ich ging auf die Bühne, um den bescheidenen Leuten für den Genuß zu danken, den sie mit so großer Anstrengung ihren Zuschauern bereitet hatten. Sie hatten Alle mit großem Ernste ihre Partie gespielt, und die Streitigkeiten und Unziemlichkeiten, die sich sonst dabei zugetragen haben sollten, waren wohl nur Erfindungen jener geschäftthuenden, vornehmscheinenden Beamten des Marktes, deren ich früher schon Erwähnung that. Der Schulmeister dirigirte das Orchester, der Bürgermeister spielte Cello, und es war interessant, die übrigen, ganz ländlich gekleideten Musiker so brav ihre Stimmen spielen zu sehen. In dem einen Zwischenakte wurde sogar der erste Satz einer Mozart'schen Symphonie aufgeführt. Die Worte des Textes, so wie der Dialog waren einfach, klar, größtentheils biblisch und ganz für die Höhe der Zuhörerschaft berechnet; ich habe den Namen des Verfassers nicht erfahren können. Die Musik ist von einem Herrn Liebel in München komponirt. Die Solostimmen waren ein Baß, ein Tenor und drei Soprane, wobei ein ganz junges Mädchen, die noch nie öffentlich gesungen hatte, sich durch eine angenehme Stimme bemerkbar machte und gar nicht die lächerliche Angst zeigte, welche solche Anfängerinnen gewöhnlich zu plagen pflegt. Die Chöre waren in drei Wochen einstudirt worden, und zwar konnten die Knaben und Mädchen keine Note lesen; vollständige Theaterproben wurden nur drei gehalten, eine davon im Kostüm. Das Uebrige waren Leseproben und Proben einzelner Scenen in einem Winkel des Theaters, während des Hämmerns und Sägens der Zimmerleute.

Der Eindruck, den dieses Spiel auf die Menge hervorbrachte, konnte mich nicht befremden, daß aber auch ich davon so sehr gefesselt und ergriffen wurde, stimmte mich zu ernstern Betrachtungen. Alles Mangelhafte verschwand, und ich fühlte zum ersten Male, was es heißt: „an die Phantasie der Zuschauer zu appelliren;“ jenes so oft mißbrauchte Wort, das von Tieck, der von weißüberzogenen Bettschirmen spricht, bis zu dem erbärmlichen Führer eines Thespiskarren, der damit seinen jämmerlichen Plunder entschuldigen will. Jeder im Munde führt. Diese feststehenden, sonderbaren und festlichen Dekorationen des Proscениums, wo die Hauptbandlung vorgeht, dazwischen das Zauberreich der eigentlichen Scene, mit dem Auf- und Abrollen des Vorhangs und dem lebendigen Wechsel von Koulissen und Versetzstücken, wohin die ruhigen Auftritte, die bildlichen Darstellungen und Staatsactionen verwiesen sind, die großen Verhältnisse des Ganzen, das Ungewöhnliche des Sonnenlichts in der freien Luft, Alles das ist im Stande, unsere Phantasie zu angenehmer Thätigkeit aufzuregen. Auch trägt das religiöse Gefühl, das die meisten Zuhörer dabei empfinden, gewiß nicht wenig dazu bei. Denkt man sich eine solche Bühne mit Allem ausgeschmückt, was unsere geschicktesten Dekorateurs zu leisten im Stande sind, mit Werken, die irgend ein großes historisches Drama auf ergreifende Weise, nach dem Zuschnitte dieser Passionsgeschichte, behandeln, und von Künstlern belebt, denen neben Talent und Bildung auch Eifer und Wahrheit nicht fehlen, so ist es leicht, an eine Regeneration der antiken Bühne zu glauben. Alle Erbärmlichkeiten des niedrigen Lebens würden von selbst ausgeschlossen bleiben müssen, man würde nicht immer nur nach Neuem haschen, um von hunderttausend Einwohnern einer Stadt nur fünfhundert gelangweilte Müßiggänger, reiche Prasser oder eifernde Parteigänger auf Augenblicke anzuziehen; die ganze Volksmenge strömte dann hinzu, um das einzige, große Schauspiel zu genießen, und bevor diese nicht ganz daran gesättigt wäre, hätte man nicht Ursache, auf Wechsel zu sinnen. Für den Winter möchten dann unsere Schauspielhäuser gut genug seyn mit den unbedeutenden Vaudevilles und Possen, um die vornehme Welt zu besonupiren und dem Pöbel einen Spaß zu machen; dies wären die eigentlichen Surrogattheater, deren Wirkung mit der des Sommertheaters durchaus nicht den entferntesten Vergleich aushielte. Ich wünschte, daß in unserer Alles unternehmenden Zeit eine Gesellschaft von Aktionären in irgend einer bedeutenden Stadt Deutschlands ein weites Amphitheater bauen ließe, daß sie dazu tüchtige Künstler, von guter Lunge und lebhaftem Ausdruck, engagirte, und vor Allem Immermann, Raupach, Holtei in's Interesse zöge; es könnte der bedeutendste Aufwand bestritten werden, da die Weite des Spectatoriums, bei den niedrigsten Eintrittspreisen, dennoch eine reiche Ausbeute geben müßte, und die ersten Stände ihre Logen und Sperrsitze für theures Geld so gut haben könnten, wie in den jetzigen Schauspielhäusern. Doch wäre es nöthig, wollte man so etwas in's Werk setzen, die Passion im Markte Mittenwalde vorerst mitanzusehen, die während dreier Monate jeden Sonn- und Festtag gespielt werden wird, um sich von der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen zu unterrichten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juni 1834.

Es ist lustig, den Baum der wissenschaftlichen Erkenntniß, wenn auch nicht Blüthen und Früchte, doch Blätter treiben zu sehen.

Ch. Nodier.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Ferner wirkt auf die Länge der Pendel auch die Temperatur ein, da die Wärme bekanntlich alle Körper, und also auch die Pendelstangen und die zu ihrer Messung anzuwendenden Maße ausdehnt, daher eine Reduktion auf eine gewisse Normaltemperatur erforderlich ist. Endlich aber verlangt man jezt in Berlin überhaupt nicht die Länge des physischen, d. h. eines Pendels zu kennen, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen; sondern es soll daraus durch die allerstrengste Rechnung erst die Länge des mathematischen oder, wie es Bode nennt, einfachen Pendels gefunden werden, von dem man sich vorstellt, daß seine Stange zwar unbiegsam, aber gleichwohl nicht schwer, und die Masse seiner Linse in einem einzigen, untheilbaren Punkte vereinigt sey.

Noch mehrere andere daraus fließende Correctionen übergehe ich; man sieht aber schon hieraus, daß die fragliche Operation mit einer Menge von Schwierigkeiten verknüpft ist, und außerordentlich viel Genauigkeit und Feinheit der Handhabung erfordert, wenn ein, dem heutigen Stande dieses Theils der Naturwissenschaften entsprechendes Resultat erlangt werden soll. Das preußische Ministerium des Innern und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin haben daher mit dieser genauesten Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels für gedachte Stadt, zum Behufe einer, der Natur unmittelbar entnommenen und daher stets wieder zu verificirenden Constatirungs- und Vergleichungsbasis des preußischen Maßsystems, den hochverdienten Königsberger Astronomen Bessel beauftragt, welcher sich auch bereits mit den Vorarbeiten beschäftigt. Derselbe hat die nämliche Operation kürzlich schon für die zweite Hauptstadt des preußischen Staates, Königsberg in Preußen, ausgeführt, und die Länge des einfachen Sekundenpendels für die geographische Breite der dortigen Sternwarte, mit einer bisher ganz unerhörten Genauigkeit, zu 440,8154 Linien Pariser Maß bestimmt, welches Resultat sich von einem früher durch ihn erlangten nur um $^1/_{10000}$ einer Linie unterscheidet. *) Berlin wird dann

*) Das bei diesen beiden Bestimmungen angewendete Verfahren in seinem ganzen Detail findet sich in zwei besondern Schriften: Bessels Untersuchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels. Berlin 1828. und Bessels Versuche über die Kraft, mit welcher die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht. Berlin 1832. beschrieben, wohin wir diejenigen Leser verweisen, welche Ausführlicheres verlangen, als der Raum unserer Blätter gewähren kann.

Nürnberger.

also die zweite Stadt der preußischen Staaten (oder, so viel uns bekannt ist, der ganzen Welt) seyn, wo diese Pendelmessung mit einer, der Wichtigkeit der gegenwärtigen Bestimmung angemessenen Präcision ausgeführt worden ist. Wir behalten uns vor, vom Erfolge seiner Zeit in diesen Blättern zu berichten.

Wir gehen von dieser Pendeloperation in etwas raschem Sprunge zu einem Naturphänomen über, welches sich im verflossenen Jahre auffallend oft ereignet hat, und auch in diesem Jahre schon wieder einzutreten anfängt, und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nämlich zum sogenannten Höhenrauch, einem trockenen Nebel, dessen eigentliche Natur immer noch nicht ganz aufgeklärt ist. Die Leser werden selbst schon häufig beobachtet haben, daß sich über größeren und kleineren Ortschaften, Städten oder Dörfern, oder auch über Gegenden in der Nachbarschaft solcher Ortschaften, meistens zur Abendzeit und vorzüglich nach großer Hitze, plötzlich dunkle Nebelschichten erheben, welche fast wie Rauch von verbrannten Substanzen riechen und aus sehr feinen, in der Luft schwebenden Partikeln solcher verbrannten Substanzen zu bestehen scheinen. Zuweilen verbreiten sich dergleichen trockene Nebel mit großer Schnelligkeit über ganze Länder, ja über ganze Welttheile, wie denn z. B. in den Jahren 1764 und 1783 der größte Theil Europas mit denselben bedeckt gewesen ist. Der gewöhnliche Name des Phänomens ist, wie gesagt, Höhenrauch, aber auch Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, Heiderauch. Ueber die eigentliche Ursache der sonderbaren Erscheinung wird unter den Beobachtern viel gestritten, und es herrschen darüber, wie auch die Verschiedenartigkeit der Benennungen zeigt, die entgegengesetztesten Meinungen. Die beiden großen, oben erwähnten trockenen Nebel in den Jahren 1764 und 1783 fallen, der erstere mit einem ungewöhnlich starken Rauchen des Aetna, der andere mit großen Eruptionen der isländischen Vulkane zusammen; ich selbst habe dagegen in diesem Monate Mai, nach einem heißen Tage, einen Höhenrauch beobachtet, von dem sich schlechterdings kein so unmittelbarer Grund angeben ließ. Ein eifriger Beobachter dieser Naturerscheinung schreibt uns jezt, daß er die Ursache in einer durch große Tageshitze erzeugten Störung der Normalthätigkeit der Atmosphäre suche. Die atmosphärische Thätigkeit bestehe nämlich bekanntlich vorzugsweis darin, alle in die freie Luft emporsteigenden fremdartigen Substanzen schnell zu zersetzen und das Luftartige davon auch alsbald wieder in respirable Luft zu verwandeln. Trete aber drückende Tageshitze ein, so gehe dieser atmosphärische Prozeß nicht mehr mit derselben Energie vor sich; und es komme daher, daß eine Menge von Dünsten, wie sie von der Erde aus den mannichfachsten Ursachen beständig emporsteigen, nicht mit normaler Wirksamkeit und Schnelligkeit in Luft verwandelt werden, und somit vorerst als jene trockenen Nebel auftreten können. — Wir unterwerfen diese Hypothese denjenigen unserer Leser, welche sich für Aufhellung der Natur des merkwürdigen Phänomens des Höhenrauchs interessiren, haben aber Gründe, unsererseits die Erklärung für richtig zu halten.

Wir haben oben der Theorie und Geschichte des Magnets Erwähnung gethan, und die Bereicherungen angeführt, welche erstere durch Roß, leztere durch Klaproth erfahren hat, gehen jezt aber, nach indeß eingelaufenen ganz neuen Nachrichten, auch auf die praktische Behandlung und Benutzung dieses wichtigen und interessanten Minerals und des Magnetismus überhaupt über. Zuerst nämlich ist es einem Künstler zu Brüssel, Namens Sacré, gelungen, einen künstlichen Magneten zu verfertigen, welcher, obgleich selbst nur 155 Pfund wiegend, gegen 400 Pfund trägt, und also zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieser Art gehört, da zwar kleinere Magnete oft das Zehnfache ihres Gewichts ziehen, diese Tragfähigkeit aber bei größeren Magneten nicht in demselben Verhältnisse dieselbe bleibt. Sacrés Magnet ist daher auch in Paris, wohin ihn der Künstler geschickt hat, als eine Seltenheit betrachtet und als solche vom Professor Quetelet in seinen Vorlesungen über Experimentalphysik vorgezeigt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Der Ort, in welchem ich mit meinem Präsidenten übernachtete, hieß Senowice. Am frühesten Morgen schon ließen wir wieder einspannen und kamen in der Nebeldämmerung des Tagesanbruches über mehrere Orte, welche in den Invasionskriegen Napoleons durch blutige Waffenthaten bekannt geworden sind. Die Höhen von Adelsberg blieben uns zur linken Hand, in einen grauen Flor gehüllt, liegen. Diese Gegend würde nicht so kahl und verödet blicken, wenn sie entschiedener den Gebirgscharakter trüge. Während es aber immer unermeßliche Plateaus sind, welche sich von einer Höhe zur andern erstrecken, tritt nicht nur das Kahle der Bergnatur auffallender entgegen, sondern das Land ist auch den Einflüssen des rauhen Klimas zugänglicher geworden. Der Schrecken dieser Gegend ist der Nordwind, die Bora, welche hier furchtbare Verheerungen anrichtet, und diese selbst bis Triest ausdehnt. Weiter hinauf wird die Aussicht waldiger und die Wege immer schlechter,

was für eine so befahrene Handelsstraße unverzeihlich ist. Selbst die Unsicherheit dieser Gegenden bestätigte sich. Wir bemerkten bald hinter Adelsberg mehrere Soldatenpiquets, welche sich querfeldein bis in den jenseitigen Wald hinein wiederholten. Die Leute hatten auf dem freien Felde ihre Bivouaks aufgeschlagen, Posten ausgestellt, und waren mit voller Bewaffnung versehen. Der erste Unteroffizier, den wir um den Grund dieser Wache fragten, gab kurzweg zur Antwort: das ist wegen der Räuber. Er sezte hinzu, daß die Slawaken, die Bewohner des Banats, von der türkischen Grenze oft im vollständigsten kriegerischen Zeuge beritten herauskommen, die Reisenden auf der Landstraße niederstrecken, plündern, und so schnell als sie gekommen, in ihre Wälder zurückkehren. Deßhalb werde fortwährend in der Richtung von Adelsberg nach Zirknitz ein militärischer Cordon von 300 Mann unterhalten, der mit der strengsten Wachsamkeit die Umgegend zu beobachten habe und alle fünf Tage abgelöst werde. Als der Unteroffizier hinzufügte, daß erst vergangene Nacht drüben auf dem Wege ein Schuß gehört worden sey, fürchtete ich für meine ungetreuen Gefährten, welchen er vielleicht gegolten haben konnte.

Das Königreich Illyrien stand in den Jahren 1809 bis 1813 unter französischem Gouvernement. Marmont, Dudinot, Bertrand, Fouché waren nacheinander die Chefs der neuen Regierung. Es muß für diese zurückgesezten, vom Schauplatz der europäischen Bildung und der Ereignisse entfernten Länder überraschend gewesen seyn, plözlich in einem großartigen Style gouvernirt zu werden. Rechnet man das Verhältniß der Okkupation, die fremdländische Sprache und die Ausschweifungen einiger militärischen Emporkömmlinge ab, so ist im Allgemeinen das Königreich Illyrien in diesen Gegenden im besten Andenken. Die neue Regierung zeigte Energie und trug für die Wohlfahrt und die Schönheit des Landes die eifrigste Sorge. Die Früchte der Revolution, welche den blutigen Schrecken der Napoleonschen Waffen nichts desto weniger folgten, kamen auch diesen Ländern zu Gute. Der Code Civil wurde überall eingeführt, vor dem Gesez galt Gleichheit, und die gutsherrlichen Verhältnisse wurden abgeschafft. Ich kann nicht sagen, ob diese, unter dem spätern Regime wieder aufgegebenen Institutionen von dem Volke richtig geschäzt wurden und ob sie gegenwärtig vermißt werden.

Ein schreckliches Gewitter kam zum Ausbruch, als wir uns Laybach näherten. Der Regen floß in Strömen, und wir beklagten die Gensdarmen, welche aus ihren Wachthäusern heraustreten mußten, uns zu inquiriren. Die Stadt, welche sich offen wie ein Landflecken ankündigt, war wie ausgestorben, und auf den Wasserspiegeln, welche in den Straßen sich gebildet hatten, brachen sich hie und da Lichter einer einsamen Laterne. Doch hinderte mich nichts, den Zweck, warum ich in Laybach einige Verzögerung wünschte, sogleich in Ausführung zu bringen. Ich glaubte hier einen theuern Jugendfreund anzutreffen, welchen das Schicksal weit von seiner Heimath verschlagen hatte. Er sollte sich unter der Schauspielertruppe befinden, welche diesen Winter in Laybach Vorstellungen gibt. Mein Herz schlug freudig, als ich erfuhr, daß so eben drei dichtbesezte Wagen voll Priestern und Priesterinnen Thaliens angekommen seyen; ich ließ mich zur Direktrice führen, und war eben im Begriffe, einem jungen Manne, der am Feuerherd der offenstehenden Küche sich Erdäpfel briet, um den Hals zu fallen, als ich meinen Irrthum einsah, und von dem Verwechselten erfuhr, daß sich mein Freund noch krank in Grätz befinde, daß er übrigens zur Oper gehöre, daß er sich sehr verändert habe, daß er noch immer den Kopf etwas auf der rechten Schulter trage — aber was interessiren das Publikum meine Freundschaften! Unter Blitz und Regen fand ich im Gasthofe in einem äußersten Zimmer auf der Galerie des ersten Stocks endlich mein Unterkommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mittenwalde an der Isar, Ende Mai's.

(Beschluß.)

Vorschlag zu einer Theaterreform.

Niemand widerspricht wohl, wenn vom Verfall der Bühnenkunst, von dem Unwesen und der Dummheit, die dabei walten, gesprochen wird; nur eine sehr geringe Theilnahme zeigt sich noch für ihre Leistungen, und der Ernst des Lebens scheint auch diese bald gänzlich verschlingen zu wollen. Die Zeit der großen Schauspieler ist vorüber; die Alten welken dahin, und nur Seydelmann ragt aus den Jüngsten hervor, einsam und überdrüssig an Stoff und Umgebung im weitesten Sinne. Nichts ist geschehen bis jezt, diesem Verfalle entgegenzuwirken. Von den Anstalten selbst, wie sie jezt bestehen, ist nichts zu hoffen. Unternehmungsgeist, auf die Sucht nach Neuem vertrauend, muß hier der guten Sache zu Hülfe kommen. Ein ganz gewöhnlicher, gemeiner Hebel wird in diesem Falle das Höchste fördern helfen. Einige Schauspieler, deren Kunst nur darin besteht, durch Gesichterschneiden und Grimassen in sogenannten bürgerlichen Stücken weibliche Zuschauer von geschwächten Nerven in Angstschweiß zu versezen, werden allerdings über Profanation und Entartung schreien, wenn auf den großen Tagestheatern, nach antikem Maßstabe, große Gefühle, erhabene Gesinnung, Heldenmuth, eine kolossale Tragik und Komik durch großartigen Ausdruck in Wort und Gesang vor einer Versammlung von Tausenden versinnlicht werden sollen; das neue Bedürfniß wird zwar keine neue Kunst, denn diese bleibt ewig dieselbe, wohl aber manch neues Bedingniß

derselben nöthig machen. Was ich hervorgerufen zu sehen wünsche, darf aber durchaus nicht mit dem verwechselt werden, was gewinnsüchtige Theaterdirektoren hie und da unter dem Titel: „Theater im Freien“ versucht haben. Rohe, unförmliche Stücke, Räuberthaten oder Militärgepränge, ermüdend und barbarisch, und nur dazu bestimmt, auch Pferde in Masse in den Rahmen zu bringen, um eine rohe Schaulust zu befriedigen. Das Bedeutendste hierin leisteten Franconi in Paris und Carl in Wien, wenn gleich in geschlossenen Räume; sie überbieten wollen, wäre fast unmöglich, diese Schauspiele nach andern Städten zu verpflanzen, wäre überflüssig, und ich würde am Wenigsten ein Wort darüber verlieren. — Einige Abende, nachdem ich der Aufführung der Passion in Mittenwalde beigewohnt hatte, sah ich die Bozener Schauspielertruppe, unter der Direktion eines Herrn Sigmund Bratsch, den „Bauer als Millionär“ von Raimund in dem schlechten Saale eines Wirthshauses spielen. Welch ein Abstand! wie gemein, wie liederlich war Alles! Alle verhorbenen Aussprachen aller Provinzen Deutschlands wurden hier gehört; Niemand wußte seine Rolle. Alle blieben stecken; Koulissenreißerei, Ziererei, Zoten und plumpe Späße wurden debitirt als geschmackvolle Würze; und wie frech war man mit dem Stücke umgegangen, welches allen Reiz der Dekoration und des äußern Schmuckes entbehren mußte, wodurch es seine besten Scenen eingebüßt hatte. Man gab eben nichts so, wie es von dem Dichter beabsichtigt worden war, und dabei machten sich alle Unarten des Publikums breit; man schrie und klatschte, und verlangte sogar, die „Jugend,“ von einem bejahrten Frauenzimmer mit kurzem Athem gegeben, solle das „Brüderlein fein“ da capo singen. Kurz, das Publikum benahm sich, als sey es das Publikum eines Hof- und Nationaltheaters. Ich konnte es nicht aushalten und mußte nach dem zweiten Akte mich schon entfernen; dabei aber dachte ich unwillkührlich an meine frommen, fleißigen und wahrhaften Gebirgskünstler und an ihre ergriffenen und andächtigen Zuhörer, und meine Ueberzeugung wuchs, daß, wenn man vom Theater eine gewaltige Wirkung in jetziger Zeit erwarte, das übliche, handwerksmäßige Spiel verbannt und eine neue, freiere und künstlerischere Ansicht bei den Darstellungen gewonnen werden müsse.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Nothstand Lyons.

Lassen wir das! ich wollte ja nicht von Politik reden. Wozu auch? Lyon leidet mit geringen Modifikationen an keinem andern Fieber, als alle großen, sittenlosen Fabrikstädte in Frankreich und England; die Paroxysmen sind überall dieselben, nur etwas früher, etwas später, etwas länger oder kürzer. Zu diesem alten Industrieleiden gesellten sich nun später bei uns die Lafayetteschen Harangueu, sodann das St. Simonsfieber und der republikanische Veitstanz, jetzt Frankreichs Modekrankheit. In der akuten Complikation dieser Uebel liegt die Schwierigkeit der Heilung, und der rechte Arzt soll noch kommen. Ueberdies habe ich in diesen Blättern schon früher Lyons öffentlichen, politischen und Gewerbszustand so oft geschildert, daß ich mich da durchaus nichts Neues hinzugekommen ist, leicht darauf berufen kann. Nichts hat sich geändert, es leben nur einige Tausend Einwohner weniger.

Das neue deutsche Zollsystem hat hier in Lyon einen eben so tiefen Eindruck gemacht, als in Bordeaux. Man kann dessen Gerechtigkeit so wenig, als den großen Nachtheil verkennen, mit dem es auf Frankreichs Handel und Fabriken drückt. In dem Bericht unserer Chambre de Commerce ist auf Freiheit des Handels mit dem Ausland gedrungen worden, die Lyon für seine Industrie eben so nützlich ist, als Bordeaux für den Absatz seiner Weine in's Ausland, welches sie jetzt mit so hohen Eingangszöllen belegt, daß diese einem Verbote gleich kommen. Dazu aber wird sich die Regierung nicht verstehen, so lange ihr das Interesse des industriellen Nordfrankreichs mehr am Herzen liegt, als das agrikole und kommerzielle des Südens; allerdings dürften die Eisenfabriken, Hochöfen, Forsten, Bergwerke, Steinkohlengruben und Heerden der nördlichen Departements die Concurrenz des Auslandes nicht ohne großen Nachtheil ertragen können; aber soll der ganze Süden unter diesem Privilegium des Nordens leiden? Es ist damit bereits so weit gekommen, daß man ein gutes Weinjahr in Bordeaux für eine Landescalamität ansieht. Dahin kommt es, wenn man, wie bei uns, die Industrie reine du monde nennt und als solche verehrt. Immer ist es sehr lobenswerth, daß sich die Lyoner Commerzkammer in ihrem Gutachten an den Minister so uneigennützig aussprach, bloß weil sie den Grundsatz der Handelsfreiheit für allein richtig hielt. Man hat in Frankreich bei dieser Gelegenheit gesagt: die Lyoner können leicht so reden, ihrer Industrie kann nicht vom Auslande geschadet werden; unsere aber mit den darin steckenden Kapitalien ist verloren, wenn die englischen und deutschen Fabriken ihre wohlfeilern Waaren in Masse nach Frankreich werfen dürfen. Ersteres ist ein großer Irrthum, denn Lyon leidet gerade mehr als irgend ein Ort von der fremden Concurrenz. Freilich gab es einmal eine Zeit, und es ist noch nicht sehr lange her, wo unsere Seidenfabrik keine Concurrenz zu erdulden hatte: das war in den Napoleonschen Tagen. Als aber der allgemeine Frieden kam und überall im Auslande die Industrie entwickelte, die Napoleon, seine Kriege und sein Continentalsystem mit Macht niederhalten hatten, standen auch bald für Lyon so gefährliche Concurrenten auf, als England, Deutschland und die Niederlande nur immer für Baumwollengarn und Baumwollenzeuge, für Steinkohlen, Wolle, Eisen und Tücher sind. Seit 1815 ist die Wichtigkeit der preußischen Fabriken um das Doppelte gestiegen; dazu sind welche in Sachsen und Rußland gekommen, und seit der freien Seideneinfuhr haben sich auch in England diese Fabriken so gehoben, daß sie uns für die niedern Qualitäten sogar den Handel mit Newyork streitig machen. So hatte der Kanton Zürich 1815 kaum zweitausend Seidenwebstühle, jetzt aber besitzt er deren gegen neuntausend. Daher entzieht er uns auch einen leichten Artikel nach dem andern, die doch die Hauptsache unserer Fabrikation sind, denn die schweren oder façonnirten Seidenzeuge können nur wie ein zufälliger Absatz betrachtet werden. Und wie könnte uns auch Zürichs Concurrenz nicht schädlich seyn? Dieses Ländchen hat keine Zölle. Alles wird da frei ein- und ausgeführt, es hat fast gar keine Abgaben, keinen Luxus, Alles ist da wohlfeil, so daß der Arbeiter mit fünfzehn Sous des Tages verhältnißmäßig viel besser lebt, als in Lyon mit dreißig. Außerdem ist dort Ueberfluß an baarem Geld, so daß man es leicht zu drei oder vier Prozent haben kann, während wir es hier nur mit Mühe zu sechs Prozent finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juni 1834.

Die Volkspoesie, ganz Natur, wie sie ist, hat Naivetäten und Reize, durch die sie der Hauptschönheit der künstlich vollkommensten Poesie gleichkommt.

Montaigne.

Finnische Runen.

In Kurzem erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, in deutscher Uebersetzung und mit beigedrucktem Original, eine kleine Sammlung poetischer Denkmäler eines der interessantesten und ältesten Völker, der Finnen. Fast unübersehbar ist der Reichthum der finnischen Volksdichtung, und noch heutzutage ist in den entlegenern, nördlichern Landschaften Finnlands die Poesie ein Element des Volkslebens; es ist keine Seltenheit, dort Landleute zu treffen, welche jede Aufgabe zierlich, mit wahrem Gefühl und bewundernswürdiger technischer Vollendung poetisch zu behandeln wissen, und ihren Gesang nach selbsterfundener Weise auf der angestammten Harfe (Kantele) begleiten. Der herrschende Charakter der finnischen Poesie ist eine kühne Lyrik, so daß das Episch-Historische nur sehr unvollkommen zur Erscheinung kommt. Hiedurch, wie durch die Menge ihrer Bilder, die feinen Schattirungen ihrer Tinten, die unübersetzbar sind, und durch den merkwürdigen Parallelismus weist sie auf orientalischen Ursprung hin, was aus der ganzen Bildung der Sprache selbst sehr einleuchtend ist. Höchst merkwürdig, leider bis jezt meistens noch sehr dunkel sind die, das Substrat der finnischen Poesie bildenden Mythen, in welchen eine überraschende Naturbegeisterung vorwaltet und die Trümmer einer uralten Poesie sich bedeutsam kundgeben.

Wir heben einige der Runen aus und bemerken hinsichtlich ihrer technischen Gestaltung nur Folgendes. Die finnischen Runen bestehen immer aus acht Sylben; eine Sylbe um die andere bekommt in der Regel den Accent, und so entsteht ein viersüßiges, trochäisches Versmaß. Die Stelle des Reims vertritt eine Alliteration, der zu Folge in jedem Vers wenigstens zwei Worte denselben Anfangsbuchstaben haben müssen; eine andere Art, welche nur selten außer Acht gelassen wird, besteht darin, daß man zu den gleichlautenden Anfangsbuchstaben so viel als möglich ähnlichlautende Sylben hinzufügt. Dazu kommt endlich der Parallelismus, daß nämlich häufig zwei, oft drei und vier Verse hintereinander denselben Gedanken auf verschiedene Weise ausdrücken. Von all diesem poetischen Schmuck kann natürlich die Uebersetzung bloß das leztere Element berücksichtigen.

* * *

Der Sänger.

Nicht vom Runenstamme bin ich,
Auch nicht von den Zaubersängern.
Her von außen hör' ich Runen,
Weise Sprüche durch das Wandmoos,
Lieder hör' ich durch die Latten,
Spielmann durch die Wände spielen. —

Singen sollt' ich, können sollt' ich,
Wenn ich mich im Dorf nicht scheute;
Lachen werden Dorfes Dirnen,
Mich ausspotten werden Mädchen.
Wenn die Weisen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Säng' ich der Seerosen Blätter,
Trillerte Meerrosen-Blätter;
Säng' ich Meere da zu Honig,
Säng' den Meeressand zu Erbsen,
Meeresgras zu grünen Bäumen,
Meeresgrus zu reinem Malze,
Meereskiesel zu Kleinoden.
Meeres Wallen müßt' sich legen,
Meeresschaum, er müßte sinken.
Wenn die Weisen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Käm Heuschober her zum Hofe,
Kriegt' ich Eichen auf den Anger:
Gleiche Aeste auf den Eichen,
Auf jeglichem Ast ein Apfel,
Auf den Aepfeln goldne Räder,
Kleiner Guckuck auf Goldrädern.
Guckuck! riefe da der Guckuck;
Gold von seinem Munde schäumet,
Kupfer rinnet auf dem Kinne,
Zitternd fließen Silberflüsse.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Schon am frühesten Morgen weckten mich im Nebenzimmer all die Umstände, welche das Aufstehen einer zahlreichen und auf einen engen Raum beschränkten Familie zu begleiten pflegen. Dicht an der Thür mußte das Bett des Vaters stehen, in welches die jüngern Kinder hineinkrochen, um mit ihm zu tändeln. Die größern äußerten ihre lebhafte Begierde, das Frühstück einzunehmen, und die Mutter suchte scheltend und schaffend Ordnung in diese Wünsche zu bringen, und sie zu gleicher Zeit doch zu befriedigen. Bald aber wurden die Unterhaltungen sonderbarer, und meine Neugier fing an rege zu werden, als über Dinge gesprochen wurde, welche ich mir nicht zusammenreimen konnte. So viel hörte ich wohl, daß sich zwischen den beiden Ehegatten die Liebe oft harter Ausdrücke bediente, um sich verständlich zu machen, daß von Brodverdienen, Trägheit und einem Luftballon gesprochen wurde, und ich beschloß, mich auf die Lauer zu legen. Doch hatte sich der Mann inzwischen schon angekleidet und das Zimmer verlassen, und ich blieb in meinen Verständigungen über diese reisende Familie auf spätere Stunden angewiesen. Alsbald trat auch ich in den schönen, sonnigen, vom gestrigen Regen erfrischten Tag hinaus und suchte mir von Laibachs Oertlichkeit einen Begriff zu verschaffen. Die Stadt ist vom Flusse gleiches Namens durchschnitten und lehnt sich auf der einen Seite an einen steilen Bergrücken, auf welchem ein altes Kastell liegt, auf der andern Seite dacht sich das Ufer des Flusses allmählig hinauf und endet in einem grünen, hochgelegenen Kranze von Wäldern. Die Bauart und Anlage ist unregelmäßig und winklicht, und selbst die Hauptstraße bei jeder Quergasse über's Knie gebrochen. Schön ist das frische Grün, welches innerhalb der Stadt auf Plätzen und Alleen angetroffen wird. Dazu ist die Stadt belebt und macht einen wohlgefälligen Eindruck. Ich trat in ein Kaffeehaus und unterhielt mich mit den Erzeugnissen der Journalistik, welche auch hier dazu diente, einige müßige Stunden des Tages zu verkürzen. Auf Krainerisch und auf Deutsch war für das Vergnügen und die Belehrung gesorgt. Wie werden die Frostbeulen geheilt? Wodurch sichert man das Obst vor dem Wurm? Wie viel Menschen wohnen auf der Erde? Was läßt sich von Don Miguels Persönlichkeit erzählen? Ich frage, ob man mannichfaltiger seyn kann? Besonders interessirte mich die Laibacher privilegirte Zeitung, ein schmutziges Intelligenzblatt auf grobem, bombenfestem Papier mit alten Lettern, deren sich noch die Jesuiten zu ihrer Zeit bedient zu haben schienen; doch interessirte sie mich weniger durch das, was sie ist, als durch das, was sie war. Unter dem französischen Regime kam sie unter dem Titel Moniteur Illyrien heraus, und ich war seltsam überrascht, als mir einfiel, daß sie damals von Charles Nodier, diesem großen Meister des Gedankens, der Empfindung und des Styls, redigirt wurde.

Als ich auf einigen Umwegen in meine Herberge zurückkehrte, bemerkte ich an den Straßenecken die Ankündigungen zweier künstlerischen Produktionen, welche für den heutigen Abend angesezt waren. Eine Schnellläuferin wollte laufen und eine Sängerin singen. Ich war zufrieden, hier Zerstreuungen zu finden, welche ich in Italien vergeblich gesucht hatte. Noch dazu war die Sängerin eine Italienerin, sie kam geradewegs aus Bologna, und wurde von der hohen Aristokratie Laibachs in dem Moniteur Illyrien ausnehmend gelobt. Ob sie wahr geurtheilt hatte, davon konnte ich mich ja am Abend selbst überzeugen, und schon dadurch hinlänglich befriedigt, daß der weitere Verlauf des Tages ausgefüllt war, ging ich das Ufer der Laibach entlang, welches in seiner ganzen waldigen, üppigen Natürlichkeit gelassen und von allen Seiten zugänglich ist. Dieser Grundsaz empfiehlt sich weit mehr, als der in den großen Städten gewöhnlich befolgte, wo die Ufer der Flüsse von den zunächst anstoßenden Häusern als Fortsetzung ihrer Höfe

gebraucht werden, und wo man ſich immer erſt in den Beſitz eines Fahrzeuges ſetzen muß, wenn man von ihnen einigen Vortheil ziehen will. — Daheim zogen mich wieder lebhaft die Geſpräche im Nebenzimmer an. Die Frau mit ihren Kindern war allein und ſchien eben eine Botſchaft erhalten zu haben, welche ihr nicht zuſagte. „Die Polizei,“ rief ſie mit einigen derben Flüchen, „weiß ſelbſt nicht, was ſie will! Von einem Tage zum andern werde ich hingehalten, bald fehlt es da, bald fehlt es dort. Kann ich denn dabei gewinnen? Das Publikum und der hohe Adel verlieren zulezt auch die Geduld, wie ich ſie ſchon verloren habe. So möchte ich denn in aller Welt nur wiſſen, was ſie von mir wollen!“ Der Fremde ſprach Einiges, das viel zu leidenſchaftlos war, um hörbar zu ſeyn, das aber meine Nachbarin in ihrer Erbitterung nur ſteigerte. „Ich ſoll mich nach andern Leuten fügen,“ ſchrie ſie, „welche erſt geſtern in dieſem Neſte angekommen ſind, ich, die ich ſchon acht Tage lang mein Geld hier verzehre! Mögen die ſchönen Künſte unter ſich rangiren, wie ſie wollen, darin ſind ſie doch alle gleich, daß ſie nach Brod gehen. Ueberdies wird ſich die Laibacher Polizei nicht herausnehmen, gewiſſen Dingen den Werth abzuſprechen. Ach, du lieber Gott! ich bin in Petersburg, in Moskau, in Jaſſy, in Konſtantinopel und Wien gelaufen, Prinzen und Grafen haben meinetwegen Wetten angeſtellt, und hier ſoll ich einer italieniſchen Landſtreicherin nachſtehen! Singen, mein Herr, das können wir Alle, aber das Laufen iſt nicht Jedermanns Sache. Sagen Sie nur Ihrem Präſidenten, daß die alten Heiden ſchon geſungen haben, daß der Geſang eine altfränkiſche Kunſt iſt; das Laufen aber iſt eine Wiſſenſchaft von heute, neuer und friſcher noch als das Seiltanzen, das Kunſtreiten und der Luftballon. Sagen Sie ihm das nur!“ Der Beauftragte ging und das erzürnte Weib ließ jezt ihren Aerger an den Kindern aus, welche zu ſchreien anfingen und dem eben eintretenden Vater ihre Noth klagten.

(Die Fortſezung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Hinſichtlich der praktiſchen Anwendung des Magnetismus ſelbſt erfahren wir, daß es dem Baumeiſter Jakobi zu Königsberg in Preußen gelungen iſt, eine Maſchine zu erfinden und ausführen zu laſſen, bei welcher jene, durch den galvaniſchen Prozeß im Schließungsdrahte der elektro-magnetiſchen Kette erregte Kraft als Triebkraft wirkt, eine Idee, die wir in unſern frühern Berichten ſchon mehrmals angeregt haben. Es iſt nämlich, um bei der allereinfachſten Anordnung ſtehen zu bleiben, bekannt, daß, wenn man zwiſchen ein Plattenpaar heterogener Metalle, z. B. Zink und Kupfer, etwa eine Tuchſcheibe einſchiebt, welche mit einer Miſchung aus Waſſer und einer Mineralſäure befeuchtet iſt, ſo jedoch, daß ſich die Platten an den Rändern noch metalliſch berühren, in dieſer ſogenannten Kette ein elektriſcher Strom entſteht, welchen man durch einen Metalldraht führen kann, der die eine Endplatte mit der andern verbindet, wodurch er die Kette ſchließt, daher er der Schließungsdraht genannt wird. Das Merkwürdigſte iſt aber, daß ein ſolcher Schließungsdraht, ſo lange jener elektriſche Strom in ihm waltet, magnetiſch wirkt und weiches Eiſen anzieht. Dieſe magnetiſche Anziehung nun iſt, wie geſagt, die Triebkraft der neuen Maſchine. Wir werden, da wir ſie noch nicht genauer beſchrieben finden, darauf zurückkommen, nehmen aber indeß an, daß ſie operire, indem der Draht, mittelbar oder unmittelbar, *) das Eiſen erſt anzieht, dann, bei Unterbrechung des elektriſchen Stroms, d. h. bei Löſung des Drahts von den Platten, wieder ſinken läßt, und ſo fort, womit wir indeß dem Scharfſinne unſerer Leſer nicht mehr als eine Andeutung geben wollen.

Indeß führt uns dieſe neue Maſchinerie ganz natürlich zu einer andern, nämlich zu einem kürzlich auf dem Hudſon in Gang geſezten Dampfboot, welches ſtündlich zwanzig (engliſche) Meilen in unruhigem Waſſer zurücklegt, wogegen die größte Geſchwindigkeit, welche die engliſchen Dampfbootbauer bis jezt haben erreichen können, nur 11¼ engliſche Meilen in der Stunde und in ruhigem Waſſer beträgt. Dieſes Boot wird mittelſt eines durch Dampf getriebenen Schaufelwerkes von großem Durchmeſſer in Bewegung geſezt. Auch die übrige Conſtruction ſoll neu und höchſt ſinnreich ſeyn, und wir hoffen, in unſerm nächſten Berichte ebenfalls hierüber Genaueres mittheilen zu können. Es iſt nur verdrießlich, daß das junge Amerika dem alternden Europa auch hierin wieder den Rang abläuft; eine Betrachtung, welche uns ſehr weit führen könnte.

Wir laſſen uns indeſſen darauf nicht ein, ſondern bleiben vielmehr auf dem realern Gebiet des praktiſchen Lebens, indem wir der Entdeckung eines ſchottiſchen Hüttenmanns erwähnen, den Hizegrad bei Schmelzfeuern dadurch bedeutend zu ſteigern, daß der Flamme nicht, wie bisher, kalte, ſondern vielmehr erwärmte Luft zugeführt wird. Dieſe Idee

*) Die Leſer erinnern ſich aus einer frühern Mittheilung (Nr. 19 des vorigen Jahrg. d. Bl.), daß man die elektriſch-magnetiſche Erregung eines ſolchen „Schließungs-“ oder Leitungsdrahts bis in das Unglaubliche verſtärken kann, wenn man ein großes Stück weichen Eiſens damit umwickelt, welches dadurch momentan zum Magnete wird und ſchon Laſten von zwanzig Centnern getragen hat. Die Wirkung wird aber unterbrochen, ſobald man das Kreiſen des elektriſchen Stroms in der Kette unterbricht. R.

iſt hie und da in den deutſchen Bergwerken ausgebildet worden, und man hat die techniſchen Vortheile dabei ſo weit zu treiben verſtanden, daß gegen 50 Prozent an Brennmaterial erſpart werden. Ein Dresdener Mechaniker, mit Namen Blochmann, iſt aber in dieſer Beziehung noch weiter gegangen, indem er daſſelbe Verfahren auch auf Stubenheizung anwendet, wobei die zur Nährung des verſchloſſenen Feuers erforderliche heiße Luft durch die ſonſt verloren gehende Wärme in den Oefen erzeugt wird. Bedenkt man die merkliche Verarmung der Erde beſonders an unterirdiſchen Brennſtoffen, welche doch nimmer wiederherſtellbar ſind, ein Gedanke, bei dem z. B. England, wenn ihm der jährliche Verbrauch der nicht nachwachſenden Steinkohlen einfällt, eigentlich zittern ſollte, ſo erſcheint jeder ausführbare Vorſchlag zur Erſparung von Brennmaterial als unendlich wichtig. Fragt man aber im vorliegenden ſpeziellen Falle, wie die Zuführung erwärmter Luft, ſtatt kalter, den Heizungsprozeß ſo mächtig unterſtützen könne, ſo muß man zur Beantwortung dieſer Frage zwei Umſtände berückſichtigen. Erſtlich nämlich abſorbirt die kalte, zur Flamme dringende Luft, quantitativ, in der That ſehr viel Wärmeſtoff; zweitens aber ſcheint die Wärmedarſtellung, qualitativ, durch die Gegeneinanderwirkung der Flamme und eines Stromes erwärmter Luft auf ganz eigenthümliche Weiſe begünſtigt zu werden. Die ganze Thätigkeit des Feuers kann in dieſem Falle auf Wärmeſpannung verwendet werden, ohne irgend eine Beeinträchtigung durch zuſtrömende kalte Luft zu erfahren; und wenn auch dieſe Anſicht, welche an eine Undulationstheorie der Wärme ſtreift und welche wir gern noch weiter verfolgten, ſofern wir nicht den Raum und die eigentliche Tendenz dieſer Blätter zu berückſichtigen hätten, den Phyſikern, die Alles aus der bloßen Materialität des Wärmeſtoffes erklären, nicht ganz zuſagen ſollte, ſo ſtehen wir doch nicht an, dieſelbe den Leſern ſchließlich zur eigenen weitern Verfolgung zu empfehlen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Nothſtand Lyons.

Unſere Fabrik ſtammt aus Colberts Zeit, aber was hilft uns dieſer alte Adel? Allerdings haben wir in dieſer langen Zeit viele Kenntniſſe und Erfahrungen im Fach erworben; es wäre aber vielleicht beſſer, wenn unſere Fabriken, wie die deutſchen, erſt ſeit dem Frieden entſtanden wären, dann würde in ihnen wohl mehr Thätigkeit, Jugendkraft und Kühnheit ſeyn. In dieſer Beziehung hat die junge Induſtrie ein großes Uebergewicht über eine alte, die viel zu viel perſönliche Bedenken und Rückſichten nimmt, und nicht aus dem hergebrachten Geleis herausgeben mag, wenn ſie es gleich nicht mehr für gut und paſſend erkennt. In England iſt es ebenſo. Die Spitalfielder Seidenfabrik ſchreibt ſich von der franzöſiſchen Auswanderung nach der Aufhebung des Edikts von Nantes her; ſeitdem hat ſie, obgleich von Prohibitionen begünſtigt, nur eine kleinliche Exiſtenz geführt, während die von Mancheſter erſt ſeit der ganz neuen Aufhebung der Prohibitionen angelegt worden iſt, aber in einem für uns wahrhaft erſchreckenden Maßſtabe erſtarkt. Die Seidenfabriken in der Schweiz, in Sachſen und Preußen bieten dieſelbe Erſcheinung dar; ſie haben ſich ohne Prohibitionen ausländiſcher Waaren erhalten und ſtehen jetzt voll Kraft und Leben da, während wir Lyoner aus einer brennenden Kriſis in die andere verſinken. Alſo nicht, weil unſere Induſtrie weiter vorgeſchritten oder durch die Umſtände begünſtigter iſt, als andere, wollen die Induſtrie- und Handelsrepräſentanten Lyons auf dem natürlichen, allein richtigen Weg der Handelsfreiheit wandeln, ſondern lediglich, weil ſie feſt von der Nothwendigkeit, ſich zu verjüngen, überzeugt ſind, eben ſo wie von der Gefahr, in dem alten Geleis fortzuwandeln und ſich auf einen morſchen Stab zu ſtützen, der unſere Induſtrie hinter andern zurückhält. Wenn Lyon nicht wie Tyrus, Venedig, Genua, Piſa und Florenz ſeinen Gewerbfleiß und Handel in Einſamkeit und Trümmer ſoll verſinken ſehen, ſo muß ſeine Induſtrie die bisher betretene Straße verlaſſen; dazu gehört aber, daß die Regierung durch ausgeſprochene Handelsfreiheit für die ausländiſchen Waaren auch unſern Erzeugniſſen den Weg in die Fremde möglich macht.

Man hat ſeit unſern Unruhen in den Pariſer Journalen den Fabrikanten und Großſeidenhändlern oft den Vorwurf gemacht, ſie wollen zu viel gewinnen und den Arbeitern zu wenig Erwerb laſſen; zwiſchen dem Arbeitslohn und dem Gewinn der Fabrikanten ſey gar kein billiges und erträgliches Verhältniß u. ſ. w. Dies iſt aber ein großer Irrthum, den ein ehemaliger Seidenfabrikant neulich durch genaue Angabe alles Einzelnen dargethan hat. Lyon zählt 28 bis 30,000 Seidenwebſtühle, die 5 bis 6000 Chefs d'atelier gehören, welche entweder ſelbſt mit den Ihrigen daran weben, oder ſie, was gewöhnlich der Fall iſt, an Seidenarbeiter vermiethen. Dieſe heißen Compagnons. Für den Peluche — um nur einen wenig geſuchten Seidenzeug anzuführen — beträgt die vom Fabrikanten bezahlte Façon 2 Fr. 25 Ct. die Elle, deren man ſehr leicht zwei des Tages weben kann; alſo 4 Fr. 50 Ct. Das Jahr hat aber nicht volle dreihundert Arbeitstage; denn Sonn- und Feſttage, das Winden und Zuſammenlegen, die Einrichtung der Webſtühle u. ſ. w. nimmt geraume Zeit weg und dieſe fällt dem Chef d'atelier zur Laſt; rechnen wir alſo nur 250 Arbeitstage im Jahr. In dieſen erwirbt ein Webſtuhl, zu 4 Fr. 50 Ct. täglich, 1125 Fr.; davon ab die Koſten der Seide, ferner für Winden, Zuſammenlegen ꝛc. des Stoffes 80 Fr. 85 Ct., bleibt als reiner Verdienſt 1044 Fr. 15 Ct. Berechnen wir nun ein Atelier nur zu fünf Webſtühlen und nehmen wir an, der Chef d'atelier ſelbſt, ſeine Frau und drei des Webens kundige Kinder ſeyen hier beſchäftigt, ſo ergibt ſich (indem für die Frau wegen Beſorgung ihrer häuslichen Geſchäfte 250 Fr. weniger gerechnet wird) die hübſche Summe von 4970 Fr. 75 Ct. jährlich. Vermiethet dagegen ein Chef d'atelier einen Webſtuhl an einen Compagnon, ſo erhält er dafür die Hälfte der Façon, von zwei Ellen Peluche alſo 2 Fr. 25 Ct. Da er aber dabei auch die Koſten der Seide, des Windens, Faltens und Zuſammenlegens übernimmt, ſo bleiben ihm nur noch 1 Fr. 95 Ct. täglich, was im Jahr auf 250 Arbeitstage 482 Fr. 50 Ct. ausmacht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juni 1834.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Haus,
Wo fang' ich an! wo hör' ich auf!
Steht doch der ganze Raum so voll!
Weiß nicht, wozu ich greifen soll.

Goethe.

Noch ein Blick auf die diesjährige Ausstellung der Produkte des Gewerbfleißes in Paris.

Von G. B. Depping.

(s. Nr. 128. 129.)

Von einer so außerordentlich reichhaltigen Ausstellung, als die diesmalige ist, ließe sich nicht nur eine Reihe von Aufsätzen, sondern ein ganzes Buch schreiben; denn sie liefert die Beweise von den großen Fortschritten sämmtlicher Künste und Gewerbe, und an Betrachtungen darüber könnte man eine ausführliche Geschichte der neuern Technologie knüpfen. Die Leser haben indessen nichts zu fürchten, sie sollen sowohl mit einer Reihe von Aufsätzen, als mit einem Buche über Technologie verschont bleiben. Ich werde mir bloß erlauben, ihnen einige wenige, bei einem neuen Besuche in dem Pavillon oder Gebäude Nr. 4, dem wahren Sitze des Luxus, gemachten Beobachtungen mitzutheilen. Wenn man die drei andern Pavillons besuchen will, so thut man wohl, einige technologische Kenntnisse mitzubringen; in dem vierten aber bedarf es weiter nichts, als ein paar Augen, und da es in der Regel Niemanden daran fehlt, so ist es in diesem Pavillon auch immer doppelt so voll, als in den andern. An den Sonntagen besonders kann sich das Volk hier nicht satt sehen. Je ärmlicher es in seinen Wohnungen aussieht, desto angenehmer muß ihm dieses Lustwandeln zwischen lauter kostbaren Sachen vorkommen, die nur in den Palästen und in den Sälen der Reichen angetroffen werden. Jeder kann sich nach Belieben einige Stunden lang im Besitze aller dieser Herrlichkeiten träumen, und wenn weiter nichts zu seinem Glücke nöthig ist, sich für den glücklichsten Sterblichen halten.

Alles, was hier glänzt, ist jedoch nicht Gold und Edelstein. Dort am Ausgange hat wieder, wie bei den vorigen Ausstellungen, ein Herr Wieland sein ganzes falsches Geschmeide ausgestellt, Rubinen, Saphire und Topasen, von denen man Klumpen für einige Franken erhandeln und sich damit vom Kopfe bis zu den Füßen wie ein König oder eine Prinzessin schmücken kann. Dieser falsche Glanz hat dem wahren außerordentlich geschadet; denn wer bürgt jetzt dem Unbefangenen für die Aechtheit der Edelgesteine, womit er eine Dame auf einem Balle oder bei einer Soirée glänzen sieht? wer weiß, ob sie diese Juwelen nicht aus Wielands Fabrik geholt hat, anstatt sie bei den Juwelirern im Palais royal oder anderswo zu bestellen?

Auch in manchen andern Buden findet sich Unächtes, namentlich in der des Hrn. Romagnesi, nämlich allerlei

Kirchen- und Zimmerverzierungen, die wie Marmor, Kupfer, Porphyr, Stein aussehen, und ein sogenanntes Carton-pierre sind; aus dieser Masse oder diesem verhärteten Brei werden jezt in den Kirchen Tabernakel und große Leuchter, und in Gemächern Lampen, Gesimsverzierungen, sogar Bildsäulen verfertigt, die man für bronzene halten könnte. Auch durch dieses Mittel ist es jezt ein Leichtes, den Schein der Pracht anzunehmen und mit wenig Kosten lauter Kunstgegenstände um sich zu versammeln. Schon modellirt man auf diese Weise die schönsten Gefäße, die aus dem Alterthum oder aus der Blüthezeit der italienischen Kunst auf uns gekommen sind. So sieht man z. B. bei Romagnesi den Abguß einer schönen, von Benvenuto Cellini geschnizten Wasserkanne mit dem Becken in solchem porphyrähnlichen Carton-pierre. Und diese Abdrücke oder Abgüsse sollen dauerhafter seyn, als gewöhnliche Stukaturarbeit. Man hat jezt weder Geld noch Zeit noch Geduld genug, gothische Verzierungen in gottesdienstlichen Gebäuden anzubringen, und doch nimmt der gothische Geschmack wieder überhand. Da erscheint denn diese Erfindung zur rechten Zeit, um etwas zu liefern, was dem Altfränkischen ähnlich sieht und bei weitem nicht so viel kostet.

Schreitet man weiter in die Hallen des vierten Pavillons hinein, so stößt man auf Namen, welche keinen Argwohn des Falschen zulassen. Thomire und Odiot, sind zwei berühmte Gold- und Silberschmiede, oder vielmehr Künstler, aus deren Werkstätten und Magazinen die geschmackvollsten und ächtesten Arbeiten kommen, welche die Paläste und Schlösser der Fürsten und Reichen schmücken. Der Kunstgeschmack gibt aber diesmal dem ersten den Vorzug, denn seine Arbeiten sind in einem einfach edlen, dem antiken nachgebildeten Style ausgeführt. Die Alten würden Thomires goldene oder vergoldete Tafelsurtouts, Kandelabern, Vasen u. s. w. nicht verschmäht haben. Zwar bleibt die Menge lieber gaffend vor Odiots silbernem Laubwerk stehen, das die Mitte einer kostbaren Tafel verzieren soll, und von dem russischen Grafen Demidoff bestellt worden ist, als Geschenk für eine Dame, heißt es; ob die Idee von der Dame, vom Grafen oder vom Silberschmiede herrührt, wird nicht gesagt. Sicher ist die Arbeit dieses Laubwerks, wobei sich jedes Blatt sehr sorgfältig ausgearbeitet zeigt, sinnreich und bewundernswerth. Aber was nun weiter? Eine schöne Form macht immer Vergnügen, so oft man sie anschaut, an einem silbernen Busche hingegen hat man sich bald satt gesehen, und ein frischer Blumenstrauß in einem einfachen Gefäße nimmt sich auf einer Tafel viel hübscher aus, als Odiotsches Laubwerk, so künstlich es auch ausgeführt seyn mag. Graf Demidoff ist bei der lezten Gemäldeausstellung glücklicher gewesen: denn dort hat er zwei Meisterwerke von Laroche und Granet erstanden. Seine bei Odiot bestellte Arbeit wird bloß seinen Reichthum und Odiots Kunst im Verarbeiten des Silbers beweisen.

Noch wird Demidoffs Name bei einem andern Kunstwerke in der Ausstellung häufig genannt, das die Aufmerksamkeit um so mehr erregt, da das Volk nicht sieht, wozu es dienen soll. Es ist dies ein kleiner, runder Tempel, ungefähr 20 Schuh hoch; er besteht aus einer reich vergoldeten, und von mehreren Malachitsäulen getragenen Kuppel. Die Malachitsäulen sind zwar noch nicht da und werden bloß durch grün lakirte hölzerne Säulen dargestellt. Sie sollen aber die Hauptsache werden; denn bloß um die Malachitsäulen anzubringen, welche der Graf in seinen sibirischen Bergwerken hauen läßt, scheint der Tempel errichtet zu werden. Aber wozu der ganze Tempel? es steht ein Fußgestell darin; wer soll darauf vergöttert werden? etwa die Schöne, um deren Willen Odiot so künstliches Laubwerk in Silber geschnitten hat? Weiterhin ist auch eine silberne Kamineinfassung zu sehen; ob auch diese einer Dame zu Ehren oder zu Gefallen verfertigt worden ist, wird nicht gesagt; Uebrigens könnte Einer, der die Laune hätte, seine Kapitalien in kostbaren Kamine anzulegen, sich hier mit einem Dutzend versehen, die wahrscheinlich wenige ihres Gleichen in den Pallästen der Welt haben. Eines ist ganz von blendendweißem Alabaster, so wie die Tafeluhr, die Vasen und andere Verzierungen; ein anderes von feiner Bronze, ein drittes von stark vergoldetem Kupfer mit den schönsten Figuren, ein viertes von feiner Stahlarbeit, ein fünftes aus bemalter Lava u. s. w. Von den marmornen Kaminen will ich nicht einmal sprechen, denn dergleichen findet man in allen großen Häusern von Paris. Auch hat man die Kunst weit getrieben, den Marmor nachzuahmen, und man muß bei der Ausstellung genau Acht geben, um sich nicht durch den Anschein täuschen zu lassen und den wahren Marmor vom falschen zu unterscheiden.

Eine erstaunliche Arbeit ist ein Kronleuchter von geschliffenem Glase, in Gestalt eines Schiffes mit Wimpeln und Masten; das in der Luft schwebende und blitzende Fahrzeug mag zehn Fuß in der Länge haben; es reicht bis oben an die Decke. Zwar ist dieses Glas noch nicht so vollkommen als das böhmische oder englische; aber die übrige Arbeit ist wirklich etwas Außerordentliches, und wenn dieses Schiff, das in dem großen Saale eines der königl. Paläste aufgehängt werden soll, ganz beleuchtet seyn wird, muß es sich prächtig ausnehmen. Ein anderer Kronleuchter, an welchem Gewinde von Glasperlen nicht allein um die Arme umhergehen, sondern sich bis oben an die Decke hinaufschlängeln, ist zwar nicht so originell, mag aber nicht weniger Arbeit erfordert haben.

Etwas Riesenhaftes, und wahrscheinlich das non plus ultra der Spiegelverfertigung, sind zwei ungeheure

Platten von Spiegelglas, wovon die größte 150 Zoll in der Höhe und 98 in der Breite hat; ich zweifle, ob jemals größere verfertigt worden sind; an der größten steht als Preis 7000 Franken angeschrieben. Es hat eine ungeheure Mühe gekostet, dieselben hieher zu transportiren und aufzustellen; wie es möglich seyn wird, diese ungeheuren Spiegel mit Stanniol zu belegen, wofern man nicht ein Mittel findet, über den ungeheuren Platten zu schweben, läßt sich nicht wohl einsehen, und wenn man bedenkt, daß ein Steinchen im Stande ist, das Riesenwerk zu zerschmettern und aus den 7000 Franken eine Null zu machen, so möchte man fast bedauern, daß so viele Mühe auf ein so unbehülfliches Werk gewendet worden ist. Freilich sind die prächtigen Porzellanvasen aus der Sevresfabrik beinahe eben so zerbrechlich, aber doch leichter zu transportiren. Wahrscheinlich werden die beiden Spiegel, wenn sie mit Spiegelfolie belegt werden können, die zwei gegenüberstehenden Wände in der Galerie eines Pallastes bekleiden. Papier und Glas werden jezt zu ungeheuern Längen ausgedehnt und bedürfen keines Ansetzens, keines Aneinanderheftens mehr; denn in einem andern Pavillon sind schön bemalte Papiere zu Wandbekleidungen und Fenstervorhängen ausgestellt, so breit und lang wie jene Spiegel. Wir leben in dem Jahrhundert der großen Papiere und Spiegel, vielleicht als Entschädigung für so viele kleine Menschen, Geister und Regierungen, und die Nachwelt wird von uns sagen können: im 19ten Jahrhundert äußerte sich ein mächtiges Streben nach Größe — in der Fabrikation von Glas, Tapeten und anderem Schein und Ueberzug.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die Erbitterung der Frau nahm jezt eine andere Wendung, und sie überhäufte ihren Mann mit Vorwürfen, welche bis auf die Zeit zurückgingen, da sie noch ledig war, und es hätte bleiben sollen. „Ach!“ sagte der Mann ziemlich ruhig und phlegmatisch, „manche Frau wird sich noch glücklich schätzen, wenn sie einen solchen Mann hat, wie ich einer bin.“ Seine Gattin fand diese Antwort aber höchst lächerlich und rief höhnisch: „Ei! wer schafft denn jezt das Brod? Muß ich nicht laufen, daß ich schwarz werde? Muß ich nicht das Unglück haben, mich für eine geborne Schnellläufkünstlerin auszugeben, woran ich doch mein Lebtag nicht gedacht habe? Wer hat gesagt, daß er mich und die Kinder mit Seiltanzen ernähren werde?“ Der Mann erwiderte gelassen, daß er sich ja den Knöchel versprengt habe und auch keine Stricke da seyen, weil sie sie in Wienerisch Neustadt an einen Metzger verkauft. „Und wo sind die Luftballons geblieben,“ fuhr seine Frau fort, „mit welchen Du uns ernähren wolltest? Sind diese in die Luft gegangen, wie Deine Versprechungen?“ Als aber der Mann ganz ruhig erwiderte, er habe ja kein Gas, fiel unfehlbar seine Hälfte über ihn her, nannte ihn einen liederlichen Strick, und schien große Lust zu haben, auf ihm zu tanzen, wenn sich jezt die Kinder nicht dazwischen gelegt und mit Heulen und Schreien die Eltern beruhigt hätten.

Nun sah ich wohl, und der Wirth bestätigte es, daß ich Karoline Paukert, kaiserlich russische Schnellläuferin aus Petersburg, dieselbe Künstlerin, welche heute Nachmittag in 15 Minuten etwas vollführen wollte, was ganz Laibach in Erstaunen setzen sollte, zu meiner Nachbarin hatte. Ich begriff die Rivalität mit der Sängerin, welche sich in dem Gespräch mit dem Polizeibedienten aussprach, und die ihr deßhalb ungelegen kam, weil sie annahm, daß die Laibacher an einem Tage nicht zwei Ausgaben machen würden. Die Frau schien mir interessant, und ich war bestimmt, ihr heute noch öfter zu begegnen; denn als ich nach Tisch in ein Kaffeehaus der Hauptstraße geflohen war und mich eben mit Zeitungen beschäftigte, von denen ich nie gehört hatte, mit der Grätzer, der Klagenfurter Zeitung, mit Charles Nodiers Moniteur Illyrien, mit dem Aufmerksamen, dem Plauderer, da ertönte vom Rathhause her der Schall einer lärmenden Trompete, die Gäste stürzten hinaus, die Fenster öffneten sich und Alles blickte neugierig auf die barokke Karavane, welche von der bezeichneten Seite langsam heranzog. Sie war es, Karoline Paukert, in einer offenen Kutsche, welche von einem Pferde ohne Fuhrmann gezogen wurde. Karoline hatte einen Anzug gewählt, welcher dem Anschlagzettel zufolge der einer Schweizerin seyn sollte. In der That trug sie ein buntes Mieder, kurzen Rock, eine mit Band besezte Schürze und einen krausen, wirren Kopfputz aus gemachten Blumen und anderm Flitterstaat. Ihr Auge glänzte wonnetrunken, sie war die Huld und Freundlichkeit selbst und warf nach allen Seiten, wie eine gefeierte Prinzessin, ihre gnädigsten Grüße, ihre Kußfinger, ihre Danksagungen für eine Huldigung, welche sie sich selber brachte. Der voranreitende Trompeter war aber Niemand anders, als ihr Gatte, der seinem Instrumente fünf bis sechs Töne entlocken konnte, welche die ganze Feierlichkeit eines Marsches ausdrücken sollten. Den Schluß bildeten noch zwei kleine Reiter auf hinfälligen, ungefütterten Rossen; es waren Karolinens älteste Söhne.

Diese Charlatanerie hatte ich bald vergessen, und es war mir sehr auffallend, als ich wieder auf's Neue mit ihr in Berührung kam. Denn während noch das

Interesse bei mir überwog, Laibachs Oertlichkeiten kennen zu lernen und die frische, waldesgrüne Umgegend aufzusuchen, kam ich am Ende der Stadt zu einer Brücke, welche dicht mit Menschen besezt war. Ich wollte hinüber, doch ein Polizeidiener hielt seinen Stock vor. Ich sah mich um, ob wo eine Stange mit einem Hute aufgepflanzt wäre, dem ich meine Reverenz hätte beweisen müssen; allein im selben Augenblicke fielen meine Augen auf Karolinen, welche die Brücke in Besitz genommen hatte und Niemanden auf die Landstraße ließ, es sey denn, daß er von ihr ein Billet löste. Hier war es denn, wo ich mit meiner Nachbarin einige Worte wechselte, während sie mir auf einen Zwanziger herausgab, wobei ich mir einen kurzen Abriß ihres Lebens dazu geben ließ. Ich durfte jezt die Landstraße betreten, und versprach, bei ihrer bewundernswerthen Produktion heute Abend nicht zu fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Verhältnisse des Seidenarbeiters.

Der vermiethete Webstuhl kostet den Chef d'atelier neu sir und fertig nur 80 Fr.; er bezieht also jährlich mehr als den sechsfachen Werth dafür, und solch ein Webstuhl dauert leicht zehn Jahre. Und doch führen gerade diese Chefs d'atelier die ärgsten Klagen über die Gewinnsucht der Fabrikanten und Kaufleute, so wie über ihren ungeheuern Gewinn. — Berechnen wir den Erwerb eines Chef d'atelier, der sechs Webstühle hat, wovon er selbst einen und seine Frau einen zweiten in ihren freien Stunden beschäftigen (darum seyen wir für die Frau nur 794 Fr. jährlich an), dagegen vier andere an Compagnons gegen die Hälfte Façon, also zu 482 Fr. 50 Ct. jeden vermiethet, so hat er 5768 Fr. 15 Ct. Ist er aber unverheirathet und arbeitet er also nur auf Einem Stuhl, um die fünf andern zu vermiethen, so beträgt seine Jahreseinnahme immer 3456 Fr. 65 Ct. Und wenn er lieber Kaffeehäuser, Theater und Promenaden besucht, als arbeitet, und alle seine sechs Webstühle an Compagnons vermiethet, so hat er doch jährlich davon 2895 Fr. Ziehen wir davon noch für außerordentliche Arbeitsausfälle und Unterbrechungen, für die sogenannte Saison morte und andere Kosten 400 Fr. ab, so bleiben noch immer 2495 Fr., d. h. gerade so viel für den nichtsthuenden Chef d'atelier übrig, als ein Sousprafekt, ein Richter, Untersteuereinnehmer und eine Menge Verwaltungsbeamte für unausgesezte Arbeit, Anstrengung und Verantwortung Gehalt haben. Da der Fabrikant 2 Fr. 25 Ct. für die Elle Façon zahlt, so ist es gewiß nicht seine Schuld, wenn der Chef d'atelier bloß für den Gebrauch des Webestuhls die Hälfte mit 1 Fr. 12½ Ct. abzieht und für sich einstreicht. Nimmt man nun an, was der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte, daß das Ganze der von Compagnons auf gemietheten Stühlen verfertigten Zeuge sich täglich auf 100.000 Fr. beläuft, so kommt davon die Hälfte mit 50.000 Fr. an die Chefs d'atelier, und nur die andern 50.000 Fr. kommen denen zu, welche die Zeuge wirklich gewebt haben. Gewiß ein schreiender Mißbrauch, den man lange zu verheimlichen gesucht hat. Nur ein einziger Chef d'atelier in Brotteaux, der vierzig bis fünfzig Stühle vermiethet, hat bisher eingesehen, daß die Forderung der Hälfte des Arbeitslohns ungerecht und übertrieben sey; er hat sie also aus freien Stücken auf ⅓ herabgesezt, so daß sein Peluchearbeiter außer dem großen Vortheil, außerhalb der Stadt zu leben, statt der sonstigen 2 Fr. 25 Ct. nun 3 Fr. gewinnt, weil sich der billige Chef d'atelier mit 1 Fr. 50 Ct. begnügt, was bei ihm für fünfzig Webstühle an 250 Arbeitstagen doch die bedeutende jährliche Einnahme von 18.750 Fr. ausmacht. Der Chefs d'atelier aber, die nur fünf bis sechs Webstühle beschäftigen, wie wir oben angenommen haben, sind sehr wenige.

Die Anmaßung und Unwissenheit der Pariser Journale, z. B. des Constitutionnel und des Temps, über unsere Angelegenheiten und Verhältnisse übersteigt wirklich allen Glauben. Man sollte meinen, sie sprechen von einem fernen, fernen Lande, über das man sich nur mit großer Schwierigkeit Kenntniß verschaffen könne. Das Ende und der Zweck ihrer Darstellungen ist dann immer, zu zeigen: die Fabrikanten seyen unmenschliche Krösus, die sich gar kein Gewissen daraus machen, die an sich durch städtische Auflagen (Octroy), Steuern, Miethzins und geringen Lohn schon armen und elenden Arbeiter Hungers sterben zu lassen. Nun läßt sich aber mit unwiderleglichen Thatsachen und Zahlen nachweisen, daß es mit diesem Elend nicht viel zu sagen hat, und daß die Arbeiter recht gut auskommen könnten, wenn sie ordentlich, sittlich und sparsam seyn wollten. Sprechen wir zuerst von dem Octroy, das nur bedeutend ist für Lyon (135.000 Einwohner) selbst; aber nicht für die Vorstädte Guillotière (21.600 E.), Croix-Rousse (16.800 E.), Calluire (5000 E.) und Vaise (5000 E.); in diesen Vorstädten arbeiten und wohnen aber die meisten Arbeiter, und von ihnen gingen seit dem November 1831 alle Unruhen und Emeuten aus. Jene tumultuöse Croix-Rousse bezahlt an Octroy ⅔ weniger als Lyon; so z. B. für den Wein in Reisen nur 3 Fr. 20 Ct. das Hectoliter, was ungefähr 3 Centimen auf das Litre oder die Flasche macht; in Lyon bezahlt das Hectoliter 11 Fr. 66 Ct., also ungefähr ¾ mehr. Hinsichtlich des Fleisches, des Hauptnahrungsmittels der Arbeiter, ist der Unterschied auch etwas mehr als die Hälfte. Das neue Getreidegesez hat freilich seine Unvollkommenheiten, durch dasselbe wird jedoch künftig alle Korntheuerung unmöglich. Damit will ich der Octroy durchaus nicht das Wort reden, ich erwarte im Gegentheil, daß sie vermindert werde und endlich fast ganz verschwinde. Steuern, d. h. persönliche und Mobiliarsteuern, zahlt überhaupt nur der Wohlhabende oder Reiche, dessen Miethzins sich auf 250 Fr. beläuft, durchaus nicht der Arbeiter, sondern erst der Chef d'atelier, der wenigstens drei Webstühle hat; diese Abgabe hält sich zwischen 1 Fr. 55 Ct. und 7 Fr. jährlich, ist also nichts weniger als erdrückend. Der Miethzins ist allerdings hoch, steht aber doch noch mit dem in andern großen Städten im Verhältniß, denn eine Wohnung zur Aufstellung zweier Webstühle kostet in Lyon selbst 200 Fr., in den Vorstädten jedoch nur 170 Fr. In den Abgaben liegt also nicht das Drückende für den Arbeiter, sondern lediglich in der unverhältnißmäßigen Theilung seines Erwerbs mit dem Chef d'atelier, wovon wir oben sprachen. Dieser Ungerechtigkeit, diesem Uebelstand muß durchaus abgeholfen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Juni 1834.

Wann er anschwellet Tonesfluthen,
Wirft er in alle Herzen Gluthen;
Sein Hauch macht Seelen stad im Land,
Und wer ihn hört, kommt vom Verstand.

Fazil.
Rose und Nachtigall.
(Nach J. v. Hammer.)

Finnische Runen.

Die Geburt der Harfe.

Alter Wäinämöinen selber
Auf dem Berge hieb ein Boot zu,
Schuf auf Bergeshöh' die Harfe.
Wovon ist der Harfe Höhlung?
Von dem bunten Birkenmaser.
Woraus sind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Ast der Eiche.
Woraus sind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengstes,
Aus des Lempo's-Füllen Kleidung.
Alter Wäinämöinen selber
Rief Jungfrauen, rief Jünglinge,
Um zu spielen mit den Fingern:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er unbeweibten Männern,
Rief er die beweibten Helden:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er Alte aus den Weibern,
Männer in den Mittelsjahren:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Sezt der alte Wäinämöinen
Selbst sich da zu seinem Sitze,
Nahm mit Fingern sein die Harfe,
Wandt' an seine Knie die Höhlung,
Unter seine Hand die Harfe;
Alter Wäinämöinen spielte.
Wurde da erst Spiel zu Spiele,
Freude sich zu Freude stimmte.
Fand man keinen in dem Haine,
Laufend auf der Füße vieren,
Trippelnd auf den kleinen Tatzen,
Der nicht kam, um zuzuhorchen,
Als der Vater Freude weckte,
Als Wäinämöinen spielte;
Selbst der Bär stemmt an den Zaun sich,
Als Wäinämöinen spielte.
Fand man keinen in dem Haine,
Schwingend seine beiden Schwingen,
Der nicht kam, geschaart wie Flocken.
Fand man keinen in dem Meere,
Fahrend mit sechs feinen Flossen,
Hin und her bewegend achte,
Der zu horchen nicht gekommen.
Selbst die Wirthin in dem Wasser

Warf herauf sich auf das Seegras,
Zog sich auf die Wassersteine,
Auszuruhen auf dem Bauche.
Aus Wäinämöinens eignen
Augen drang ein klares Wasser,
Rundlicher als wie Moosbeere,
Derb wie Ei des Haselhuhnes,
Auf die Brust herab, die wackre,
Von der Brust zu seinen Knieen;
Von den Knieen zu den Füßen,
Fielen nieder Wassertropfen,
Fielen durch fünf Wollenmäntel,
Durch acht lange wollne Röcke.

Die Geburt des Seehunds.

Tagesvogel, kleine Schwalbe,
Tagesvogel, Fledermäuschen
Einen ganzen Sommertag flog,
Einen Herbsttag rastlos eilte;
Suchte Land, darauf zu liegen,
Laubwald, um darin zu weilen,
Acker, drauf zu baun das Nestchen,
Blachfeld, Eier drein zu legen.
Fand sie Land nicht, drauf zu liegen,
Blachfeld nicht, um drein zu legen,
Laubwald nicht, um drinn zu weilen,
Acker nicht, zu baun das Nestchen.
Flog sie auf die Bergesspitze,
Schaut' im Meer ein kleines Schiffchen,
Mit röthlichen Masten segelnd.
Flog sie unter Fahrzeugs Decke,
Goß von Kupfer sich ein Nestchen,
In das Nestchen Ei von Golde.
Kam die Windsbraut von dem Meere,
Warf das Fahrzeug auf die Seite,
Daß das Ei in's Wasser rollte.
Das vermehrte sich zum Seefisch;
Daraus härtet sich der Seehund.
Viele Schwarze sind im Meere,
Aber Seehund' sind nicht alle.

Die Geburt der Salben.

Wuchs ein Ochse in Cajana,
Ward besonders fett ein Bulle.
Rührt' sein Haupt er in Tawastland,
Schlief sein Schwanz in Torneå.
Einen vollen Tag flog Schwalbe
Von des Schwanzes End' zum Anfang,
Eichhorn sprang 'nen ganzen Monat
Zwischen dieses Ochsen Hörnern,
Konnte doch zum Ziel nicht kommen,
Konnt' durchaus dazu nicht kommen.
Ward geschickt nach einem Schlächter;
Aus dem Meer ein schwarzer Mann stieg.
Uros hob sich aus den Wogen,
Höher nicht als wie drei Finger,
Länger nicht als wie vier Daumen;
Klafter Kohlen auf den Achseln,
Auf dem Kopf 'ne Elle Funken,
Spanne Sandes auf dem Rücken,
Steines-Mütze auf dem Haupte.
Als er seinen Mann gesehen,
Hieb er ihn flugs in den Nacken;
Fiel der Stier auf seine Knie,
Ward gewendet auf die Rippen,
Ward gerissen auf den Rücken;
Und erhielt man von dem Ochsen
Hundert Zuber voll von Fleische,
Sechs gefüllte Tonnen Talges,
Sieben Boote voll mit Blute,
Daraus Salbe ward gewonnen,
Angeschafft daraus Heilmittel,
Schmerzen damit fortzuschaffen,
Feuers Wunden fortzubrennen,
Feuers Kräfte zu besiegen,
Feuers Schaden schnell zu heilen.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Bis dahin suchte ich den günstigsten Punkt zu gewinnen, von welchem aus sich Laibach dem Auge darbietet, und fand ihn am westlichen Ende, das etwas höher als die Stadt gelegen, die anmuthigste Partie von Alleen, Wiesen und den Vorsprüngen dichter Wälder bildet. Von hier aus schneiden sich die Umrisse der Stadt sehr bestimmt aus dem Hintergrunde des blauen Horizontes heraus, das Kastell auf dem Hügel, die Kirchen, die große Kaserne zur linken Hand. Dies Alles, durchsonnt von der Glut des Augusts, konnte für meine Unterhaltung ausreichen bis zum Anfang der lauf- und gesangkünstlerischen Leistungen des Abends. Auf der Brücke fand ich es schon kaum zum Durchkommen, allein mein Billet und meine Bekanntschaften halfen mir. Ich erhielt einen freundlichen Gruß von der angestaunten Frau, welche in der That wie ein Hanswurst aussah, und drängte mich auf die Landstraße, auf welcher die Abonnenten heut

allein zu gebieten hatten. Zu Wagen und Pferd hatten sich die Freunde der Kunst eingefunden, und suchten einige am Wege liegende Häuser zu gewinnen, deren Schatten sie vor der noch nicht untergegangenen Sonne schüzte. Es währte lange, ehe Karoline erschien. Wir warten, wir legen eine Viertelstunde zur andern, sie hat vielleicht noch keine gute Kasse gemacht. Doch nein, die Köpfe bekommen alle Eine Richtung, man biegt sich vor, man steigt auf einen Stuhl, da ist sie, sie kommt im vollsten Gallop! Von Reitern verfolgt, mit einem Schnupftuche und einem Hirtenstabe ausgerüstet, springt die schweizerische Amazone an mir vorüber, sie erkennt mich nicht; ach! jezt ist sie nur mit sich und ihrem Ruhme beschäftigt. In kurzer Zeit ist sie wieder zurück, aber ihre Leistung haben wir erst halb. In der That, da kommt sie schon wieder, sie schreitet langsamer, sie glüht, sie holt aus der kochenden Lunge den tiefsten Athem. Jezt begriff ich die Grausamkeit ihres Mannes, der seine Stricke verkauft hatte, auf denen er hätte tanzen sollen, und der nichts mehr wußte, als vor ihr her einen Marsch zu blasen und jezt auf der Brücke die Kasse zu verwahren. Ich eilte, an diese Brücke zurückzukommen, wo Karoline zulezt eintreffen mußte. Sie blieb recht lange, ich bangte für ihre Ehre, für die Polizei, welche ihr gewiß das Handwerk legte, wenn sie eine Minute zu spät eintraf; aber sie kam, sie sah nach der Uhr, und sie hatte gesiegt, sie hatte um drei Minuten sich selbst übertroffen. Sie lachte, sie zeigte allen Leuten, daß sie noch gesunde Glieder habe, that aber dies Alles nicht, ohne zu gleicher Zeit den Teller zu ergreifen und noch eine Nachlese zu halten. Alles, was jezt zurückzog über die Brücke, mußte ihr noch einmal einen kleinen Tribut entrichten, und sie sagte mir offenherzig, sie habe beim Auslaß mehr verdient, als beim Einlaß.

Jezt war es aber die höchste Zeit, in das angekündigte Konzert der Italienerin zu gehen. Die siebente Stunde hatte längst geschlagen, und noch wußte ich nicht einmal das Lokal, wo ich meine neuen Genüsse sammeln sollte. Doch wenn man in Laibach, wo Alles Krainerisch spricht und das Deutsche nebenbei versteht, nur recht langsam und deutlich den ersten besten anredet, so wird man immer Bescheid finden. Ich fand ihn, den Konzertsaal und Alles. Eine alte Dame, unter dem Schutz eines jungen Menschen, welcher hinter ihr stand, bewachte die Kasse. Die Instrumente stimmten erst, und noch war nichts angegangen. Das Publikum hatte sich zahlreich versammelt; denn ich denke, dreiviertelhundert ist für Laibach eine ansehnliche Zahl; wäre der Kongreß noch nicht beendet gewesen, so würde es freilich voller gewesen seyn. Ein langweiliges, hölzernes Fortepiano stand zwischen den Fünf-und-siebzig und den Fünf oder Sieben des Orchesters. Die Primadonna erschien. Adelaide Sartori war noch jung, schüchtern, ungewandt, sie schien einzig von ihrer Musik begeistert. Sie war nicht schön, aber interessant, ihr dunkles Auge versprach sehr viel, doch verdankte sie den schwärmerischen Ausdruck desselben mehr ihrer bleichen Gesichtsfarbe und dem angeborenen melancholischen Phlegma der Italienerinnen, als sich selbst. Sie sang einen vortrefflichen Mezzosopran, und die Semiramide mußte ihr besonders gelingen. Ernst und Feierlichkeit schienen ihr am meisten anzustehen, und die Sachen von Merkadante, welche sie vortrug, rissen die Fünf-und-siebzig auch am meisten hin. Es herrschte ein rauschender Enthusiasmus im Saale, die Mitglieder der philharmonischen Gesellschaft sprachen händeklatschend ihr Entzücken aus, weil sie es italienisch nicht kennten, und Adelaide schien in einem Meere von Wonne zu schwimmen. Sie hatte durchaus nichts von jener triumphirenden Miene und der gemachten Herablassung einer routinirten Primadonna, und ich würde ihr meine Theilnahme nicht verschwiegen haben, beliefe sich nicht auch mein Italienisch nur auf etwa zwanzig bis dreißig Wörter, mit welchen ich wohl Butter, Käse, die Liebe, theuer, unverschämt, und einige andere Bedürfnisse und Ansichten leidlich auszusprechen vermag, schwerlich aber den Beifall eines Kenners zusammengesezt haben würde. Der Zufall wollte später, daß ich Adelaiden nichts schuldig blieb.

Am nächsten Morgen reiste ich ab. Die Versäumung einer polizeilichen Förmlichkeit, welche die Behörden um einige Kreuzer und eine Notiz im Fremdenbuche brachte, zwang mich, den Wagen erst hinter der Barriere zu besteigen. Es überraschte mich nicht, ihn von drei Personen schon besezt zu finden; aber das brachte mich zum Erstaunen, in ihnen auf den ersten Blick Signora Adelaide, die Kassenhalterin, ihre Mutter, und den Schutz der leztern, ihren Bedienten, zu erkennen. Jezt stürzten Lexikon, Grammatik und die Befangenheit über den Haufen, die alten Sprachunterschiede galten nicht mehr, eine Art Pfingstgeist kam über uns, und wir fingen an, in Zungen zu reden, die selbst für uns neu und nichtsdestoweniger verständlich waren. Adelaide sprach schlecht französisch, ich mit meinem kleinen Lexikon von dreißig Wörtern schlecht italienisch. Ein romaneskes Gemisch, wie man es aber doch in Piemont und Wallis nicht verstehen mag, bildete somit die Grundlage zu einem Sprachgebäude, welches durch Mienen, durch Gesten, durch die größere oder kleinere Belebung der Augen, durch ein halbes Lachen, ein gewagtes Spiel mit Adelaidens schöner Hand, und tausend andere Dinge, welche sich nicht aufzählen lassen, weil sie mehr auf dem Schweigen beruhten, erst seinen vollkommenen Ausbau erhielt. Ich kann sagen, daß ich mich mit meiner Reisegesellschaft drei Tage lang

vortrefflich unterhalten habe, und Niemand wird daran zweifeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Phrenologisches Basrelief. Kinderdrama.

Nun von etwas Heiterem. Lyons Künstler haben zu der letzten Pariser Kunstausstellung auch ihre Beiträge geliefert, freilich nichts von Bedeutung. Nur Rusty Basrelief unter Nr. 1130 ist in einigen Journalen gerühmt worden. Es stellt den Dr. Gall vor, wie er den personifizirten Wissenschaften seine Schädellehre auseinandersetzt. All diese Wissenschaften hören dem Doktor mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und Europa ist in der Nähe, um Galls Namen unter den Aerzten aufzuzeichnen, welche die größten Entdeckungen gemacht haben. Man hat die Anordnung des Ganzen glücklich genannt, und einzelne Figuren, z. B. die dramatische Kunst, verdienen alles Lob; ich halte aber die ganze Idee für unglücklich und unpassend für die plastische Darstellung; ja fast lächerlich möchte ich es nennen, daß sich die zuhörenden Wissenschaften und Künste durch die Protuberanzen auszeichnen, die ihnen nach dem System zukommen, z. B. die Malerei durch den Farben-, die Astronomie durch den Zahlensinn. Diese Organe sind zwar sehr deutlich an den Köpfen der Figuren angedeutet, man muß aber doch die Finesse wissen, um es zu bemerken. In welche Verirrungen verliert sich doch unsere bildende Kunst, gerade wie unsere Literatur!

Zu den vielen Täuschungen, die uns in dem französischen Leben voll Charlatanerie, Unwahrheit und Lüge aufgedrungen werden, gehören auch die Kinderreputationen. Wenn man von so kleinen Wundern hört, die der Natur vorauseilen, so denkt man immer an ein Zuckerblütenverdienst, an Treibhaus- und Mistbeetzucht, an schnell aufgeschossene Pflanzen, oder an solche, die aus fernen, fremden Ländern stammen, die durch Lohe und vieles Begießen wirklich dahin gebracht worden sind, einige Blätter und Blüthen zu treiben, oder gar einige elende verkrüppelte Früchte. So ungefähr dachten Viele hier, als das Kindertheater oder das Gymnase enfantin von Paris her pompös angekündigt wurde. Wir dachten an kleine Schüler, die ihre Lektion recht gut gelernt haben und die in der Nachahmung der guten Pariser Schauspieler wohl abgerichtet worden sind; daß sie aber wirklich Schauspieler und zwar gute Schauspieler seyen, das fiel Niemanden ein. Wir hatten allerdings ehemals die ganz junge Léontine Fay gesehen und bewundert, aber diese schauspielerische Frühreife konnte sich, meinten wir, doch nur einzeln wiederfinden, nie in Masse, in so großer Zahl, daß eine ganze Truppe aus solchen Talenten zusammengesetzt werden könnte. Und doch ist es so. Ich habe bei diesen Kinder-Mimen zwischen sieben und dreizehn Jahren eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Anmuth in der Darstellung gefunden. Diese kleinen achtjährigen Mädchen stellen mit Glück die zartesten und mannichfaltigsten Schattirungen des weiblichen Gemüths und der weiblichen Leidenschaften dar. Und bei den Knaben, wo sich nichts so schnell entwickelt, als bei den Mädchen, war es gerade eben so; sie spielten mit Einsicht und Feinheit, wie es Erwachsenen nur nach langer Beobachtung und Uebung möglich ist, und sangen im Vaudeville mit Ausdruck und Lebhaftigkeit. Mamsell Léontine, acht Jahre alt, spielt die ersten Liebhaberinnen und naiven Mädchen, wobei ein sehr günstiges Aeußere, ihr sehr hübsches Gesichtchen, ihre blendend weiße Haut mit reichen blonden Locken über den schon abgerundeten Schultern, ihr sehr zu statten kommen; ihr Spiel ist fein und natürlich. In ihr zeigt sich schon eine vollendete Frauzösin von fünfundzwanzig Jahren, dieselbe Koketterie, die es auf alle Weise versucht, dieselben Caprisen und der zwischen Heiterkeit, Frohsinn, affektirter Melancholie und Anmaßung wechselnde Ton. Mamsell Sophie ist gar nur sieben Jahre alt, aber doch schon eine naive Liebhaberin, die im Vaudeville singt. Rouladen macht, aber etwas Unangenehmes in der Stimme hat, was von einem ausgefallenen Milchzahn kommt. Das wird sich also bald geben. Mamsell Adèle ist die zweite Liebhaberin, zwölf Jahre alt, mit sehr milder, angenehmer Stimme und einem sehr glücklichen Aeußern; man sieht sie eben so gerne als naives Mädchen, als sentimentale Geliebte, wie als Mutter und alte Frau. — Monsieur Alexandre, zwölf Jahre alt, ist der erste Komiker der Truppe; sein kleines, verzerrtes Gesichtchen, mit dem er überdies machen kann, was er will, paßt trefflich zu seinen Rollen; in fader Selbstgenügsamkeit, Effronterie, kleinmeisterischer Süßlichkeit, in den Lügen und der Verderbenheit unserer heutigen jungen Leute sucht seine Darstellung ihres Gleichen. Monsieur Ch. Lyon ist der Aelteste der Truppe, denn er wird in einem Monat dreizehn Jahre alt. Trefflich spielt er junge Rollen von gutem Ton, desgleichen Väter, Minister, Professoren, Lehrer u. s. w. Sehr gut sind die Genannten von den Messieurs Adolphe und Eugène, so wie durch die Mamsells Eugénie und Emilie unterstützt, so daß nicht allein in der Provinz, sondern selbst in Paris selten besser, mit mehr Leben und Zusammenklang gespielt wird, als von diesen Kindern. Fragen Sie mich aber nun, ob mir diese Darstellungen gefallen haben, so muß ich Ihnen antworten: durchaus nicht. Wie mir früher die Kinderbälle in Wien und München sehr zuwider waren, weil ich auf ihnen das unbefangene, leidenschaftslose, arglose, nichtahnende Kind grausam in das unreine Treiben der Gesellschaft gestoßen und mit ihren Flittern und bunten Lappen behängt sah, so war es mir wahrhaft peinlich, diese Kinder durch solche Mistbeet- und Treibhauskultur aus ihrer duftenden Frühlings- und Blumenwelt herausgerissen und in die erbärmliche, leere, herzlose und verdorbene Welt der Convention und Leidenschaft gezerrt und da festgehalten zu sehen. Dies ist jedoch bei den so wenig kindlichen und ernsthaften französischen Kindern leichter als bei uns in Deutschland. In Frankreich haben die Kinder auch mehr Lust, das Gesellschaftliche zu beobachten und nachzuahmen; schon als Kinder ahnen sie dessen ganze Wichtigkeit, sie fühlen schon, daß es später einen so bedeutenden Theil ihres Lebens ausfüllen wird. Bei alle dem ist in dieser Komödie doch das Meiste angelernt, es ist nichts, als die von einem geschickten Direkteur geleitete treffliche Nachahmung guter Pariser Schauspieler in ihren Fächern. Die Kinder guken es ihrem Vorbild ab, wie es sich räuspert und spuckt, das Eigenthümliche, Selbstgeschaffene geht ihnen aber noch völlig ab, bis sie selbst empfinden; darin aber eilen die französischen Kinder denen anderer Länder nicht voraus. Das Ganze ist also abermals eine Charlatanerie, ein Versuch, etwas Neues besser auf die Beine zu bringen, als es bisher geschehen war.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juni 1834.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Schiller.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Deutsche und englische Erziehung.

Eines Tags, da ich durch einen der endlosen Gänge im alten Badhaus oder Nassauer Hof zu Schlangenbad ging, drang mir aus einer Thüre ein wirres Gesumse entgegen, woran ich sogleich erkannte, daß hier eine Schule war. Kaum hatte sich meine gravitätische Mentorgestalt schweigend auf der Schwelle blicken lassen, als den Schulmeister, einen kurzen, dünnen, schwindsüchtigen Menschen von kaum zwanzig Jahren, ein seltsames Verlangen anzukommen schien, meine Bekanntschaft zu machen. Er ersuchte mich, sein literarisches Territorium zu betreten und bat sehr anständig um Erlaubniß, mich mit seiner Lehrweise bekannt machen zu dürfen, indessen die kleinen Bursche auf ihren Bänken mich fortwährend so furchtsam anblickten, als Mäuse einem Wallenbeißer in's Gesicht oder Frösche auf den schreckbaren Schnabel und den Umriß eines Storchen blicken. Ich nahm mit einer leichten Verbeugung das Anerbieten des jungen Domine an, und er begann nun, mir zu erklären, daß sämmtliche Kinder in Nassau vom sechsten bis zum vierzehnten Jahr auf Befehl des Herzogs in die Schule gehen müssen; die Eltern eines Kindes, welches böslich die Schule versäume, werden zum erstenmal um zwei, zum zweitenmal um vier, zum drittenmal um sechs Kreuzer gestraft; wenn sie zu arm seyen, diese Bußen zu entrichten, müssen sie dieselben durch Handarbeit streng abverdienen, oder sonst für die Versäumniß ihrer Kinder büßen; die Einwohner jedes Orts bezahlen für sich im Verhältniß ihrer Mittel den Schulmeister, aber der Herzog schreibe vor, was die Kinder lernen sollen, nämlich: Religion, Singen, Lesen, Schreiben, biblische Geschichte, deutsche Sprache, Naturgeschichte, Geographie und Rechnen, und die ganze Lehrmethode sey auf das Pestalozzische System gegründet.

Nach dieser Einleitung zeigte mir der junge Schulmann Proben von der Schrift seiner Kinder, wies mir ihre Schiefertafeln mit Rechenexempeln aus den Anfangsgründen der Arithmetik; sodann rief er mehrere Knaben und Mädchen auf, gab einer der kleinen zitternden Kreaturen um der andern seinen Stecken in die Hand und ließ sie auf den Karten, welche an den Wänden hingen, die großen Meere, Seen, Berge und Hauptstädte der Erde zeigen. Nachdem ich der Liebe und dem Eifer, womit der treffliche junge Mann seinem dornenvollen Lebensberuf oblag, „der niemals endet, stets von vorn beginnt,“ meinen aufrichtigen Beifall gezollt, wollte ich mich entfernen, da bat er mich inständig noch um die Gefälligkeit, seine Kinder einen Augenblick singen zu hören. Er klopfte

mit dem Stock auf den Tisch, und im Moment, als wäre der Stock eine Stimmgabel, paßte Alles auf, beim zweiten Schlag auf den Tisch schoben sie ihre Schiefertafeln und Bücher bei Seite, beim dritten rissen sie ihre Augen so weit auf, als sie konnten, und pumpten ihre kleinen Lungen voll, und beim vierten sperrten sie intonirend Mäuler auf, welche zu meiner nicht geringen Verwunderung innen so schwarz waren, als die Rachen von König Karls Hühnerhunden; hätten die Kinder Tinte getrunken, Zunge und Gaumen konnten nicht schwärzer seyn; und so einfach schön auch der Psalm war, den sie unter Begleitung des Lehrers sangen, so herrlich die jugendlichen Stimmen durch die langen Gänge hallten, ihr Anblick hatte etwas so unbeschreiblich Komisches, daß jedes andere Gesicht als das meinige sich verzogen haben müßte. Plötzlich aber fiel mir die Ursache des seltsamen Phänomens ein; denn denselben Morgen hatte ich mehrere Bauern bemerkt, deren Beinkleider an den Knien ganz schwarz gefärbt waren, weil sie kniend Heidelbeeren gepflückt hatten, welche auf den bewaldeten Hügeln Nassaus in überschwenglicher Menge wachsen. Die Kinder hatten offenbar auf demselben Anger geweidet, und sobald dies mir beifiel, sah ich auch an ihren geschwärzten Fingerchen, daß ich das dunkle Problem richtig gelöst.

Ich kehrte in mein neues Badhaus zurück; aber der interessante Auftritt, dessen Zeuge ich in der kleinen Dorfschule gewesen, kam mir nicht aus dem Sinn. Wir in England hängen alle so fest an jenem seltsamen Wörtchen, das leicht zu sagen, aber schwer zu definiren ist — Freiheit, daß wir uns schwerlich gegen etwas mehr mit Händen und Füßen sträuben würden, als gegen ein Zwangssystem der Nationalbildung, dergleichen in Nassau herrscht; und doch, wenn das Gesetz die Macht hat, das Verbrechen zu bestrafen, so sieht man nicht recht ein, warum es nicht auch durch Erziehung das Verbrechen sollte verhüten dürfen. Jeder rechtliche Vater bei uns wird gerne zugeben, daß das sicherste Mittel, aus seinem Sohn ein glückliches und brauchbares Glied der Gesellschaft zu machen, darin besteht, daß er sorgsam auf seine geistige Bildung bedacht ist. Wir alle glauben, daß hier ein guter Saame gesäet, daß Unkraut ausgerottet werden kann, daß Unwissenheit ein Kind zu Verirrung und Verbrechen führt, daß man in seinem Kopf Licht anzünden kann, wie Nachts auf der Straße, daß seine Geisteskraft, seine einzige Waffe gegen die Leidenschaften, gleich des Grobschmids Arm, durch Uebung gestärkt werden kann; und wenn somit, dem allgemeinen Anerkenntniß nach, Bildung eines der kostbarsten Güter ist, das ein vernünftiges Wesen seinem Kinde vermachen kann, so scheint daraus zu folgen, daß eine väterliche Regierung, vor Gott wenigstens, so ziemlich gleich viel Recht haben möchte, ein Kind zur Schule, als einen Uebelthäter zum Galgen zu verurtheilen. Es kann aber für einen merkwürdigen Beweis gelten, wie verschieden das Nationalgefühl ist, daß man in England allenthalben Richter und Geschworne den Leib verurtheilen sieht, während dieselben Männer schon vor dem Gedanken schaudern, dem Geist eine Buße aufzulegen; sie sehen weder vom moralischen, noch vom religiösen Standpunkt einen Grund, warum sie jenen nicht einkerkern sollten, erklären es aber sämmtlich für ein Staatsverbrechen, diesem zur Freiheit zu verhelfen. Unsere armseligen Gesetze machen es jeder Gemeinde zur Pflicht, den Ihrigen Nahrung, Obdach und Kleidung zu verschaffen; aber in England gilt es für unrecht, einem im Namen der Nation Geistesnahrung aufzudringen. Der Herzog von Nassau dagegen mag meinen, in einem civilisirten Gemeinwesen haben die Kinder so wenig ein natürliches Recht dazu, unwissend, als nackt aufzuwachsen. Ja, wenn die mildeste Regierung mit vollem Rechte einen im Namen der Schicklichkeit zwingt, seinen Leib zu bekleiden, so sollte sie ihn auch im Interesse der Wohlfahrt und der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft nöthigen dürfen, seinen Geist anzubauen. Ich sage es ohne Scheu, denn es ist meine feste Ueberzeugung: unser englisches Erziehungssystem hat in politischer Rücksicht die kläglichsten Folgen gehabt und muß sie ferner haben, so lange es besteht.

Es klingt sonderbar, aber wenige, die darüber denken mögen, werden es leugnen, daß zwischen dem Menschen und dem, was man die Menschen nennt, daß zwischen dem Verstande des menschlichen Einzelwesens und dem der Species, dem es angehört, ein mächtiger Unterschied ist. Man beobachte einen ganz gewöhnlichen Menschen nur einen Tag lang, und man wird mit Vergnügen bemerken, wie gewandt er sich in all die kleinen, unvorhergesehenen Umstände des Lebens zu schicken weiß; wie pfiffig er, wie durch ein Labyrinth, seine Interessen verfolgt, und wie rasch er mit seinen Planen wechselt, oder, wie man gewöhnlich sagt, seinen Sinn ändert, so bald dies ihm ersprießlich dünkt. Man wende sich an ihn in einem einfachen Handel, und man wir finden, daß er schnell auffaßt und richtig urtheilt. Bringt man nun aber ein Dutzend solcher Leute zusammen, flugs tritt ein Gerinnen der Vernunft ein, und indem man addirte, hat man in Wahrheit subtrahirt. Der Eine kann seine Meinung nicht klar aussprechen, ein Anderer drückt ganz geläufig aus, was er eigentlich nicht meint, ein Dritter disputirt über seines Nachbars Urtheil und verabsäumt darüber sein eigenes, ein Vierter verläßt sich schläfrigerweise auf des andern Kopf; kurz, Ein Pilot brachte das Fahrzeug glücklich in den Hafen, mit zwölfen am Steuer läuft es unvermeidlich auf das Riff. Wird nun, statt einem Dutzend Leuten, etwas der Sorge, der Intelligenz, der Ehre einer großen Körperschaft, einer

uneigentlich sogenannten Corporation anvertraut, so ist die Apathie, die Achtlosigkeit und Trägheit noch viel ärger, und liegt die Sache vollends gar, statt auf einer Corporation, auf jenem Unding, auf einer ganzen Nation, so wird die Nachlässigkeit völlig heillos. Kurz, die Individuen einer Gemeinheit verhalten sich zu dieser Gemeinheit selbst, wie Bienen zu einem Stock, der geschwärmt hat; und wenn der Bauer die plumpe Masse vom Baum schüttelt, so glaubt man kaum, daß sie aus kleinen, verständigen, flinken Wesen besteht, deren jedes seinen Stachel als Waffe führt und Werke verrichtet, die man nicht genug bewundern kann. Ist diese Theorie richtig, so erklärt sie auch vollkommen unser unseliges Erziehungssystem: Erziehung ist Jedermanns Pflicht, und eben damit Niemandens Pflicht.

„Ein Kind, von Vielen Kind genannt,
Hat Vatersorge nie gekannt."

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Die Verständigungen waren bald gemacht. Delikate Familienumstände zwangen mein Gegenüber, von ihrem Talente Vortheil zu ziehen, sie tauschte ihren stolzen Familiennamen gegen einen nichtssagenden um, und hatte in der That gestern in Laibach ihr erstes Konzert gegeben. Der geerntete Beifall munterte sie auf, ich versprach ihr goldene Berge, nannte ihr Städte und Länder, wo sich Dukaten ersingen ließen, und mußte lachen, als Adelaide, deren Kopf ohne alle Geographie war, sich anschickte, alle genannten Namen sorgfältig in ihr Portefeuille zu verzeichnen. Berlin, Prag, Dresden und hundert andere Städte waren für sie mythologische Namen, an welche sie auch jezt noch nicht geglaubt haben würde, hätte ich nicht dazu ein so ehrliches Gesicht gemacht. Die Alte war vergnügt; sie herzte vor Freuden, daß sich in der Welt so viel verdienen lasse und man sodald nicht wieder nach Bologna zurückzukehren brauche, ihren fatalen Hund, lobte die Deutschen, und sprach noch immer ihr wirres Zeug durcheinander, als mir plötzlich ihre Gegenwart unheimlich wurde. Ihr Busen fing nämlich an, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: deutlich hörte ich ihn Töne hervorbringen. Ich sah die Frau verwundernd an; aber sie erwiderte meinen Blick nur mit dem vollen Ausdruck von Zärtlichkeit, der ihr zu Gebote stand, nahm dann ein Stückchen weißes Brod, steckte es halb in ihren kleinen, noch schönen Mund und neigte sich sanft zu dem tönenden Busen herab. Jezt erst klärte sich diese trügerische Erscheinung auf. Ein dummer grauer Sperling streckte sein kahles Haupt herauf, und huschte, nachdem er aus dem Munde seiner Herrin einige Brosamen gepickt hatte, wieder hinunter. Lachend sagten mir die beiden Damen, sie haben diesen Landsmann von den Feldern Bolognas mit sich genommen, um ihn so lange zu füttern, bis er sterbe. Mir schien das sehr lächerlich.

Mancherlei Rücksichten verhindern mich, in die unzähligen kleinen Details meiner dreitägigen Reise von Laibach bis Grätz einzugehen. Wir kamen durch eine einfache und bescheidene Natur: Gebirgshöhen, welche mit langen Ebenen abwechselten, der Fluß Mur und viel anmuthiges Einerlei. Die Tannen waren für Adelaiden ein ganz neuer Anblick, und ein Reh, welches ruhig vor einem Strauche, dessen junges Laub es fraß, stehen blieb, sezte sie in kindisches Erstaunen. Wie oft schickte sie mich durch einen bittenden Blick oder einen indirekten Befehl hinaus, ihr einen Stein, eine Feldblume oder ein Blatt zu holen, von dessen Form sie keine Vorstellung hatte. Beim Ausspannen der Pferde in den Herbergen, wo uns der Hunger und die Sitte des Fuhrmanns das Mahl oder Nachtlager anwies, hatte ich noch größere Noth auszustehen. Von Laibach hatte nämlich die Mutter einen Eßwaarenvorrath auf vierzehn Tage mitgenommen; dieser wurde überall von Alessandro, dem Bedienten, aufgeschnürt und mit einem entsezlichen Heißhunger von allen Dreien verkleinert. Da sie sich nun aber doch Suppe, Wein, einen Salat um jeden Preis von den Wirthen durch meine Vermittelung geben ließen, so hielten sie diese Gegenstände für kleine Nebenzugaben, und sträubten sich mit einem beleidigenden Geize, die geforderten Summen zu entrichten. Dazu kamen die ewigen Klagen über die Zimmer, und besonders über die Betten, welche Adelaiden viel zu klein waren. Glaubt ihr, daß man diese kleinlichen Tracasserien drei Tage aushalten kann! Adelaidens Geiz und Schmuz waren unausstehlich, und ich sprach vor Grätz einen halben Tag lang nicht mit ihr.

Erst bei der Einfahrt in die Hauptstadt Steiermarks zwang mich ein ritterliches point d'honneur, der Hülflosigkeit meiner beiden Gefährtinnen beizuspringen. Doch wer hatte mir gesagt, daß sie sich verlassen, schuhlos und anständig benehmen würden? Sie konnten auf einer Reise von Bologna nach Ancona nicht sicherer seyn; sie kommandirten, sie lärmten, der Kutscher fluchte, der Spaz in seinem Vogelbauer flatterte, und nur der faule Hund und der noch faulere Alessandro duckten sich verlegen auf dem Vordersiz des Wagens. Es war schon Abend und Adelaide wollte sich mit keinem Gasthofe zufrieden geben. Der rothe Ochs, die weiße Gans, das goldene Roß, ja selbst der Kaiser gefielen ihr nicht. Bald war der Eingang schmuzig, bald das

Zimmer finster, bald die Kost zu theuer, hier wollte sie für das verlangte Geld auch Wachslichter, dort silberne Leuchter erhandeln, und für alle diese Anostellungen mußte ich den unermüdlichen Dolmetscher abgeben. Erst nach einer Revüe sämmtlicher Grätzer Gasthöfe kamen wir zu einem Zimmer, das in dem lezten und besten Hotel lag, am theuersten war, und genommen werden mußte, weil wir nichts Besseres und Wohlfeileres mehr zu besehen hatten. Ich brachte mit genauer Noth einen Kontrakt auf acht Tage zu Stande, und war froh, endlich auch für mich ein Zimmer und Ruhe zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Lafayette's lezte Tage.

Wiederum ein Trauertag in Paris; aber diesmal war es eine sanfte Trauer und vielmehr ein stilles Bedauern, als ein bitterer Schmerz. Lafayette hatte schon seit einiger Zeit seine politische Laufbahn beschlossen; von allen Staatsgeschäften frei, konnte sich der gutmüthige Mann ruhig in dem Kreise der Seinen zu seinem bevorstehenden Tode bereiten, dessen Annäherung ihm keineswegs verborgen war. Wie glücklich, wäre er einige Tage nach der Julirevolution gestorben! Damals glaubte er am Ziele seiner innigsten, so lang gehegten Wünsche zu stehen; damals war er voll Fröhlichkeit und hatte sich so zu sagen wieder verjüngt. Er glaubte nun, seine Landsleute haben endlich errungen, wornach sie seit 1789 mit mehr oder minder Erfolg gestrebt, und die Epoche des goldenen Zeitalters sey nahe, und er freute sich höchlich, zu diesem Glücke beigetragen zu haben. Damals war er der gefeiertste Mann in Frankreich; sein Name war in dem Munde aller Bürger, in ihm personifizirte sich gleichsam die neue Revolution, nur er war der einzig populäre Mann im Staate, und einige Tage lang hing die neue Regierungsform fast nur von ihm ab. Er besaß aber nicht Kraft genug, um eine Revolution zu lenken; auch war er viel zu gutmüthig, als daß er Jemanden hätte seinen Willen aufdringen wollen. Seine an Leichtgläubigkeit grenzende vortheilhafte Meinung von den Menschen überhaupt überredete ihn, es werde von nun an Alles von selbst gehen, und der Wille Aller ziele nur auf Eines ab, auf das Wohl des Staates, auf die möglich freieste Verfassung. Alle, welche damals mit ihm frohlockten, hielt er für seine Freunde. Alle, welche ihn umringten, für seine Anhänger. Mancher bittern Täuschungen ungeachtet, welche er seit der ersten Revolution erlebt, hatte er doch nie den Glauben an die Redlichkeit der Menschen verloren, und nie denjenigen mißtraut, welche in seinem Sinne sprachen. Die lezte Täuschung war empfindlicher für ihn als die frühern, denn er konnte nun nicht mehr hoffen, sein schönes Traumgebilde verwirklicht zu sehen, und diejenigen, welche diesmal seinen Wahn zerstörten, waren gerade die Männer, welche mit ihm schon jahrelang zusammen gegangen waren und zusammen gestimmt hatten, oder junge Leute, in denen er Zöglinge und warme Anhänger vermuthet, und die nun mit Ungestüm schneller vorangeschritten, als er es wünschte, und auf seinen Zuruf nicht mehr hörten. Er wurde von eben denen hintangesezt, denen er zur Macht verholfen, die er der Nation empfohlen hatte; er wurde seines Einflusses, seiner Würden beraubt, weil man es für gefährlich hielt, den allzu zugänglichen Mann einen Theil der Staatskräfte lenken zu lassen. Er mußte mit Schmerzen sehen, daß die Revolution eine andere Richtung bekam, als er gehofft, und daß die Vortheile, welche er seinen Landsleuten hatte verschaffen wollen, verloren gingen, ja daß Mißbräuche, die er schon ausgerottet wähnte, frisch wieder emporschossen, als ob kein gewaltiger Sturm darüber hergegangen wäre. Er hatte geglaubt, sich mit seiner Nation in eine neue Sphäre versezt zu haben, und er war nicht vermögend, zu verhindern, daß sie nicht zum Theil in die alte zurücksank, aus welcher man sie mit so großer Mühe herausgerissen. Er empfand dies bitter, und hatte nur noch kummervolle Tage. Vor zwei Monaten bekam er einen auffallenden Beweis von dem gänzlichen Schwinden seines alten politischen Einflusses; damals nämlich, als die Deputirtenkammer den von der Regierung gemachten und von Lafayette so lebhaft unterstüzten Antrag verwarf, Nordamerika für seinen in der Schiffahrt erlittenen Verlust mit 25 Millionen Franken zu entschädigen. Nächst Frankreich lag Lafayette sein liebes Nordamerika vorzüglich am Herzen; fast möchte man glauben, es sey ihm eben so lieb gewesen, als sein Vaterland. Diesen seiner Meinung nach so billigen Vorschlag nicht einmal mit Hülfe der Regierung durchsetzen zu können, war ein empfindlicher Schlag für ihn. Nun fühlte er, daß er weder für Frankreich, noch für Amerika mehr etwas thun könne. Sein Ende nahte schnell heran; in seinen lezten Tagen soll er noch die Ueberzeugung geäußert haben, daß es nicht so bleiben werde, wie es jezt ist, und daß das Ziel, dem er vergebens nachgestrebt, von dem jezt aufstehenden Geschlechte zulezt doch werde erreicht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 148:

Schläge, Schläger, Dach, Dachs, Fluch, Flucht, Schuh, Schuhu, Va! Vav, Vro, Prow, Du, Dux (Schloß in Böhmen), Agle, Agley, Po, Pox.

Rumpf-Charade.

Zu Staub, Uhr, Garten, Reich und Zucht,
Zu Teppich, Blatt, Kohl, Zwiebeln sucht
Den einzig rechten Kopf mir aus.
Dran paßt ein Glas auch, doch kein Schmaus.
Vom Reiche wißt: die drinnen wohnen.
Die tragen sämmtlich ihre Kronen.
Ein König zwar ist nicht darin,
Doch eine schöne Königin;
Schön steht die Uhr in weitem Saal,
Ihr Schlüssel ist der Sonne Strahl,
Doch ist es keine Sonnenuhr,
Hat auch von Zeigern keine Spur;
Ihr Auf- und Zugehn zeigt die Stunden,
Im Winter ist sie ganz verschwunden.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Juni 1834.

— Magnae finis chartaeque viaeque.

Horat.

Reiseskizzen.

(Beschluß.)

Es war die höchste Zeit, wenn ich meinen Freund, den ersten Bassisten, noch auf dem Theater antreffen wollte. Ich suchte mich in den krummen Straßen von Grätz zurechtzufinden, und traf den Tempel Thaliens in einer Gegend, wo sich die planlosen Winkel und Ecken etwas lichteten und größern Gebäuden Raum gaben. Ich eilte auf das Scenar und stand zum ersten Male in meinem Leben hinter den Coulissen. Es gibt gewisse Oerter, welche ich niemals sehen mochte, selbst wenn mir die Gelegenheit dazu geboten wurde. Ich bin dem Ständehause eines Provinziallandtags, einem collegialischen Sitzungssaale, den Coulissen eines Theaters immer aus dem Wege gegangen. Es müssen durchaus einige Dinge übrig bleiben, welche man nicht sieht, um von ihnen eine bessere Meinung zu erhalten, und einige andere, um seiner Phantasie etwas Nahrung zu verschaffen. Der Begriff: hinter der Scene, war immer für mich etwas abentheuerlich. Ich malte mir hinter jeder Coulisse den Ehrgeiz, den Neid, die Leidenschaft mit den grellsten Farben, stellte mir die Schauspieler mit ihren schlechtgelernten Rollen herumwandelnd vor, und bildete mir ein, die Ankleidezimmer haben alle keine guten Schlösser. An alle diese Dinge war in Grätz nicht zu denken. Während man auf der Bühne die Schlußscene aus dem zweiten Akte des Johann von Paris spielte, drängten sich Kinder, alte Weiber und hundert Connexionen der Theaterdienerschaft in das Zimmer hinein, welches die Dekoration gerade vorstellte. Dabei sah ich den Unternehmer des Theaters mit einem großen Stock umhergehen, um die Neugier, ehe sie sichtbar wurde, zurückzuhalten, um den Statisten und Choristen, welche gerade die Zubereitungen zu einem großen Mahle treffen sollten, allerhand Warnungen zuzurufen, daß sie keine dummen Streiche trieben, lebhaft handthierten und richtig intonirten, ja selbst um der Primadonna, welche jetzt vortrat, um eine schmelzende Arie zu singen, mit seinem Stocke den Takt zu schlagen. Als der Vorhang fiel, lief das ganze geschminkte Choristenpersonal mit der Primadonna und Herrn Wild, dem berühmten Tenoristen, welcher gerade in Grätz gastirte, an mir vorüber. Mein Freund war nicht darunter.

Erst als ich am folgenden Morgen den festlichen Augenblick des Wiedersehens gefeiert hatte, dachte ich daran, mich um die Lage und Eigenthümlichkeit der Hauptstadt Steiermarks zu kümmern. Das Wetter war regnerisch und trüb, die Straßen blieben überall eng und finster, und so fand ich eben keine starke Aufforderung, meinen Erkundigungen mit Eifer nachzugehen. Obschon

es lächerlich ist, daß Gräz mit Wien wetteifern will, so läßt sich die Lebhaftigkeit und das muntere Treiben dieser Provinzialstadt doch nicht in Abrede stellen. Eine große Anzahl von Beamten, ein zwar nicht sehr reicher, aber doch stolzer Adel, die stark besuchte Universität tragen dazu bei, den Flor und den Glanz derselben zu erhöhen. Man sagte mir, die hiesigen Studenten geben in den Zirkeln und im Parterre den Ton an, und ich glaubte es, weil sie zum großen Theil aus den Söhnen der angesehensten Familien bestehen. Sonst existirt allerdings eine Aehnlichkeit mit Wien, aber es ist nur die, daß man die Händln vortrefflich backt, Straußische Walzer spielt, ihnen die von Lanner und Morelli vorzuziehen anfängt, und es liebt, in die nahen Gebirge Ausflüge zu machen.

Am nächsten Tage brach endlich die Sonne durch die tropfenden Wolken, mit welchen der Horizont so lange bedeckt war. Ich schickte mich am Nachmittage an, den Berg zu besteigen, an welchen sich Gräz von allen Seiten lehnt. Hier oben hat man die herrlichste Aussicht in die steierischen Gebirge, auf welchen noch die gestohenen Nebel lagerten, und auf dem Gipfel selbst vielfache Abwechslung. Auf diesem Berge stand vor noch nicht langer Zeit eine starke Festung, welche die Franzosen von Grund aus zerstört haben. Nur einige Wachtthürme sind noch geblieben oder neu angebaut, von welchen aus die Feuersgefahren der Stadt beobachtet und durch Kanonenschläge angezeigt werden. Gräz legt sich wie ein Gürtel rings um diesen Berg, und kann bei einer solchen Planlosigkeit allerdings nur krumme und unregelmäßige Straßen haben. Als wir hinabstiegen, begegneten uns zahlreiche Spaziergänger, welche die auf dem Berge angelegten Wirthshäuser besuchten. Weiter unten war mir ein verworrenes, unartikulirtes Geschrei vor einem Hause am Fuße sehr auffallend; ich fragte meinen Freund nach der Ursache dieser thierischen Laute, und er versicherte, sie kommen aus dem Irrenhause, welches unglücklicherweise, selbst weit von der Stadt gelegen, immer noch nahe genug ist, um den Vernünftigen lästig zu werden. Das Geschrei war so schauderhaft, daß ich seiner Erklärung noch immer nicht Glauben schenken möchte.

Adelaide war mit den philharmonischen Notabilitäten von Gräz inzwischen sehr vertraut geworden. Ein Graf von Sch. hatte sich, trotz seiner Vierzig, zu ihrem Chevalier aufgeworfen, das Engagement mit dem Theater war eingeleitet, und sie war gewiß, in den ersten Tagen mit Wild im Kostüme ein Duett zu singen. Signor Carlo mußte auch hier wieder die Hand im Spiele haben. Ich mußte angeben, wie viel es schicklich sey, an Dukaten von der Direktion zu fordern, ich mußte in ihrem Dienste als Schriftsteller auftreten, einen Artikel für die Grätzer Zeitung schreiben und ein Amt verrichten, das ich doch auf einige Monate verschweren hatte. Als ich Adelaiden am Abende aus Zampa, den Wild sang, und dessen mittelmäßige Musik ihr trefflich gefiel, in unser Hotel zurückgeleitete, schwatzten wir viel von unserem Wiedersehen in Berlin, und sie versicherte in später Nacht beim Abschied, daß Allessandro in der Mitte Oktobers in Berlin den ersten Gang machen würde, um meine Adresse aufzusuchen. Es ist Oktober, es ist November, Adelaide ist verschollen. Keine Zeitung hat von ihr gehört, keine Sängerin ist auf ihren Ruhm eifersüchtig. Selbst Bäuerles Theaterzeitung, welche doch so gewissenhaft ist in den Berichten über die unbedeutendsten Virtuosen- und Dilettantenkonzerte, selbst diese hat von Adelaiden nie etwas vernommen. Wo blieb sie? wo blieb der Sperling ihrer Mutter? Ich kann nur einer einzigen Vermuthung Raum geben, welche in dem gefühlvollen Herzen irgend eines österreichischen Großen und in Adelaidens schwärmerischem Auge ihre Veranlassung findet. In einigen Tagen trifft Wild in Berlin ein, und ich hoffe, bei ihm eine Aufklärung zu finden.

In der dreitägigen Reise von Gräz bis Wien herrschten zwei Perioden, die dunkle, regnerische steiermärkische, und die freundliche, sonnige österreichische. Welch überraschende Veränderung, wenn man von dem steilen Semmering, den steirischen Thermopylen, in das blaue, fruchtbare Oesterreich herabsteigt! Erst ein finsteres, unfruchtbares, kaltes Land, in welchem die Kirschen jezt reiften, Wege, wo die Wagen im Moraste stecken bleiben, Flüsse, deren Wirbel die Schiffer mit Gefahr passiren, Menschen, klein, unansehnlich, kropfig, kurz ein so trauriger Anblick, daß die Durchzüge aus Gallizien kommender Polen, welche in Triest nach Nordamerika eingeschifft werden sollten, recht zu ihm paßten; dann aber Oesterreich mit seiner regen Betriebsamkeit, weiten fruchtbaren Feldern, schönen Landstraßen und frohen Menschen. Als kurz hinter dem Semmering und den Eisenhämmern, welche von den herabgeleiteten Quellen bewässert werden, der Mond aufging, schien er mir so hell zu glänzen, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. So sehr gewöhnt sich das Auge an seine düstern Umgebungen, wenn sie nach vielen Tagen immer dieselben bleiben, um so auffallender mußte es seyn, die Gegend von Wienerisch-Neustadt bis Wien selbst so kahl und unfruchtbar anzutreffen. Hier liegt so viel Sand, von ärmlichem Haidekraut spärlich durchwirrt, daß sich die Fuhrleute ihre eigenen Wege machen, und lieber den Furchen vorangegangener Wagen nachfahren, als der Landstraße. Weiterhin tritt an die Stelle des Sandes ein staubiger Lehmboden, der sich bis gegen Wien selbst hinzieht. Man muß der Hauptstadt schon ziemlich nahe seyn, ehe man dem Rufe ihrer glücklichen Lage Glauben

ſchenkt. Die Sonne hatte ſich ſchon halb am Horizonte wieder gegen Weſten geſenkt, als ich bei der Spinnerin am Kreuz den erſten Blick auf das wirre Gewühl des unermeßlichen Wien warf. Der Stephansthurm ragte aus dieſer bunten, von der Sonne erleuchteten Häuſermaſſe mit feſter, ſorgloſer Sicherheit heraus.

Hier nehme ich vom Leſer Abſchied, und danke ihm für die Geduld, mit welcher er über zweihundert Meilen mit mir im Fluge machte. Alle meine Irrthümer wird mein Freund, der vielgenannte Autor, in einem großen, dicken Buche verſchtigen, welches ſchon ſeit acht Wochen unter ſeinen Händen wächst. Was ich aber ſelbſt noch in Wien, in den böhmiſchen Wäldern, welche alle abgehauen ſind, in Prag, wo der Kaiſer gerade Audienz gab und der junge Bordeaux beim Spielen das Fläſchchen zerbrach, in welchem das Jordanwaſſer des Herrn Chateaubriand, des Commis Voyageur ſeiner Mutter, vor ſeiner Taufe enthalten war, in Töplitz und in Dresden bis Berlin erlebte, das Alles ſind Gegenſtände, über welche ich arbeiten will, wenn mir einſt die Erfindungen und die Ideen ausgehen ſollten, oder es mißlich iſt, über andere Dinge zu ſchreiben.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Krüge.

Der Brunnen von Niederſelters lag vor mir, kaum eine Viertelmeile vom Dorf. Als ich durch das große Thor in der ſteinernen Mauer trat, welche etwa acht Morgen Landes einfriedigt, that ſich mir einemmal eine ſo ſeltſame Scene vor mir auf, daß mir Anfangs nicht anders war, als ich habe eine neue, von braunen ſteinernen Krügen bevölkerte Welt entdeckt; denn wo man hinblickte, ſah man dergleichen raſch von einem Winkel der Anſtalt zum andern wandern, ſah man ſie hier in ganzen Heeren auf dem Boden aufgeſtellt, dort in ungeheuern Lagern übereinander geſchichtet. Solche Menge, ſolch ein Wirrwarr von Krügen geht über alle menſchlichen Begriffe, und ehe ich mich ſo weit faſſen konnte, meine Aufmerkſamkeit Einzelnem zuzuwenden, blieb ich ein paar Sekunden mit aufgehobenen Armen im höchſten Erſtaunen ſtehen. Ich ging auf einen großen, runden, mit Schiefer gedeckten, auf Pfoſten geſtellten und von allen Seiten offenen Schuppen zu, und befand mich an der einzigen Quelle, aus welcher jenes hochberühmte Waſſer nach allen Gegenden der Welt, nach Oſtindien, Weſtindien, in die Länder des Mittelmeers, nach London, Paris, und in alle Städte Deutſchlands verführt wird... (Der Verfaſſer beſchreibt hier den Mechanismus des Füllens, Verkorkens, Verpichens der Krüge durch Weiber und Männer.)

Dieſe Reihe von Operationen erſcheint, wenn man eine nach der andern beſchreibt, allerdings ſehr einfach; man muß aber nicht vergeſſen, daß Alles zumal vor ſich geht; und wenn man bedenkt, daß ein dreiarmiger Krahn von drei Uhr Morgens bis ſieben Uhr Abends unaufhörlich, die Eßſtunden ausgenommen, ſiebzig Krüge auf einmal heraufzieht, ſo ſieht man leicht, daß, griffe nicht Alles ſo vortrefflich in einander, hie und da eine Abtheilung entweder mehr zu thun bekäme, als ſie von der Hand ſchaffen könnte, oder aber müßig daſtände; aber nein, nicht Eines braucht zu hudeln oder zu feiern, die Maſchinerie geht wie von ſelbſt, und der eigentliche Wahlſpruch für dieſen Platz iſt des alten Goethe's: ohne Raſt, ohne Raſt. *)

Es ſchlug ſieben Uhr, da ward eine Glocke angezogen, zum Zeichen, daß jezt Feierabend ſey, und plötzlich ſtockte der ganze Prozeß; ein paar Sekunden lang liefen die Arbeiter, wie ein verſtörter Ameiſenhaufen, nach allen Seiten wirr durcheinander, aber über ein Kleines war Alles auf und davon. Eine kleine Weile ließ ich einſam das Geſehene noch einmal an mir vorübergehen und machte mich dann auf, mich nach einem Unterkommen für die Nacht im Dorf, oder vielmehr in der Stadt Niederſelters umzuſehen; aber nicht ſobald hatte ich, wie ich mir fälſchlich einbildete, den Krügen Lebewohl geſagt, als, gleich Birnams Wald auf Dunſinan, Krüge in allen gedenkbaren Stellungen auf mich anrückten. Sämmtliche Einwohner von Niederſelters genießen, ſcheint es, zu Hauſe dieſes erfriſchende Waſſer; weil aber der Brunnen den ganzen Tag über vom Herzog in Beſchlag genommen iſt, können Privaten ſich nur vor oder nach dem Tagewerk verſorgen. Sobald daher die Abendglocke läutet, wird jedes Kind im Dorf mit leeren Krügen zum Brunnen geſchickt, und dieſe abentheuerliche Legion kam jezt auf mich los. Die Kinder ſahen wahrhaftig nicht anders aus, als wären ſie aus Krügen gemacht; einige trugen Pyramiden davon in Körben auf den Köpfen, andere hatten ſie vorne und hinten über den Schultern hängen, noch andere trugen ſie an Riemen um den Leib, die Hände voll hatten ohnehin alle, und kleine Buben, welche kaum gehen konnten, kamen einher mit einem einzigen Krug in den Armen. Ja, zu Niederſelters bedeutet ein Kind ſo viel, als ein Weſen, das durchaus unfähig iſt, einen Krug zu tragen; Reife und Mannhaftigkeit beweiſt man mit Krügen, ein ſtarker Mann rühmt ſich, daß er ſo und ſo viel tragen kann, und ein völlig abgelebtes Weſen iſt ſo viel als eines, das hienieden — keine Krüge mehr trägt.

*) Der Engländer will ſagen: ohne Raſt und Ruh.

№ 44.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 3. Juni 1834.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's.

(Fortsetzung.)

„Dann nach Julius' Tode wollte der Cardinal von Agens, *) an dem Grabmal solle ferner gearbeitet werden, aber in größerem Maßstabe; und ich ließ die Marmorblöcke nach dem Macello de' Corvi schaffen und jene Wand in S. Pietro in vincola arbeiten, und machte die Figuren, welche ich in meiner Wohnung habe. In jener Zeit stellte sich Pabst Leo, da er nicht wünschte daß ich das Grabmal vollenden sollte, als wolle er in Florenz die Façade von S. Lorenzo machen lassen, und frug deßhalb beim Cardinal von Agens an, so daß dieser gezwungen mir Erlaubniß gab, unter der Bedingung, in Florenz am genannten Grabmal Julius' zu arbeiten. Da ich nun wegen des Werkes jener Façade in Florenz mich befand und keinen Marmor für das Grabmal hatte, so begab ich mich wiederum nach Carrara, **) und blieb dort dreizehn Monate, brachte alle Steinblöcke für das Grabmal nach Florenz, ließ mir ein Zimmer einrichten, um daran zu arbeiten, und fing mit dem Werke an. Unterdessen sandte der Kardinal von Agens den M. Francesco Palavisini, welcher gegenwärtig Bischof von Aleria ist, mich anzutreiben; und er sah das Zimmer und alle die Steine und für das Grabmal begonnenen Figuren, welche jetzt noch dort sind. Da der Cardinal Medici, welcher in Florenz wohnte und später Clemens ward, sah, daß ich mit dem Grabmal beschäftigt war, ließ er mich nicht mit der Arbeit fortfahren, und so ward ich verhindert, so lange Medici Pabst war, so daß in seiner Gegenwart der letzte Contract für das Grabmal vor dem gegenwärtigen gemacht wurde, worin man hineinsetzte, daß ich die achttausend Dukaten erhalten, mit welchen ich Wucher getrieben haben soll. Und ich will Ew. Ehrwürden eine Sünde beichten: während meines Aufenthalts in Carrara, als mir das Geld ausgegangen war, gab ich für die Marmorblöcke zu jener Arbeit tausend Scudi aus, welche Pabst Leo mir für die Façade von S. Lorenzo, oder um mich beschäftigt zu halten, geschickt; ihn hielt ich mit Worten hin, und that das aus Liebe zu dem Werke, und nun werde ich dafür belohnt, indem Dummköpfe, wie die Erde deren nie getragen, mich Dieb und Wucherer schelten. Ich schreibe Ew. Ehrwürden diese Geschichte, weil mir daran liegt mich bei Euch zu rechtfertigen, wie beim Pabste, dem übel von mir geredet worden ist, gemäß dem, was mir M. Pier Giovanni *) schreibt, daß er mich hat vertheidigen müssen; und überdies wenn Ew. Ehrwürden zu meiner Rechtfertigung ein Wort sagen zu können glaubt, so thut es, weil ich Wahrheit schreibe vor den Menschen, ich sage nicht vor Gott; ich erachte mich einen Ehrenmann, denn ich betrog nie einen Menschen, und um sich gegen die Bösen zu vertheidigen, muß man, wie Ihr seht, bisweilen verrückt werden.

„Ich bitte Ew. Ehrwürden, wenn es die Zeit erlaubt, diese Geschichte zu lesen und sie mir zu gute zu halten; wisset ferner, für das Meiste des Geschriebenen habe ich noch Zeugen; und auch wenn der Pabst sie sähe, wär' es mir lieb; und wenn alle Welt sie sähe, denn ich schreibe

*) Im Original immer Aginensis genannt. Wenn hier steht, er habe in größerem Maßstabe an dem Grabmal arbeiten lassen wollen, so ist dies nicht in Bezug auf den ersten großen Entwurf, sondern auf den letzten kleinen gesagt, nach welchem das Denkmal ausgeführt worden ist.

**) Dies muß um das Jahr 1516 gewesen seyn.

*) Messer Pier Giovanni Aleotti, Hausaufseher bei Paul III, nachmals Bischof von Forli (S. Vasari im Leben Michel Ang.). Buonaroti nennt ihn in einem Briefe den Allerleimann (il Tante cose), weil er sich mit allem Möglichen befaßte.

die Wahrheit, und viel weniger noch als wirklich der Fall ist; und ich bin kein Dieb und Wucherer, sondern ein adliger florentiner Bürger und Sohn eines Ehrenmannes, und bin nicht aus Cagli. *)

„Nachdem ich geschrieben, ward mir eine Botschaft von Seiten des Gesandten von Urbino ausgerichtet, des Inhalts: ich möge mich mit meinem Gewissen zurecht finden, wenn ich wolle, daß die Bestätigung komme; ich sage, so was geschieht mir, weil ich ein Michelagnolo bin, mit einem Herzen das aus einem solchen Teige gemacht ist.

„Noch ferner sage ich hinsichtlich des Grabmals des Pabstes Julius: da er seinen Sinn geändert, dasselbe bei seinen Lebzeiten machen zu lassen, und unterdessen die lange vorher von mir zu Carrara bestellten Marmorstücke auf Barken anlangten, und ich vom Pabste kein Geld erhalten konnte, weil es ihn nun reute: so mußte ich die Fracht bezahlen mit hundertfünfzig oder aber zweihundert Dukaten, welche mir Baldassare Balducci, nämlich die Bank Messer Jacopo Gallo's, vorschoß, um die Fracht für die genannten Marmorblöcke zu berichtigen. Da nun zugleich Steinmetzen von Florenz kamen, welche ich für das genannte Grabmal beordert hatte und von denen noch einer und der andere lebt, und ich das Haus, welches der Pabst mir hinter S. Caterina gegeben, mit Betten und anderm Geräth für die Arbeiter versehen: so schien mir daß ich, ohne bezahlt zu werden, mich allzuviel bekümmert und eingelassen. Und da ich in den Pabst drang, die Arbeit fortsetzen zu lassen, so ließ er mich eines Tages, da ich in der Absicht, mit ihm darüber zu reden, hingegangen war, durch einen Stallknecht hinausweisen; und da ein Lucca'scher Bischof, der dies sah, den Stallknecht frug: Ihr kennt den Mann wohl nicht? so sagte mir dieser: Verzeiht, edler Herr, aber es ist mir so aufgetragen worden.

„Ich ging nach Hause und schrieb dem Pabst Folgendes: „Heiligster Vater, diesen Morgen bin ich auf Befehl Ew. Heiligkeit aus dem Palast fortgejagt worden: weßhalb ich Euch zu verstehen gebe, daß, wenn Ihr in Zukunft mein bedürfet, Ihr mich anderswo als in Rom suchen möget." Diesen Brief schickte ich dem Truchseß Messer Agostino, ihn dem Pabste zu übergeben; zu mir rief ich einen Tischler Namens Cosimo, welcher bei mir im Hause war und mir Geräth machte, und einen Steinmetzen, der auch mit mir noch zusammenwohnte und noch lebt, und sagte ihnen: Kaufet einen Juden, verkauft ihm, was sich im Hause findet, und kommt nach Florenz. Und ich ging weg, nahm Post und reiste nach Florenz. Nachdem der Pabst meinen Brief erhalten, schickte er mir fünf Reiter nach, die mich zu Poggibonsi gegen drei Uhr Nachts einholten und mir ein Schreiben des Pabstes überbrachten, worin zu lesen stand: „So wie du Gegenwärtiges gesehen, kehre nach Rom zurück, wenn unsere Ungnade dich nicht treffen soll." Die Reiter verlangten, ich solle dem Papste erwidern, zum Zeichen, daß sie mich gefunden; ich antwortete dem Pabste: „Wenn er halte, wozu er sich verpflichtet, so werde ich zurückkehren; sonst möge er sich keine Hoffnung machen, mich je wieder zu bekommen."

„Und da ich nun hierauf in Florenz verweilte, sandte der Pabst der Signorie drei Breven. Beim letzten ließ die Signorie mich rufen und sagte mir: Wir wollen deinetwegen mit Pabst Julius keinen Streit beginnen: du mußt gehen und wenn du zu ihm zurückkehren willst, so werden wir dir Briefe mitgeben, die in einem solchen Ton abgefaßt sind, daß, wenn er dir Schmach anthäte, er sie der Signorie selbst zufügen würde. *) — Und so that man mir und ich kehrte zum Pabst zurück, und was weiter erfolgte, wäre lang zu berichten. Genug, diese Sache verursachte mir einen Schaden von mehr denn tausend Dukaten; denn nachdem ich Rom verlassen, entstand gewaltiger Lärm zum Schimpf des Pabstes, und beinahe alle Marmorblöcke, die ich auf dem Petersplatz hatte, wurden mir geraubt, namentlich die kleinen: so daß ich noch einmal zu beginnen hatte. Daher sage und bekräftige ich, daß mir von Pabst Julius' Erben als Schadenersatz fünftausend Dukaten zukamen — und wer mir meine ganze Jugend, und Ehr' und Gut geraubt, nennt mich einen Dieb; und, wie ich oben geschrieben, läßt mir der Gesandte von Urbino von Neuem sagen, ich möge mich mit meinem Gewissen zurechtfinden, und dann werde die Bestätigung von Seiten des Herzogs erfolgen. Ehe er mich 1400 Dukaten niederlegen ließ, redete er so nicht. In dem, was ich schreibe, kann ich mich bloß hinsichtlich der Zeitrechnung des Frühern und Spätern irren: alles Uebrige ist wahr, mehr denn was ich schreibe.

„Ich bitte Ew. Ehrwürden um Gottes und der Wahrheit willen, diese Dinge zu lesen, wenn Zeit dazu vorhanden, auf daß, vorkommenden Falles, Ihr mich beim Pabste gegen solche vertheidigen könnet, die mir Uebles nachreden, ohne das Mindeste von der Sache zu wissen, und die dem Herzoge durch falsche Berichte in's Hirn gesetzt haben, ich sey ein großer Schurke. An allen Mißhelligkeiten zwischen Pabst Julius und mir war Schuld der Neid Bramante's und Raffaels von Urbino; und dies war der Grund, weßhalb er zu meinem Schaden

*) Cagli ist ein Städtchen an der aus der Romagna durch den Furlopaß nach Umbrien führenden Straße. Es scheint meist von gemeinen Leuten bewohnt gewesen zu seyn, da obiger Ausdruck sprüchwörtlich werden konnte.

*) Buonaroti wurde mit dem Character eines Gesandten nach Rom geschickt.

mit der Arbeit an dem Grabmale bei seinen Lebzeiten nicht fortfahren ließ. Daran that Raffael wohl: denn was der von der Kunst wußte, wußte er durch mich."

(Der Beſchluß folgt.)

Ausſtellung des Vereins der Kunſtfreunde in Berlin.

Den 20. März 1834.

(Fortſetzung.)

Hildebrand, der Düſſeldorfer, hat ein eigenthümliches, ich möchte wohl ſagen ſeltſames Bild gemalt. Ein kranker Rathsherr, neben einem Tiſch mit Amtspapieren und einer großen Medizinflaſche, betrachtet wehmüthig die kleine Tochter, auf deren Haupt er ſeine Hand gelegt hat. An der Wand hinter ihnen hängt das Konterfei einer jungen Frau in ganzer Größe; wohl die zu früh geſtorbene Mutter. Bücher, Möbel, hinter gründamaſtnem Vorhang das Bette, ſtaffiren das Gemach des reichen Patriziers. Er ſelbſt zeigt ſich im ſammtenen Leibrock (der dem kranken Mann zu weit geworden) und im pelzverbrämten Mantel; das Mägdlein hat eine ſchmucke Taſche anhängen. Nicht nur Stoffe und Beiwerk ſind bis in's Einzelnſte mit größter Wahrheit ausgeführt: eben ſo lebenswahr iſt der frühwelke Mann, ſein feines, aber vom Gram vertieftes und verdunkeltes Antlitz, das mattklagende Auge, der Mund von bitterm Schmerz umzogen, die abgemagerte bleiche Hand, die er auf die Scheitel und das glänzende, in Dichtigkeit und Friſche leichtſchwellende Haar des Kindes gelegt hat. Und wie geſund, wie kernhaft kindlich iſt das Mädchen, ſchon feſt von Haltung, verſtändig von Geſicht; wie blickt ſie treuherzig und achtſam, wenn auch noch ahnungslos, aus ihren großen Augen den leidenden Vater an! Sie verräth ſchon Charakter; man darf hoffen, auch nach dem Verluſte des Vaters, der unvermeidlich und nahe ſcheint, wird ſich die junge Waiſe durch innere Geſundheit in der Welt behaupten. Zu ähnlichen Betrachtungen muß bei ſeinem vollendeten Ausdrucke das Bild jeden Beſchauer zwingen; aber das wird nicht jeder glauben, daß es freie Erfindung ſey, nur aus poetiſcher Neigung ausgeführt. Die ſtarke Individualität dieſer einfachen Familiengruppe, die Größe des Bildes (es iſt lebensgroßes Kniestück), der bloß traurige Moment, der nicht poetiſch, ſondern durch des Malers Poeſie vielmehr zum vollendeten Schein baarer Wirklichkeit geworden iſt — alles dies macht nothwendig glauben, man habe ein Porträt vor ſich. Wahrſcheinlich hat der arme, abſterbende Rathsherr, im Vorgefühl des Todes, gewünſcht, das Abbild ſeiner Trauer und des väterlichen Segens, mit dem er von ſeinem Kinde ſcheidet, dieſem und der Welt zu hinterlaſſen. Auch die ſelige Gattin ſollte, wenigſtens im Bildniß, mit abgemalt werden, damit die frühzeitig aufgelöste Familie auf die letzte mögliche Weiſe noch einmal im Bilde vereinigt ſey. Ja wahrhaftig, und das hat der redliche Meiſter auf's allergetreuſte ausgeführt! Den ganzen Rathsherrn, wie er lebte oder vielmehr wie er ſchon anfing zu ſterben! Und das Kind, das wundervoll getroffen ſeyn muß, ſo lebensähnlich ſind ſeine Züge! Und das alte Porträt, und das ganze Zimmer, und Alles muß ſo und nicht anders ausgeſehen haben! „Sie irren, mein Herr; es iſt kein Porträt; es iſt ein Genre." — Genre, ich bitte, das heißt ja doch, ſo viel ich weiß, Gattung, etwas in's Allgemeine Charakteriſtiſches; aber hier iſt ja ein ganz ſpezieller Fall, eine ganz beſtimmte, kranke Perſönlichkeit, und die ganze Staffirung, wie man ſie Bildniſſen zu geben pflegt! — „Aber der Fall iſt bloß ideal, der Mann, ſeine Krankheit und ſein Töchterchen bloß erfunden." Unmöglich! Wer wird einen ſo ſimpeln Fall, der leider nur zu oft in der Wirklichkeit vorkommt, die darum leider nur alltäglich rührend iſt, zu ſeiner und Anderer Erbauung erfinden? Wer wird ſolche Kunſt zu ſolcher Ausführung in großem Maßſtab aufwenden, nur um eine ſchlechthinbetrübende Darſtellung hausbürgerlichen Unglücks zu geben? „Wer? Der talentvolle Hildebrand, wie Sie ſehen." Aber woher wiſſen Sie, daß es kein Portrait iſt? „Kleinigkeit! Ich weiß, daß das Bild ganz neu iſt und daß es heutzutage kein ſolches Rathsherrn-Koſtüm, keine ſolchen Möbel und keine ſo großen Medizinflaſchen mehr gibt." Verzeihen Sie, man läßt ſich doch noch häufig in älterem Koſtüm konterfeien, weil unſere Moden ſo abſcheulich unmaleriſch ſind. „Nun ich weiß auch, daß der Mann, der einige Züge zum Rathsherrn hergeliehen hat, gottlob noch lebt und bei viel glücklicherem Befinden iſt." Mein Herr, wenn Sie ſo bekannt ſind, ſchreiben Sie doch Herrn Hildebrand, wir hätten derlei Betrübniß ungemalt eben ſo natürlich und nur zu viel; er ſoll uns doch lieber etwas Erheiterndes oder Erhebendes malen. „Ich werde Ihre Bemerkung drucken laſſen."

Hiſtorienbilder. Von Bouterweks großem Bilde, Oreſt unter den Erinnyen, könnte ich ſchweigen, weil ich es ſchon früher erwähnt habe. Der vielfach hier in Berlin ausgeſprochene und auch gedruckte Tadel veranlaßt mich jedoch zu der Bemerkung, daß den meiſten Tadlern Unbefangenheit, vielen auch die Einſicht abgeht, was hier zu leiſten möglich war und wie das wirklich Geleiſtete zu tariren ſey. Die Wahl des Gegenſtandes zu einem Kabinetſtück iſt ungünſtig. Nicht nur — wie Jedermann weiß — glaubt unſere Phantaſie ſolche Dinge nicht mehr, ſondern es iſt auch ſehr ſchwer, ihr dieſelben wenigſtens momentan intereſſant zu machen. Daß das

Bild aber ein bloßer Akt ſey, iſt eine ungeſchickte Behauptung. Dieſe gedachten, in Köpfen, Haltung, Bewegung vortrefflich ausgeführten Furien ſind weder hier, noch in Paris als Modelle zu finden; dieſes Gleichgewicht im Schweben, das wohlgetroffene Maaß der Leichtigkeit und Schwere, der Zögerung und des Fluges machen einem keine Modelle vor. Den Fleiſchton der Klytemneſtra kann man tadeln, ich tadle dieſe Figur überhaupt; aber daß das Ganze mit gebildetem Sinn componirt, in der Farbe ſehr harmoniſch ausgeführt iſt, darf nicht geleugnet und ſollte nicht verſchwiegen werden, bei der Schwierigkeit der Aufgabe, der Größe des Bildes und der Jugend des Künſtlers. Hätte dieſes Werk nicht ſo iſolirt neben kleineren anſprechenden Bildern geſtanden, ſähe man daſſelbe in einem günſtigen Lokal erhöht, etwa als Glied eines Cyklus, wie die mythologiſchen Fresken der Glyptothek, ſo wäre es ſicher, ſeine Bewunderer zu finden. — Man hat der Verwaltung des Kunſtvereins wegen Ankaufs des Bouterwek'ſchen Bildes Mangel an Rückſicht auf die einzelnen Mitglieder vorgeworfen, weil der Gewinnende ein ſo großes Stück und ſolchen Gegenſtand nicht wohl über den Kaffeetiſch wird aufhängen können. Ich denke, man iſt Mitglied des Kunſtvereins nicht bloß um für ein mäßiges Geld möglicherweiſe ein ſchönes Bild in's Haus zu gewinnen, ſondern auch um die Kunſt zu fördern, junge Künſtler zu ermuntern, die es verdienen. Daß dies im vorliegenden Fall ſeine Anwendung findet, daß Verdienſt da iſt, iſt keine Frage. Bouterwek muß freilich, wenn er einnehmen und befriedigen will, noch lernen, ſeinen Darſtellungen mehr Wärme und Individualität zu geben; an ſich iſt aber ſeine Richtung auf Schönheit der Kompoſition, auf Styl, wie man es früherhin auszeichnend nannte, löblich und ſeinem Talent entſprechend. Wenn es nun auch heutzutage und gerade weil es heutzutage immer mehr Geſchmack wird, in die Hiſtorie das Genre aufzunehmen und ſie wohl auch zu vermiſchen, ſo iſt es des Kunſtvereins würdig, auch die andere Richtung, welche zunächſt auf ideale Haltung ausgeht, zu unterſtützen. Für ſich iſt Charakteriſtik oder Naturwahrheit noch eben ſo ungenügend, als das Styliſirte; in der Durchbildung durchdringen ſich beide. —

(Der Beſchluß folgt.)

Akademien und Vereine.

Im wiſſenſchaftlichen Kunſtverein zu Berlin hielt am 14. April Hr. Dr. Ambroſch einen intereſſanten Vortrag über die Gräber der Städte Tarquinium und Volſci, welche er ſelbſt an Ort und Stelle unterſucht hatte; zur Erklärung legte er eine Landcharte jener Gegenden, Grundriſſe der Gräber und Zeichnungen der darin gefundenen Gegenſtände vor. Hr. Ahlborn zeigte von Hrn. Rambouſe gefertigte Durchzeichnungen einzelner Köpfe alter Malereien zu Ravenna, Urbino und a. O. Beſondere Aufmerkſamkeit erregte ein Familienbild von Giovanni Sanzio, Raffaels Vater, auf welchem man den Sohn als Kind, im Profil gezeichnet, erblickt. Auf einem zweiten Gemälde befindet ſich Raſael, das Kind, als Engel dargeſtellt. Auffallend war die Aehnlichkeit der Züge der Mutter mit denen des Sohnes in ſpäterer Zeit.

Perſönliches.

Aus Veranlaſſung der Pariſer Ausſtellung vom vorigen März ſind ernannt worden: zu Offizieren der Ehrenlegion: der Maler De la Roche und der Bildhauer Pradier; zu Rittern: die Maler Bellangé, Rémond, Tauneur; der Bildhauer Foyatier, der Architekt Chenavard, der Graveur Leisnier.

Berichtigung.

In Nro. 19. d. Kunſtbl. S. 75. 1ſte Spalte, iſt der Preis der Lithographie: „Wirthshaus an der preuß. Grenze zur Zeit der Cholera“ ſtatt: 5 fl., auf chineſ. Pap. 4 fl. — 5 Thlr., auf chineſ. Pap. 4 Thlr. zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn

Bei F. G. Levrault (Straßburg und Paris) und Engelmann u. Comp. (Paris und Mühlhauſen) iſt erſchienen:

Die letzte Lieferung des ſchon früher angekündigten Werkes des H. M. von Ring über

Die Ritterburgen des Großherzogthums Baden.

1 Band Folio Royal, mit 60 Lithographien von den geſchätzteſten Künſtlern in Paris gezeichnet.

Text franzöſiſch oder deutſch.

Preis 130 Franken.

Wir machen uns ein Vergnügen, jedem Freund der Kunſt und vaterländiſchen Geſchichte das Ende dieſes Werkes anzukündigen, welches ſowohl in typographiſcher als techniſcher Hinſicht nichts zu wünſchen übrig läßt. Wer je das ſchöne Land der Badener betreten, die Burgen mit ihren reizenden Umgebungen bewundert hat, wird gewiß nie dieſe Blätter ohne mannichfaches Vergnügen betrachten und die lieblichen Beſchreibungen davon ohne Intereſſe leſen.

№ 45.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. Juni 1834.

Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde in Berlin.

Den 20. März 1834.

(Beschluß.)

Von Professor Hensel Mädchen am Brunnen. Eigentlich zeigt das nicht große Bild die berühmte Schönheit Victoria, wie sie ihren Freundinnen den Entschluß mittheilt, in's Kloster zu gehen. Sie blickt ernst und hat den Arm wie zum Gelübde erhoben; zwei ihrer Gespielinnen drücken ihre Verwunderung aus und scheinen, lebhaft vorgeneigt, ihr abrathen zu wollen. Auf der andern Seite, minder nah, im Rücken Viktoriens, hat eine dritte, ein schöner ausdrucksvoller Kopf, ihren Krug auf den Brunnenrand gestellt und sieht mit ernstem Sinnen, das Kinn auf die Hand gestützt, der Scene zu. Mehr vorn ruht eine Andere, mit dem Arm über dem liegenden Kruge, am Boden. Seitwärts hinter der Hauptgruppe im Gebüsch lauscht ein junger Mann. In der Tiefe sieht man hinter Bäumen ein Mädchen mit dem Krug auf dem Kopf abgehen. Das Bild ist gefällig komponirt, harmonisch im Colorit, Fleischtöne, Luft und Landschaft südlich warm und zart. Vielleicht würde es von seiner Leichtigkeit verloren haben, wenn es mehr auf den Ausdruck der Handlung angelegt wäre. Aber bloß Mädchen am Brunnen sind es doch nicht mehr, nachdem Viktoria die Stellung und Haltung einer Schwörenden, das Mädchenpaar vor ihr den Ausdruck lebhaften Affektes hat. Nun kann man aber hier unmöglich sehen, welcher Art das Gelübde des Mädchens ist, und es sind auf dem kleinen Bilde mehr Figuren, die gleichgültig sind oder scheinen können, als die an der Handlung Theil nehmen. Dem lauschenden Jüngling ist nichts anzusehen; das am Boden liegende Mädchen möchte immerhin im Gegensatz mit den andern die Gleichgültige vorstellen, wenn sie nur nicht ganz die bekannte Lage einer antiken Flußnymphe hätte; und so wenig die abgehende Hydrophore, die jedoch im Hintergrund einer Brunnenscene ganz wohl angebracht ist, etwas zur Handlung beiträgt, so rein müßig ist ein schlanker nackter Knabe, der ganz vorn in der Nähe der Hauptfiguren in malerischer Wendung sitzt und doch verhältnißmäßig einen bedeutenden Theil des Bildes ausmacht. Man kann diesen Knaben in die Ecke jedes Bildes, welches eine indifferente Raumausfüllung fordert oder verträgt, hineinplaciren. Solche bloß dekorativen Theile dürfen doch wohl in einem historischen Bilde kaum, wenigstens nur in völliger Unterordnung vorkommen.

Ein kleines Bild von Schorn: Madonna, sitzend, das Kind im Arme, in freier Landschaft. Das Kind schien mir verzeichnet; die Mutter ist zart, der Ton ist harmonisch; ein feines liebliches Bildchen, mir etwas zu süß.

Von Blanc: Abraham weist Hagar und Ismael aus dem Hause. Für einen ersten Versuch ist das kleine Bild wacker, obgleich es noch keine Selbstständigkeit der Produktion bekunden kann, auch im Tone etwas schwer ausgefallen ist. Aber Zeichnung und Haltung zeigt ein solides Bestreben.

Zum Schluß komme ich auf das größte Bild der Ausstellung, welches auch wohl die meiste Aufmerksamkeit erregt hat. Es ist die seit geraumer Zeit begierig erwartete Diana von Sohn, dem Düsseldorfer. Die Göttin steht am Uferrande einer Badestelle; zwischen Wald und Fels sieht man das tiefe, ruhige Wasser, das zur Seite in eine niedere Felsgrotte sich verliert. Eine Nymphe steht schon mit den Füßen im Wasser: zwei andere zur Rechten der Göttin sind durch Aktäon erschreckt worden, die eine, blond und weich, ist in's Knie gesunken und schmiegt ihren entblößten Leib mit ängstlich flehender Miene an die Göttin, die andere, brünett, hat in der Eile ein rothes Gewand umgeschlagen, sich aber doch auf den Füßen gehalten, bückt sich nur etwas vor,

weil der Feind im Rücken iſt, und lauſcht ſchüchtern mit ihren großen ſchwarzen Augen. Diana ſteht vor dem Beſchauer hoch aufgerichtet, mit der Linken hält ſie den herabgelaſſenen blauen, unten mit ſilbernen Sternen gezierten Mantel, der ſie nur noch von den Hüften hinab bis auf die Füße bedeckt; ſonſt ganz entkleidet, hat ſie die Rechte gebieteriſch ausgeſtreckt, das Haupt mit hohem leidenſchaftsloſem Zorn gewendet und weiſt mit ſicherem Adel den (für uns unſichtbaren, aber unzweifelhaften) vorwitzigen Sterblichen hinweg in ſein Verderben. Den Aktäon brauchen wir allerdings nicht; der Moment iſt deutlich, die Göttin bezeichnet durch den kleinen Silbermond, der über ihrem blonden Haare ſchwebt, die Fabel bekannt. Der Kopf Dianens iſt ſehr edel, ſcharf und ſchön modellirt, der keuſche, ſchlanke und klare Leib, die jungfräuliche Bruſt in Form und Ton ſo kräftig als mild und rein, Arm und Schulter ſind immer noch ſchön, wenn auch minder günſtige Urtheile, die ich hierüber hörte, gegründet ſeyn ſollten. Die Füße endlich, um an dieſer hohen, lebensgroßen Geſtalt nichts zu vergeſſen, ſind nach antikem Vorbilde ſorgſam modellirt. Mit den Nymphen aber bin ich, und nicht ich allein, unzufrieden. Wald- oder Jagdnymphen, von einer irgend in dieſer Art charakteriſirten Schönheit ſind ſie auf keinen Fall. Wenn ich dies aber nicht einmal fordere, ſondern nur Geſtalten und Köpfe, deren Poeſie mit dem Anblick und Ausdrucke ihrer Herrin zuſammenſtimme, ſo muß ich gänzlich verneinen, daß dieſe allgemeinſte Forderung befriedigt ſey. Die im Waſſer ſtehende iſt, obgleich von wenig ſagenden Zügen und unbedeutenden Formen, doch noch die kräftigſte; ſie blickt ſehr gleichmüthig zurück und ſcheint ſich heimlich ob dem übertriebenen embarras zu wundern. Die, welche das Gewand über die Schultern gezogen hat und ſchüchternlauſchend zuſammenhält, iſt zwar ein gebildeter Kopf von maleriſcher Schönheit, deſſen Ausdruck aber in ſeiner feinen Miſchung von Zartheit und Ernſt ein Weſen aus einer ganz andern Welt, für bibliſche, chriſtliche Bilder, für ſittliche Beziehungen geeignet, nur keine Dienerin oder Gefährtin dieſer Göttin verräth. Die ſüßblauäugige, nervenzarte Blondine endlich iſt ſinnlich reizend, aber ein ſo weichliches, modernes Ideal, daß der Blick, welcher von dem herrſchenden, edelſtolzen Angeſicht Dianens auf dieſe ſtubenluſtige Zofen-Blüthe herabgleitet, geradezu beleidigt wird. — Bei einer Aufgabe, wie die vorſtehende, zumal bei ſolcher Größe der Figuren kann immer die Fabel bloß Mittel, Anlaß, verſchwindendes Motiv ſeyn für den Zweck, uns vollendete Geſtalten, Schönheit menſchlicher Leiber, Harmonie körperlicher Gruppen zu zeigen. Die Aktäonsfabel als ſolche bedeutet uns nichts; Diana als ſolche exiſtirt für uns nicht; daß ein Mann badende Weiber erſchreckt, hat für uns kein ſolches Intereſſe, welches zum Mittelpunkt einer ſchönen Handlung und Darſtellung werden könnte; wie geſagt, es bleibt nur die Vollkommenheit körperlicher Bildung und die Anmuth zuſammenſtimmender Geſtalten übrig; ſie ſind es, worin allein in ſolchem Falle die Kunſt ſich erſchöpfen kann. Sie kann es allerdings, denn der menſchliche Leib iſt ein Organiſches, ein Vollkommenes, ein Bedeutendes in ſich, ein unendlicher Vorwurf der Kunſt; ſie kann es nur, kann nichts weiter wollen, ſobald die Fabel keine ſolche ſittliche Tiefe hat, die ſich unmittelbar in der ſchönen Erſcheinung ſelbſt ausſpräche; und ſie muß es, wenn ſie enthüllte Geſtalten uns in ſolcher Größe und Ausführung vor Augen ſtellt; denn ſelbſt wenn ein ſittliches Intereſſe mit ausgedrückt wäre, kann dies doch ſeine beſtimmte, eigentlichſte Natur bloß in den Köpfen und Mienen offenbaren, die Leiber dagegen, in ſolchem Fall die größere Maſſe deſſen, was vorgeſtellt wird, [illegible] weſentlich Ausdruck bildender Natur, können Gedankenbezüge nur auf ſehr allgemeine, ihre natürliche Beſtimmung nur oberflächlich modificirende Weiſe ausdrücken; immer alſo wird der größere Theil des Gemalten und der größere Theil unſerer Aufmerkſamkeit in das Gebiet der reinen Geſtalt, der leiblichen Bildung und Erſcheinung als ſolcher fallen. Ein Künſtler daher, der ſolche Darſtellungen unternimmt, hat ſich ſelbſt einer weit ſtrengeren Forderung ſinnlicher Schönheit und Vollkommenheit unterzogen, als irgend ein anderer Hiſtorienmaler. Dieſer Forderung angemeſſen hat Sohn die Geſtalt der Diana behandelt, und wie man auch bei dieſer Geſtalt über die Durchführung in's Einzelne urtheilen mag, ſo, glaube ich, bleibt hier in jedem Fall das Erreichte bewunderungswürdig. Mit der Gruppe im Ganzen, mit den Nymphen im Einzelnen iſt es anders. An ſich iſt die Gruppe nicht unharmoniſch; aber bei einer ſolchen Darſtellung müßte ſie darauf angelegt ſeyn, eigenthümliche Schönheiten der Körper in ihrer Bewegung zu entwickeln, in ihrer Verbindung zu ſteigern. Dies iſt hier nicht der Fall. Die Geſtalten der Nymphen ferner ſind weder darauf angelegt, ſchöne Formen in Wirkung zu bringen, noch befriedigend ausgeführt, die Extremitäten nachläſſig behandelt, die Gewandung wenig gewählt und oberflächlich motivirt. Dem großen Talente Hrn. Sohns, vor dem ich allen Reſpekt habe, glaubte ich die Hervorhebung dieſer Mängel ſchuldig zu ſeyn, die ſich der unbefangenen Betrachtung und Erwägung eben ſo deutlich herausſtellen, als die Schönheiten, welche uns ſagen, daß jene Fehler nicht von Mangel an Beruf herrühren, ſondern nur Unterlaſſungsſünden ſind.

Dr. A. S.

Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonaroti's.

(Beſchluß.)

So weit dieſer Brief, welcher mehr beiträgt, den Mann zu ſchildern wie er leibt und lebt, als eine bogenlange Charakteriſtik. Mit einer ſolchen Feuerſeele, mit ſolch edlem Stolze begabt, denken wir uns denjenigen, welcher das jüngſte Gericht, die mediziſchen Grabmäler und die Peterskuppel ſchuf; welcher zweien Päbſten Trotz bot, wenn er Recht zu haben glaubte; welcher ſich unter großen Gefahren dem Dienſte ſeines bedrängten Vaterlandes widmete und vom Berge ſan Miniato aus die Vertheidigung von Florenz leitete. — Die Bemerkung hinſichtlich Raffaels, womit der Brief ſchließt, kann nicht umhin, unſere Aufmerkſamkeit zu erregen. Vaſari, der ſtets bereite Schilderheber für Michel Angelo's Intereſſe, hat durch ſeine Bemerkungen über das, was gemäß ihm Raffael dem Buonaroti verdankt, mannichfachen und heftigen Widerſpruch erregt, und es bleibt immer mit jenem ingrandire della maniera, welches Vaſari ſo gerne im Munde führt, wo von Buonaroti's Einfluß auf gleichzeitige Künſtler die Rede iſt, eine mißliche Sache, die allzuſehr nach der Schule ſchmeckt. Immer muß es jedoch auffallend bleiben, daß Michel Angelo ſelbſt in Rom, ſeinem eigenen Geſtändniſſe gemäß für die Oeffentlichkeit ſchreibend, eine ſolche Behauptung ſo keck und trotzig hinſtellen konnte, ohne von den zahlreichen Verehrern und Zöglingen des Urbinaten Gegenrede und Angriff zu befürchten.

Was haben nicht Haß und Mißgunſt, Zufall und Unverſtand gethan, Michel Angelo's Leben zu verbittern! Correggiano verunſtaltete dem Jüngling das Geſicht; ſein David mußte durch Wachen beſchützt werden, um ihn vor den Steinwürfen des Pöbels zu ſichern; *) ſeine Bildſäule Julius' II. wurde vom Bologneſer Volke in Stücke geſchlagen; **) Bandinell, weder gewitzigt durch Tizians Laocoons-Affen, noch geſchreckt durch Cellini's Ernſt, zerriß den Karton des Piſanerkriegs; ***) die Geſchichte des Grabmals Julius' II. ward für ihn zu einer Tragödie, welche den beſten Theil ſeines Lebens vergiftete; nach dem Falle ſeiner Vaterſtadt mußte er ſich verborgen halten, da es den Palleſken wenigſtens nicht an guten Willen fehlte, es mit ihm zu machen wie mit Franceſco Carducci, hätte es in ihrer Macht geſtanden; unter der Regierung des Herzogs Alexander ſtand er auf der Proſcriptionsliſte und wurde nur durch die Päbſte gehalten, die ſeiner bedurften; mehrere ſeiner ſchönſten Arbeiten blieben ohne ſeine Schuld unvollendet — ſelbſt nach ſeinem Tode verſchlang das Meer den unerſetzlichen Schatz, die Zeichnungen zur göttlichen Komödie, und der Zufall zerſtreute durch Italien und Frankreich, was vereint ein großes Ganze bilden ſollte. Bei ſolchen und andern Unbilden während eines langen, der Kunſt und allem Schönen und Edeln geweihten Lebens, iſt es tröſtlich zu ſehn, daß ihm dafür mit der Liebe und Verehrung, ja Anbetung ſo Mancher vergolten wurde, die ihn näher kannten und zu würdigen wußten, und daß die Nachwelt ſtaunend zu ſeiner Rieſengröße hinaufblickt.

Es iſt bekannt, welchen Schutz, inmitten eines ſtürmiſchen Lebens und einer nicht ſelten von Mißgeſchick bedrängten Regierung, König Franz I. von Frankreich den Künſten angedeihen ließ, und was er für da Vinci, del Sarto, Cellini, Primaticcio, Roſſo u. A. gethan. Vor Kurzem wurde in Paris ein Brief aufgefunden, welchen dieſer Monarch Buonaroti'n ſchrieb und durch einen ſeiner Kunſtverwandten zukommen ließ, und der in ſeiner Einfachheit für den König und den Künſtler zugleich das ſchönſte Lob iſt. Er folgt hier im Original und mit ſeiner veralteten Rechtſchreibung. *)

Sr. Michelangelo, pour ce que j'ay grant désir d'auoir quelques besongnes de vostre ouuraige, j'ay donné charge à l'Abbé de Saint-Martin de Troyes, **) présent porteur que j'enuoye par-delà, d'en recouurer, vous priant, si vous auez quelques choses excellentes faictes à son arriuée, les luy vouloir bailler en les vous bien payant, ainsi que je luy ay donné charge, et dauantaige,

---

*) So berichtet eine bisher ungedruckte florentiniſche Chronik, von Pietro di Marco Parenti, unter den Handſchriften der Magliabecchiana, zum Jahre 1504. „Guardavasi la notte, per causa delli spiacevoli e invidiosi: finalmente alcuni giovinastri assaltarono le guardie; e con sassi percossono la statua, mostrando volerla guastare; onde conosciuti l'altro giorno, ne furono presi dalli Otto, e rimasono condannati nelle Stinche circa 6."

**) Dies geſchah während des Aufſtandes bei der Rückkehr der Bentivogli. Das Metall wurde in eine Kanone umgegoſſen.

***) Man weiß, daß dies bei den Unruhen im Jahr 1512 ſtatt fand. — G. Roſſi zu Piſa ſtach vor Kurzem einen ſaubern Umriß dieſer großen Kompoſition nach Schiavonetti's Kupferſtich. Aus der reichen Sammlung der Buonarotiſchen Handzeichnungen in der Florentiniſchen Galerie wurden neulich die berühmte Anima dannata und die allerliebſte Gruppe der Prudenza von dem jüngern Laſinio im Umriß geſtochen.

*) Dieſer Brief wurde ganz kürzlich gedruckt in A. F. Artaud's Werke: Machiavel, son génie et ses erreurs. (Paris, 1833. II. Band. S. 232, wo auch ein Facſimile mitgetheilt wird.)

**) Dieſer Abt von S. Martin zu Troyes iſt Franceſco Primaticcio, welchen der König 1531 von Mantua nach Paris rief, und dem er als Lohn für ſeine Arbeiten, namentlich zu Fontainebleau, dieſe reiche Pfründe ſchenkte.

vouloir estre contant, pour l'amour de moy, qu'il molle le Christ de la Minerue, *) et la Notre Dame de la Febre, **) affin que j'en puisse aorner l'une de mes chappelles, comme de chose que l'on m'a assuré estre des plus exquises et excellentes en votre art. Priant Dieu, Sr. Michelang°. qu'il vous ayt en sa garde. Escript à Saint-Germain en Laye, le 6iij jour de feurier mil cinq cent et quarante-six. (1547.)

Francoys.

An Sr. Michel-angelo.

De Laubespine.

Sterbejahr des Malers, Kupferstechers und Formschneiders Hans Brosamer aus Fulda.

Ueber die Lebensumstände dieses nicht unwichtigen Künstlers sind beinahe keine Data vorhanden. Sein Geburtsjahr (1506) ist zweifelhaft und sein Sterbejahr bisher gänzlich unbekannt geblieben. Folgende Notiz führt vielleicht andere Forscher auf nähere Spuren.

Auf einem mir vorliegenden Pergamentblatte in kl. Fol., welches die Namen der, bei einer Facultät der Erfurter Universität, unter dem Decanate eines Magisters Hunold, Canonicus bei dem Severusstifte daselbst, im Jahre 1551, zu akademischen Würden promovirten Studenten enthält, befindet sich ein Miniaturgemälde, worauf dieser M. Hunold vor einem Kruzifix knieend, in geistlicher Tracht dargestellt ist. Aus dem Munde des Knieenden geht ein Spruchzettel hervor, worauf die Worte stehen: Adauge nobis fidem D^ne^. Auf dem weißen Rande des Blattes ist bemerkt:

Hans Brosamer pinxit qui ☋ peste 1552.

Da diese Bemerkung offenbar von derselben Hand geschrieben ist, welche die im Jahre 1551 statt gefundenen Promotionen eingetragen hat, so ist kein Grund vorhanden, um an ihrer Aechtheit zu zweifeln. Ueberdies ist das Miniaturgemälde ganz im Style Brosamers gezeichnet, in so weit ich dasselbe mit seinen Kupferstichen und Holzschnitten vergleichen konnte. Wenn nun, wie es wahrscheinlich ist, der Künstler in Erfurt gestorben, so konnte der Schreiber von dem Tode desselben wohl unterrichtet seyn.

C. Becker.

*) Der berühmte Christus zur Seite des Hochaltars in der Kirche della Minerva zu Rom.

**) Die Pieta (1498), auf dem Altar der ersten Kapelle rechts vom Eingange in St. Peter.

Neuere Monumente.

Am 30. Nov. 1833 wurde zu Rom auf dem Platze del Popolo eine Statue eingeweiht, welche den Genius der schönen Künste darstellt und von einem jungen römischen Bildhauer, Namens Filippo Guaccarini, ausgeführt ist. Der Genius ist abgebildet als ein junger, kräftiger, schlankgebauter Mann mit Flügeln; er ist mit einer einfachen kurzen, durch einen Gürtel an den Leib geschlossenen Tunika bekleidet; sein linker Ellenbogen stützt sich auf ein Säulenstück, neben dem eine Büste Homers steht; zwischen Säule und Büste eine Leier. Rechts hält er einige Pinsel, in der Linken einen aus Eichenlaub, Lorbeern, Myrten und Olivenlaub gewundenen Kranz. Man lobt die Schönheit der Stellung und den Fleiß der Ausführung.

Die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Generals Kleber in seiner Vaterstadt Straßburg nähert sich der Verwirklichung. Man hat auf dem Broglieplatze vor dem Schauspielhause, zwischen dem Zeughaus und dem Hauptquartier der Militairdivision, ein hölzernes bemaltes Musterbild des in Erz zu gießenden Monuments zur Prüfung aufgestellt. Auf einem viereckigen Sockel erhebt sich die kolossale Statue Klebers, bekanntlich eines der schönsten Krieger seiner Zeit. Er ist in moderne Feldherrntracht gekleidet, sein Haupt unbedeckt; mit der Linken stützt er sich auf sein Schwert, in der Rechten hält er eine Pergamentrolle mit der einfachen Inschrift: Heliopolis; zu seinen Füßen ist eine Sphinx, und selbst der ominöse Dolch, der dem Helden das Leben kostete, ist nicht vergessen. Die vier Seiten des Sockels sollen durch Darstellungen von Schlachten, welche Kleber geliefert hat, geschmückt werden.

In der Stadt Lectoure (Gers) soll dem daselbst geborenen Marschall Lannes ein Denkmal errichtet werden. Der Marmor dazu war schon von Ludwig XVIII. angewiesen, aber später das Unternehmen zur Seite gelegt worden. Seit der Julirevolution hingegen ward es von dem jetzigen Maire von Lectoure eifrigst hervorgezogen. Es war längst der Unterbau, bestehend aus vier rothen Marmorblöcken, gelegt. Die von Cortot verfertigte Statue ist im Mai, am 25sten Todestage des Marschalls, aufgerichtet und eingeweiht worden. Auf den Seitenfeldern des Sockels sind zwei Trophäen; vorn und hinten Inschriften. Die Bildsäule ist in der Stellung dem Gemälde von Paulin Guérin im Pariser Invalidenhause nachgebildet.

Nekrolog.

Der berühmte Paläolog. Kurhessische Geh. Kabinetsrath Kopp, welcher seit mehreren Jahren Mannheim zu seinem Wohnsitz erwählt hatte, hat auf einer Reise nach Kassel in Marburg den 27. März in einem dortigen Wirthshause, wo er übernachtete, durch einen beklagenswerthen Unfall, seinen Tod gefunden.

Am 30. März starb zu London F. Douce Esq., einer der berühmtesten Alterthumsforscher unserer Zeit.

Kunstliteratur.

Musée religieux. Choix des plus beaux tableaux des peintres les plus célèbres, gravés à l'eau forte, sur acier, par Réveil; recueillis, mis en ordre et accompagnés de Notices historiques, par un Ecclésiastique du Clergé de Paris. Trois sous la livr. de 5 planches. Tous les Samedis à partir du 1er Février 1834. Paris, chez Hivert. Quai des Augustins Nro. 55.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 46.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 10. Juni 1834.

Kunstverein in München.

Monat März.

Crola (aus Sachsen), Parthie vom Chiemsee in Bayern. Sturmwolken fliegen durch die Luft, der Wind peitscht die Wellen, die sich schäumend am Ufer brechen, und bewegt die reichbelaubten Wipfel hoher Eichen; durch Regen scheint die Sonne im Hintergrund an einige Gebirgswände, erleuchtet im Duft ein fernes Thal und wirft einen Glanzstreifen auf den dunklen See. Ein Bauer und eine Bäuerin, dem Anschein nach eben gelandet, gehen vom See landwärts (dem Beschauer entgegen) oder werden vielmehr vom Sturm getrieben. Alles in diesem Bilde ist Leben und Bewegung, von den großen Wolkenmassen, die wirklich vorüber zu ziehen scheinen, bis zum kleinsten Gras- und Heidehalm. Die Anordnung zeigt auf den ersten Blick Conception, Freiheit und Gefühl für das Bedeutende in den Formen und Verhältnissen, sowie Licht- und Farbengebung für den Zauber vorübergehender Naturerscheinungen. Die Behandlung ist frei und doch fleißig, und zeigt von großer Sicherheit des Gefühls. Die Perspektive ist ohne Fehl, die Töne alle stehen in Harmonie; das Bild ist vollendet und ist unbestritten eine der allerschönsten Landschaften, die wir seit Jahren hier gesehen. Ein verkrüppelter Baumstamm in der Mitte des Vordergrundes, der den Anblick des Sees durchschneidet und wohl eben deßhalb dasteht, gehört zu den Zufälligkeiten, die, wie begründet sie auch in der Wirklichkeit sind, doch von der Kunst vermieden werden sollten. Das Bild ist ungefähr 3½ Fuß breit und 2½ Fuß hoch. Der Künstler hat es für den Kunstverein von Dresden bestimmt, welcher es schwerlich von sich weisen wird.

Heinlein, große Felsenlandschaft. Enge, unwirthliche Thalschlucht aus dem Hochgebirg, in deren Tiefe ein dunkelgrüner See steht, nach welchem man von übereinander geworfenen Felsenmassen hinabsiedt. Jenseit des Sees ein zweite Thalschlucht, in welcher sich ebenfalls Wasser gesammelt. Dahinter steile Waldhöhen, die in Verbindung mit den andern Wänden das Thal schließen. Hinter diesen, doch durch ein Thal, das man nicht sieht, getrennt, erhebt sich ein hoher, sonnenbeschienener Firner. Der Vordergrund ist im Schatten. In den Mittelgrund, namentlich auf ein Stück des dunklen Sees und eine hervorragende Felsparthie, schlägt das helle Mittagsonnenlicht auf. Der Effekt ist so glücklich, daß viele Beschauer das gemalte für wirkliches, durch das Fenster einfallendes nahmen. Alle Schattenmassen sind im klaren Sonnenreflex gehalten. Einzeln stehende Kiefern und Birken beleben die an Vegetation arme Gegend. Ein Hirsch klettert über das Gestein im Vorgrund nach dem See hinab. Die Stimmung des Bildes ist ernst und kräftig, recht aus der Natur des Hochlandes entnommen, die Zeichnung markig und voller Verständniß, die Färbung saftig und tief, und nur in den höchsten Lichtern der Felsen nicht lebendig genug, nämlich nicht so farbig, als man nach dem Schatten zu fordern berechtigt zu seyn glaubt. Doch ist eben die materielle Farbe selbst das Hinderniß, wo der Maler Sonnenlicht erzwingen will. Die Behandlung ist breit und zeigt große Sicherheit im Farbenauftrag. Das Bild ist ungefähr 5½ Fuß hoch und 4 Fuß breit. Der Kunsthändler Bolgiano hat es gekauft.

Bürkel, die Kneipe Mezza via Albano bei Rom. Es ist Mittag, Eseltreiber haben sich und ihre Thiere in Schatten gestellt, und spielen, während letztere ihr dürres Stroh kauen, das beliebte Morra. Des Künstlers Gabe, das Leben von der nicht idealen Seite zu nehmen, tritt in diesem Bilde glänzend hervor, das uns auf die wunderbarste Weise unter die Hallen der schmutzigen Schenke und unter das zerrissene und vergnügte römische Volk setzt, und für die etwaige Ungelegenheit, der man ausgesetzt ist, Rom im Hintergrund zeigt. Höhe 2 Fuß, Breite 2½ Fuß. Das Gemälde ist in den Privatbesitz des Königs übergegangen.

Fioroni in Rom, römische Schäferfamilie bei einem Feuer in ihrer Hütte, das die ganze Gruppe beleuchtet.

Ein kniendes Mädchen links reicht einem Kind, das von der Mutter, welche steht, getragen wird einen Apfel empor. Das Kind langt darnach; die Mutter gibt einem Buben den, wie es scheint, eben gebrauchten Breiteller. Links neben dem Feuer sitzt ein Alter mit grauem Bart, den Rosenkranz in der Hand, sich wärmend; im Hintergrunde spinnt eine Alte. Vor dem Feuer, so daß der Schein desselben dem Auge verdeckt ist, sitzt ein großer Hund; an der Säule in der Mitte der Hütte hängt ein geschlachtetes Lamm. — Obschon unverkennbar das Bild zu den besseren, namentlich wegen der consequent durchgeführten Beleuchtung und einer Fertigkeit der Behandlung, gehört, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß das eigne innere Leben, die Anschauung des zu gebenden Gegenstandes nicht durchgefühlt wird, und daß das Ganze mehr wie eine Zusammenstellung als wie eine Darstellung aussieht. Höhe 2½ Fuß, Breite 2 Fuß.

Obschon nicht unmittelbar des Kunstvereines Angelegenheit, sey doch die Aufstellung eines plastischen Werkes hier besprochen, die nur aus Lokalhindernissen nicht daselbst stattfinden konnte, nämlich die der Caritas vom Bildhauer Ernst v. Bandel, wozu alle Mitglieder in's Atelier des Künstlers eingeladen waren.

Wir stehen vor einer lebensgroßen, sitzenden weiblichen Figur von fleckenlosem carrarischen Marmor; auf ihrem Schooße ruht mit dem Kopf zwischen dem rechten Arm und rechten Schenkel ein schlummerndes Kind. Ihren rechten Fuß hat sie auf einen Schemel gestellt, um dem Kleinen die Ruhestätte bequemer zu machen; beide Arme umfangen ihn, ohne ihn zu berühren, außer wo sein Kopf aufliegt; die Hände sind sanft verschlungen; das Haupt neigt sich anschauend und leise forschend herüber — wir sehen ganz die wachende vorsorgende Liebe. Diesen Begriff scheint der Künstler festgehalten zu haben; denn nicht die Innigkeit einer Mutterliebe drückt sich in der Jungfrau aus, noch die Vorahnung kommenden Uebels, die uns an christlichen Madonnen rührt, sondern nur das Verhältniß eines hülfosen Schutzbefohlnen zur allzeit bereiten Hülfe. Ohne Zweifel ist damit der Begriff der Caritas am richtigsten bezeichnet, wie sehr wir auch geneigt sind, Zärtlichkeit zu fordern, wo wir ein schlafendes Kind im Schooße der Jungfrau erblicken. — Was nun zunächst dem Auge auffällt, ist das Verdienst der Ausführung. Nicht nur ist das ganze große Werk, an welchem der Künstler (mit Unterbrechungen) an zehn Jahre gearbeitet, durchaus consequent in allen seinen Theilen durchgeführt, sondern auch mit größter Reinheit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, wobei man empfindet, daß es sich hier um einen seiner Lieblingsgedanken handelt, oder daß er überhaupt eine ganz besondere Energie in der Bearbeitung des Marmors entwickelt. Was die Formen betrifft, so sind sie bei der Jungfrau, obschon sie fast individuell zu nennen sind, durchaus edel und fein, namentlich die Hände von großer Schönheit; weniger gilt dies vom Kind, dessen Gesicht, Arme und Hände etwas weniger schwer seyn könnten. Die Bewegung von den Armen der Jungfrau ist lieblich und wahr, dagegen hat die des stark nach innen gebogenen und zurückgezogenen linken Beines in Verbindung mit der hervortretenden linken Hüfte etwas Störendes für das Auge, womit Einen jedoch der Anblick des ruhigen Ganzen leicht versöhnt. Daß der Knabe etwas in den linken Oberschenkel der Jungfrau einsitzt, gehört zu den fast unvermeidlichen Dingen bei größern plastischen Arbeiten.

Wir müssen bedauern, daß dieses Werk nicht hier in München eine ehrenvolle und erfreuliche Stelle gefunden. Der Künstler, Sohn eines ehemaligen königl. preußischen Staatsdieners aus Ansbach, ist damit nach Berlin, wo er um so leichter auf thätige Freundschaft rechnen kann, als sich dort bei hohem Kunstsinn doch die vorhandenen Kräfte nicht ausschließlich umfassenden großen Unternehmungen zugewendet haben.

cf.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Sechster Brief.

Paris, 19. April.

Die Zahl der Gemälde, welche ihren Gegenständen nach der christlichen oder höheren Malerei angehören, ist nicht groß, doch immer noch zu groß für die Richtigkeit und Unbedeutendheit des Geleisteten. Darstellungen aus dem alten und neuen Testament und aus der Heiligenlegende, einige Madonnen und christliche Allegorien sind vorhanden, aber so oft ich an diesen Gemälden vorübergehe, kann ich mich eines wehmüthig-mitleidenden Gefühls nicht erwehren, und meine Hoffnungen für das Wiederaufleben der christlichen Malerkunst in Frankreich sind die eines lebendig Begrabenen. Ich will nicht gerade die absolute Unmöglichkeit behaupten; ich will nicht in Abrede stellen, daß nicht Einzelnes, Vortreffliches noch hervorgebracht werden könne; daß es aber in der gegenwärtigen Zeit keinen Maler mehr gibt, der etwas Selbstständiges, Neues, Eigenes der Art erschaffen hätte, bezeugen die Werke der jetzt lebenden Künstler. Es ist für die heutigen Franzosen ein gefährliches Unternehmen, eine heilige Familie, einen englischen Gruß, einen Apostel, eine Kreuzigung, ein Ecce homo zu mälen; denn wenn es nicht einmal den Künstlern unsers Vaterlandes bei

ihrem edlen, gemüthreichen Streben gelungen ist, den Geist einer frommen Vorzeit in ihren Werken heraufzubeschwören, ohne manierirt und als Nachahmer zu erscheinen, so darf man wohl von den Franzosen mit ihrem flatterhaften Wesen noch weniger erwarten. Auch ihnen fehlt theils die technische Vollendung, besonders die gute Farbenbehandlung, am meisten aber das innige tiefe Gefühl, die Seele, und wo die Seele fehlt, kann nichts Seelenvolles sich erzeugen. Mit dem richtigen Gefühl ergibt sich der richtige Begriff und Zweck von selbst und das bestimmte Wissen dessen, was man will, wenn gleich der Künstler es nicht in Worten, sondern nur praktisch bewähren kann. Andacht und Liebe waren es, die den alten Malern die Hand führten; aus Leben, Religion und Glauben, aus den Wünschen des Einzelnen, sowie aus den Bedürfnissen des Ganzen, aus der Zeit, mit einem Worte, bildete sich die Kunst heraus; aus dieser Welt entstanden die frommen Versuche eines Cimabue, Giotto und Fiesole, die himmlischen Schöpfungen eines Perugino, Raphael und Fra Bartolomeo, die tiefsinnigen Werke des Leonardo da Vinci und unsers unerschöpflichen, unergründlichen Dürer. Vergebens sucht ihr die Malerkunst aus ihrem mehr denn hundertjährigen Schlummer zu erwekken und neu zu beleben, oder einen allgemeinen, strengen Styl nach Art der alten Meister wieder einzuführen, wenn nicht erst die glaubende Religion wieder erweckt wird, wenn nicht eine neue, gewaltige Erscheinung die Gemüther ergreift, die wenigstens die verloren gegangene Idee der Malerei wieder hervorruft und der Kunst wieder Gelegenheit gibt, sich aus dem Ganzen heraus in einer Richtung noch einmal auszubilden. Wenn das nicht geschieht, wird die Kunst, losgetrennt vom Leben und der Religion, noch lange richtungslos und leer bleiben, und alle artistischen Bestrebungen werden trotz unserer feinen Bildung, trotz unserer gepriesenen Civilisation doch nur von unserer Stümperhaftigkeit Zeugniß ablegen.

Lassen Sie uns sehen, wie die französischen Maler die schwierigste Aufgabe unsrer Zeit, ein wahrhaft christliches Bild zu malen, gelöset haben. Ich nenne Ihnen eine Mariä Himmelfahrt von Vauchelet, einen englischen Gruß von Caminade, die Legende vom heiligen Lukas von Gopet. Sehen Sie, auf wie eigenthümliche Weise die Idee der Madonna sich in diesen Künstlern gestaltet hat. Ohne im geringsten den alten Malern zu folgen, ohne alle Rücksicht auf die Zeit, welche eine Madonna in der Kunst am vollkommensten geschaffen und wohl am natürlichsten und nächsten ihre Idee versinnlicht hat, sind die Kompositionen dieser Maler ein getreues Abbild ihres eigenen Charakters und ihrer Art zu denken und zu fühlen geworden; es spiegelt sich darin die jetzt lebende Welt ab, welche sich durch die Anschauung der Künstler hindurchbewegt hat, deren Gepräge aber so verwischt und deren Glätte und Metallglanz so groß ist, daß sie die edlen Ansprüche und reinen Formen in den schielenden Reflexen zurückweiset und die Grundlage ihres Wesens nicht begreift. Erinnert die Maria von Vauchelet an eine französische Coquette, wie sie der französische Stutzer im Palais Royal bewundert, so denkt man bei der von Caminade an eine Ehefrau, welche eine Lektion über den Unterschied des Geschlechts anhört und dabei so verschämt thut, als ob ihr zum ersten Male das Geheimniß der Natur offenbart würde. Nehmen Sie dazu noch schwache Zeichnung und Farbe, so befürchte ich nicht, Ihnen zu viel zu sagen, wenn ich von diesen französischen Künstlern behaupte, daß sie ein Unding von einer Madonna produzirt haben.

Die büßende Magdalena von Marquis und die heilige Cäcilia von A. Lordon setzen mich fast in Verlegenheit, wie ich von ihnen in ehrlichen Ausdrücken sprechen soll; so wenig entsprechen diese Gemälde einer so hohen Idee. Ich unterlasse die Analyse und die Kritik, bemerke im Vorbeigehen, daß Paulin-Guérin einen hölzernen, blassen, entseelten, an's Kreuz geschlagenen und der Verwesung nahen Leichnam gegeben hat, und übergehe den Christus im Oelgarten von Madame Dehérain, und die Jugend Jeanne-d'Arc's von Saint-Evre, weil sich doch nichts, oder nur Unerhebliches darüber sagen läßt. Noah, wie er seine Söhne verflucht, von Signol, Isaak, wie er seinen Sohn Jakob segnet, von Latil, die eherne Schlange der Kinder Israels in der Wüste, von Debois und Comairas, führe ich nur an als Behandlungen von jüdischen Prachtgegenständen des alten Testaments, worin ein wahrer Mißbrauch mit der Farbe getrieben worden. Etwas ausführlicher will ich doch von Ziegler sprechen.

Ziegler gilt hier für einen wackern Künstler; ich kenne seine früheren Werke nicht; nach dem zu urtheilen, was er diesmal ausgestellt hat, muß ich aufrichtig gestehen, daß mir seine Ansprüche auf diesen Titel unbegründet scheinen; denn ich meine, daß die Gemälde von diesem Jahre ihm wenig Ehre machen. In seinem heiligen Georg sehe ich nichts weiter, als einen galanten, gutfrisirten Cavalier aus Franz I. Zeiten. Der Heilige hat eine blanke, kaffeebraunfarbige Rüstung an und ist so eben von seinem schönen Pferde heruntergestiegen, um dem Ungeheuer den letzten Rest zu geben. In der Rechten sein Schwert, zügelt er mit der Linken sein ungestümes, sich bäumendes Roß, das erschreckt nach dem Drachen beißt, der mit seinem Schwanze sich um seine Hinterfüße gewickelt hat und so steif und unbeugsam an Gliedmaßen erscheint, daß er wohl nie dem heiligen Georg viel Furcht hat einjagen können. Das Pferd und die Rüstung, besonders das Panzerhemd, sind gut gemalt.

— Der Evangelist St. Matthäus, der unter Eingebung eines Engels sein Evangelium schreibt, von demselben Künstler, ist vollends nichts als ein unmenschlicher Coloß, ohne Geist und Leben, mit übereinander geschlagenen wassersüchtig-geschwollenen Beinen. Sein Kinn gedankenlos auf die rechte Hand gestützt und in der Linken ein aufgerolltes Pergament haltend, sitzt er da wie ein Leipziger Magister, der um's Geld schreibt, an eine gute Mahlzeit denkt und nach jeder Zeile in die Welt hinausstiert, weil er sich besinnen muß, was er niederschreiben will. Ich weiß nicht, warum Ziegler seinem Apostel eine so kolossale Gestalt, so unmenschliche Glieder, einen so unverhältnißmäßig großen Kopf, kurz eine so hervorstechende Originalität gegeben hat; dachte er vielleicht an Buonaroti's Propheten und jene kolossalen Figuren dieses großen Mannes? Ich glaube gar, mit diesem Meister will er auch wohl seine kupferfarbige Carnation entschuldigen, die einen so trüben Ton hat. Wenn aber Michel Angelo noch gegen die Carnation gefehlt hat, so macht er diesen Fehler durch die unübertreffliche Wahrheit, womit er den plastischen Charakter des Fleisches ausdrückt, hinlänglich wieder gut. Auch scheint Ziegler — ich spreche selbst Ingres nicht ganz frei — in der Malerei zu einem verwerflichen und verderblichen Irrthum hinzuneigen, der in Frankreich seit lange gang und gäbe geworden, aber die eigentliche Bestimmung der Malerei verkennen läßt, und den die David'sche Schule bis zum Unsinn und zur Fratze utrirt hat. Dieser Irrwahn besteht darin, Malerei und Plastik, als nach demselben Ziele strebend, für lediglich Eins zu halten. Die Malerei aber sey und bleibe Malerei und nichts anders; die Plastik hat ein anderes Maaß von Schönheit als die Malerei. Es lassen sich zwar Gemälde, selbst von großen alten Meistern aufzeigen, in denen wir diesen Irrthum finden, und namentlich repräsentirt diese plastische Tendenz einer der größten Heroen, der ebenerwähnte Michel Angelo, dieser italienische Shakespeare der Malerei. Wer weiß nicht, daß Buonaroti in seinen Darstellungen stets plastische Situationen des menschlichen Körpers wählte, um seine erstaunliche Kenntniß von der Structur des menschlichen Körpers, seine Infallibilität in Verkürzungen, mit einem Worte, seine Zeichnung zu zeigen? Dafür entschädigt er aber durch die wahrhaft grandiose Absicht, Auffassung und Darstellung, so daß uns selbst sein genialischer Irrthum willkommen ist; zumal da es bei einem so ganz originalen, nach dem Gewaltigsten strebenden Geiste ganz leicht erklärlich wird, wie ein gewisses absichtliches Streben nach dem Ungewöhnlichen, Auffallenden mit unterlaufen konnte. Bei den jetzigen Künstlern aber findet sich nichts, wodurch man diesen Irrweg beschönigen oder gar wünschen könnte; im Gegentheil ist es wohl Pflicht, gegen sie den Rath auszusprechen, daß sie alle diese Verirrungen auf's sorgfältigste meiden mögen; denn um keiner Gefahr dabei ausgesetzt zu seyn, müßten sie das, was sie gar nicht sind, in einem weit höhern Grade seyn, nämlich vortreffliche Maler. Daß sie aber auch noch zu ihren vielen Fehlern gefliſſentlich die Fehler Anderer als nothwendige Eigenschaften sich aneignen wollen, das dürfte wohl widersinnig genannt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere Denkmäler.

Am 5. Mai fand zu Insbruck in Anwesenheit der versammelten Tyrolischen Stände, der Civil- und Militärautoritäten der Stadt, der drei Schwiegersöhne des Verewigten und seines nahen Verwandten und Kampfgenossen, Johann Hofers, Schloßhauptmanns von Tyrol, und einer theilnehmenden Volksmenge, die feierliche Enthüllung des dem Andreas Hofer geweihten Denkmals in der an alterthümlichen Kunstwerken reichen Schloßkirche statt. Es besteht in der Bildsäule des vaterländischen Helden, welche der Bildhauer, Professor Schaller in Wien, in der eigenthümlichen Schützentracht des Landes zu allgemeiner Bewunderung angefertigt hat.

Zum Andenken an den ersten Besuch der gegenwärtigen Kaiserin von Rußland in Finnland wird unter der Leitung des Grafen Armfeldt, des Intendanten Engel und des Commerzienraths Gadd zu Helsingfors ein Obelisk errichtet.

Die Leiche des bei der Vertheidigung der Antwerpener Citadelle gebliebenen Obersten von Gumoens soll aus Bergen op Zoom, wo sie einstweilen beerdigt worden war, nach dem Haag gebracht und daselbst dem tapfern Krieger ein würdiges Denkmal errichtet werden.

In Mailand ist auf piazza dei Mercadanti die kolossale Statue des heil. Ambrosius, Bischofs der Stadt unter der Regierung des römischen Kaisers Theodosius, ein Werk des Bildhauers Luigi Scorzini, aufgerichtet worden. Der Heilige ist nach dem Musaikbilde, das von ihm in der Kirche S. Viktor daselbst sich befindet, in einem langen und weiten Chorgewande dargestellt.

Das Denkmal Napoleons, welches in seiner Vaterstadt Ajaccio in Corsika errichtet werden soll, wird auf einer die Stadt und das Meer beherrschenden Anhöhe, wo das Besitzthum seiner Eltern gewesen war, zu stehen kommen. Die Subscription des Unternehmens beträgt bereits über 70000 Franken, und die französischen Künstler sind zu wetteifernden Vorschlägen für ein Monument aufgefordert.

Die kolossale brenzene Statue des verstorbenen Herzogs von York, an welcher schon seit langer Zeit in der Werkstätte des Bildhauers Westmacott in London gearbeitet worden war, ist in diesem Sommer auf der Säule auf dem Waterloo-Platze daselbst aufgestellt worden.

Die Freunde des verstorbenen Dr. Babington in England haben 1400 Guineen zur Errichtung eines Monumentes für denselben in S. Pauls Kathedrale zusammengebracht. Die Concurrenz der Künstler, die sich um die Ehre bewarben, dieses Denkmal auszuführen, war so groß, daß dem Comité 55 Modelle eingereicht wurden. Den Vorzug vor allen andern erhielt der Entwurf des Hrn. Behnes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 47.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. Juni 1834.

Noch etwas über Goethe.

Göthe's Brief an den Buchhändler Reich in Leipzig, den Briefen an Lavater beigefügt, worin Goethe den Unterricht rühmt, den er bei dem Professor Oeser, Direktor der Maler-Akademie zu Leipzig, im Zeichnen genossen, erinnert an zwei andere, noch nicht bekannt gemachte Briefe Goethe's, einen an Oeser, den andern an dessen Tochter, Briefe, die aus Oesers Nachlaß einem seiner Verwandten zugekommen. Diese Briefe lassen einen Blick in die Zeit thun, wo Goethe in Leipzig sich aufhielt, Tage, die, wie er selbst bekennt, zu seiner höheren Ausbildung nicht wenig beitrugen, und die vorzüglich durch den Umgang mit Oeser und durch dessen Belehrung befördert wurde. Es bedarf daher um so weniger einer Rechtfertigung, diese Briefe hier vorzulegen, da den Freunden des Mannes, von dem sie herstammen, gewiß Alles anziehend ist, was ihn berührt, und da sie eine nicht unwichtige Periode seines Lebens bezeichnen.

Was Goethe an Oeser fand, wie hoch er ihn zu schätzen wußte, wie richtig er ihn als Künstler beurtheilt, gibt er in seinem Leben zu erkennen. *) Was er ihm aber vor allem dankte, und wie sehr er Oesers Einwirkung auf seine Bildung fühlte, zeigen die Briefe an Oeser und seine Tochter. Scheinen die Aeußerungen über Oeser, die Göthe in den bemerkten Briefen gibt, mit denen, die er in seinem Leben darlegt, nicht ganz zu harmoniren, so liegt dieses in den verschiedenen Zeiten ihrer Entstehung. In diesen Briefen hört man den Jüngling, der mit dankbaren Gefühlen, die sich des Herzens bemeistern, von seinem Lehrer spricht; im Leben erscheint der bedächtige Mann, mit ernster, kalter Ueberlegung die Vergangenheit betrachtend.

*) Wahrheit und Dichtung ꝛc. Band II. S. 232. ff. Erste Ausgabe.

Beide Briefe sind aus Frankfurt am Main geschrieben, der erste, an Oeser, vom 9. November 1768, der zweite, an dessen Tochter, vom 13. Februar 1769.

I.

— — Was bin ich Ihnen nicht schuldig, theuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben. Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Der Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstätte eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Wer unter meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt, oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel, ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, Herr Professor, wenn sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, als ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk. — —

II.

— — Meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Zirkel, Papier, Feder und Tinte, und zwei Bücher, ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter als andere mit ihrer Bibliothek Wissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur, und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Freilich eine schlechte Recommentation

für die wahre Weisheit. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn — und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater, er hat meine Seele zuerst zu diesem Weg bereitet, die Zeit wird meinen Fleiß segnen, daß er ausführen kann, was angefangen ist.

Wir können uns nicht versagen, noch eine Stelle aus diesem Briefe beizubringen.

— — Wenn man anders als große Geister denkt, so ist es gewöhnlich das Zeichen eines kleinen Geistes. Ich mag nicht gern eins und das andere seyn. Ein großer Geist irrt sich so gut wie ein kleiner, jener, weil er keine Schranken kennt, dieser, weil er seinen Horizont für die Welt nimmt. O meine Freundin, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht, Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg, so zweideutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen.

Stieglitz d. Aelt.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Sechster Brief.

Paris, 19. April.

(Beschluß.)

Wenn Sie aus dem Mitgetheilten den Schluß ziehen, daß in den Werken der französischen Künstler, welche in die Sphäre der höheren Malerei gehören, kein religiöses Gefühl, kein tiefes, ernstes Nachsinnen, kein hohes würdiges Streben sich meldet, daß das Göttliche mit dem Menschlichen oder das Menschliche mit dem Göttlichen sich in eine schöne Verbindung eingelassen hat, so gebe ich Ihnen nicht Unrecht; denn man darf wohl nicht eher neue Hoffnungen für die Kunst in Frankreich hegen, als bis eine neue Bewegung eintritt, welche die schöpferische Stagnation der Gegenwart aufhören macht, die erschlafften Nerven des Zeitalters heilsam erschüttert, Geist, Geschmack und Richtung desselben verändert und die Franzosen mit ihren philosophischen, dichterischen und artistischen Bestrebungen in ihrem großen Sturme unaufhaltsam mit fortschwingt. Sie wissen, welche Bewegung nöthig ist, und kennen meine Meinung darüber, welche Sie mit so vielem Wohlwollen beurtheilt haben; lassen Sie mich daher jetzt nichts mehr sagen, was mißdeutet werden könnte, so wohlgemeint es auch wäre; hier habe ich noch wenig davon reden hören, denn für solche Gedanken ist kein Platz in Paris. Insonderheit verliert man alle Hoffnungen für das Wiederauferstehen der lebendig eingesargten Kunst, wenn man, sowie ich, gerade aus dem Luxemburg kommt, welches den französischen Künstlern bei ihren Lebzeiten als Pantheon angewiesen ist. Dort ist das Reich der Akademiker, welche noch nicht ganz ausgestorben sind, sondern sich sogar auch im Louvre blicken lassen. Wenden wir uns zu diesen artistischen Ketzern und schenken wir ihnen einige flüchtige Blicke.

Es ist bald ein halbes Jahrhundert, daß man der französischen Akademie den Prozeß macht und ihr Schuld gibt, sie verderbe den Geschmack und suche ein leeres, falsches Ideal in antikischer Nachahmerei und dem grellsten Effekt. Selbst David, ihr beredtester Anwalt, mit seinem unverkennbaren, großen und reichen Talent, und seine minder würdigen Nachfolger haben die Verdammung der Akademie nicht abwenden können. Mir hat es immer geschienen, wenn gleich die Effektjägerei und die studirte, prunksüchtige Eleganz der akademischen Schule moderne Leere und Unselbstständigkeit beurkundete und die unmalerische, geradezu theatralische Tendenz der akademischen Künstler nur eine treue Kopie von der subjektiven Schauspielerei der Franzosen war, so zeigte sie doch wenigstens einen gewissen, bestimmten Effekt, und ihre Produkte hatten immer noch mehr Charakter, als manche der deutschen gleichzeitigen Maler, die nicht einmal zu malen verstanden. Aber die Repräsentanten der Akademie im diesjährigen Salon haben sie bei mir um allen Kredit gebracht und mir gezeigt, daß ihr Lauf vollendet und alles Leben aus ihr gewichen ist. Die früher erwähnten, unglücklichen Gemälde von Paulin-Guerin und Latil mit ihrer formlosen, flachmodellirten Zeichnung, mit dem ganzen Zubehör von widrigem, läppischen Grün, Roth und Gelb, mit der holbeinischen kompromittirten Farbengebung, gehören im Grunde schon hieher; die ächten Typen der Akademie sind aber unstreitig Blondel und Delorme. Blondel's Napoleon, wie er das Palais-Royal besichtigt, ist eine lächerliche Figur mit einem schlecht angepaßten grauen Ueberrocke, einem kurzen, dicken Halse und einem knabenhaft-mürrischen Ausdruck im Gesichte. Das Ganze ist ein Gemälde, mit dem Puder aus der Kaiserzeit überworfen, ohne Farbe, ohne Zeichnung, ohne Werth. — Der Triumph der Religion über den Atheismus, eine Allegorie von demselben Künstler, ist wahrhaft bemitleidenswerth; — es ist die Akademie, welche in den letzten Zügen liegt. David muß sich im Grabe umdrehen über diese blasse, nüchterne Glaubensgöttin, über diese farblose Hoffnung und den heidnischen Sophisten, welcher, wie ein Marktschreier, den Vorhang einer Marionettenbude lüftet, hinter dem der

Blitz in Marmortrümmer einschlägt, — zur Andeutung, daß der Tod die ewige Vernichtung sey. Delorme in dem Brustbild einer Madonne, als Studium für die Kuppel einer Kapelle von Notre-Dame, hat den falschen Gözen der irdischen Eitelkeit geopfert, und seine Eva mit den langen, blonden Haaren, wie sie den Einflüsterungen einer tausendfarbigen Schlange Gehör schenkt und die verhängnißvolle Frucht pflückt, hat ihm nur Gelegenheit gegeben, einige Obscönitäten anzudeuten. Als Maler ist Delorme unter aller Kritik.

Mit Bedauern nehme ich Abschied von der Akademie und schließe für heute. Die stürmischen Begebenheiten der letzten Tage haben meine friedlichen Kunstberichte einigermaßen unterbrochen. Wenn man in einem Lande lebt, wo das heftige, leidenschaftliche Treiben der Partheien das Innere der Familien selber entzweit und jede Existenz, im öffentlichen und Privatleben, erschüttert und gefährdet, ja sogar den Bürgerkrieg herbeiführt, da ist es schwer, ein gleichgültiger Zuschauer zu bleiben, und kein Wunder, wenn man das Briefschreiben und die Künste des Friedens zuweilen vergißt. Mögen diese Zeilen wie vormals eine freundliche Aufnahme bei Ihnen finden!

Holzschnittkunde.

Der Nürnberg'sche Kupferstecher und Kunsthändler Knorr hat am Schlusse des von ihm herausgegebenen Verzeichnisses des Dürer'schen Werks, *) nach einer ältern geschriebenen Nachricht, eine Anzahl Wappen angeführt, „welche auch vor Dürersche Verrichtungen angenommen werden.“ Unter diesen wird des Wappens eines Florian Waldauff gedacht, welches später in die Verzeichnisse von Heinecken **), Lepel ***) und Heller †) übernommen wurde. Da keine Beschreibung desselben gegeben ist, so läßt sich annehmen, daß diese Kunstforscher ebensowenig wie Bartsch, welcher gar keine Nachricht darüber gibt, das Wappen Waldauffs zu Gesicht bekommen haben; wonach die Existenz desselben zweifelhaft geworden ist.

Einsender dieses erhielt vor einiger Zeit eine Anzahl alter Holzschnitte, worunter sich zwei Exemplare des eben erwähnten Wappens befanden, dessen nähere Beschreibung hier folgt:

Der Schild ist vierfach getheilt. Im ersten und vierten Felde befinden sich jedesmal zwei Drachenköpfe, welche mit den Hälsen verschlungen sind. Im zweiten und dritten laufen quer durch doppelte Sparren. Auf dem Schilde stehen zwei offene Helme mit Freiherrnkronen. Auf dem Helme rechts ist ein gegen die linke Seite gekehrter, mit Kleeblättern bestreuter Flug, mit den Sparren wie im Schilde, sichtbar. Auf jenem links sind die beiden Drachenköpfe, deren jeder hier noch ein Horn trägt, worauf eine Freiherrnkrone. Der Schild ist mit einer Kette umgeben, deren einzelne Glieder, aus einem, zwischen zwei gegen einander gerichtete Sägen eingeklemmten Herzen bestehen. Als Kleinode hängen daran eine auf dem halben Monde sitzende Maria und unter dieser ein Schwan in einer Bandschleife. Rechts an der Helmdecke ist eine Art von Ordenskette, welche aus einer Anzahl in einander verschlungener S besteht und einen an zwei Ketten hängenden Löwen trägt. Gegenüber ist eine ähnliche Kette, aus runden Flaschen gebildet, mit einem daran hängenden Greiffen, welcher ein Band in den Klauen hält. Außerhalb der Einfassungslinie steht auf dem einen Exemplar dieses Holzschnittes, mit beweglichen Lettern gedruckt, die Ueberschrift:

Arma strenui Militis Floriani Waldauff.

Auf dem andern Exemplar ist dieselbe Ueberschrift in deutscher Sprache. Höhe 8½ Zoll, Breite 5 Zoll 4 Linien.

Auf beiden Exemplaren sind die fünf kaiserlichen Wappenschilde, (Bartsch, Nro. 138, Heller, Nro. 2118), mit der Ueberschrift:

Insignia Regie Majestatis.

abgedruckt. Es gehören diese Abdrücke unter diejenigen, welche von Bartsch als spätere Drucke angegeben sind, weil in dem leeren Raum der obern rechten Ecke das Dürersche Monogramm und die Jahreszahl 1504 fehlt.

Ohne weiter hier zu untersuchen, ob dieses Waldauff'sche Wappen von Dürer selbst, oder bloß nach seiner Zeichnung geschnitten ist, wird nur bemerkt, daß dasselbe hinsichtlich des Schnittes und der Zeichnung dem eben angeführten kaiserlichen Wappen ganz gleich steht und eine und dieselbe Hand verräth.

Wahrscheinlich gehört dieses Blatt zur Dedication eines, in deutscher und lateinischer Sprache gedruckten Werks, da in der obern rechten Ecke, außerhalb der Einfassungslinie, die Seitenzahl: fol. II. und unten die Signatur: a II. steht.

Ueber einen andern, von Heller unter Nro. 2001, nach Heinecken und Lepel angeführten, aber nicht nach eigner Anschauung beschriebenen Holzschnitt mag hier ebenfalls Auskunft erfolgen.

*) G. W. Knorr, allgemeine Künstlerhistorie ꝛc. Nürnberg 1759. 4. S. 94, Nro. 46.

**) Neue Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. Dresden und Leipzig. 1786. 8. S. 215.

***) Catalogue de l'oeuvre d'Alb. Durer, par un amateur. Dessau 1805. 8. S. 107. Nro. 59.

†) Heller, das Leben und die Werke A. Dürers. Leipz. 1831. 8. Nro. 2151.

Derselbe stellt die heil. Jungfrau, mit dem Kinde auf dem linken Arme, und auf einem halben Monde sitzend, dar. Sie ist nach der linken Seite gewendet und reicht dem Kinde einen Apfel. Ueber derselben sieht man den heil. Geist und an jeder Seite sechs Engelsköpfe. Der halbe Mond ruht auf einer, etwa die Hälfte dieses Blattes bedeckenden Tafel, worin ein lateinisches Gebet, mit beweglichen Lettern gedruckt ist. An beiden Seiten der Tafel sind Bänder und Ranken; unterhalb derselben liegt ein nach der Seite gerichtetes Einhorn. Dieses und die Ranken erinnern an das mit Handzeichnungen von Dürer versehene Gebetbuch in München. Höhe 4 Zoll 9 Linien, Breite 3 Zoll 4 Linien. Die Rückseite ist mit einer in Holz geschnittenen Einfassung versehen und ebenfalls bedruckt. Dieses Blatt gehört in eine der Nürnberger Ausgaben des Hortulus animae.

Von der in Holz geschnittenen Titeleinfassung, mit dem heil. Johannes und der Taufe Christi, (Bartsch ap. Nro. 30), gibt Heller unter Nro. 1934 drei verschiedene Abdrücke an. Ein vierter wird im Kunstblatte vom Jahre 1830 S. 256 beschrieben, wobei jedoch zu erwähnen vergessen worden, daß das dort angeführte Werk: Pomerium etc. bei F. Peypus im Jahre 1519 gedruckt ist. Einen fünften Abdruck hat Einsender kürzlich aufgefunden. Die Holztafel ist nämlich nach Köln gewandert und daselbst als Titeleinfassung zu:

M. F. Quintiliani oratorium institutionum lib. XII. etc. Coloniae, in aedibus Eucharii Cervicorni et Heronis Fuchs.

Anno virg. partu 1521, mense martio. Fol.

gebraucht worden. Die Holztafel ist noch nicht auffallend abgenutzt und konnte füglich später zu mehreren Werken dienen.

C. Becker.

Kunstanstalten und Vereine.

Briefe aus Cairo melden die Errichtung einer polytechnischen Schule durch Mehemed Ali. Mehrere der Professoren dieser neuen Anstalt wurden unter den jungen Egyptiern gewählt, die ihre Erziehung zu Woolwich erhalten haben.

In Moskau ist durch einige Kunstfreunde eine Künstlerschule errichtet worden.

Am 7. Febr. fand die Preisvertheilung der Akademie S. Luca zu Rom auf dem Kapitole Statt.

Am 5. Febr. legte im wissenschaftlichen Kunstverein zu Berlin Prof. Wach ein architektonisches Manuscript des Veronesen Carotto vor. Hr. von Ledebur verbreitete sich über die Bedeutung der Siegelkunde des Mittelalters in wissenschaftlicher und artistischer Hinsicht. In der Sitzung vom 5. März legte der Maler Ahlborn ein von Eberhard in München nach Art der alten Diptychen in Alabaster gearbeitetes Madonnenbildchen und vier von Wilder gezeichnete Tabernakel aus verschiedenen Kirchen in Franken vor. Prof. Rabe hielt einen Vortrag über das im Berliner Dom befindliche eherne Grabdenkmal, welches Churfürst Joachim von Brandenburg, seinem Vater Johann Cicero zum Gedächtniß, durch Peter und Johann Vischer von Nürnberg in den Jahren 1524 — 1530 verfertigen ließ. Diese interessante Abhandlung wird demnächst im Druck erscheinen.

Der diesjährige Wintercurs der Münchener Baugewerkschule wurde von 120 Schülern besucht; die von der Deputation für Bauwesen und Landesverschönerung gestifteten 12 Preise wurden 6 Bayern, 1 Würtemberger, 2 Preußen, 1 Schweizer, 1 Badener und 1 Franzosen zu Theil. Die der Meisterklasse aufgegebene Frage: In welchem Verhältnisse stehen Bauwerkmeister und Bauherr zu einander, und auf was muß der erstere den letztern besonders aufmerksam machen, wenn dieser im Bauen unerfahren ist? wurde am besten von Gottlieb Thieroff aus Schottenhammer beantwortet. Die aufgegebenen Programme über 6 Schul- und 2 Pfarrgebäude, 2 Kirchen und 2 bürgerliche Wohnhäuser haben 67 Schüler, zum Theil mit besonderer Pünktlichkeit, alle aber nach der Sonnenbaulehre zu lösen gestrebt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

(279) (Prachtwerk über Landschaftsgärtnerei, vom Fürsten von Pückler-Muskau.)

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. gr. 8. geb.

Von dem dazu gehörigen:

Atlas von landschaftlichen Darstellungen, nach Zeichnungen von W. Schirmer,

sind die drei ersten Lieferungen erschienen und zugleich mit vorgenanntem Texte an die verehrten Unterzeichner versandt worden. Wir lassen den Subscriptionspreis von 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr. per Liefrg. (der Text wird nicht besonders berechnet) noch bis zum Erscheinen des ganzen Werkes, welches im Laufe dieses Sommers vollendet werden wird, fortbestehen.

Nur einem grosen Grundbesitzer, wie dem Verfasser dieses Werkes, der mit allen erforderlichen Mitteln versehen war, vorzüglich aber mit Lust und Liebe, mit der penetrirendsten Beobachtungsgabe, mit Unbefangenheit, dem feinsten, gebildetsten Geschmack und mit Kenntniß des Schönen, konnte es gelingen, die Idee des Schönen der englischen Park- und Gartenkunst in's deutsche Vaterland zu übertragen. Der geniale und doch eben so gründliche Fürst gibt in diesem Werke die feinsten Winke zur Anlage, Ausführung und Erhaltung von Gärten, so groß und reich sie Jemand mag, oder auch nur so mäßig, als ihm die Natur Mittel und Material dazu gegeben.

Von den landschaftlichen Blättern, welche der Atlas enthält, ist ein jedes für sich ein individualisirtes Tableau und schon ohne allen Bezug eine reizende Verzierung jedes eleganten Zimmers.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz erhält man das Werk zur Ansicht vorgelegt.

Stuttgart, im Juni 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

№ 48.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 17. Juni 1834.

Kunsttheorie.

Die Platonische Aesthetik. Dargestellt von Arnold Ruge. Halle, 1832. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Bei der Frage nach dem Wesen und Charakter der geistigen Nationalität, und ebendamit der künstlerischen Natur und Bildung der Griechen muß eine vorzügliche Rücksicht auf den großen Schüler des Sokrates genommen werden, in welchem sich, wenn je in Einem, der Geist und die Gesinnung, die Form und Tendenz des griechischen Volkes von seiner reinsten Seite abspiegelt. Denn wie sehr auch seine Reisen und Studien zu Alexandria und im Morgenlande ihn mit ausländischer Weltweisheit, Lebensansicht und Kunstbildung bekannt gemacht, wie sehr ihn seine eigene individuelle Naturanlage fähig und geneigt gemacht habe, die tieferen Anschauungen des Orients mit dem feineren Geiste des ruhigeren Griechen aufzunehmen; so hat er sich den Stempel des Hellenismus nichts desto weniger treu bewahrt, und wir bedürfen dafür keines weiteren Beweises, als an die Ehrfurcht und Begeisterung seines Volkes selbst für seine Lehren und Schriften zu erinnern. Was nun freilich seine Beziehung zur Kunst betrifft, und inwieferne man von ihm Ansichten oder Regeln über das Schöne und die Darstellung desselben besitze, so hat er allerdings keine Aesthetik selbst verfaßt, noch sich in besonderen Schriften so vollständig als umständlich zu Erörterungen über die Gegenstände dieser Wissenschaft ausgelassen. Er hat es zwar nicht versäumt, die Gelegenheit festzuhalten, wenn und wo er sie finden mochte, ein Wort davon zu sprechen. Es bieten sich sogar ausführlichere Stellen darüber in seinen Dialogen dar. Aber das alles ist zerstreut, und muß erst mühsam gesammelt, verglichen, geordnet und in ein Ganzes verbunden werden. Was jedoch fast noch mehr, als die gelegentlichen und absichtlichen Aeußerungen über das Schöne in Natur und Kunst, auf die rechte Spur über die hieher bezüglichen Ansichten des Plato leiten kann, ist seine Kunstausübung selbst, d. h. die Art und Weise, wie er die Gegenstände seines Vortrags aufzufassen, einzukleiden, auszuspinnen und die Idee, um deren Anerkennung es ihm zu thun war, zu entwickeln wußte. Es ist von je anerkannt, daß er eben dadurch einer der größten Dichter seines Volkes ist. Das Studium des inneren Organismus seiner Darstellung sollte, scheint es, am vollkommensten zur Kenntniß der ästhetischen Grundsätze führen, die seinem Geiste zusagten; und hiermit müßte sich dann, was unter seinen schriftlichen Aussagen und Entwicklungen sich einzeln über diesen Gegenstand vorfindet, in Uebereinstimmung nachweisen lassen, oder umgekehrt eine Zusammenstellung und Deutung seiner ausgesprochenen Ansichten durch eine Erforschung und Uebersicht der produktiven und bildenden Thätigkeit seines eigenen künstlerischen Geistes bestätigt werden. Letzteres, die Erforschung der platonischen Kunst, ist nun von dem Verf. des vorliegenden Werkes nicht geschehen, dagegen Ersteres, die Zusammenstellung seiner Aeußerungen über die Kunst, auf eine die überaus schwierige Aufgabe zur schönsten Befriedigung lösende Weise. In Schleiermachers, des berühmten Uebersetzers und Erklärers der platonischen Schriften, Schule gebildet, hat er mit seiner Kombination und scharfsinniger Erwägung die verschiedenartigsten und oft ganz vom Stoße der Gelegenheit hervorgerufenen Aeußerungen des großen Alten so auf einander in Beziehung und durch einander in's Licht gesetzt, daß demjenigen, welcher das im Ton und Charakter wissenschaftlicher Sprache vorgetragene Buch durchzulesen vermag, eine klare Vorstellung, ein lebendiges Bild der platonischen Schönheit und ihrer künstlerischen Darstellung nicht entstehen kann. Besonders ist es gelungen, von den allgemeinsten und den Gegenstand auf der Oberfläche streifenden Stellen ausgehend, immer mehr auf solche, welche schon tiefere Beziehungen enthüllen, bis zu denen überzugehen, in welchen die hellsten und wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen des Schönen und der Kunst vorliegen.

Es genügt wohl mit dieser Anzeige für diejenigen, welche Sinn und Bildung zur Beschäftigung mit einer solchen Schrift besitzen, auf ihre Gediegenheit hingewiesen zu haben. Im Allgemeinen aber möchte es hier am Orte seyn, auf die bedeutendsten Momente in der Kunstansicht des Plato die Aufmerksamkeit zu lenken, schon an und für sich, und noch besonders deßhalb, weil die Kunstansicht der Griechen bei ihm in ihrem geistigsten Lichte erscheint.

Das Eine, was hieher genommen werden muß, ist dies, daß Plato die Schönheit nie bloß nach ihrem sinnlichen Eindrucke beurtheilt und für ein bloß Aeußerliches hält, welches Wohlgefallen errege, sondern, wie er im Phädros sagt, eine glänzende Idee aus der überhimmlischen Höhe, die vor unser sterbliches Auge tritt und uns Erinnerungen eines vorweltlichen, seligen Zustandes weckt; oder, wie anderwärts, das Hineintreten des Wesens und des göttlichen Gedankens in das gewordene Seyn und die anschauliche Auffassung desselben: oder die unkörperliche Ordnung, welche schön über einen belebten Körper herrscht. Ueberall ist es ein Inneres, Maßgebendes, Waltendes, wodurch die Mannichfaltigkeit der äußeren Erscheinung gebunden und regiert wird; überall eine Idee, ohne welche das Schöne nicht schön wäre. Aber diese Idee des Schönen fließt mit der Idee des Guten in Eins, und es gibt also auch keine wahre Schönheit ohne sittliche Wahrheit. „Wenn bei Jemand zusammentreffen schöne Gesinnungen, die in der Seele wohnen, und was mit ihnen, als desselben Gepräges theilhaftig, Uebereinstimmendes und Entsprechendes in der Gestalt ist, das wäre das schönste Schauspiel für den, der schauen kann.“ So in den Büchern vom Staat (S. 68). Auch beruft er sich auf die Götter, welchen man als unzertrennliche Eigenschaften die höchste Schönheit und sittliche Vollendung beilege. Besonders aber, sofern er das Wesen der Schönheit in das Verhältniß der Liebe setzt, worin der Liebhaber nur das Schöne liebe, aber, wenn er nicht ein gemeiner unmusikalischer, sondern ein wahrhaft gebildeter Liebhaber sey, das Schöne nur bei dem Sittsamen finde und sich von jeder Ungebundenheit der Sinne und Unbesonnenheit der Seele entfernt erhalte. Daher faßt auch im Resultat Ruge die ganze geistreiche Entwicklung so zusammen (S. 83): „Die geistige Schönheit zeigte sich als die Erscheinung einer tugendhaften Seelenverfassung. Diese beruht auf der Besonnenheit und ist in den Büchern vom Staat unter dem Namen der Gerechtigkeit das Gute auch für den Einzelnen. Die nähere Erklärung nun sowohl der Besonnenheit als der Gerechtigkeit verlangt für beide im Grunde nur, daß die Seele ihr eigenes Wesen auf's vollkommenste bewahre und herausbilde; und so wäre denn die Erscheinung der Tugend nichts anders, als das Heraustreten des Geistes in seinem wahren Wesen und dies wiederum nach allen früheren Ergebnissen ein Schönes: also wie oben das erscheinende Wahre, so hier das erscheinende Gute das Schöne.“ Zu einer Sonderung dieser drei Ideen, des Wahren, Guten und Schönen, hat Plato zwar Anregung gemacht, aber auch auf der andern Seite ihre ursprüngliche Einheit in ein Jenseitiges gerückt und die Scheidung nur in den Erscheinungen und Verhältnissen des gewordenen Seyns im Gebiete der Endlichkeit hervortreten lassen.

Was nun ferner die Lehre von der Kunst und dem Kunstwerke betrifft, so wird die Entstehung desselben auf die Vereinigung zweier Momente in dem Geiste des Urhebers zurückgeführt, auf Begeisterung, welche eine göttliche Aufhebung des gewohnten Zustandes und eben damit eine höhere, göttliche Vernünftigkeit des Dichters oder Künstlers ist, und auf Besonnenheit oder Erinnerung. Diese fixirt den Drang der Begeisterung, jene greift auf dem Gebiete der Erinnerung das Wesentliche und Echte heraus. Die Bestimmung des Kunstwerks ist ganz vom sittlichen Standpunkt aus gefaßt, wenn wir das Sittliche in der weitern Bedeutung nehmen, in welcher es überhaupt im Kreise der Naturreligion genommen werden muß, als Entwicklung und Würde des geistigen Lebens. Plato nennt das Kunstwerk, zunächst des Redners, eine Seelenleitung (Ψυχαγωγία). Die Ausübung der Kunst ist ebendeßhalb auch nicht Jedermanns Sache, weil ihre Aufgabe nichts Geringeres ist, als die Gestaltung und Veredlung der Seelen, an die sie sich wendet durch die Vollkommenheit eines kunstmäßigen Erzeugnisses. Durch jedes Kunstwerk wird die Seele behandelt, geleitet, gestaltet: durch die kunstmäßigen rednerischen Erzeugnisse überredet, durch die dichterischen, musikalischen, malerischen u. s. w. ergötzt, in eine gewisse Stimmung versetzt, durch die dialektischen belehrt. Die bloß überredenden, und irgend eine augenblickliche Stimmung bezweckenden Künste stehen ihm aber auf einer um desto niedrigeren Stufe, denn die Kunst des Weltweisen, als diese die ganze Seele zu ergreifen und in allem Ernste dauerhaft so zu gestalten sucht, daß sie in die wahrhaft gerechte Verfassung kommt und für den, der sie erkennt, besonders wenn auch der Körper ihr folgt und entspricht, das allerschönste Schauspiel wird.

Nach diesem Maßstabe erkennt Plato nur solche Kunst an, welche durch schöne Darstellung großer Ideen und tugendhafter Gesinnungen in den Hörern, Lesern und Beschauern das Gute mit dem Schönen erzeugt und vollkommene Seelen bildet. Er verwirft daher Alles, was bloß auf sinnliches Ergötzen berechnet und womit eine Verwirrung der sittlichen Grundsätze und guten Sitten, eine Verschleierung des reinen Gottesbewußtseyns und einer vernünftigen Weltansicht, wie die

Wirkung mit der Urſache, zuſammenhängt, und verbannt daher namentlich nicht bloß die unſittlichen Künſtler und Dichter, ſondern auch die, welche wie Homer die religiöſen Mythen in's Abgeſchmackte und Lächerliche ziehen, aus dem von ihm entworfenen Idealſtaate eines weiſen und glücklichen Bürgerthums.

en.

Briefe über die Kunſtausſtellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Siebenter Brief.

Paris, 25. April.

Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie die franzöſiſchen Schriftſteller und Künſtler in ihren Werken ſich gegenſeitig hülfreiche Hand geleiſtet oder vielmehr ſich einander interpretirt und ergänzt haben. Während der Reſtaurationsperiode war es ein offenkundiges Beſtreben, Literatur und Kunſt zu einer Quelle zurückzuführen, welche im Laufe der Zeiten nach und nach verſiegt, und aus welcher das bis jetzt Vollkommenſte in der Kunſt und Literatur hervorgegangen war. Indem man den Verſuch, die Einfachheit und Lauterkeit der Alten in Schrift- und Kunſtwerken der chriſtlichen Civiliſation einzubürgern, kalt und gemüthlos zu benennen keine Scheu hegte, ſo war es Sitte, die Vortrefflichkeit der Literatur und Kunſt in das romantiſche Dunkel der Vergangenheit, beſonders das des Mittelalters, zu ſetzen und den Verkündiger derſelben dort nach der Quelle graben zu heißen. So wohlgemeint und redlich dies Beſtreben, ſo uneigennützig dieſer Rath auch ſeyn mochte, ſo durfte man doch keinen glücklichen Erfolg davon hoffen, aus dem einfachen Grunde, weil, ehe man zu einer neuen Literatur und Kunſt gelangen kann, erſt das Leben ſelbſt neu anzufangen iſt; wo dieſes ſich friſch und lebendig regt, da treiben auch fröhlich die Blüthen des Lebens, Literatur und Kunſt. Wie konnte man von den räſonnirenden Gelehrten und kalkulirenden Künſtlern des 19ten Jahrhunderts verlangen, ſich mit ganzem Herzen in jene Zeiten zurückzuverſetzen, welche ſie früher verachteten, deren Innigkeit und Frömigkeit, deren ſinniges, ſchöpferiſches Thun und Treiben ſie nicht zu verſtehen, geſchweige denn zu fühlen vermochten? Die damalige ältere Generation der ſogenannten Gebildeten waren ja die Jünger jener franzöſiſchen Apoſtelphiloſophen aus dem vorigen Jahrhundert, welche faſt alle Jahrhunderte der chriſtlichen Weltherrſchaft mit den Beinamen der finſtern und barbariſchen bezeichneten, und hatten natürlich dieſe Anſicht mit der Muttermilch eingeſogen, und da, wenn das Haus einmal mit dem Kalk der Bildung beworfen iſt, an kein weiteres Bauen mehr gedacht wird, ſo war bei dieſen jede Belehrung hierüber vergeblich. Da man aber in dem letzten Decennium die Schriftſteller mit ihren geſchichtlichen Werken über das Mittelalter und frühere chriſtliche Zeitepochen viel Glück machen ſah, ſo kamen die Künſtler natürlich auch auf den Gedanken, ihre Darſtellungen vorzugsweiſe der Hiſtorie chriſtlicher Zeiten zu entlehnen, ihre Verehrung der antiken Römer- und Griechengeſtalten aufzugeben und der Fahne der neuaufgekommenen Hiſtoriker zu folgen. Dadurch ward bei den jüngern Gelehrten und Künſtlern in Frankreich eine unbegrenzte, unbedingte Sucht nach geſchichtlichen Darſtellungen geweckt; wobei es denn natürlich geſchehen mußte, daß ſie über die altehrwürdigen Zeiten der Vergangenheit den flatterhaften Geiſt der Gegenwart verbreiteten, nicht aus einer tiefen, ſondern nur oberflächlichen Anſchauung der Geſchichte ihren Stoff ſchöpften und ſo ihren Werken den Stempel der modernen Seichtigkeit und Trivialität aufdrückten. Anfangs uſurpirten die Schriftſteller und Künſtler für dieſe ihre Produktivität und Produktionen den Namen und das Beiwort „hiſtoriſch“; die Kritik billigte, bewilligte und verallgemeinerte dieſe Benennung, und man ſprach unter der Reſtauration viel von der hiſtoriſchen Poeſie, vom hiſtoriſchen Roman, vom hiſtoriſchen Drama, von hiſtoriſchen Künſten — die Kunſt ſelbſt kannte man nicht —; wie vormals „philoſophiſch“, ſo ward jetzt „hiſtoriſch“ ein Mode- und Erkennungswort. Später hat man Leute, welche in Druck und Farbe ihre hiſtoriſchen Studien bekannt machten, mit dem Namen der Romantiker getauft, wofür ſie denn auch nicht ermangelt haben, das romantiſche Weſen oder vielmehr das unromantiſche Unweſen in Frankreich an die Tagesordnung zu bringen. Es iſt nicht ſehr erbaulich zu erzählen, wie ſie die Geduld des Papiers und der Leinwand benutzt haben, um die Geduld des Publikums auf die Probe zu ſtellen und die Langmuth ehrlicher Leute zu mißbrauchen. Denn in der franzöſiſchen Literatur hat dieſe Wendung der Gemüther außer einigen nennenswerthen Erzeugniſſen wenig Erſprießliches, wohl aber eine Maſſe von albernem Zeug hervorgebracht, und in den Künſten hat ſich dieſe Richtung des Zeitgeiſtes vollends verderblich und unheilbringend bewieſen. Der neuromantiſche Zeitgeſchmack gab namentlich jenen franzöſiſchen Genremalern der heutigen Tage Leben und Gedeihen, welche nichts anders als Koſtümmaler ſind, wenn's hoch kommt (und das iſt höchſt ſelten) den Charakter der Koſtüme wahr auffaſſen, im Ganzen aber in der Erfindung, in der Kompoſition nicht das Geringſte vermögen. Es iſt kein Wunder; die Maler folgten ſtreng der Spur der Literatoren; gleichwie dieſe in ihren Romanen auf die Schilderung der Sitten und Gebräuche, des Kleinlichen und Außerweſentlichen

die äußerste Sorgfalt verwendeten, so durchblätterten und durchsuchten jene mit geschäftigem Eifer die alten Chroniken, um Notizen über Moden und Kostüme der Zeiten und Beschäftigung für ihren Pinsel zu finden. Die Schriftsteller sahen in der Geschichte nur ein Magazin, aus dem sie eine Sammlung von Erzählungen oder eine Auswahl von Vaudevilles zusammentragen konnten, die Maler suchten darin nur eine Ausbeute für Vignetten. Deßhalb zeigte sich bei Beiden jene auffallende Hülflosigkeit und innere Armuth, jener Mangel an Freiheit und Beherrschung des Stoffs, welchem unterliegend sie niemals das Ganze umfaßten, sondern stets zerbröckelten. Der Grund selbst, aus dem sie ihre Werke schöpften, war wohl schön und herrlich, wurde aber gänzlich entstellt durch die Behandlung.

Wir finden im Salen von diesem Jahre eine ziemliche Anzahl von diesen Eintagskünstlern, die wie Scheidemünze immer mehr im Umlauf sind, als vollwichtige Goldstücke. Als Maler haben sie sich darauf beschränkt, Histörchen und Anekdoten von geschichtlichen Personen sinnbildlich darzustellen, wobei natürlich die handelnden Personen wenig, desto mehr aber die Bekleidung und Umgebung derselben in Anspruch kommen. Erträglich darunter sind die Gebrüder Johannot, von denen der Aeltere wenigstens Geschmack in seiner Art zu malen und zu dekoriren, der Jüngere Geschick in der Komposition und Gruppirung zeigt. Der letztere, Tony Johannot, hat dies bewiesen in seinem Tod des Connetable von Dugueselin, — ein Gemälde, welches aber in der That nur untermalt zu seyn scheint, so blaß und einförmig ist der Farbeneindruck desselben. Mehr Verdienst in dieser Hinsicht hat der Besuch Karls V. bei Franz I. im Gefängniß zu Madrid, von Alfred Johannot. Wenn er auch gerade den Begleitern des Kaisers nicht besonders geschmeichelt, sondern fast allen ein hölzernes, langhaariges Aussehen gegeben hat, so verdienen doch die Bettvorhänge und eine vor dem Bette über den Fußboden ausgebreitete Löwenhaut recht viel Lob. Ansprüche auf Erwähnung hat auch Roqueplan, nicht mit seinem eingeschlafenen und schläfrigen Antiquitätenliebhaber, sondern mit der Scene aus der Bartholomäusnacht, wo Diana von Turgis auf den Knien ihren Liebhaber Mergy beschwört, als Hugenot sich nicht auf die Straße zu wagen und sein Leben keinem gewissen Tode auszusetzen in jener Schreckensnacht, deren Gräuel schon begonnen und deren erste Angstrufe die verliebte Muße Dianens und Mergys gestört haben. Die ganze Scene ist zwar theatralisch, doch muß man der guten Behandlung der Kostüme und des Zimmerameublements Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Medaillenkunde.

München. Von C. Voigt ist ein Geschichtsthaler auf 1835 zur Erinnerung an den in diesem Jahre zu Stande gekommenen deutschen Zollverein geprägt worden. Auf der Vorderseite: das Brustbild König Ludwigs I. von Bayern. Rückseite: die an eine feste Säule gestützte, in der Linken das Horn des Ueberflusses und in der Rechten den Merkurstab haltende Göttin des Ueberflusses zwischen einem Anker und einem Schiffsbintertheil mit den Aplustre und mit der Umschrift: Zollverband mit Preußen, Sachsen, Hessen und Thüringen.

Berlin. Aus der Loos'schen Werkstätte ist eine Denkmünze auf den berühmten Schleiermacher hervorgegangen. Vorderseite: das Portrait desselben nach der Büste von Rauch; Kehrseite: die offene Bibel, da, wo sich altes und neues Testament scheiden, mit der Umschrift: Er predigte gewaltig. Abschnitt: Jesus war sein Leben.

Paris. Im königl. Münzkabinet ist eine ausgezeichnet schöne und sehr große Medaille aufgelegt worden. Avers: die Bildnisse des Königs und der Königin der Franzosen. Revers: die der Prinzessin Adelaide und der acht königlichen Kinder.

Architektur.

München. Nach den Angaben und Zeichnungen des königl. Geh. Raths von Klenze wurde im hiesigen englischen Garten auf einem 45 Fuß hohen Hügel ein runder, jonischer Tempel, Menopteros, mit 12 Säulen errichtet, dessen Aeußeres, mit enkaustischen Farben übermalt und im griechischen Style ausgeführt wird. In der Mitte des Gebäudes werden dem Churfürsten Karl Theodor, als dem Begründer des englischen Gartens, und dem verstorbenen König Maximilian Joseph, als Vollender der Anlage, Denkmale errichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[280] Kunst-Anzeige.

Die Madonna des heiligen Franziskus
in der
Dresdener Galerie,
nach **Correggio** von **Peter Lutz**
in gr. Fol. und breiter Linienmanier in Kupfer gestochen,

welche laut Ankündigung diesen Monat erscheinen sollte, kann, weil die Platte möglicher Vollkommenheit wegen in Paris abgedruckt wird, erst nächsten Monat ausgegeben werden, bis wohin auch der Subscriptionspreis von 3 Carolin für 1 Exemplar mit Schrift, av. l. l. 6 Carolin gilt.

Dieses klassische, von mehreren bekannten Kunstkennern rühmlichst erwähnte Blatt gist durch Gegenstand, Größe und Behandlung ein schönes Gegenstück zu Friedrich Müllers berühmter Raphaelischen Madonna.

Dresden, den 5. Juni 1834.

Ernst Arnold,
sonst Rittners Kunsthandlung.

№ 49.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. Juni 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

Bibliothek, Blindenanstalt und Ludwigskirche.

(Fortsetzung von Nro. 30.)

Mit Aufführung dieser drei Bauten ist Prof. Gärtner beauftragt. Sie stehen nahe bei einander und das bereits Fertige zeigt eine innere Uebereinstimmung, in der man sogleich die Richtung nach einem bestimmten alterthümlichen Styl erkennt, ohne an bestimmte ältere Bauten erinnert zu werden. Hier ist zu bemerken, daß bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts in Italien, aber auch in Deutschland an vielen Orten, namentlich am Rhein, eine Baukunst blühte, die noch in ihren Ueberresten die herrlichsten Motive zu reicher Entwickelung zeigt, die aber durch den neu aufgekommenen Spitzbogenstyl fast überall verdrängt, wenigstens in ihrer Ausbildung gehemmt worden ist. Sehen wir recht, so liegt es in den Absichten Gärtners, diesen sogenannten vorgothischen oder romanischen Baustyl zu einer organischen Entwickelung und harmonischen Ausbildung zu bringen, und zwar so, daß er gleich frei von den Eindrücken der spätern römischen Baukunst, die in Italien fremde Elemente eingeschwärzt, als von der eigentlich deutschen des 13ten und 11ten Jahrhunderts, auf seiner eigenen Grundlage selbstständig sich geltend mache. Sollen wir aber doch auf ältere Baumerke deuten, in denen das Prinzip am treusten bewahrt ist, so sind es die Werke des florentinischen Baumeisters Andrea di Cione, namentlich seine Loggie dei Lanzi auf dem großherzoglichen Platz, in welchen wir, so gering an Umfang sie sind, die Grundlinien für den Gärtnerischen Baustyl wiederzufinden glauben. Das äußere Kennzeichen ist der Rundbogen, der technische Vorzug die Konstruktionsfähigkeit aller Theile, selbst der Ornamente, was bei dem Spitzbogenstyl nicht immer der Fall ist. Der Charakter dieser Baukunst feierlicher Ernst, ohne jene reiche Festlichkeit der altdeutschen, und Festigkeit. Nach unserm Dafürhalten ist sie ganz geeignet, sich zur herrschenden zu machen, da sie biegsam und umfassend, in ihrer Einfachheit und Strenge der griechischen, in ihrer Wirkung auf's Gemüth ganz der romantischen angehört, und überdies ihre Ausführung die geringsten Mittel in Anspruch nimmt.

Nun zu den genannten Gebäuden: In der Verlängerung der Ludwigsstraße neben dem Kriegsministerium erhebt sich in einer Längenausdehnung von 520 Fuß das neue Bibliothekgebäude mit zwei Stockwerken über dem Erdgeschoß. Der ungewöhnlich milde Winter machte es dem Architekten möglich, den Bau, der im September erst bis zum ersten Stock aufgeführt war, noch vor dem Eintritt der kalten Jahrszeit unter Dach zu bringen, so daß der äußere Bau mit Ausnahme der Wölbungen als vollendet zu betrachten ist. Drei hohe Eingänge, zu denen man von der Straße über 6 — 8 Stufen aufsteigt, führen in eine Säulenvorhalle, durch die man rechts und links in das Archiv des Reichs und des königlichen Hauses und nach der breiten Stiege gelangt, die zur Bibliothek in die oberen Stockwerke führt. Der rechte Flügel enthält die Zimmer des Direktors, der Ober- und Unterbibliothekare, das Ausgabezimmer und einen großen Lesesaal, dessen Kreuzgewölbe außer von den Seitenwänden noch von vier Säulen in der Mitte getragen werden. Der linke Flügel enthält die Zimmer mit den Bücherrepositorien, wobei — um den ganzen Raum der Wände für die Bücher zu gewinnen und des lästigen Gebrauchs der Leitern überhoben zu seyn — die Einrichtung getroffen ist, daß zwei übereinander gebaute, durch alle Zimmer und Wände fortlaufende Galerien an den nur 6 — 7 Schuh hohen Schränken vorbeiführen. Der äußere Sockel des Gebäudes ist von grünlichem Kalkstein, das Erdgeschoß, in Quaderform gemauert, enthält einen gleichfarbigen wetterfesten Ueberzug von Mergelschieferauflösung; die obern Stockwerke behalten mit Ausnahme der ebenfalls auf diese Weise bekleideten Fensterbogen und

Vertiefungen ihre von lichtgebrannten Backsteinen auf's vollkommenste, man möchte sagen musivisch ausgeführten Mauern in natürlichem Zustande. Die rundbogigen Fenster vertiefen sich in Weise ähnlicher Kirchthüren nach innen mit Säulchen und Wulsten. Bei diesem stattlichen Bau ist nur das Eine zu beklagen, daß er eine so unverhältnißmäßig geringe Tiefe hat, wovon der Grund in den beschränkten Mitteln zu suchen ist, über welche der Baumeister zu verfügen gehabt, und welche ihn nöthigten, vorläufig von der Durchführung des ursprünglichen umfassenderen Planes abzustehen. Inzwischen ist von den Ständen des Reichs zu erwarten, daß sie, nachdem mit den angewiesenen Mitteln ein Bau von solcher Schönheit und solchem Umfang zu Stande gekommen, auf den Fall, daß die Regierung den für den literarischen Gesammtschatz durchaus nöthigen Fortbau in Vorschlag bringen sollte, derselben bereitwillig entgegenkommen werden. Malerei und Skulptur werden bei der innern Ausschmükkung nicht angewendet werden.

Der Bibliothek schräg gegenüber in einer Längenausdehnung von 220 Fuß und 80 Fuß Tiefe sind die Fundamente zu der Erziehungsanstalt für Blinde gelegt. Obschon dieser Bau seinem Wesen nach nicht zu den Kunstbauten zu rechnen ist, so hat doch der denkende Architekt keine Veranlassung übergangen, demselben eine eben so ansprechende als angemessene Form zu geben, so daß er mit den übrigen nahestehenden öffentlichen Gebäuden übereinstimmend die Aufmerksamkeit des Beschauers fesseln wird. Indeß beschränken wir uns vorläufig bloß auf diese Anzeige, bis das Haus selbst zu Tage steht und von sich zu reden erlaubt.

Bei weitem das imposanteste dieser Gebäude ist die Ludwigskirche, auf der Seite der Bibliothek, doch nördlicher gelegen, an der Stelle, wo die Löwenstraße in die Ludwigstraße rechtwinklig eintritt. Hier müssen wir zuerst einen Blick auf den Plan des Architekten werfen, wie er seiner ganzen Ausdehnung nach allerhöchsten Orts genehmigt, nach und nach verwirklicht wird. Denken wir uns den Bauplatz als ein Oblongum von ungefähr 360 Fuß Breite und 250 Fuß Tiefe, so sehen wir an der Vorderseite eine Reihe mehrerer gleichartiger Gebäude, nämlich zwei sich entsprechende Häuser an beiden Ecken (Pfarr- und Schulhaus), in der Mitte die Kirche mit ihren beiden Thürmen, sich erheben und zwischen Kirche und Häusern an beiden Seiten offene Säulenhallen, durch die man in einen mit Bäumen bepflanzten Friedhof sieht. Der Grundstein zu diesem umfassenden in sich geschlossenen Bau, der in der Geschichte der neuern Kunst gewiß seine ganz besondere Würdigung finden wird, ward am 25sten August 1829 gelegt; *) mit einigen durch lokale Verhältnisse herbeigeführten Unterbrechungen wurde emsig bis in den Herbst des verflossenen Jahres fortgearbeitet, so daß gegenwärtig das Hauptgebäude der Kirche mit vollendeten Gewölben unter Dach gebracht, und die ganze Façade bis auf die Verzierungen fertig ist, selbst die Thürme bis zum Giebel derselben aufgeführt sind. Der gewiß höchst erfreuliche Anblick des bisher Ausgeführten ist uns inzwischen vorenthalten, da der ganze Bau unter einem Wetterhaus von Brettern steckt, das sich durch die Erfahrung als besonders nützlich gegen die in München häufigen Regenwetter erwiesen. 110 Fuß hoch erhebt sich die Façade von erprobtem weißen Kalkstein, der durch die Zeit einen gelblich grauen Ton, wie der carrarische Marmor, erhält, über breite Stufen, die zu einer Vorhalle führen, welche über ihren Kreuzgewölben das Orgelchor aufnehmen und mit Freskobildern (aus der Geschichte des heil. Ludwig) geschmückt werden wird. Durch zwei fortlaufende Friese, in deren stylisirtem an Ort und Stelle gearbeiteten und nicht über die Fläche vorstehenden Laubwerk wir die Verwandtschaft mit maurischen Formen zu erkennen glauben, theilt sich die ganze Façade in drei Theile, deren unterer die eben besprochene, von Säulen getragene offene Vorhalle, der mittlere in fünf Nischen die kolossalen Statuen von Christus und den vier Evangelisten aufzunehmen bestimmt, und der obere von einer großen Rosette geschmückt ist. Auf der Spitze des im rechten Winkel konstruirten Giebels wird sich das Kreuz erheben; zu beiden Seiten, wo die Schenkel des Giebels auf die Mauer aufsitzen, werden die kolossalen Statuen des Paulus und Petrus zu stehen kommen. Alle statuarischen Arbeiten an der Kirche sind dem Bildhauer L. Schwanthaler übertragen, und sieht man bereits in seiner Werkstatt den heiligen Lukas angefangen. Die Seitenansicht betreffend, fallen uns die diesem Styl besonders eignen kleinen Fenster auf, wodurch offenbar größere Mauerfläche und somit für die Malereien günstige Räume gewonnen werden. Die Strebepfeiler der Gewölbe des Hauptschiffs ruhen in den Seitenschiffen und sind über denselben durch je zwei Fensterbogen mit zierlichen Säulchen durchbrochen und bieten ein Fußgestell für eine Reihefolge von Statuen, welche sie in der Folge schmücken werden. Am Dachstuhl bemerken wir die kunstreiche Konstruktion, nach welcher sein Druck in einem Winkel von 90 Grad nach Außen in einen senkrechten auf die Mauer verwandelt worden, wodurch es möglich ward, denselben ohne Verstärkung der Mauern bis auf den Bogen selbst herabzulassen, und somit das Ebenmaaß der Breite zur Höhe zu bewahren. — Tritt man in's Innere der Kirche, so fällt Einem sogleich in die Augen, daß hier bei allem Ernst nicht jene Erhabenheit deutscher Baukunst, die dem Spitzbogen eigen, bezweckt ist, wohl aber eine

*) S. die Beschreibung der Feierlichkeit im Kunstblatt 1829, Nro. 74.

allgemein befriedigende, ruhige Stimmung. Da treten nicht die Säulen zu Bündeln zusammen, um hohe Wölbungen zu tragen, noch erweitert sich der Raum durch mehrere Seitenschiffe zu einem Hain. Letztere sind durch breite Pfeiler, die das im Halbzirkel konstruirte Gewölbe tragen, in drei fast abgeschlossene Kapellen von 25 Fuß im Geviert umgewandelt und das Mittelschiff (von 238 Fuß Länge und 56 Breite) wird auf keine Weise die Blicke zerstreuen, die sich nur um so leichter dem Chor zuwenden, das mit dem Querschiff besonders geschmückt werden wird. Zu beiden Seiten des Chors laufen die Sakristeien hin, so daß äußerlich die Kreuzesform der Kirche selbst weniger bemerklich ist. Die Breite des Mittelschiffes zur Höhe (890 Fuß) verhält sich ziemlich wie 1 zu 16.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Siebenter Brief.

Paris, 25. April.

(Beschluß.)

Nicht ganz ohne Leben und Bewegung ist das Gemälde von Bremond, Franz I. vorstellend, wie er in Begleitung der Herzogin von Etampes und mehrerer Hofleute das Atelier von Benvenuto Cellini besucht. Doch es ist mir unmöglich, Ihnen alle französische Maler aus dieser Sphäre mit Namen anzuführen; so groß bei diesen die Neigung, Anekdoten und geschichtliche Thatsachen nach Romanen, Dramen ꝛc. darzustellen, so groß ist bei mir die Abneigung, jene Anekdotenpinselei zu beachten, welche mit bleiernen und wächsernen Farben ihr bleichsüchtiges Daseyn an den Tag legt. Die Gemälde dieser Art, welche ich wohl bisweilen betrachtet habe, waren von Robert Fleury, eine Prozession der Ligue; von Taffaert, der Tod Correggios; von Jollivet, Philipp II. von Spanien, wie er kurz vor seinem Lebensende im Kloster Escurial zu Madrid seinem Sohne die letzten Lehren und Ermahnungen gibt; von Debacq, der Tod des Bildhauers Jean Goujon in der St. Barthelemy; von Ferret, Karl II. von Spanien, wie er sich den Sarg seines Vaters Philipp IV. öffnen und zeigen läßt; von C. Charpentier, eine Jugendscene des Peter von Cortona; von Monvoisin, der Tod Philipps, Erzherzogs von Oesterreich, an dessen Sterbebette seine Gemahlin Johanna, Königin von Kastilien, den Verstand verlor; von Kritet, der Tod des Admirals Coligny.

Eine andere Manier des französischen Zeitgeschmacks besteht darin, literarischen und artistischen Stoff aus der Epoche der Regentschaft zu schöpfen; die Literatur hat ihre geheimsten Schlupfwinkel durchstöbert, ihre skandalöse Kehrseite herausgewendet, die schamlose Feier ihrer Orgien beschrieben, kurz ihr erbärmliches Flittergold herausgegraben. Mit den Vaudevilles von Ancelot, mit den Erzählungen à la Crebillon und den Industrieerzeugnissen à la Dubarry haben unglücklicher Weise auch die Maler sich verleiten lassen, Schminkpflästerchen und gepudertes Haar schön zu finden und Gegenstände dieses Ideenkreises zu behandeln. Es lohnt der Mühe nicht, diese Abart der Neuromantiker, — ein schwaches Malergeschlecht, das seine Begeisterung aus dem Vaudevilletheater holt, — einer weitern Beachtung zu würdigen. Bemerken Sie aber neben diesen Boudoirmalern und Vaudevillesschreibern mit dem raffinirtesten Sinnenkitzel eine andere Klasse von Schriftstellern und Malern, welche die verzweifelt gleichgültigen Gemüther durch Darstellung von Schreckensscenen aus ihrem Stumpfsinn zu erwecken suchen. Wenn ein französisches Drama heut zu Tage in Frankreich der Masse gefallen soll, so muß es Mord, Blutschande, Ehebruch, Verführung als integrirende Bestandtheile enthalten. Das haben sich auch die Maler gemerkt, welche nun obige Ingredienzien in ihre Gemälde soviel es angehet unterzubringen versuchen. Und die des moralischen Muths und der Tüchtigkeit entbehrende Gegenwart staunt Alles an, wo eine rohe, gewaltige Kraftäußerung im Leben sich zeigt, oder wo eine unsinnliche, gristerhafte Macht zu walten scheint, weil sie Ersatz finden möchte für die inhaltslose Wirklichkeit, weil sie die Leere ausfüllen möchte, welche der Mangel eines thatenreichen Lebens, einer die Seele füllenden Idee bei einem lebhaften, neuerungssüchtigen Volke erzeugt hat. Vergebens hat man auch in Frankreich fremde Literaturen einheimisch zu machen gesucht, im Meere der Nationaleitelkeit sich berauscht, mit dem Heiligenschein „der glorreichen Julitage“ sich die Stirn geschmückt und eine Selbstapotheose mit sich vorgenommen; — aber alle diese Mittel und Bestrebungen haben die geistige Ohnmacht und Unmacht der gegenwärtigen Zeit unbefriedigt gelassen, welche in einer sträflichen, sündlichen Wirklichkeit ihre Schau- und Leselust befriedigen will. Wenn nur die stumpfen Lebenskräfte auf irgend eine Weise erregt werden, wenn nur das Leben selbst, im Bilde oder im Drucke dargestellt, irgend wie einen Zauber auf den nach Wirklichkeit hungrigen Geist ausübt, so gibt man sich zufrieden; sucht man doch jetzt in Frankreich Erholung aus Schriftwerken, welche bei uns nur Gottfried Basse in Quedlinburg verlegen würde, und gehört doch die Gazette des Tribunaux mit zu den gelesensten Blättern!! Wenn die abstrusesten Schriftsteller gegenwärtig in Frankreich eine Lieblings-

Lektüre geworden sind, wenn die scheußlichsten Dramen jeden Abend in der Porte Saint Martin mit krankhafter Begierde verschlungen und mit wahnwitziger Wuth bellatscht werden, wenn man sich nicht mehr scheut, in der Literatur das Banner der Unsittlichkeit zu entfalten, so ist es leicht zu vermuthen, daß die Maler nicht unberührt von diesem Pestdauche geblieben sind. Die J. Laure, Dodin, Lugardon, Durupt, Xaver Dupré, Queco, Pigal, Ed. Pingret, Mouchy, Thévenin und Andere haben eine wahre Musterkarte von Raub-, Schiffbruch-, Todes- und Kirchhofsscenen ausgestellt, von der ich Ihnen aber auch nicht eine einzige Probe zeigen, geschweige anpreisen will.

Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich die Kritik der Industriemaler oder, wenn man lieber will, der Porträtmaler unterlasse. Die Zahl der zugelassenen Porträts ist groß, sehr groß; ich glaube, sie übersteigt die Hälfte aller ausgestellten Gemälde; aber unter diesem ganzen Schwall von Gemälden, welche die Eitelkeit unserer Tage und die Mode der Geldreichen in's Leben ruft, habe ich kein einziges entdecken können, welches nur den mäßigsten Anforderungen entspräche. Die bei weitem größte Zahl derselben ist flüchtig, schülerhaft gearbeitet und nur bei einigen wenigen habe ich Fleiß und Gewissenhaftigkeit in der Ausführung gefunden, wie in dem Porträt einer Engländerin von Canzi. Die Kunstjury hat in dieser reichlichen Auswahl von Gemälden eine schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen; ich zweifle sehr, ob ihr Urtheilsspruch beim obersten Richter des gesunden Geschmacks Rechtskraft erlangen wird. Champmartin, Dubufe, Clotilde, Gerard, Lépaulle, Roullard, Lécurieux, Vauchelet und mehrere Frauen und Fräulein, die ich aus schonender Rücksicht nicht nennen will, sind Günstlinge, denen vielleicht freundschaftliche Verhältnisse, Gefälligkeit und Artigkeit keine Zulaßverweigerung erlaubten, die aber die Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit und Urtheilskraft der Kunstrichter nicht in das vortheilhafteste Licht stellen.

Die Darstellung von allerhand unbelebten Gegenständen, z. B. Hausrath ꝛc., hat auch manchen Maler beschäftigt; Blumen-, Frucht-, Thier-, Jagd- und Konversationsstücke, Bauern-, Bürger-, Zigeuner- und andere Kneipen, eheliche, häusliche, ländliche, städtische, Hirten-, Schiffer-, Fischer-, Handwerks-, Bettler- und Volksscenen überhaupt und Bambocciaten sind in hinreichender Anzahl vorhanden. Es genüge, ihr Daseyn erwähnt zu haben; Liebhaber mögen sich daran erbauen, für uns sind sie nichts als ein unnützer, holländischer Ballast für den weiten Schiffsraum der Kunst, oder ein leichter abgestandener Plunder, um den Kunstunverständige auf dem Trödelmarkte handeln können, die Kritik und ein vernünftiges Publikum sich aber nicht bekümmern sollen.

Doch ich will für heute endigen; der Salon wird in einigen Tagen geschlossen und ich habe daher noch einen Gang in's Louvre zu machen, um nachzusehen, ob ich Bemerkenswerthes etwa außer Acht gelassen habe. Auf keinen Fall hoffe ich, mit meinen Berichten in Rückstand zu kommen; von den Malern nehmen je überdies nur noch die sogenannten Landschaftmaler meine Bemerkungen in Anspruch, welche ich Ihnen für das nächste Mal verspreche. Bis dahin sage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl!

Alterthümer.

Der Oberpräsident der Provinz Westphalen, Freiherr von Vincke, hat in einer Bekanntmachung nach dem Inhalt einer königl. Kabinetsordre vom 4. Oktober 1815 und einer Cirkularverfügung der königl. Ministerien der Geistlichen ꝛc. Angelegenheiten und des Innern vom 15. Dez. 1823 die nachlässige Behandlung alter Kunstgegenstände und geschichtlicher Denkmale durch Ortsbehörden und Kirchenvorstände ernstlich gerügt, als wozu auch schlechte Restaurationen und absichtliche Verstümmelungen gehören. „Ich finde mich daher," heißt es sodann, „durch solche Verfahrungsweisen, in denen man ebensowenig die Achtung vor der Kunst, als den vaterländischen Sinn, der mit sorgsamer Pflege auch die Ueberreste alter einheimischer Kunst für die Nachkommen zu erhalten bemüht ist, erkennen kann, verpflichtet, allen Behörden, namentlich den Herren Landräthen, Bürgermeistern und Kirchenvorständen, obige Bestimmungen nicht allein in Erinnerung zu bringen, sondern sie auch hierdurch ausdrücklich anzuweisen, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ob die noch vorhandenen Denkmäler und andere öffentliche Kunstgegenstände auch eine in allen Beziehungen gesicherte Stellung haben, und ob sie einer Reparatur bedürfen; in welchem Falle sie der betreffenden königl. Regierung sofort Anzeige und Vorschläge machen müssen. Sollte eine Restauration von alten Gemälden gewünscht werden, so veranlasse ich dieselben, den Rath des hiesigen Kunstvereins deßhalb einzuholen. Münster, den 4. Jan. 1834."

In London befindet sich ein ausgezeichnet schön gearbeitetes Modell der großen Pyramide des Cheops, aus 43,000 Korkstücken zusammengesetzt; ein vertikaler Ausschnitt aus der Pyramide selbst zeigt, daß sie nicht nur auf, sondern auch um einen Fels gebaut ist, der sich mitten in der Pyramide 130 Fuß hoch erhebt und auf dessen Gipfel sich das sogenannte Gemach der Königin befindet. Die Pyramide war ursprünglich mit Mörtel bekleidet, der ihre Oberfläche glatt machte, sodaß sie sehr schwer zu ersteigen war; diese Bekleidung ist aber jetzt abgefallen, und die Pyramide ist daher nun leicht zugänglich.

Die Ausgrabungen auf dem Campo vaccino in Rom werden auf Verwendung bedeutender Personen mit großer Umsicht betrieben. Man will den ganzen alten Boden freistellen, und, wie die Trajanssäule und deren Umgebung, mit einer Ringmauer einschließen.

Persönliches.

Dem ersten Inspektor bei der königl. sächs. Gemäldegalerie zu Dresden, Professor Friederich Matthäi, ist der Charakter eines Galeriedirektors ertheilt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 50.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 24. Juni 1834.

Mittheilungen aus Berlin.

Den 21. Mai.

Der Direktor der hiesigen Akademie der Künste, Schadow, feierte gestern (den 20. Mai) seinen 70sten Geburtstag: die Senatsglieder der Akademie überreichten ihm eine Medaille, deren Vorderseite das Bildniß des Veterans enthält, mit der Umschrift: Dr. J. G. Schadow geb. Berlin den 20. Mai 1764, Mitglied der Akademie der Künste, den 26. Januar 1788, Direktor den 8. Februar 1816; die Rückseite das Abbild einer Gruppe (Perseus und Andromeda), mit welcher derselbe zu Rom als 22jähriger junger Mann den akad. Preis der Sculptur gewann; zu den Seiten die Beischrift: Gekrönt den 18. Okt. 1786 von der Akademie di San Luca zu Rom: Gefeiert den 20. Mai 1834 von der königl. Akademie der Künste zu Berlin. Schadow's Kopf modellirt von Professor Jachtmann; die Medaille gegossen; Schnitt in Speckstein von Fischer d. ä. — Die Mitglieder des Vereins der ältern Künstler, von dem Schadow gleichfalls Direktor ist, verehrten ihm einen Service mit Originalzeichnungen auf Porzellan in der von Schmiel erfundenen Art. — Der Verein der jüngeren Künstler überreichte seinem Patron ein Album von Kompositionen und Zeichnungen. — Mittags versammelten sich an 180 Künstler, Kunstfreunde und Freundinnen zum Ehrenschmaus. Von jener auch auf der Medaille abgebildeten Preisgruppe war ein altes, kleines, antikenähnlich verstümmeltes Modell auf der Tafel aufgestellt. Der Sekretär der Akademie, Professor Tölken, machte darauf aufmerksam, indem er das Nähere zur Erklärung der cirkulirenden Medaille mittheilte. Gesang, Toaste und vor Allem ganz kurze humoristische Reden des Gefeierten erhöhten die Festfreude. —

Die Schätze unsers Museums vermehren sich stets, sowohl der antike als der moderne. Unstreitig zu den bedeutendsten neueren Acquisitionen gehört der letztlich angekommene Raphael, eines der älteren Bilder des göttlichen Jünglings, nach Direktor Waagen's Untersuchungen *) aus d. J. 1501 oder 2, Raphaels 18tem oder 19tem Jahre, demnach noch älter als das Sposalizio und die Krönung Mariä (im Vatikan).

Aus Veranlassung eines Abtes aus dem Hause Ancajani für die Kirche der Abtei Ferentillo gemalt, war diese Anbetung der Könige über zwei Jahre das Altarbild dieser Klosterkirche. In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ließ es der Abt Decio Ancajani, weil es durch Feuchtigkeit gelitten, nach Rom bringen und von Domenico Michelini durch Unterlegung neuer Leinwand restauriren. Auf den Rath der Maler Masucci und Sebastian Conca wirkte derselbe Abt bei der heil. Congregation zu Rom die Erlaubniß aus (ertheilt den 18. Sept. 1733), das Bild, dem die Feuchtigkeit seines ursprünglichen Standorts den Untergang drohte, in die Kapelle des Palastes Ancajani zu Spoleto zu versetzen und in Ferentillo an seiner statt eine Kopie von Conca aufzustellen, die sich noch dort befindet. Das Original blieb zu Spoleto bis 1825, wo es von der Familie Ancajani nach Rom gebracht und, unter den Augen des Cavalier Tofanelli (Direktor der kapitolinischen Sammlungen) auf einen neuen Blendrahmen gezogen, mehrere Jahre in der Engelsburg, dann im Palast Torlonia aufbewahrt war. 1833 wurde es auf Befehl des Königs durch den preuß. Ministerresidenten in Rom, den Geh. Legationsrath Bunsen, für die Gemäldegalerie des Berliner Museums erworben, zugleich von demselben für die artistische Kommission der königlichen Museen ein handschriftliches Memoire mit allen im Haus Ancajani tradirten Nachrichten über das Bild, und vor dessen Absendung ein Proces verbal über den Zustand des Bildes durch einen Sachverständigen besorgt. Aus Vergleichung des letzteren mit dem angekommenen Bilde hat sich ergeben, daß es auf dem Transport nichts gelitten,

*) S. dessen Aufsatz im „Museum für die bildenden Künste" Nro. 17, 18, vom 28. April und 5. Mai d. J., woraus die folgenden Notizen gezogen sind.

aus andern Gründen und Zeugnissen, daß es seit 1733 im Wesentlichen wenig, noch weniger seit seiner Versetzung aus Spoleto verloren haben kann. Freilich war schon 1733, als die Restauration durch Michelini nöthig befunden wurde, die Farbe verblichen, die Leinwand an mehreren Stellen zerrissen; dies jedoch nur im obern Theil des Bildes (der Luft). Daß aber dieser Restaurator sich bloß auf Einsetzung der Leinwand an jenen Stellen beschränkt und keine Farbenherstellung unternommen habe, ist darum höchst wahrscheinlich, weil jene ergänzten Stücke bloß durch eine graue Tünche mit der alten, durch Farbenabfall bloßgelegten Leinwand in Uebereinstimmung gebracht sind. Von dem Rande nur, nämlich von drei Seiten der viereckigen Einfassung, die das Bild mit Arabesken umgibt, findet Direktor Waagen die Uebergehung durch eine spätere geschickte, aber minder feine Hand, als die untere Rand-Arabeske zeigt, nicht unwahrscheinlich. Vielleicht könnte man eine geringe Farbenrestauration auch im Bilde selbst bei drei kleinen Figuren des Mittelgrundes vermuthen. Von Werth aber ist es, daß gerade die wesentlichen Theile des Bildes durchaus keine spätere Hand vermuthen lassen, und daß, obgleich die Farbe der Luft, das Grün des Bodens, an den Gewändern besonders das Blau fast ganz abgefallen ist, dennoch die Figuren, die Köpfe, die Komposition in einem Grade erhalten sind, daß der edle Geist des Ganzen siegreich durch die äußere Zerstörung hindurchwirkt und der liebliche Ausdruck einzelner Gestalten auf den ersten Blick, bei dauernder Betrachtung das ganze Bild entschieden gegenwärtig und lebendig wird. Die ungebleichte, feine Leinwand, worauf das Bild mit Leimfarbe (a guazzo) gemalt, liegt am meisten bloß, wo Mineralfarben, die der Pergamentleim am wenigsten bindet, von der Feuchtigkeit abgelöst worden, also in Theilen der Luft, Landschaft, blauen und grünen Gewändern. Dennoch deuten sich auch hier die Töne noch sichtbar an; und da die Farben nicht sowohl verändert, als rein abgefallen sind, so ist das Ganze nicht durch Flecken beunruhigt, sondern nur gedämpft, so daß noch neuere Beschauer das Bild, anstatt für verblichen, für unvollendet halten konnten, was übrigens Waagen tristig widerlegt. Denn gerade nur jene Farben sind abgegangen, nicht so das Weiß, Roth und Gelb. Ich behaupte, daß jene Zerstörung, da sie keineswegs die Bestimmtheit der Darstellung aufgelöst hat, was sie auf der einen Seite raubt, auf der andern ersetzt. Das Bild, das auf den ersten Blick aussieht, als wäre ein Schwamm verwischend darübergegangen, spricht nur mittelbarer und leiser mit einer liebenswürdigen Sanftmuth an die Phantasie und stellt sich in ihr durch die Unverwüstlichkeit seiner Linien in dem ruhig anmuthigen Charakter, dessen Ausdruck nur dem Grade, nicht der Qualität nach beeinträchtigt ist, mit einer Leichtigkeit und Sicherheit wieder her, die eine verdoppelte Bewunderung wirkt. Man glaubt keineswegs durch thätige Imagination das Gedämpfte aufgefrischt zu haben; man schreibt es der himmlischen Geduld dieser Augen selbst zu, daß sie doch verweilen, doch so sprechend hervortreten. Man wird zugleich um so besser gewahr, was hier in der Zeichnung an sich schon geleistet ist; und interessant sind mehrere Stellen, wo die Conture offen liegen, besonders ein Stück Gewand, dessen Faltenwurf in seinen, eben so leichten als sorgfältigen Strichen mit Tusche vorgezeichnet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Achter Brief.

Paris, 27. April.

In den alten Zeiten der italienischen und deutschen strengen Malerschule verschmähete man den Werth eines Gemäldes durch landschaftlichen oder sonstigen Schmuck zu erhöhen; hohe, ernste Einfalt ist der Charakter dieser Schule, welche nur ebensoviel gibt, als nöthig ist, um ihre Idee zu versinnlichen, und selbst da, wo Fülle und Reichthum an Gedanken ist, noch sparsam verfährt und Alles dem Geist einer frommen Mäßigung unterordnet. Wie die alte Nürnberger Plastik keines großen Apparats, keiner weitausholenden Anstalt für ihre Bildungen bedurfte, sondern aus wenigen Brettchen, Bändern, Schnüren, Farben und Glitzerglas ihre Spielsachen zusammensetzte und jedesmal mit dem geringsten Aufwand die größte Wirkung erreichte, so hat die alte Malerschule mit wenigen Mitteln, in einfältiger Künstlichkeit und frommer Naivität, ihren Zweck erreicht, alle die kleinen, spielenden Farbenlichter, die durch ihre Zeit hindurchschießen, aufgehascht und, wie sich die Welt in den kleinen Conversspiegel zusammenbricht, in treuem Bilde dargestellt. Nachdem von Raphael an bis zu Guido die Vollendung und Verschmelzung sinnlicher und geistiger Schönheit in der Kunst sichtbar geworden, diente die Landschaft als der Hintergrund des vollständigen Gemäldes. So ist eine schöne Landschaft der bedeutsame Hintergrund bei Raphael, Bellin, Tizian, Leonardo, Dürer und weniger oder mehr bei allen großen Malern des Alterthums. In Verbindung mit dem auf dem Vordergrunde dargestellten Stillleben bekam die Landschaft allein Bedeutung und Wesenheit, und beide, Landschaft und Stillleben, bildeten erst ein ganzes vollständiges Gemälde. Als aber die Maler aus den unermeßlichen Ueberflüssen der Kunst schöpften und in Reiz, Ueppigkeit und Weichlichkeit ausschweiften, fingen sie an, das, was

früher eins und unzertrennlich gewesen, zu trennen und zu zersplittern, und betrachteten in ihrem materialistischen Eigendünkel die leblose Natur, die Landschaft, als einen eignen, hinreichenden malerischen Vorwurf. Die Venetianer in der Mitte des 16ten Jahrhunderts vergaßen zuerst die höhere Richtung der Malerei, welche die römische und florentinische Schule streng beobachtet hatte, und ihnen insbesondere verdanken wir die Erfindung der Landschafts- und mit ihr der Genremalerei. Schon von Tizian sind mehrere Gemälde erhalten, die zwar geschichtliche Begebenheiten darstellten, wo aber das Landschaftliche so sehr hervortritt, und so sorgfältig behandelt ist, daß es schwer zu bestimmen seyn möchte, was er damit habe bezwecken wollen, eine geschichtliche Darstellung oder eine schöne Landschaft. Noch entschiedener spricht sich dieser Hang für die Landschaftmalerei später in der Bolognischen Schule aus, und um dieselbe Zeit brachte Poussin diese Art zu malen in der französischen Schule zu Ehren. Aber die Bassano, Caracci, Dominichino, Poussin, Guaspre, Salvator Rosa und andere Meister jener Zeit verstanden darunter nicht eine einfache, zierliche, klavische Nachahmung der Natur; sie verschönerten, vergrößerten und vergeistigten ihre Kompositionen der Art, welche keineswegs bloße Porträts oder Kopien von einzelnen Gegenden sind, sondern immer irgendwie einen Gedanken, eine poetische Absicht verrathen. Sie staffirten den Vorgrund ihrer Gemälde mit biblischen oder mythologischen Gegenständen aus, welche alsdann den Charakter der Landschaft bestimmen. Bei Poussin vorzüglich finden wir fast immer das Landschaftliche des Gemäldes der Idee der Komposition untergeordnet, wie in den Jahreszeiten, den Schäfern Arkadiens und vielen andern. Gemälde dieser Art erinnern noch an die Zeiten, wo die Kunst ihre vollendetsten Werke ausgebar, und wie beschaffen auch der Charakter dieser Gemälde seyn mag, düster, heiter, traurig, lachend, schrecklich, erhaben, immer ist in Ausführung und Anordnung ein strenger, edler, zuweilen grandioser Styl unverkennbar. Den grandiosesten Ausdruck hat Poussin der Landschaft zu geben verstanden, wie er denn wohl überhaupt für den ersten, ja in seiner Art einzigen Landschaftmaler gezählt werden kann. Claude Lorrain vereinigt mehr das Zarte und Feine mit einer schönen, anspruchslosen Einfachheit, welche seinen Gemälden einen so eigenthümlichen Reiz verleihet.

Alle diese Landschaftmaler achteten zum wenigsten noch die Lehren und Ueberlieferungen früherer Zeiten und Schulen; eine gewisse, heilige Scheu hielt sie gleichsam zurück, völlig mit ihren Vorgängern zu brechen. Erst eine spätere, der Voreltern mehr vergessene Zeit wagte es, den religiösen Glaubensartikel aus dem Katechismus der Kunst zu streichen und anthropomorphistischen Vorstellungen von der Göttlichkeit der Kunst in ungezügelter Willkühr zu huldigen. Nicht wenig trug dazu die holländische und flamändische Schule bei, welche keine Verpflichtungen gegen das Alterthum kennend, in aller Naivität ihren Pinsel übte und sich dabei in täuschende Nachahmung des bloß Gefälligen und am Ende in gänzliche Plattheit verirrte. Sie gab uns die eigentliche Landschaftmalerei heutiger Tage, die in nichts weiter besteht als Gegenden, Ansichten ꝛc., so wie sie sich dem Auge bieten, auf Leinwand darzustellen und sie bisweilen zum Ueberfluß noch mit Hirten-, Fischer-, Familien-, Volks-, Thier- und andern Scenen auszustaffiren. Es ist wahr, diese Schule zählt einige Meister, welche in täuschender Nachahmung von Naturgegenständen fast mit dem Pinsel des Apelles wetteifern könnten; die Namen eines Ruysdael, Berghem, Both, Wynants, St. Cupp und andere sprechen dafür: aber die Wahrheit und Schönheit der Natur treu im Bilde dargestellt, macht noch kein Landschaftsgemälde, und wer die Natur mit sichrer, geübter Hand wiederzugeben versteht, ist deßwegen noch kein Landschaftmaler. Und was hat uns diese Kunstfertigkeit zuwege gebracht? Den ganzen Schwall unserer Genremaler, die zu Tausenden heute die Kunst malträtiren. Dank sey es den Bestrebungen und Bemühungen dieser künstlerischen Zunftgenossen, wir sind auf dem Wege, die Vollkommenheit in den mechanischen Mitteln zu verlernen und die letzten Spuren des alten, heiligen Kunstgeistes verschwinden zu sehen.

Lassen sie uns jetzt nach dieser fast zu langen Digression betrachten, was die heutigen französischen Landschaftmaler für den Salon von diesem Jahre geliefert haben. 600 Landschaften ist wahrlich keine geringe Zahl, aber in allen ist mehr oder minder eine höchst materielle Kunstansicht vorwaltend, nirgends eine originelle Erfindung, Auffassung und Ausführung, meistens eine leere, klägliche Nachahmung von Bäumen, Gebirgen, Himmelsregionen und Gegenden. Die Holländer haben natürlich die meisten Nachbeter und Nachtreter gefunden; ich beschränke mich darauf, Ihnen das Wissenswertheste mitzutheilen und den Rest bloß anzudeuten.

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Fortsetzung.)

Die malerische Ausschmückung der Kirche bezieht sich bloß auf den Chor und die Nischen des Querschiffes nebst den Decken, in welche die des Kreuzes eingeschlossen, und ist bekanntlich Hrn. Dir. Peter von Cornelius

übertragen. Noch ist es unbestimmt, wann das Malen beginnen kann; einstweilen zeichnet der Meister seine Kartons. Sein Auftrag war, die angezeigten Räume mit einem Cyklus biblischer Darstellungen zu schmücken. In wenigen Hauptmomenten faßte er den Inhalt des allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisses zusammen, Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt (in's Gewölbe über dem Kreuz), die Menschwerdung Christi, sein Tod und sein Amt als Weltenrichter (in die drei Nischen des Chors und des Querschiffs) und die Gemeinschaft der Heiligen durch den Geist (in's Chorgewölbe). Die beiden Volten des Querschiffs werden die Evangelisten und die Doktoren der Kirche zieren. Aus früheren Mittheilungen ist bekannt, daß bereits die Kreuzigung und die vier Evangelisten fertig sind; vor seiner Abreise nach Rom im verflossenen Jahre hat Cornelius noch das Bild der Geburt Christi gezeichnet und ist jetzt in Rom mit dem Weltgericht beschäftigt. Der Ort, für welchen diese Darstellungen bestimmt sind, schreibt gewissermaßen die Weise der Auffassung vor, so daß wir uns nicht für berechtigt halten, Anforderungen an die Phantasie des Meisters zu machen. Hier gilt es, die geheiligten Lehren der Kirche, wie sie durch diese schon bis in ihre einzelnsten Theile systematisch geordnet, treu und deutlich vorzuführen und der künstlerischen Ausbildung die Wirkung auf's Gemüth zu überlassen. So ist bei dem Karton der Geburt der Gedanke, daß in Christus das ewige Wort Fleisch geworden, vor dem sich Könige und Hirten beugen, das Motiv der Darstellung. In der Höhe sieht man den Vater umringt und angebetet von schwebenden Engelgestalten, gleichsam den Sohn gebend, der auf dem Schooße der Mutter, die Bewegung des Vaters wiederholend, seine Identität mit ihm beurkundet; links ziehen die Könige heran, rechts die Hirten, und die Freude prägt sich lebendig in allen Gesichtern aus. Eine kleine, aber sehr getreue Nachbildung dieses Kartons findet sich in der Charitas von Schenk für 1834, von E. Schäffer gestochen.

Es ist unverkennbar, daß, wie wenig auch im Vergleich mit früheren Zeiten die Richtung der Gegenwart auf Erbauung religiöser Monumente der Art geht, doch, wenn einmal der ganze Bau der Ludwigskirche in einem und demselben ernsten Sinn, wie er begonnen, in allen seinen Theilen durchgeführt dastehen wird, auch die Mitwelt einen Widerschein jener lebendigen Begeisterung empfinden muß, welche im Mittelalter so viel Herrliches erschuf, das noch in seinen Trümmern uns mit Freude und Ehrfurcht erfüllt, und dem Fürsten, der solches Werk entstehen heißt, gebührt, wie den Künstlern, die es ausführen, Dank und Bewunderung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alterthümer.

Der Präfekt von Rouen hat im Walde von Maulevrier durch Hrn. Lesage Nachgrabungen anstellen lassen, mit welchen man bereits auf einen römischen Bau in der Länge von 110′ gestoßen ist, auch schon Gefäße, Münzen von Silber und Bronze, einen römischen Fuß von Erz u. dergl. gefunden hat. Letztere Funde sind in das Departementals-Museum gebracht worden, und die Ausgrabungen werden fortgesetzt.

Lieutenant Burnes las in der asiatischen Gesellschaft zu London einen Bericht vor über den jetzigen Zustand des berühmten Tempels zu Somnath, der durch Mahmud den Gaznaviden im Jahr 1024 zerstört wurde. Die Stadt Pattan Somnath liegt auf der Küste von Gujerat 20° 54′ n. Br. Ihr hohes Alter ist keinem Zweifel unterworfen. Der große Tempel von Somnath steht auf einer Anhöhe, auf der Nordwestseite von Pattan innerhalb der Mauern, und nur durch diese vom Meere getrennt: man sieht ihn auf Meilen weit. Es ist ein massives steinernes Gebäude, und besteht, abweichend von der sonstigen Form indischer Gebäude, aus drei Domen, von denen die beiden äußeren sehr klein sind; der mittlere hat eine Höhe von mehr als 30′, und spitzt sich in 14 Absätzen zu; er hat 40′ im Durchmesser. Der Bogen ist in der Art gebaut, daß immer die obere Steinreihe über die untere hinaus vorsteht.

Persönliches.

Von den zur Stelle des Directors der französischen Academie in Rom durch die Akademie der Künste zu Paris vorgeschlagenen sechs Kandidaten, Ingres, Garnier, Heim, Schnetz, Langlois, Granger, hat der König Ingres gewählt.

Zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie der schönen Künste zu Berlin sind der Architekt Jakob Hittorf aus Rheinpreußen, königl. französ. Baumeister in Paris, und der Geschichtsmaler Carl Sohn aus Berlin, Lehrer bei der Kunstakademie zu Düsseldorf, ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[209] **Versteigerung des Freiherrl. v. Wambolt'schen Münz- und Medaillen-Kabinets.**

Das große Münz- und Medaillen-Kabinet des verstorbenen Domdechanten Freiherrn Franz von Wambolt, welches sich bei dem Hrn. Klingel in Heidelberg befindet, wird allda am 18. August und den folgenden Tagen stück- und abtheilungsweise versteigert werden. Der reiche Inhalt dieses an die 12000 Nummern zählenden Kabinets kann aus den in die angesehensten Buchhandlungen versendeten Katalogen ersehen werden. Zu jeder beliebigen Auskunft und Annahme von Geboten erbietet sich, wenn sie in portofreien Briefen geschehen,

die Freiherrlich Friedrich von Wambolt'sche Vormundschaft
zu Weinheim bei Heidelberg.

№ 51.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. Juni 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Achter Brief.

(Beschluß.)

Paris, 27. April.

Der Graf Forbin hat 5 Ansichten ausgestellt, die Beachtung verdienen. Die erste, das Innere der unterirdischen Kirche Saint-Victor in Marseille, macht einen düstern Eindruck, zumal da darauf noch eine Episode aus der Pest, welche im Jahr 1720 Marseille verheerte, veranschaulicht ist. Wir sehen gerade, wie der Bischof von Belzunce in Begleitung von mehreren Geistlichen den Pestkranken die Tröstungen der Religion in diese Katakomben bringt; eine arme Frau hat sich von ihrem Lager aufgerichtet und streckt stehend den Kommenden ihre Hände entgegen; an den Wänden bemerken wir einzelne Statuen von Heiligen; auf dem Boden liegen Matratzen, Bettdecken und 2 Sterbenskranke, welche das Leben schon verlassen zu haben scheint.

Alles dies und eine düstre Farbengebung gibt dem Ganzen ein sehr melancholisches Ansehen. Mehr befriedigt die zweite Ansicht, Vue de Cazzafani dans l'île de Chypre, wie sie im Katalog bezeichnet steht. Der zarte Effekt einer schönen südlichen, monderhellten Nacht, treu wiedergegeben, gibt diesem Gemälde einen poetischen Reiz. Die dritte Ansicht dieses Künstlers versetzt uns in die öde Wildniß der römischen Campagna; sie zeigt die alte Via Appia. War es vorher die feierliche Stille und die träumerische Mondhelle der Nacht, so ist es hier die Lichtfülle des Tages, welche Interesse erweckt. Der Charakter der Campagna ist gut aufgefaßt: Alles ist öde und unbebaut, Sumpf ist umher, an dem einige Wasserpflanzen wuchern; nur einige schöne Pinien erinnern an die südliche Vegetation, sonst sieht man nur armes Strauchwerk; nahe und ferne bemerken wir zerfallene Marmortrümmer und die großen, breiten Quadersteine der appischen Straße. Priester und Volk, die herbeikommen, um den Leichnam einer erschlagenen Frau zu holen, dienen vollends dazu, die verödete, trübselige Campagna in's Gedächtniß zurückzurufen. Es mag nicht leicht seyn und ein geübtes Malerauge erfordern, den landschaftlichen Reiz der Campagna zu fassen und wiederzugeben. Forbin hat es versucht; ich weiß nicht, ob es ihm vollständig gelungen. Seine Art, das Licht zu vertheilen und die Gegenstände zu beleuchten, hat mir in allen drei Gemälden wohlgefallen; sie ist ganz in der zarten, bescheidenen, gefälligen Manier Granets, von welchem Maler ich Ihnen in meinem ersten Briefe gesprochen und mit dem Forbin überhaupt sehr geistesverwandt ist in Hinsicht der Gruppirung und Auffassung.

Viel Rühmens hat man hier von einer Landschaft Jadin's gemacht, welche die Ebene von Montfort l'Amaury (Dép. Seine-et-Oise) darstellt. Wir sehen ein Gebirgsland, von dessen Höhen Kühe zu einer niedrig gelegenen Tränke herabsteigen, und das Ganze wird von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet. Weiter weiß ich davon nichts zu sagen, außer daß der Farbenton übertrieben und die Landschaft selbst ein wenig bizarr ist, wenn der Ausdruck erlaubt wird.

Bemerkenswerth ist die Landschaft von Aligny. Hier hatte der Künstler doch wenigstens eine Absicht, einen Gedanken; er wollte die Parabel vom guten Samariter zugleich mit darstellen. „Ein Mann, der von Jerusalem gen Jericho ging, sagt das Evangelium, fiel in die Hände von Räubern, welche ihn plünderten, verwundeten und für todt auf dem Platze zurückließen. Ein Priester und Levite, die des Weges kommen, gingen vorüber und kümmerten sich seiner nicht; ein Samaritaner aber, der desselben Weges kam, erbarmte sich seiner und half ihm.“ Diese Worte hat der Maler in seiner Weise wiedergegeben. Auf dem ersten Plane nicht weit von der Landstraße, mitten unter niedrigem Buschwerk und unterm Schatten von zwei großen Bäumen, die ihre Zweige über einen großen Theil des Gemäldes ausbreiten, ist

der barmherzige Samariter so eben von seinem Pferde heruntergestiegen, hat den Verwundeten eben halb aufgehoben und wendet sein Gesicht nach der Heerstraße hin, dessen Mienen uns sagen, daß er den Priester und Leviten zum Beistand auffordert; diese beiden aber verfolgen schnurstracks und eilends ihren Weg nach der Stadt, welche man im Hintergrunde am Ufer des Meeres, das den Horizont schließt, bemerkt. Die untergehende Sonne beleuchtet das Terrain und die Hauptscene. Das Ganze ist kräftig behandelt und verräth guten Geschmack in der Komposition. *) Derselbe Maler hat noch eine Ansicht des Ponte Lupo bei Tivoli und verschiedene Ansichten aus der römischen Campagna eingeliefert, welche weniger ausführliche Erwähnung verdienen, sich übrigens von den meisten übrigen dieser Art vortheilhaft auszeichnen.

Carrot und A. Bertin, zwei hier sehr bekannte Landschaftmaler, haben ihre landschaftlichen Studien überall anders, nur nicht bei der Natur gemacht; namentlich hat der Letztere einen Wald gemalt, den der Katalog für den Wald von Nettuno in den Pontinischen Sümpfen ausgibt, dessen Bäume von so gigantischem Ansehen und Wuchse sind, wie ich dergleichen nie in den Wäldern am Zirknitzer See und in ganz Steyermark gesehen zu haben mich erinnere. Wenn im Katalog steht, daß Bertin den See von Perugia gemalt hat, so kann ich diesen ebensowenig nach der Natur gemalt glauben; zu des Künstlers Ehre nehme ich ihn für ein Phantasiestück, das hinter der Natur zurückgeblieben ist. Denn wenn ich mir den stillen, blauen See in dem grünen Bergkessel denke, wie er inmitten des üppigsten Baumwerks und der lieblichsten landschaftlichen Wunder lächelt, so kehrt die ganze Heiterkeit des hesperischen Himmels in meine Seele ein; aber wenn ich das trübe, düstre, stehende Wasser, das dürre Laub, den saftigen, papageigrünen Rasen auf dem Gemälde Bertins erblicke, so steht die Staffelei, die Palette vor meinen Augen. Nicht besser ist es mir ergangen bei dem Gemälde von Fourau, welcher in seiner Landschaft den Helden der Odyssee wieder in's Leben ruft, sey es auch nur, um ihn, wie er mit der Nausikaa am Ufer eines recht hellgrünen Baches seine schmutzige Wäsche wascht, darzustellen. Die Landschaften von Girour, Brune, Daguerre, Lapito, Gibert und Bodinier sind mehr oder weniger entstellt durch eine läppische Anwendung des Grünen, Gelben und anderer Farben. Der Letztere hat sich mit sehr wenig Glück in Ansichten aus der römischen Campagna versucht; denn er hat die selige Lauterkeit des italienischen Himmels, die Klarheit und Reinheit der Luft fast in englischen und holländischen Nebel eingehüllt.

Als ein reelles Talent erwähne ich Smargiassi, der nicht ohne Takt und Erfolg den neapolitanischen Golf und die paradiesischen Felsgestade Siciliens für seine landschaftlichen Darstellungen ausbeutet. Eins seiner Gemälde zeigt uns den Golf von Bajae, in vollem Sonnenglanze, dessen holdseliger Reiz der Künstler mit Zartheit angedeutet hat. Die Beleuchtung, die Lufttöne sind es, die den Bildern dieses Malers Werth verleihen, die Klarheit und Helle über dem Wasser, die sanfte Anmuth der Fernen und der ächt parthenopäische Himmel. Ich glaube nicht, daß Smargiassi uns die hesperische Schönheit in ihrer ganzen Vollkommenheit vor's Auge gezaubert. Jenes tiefe, reine, helle, milde Blau, jenen vollkommenen Ultramarin, jenen entzückenden Reflex des lautern Himmels in der spiegelebenen See, jenen holdseligen Duft, der die Berge wollüstig verklärt und umdämmert, jenes unbeschreiblich zarte Violett, von dem die schmachtenden Fernen gleichsam trunken sind; — das alles, will ich gerade nicht behaupten, sey in vollständiger Treue von Smargiassi wiedergegeben; allein er erweckt in uns dies süße Gefühl der Erinnerung und das ist schon Etwas. Ueberdies, meine ich, liegt Etwas in diesen Gemälden, das uns auf den ersten Blick ergreift, und sie sind denn doch so von dem Ton einer deutschen oder französischen Landschaft verschieden, daß es schon der Mühe lohnt, sie längere Zeit im Auge zu behalten und diese selbst nur angedeutete Helle und Milde des italienischen Himmels auf sich wirken zu lassen. Er hat außer der erwähnten Landschaft noch 4 ausgestellt.

Roqueplan, den ich schon frühermal gegen sie als Kostümmaler gerühmt habe, begegnet uns auch als Landschaftmaler, doch scheint in den Produktionen dieser Art sein Hauptzweck zu seyn, eine kunstfertige Hand zu üben. Cabat zeigt in einigen seiner Landschaften viel Anlage für den Baumschlag und könnte wohl zur Noth Unterricht darin ertheilen. F. Dupré und J. André haben gerade keinen ganz verdorbenen Geschmack und wissen manche Sache recht artig darzustellen.

Ansichten aus verschiedenen Städten habe ich reichlich bemerkt. In den Städten Italiens haben Ouvrié und Gué, in denen Frankreichs Dagnan und Huet ihren malerischen Vorwurf gefunden. Das Innere von Gebäuden darzustellen, ist am besten Renour, Bouton, Villeret und Dauzats, letzterm vorzüglich geglückt.

Unter den Seestücken finde ich die von Isabey, eine Ansicht aus dem Hafen Venedigs von Gudin, und das Innere einer Rhede, in Mondscheinbeleuchtung, von Tanneur anführenswerth.

*) Man konnte sich leicht davon überzeugen, wenn man das gleich in der Nähe befindliche Gemälde von Boissellier, das denselben Gegenstand behandelte, ansah, wo man außer einem matten, an einigen Stellen affectirten Colorit nichts als eine gewöhnliche Künstlerroutine wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Jetzt wissen Sie aber auch Alles, was ich Ihnen über die französischen Landschaftmaler zu sagen weiß; habe ich vielleicht den Fortschritten Einzelner keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, so verspreche ich es nachzuholen, wenn ihre Fertigkeit im Technischen mehr hervortretend wird. Damit nehme ich für heute von Ihnen Abschied!

Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß.)

Den 21. Mai.

Das Bild hat 5′ 8″ im Quadrat. Uerdies wird es eingefaßt von einem Rande gemalter Arabesken, dessen Breite 1′ 1″ ist. In den 4 quadratischen Ecken dieses Randes sind die Halbfiguren: unten, rechts der heil. Benedict, links die heil. Scholastika, mit dem Ausdruck der Anbetung, oben zweier jugendlichen Sibyllen enthalten. In der Mitte des unteren Randes: Wappen der Ancajani, Kopf mit Abtshut; oben in der Mitte: ein goldenes in hoc signo. Diesen ganzen Quasirahmen füllen auf mosaikartigem Grunde von braunen und goldnen Quadraten grünlich gemalte Arabesken aus, mit Weiß gehöht, wovon die oberen sowohl, als die untern leicht und geistreich verschlungen sind, besonders die Seepferde, Tritonen, Nymphen und Knaben des unteren Randstreifs äußerst gefällig. Die Arabesken beider Seitenstreifen sind einfacher und schwerer.

Das Bild feiert die Weihnacht im kirchlichen Styl. Vorn liegt das Kind des Heils auf einem unter seinem Kopf aufgerollten blauen Tuche; rechts hinter den Häupten des Kindes die kniende Mutter, nächst welcher zwei mitanbetende Engel zu ihren beiden Seiten knien; stehend neben ihr, über seinen Stab gelehnt, der heilige Joseph. Nah über dessen Kopf schauen aus dem Seitengrunde unter einem Dächlein nebeneinander die Köpfe der beiden Hausthiere hervor. Links im Bilde, dem Kinde gegenüber, kniet mit gerader Haltung ein alter, schlanker König mit herabfließendem, weißem Bart; darreichend hebt er ein Gefäß empor. Heran treten auch die beiden andern Könige, jüngere Gestalten, von mehr Fülle; zumal der mit andächtiger Senkung des Kopfes Vortretende, der die Hände, zwischen welchen er seine Gabe trägt, gleichsam mit dieser leise zum Beten hebt, ist mit wallendem blondem Haar, schönen Zügen, melodischer Bewegung eine sehr ansprechende Gestalt. Begleiter schließen sich an, dicht gruppirt, mehrere lebensvolle Köpfe. Abgesondert von diesen, im Mittelgrund eine Gruppe von drei Kriegern. Tiefer in der Ebene Bethlehem, von fernen Bergen umzogen. In der Höhe auf Wolken stehend singen die Engel von einem Bande, welches durch ihre Hände geht, das Gloria in excelsis. An der linken Seite oben im Fernen der Hirt mit seiner Heerde auf einem Gebirgsgipfel, der Engel schwebt verkündigend dicht vor ihm. Von dem steilen Abhang hinunter geht mit Kameelen der Zug der Könige bis an die Gruppe des Vorgrundes.

In der mäßigen Rundung und kronenartigen Uebereinanderbauung der Gruppen, in Proportionen und Motiven trägt das Bild sichtbar den Charakter der umbrischen Schule und des Peruginasken. Auch hat Dr. Waagen auf Aehnlichkeiten, die sich in dieser Beziehung mit dem Sposalizio und der Krönung Mariä bemerken lassen, sowie auf gewisse Details aufmerksam gemacht, worin unser Bild noch weniger Freiheit von der Schule, als selbst diese Arbeiten des jungen Raphael zeigt; während es andrerseits von einem, nach Vorwurf und Anlage nahverwandten Oelbilde der Schule Perugino (sonst in der Klosterkirche zu Spineto, jetzt im Vatikan) sich durch mehr Einheit und gleichmäßige beseelte Ausführung unterscheidet. Mir erscheint die Gruppirung im Ganzen runder und anmuthiger als im Sposalizio; wofür indessen schon der Gegenstand selbst und seine Vorbildung durch vorangegangene Kunst mehr entgegen kam. Freie Anmuth zeigen auch die mit Maria anbetenden Engel; das Kind ist von schönen runden Formen, der Kopf und die Bewegung des jungen Königs hat viel Seele, die Jungfrau ist edel und lieblich, Gestalt und Antlitz des heil. Joseph von der schönsten Ruhe. Von den Engeln sagt Waagen, daß sie auf überraschende Weise an Spagna erinnern und gibt auch im Allgemeinen die Behauptung des Ritter Fontana und des Longhena zu, daß das Bild in allen Theilen viel Uebereinstimmendes mit Spagna's Arbeiten zu Spoleto zeige. Erhebliche Gründe aber führt er an gegen die Schlußfolge, als müßte darum unsere Komposition ein Werk von Spagna seyn. Mich dünkt, wenn es sogar von Spagna wäre, so würde es nicht minder die Darstellung einer Kunststufe geben, die auf Raphaels Bildungsweg unzweifelhaft gelegen, und bei ihm auf gleiche Weise sich ausgesprochen haben muß.

Kloster Höningen.

Die tausendjährigen Ruinen dieses Klosters liegen in dem Rheinkreise bei dem Ort Höningen. Als das Kloster gestiftet wurde, stand schon die alte Jakobskirche, die jetzt die älteste Kirche in dem Lande ist, was früher den alten Grafen und Fürsten von Leiningen gehörte, und einen Theil des Rheinkreises ausmachte. Das Jakobskirchlein erhält sich noch immer; doch drohte der Einfall des Thurmes in der Mitte der Kirche, diese zu

zerstören; da entschloß sich der Fürst von Leiningen, dies Alterthum zu retten, das zum ehemaligen Besitz seiner Familie gehörte, die mediatisirt, und auf der andern Seite des Rheins bis an den Main entschädigt wurde. Die bayerische Regierung, die sich aller Ueberreste des Alterthums väterlich annimmt und nicht erlaubt, daß etwas zerstört oder restaurirt werde ohne ihr Mitwissen und ihre Leitung, hatte auch einen Stillstand bis zur Besichtigung geprüfter Männer angeordnet. Die alte Uebertünchung war bereits abgekratzt, als wir eintraten im Juli 1833. Ein großes Medaillon, oval und schwarz, hatte sich aus der weißen Uebertünchung herausgehoben. Es war mit goldenen Rahmen umgeben, und mit goldenen Buchstaben war auch die Inschrift.

Der gefällige Forstmann, der uns begleitete, suchte mir eine Leiter zu verschaffen, da es zu hoch hing, um mit bloßen Augen zu lesen. Es waren einige Stellen aus den Psalmen: Ich will dich segnen, du wirst sehen Kindes Kind und deine Kinder werden bleiben.. Ps. 120.

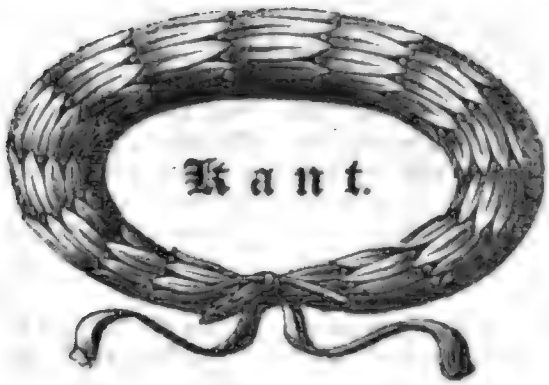
Diese Wünsche zum Glück einer vermehrten Nachkommenschaft deuten auf Lokalumstände der Zeit, wovon man jetzt nichts weiß, nicht einmal, wie lange das vergoldete Denkmal sich unter der Uebertünchung gehalten hat. Bei dem Altar befinden sich noch einige Gräber der alten Leininger. Weit um Höningen sieht man noch die ausgedehnten Ueberreste und Ruinen des Klosters, welches mit der weit älteren Jakobskirche nicht zusammenhing. Dieses liegt so recht in Mitte des bayerischen Rheinkreises, unfern der edel großartigen Ruine von Alt-Leiningen, bei dem Ort Alt-Leiningen, romantisch von einem vielarmigen Rohrbrunnen bewässert. — Eine gute Stunde vorwärts am Ausgang des Thales schaut Neu-Leiningen in das Rheinthal. Es ist jetzt in dem Besitz eines Schullehrers, und hat noch 4 Thürme; links ragt der Donnersberg ernst in die Landschaft; er ist oft von drohendem Gewölk umgeben, und der Zeichner, der ihn in seine Skizze aufnimmt, darf nur gleich seine dunklen Töne zur Hand nehmen. Links von Höningen liegt der Peterkopf, eine treffliche Höhe, deren Vorsprung die ausgedehnteste Aussicht über das ganze Rheinthal bietet. Dann kann man über die alte Hartenburg oder Kastanienburg und Limburg sich nach Dürkheim begeben. Washington Irwing begab sich sogar in diese historisch interessante Gegend in seinem letzten Roman: die Heidenmauer. Die Limburg, früher eine Burg oder Pfalz der rheinfränkischen oder salischen Herzoge, aus deren Geschlecht im Jahr 1024 Konrad II. den Kaiserthron bestieg. Er faßte den Entschluß, sein väterliches Stammschloß Limburg in ein Kloster zu verwandeln, und legte den ersten Stein zur Stiftskirche den 12. Juli 1030 früh Morgens, dann begab er sich nach Speier, wo er noch an demselben Morgen den Grundstein zum Dom und der Johannesstiftskirche legte. 1038 wurde die Benediktiner-Abtei Limburg eingeweiht in Gegenwart Kaiser Konrad II., des Erzbischofs von Köln, der Erzbischöfe von Speier, Worms ꝛc. ꝛc. Zur Vollendung gelangte der Bau erst unter Heinrich III., Sohn des Kaisers Konrad, 1042. Im Jahr 1222 hatte Friedrich I. von Leiningen sich des Hofes Hartenburg bemächtigt, und oberhalb eine feste Burg gebaut. Dies war die erste Veranlassung zu ewigen Fehden mit dem Hause Leiningen, Plünderung unter Emig VII., zwölftägigen Brande. 1574 wurde das Kloster aufgehoben, 1650 der letzte Abt in Folge des westphälischen Friedens mit Gewalt entsetzt.

Alterthümer.

Ein neuer englischer Reisender in Egypten, Hr. Burton, hat eilf Jahre damit zugebracht, besonders in Hinsicht der Geologie, Conchyliologie und Zoologie, das Land und die Wüste zwischen dem Nil und rothen Meer zu untersuchen; aber auch den Hieroglyphen hat er seine Aufmerksamkeit gewidmet, und ist nun im Begriffe, seine früher herausgegebenen Versuche über diesen Gegenstand durch seine jüngsten Studien zu vervollständigen. Er wurde während seiner Reise von einem geschickten Künstler, Namens Humphries, begleitet, der eine große Menge Hieroglyphen abgezeichnet hat; einige seiner Zeichnungen wurden bereits in Cairo lithographirt.

Die Ruinen von Berenice am rothen Meer bieten Musterstücke von der alten egyptischen Baukunst. Die Stellung der Häuser ist regelmäßig, die Hauptstraßen stoßen aufeinander, und in der Mitte befand sich ein Tempel. Die größten Häuser hatten nur 40' Länge bei 20' Breite; andere waren kleiner, denn, sagt Belzoni, das Volk bedurfte keines großen Raumes, seine Heerde war stets im Freien, auch hatten sie keine großen Manufakturen. Nach demselben Schriftsteller gleichen die egyptischen Häuser, denen Diodor 4 bis 5 Stockwerke gibt, Kirchthürmen ohne Spitze. Die Häuser in der Stadt des Bacchus am See Möris standen nicht so beisammen, daß sie Straßen bildeten; sondern es befanden sich nur 5 bis 6' breite Wege zwischen ihnen, und alle waren von an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut. Eine erhöhte, mit großen Steinen gepflasterte Straße läuft durch die Stadt bis zu dem gegen Süden stehenden Tempel. Im Mittelgrunde der Stadt bemerkte Belzoni mehrere Häuser oder Keller unter der Erde, über welche starke hölzerne Balken gelegt waren, auf denen eine Schicht Rohr und auf dieser Backsteine lagen, so daß man, da sie mit der Straße auf gleicher Höhe, auf ihnen herumgehen konnte, ohne gewahr zu werden, daß man sich auf dem Dach eines Hauses befinde. Man grub mehrere solcher Wohnungen auf, und unter den Backsteinen fand man eine Schicht Thonerde, unter dieser eine Schicht kaum ausgedorrtes Rohr, und endlich einige Balken, welche die Decke bildeten. Das Holz war noch gut erhalten und sehr hart. Im Innern dieser Keller befand sich Schutt; da aber in jedem ein Feuerherd war, so wurden sie ohne Zweifel bewohnt. Sie hielten jeder nicht mehr als 10 bis 12' in's Gevierte und waren durch einen engen, nur 3' breiten ebenfalls bedeckten Gang miteinander verbunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 56. 2. Juni 1834.

Seelenlehre.

Bevor durch Kant, Fichte, Schelling die philosophische Spekulation einen so großen Aufschwung nahm, ging ihr eine Periode der empirischen Psychologie oder Erfahrungsseelenlehre vorher; jezt, nachdem die metaphysischen Theorien beinah erschöpft sind, kehrt man wieder zu jener Seelenerfahrung zurück. Die großen Fortschritte in der Physiologie, Biologie, Schädel- und Nervenlehre einerseits, und die großen neuen Entdeckungen im Gebiet des thierischen Magnetismus andrerseits haben mächtig mitgewirkt, das Studium der Seelenlehre zu fördern. Selbst die Jurisprudenz hat davon Notiz genommen und der Streit über die Zurechnungsfähigkeit der Gemüthskranken ist in jüngster Zeit heftig entflammt. Endlich beweist die neue Wundersucht, das Wiederaufleben der Geisterseherei, welche bedeutende Rollen die Seele jezt in den Meditationen der Menschen übernommen hat, während vor einigen Jahrzehnten statt der Seele immer die Begriffe: Gott, das Absolute, die Natur vorherrschten. Auch die Theologen scheinen sich seit einiger Zeit etwas mehr mit Unsterblichkeitslehren zu befassen.

* * *

1) Immanuel Kants Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Vierte Original-Ausgabe mit einem Vorwort von J. F. Herbart. Leipzig, J. Müller, 1833.

Diese Anthropologie und die physische Geographie bilden den Uebergang zur Kritik der Vernunft des großen Kant und verhalten sich dazu wie die Physik des Aristoteles zu dessen metaphysischen Werken. Sie bezeichnen die Erfahrung als die Wurzel der Philosophie. Aber auch ohne diese Bezeichnung ist Kants Anthropologie als ein selbstständiges und populär geschriebenes Werk von eigenthümlicher Bedeutung. Sie lehrt die Seelenkräfte auf eine einfache Art unterscheiden, und ist durchaus nur auf den gesunden Menschenverstand, und durchaus nicht auf die Erweckung oder Befriedigung eines mystischen Sinnes berechnet, eignet sich daher in vorzüglichem Grade zur ersten Belehrung. Herbart macht ihr in der Einleitung einen leisen Vorwurf der Nüchternheit oder des Profanen. Es ist wahr, Kant genügt dem nach Höherm dürstenden Geist hier so wenig, wie in seinen andern Schriften, er geht nur bis dahin, von wo Andere erst ausgehn zu müssen glauben; aber er ist eben deshalb ein Aristoteliker und kein Platoniker, und wenn wir den halsbrechenden Sprüngen unsrer par force Denker lange genug zugesehn haben, thut es uns ordentlich wohl,

wieder einmal unten im Thale den ruhigen Spaziergänger zu betrachten. Die Philosophie schwankt nun einmal beständig zwischen der Pedanterei der Vorsicht und der tollkühnen Genialitätssucht. Gewiß hat Kant die Tiefe der menschlichen Seele nicht erschöpft, aber seine Anthropologie gewährt dennoch eine klare und lehrreiche Uebersicht über die, ich möchte sagen, geographische Vertheilung der Seelenäußerungen auf der Oberfläche des Lebens, im Individuum und in der ganzen Gattung. Dieses Wissen ist zur Verständniß der Gesellschaft und Geschichte Jedem nöthig, und hier gewiß so gefällig als möglich vorgetragen; das tiefere Wissen um den geheimen Zusammenhang der Seele mit dem Natur- oder gar mit dem Geisterleben darf man freilich bei Kant nicht suchen, gehört aber auch nur für Eingeweihte und will mit großer Vorsicht gehandhabt seyn. Wenn ich einer Dame oder einem jungen Menschen eine Seelenlehre empfehlen sollte, so gäbe ich ihnen für das erstemal gewiß lieber Kants Anthropologie als irgend ein anderes Werk in die Hand. Sollte nicht Jedem unsrer Leser die kräftige und klare Sprache Kants erinnerlich seyn, so möge hier eine kleine Probe stehen: Ueber Witz und Urtheilskraft. „Des vergleichenden Witzes Thun und Lassen ist mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geschäft. — Jener ist eher eine Blüthe der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren Grade in einem Geistesprodukt beide verbindet, ist sinnreich (perspicax). — Witz hascht nach Einfällen; Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Burgmeistertugend (die Stadt, unter dem Oberbefehl der Burg, nach gegebenen Gesetzen zu schützen und zu verwalten). Dagegen kühn (hardi), mit Beiseitesetzung der Bedenklichkeiten der Urtheilskraft, absprechen, wurde dem großen Verfasser des Natursystems Büffon von seinen Landsleuten zum Verdienst angerechnet, ob es zwar als Wagestück ziemlich nach Unbescheidenheit (Frivolität) aussieht. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), wie sie der Abt Trublet reichlich aufstellte, macht seichte Köpfe, oder ekelt den gründlichen nachgerade an. Er ist erfinderisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben so vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen. — Der Witz mit Wortspielen ist schal; leere Grübelei (Mikrologie) der Urtheilskraft aber pedantisch. Launiger Witz heißt ein solcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoren hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebne) Schalk hervorblickt, Jemanden (oder auch seine Meinung) zum Gelächter aufzustellen, indem das Gegentheil des Beifallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird (Persiflage), z. B. „Swift's Kunst, in der Poesie zu kriechen“ oder Butler's Hudibras; ein solcher Witz, das Verächtliche durch den Kontrast noch verächtlicher zu machen, ist durch die Ueberraschung des Unerwarteten sehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Witz (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundsätze in der Einkleidung aufstellt (wie Young in seinen Satiren) ein zentnerschwerer Witz genannt werden kann, weil es ein Geschäft ist und mehr Bewunderung als Belustigung erregt.“

Indem er Gemüth und Denkart der Völker charakterisirt, sagt er vom Deutschen: „Sein Charakter im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk, fremde Sprachen, ist (wie Robertson sich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrsamkeit, und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von Anderen mit Geräusch benuzt werden; er hat keinen Nationalstolz; hängt, gleich als Kosmopolit, auch nicht an seiner Heimath. In dieser aber ist er gastfreier gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell gesteht); disciplinirt seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er dann auch seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, sich eher despotisiren, als sich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. — — Das ist seine gute Seite. — Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original seyn zu können (was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers ist); vornehmlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Prinzip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich klassificiren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgeboren) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterei knechtisch zu seyn; welches Alles freilich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabei aber sich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anlegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt Nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freilich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu sehen, bei Unterthanen Ansprüche, Anderer Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als

Peinlichkeit und Bedürfniß der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu faſſen, die Beſchränkung des angebornen Talents verräth.“ Iſt das nicht meiſterhaft geſchildert? Und ſo iſt das ganze Buch geiſtreich, populär, praktiſch, nicht ſchwebend in hohen Regionen und in einer dunkeln Sprache, ſondern immer auf das Nächſte, Gegenwärtige hinweiſend in den eindringlichſten Worten.

2) Vorleſungen über Pſychologie, von Dr. C. G. Carus. Leipzig, Gerhard Fleiſcher, in Kommiſſion bei Frohberger, 1831.

Die Vorrede zählt die Prinzen, Miniſter und andere Vornehme und große Gelehrte auf, welche dieſen in Dresden gehaltenen Vorleſungen zugehört haben. Ich würde dies für ein Geſtändniß der eignen Unvollkommenheit halten, die ängſtlich nach Autoritäten haſcht, wenn der Verfaſſer nicht ohnehin berühmt wäre, und wenn ich nicht ſchon in manchem Senftopfe, trotz der Etikette des vinaigrier aller europäiſchen Majeſtäten, gefunden hätte, daß der Senf wirklich gut ſey. Ich habe das Buch alſo ohne Vorurtheil geleſen, oder wenigſtens eher mit einem günſtigen als ungünſtigen. Aber am Schluß mußte ich mich doch fragen: was iſt des langen Wohlredens kurzer, gedrungener Sinn? Dieſe geprieſene ſogenannte genetiſche Methode, die uns wie durch ein Experiment die Seele gleichſam vor den Augen entſtehen laſſen will, iſt doch nur eine andere Façon der alten Klaſſifikation der ſogenannten Seelenkräfte und ſagt uns nichts Neues. Ob ich die Fächer dieſer Seelenkräfte bloß räumlich, oder nach der Aufeinanderfolge ihrer Entwicklung auch zeitlich auseinander falte, iſt ganz einerlei. Bewußtſeyn, Empfindung, Verſtand und Willen bleiben, was ſie ſind. Wir wiſſen wohl, daß ſich die Seelenvermögen im Kinde, Jüngling und Mann nach einander entwickeln, aber ſie bleiben ſich deßwegen doch gleich.

Die Unterſuchung über Entſtehung und Beſtimmung der Seele, über den Zuſammenhang der Seele und des Leibes ꝛc. hat ſich der Verfaſſer überaus leicht gemacht. Er hält ſich an das „Sehen des Idealen ins Reale,“ eine vornehme Floskel, mit der man bekanntlich alles abfertigen kann. Aber wodurch ſoll ſich denn die Seele des Menſchen von dem Stein unterſcheiden? War der Stein nicht auch erſt ideal in Gott, bevor er real wurde in der Natur? Weiter erklärt der Verfaſſer das große Warum auf eine faſt komiſche Art, Seite 55. „Wenn die göttlichen Ideen, oder wollen wir nur ſagen, die Seelen, aus der idealen Weltſeite nicht in die reale, in die Naturerſcheinung ſich hineingebildet hätten, ſo würden ſie überhaupt auch als Ideen nicht zu völliger Entwicklung gekommen ſeyn.“ So wäre denn der große Streit, ob die Henne oder das Ei eher dageweſen iſt, glücklich entſchieden. Das Ei iſt offenbar das Ideale und die Henne das Reale, und wir wüßten nun, woran wir wären; „wenn ſich das Ei nicht in die Henne hineingebildet hätte, ſo würde es überhaupt auch als Ei nicht zu völliger Entwicklung gekommen ſeyn.“ Schade, daß ſich alle ſolche Sätze auch umkehren laſſen, und das hätte der Verfaſſer wiſſen können.

Wenn ich das berühmte Buch nun aber wegen ſolcher hohlen Vornehmigkeiten durchaus nicht loben möchte, ſo iſt es doch im Einzelnen in der That intereſſant und reichhaltig, denn es wimmelt von gut gewählten Citaten aus Philoſophen, Naturforſchern und Dichtern, wobei indeß auch wieder ein ziemlich unausſtehliches Wichtigthun und Kokettiren, namentlich mit Goethe, vorſchlägt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Handelswiſſenſchaft.

Handbuch für Kaufleute oder Ueberſicht der wichtigſten Gegenſtände des Handels und Manufakturweſens, der Schifffahrt und der Bankgeſchäfte, mit ſteter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen ꝛc.

(Schluß.)

„Auch in Rußland und Polen ſind neuerdings ſehr angemeſſene Geſetze zur Sicherung des Verlags-Eigenthumsrechts erlaſſen worden. — Der Betrieb des deutſchen Buchhandels, an den ſich der der Schweiz, Dänemarks, Ungarns und in gewiſſer Hinſicht auch der der deutſch-ruſſiſchen Provinzen anſchließt, iſt von dem engliſchen und franzöſiſchen gänzlich verſchieden. Derſelbe iſt gewiſſermaßen ein großer Kommiſſionshandel zu nennen, indem die Verleger ihre neuen Bücher, und zuweilen auch ſolche, die ſchon ſeit mehreren Jahren erſchienen ſind, den ſämmtlichen andern ſogenannten Sortiments-Buchhändlern franco Leipzig, in und außer den Meſſen in Kommiſſion zum Verkauf ſenden, deßhalb jährlich eine Abrechnung entgegen nehmen, und beim Abſchluſſe derſelben die Zahlung für die abgeſetzten Bücher, und die nicht abgeſetzten franco Leipzig in natura zurück empfangen. Es finden zwar nebenbei auch von ſehr gangbaren und begehrten Büchern Beſtellungen gegen ſofortige baare Bezahlung mit oft beträchtlicherem Rabatt Statt, doch nur ausnahmsweiſe. Für beide handeltreibende Theile, ſo wie auch für's große Publikum, werden dadurch große Vortheile vereinigt, die weder in England noch Frankreich vom Publikum genoſſen und gewürdigt werden. Dort, und noch mehr iſt dieſes in Italien der Fall, muß der Bücherfreund oder Literator das Buch, welches er wünſcht, ohne es zu kennen oder geſehen zu haben, kommen laſſen, kaufen und bezahlen, und hat oft noch Mühe

genug, den Verleger zu erfahren, der es allein debitirt. In Deutschland kann er in jeder Buchhandlung (und wo ist jezt eine Stadt ohne solche?) das neue, ihm dem Verfasser und Inhalte nach ganz unbekannte Buch, erst prüfen, ansehen, erhält es auf Verlangen auch wohl Meilen weit zur Ansicht zugesandt! — Der Sortimentshändler hat dabei zwar mehr Mühe und Arbeit, überladet aber sein Lager nicht mit unbrauchbarem Gute, und sieht schon im ersten Jahre bald, was von neuen Erscheinungen guten Absatz findet, so daß er seine künftigen Einrichtungen und Bestellungen darnach machen kann. Und der Verleger — vorausgesezt, daß seine Unternehmungen nicht auf Täuschung des Publikums hinauslaufen oder Sudeleien sind, hat den Vortheil, daß seine Bücher schneller verbreitet werden, weil der Sortimentsbuchhändler dabei nichts oder wenig wagt, und die einzige für ihn drückende Last ist der 12 und 18 monatliche Kredit, den er zu geben hat, so daß bei beträchtlichen Unternehmungen das Kapital oft drei Jahr darinnen steckt, ehe er nur den ersten Groschen herausnehmen kann. Es ließe sich noch Manches über die Vorzüge und Mängel bemerken, welchen der Buchhandel in den verschiedenen Ländern an sich hat, es würde dieses aber weiter führen, als den meisten Lesern lieb seyn könnte.“ Er gibt sofort noch eine Uebersicht über die deutsche Bücherproduktion, wobei er unser Literaturblatt als Quelle anführt, und die Ungerechtigkeit gegen uns begeht, hinzuzufügen: „Diesen Berechnungen, mit welcher Sorgfalt und Umsicht auch solche immer gemacht seyn mögen, läßt sich aber dennoch der Zweifel entgegensetzen, ob sie richtig seyen, und haben dieselben eigentlich wohl kein anderes Verdienst, als darzuthun, wie Deutschland von Jahr zu Jahr in der Erzeugung der Bücher und Literaturprodukte zunehme.“ Diese Aeußerung ist unziemlich, wenn man bedenkt, daß wir selbst, so oft wir das mühevolle Werk der Berichterstattung übernahmen, zugleich die Unzuverläßigkeit der Meßkataloge, unsrer einzig möglichen Quelle, beklagten und von dem Leipziger Buchhändlerausschuß lange vorher die statistische Uebersicht verlangten, die sie erst jezt zum erstenmal gegeben hat.

Auch mißbilligen wir in diesen Zusäzen des Uebersezers eine rohe Aeußerung über die Kritik. Was geht es uns an, frägt er, ob schlechtes oder gutes Zeug gedruckt wird, wenn es nur Leute gibt, die es gerne lesen und kaufen? Diesem Grundsatz zufolge hätte man nicht einmal ein Recht, sich über die Verbreitung von Gemeinheiten, Unsittlichkeiten, schlechten Lehren, geschweige denn gar über Langweiligkeiten und Plattituden in der Literatur zu beklagen, und die Kritik wäre nicht nur entbehrlich, sondern sogar ein Unrecht gegen die Bücherproduzenten und Konsumenten, denen die Bücher dadurch verleidet würden. Ich will diese Behauptung nicht aus moralischen, nicht aus Gründen der Ehre widerlegen, sondern nur aus einem nationalökonomischen, weil wir doch gerade auf diesem Boden stehen. Schlechte und dumme Bücher nehmen so gut wie die besten einen Theil der produzirenden und konsumirenden Nationalkraft in Anspruch, aber nicht, um die Gesundheit des Nationalkörpers zu erhalten, oder seine Kraft zu vermehren, sondern im Gegentheil, um ihn zu erschlaffen. Das Geldkapital, das in schlechten und dummen Büchern steckt, könnte nüzlicher angelegt werden, insbesondere aber könnte das geistige Kapital, das darin steckt, bessere Zinsen tragen. Schlechte Bücher entsittlichen, dumme Bücher hindern die Fortschritte der Intelligenz, sie nuzen nicht nur nicht, sondern sie werden sogar indirekt der Nation schädlich. So wenig wie man die Diebe zu den Mitteln rechnet, den Nationalwohlstand zu heben, so wenig kann man Bücher, welche dem Volke seine sittlichen Gefühle und Grundsätze oder den gesunden Menschenverstand stehlen, zu den Beförderungsmitteln geistiger Wohlfahrt zählen, die mit der materiellen so eng zusammenhängt.

Vermischte Schriften.

Schlüssel zur Offenbarung St. Johannis, oder Uebersetzung und Erklärung dieses heiligen Buchs mit Rücksicht auf die neuen Weltbegebenheiten, dargeboten durch einen Kreuzritter. Karlsruhe, Braun, 1833.

Der Verfasser sieht in der Apokalypse nur die Schicksale der katholischen Kirche vorbedeutet. Rom ist die große Babel, die aus dem Abgrund und Rauch aufsteigende Heuschrecken bedeuten die Bettelorden und Kreuzheere ꝛc. Begierig forschen wir nach den neuen Weltbegebenheiten, aber auch hier ist nur auf die katholische Kirche Rücksicht genommen, und das Verhältniß Napoleons zum Papste spielt in diesem Kommentar eine viel größere Rolle, als in der wirklichen Geschichte. Endlich forschten wir nach irgend einer Prophezeihung des Künftigen, aber da ist wieder von nichts die Rede, als von dem Ende der katholischen Kirche. Sie soll untergehen, Rom in Asche gelegt werden. „Die frommen Katholiken sollen nicht, nicht alle, möglichst wenige mit theilhaftig werden ihrer Sündenstrafen, des übervollen Maßes ihrer Missethaten ꝛc.“ also doch alle übrigen? Ich hoffe, der gerechte Gott wird bei dieser schrecklichen Gelegenheit auch die Bösen unter den Protestanten nicht verschonen, und empfehle ihm namentlich die Intoleranten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 57. 4. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

3) Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie von Dr. F. Rav. Biunde. Zweiter Band. Trier, Gall, 1832.

Ueber die mühsame Untersuchung: ob es überhaupt ein Gefühlsvermögen gebe? werden alle Dichter und Verliebte lächeln. Der Verfasser urtheilt sehr richtig, wenn er alle Gefühle von der „Harmonie des Eindrucks mit unsrer Erregbarkeit" abhängig macht. Eine bessere Erklärung läßt sich schwerlich geben. Was mit unsrer Erregbarkeit harmonirt, erweckt uns ein Lustgefühl, sey es etwas Sinnliches oder Geistiges. Was damit disharmonirt, erregt unsern Widerwillen. Diese Harmonie ist immer etwas relatives, da die Erregbarkeiten verschieden sind. Daher kann dem einen unangenehm seyn, was dem andern sehr angenehm ist; oder der eine, der überhaupt stärkere und reichere Erregbarkeit besitzt, wird mehr, tiefer und schöner oder schmerzlicher fühlen als ein andrer ꝛc. Dagegen scheint mir die Placirung des Gefühls zwischen dem Erkennen und Begehren (Seite 61) unrichtig. Das Gefühl steht nicht zwischen andern Seelenvermögen. Allerdings wirkt das Erkennen eines uns angenehmen Gegenstandes ein Gefühl der Lust in uns, welches zu einem Begehren darnach wird; doch ist das Gefühl auch unabhängig vom Erkennen und Begehren, denn oft fühlen wir uns wohl, ja selig, ohne daß wir im geringsten erkennen, warum? und wie oft fühlen wir tief, ohne im geringsten etwas dabei zu begehren. Was begehren wir z. B. wenn wir Shakespeare's Stücke lesen? Das Gefühl also bekümmert sich um Erkennen und Begehren nicht, es ist etwas für sich Bestehendes, wenn auch oft durch Erkennen ein Gefühl und durch ein Gefühl wieder Begierde erzeugt wird. Gefühl ist das unwillkührliche Urtheil unsrer Seele über unsern jedesmaligen Zustand. Dieses Urtheil drängt sich uns auf, sobald die Harmonie der äußern Eindrücke mit unsrer Erregbarkeit auf irgend eine Weise gestört oder erhöht wird; es tritt auch da ein, wo uns überhaupt Eindrücke fehlen. Wir fühlen nicht nur die Anwesenheit, sondern auch die Abwesenheit der Eindrücke, und nur deßwegen sind die religiösen Gefühle die feinsten, weil sie sich auf das beziehen, was wir auf's Innigste bedürfen und was uns am fernsten ist. Dieses Gefühlsurtheil begleitet den Menschen durch alle seine Zustände, er trägt es wie ein Barometer mit sich herum und es ist ein Seelenvermögen, was keineswegs zwischen Erkennen und Begehren, sondern vielmehr über ihnen, zu suchen ist. Das Gefühl ist Richter der Erkenntnisse und Begierden, nicht über deren Werth an sich, wohl aber über deren Beziehung

zur Harmonie unſeres Weſens, und dieſer Richter iſt immer ein höherer, er iſt der einzige, auf den wir uns ganz verlaſſen können. Wenn uns ein Sophiſt bethören will, und unſer Verſtand ſchon gefangen iſt, ſagt uns noch ein glückliches Gefühl, daß er Unrecht hat. Wenn unſere eignen Begierden uns zu Miſſethaten oder Verkehrtheiten hinreißen wollen, macht uns ein ſicheres Gefühl auf die Disharmonie aufmerkſam, die durch die einſeitige Befriedigung einer Neigung in dem Ganzen unſeres Weſens entſtehen würde. Nennen wir dieſen Richter in uns das moraliſche Gewiſſen, oder das Ehrgefühl, oder den Schönheitsſinn, oder die bloße Unterſcheidungsgabe zwiſchen Luſt und Schmerz, es iſt und bleibt immer der nämliche Richter; er richtet nur feiner, je feiner die Kolliſionsfälle ſind, und je künſtlicher die Harmonie zwiſchen uns und unſrer Umgebung iſt. Im Grunde aber iſt das Urtheil zwiſchen bitter und ſüß dem zwiſchen Ehre und Schande nahe verwandt, es ſind nur die niedrigſten und die höchſte Stufe derſelben Leiter.

Dieſe Stufen hat der Verfaſſer unterſchieden als ſinnliches, äſthetiſches, intellektuelles und moraliſches Gefühl. Die Temperamente hätte er nicht dem ſinnlichen Gefühl unterordnen, ſondern deren Unterſchied beſonders abhandeln ſollen. Die Temperamente beziehn ſich nicht auf ein einzelnes Vermögen des Menſchen, ſondern ſie umfaſſen ſein ganzes Weſen; es ſind Tonarten, in deren jeder die ganze Skala durchgeſpielt wird. Das Temperament hängt mit dem moraliſchen und äſthetiſchen Gefühl ſo genau zuſammen, wie mit dem ſinnlichen und wer wollte behaupten, es ſey der Körper, der hier auf die Seele Einfluß übe? Macht der Körper die Seele oder umgekehrt? Ehe die Blume aus der Pflanze hervorbrechen konnte, mußte die Pflanze ſelbſt aus einem Samen entſtehn, der wieder nur eine Frucht der Blume war. Was iſt eher? Aber auch ohne dieſe Frage näher unterſuchen zu wollen, wiſſen wir, daß das Temperament den ganzen innern und äußern Habitus des Menſchen umfaßt und allem ſeinem Thun und Treiben einen beſtimmten Stempel aufdrückt, vom Gange der Füße bis zum Gange der Ideen.

Schon die Kürze, womit der Verfaſſer die ſogenannten intellektuellen Gefühle abhandelt, beweiſt, daß er nicht recht gewußt hat, was er damit machen ſolle. Das Wohlgefallen an der Wahrheit, an Witz, Scharfſinn und Wiſſenſchaftlichkeit, iſt wohl ſchwerlich von dem äſthetiſchen oder moraliſchen Gefühl verſchieden. Die Wahrheit erfreut, die Lüge empört uns nie um ihrer ſelbſt willen, es muß nothwendig ein Gefühl des Schönen oder Häßlichen, des Edlen oder Niedrigen hinzukommen. Jede Wahrheit enthält entweder eine Schönheit oder eine Lehre, im erſten Fall erregt ſie das äſthetiſche, im zweiten das moraliſche Gefühl. Die Freude an mathematiſchen Wahrheiten, an der Entdeckung der Logarithmen oder an der Löſung einer ſchwierigen Rechnung ꝛc. dürfte wohl keinen hohen oder beſondern Rang unter den Gefühlen einnehmen. Sie iſt nur objektiv, aber nicht ſubjektiv von der Freude jedes glücklichen Finders oder Arbeiters unterſchieden. Was den Witz und das ganze komiſche Gebiet betrifft, ſo gehört freilich Intelligenz dazu, aber deßwegen möchte ich den Witz doch nicht vom äſthetiſchen Gebiet ausſchließen. Gerade der Witz beweiſt, daß uns Wahrheit an ſich nie intereſſirt, nie Gefühle in uns erweckt, ſondern daß die Wahrheit Hand in Hand mit Schönheit, oder Hand in Hand mit der ſittlichen Würde gehen, oder daß ſie wenigſtens ſich erſt vor uns verſtecken muß, um uns nicht als Wahrheit, ſondern als etwas Schönes und Erhabenes, oder wenigſtens als etwas Ueberraſchendes zu gefallen. Der Witz iſt die ewige poetiſche Proteſtation gegen die proſaiſche Nüchternheit der Wahrheit.

Die Lehre vom Begehrungsvermögen und Willen macht den Schluß. Sie iſt dem Streit weniger unterworfen als die Lehre von den Gefühlen; doch hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer hier auf die Unterſchiede der Temperamente mehr Rückſicht genommen hätte, denn ſchwerlich gibt es einen Charakter ohne den Einfluß des Temperaments, ja die Charaktere ſind nur die species, die Temperamente das genus in der geiſtigen Thierwelt, wenn man von der Menſchheit, ſofern ſie noch nicht ganz aus der Barbarei getreten iſt, dieſen beſcheidnen Ausdruck brauchen darf.

4) Verſuch einer Metaphyſik der innern Natur. Von Heinrich Schmidt, Prof. in Heidelberg. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Indem der Verfaſſer ſich einfach zu den alten Grundſätzen Kants und noch ſpeziellen zu denen des Kantianer Fries in Jena bekennt, legt er eine edle Beſcheidenheit an den Tag, die unſern jüngern Philoſophen nicht ſehr gewöhnlich iſt. Die Sucht, nicht nur originell, ſondern auch hyperboliſch zu ſeyn, oder wenigſtens zu ſcheinen, iſt aus einer Krankheit beinah zur andern Natur geworden. Die Philoſophie iſt weit mehr eine Kunſt, das Verſtändliche unverſtändlich, das Bekannte wieder unbekannt zu machen, als umgekehrt, und die Berliner wenigſtens können nicht in Abrede ſtellen, daß ſie den kauderwelſchſten Philoſophen allezeit für den größten gehalten haben. Gegenüber der dummen Wichtigthuerei nun, die, um originell zu erſcheinen, entweder die Wahrheit geradezu umkehrte oder wenigſtens den einfachſten Sinn in die dunkelſten Worte kleidet, iſt die Beſcheidenheit eines jungen Univerſitätslehrers, der nur ſo viel, oder vielleicht nicht einmal ſo viel ſcheinen will, als er iſt, gewiß ſehr lobenswerth.

Auch die Rückkehr zum Kantianismus können wir, nach dem oben Gesagten, nicht mißbilligen, sofern die jungen Studenten, (die ohnehin immer jünger werden, immer unreifer die Schule verlassen,) vor allen Dingen Pflege des einfachen gesunden Menschenverstandes und Orientirung bedürfen. Zu den Geheimlehren ist es immer noch Zeit und der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Wo wäre irgend ein tiefer Denker, dem die wahre Weihe nicht erst viel später gekommen wäre, als in den Universitätsjahren. Die Universität soll um der Schüler, nicht um der Lehrer willen da seyn, sie soll nur solche Lehren ertheilen, welche der Jugend angemessen sind, nicht wie sie die Willkür oder Pedanterei, Genialitätssucht oder Minutiosität der Professoren beliebt. Die Universität soll eine höhere Bildungsanstalt, aber nicht eine Menagerie gelehrter und genialer Monstrositäten seyn. Nicht alles, was in die Bücher und für reifere Leser gehört, taugt zum Vortrag vor die Universitätsjugend. Das weiß jeder, der jemals eine Universität besucht hat. Und namentlich was die Philosophie betrifft, sollte davon auf Universitäten nichts gelehrt werden, als das Allgemeinste, Verständlichste, die doppelte, theils psychologische, theils historische Einleitung in das Studium der Philosophie. Dann erst und in reifern Jahren kann man durch Selbststudium weiter kommen. Nichts aber ist wahnsinniger, als die Köpfe einer Menge junger Leute, von denen kaum der fünfzigste zur Philosophie nur überhaupt Beruf hat, von vorn herein mit den Hirngeburten des ersten besten Pedanten oder Schwärmers anzufüllen, in dessen Hände sie zufällig auf dieser oder jener Universität gerathen, ehe sie nur ein Urtheil haben, unter den vielen Philosophien eine zu wählen.

Das Wichtigste und der Kern der vorliegenden Schrift ist die Polemik gegen die absolutistischen Philosophien, d. h. gegen die, welche sich über die Beschränkungen und Bedingungen unsrer Erkenntnißweise wegsetzen und eine absolute unbedingte Erkenntniß annehmen wollen. Er sagt: „Wir wollen nicht, wie die Spekulation der Identitätssysteme, aus dem Absoluten das bedingte Daseyn von Körper und Geist, oder aus der Indifferenz die Differenz in Körper und Geist objektiv ableiten: aus dem Absoluten als solchem läßt sich nie das Bedingte, aus der Indifferenz nie die Differenz herausbringen. Hier sollte nur subjektiv gezeigt werden, wie diese verschiedenen Beurtheilungsweisen der Dinge nothwendig in der Organisation der menschlichen Erkenntniß liegen, und wie sie sich hier zu einander verhalten.“ Und sehr gut ist folgende Beweisführung: „Wenn ich ein Glied meines Körpers, Hand oder Fuß, bewege, so kann ich es einmal spiritualistisch als Wirkung meines Willens, und zugleich auch materialistisch als Wirkung meines körperlichen Organismus, als bloß körperlich verursachte Thätigkeit der Nerven und Muskeln betrachten; denn für jede körperliche Veränderung muß es eine körperliche Ursache geben, wie denn auch in den Thieren dieselben Bewegungen der Glieder nur aus körperlichen Ursachen erklärt werden, die im Menschen zugleich aus der geistigen Ursache des freien Willens erklärt werden. Faßt man nun dieses Verhältniß in dem gewöhnlichen Sinne des Materialismus und Spiritualismus objektiv auf, d. h. denkt man sich Körper und Geist als objektiv verschiedene Realitäten, so würde in dieser doppelten Erklärung, die doch nicht zu vermeiden ist, allerdings ein Widerspruch liegen, denn ich kann nicht eine und dieselbe Wirkung zugleich zwei Ursachen zuschreiben. Zwei Ursachen können sich wohl vereinigen, um Eine Erscheinung hervorzubringen, aber dann ist die Erscheinung auch aus zwei Wirkungen zusammengesezt, deren jede nur eine Ursache hat. Jede Ursache ist für sich zureichender Grund ihrer Wirkung und schließt jede andere Ursache aus. In unserem Fall müßte also, objektiv genommen, nur entweder der Wille oder der körperliche Lebensprozeß alleinige Ursache der Bewegung eines Gliedes seyn. Subjektiv hingegen fällt dieser Widerspruch weg, denn hier sind Wille und körperliche Lebensäußerung nicht verschiedene Realitäten, also auch nicht verschiedene Ursachen; sondern beide sind nur verschiedene Erscheinungsweisen des Einen menschlichen Wesens, und ich kann daher eine Lebensäußerung nach der Ansicht der äußeren Erscheinungsweise aus körperlichen Ursachen, nach der inneren Erscheinungsweise aus geistigen Ursachen ableiten. In diesem subjektiven Sinne nun kann man dem Materialismus wie dem Spiritualismus in ihren entgegengesezten Erklärungsversuchen die größte Ausdehnung gestatten, ohne daß davon für die Selbstständigkeit beider Naturssysteme die mindeste Gefahr zu befürchten wäre. Der Materialismus mag seine materialistischen Erklärungen geistiger Thätigkeiten noch so weit ausdehnen, wie etwa Gall in seiner Organlehre des Gehirns versucht hat, so ist davon für die Selbstthätigkeit und Freiheit des Geistes nicht das Mindeste zu fürchten, denn dem Spiritualismus steht es eben so frei, das Körperliche geistig zu erklären. Beiden ist die zerstörende Kraft dadurch genommen, daß sie in die subjektive Bedeutung umgesezt sind, objektiv aber als durchaus nichtig betrachtet werden müssen.“

Wir haben also hier die bekannte Kant-Friesische Grundanschauung, die dem gesunden Menschenverstande so sehr zusagt und vor Verirrungen warnt. Nun wird die Seele unter die bekannten vier Kantischen Kategorien gestellt und ihre Vermögen werden demnach näher erörtert. In diesen Ausführungen hätte der Verfasser die trockne Regel vielleicht etwas mehr in der geistreichen Manier Kants mit in die Augen fallenden Beispielen unterstützen und den neuern somnambulen Erfahrungen etwas mehr

Aufmerksamkeit widmen können. Je mehr wir mit ihm der Ansicht sind, daß die Psychologie nicht über die Erfahrung hinausgehn soll, um so mehr müssen wir auch verlangen, daß sie sich vor keiner Erfahrung verschließe, oder die unwahrscheinlichen Erfahrungen wenigstens erst näher prüfe, ehe sie sie verdammt. Endlich hätten wir dem vernünftigen Buche eine etwas wärmere und anregendere Sprache gewünscht.

5) Die Lehre vom Menschen. Von Karl Friedrich Lessing. Erster Band. Breslau, in Kommission bei Max und Comp., 1832.

Ein Buch, das unangenehm zu lesen ist. Die ewigen Entweder und Oder, in welche der Verfasser alle Dinge dieser Welt eintheilt, ermüden entsetzlich. Da sind die Dinge entweder körperlich oder geistig, entweder Substanz oder Form, entweder lebendig oder todt (anorganisch oder organisch), entweder frei oder unfrei (Mensch oder Thier), entweder gemüthlich oder verständig ꝛc., als ob die ganze tiefe Fülle der Welt bloß um der leeren Form der Unterscheidung willen da wäre. Diese Unterscheidungssucht führt den Verfasser sogar zu offenbaren Irrthümern. Um den Unterschied zwischen Gemüth und Verstand festzuhalten, will er denselben bis in das Gebiet der Einbildungskraft verfolgen, das doch seine ganz eigenthümlichen und vom sogenannten Fühlen und Denken unabhängigen Gesetze hat. Er sagt: „a) Erkennen wir bloß zur Befriedigung unsrer Gemüthstriebe: so bleibt das dem Gedächtniß imprimirte Seelenbild in Vergleich mit den Umgebungen unvollständig und seine Belebung durch Rückerinnern kann nur nach Gemüthsrücksichten erfolgen. b) Erkennen wir dagegen nach dem Zwecke des Verstandes, so drücken sich im Seelenbilde nicht bloß die Einzelnheiten der Umgebungen, sondern auch ihr geistiger Zusammenhang aus. Hier muß zwar nach der Beschaffenheit des Seelenbildes die Rückerinnerug ebenfalls wirken, jedoch zeigt sich in der Rückerinnerung objektiver Zusammenhang der Erkenntnisse, und der Handlungsfall bestimmt durch Ursache und Zweck, ob das Seelenbild in Gemüths- oder Verstandeshinsicht belebt werden soll.“ Das ist Unsinn. Erinnerung ist Erinnerung, sie mag den Verstand oder das Gemüth beschäftigen. Das Seelenbild bleibt unter allen Umständen das nämliche, es kann nur entweder klarer oder dunkler seyn, und das hängt nur von der Stärke des Eindrucks ab, mit dem es sich uns eingeprägt hat, und von der Stärke oder der Neuheit des Interesses, das wir noch daran nehmen; nie aber hängt es ab von dem Unterschied des Verstandes und Gemüthes. Das fühlende Gemüth erinnert sich vollkommen so lebhaft nicht bloß an die Einzelheiten, „sondern an den ganzen geistigen Zusammenhang“ einer frühern Erscheinung, wie der denkende Verstand, und umgekehrt kann der Verstand sich oft sehr vergeblich mit der Entzifferung einer dunkeln Vorstellung abmühen, die ihm vielleicht erst durch eine Gemüthserregung klar wird. Die Wahrheit ist, daß sich die Phantasie zu Gemüth und Verstand, oder das Vorstellungsvermögen zu dem Gefühls- und Denkvermögen genau verhält wie die Natur selbst. So wie die wirkliche Rose Rose bleibt, ob ich etwas bei ihr fühle oder denke, so bleibt die eingebildete Rose in der Poesie oder Erinnerung ebenfalls Rose, mag ich nun mehr bei ihr fühlen oder denken. Gemüth und Verstand als solche thun nichts dazu und davon und können die Gesetze der Einbildungskraft so wenig verändern als die der Natur.

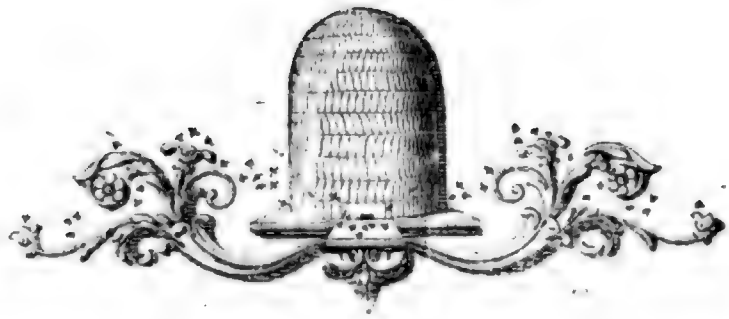
6) Handbuch der Psychologie. Von Prof. Dr. K. H. Scheidler. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1833. Auch unter dem Titel: Propädeutik und Grundriß der Psychologie.

Wenn sich der Verfasser nach alter deutscher gelehrter Weise etwas zu lange bei den Vorbereitungen aufhält und ein dickes Buch bloß über die Nothwendigkeit, die Psychologie zu studiren, schreibt, ehe er zum Studium selber kommt; so würzt er doch diese Erörterungen nicht nur durch zahllose pikante Citate (ein Schmuck aller seiner Schriften), sondern er gibt seiner Empfehlung des psychologischen Studiums auch eine ganz praktische und zeitgemäße Richtung, indem er nachweist, wo es fehlt und welche große Lücken seine Versäumniß veranlaßt. Daß Seelenkunde zur Rechtswissenschaft gehört, daß sie dafür unentbehrlich ist, haben in jüngster Zeit schon Andere nachgewiesen und es ist sogar eine literarische Fehde darüber entstanden. Man hat gegenüber den starren Rechtsbegriffen der römischen Schule die Humanität der deutschen geltend gemacht, man hat dem Untersuchungsrichter Kunde des menschlichen Herzens und dem Strafrichter Billigkeit und Rücksicht auf die Zurechnungsfähigkeit des Delinquenten empfohlen; man hat verlangt, daß nicht jeder Fall unter die gleiche Regel gebracht werden soll. Die Aerzte sind in demselben Falle wie die Juristen. Auch sie bringen gern alle Fälle unter die gleiche Regel, und vergessen über der physiologischen Aehnlichkeit die psychologische Unähnlichkeit. Nicht jeder Arzt nimmt Rücksicht auf Temperament, Charakter, Bildung und Stimmung. Nicht jeder weiß, wie man den Körper durch die Seele kurirt.

Auch der Theologie empfiehlt unser Verfasser sein Studium, und mit Recht. Waren nicht die Theologen von jeher die größten Unmenschen, die unbarmherzigsten Prokrustes, die jeden Menschen mit dem gleichen Maße messen und ihn auf der Tortur lang zerren wollten, wenn er kurz war, oder dekapitiren, wenn er lang war? Ist das schöne Streben der Liebe, allen Menschen das gleiche Heil zu bringen, nicht in die Dragonaden und Auto da Fe's ausgeartet?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 58. 6. Juni 1834.

Seelenlehre.

6) Handbuch der Psychologie. Von Prof. Dr. K. H. Scheidler. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1833. Auch unter dem Titel: Propädeutik und Grundriß der Psychologie.

(Schluß.)

Und was war dieser blutigen Mißgriffe lezter Grund? Mangel an Menschenkenntniß, Vergessenheit der natürlichen Unterschiede unter den Menschen und ihrer Bedürfnisse. Zwar ein höchstes Moralgesetz und ein vernünftiger Gottglauben muß jeder Religion zur Pflicht gemacht werden, wenn ihr heiliger Name nicht ein Mißbrauch seyn soll, aber im Uebrigen, in den Nebendingen kann nicht Toleranz genug obwalten. Ich erlaube mir einige Ansichten über diesen interessanten Gegenstand, die ich vor mehreren Jahren in einem wenig bekannt gewordenen Journal (den Nürnberger Blättern) mittheilte, hier wieder aufzufrischen, der Controverse gewärtig.

Man spricht fast nur von dem Einfluß, welchen die Religion auf die Menschen haben soll, und bedenkt zu wenig den Einfluß, welchen umgekehrt die Menschen auf die Religion wirklich haben. Die Religion ist wie das Sonnenlicht etwas durchaus Einfaches, aber es werden mannichfache Religionen daraus, indem die Menschen sie sehr eigenthümlich und sehr verschieden auffassen, so wie das einfache Licht, von irdischen Gegenständen aufgesogen, sich in viele Farben bricht. Sehen wir nun einmal von der religiösen Sonne ab, und blicken rückwärts auf die Landschaft, die von ihr beleuchtet wird, auf das große Panorama der Völker, die den bunten Farbenschmuck ihrer Religionen vor uns ausbreiten, so kann dies vielleicht dazu dienen, uns eine recht lebhafte Empfindung von allgemeiner Toleranz einzuflößen. — Wenn man die wechselseitige Verdammung der ältern Zeiten und die unlautere Duldung der unsern betrachtet; wenn man sieht, wie offen oder heimlich jede Religionspartei die andere verwünscht und sich allein für die einzig rechte hält, so darf man sich allerdings nicht darüber beschweren, daß die Religionsspötter diesen Widerspruch lächerlich machen. Die religiöse Ausschließlichkeit ist immer lächerlich, wenn nicht noch etwas schlimmeres. Wozu anders kann sie führen, als entweder zu einem endlosen Religionskriege, oder zu dem Siege einer Partei, und der lezztere wäre noch weit mehr zu beklagen, als der erstere, weil die Einseitigkeit ihre Herrschaft immer nur auf Gewalt und Unnatur gründet. Welche Religion ist so vollkommen, daß sie jedem Himmelsstrich, jeder Nation, jeder Kulturstufe, jedem Temperament anpaßte? Man hält zwar mit Recht die christliche Religion für dieses Ideal, aber die Versuche,

dieses Ideal zu verwirklichen, widersprechen sich bekanntlich auf so mannichfache Weise, als es verschiedene christliche Sekten gibt, und diese verdammen sich unter einander mehr als je ältere Religionsparteien gethan, und treiben den Grundsatz der Ausschließlichkeit bis zur äußersten, früher unbekannten Strenge. Was wäre nun wohl mehr zu beklagen, wenn der Kampf dieser christlichen Sekten endlos fortwüthete, oder wenn eine dieser Sekten den Sieg davon trüge? — Es bleibt aber noch ein dritter Ausweg übrig, die Versöhnung, und unter dieser versteh ich mit nichten die prahlhafte Duldung unsrer Zeit, sondern die innige und rückhaltlose Anerkennung alles Guten aller Religionen, den Einklang aller ächten religiösen Töne. Da die Menschen von Natur aus verschieden sind und diese ursprünglichen klimatischen, nationellen und physio-psychologischen Unterschiede immer bleiben werden, so läßt sich zwar nicht erwarten, daß die ganze Menschheit, oder ein Volk, oder auch nur ein Einzelner jemals jene vollkommene Harmonie des Religiösen in sich hervorrufen werde; indeß ist nicht abzusehn, warum die Menschen nicht wenigstens endlich zu einer klaren Erkenntniß ihrer Einseitigkeit kommen, und demzufolge die Ausschließlichkeit aufgeben und sich, jeglicher mit seiner Stimme, der allgemeinen Harmonie dienend unterordnen sollten? Es ist gewiß, daß sich die Religiosität des einen Volkes oder Individuums immer mehr auf eine sinnliche oder phantastische Weise in der ästhetischen Schöpfung religiöser Symbole, Mythen und Ideale, die des andern mehr auf eine sittliche Weise im Willen und in Handlungen, die noch eines andern mehr auf eine gemüthliche Weise in Gefühlen, Begeisterungen und Entzückungen, und die wieder eines andern mehr auf eine verständige Weise im Denken über das Göttliche und in religiösen Systemen aussprechen wird; warum aber sollte jeder, der einseitig der einen Richtung folgt, nothwendig die übrigen Richtungen läugnen oder verdammen müssen? warum sollte es nicht endlich dahin kommen, daß einer die Religiösität des andern nicht bloß duldete, sondern mit Ueberzeugung anerkennte, so wie einst auf einer andern Stufe religiöser Bildung, im unchristlichen Alterthum, jeder zwar einer Lieblingsgottheit huldigte, aber deßhalb doch die andern Gottheiten nicht verläugnete? Was sich dort auf eine rohe und objektive Weise aussprach, das könnte und sollte endlich in einem höhern Sinne auch auf subjektive Weise eintreten. Wer durch vorherrschende Denkkraft angetrieben wird, das Göttliche in den Tiefen des Verstandes zu ergrübeln, sollte zugleich anerkennen, daß in der menschlichen Seele noch andere Neigungen und Kräfte schlummern, die nicht weniger fähig sind, sich dem Göttlichen zu nähern, wenn auch auf andern Wegen, und er sollte nicht mehr so hochmüthig auf die herabsehn, die von der Willenskraft oder von dem ästhetischen Sinne, oder von dem übermächtigen Gefühl getrieben sich weniger durch religiöse Gedanken als durch religiöse Handlungen, Vorstellungen und Entzückungen auszeichnen. Und so umgekehrt. Der sinnliche Italiener, der die erhabensten religiösen Ideale in seiner bildenden Kunst und Kirchenmusik auf dem ästhetischen Wege erreicht hat, sollte nicht den denkenden Theosophen, nicht den strengen Moralisten, nicht den schwärmerischen Pietisten verachten. Der Moralist hinwiederum sollte neben seiner überwiegenden Willensstärke auch die Rechte des freien Denkens, des ästhetischen Sinnes und des frommen Gefühles anerkennen, und der Schwärmer endlich sollte allen seinen religiösen Entzückungen sich überlassen dürfen, ohne deßhalb die Gedanken und den Willen abtödten und alles Aeußere und Sinnliche als weltlichen Tand verdammen zu wollen. — Es ist gewiß der größte Irrthum aller Religionsparteien, daß sie die Ausschließlichkeit gleichsam als ein nothwendiges Postulat der Vernunft annehmen, und nicht im mindesten zweifeln, es könne nur eine Religion die wahre, und diese einzige könne nur die ihrige seyn. Die Wahrheit ist im Gegentheil, daß keine religiöse Ansicht die andere ausschließt, sondern umgekehrt sie selbst voraussetzt und erfordert, weil jede für sich von einem richtigen, aber nur einseitigen Standpunkt ausgeht. Man muß sie alle vereinigen, was der einen fehlt, durch die andere ergänzen, was die eine übertreibt, durch die andere mäßigen, was die eine läugnet, durch die andere beweisen, und sie alle wie verschiedene musikalische Töne durch den Einklang reinigen und verstärken, indem ihre Monotonie wie ihr Mißlaut aufgehoben wird. Es kann nicht die Absicht Gottes seyn, nur eine dieser Stimmen eintönig vorwalten und die andere verstummen, noch weniger, sie alle eine fortwährende Dissonanz aushalten zu lassen; vielmehr sollen sie alle in einer unermeßlichen Fuge, im Hymnus der ganzen Menschheit, sich harmonisch in einander schließen. — Ich bin durch die Betrachtung der Geschichte sowohl, als durch die Prüfung der allen historischen Erscheinungen ursprünglich zu Grunde liegenden Seelenkräfte des Menschen zu der innigen und unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß es im religiösen Sinne keine absolute Einheit, sondern nur gleichsam eine Konföderation, oder um in dem hier so genau passenden und richtigen und musikalischen Bild zu bleiben, nur einen harmonischen Einklang verschiedener Stimmen geben kann, und daß der Entwicklungsweg der Menschheit wirklich auf diese und auf keine andere Einheit hinzielt. Die Farben treten nur nach einander hervor, um endlich im Regenbogen ihren schönen Bund zu schließen. — Die Geschichte faltet aus einander, was in des Menschen Seele wie im Keime schlummert. Es ist einerlei, ob man von der historischen Erscheinung zurückblickt auf die psychologische Ursache, oder umgekehrt. Man muß auf

beiden Wegen immer zu denselben Resultaten gelangen, denn Geschichte und Psychologie bestätigen sich wechselseitig, und es gibt kein psychologisches Phänomen, das nicht der Grund eines geschichtlichen, kein geschichtliches, das nicht die Folge eines psychologischen wäre. — Die Seele ist das innere Paradies, aus dem die vier heiligen Ströme fließen in die Welt. Der erste Quellbrunn ist in den Sinnen aufgethan, im Willen der zweite, im Gefühl der dritte, und der vierte im Gedanken. Aus dem ersten fließen alle ästhetischen, aus dem zweiten alle ethischen, aus dem dritten alle pathetischen, aus dem vierten alle intellektuellen Erscheinungen des Lebens her, und das Religiöse theilen alle mit einander. Im Religiösen nehmen sie ihren gemeinschaftlichen Ursprung, zum Religiösen streben sie wieder hin auf allen Wegen. Das Göttliche offenbart sich dem Sinn, wie dem Willen, dem Gemüth wie dem Verstand, es erscheint im sichtbaren Bilde wie in den Handlungen, in den Gefühlen wie in den Gedanken. Es sind die vier Elemente der menschlichen Seele, in deren Färbung der göttliche Lichtstrahl gebrochen wird. Wie es kein Licht gibt, außer in einer Farbe, so gibt es nichts Religiöses, außer in sinnlichen Anschauungen, in sittlichen Handlungen, in Gefühlen des Herzens und Gedanken des Verstandes. — Des Menschen Seele ist aber so beschaffen, daß darin immer nur eins jener Elemente über das andere vorherrscht, und die Ausgleichung wird nur in der Harmonie aller dieser einseitig beschaffenen Seelen gefunden. Man nennt diese einseitige Beschaffenheit der Seele das Temperament, und es gibt mithin vier Temperamente, je nachdem eines jener vier Urelemente in der Seele vorherrscht. Im sanguinischen Temperament herrscht der Sinn vor, im cholerischen der Willen, im melancholischen das Gefühl, im phlegmatischen der Verstand. Diese Temperamente sind an die Individuen vertheilt und bilden nach Geschlecht, Alter, Volksstamm und Klima ganze Gattungen. Sie sind ein Erbe, das der Mensch von der Natur empfängt und das er nie veräußern kann. Das Temperament bestimmt unabänderlich den Charakter und alle Aeußerungen des Menschen. In ihm ergießt sich vorherrschend einer jener vier oben genannten Lebensströme. Alle Lebensäußerungen des Menschen zeugen daher auch von diesem Urquell und in allen Erscheinungen der Geschichte prägen die Temperamente sich aus, jegliches nach seiner Art. Wie dies insbesondere bei allen religiösen Erscheinungen der Fall ist, wollen wir jetzt näher betrachten. — Das sanguinische Temperament hat eine vorherrschende Richtung zum Sinnlichen und zwar mehr passiv im Genuß sinnlicher Eindrücke, oder mehr aktiv in der Schöpfung der Phantasie. Daher sucht es auch Gott überall im sinnlichen Bild oder Ton; es will Gott leibhaftig schauen oder doch seines Geistes Wehn und seines Schreckens Donner vernehmen, und wenn eine mehr geistige Religion ihm die Naturgötter raubt, so strebt es dennoch wieder, auch das Geistige in Symbolen und Kunstidealen zu versinnlichen, oder wenigstens durch Baukunst und Kirchenmusik vermittelst der Sinne auf das religiöse Gefühl zu wirken. — Im cholerischen Temperament herrscht der Wille vor und zwar ebenfalls entweder mehr passiv in der Bestimmbarkeit, in der Fügung unter das Gesetz, oder mehr aktiv in kühnem Aufschwung und heldenmüthigen Thaten. Daher sucht es Gott in einem sittlichen Gesetz, es will Gottes unbekannten Willen im prophetischen Heldenthum offenbaren, oder den durch das Gesetz schon offenbarten Willen desselben vollstrecken; es will für Gott leben, handeln, streiten, sterben. — Das melancholische Temperament zeichnet sich durch die Herrschaft der Gefühle aus, indem es sich entweder mehr passiv den innern Entzückungen und Qualen, oder mehr aktiv den nach außen stürmenden Leidenschaften überläßt. Daher sucht es Gott in der Liebe, in der wollustvollen Ausgießung eines heiligen Geistes, der die ganze Welt mit Wonne durchströmt. Unendliche Sehnsucht nach unendlicher Entzückung, die Qual der mangelnden Befriedigung, und die Schwelgerei im innern Genuß, wenn diese Befriedigung erfolgt, dies sind die Symptome der Gefühlsreligion. — Im phlegmatischen Temperament, in welchem die Sinnlichkeit, der Wille und das Gefühl vollkommen beruhigt und abgestumpft erscheinen, tritt dagegen der kalte, ruhig beobachtende und überlegende Verstand hervor, und zwar entweder mehr passiv im Auffassen und in der Kombination, oder mehr aktiv im Eindringen und in der philosophischen Spekulation. Daher sucht es Gott in einem Begriff, es denkt Gott und strebt vor allen, sich von dem Daseyn, und dann von der Beschaffenheit des göttlichen Wesens zu unterrichten. Fragen wir nun, auf welche Weise diese Temperamente unter den Menschen vertheilt sind, so ergibt sich zunächst, daß im Bezug auf den Geschlechtsunterschied beim männlichen Geschlecht mehr Willen und Verstand, beim weiblichen mehr Gefühl und Sinn vorwalten. Was den Unterschied des Alters betrifft, so scheint sich immer zuerst der Sinn, später der Wille, dann das Gefühl, zuletzt der Verstand zu entwickeln. Der Mann ist mehr geneigt, für Gott zu handeln oder Gott zu denken, das Weib versenkt sich mehr in religiöse Gefühle oder in die sinnliche Anschauung. Auf das zarte Alter macht ebenfalls die sinnliche Pracht und Erhabenheit des Gottesdienstes den meisten Eindruck, im Jünglingsalter will der frische Muth sich in Thaten aussprechen, erst in reifen Jahren erstrebt und reinigt sich das Gefühl, und im Alter ist man am meisten geneigt, dem Ewigen nachzudenken. — In Bezug auf die klimatischen und geographischen Unterschiede scheint es, daß im Süden die Sinnlichkeit, im Norden der Wille, im Osten das Gefühl, im Westen der Verstand einheimisch sey.

Dabei bemerken wir nicht undeutlich eine gewiſſe religiöſe Diagonale, die von Südweſten nach Nordoſten läuft. Die Völker des Südens und Oſtens bilden einen allgemeinen Gegenſatz gegen die des Nordens und Weſtens, und dieſer Gegenſatz ſtimmt mit dem der Geſchlechter überein. Die ſüdöſtlichen Völker, bei denen Sinn und Gefühl vorherrſchen, haben eine mehr weibliche, die nordweſtlichen, bei denen Willen und Verſtand vorherrſchen, eine mehr männliche Religioſität. — Der geſchichtliche Unterſchied ſtimmt dagegen mit dem der Lebensalter überein. Der Entwicklungsgang der ganzen Menſchheit bietet kein anderes Schauſpiel dar, als was in dem Leben des Einzelnen ſich zeigt. Die älteſten mythiſchen Religionen waren mehr ſinnlich, und erhoben ſich im Judenthum zur Sittlichkeit. Mit dem Chriſtenthum begann die Religion des Gefühls und ſie iſt jezt in die des Verſtandes übergegangen. — Die Menſchen ſind indeß nicht nach ſo ſtarren Linien geſondert, daß ſich bei ihnen die bezeichneten vier Hauptrichtungen nicht auf mannichfache Weiſe paralleliſiren oder durchkreuzen ſollten. In jeder Religion findet man daher wenigſtens etwas von den andern, wie in jedem Temperament wenigſtens eine leiſe Schattirung von den übrigen. Jede Religion hat ein Geſetz und eine Kunſt, eine Liebe und ein Syſtem, in jeder ſind Helden, Künſtler, Schwärmer und Denker geweckt worden; aber eines hat immer vorgewaltet, und dieſes Vorwalten einer einſeitigen Richtung, die alle andern zurückdrängte, bezeichnet den verſchiedenen Charakter der vielen Religionen, in welche die Menſchen von jeher ſich getheilt haben. — Es gibt gewiſſe, gleichſam chemiſche, Verwandtſchaftsgeſetze, nach denen die pſychiſchen Elemente ſich verbinden, wie die phyſiſchen, und nach dieſen allein können auch die Verwandtſchaften der verſchiednen religiöſen Richtungen beſtimmt werden. — Willen und Sinn, Gefühl und Verſtand bilden die grellſten Diſſonanzen, ſind am entſchiedenſten ſich entgegengeſezt, wie Nord und Süd, Oſt und Weſt. Daher findet ſich in einer ſittlichen Religion am wenigſten Sinnlichkeit, und in einer ſinnlichen am wenigſten Sittlichkeit; deßgleichen in einer Gefühlreligion am wenigſten Verſtand, und in einer Verſtandsreligion am wenigſten Gefühl. — Dagegen verbindet ſich mit dem Willen am leichteſten der Verſtand, wie bei den nordweſtlichen Völkern, und das Gefühl am leichteſten mit dem Sinn, wie bei den ſüdöſtlichen Völkern. — In entfernterer Verwandtſchaft ſteht der Wille mit dem Gefühl, der Sinn mit dem Verſtande. — Hieraus ergibt ſich, daß eine ſittliche Religion mehr Verſtand, weniger Gefühl, am wenigſten Sinnliches in ſich aufnimmt, eine ſinnliche mehr Gefühl, weniger Verſtand und am wenigſten Sittliches; eine Gefühlsreligion mehr Sinn, weniger Willen, am wenigſten Verſtand; endlich eine verſtändige mehr Willen, weniger Sinn, am wenigſten Gefühl. — Dies ſind die anthropologiſchen Diſſonanzen und Konſonanzen, über welche man ſich verſtändigen muß, wenn man den unendlichen Wirrwarr der religiöſen Töne ſich entwickeln will. Sie haben eine geometriſche Evidenz, und ſind Naturgeſetze, gegen die wir nicht ſtreiten können und nicht ſtreiten ſollen. — Die Anwendung dieſer allgemeinen Regel auf beſondere Fälle der religiöſen Streitigkeiten unſrer Tage möge ſich jeder Leſer ſelber machen. —

Auch den Geſchichtſchreibern empfiehlt der Verf. die Pſychologie und dem Dichter, verlangt aber auch umgekehrt, daß die Pſychologen ſich in der Geſchichte und Poeſie umſehen ſollen, und führt eine Menge der in dieſer Beziehung lehrreichſten Geſchichtswerke, Biographien und Dichtungen an.

Außer einem Regiſter aller irgend wichtigen pſychologiſchen Werke hat der Verf. auch noch in ſeinen überreichen Citaten dem Leſer hunderte von Wegen für ſeine weitern Forſchungen eröffnet.

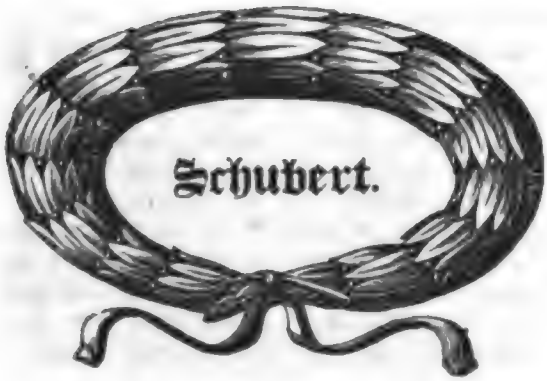
Dem Körper widmet er zum Behuf der Seelenkunde große Aufmerkſamkeit, und geht bei der unwillkührlichen Mimik und Phyſiognomik bis ins Detail. Doch citirt er dabei keinen Aelteren als Gall und Lavater und hätte wohl noch, wenn nicht die zahlloſen Chiromanten, die nebenbei auch in weiterm Sinn Phyſiognomik trieben, doch wenigſtens des alten Neapolitaners Porta gedenken ſollen, deſſen Vergleichung der menſchlichen mit der thieriſchen Phyſiognomie immerhin ein ſehr lehrreiches Buch bleibt und im Fabelhaften und Willkürlichen viel Wahres enthält.

Uebrigens iſt der Verf. ein eifriger Anhänger von der Unkörperlichkeit der Seele. „Ueberhaupt fallen Körperliches und Geiſtiges im Menſchen, ſo eng es auch mit einander verknüpft iſt, ſo wenig ganz zuſammen, oder gehen ſo wenig völlig in einander auf, daß die Seele nicht nur ſich deutlich und beſtimmt von dem Leibe unterſcheidet und dieſes Bewußtſeyn durch allen Wechſel der körperlichen Zuſtände oder Theile beharrlich behauptet, ſo wie oft ſich mit ihrem Willen den körperlichen Affekten entgegenſezt und ſie überwindet; ſondern daß ſich auch bei genauerer Unterſuchung der in vielen Fällen allerdings ſtattfindende Parallelismus keineswegs in allen nachweiſen läßt, was doch der Fall ſeyn müßte, wenn Seele und Körper identiſch wären. Es iſt Thatſache der Erfahrung, daß körperliche und geiſtige Entwicklung nur bis zu einem gewiſſen Punkte (und ſelbſt da nicht völlig gleichmäßig) parallel laufen: daß der Geiſt, wenn der Körper ſchon ſeinen Culminationspunkt erreicht hat und abzunehmen anfängt, nicht nur noch lange Zeit fort ſich entwickelt, ſondern ſein höheres Leben dann eigentlich erſt beginnt: daß oft gerade dann, wenn das Leibliche dahinſinkt, das pſychiſche Leben erhöht wird (z. B. im Zehrfieber); daß bei ſ. g. Geiſteskranken oft kurz vor dem Tode die volle Beſonnenheit zurückkehrt; daß bei Krankheiten aller Art Seele und Leib faſt nie in demſelben Grade leiden, im Gegentheile oft der eine Theil (faſt) ganz geſund bleibt: endlich, daß Vollkommenheit des Körpers (Schönheit, Schärfe der Sinne u. d. m.) keineswegs immer auf entſprechende des Geiſtes ſchließen läßt."

Im Geſchlechtsregiſter der einzelnen Seelenkräfte unterſcheidet der Verf. bei den Gefühlen auch Verſtandesgefühle (intellektuelle), gegen die wir Proteſt einlegen. Er beruft ſich dabei unter anderm auf Biunde, deſſen Werk wir ebenfalls angezeigt und dabei unſern Widerſpruch vorgebracht haben.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 59. 9. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

7) Die Geschichte der Seele. Von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage, nebst 8 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Schuberts Werk hat seiner Vortrefflichkeit wegen die schnell der ersten nachfolgende zweite Auflage wohl verdient und sie erfreut uns um so mehr, als sie zugleich beweist, welche große Verbreitung das so interessante, in neuerer Zeit so sehr vorgeschrittene Studium der Seelenkunde findet.

Schubert gehört nicht mehr der aristotelischen Schule Kants, sondern der platonischen Schellings an. Er beschränkt sich nicht auf die Oberfläche der psychischen Erscheinungen, sondern sucht in die Tiefe der Seele einzudringen, und er gibt nicht eine bloße Aneinandereihung und Beschreibung von Seelenkräften (wie auch Carus trotz seines kleinen Schelling'schen Anstrichs von Ideal-Realität nicht mehr gegeben hat), sondern er faßt das Seelenleben, dem Organismus analog, in seinem innern Zusammenhange auf, in ächt naturphilosophischer Weise. Sein Werk ist bei weitem das am meisten systematische und zugleich umfassendste in dieser Gattung. Es ist nicht zu verwechseln mit verwandten naturphilosophischen Werken, z. B. Steffens Anthropologie, Eschenmayers Psychologie, weil diese keineswegs ausschließlich von der Seele, sondern zugleich von der ganzen Natur, selbst von der unorganischen und von der Astronomie handeln, und weil dieselben, in philosophischer Konsequenz fortschreitend, der Erfahrung, den Beispielen, dem Detail der Erörterungen nicht viel Raum übrig lassen, während Schubert mit dem größten Sammlerfleiß alle Seiten des umfangreichen Buchs mit Thatsachen aus der Erfahrung bereichert hat. Nun gibt es zwar Sammlungen dieser Art, und zum Theil sehr reichliche, wie die schon erwähnten von Kant, Carus, Scheidler und noch ältern von Muratori, Henning, Mauchart ꝛc., aber diesen fehlt wieder das System, die tiefe naturphilosophische Begründung. Das doppelte Bedürfniß der empirischen Reichhaltigkeit und der wissenschaftlichen Tiefe ist in keinem psychologischen Werk in so vollkommenem Grade befriedigt, als in dem vorliegenden.

Die zweite Auflage ist vielleicht um ein Drittel stärker, und doch nicht theurer als die erste. Die meisten Zusätze finden sich in dem ersten Theile, der von dem körperlichen Organismus, und in dem lezten, der von dem Verhältniß des Geistes zur Seele handelt. Seine

frühern verwandten Werke: über die Nachtseite der Naturwissenschaft (in drei Auflagen), Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, Symbolik des Traums, haben die vorherrschende Neigung und das ausgezeichnete Talent des Verfassers für Untersuchungen über die menschliche Seele genügend dargethan. Durch seine Naturgeschichte, von der jezt ebenfalls eine zweite Auflage erscheint, durch seine Kosmologie, die Urwelt und die Fixsterne, hat er zugleich wie Oken bewiesen, daß ihn die philosophische Spekulation nicht einseitig vom Gebiet der Erfahrung hat abirren lassen. Die religiöse Richtung, die ihm schon frühe eigen war, die sich aber je länger je mehr in ihm entschieden hat, kommt fast durchgängig seinen psychologischen Untersuchungen zu Statten, denn wer kein Auge hat für die höhere Schönheit der Seele hienieden und für ihre Bestimmung jenseits, wer nur ihre sogenannten Vermögen abschäzt, wie ein Inventarium, der hat auch den wahren Beruf für diese tiefsinnigste aller Wissenschaften nicht. Nur einigemal ist die Frömmigkeit des Verfassers in Nichtbeachtung oder Tadel solcher Dinge ausgeartet, die, wenn sie auch nichts von Demuth und timidem Wesen an sich tragen, gleichwohl von göttlicher Natur sind, z. B. so mancher Kampf in der Geschichte.

Mit Zurückbeziehung auf das, was wir bei Gelegenheit der ersten Auflage in Nr. 34 des Literaturblatts von 1831 gesagt, heben wir nur die Umrisse des Ganzen und einige charakteristische Partieen hervor. Nachdem der Verfasser den höhern Ursprung und die höhere Bedeutung alles Seyns nachgewiesen und dann die körperliche Natur des Menschen, als die Wohnung und das Mittel der Seele in einer klaren und umfassenden Erörterung beschrieben hat, geht er zur Seele selbst über, und fragt zuerst nach ihrem Wesen für sich, nach ihrer Fortdauer, nach ihrem eigenthümlichen Wirken in ihrer Geschiedenheit vom Körper, dann nach ihren Wirkungen und Eigenschaften im Körper, und endlich noch nach ihren Verhältnissen zum Geiste.

Er trennt Leib, Seele, Geist. Daß die Seele unabhängig vom Leibe leben könne, beweist der Traum, und derselbe Traum beweist auch eine Unabhängigkeit der Seele vom Körper: „Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder minderem Grade unabhäng vom Leibe sich zu äußern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedene, daß wir daraus schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe seyn möge. — In einigen Fällen, so dürfte man sogar hinzufügen, lassen uns solche Zustände die Seele in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit selbst vom Geiste erkennen, und es ist unter anderem auffallend, wie die Sprache der Seele so ganz nur in Bildern und Anregungen von Gefühlen, statt der Worte besteht, während die Sprache des Geistes die eigentliche, gedankenvolle Menschen- und Wortsprache ist. Wenn dann beim Einschlafen oder im Irreseyn des Fiebers der Geist in seine innern Tiefen zurücktritt, und nun bloß noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele spricht; da verwandeln sich sogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im gesunden Zustand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geist beim Erwachen die ihm gebührende Herrschaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge seiner Natur: welche ursprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht bloß das Erscheinen der Dinge für das äußre Auge, sondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darstellt."

Hierbei muß natürlich die Rede vom Magnetismus seyn. Der Verfasser sieht in der Entdeckung desselben einen Wink des Himmels. „Wie im leztverflossenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes fest, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige ist: den Glauben an einen Gott und an seine des Menschen sich erbarmende Vorsorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das selbstständige Daseyn und Fortbestehen des Geistes im Menschen, da trieb der Schmerz des großen Verlustes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen gesunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geschenk häufig, ja bei den Meisten, so vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild; so hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröstende, aufrichtende Kraft eines schönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen schweigen, denen es zukäme zu sprechen, da werden die Steine schreien; wenn die Wachenden sich zur Lüge verkehren, da muß wenigstens der ungeschminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müssen gegen die Lebenden zeugen. — Welche Wirkung die Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus und aller mit ihm verbundnen Erscheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, trostlosen Zustand der Menschenalter und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war." Sollte hiermit nicht ein zu hartes Urtheil über unsre Zeit ausgesprochen seyn? Ist denn wirklich unser Zustand so trostlos und verarmt zu nennen? Darf man so völlig die Erhabenheit der neuern Weltgeschichte, die in großen Wehen sich vollendende Regeneration, die im Schmerz doch standhaft vollbrachte Heilung

verkennen? Darf eine ganze große Zeit wegen der seichten Ansichten einiger Materialisten und Religionsspötter verurtheilt und verdammt werden?

Höchst geistreich vergleicht der Verfasser den Wahnsinn mit den Afterorganismen und Schmarotzerpflanzen. Er ist gleichsam ein Ueberbein der Seele, oder ein Mitesser. „In einigen Krankheiten spielt gleichsam ein fremdes Leben mit unserem Leibe; erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, und es ist in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere. — Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andere, fremde Leiblichkeit, statt der eignen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes; so geschieht dies beim geistigen Irreseyn und beim Wahnsinn selbst der empfindenden und denkenden Kraft der Seele." Der Verfasser gedenkt einiger merkwürdiger Fälle, da einmal die Vernunft im Wachen und der Wahnsinn im Traum, das andermal umgekehrt die Vernunft im Traum und der Wahnsinn im Wachen vorherrschte. „Ein junger Mensch, der im Dienst eines Kaufmanns stund, erschien sich selber jede Nacht in seinem Traum als ein sehr ansehnlicher, reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und inneren Erfahrungen des Traumes knüpften sich, im vollkommen deutlichen Zusammenhang, an die fortgesezte Traumgeschichte der nächsten Nacht an. Eben so war der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von seinem Herrn ausgescholten worden, in seinem hierauf folgenden Starrsucht ähnlichen Traumparorismen ein Mann von Jahren, welcher für Weib und Kind zu sorgen hatte. Im wachen Zustande war er wieder ganz in seiner gewöhnlichen Stellung zum äußeren Leben: Lehrling; in jedem neuen Parorismus war es dagegen, als erwache er jezt aus dem gewöhnlichen Leben wie aus einem Traum, und ginge wieder an sein eigentliches Geschäft als Familienvater. Beide Zustände gingen so völlig abgeschieden von einander ihren Gang fort, daß er sich im Traume nie als Lehrling dachte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen aufnahm, was ihn eben noch in seinem geistigen Irreseyn bekümmert und beschäftigt hatte. Beim eigentlichen Wahnsinn nimmt zulezt die erdichtete, falsche Persönlichkeit ganz oder großentheils die Zeit des Wachens ein, die wahre dagegen scheint öfters im Traume ihr altes Recht zu behaupten, und diesem ihr voriges Wesen fortzusetzen (m. v. m. Symbolik des Traumes 2te Aufl. S. 217 u. 218). Ueberhaupt wirkt und besteht diese wahre und wache Persönlichkeit eben so neben der erdichteten fort, als die Lebensbewegungen des Herzens und des Nervensystems eines leidenden Körpers neben dem falschen Bildungsprozeß fortbestehen, der irgend einen mächtigen Auswuchs am Leibe hervorbringt, oder der den Zustand heftiger Entzündung in irgend einem Organe begleitet. Die Schmerzen können hierbei so heftig seyn, daß sie jedes andere Gefühl im Leibe übertäuben und die gesammte Thätigkeit des Nervensystems gefangen nehmen; der irre geleitete Zudrang des Blutes nach einem solchen Afterorganismus hin kann mächtiger seyn, als nach irgend einem normalen Organ, dennoch ist das ganze Aftergebilde in sich selber ohne selbstständiges Leben; es weicht den angewendeten Heilmitteln oder es stirbt, sobald der Leib, durch den es besteht, aufhört es zu ernähren. Zuweilen können solche Afterorganisationen eine, für die Erhaltung des gefährdeten Lebens wohlthätige Ausscheidung des Fremdartigen seyn; eine Krisis, wodurch ein lange erduldeter, allgemeiner Zustand der Kränklichkeit gehoben wird. Dann erinnern sie an eine Bemerkung von Cox (über Geisteszerrüttungen S. 115 u. f. d. deutsch. Uebers.), nach welcher zuweilen bei wahnsinnig Gewesenen nach der Heilung eine vortheilhafte Veränderung des Charakters, im Vergleich mit dem, was sie vor ihrem Verrücktwerden gewesen, wahrgenommen wird, so wie sich auch an Blödsinnigen, die durch eine zufällige Verletzung des Kopfes genasen, nachher zuweilen eine auffallende Erhöhung der Seelenkräfte zeigte." Dies ist gewiß die geistreichste und richtigste Erklärungsart des Wahnsinns.

In der Wechselwirkung der Seele mit dem Körper und der Außenwelt erkennt der Verfasser eine höhere Potenz des körperlichen Organismus, und vergleicht mit dem Athmen, Ernähren und Bewegen, mit Schlaf und Wachen die verschiedenen sogenannten Seelenvermögen. Sehr einleuchtend und schön ist die Vergleichung des Gefühls mit der Nahrung, weil hier die Analogie des Hungers und der Uebersättigung, der Diät und der Schwelgerei sehr nahe liegt, und die Vergleichung der Muskelbewegung mit dem Willen. Minder klar erscheint uns die Vergleichung des Athmens mit einem Einsaugen des geistigen Elementes, in welchem wir leben. „Selbst am ruhig schlafenden Menschen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch gesenkte Brust sich hebt; an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt, aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufweckt. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam

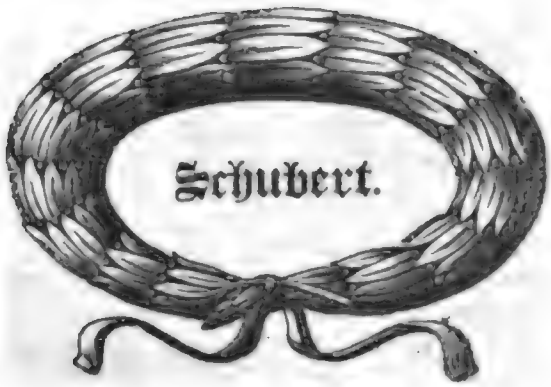
wie in Pulsen nach §. 31) gehenden Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten inneren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des inneren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt. — Der künstliche Magnet athmet, damit sein inneres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes, welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren, hält und trägt." So schön dieser Gedanke ist, so scheint er doch ein Pleonasmus zu seyn, denn was der Verfasser mit dem Schlafen und Wachen verglichen hat, ist doch im Grunde das nämliche, was er hier mit dem Aus- und Einathmen vergleicht, nämlich die An- und Abspannung, die Polarisation zwischen Arbeit und Ruhe, oder ernster und heitrer Thätigkeit. Was Schubert über die in lezterer Beziehung vorkommenden Kontraste sagt, ist sehr interessant. Er hat versucht, die Sache unter eine Art von Regel zu bringen, nach gleichsam optischen Gesetzen. Wie das grüne Farbenbild das rothe, das blaue das gelbe hervorruft und umgekehrt, so weist er nach, daß Philosophie und Drama, Mathematik und Musik, Sprachstudium und Naturwissenschaft, einander ergänzen. Nicht nur daß Moliere ein eifriger Schüler des Deskartes war, Lustspieldichter überhaupt gewöhnlich ernst, Trauerspieldichter sentenzenreich und zur Philosophie geneigt, umgekehrt aber Philosophen und Denker häufig große Liebhaber der Bühne waren, z. B. Aristoteles, Lessing, so trifft auch eine Glanzperiode der Philosophie jedesmal mit einer dramatischen zusammen. Sophokles, Aristophanes, Plato stehn sich so nahe als Goethe, Schiller, Kant und Schelling. Eben so auffallend ist die Liebe der Schulmänner und Sprachforscher zu Gärten, Blumen, Landschaften, und wenigstens hin und wieder der Naturforscher, wie z. B. Werner zu Sprachen, während ebenfalls die große philologische Periode der Italiener und Holländer mit dem ersten Aufschwung der Naturwissenschaften zusamfiel, und auch jezt wieder, nachdem die Theorien der Erfahrung wieder mehr Platz machen, das Sprach- und Naturstudium, besonders auffallend auf einigen Universitäten Hand in Hand gehen.

Die schwierigen Fragen nach dem Anfang und Ende der Seele, nach der Präexistenz derselben vor dem gegenwärtigen Leben, nach der Fortdauer ꝛc. löst der Verfasser einfach als Christ, doch nicht ohne die abweichenden Ansichten anzuführen. Vielleicht hätte er gerade hier noch etwas ausführlicher seyn dürfen. Hier hätte die indische, muhamedanische und selbst die rabbinische Lehre noch eine genauere Erwägung verdient, obgleich der Verfasser der lezteren eine verhältnißmäßig größere Aufmerksamkeit geschenkt hat (S. 657). Ich will nicht sagen, daß er der abgeschmackten Mährchen des Talmud hätte gedenken sollen, die nur Spiele einer eben so grausamen als geängstigten Phantasie sind, z. B. die Bestrafung eines Juden nach dem Tode, die darin bestand, daß er in eine trächtige Hindin verwandelt wurde, und nun nicht nur die widerliche und der menschlichen Seele widerstrebende Gemeinschaft mit zwei Wesen in einem Körper, sondern auch gleich dem Aktäon die Angst der Flucht vor den Zähnen der Hunde erdulden mußte. Aber abgesehn von diesen und ähnlichen Talmudhistörchen, hat die rabbinische Seelenlehre doch einen eigenthümlichen Zug, der Beachtung verdient. Sie erklärt nämlich die Widersprüche im Charakter der Geschlechter und die oft seltsamen Sympathien und Antipathien derselben aus der Seelenwanderung dergestalt, daß weibliche Seelen in männlichen Körpern mit Weibern, männliche Seelen in weiblichen Körpern mit Männern sich abstoßen als gleichnamige Pole, umgekehrt aber trotz des gleichen körperlichen Geschlechts sich wegen des verschiedenen Geschlechts der Seelen anziehen. Eine fabelhafte, doch gewiß feine und sinnreiche Erklärung so mancher ehelichen Gegensätze.

Die Seelenwanderung überhaupt, soll man sie denn so ganz ohne Weiteres verdammen? Der Verfasser erklärt sich auf's entschiedenste für eine bleibende Physiognomie des Menschen, die zwar Fortdauer, Läuterung, Veredlung, aber kein Anderswerden im Sinn der Seelenwanderung zulasse. Warum diese Beschränkung? Ich will zwar die nahe liegende Analogie vom Wahnsinn, von der Besessenheit, vom Traum, worin in demselben Körper mehr als eine Seele thätig scheint, nicht benutzen, um darauf einen Beweis für die Seelenwanderung zu gründen; aber wenn ich den Hang der Menschen zum Putz, zum Reisen, zur Geschichte, zur Poesie, zum Theater, zur Veränderung überhaupt betrachte, so scheint darin eine ursprüngliche und sehr unschuldige, ja nothwendige Tendenz der Seele angedeutet, sich zu entäußern und an ein Fremdes hinzugeben, um es sich dann erst anzueignen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 60. 13. Juni 1834.

Seelenlehre.

7) Die Geſchichte der Seele. Von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Zweite, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage, nebſt 8 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1833.

(Schluß.)

Was iſt die Poeſie anders, als ein unvollkommner Verſuch zu Zauberei und Seelenwanderung? Welch andrer Trieb liegt der Reiſeluſt, der Theaterluſt und ſo manchem großen Heldenleben zum Grunde? Dies iſt ein eben ſo ſtarker Trieb in uns als der Trieb zur Selbſterhaltung. Variatio delectat nicht bloß, ſie iſt uns unentbehrlich. Dafür iſt uns die Mannichfaltigkeit in Natur und Geſchichte gegeben, daß wir, was wir an uns ſelbſt nicht anders finden, wenigſtens in Andern finden. Dauern wir fort, ſo muß unſer unendlicher Wiſſens- und Lebenstrieb, der immer zugleich Veränderungstrieb iſt, ſich doch wohl ſteigern, es müſſen uns, wie viele poetiſche Gemüther ſich längſt geſchmeichelt haben, ferne Welten eröffnet werden, durch die wir reiſen können von Stern zu Stern. Aber darf dann die Phantaſie bei einer ſolchen beſcheidnen Reiſe ſtehn bleiben? Der Erkenntnißtrieb kann ſich nicht mit dem bloßen oberflächlichen äußern Schauen begnügen, er muß durch Verwandlung unmittelbar in die fremde Sache eindringen. Dann erſt weiß man eine Sache ganz, wenn man ſie ſelbſt geworden iſt.

Sollten wir auch annehmen müſſen, des Menſchen Seele ſey zu ewiger Einſeitigkeit verdammt, wie das Thier, ſo muß es doch auch bevorzugte höhere Geiſter geben, welche das Glück genießen, ſich durch unmittelbare Verwandlung von dem wahren Weſen fremder Dinge zu unterrichten, und der Poeſie ihres Lebens eine Vielſeitigkeit zu geben, deren Mangel wir beſchränkten Sterblichen ſchmerzlich vermiſſen, und ohne die es eigentlich nicht der Mühe werth iſt zu leben. Will man ſich indeß über die Beſchränkungen, Einſeitigkeiten, über die Willkür und Härte des Schickſals, die uns verdammt, gerade mit einer ſolchen Seele und Phyſiognomie in ſo enger Einſeitigkeit durch die Welt zu gehn, beklagen, ſo kann man ſich mit einer kühnen pantheiſtiſchen Vorſtellung tröſten. Man darf nur annehmen, daß es nur Einen Geiſt gebe, den allgemeinen ewigen Geiſt, der in Allem iſt, der aber durch Selbſtbeſchränkung zugleich in unzählbare einſeitige Seelen emanirt iſt, die hinwiederum wandernd durch die Mannichfaltigkeit zur Einheit zurückkehren. Wenn die Liebe der Gottheit zur Welt jederzeit durch die Inkarnation ausgedrückt worden iſt, und hierin eigentlich

die höchste Poesie aller Religionen beruht, so sollte man sich doch nicht so gegen die Verwandlungen sträuben.

Denken wir uns unsre Seele unsterblich, so können wir sie doch wahrlich nicht zu einem ewigen Einerlei verdammen, und wenn es auch toujours perdrix wäre. Immerfort im Lichtglanz schweben, immerfort singen, welch unsinnige Bestimmung für den reichen Geist! Etwas weniger abgeschmackt, doch eben so einseitig sind die altnordischen und muhamedanischen Vorstellungen von einer Verewigung irdischer Freuden im Himmel. Die edelste wie die gemeinste Vorstellung ist hier gleich fehlerhaft, weil sie einseitig ist, weil sie eine ewige Monotonie für den Geist verlangt, dessen Element gerade der Wechsel ist, wenn auch immer von einem (persönlichen) Brennpunkt aus und wieder im Hinblick auf einen andern (göttlichen) Brennpunkt. Man darf sagen, es bleibt den ewigen Geistern eigentlich nichts übrig, als sich zu verwandeln. Die unsterblichen Seelen alle sind genau in dem Fall wie Wischnu, der sich so oft inkarnirte, wie Jupiter, der es vor Langeweile im Himmel nicht aushalten konnte, kurz wie alle Gottheiten und Dämonen von jeher. Selbst im christlichen Himmel gibt es keine Engel und in der christlichen Hölle keine Teufel, die nicht als Schutzgeister oder Verführer immer mit der Welt sich beschäftigten, weil auch sie vor Langeweile nicht in dem Einerlei ihres abgeschmackten Aufenthaltsortes bleiben könnten. Daher ist die Legende vom Ritter Wahn so vortrefflich. Ihm war es vergönnt, lebendig in den Himmel zu kommen, aber er sehnte sich wieder heraus, wie Dante aus der Hölle. Und warum? Es ging dort einförmig her, der Wechsel des Lebens fehlte. Gibt es denn aber ein abstraktes Seyn, ist denn nicht alles Leben, und somit nothwendig Wechsel, Verwandlung?

Indem der Verfasser am Schluß des Werkes von der Macht des Geistes handelt, spricht er sich über Wissenschaft, Kunst und Staat aus. Es ist hierbei sonderbar, daß er zwar der lebendigen Mannichfaltigkeit der Geschichte in Bezug auf den Unterschied der Stände das Wort redet (Seite 937), aber nicht auch in Bezug auf die Begebenheiten und Thaten. Die Geschichte lehrt, daß viele Anfangs treffliche Herrschaften doch endlich ausarteten und geändert werden mußten. Wenn wir die historische Bedeutung des Adels, der Priesterschaft, des Feudalismus und der Hierarchie nicht verkennen, so sollen wir doch auch für die der Reformen nicht blind seyn. Der Verfasser begnügt sich aber, vom Staate zu sagen: „Der Mensch soll hienieden durch die Unterwerfung und den Gehorsam gegen eine äußere Herrscherordnung zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorsam gegen Gott erzogen werden.“ Da könnte man fragen, warum hat sich denn Luther dem Papst nicht unterworfen? oder warum hat sich Europa nicht willig der Herrschaft Napoleons gefügt, denn er war doch ein Herrscher par excellence und bot noch überdies (wie der Papst) den Vortheil einer größern Einheit, einer Weltmonarchie dar, als welche immerhin der einfachste Ausdruck der göttlichen Alleinherrschaft ist. Der Verfasser meint es gut, und seinem sanften und frommen Sinn wolle man das Mißbehagen an den politischen Stürmen der gegenwärtigen und jeder Zeit zu gute halten, selbst wenn er über den Wehen den Segen der Geburt selbst vergessen sollte.

8) Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. G. H. Schubert. Dritter Band. Erlangen, Heyder, 1833.

Kleine Biographien und Anekdoten von Auferweckten oder geistig Wiedergebornen, die, theils durch harte Schicksale oder sonderbare Zufälle, theils durch einen innern Zug der Natur zu Mustern der Frömmigkeit gebildet wurden. Wenn solche Bücher in die Hände verwahrloster Menschen gerathen, können sie Gutes stiften. Beispiele belehren und ergreifen mehr, als leeres Moralpredigen; doch wer ein gutes Gewissen und einen heitern Blick hat, bedarf solcher timider und etwas lämmelbrüderlicher Geschichten nicht. Es stünde schlimm um Gott und die Welt, wenn sich echte Frömmigkeit nicht mit einer männlichen Weise vertragen könnte, wenn sie uns durchaus und nothwendig zu breimeichen Frömmlern, Gebetflüsterern, pietistischen Süßlingen und Augenverdrehern machen müßte, und leider sieht diese Physiognomie aus vielen Seiten des vorliegenden Buchs heraus. Und was ist das für eine politische Apostrophe Seite 351, worin nicht etwa von dem fanatischen Freiheitsschwindel und von den Anarchisten, sondern ausdrücklich von der „Volksvertretung“ und vom „Liberalismus“ gesagt wird, daß sie rein des Teufels seyen, und nicht nur den zeitlichen, sondern sogar den „ewigen Tod“ brächten?

9) Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden, Grimmer, 1834.

Der Herr Professor wolle es uns nicht übel deuten, aber es bedünkt uns, er sey über die Schranken der Philosophie hinausgegangen, wenn er sagt: „Ich beharre dabei, daß der Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes nicht a priori aus dem reinen Begriffe zu führen, sondern aus lebendiger, sittlich-religiöser Erfahrung zu schöpfen ist. Es beruht nämlich dieser Beweis nicht auf der negativen Absolutheit des Begriffs, sondern auf der positiven Absolutheit des Geistes, dem Gegenstande und Inhalte jener höhern Erfahrung, die das Christenthum die Wiedergeburt im Geiste

nennt. Nicht vermöge einer logischen Kategorie ist der Mensch unsterblich, sondern allein vermöge der Thatsache der Menschwerdung Gottes und der in dieser Menschwerdung jedem Einzelnen dargebotenen Erlösung.“ Wenn man diesen etwas gekünstelten Satz in ehrliches Deutsch auflöst, so heißt es: „die Unsterblichkeit beruht auf dem Glauben an die Unsterblichkeit,“ und das ist eine von den Wahrheiten, die wahr und dennoch nicht philosophisch sind. Von Hegels Unsinn, einen Begriff zum Vater einer Thatsache zu machen, wollen wir gar nicht reden, in dieser Widerlegung hat Herr Weiße vollkommen Recht, aber was bietet er selbst dafür? Wenn es der Philosophie an der Thatsache der Menschwerdung Gottes genügen könnte, so wäre es auch vollkommen genug an der Bibel, und außer ihr brauchten wir keine weitere Philosophie (den Eulenspiegel vielleicht ausgenommen) und der philosophische Stuhl zu Leipzig, von dem aus uns eine solche Wahrheit erst gesagt werden müßte, wäre höchst überflüssig, da es jede Kanzel auch thäte.

10) Versuch einer Antwort auf die Frage: gibt es Gespenster, Erscheinungen von Verstorbenen oder von Geistern an Lebende? Von Dr. J. H. A. H... Emmerich, Romen. Ohne Jahrzahl. S. XII. 81.

Die Möglichkeit der Gespenster ergibt sich, nach des Verfassers Meinung, 1) aus der Unsterblichkeit der Seele. Man könnte eben so gut umgekehrt sagen: die Unsterblichkeit der Seele ergibt sich aus der Möglichkeit der Gespenster. Man sieht also wohl, daß der Verfasser der Mann nicht ist, der das große Räthsel lösen wird. Auch seine folgenden Voraussetzungen sind unhaltbar; denn wenn er sagt, die Seele stehe mit der Gesammtheit der Geister in Verbindung, so wissen wir davon so wenig als von der Unsterblichkeit, und wenn er sagt, Geister müßten wohl schon deßwegen wahr seyn, weil die ganze Welt an Geister glaube und von jeher geglaubt habe, so geht es uns mit der philosophischen Deduktion wie jenem Mann im Mährchen von Rübezahl, der zwar immer fortschritt, aber doch immer auf ein- und derselben Stelle blieb.

11) Ueber eine bleibende und universelle Geisterscheinung hienieden. Von Franz Baader. München, Theissing, 1833. S. 20.

Geisterscheinung, nicht Geistererscheinung. Mit Recht stellt der Verfasser die erstere, die Erscheinung der Idea (von der Raphael sprach) oder der göttlichen Sophia bei Jakob Böhme, höher als die letztere, und um so mehr, als diese höhere Idee in ihrer Einwirkung auf Wissenschaft und Kunst so fruchtbar ist. Seine mystische Ansicht von der Sache ist übrigens dem Böhme abgeborgt.

12) Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. Fünfte Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1834.

Wieder eine bunte Sammlung, theils theoretischen, theils thatsächlichen Inhalts, woraus wir einiges Pikante mittheilen wollen.

Eine Schwester erzählt: „Die Kranke lag im Fieberschlummer und ich nickte mehreremal auch auf einige Minuten ein. Ich wachte jedesmal sehr schnell auf, war aber doch immer beim Erwachen in einer ganz sonderbaren Betäubung. Mein erster Blick fiel immer auf L*n*'s Bett und da sah ich sie jedesmal in gedoppelter Gestalt, beide Gestalten neben einander, im Bette liegen, so daß ich immer, selbst beim Arzneieingeben, einige Zeit brauchte, bis ich fand, welches die eigentliche L*n* sey. Die eine Gestalt war viel weißer, als die andere, und kam mir manchmal ganz verklärt vor, hatte auch ein weißes Kleid an und Kopfbedeckung, während die andere Gestalt mehr roth im Gesicht war, ein buntes Jäckchen anhatte und nichts auf dem Kopf (welches eben die Kranke war, die wirklich so aussah und sich trug, da sie keine Haube im Bette, der Hitze wegen, leiden konnte), so daß ich mich dabei des Gedankens nicht erwehren konnte: So (nämlich wie jene weiße Gestalt) mag L*n* aussehen, wenn sie todt ist! Sobald ich (bei größerer Annäherung des Löffels mit der Arznei an den Mund der Kranken) wußte, welches die eigentliche L*n* sey, war auch die andere Erscheinung weg. — Sie sagte Niemanden etwas davon. Vier Tage darnach sagte die Kranke zu einer andern Schwester, die zur Theilnahme an der Pflege eingetreten war: Ich weiß gar nicht, wie ich liege, ich komme mir immer wie getheilt vor, als wenn ich in zwei Theilen wäre. — Ehe noch dieser Tag zu Ende ging, gab die Kranke ihren Geist auf.“

„In dem kaiserlichen Palaste zu — ist die Sitte, daß in gewissen Zimmern und Sälen desselben, von einer adeligen, dazu besonders in Pflichten genommenen Leibgarde Wache gehalten wird. — Dies war nun auch in einer Nacht im Thronsaale zu Zeiten C's. der Fall. Da geschah es, daß auf einmal, nicht nur einer, sondern mehrere, und hierauf die ganze Zahl der Wachthabenden, zu ihrem außerordentlichen Erstaunen die Kaiserin, die sie um diese Zeit der Mitternacht doch schlafend wußten, in ihrem kaiserlichen Ornate auf dem Throne sitzen und ernst auf sie niederblicken sahen. Sie wußten nicht, war es Wirklichkeit oder Traum, und Keiner hatte den Muth, die Gestalt anzusprechen oder gegen den Thron vorzuschreiten. Während solchen starren Erstaunens der Wache suchte der Chef der Wache,

Graf v. O., das Zimmer der dienstthuenden Hofdame, der Gräfin v. N., zu erreichen, und ihr den außerordentlichen Vorfall im Thronsaale mitzutheilen. „Das ist eine Unmöglichkeit, sprach diese; ich weiß gewiß, daß die Kaiserin in festem Schlafe liegt: denn ich vernahm so eben bei halbgeöffneter Thüre ihre Athemzüge.“ Sie trat leise ein und fand auch die Kaiserin wirklich in festem Schlafe. Aber Graf O. ruhte nicht, die Dame mußte mit ihm in den Thronsaal. Sie trat ein, und wie groß war auch ihr Erstaunen, als nun auch sie die Kaiserin auf dem Throne sitzen und ernst zu ihr niederblicken sah. Sie eilte in das Schlafzimmer der Kaiserin zurück, fand diese noch schlafend, weckte sie aber und erzählte ihr, was im Thronsaale gesehen werde. Die Kaiserin, begierig, sich selbst von dieser Sonderbarkeit zu überzeugen, erhob sich und ging begleitet von der Hofdame in den Thronsaal. Und siehe! da saß sie noch und von sich selbst nun gesehen, so wie von Allen noch, stumm und ernst auf sich niederblickend. „Ich befehle euch, sprach die Kaiserin zu der Wache mit Muth, — tretet vor und gebt Feuer auf dieses Scheinbild hier auf dem Throne!“ — Da flogen die Kugeln durch die Gestalt in die Wand des Saales und diese zerfloß im Pulverdampfe. — Aber die Kaiserin ergriff hierauf ein ernstes Ahnungsgefühl und als sie aus dem Saale trat, sprach sie: „meine Kinder ich werde nicht mehr lange bei euch seyn!“ Drei Monate nachher erfolgte auch wirklich der Kaiserin Tod.“

Vorzüglich merkwürdig ist auch ein aus Schuberts Geschichte der Seele hier mitgetheilter Traum des Geh. Kirchenraths Schwarz in Heidelberg, worin derselbe nicht nur auf eine Weise griechisch las und verstand, wie er es im Wachen damals nicht im Stande gewesen wäre, sondern sogar ein ihm ganz unbekanntes auffallendes griechisches Wort las und behielt, wobei die Grammatik bis auf den Accent und die weibliche Form streng eingehalten war, wie er nachher, als er das Wort nachschlug, zu seinem Erstaunen fand.

Die Replik des Herrn — p —, unsern Zweifel an den Stigmatisirten betreffend, wollen wir nicht dupliciren. Es kommt ja doch nichts dabei heraus. Im Uebrigen wünschen wir dieser in vieler Beziehung interessanten Sammlung, worin einer künftigen Forschung Thatsachen aufbewahrt werden, glücklichen Fortgang.

13) Die Königin der Hellseherinnen in Orlach. Eine sehr kleine Erzählung und eine große Wahrheit für die Gläubigen und Ungläubigen. Von einem Augenzeugen. Gedruckt bei Haspel in Hall, 1833. S. 14.

Seit etwa einem Jahr ist viel Redens von einem besessenen Mädchen in Orlach, die bald mit ihrer natürlichen, bald mit einer rauhen männlichen Stimme (des in sie gebannten Geistes) sprechen soll. Da hätten wir eine Bestätigung der talmudistischen Lehre von zwei Seelen in einem Leibe. Das Nähere ist von Aerzten und Psychologen noch nicht mitgetheilt, so viel ich weiß. Das vorliegende Schriftchen eines Augenzeugen stellt die Sache als groben Betrug dar und macht sie lächerlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Journalistik.

Archives des sciences morales et politiques, ou Revue du progrès social. Paris 1834.

Frankreich bietet jezt eine merkwürdige Erscheinung dar; in keinem Land ist die Wissenschaft des politischen Zusammenlebens so eifrig und vielfach betrieben und wohl auch formell so ausgebildet, nirgends aber auch ist die Gesellschaft so in Verfall, so aller moralischen und politischen Klammern entblößt, als in Frankreich. Dies ist kein Widerspruch. Eben weil die Gesellschaft locker geworden und ihrer Auflösung nahe ist, bemühen sich eine Menge Baukünstler und Handlanger, sie neu auf ganz anderer Grundlage aufzuführen. In welchem Styl, in welchen Proportionen und aus welchen Materialien aber das Gebäude aufgeführt werden soll, darüber sind nur Wenige einverstanden.

Um nun einen Sprachsaal zu eröffnen, wo die Theoretiker sich verständigen können, haben sie obige Archives oder Revue gegründet, die eine bedeutende Lücke in der französischen Journalistik ausfüllt. Diese Revue wird in Deutschland schon deßwegen Interesse und Anklang finden, weil darin die deutsche Philosophie mit einer in Frankreich sehr seltenen Gründlichkeit besprochen wird. In dieser Beziehung heben wir besonders die Artikel aus von Amédée Prévost von Genf, der in München sein Studium über deutsche Philosophie sehr erweitert hat. Der Reichthum wie die Richtung dieser Revue läßt sich aus dem Inhaltsverzeichniß der ersten Hefte abnehmen: Ueber die Restauration der Gesellschaft in Frankreich; über die politische Laufbahn Lamartines; über die Coalition der Mutuellisten; über die Bank der vereinigten Staaten; über die Abschaffung der Sklaverei in den französischen Kolonien; über F. H. Jakobi (von A. Prévost); über Schleiermacher; über Hegels sämmtliche Werke (auch von A. Prévost); über J. Benthams Schriften; über Ch. Fourriers industrielle Theorie; über die mystische Philosophie Swedenborgs und J. Böhmes; über Ancillons Glauben und Wissen; Biographien von Bacon, Leibnitz, Demaistre, H. Saint-Simon; Napoleon, beurtheilt durch die Gesellschaftswissenschaft. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 61. 16. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

14) Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justius Kerner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile, mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1832.

Das berühmte Buch hat seinen Eindruck auf die Zeitgenossen nicht verfehlt, das beweist die so schnell erfolgte zweite Auflage. Diese ist vermehrt worden, theils durch eingeschaltete Gutachten von Schubert und Görres, theils durch einige neue Thatsachen, und verbessert durch einige Rektificirungen, z. B. durch Auslassung des der ersten Auflage so komisch anstehenden 31. Septembers. (Vergl. die erste Auflage, Theil II. S. 185 und die zweite S. 225.)

Wir wollen den alten Streit nicht aufwärmen. Obgleich wir nicht an das Hereinragen einer fremden Welt in die unsere glauben, so begreifen wir doch vollkommen den Werth solcher Beobachtungen für die Seelenkunde, die es mit der Seele in dieser Welt zu thun hat. Es wäre wenigstens eben so blind, einer solchen Krankheitsgeschichte keinen hohen Werth beizulegen, als durch sie das Räthsel des Ewigen gelöst zu glauben. Wir haben uns darüber zur Genüge ausgesprochen und wollen hier nur noch der neuen Zusätze gedenken. Die Bemerkungen Schuberts über die Wirkungen äußerer Naturkräfte auf die Seherin, sind dessen Geschichte der Seele entlehnt. Auch Caspar Hausers wird hierbei gedacht und wohl hätte noch die Homöopathie erwähnt werden dürfen, denn sie liefert die meisten Thatsachen, aus denen die Erregbarkeit des Menschen (im kranken Zustande) für unendlich kleine Reizmittel hervorgeht. — Görres hat sich in seiner bewundernswürdig gedachten und geschriebenen Vorrede zu Susos Leben in eine Erörterung gerade des am meisten mystischen Theiles der Weinsperger Offenbarungen vertieft, und da das Bild, das er vom innersten Seelenleben der Seherin entwirft, äußerst klar und kurzzusammengedrängt ist, glauben wir es zur Orientirung derer hersetzen zu müssen, die sich vielleicht schwieriger in den wunderlich verschlungenen Kreisen der Seherin zurecht finden: „Dem Hellsehenden ist die innere Welt, die hinter dem Traume liegt, aufgeschlossen; er wandelt in ihr im vollen Tageslicht; in die Peripherie seines Daseyns gestellt, schaut er hin gegen seinen verhüllten Mittelpunkt; alle Strahlen der Einflüsse, die von Oben in denselben fallen und durch ihn hindurch

sein Inneres durchströmen, schlagen gegen ihn, der mitten in ihre Strömung, das Antlitz gegen ihren Quellpunkt hingerichtet, sich gestellt, in scharfem Wellenschlage an; sein Inneres wird ihm objektiv, und er schaut es in allen seinen Tiefen an, und blickt aus demselben hindurch in jene Strahlen hinüber in eine andere geistige Welt, aus der sie herübergeschienen. Aber in demselben Verhältniß, wie die anschauende und jede andere Thätigkeit, indem sie aus dem höchsten geistigen Mittelpunkte in den untergeordneten des Lebens herabsteigend in den Umkreis eingetreten, für die geistige Welt in ihrer Würde und Bedeutung sich geniedert hat, ist sie dagegen in's gesteigerte Centrum aller natürlichen Dinge, das im Leben des Menschen beschlossen ruht, versezt, der Naturmitte selber näher gekommen, und indem sie sich in ihr centrirt und dadurch im Naturgebiete zu höherer Würde sich gesteigert, hat sie diese Würde in sich selber aufgenommen. Dem Hellsehenden steht alsdann die Welt nicht mehr geständlich gegenüber, sie ist vielmehr subjektiv in ihn eingegangen; nicht hereinschauend in ihre Natur strebt er von ihrem Aeußern in ihre Mitte hineinzublicken, er schaut vielmehr wie aus ihrer Mitte heraus, und nur in die geistige hinein. — Nach Innen zurück ist dem schauenden Sinn eine neue geistige Welt nun aufgegangen, und sie liegt vor ihm in derselben Klarheit, wie im wachen Zustande die äußere Natur. Wie in der äußern Anschauung der Leib sich in bestimmte Lebensgebiete theilt, und so auch die Sonnenwelt sich in geordnete Kreise löst, und diese Kreise mit jenen Gebieten in einem bestimmten Verkehre stehen: so theilt sich dieser innern Betrachtung nun auch die Seele in Gebieten und die geistige Welt in Kreisen ab, die ebenfalls in geordneten Beziehungen wechselseitig sich verknüpfen. Das sind diese Kreise, mit denen jene Hellseherin, deren Zustände J. Kerner in reiner, scharfer Beobachtung aufgefaßt und mit gewissenhafter Treue geschildert hat, ihr Inneres umschrieben: jener Sonnenkreis, in dem die sichtbare Naturwelt liegt; der Lebenskreis, der, der Seele angehörend, einer höhern geistigen entspricht; zwischen beiden der Traumring mit der Mittelwelt, und im Innern des seelischen Lebenskreises die drei andern, die dem Geiste angehören. Es ist ihr aber der innerste dieser drei Kreise sonnenhell, sein Mittelpunkt aber selbst noch heller als die Sonne; in ihm sah sie eine nicht zu durchschauende Tiefe, je tiefer, um so heller, die sie die Gnadensonne nennen möchte, und von der es ihr schien, als bestehe Alles, was da lebt und webt, durch Fünkchen aus dieser Tiefe. (Man sehe der Seherin Aeußerungen hierüber.) Von dort gingen auch die Wurzelzahlen ihres Daseyns aus, in denen sie die Rechnung ihres Zustandes führte; von dort und den nächsten Kreisen kamen alle Anweisungen für ihre Heilung; von dort aus bildete sich die eigene innere Sprache, in der sie dachte und innerlich verkehrte. Man sieht leicht, der Standpunkt in dieser Perspektive liegt im innersten Mittelpunkt des Lebens und seinem Sensorium; der Augenpunkt fällt in den Mittelpunkt des Geistes, in den jenes höhere Licht hineinleuchtet, indem er von der Schauenden aufgeglänzt; im Vorgrunde und den Mittelgründen liegen die untern und die höhern Seelenvermögen, und Alles steht mit dem geistigen Kosmus eben so im Verkehr, wie der Leib durch die Sinne mit dem natürlichen."

Dann aber fährt Görres fort die Grenzen zu beleuchten, bis wohin das magnetische Hellsehn reicht: „Es öffnet sich in diesem Zustande allerdings ein anderer Himmel, aber dieser Himmel ist der unterste, der Hades und die Mittelwelt, dem Naturkreise am mittelbarsten und nächsten angehörig, weßwegen eben auch die Schutzgeister durchgängig die Laren des Hauses sind. Die Anschauungen der Hellsehenden gehören daher ganz und gar dem wissenschaftlichen Gebiete an; ihre Psychologie ist nur eine subjektive, und als solche Ergänzung der gewöhnlichen Objektiven; ihre Weltweisheit ergänzt in gleicher Weise die ordentliche der Schule, und in ihnen sezt sich nur eine Geistes- und Geisterphilosophie der Natur und Naturphilosophie entgegen. Das Thun der Somnambülen ist daher auch beinahe ausschließlich ein heilkundiges und am liebsten gegen sich selbst gewendet; darum rechnen sie und zählen sie immerfort; verordnen und fordern alle Naturkräfte gegen ihren Zustand auf, dem als einen krankhaften sie sich zu entziehen wünschen. Aber wo das Gebiet der Hellsehenden eben in ihrem tiefsten Augenpunkte seine Grenze findet, dort beginnt ein höheres, und das ist eben das der Heiligen. Jener Seherin von Prevorst war der Zugang zu allen Kreisen offen, aber in jene Tiefe, die sie die Gnadensonne nennt, kam sie nie; sie durfte nur hineinschauen, und es kam ihr vor, als schauten noch viele andere Geister mit ihr in die Tiefe; auch ihre Führerin sah sie in der Klarheit des ersten Ringes, aber noch nicht in seinem Mittelpunkt. Anderwärts sezt sie dem Gesagten merkwürdig und entscheidend hinzu: „Ein Somnambüles kann kein anderes Schauen aussprechen, als dasjenige im Centrum des Sonnenkreises, und das bezieht sich allein auf unsern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und sonstige Planeten, auf's Mittelreich, das in unserm Luftraum ist; das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels aber hat noch kein Somnambüles ausgesprochen." Dies Schauen im innern geistigen Kreise aber ist nun eben das Schauen der Heiligen, und ihnen allein ist es vergönnt gewesen, das dort Erschaute auszusprechen. Es sind bei ihnen keine innern und äußern Natureinflüsse, in deren Wirkungskreis sie wider

Willen eingetreten und deren störende, verstimmende, einschneidende Thätigkeit die geforderte Polarisirung des untern Lebens herbeigeführt; es ist nicht die Welt, die, indem sie in scharfen Gegensätzen auf den in Harmonie geordneten Organism angegangen, die krankhafte Zersetzung in ihm hervorgerufen, und nun mit den wach gewordenen Polen fortdauernd im Rapporte bleibt, und den Willen, dessen sie sich bemeistert, nur noch enger ans Band der allgemeinen Naturnothwendigkeit anknüpft. Nein, es ist die ernste, strenge, freiwillig übernommene Ascese, aus der jene Scheidung hervorgegangen; nicht der Natur und ihren Einwirkungen hat der fromm Begeisterte nothgedrungen sich hingegeben, aus freiem Willensentschlusse ist er in sich selbst bis zur tiefsten Tiefe seines innern Lebens hinabgestiegen, und nachdem er zuvor durch jene Ascese die Kraft der widerspänstigen Natur gebrochen, demüthiget er sich vor Gott und öffnet sich in unbedingter Hingebung seinen Einwirkungen. Und nun ist es auch nicht die Natur, die sich, wie dort, mit ihm in Rapport versetzt; es ist die Gottheit selber."

15) Aeltere und neuere Geschichte des Glaubens an das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige, in Beziehung auf eine Fortdauer der Seele, Engel, Gespenster ꝛc., besonders aus den Meinungen nicht-christlicher Völker gezogen, von Ernst Simon. Zweite Auflage. Heilbronn, Claß, 1834.

Eine reichhaltige Kompilation, die gleichwohl noch manches Indische, den Tralles, die Talmudisten ꝛc. hätte benutzen können, und unter andern auch die, wie es scheint, wenig gekannte Legende vom h. Brandanus, dem christlichen Odysseus. Das Buch ist weniger systematisch, als unterhaltend und wimmelt von pikanten Zügen des menschlichen Aberglaubens, wovon wir nur einige mittheilen wollen: „Der Lappe und der mehr kultivirte Indier verstecken und begraben bei ihrem Leben ihr erspartes Geld und ihre zusammengewucherte Schätze, weil sie glauben, daß sie in der andern Welt mit demselben das Nothwendige erkaufen und mit größerer Gemächlichkeit leben könnten. Die celtischen Völker gaben sogar bei Lebzeiten sich einander Wechselbriefe, die erst im andern Leben fällig und zahlbar waren. Sie warfen in den Scheiterhaufen, auf welchem einer verbrannt wurde, der aus ihrer Mitte verstorben war, geschriebene Briefe an ihre Verwandte und Freunde hinein, in denen sie den eben Verstorbenen ihrer Freundschaft empfahlen, und auch von ihrem Befinden, Wohl und Wehe Nachricht gaben; denn sie waren überzeugt, daß auch in der andern Welt Freunde einander kennen, und Freundschaft werde gepflogen werden. In dieser Hinsicht steckten die Allibanons dem Todten eine vollgestopfte Tabackspfeife in den Mund, damit er nach ihrer Art mit den ihm bekannten und unbekannten Seelen rauchen, und auf diese Weise die Freundschaft erneuern und stiften könne. Zu Heliopolis steckte man ehemals dem Verstorbenen goldene, silberne, kupferne oder bleierne Münzen in den Mund, damit er in der andern Welt, wenn es nöthig sey, bezahlen könne. Die Tunkinesen und Sineser verbrennen bei ihren Leichenbegängnissen Paläste, Häuser, Hausgeräthe, Kleidungen von Silber oder Goldpapier, in der festen Meinung, daß diese sich in wahrhafte und geräumige Häuser und Paläste verwandeln würden, und so den Verstorbenen zum Aufenthalt und Bequemlichkeit dienen und nutzen könnten. — Aus dieser Quelle floß die grausame Gewohnheit, bei den Leichenbegängnissen der Könige, Fürsten, Oberhäuptern und anderer angesehenen Personen, ihre liebsten Weiber, Sklaven, Freunde und Lieblinge mit den Entseelten zu begraben, oder zu verbrennen, damit solche Personen mit einem großen Gefolge in der andern Welt ankommen, und durch solche bedienet werden könnten."

„Zu gleichem Endzweck gibt der Bonze in Sina, der Japoneser, der Talapoin in Siam, der Lama in Thibet, der Schech Mekkrami in Nedsjeran Ablaß und Paßbriefe auf die Himmelsreise mit, kraft welcher dem Gestorbenen die Seligkeit zugesichert und dem Himmelspförtner befohlen wird, den Privilegirten von Qualen und Wanderungen nicht nur befreit zu halten, sondern ihn sogleich in den völligen Genuß des Paradieses zu setzen. Diese nämliche Sitte herrscht auch bei den Christen in Armenien, in Georgien und Rußland: ein jeder nur wenig begüterte Georgianer, erzählt Reineggs, läßt sich bei seinem Tode einen großen Ablaßbrief und wirkliche Empfehlungsschreiben an den heiligen Petrus auf die Brust legen, und nimmt es mit sich zu Grabe. Dieserhalb finden sich auch immer Mönche aus Jerusalem in Georgien ein, welche dergleichen Creditive von dem dortigen griechischen Patriarchen zum Austheilen empfangen haben, und sie verkaufen sie ziemlich theuer. Auch in Rußland geben die Geistlichen den Verstorbenen Päße und Empfehlungsschreiben mit in's Grab, worin bezeugt wird, daß der selige N. N. als ein treuer Anhänger der griechischen Kirche gelebt, daß, wenn er auch manchmal gesündigt, er diese Sünde doch durch die Beicht, das heilige Abendmahl und die Absolution getilgt; daß er die Fasten gehalten, fleißig gebetet, Gott und die Heiligen geehrt habe. Aus allen diesen Gründen sey dem Verstorbenen gegenwärtige, zwischen die Finger gesteckte Schrift mitgegeben worden, damit er durch derselben Vorzeigung von dem heiligen Petrus oder Nicolaus sogleich in die Thüre des Himmels eingelassen werde." Das dürfte

doch wohl jezt nicht mehr, oder nur in entlegenen sibirischen Steppen der Fall seyn.

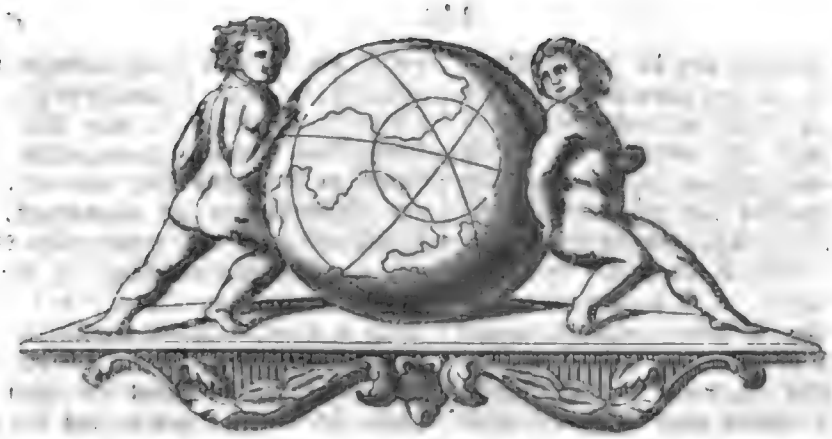
Gern theilten wir die Beschreibung der verschiedenen Höllen mit, in denen sich die Phantasie des Gräßlichen erschöpft, doch sie ist zu lang. Die ärgsten Schilderungen der Rabbiner hätten hier nicht fehlen sollen, und die herrliche Schilderung des muhamedanischen Himmels (am besten in dem anonym erschienenen „Orientalischen Rosenöl", Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1815) auch nicht. Originell ist die mongolische Vorstellung von der Hölle: „Nicht weit von dem Palast des Erlikchan ist ein weites Meer, welches aus lauter Urin und Unflath besteht, und der erste Aufenthalt der Verdammten ist. Ueber dieses Meer führt ein eiserner Pfad, welcher die wunderbare Eigenschaft hat, daß, wenn ruchlose Seelen, welche die drei Hauptstücke ihrer Religion verachtet, und die Geistlichkeit nicht verehret haben, darüber wandern, so wird er unter ihren Tritten so dünne wie ein Haar, zerreisset endlich, und die Verbrecher werden sogleich und ohne alles weitere Verhör an diesen Ort ihrer Bestrafung hinabgestürzt. — Weiter sieht man ein Blutmeer, in welchem viele Menschenköpfe schwimmen; es sind Diejenigen, welche im Leben Zwietracht und Blutvergießen unter Freunden und Verwandten gestiftet haben. Nicht fern von da ist eine abgelegene Strecke weißer fester Erde, wo viele Verdammte mit ihren Händen nach Nahrung und Wasser wühlen, ohne es zu finden; nach und nach fallen ihnen die vom Graben zerfleichten Hände und Aerme bis an die Schultern ab, und wachsen wieder zu einer neuen Qual. Dieses sind Menschen, welche in dieser Welt den Priestern weder Speise, noch Trank, noch Kleider gereichet haben. — An einem Orte der Hölle kriechen viele, welche die Lehre der Geistlichkeit verachtet haben, ohne Füße herum, und werden in einem großen Kessel mit Pech gesotten. An einem andern Orte sitzen Reiche, welche im Ueberfluß gelebt haben, ohne den Armen Almosen mitzutheilen; sie sind in Ungeheuer verwandelt, deren Kopf und Leib so groß, wie Berge, der Hals aber so dünne, wie ein Haar ist. — In einer andern Abtheilung hält sich ein Haufe von gewesenen Religionsspöttern auf, welchen kleine Teufel ohne Unterlaß die Ohren mit brennendem Ruß füllen, damit sie, so gerne sie auch wollten, sich nicht unter einander verstehen können. Ruchlose, welche die heiligen Hütten der Bünhanen beraubt, geistliche Bücher verbrannt, und stolz gelebt haben, werden in einer besondern Abtheilung, in siedende Kessel geworfen, die mit Schlangen angefüllt sind. An andern Stellen werden die Verdammten auf dem Rost oder am Spieß unaufhörlich gebraten. — Noch ist ein Ort, wo an einer Wolke von Unflath hundert und acht Hacken befestigt sind, an welchen die Sünder aufgehängt werden, und wenn sie der Wind abwirft, so fallen sie auf andere darunter befindliche Spitzen, bis sie ganz zerfleischt sind; alsdann erschallt eine Stimme, die ihnen das Leben wieder gibt; dessenungeachtet aber währt ihre Strafe einige hundert Millionen Jahre fort, und sie werden abwechselnd in Stücken zerhackt, an allen Gliedern zerschlagen, oder in Mörsern zerstampft. — Ferner gibt es eiserne, finstere, und doch ganz glühendheiße Höllen; hinwieder wird eine kalte Hölle vorgegeben, wo die sündigen Menschen vor Aufgang der Sonne erfrieren, und von den höllischen Geistern herumgeschleift werden, bis sie zur Erneuerung ihrer Strafe wieder aufleben. Weiter ist ein Ort bestellt, wo man Die, welche Stolz in Kleidungen getrieben und üppig gelebt haben, züchtiget. Eine Menge kleiner Teufel machen daselbst eiserne Stangen in einer Schmiedeesse glühend, und reiben damit die Rücken der Schuldigen. Endlich ist noch ein Ort, wo Verbrecher zwischen eisernen Platten wie Mühlsteine zerschmettert, und immer wieder lebend gemacht werden; wo man ihnen die Beine abraspelt, rädert u. s. w."

Dagegen kommt auch wieder viel Komisches vor. „Im afrikanischen Königreiche Matamba glauben die Wittwen, daß ihres verstorbenen Manns Seele auf ihnen ruhe, insonderheit wenn sie sehr vertraulich miteinander gelebt haben. Daher fürchten sie sich, und um nun die Seele zu vertreiben gehen sie sogleich nach des Mannes Tod in Begleitung eines Priesters an ein nahes Wasser. Der Priester bindet ihre Hände und Füße, und wirft sie einigemal in das Wasser, um dadurch die Seele des Mannes zu ersticken, und sie zu verhindern, die Wittwe zu plagen. Nur diese Zeremonie macht sie erst recht zu Wittwen, und erlaubt ihnen wieder zu heirathen, ohne die Vorwürfe und Plagen des ersten Mannes befürchten zu müssen. Auch heirathen sie gemeiniglich, sobald die Zeremonie vorbei ist. Die, welche diese Wasche nicht vornehmen, müssen in Lumpen gehüllt, sich zu Hause halten. Einige Weiber beklagen sich über Brustschmerzen, indem ihre Brust zu enge sey, die eigene und des Manns Seele zu fassen. Sie laufen umher, schreien und machen allerlei Narrenstreiche. Andere bezeugen große Freude darüber, daß sie die Ehre haben, auch die Seele des Manns in sich zu besitzen, und machen unter diesem Vorwande allerlei unschickliche und närrische Dinge. Wenn sie aber einen Liebhaber gefunden haben, so nehmen sie die Bad-Zeremonie vor, um dem neuen Manne Platz zu verschaffen."

Von dieser Art ist der ganze Inhalt des Buchs, wenig Reflexion, viele und interessante Thatsachen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 62. 20. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

16) Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. Von C. J. H. Windischmann. Erster Theil. Die Grundlage der Philosophie im Morgenland. Dritte Abtheilung. Bonn, Marcus, 1832.

Nachdem der Verfasser in den ersten Abtheilungen eine meisterhafte Charakteristik des chinesischen Wesens im Leben, Staat und Philosophie, und dann des indischen Brahmaismus gegeben, sezt er in dieser dritten Abtheilung die Betrachtung über die Inder fort und beschäftigt sich vorzugsweise mit den indischen Büßern, Gymnosophisten, Sannjasis, indem er nachzuweisen sucht, daß dieselben Hellseher gewesen seyen und seyen. Er geht dabei von der bekannten Friedrich Schlegel'schen Voraussetzung eines gottbegabten idealen Urvolkes aus. „Die indischen Urkunden sprechen selbst ausdrücklich von der Verringerung der menschlichen Geistes- und Willenskraft nach dem Vorübergang der drei ersten Weltalter, von der einfacheren patriarchalischen Lebensweise und der längeren Lebensdauer in der Urwelt, und wie der Geist, durch allmähliches Erlöschen seines ursprünglichen strahlenden Glanzes in der Andachtsgluth (Tapas) und durch Abnahme des lebendigen Feuers, womit er alles durchdrang und erwärmte, aus seiner innigen Einigkeit (Joga) mit Brahma heraus- und demselben gleichsam gegenübergetreten, zwar noch die Erkenntniß (Dschnana) besessen, aber eben um dieses schon mehr äußerlichen Standpunktes willen selten mehr jene Einigung völlig erreicht habe, vielmehr selbst verdunkelt und dem selbstsüchtigen Zweifel hingegeben worden, in welchem er an die Stelle seiner innern Bereitwilligkeit zur gänzlichen Hingebung das äußere Opfer gesezt und, endlich in dichte Dunkelheit gerathen, nur durch Gaben der Wohlthätigkeit sich aufrecht zu erhalten gesucht habe. Bis zu diesem Grade der Trübung seines ursprünglichen Verhältnisses sey der Geist durch das Adharma (die Ungerechtigkeit herabgesunken." Die nordischen Völker sezten sich stolz über diesen Verlust hinweg, nicht so die Inder. „Der Charakter der Titanen und Heroen, wie die älteste griechische Poesie ihn auffaßt, oder der nordischen Helden und Götter, wie die Edda ihn darstellt und wie er noch in den späteren Gesängen und Sagen des Nordens erscheint, hat zwar denselben Grundton und es geht auch hier alles aus von einer im Innersten ergriffenen Subjektivität und leidenschaftlichen Persönlichkeit, die sich in ihrem Trotz gegen das Schicksal bis zur Vermessenheit des Geistes aufschwingt oder mit unersättlicher Begier in sinnlicher

Luſt und Gewaltübung ſchwelgt; aber die indiſche Natur, obgleich verwandter Art, hat noch einen tieferen Grund und höheren Aufſchwung; denn während jene kühnen Japhetiden der griechiſchen und nordiſchen Vorwelt in der Kraft ihres ſtürmiſchen, trotzigen Herzens von einem Extrem zum andern ſchweifen und Himmel und Erde erſchüttern, ſchnell im Entſchluß, kühn in der Ausführung und unbeugſam im Unglück, jedoch alles in raſchem Verlauf der Unternehmungen; ſo iſt dagegen bei den indiſchen Riſchi's und Muni's das verhängnißvoll bewegte Herz (Manas) ſo tief in die Leidenſchaft für ſich ſelbſt verſunken, ſo unausſprechlich empfindlich für das gekränkte Selbſtbewußtſeyn, „ſich nämlich außer Brahma's Herrlichkeit zu wiſſen," daß es nicht bloß in raſchen Entſchlüſſen und Thaten ſeine Entladung, in irdiſchen Genüſſen ſeine Befriedigung ſucht; ſondern ſich anhaltend und ganz krampfhaft in ſich ſelbſt verſchließt, alle Kräfte und Aeußerungen des Lebens in ſich zuſammendrängend, die Welt, in welche es aus ſeiner Verborgenheit hervorgegangen, wieder in ſich abſorbirend und vernichtend, um ſo kraft der tiefſten Concentration, mit voller Energie und im Lichtglanz des Geiſtes in die göttliche Herrlichkeit einzukehren und mit unwiderſtehlicher Macht über die Creaturen zu herrſchen. — Kraft dieſer Andachtsgluth vertieft ſich der Büßer in die Dhjana-Joga (innige Betrachtung) des in den höchſten und niedrigſten Weſen wandelnden, ſtrahlenden Lichtgeiſtes, unerkennbar von jenen, deren Geiſt nicht durchgebildet iſt. So in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt, in Betrachtung verſunken erkennt und überwindet der Büßer die weltlichen Zuſtände und Beſtrickungen (Guna's) der Seele und gewinnt zuletzt das Durchausſehen; aber durch Wiederanhänglichkeit an die Sinngegenſtände kann er, des Sehens wieder beraubt, auf's Neue in die Weltumwälzungen (Sanſara) zurückfallen, wo dann das Unglücksgefühl ſich ſeiner Seele bis zum Entſetzen bemächtigt. Alſo in jener Tiefe und Concentration der Betrachtung ſich zu halten, das iſt von Allem das Nothwendige."

Selbſt dem Polytheismus ſoll, ſofern er pantheiſtiſchen Urſprungs oder aus der Emanation hervorgegangen iſt, ein magnetiſches Hellſehn zu Grunde liegen. Der Verfaſſer iſt überzeugt, „daß mit jenen hochgerühmten Urvätern mitten unter ihren mehr oder minder verwilderten, dem Naturdienſt und zum Theil zügelloſer Leidenſchaftlichkeit hingegebenen Geſchlechtern etwas Beſonderes vorgegangen ſeyn müſſe, wodurch ſie ſowohl für ſich ſelbſt zu höherer Einſicht gelangten, als auch auf Stammfürſten und Völker mit unwiderſtehlicher Gewalt einwirkten. Hierdurch allein kann es erklärbar werden, wie ſie den eingeriſſenen Naturdienſt, deſſen Leidenſchaftlichkeit das Bedürfniß der Befreiung in ihnen weckte, dennoch nicht ganz ausrotteten, ihn vielmehr allmählich in einem ſymboliſchen Kultus umwandelten, ja als ſolchen ihn ſogar heilig achteten und zur Verpflichtung machten; demungeachtet aber jede Anhänglichkeit an die äußere Welt und an innere Naturtriebe und Begierlichkeiten als Knechtſchaft, des Geiſtes unwürdig und gegen ſeine urſprüngliche Beſtimmung, verwarfen. Die Nichtverletzung, ja die religiöſe Pflege aller Creaturen, die Zartheit und Sorgfalt in dieſer Pflege u. ſ. w., welche ſie geboten, muß alſo einen ganz andern Beweggrund haben, als die ſinnliche Luſt an der Natur oder die Furcht vor ihren Schreckniſſen; es dürfte ſich vielmehr zeigen, daß dieſer Beweggrund in einem eigenthümlich angeregten Bewußtſeyn von der urſprünglichen Beſtimmung und dem Schickſalen des Geiſtes liege, und daß durch den ſymboliſchen Naturkultus dem Geiſt ein Dienſt erwieſen werde, damit er in den Naturentfaltungen, welche er durchwandeln muß, um zu ſeiner weſentlichen Beſtimmung zu gelangen, nicht gekränkt oder geſtört, überhaupt keine Creatur von Erreichung ihres Ziels abgehalten werde. Der Geiſt iſt es, nach welchem nun die ſehnende Seele in allem Naturkultus verlangt, dem ſie ſich durch alle Stufen der Natur zu nähern, mit dem ſie ſich ganz zu vereinigen ſucht." Insbeſondere hebt der Verfaſſer die ſymboliſche Bedeutung des Sonnenkultus des Feuertodes ꝛc. hervor, als Abbilder des innern Lichts und des Verſinkens in Gott.

Deutlicher noch als die Lehren ſcheinen die Handlungen der indiſchen Gymnoſophiſten für die Anſicht Windiſchmanns zu ſprechen: „Iſt einmal der kataleptiſche und ekſtatiſche Charakter in den eigenthümlichen Situationen jener alten Büßer und verzückten Betrachter, d. h. im alten Gebrauch das Tapas nicht zu läugnen; ſo wird es auch begreiflich, wie ſie in den Stellungen, worin ſie magiſch ergriffen wurden, ſtehen blieben, z. B. mit emporgeſtreckten Armen, das Haupt empor, den Blick nach oben u. ſ. w., wie ſie ferner jenen Gluthſtand zwiſchen fünf Feuern, oder unter den heftigſten Regengüſſen, im Winterfroſt u. ſ. w., ja noch weit mehr ertragen konnten, ohne des im Scheintode tief verborgenen Lebens beraubt zu werden. Phyſiſche und chemiſche Veränderungen oder auch Zerſtörungen konnten wohl hie und da auf der Oberfläche des Leibes vorgehen, aber das Innere blieb unverſehrt und es hat z. B. die Inſolation bei Kataleptiſchen feſten entzündliche Folgen, wie auch Feuer nicht ſchadet, wenn nach der Ausſage der Indier, die Seele in Brahma entzückt iſt, und ſein Sonnenlicht ihr einwohnt."

Das Reſultat iſt endlich: „Dieſen und allen bisher vorgelegten urkundlichen Angaben zufolge kann es doch nicht wohl bezweifelt werden: 1) daß wir hier vom

Anfang des eigentlichen Brahmanenthums an ein magisches und magnetisches Leben der Seele vor uns haben, und zwar nicht bloß als miteinwirkend auf den Glauben und die Denkart der Brahmanen, sondern als das eigentlich konstitutive Prinzip der ganzen Gesetzgebung, und 2) daß alles, was durch das Gesetz und durch die Veda's, worauf dasselbe beruht, als göttliche Offenbarung verkündigt wird, in der That nichts anderes sey, als was von den alten Rischi's und Muni's über die wichtigsten Angelegenheiten, Verhältnisse und Schicksale des Menschen, im ganzen Umkreis der Natur sowohl als im Herzen und im Geiste so auf magische Weise vernommen und in Gesichten geschauet wurde. Wir wagen daher auch nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß diese Vernehmnisse und Gesichte den Stufen des magischen und magnetischen Zustandes von dessen erstem Eintritt an bis zu seiner Vollendung im sonnenklaren Hellsehen durchaus entsprechen. — Den drei Regionen der Welt und dem dreifachen Aufenthalt in denselben entsprechen drei Zustände der im Umkreis des Dharma begriffenen, von der Finsterniß bis zum Licht und zum höchsten Ziel fortschreitenden Seele, nämlich: das gewöhnliche Wachen, der Traumschlaf und der Wonneschlaf (Sufchupti) nebst deren Uebergängen in einander. Wir wollen den Charakter dieser drei Zustände, dem gemäß, was Manus von der Dreiwelt lehrt, näher bezeichnen. — Das gemeine Wachen hat allerdings Realität, aber nur die sinnliche; in Bezug auf die wirkliche Wahrheit ist Nichterkenntniß darin herrschend. Bethörung, Versunkenseyn in den Gegenständen, Habsucht, zudringliche Begierde, Getheiltheit im Wandel, Abläugnung des künftigen Seyns, Anhänglichkeit an das Handgreifliche und Schamlosigkeit im Besitz desselben verwirren den Zustand der in diese Welt erwachten Seele tausendfach. Sie ist durch denselben in den Sansara (den Weltumtrieb) hineingezogen und er entspricht der Finsterniß (Tamas) nach deren verschiedenen Stufen vom ersten Erwachen ins irdische Daseyn und von den untersten Stufen der Wesen bis zum Leben der Sudra's und den mannichfaltigen eitlen Künsten und Raffinerien dieser Welt, endlich bis zur Aufgewecktheit der Beflügelten (der Vögel) u. s. w. und bis zur Gewaltherrschaft der Rakschasa's (der Riesen und Riesenfürsten) über die sichtbare Welt. In dieser Welt der sinnlichen Wirklichkeit und praktischen Thätigkeit geht alles ein und aus, Gutes und Böses, Hohes und Niedriges, Wissenschaft und Werke; aber die Unwissenheit und Bethörung waltet vor und das Licht ist vielfach gehindert, so daß jene genannten Wesen: Steine, Bäume, Thiere, Vögel, niedere und niedriggesinnte oder gewaltsame Menschen gar leicht die Oberhand, zur Unterdrückung der Großgesinnten und Erleuchteten, gewinnen. — Im Traum herrscht annoch der Sinnendienst in Bildern fort. Die Seele wird von dem Radschas beherrscht, und zwischen Freude und Leid, Anhänglichkeit und Haß leidenschaftlich bewegt. Gefallen an Unternehmungen (großen Projekten) wechselt mit Zaghaftigkeit und Scheu vor drohenden Gefahren; aber die Seele gelangt trotz großer Anstrengung so wenig zum gewünschten Ziel, als sie den Gefahren auszuweichen vermag. So läuft das phantastische Leben auf Unstetigkeit und auf Eitelkeit hinaus, welche gerne zwischen Dämmerung und Farbenschimmer spielt. Schaulust, Thu'lust, Spiel und Rausch bezeichnen die niedrigsten Grade des Schlaf- und Lebenstraums. Herrscherlust, Machtspruch, Wortkampf und Rechthaberei sind Kennzeichen der mittlern Stufen; ihnen gehören die Könige und Hofbrahmanen an. Auch die hier auf den höchsten Stufen stehen: himmlische Sänger und Diener der höhern Geister nebst den Schönen des reich ausgeschmückten Indrahimmels führen noch ein Traumleben, reich an Lockungen und verführerischen Vorspiegelungen; aber sie schweben schon im Uebergang zum wahren Erwachen in die Wonne von Brahma's Welt. Gleich beim Eintritt in das Satvam geht dem Lebendigen das Licht der Erkenntniß auf, vom ersten Erwachen (der Buddhi) in dieser Welt des Wahrheitglanzes bis zur vollen Klarheit des Lebens in derselben und bis dahin, wo das Brahmasein wirklich erreicht wird. Buße, Reinigkeit, Bezähmung, Erkenntniß und Nachdenken über den Geist (Atma) sind die Kennzeichen des wahren Wachseyns der Lebendigen (Dschiva's). Büßer, Brahmanen u. s. w. stehen auf der ersten Stufe der Satvaguna, die zweite nehmen die Rischi's, die Deva's u. s. w. ein und alle, die der Vollendung nahe stehen; auf der dritten befindet sich Pradschapati (der Weltschöpfer Brahmâ) und das Nichtentfaltete, so wie der Geist, welcher vollendet ist. Alle sind nach verschiedenen Graden der sichtbaren Welt und dem Traumleben entrückt und wie in tiefen Schlaf versenkt; aber es ist ein Wachen im Wonneschlaf, in welchem der entfesselte Geist mit Pradschapati in Brahma wacht. Täglich ist zwar jeder Mensch in dieser Ruhe, die für die Welt als Schlaf oder als Abwesenheit, Ohnmacht u. s. w. erscheint, doch die wenigsten wissen, zurückgekehrt, etwas davon und fallen beim Erwachen in diese sichtbare Welt wieder der Unwissenheit anheim. — So hätten wir nun das Mittelglied gefunden, wodurch jene scharfe Sonderung in drei Castten sich auf die Zustände und Stimmungen der Seele bezieht, durch deren unterscheidende Betrachtung die vollendeten Seher der Vorwelt das Gesetz dieser Sonderung festgestellt haben. Der vierte höhere Zustand ist dann Turiyam, der rein geistige, das Ziel der übrigen.

Auch folgende Vergleichung darf nicht unerwähnt bleiben. Die Inder sind bekanntlich an die strengste

Vermeidung des Unreinen gebunden: „Die Ueberreste der im eignen Hause bereiteten Opfergaben sind, wie bei Magnetischen die von Personen innerhalb des Rapportes bereiteten Speisen und Getränke, allen andern vorzuziehen. Was dagegen von andern, wenn auch sonst reinen Personen, dargereicht wird, darf nur unter Vedasprüchen angenommen und genossen werden. Unbedingt ausgeschlossen ist alles, was ein Verbrecher (insbesondere also ein Tschandala) nur angeblickt hat. Aber auch die Sudraspeise verdunkelt das göttliche Licht, eben so wie in magnetischen Krisen z. B. Wasser u. s. w. von Fremden dargeboten, das Licht, mit welchem sie sich umgeben oder durchdrungen sehen, mit einemmale unterbrechen oder ganz hinwegnehmen kann. Speise und Trank von Unreinen bewirkt dasselbe in noch weit höherem Grad. — Es ist gar nicht zu berechnen, wie groß der Einfluß gewesen, den solche Strenge der Enthaltsamkeit von allem, was das irdische Leben aufregt und strotzend und trotzig wuchern macht (insbesondere demnach auch von Gewürzen und geistigen Getränken) auf die Erhebung zum geistigen Leben gehabt haben muß."

Diesem allem zu Folge erklärt der Verfasser so vielen indischen Orgiasmus, wie so manchen spätern christlichen aus einem unnatürlichen, krankhaft gereizten, verirrten Magnetismus unter der niedern Natur, oder Magismus.

Aus den wenigen mitgetheilten Proben ersieht man, daß dieses Werk allerdings einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der magnetischen Zustände enthält, und es wäre sehr der Mühe werth, auf diesem geschichtlichen Wege im Aufsuchen des Magnetismus in frühern Zeitaltern fortzufahren.

N. B. Hätte der Verfasser nicht auch an Tibet erinnern sollen, oder wird er vielleicht später erst davon sprechen. Wenn man in den Kasten-Unterschieden und Büßungen der Brahminen magnetische Beziehungen anerkennt, wie sollte man sie in jenem mystischen Verhältniß des Dalai-Lama übersehn? Von den rohen Extasen der Schamanen, in welchen man auf's Bestimmteste in neuerer Zeit magnetische Zustände erkannt hat, bis zu der sublimsten, geistigen Verklärung in der göttlichen Ruhe und in dem Alles Durchschauen des Dalai-Lama ist in diesem Priesterthum vielleicht mehr als im Indischen, was an den animalischen Magnetismus mahnt? Und ist es nicht seltsam, daß der Dalai-Lama nicht nur als im Rapport mit dem ganzen Weltall gedacht wird, sondern daß dabei sogar die Pole umgekehrt werden; denn der Dalai-Lama erfährt nicht etwa an sich die Störungen der Außenwelt, sondern umgekehrt ist die Vorstellung des Volks, daß wenn er sich bewegt und statt in göttlicher Ruhe zu weilen, unruhig wird, auch Störungen in der Natur und im Völkerleben eintreten.

17) Briefe über Dämonologie und Hexerei. Aus dem Englischen des Walter Scott. Von Dr. Bärmann. Zwei Theile. Zwickau, Schumann, 1833.

Die zahlreichen englischen Hexenprozesse, über welche Sir Walter Scott in diesem Werk genauen Bericht erstattet, sind das Interessanteste darin, obgleich es mit diesen Prozessen jenseits des Kanals nicht anders beschaffen war, als diesseits. Auch über viele andere Zweige des menschlichen Aberglaubens, Geisterseherei, Schatzgraben, Prophezeihen, Astrologie ꝛc. breitet der Verfasser sich aus, außer einigen Thatsachen aber, die er gelegentlich mittheilt, ist nicht viel in seinen Untersuchungen über diese Gegenstände zu finden. Sein Raisonnement ist ungemein oberflächlich und trivial. Warum versichert er uns auf jeder Seite, daß er ein aufgeklärter Mann sey? Bedarf es denn solcher Versicherungen? Sir Walter Scott, dem man doch wohl ein bischen Wundersucht zu Gute gehalten hätte, gibt sich alle Mühe, zu beweisen, daß er an die seltsamen Dinge, mit denen er den Leuten einen kleinen Schauer einjagt, selbst nicht glaube. Wozu diese prosaische Versicherung? Würde der Dichter nicht viel besser gethan haben, das phantastische Reich des Aberglaubens unsern Augen vorüberzuführen, es uns unter seinem poetischen Gesichtspunkt zu zeigen, als uns weitläuftig zu sagen, daß ein aufgeklärter Mann an dergleichen nicht glauben dürfe, was wir ja ohnehin schon wissen.

Ich weiß nicht, ob es vielen Lesern so geht wie mir, aber ich bekomme jedesmal Kopfweh, wenn ich nur eine halbe Stunde Walter Scottiana gelesen habe. Sein Styl ist so gräßlich ermüdend, leer und pretiös dabei, daß er den intellektuellen und ästhetischen Sinn gleich sehr beleidigt, und daß das Zeitalter diesen langweiligen und im Grunde rohen Geist so lange nicht nur hat ertragen können, sondern ihn sogar zum Abgott erhoben hat, wird kommenden Jahrhunderten sicher einmal zum Beweise dienen, wie sehr wir von den Grazien verlassen waren. Großer Erfindungsgeist und die Gabe, der Geschichte ihre malerische Seite abzugewinnen, soll ihm nicht bestritten werden, aber warum hat er Alles in ein so widerstrebendes Element, in eine Sprache voller Anmaßung und geduldtödtenden Breite gebraucht? Warum ist er der Hudson Lowe jedes Lesers geworden, der dem nordischen Wasserratt nur etwas Feuer entgegensetzt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 63. 23. Juni 1834.

Tagesgeschichte.

Zwei Jahre der Regierung 1830—1832. Von Alphons Pepin. Deutsch von L. von Alvensleben. Leipzig, Kayser, 1834.

Das Gegenstück zu der Schrift: „Lafayette" von Sarras. Wie jener die Regierung Ludwig Philipps im Sinne der Opposition tadelte, so rechtfertigt sie dieser im Sinn von Thiers und Guizot, und gibt der Opposition ihren Tadel reichlich zurück. Der Verfasser selber sagt: „Dieses Buch, welches authentische Documente enthält, hat den Zweck, drei Thatsachen zu beweisen. 1) Daß ganz Frankreich die Regierung von 1830 wollte, der es seine volle Genehmigung gab, sey es offen, sey es stillschweigend, daß es folglich eine Albernheit ist, zu behaupten, die Verordnung vom 7. August sey ein übereiltes und unpopulaires Werk gewesen, weil es damals keine materielle Gewalt gegeben habe, welche im Stande gewesen sey, dem Lande irgend eine Regierung gegen seinen Willen aufzudringen. 2) Daß die, welche sich jezt der Regierung von 1830 und dem monarchischen Prinzipe feindlich erklärten, eben die sind, welche im Jahre 1830 zuerst das monarchische Prinzip wollten, und die sie mit Enthusiasmus proklamirten, als eine Nothwendigkeit für Frankreich, welches die Charte retten wollte, indem es die Juli-Ordonnanzen zurückwies. 3) Daß nicht nur die Monarchie vom 7. August und das monarchische Prinzip, sondern auch das Regierungssystem, welches seitdem verfolgt wurde, durch eben die festgesezt, und mit mehr oder minder Energie entwickelt wurde, welche sich jezt das Ansehen geben, als wären sie stets die gewissenhaften Kämpfer für ganz andere Dinge gewesen."

Zuerst sucht er zu beweisen, Frankreich habe durchaus keine Revolution, keine Veränderung gewollt und würde Karln X. treu geblieben seyn, wenn dieser die Charte nicht selbst verlezt hätte. Er sagt, es sey eine Lüge, daß man während der Restauration Komödie gespielt habe, nein, Frankreich sey den Bourbons aufrichtig ergeben gewesen, wenn auch nur unter der Bedingung der Charte: „Nein, die ehrenwerthen Bürger, welche eine Danksagung an Karl X. votirten, weil er gesagt: „Keine Hellebarden mehr!" und die Censur aufhob, spielten keine gehässige Komödie. Und als die Deputirten Frankreichs im Jahre 1830 die Adresse am Fuße des Thrones niederlegten, und ihre Ehrfurcht einem Fürsten bezeigten, den sie keines Meineids fähig hielten, da waren sie nicht die Mitverschworenen einer Rolle, welche

den Gebräuchen einer von Natur offenherzigen Nation widerſtreitet.“ Wenn nun der Schild gegen die Bourbons erhoben worden ſey, ſo habe dieſer Kampf nur den Menſchen, nicht den Dingen, nur denen, welche den damals geſetzlichen Zuſtand Frankreichs verletzten, nicht dieſem Zuſtand ſelbſt gegolten, für welchen man ja eben gekämpft habe (S. 28). Erhaltung des Beſtehenden ſey alſo die Tendenz der Julirevolution geweſen, und keineswegs Umgeſtaltung.

Die, welche wirklich gekämpft haben, müſſen am beſten wiſſen, wofür gekämpft wurde. Das gibt der Verfaſſer zu. Aber die Beſchuldigung, daß Caſimir Périer und das ganze jetzt herrſchende Centrum während des noch unentſchiedenen Kampfes im Juli ſich ſehr zurückhaltend, ja feige benommen habe, erwidert er durch Gegenbeſchuldigungen. Was habe Lafayette gethan? Nur paradirt, während Gerard an der Spitze der Truppen gekämpft habe. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo bleibe es eine ausgemachte Thatſache, daß gerade Laffitte, deſſen Hotel das Hauptquartier der Julikämpfer war, und mit ihm die ganze jetzige Oppoſition nichts anderes gewollt, an nichts anderes gedacht habe, als an die Thronbeſteigung des Herzogs von Orleans. Wenn man ſpäter geäußert habe, daß ſich damals ſchon Stimmen gegen dieſe Wahl erhoben hätten, ſo ſey dies unwahr. „Wenn die Generalſtatthalterſchaft Widerſpruch fand, wer waren dann die Widerſprechenden, wer konnten ſie ſeyn? — Es war nicht Herr von Lafayette, welcher ſpäter in der Kammer ſagte: „Es ſchien uns zweckmäßig, einen nationellen Thron zu erheben, und ich muß geſtehen, daß ſich meine Wünſche für den Prinzen befeſtigt haben, als ich ihn näher kennen lernte.“ (Kammer der Deputirten, 8. Aug. 1830.) — Es war auch nicht Herr Mauguin, welcher am 8. Aug. 1830 in einem Briefe ſich den treueſten Unterthan Seiner Majeſtät Ludwig Philipps nannte. — Es war auch nicht Herr Audry von Puyraveau, der denſelben Brief unterzeichnete und ſpäter in der Kammer ſagte: „Wir wiſſen, daß die beſte Regierung die iſt, welche ſich auf die Sitten der Nation begründet, und das thut unſere jetzige. Wir haben der Regierung Treue geſchworen, und ſchwuren nicht vergeblich; nie wird ſie aufrichtigere Freunde haben als uns.“ (Kammer der Deputirten, 6. Sept. 1830.) — Eben ſo war es nicht Herr von Schonen, oder Herr Lobau, oder Herr C. Périer, oder Benjamin Conſtant, welcher auch 1830 ſagte: „Ludwig Philipp und die konſtitutionelle Charte ſind die letzte Stütze unſers Heiles.“ (Kammer der Deputirten, 9. Nov. 1830.) — Endlich waren es auch nicht alle die ehrenwerthen Deputirten, welche die Erklärung vom 31. Juli unterzeichneten, und einen Theil der Camarilla bildeten.“

Aus denſelben Gründen ſey auch das ſogenannte Stadthaus-Programm eine reine Erfindung: „Welchen Glauben ſoll man in die Exiſtenz dieſes Programmes ſetzen, das man jetzt dem Herrn von Lafayette zuſchreibt? Worauf gründet ſich eine ſolche Annahme? Wenn es am 31. Juli 1831 ein Programm gab, welches das Gegentheil von der Erklärung des Hôtel-de-Ville hätte ſeyn müſſen; wenn es ein Programm gab, obgleich es Niemand geſehen hat, Niemand es vorleſen hörte, weßhalb wurde dann dieſe für Frankreich ſo wichtige Sache in dieſem Augenblicke ſo geheim gehalten? Weßhalb wurde ſie nicht nur den Kammern, ſondern auch allen denen vorenthalten, welche der Sitzung vom 31. Juli beiwohnten? Weßhalb verſäumte man die Verleſung damals, ohne daß ſie Jemand verlangt hätte? Weßhalb hat Herr von Lafayette, den man uns jetzt als allmächtig darſtellen will, nicht ſelbſt dies Programm vorgeleſen, an welchem er jetzt ſo hartnäckig zu hängen ſcheint, obgleich er am 31. Juli davon kein Wort ſagte? Weßhalb haben die, welche von dem geheimen Programm wußten, ſo lange gewartet, deſſen myſteriöſe Exiſtenz zu enthüllen, da doch zu jener Zeit Alles am hellen Tage geſchehen mußte, da es nichts Verborgenes für die denkwürdige Verſammlung geben durfte, die ganz frei von allem äußern Einfluſſe daſtand? Man hat Mühe, die Auslegung dieſes republikaniſchen Programmes, das von der vom ganzen Volke gebilligten Konſtitution vom 31. Juli ſo ganz verſchieden iſt, in den Worten zu finden, welche Herr von Lafayette ſpäter in der Kammer Ausſprach: „Ich bin weit entfernt, zu ſagen, daß das, was ſich zutrug, die Frucht der Gewalt war. Die Nothwendigkeit, die Gemüther zu vereinigen, eine Menge von Umſtänden, über die man nach den Ereigniſſen leichter urtheilen kann, die Verſicherungen, daß das ſiegreiche Volk das Recht und die Pflicht hätte, zu fordern; — dieſe Gründe vereinigten uns Alle für die angenommene Ordnung der Dinge. Ich muß noch hinzufügen, daß von allen Parteien in Frankreich Niemand ſo ſehr darüber hat urtheilen können, als ich. Es kamen uns die einſtimmendſten und befriedigendſten Zeugniſſe der Genehmigung an dem, was wir gethan, des Thrones, den wir erhoben, des Monarchen, den wir gewählt, zu. Dies war eine wahrhafte Heiligung für die Meinung der beinahe unbedingten Totalität in Frankreich.“ (Kammer der Deputirten, 6. Okt. 1831.) — Weiter oben habe ich bewieſen, daß nach den Ausdrücken des Briefes, welchen Herr von Lafayette an ſeine Bevollmächtiger unter dem 15. Juli 1831 ſchrieb, und worin es heißt: „Nach dem Beſuche des neuen Statthalters im Hôtel-de-Ville glaubte ich mit dem beabſichtigten Könige mich ausſprechen zu müſſen.“ — Dadurch iſt die

Nichtexistenz des Programmes, das vom Hôtel-de-Ville benannt, vollkommen bewiesen. Nimmt man nun nach jenem Briefe an, daß eine Unterredung Statt fand, wo republikanische Einrichtungen, so zu sagen, zur Sprache kamen, was aber doch immer nur eine Vermuthung bleibt; und wenn ferner eine Unterredung für ein Programm galt, so kann sie doch nur im Palais-Royal Statt gefunden haben, und nicht im Hôtel-de-Ville, da Herr von Lafayette zugibt, daß er sich erst nach dem Besuche des Generalstatthalters im Hôtel-de-Ville, d. h. später als am 31. Juli, gegen den Herzog von Orleans ausgesprochen habe; folglich müßte man das Programm vom Palais-Royal und nicht vom Hôtel-de-Ville sagen. — Hieraus nun folgt: 1) das, was man ein Programm nennt, ist nur eine vorgebliche Unterredung; 2) dieses Gespräch, welches man ein Programm nennt, trägt nicht den Datum, den man ihm geben will, d. h. es fand nicht am 31. Juli, am Tage der feierlichen Erklärung der Kammern, Statt. — Daraus folgt: daß dieses Programm eine Täuschung und ein Anachronismus ist, und das geht aus dem Briefe des Herrn von Lafayette selbst hervor." Aus dem Umstand übrigens, daß sich die Regierung nicht früher gegen dieses Programm erklärte, scheint hervorzugehen, daß man anfangs es nicht ungern sah, wenn der Pöbel glaubte, Ludwig Philipp und Lafayette seyen ein Herz und eine Seele, und das Programm kommt vielleicht mehr auf Rechnung des erstern als des leztern.

Nicht ohne eine feine Bosheit schildert Pepin die ängstlichen und dringenden Bemühungen der Deputirten und namentlich der Mitglieder der jetzigen Opposition, den Herzog von Orleans zur Annahme des Staatssteuers zu bewegen. Der Herzog versteckte sich, (bis zum 29. Juli aus Furcht und bis zum 31. aus Klugheit), machte sich kostbar, ließ die ungeduldigen Freiheitsmänner warten und ihnen durch Madame Adelaide sagen: „Mein Bruder ist nicht hier; können wir aber dem Lande nützen, so kennt uns Frankreich, und kann auf uns zählen. Ist ein Mitglied der Familie Orleans nöthig, so bin ich bereit, mich nach Paris zu begeben; es werde dort aus mir, was Gott will, und ich theile das Schicksal der Pariser." Endlich am Morgen des 31. Juli, da alle Gefahr ganz gewiß vorüber war, trat der Herzog hervor, und wie beeilten sich die liberalen Deputirten, und wetteiferten, ihm zu huldigen! Das ganze Land jubelte, so populair war Orleans. Und warum war er populair? Weil, sagt Pepin, er eine Garantie des fortbestehenden Friedens und der Ordnung war. 1789 galt es, einer heillosen Unordnung ein Ende zu machen, 1830 galt es, eine bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten.

Frankreich wollte die Ordnung, das bestehende Gesetz und einen König. Ihr Deputirten von der Opposition, sagt Pepin, waret im Sinn der Nation das Werkzeug dazu. Warum möchtet ihr dies jezt läugnen? Ihr habt nicht nur den König gemacht, ihr habt auch das System gemacht, gerade ihr, die ihr euch jezt so heftig gegen diese Wahrheit sträubt! Périer hat kein anderes System eingeführt, als das des Herrn Laffitte. Hat Herr Laffitte nicht im Innern gegen die Republikaner gedonnert und nach Außen die Unmöglichkeit des Krieges dargethan? war sein System nicht Ordnung im Innern, Friede nach außen? Was hat Périer anders gethan? Sagte nicht Herr Laffitte 1830: „Unser System wird nicht geändert werden. Es ist nicht wahr, daß eine Reaktion beginnt, denn die Ruhestörer sind in das Nichts zurückgewiesen. In zwei Tagen wird ein Wahlgesetz, welches auf festen und sichern Grundlagen beruht (das Gesetz von 1831), zeigen, wie wir die Frankreich versprochenen Institutionen verstehen. Bei diesem verhängnißvollen Bestreben bedarf die Regierung der Unterstützung. Es ist nicht nöthig, die Schwierigkeit der Lage durch eine ärgerliche Ungeduld noch zu erhöhen. (Herr Laffitte, Kammer der Deputirten, am 28. Dec. 1830.) — Gibt es etwas Klareres, etwas Bestimmteres, als eine solche Frage? Und was könnte das gegenwärtige Ministerium noch mehr sagen? — Herr Laffitte rühmt sich, die Ruhestörer vernichtet zu haben, und mit dem Worte Ruhestörer will er die Ungeduldigen bezeichnen, d. h. die Männer der Linken, welche sich schon da, als Herr Laffitte noch an der Spitze der Geschäfte stand, bemühten, die Schwierigkeiten seiner Lage auf ärgerliche Weise zu vergrößern; diese Leute haben Herrn Laffitte sein Wahlgesetz nie verziehen. Denn dieses Wahlgesetz, welches auf sichern und festen Grundlagen beruht, verdanken wir Herrn Laffitte, und eben dieses Gesetz hat uns die Kammer von 1830 gegeben. Dank sey daher Herrn Laffitte für sein Gesetz, welches er jedoch später bereute, als er den compte-rendu gegen sein eignes System unterzeichnete. Und was sagt Herr Laffitte denen, welche 1830 den Krieg wollten? „Die Ordnung befestigen, ohne welche es keine wahre Freiheit gibt; das gute Einverständniß zwischen Frankreich und dem übrigen Europa erhalten; Alles verhindern, wodurch diese Ordnung und dieses Einverständniß gestört werden könnten; — dies ist die Pflicht und der Wunsch derer, denen der König die Verwaltung des Reiches anvertraut hat." (Laffitte, Kammer der Deputirten, am 3. Nov. 1830.)"

Wie kommt nun die Opposition dazu, fragt Pepin, ein System, das sie einst nicht nur gebilligt, sondern selbst zuerst eingeführt hat, und das durch die in den Wahlen beurkundete Zustimmung des Volks wiederholt sanktionirt wurde, jezt zu desavouiren, jezt dagegen zu kämpfen? Schließlich macht der Verfasser die Opposition wegen ihres steten Durchfalls in den Wahlen, wegen ihres stets zurückgewiesenen zudringlichen guten Rathes bei Hofe, und wegen ihrer loyalen Affektation gegenüber den rothen Mützen, wofür ihr diese schlechten Dank wissen, lächerlich. Der Sinn des Ganzen ist ungefähr: ihr habt nicht Verstand genug für das Königthum und etwas zu viel für die Republik!

Sieht man auf die Personen, so ist diese Anklage schlagend. Allerdings haben sich die Männer der Opposition eine unheilbare Wunde selbst versezt, indem sie einen König machten, ohne das Königthum ertragen zu können. Sie mögen siegen oder unterliegen, immer trifft sie der gerechte Spott der Geschichte. Entweder sagt man: warum wart ihr so thöricht, ein Haus zu bauen, das ihr nun selber wieder mit so vieler Mühe einreißen müsset, oder: warum wart ihr so thöricht, ein Haus zu bauen, das nun euer Kerker wird? Ihnen hat der Genius der Geschichte das Brandmal der politischen Duperie aufgedrückt, das nie verlöscht.

Sieht man aber auf die Dinge, so entsteht die Frage, ob der so wohlfeile Sieg der neuen Dynastie über ihre untreu gewordenen ersten Freunde auch eine hinlängliche Garantie für ihre eigene Zukunft seyn wird? Phantastische Erwartungen zu täuschen, ist nur für den lustig, der wirkliche Bedürfnisse befriedigt. Was ist nun aber das wirkliche Bedürfniß Frankreichs? Ist es die Lage, in der es sich jezt befindet, und in der es nur die Wahl zwischen zwei Uebeln hat. Man ist nicht für den Orleanismus, man ist nur gegen den Karlismus und die Republik. Man weiht dem ersteru nur die Waffen, nicht die Herzen. Im ersten Jahre noch schwach, genoß Ludwig Philipp von innen und außen mehr Vertrauen, nach vier Jahren stark geworden, ist in demselben Stufengrade, indem seine Macht zugenommen hat, das Vertrauen zurückgewichen. Man darf also wohl sagen, daß irgend ein Fehler begangen worden sey, weil sonst nothwendig Macht und Vertrauen sich auf gleicher Höhe würden erhalten haben.

Selbst die neue Quadrupel-Allianz ist keine Garantie für Ludwig Philipp, weil sie nur gegen äußere, nicht gegen innere Gefahren gerichtet ist. Man kann in den Armen seiner besten Freunde an der Kolik sterben. Mit einem Wort, wer das Unglück hat, von den Launen, ich will nicht sagen eines Volks, sondern einer Stadt, und noch dazu der launenvollsten in der Welt abzuhängen, wer das Unglück hat, gegen die Bürger Soldaten brauchen zu müssen, deßhalb den Soldaten schmeicheln und sie nach und nach unwillkührlich zu Prätorianern machen zu müssen, wenn sie ihm nicht noch früher durch Volksbestechungen untreu werden — darf der wohl sagen, oder darf man von ihm sagen: die Iden des Märzes sind vorüber?

Biographien.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Zehnter Jahrgang. Zwei Theile. Mit vier Portraits. Ilmenau, Voigt, 1834.

Diese Bände enthalten die Todten des Jahrs 1832 und darunter Männer von höchstem Ruhm oder wenigstens bedeutender Auszeichnung unter ihren Zeitgenossen, wie Beck, Bonstetten, Cotta, Devrient, Droste-Hülßhoff, Gentz, von der Goltz, Goethe, Krause, Kügelgen, Saller, Schmalz, Unzelmann, Julius von Voß, Zelter, Zimmermann ꝛc. „Von den 1401 Verstorbenen, deren Gedächtniß der gegenwärtige Jahrgang auf die Nachwelt überzutragen sucht, haben 1010 in der zweiten Abtheilung nur kurze Notizen erhalten können, aber von 391 derselben findet man in der ersten so genügende Lebensbeschreibungen, als es die aufgesuchten und gesammelten Nachrichten und der beschränkte Raum nur immer erlaubten. 246 hievon können als Originalarbeiten angesehen werden, deren Verfasser meist in dem beigegebenen Verzeichniß angegeben sind und erscheinen also hiermit zum erstenmal im Druck; 145 dagegen sind aus schon früher gedruckten, meist einzeln erschienenen Gedächtnißschriften, Sammelwerken oder Zeitschriften entlehnt, dabei aber die benuzten Quellen jedesmal gewissenhaft angegeben.“ Die bedeutendern Männer sind wie billig ausführlicher, mit Benuzung der vorhandenen Quellen, und wo diese fehlten oder nicht hinreichten, von Freunden und Bekannten geschildert. Wird der Herausgeber immer mehr dahin streben, die Biographien der minder Interessanten abzukürzen, so dürfte dies auch der Verbreitung des verdienten Werkes immer förderlicher seyn. Herr von Gentz ist wohl auf 8 Seiten zu kurz weggekommen, da dem unbedeutenden Schüz deren 11 gewidmet sind, und eine ganze Seite dem Pastor Tzschaschel zu Türchau bei Zittau, dem nie etwas begegnet ist und der nie etwas gethan hat, außer daß er geboren wurde, studirte, Landpastor wurde, zweimal heirathete und starb. Für solche Männer wären wohl 3 Zeilen hinlänglich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 64. 25. Juni 1834.

Orientalische Literatur.

1) Geschichte des Osmanischen Reichs, größtentheils aus bisher unbenüzten Handschriften und Archiven, durch Joseph v. Hammer. Neunter Band. Schlußrede und Uebersichten. Pest, Hartleben, 1833.

2) Desselben Werks zweite verbesserte Ausgabe. Erste bis fünfte Lieferung. Daselbst, 1834.

Die Riesenarbeit dieses Geschichtswerks ist nun bald vollendet. Der neunte Band enthält die Schlußrede und eine Menge Beilagen zur Erläuterung des Textes. Der zehnte und lezte Band wird noch weitere Beilagen enthalten.

In der Schlußrede erklärt sich der gelehrte Verfasser über die Gründe, die ihn vermocht, sein Werk nicht weiter als bis zum Frieden von Kainardsche zu führen. Er verschmäht nämlich „halbe Wahrheit, leise Andeutungen, scheue Winke," und „um die jüngste Geschichte der Türken mit historischer Würde entwerfen zu können, fehlen ihm die authentischen Quellen. Daß er aber alles, was er geschildert, in ganzer Wahrheit, in bestimmtem Ausdruck und mit Freimuth geschildert habe, glaubt er denen entgegenhalten zu müssen, die von der jeweiligen Discretion der Censur eine allzu geringe Meinung hegen. Die ganze, das Werk so gut charakterisirende Stelle möge hier stehen: „In Betreff der Details, wovon der Vorwurf weniger den Schlachten und Kriegsbegebenheiten, als den inneren Veränderungen und Beförderungen gelten kann, schien es unerläßlich, die bändereichen Quellen wenigstens in so weit zu berücksichtigen, daß keine von denselben unter besonderen Titeln hervorgehobene Thatsache mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, daß die Bahn, welche die Großwesire und andere Vordermänner der Regierung in Krieg und Frieden durchlaufen, nach ihren verschiedenen Stationen, nach Folge der Jahre gehörig abgemarkt würden. Ueberhaupt ist, nach dem in der Vorrede gegebenen Worte, auf Ort- und Zeitbestimmung die größte Mühe und Sorgfalt verwendet, jede Oertlichkeit nach Möglichkeit ausgemittelt, jedes Datum mühsam ausgerechnet und am Rande beigesezt worden. Die am Rande fortlaufende chronologische Säule und die Quellentopik der Noten sind der schmale und breite Teppichrand, welchen der Morgenländer als Zeit und Ort benennt, und womit der Geschichtschreiber den Teppich einsäumen muß, welchem die Begebenheiten eingewoben sind. Nebst der Topographie und Chronologie sind Philologie und Ethnographie nicht leer

ausgegangen. Wenn unersättliche Kunstrichter noch Mehreres über das innere Leben des Staates, über Kunstfleiß, Sitte, über die Schicksale der unterjochten christlichen Völker zu finden wünschen sollten, so diene ihnen zur Antwort, daß auch nicht das Geringste hierin Einschlagende vernachläßiget worden, wie schon die ausführlichen Beschreibungen der Festaufzüge und Geschenklisten beweisen, daß aber, wo die Quellen schweigen, vermuthendes Gewäsche unstatthaft schien; demnach mag kühn an dergleichen Anforderer die Aufforderung ergehen, einen einzigen, für die Sitten- und Kulturgeschichte der Osmanen und der von ihnen beherrschten Völker, charakteristischen Umriß nachzuweisen, welcher sich in den Quellen fände, und mit Stillschweigen übergangen worden wäre. Eben so wenig ist aus irgend einer Rücksicht eine erhebliche Thatsache, in welchem ungünstigen historischen Lichte sie auch erscheine, oder in welchem diplomatischen Dunkel sie auch bisher verhüllt gewesen, verschwiegen oder von der Censur getrieben worden. Es genügt hier, auf die Instruktionen hinzuweisen, welche Ferdinand I. seinem Gesandten nach Rom ertheilte, um das wegen des Mordes des Cardinals Martinusius verhängte Interdikt aufheben zu machen, auf die Auseinandersetzung der ungarischen Verschwörung und ihrer Theilnehmer, auf die Erzählung der Verhandlungen des Belgrader Friedens und des geheimen Subsidienvertrages. — Vorzüglich liegen in dieser Geschichte alle bisher in dem Schleyer der Archive verhüllten diplomatischen Geheimnisse zu Tage. Die Quellen, aus welchen verläßliche Auskunft geschöpft werden konnte, flossen bisher nur äußerst sparsam; außer den gedruckten, aber sehr seltenen und außer England kaum bekannten Verhandlungen des englischen Botschafters S. W. Roe, außer den Geschichten des Carlowitzer Friedens von Humiecki, des Passarowitzer Friedens von Vendramino Bianchi, und der dreifachen Geschichte des Belgrader Friedens von Laugier, Neipperg und Moser, außer den Reiseberichten einiger Botschafter und einiger von Ranke benützten venetianischen Relationen, waren alle diplomatischen Verhandlungen mit der Pforte bisher im heiligen Dunkel der Staatsarchive begraben geblieben. Diese Geschichte hat dieselben in ihrer Wesenheit zu Tage gefördert, und keine Gesandtschaft, in so weit nur irgend davon Kunde zu erhalten war, mit Stillschweigen übergangen. In gedruckten Werken haben nur Andréossy und Karamsin über die Botschaften Frankreichs und Rußlands berichtet, und wiewohl beide aus den besten Quellen ihrer Staatsarchive geschöpft, so sind doch sowohl jenem als diesem Sendungen entgangen, worüber diese Geschichte aus österreichischen und venetianischen Archiven berichtet. Die polnischen dürften, Dank den Mittheilungen meiner gelehrten Freunde, des Herrn Grafen v. Swiedzinski und des für sein Vaterland und die Wissenschaften zu früh verstorbenen Grafen Stanislaus Rzewuski, vollständig seyn; die englischen und holländischen, in so weit sie die gedruckten Quellen und die Gesandtschaftsberichte angaben; die Bailo sind aus den venetianischen Quellen zusammengetragen; wie mangelhaft früher selbst die Staatskanzlei über die Folge der österreichischen unterrichtet war, erhellet am besten aus der Vergleichung unserer Angaben mit dem von Jenisch in dem Prodromus des neuen Meninski gelieferten Verzeichnisse; eben so die Mangelhaftigkeit der bisher bekannten Friedensschlüsse und Verträge, aus der Vergleichung unserer Liste mit der von Martens und Schöll gegebenen, indem bei diesem nicht weniger als 280 Verträge fehlen. Um zu diesem Ergebnisse zu gelangen, sind binnen zwanzig Jahren, nämlich von dem Jahre 1808, wo Graf Stadion zuerst die türkische Registratur der Staatskanzlei erschloß, bis ins Jahr 1828, wo die Lesung der venetianischen Archive vollendet ward, ein paar hundert große Schriftbündel in der Registratur der Staatskanzlei, und eben so viele in dem geheimen Hausarchive durchlesen worden. Jeder dieser Schriftbündel umfaßt in der Regel die Berichte und Weisungen eines Jahres, im Durchschnitte zweihundert Foliobogen, so daß jeder als ein dicker Foliant betrachtet werden darf, so wie die 68 dicken Folianten der Geschichte Marino Sanuto's, mit denen, und mit den besonderen Gesandtschafts-Relationen venetianischer und österreichischer Gesandten, der Umfang der zum Behufe der Geschichte durchgrabenen Fundgruben der Archive ein halbes Tausend von Folianten beträgt. Ein halbes Hundert bilden allein die Byzantiner und Khevenhüller's Geschichte, ein anderes halbes Hundert die osmanischen Reichshistoriographen und die älteren europäischen Schreiber osmanischer Geschichte, wie Mezerap, Knolles, Sagredo, Lewenklau, Lonicerus, Königshofen, Ortelius, Bonfinius, Istuanfi, Dlugoß, Cromer u. s. w. Wie die Legion der verzeichneten europäischen Quellen osmanischer Geschichte, wie die viertausend Nummern starke Legion der verzeichneten Staatsschriften und Urkunden fleißig durchstöbert, und wie die zweihundert osmanischen Quellenwerke benützt worden sind, belegt jede Seite des Werkes durch Citate. Die Musterrollen der in den osmanischen Quellen enthaltenen Urkunden sowohl, als die der über osmanische Geschichte bisher in Europa erschienenen Geschichten, schienen eine nöthige Zugabe des Werkes, und dieselben werden, sammt den anderen für nöthig erachteten Verzeichnissen und Registern, in diesem und dem folgenden lezten Bande geliefert. Da die Sichtung und Ordnung der Materialien dieser und

anderer Verzeichniſſe ſowohl, als des umſtändlichen Namen- und Sachregiſters erſt in den lezten zwei Jahren nach Vollendung der Geſchichte vorgenommen werden konnte, ſo war es dem Verfaſſer nicht möglich, die von der Verlagshandlung gemachte Zuſage der Beſchränkung des Werkes auf neun, ſtatt auf zehn Bände zu erfüllen."

Wer das gewaltige Werk durchgeleſen hat, muß das hier Geſagte beſtätigen, denn die kritiſche Benuzung der zahl- und umfangreichſten Quellen läßt ſich ſo wenig als die parteiloſe Darſtellung verkennen. Die Arbeit iſt erſtaunenswürdig und einzig in ihrer Art. Welche ausdauernde Liebe, welche Geduld des Sammlerfleißes, welche äußerlich günſtigen Konſtellationen, welche literäriſchen und diplomatiſchen Verbindungen, und endlich welcher Totalblick, welche Gabe der Kombination, ich möchte ſagen, welches adminiſtrative Talent gehörte dazu, um ſo ungeheure Apparate zuſammenzubringen, zu beherrſchen, zu gebrauchen, und der Welt dieſes ſchöne Reſultat darzubieten.

Dieſes Geſchichtswerk gehört überdies zu den ſeltſamen Fügungen des Schickſals, die ein Zufall ſcheinen und doch einer Berechnung gleichkommen. Es war früher nicht möglich, die osmaniſche Geſchichte in dieſem Umfang und mit dieſer Genauigkeit zu ſchreiben, weil die Quellen, hauptſächlich die orientaliſchen ſelbſt, unzugänglicher waren; und es wird vielleicht in nicht zu langer Zeit wieder unmöglich werden, weil das türkiſche Reich ſeinem Untergang ſo nahe iſt. Nur die jüngſte Zeit bot alle die äußern Vergünſtigungen dar, unter denen es einem genialen Forſcher möglich war, die mannichfachen zerſtreuten Bilder jenes intereſſanten Volks zu ordnen und die flüchtigen und vergänglichen in einem ewigen Spiegel feſt zu halten.

Am Schluß kündigt der Verfaſſer ein zweites, mit dieſem nahe verwandtes Werk an, die Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt. Seltſam genug, daß er ſich noch genöthigt ſah, gegen eine Partei unter den Orientaliſten zu eifern, die ſich ein Verdammungsurtheil über die Poeſie der Türken erlaubt haben, ohne ſie zu kennen; denn der größte Theil der türkiſchen Dichter war ihnen unbekannt. Indeß wird dieſe gelehrte Grille wie ſo manche andere endlich zu ringen aufhören. Was hat man nicht alles verachtet, bis der rechte Mann kam, der uns zeigte, was wirklich an der Sache ſey. Am beſten ſprechen die Proben, und ſolche, wie auch wir ſie gleich in den nächſten Anzeigen unſern Leſern vorlegen werden, dürften hinreichen, ihr Urtheil feſtzuſtellen. Der Verfaſſer ſagt: „Die Dichterwerke eines Volkes ſind nicht bloß für zergliedernde Proſaiker da, welche den Leib des Oſiris zerſtücken, oder für ſylbenmeſſende Proſodiker, welche Virgilianiſches Loos nur in Sylben ſtechen, ſie ſind nicht bloß als anatomiſche Leichname dem Scalpell haarſpaltender Grammatiker und verſeſpaltender Variantenſammler Preis gegeben; die Poeſie eines Volkes iſt der treueſte Spiegel ſeines Geiſtes, Gemüthes, Genius und Charakters, ſie iſt die Flamme des heiligen Feuers, der Bildung, Sittigung und Religion, welche von dem Altare der Menſchheit zum Himmel auflodert. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ward die Poeſie der Osmanen dem Geſchichtſchreiber derſelben zum jahrelangen Studium; vor vier und dreißig Jahren iſt er zum erſten Male im deutſchen Merkur, mit der Ueberſezung eines Gedichtes: Von den lezten Dingen, und des ſchönen Frühlingsgedichtes Meſihi's, als Ueberſezer türkiſcher Poeſie, aufgetreten, und hat ſeitdem das zum obigen Behufe geſteckte Ziel nie aus den Augen verloren. Wie die Sammlung der hiſtoriſchen Quellen erſt in dreißig Jahren möglich geworden, ſo auch die Sammlung aller Blumenleſen, Denkwürdigkeiten und Lebensbeſchreibungen osmaniſcher Dichter, an der Zahl nicht weniger als vier und zwanzig. Im Laufe der Geſchichte konnten nur die Rottenführer dieſer heiligen Legion mit den Inſchriften ihrer Fahnen in Vorſchein kommen, und nur hie und da konnten einzelne Verſe hiſtoriſchen Inhalts angeführt werden. Nun aber ſoll auf die Geſchichte des osmaniſchen Reiches, als Anhang, die Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt folgen, als Seitenſtück zur Geſchichte der ſchönen Redekünſte der Perſer, über deren Werth ſich Goethe im weſtöſtlichen Diwan ſo vortheilhaft ausgeſprochen; nur weit gründlicher und erſchöpfender als jene, weil zur Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt nur vier Werke, zu der der osmaniſchen aber vier und zwanzig zu Gebote ſtanden, weßhalb hier nicht, wie dort, bloß die Proben von zweihundert, ſondern von noch zweitauſend Dichtern und Verſekünſtlern geliefert werden ſollen. Das Erſtaunen über ſolchen Reichthum wird ſich vermindern, das Intereſſe an dem Gehalte deſſelben vermehren, ſobald man weiß, daß die Türken zwar von keinem urſprünglichen und eigenthümlichen poetiſchen Genius, wie die Araber und Perſer, beſeelt, ſich doch alle Schäze der geiſtigen Kultur dieſer beiden Völker angeeignet, und daß ſie ſich in dieſer Hinſicht, wie in ſo mancher anderen, zu den Perſern und Arabern verhalten, wie die Römer zu den Griechen."

Die in dem neunten Bande mitgetheilten Beilagen ſind: 1) Verzeichniß der Würden und Aemter des osmaniſchen Reichs, 2) der Moſcheen, 3) der hohen Schulen, 4) der Bibliotheken Konſtantinopels, 5) der handſchriftlichen orientaliſchen Werke über osmaniſche Geſchichte im

Besitz des Herrn von Hammer, 200 an der Zahl, 6) Verzeichniß von dritthalbhundert Dynastien aus der Universalgeschichte Ahmed Mewlewis, 7) von Kapitulationen, Friedensschlüssen, Handlungsverträgen und andern Traktaten des osmanischen Reichs von der Gründung desselben, bis zum Frieden von Kainardsche im Jahr 1774, 8) der Gesandtschaften fremder Mächte und an die Pforte von dieser an jene, 9) von 4000 Staats- und Geschäftsschreiben, Diplomen und Urkunden, 10) von 40 Titulaturen der osmanischen Staatskanzlei.

Von der zweiten wohlfeilern und abgekürzten Auflage liegen bereits die ersten fünf Lieferungen (800 Seiten) vor uns. Das Ganze ist auf beiläufig zwanzig Lieferungen berechnet und wird nur an 10 Rthlr. kosten, zum Vortheil des größern Publikums, während die erste Auflage mit allen Ausführungen und Beilagen für das gelehrte Publikum 60 Rthlr. kostet. Wir freuen uns über diese wohlfeilere Ausgabe vorzüglich deßwegen, weil sie vom Verfasser selbst veranstaltet und dadurch den schlechten Auszügen vorgebeugt worden ist, die doch unfehlbar von diesem oder jenem spekulativen Manne besorgt worden wären.

3) Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer. Pest und Leipzig, in Commission bei Hartleben, 1834.

Obgleich schon viele arabische und persische Werke in Europa gedruckt worden sind, und zwar von englischen, französischen, holländischen und deutschen Pressen, so ist doch außerhalb Konstantinopel nichts Türkisches gedruckt worden, mit einziger Ausnahme der vor einem halben Jahrhundert zu Wien erschienenen Chronik Fenaïs. Aber auch unter jenen in Konstantinopel herausgegebenen Werken befindet sich kein poetisches. Das vorliegende ist also das erste türkische Gedicht, welches gedruckt erscheint. Der Herausgeber hat die Kosten von einem ihm bei einer frühern Gelegenheit zu Theil gewordenen Preise der Berliner Akademie bestritten und wird den Ertrag des vorliegenden Werkes abermals auf den Abdruck eines türkischen Werkes verwenden. Auch kündigt er die nach Beendigung seiner osmanischen Geschichte rascher sich fördernde Geschichte der osmanischen Poesie an, in der er die Trefflichkeit der türkischen Dichter zur Genüge nachweisen wird.

Mit Faslis Werk hat er einen herrlichen Anfang gemacht. Dieser Dichter, ein Zeitgenosse Shakespeares, wird von Herrn von Hammer mit Recht die Urquelle der orientalischen Blumenpoesie genannt, da alle Bilder, Scherze, Sentenzen dieses Genres nur der Abglanz Faslis, gleichsam nur Blüthen, herübergeweht aus dem himmlischen Rosenhain jenes Dichters sind. Auch der in Petersburg gedruckte armenische Auszug und die von le Vaillant de Florival gelieferte Uebersetzung desselben enthalten nur einen schwachen Anklang von der Schönheit des Originals.

Unsere Leser mögen sich hier mit einem kurzen Auszug aus der Uebersetzung des Herrn von Hammer begnügen. Kann auf die zahllosen einzelnen Schönheiten nicht aufmerksam gemacht werden, so wird doch die Trefflichkeit des Gedichts schon aus den Umrissen erhellen.

Nach einer langen Anrufung Gottes, die eine mystische Tendenz des Gedichts ankündigt, beschreibt Fasli das Reich des König Frühling, die Hauptstadt Rosenhain und darin die Rose. Was je an einem Mädchen schön war, wird auf diese reizende Rose angewendet, und wie ein Mädchen wird sie naiv, eitel und ein wenig kapriciös geschildert. Der Fluß Chiser, von ihrer Schönheit angelockt, zeigt ihr in seinem Spiegel ihr eignes Bild.

Als eines Tags das Morgenlicht,
Wie Spiegel zeigte sein Gesicht;
Als sein Gesicht in Licht entglomm
Und spiegelte sich in dem Strom,
Bemüht sich Ros' auf tausend Weisen,
Wie schön sie sey, der Welt zu weisen.
Sie hob sich aus dem Kleid der Nacht
Als Weltensonne frisch erwacht;
Dem Schmuck zu geben vollen Lauf,
Sezt sie Rubinenkrone auf;
Daß ihre Schönheit sey vollkommen,
Wird heute Roth auf Roth genommen;
Sie sezt sich auf den Thron als Schah
Und Stand des Wegs ist andrer Schah;
Um ihre Schönheit zu besiegeln,
Fehlt es ihr nur sie abzuspiegeln;
Da tritt vor sie sogleich der Fluß,
Und legt den Spiegel ihr zu Fuß.
Als sie sich drin so schön erblickt,
War voll Erstaunen sie entzückt;
Als sie sich sah so schön und rahn,
Da kam die Eitelkeit sie an ꝛc.

Ganz voll von ihrer Schönheit befahl sie dem Ostwind, den Ruf von ihren Reizen in der ganzen Welt auszustreuen und sich überall umzusehen, ob es etwas Schöneres gebe als sie.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 65. 27. Juni 1834.

Orientalische Literatur.

3) Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer. Pest und Leipzig, in Commission bei Hartleben, 1834.

(Schluß.)

Der geistreiche Ostwind thut, was die Schöne befiehlt und trifft unterwegs die Nachtigall, die als ächter Sänger liebt, ohne zu wissen wen, die von gegenstandloser Sehnsucht verzehrt ist.

Du siehst hier, sprach er, einen Armen,
Mit nassem Aug', der zum Erbarmen,
Lies unterwies mich in dem Grame;
Ich weiß nicht, was da sey mein Name.
Du fragst, woher ich sey gekommen,
Von Lieb' hab ich Beginn genommen;
Zur Liebe kehrt zurück mein Fuß,
Dies mein Entschluß, mein Genius.
Ich bin's, den Liebe ganz verwirret,
Der in der Welt herum nur irrt;
Es ist zu bleiben nicht mein Wille,
Es ist zu gehen nicht mein Wille,
Seit ich den Zügel ließ der Liebe,
Bin ich nicht Meister meiner Triebe;
Wohin mich treibt der Liebe Willen,
Dort bleibe ich der Liebe willen;
Kurz: mich beherrscht der Liebe Qual,
Ich habe keine freie Wahl.
Auch weiß ich nicht, für wen ich brenne,
Wem Tag und Nacht ich Gluth bekenne.
Wiewohl die Gluth beständig flammet,
Weiß ich doch nicht, woher sie stammet.
So lebe ich, ein eigner Wicht,
Und kenne die Geliebte nicht,
Weiß nicht, für wen die Gluth, der Brand,
Für wen ich flehend heb' die Hand.

Da erzählt ihm der Ostwind von dem Reich des Frühlings, von Rosenhain und von der Rose.

Ost hing an's Ohr des Wortes Gold,
Und sprach: O Jüngling, gut und hold,
Von dem, was sich mit mir begeben,
Will ich dir Haarklein Nachricht geben;
Auch ich, ein lustiger Abdal,
Bin mit dir ganz im selben Fall',
Ich denke stets an schönes Kind,
Bin unbeständig wie der Wind;
Begier ist's, die mich schwindelnd dreht,
Und die mein ganzes Seyn verweht;
Es wirbelt immer mein Entschluß;
Ich dreh' mich ohne Kopf und Fuß,

Ich kann nicht wählen, kann nicht ruh'n,
Begierde iſt mein ganzes Thun,
Mein Urſprung iſt Begier und Luſt,
Die mir den Leib zerſtreut in Wuſt;
Dem Aeußern nach, Beglückter mein,
Bin ich zu Hauſ' im Roſenhain,
Wo ich im Dienſt der Fürſtin Roſe,
Ihr zu Gefallen lauf' und koſe;
Mein Hauch friſcht auf die Blumen ganz,
Und gibt dem Roſenbeete Glanz.
Der Sproſſer ſprach: Beglückter Mann,
Dein Hauch weht mich mit Reinheit an.
Was für ein Ort iſt Roſenhain?
Wie mag wohl die Prinzeſſin ſeyn?

Der Oſtwind ſagt ihm alles, als ſich nun aber der Vogel in die reizende Roſe, die er nur aus der Beſchreibung kennt, verliebt, ſtraft ihn der Oſt, nennt ihn einen Bettler, der es nie wagen dürfe, der Königin zu nahen, und ſchreckt ihn auf jede Weiſe ab. Der arme Verliebte verzweifelt ganz und gar, bis der mitleidige Fluß Chiſer ihn tröſtet:

In Schmerz und Herzensleid befangen,
Beherrſcht von peinlichem Verlangen,
Begann der Sproſſer laut zu ſchlagen
Der Liebe Weh in bitt'ren Klagen;
Sehnſucht zerwühlet ihm den Kragen,
Er iſt vom Unglücksdorn geſchlagen,
Von Liebesſchmerz als Baum gefällt,
Er geiſteslos zur Erde fällt;
Von Liebe wund und weher Glieder,
Liegt er am Trennungsſchmerz darnieder,
Sein Leib von weichen Klagen weich,
Haarbünn, ein Haar dem Haare gleich;
Zuletzt ſchnürt's ihm die Seele zu,
Er ſieht, es helfe nicht die Ruh,
Erniedrigt und ſchlecht angethan,
Trat er den Weg zur Freundin an.
Die Liebe öffnet ihm die Flügel,
Ihn tragend über Feld und Hügel,
Nur auf der Freundin Gau bedacht,
Zieht er ſehnſüchtig Tag und Nacht,
Zur Station, wo Herzverein,
Gerade hin zum Roſenhain,
Als er nun kam zum Gâliſtan,
Da weht ihn Duft der Freundin an,
Diesſeits des Roſenbeets Gehägen
Kam fleißig ihm ein Freund entgegen,
Ein Reiſender, der unverweilt
Durch dieſen Hain dem Meer zueilt,
Der reine Fluß mit hellem Sinn,
Der weltbeſchauend pilgert hin,
Er kam vom Roſenhain gerade,
Den Sinn gewandt auf reine Pfade;
Als ihn der Sproſſer kommen ſah,
Da trat er ihm mit Grüßen nah;
Der Fluß erwiderend den Selam,
Den Grüßenden in's Auge nahm,
Er ſah, es ſey ein Bettler irr,
Betränkt, berauſcht, verblüfft und wirr.
Verrufen ſey er durch die Liebe,
Gezeichnet auf der Stirn mit Liebe,
Sein Wuchs durch Lieb' ein C gekrümmt,
Durch Gram zum Neumond eingeſchrumpft.
Der reine Fluß ſprach: Liebberauſchter!
Von Liebe und von Gram gedrängt,
Wovon biſt du ſo ausgezehret?
Was füllt dein Inneres mit Blut?

Der Vogel klagt ihm ſein Leid, und der Fluß erbietet ſich ſogleich, ihn nach Roſenhain zu führen, dahin, wo die ſchöne Roſe ihr Bild in ſeinem Spiegel betrachtet. Der entzückte Vogel kommt in das beſeligte Land und ſezt ſich auf eine Cypreſſe, die ganze Nacht hindurch in ſeelenſchmelzenden Tönen ſeine Liebe klagend. Unter andern unterhält er ſich mit dem Monde.

Er ſprach mit Schmerz: O Mond ſo licht,
Der du die Welt erfüllſt mit Licht!
Wohnſt du vielleicht bei jener Sonne,
Weil dich erhellt des Lichtes Wonne?
Hat ſie vielleicht dir Glanz geliehen,
Damit die Welt zu überziehen?
Die Finſterniß ſo dicht und grell,
Durch deine Ankunft wird ſie hell.
Laß mich nicht troſtlos in der Nacht,
Führ' mich dorthin, wo Lieschen wacht.
Mir dem Verirrten auf dem Wege
Sey du der Führer durch die Stege;
Und kömmſt du zu der Huldin Kreiſe,
So fließ dein Licht wie Klage leiſe;
Sag ihr: O Sonne, Welt durchglühend,
Und Sonnenſtäubchen an ſich ziehend!
Heb' aus dem Staub mit Huld den Freund,
Den irren, dem nicht Sonne ſcheint.

Die ſchlummernde Roſe erwacht von den ſüßen Tönen, wird dadurch wunderſam gerührt und fragt, wer der Sänger ſey.

Indem Bülbül in Leid zerfloß,
Und ſein Gebet vor Gott ergoß,
Da hört die Roſ' im Schlafe ſchnell
Ein wunderſeltenes Gegell;
Es dringt zu ihrem Ohr' ein Ton,
Der Seel' im Herzen Freude gibt,
Als ſie gehört den Nachtigall,
Sagt ſie: Was iſt das für ein Schall,

So Lebensgeist in Ruhe wälzt?
Wer ist es, der die Töne schmelzt?
Welch' Sänger, welch' ein Musikant!
Welch' Sänger, welch' ein Hierophant!
Stieg' Venus zu der Erde nieder,
Um auszuströmen solche Lieder?
Um es zu hören für gewiß,
Ruft sie den spähenden Narciß.
Als er erschien auf ihr Geheiß,
Sprach sie: o Augenlicht im Kreis!
Ich hört' ein wunderlich Getön,
Wer musicirt denn gar so schön?
Die Seele solche Nahrung fand,
Daß ihr entfloh darob Verstand;
Geh hin und suche und erfahr',
Weß Künstlers diese Musik war;
Floß sie vom Himmel wie der Thau?
Sproß sie als Tulpe auf der Au?
Geh', frag', woher die Töne kamen,
Und um des Künstlers Land und Namen,
Erkund'ge dich genau mein Lieber,
Und bringe mir Bericht darüber.

Sobald sie aber von der Narcisse erfährt, es sey nur ein armer Schlucker, ein unbedeutender häßlicher Vogel, so regt sich sogleich ihr Hochmuth wieder:

Was will allhier der Unglücksvogel,
Hier ist kein Platz für losen Vogel.
Wer ist der Bettler ohne Scham,
Der Nachts so nah der Fürstin kam?
Indem mit Klagen er gekommen,
Hat er den Kopf mir eingenommen;
Er ließ mich bei der Nacht nicht schlafen,
Sagt wie sein Heulen zu bestrafen.
Was nennt er mich bei Tag und Nacht?
Hat er die Möglichkeit bedacht?
Es hoffe nicht der Bettler, Narr,
In meine Näh' zu kommen gar;
Die Liebe färb' ihm Wang nicht gelber,
Nicht kaltes Eisen schmiede selber;
Sag' ihm, er soll von hinnen gehen,
Er hoffe nicht mich je zu sehen.

Bülbül will vor Kummer über diese Härte vergehen. Da nimmt sich der geistreiche Ostwind seiner an und stellt der Rose vor, daß eine so treue und poetische Liebe doch nicht zu verachten sey, und daß sie Mitleid mit ihm haben solle. Die Rose wird gerührt:

Die Rose sprach, als sie's gehöret:
Geh zu dem Bettler, der verstöret,
Sag ihm, wenn er aufrichtig liebt,
Und sich aufrichtig mir ergibt,
So soll er warten meiner Huldeu,
Und treu ausharrend sich gedulden;
Er leide, bis Arznei im Zug,
Dem Mann' der Lieb' ist Schmerz genug.
Wem wahre Liebeskost beschieden,
Der wünschet sich nicht Heil und Frieden.

Nun wagt es der entzückte Vogel, einen Brief an sie zu schreiben. Der Jasmin ist Liebesbote. Die Rose hat ein zu gutes Herz, als daß sie den sehnsüchtigen Liebhaber länger quälen könnte. Sie schreibt ihm:

Wie geht es dir? bist du gesund?
Bist immer noch mit Schmerz behaftet?
Da du mich so aufrichtig liebst,
So eile denn mich zu genießen.
Ich seh', o Armer! es thut Noth,
Daß ich aus Mitleid treu dir sey;
Was sollst du dich noch länger sehnen,
Zeit ist's, daß du als Freund mir nah'st,
Daß ich dir meine Schönheit zeige,
Weil würdig du bist des Genusses.
Du warst so lang der Trennung Sklave,
Nun werde des Genusses Fürst!

Aber noch sind die Armen weit von ihrem Glück entfernt, denn die ränkeschmiedende Hiacynthe stiftet den neidischen Dorn auf, sich dem zärtlichen Bewerber entgegenzusetzen.

Wo des Genusses Sonne scheint,
Ein Hinderniß sogleich erscheint;
Wer einen trauten Freund besitzt,
Wird von der Liebe Gram geritzt.
Mit Dornen ist die Ros' umfangen,
Und wo ein Schatz liegt, liegen Schlangen,
Und wo beschieden ward ein Freund,
Ein Nebenbuhler auch erscheint.
Ein Grausamer war aufgestellt,
Der Ros' als Hüter beigesellt,
Der zahmen Rose Ehrenwächter,
Und auf Befehl ein Meister ächter
Tyrannischer Natur, voll Neid,
Bösartig, freund sich am Leid,
Deß Nicken scharf wie das der Lanzen,
Deß Wimpern wie die Pfeile tanzen,
Stäts mit dem Dolche angethan,
Und in der Hand die Partisan.

Der arme Liebhaber klagt dem bescheidenen Veilchen seinen Kummer, und während er sich mit ihm unterhält, wird er vom Netze umstellt und gefangen, denn die Neider haben ihn beim König Frühling angeschwärzt. Nun sitzt er im Käfig, hoffnungsloser als je zuvor. Aber auch der Rose nahen Feinde. König August zerstört Rosenhain mit seinen Gluthwinden. König Herbst folgt ihm und diesem König Winter in der Eroberung. Doch gelingt es endlich dem König Frühling, die Feinde zu vertreiben und triumphirend wieder in

den blühenden Rosenhain einzuziehen. Da gedenkt auch die gute Rose ihres gefangenen Freundes wieder, schickt ihm den Ostwind zum Trost und kommt selbst, ihm einen Besuch zu machen. Dann bittet sie ihn beim König Frühling los und wählt ihn zu ihrem Gatten. Ein prächtiges Fest wird bereitet.

An einem Morgen, wo der Tag
Der Welt wie Rosen offen lag,
Wo Tage des Genusses hell,
Der Welt Gesicht ein Rosenquell;
Wo Welt erböffnet sich wie Rosen,
Die Menschen wie die Sprosser kosen;
Da schmückte sich im Gülistan
Die Ros' in goldenem Kaftan,
Von außen und von innen roth,
Und auch der Turban hohes Roth.
Sie schmücket sich mit Lust und Ruhm.
Wirft einen grünen Mantel um,
Um an dem Loose sich zu rächen,
Will sie bei einem Fest einsprechen,
Um trübe Herzen aufzuhellen,
Füllt sie das Glas mit Weinspinellen;
Den Tulpen wurde kund der Willen,
Das Stingelglas mit Wein zu füllen,
Dem Thau befohlen, reinen Wein
In Blumenkelch zu schenken ein,
Und den Narcissen, mit dem Becher
Sich einzufinden hier als Zecher ꝛc.

Das Fest wird von allen Blumen mitgefeiert und unsre Liebenden sind sehr glücklich, aber das Glück der Liebe dauert nicht, der Herbst kommt wieder,

Die Rose ward dem Wind zum Raub,
Und Sprosser stürzte in den Staub.

Am Schluß löst der Dichter die Allegorie auf:

Der Schah, des Frühlings Majestät,
Ist die Vernunft, die stets besteht.
Die Rose, die des Schahs Erzeugte,
Ist Geist, den die Vernunft erzeugte,
Die Stadt, der Rosenhain genannt,
Ist Leib als Lotterbett bekannt.
Der Sprosser in dem Rosenbeet
Ist Herz, das nach dem Geist sich sehnt.
Das Herz vollendet sich durch Geist,
Deßhalb ist es in ihn verliebt.
Der Ostwind ist die Leidenschaft,
Die zwischen Herz und Seele geht,
Die Sehkraft, die im Leibe wohnt,
Ist die Narciß' im Rosenbeet,
Die Tulpe, die kredenzt im Kreis,
Ist liebevolle Freundlichkeit,
Cypresse, die beschrieben wohl,
Ist der Geradheit frei Symbol,
Der Bach ist Reinigkeit der Seele,
Worin sie spiegelt die Geliebte,
Im Thaue, der den Wein kredenzt,
Ausfluß von Gottes Huld erglänzt,
Die Lilie ist Tapferkeit,
Das Veilchen ist Bescheidenheit,
Die Hiazynth' stellt vor den Neid,
Der Dorn ist Zorn, der nur entzweit,
Was ich vom Sommer sagt' und Herbst,
Ist Doppeleigenschaft in dir,
Der eine bringet Nutzen dir,
Der and're aber schadet dir,
In diesen beiden Eigenschaften
Die Jahreszeiten alle haften.
Die eine ist des Zornes Kraft,
Die alle Kräfte mit sich rafft,
Der Mensch von feuriger Natur
Wird seinen Leib entzünden nur.
Dies ist der brennende August,
Der legt die Seelenstadt in Wust.
Nun wird's dir klar, wie im August
Vorübergeht des Frühlings Lust;
Sobald die Leidenschaft ergrimmt;
Reißaus Vernunft und Seele nimmt.
Vernunft kann kein Geschäft vollbringen,
Der Zorn verdirbt's mit allen Dingen.
Die and're Kraft Geschlechtesliebe,
Die Nutzen bringt durch ihre Triebe,
Ihr Thun ist Gnaden zu vermehren,
Und and're Farben zu bescheeren,
So hab' ich sie den Herbst genannt,
Des Eigenschaften wohl bekannt,
Wenn Zorn und Lust sich übernehmen,
So wird dadurch der Leib zum Schemen.
Indem Natur dadurch verdirbt,
Das Temperament als fast erstirbt.
Dies hier zum Schah des Winters wird,
Der Lieb' und Seele usurpirt.
Der Schah Newruz im Gegentheil
Ist in der Seele Licht und Heil,
Der Zorn, die Lust muß unterliegen,
Und Gottes Licht muß endlich siegen,
Er hilft dem Geist und dem Verstand,
Erobernd für sie das Land,
Befreit den Geist von Körperbanden,
Und führt ihn zu der Seele Landen,
Und Geist und Herz vereint im Kuß,
Sind Ros' und Sprosser im Genuß.

So schön wie der Inhalt, eben so schön ist auch die äußere Ausstattung dieses Werks, der türkische wie deutsche Druck auf dem besten Papier höchst reinlich und elegant.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 66. 30. Juni 1834.

Orientalische Literatur.

(Fortsetzung.)

4) Wamik und Asra, das ist, der Glühende und die Blühende. Das älteste persische romantische Gedicht im Fünftelsaft abgezogen von Joseph von Hammer. Wien, Wallishausser, 1833.

Auch dieses Gedicht ist ausnehmend schön, und obgleich kurz (das ganze kleine Buch enthält nur 40 Seiten), doch eine poetische Einheit. „Anßari, einer der ältesten und größten neupersischen Dichter, welcher in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung gestorben, verfaßte Wamik und Asra, d. i. der Glühende und die Blühende (in römischer mythologischer Sprache Amor und Flora), das älteste persische romantische Epos, das schon früher, unter der lezten Dynastie der altpersischen Könige, in Pehlewi verfaßt, erschienen war. Später bearbeiteten denselben Stoff Dschordschani, der Wohlberedte, der mit Anßari gleichzeitig, dann der spätere Dichter Samiri. Alle diese drei Bearbeitungen gingen verloren, und Dewletschah, der Biographe der persischen Dichter, der nur einige Verse der Bearbeitung Dschordschani's sah, bedauert sehr den Verlust des Ganzen. — Nach solchen in der Geschichte der persischen Redekünste aus den Quellen mitgetheilten Nachrichten, schien alle Hoffnung, je dieses alte Gedicht aufzufinden, verschwunden, als mir bei der, zum Behufe der Geschichte des osmanischen Reiches, unternommenen Durchlesung der Biographien osmanischer Dichter und ihrer Werke, die frohe Kunde ward, daß sich das Epos Anßari's in einer türkischen Bearbeitung Lamii's, des größten romantischen Dichters der Osmanen, erhalten habe.“ Der Verfasser hatte das Glück, diese türkische Bearbeitung zu finden. „Die nähere Bekanntschaft mit Wamik und Asra gewährt die Einsicht in die Ursachen der Unterdrückung dieses alten persischen Epos; diese sind keine anderen, als die im Gedichte angepriesene Lehre der alten Feuerdiener, welche als die der Gebern, im neueren Persien eine verbannte und verdammte. So großen literarischen Werth dieses Gedicht als das älteste persische romantische Epos hat, so steht es doch an poetischem vielen anderen neueren, vor Allem der himmlischen Schirin nach.“

Herr von Hammer hat in den Text eigene poetische Gedanken eingewebt. Hier, wo es sich nur von einer freien Bearbeitung und noch dazu von einem Auszug handelt, erscheint es speziell gerechtfertigt. Wir sind so eifersüchtig auf die ächte orientalische Originalität, und legen auf deren treue und schmucklose Uebertragung so viel Werth, daß es uns wahrhaft wohlgethan hat, von

Herrn von Hammer ſelbſt zu vernehmen, wie ſehr er dieſen Grundſatz anerkennt, da er in dem vorigen Werke, Roſe und Nachtigall, ausdrücklich erklärt, er glaube überall in Colliſionsfällen den deutſchen Reim der treuen Ueberſetzung des Sinns aufopfern zu müſſen.

Der Glühende und die Blühende ſchwärmen im Genuß ihrer wechſelſeitigen Liebe.

Willſt du das Bild von unſrer Liebe ſchauen:
So ſprach zur Blühenden der für ſie glüht;
Sieh, wie in die Vergißmeinnicht, die blauen,
Der rothe Mohn ſich ſenkt und Funken ſprüht.
Darauf zum Glühenden die für ihn blüht:
Von unſ'rer Lieb' ein Ebenbild zu finden,
O Liebſter, ſey vergebens nicht bemüht;
Es wird dem Bild nimmer ſich entwinden,
Wie Roſenflor und Flammen ſich verbinden.

Und Wamik d'rauf: Die Flamme brennt als Roſe,
Und leuchtet nicht die Roſe auf als Gluth?
Vom Dichter wird's gefühlt, wenn auch die Proſe
Gemeine d'ran erkühlet ihren Muth.
Es blühr und brennt zugleich der Jugend Blut,
Im blauen Aether Sternenroſen brennen,
Und Blumenſterne glüh'n auf jeder Huth,
Warum willſt doppelt Du was Eins iſt nennen?
Der Flor, die Gluth ſind Eins, und nicht zu trennen.

So hatten Wamik, Aſra, ſich gefunden
In ihres Lebens ſchönſter Blüthenzeit.
O dreimal, viermal hochbeglückte Stunden,
Dem reinſten, innigſten Genuß geweiht,
Dem jeder Morgen neue Reize leiht!
Sie ſind ſich ſelbſt genug, und ſie bedürfen
Nicht äuß'ren Glücks zu ihrer Seligkeit;
Sie brauchen nicht Goldminen aufzuſchürfen,
Um Honigſeim der Liebe auszuſchlürfen.

Sie fuhren fort den Götterteich zu leeren
Der ſüßen, reinen Liebesſchwärmerei,
Und der Vertrauten konnten ſie entbehren,
Denn das Geheimniß lebt nur zwiſchen Zwei,
Wenn d'rum der Dritte weiß, ſo iſt's vorbei;
Vertraute ſind nur Prügel unter'n Füßen,
Es laſtet ihre Gegenwart wie Blei.
Der Schleier nur ſey Scheidewand von Küſſen,
Die nach gehobenem ſich mehr verſüßen.

Und Aſra ſagt: Ich faſſ' zum erſten Male,
Warum die Kerze manchmal Roſen ſprüht,
Und wie von einem eing'gen Sonnenſtrahle
Der Frühling blühet und der Sommer glüht;
Die Kerze hat ein ſinniges Gemüth,
Beim Nah'n des Freundes ſtreu't ſie friſche Roſen,
Der Freundin ihn zu künden ſo bemüht;
Sie weiß, daß, wenn auch d'raußen Stürme toſen,
Sie bald dem Seelenfreunde wird liebkoſen.

Und Wamik ſo: Wie in dem Regenbogen
Ein Strahl des Licht's dem andern ſich vermählt,
Sey Blut und Gluth mitſammen eingeſogen
Im ſchönen Bund', der unſer Seyn beſeelt.
Du haſt des Himmels tiefes Blau erwählt,
Ich huldige der Farbe der Granaten,
Wird deiner Fahne meine beigezählt,
So pflanzen wir ſie auf in Sternenſaaten,
Begeiſternd uns dadurch zu ſchönen Thaten.

Oft ſprachen ſie von der geheimen Lehre
Des Prieſterthumes, dem ſie ſich geweiht;
Denn Wamik ſtand mit Schilde und mit Sperre
Zum Angriff und zur Abwehr ſtets bereit,
Des Feuers heiligem Altar beiſeit,
Und Aſra, erſt zur Prieſterin erkoren
Der Waffen- und der Weisheit-Göttin Neith,
Wiewohl ſie Tempeldienſt nicht abgeſchworen,
Beſchäftigte ſich nur mit Blumenfloren.

In dieſer Eigenſchaft als Prieſter deuten ſie ſich das Feuer und die Blumen myſtiſch:

So hör': Es hat das Feuer ſieben Zungen,
Mit denen es ſich in der Welt ausſpricht.
(O leih' mir Eine, Feuer! daß, gelungen,
In ſpätern Zeiten brenne mein Gedicht!)
Die erſte Zunge iſt das reine Licht,
Das leuchtet in den Sonnen, in den Sternen,
Und wer verſtände dieſe Zunge nicht?
Sie ſpricht von Weltenfern' zu Weltenfernen
Den Lichtvers, welchen ewig Engel lernen.

Als Feuerzunge ſpricht in Ungewittern
Der Blitz des Himmels Zorngerichte aus,
Der Erde Feſten und Tyrannen zittern
In ihrem hochgewölbten gold'nen Haus;
Es beten die Einſiedler in der Klauſ';
Mit Keilſchrift ſchreibt der Blitz in Felſenwände
Die Sage von des jüngſten Tages Graus;
Es widerhallt des Donners Wort ohn' Ende
Von Gottes Grimm und ſeiner Huldenſpende.

In Pflanzen wohnt des Feuers dritte Zunge,
Die in denſelben meiſt gefeſſelt bleibt,
Doch fahret ſie hervor im raſchen Schwunge,
Wenn hartes Holz mit härterem ſich reibt:
Sie iſt's, die Blatt und Blum' und Knospen treibt;
Es brennt der Dorn, und die Propheten beben.
Sie lebt im Zuckerrohr, im Rohr, das ſchreibt;
Sie gießet Kraft in das Gewürz, in Reben,
Des Weines ſüſſ'ge Gluth beſeelt das Leben.

Im Steinreich liebt das Feuer nicht zu prunken
Mit äuß'rem Staates Glanz, es ſchläft im Stein
Verſchloſſen tief, als wahrer Götterfunken,
Der will daraus hervorgelocket ſeyn.
So ſchließt im Herzen ſich die Liebe ein,
Dort unerreichbar feindlichen Gewalten;
Mehr gilt ihr Sicherheit als äuß'rer Schein,
In welchem ſich das Leben will entfalten;
Der Funken kann im Kieſel nicht erkalten.

Es wallt im Menſchen ſelbſt ein thieriſch Feuer,
Das in dem Blute kocht den Lebensſaft,
Verbrennend oft der Herzensruhe Scheuer,
Wenn es aufflammt als wilde Leidenſchaft.
Ein feurig Roß bedarf des Zügels Kraft,
Und Feuer ſprüht das ſeid'ne Haar der Katze;
Weh' dem, den Fiebers Hitze niederrafft,
Und Kohlen brennt aus ſeines Blutes Schatze:
Gemäßigt nur iſt Gluth an ihrem Platze.

Des Hauſes Mittelpunkt iſt in dem Herde,
Um den ſich die Familie vereint;
O Himmelsſeligkeit, die auf der Erde
In dem Familienglücke widerſcheint!
Gaſtfreundſchaft Feuer keinem Gaſt' verneint;
Kunſtfördernd es in Oefen und in Eſſen,
Wohlthätiges, das Erz und Eis entſteint,
Es hat der Menſch, bevor er dich beſeſſen,
Die Eicheln und das Fleiſch nur roh gegeſſen.

Wie ohne Herd der Menſch als Thier verſunken,
So bleibt er Schlamm und kalter Lehmen nur,
So lange nicht der ew'ge Götterfunken
Zum Geiſte adelt thieriſche Natur.
Vernunft und Sprache ſind die lichte Spur
Des Herrn der Welt in ſeinem Ebenbilde,
Lebendig brennt ſein Wort auf Veſta's Flur,
Es brennt das Wort bald heftig und bald milde,
Ein Genius mit diamant'nem Schilde.

Du haſt geſprochen wie des Feuers Zunge,
O möchteſt du in Einem ſprechen fort;
O möchte ich, mit gleichem Segelſchwunge,
Den Blumennachen ſteuern in den Port:
Fiel Aſra dem Geliebten in das Wort:
So hör' vom ſiebenfachen Blüthenſtrahle,
Womit Natur ihr ſchönſtes Seyn beſtort;
Goldfrucht iſt Feuer aus der Silberſchaale
Der Blüthen bei des Weltalls Göttermahle.

Der erſte Strahl vom Blüthenregenbogen
Erhellt das Auge in der Blumen Licht;
Der zweite von den Steinen eingeſogen,
Aus der Juwel' und Eiſenblüthe bricht,
Und Sonnen in die Diademe flicht;
Des Thier's, des Menſchen Blüthe iſt die Jugend,
In der das ganze Leben ein Gedicht,
Das ſchönſte, wenn, vereinet mit der Tugend,
Nicht Prunk und künſtliche Gefühle lugen.

Wie die Natur in ihren Reichen blühet,
So blüht der Tag, das Jahr, der Stern, der blinkt.
Es blüht der Tag, wenn Morgenröthe glühet,
Das Jahr, wenn mit des Frühlings Roth geſchminkt;
Der Sternennebel, den der Aether trinkt,
Der Lichtſchaum, der zum Sterne ſich geſtaltet,
Und immer mehr und mehr in Glanz verſinkt,
Sind Blüthen einer Welt, die ſich entfaltet,
Und nach Aeonen erſt zu Eis erkaltet.

Die Sterne ſind der Blüthenſtaub der Blume,
Die, aufgeblüht, als Schöpfung wird geſeh'n;
Es blühen in des Herzens Heiligthume
Gefühle, die ſich d'rin wie Sterne dreh'n,
Mit Lob und Preis, Vertrau'n und Dank und Fleh'n.
Mit Liebe, ſo die Blüthe aller Blüthen,
In der was iſt, und war, und wird geſcheh'n;
Ich werde, mein Geliebter, mich wohl hüten,
Durch Worte weiter ſie dir zu entblüthen.

Die Liebenden werden getrennt. Aſra kommt in den eiſigen Norden, Wamik in den heißen Süden.

Mit Aſra hat ſich Seltſames begeben;
Als ſie gekommen in's heiſte Land,
Da regte ſich ein wunderbares Leben
In der Natur, die Aſra's Hauch empfand;
Es ſtürzt Lawin' als Bach von Felſenwand,
Die Quellen hören alle auf zu ſtocken,
Eisblumen duften an der Fenſterwand,
Die Wieſe geht in grünen ſammt'nen Socken,
Des Schnee's Gewimmel wird zu Blüthenflocken.

Vernehmet nun, wie Wamik's Loos nicht minder
Seltſam der Urne des Geſchick's entfloß;
Er ward im Land' der halbverbrannten Inder
Umringt von einem ſchwarzen Räubertroß,
Und weil er ſich gutwillig nicht entſchloß,
Zu ihrem Götzendienſt ſich zu bekennen,
Ward er geführt, auf einem Sonnenroß,
Zum Scheiterhaufen, den Altar ſie nennen,
Als Opfer d'rauf lebendig zu verbrennen.

Aſphalt und Naphta floß als Höllenzunder,
Die gier'gen Flammen leckten himmelan,
Es kann dem Liebeglühenden, o Wunder!
Die Gluth des Elements nichts haben an.
Die Liebe iſt der feuerfeſte Talisman,

Womit es ihm gelingt die Gluth zu kühlen,
Und sie zu wandeln in ein Gülistan;
Und wie die Flammen wirbelnd, tosend wühlen,
Erliegen sie, besieget den Gefühlen.

So blieb der Glühende zwar unversehret
In Mitten des geschürten Feuerbrand's,
Doch, von der Herzgeliebten fern, verzehret
Er sich in seinen eig'nen Flammen ganz.
Die Schönheit selbst verlieret ihren Glanz,
Und wird, wenn unbewundert, schnell veralten,
Weil Liebe ihr nicht reicht den Myrthenkranz;
Die Schönheit, ohne Liebe, wird erkalten,
Die Lieb allein wird in sich selbst zerspalten.

So fror denn Asra mitten unter Blüthen,
Die in dem Nord hervor ihr Odem rief,
Und die Gefühle, die Wamik durchglühten,
Verkohlten ihm das Blut im Herzen tief.
Als es Sie kalt, und heiß Ihn überlief,
Ergriff Sie Sehnsucht nach dem and'ren Leben,
Weil hier das Glück so unstät und so schief;
Es hört ihr Genius der Wünsche Beben,
Und ihnen ward, was sie gewünscht, gegeben.

Versetzet wurden Beide sie in Sterne,
Als Jungfrau Asra, und Wamik Arktur,
Sie leuchten in des Himmels höchster Ferne
Als die zwei Höhen himmlischer Natur,
Und Lieb' und Schönheit folgt der lichten Spur:
Die Jungfrau schwingt des Lichtes gold'ne Aehre,
Die Sternenschnuppen sind Lichtfunken nur,
Arkturus schüttelt sie vom Feuerspeere
Als Liebesgruß, zu Schönheit höchster Ehre.

Möchte uns doch der Herausgeber das Ganze dieser sinnreichen Gedichte mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprach-Literatur.

1) Deutsches Reimwörterbuch. Die Anklänge der hochdeutschen Sprache oder Aufstellung ihrer konverwandten Wörter zum Behufe der Dichtkunst von F. W. Jung, Hofrath in Mainz. Darmstadt, Haumann, 1834.

Nervenleiden und schlaflose Nächte brachten den Verf. dahin, die mechanische Arbeit des Reimaufsuchens vorzunehmen, und da er fand, daß das große Reimlexikon von Peregrinus Syntax (Leipzig bei Brockhaus 1826) zu theuer und zu sehr voll Wiederholungen sey, so glaubte er der poetischen Welt einen Dienst zu leisten, indem er sein kleines, nur 170 Seiten starkes Lexikon herausgab. Ob der Dienst gerade Dank verdient? Gute Dichter bedienen sich niemals eines Reimlexikons und schlechte sollte es ohnehin nicht geben. Doch zur Charakteristik einer Sprache ist ein solches Verzeichniß der Gleichlaute immerhin nützlich. Der Verfasser hat sich mit Recht der Kürze befleißigt, nicht bei jeder Flexion dasselbe Wort wiederholt wie Syntax, der alle Wörter durchdeklinirt und durchkonjugirt, und z. B. unter agst all die zahllosen Wörter wiederholt, die schon unter agen standen, wie sagen, sagst ꝛc., und auch die allzugesuchten Schwerreime vermieden.

Dagegen hat er sehr Unrecht, wenn er Sage und Sprache, Wage und Brache, Magd und Smaragd, flach und gemach, stachst und fragst, Skalde und Spalte, Gram und Damm, halben und Alpen ꝛc. zusammenreimt.

2) Handwörterbuch deutscher Synonymen ꝛc., oder Erklärung der in der deutschen Sprache vorkommenden ähnlich- und gleichlautenden (sinnverwandten) Wörter. Ein Hülfsbuch von F. W. Genthe. Eisleben und Leipzig, Reichardt, 1834.

Wenn es bloß auf seltne, schwierige oder witzige Synonymen ankäme, so könnte man sich wohl das kleine Verzeichniß derselben gefallen lassen, aber die allerlangweiligste Erklärung der allerbekanntesten Synonymen ist doch unleidlich. Weiß denn nicht Jeder, was „begegnen, entgegen gehen, entgegenkommen und zusammentreffen“ ist, muß es uns erst auf einer halben Seite erklärt werden, daß wir ja nicht entgegen gehen und entgegen kommen verwechseln. Mit solchen trivialen Erklärungen sind hier beinahe 400 Seiten gefüllt. So nimmt die Erklärung dessen was „aufmachen, aufthun, eröffnen“ sey, beinahe eine halbe, und was „aufputzen, ausputzen, herausputzen, putzen, schmücken, aufschmücken“ sey, über eine halbe Seite weg; und doch ist das Buch in seiner Weitschweifigkeit nicht einmal vollständig, denn zu dem putzen und schmücken hätte offenbar noch „zieren, prunken, Staat machen“ gehört. Ueberall sind zu wenig Synonymen neben einandergestellt. So gehörte z. B. zu „besitzen, haben,“ noch hegen, inne haben, gehören ꝛc. und überhaupt hätten alle Synonymen in ihren Abzweigungen aus dem ihnen gemeinschaftlichen Grundbegriff abgeleitet werden sollen, also z. B. aus dem Begriff Haben zuerst das „Sehnen, Verlangen, Begehren“ ꝛc., dann das „Erlangen, Erreichen, Entreißen, Nehmen, Einnehmen, sich bemächtigen, Erhalten“ ꝛc., sofort das wirkliche „Haben, besitzen“ ꝛc., und endlich auf der einen Seite das „Anbieten, Antragen“ ꝛc. und das „Geben, Darreichen“ ꝛc., und auf der andern Seite das „Verlieren, Einbüßen, darum Kommen“ ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Finnische Runen. 157.
Lieder von A. Stöber. 139.
Eins nur traf ich aller Orten, von A. Stöber. 161.
Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz, von Stieglitz. 163.
An Friedrich Rückert, von L. Seeger. 165.
Strom und Wolke, von A. Stöber. 167.
Lieder eines Autodafeten. 170. 171.
Bilder der Nacht, von L. Seeger. 173.
Lieder von K. Mayer. 176. 177.
Phantasie. 182.
Räthsel: Nummer. 160. — Herz und Ader. 166. 178.
Logogriph: Laube, Laub, Lau. 172.

Erzählungen.

Ein spanisches Abenteuer. 160—167.
Philippe Rameau. 174. 175. 176. 177. 178.
Aquarelle. Der Holzknecht. 179. 180. 181.

Reisen.

Die Straße über das Wormser Joch. 156—160.
St. Vigilius von Trient. 168—173.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Einfluß der Farbe auf die Einsaugung und Ausdünstung von Gerüchen. 156.
Meteorologisches Glaubensbekenntniß. 158.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das deutsche und das englische Zugpferd. 161. 162.
Etwas über deutsche Pflanzennamen und Pflanzensymbolik. 164.
Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen. 165.
Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur. 166. 167. 168.
Goethe an Ritter v. Leonhard. 169. 173.
Ueber einige wichtige Punkte aus der Geschichte der Astronomie des Alterthums. 171. 172.
Etwas über den Musiksinn der Italiener und Franzosen. 171.
Das deutsche Nationalmuseum in Philadelphia. 175. 176.
Zeitbilder aus Paris. 177. 178. 179.
Ueber die Arbeit in ihrem Verhältniß zur Entwicklung der Menschheit. 180. 181. 182.

Korrespondenz.

Berlin. 156. 157. — 175. 176. — Paris. 157. 158. 159. 160. 162. 163. 164. 168. 169. 170. 180. 181. 182. — München. 159. 160. 161. 162. — Florenz. 163. 164. 165. — Lyon. 166. 167. 168. 169. 170. — Chambery. 171. 172. — St. Petersburg. 171. — Marseille. 173. 174. — Dresden. 177. 178. — London. 179. 180.

Kunst-Blatt.

Nro. 52.

Kunstverein in München. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834. — Alterthümer. — Maler und Gemälde. — Nekrolog.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Juli 1834.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schauern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.

Schiller.

Die Straße über das Wormser Joch.

Die neue Straße, welche aus dem Vintschgau in das Veltliner Thal, über die höchsten Alpen Tyrols, in einer Höhe von 10,000 Fuß über der Meeresfläche, nach Mailand führt, ist von allen europäischen Straßen die bewundernswertheste und das Sehenswürdigste, was Tyrol, so reich an sehenswerthen Dingen, dem Besucher bietet. Kein anderer Alpenpaß, weder der Gotthard, Splügen, Mont-Cenis noch Simplon, zeigt diese Kühnheit in der Anlage, diese Vollendung in der Ausführung; keiner erhebt sich zu solcher Höhe, bei keinem waren die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, so ungeheuer.

Ich verließ Meran um halb fünf Uhr, und hatte um zehn Uhr bereits den Punkt über Eyrs erreicht, wo die neue Straße in geradester Richtung das Vintschgau quer durchschneidet und Prad zuläuft. Hier befindet man sich bereits an 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. Schon hinter Meran, (1187 F.) die Töll hinan, zieht sich der Weg bedeutend in die Höhe, und auffallend ist bereits der verschiedenartige Anbau der beiden Nachbarthäler der Etsch. Während das eigentliche Etschland wie ein ungeheurer Garten sich den Blicken öffnet, mit Wein, Kastanien, Feigen, Pfirsichen bepflanzt, und in unabsehbarer Kette Schlösser, Kirchen, Dörfer bis zu den höchsten Alpen hinan zeigt, ist die Wiege des Stromes, das alte Vintschgau (Vinstgau, Finisgovia), rauh und wild auf seinen Höhen, und bringt in seinen Niederungen und Schluchten nur nordische Getreidearten, Korn und Gerste hervor. Die edleren Früchte gedeihen hier schon nicht, bis endlich in dem nördlichsten, höchsten Winkel, wo das Vintschgau an die unwirthbare Fernerwelt des Oberinnthals stößt, fast alle Vegetation aufhört. Der Anfang der Straße ist breit, eben, fest, mit niedrigen, behauenen Klötzen von Lärchenholz eingefaßt, und führt durch gut bebaute Felder geradewegs nach Prad, wo der eigentliche Gebirgspaß sich zu erheben beginnt.

Das Thal ist eng, von kühnen Felsenformen eingeschlossen, die zum Theil mit Laubholz bewachsen sind; hie und da sieht man Getreidefelder und wohl auch ein kleines Gärtchen, auf spärlich zusammengetragener Erde und auf wohlgestützten und ummauerten Terrassen, die kleinen Häuser umgeben. Einen interessanten Anblick gewährt Stilfs, das man den Hauptort dieses Passes nennen könnte, da nach ihm der höchste Punkt desselben „das Stilfser Joch“ (gioco di Stelvio) benannt wird. Die Tyroler nennen es aber gemeinhin „das Wormser Joch,“ von Worms (Bormio), der ersten Stadt im Veltlin (Valtelina), wohin mein heutiges Reiseziel gesteckt war.

Stilfs liegt rechts am Wege, einen sehr steilen Berg hinan. Die kleinen Gärtchen liegen fast senkrecht unter den Häusern, und diese wieder eben so übereinander. Wer hier seinen Nachbar besuchen will, muß einen halsbrechenden Weg zurücklegen, und das Ganze sieht von unten einer schlechtgemalten Tapete gleich, die an dem Felsen aufgehängt ist. Rings umher sieht man nur unförmliche Steinklumpen statt malerischer Felsenpartien, verwittertes Gerölle und trostlose Alpenhaide. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch, daß der arme Ort jeden Winter zerstörenden Lawinen ausgesezt ist. Unten in der Schlucht rollt der wilde Suldnerbach, vom nahen Suldnerferner *) herabströmend, seine aschgrau schäumenden Wogen, bis ihn etwas höher ein noch tosenderes Wasser, der Trafoibach, vom Trafoiferner kommend, ablöst. Schon ragen die höchsten Zinken dieses majestätischen Ferners über den grünen Kuppen hervor; man bemerkt, wie die glatte, feste Lage des Schnees plötzlich wie abgebrochen erscheint: hier hat sich eine Lawine losgelöst. Das Auge verweilt mit Entzücken an dem fremdartigen Schauspiele: Alles erregt Bewunderung, man glaubt, der Schnee bewege sich, er rieselt in die Tiefe — es sind jedoch die Schatten von Wolken, die über der glänzenden Fläche im Fluge vorüberziehen. Oeder wird die Gegend, nur einzelne Häuser auf den Anhöhen, der Anbau umgibt sie nur in der engsten Nähe, in der Entfernung verschwindet er gänzlich; Föhren und Tannen kränzen die Felsen zu beiden Seiten, die Zinken und Hörner der Ferner rücken näher und werden gigantischer; man naht sich bereits den Wildnissen der Natur, wo dem Menschen nicht mehr die wohnlichen Stätten gewährt sind; wir würden uns beengt, von einem unheimlichen Gefühle ergriffen sehen, müßten wir auf einsamem Saumpfade diese Einöde durchziehen, aber diese herrliche Straße wird uns nun zur traulichen Gefährtin. Je steiler die Felsen, desto geebneter zieht sie sich daran hin, je drohender der Abgrund, desto höher, fester, schützender die Brustwehr, je tobender der Gletscherbach, desto sicherer gemauert die Brücke. Dieses angenehme Bewußtseyn läßt uns die wilden Naturscenen, denen wir uns nähern, mit ruhigem Auge betrachten und den wildern mit frohem Muthe entgegen gehen.

So hatten wir Trafoi erreicht am Fuße des Ortelos (Ortlerspitze im Lande geheißen), dessen Gipfel hier jedoch noch nicht sichtbar ist, dem herrlichen Trafoiferner gegenüber. Es war zwölf Uhr und wir machten Halt. Der Ort ist nur klein und die Häuschen sind es auch. Sie sind meist an schroffen Abhängen gebaut. In ihrer Mitte befindet sich ein kleines Kirchlein, wo die Ehen eingesegnet und die Kinder getauft werden; die Leichen müssen aber über Gebirgssteige nach Stilfs hinunter gebracht werden, weil hier kein Gottesacker ist. Hier wächst nichts mehr; alle Nahrungsmittel müssen fünf Stunden weit herbeigeschafft werden, und doch fanden wir ein Mittagsmahl von vierzehn Schüsseln, das bloß in Folge des früher eingetroffenen Laufzettels auf der Post für uns bereitet war. Wir hatten Hühner, Fische, wilde Tauben, Ragout in Pasteten, Torten, Creme von Chokolade, und Einiges sogar nicht übel zugerichtet; doch war im Ganzen die Kochkunst der Frau Posthalterin nicht eben sehr zu loben, und wir hungerten inmitten des Ueberflusses. Der gute Wille, die Reinlichkeit und die überraschendste Wohlfeilheit verdienen hingegen großes Lob. Die Häuser in Trafoi sind alle mit Holzschindeln gedeckt, die Mauern sehr massiv, die Fenster klein, und man scheint auf den Besuch der Lawinen vorbereitet zu seyn. Wenn gleich Torfoi für die erste Gefahr durch einen bedeutenden Waldstrich oberhalb des Ortes geschüzt zu seyn scheint, so sahen wir doch ungefähr fünfzig Schritte vom Posthause einen Stall, die Brustwehr der Straße und Bäume zertrümmert und zersplittert daliegen, als traurige Zeichen eines verwüstenden Schneesturzes im vorigen Winter.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Ferner, in Tyrol für Gletscher.

Ueber den Einfluss der Farbe auf die Einsaugung und Ausdünstung von Gerüchen.

Wenn schon der Einfluß der Farbe auf die Wärme die Aufmerksamkeit der Beobachter, die sich mit der Absorptions- und Ausstrahlungskraft verschiedener Substanzen beschäftigten, nur in geringem Grad auf sich zog, so ist es nicht zu verwundern, wenn der weit minder auffallende Einfluß der Farbe auf die Gerüche denselben fast ganz entging. Ueber diesen Gegenstand enthalten nun in neuester Zeit die philosophischen Transactionen und aus ihnen das polytechnische Journal (Bd. I. II. Hft. 5.) die Versuche eines Dr. Stark, deren allgemeinen Resultate auch unsern Lesern interessant seyn werden.

Der Beobachter trug, während er ein anatomisches Theater besuchte, gewöhnlich einen olivengrünen Rock; zufällig kam er nun eines Tags in schwarzen Kleidern in die Säle, und zu seinem Erstaunen nahmen diese den Leichengeruch in hohem Grade an und verloren ihn selbst nach einigen Tagen nicht ganz, während die lichter gefärbten Kleider denselben in weit geringerem Grade angenommen hatten und ganz verloren, wenn man sie nur einige Zeit an der Luft hängen ließ. Dies machte ihn zum erstenmal auf diesen Gegenstand aufmerksam

und veranlaßte die Reihe von Versuchen, deren Ergebnisse wir in Kürze anführen.

Er brachte gleiche Gewichtstheile schwarzer und weißer Wolle, Baumwolle und Seide in verschlossenen Büchsen bald mit Kampfer, bald mit Stinkasand zusammen, und fand nach Verfluß einiger Stunden immer, daß die schwarzen Stoffe weit mehr Riechstoff aufgenommen hatten als die weißen. Er brachte verschieden gefärbte Wollenparthien mit Asand zusammen und fand nach 24 Stunden, daß sich die verschiedenen Farben zum Geruche folgendermaßen verhielten: bei weitem am stärksten roch die schwarze Wolle, hierauf kam die blaue, dann die rothe, sodann die grüne, die gelbe roch sehr wenig und die weiße fast gar nicht. Was das Verhältniß betrifft, in welchem vegetabilische und thierische Substanzen hinsichtlich des Einflusses der Farbe zu einander stehen, so fand der Beobachter durch eine Menge Versuche, daß Wolle von allen Farben ungleich mehr Geruch aufgenommen als gleichfarbige Baumwolle. Es kam nun aber nach diesen Versuchen, welche sich nur auf die unsichern Wahrnehmungen durch den Geruchssinn stützten, darauf an, zu beweisen, daß in den angegebenen Fällen wirklich eine verhältnißmäßige Vermehrung des Gewichts der Substanzen stattfinde, und daß die eine Farbe unwandelbar eine größere Quantität Geruch aufnehme als die andere. Zu diesem Behuf wurden die genau gewogenen gefärbten Substanzen bei gelinder Hitze sich verflüchtigendem Kampfer ausgesetzt, und man gelangte auf diesem Wege zu den schlagendsten Resultaten; so wurde z. B. schwarze Wolle (10 Gran) um 0,3, rothe um 0,2, grüne um 0,25 und weiße um 0,1 Gran schwerer. — Um zu ermitteln, ob glatte Oberflächen von gleicher Dichtheit, mit Substanzen gefärbt, die ihrer Natur nach einander so nahe als möglich kommen, die Riechstoffe eben so leicht aufnehmen, als die Wolle, nahm man gleichgroße, mit verschiedenen Bleifarben bestrichene Kartenblätter. Auch hier zeigte sich dasselbe Resultat: die schwarze Farbe zog am meisten Kampfer an, und die übrigen Farben folgten wiederum so aufeinander: blau, roth, grün, gelb, weiß.

Durch eine andere Reihe von Versuchen war zu ermitteln, in welchem Verhältnisse die Anziehungskraft der thierischen Substanzen zu der der vegetabilischen Stoffe stehe. Es zeigte sich hiebei, daß die Seide die größte Anziehungskraft für Gerüche besitze. In einem Fall, dem alle andern ungefähr entsprechen, war weiße Seide um 1,4, Wolle um 0,5, Baumwolle um 0,4 Gran schwerer geworden. Es geht daraus hervor, daß verschiedene Substanzen die Gerüche in verschiedenem Grade anziehen, und daß dies mit der Textur oder dem Grade der Feinheit der Fasern dieser Körper nicht im Verhältniß stehe. Denn obgleich die Wollenfasern im Durchschnitt gröber sind als die Baumwollenfasern, so besitzen erstere doch eine größere Anziehungskraft für Gerüche als leztere, und die Seide wiederum eine größere als die Wolle. Im Allgemeinen läßt sich der Schluß ziehen, daß den thierischen Stoffen eine ungleich größere Anziehungskraft zukomme als den vegetabilischen, und daß diese Kraft an allen Stoffen, thierischen wie vegetabilischen Ursprungs, durch die Dunkelheit und Intensität der Farbe erhöht werde. Es scheint ferner aus den Versuchen hervorzugehen, daß die Absorption der Gerüche durch farbige Substanzen sich nach demselben Gesetz richtet, wie die Absorption des Lichts und der Wärme. Die Analogie geht sogar noch weiter, denn bei eigens deßhalb angestellten Versuchen fand der Beobachter jedesmal, daß die Kraft der Farben, Gerüche auszustrahlen, in genauem Verhältniß mit ihrer Wärmestrahlenden Kraft stand. Es schien ihm nach den ersten, auf das bloße Urtheil des Geruchsinns gegründeten Versuchen im Allgemeinen, daß sämmtliche Substanzen ihren Geruch innerhalb eines und desselben Zeitraums verlieren, und daß folglich die schwarzen Körper eine verhältnißmäßig weit größere Menge Riechstoff ausstrahlen müssen. Eigens deßhalb mit den oben erwähnten Kartenblättern angestellte Versuche bestätigten dies auch: so war in einem Fall durch die Kampferdämpfe das dunkelblaue Blatt um 0,9, das dunkelbraune um 0,8, das orangenfarbige um 0,6, das gelbe um 0,5, das weiße um 0,1 Gran schwerer geworden; nachdem diese Blätter vier-und-zwanzig Stunden an der Luft gelegen, hing dem dunkelblauen nur noch 0,03, dem braunen 0,1, dem orangefarbigen 0,2, dem gelben 0,1, dem weißen hingegen 0,3 Gran Kampfer an, so daß folglich das dunkelblaue in dieser Zeit $^{26}/_{30}$, das braune $^{21}/_{30}$, das orangefarbige $^{12}/_{30}$, das gelbe $^{13}/_{30}$ und das weiße $^{3}/_{30}$ Gran an Gewicht verloren hatten.

Aus diesen interessanten Versuchen lassen sich mehrere praktische Resultate ziehen. Vor Allem wird dadurch deutlich auf den Nutzen des Ausweißens aller Zimmer hingewiesen, in welchen sich durch Kranke oder durch Zusammenhäufung zu vieler Menschen böse Ausdünstungen entwickeln. Weiße Wände werfen leztere zurück, so daß sie durch mäßige Ventilation leicht fortgerissen werden, während schmuzige oder dunkel gefärbte Wände sie einsaugen. Der Beobachter räth daher, in Spitälern, Gefängnissen und dergl. Wände und Alles Geräthe weiß anzustreichen und die Wärter und Dienstboten nur weiß zu kleiden. Man sieht, nach diesem Grundsatze ist das österreichische Militär am zweckmäßigsten gekleidet und steht also auch von materieller Seite in gutem Geruche; dagegen konnten die schwarzen Hospitaliterinnen keine fatalere Ordenstracht wählen. Auch die Aerzte haben nicht wohl gethan, daß sie sich dem Leichenpersonal, zu dem sie ohnehin häufig gerechnet werden, auch äußerlich

assimilirt, und fast aller Orten die schwarze Farbe zur Livree gewählt haben, welche schädliche Gerüche und Dünste am meisten einsaugt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Hegels Denkmal. Der neue Polizeiminister.

Ein Fremder — Gott weiß woher — ließ sich neulich vom Lohnlakaien nach Hegels Grabe führen. Der Lohnlakai kratzte sich hinter dem Ohr. Als er erfuhr, wer Hegel gewesen, nämlich ein Berliner Professor, der kurz nachdem er den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten, gestorben, brachte er den Kirchhof heraus, wo er begraben worden; denn die Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten hierorts sind mit mehr Accuratesse als in England geführt. Aber auf dem Kirchhof suchten der Lohnlakai und der Fremde beide vergebens nach einem Denkmal für den berühmten Hegel. Der Fremde schüttelte sehr den Kopf und fragte nach dem Fichte'schen Denkmal. Der Lakai meinte, die von Fichtenholz dauerten nicht lange; es müsse von Stein seyn, oder von der Eisengießerei. Das erkannte der Fremde an und erzählte ihm, daß sie zu Rotterdam ihre Professoren in Erz, in Pavia aber in Stein aufstellen. Nun ging dem Lohnlakaien erst ein Licht auf; er führte den Fremden in die Neustädtische Kirche und ließ ihm das Schadow'sche Denkmal des Grafen von der Mark zeigen, und dann auf den Invalidenkirchhof, wo unter einer Trauerweide das jüngst gesetzte für Scharnhorst steht; „denn Professoren," sagte er, „stellt man bei uns nicht auf die Straße." — „Mit Ausnahmen," bemerkte der Wirth des Hotels, „denn der Professor Schleiermacher steht nicht allein auf den Straßen und Ecken, auf der Kanzel und auf der Bahre, ich meine in den Bilderläden, sondern die Italiener tragen ihn uns in's Haus, daß man ordentlich erschrickt, wenn sie einem den Gypskopf zur Thüre hineinstecken und schreien: „Kaufen Sie Schleiermacher." — Der Fremde äußerte seine Verwunderung, in einer Stadt, die nicht allein für den Centralpunkt der Hegelschen Philosophie gelte, sondern von wo sie durch Societäten, gesammelte Werke und Edikte über den preußischen Erdkreis sich verbreite, nicht einmal einen Hegel von Sandstein zu finden. Das rühre lediglich, entgegnete der Wirth, daher, daß Herr Professor Schleiermacher gar nicht besser, der Herr Professor Hegel aber gar nicht schlimmer hätte sterben können, nämlich an der Cholera; „denn dazumal," sagte er, „waren wir Alle gleich, und die Polizei sorgte dafür, daß der Aberglaube unter den gemeinen Leuten abnehme. Das ist nun vorbei." — Der Fremde meinte, wenn es Staat und Stadt nicht thaten, hätten doch Hegels Schüler ihm das Denkmal setzen müssen. Der Wirth lobte sehr den Herrn Professor Gans, der ein charmanter Mann sey, und die andern auch, aber was den Herrn Professor Hegel und den auch seligen Herrn Geheimenrath von Goethe anlange, so wäre das doch eine kitzliche Sache, da man hohen Orts schon unzufrieden gewesen, daß von ihnen so viel in der Zeitung die Rede sey; übrigens haben sie vortreffliche Bildhauer von großer Accuratesse, es sey aber immer für die Eisengießerei, die jetzt bis über Amerika hinaus Lichtschirme und Ofenschirme schicke. — Der Fremde mußte sich mit Scharnhorsts Denkmal begnügen — die vom alten Dessauer, von Schwerin, Zietzen, Blücher u. s. w. kannte er schon — ein schönes Denkmal, und der Lakai sagte ihm, daß Scharnhorst ein großer General gewesen in dem Kriege, den man dazumal den Befreiungskrieg genannt.

Wie sich die Kunst immer mehr dem Praktischen zuwendet, beweist auch das jüngste Erfindungspatent, welches dem Maler und Dichter Kopisch hier — dem Freunde des Grafen Platen-Hallermünde — ertheilt worden für die von ihm erfundenen Spiritusöfen. In wenigen Minuten heizen sie mit geringem Kostenaufwande eine Stube, und sind beim hiesigen Klima von viel mehr Nutzen, als die sapphischen und alcäischen Oden, die für den Süden, wo es gilt, die Wärme abzuhalten, sehr geeignet seyn mögen.

Berlin hat einen neuen Polizeiminister bekommen, den Sohn der seligen Frau von Fouqué, einen jungen Mann, dessen artige Formen und feine Weltbildung den Kredit der Polizei, so hofft man in der Hauptstadt, in diesem Punkte wieder retabliren werden. Herr von Rochow, der nach einer ungewöhnlich raschen Carriere Regierungspräsident in Merseburg geworden und auf diesem Posten viele Wünsche erfüllte, wird auch als Schriftsteller genannt. Irre ich mich nicht, so war er es, der vor einigen Jahren einen Fehdehandschuh mit dem berühmten verstorbenen Briefsteller wechselte und den Todten arg zudeckte. Das Unglück, das diesen letztern noch im Grabe trifft — seine herrlichen Forsten sind ihm aus Walddürre abgebrannt — hat, beiläufig gesagt, unter den Berlinern eine Sensation erregt, die sonst kein Waldbrand verursacht, auch nicht wenn er von Cooper ist. Herr von Rochow findet sehr viel vor, was anders werden muß. Aber Herr von Rochow ist noch jung, und da ein preußischer Minister seinen Posten nur verliert, nachdem er gestorben ist, so dürfen die Berliner wohl hoffen, es noch unter ihm zu erleben, daß, von der Meßfahrt nach Leipzig zurückkehrend, sie nicht mehr nöthig haben, Angesichts ihrer Thore beim Bürgermeister von Treuenbrietzen und Beelitz ihre Pässe visiren zu lassen, was — auch beiläufig gesagt — die empfindlichste Neuerung ist, welche man hier in der Residenz seit der Julirevolution und Warschaus Fall empfindet. Herr von Rochow wird gewiß Mittel finden, zugleich den Bürgermeister von Treuenbrietzen zu entschädigen, die Sicherheit des Staates zu wahren und den Berlinern sich gefällig zu zeigen. Daß ein ehrlicher Mann durch das heilige römische Reich wieder, wie ehedem, ohne Paßscherererei sollte reisen dürfen, sofern er sich nur sonst nöthigenfalls legitimiren kann, wäre wohl zu viel verlangt, und eigentlich eine Unbilligkeit gegen die Propagandisten, die sich mit schweren Kosten alle möglichen Pässe verschafft haben, um am Ende keinen Gebrauch davon zu machen. Wird doch auch von Vielen deßhalb der Zollverein mißbilligt, weil er die Schleichhändler zur Verzweiflung bringen könnte. Als neulich ein junger französischer Literat von hier weg gewiesen werden sollte, aus dem Grunde, weßhalb Kent Generils Hausbofmeister nicht mag, wollte es verlauten, man beabsichtige überhaupt, keinen Franzosen mehr über unsere Grenzen zu lassen, was als Complaisance gegen den Philosophen von Kölleda angesehen werden könnte, da bekanntlich Jahn in jüngster Zeit hier herüber auch Complaisancen gehabt hat, die noch nicht erwidert sind. Aber der bärtige Brummbär ist nicht so leicht zufrieden gestellt; man müßte die französische Sprache wenigstens mit verbieten, wozu sich Herr von Rochow wohl eben so schwer verstehen wird, als es einem so unterrichteten und gebildeten Manne Ernst seyn kann, keine Franzosen zu uns zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Juli 1834.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Kuß erkläng' an seinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut sie geröthet,
Ihm den Handschlag gäb' ich, wärm
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Goethe.

Finnische Runen.

Des Mädchens Warten. *)

Führe Gott mir solchen Mann zu,
Dessen Ring mir passen möchte,
Dessen Brustschmuck taugen möchte,
Der angriffe sich, mich freite!
Aber komme nicht ein Dummer,
Komme wankend nicht ein Hinker,
Wenn nicht Bessre kommen sollten,
Schönere nicht zu mir eilten!
Nie, so lang ich Leben habe
Unter goldnen Mondes Scheinen,
Schlummr' ich ein auf Pfuschers Kleidern,
Beug' ich mich zu leerem Beutel,
Liebe ich zerriss'ne Schuhe.
Aber käm' der Wohlbekannte,
Zeigte sich der Vorgesehne —
Küssen wollt' ich ihn mit Küssen,
Wäre gleich sein Mund in Wolfsblut;
Herzen wollt' ich seine Hände,
Hinge Schlang' an Fingerspitzen.

*) Das finnische Lied Goethe's (Gedichte, erster Theil) ist sichtbar dem obigen nachgebildet.

Hätte, ach! der Wind Verständniß,
Hätte Sturm ein Sprachvermögen,
Botschaft melden sollt' er, bringen,
Führen oft die häuf'ge Botschaft
Zwischen Liebenden, den zweien.

Des Mädchens Klage.

Wer mag mich geschaffen haben,
Wer die Arme wohl gepfuschet,
Her zu diesen bösen Tagen,
Her zu solchen Kümmernissen?
Hättest lieber, meine Mutter,
Du gewaschen kleine Steine,
Eingewindelt Stücke Holzes,
Freundlich Bülten dir gestreichelt,
Lieber als hier diese Tochter,
Zu dergleichen großen Sorgen,
Zu dergleichen Kümmernissen!
So hat Vater mich verlassen,
So wie seine krumme Spindel;
So ist Bruder mir entfremdet,
Wie der dürren Tanne Eichhorn;
So geht mir vorbei die Schwester,
Wie 'nem stein'gen Strande Fische.
Gibt es nicht dergleichen Schwester,

Nicht dergleichen Kind der Mutter,
Der ich sagte meine Sorgen,
Der mein Leiden ich erzählte?
Lieber red' ich zu Holzscheiten,
Lieber sag' ich's Weidenbüschen,
Die erzählen es an keinen.
Sind mir mehr Bekümmernisse,
Als die Tanne hat der Aepfel,
Als die Fichte hat der Zapfen,
Als Wachholder hat der Knospen.
Solches Pferd wird nicht gefunden
In dem besten Priesterhofe,
Welches zöge meine Sorgen.
Abends weine ich am Fenster,
Morgens an der Scheune Schwelle,
An der Tristthür im Mondscheine.

Der Traurige.

Wer mag mich geschaffen haben,
Wer gepfuschet mich, den Armen,
Da mich nicht die jungen Dirnen
Sehen wollen, jung und schöne?
Wenn sie wandeln, glänzt die Ferse,
Wenn sie stehen, Wände funkeln,
Wenn sie sitzen, freut sich Erde.
Ihre Schuh aus blankem Stahl sind,
Näglein drinn gegoss'nen Kupfers.
Tirti lirti! Pfenn'ge fand ich,
Fand 'nen neuen, fand 'nen alten:
Gab den alten ich den Armen,
Kauft 'nen Hengst mir für den neuen;
Tauschte für den Hengst 'ne Stute,
Baut' Gehöft mir mit der Stute.
Pflügte so zehn lange Furchen,
Hiervon kriegt' ich hundert Garben.
Kam die Ratze, fraß die Garben,
Krankheit kam, und schlug die Hausfrau.
Und so bin ich einsam blieben,
Wie ein dürres Reis der Tanne,
Wie Wachholder, der geschorne,
Wie die abgebrannte Föhre.
Habe mehr Bekümmernisse,
Als die Tanne hat der Aepfel,
Als die Föhre hat der Zapfen,
Als Wachholder hat der Knospen.
Mehr sind der Bekümmernisse
Als Sandstaub auf gutem Wege,
Als auf schlechtem Felde Weiden.
Solches Pferd wird nicht gefunden,
Welches zöge meine Sorgen.

Die Strasse über das Wormser Joch.

(Fortsetzung.)

Hinter Trafoi hebt sich die Straße bereits kühner. Man muß ganze Strecken wieder zurückfahren, um die Höhe allgemach zu erreichen. Oft schlingt sich der Weg um die Felsen wie ein sogenannter Schneckenberg in einem Park; man sieht zehn bis fünfzehn Windungen über einander, sorgfältig ausgemauert und gestützt, die zuletzt in einer halbrunden Brustwehr auf schwindelnder Höhe sich enden, wie ein Belvedere. Man staunt freudig, wenn man die Blicke hinaufsendet, und doch weiß man, daß dies noch nicht das Ziel der Reise ist; höhere Felsen, unwirthbare, mit Eis und Schnee gekrönt, versperren den Hintergrund. Auch sie müssen zurückgelegt werden; wie wird der Weg dahinführen? wo zeigt sich die Bahn? Die Felsen deckt ein festanliegendes Moos und ungeheure Riesentannen, wie ich sie selbst in Polens und Litthauens Urwäldern nie sah, streben aus dem Abgrunde hervor, in dem der brausende Bach immer tiefer sich das Bett wühlt. Diese Baumgiganten halten an der Grenze der Vegetation die ewige Wacht, gleich nach ihnen trifft man nur noch die Zwerge der Pflanzenwelt, das Gestripp und das Knieholz; dann beginnt der Granit zu sprossen aus uraltem Eis und Schnee, die seit Beginn der Schöpfung kein Sonnenstrahl schmolz. Wie in der vegetabilischen, eben so ist es auch in der Thier- und Menschenwelt. Neben dem riesigen Russen wohnt der zwerghafte Samojede, neben dem Patagonen der Pescheräh, und damit hört das Menschengeschlecht auf, und Bären und Wallrosse treiben auf schwimmenden Gletschern des Eismeers. Auch in diesen hohen Thälern leben Bären, die sich im Winter selbst der Straße nähern.

Die Fernerfläche, die man vor Kurzem noch von unten aus ehrerbietiger Ferne begrüßte, rückt nun näher. Wir haben ihren Fuß schon tief unter uns, und die Kapelle „zu den drei Brunnen," ein Wallfahrtsort am Fuße des Ortelos, liegt wie ein Punkt zu unsern Füßen. Das Eis des Ferners ist geborsten und zeigt uns einen hellgrünen Krystall, wie Aquamarin, was gegen den Schnee allerliebst absticht und dem Kolosse einen Anstrich von Eleganz und Zierlichkeit verleiht. Um einen noch angenehmern Kontrast zu bilden, färbt der herabstürzende Bach den von ihm unterminirten Schnee grauschwarz und gibt ihm das Ansehen vulkanischer Asche. Gerade aus der Mitte der sehr breiten Fernerfläche erhebt sich der Riesenkegel des Mandatsch, dunkelschwarz, mit grauen Rissen, und zur Seite lehnt sich gewaltig, wie auf seine feste Stütze mit Zuversicht vertrauend, in ganz schräger Richtung der Fuß des Ortelos, ein kahler, nackter Felsen, der in dem Thale wurzelt. Und neben diesen trotzigen Riesen zieht sich die Straße wie ein leichtes Band in

Windungen hin, die mehr die Laune als die Nothwendigkeit geschaffen zu haben scheint. — Wir kommen an ein geräumiges Haus, sehr fest gebaut, mit starkem Dache, kleinen Fenstern und einer Einfahrt. Es ist die erste Cantoniera, die nun bis zur Höhe in gemessenen Zwischenräumen anzutreffen sind. Hier wohnen die Straßenaufseher und Wegmacher, auch sind es Zufluchtsstätten für die Reisenden, die in ungünstiger Jahreszeit hier ein warmes Zimmer, Betten und einige Erfrischungen finden. An dem Felsen, oberhalb der Straße, erblickten wir die erste Strichwand gegen Lawinen; ein Beweis, daß hier bei frischgefallenem Schnee Gefahr obwalte. Diese Strichwände wiederholen sich bis zur höchsten Höhe und dienen sowohl dazu, die Schneemasse zu brechen, als ihr eine Richtung zu geben. In dieser Region sahen wir das lezte Grün, einen kleinen Alpenrain, zur Seite des Gletschers, eine unbewohnte Sennhütte darauf. Sie war zur Hälfte eingefallen und längst der Lawinen wegen verlassen; ein trauriges Bild: der ohnmächtige Kampf des verlöschenden Lebens gegen den starren, eisigen Tod.

Wir blickten über uns und zählten hier sechzehn Windungen, welche die Straße machte, bis sie zulezt sich auf der Höhe wiederum in einem Punkte, gleich einem Belvedere, endete. Es ging nicht sehr steil hinan, bei jeder Wendung sahen wir Trofoi unter uns liegen, und dies überzeugte uns, daß wir, trotz alles Rück- und Vorwärtsfahrens, trotz alles Drehens und Wendens, welches einer der Mitreisenden mit den Touren eines Contretanzes nicht übel verglich, dennoch stets nur einen und denselben Felsen hinanklommen, der die Gletscher schon weit überragte, die wir, auf der Höhe angekommen, tief unter uns erblickten. Hier hatten wir die Poststation „Franzenshöhe“ erreicht, die auf einem Plateau, über den Abgrund hinausragend, erbaut ist. Das Joch thürmte sich nun in seiner furchtbaren Erhabenheit vor uns auf. Der Reisende müßte zusammenschauern, wenn ihn der Gedanke nicht belebte, daß jene kühnen Ingenieurs, welche die Straße bauten, hier auch nicht den Muth verloren haben. Bei der Franzenshöhe angekommen, glaubt man schon das Höchste der Straße erreicht zu haben: tief unten das Pygmäendorf Trofoi, verschwunden die mächtigen Riesentannen, verstummt der Fernerbach, der noch vor Kurzem so donnernd toste und den man noch immer sieht, ohne ihn zu hören, selbst höher schon als die Ferner, deren Spitzen uns so majestätisch überragten. Aber welch ein Anblick! an der steilen Felswand des Joches, wo man vergeblich die Stelle sucht, an der der Fuß haften könnte, hängt die Straße, im Zickzack daran schwebend und von dünnen weißen Streifen umsäumt, was, in der Nähe betrachtet, sechs bis acht Fuß hohe Schneewände sind. Auf einem Punkte hinter der lezten Cantoniera macht uns der Postillion aufmerksam, und wir wenden den Blick. Der Ortelos ist hier unser nächster Nachbar; alle andern Höhen sind zurückgedrängt oder in die Tiefe gesunken. Mit jedem Schritte steigt seine Spitze höher empor. Nie ist mir ein zierlicherer Koloß vorgekommen. Man glaubt, diese 14,000 Fuß hohe Ortelosspitze sey von einem Conditor aus Dragant verfertigt und dann fleißig überzuckert, so nadelspitz läuft sie zu, so anmuthig erhebt sie sich, so reizend zeigt sie einen Vorsprung nach Nordwest, der wie ein Tempeldach auf Säulen aussieht.

Wir standen nunmehr am Fuße des Joches, und der Postillion trieb unsere vier Pferde den Anfang des Zickzacks muthig hinan; der Gedanke, daß wir uns nun dort befänden, wo wir vor wenigen Augenblicken noch so überrascht hinaufgeblickt hatten, machte uns schwindeln. Wie früher Trofoi, so hatten wir jezt beständig Franzenshöhe und alle die Windungen der Straße, die wir bereits zurückgelegt hatten, senkrecht unter uns. Beim schnellen Umbiegen, indem man eine neue Windung aufwärts fährt, ist dieser Blick in den Abgrund, an dessen schroffen Rand man knapp dahinfährt, wirklich schaudererregend. Die Möglichkeiten, die hier eintreten können, darf man sich gar nicht denken. Wenn die aufgemauerte Straße sich nur ein wenig senkte, wenn sie sich vom Felsen löste, wenn die hölzerne Brustwehr, noch überdies schadhaft und zum Theil zertrümmert, gänzlich wiche? Wenn die furchtbaren, in Tyrol so häufigen Steinlawinen, „Murren“ genannt, uns hier überraschten? Doch wer will sich damit den Sinn umdüstern und die Brust beengen? Wir lachten und scherzten und vertrauten der Straße, der selbst schon der greise Monarch auf der Reise in sein lombardisches Königreich sich anvertraut hatte, und die in wenigen Tagen der Erzherzog Johann, aus Mailand kommend, befahren sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Mandement des Erzbischofs von Paris.

Am Eingange der Kirchen ist ein recht klägliches Mandement des Erzbischofs von Paris angeschlagen, das beinahe ein historisches Dokument unserer Zeit wird. Ich zweifle, ob zu den Zeiten der Christenverfolgungen die Bischöfe so gejammert haben. Es müßte sich ein Stein über den armen Mann erbarmen, wenn man nicht wüßte, daß ihm noch 50,000 Franken Einkünfte übrig bleiben, mit denen man eben keinen Hunger leidet. Allein der eigentliche Gegenstand des Schmerzes und alles Ungemachs, welches Herr von Quelen leidet, seitdem er keinen Umsturz seines erzbischöflichen Palastes mehr zu fürchten hat, weil kein Palast mehr da ist, der eigentliche Schmerzensgrund ist der Reliquienkasten des heil. Vincents von Paula. Wer hätte es im Jahr 1830

vorhergesehen, daß eben dieser silberne Kasten, welcher bei der Kunstausstellung im Jahr 1829 so bewundert worden war und den der Erzbischof mit so vieler Pracht in einer feierlichen Prozession nach der neuen Lazaristenkirche getragen oder begleitet hatte, ihm Prozesse, Spott und mehr Verdruß zuziehen würde, als der Kasten schwer ist? In jenem Jahre aber waren alle Machthaber in Frankreich blind. Karl X. war blind, seine Minister waren blind, und der Erzbischof, der am Hofe besser Bescheid wußte, als in seiner Vaterstadt, hatte auch den Staar. Er wähnte, es sey die Zeit der uneingeschränkten Herrschaft des Clerus wieder vor der Thüre, und siehe, wie war diese Herrschaft ihrem Sturze so nahe! Er wähnte, er brauche nur bei dem ersten Goldschmiede von Paris einen Reliquienkasten zu bestellen, und die milden Gaben werden in Menge in seinen Schooß niederfallen, mehr als genug, um den Künstler zu bezahlen; und hatte er nicht im Nothfalle den Hof, den gegen den Clerus immer so freigebigen Karl X.? Der Kardinal de Latil brauchte ihm ja nur ein Wörtchen zu sagen, und gewiß zog der König den Beutel und zahlte, was an den Subscriptionen fehlte; allein das Schicksal machte einen unerwarteten Strich durch die Rechnung; wie hätte auch der Herr Erzbischof die drei Julitage vorhersehen können? Daß man ihm zweimal seinen Pallast und noch dazu sein Landhaus zerstören würde, hätte er und mancher Andere mit ihm von den höflichen und hoch civilisirten Parisern nicht erwartet. De Quelen behauptet jetzt, ein bedeutender Theil der Subscriptionsgelder habe in seinem Pallast bereit gelegen und sey bei der Zerstörung und Plünderung verschwunden. Bekanntlich hielt sich der Goldschmied an ihn, und verlangte entweder seinen Kasten zurück, oder die bedungene Summe. Der Erzbischof besteht darauf, nicht er, sondern ein Verein frommer Seelen habe den Kasten bestellt; er sey bloß der Empfänger ihrer milden Gaben gewesen, folglich könne er auch nicht für die Bezahlung des Reliquienkastens verantwortlich seyn. Anstatt sich durch diese Antwort für bezahlt zu halten, hat der Goldschmied schon vor zwei Jahren den Hirten des Pariser Sprengels vor Gericht gezogen und ein günstiges Urtheil erhalten; der Erzbischof ist nämlich zur Bezahlung angehalten worden, oder eigentlich zum Ausgleichen der Schuld; denn einen Theil derselben hatte er gleich Anfangs abgetragen. Er hat von diesem Urtheil appellirt; aber wahrscheinlich ist ihm der höhere Gerichtshof nicht günstiger gewesen, als der untere; denn er appellirt jetzt in dem Mandement, das eine gute Elle in der Länge hat, an die milden Herzen der Gläubigen, und hofft, daß ihre Spenden ihn in den Stand setzen werden, den ungebührlichen Gläubiger zu befriedigen. Ja, wenn er noch reich wäre, so würde er sich selbst dieser unangenehmen Last unterziehen. Allein er erröthet gar nicht, wie er sagt, seine Armuth zu gestehen. Sie haben ihm Alles geraubt, Alles zerstört (diese Zerstörung erzählt der Erzbischof sehr gern in seinen Mandements); ihm bleibt nicht genug übrig, um künftig wohlthätig zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Volksgalerie in Holzstichen. Schleiermachers Werke.

Die Zeit, wo die Franzosen (intellektuell) brachten, ist vorüber, sie holen jetzt nur. Ueberdem, wenn man die Versucher fürchtete, so sind die jungen Franzosen am wenigsten gefährlich; haben sie etwas vom ancien regime geerbt, so ist wenigstens die alte Liebenswürdigkeit nicht darunter. Heutzutage hat der Verführer ein anderes Kleid, und das Schlimme dabei ist, er ist unsichtbar, er geht mit dem Winde und keine Polizei hascht ihn. Einige emeritirte Beamte wollen eine Hinneigung zu revolutionären Prinzipien in der Ernennung des Herrn von Rochow spüren, weil er noch nicht sechzig Jahre alt ist und die gewöhnliche Universitäts- und Referendariatscarriere nicht gemacht hat. So hülfe denn nichts mehr gegen diese Hydra; sie kommt mit den Orlanen und kriecht aus alten Mäuselöchern. Der Himmel sey mit denen auch fürder, die es nicht sehen, und doch glauben.

Das Volksleben regt sich hier bedeutend; denn des Herrn Professor Gubitz Volksgalerie in Holzstichen wird immer mehr erweitert. Es ist wohl ein schönes Gefühl für einen berühmten Mann, in's Volk zu kommen, und es kostet das Volk, nämlich das Individuum, nicht mehr als einen guten Sechser. Für seinen König, seinen Kronprinzen, seinen Blücher gibt der gemeine Mann wohl acht Groschen, aber Humboldt, Goethe, Hufeland, Hahnemann und Schleiermacher können nur durch solche Mittel in's Volk kommen, schlicht, grob, treu, kräftig, wohlfeil. Im Ernst, es ist die beste Unternehmung unter allen Pfennig-, Heller- und Deutspekulationen, denen dieselbe vorsichtige Auswahl der Gegenstände zu wünschen wäre, welche populär werden sollen. Es mag sich zwar mancher Mann in der Gubitzschen Buchhandlung melden, der gerne in's Volk käme, Meldungen wie um Orden und Aemter; die Controle ist aber bei der Hand, denn der Holzstich macht es doch nicht aus. Aus einer galanten Rücksicht scheinen noch keine Damen in der Galerie aufgenommen.

Man bereitet nun auch Schleiermachers Gesammtwerke vor, jedoch nicht für's Volk. Aber es heißt, die Mormänder seiner geistigen Kinder wollen damit verfahren, wie Moore und Andere mit Byrons: es soll daraus wegbleiben, was ihnen anstößig scheint. Wenn also ein serviles Gemüth darüber käme, so striche man alle freien Worte, die der große Todte in seinem Leben geäußert, oder wenn ein prüd puritanisches, Alles, was seine kleine, enge Sittlichkeitssphäre nicht faßt. In der That, es heißt, man wolle seinen Briefwechsel über die Lucinde weglassen. Das ist das Loos eines großen Mannes! Er selbst war zu groß, etwas, das von ihm ausgegangen, zu verläugnen, er meinte in seinem heitern Bewußtseyn, er könne es tragen, er meinte auch vielleicht, oder er meinte es nicht, aber es sprach sich durch die That aus, daß er ganz der, der er war, nur geworden durch all die eigenthümlichen Wege, auf denen sein Genius sich versucht. Aber er hat Unrecht, seine Testamentsexecutoren verstehen ihn besser. Sie wollen ihn ausputzen nach ihrem Sinn und den Schleiermacher machen, der für die Nachwelt leben soll. Bei kleinern Geistern, die verlieren können durch Mißverständniß, lasse ich mir diese Pietät gefallen; was ist sie aber hier anders, als der Frevel, der die mildthätigen Stiftungen der Vorzeit zu profanen Zwecken umwandelt? Damit sey nicht gesagt, daß das nie geschehen dürfe, aber nur die Noth oder die Forderung allgemeinen Wohls rechtfertigt solches Einschreiten. Ist das hier der Fall? Der Mann ist noch nicht vermodert, und die ihn lieben, verläugnen ihn. Die Stimmen, welche Schleiermacher eines Abfalls an seiner Sache geziehen, haben hier keinen Eindruck gemacht.

Man hört mit Bedauern, daß Professor Twesten in Kiel den Ruf an Schleiermachers Stelle an der Universität abgelehnt hat. Er war schon früher als Gymnasiallehrer in Berlin. Auch Schleiermachers Predigerstelle ist noch nicht besetzt. Ersetzt wird sie vor der Hand freilich so wenig werden, als die Hegels, die man noch immer einem Schüler desselben zuzuwenden denkt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Juli 1834.

Seht nur hin! ihr werdet's fassen;
Wenn Merkur sich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlassen
Atmosphäre schwer und leicht.

Goethe.

Metereologisches Glaubensbekenntniß.

Was der Mensch von den Veränderungen im Luftkreise der Erde weiß, oder vielmehr, wie er sich dieselben nach den Gesetzen seines Verstandes construirt, möchte sich kurz folgendermaßen zusammenfassen lassen.

Die Temperatur der Atmosphäre nimmt in der untern und obern Luftschicht von unten nach oben nach einem proportionalen Verhältnisse ab. Diese Abnahme ist unter den verschiedenen Breiten verschieden. Der Wassergehalt beider Luftschichten nimmt ebenfalls von unten nach oben proportional ab. Die Geschwindigkeit der Luft nimmt von unten nach oben nach einem bis dahin noch unbekannten Gesetze zu. Durch den Einfluß der Sonne und durch die eigenthümliche Gestalt der Erde und die Richtung ihrer Are wird die Erdoberfläche verschiedentlich, an den Polen am wenigsten und zwischen den Wendekreisen am meisten erwärmt. Diese verschiedene Flächentemperatur theilt sich der Atmosphäre mit, und es entsteht dadurch auf beiden Erdhälften, von den Polen ab eine Strömung der Luft nach dem Aequator oder den Wendekreisen, von dort eine Strömung nach den Polen, also ein unterer und oberer Luftstrom. Bewegte sich die Sonne um die Erde, so würde auf der nördlichen Halbkugel die Hauptrichtung des untern Stromes stets südwärts, die des obern stets nordwärts seyn, und auf der südlichen Halbkugel das Entgegengesetzte stattfinden. Der Umschwung der Erde und die damit verbundene zunehmende Geschwindigkeit der Atmosphäre bis zum Aequator veranlaßt aber, daß der untere Strom auf seinem Wege vom Nordpole nach dem Aequator oder den Wendekreisen folgende mittlere Richtung einnimmt, nämlich südwärts, südost, ost, südost, süd und südwestwärts, oder die mittlere Windesrichtung ist vom Nordpole bis zum Aequator oder den Wendkreisen nördlich, nordwestlich, westlich, nordwestlich, nördlich, nordöstlich. Die durch den Umschwung bedingte Richtung in der untern Luft ist derjenigen in der obern gerade entgegengesezt. Die Strömung in der untern und obern Luft ist nicht mit der Erdoberfläche, diese eben gedacht, parallel, sondern wellenförmig, besser ausgedrückt, regenförmig, und die Bogenhöhe dieser Luftwogen nimmt von dem Aequator bis nach den Polen zu. Es geht dies hervor aus der Zunahme der Größe der Barometeroscillationen mit der Zunahme der geographischen Breite, aus der tiefer blauen Färbung des Himmels und dem stärkern Funkeln der Sterne in südlichen Gegenden. Der Durchmesser des untern Luftstromes nimmt von den Polen nach dem Aequator oder den Wendekreisen ebenfalls zu; der Durchmesser des obern Stromes nimmt von den Polen nach dem Aequator ab; so ist nach Humboldt die mittlere Höhe des

dichten Regengewölks unter den Tropen 9000 — 10,000′, im nördlichen England nach Crosthwaite nicht einmal 2400′. Der untere Strom ist deßhalb regenförmig schräg aufwärts, der obere Strom regenförmig schräg abwärts gerichtet, und dies ist die Ursache des Getragenwerdens der Wolken. Der höchste Punkt des untern Stroms liegt ohngefähr zur Zeit des Frühlings- und Herbstäquinoctiums nahe oberhalb des Aequators, im Frühlinge mehr auf der südlichen Seite, im Herbst auf der nördlichen Seite desselben. Ohngefähr zu Zeit der beiden Solstitien, oder im Sommer und Winter liegt derselbe Punkt das eine Mal nahe oberhalb des einen, das andere Mal oberhalb des andern Wendecirkels. Es geht dies hervor aus der Zunahme des mittlern Barometerstandes und der Abnahme der Barometeroscillationen vom Februar bis Ende Julius, aus der Abnahme des mittlern Barometerstandes und Zunahme der Barometeroscillationen vom August bis Ende Januars.

Auf der Grenze beider Luftströme, und auch nur dort, entstehen die Wolken. Eine Wolke ist eine Anhäufung von Wasserbläschen, welche in ihrem Innern Wassergas und atmosphärische Luft eingeschlossen enthalten. Eine Wolke entsteht dadurch, daß auf der Grenze beider Luftströme der Wassergehalt des untern Luftsstroms sich theilweise niederschlägt. Dieser Niederschlag ist nur Erfolg einer erheblichen Temperaturdifferenz an den Brechungsflächen beider Luftströme, diese Differenz selbst aber ist bedingt durch die Richtung des obern Luftstroms. Hat der untere und obere Luftstrom Eine Richtung, so kann keine Wolkenbildung stattfinden, weil in diesem Falle die Temperatur und der Wassergehalt der Luft von der Erde aufwärts bis zur Grenze der Atmosphäre proportional abnehmen. Hat der untere und obere Luftstrom eine für die Wolkenbildung günstige, differente und dauernde Richtung, so senkt sich die dadurch entstehende Wolkendecke der Erdoberfläche zu, wird von dieser angezogen, und es entsteht Regen. Steht die Temperatur an der Grenze des untern Luftstroms nicht erheblich über dem Gefrierpunkt, und diejenige des obern erheblich unter dem Nullpunkte, so gruppiren sich die gebildeten Wasserbläschen, indem sie erstarren, zu eigenthümlich krystallinischen Gestalten, die sofort abwärts sinken, und bei tiefer Temperatur unvereint, oder bei minder tiefer Temperatur der untern Luftschicht vereint, als Schneeflocken die Erde erreichen; findet die Wolkenbildung durch bedeutende Temperaturdifferenz sehr rasch statt, und ist der Niederschlag durch den bedeutenden Wassergehalt des untern Stroms sehr intensiv (Gewitterbildung, vorzugsweise im Sommer), so ist damit eine außergewöhnliche elektrische Ladung verbunden, und eine so entstandene Wolke ist eine Gewitterwolke. Schwere Gewitter entstehen durch einen in den untern Luftstrom eingreifenden Wirbel des obern Stroms. *) Durch einen Wirbel des untern Stroms, eingreifend in den obern, entsteht der Hagel. Der Durchmesser dieses Wirbels, der Wassergehalt und **) die Geschwindigkeit desselben bedingen die Größe und Masse der fallenden Schlossen; eine Hagelwolke ist ebenfalls bedeutend elektrisch geladen, und es ist eine Hagelwolke eigentlich ein aufwärts gekehrtes Gewitter. Eine Wolkendecke, die eben entstanden, verschwindet durch den Einfluß der veränderten Richtung des obern Luftstroms oft schnell, oft nur nach und nach, und man bezeichnet dieses Phänomen sprachgebräuchlich mit dem Ausdruck: „das Wetter klärt sich auf.“ Wolken, die an der Grenze des untern Luftstroms sich ausbildeten, werden häufig in den obern Luftstrom hinüber gerissen und erhalten dadurch eine von den unter ihnen schwebenden Wolken differente Richtung und Beleuchtung; ein Umstand, wodurch das Vorhandenseyn eines obern und untern Luftstroms sich deutlich erweisen läßt. Die außerordentliche Wandelbarkeit der Wolkenkonturen in jedem Momente veranlaßt bei Beobachtung der Wolken Gesichtstäuschungen, denen man mehrentheils entgehen kann, wenn man die Wolkenzüge nur im Zenith durch Planspiegel mit aufgezogenem Fadenkreuze beobachtet. Mehr als zwei über einander strömende Luftschichten gibt es nicht; die Richtung in dem obern und untern Luftstrom ist jedoch sehr verschieden, oder es besteht der obere und untere Luftstrom aus mehreren neben einander sich bewegenden Strömen. — Der Wind in seinen verschiedenen Abstufungen entsteht dadurch, daß der obere Luftström sich der Erdoberfläche mehr nähert. Sturmwind findet deshalb nur bei schnellem Barometerfall und bei tiefem Barometerstande statt; ist es bei steigendem Barometer windig, so ist dieses nur die Schlußscene, nicht der Anfang des Phänomens. Der Barometerstand ist eine Funktion des untern und obern Luftstroms; da nun die Richtung des obern Luftstroms oder jene des untern auf eine für die Wolkenbildung günstige oder nicht günstige Weise sich ändern kann, ohne daß die Höhe oder der Durchmesser beider Ströme sich ändert, so kann es bei demselben Winde und bei unverändertem Barometerstande regnen, trüber und klarer Himmel seyn.

Woher nun aber die außerordentliche Veränderlichkeit der Strömung in der untern und obern Luftschicht und die dadurch bedingte ungemeine Wandelbarkeit der Witterung? Unerklärlich bleibt die sie veranlassende Ursache. Ruht die Atmosphäre der jetzigen Welt auf der versunkenen Atmosphäre (Kohlensäure) der Vorwelt? Gebieten im Innern der Erde vielleicht großartige Ereignisse über

*) Täuschung bei Beobachtungen solcher Gewitterwolken, die von allen Seiten sich zu konzentriren scheinen.

**) Ursache des vernehmbaren Rasselns der sich ausbildenden Schlossen.

den Stand der Dinge auf der Oberfläche? Es scheint so, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß, da die Temperatur der Erde einst entweder plötzlich oder nach und nach abgenommen hat und abnehmen wird, endlich die jetzige Atmosphäre ebenfalls versinkt, dadurch die jetzige organische Schöpfung erlischt, um durch einen neuen Schöpfungsmoment unter veränderten Verhältnissen und Formen wieder neu aufzublühen. — Hat sich Vorstehendes als Ueberzeugung manifestirt, so schließt diese von selbst die Annahme aus, daß je die Witterung sich vorher bestimmen lassen werde, und bedingt die Nothwendigkeit, zu bekennen, daß die sorgfältigste Beobachtung meteorologischer Instrumente zu keinen viel weiteren als zu den bereits bekannten Resultaten führen wird.

Die Straße über das Wormser Joch.

(Fortsetzung.)

Wir fuhren nun fast immer unter bedeckten Galerien von sehr solider Bauart und höchst zweckmäßig eingerichtet, um die Lawinen so schnell als möglich in den Abgrund zu befördern. Es sind Schußlehnen, sehr abschüssige, starke Dächer, aus aneinandergefügten Dielen von Lärchenholz, auf Pfählen und Widerhaltern ruhend, durch eiserne Klammern verbunden, wie sie beim stärksten Brückenbau angewendet werden. An der Felsenseite liegen diese Dächer auf Balken, die tief in die Felsen hineingehen, und diese Konstruktionen beruhigen gewiß auch den zaghaftesten Reisenden gänzlich. Wir sind jezt an jene Stelle gelangt, welche „bei den Wandeln“ genannt wird. Anfänglich hat hier ein Posthaus gestanden; eine Lawine hat es an einem traurigen Winterabende hinabgeschleudert. Der Postmeister, ein junger Mann, wartete auf die Briefpost von Bormio, die des Schnees wegen sehr lange ausblieb. Er war indeß in das obere Stockwerk gestiegen, um sich auf das Bett zu legen, während zwei Knechte unten blieben, um ihn zu wecken. Sie vermochten dies jedoch nicht mehr. Der ankommende Postillon fand Alles in Schutt und Schnee tief unten begraben, auf dem Postmeister lag ein Fels von so beträchtlicher Größe, daß zehn Menschen ihn mit Mühe abwälzten, die Knechte im untern Stocke waren aber wie durch ein Wunder gerettet. Steine und Gebälke hatten ein Schirmdach über ihnen gewölbt, und es gelang, sie wieder in's Leben zurückzubringen. Das Posthaus ist an dieser Stelle nicht wieder erbaut, sondern nach der Höhe verlegt worden. Man schreibt das Unglück zu großer und doch ganz ungeeigneter Vorsorge zu. Denn statt das Haus ganz nach Art der Galerien zu construiren, wurde es nach dem Felsen hin mit einer sehr starken Mauer versehen, die etwas hervorragte, um den Schneesturz aufzuhalten. Aber eben diese Hemmung war es, was Mauer und Haus der Zertrümmerung preisgab. Nicht Hemmnisse, sondern fördernde Brücken soll man so drohendem Feinde bauen.

Auf einigen der Dächer ruhte noch eine schwere Schneelast, die nun unter den Strahlen der Junisonne zu schmelzen begann, so daß wir unter einem beständigen Regen hinfuhren. An den Seiten der Galerien waren dicke Wände, sechs bis acht Fuß hoch, welche jede Aussicht versperrten und Ueberbleibsel von Lawinen zu seyn schienen, denen diese Wandeln am meisten bloßgestellt sind. Die Hälfte der Straße, außerhalb der Galerien, war nicht zu passiren, theils war sie mit Schneebergen bedeckt, theils gänzlich zertrümmert, die Balustraden ausgerissen u. s. w. Endlich erreichten wir die Höhe und jauchzten. Wir hielten mit unserm vierspännigen Reisewagen, höher, als irgend einer in diesem Augenblicke in Europa, denn wir waren die Einzigen hier. Seitwärts war ein abgestumpfter Kegel errichtet, und darauf stand zu lesen: Confine 1828, und nach der Seite, von wo wir kamen: Territorio Tirolese, und nach der, wohin wir fuhren: Territorio Lombardo. Vor uns lag eine Cantoniera, wo wir zwei Pferde ließen, und schnell rollten wir zwischen einem fast ebenen, in's Unendliche sich ausdehnenden Schneefelde, die Straße war ausgeschaufelt, dem Posthause: Gioco di Stelvio, zu, etwas mehr als 9800 W. Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres erhaben. Hier wurden unsere Pässe visirt, womit der gute Gensdarme eine ziemliche Zeit hindrachte, weil sie deutsch waren; unterdeß trat ein Kerl an den Wagen, der ein Trinkgeld als Stalliero ziemlich trotzig begehrte; die Postillione schrien laut mit einander, so daß, trotz der sibirischen Gegend, wir dennoch merkten, daß wir uns in Italien befanden. An Santa Maria, einer einsam im Schnee stehenden Kirche vorbei, führt der Weg jäh hinab nach Spondalunga. Hier verschwindet der Schnee wieder und man erblickt den nackten Fels. Die Straße stellt sich fast so, wie oberhalb Trafoi dar; nur sind die Windungen kürzer und daher zahlreicher, und die hohen Tannen und Föhren fehlen auch. Die Klüfte zur Rechten werden immer wilder und tiefer, die Felsenmassen zur Linken wölben sich immer trotziger, hängen über, engen die Straße ein und weiter unten verschlingen sie dieselbe gänzlich. Man kann nicht absehen, wie von dort der Weg weiter führt. Von der Höhe bei Spondalunga zieht er sich, in gerader, beträchtlicher Länge, an den Felsenwänden hin. Dieser Punkt ist sehr schön; einige Wasserfälle, worunter ein sehr beträchtlicher, zeigen sich ganz in der Nähe, am Abhange blüht die herrlichste Alpenflora, gelb, roth und blau, in den brillantesten Abstufungen, und in den schroffgethürmten Felsenwänden

zeigen sich schwarze Punkte in weiter Ferne, wie runde Löcher, etwas größer als Kanonenmündungen, und dies sind die Einfahrten in die durch den Felsen gesprengten Galerien. Unser Postillion fährt im stärksten Trabe hinab; wir haben nur ein Rad gehemmt. Mit wunderbarer Schnelligkeit legen wir die zwei Posten bis Vormio zurück. — Jetzt fahren wir in die erste Galerie ein; sie ist zum Theil gemauert, zum Theil durch den Felsen geleitet, an den sich der gemauerte Theil bald so, bald so anschmiegt, wie es der Bau des Berges, bald vorspringend, bald zurückweichend, erfordert. Man hat schon so viel bewundert, alle Ausrufungen sind erschöpft, und man begnügt sich, still dieses Riesenwerk zu betrachten. Den Londoner Tunnel ausgenommen, dürfte in Europa kein Pendant hiezu gefunden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Verlegenheiten alter Ultraroyalisten.

Die ganze Erzählung des Prozesses ist mit biblischen Sprüchen belegt, die sich hier gar wunderlich ausnehmen. Ich glaube nicht, daß Jemand einen Prozeß je auf eine so erbauliche Art erzählt hat. Den Reliquienkasten zurückzugeben, damit er im Schmelztigel umgegossen werde, bemerkt der Verfasser des Mandements, wäre jammerschade, und in der That hat Odiot, der geschickteste Goldschmied von Paris, viele Kunst auf diesen Kasten verwendet, der jedoch, ich weiß nicht warum, die Gestalt eines Rukebettes erhalten hat, worin sie auch wirklich die Gebeine des Heiligen im buchstäblichen Sinne gebettet haben. Es bleibt also nichts weiter übrig, als daß die frommen Seelen beisteuern, damit der Kasten bezahlt werde und der langweilige, verdrießliche Prozeß zu Ende gehe. Was den Erzbischof besonders verdrießen muß, ist, daß sich mehrere Zeitungen und Tagesblätter über diesen sonderbaren Prozeß lustig gemacht, und sogar seine eigene Person etwas durchgehechelt haben. Die Stellung dieses Erzbischofs ist wirklich höchst sonderbar; er schmollt mit dem Pariser Volke, das ihn freilich sehr rauh behandelt hat, er schmollt mit der jetzigen Regierung, die ihn gegen die Gewaltthätigkeit des Pöbels nicht hat schützen können oder wollen, er schmollt mit der ganzen französischen Nation, weil sie ihn aus seiner vorher so glänzenden Lage gerissen hat. Er lebt ganz verborgen; denn kaum weiß man, wo er wohnt. Nur von Zeit zu Zeit verrichtet er in irgend einer Kirche eine geistliche Ceremonie, sehr selten aber in seiner Kathedralkirche; bietet sich jedoch eine Gelegenheit, um ein Mandement ergehen zu lassen, so kann man auch sicher seyn, daß er sie benutzt, um seine Klagen ertönen zu lassen. Man ist vielleicht unbillig gegen ihn; allein hätte er sich früher nicht so übermüthig betragen und stände er jetzt nicht der Regierung beinahe feindselig gegenüber, so würde man auch milder gegen ihn gesinnt seyn. Uebrigens ist de Quelen nicht der Einzige von der legitimistischen Partei, welcher über zerstörte Hoffnungen, Glückseligkeitsbände und dergleichen laut klagt. Ich habe eben einen Prospectus einer Sammlung von Schriften eines Herrn Roger vor mir, der wiederum ein wunderliches Dokument ist. Roger hat einmal ein gut geschriebenes Lustspiel: „der Advokat," aufführen lassen, das einigen Beifall erhielt. Außerdem hat er noch Mehreres für das Theater geschrieben; davon hat aber das vergeßliche Publikum wenig behalten. Dennoch ist er zum Mitgliede der Académie française ernannt worden. Dieses würde ihm aber wenig geholfen haben, wenn er sich nicht vor vielen Jahren blindlings in die Arme der ultraroyalistischen Partei geworfen und ihr seine Dienste angeboten hätte. Diese ließ ihn denn auch nicht unbeschäftigt. Als die Bourbonen den Versuch machten, Frankreich wieder die Censur aufzudringen, ließ sich Roger zum Censor brauchen; dafür gaben sie ihm die einträgliche Stelle eines Generalsekretärs der Postverwaltung. Allein zu Anfang Augusts 1830 fand er sich nebst so manchen andern wohlbesoldeten Beamten plötzlich außer Amt. Sie warteten alle eine Zeitlang, in der Meinung, das Blatt werde sich wenden und sie alle wieder auf ihre Posten versetzt werden. Dies geschah aber nicht, und nun wurden diejenigen, die nicht gespart hatten, verlegen. Zu diesen Letzten scheint denn auch Roger zu gehören. Er legt in dieser Hinsicht ein höchst naives Geständniß ab. „Da es," sagt er, „nicht in meiner Natur lag, mich durch meine Aemter zu bereichern, und es nicht von mir abhing, mich viel mit Literatur zu beschäftigen, so hat dieser doppelte Umstand zur Folge gehabt, daß ich weder meinen Beutel, noch meinen Schreibzeug gefüllt habe. Nach der Revolution mußte ich aber doch für meine Nahrung sorgen. Ich hatte etwas Silberzeug, dies verkaufte ich; einiges Geschmeide, auch dies veräußerte ich; einige Möbeln und andere Ueberbleibsel meiner kleinen verschwundenen Größe, auch dies ging darauf. Alle diese Opfer brachte ich ohne Bedauern, und ich kann sagen, ohne Murren. Aber bald hatte ich empfindlichere Prüfungen zu bestehen. Ich besaß eine Bibliothek, die ich mit meinen im Kollegium erhaltenen Preisen begonnen und jährlich durch neue Anschaffungen vermehrt hatte; ich opferte zuerst die schönsten Bände auf, dann folgte ein Brett, sodann ein zweites, ein drittes, und auf diese Art sagte ich allmählich der Hälfte meiner Bibliothek Lebewohl." Roger erzählt ferner, wie er eben darauf ausgegangen, auch die andere Hälfte zu veräußern, als ihm sein Freund Charles Nodier gerathen habe, es nicht zu thun und lieber seine Schriften zu sammeln und herauszugeben; der gute Freund hatte sich sogar erboten, der Herausgeber derselben zu werden und die Sammlung zu bevorworten, was denn auch geschehen ist. Die beiden Herren müssen aber eine hohe Meinung von der Gutmüthigkeit des Publikums haben, wenn sie sich einbilden, es werde die unbedeutenden Schriften des Herrn Roger mit einem solchen Eifer kaufen, daß er dadurch aus aller Verlegenheit komme. Warum schreibt der Akademiker nicht ein vortreffliches Werk, das keines Vorwortes bedarf? Warum hat er sich während seines Einflusses nicht bei allen Parteien beliebt zu machen gesucht? Allerdings ist die Lage eines Mannes, der bei seinen hohen Aemtern nichts gespart und auch wenig in der Literatur geleistet hat, und dennoch von letzterer leben soll, beklagenswerth; Roger ist aber immer ein Parteimann gewesen; seine Partei sollte ihm folglich auch aushelfen, sie hat aber leider zu Vielen zu helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Juli 1834.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund;
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Andrem nicht, den Mund.

Uhland.

Lieder von Adolph Stöber.

Lieder und Poet.

Ein Festgelage steht bereit,
Ein Liederbuch voll Herzlichkeit
Kreist in der Tafelrunde.
„Glückselig ist fürwahr der Mann,
Der solche Lieder singen kann
Aus tiefstem Seelengrunde.

Der hält wohl edle Weine viel,
Der mit so lustighellem Spiel
Vom goldnen Wein gesungen!
Dem ist ein treues Mädchen gut,
Deß Lieder von so warmer Glut
Der Liebe sind durchdrungen!

Dem blüht wohl eine holde Trift,
Der mit so farbenheller Schrift
Weiß Gottes Welt zu schildern!
Der führt ein lustig Wanderloos,
Der scherzen kann so leicht und los
In frischen Reisebildern!“

Sie rufen's all' im frohen Kreis.
Am Fenster plötzlich flüstern leis
Die losen Mädchenzungen:
Ei seht, wie täppisch und wie links!
Der stolpert an den Steinen rings;
Zu Hilf dem guten Jungen! —

Ihr Mägdlein, über den ihr lacht,
Der hat die Lieder all' erdacht,
Die euer Herz erfreuen.
Der Träumer eilt in sein Gemach,
Hat Liedersaamen tausendfach
Auf's Neue zu verstreuen.

Der trinkt sich keinen Rausch fürwahr!
Er singt beim Wasser frisch und klar
Von goldnem Wein und Reben.
Das Wandern auch ist nicht sein Theil;
Er sizt im Kämmerlein, derweil
Er singt vom Wanderleben.

Auf graue Dächer sieht er nur,
Derweil sein Lied durch Maienflur
Und grüne Wälder schreitet;
Kaum daß vom niedern Sims herein
Ein frischer Topf Gelbveigelein
Den süßen Hauch verbreitet.

Einſam, vergeſſen und verſchmäht
In ſeiner Kammer ſizt er ſtet,
Ein Liebchen hat er keines.
Und wenn dich, Mädchen, ſein erbarmt,
Dieweil ihm noch kein Herz erwarmt —
Geh hin und bring' ihm deines.

Der Dichter an ſeine Braut.

Hab' dir heute viel zu ſagen,
Schweres liegt am Herzen mir;
Drum ſoll dieſes Liedchen tragen
Meine Botſchaft hin zu dir.

Jüngſt, mein Lieb, erklärte bündig
Mein Familiengericht:
Ich ſey ganz und gar unmündig,
Und zum Haushalt taug' ich nicht.

Meint' ich doch, wer alſo luſtig
Singen, küſſen, trinken kann,
Sey des Mundes nicht verluſtig,
Sey ein mündig wackrer Mann!

Doch ich will mich gerne ſchicken,
Willſt du, Lieb, mein Vormund ſeyn;
Denn in deinen klugen Blicken
Hol' ich treulich Rath mir ein.

Siehe, meinen leichten Bündel
Uebergeb' ich dir zur Stund,
Fügſam will ich als dein Mündel
Hangen ſtets an deinem Mund.

Ihr Angeſicht.

Schweigeſelig Kind, ſie lügen:
Sprachlos iſt dein Angeſicht!
Ach, in deinen holden Zügen
Wiſſen ſie zu leſen nicht.

Aber mir iſt ſchon der Titel
Deiner frommen Stirne kund:
Von dem Frieden ein Kapitel
Leſ' ich aus dem klaren Rund.

In den Augen aufgeſchlagen
Iſt mir auch der Liebe Buch,
Und vernehmlich hör' ich ſagen
Manchen Offenbarungsſpruch.

Auch dein Mund, von Geiſte loht er,
Vieles ahnen läßt er mich,
Sinnig, als ein roſenrother,
Lieblicher Gedankenſtrich.

Bin ich müd' des ſchweren Sinnes,
Bin ich leſ'- und denkematt,
Dann im Grübchen deines Kinnes
Find' ich Punkt und Ruheſtatt.

Die Straſse über das Wormser Joch.

(Fortſezung.)

In der dritten Galerie, die ganz durch den Felſen geſprengt iſt, kommt man an eine Stelle, wo eine natürliche Höhle ſich gegen den Abgrund öffnet und wo ein Waſſerfall ſich hinabſtürzt, unter dem man ganz wohlbehalten hinwegfährt. Ueberall hört man das Rauſchen verborgener Quellen, das Toſen von Waſſerfällen, ohne ſie zu ſehen. Der Quell der Adda ſpringt aus einer runden Oeffnung des Felſens in beträchtlicher Höhe und ſchon ſehr waſſerreich hervor und gewährt einen maleriſchen Anblick. Mit der Adda wird die Gegend freundlicher; der holde Name erinnerte mich unwillkührlich an Lord Byrons Tochter und eines ſeiner rührendſten Gedichte. Das anmuthige Grün des Valtelins, das nun ſchon das Auge zu erfreuen begann, erhöhete noch dieſe poetiſche Stimmung. Rechts auf einer ſchroffen Spitze liegen alte Gebäude. Hier ſtrömen die Heilquellen von Bormio, die denen von Karlsbad ähnlich ſeyn und ihnen in der Kraft durchaus nichts nachgeben ſollen. Unweit davon liegen einige elende Hütten und ein paar Kirchen; man ſieht keine weißgetünchte Mauer mehr, kein rothes Dach, keine grünen Läden, kein freundliches Thor, Alles trägt die Farbe von dem Schmuze des Weges, dem Staube der Straße. Jahrhunderte lang waren dieſe ſtarken Heilquellen faſt unbeſucht; nur wenige Reiſende kamen dahin auf dem gefährlichen Saumſchlag über das Wormſer Joch, der ſich der jezigen Straße gegenüber, hart am Fuße der Gletſcher hinzog. Die Landleute der Gegend wollen behaupten, man hätte dort die Straße mit leichterer Mühe, gefahrloſer und dauerhafter anlegen können. Die jezige Frequenz, die viele Fremde, beſonders Engländer hieher zieht, hat die Unternehmer der Straße veranlaßt, in der Nähe der Heilquellen, an einem reizenden Abhang, ein ſtattliches Gebäude aus Stein, in guten Verhältniſſen aufzuführen, das ſeiner Vollendung bereits nahe iſt. Verbinden ſich einige ſchattenreichen Alleen damit, woran es jezt in dieſer Gegend noch gänzlich fehlt, ſo wird es ein angenehmer Aufenthalt auch für andere Badegäſte werden, als Italiener aus den nahgelegenen Thälern, die bis jezt allein dies treffliche Bad benuzten. Von dem neuerbauten Hauſe hat man die Ausſicht in das von der Adda durchſtrömte Thal, das mit üppigem Grün prangt und

am Flusse viele freundliche Orte zeigt. Die Biegung, die das Thal macht, theilt dasselbe in das Val di Sotto und Val di dentro, wie es von den Landleuten benannt wird.

Die Straße läuft nun gemächlich in die Ebene des Thals aus, an deren Seite die Stadt Bormio liegt, die keinen übeln Prospekt zeigt, obgleich sie im Innern schmutzig, eng und winkelig ist. Alles sagt uns hier, daß wir uns in Italien befinden. Die ärmliche Reinlichkeit in Trosoi, die Sorgfältigkeit und Aufrichtigkeit der Bewirthung sind hier nicht mehr anzutreffen, und uns empfängt ein anspruchvoller Schmutz, ein Luxus voll Unrath, und eine Höflichkeit, die nach Eigennutz riecht. Die schlechtesten Zimmer werden uns angewiesen, und erst, nachdem wir zufällig erfahren, daß bessere vorhanden sind, müssen wir sie durch Lärmen und Schelten ertrotzen. Die Leute haben ein wildes, unordentliches Aussehen. Der Koch schielt und sieht einem Zigeuner gleich, die Mägde tragen die dicken, pechschwarzen Haare fliegend im Nacken, der Küchenzettel ist groß und läßt viel hoffen; als wir aber nur zwei Speisen bestellen, so finden wir sie fast ungenießbar. Der Schmied des Ortes, der unsern Radschuh ausbessert, gibt vor, zehn Pfund Eisen darauf verwendet zu haben, und läßt sich die Arbeit wie ein Goldschmied bezahlen, und der Postmeister, ein geborner Deutscher, sagt seufzend: er glaube ein großer Sünder zu seyn, da er verdammt sey, unter diesen Leuten zu leben. So stellte sich uns Bormio bei unserm kurzen Aufenthalte dar; es ist möglich, daß es bei längerer Bekanntschaft gewinnt, auch glauben wir, daß ein zweiter Gasthof, „zum Lamm," dessen Aeußeres sehr freundlich war, uns eine bessere Aufnahme gewährt haben würde.

Am andern Tage gingen wir über das Joch zurück, an all den Wundern wieder vorbei. Der Ortelos hatte sich in Wolken gehüllt, und als eine ganz besondere Artigkeit war es zu betrachten, daß er, wie zum Abschiede, seine Spitze uns noch einmal enthüllte. Reisende, die einige Stunden später denselben Weg machten, haben nicht das Geringste von ihm zu sehen bekommen. — Schon Napoleon faßte den Plan, eine Straße von Tyrol in das Veltlin zu führen. Er wollte jedoch das Wormser Joch umgehen und sie von Spondalunga seitwärts über den Monte Braglio in das Münsterthal lenken. Man behauptet, dies wäre zweckmäßiger und leichter gewesen, wunderbarer jedoch sicher nicht. Der Postdirektor von Innsbruck, ein Postoffizier und der Postmeister von Mals waren die ersten, die mit der Post die Straße bereisten. Nie zuvor war in Bormio ein Posthorn erklungen, da nur das Geläute der Saumthiere Ankömmlinge zu verkündigen pflegte. Der Postillion mußte von einem Ende der Stadt bis zum andern blasen und klatschen, und die Einwohner stürzten aus den Häusern, um die fröhliche Neuigkeit anzustaunen, die sie von nun an mit fernen Gegenden in nahe Verührung setzen sollte, und ihr abgeschlossenes Thal mit der Welt in Verbindung brachte. Und nur wenige Jahre sind seitdem verstrichen. Noch nicht lange ist es her, daß dort, wo jetzt eine heitere Gesellschaft von rüstigen Pferden sich hinaufziehen läßt, die einsamen Wanderer ängstlich und schwindelnd emporklommen; daß kunstvolle Ingenieurs mit Lebensgefahr dort ihre Messungen vornahmen, und Tausende von Arbeitern, an Stricken hängend, oder auf schwanken Brettern über Abgründen schwebend, diesen Riesenbau vollendeten. Augenzeugen vermochten das Gräßliche dieses Anblicks nicht arg genug zu schildern. Dessenungeachtet hat sich während der Arbeit kein Unglück zugetragen, und außer dem Postmeister auf den Wandeln soll, so lange nun die Straße bereist wird, nur Ein Mensch verunglückt seyn. Im vorjährigen Herbste nämlich war ungewöhnlich früh viel Schnee gefallen, und die Postillone, welche zwei Reisewagen hinüberführten, entdeckten oberhalb Spondalunga, daß Gefahr vorhanden sey. Sie hielten an einem sichern Orte und gingen, von den Reisenden begleitet, voraus, um das Terrain zu rekognosciren, während den im Wagen zurückgebliebenen Damen anempfohlen wurde, sich ruhig zu verhalten und ihre Rückkunft zu erwarten. Neugier und Angst trieben die Damen jedoch, dies Verbot zu übertreten; sie folgten den Männern, welche die Lawine schon kommen sahen und ihnen zuriefen, schnell zurückzulaufen. Eine von ihnen verstand den Zuruf nicht und lief weiter; die stürzende Lawine erfaßte sie, warf sie ein paar Mal herum und zerbrach ihr ein Bein. Sie mußte in Skums, am untern Ende der Straße, kurirt werden und kehrte an der Krücke in ihr Vaterland zurück. Es ist wahrhaft tröstlich, auf dem ganzen langen Wege von Prad nach Bormio keinem jener frommen Bilder zu begegnen, die so manche andere Straße einfassen, und den zufälligen Tod armer Reisenden auf eine rohe Weise versinnlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

München-Athen.

Die Najaden und Nixen unserer Isar haben wirklich die Hände voll zu thun, wenn sie Alpenblumen und Eichenlaub genug herbeischaffen wollen, um den Ehrenkranz fertig zu flechten, der bestimmt ist, unsere Kunststadt zu umschlingen. Haben sie das schöne, künstliche Gewinde mühsam vollendet, so ist das Ganze viel zu eng, um München zu umfassen; während der Arbeit hat sich wie durch Zauberschlag die Stadt um ein Drittheil erweitert; die schöpferische Kunst hat, wie durch Laune oder Zufall, ein neues Saatkorn hier und dort, innerhalb oder außerhalb des Burgfriedens

fallen lassen, und bald ist der Saame auch im Aufkeimen und verspricht eine herrliche Prachtpflanze zu werden. Mögen jetzt Brachfelder, Sandsteppen, Haide und Moor zwischen der Stadt und einer solchen neuen Prachtschöpfung liegen — unsere Stadt kriecht ihr nach und erklärt, sie beginne da oder höre da auf, wo auch die Pracht und die Herrlichkeit anfängt oder aufhört; auf diese Weise wird München sich wahrscheinlich nach einigen Decennien, wenn auch nicht hinsichtlich der Population, doch gewiß hinsichtlich des Umfanges mit den größten Städten messen können. — Man glaubte bisher, die Glyptothek, die Pinakothek und die Ludwigskirche bilden den äußersten glänzenden Saum von München, man hielt diese Prachtmonumente immer für kolossale Meilensteine oder Wegsäulen, worauf das: „bis hieher und nicht weiter!“ mit goldenen Hieroglyphen eingegraben sey; aber weit gefehlt! Die Schwingen der Kunst rasten nimmer, sie strecken und dehnen sich in die Weite. Oben auf der Sendlinger Höhe, welche terrassenförmig die Oktober- oder Theresienwiese begrenzt, wird sich ein Bau erheben, so großartig und unsterblich, als die Größe und Unsterblichkeit, der er geweiht seyn soll. Ob er Walhalla, Tempel des Ruhms, Pantheon, Westminsterabtei oder wie sonst noch genannt werden soll, kann ich in diesem Augenblicke wirklich nicht berichten, denn das Ganze ist bisher noch ein Geheimniß, wenn auch ein öffentliches. Man spricht wohl ziemlich allgemein davon, aber immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit; man kennt schon die ganze Einrichtung, man ist im Stande, bis auf den letzten Heller den Kostenaufwand zu berechnen, man weiß, wann es angefangen, wann es vollendet seyn wird; aber Alles bleibt, wie sich's von selbst versteht, entre nous. Mit dem besten Willen von der Welt darf ich daher von dem Geheimniß nicht mehr mittheilen, als daß ein solches Geheimniß überhaupt existirt, und daß die Sache, die sich so und so verhält, nun einmal geheim gehalten werden soll. Hier oben soll auch, wie die kolossale Pallas Athene auf der Akropolis, eine eben so kolossale Bavaria von 80 bis 90 Fuß Höhe aufgerichtet werden, der man bis in den Kopf wird hinaufsteigen können, um aus den Augenöffnungen ganz München, einen großen Theil von Altbayern, die Alpen u. s. w. zu übersehen. Wie die Pallas des Parthenon, so wird auch gewiß diese Bavaria ihren Phidias finden. Blickt nicht auch unsere Bavaria von ihrer Sendlinger Höhe, wie einst Athene von der Akropolis, hinab auf eine ganze Stadt voll Athenienserm? Liegen ihr nicht auch hier griechische Stoen, Tempel, Odeen u. s. w. zu Füßen, so erhaben und so prächtig, wie nur immer die Stoa Basilios, Poikile, der Tempel des Apollo Lykios, das Odeon des Perikles u. aa. zu Athen seyn konnten? Sprechen nicht schon die Obsthändlerinnen und Fischweiber auf dem Victualienmarkte von Argos, Korinth, Arkadien, Lakonien, wo sie vielleicht eine Tochter, ein Bäschen oder Nichtchen haben, welche, getrieben von dem Drange, klassischen Boden zu betreten, den neuen Argonautenzug als Marketenderin mitmachte? unterhalten sie sich nicht schon von Naxos, von der Arethusa, von Marathon, Delphi, von der castalischen Quelle u. s. w., wovon der Herr Vetter Grenadier, Schütze oder Musketier gelehrte und rührende Geschichten geschrieben, mit einer solchen klassischen Sicherheit, daß es dem vorüberwandelnden Philologen sonderbar und wehmüthig zu Muthe werden muß? Können wir nicht mit Bestimmtheit erwarten, daß eine nach Hellas gezogene Freiwillige und bei ihrer Rückkunft mit einer Anthologie neu aufgefundener Fragmente lesbischer Poesien, Dithyramben und Päane beschenkten werde, die gewiß gelehrter und kritischer behandelt sind, als die bekannte Madame Dacier ihren Tacitus behandelt hat? Haben wir nicht auch unsere Phidias, Polyklet, Myron, Praxiteles, Apelles u. s. w.? Hat unsere Isar denn nicht wirklich einige Aehnlichkeit mit dem Ilissus? Fehlt uns also überhaupt noch etwas, um uns zu Athenienern und die Münchener Bavaria zur vollständigen Athene zu machen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Chateaubriand. Der Constitutionnel.

Chateaubriand befindet sich in einer ähnlichen Lage wie Roger, und vielleicht ist die seinige noch schlimmer, als die seines akademischen Mitbruders; denn er ist an einen größern Aufwand gewöhnt und steht auf einem höhern Standpunkte; ihm muß aber seine Genialität aushelfen, wie sie bisher immer gethan. Seine Hauptstütze sind jetzt seine Memoiren, die aber wahrscheinlich nie werden vollendet werden. Durch halb vertrauliche Mittheilungen ist das Publikum bereits von dem Inhalte derselben in Kenntniß gesetzt; auch hat es schon geheißen, eine englische Kompagnie habe das Manuscript für mehr als eine halbe Million Franken angekauft, jedoch sich dabei der Bedingung unterwerfen müssen, die Memoiren erst nach seinem Tode herauszugeben. Es gibt aber schwer zu überredende Leute, welche an der Wahrheit dieser Aussage zweifeln und die englische Kompagnie als noch nicht vorhanden, sondern bloß als erwünscht betrachten; vielleicht, meinen sie, habe die prunkende Ankündigung in den Zeitungen bloß zum Zwecke, die Bildung einer französischen oder englischen Kompagnie zu befördern. Auch zweifelt man sehr daran, daß Chateaubriand noch im Stande ist, wichtige Aufschlüsse über sein Leben oder über seine Zeitgenossen zu geben, da er bereits in seinen Schriften sehr viel von sich und von Andern gesprochen hat, und zwar so gut, daß sich nicht erwarten läßt, er werde noch besser von beiden sprechen. — Unter die gefallenen Größen gehört auch das Journal le Constitutionnel; nicht als ob es nöthig hätte, daß ihm eine Kompagnie oder eine Partei zu Hülfe eile, denn es ist noch immer eines der gelesensten Journale in Frankreich; allein beinahe die Hälfte der frühern Abonnenten ist fort, und auch das Ansehen, das sich dieses Blatt zur Zeit der Restauration errungen hatte, ist gesunken; dazu muß es beständig den kleinern Tagblättern zur Zielscheibe ihres Spottes dienen; sie verfolgen den Constitutionnel unaufhörlich mit Witzeleien und Karrikaturbildern. Seit der Julirevolution hat bekanntlich dieses Blatt eine Mittelfarbe zwischen Ministerialismus und Unabhängigkeit angenommen, die keiner der beiden Hauptparteien gefällt und die als eine Art von Ueberläuferei betrachtet wird; daher ist unter den Exaltirten mehr Erbitterung gegen den Constitutionnel, als wenn er ein entschieden ministerielles Blatt wäre. Seine schillernde Farbe rührt aber daher, daß die Herren Etienne, Jay und einige Andere, welche während der Restauration ihres alten Bonapartismus halber zur Opposition gehörten, Freunde der jetzigen Regierung sind und von derselben begünstigt werden. Diese Herren wollen daher nicht feindselig gegen die jetzige Regierung verfahren. Andernseits wollen sie aber auch nicht die Gunst des Publikums verlieren, welches ministerielle Blätter mißtrauisch anzusehen pflegt, und mögen den vormaligen Geist des Constitutionnel nicht ganz ändern. Daher diese Mittelgattung, dieses Auftreten zwischen zwei einander gegenüberstehenden Haufen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Juli 1834.

Schmäht Ihr mich, schöne Frau? Ich kenn' Euch nicht! —
Ich strenge meinen Witz vergeblich an,
Der nicht ein Wort von Euch begreifen kann.

Shakespeare.
Comedy of errors.

Ein spanisches Abenteuer.

An einem Winterabend im Jahr 1830 stieg ich bei strömendem Regen zu Buytrago in einer Posada ab, die vielleicht die beste in Alt-Kastilien auf der Straße nach Madrid seyn mag, in welche ich indessen auch den ungeneigtesten der Leser nicht wünschen möchte. Nachdem ich vor dem Kamin versucht hatte, von einem Ding zu essen, das einem mit Oel zubereiteten Ragout gleich sah und den andern Morgen in der Rechnung als Souper figurirte, ward ich in ein großes Zimmer geführt und freute mich der Aussicht auf einen guten Schlaf, denn ich sah nicht weniger als vier ungeheure Betten. Aber kaum hatte ich sie beim Scheine meines Candils gemustert, als ich mich überzeugte, daß ich, wollte ich anders lebendig aus der Schenke kommen, mich gar nicht niederlegen durfte. Während ich so, weil ich nicht einmal auf einem Stuhl einschlafen mochte, im Zimmer auf- und abging, entdeckte ich einen Schrank und in demselben ein altes, dick mit Staub bedecktes spanisches Buch, das die Ratten zu drei Viertheilen aufgezehrt hatten. Ein Kapitel war indessen so ziemlich ganz geblieben, die Geschichte de la bella Malcasada. Sie vertrieb mir den Rest der Nacht sehr angenehm, und ich denke, auch der Leser soll sich gerne einmal wieder, wäre es auch nur zur Abwechslung, in das Novellenreich des Cervantes und Lesage versetzen lassen, in jene Welt der glühenden Leidenschaften, rasender Liebe, Eifersucht und Rache, der untreuen Weiber, der geschlossenen Sänften, Strickleitern, Schleier und blanken Klingen.

* * *

— — Don Andres trank ein Glas Limonade, strich sich den Schnurrbart und begann wie folgt:

Seit ich im Jahr 16.. das Heer in Flandern verlassen und mit meinem Bruder meinen Wohnsitz in Valladolid aufgeschlagen hatte, war ich auf nichts weniger bedacht, als den Aufenthalt in dieser Stadt zu benutzen, um den Großen den Hof zu machen. Das Geschäft jener rührigen, rastlosen Leute, welche, vor Tag aus den Federn, des Augenblicks harren, wo, nachdem die Sonne aufgegangen, auch der Minister aus seiner Kammer hervorgehen wird, war nicht meine Sache; jung und leichtsinnig wie ich war, hatten Ehrgeiz und Neigung bei mir eine ganz andere Richtung. Eitel auf mein Aeußeres, kannte ich nichts Herrlicheres als den glänzendsten Putz, gestickte, mit zahllosen Knöpfen besetzte Kleider, Federn, Bänder, Ketten. Im höchsten Glanze in Konzerten, auf Spaziergängen, in Spielhäusern und im Schauspiele aufzutreten, das war meine Welt. Unter solch eitlen Zerstreuungen hatte ich die ersten Sommermonate zugebracht. Da ging ich einmal, gegen Ende

Auguſts, an einem drückendheißen Tage, mit Einbruch der Nacht auf den Prado, ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen. Ich kam an der Kirche St. Magdalena vorbei und trat ein, um das Weihwaſſer zu nehmen und mein Ave Maria zu ſprechen, und als ich damit fertig war, da ſtieß mir das ſeltſamſte Abenteuer auf, das mir in meinem Leben begegnet iſt.

Auf dem Platze wimmelte es von Wagen, und die eine Reihe zog dicht am Kirchenportal vorüber. Es dauerte mir zu lange, und ungeduldig wollte ich mich eben zwiſchen zwei Fuhrwerken durchdrängen, als, da ich am Schlage des einen wegging, auf einmal eine verſchleierte Dame, die darin ſaß, die Hand herausſtreckte und mich ſachte am Mantel zog. Ich war überraſcht, hatte indeſſen doch den Hut gezogen und wollte die Unbekannte fragen, ob ich ihr mit etwas dienen könne; ſie kam mir aber zuvor, neigte ſich zu mir nieder und ſprach mit leiſer Stimme: „Seit mehr als vierzehn Tagen, Don Andres, ſuche ich Gelegenheit, Euch zu ſprechen. Wundert Euch nicht, Solches aus meinem Munde zu hören: längſt haben meine Augen und mein Herz Bekanntſchaft mit Euch gemacht. Wie gerne möchte ich mich ſchon jezt ganz gegen Euch ausſprechen; es wäre aber Raſerei, dies Wagniß zu beſtehen, bevor ich beſſer erprobt, was für ein Mann Ihr ſeyd. Dringend bitte ich Euch, meiner Warnung ein aufmerkſames Ohr zu ſchenken und mir meine Offenheit zu gut zu halten. Es fällt mir ſchwer, Euch etwas zu ſagen, was Euch weh thun mag; ich denke aber, wenn meine Worte hart und ſtrenge ſind, ſo ſollt Ihr mich in Eurem Herzen entſchuldigen, wenn Ihr ſeht, daß nur der wärmſte Antheil ſie mir eingeben konnte.“

Hier machte die verſchleierte Dame eine Pauſe, wie denn bange Seufzer ſchon mehr als einmal ihre Rede unterbrochen hatten. Was mich betrifft, ſo war meine Verwunderung mit jedem ihrer Worte größer geworden, und zehnmal hatte ich gemeint, ſie wolle ſich über mich luſtig machen; als ſie aber in ihrem Sermon weiter fortfuhr, machte dieſe Vermuthung bald der äußerſten Verlegenheit Platz. „Hört, Don Andres,“ ſprach ſie jezt mit feſterer Stimme, „ohne weitere Umſtände ſey es geſagt: meine Stellung in der Welt, mein Rang iſt von der Art, legt mir ſolche Rückſichten auf, daß ich mich nimmermehr unzuverläſſigen Händen anvertrauen kann. Wie wolltet Ihr aber meine Ehre wahren, da Euch ſo wenig an Eurem guten Namen liegt? Wer kann auf einen Mann bauen, der keinen Begriff vom unſchätzbaren Werth der Zeit hat, und ſie auf heilloſe Weiſe vergeudet? Um hoher Auszeichnung würdig zu ſeyn, iſt es nicht genug, daß man Edelmann, daß man Ritter iſt; mit den ſchimmernden Eigenſchaften müſſen ſolide Hand in Hand gehen. Ihr habt ein ſehr vortheilhaftes Aeußere, und das hört Ihr von mir nicht das erſte Mal, nicht wahr? Wollte nur Gott, mit Eurem Innern wäre es gleich gut beſchaffen! Doch da fehlt viel. Einmal ſeyd Ihr jähzornig und vorſchnell; kein Tag vergeht, wo Ihr nicht in der Hitze Eure Leute mißhandelt, über jede Kleinigkeit wollt Ihr aus der Haut fahren. Das iſt nicht gut, Don Andres! Wer etwas auf ſich hält, ſoll ſich, wenn er noch ſo ſehr Grund zur Unzufriedenheit hat, nicht zu weit fortreißen laſſen, und Amor vollends, mein Freund, kann ſolche Befehlshaberei gar nicht vertragen; er iſt ein Kind, bei dem man mit ſanftem Wort und Weſen viel weiter kommt. — Doch weiter! Sagt mir, um's Himmels willen, wie kann man eine ſolche Lebensweiſe führen? Habt Ihr Euch in den Kopf geſezt, die Zeit geradezu umzukehren? Aus Nacht macht Ihr Tag und aus Tag Nacht; Ihr eßt und ſchlaft keinmal wie das andere; nehmt Ihr einmal ein Buch in die Hand, ſo geſchieht es juſt nach Tiſche, wo Kopfarbeit Gift iſt; Alles treibt Ihr gerade umgekehrt wie andere Leute. Nichts davon zu ſprechen, daß dieſe Lebensweiſe Eurem Beutel erſtaunlich wehe thun muß: wo iſt die Geſundheit, die felſenfeſt genug wäre, um dabei nicht zu erliegen?“ —

(Die Fortſezung folgt.)

Die Straſse über das Wormser Joch.

(Beſchluß.)

Die Civilingenieurs, welche die Straße erbauten, heißen Noli, Paoli und Tallachini. Ich ſchreibe die Namen, die ich nie gedruckt geleſen, nach dem Gehör, und weiß daher nicht, ob die Orthographie richtig iſt. Noli, ein kenntnißreicher junger Mann von zwanzig Jahren, wurde kürzlich beim Bau eines Theaters von einem herabfallenden Balken erſchlagen. Der kaiſerliche Ingenieur Lambertenghi, eine halbe Stunde von Bormio wohnend, führt nun die Oberaufſicht. Außerdem ſind auf Franzenshöhe ſtets zwei Ingenieuroffiziere, ein Deutſcher und ein Italiener. Die Erhaltung der Straße iſt auf eine gewiſſe Zeit den Unternehmern überlaſſen. Es hat ſich jedoch vielen Sachverſtändigen die Beſorgniß aufgedrängt, daß dieſe kaum im Stande ſeyn dürften, ihre Obliegenheit ihrem ganzen Umfange nach zu erfüllen. Die Koſten, die erfordert werden, ſind zu überſchwenglich, der Boden iſt an einigen Stellen, auf der deutſchen Seite, zu ungünſtig, der Kampf mit den Elementen während des Winters unausbleiblich und verheerend. Zu Anfang des Juni fand ich die beſchädigten Punkte am höchſten Theile des Joches noch nicht ausgebeſſert und nur wenige Arbeiter dabei beſchäftigt. Das ſchützende Geländer, das den ängſtlichen Reiſenden den meiſten

Trost gewährt, war [illegible] sehr mangelhaft, und die Straße hatte sich hie und da mit ihrer gemauerten Stütze tief in den weichenden Sandboden hineingesenkt. Man sagte mir jedoch, daß bald Arbeiter genug vorhanden seyn würden, um dann binnen vier Wochen, wo eigentlich die Route recht lebhaft zu werden anfängt, Alles in den besten Stand zu setzen.

Die Regierung Kaiser Franz des Ersten bezeichnen viele segensreiche, großartige Unternehmungen, unter denen die merkwürdigsten Straßenbauten, Römerwerke übertreffend, obenan stehen. Zwei davon schenkte er bereits Tyrol: die durch das Pusterthal über Ampezzo nach Venedig, und die hier beschriebene nach Bormio. Eine dritte wird so eben in dem Paß von Finstermünz abgesteckt, und auch diese soll kühn über die Felsen geführt werden. Für das Leben sind diese Werke von großer Bedeutung; die Verbindung wird gefördert, das Reisen wird bequem, es werden Fremde und Geld in's Land gezogen. Wenn aber alle Straßen gebaut seyn werden, jedes Thal besucht, jede Schlucht durchforscht, an jedem Alpenraine, wo jetzt die gastliche Hütte dem Wanderer sich öffnet, ein städtisches Gasthaus stehen wird mit gewinnsüchtigen Wirthen und pfiffigen Kellnern, die auf die Gletscher und Wasserfälle in ihrer Nähe spekuliren, dann wird auch Tyrol, wie jetzt schon die Schweiz, Vieles von seinen natürlichen, unnennbaren Reizen eingebüßt haben. Bis dies aber eingetreten seyn wird, können noch viele Jahre vorübergehen. Jetzt hat Tyrol noch seine abgeschlossenen Thäler, zu denen man nur über steile Jöcher (Bergrücken) gelangt, die so unentweiht, so heiter natürlich, so still und heimlich daliegen, daß jeder Reisende, der sie betritt, sich überreden möchte, er sey der Erste und habe sie entdeckt. Die Naivität dieser Thalbewohner grenzt an den schmucklosen Reiz der wilden Kindlichkeit der Urbewohner Amerikas, ist aber noch um Vieles anziehender für uns, da diese lieben Naturmenschen unsere Landsleute sind und Deutschland uns an seiner Grenze noch so holde Schönheiten bietet, um uns zurückzuhalten und uns von dem ewigen Drange nach der Fremde zu heilen, der uns Allen leider angeboren ist. Eine Reise durch Tyrol ist sehr belohnend; doch verstehe ich darunter nicht einen Besuch bei den Jodlern des Zillerthals, einen Aufenthalt in Innsbruck und die Fahrt auf der Poststraße nach Botzen. Das Oetzthal, schöner als Chamouny, mit den prachtvollsten Fernern, muß man sehen, über den Jauffen zu den starken Passeyern steigen, das gewerbsfleißige, liebliche Stubay, und Gröden, mit seiner wunderbaren, babylonischen Sprachverwirrung (das sogenannte Ladinische), das Paradies von Meran, mit seinen theatralisch kostümirten Landleuten, das herrliche, wenn gleich rauhere Pusterthal muß man besuchen. Alles ist schön, Alles ist anders. Und welch ein Abstand, wenn man das italienische Tyrol bereist! Das hochgelegene Nonsberg (Val di Nono), und Sulzberg (Val di Solo), bergigt und hügeligt, eine unabsehbare Reihe freundlicher Wohnungen und üppiger Felder, durch Schluchten und Abgründe geschieden; dazwischen treffliche Gesundbrunnen und Bäder, die man in Deutschland kaum erst dem Namen nach kennt. Selbst Liebhaber von Abenteuern können hier ihre Rechnung finden, denn die einsamern Gebirgspfade im italienischen Tyrol zeigen alle Erscheinungen des wirklichen Italiens, und es wird rathsam, hier größere Maulthierkaravanen zu bilden.

Der Engländer Inglis und der Franzose Mercy haben zwar das Verdienst, die Blicke zuerst auf Tyrol hingelenkt zu haben, doch waren sie als Ausländer nicht im Stande, ihren Gegenstand nach allen Richtungen zu erschöpfen, und namentlich für Deutsche ein genügendes Bild davon zu entwerfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

München-Athen.

München und Athen hat das früheste Fatum und die neueste Geschichte nun einmal eng zusammengeknüpft; finden wir nicht, ohne gerade eine kühne philologische Hypothese aufzustellen, unser München schon im alten Athen? Was ist Munychia, die Hafenstadt Athens, denn anders als München? Wer die halbbrechenden Ableitungsversuche unserer Philologen kennt, wird leicht einsehen, wie einfach und wie wahr diese Etymologie hier an den Tag gebracht, und daß hier keineswegs zu viel gewagt sey. Unsere Münchener vergessen freilich nicht selten, daß sie Athenienser sind, oder sie erweitern den attischen Dialekt auf eine etwas gar zu willkührliche Weise. So schreiben die meisten hiesigen attischen Blätter Lythographie, und neulich sahen wir sogar auf dem Kunstvereine das Modell zu einem öffentlichen Brunnen unter dem Namen „Hypocrens-Quelle" ausgestellt, wo mein Athenienser doch hätte wissen sollen, daß er sein Werk eigentlich Hippokrene (Roßquelle) nennen wollte. Doch möglich, daß sich bei den alten Athenienern, wenn sie Tagesblätter und einen Kunstverein gehabt hätten, auch dann und wann ein Donatschnitzer eingeschlichen hätte. So viel für's Erste von diesem beabsichtigten großartigen Bau, dem man noch immer ein „dicitur" oder „narratur" vorsetzen muß. Später ein Ausführlicheres und Näheres.

Auch mitten in unserm englischen Garten hatten wir bisher ein solch räthselhaft verpupptes Geheimniß. Es wurde dort vor unsern Augen ein rundes, mit zierlichen Nischen versehenes, festes Mauerwerk aufgeführt; doch je höher der Bau stieg, desto höher wurde er auch mit Erde, Schutt und Kies überworfen, so daß bald ein bedeutender, geheimnißvoller Hügel dastand. Aus dieser mystischen Puppe entfaltet sich jetzt ein gar sonderbarer, anomaler Schmetterling, der nur einen einzigen Flügel hat, dem es an schillernden Farben nicht fehlen wird. Es wird hier oben nämlich, auf dem Grunde des eben erwähnten Mauerwerks, ein Monopteros, ein Rundtempel mit einem Flügel, dessen Aeußeres, wie die antiken griechischen Tempel, mit bunten enkaustischen

Farben geſchmückt werden ſoll, als ein würdiges Denkmal dem erſten Gründer des engliſchen Gartens, dem Kurfürſten Karl Theodor, errichtet. Neben den Denkmälern von Rumford und Skell werden wir jezt mit dieſem neuen Monumente die ganze Geneſis des prächtigſten Parks in leſerlichen Zügen vor uns haben.

Da die Sendlinger Anhöhe eine ſtarke Viertelſtunde weſtlich von unſerer Stadt und der engliſche Garten am entgegengeſezten Ende gegen Nordoſt liegt, ſo werden Sie ſich leicht vorſtellen können, daß unſere blonden Najaden, welche Claude Lorrain oft am einſamen Geſtade ihres Stromes belauſcht hat, wirklich nicht Blumen, Laub und Hände genug haben, um den großen Kranz in ſeiner neuen, weiten Ausdehnung für unſere Kunſtſtadt zu winden. Wir haben keine Lorbeerbäume und müſſen mit friſch duftenden Alpenblüthen zufrieden ſeyn, und wahrlich, die ehrlichen, naiven deutſchen Blumen und das friſche Laub aus unſern Wäldern ſtehen der Münchener Kunſt nicht ſchlechter, als die vornehmen exotiſchen Reiſer. — Aber welch ſchadenfroher Satyr hat den ſchönen poetiſchen Kranz heimlich und tückiſch mit Hopfen durchflochten? Klappern mir nicht die zinnernen Deckel von tauſend Maßkrügen um die Ohren? Höre ich nicht Stimmen aller Art ſchreien und jammern: „á Bier, á Bier!“ ſo tragiſch und kläglich, wie nur König Richard ſein „a horse! a horse!“ jammern kann? Tönt mir nicht aus allen Winkeln der Bock- und Judenwalzer entgegen? — O mein Athen, mein Paradies, fahre hin! Wenn doch unſere gelehrten Archäologen, die uns nicht bloß von der Staatshaushaltung der Athenienſer, von ihren Tempeln, Theatern, Akademien u. ſ. w. die ſtrengſte Rechenſchaft geben können, ſondern die auch mit ſcharfem Kennerblick die Garderobe der athenienſiſchen Damen bis in's kleinſte Detail zu unterſuchen pflegen, die das Diploidion und Hemidiploidion bis auf die unſcheinbarſte Falte durchmuſtern, ja die ſich ſelbſt vor dem keuſchen Chiton nicht ſcheuen und mit dem myſteriöſen Gürtel ein gefährliches philologiſches Spiel treiben, die den Deckel jedes attiſchen Suppentopfs lüften, um zu unterſuchen, ob es möglich wäre, auch mit attiſchem Salze eine Suppe zu verſalzen: wenn uns doch alle dieſe hochgelahrten Herren aus irgend einer klaſſiſchen Stelle, durch irgend eine, wenn noch ſo kühne Conjektur nachweiſen könnten, daß die alten Athenienſer Bier getrunken haben und nichtsbeſtoweniger Athenienſer geblieben ſeyen, dann wären wir gemachte Leute, dann könnten wir getroſt und ſtolz jedem Spöttiſchen mit einem: „Non cuique licet adire Corinthum,“ begegnen. Aber unſere Philologen beweiſen nichts und die Münchener trinken noch immer Bier. Das Bier iſt geſund, nahrhaft, unſchuldig, wohlfeil, der Münchener könnte für daſſelbe anführen, was Falſtaff vom Wein ſagt: „Wenn Sekt ein Fehler iſt, ſo helfe Gott den Laſterhaften!“ aber der deutſche Satyr hat es nun einmal zu ſeinem Stichblatte gewählt, er ſezt unſerer Kunſt immer hämiſch das Bier zur Seite, und ſo kommt es, daß man in dem Biere auch die Schattenſeite von München finden will. Der Münchener iſt indes ganz vernarrt in ſeinen Schatten; nehmt ihm denſelben, und er wäre gewiß eben ſo unglücklich und troſtlos, wie Peter Schlemihl, der zulezt Alles hingibt, um ſeinen lieben, verlornen Schatten wieder zu erlangen.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Der Conſtitutionnel.

Was beſonders dem Conſtitutionnel die Sticheleien der ſchriftſtellernden Jugend zuzieht, iſt, daß er immer noch mit altväterlicher Bedachtſamkeit den ſogenannten klaſſiſchen Geſchmack in der franzöſiſchen [redacted] ſteif und feſt vertheidigt und die Romantik, als den alten Regeln der franzöſiſchen Bühne zuwider, ohne Ausnahme verdammt. Nun iſt die Jugend hier, wie anderswo, zugleich romantiſch und liberal, und das ſchöne Geſchlecht ſtimmt, was den erſten Punkt betrifft, ziemlich mit der Jugend überein. Der Conſtitutionnel hat daher eine bedeutende Partei wider ſich, und kann kaum zu Athem kommen, ſo oft muß er zu Felde ziehen, um ſich gegen die witzigen Angriffe ſeiner jugendlichen und lebhaften Gegner zu vertheidigen. Sie haben den Ausdruck desabonniren für ihn erfunden, und behaupten, man dränge ſich zu dem Expeditionsbüreau des Conſtitutionnel, um ſich zu desabonniren. Schon einigemal haben ſie ſich den Spaß gemacht, dieſes Desabonniren bildlich darzuſtellen, wobei denn die ſonderbare Figur des Exponenten und jezt miniſteriellen Etienne nimmer vergeſſen wird. Dieſen Spaß haben ſie noch weiter getrieben und die Beerdigung des verſtorbenen Conſtitutionnel karrikirt. Dieſes Bild nahm ſich in der That ſehr poſſierlich aus. Man erblickte da wiederum Etienne und einige andere Mitarbeiter, welche mit weinenden Augen hinter der hagern Leiche des verblichenen Conſtitutionnel einhergingen. Dieſe Trauer-Ceremonie war mit vielem Witze ausgeführt. Ein andermal wurde die Beerdigung erzählend dargeſtellt, wobei denn wieder viel Witz verſchwendet wurde. Sogar auf die Bühne haben ſie dieſen Spaß bringen wollen, indem ein Vaudeville gedichtet worden war, in welchem der Tod und die Beerdigung eines nicht genannten, aber natürlich Jedermann bekannten Journals dargeſtellt wurde. Der Conſtitutionnel hatte dies aber erfahren und ſich in einem ſehr ernſthaften Aufſatze über die Frechheit ſeiner Feinde beſchwert, welche ſo boshaft ſeyen, Pasquille auf ehrenwerthe Bürger nicht allein zu ſchreiben, ſondern ſogar darzuſtellen. Er hoffte, keine Bühne werde ſich mit ſolch verläumderiſchem Stücke beſudeln. Ich weiß nicht, ob dieſer Aufſatz die Aufführung des entworfenen Schwankes wirklich verhindert hat. So viel iſt gewiß, daß der Conſtitutionnel ſo wenig auf der Bühne, als in der Wirklichkeit zu Grabe gegangen iſt; allein mit ſeiner Klaſſizität wird er heutzutage ſo wenig Seide ſpinnen, als mit ſeinem miniſteriellen Firniſſe. Freilich werden die muthwilligen Journaliſten der kleinen Tageblätter ſobald die Freude nicht haben, ihm zu Grabe zu läuten; aber dagegen wird der Conſtitutionnel auch oft in den Wind predigen und als ein Greis behandelt werden, dem man, ſeiner Mannesthaten halber, in ſeiner jezigen Schwäche Manches zu Gute halten muß. Dg.

Räthſel.

Kaum faßt es ſelbſt ein großer Kopf.
Wenn es vor hundert Brüdern ſteht.
Doch zieht's ein Tropf oft aus dem Topf,
Worin im Kreis umher es geht.

Ein Mancher baut ſein ganzes Glück
Darauf, und ſezt ſein Letztes dran.
Und iſt ihm günſtig das Geſchick,
Noch weiß er nicht, ob er gewann.

Vielleicht noch ärmer als zuvor
Iſt dieſer Arme hintendrein,
Wenn er nicht lernt, kein ſolcher Thor
Wie mancher andre Reiche ſeyn. J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Juli 1834.

Es ist ein Thema, überfließend wie die See; verwandelt den Sand in beredte Zungen, und mein Pferd gibt ihnen allen zu thun.

Shakespeare.
Heinrich V.

Das deutsche und das englische Zugpferd.

Wir haben in Nr. 130 unserer Blätter Bemerkungen eines Engländers über die deutsche und englische Weise, die Pferde anzuschirren, mitgetheilt. Da sich nun dabei der Verfasser auf einen frühern Abschnitt seines Buchs bezieht, haben verschiedene unserer Leser den Wunsch geäußert, vollständig die Ansicht eines so verständigen, vorurtheilsfreien Beobachters über einen Punkt zu vernehmen, in welchem wir die Engländer fast ausschließlich zu bewundern pflegen; und obgleich wir außer Stande sind, die Majorität unsers Publikums zu befragen, geben wir doch, in Betracht der Popularität des Gegenstands, diesem Verlangen gerne nach. Die Theorie des Verfassers bedarf vielleicht hie und da der wissenschaftlichen Berichtigung, und es soll uns lieb seyn, wenn wir den Kennern und Liebhabern des edlen Thiers — und wo wären sie häufiger als in Deutschland? — Gelegenheit zu einer jener Diskussionen gegeben haben, welche so angenehm den Geist beschäftigen, wenn die Materie der menschlichen und göttlichen Dinge erschöpft ist.

Immerhin, sagt der Engländer, stimme ich mit meinen Landsleuten überein, wenn sie die plumpe, scheckige Ausstaffirung eines deutschen Postillons lächerlich finden; unwillkührlich rümpft sich die Nase, wenn man einen Mann zu Pferd mit großen, einfältigen, gelben Troddeln und anderer lästigen Zierrath behängt sieht, welche Himmelbettladen ungleich besser anstehen als einem Reiter; aber, so sauer es mich ankommt, ich muß bekennen, ihre Rosse scheinen mir, für steten, schweren Zug, weit zweckmäßiger geschirrt, als unsere Pferde in England. Schon vor vielen Jahren machte ich die Bemerkung, daß, komme es nun, woher es wolle, die Pferde auf dem Continent ein schweres Fuhrwerk mit weit geringerer Beschwerde einen steilen Abhang hinauf oder über eine weite Ebene ziehen, als die unsrigen. Jeder Unbefangene, der Achtung gibt, mit welch anscheinend geringer Anstrengung drei kleine, schlecht aussehende Thiere nicht allein seinen eigenen Wagen, sondern gar oft jene plumpe, ungeheure Maschine, die französische Diligence oder den deutschen Eilwagen ziehen, wird gestehen müssen, daß etwas dahinter steckt, es sey nun, was es wolle.

Die ganze Ausstaffirung ist indessen so unscheinbar, das hänfene Geschirr ist so plump, die Pferde ohne Scheuleder sehen so wild aus, der Postillon macht so viel Wesen und Lärm, daß man, weit entfernt, der äußern Erscheinung ein Kompliment zu machen, gar sehr sich geneigt fühlt, über dem Ganzen den Stab zu brechen, und ganz unbekümmert darum, ob solche Mähren sich abarbeiten oder nicht, nichts weiter zu denken,

als in England wäre man noch einmal so theuer und mit zehnmal weniger Lärm gereist. Aber es handelt sich hier weder vom Postgeld, noch vom Lärm, denn es kann kein Zweifel seyn, daß jenes bei uns höher, dieser geringer ist. Von was ich Rechenschaft geben möchte, das ist, wie so unansehnliche, schwache Pferde einen Wagen mit so wunderbarer Leichtigkeit einen Abhang hinanziehen können.

Der Kopf des Pferdes wird beim englischen, französischen und deutschen Geschirr auf dreierlei verschiedene Weise behandelt: in England wird er vermittelst des sogenannten Kopfzügels hinaufgezogen, in Frankreich überläßt man ihn seiner natürlichen Lage, in Deutschland wird der Kopf an das Untertheil des Kummts herabgezogen, oder das Kummt ist so eingerichtet, daß das Thier den Kopf nicht aufrichten kann. Nun wird Niemand leugnen, daß das englische Extrem und das deutsche Extrem unmöglich beide richtig seyn können; sehen wir für den Augenblick von der französischen Methode ab, welche wirklich dem Naturzustand entspricht, und betrachten wir, was besser ist; dem Pferde den Kopf hinaufziehen, wie in England, oder abwärts drücken, wie in Deutschland. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist Beides verwerflich; aber der fehlerhaften deutschen Methode liegt doch etwas Rationelles zum Grunde, während wir bei unserer Weise, das arme Thier zu behandeln, uns gegen alle Mechanik versündigen.

Im Naturstande, sich selbst überlassen, hat das Pferd, wie Jedermann weiß, zwei verschiedene Gangweisen oder Stellungen. Kommt ein Mensch, oder ein noch wilderes Thier schnell auf es zu, so fährt es mit dem Kopf in die Höhe, und wie es nun sachte erst vorwärts geht, dann mit gespitzten Ohren dahintrabt, wie es mit schnoppernden Nüstern stolz die Luft einzieht, als freute es sich seiner Freiheit, wie es einen Vorderfuß vor den andern wirft, hat man ein Bild des Zweifels, der Ueberraschung, der Unschlüssigkeit vor sich, und unter dem Einfluß dieser Gefühle sieht es aus, wie ein Reiterpferd, das man parirt. Nun mache man aber Miene, es zu verfolgen, und im Moment wird es scheu, im Moment schüttelt es, zur Flucht entschlossen, den Kopf und schickt sich zum Laufe an; wie ganz anders wird nun aber seine Haltung! Jezt senkt sich sein Kopf, und von den Ohren bis zur Schwanzspitze kommt in die Wirbel eine wellenförmige Bewegung, welche das Thier gewaltsam gleichsam vorwärts treibt, eine Bewegung, die man bei ihm nicht unterbrechen kann, ohne es offenbar materiell in seinem Laufe zu hemmen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

„Und all dies," fuhr die Dame fort, „sind nur Kleinigkeiten, Uebel, welche leicht zu heilen sind, Fehler, die immerhin Eure Jugend entschuldigt. Aber lieber Gott! Ihr habt noch viel größere Fehler: Ihr spielt, Ihr seyd ausschweifend. Ich mag mich hierin nicht weiter einlassen; aber, lieber Freund, das sind keine Jugendverirrungen mehr, das sind Laster, grobe, höchst unliebenswürdige Laster, welche Körper und Geist aufreiben, und wobei man Zeitliches und Ewiges auf's Spiel sezt. Und sagt mir einmal, wenn eine Dame so unklug wäre und auf Eure Liebe vertraute, ich bitte Euch, sagt mir, woher wolltet Ihr die Zeit nehmen, ihr aufzuwarten, da Ihr den besten Theil des Tags mit Eurem Putz und mit Eurer werthen Person zubringt? Ich kann mich nicht genug wundern, wenn ich Euch jeden Morgen Stundenlang vor dem Spiegel zubringen sehe, wie Ihr da Euch selbst liebliche Gesichter schneidet, wer weiß wie viel Kleider probirt, Euer Haar in Locken schlagt, Euern Schnurrbart streicht, Euch mit Salben und Essenzen reibt. Schämt Ihr Euch nicht solcher Eitelkeit? in dem Grade stände sie einem Weibe schlecht an; wie viel mehr ist sie nicht eines Mannes unwürdig, und dazu eines Mannes von Eurem Stande! Ach! es läßt mich dies gar sehr fürchten, daß ein Mann, der auf seine Person so große Sorgfalt verwendet und sich selbst so gewaltig liebt, für ein weibliches Wesen eben nicht viel Liebe übrig behalten möchte. Also offenherzig gestanden, Don Andres, ich bezwinge noch mein Herz, aber nur, weil ich in Eure Verschwiegenheit und Treue Mißtrauen setzen muß. Befolgt aber meinen Rath, bessert Euch, im Namen der heiligen Jungfrau! Mein Glück liegt ganz in Eurer Hand, macht darum, daß Ihr anders werdet, Freund; macht, daß ich mit gutem Fug meine Schwachheit, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen mag, wenn die Schwachheit einer Frau wie ich anders zu entschuldigen ist."

Sie schwieg, und ich war sprachlos vor Erstaunen. Noch mehr indeß als das seltsame Abenteuer an sich machte mir das Räthsel zu schaffen, wie die Unbekannte hinter alle meine geheimsten Handlungen gekommen war. War das Weib wohl gar der Teufel in eigener Person? und dies kaum gedacht, bekreuzte ich mich ein Dutzendmal. Was sie da gesagt hatte, war vollkommen richtig, Punkt für Punkt; sie hatte mir mein ganzes Leben haarklein erzählt; unfaßlich! Ich erholte mich indessen nach und nach, und bekam mit der Sprache wiederum auch etwas Geistesgegenwart. Im Herzen dem Schurken fluchend, der mich dergestalt verrathen, gestand ich reumüthig meine schweren Sünden und versprach Besserung.

Wieder ganz zu mir selbst gekommen, sagte ich nun der Dame tausend Artigkeiten, die auf's Beste aufgenommen und erwidert wurden. So unterhielten wir uns den ganzen Abend, wobei ich fortwährend am Schlage ihres Wagens ging; ich konnte aber nichts von ihr zu sehen bekommen, als ihre kleine weiße Hand, und ebensowenig im Geringsten herausbringen, wer den Verrath an mir begangen, welcher mich so auf Gnade oder Ungnade in ihre Hände gegeben. Ich hatte wohl unbehutsamerweise in diesem Punkt gar zu große Neugier blicken lassen; sie ward dadurch scheu gemacht, sprang auf einmal um, und wollte mich nun glauben machen, sie habe bloß gescherzt. Sie betheuerte mir, sie habe mich nie gesehen, sie wisse rein nichts von mir, außer vom Kartenschlagen. Endlich wünschte sie mir felices noches, verbot ausdrücklich, ihr nachzugehen, erwiderte auf meine Frage, ob ich sie am andern Tage am selben Platze erwarten dürfe: das möge ich immerhin thun, und hieß ihren Kutscher rasch nach Hause fahren.

Auch ich ging geradewegs nach Hause; ich wohnte mit meinem Bruder in einem Entresol am Platze San Pablo. Mein Erstes war, daß ich meine Leute in ein strenges Verhör nahm; einer um den andern wurde ausgefragt und alles Mögliche mit ihnen versucht; selbst mein Bruder mußte mir Rede stehen; doch Alles umsonst, alle meine Nachforschungen führten zu nichts. Nicht nur entdeckte ich meinen Spion nicht, oder kam auch nur darauf, daß irgend einer das Mindeste ausgeplaudert hätte, ich fand auch nicht eine Spur, der ich im Labyrinth meiner Vermuthungen hätte nachgehen können, oder die mich auch nur zu einer halbwegs vernünftigen Erklärungsweise des Handels geführt hätte. Trotz dem kann man sich leicht vorstellen, daß ich mein Rendezvous auf dem Prado nicht versäumte. Lange schon vor der Dämmerung stand ich auf der Wache und blieb bis spät in die Nacht; umsonst, die verschleierte Dame ließ sich nicht blicken. Ich redete mir selbst ein, ich werde unter der großen Menge von Wagen auf dem Spaziergang den ihrigen nicht herausgefunden haben; da ich aber an den folgenden Abenden nicht glücklicher war, so mußte ich endlich, so sehr und lange sich auch meine Eigenliebe dagegen sträubte, mir selbst bekennen, daß man mich zum Besten gehabt.

Ein Monat war verflossen; ich dachte nachgerade an meine Unbekannte, wie man sich eines Traums erinnert, ihren guten Rath hatte ich aber nicht vergessen. Die Lektion, die sie mir gegeben, war zu scharf und eindringlich gewesen, als daß nicht etwas davon hätte haften sollen, und in Wahrheit, es war ordentlich eine Verwandlung mit mir vorgegangen; ja, ich war nicht mehr derselbe Mensch, nicht mehr der weibische Laffe, der in seine Gestalt verliebte Narciß, dem sie mit dem vollsten Rechte den Text gelesen. Ich war wieder ein Mann geworden, und nicht nur den lächerlichen Kleiderluxus hatte ich abgethan, sondern auch meinen Wandel überhaupt bedeutend gebessert und meine Lebensweise vernünftiger eingerichtet. Mit Einem Wort, aller Orten, auf der Straße, in Gesellschaft, so gut als allein zu Hause, fühlte ich mich unwillkührlich getrieben, so zu handeln, als würde ich beobachtet, und es war mir nicht anders, als ruhte beständig ein wachsamer Blick auf mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eins nur traf ich aller Orten.

Schon entgegen ruft mir helle
Meiner Heimath Glockengruß;
An des Vaterhauses Schwelle
Schüttl' ich froh den Staub vom Fuß.
Gottes reiche Welt durchschritten
Hab' ich frisch in Jugendhast,
Und in manchen Volkes Mitten
Saß, ein Lehrling, ich zu Gast.

Hoch im Nordland, wo die Fichte
Rauschend ihren Wipfel wiegt,
Wo verklärt vom Nordscheinlichte
Die beschneite Haide liegt:
Traf ich Männer, ernster Weise,
Traumhaft stillen Sinnes voll,
In der Seele tiefstem Kreise
Helle Seherkraft entquoll.

Wo im Süden aus dem Laube
Golden die Orange glüht,
Wo die heißdurchsonnte Traube
Aus dem Lavaboden sprüht:
Sah ich heitre Völkchen scherzen,
Und wie Lacrymä Christi
Quoll aus glutherfüllten Herzen
Süßer Wein der Poesie.

Anders hier und anders dorten
Fand ich Welt und Menschenthun;
Eins nur traf ich aller Orten,
Fern und nahe, längst und nun:
Das ist über Land und Wolke
Gottes Himmel um und um!
Das ist unter allem Volke
Manch ein Herz voll Christenthum!

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Schelling.

Hier, sagt man, braucht ein Fremder auf der Straße nur eine fragende Miene zu machen, und jeder Vorübergehende sieht ihm gleich an, was er will; er zählt ihm, wie es die Kellnerinnen hier in den Gasthäusern zu thun pflegen, wo kein Speisezettel aufliegt, eine ganze Masse von Namen und Gegenständen auf. „Wollen Sie nach der Glyptothek, nach dem Hofbräuhaus, zum Bock, nach der Bildergalerie, zum Pschorrbräu, in den Antikensaal der Akademie, nach dem grünen Baum, in die Pinakothek, in's Häusel, in den neuen Königsbau, nach der Leuchtenbergischen Galerie, zu dem Sendlinger Freskobild oder zu dem Sendlinger Wirth?“ — Sie sind ärgerlich, daß ich Ihnen von München beinahe nichts weiter mitzutheilen weiß, als was jeder Hamburger oder Leipziger Ladenbursche auf der Stelle zu sagen im Stande ist, nämlich München sey eine berühmte Stadt, wo sehr viel Kunst getrieben und noch viel mehr Bier getrunken wird. Sie haben Recht, und so hören Sie denn: München hat nicht bloß Kunst und Bier, München hat auch Wissenschaft. Schelling lebt, denkt und lehrt in München. Unter demselben Dache,*) wo vor dem innern Auge des Meisters Cornelius die Gesichte und Gebilde schönerer Welten vorüberzogen, um von der kühnen Hand des Sehers geoffenbart zu werden, da spricht Schelling das größte, gewaltigste Wort, das unheimlich aus der chaotischen Urnacht zu uns herüber tönt, um uns an unser unfreiwilliges Daseyn zu mahnen, ohne dessen Räthsel zu lösen, das: „Es werde!“ des ersten Tages dem Schöpfer noch einmal nach. Wie jene Harfe König Davids, welche, vom ersten, frischen Morgenhauche berührt, den königlichen Sänger aus dem Schlafe weckte, daß er mit dem aufdämmernden Morgen sein „Hallelujah!“ singe dem Herrn, so tönt aus Schellings Harfe, bewegt vom ersten, gewaltigen Frühhauch des dämmernden Seyns, der durch ihre Saiten streift, das große Epos von den Welten. Aber es ist nicht das Epos, welches die Zeiten, ihre Gestaltungen und Kämpfe an uns vorüberführt und wieder untergehen läßt, um andern Zeiten und Gebilden Raum zu geben, daß sie siegreich auftauchen, bis sie eben so tragisch dem letzten, siegenden Heros oder dem Fatum erliegen; das Epos, das in jeder Strophe sich selbst vernichten muß, um das Ende und den Triumph auf den Leichen seiner hingeopferten Schöpfungen verkünden und feiern zu können; dessen Leben nur durch den Tod gefristet wird, wie jene kriechende Pflanze, welche, um sich fortbewegen zu können, stets an dem einen Ende abstirbt, um an dem andern eine neue Wurzel zu neuem Fortschreiten zu schlagen; es ist keine Melodie, wo ein Ton den andern jagt, wo der eben verhallende Klang für uns nur Werth hat des folgenden wegen, und wo das Einzelne untergeben muß dem Ganzen zu Liebe: Schellings Epos ist der volle, tönende Akkord, mit seiner Fülle ewiger Harmonien; alle Saiten auf dem großen Spiele der Natur und des unendlichen Geistes erklingen mächtig zusammen, und in dem einzigen, ewigen Klange ersterben alle widerstrebenden Kräfte, alle feindlichen Mächte zu einem ewigen Leben und zu ewiger Versöhnung, und die Geister der Verneinung dienen hier der göttlichen Lust des ewigen Schaffens. Eine solche Harmonie ist ewig, denn sie bedarf keiner Zeit, sie hat ihren Anfang, ihre Gegenwart und Zukunft in sich, neben einander, in der Unendlichkeit des ewigen Raumes; sie ist das ewig Schöne, weil sie das Vollendete ist, ohne aufzuhören, sie kann nicht sterben, weil sie immer neu geboren wird, sie ist die ewige Ruhe, weil sie sich ewig bewegt; Wiege, Grab, Auferstehung, Frühling und Winter, Blüthen und Dornen, Freuden- und Schmerzestränen, das Leidenszucken der Kreatur und ihre Wollust, Alles löst sich auf in einen ewig schönen Moment, in das ewige: „Es werde!“ der Gottheit. — Wenn wir diese Harmonie fassen, diesem Saitenspiele lauschen wollen, dann müssen wir mit Schelling die höchste Freiheit suchen, unsere Psyche muß jede Fessel des Seyns von sich abstreifen, und frei kann sie dann sich selbst, das All und Gott begreifen und verstehen lernen. Wie nach dem Gesetze der materiellen Natur der von der atmosphärischen Luft befreite Ballon hoch über Städten und Dörfern, über Bergen, Strömen und Seen frei in den Lüften schwimmt, so schwebt auch der befreite Geist in dem Aether, zu dem er sich hinaufgeschwungen; und aus der Vogelperspektive der höchsten Geisterwelt sieht er, wie alle Kräfte und Gewalten sich die Hände reichen zu dem unendlichen Kranze des All; der ewige, erste Frühlingspuls der Schöpfung schlägt ihm freudig entgegen, und er kann dem Schöpfer alle Wonnen der unendlichen Freiheit, alle Seligkeiten des Schaffens nachfühlen. Aber wer die Schelling'sche Weihe empfangen will, um die Wonne seiner Lehre zu empfinden, der sey auch auf Schauer gefaßt. Unser Geist muß durch eine ganze Genesis voll Wehen und Leiden geführt werden, um in dem letzten Worte der Lehre das Ganze und dessen Seligkeit verstehen und fühlen zu können; wir müssen erst das schmerzhaft zuckende Glied von dem Ganzen trennen, um die Harmonie des Ganzen zu begreifen. Wir sehen die Kreaturen und die Geister anheim gefallen einer blinden Macht, einer unheimlich schadenfrohen Potenz, wie sie sich sträuben, wie sie ringen gegen das tödtende „Muß“ des Daseyns; wir kämpfen den ganzen Todeskampf vorgeschichtlicher Bildungen und Welten mit durch, von denen noch leise, mit gespenstischer Heimlichkeit die Sage zu uns herüber tönt; wir müssen, wie der heilige Franziskus die Wundmalen seines Heilands empfängt, auch alle heiß brennenden Wunden, an denen die meisten Jahrhunderte unserer Geschichte sich verblutet haben, in uns aufnehmen, die ganze Zerrissenheit einer an Freiheit verzweifelnden Menschenbrust müssen wir mit empfinden; das Räthsel, welches wie ein schwerer Traum, wie ein peinigender Alp der ganzen Natur auf der Brust liegt, daß sie ängstlich aufathmet und zuckt und die Kreaturen mit panischem Schrecken erfüllt, muß uns selbst ängstigen und quälen, bis wir die Lösung gefunden haben in dem letzten Wort, in dem ewigen All, in der Freiheit in Gott. Doch auch die Lösung ist voll erhabener Schauer, und selbst kräftigere Geister können vor der Gewalt derselben zurückbeben. Frau von Staël, welche in ihrem Deutschland darlegte, mit wie vielem Muthe, mit welcher Begeisterung sie der Schelling'schen Lehre durch alle Schrecken einer kühnen Abstraktion bis zum letzten Ziele gefolgt sey, kann sich doch eines Schauers vor Schellings großartiger Erklärung der Unsterblichkeit nicht erwehren: „Cette immortalité ressemble terriblement à la mort.“

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Akademie der Künste und die Universität befinden sich in einem und demselben Gebäude, dem frühern berühmten Jesuitenkollegium.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Juli 1834.

Ich bin ein Esel, bin eines Weibes Diener, und außer mir selbst.

Shakespeare.
Comedy of errors.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Was geschah? Eines Tags, da dieser Geist der Besserung just am regsten in mir war, warf ich mich nach Tische auf das Bett, um meine Siesta zu halten. Kaum war ich aber eingeschlafen, als ich plötzlich durch einen starken Schlag an das Kopfende meines Bettes aufgeschreckt wurde. Erschrocken sprang ich auf, sah mich überall um, bemerkte aber nichts. Schon meinte ich, mir habe geträumt, und wollte mich wieder niederlegen, da sah ich unten an meinem Bett ein versiegeltes, um einen Stein gewickeltes Briefchen liegen. Ich konnte nichts anders denken, als es sey durch eines der offenen Fenster von der Straße hereingeworfen worden, so schwer und fast unbegreiflich dies auch wegen der Laden und der engen Gitter war. Ich hielt mich indessen dabei nicht auf, sondern öffnete den Brief, der lautete, wie folgt: „Mein Freund, Ihr werdet gedacht haben, ich habe mein Spiel mit Euch getrieben, denn ich bin nicht wieder erschienen, habe mein Wort nicht gehalten. Rechnet mir es nicht zum Verbrechen; jedenfalls ist es ein sehr verzeihliches. Seht, Freund, wer viel auf's Spiel sezt, muß sich zuvor die Sache reiflich überlegen, und kann sich nicht umsichtig genug vor den schlimmen Folgen seines gewagten Schritts sicher stellen. Seit einem Monat liege ich im schweren Kampfe mit meiner Leidenschaft, und jezt, da sie gesiegt hat, ist mein einziger Trost der Gedanke, daß ich unbedingt Eurer Ehre vertrauen kann. Ja, die Art, auf welche Ihr Euch zu einem andern Menschen gemacht habt, bürgt mir für Eure Treue; wer meinem guten Rathe so willig gefolgt ist, kann meine Liebe nimmermehr mit Undank bezahlen. Ich habe nicht Zeit, Euch mehr zu schreiben, Don Andres; aber heute Abend wird Euch eine Sänfte unter den Bogengängen von San Pablo erwarten. Ihr dürft Euch den Trägern ohne Bedenken anvertrauen.“

Was sollte der räthselhafte Brief bedeuten? Von wem kam er? wie war er hergekommen? Das Abenteuer wurde nur seltsamer und unbegreiflicher. Was war zu thun? Ich gestehe, ich war unschlüssig: will man mich etwa nur noch länger an der Nase herumführen? oder ist dieses Rendezvous der Köder, der mich in eine schlimme Falle locken soll? wäre es bei dem ganzen Handel am Ende auf einen Dolchstoß abgesehen? Bah! rief ich, auf mein Degengefäß schlagend, führe ich eine kürzere Klinge als irgend ein Bravo in Valladolid? Bei St. Joseph! wenn man in der Schenke um einer Unze Goldes willen tausendmal vom Leder gezogen hat, kann man an so etwas schon sein Leben setzen. Und ich entschloß mich ohne Weiteres, das Abenteuer zu bestehen.

Sobald es Nacht war, begab ich mich unter die Bogengänge von San Pablo, und fand daselbst zwei Neger und einen alten Stallmeister auf der Wache. Ich sezte mich, ohne ein Wort zu sprechen, in die Sänfte, bei der sie standen und die sichtbar für Niemanden bestimmt war, als für mich. Alsbald schloßen sie Thüre und Laden, daß ich gar nicht sehen konnte, was außen vorging; dann sezten sie sich in Bewegung und trugen mich sehr weit fort. Endlich machte man Halt, der Stallmeister öffnete die Sänfte, nahm mich bei der Hand und führte mich über eine schmale finstere Wendeltreppe, worauf er mich in einem kleinen Zimmer ohne Licht stehen ließ.

Der Horizont wurde noch nicht heller; ich kann aber betheuern, daß mein herrschendes Gefühl weit weniger Angst als Ungeduld war. Ich stand aus dem Lehnstuhle auf, wo mich der Stallmeister hatte sitzen heißen, ich tappte im Zimmer umher, fand aber nichts, das geeignet war, mir Besorgniß einzuflößen; ich bekam unter Fuß und Hand nichts als weiche Teppiche, verziertes Geräthe, seidene Vorhänge, und Alles roch nach Ambra und Rosen. Wo blieb aber die Gottheit des Tempels? Meine Einbildungskraft war begreiflich sehr geschäftig. So wartete ich etwa zehn Minuten, die mir eben so viele Jahre dünkten; endlich ging eine kleine Thüre auf, und eine ehrwürdige Dame, in einem Kleid von straffer Seide, steif und gravitätisch, trat, ein Licht in der Hand, feierlichen Schritts auf mich zu und machte mir eine tiefe Verbeugung. Kalter Schweiß rann mir über die Stirne. Höllische Schlinge, in die ich gefallen! So gehst du mir auf, ersehntes Gestirn! O heiliger Andreas, Schutzpatron, der du nach dem Tode der Gläubigen ihre Seelen drei Tage vor den Klauen des Bösen bewahrst, wie inbrünstig betete ich zu dir, du mögest, wenn mein Stündlein komme, die meinige ihrem Schicksal überlassen und mich dafür erretten aus der Gewalt dieses Gespenstes! Aber noch während dieses Stoßgebetes sprach die Alte mit wackelndem Kopfe: „Die Sennora wird sogleich erscheinen," und „die Sennora wird sogleich erscheinen!" sprach ich unwillkührlich nach. Das war also die Duenna. Flugs fühlte ich mich aus der Hölle wiederum in den Himmel versezt, und machte vor der guten Dame eine noch tiefere Verbeugung, als sie vor mir. „Ja, die Sennora wird erscheinen," fuhr die Duenna gravitätisch fort; „geduldet Euch ein wenig, Herr Ritter, und genießt derweil von den Erfrischungen hier," und dabei stellte ein Page, dem sie rief, eine mit Backwerk, Früchten und Weinflaschen besezte kostbare Platte auf den Tisch. Ich hatte nicht zu Abend gegessen, und nahm daher etwas, ohne mich lange bitten zu lassen, worauf die Alte sich mit Pagen und Licht wieder hinwegbegab.

Meine Lage wurde weniger beunruhigend. „Bei St. Diego, dachte ich, gegen wen man Schlimmes im Sinne hat, mit dem macht man keine solche Umstände." Ich hatte indessen nicht Zeit, diesen trostreichen Gedanken nachzuhängen, denn nach kurzer Weile erschien die Alte wieder, und hinter ihr dießmal nicht der Page, sondern eine Donna in schwarzer Mantilla, schlank und fein gewachsen, die ich übrigens nicht im Gesicht sehen konnte, weil sie schnell den Kopf abwandte; zum Ueberfluß hielt die verdammte Alte die Hand vor das schwache Licht, und ehe ich mich in Positur gesezt, ging sie wieder hinaus, zog die Thüre zu, und es war im Zimmer wieder so finster wie zuvor. Ich hätte glauben können, ich sey wieder allein, hätte ich nicht wenige Schritte von mir schwer seufzen hören. Man denke sich meine Verlegenheit, und wie ungestüm mir das Herz schlug. Ich erhob mich vom Kanape, auf dem ich saß, aber die Dame zog mich am Arme wieder nieder, und da sie sich allermittelst gesammelt haben mochte, fing sie mit sanfter, ruhiger Stimme, an der ich sogleich meine verschleierte Dame vom Prado wieder erkannte, folgendermaße an: „Don Andres, meint Ihr nicht auch, daß ein Mann, der sein Leben so leichtsinnig auf's Spiel sezt, wie Ihr in diesem Augenblick, eher toll als galant ist? Heftige Leidenschaft für eine ausgezeichnete Schönheit mag einen Mann von Herz und Muth großer Gefahr trotzen lassen; das ist etwas Anderes; aber ohne Beweggrund der Art — ist dies nicht reine Tollheit? So sagt mir doch die gewichtigen Gründe, die Euch zu dem gewagten Schritt bestimmt! Wußtet Ihr etwa, was Eurer hier wartet? Woher wißt Ihr, daß ich hübsch bin? Ihr kennt mich gar nicht, und so werdet Ihr mir hoffentlich nicht weiß machen wollen, daß Ihr mich liebt, und da Ihr nicht liebt, hat Euch die bloße Neugierde hergetrieben. — Wahrhaftig, Don Andres, ich habe nicht übel Lust, zu bereuen, was ich bis jezt gethan."

(Die Fortsezung folgt.)

Das deutsche und das englische Zugpferd.

(Beschluß.)

Im Geschirr nun hat das Pferd von Natur ganz dieselbe doppelte Gangweise oder Haltung, und es ist immerhin ganz wahr, daß es in der einen wie in der andern mit einem Fuhrwerk vorwärts schreiten kann; aber die Mittel, durch welche es die Aufgabe löst, die physische Kraft, welche es aufwendet, sind in beiden Fällen wesentlich verschieden; denn in der einen Stellung wirkt es nur mit seinen Muskeln, in der andern mittelst seines eigenen todten, oder vielmehr lebendigen Gewichts. Wenn einer, der Korn mahlen wollte, an einem raschen, lebendigen Strome eine Dampfmaschine baute, würde ihm Jedermann bemerken: „Warum läßt du nicht dein Rad durch kaltes, statt durch heißes Wasser umdrehen?

Warum bedienst du dich nicht der natürlichen Schwere des Wassers, statt daß du dein Geld verschwendest, um es in Dampfkraft zu verwandeln? Kurz, warum greifst du nicht nach dem einfachen Mittel, das die Natur selbst dir in die Hand gibt?“ — Gerade so könnten die Deutschen zu uns sprechen: „Wir geben zu, ein Pferd kann einen Wagen durch Muskelkraft ziehen; warum greift ihr es aber nicht so an, daß es ihn mittelst seines Gewichts zieht?“

In Frankreich, besonders aber in Deutschland, ziehen die Pferde wirklich mittelst ihres Gewichts; und just damit sie den Rücken heben und die Köpfe abwärts senken, sind die deutschen Kummte beschriebenermaßen eingerichtet, gerade deßhalb wird, nach Anleitung roher Theorie, dem Pferd das Maul gegen das Untertheil des Kummts gezogen, und wenn es scheut, bringt es der Postillon mit sanften Worten wieder in die rechte Positur zum Zug. Auf solche Weise behandelt, lehnt sich das Pferd gleichsam gegen den Widerstand, den es findet, und da sein Gewicht ungleich mächtiger ist, als die bloße Kraft seines Zugs, just weil ihm das Vorwärtsfallen seines eigenen Schwerpunkts zu gute kommt, so läuft das Fuhrwerk hinter ihm drein, ohne daß es sich viel mehr anzustrengen hat, als wenn es sich mit der Brust fest an seine Krippe lehnt. Allerdings können die welchen Theile an der Schulter vom Druck wund werden, aber seine übrigen Muskeln und Sehnen bleiben verhältnißmäßig in Ruhe.

Als Gegenstück zu diesem Bilde des germanischen Pferdes betrachte man jetzt ein Paar englischer Postpferde, wenn sie eine schwere Last einen Hügel hinanziehen, und es wird sogleich in die Augen springen, daß die armen Geschöpfe mit all ihren Muskeln arbeiten, und daß der Widerstand nur mit gewaltiger Anstrengung überwunden wird. Wie kann es aber auch anders seyn? denn ihre Köpfe sind bedeutend höher aufgerichtet, als von Natur, im freien Zustand im Gehen, wobei sie doch nichts zu schleppen haben, als sich selbst. Der Schwerpunkt ihrer Körper fällt somit ganz von ihrer Last weg, statt sich vortheilhaft gegen sie zu lehnen; und da nun unsere Pferde auf diese Weise, grausam genug, um den mechanischen Vortheil der Schwere, des Gewichts gebracht sind, ein Vortheil, den man doch sonst bei allem in der Welt gebührend zu schätzen weiß, so zerren und schleppen sie, feurig und trefflich gefüttert, wie sie sind, ihr Fuhrwerk rein durch Muskelkraft vorwärts. Wenn sich aber der Leser die Mühe geben will, einem unserer Stagecoach- oder Extrapostpferde mit der Hand über den Rücken zu fahren, wird er bald fühlen, wenn auch nicht so gut, als sie selbst, wie schlimm die Folgen hievon sind. Immerhin macht ein englischer Postillon, wenn es eine recht steile Anhöhe hinaufgeht, seinen Pferden gelegentlich die Kopfzügel los; aber die armen, mißhandelten Geschöpfe, die jahrelang zu einer falschen Stellung dreßirt worden sind, können unmöglich in einem Augenblick die rationelle Positur annehmen, zu welcher die deutschen Pferde beständig angeleitet werden; abgesehen davon, sind wir so streng gegen unsere Pferde, wir führen sie beständig so kurz in der Hand, daß sie gar nicht dazu kommen können, sich ihre eigene Schwere zu Nutze zu machen, und stets ihre Knochen brauchen müssen.

Daß ein Pferd, welches mit seinen Muskeln und Sehnen arbeitet, viel besser aussieht und eine weit stolzere Figur macht, als eines, das mit seinem Gewicht vorwärtsdrückt (freilich kann es auch in der Pferdewelt, so gut als unter Menschen, falschen Stolz geben), das will ich nicht läugnen, und gebe gerne zu, daß an Luxusfuhrwerken, wo das eigene Gewicht der zwei edlen Thiere gegen ihre Körperkraft nicht in Betracht kommt, die Thätigkeit ihrer Muskeln für die unbedeutende Last mehr als hinreichend ist; aber einem Pferde am Pflug oder bei jedem steten, schweren Fuhrwerk den Kopf hinaufzuzügeln, ist, meines geringen Dafürhaltens, ein barbarischer Mißgriff, bei dem man nicht beharren sollte.

Ich mag bei dem Versuche, das Faktum zu erklären, daß die Pferde auf dem Kontinent sichtbar mit viel geringerer Mühe schwere Lasten ziehen als die unsrigen, völlig auf unrechtem Wege seyn, und fast muß ich es wünschen; denn da wir uns Alle über deutsches und französisches Geschirr so herzlich lustig machen, ihrer Stricke spotten und uns nicht genug wundern können, warum sie es uns nicht nachmachen, so wäre es doch nicht wenig verdrießlich, wenn wir bei all unserm feinen Geschirr am Ende fänden, daß es, wenigstens bei schwerem Fuhrwerk, verständiger ist, dem Pferde das Maul herabzuziehen, wie es die Deutschen machen, als es ihm hinaufzuziehen, wie es die Engländer machen, und daß die französische Methode, dem Pferde volle Freiheit zu lassen, besser ist als beide.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Schicksale der komischen Oper.

Mit Eintritt des Sommers haben sich die Reichen, wie gewöhnlich, zum Theil auf's Land oder auf Reisen begeben, die königliche Familie wohnt in Neuilly; mithin fehlt mancher Beweggrund zur Vereinigung und zum Wechsel der Vergnügungen. Allein eine Stadt wie Paris kann die Kammern, die Anwesenheit des Hofes und mancher Reichen entbehren, und dennoch ein sehr lebhafter Schauplatz bleiben; die Reichen, welche sich entfernen, leben meistens von ihren Renten, die arbeitenden Reichen aber bleiben, und deren Anzahl ist noch immer sehr bedeutend. Indessen müssen die Spekulanten, welche ein Théâtre nautique eröffnet haben, doch übel berathen worden seyn, da sie gerade in dieser herrlichen Jahreszeit, wo die Natur viel Schönes darbietet,

als das schönste Theater, mit Darstellungen begonnen haben, die sogar mitten im Winter, wenn alle Pariser Schauspiele gefüllt sind, Mühe haben würden, sich großen Beifall zu erringen. Bekanntlich hatte man zur Restaurationszeit ein prächtiges Operettenhaus erbaut, statt des nunmehr wieder eröffneten Feydeautheaters, und zwar auf einem eigens dazu eingerichteten Platze. Die Regierung hatte die Unternehmer mit einer bedeutenden Geldsumme unterstützt; das Haus wurde mit großem Aufwande angelegt und nach einigen Jahren vollendet. Als man nun angefangen hatte, darin zu spielen, bemerkte man, daß für Bequemlichkeit, Eleganz und Pracht aufs Beste gesorgt worden sey. Eines aber wesentlich fehle, nämlich eine ausgezeichnete Schauspielertruppe; denn die mittelmäßigen Schauspieler und Sänger erschienen in diesem großen und schönen Hause noch mittelmäßiger, als sie wirklich waren; und da nun die Qualität des Spiels mit der Zahl der Zuhörer in geradem Verhältnisse zu stehen pflegt, so blieb ein großer Theil des prächtigen Schauspielsaals meistens leer; dies hatte denn wieder die Folge, daß die Truppe die hohe Miethe des kostbaren Hauses nicht bezahlen konnte und ihre Vorstellungen einstellen mußte. Sie war noch froh, daß sich auf dem Börsenplatze ein durch Bankerott des Théâtre des Nouveautés leer gewordenes Haus vorfand, in welches sie nun einkehrte, daselbst eine Art von Restauration mit sich selbst vornahm und dieses Schauspielhaus in ein Théâtre royal de l'opéra comique umwandelte. Durch diese ihre Restauration war sie eben nicht viel mehr gebessert worden, als diese oder jene Dynastie durch eine politische Restauration gebessert worden ist; allein in einem kleinen Saale erwartet man keine dramatischen Virtuosen. Seitdem wurden mit derselben Truppe noch einige Reformen vorgenommen, und vor Kurzem hat sie nach einer monatlichen Stille ihre vierzehnte oder fünfzehnte Restauration gefeiert. Natürlich bleibt sie ungefähr stets dieselbe; allein bei jeder Restauration hofft man, es werde sich bessern, und in dieser Hoffnung lebt man denn Monate und Jahre lang und gewöhnt sich an das gebotene Mittelmäßige. Einige junge Schriftsteller, anstatt das Publikum mit der Zukunft zu vertrösten, suchen es nun gar zur Verzweiflung zu bringen, indem sie behaupten, mit der Operette, oder der Comédie à ariettes sey es auf ewig aus in Frankreich; diese Schauspielgattung tauge eben so wenig, als das Vaudeville. Daran haben sie aber gewiß Unrecht. Die Operette ist eine Art französische Gattung, oder wenn man lieber will, eine im französischen Geschmacke vorgenommene Modifizirung der italienischen Opera buffa. Die französischen Künstler haben vortreffliche Operetten geliefert, und ein großer Theil des Opernrepertoires in allen Ländern Europa's, England vielleicht ausgenommen, besteht sicher aus Stücken von der Pariser Operettenbühne. Nun hat sich freilich die große Opernbühne, überzeugt von der Nothwendigkeit, ihren alten Ernst und ihre Langeweile abzulegen, der Operette sehr genähert und ist in das Gebiet derselben hinübergeschweift, wodurch diese also ihre Alleinherrschaft verliert; auch das Vaudeville hat sich manchmal bis zur Operette erhoben; dies stürzt aber die Comédie à ariettes immer noch nicht, wenn es ihr nur gelingt, gute Dichter, gute Tonsetzer und gute Schauspieler zu haben. Diese drei Bedingungen werden aber selten zusammen erfüllt, und daher hat von den seit zwei oder drei Jahren gegebenen Operetten, außer Herolds „Pré aux clercs," kaum eines vielen Beifall erhalten, indeß Mayerbeers „Robert le diable" an der großen Oper jetzt bereits über hundertmal aufgeführt worden ist, ein fast unerhörter Fall auf dieser Bühne.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Juni.

(Beschluß.)

Schelling.

Wer Schelling begreifen will, muß ihm ganz gefolgt seyn; seine Philosophie ist nur ein großes Wort, das wir nicht in dem abgerissenen Buchstaben, in dem einzelnen Laute vernehmen und fassen können; ein Wort, so groß wie das mystische „Jehovah," welches, nach rabbinischer Sage, der Hohepriester im ganzen Jahre nur ein einziges Mal, am Versöhnungsfeste, vor dem ganzen in den Höfen des Tempels versammelten Volke aussprechen durfte, daß Alles vor dem heiligen Schauer und der Gewalt des Namens erbebte und niedersank.

Man hat, in der letzten Zeit besonders, Schelling oft mißverstanden, oder sich Mühe gegeben, ihn mißzuverstehen. Einzelne nachgeschriebene Vorlesungen, die aus dem Zusammenhange gerissen waren, wurden als eine Art Dokument gegen Schelling und oft, noch schimpflicher, als Plagiate benuzt. Wenn der Philosoph auf dem Katheder auch eben so der Oeffentlichkeit und dem Urtheile des Publikums anheim fällt, wie der Redner, der Staatsmann, der Dichter u. s. w., so darf man doch nicht vergessen, daß der Philosoph eher nichts gesagt, nicht eher geendet hat, als bis er das lezte Wort seines Systems ausgesprochen, bis er selbst erklärt, daß es das lezte Wort sey. Es ist nie einem Weltweisen eingefallen, die Stoa, den Porticus oder die Akademie, wo er lehrte, als eine Schaubühne anzusehen, und nach jedem gehaltenen Vortrage, wie der Mime nach durchgespielter Rolle, seinen Zuhörern das: „Plaudite!" zuzurufen. Eine partielle Wahrheit, die aus ihrem innigsten Zusammenhange mit einem einzigen, großen Ganzen gerissen ist, gleicht dem entwendeten Blitze, der in der Hand des Unbehülflichen diesem selbst, so wie vielen Andern zum Verderben gereichen kann, der in der Hand des Boshaften aber als eine tückische Waffe gegen den gekehrt wird, welchem der Götterstrahl entrissen.

Schelling wird, nach einer in der Allgemeinen Zeitung gegebenen Erklärung, wieder auftreten, und mit der Veröffentlichung seiner Philosophie wird sich das lange Schweigen erklären, das er seit seiner lezten 1835 erschienenen Abhandlung: „Ueber die Gottheiten von Samothrace," hinsichtlich seiner wissenschaftlichen und philosophischen Ansichten gegen das Publikum beobachtet hat. Geister, wie Schelling, feiern nie; ein so fruchtbarer, gesegneter Acker liegt nie brach; wir dürfen Großes erwarten. Ob diese Lehre für das praktische Leben, für jene ganze Masse von Menschen, denen das Schicksal weder vergönnt hat, selbst zu philosophiren, noch ein großartiges, philosophisches System nach allen Richtungen hin zu verfolgen, die vor lauter Erde und Werktagen selten oder nie den Himmel zu sehen bekommen, ob sie für alle diese so oft geängstigten und gequälten Menschen, für so manches zerrissene und blutende Herz, für alle diese Leidensträger auch Trost und Wahrheit genug, wenn auch unbemerkt, abwerfen werde, um zu beruhigen, zu lindern und zu versöhnen; ob die Schelling'sche Philosophie Theil nehmen werde an der Lösung der großen, ernsten Aufgabe unserer Zeit, welcher, wie dem grausamen Sphinxräthsel, schon blutige Sühnopfer genug gefallen sind; ob sie von ihrem Himmel auch auf die Erde herabsteigen werde, um Mittlerin zu seyn in dem zerfleischenden Kampfe feindlicher Prinzipien? das sind Fragen, deren Beantwortung wir einer spätern Zeit überlassen müssen; wir können für jezt nur ein frommes utinam! aussprechen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Juli 1834.

— Es waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen gemein sey.
Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht.

Hölderlin.

Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz.

(Luther in der Vorrede zum Brief Pauli an die Römer.)

- Lebenathmender Gesänge, Hellas, schöne Mutter du,
Siehst aus heiterm Sarkophage du dem trüben Dienste zu,
Den des Wortes frommer Diener heute lehrt so mancher Orten,
Wie er Stein um Stein anschmettert an des Tempels lichte Pforten —

An des Tempels lichte Pforten, deren Heiligthum erhält
Keuschen Dienst des ewig Schönen, jenes Morgenroths der Welt,
Das erfüllt vom Menschlichwahren, und schon darum göttlichschön ist,
Das, weil Gott es und Natur ehrt, nimmer eitles Wortgetön ist —

Nimmer eitles Wortgetön ist, nein, der Gottheit Stimm' im Herzen,
Die verklären will und läutern wüstes Trauern, bange Schmerzen,
Die verklären will und läutern dunkles Ahnen, sel'gen Drang
Im lebendigen Gebilde, in beseelter Farb' und Klang —

In beseelter Farb' und Klang, den ihr verketzert, ihr verschreit,
In lebendigem Gebild, das frech ihr der Verdammniß weiht —
Hellas, Jugendbraut der Schöpfung, würdest du wohl jemals glauben,
Jene frechen Lästrer dienten einem reinern höhern Glauben?

Einem reinern höhern Glauben, als in dir lebendig ward,
Da Vergangenheit und Zukunft du vereint zur Gegenwart
Lichter herrlicher Vollendung, da auf irdischen Gefilden
Heiter ahnend du die Gottheit wandeln ließest in Gebilden?

Wandeln ließest in Gebilden du im heil'gen Zorn gewiß,
Sähst du jenen frechen Dienst an urtheilloser Finsterniß,
Alle deine Lichtgestalten, fragend jene dumpfen Thoren:
Was denn habt in eurem Dünkel ihr zum Dienst des Geists geboren? —

Ihr, zum Dienst des Geists geboren, schmäht des Geistes Schöpferkraft;
Ihr mißbraucht des Wortes Waffen — denn, ihr lähmet und erschlafft
Mit der Lehre, die ihr predigt, jede wahrhaft ächte Regung,
Und das Aechte will sich künden in lebend'ger Fortbewegung.

In lebend'ger Fortbewegung freut die Gottheit sich allein;
Darum sandte sie den Sohn aus, von der Knechtschaft zu befrein,
Von der Knechtschaft Joch, dem trüben, das so lang gewagt zu trennen
Geist vom Geiste, vom Altare seiner Flamme reines Brennen.

Seiner Flamme reines Brennen spiegelt in dem Werke sich;
Und im Geist und in der Wahrheit, ew'ger Gott, verehr' ich Dich,
Wenn ich nach dem Maaß der Kräfte, das Dein Wink mir zu vertrauen
Mich gewürdigt, nie ermüde freudig wirkend, bildend, bauend.

Freudig wirkend, bildend, bauend, Dir zum Bilde, laß, o Herr,
Deine Treuen sich bewähren! Nicht in hohlem Wortgeplärr,
Nicht in müßigem Zernagen, unsre Schwäche einzuhüllen,
Nicht in prahlerischer Demuth laß uns Dein Gebot erfüllen!

Laß uns Dein Gebot erfüllen Jeglicher in seinem Kreise
Freudig! — Das ist Hellas Jugend, drum ward's niemals Raub dem Greise,
Drum aus dem zerpflückten Brautkranz konnt' nach so viel tausend Jahren,
Mutter Erde, dir die Tochter noch so manches Blatt bewahren.

Noch so manches Blatt bewahren freudig Alle wir noch heut;
Und wir sollten, Gottes Kinder, wir, im Geist erstarkt, erneut,
Dulden, daß die schöne Heidin uns mit Recht gestellt die Frage:
Unser Dienst war heitres Wirken — ist der eure trübe Klage?

Heinrich Stieglitz.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Beim Kreuz von Calatrava! nach all den Vorgängen mußte mich solch spitzfindige Schlußfolge nicht wenig in Erstaunen setzen. So einfältig war ich indessen nicht, daß ich Alles buchstäblich genommen hätte; da aber einmal verblümte, auf Schrauben gestellte Redensarten nach dem Geschmack der Dame zu seyn schienen, so wollte auch ich meine Beredsamkeit und meine Logik leuchten lassen, und sprach: „Unmöglich, Sennora, kann ich mich Eurem strengen Urtheilsspruch unterwerfen. Nein, ohne Bedenken, ohne Aussicht auf Lohn ein Wagniß bestehen, das ist nicht Tollheit, wie Ihr sagt, das ist Hochherzigkeit und Edelmuth. In gemeinen Herzen reift kein solcher Entschluß. Ich soll gefehlt haben, weil ich hiehergekommen, ohne Euch zu kennen? ich wisse zu wenig von Euch, um Euch zu lieben? Wohl, aber an mir lag die Schuld gewiß nicht. Nein, Ihr werdet, Ihr müßt es erkennen: der Mann, der soviel gewagt, der Euch Folge geleistet, nachdem er nur ein paar süße Worte aus Eurem Munde vernommen, nachdem er nichts von Euch gesehen, als Eure Hand, der Mann ist Eurer Theilnahme nicht unwürdig." —

Ein lauter Lärm, von der Straße her, wie es schien, unterbrach meine schöne Rede. „Um Gottes willen!" rief die Sennora, zugleich ging die Thür auf, und in höchster Bestürzung erschien die Duenna mit ihrem Licht; und bei seinem Scheine sah ich endlich in das unbeschreiblich reizende Gesicht meiner Dame. Alles vergessend, sank ich auf die Knie, und meine ganze Seele war im Anschauen der himmlischen Schönheit verloren. Wären zwanzig Degen gegen mich gezückt gewesen, sie hätten mich an den Boden gespießt, ehe ich daran gedacht hätte, zum meinigen zu greifen. „Was bedeutet der Lärm, Dominga?" fragte die Sennora mit mühsam errungener Fassung. „Ach! Donna Josepha!" erwiderte die Duenna, händeringend, „wenn unsere liebe Frau del Carmen nicht mit uns ist, so sind wir verloren! Wer kann so spät und so herrisch klopfen, als der Graf?" — „Mit Deiner abgeschmackten Angst!" rief die Gräfin (eine Gräfin war sie, soviel wußte ich jezt). „Was Graf! was willst Du denn? Ich will sehen, was es ist, und Du führst Don Andres in das kleine Kabinet." Zu mir gewendet, fuhr sie fort: „Don Andres, was liegt Ihr hier auf den Knieen, wie bei der Messe? Habt Ihr auch Angst wie ein altes Weib? Auf! seyd ein Mann und geht mit Dominga!" Diese harten Worte rissen mich aus meiner Verzückung, und ich ging hinter Dominga her durch prachtvolle Gemächer in ein kleines, finsteres Zimmer, in dem sie mich einschloß.

So war es mir denn in dieser seltsamen dunkeln Nacht doch einen Augenblick licht geworden. Was wird aber aus dem Lärm werden, der uns mitten in unserer Disputation unterbrochen? Ich dachte wahrhaftig nicht daran; alle meine Gedanken waren bei dem schönen, dem gewaltigen Weibe, mit dem durchbohrenden Feuerblick, mit der leidenschaftlichen Geberde, der gebieterischen Haltung. Es war nicht anders, als ob sie mir befohlen hätte, sie zu lieben; und ich hatte gehorcht auf den ersten Wink: ich liebte sie, ich fühlte, sie hatte mich auf ewig zu ihrem Sklaven gemacht. Nach einer Stunde

etwa kam sie selbst, allein, und befreite mich aus meinem Kerker. „Kommt, Don Andres," sprach sie, „kommt! Die Gefahr ist vorüber, fragt mich aber nie, was vorgegangen ist, und nun gute Nacht!" Sie führte mich in das Gemach, wo der alte Stallmeister meiner wartete, der mich in der Sänfte wiederum nach Hause geleiten sollte, und sagte zum Abschied: „Merkt Euch, Don Andres, so lieb Euch Euer Leben ist, merkt es Euch: was Ihr durch Zufall hier gesehen und gehört, von all dem habt Ihr draußen nichts weder gehört noch gesehen; Ihr wißt weder wie ich heiße, noch wer ich bin, Alles sollt Ihr vergessen! Es ist schon zuviel, daß Ihr mein Gesicht gesehen habt; aber es erinnere Euch daran, daß ich Euch liebe, doch an nichts weiter; ich will nicht, daß in Eurem Gedächtniß etwas Anderes lebe."

Sechs Tage waren seit dem merkwürdigen Abend verflossen, der den Funken der glühendsten Leidenschaft in meine Brust geworfen, und mein Herz schlug nur für die Hoffnung, meine schöne Unbekannte wieder zu sehen. Wie unbeschreiblich war daher meine Freude, als ich eines Abends auf meinem Tisch einen zweiten Brief von Donna Josepha fand. Dießmal war die Sache noch unbegreiflicher als das erstemal; ich hatte den ganzen Tag keinen Fuß über meine Schwelle gesezt und war völlig allein gewesen. Der großen Hitze wegen waren nicht allein die Laden herabgelassen, sondern auch die Fenster geschlossen, so daß keine Mücke hätte hereinkommen können. Ueberhaupt waren alle Umstände meines Abenteuers, besonders aber dieser räthselhafte Briefwechsel so ganz außerordentlich, daß ich oft, wenn ich darüber nachgrübelte, den Verstand zu verlieren fürchtete. Der Himmel möge es mir verzeihen! wenn ich mich lange hin und her besonnen hatte, kam ich immer zulezt darauf, am Ende treibe doch der Teufel sein Spiel mit mir. Nur meinte ich wieder, wenn der böse Feind die Hand im Spiel habe, lasse er es sich verdammt sauer werden, mir etwas einzugeben, was mir so süß einging, und ich konnte ihm gar nicht gram deßhalb werden. — Donna Josepha beschied mich dießmal nicht zu sich. Die Gelegenheit, mich zu sprechen, schrieb sie, sey der Natur der Sache nach sehr selten; für beide Theile sey so große Gefahr dabei, daß die äußerste Vorsicht zur Pflicht werde. Sie befahl mir nicht mehr, sie beschwor mich, Alles, was mir vor Augen und Ohren gekommen, fest in meinem Herzen zu verschließen, und niemals wegen weiterer Aufklärung in sie zu dringen. Besonders aber solle ich keinen Versuch machen, ihre Wohnung zu erfahren; wäre sie mir bekannt, so würde ich mich unwillkührlich gedrungen fühlen, den Galanten zu spielen; ich ließ es mir nicht nehmen, ihr auf dem Spaziergang und in der Kirche nachzugehen, Tag und Nacht käme ich nicht aus ihrer Straße weg, brächte Serenaden unter ihren Fenstern, und da sie so strenge bewacht sey, wäre mein und ihr Verderben die unausbleibliche Folge. Ihr Brief enthielt noch eine Menge Ermahnungen ähnlicher Art, und das Ganze konnte als eine ganz artige Predigt über den Text gelten: die Tugend der Weiber beruht auf der Verschwiegenheit der Männer. Sie erlaubte mir indessen, ihr zu antworten; der alte Stallmeister werde den andern Tag um Ave Maria, unter den Bogengängen von San Pablo den Brief aus meinen Händen in Empfang nehmen. Ich merkte wohl, was ihre vornehmste Besorgniß war, und gab mir daher in meinem Briefe, der auf die angegebene Weise befördert wurde, alle Mühe, sie zu beruhigen. Ich schwor ihr, nimmermehr werde ich die Binde, welche ihre schönen Hände um meine Augen geschlungen, gegen ihren Willen zu lüften versuchen; nur zu ihren Füßen solle sie mir das Augenlicht schenken, überall anderswo solle es Nacht für mich seyn u. s. w. Meine Versicherungen mochten gewirkt haben; nicht lange, so ward ich zu ihr beschieden und der Gang auf dieselbe geheimnißvolle Weise gemacht, wie das erstemal. Ganz so war es noch mehrere Male, und in den Zwischenzeiten ward durch Vermittlung des alten Stallmeisters fleißig der Briefwechsel geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Die heilige Philomena.

Man hat es in unsern Tagen tausendmal gesagt und geschrieben; es geschehen keine Wunder mehr, die große Kette übernatürlicher Erscheinungen sey zerrissen; wer sollte aber glauben, daß eben in diesen Tagen der Prosa und des Rationalismus Wunder Schlag auf Schlag folgen würden, eines überraschender als das andere, ein ganzes Land in Erstaunen und Bewegung setzend? Eine neue Heilige ist auferstanden aus der Nacht jahrtausendlangen Vergessens. Vom Süden her, aus einem kleinen Orte im Neapolitanischen, ist das neue Licht über Italien auf- und ausgegangen; der Kirchenstaat ist schon ganz erleuchtet, nichts läßt uns zweifeln, daß auch Ober-Italien bald unter das Banner der heiligen Philomena treten wird, und die Vaterstadt des Dante und Machiavelli ist auf dem besten Wege, Buße dafür zu thun, daß Galilei der Inquisition in's Gesicht behauptet, der Erdball bewege sich. Bei den 101 kleinen Buch- und Maculaturhändlern, die in Wohnungen und auf Straßen ihre Lager aufgeschlagen, verkauft man die Lebensbeschreibungen der Heiligen, von denen es verschiedene Editionen gibt, worunter eine von einem Lehrer am hiesigen Gymnasium (Scuole pie); überall sieht man ihr Bildniß in Kupfer und Lithographie, mit der Unterschrift: Sancta Philomena, ora pro nobis; an den Häusern und an allen Ecken sind Ankündigungen des einen und andern in großen Buchstaben angeschlagen, neben den Theaterzetteln und den Anzeigen des Pallonspiels; Colporteurs rufen sie auf den Straßen aus und tragen sie in die Wohnungen; selbst die zahlreichen Blinden, die bettelnd am Wege stehen, glauben

sich mildthätigen Seelen nicht besser empfehlen zu können, als indem sie ihnen versprechen, zur h. Philomena für sie zu beten. Wunder haben sich hier noch nicht ereignet, wenigstens habe ich von keinen vernommen, obgleich in der Kirche San Michelino Visdomini, einst der Schauplatz der Geißelungen der weißen Büßenden, bereits ein miraculöses Bild der Heiligen ausgestellt ist. In dieser Kirche ist auch schon eine besondere Andacht für die neue Heilige etablirt worden; der Erzbischof von Florenz hat vierzigtägigen Ablaß ausgeschrieben; die Zeitung enthält fortwährend Berichte aus den kleinen toskanischen Orten über die erfreulichen Fortschritte, welche die Verehrung (il culto) Philomenens unter dem Volke macht, und über die löblichen Bestrebungen der Priester, diese Andacht (devozione) immer mehr zu steigern und zu verbreiten. Man tauft Kinder auf ihren Namen, wogegen sich bloß einwenden läßt, daß er einen klassischen Klang hat und man ihn leicht für Philomele halten könnte; Gebete zur Erflehung von Gnaden „unter dem Patrocinium und durch die Vermittelung der heil. Jungfrau und Märtyrin“ sind überall zu erhalten: kurz, der gesammte Clerus ist im Jubel über die neue Schutz- und Trutzwaffe gegen den überhandnehmenden Indifferentismus.

Die Geschichte ist ein Wunder vom Anfang bis zum Ende. Ein neapolitanischer Priester, Don Francesco di Lucia, welcher sich mit dem neugewählten Bischofe von Potenza 1805 in Rom befand, wünschte eine Reliquie zu kaufen, und gelangte nach großen Schwierigkeiten in den Besitz von Gebeinen, welche ein paar Jahre früher in den Gräbern bei S. Priscilla gefunden worden waren, in deren Nähe auf einem Stein die Worte standen: Pax tecum Ph... lumens. Die Heilige wurde vorerst nach Neapel gebracht und verrichtete schon auf dem Wege dahin Wunder: sie gab dem Bischofe Schläge auf's Schienbein, weil der Kasten nicht vor seinen Augen in den Wagen gesetzt worden war, und sie schützte ihn und Don Francesco vor Verletzung, als das Fuhrwerk in einen Graben fiel. In Mugnano, nicht weit von Neapel, ließ Don Francesco unterdessen eine Kapelle bauen und seine Heilige dahin bringen, nachdem man sie erst gekleidet hatte; d. h. man ließ eine hohle Puppe von Pappdeckel machen, in der man die Gebeine anbrachte; Schuhe und Handschuhe wurden ihr angelegt, Hemde und Rock von feiner Leinwand, ein seidenes Kleid und ein weißes Galaleibchen mit rothseidenem Obergewande vollendeten, nebst einer Coiffüre von kastanienbraunem, seidenem Haar, die Toilette. Mit dieser, so wie mit ihrer unbequemen Lage mit erhobenen Knien in einer engen Lade, scheint die Heilige indeß nicht zufrieden gewesen zu seyn, mag sich überdies geärgert haben, daß man ihr das Gesicht weiß gefärbt und häßliche Lippen gemacht, weil man ihr Zähne einsetzen wollte. Als man den Kasten eines Tages in Mugnano öffnete, fand man sie ganz verändert: statt zu liegen, hatte sie sich gesetzt und das Haupt erhöht; ihr Gesicht und ihre Farbe waren nicht mehr dieselben, das Kinn war gerundet und voll, die verletzte Lippe hatte sich anmuthig geformt, der Haarputz war viel geschmackvoller. Den Arm mit Palme und Lilie hatte sie erhoben; die Augen konnte sie, was Hunderte gesehen, öffnen und schließen, den Mund bewegen; war sie zornig, so nahm ihr Gesicht eine hochrothe Farbe an; bisweilen gab sie auch andere Lebenszeichen, indem sie an das Glasfenster ihres Kastens pochte. Da nach einigen Jahren ihre Kleider fahl und alt geworden, mahnte sie an die Nothwendigkeit einer neuen Toilette, indem sie die alte von selber abstreifte; auch ließ sie sich neues, seidenes Haar wachsen. Ueberdies verstand sie die Kunst, sich, wenn man sie trug, bald federleicht, bald centnerschwer zu machen, und war wenigstens um einen Fuß gewachsen, seit man sie in den Glaskasten gelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Lestocq von Scribe und Auber. Spectacle nautique.

Zur Feier der vierzehnten oder fünfzehnten Restauration der komischen Oper haben Scribe und Auber, die gewöhnlichen Texte- und Musiklieferanten der singenden Bühnen, ein großes Stück in vier Aufzügen: „Lestocq,“ geliefert, das seitdem fast täglich gegeben wird. Der Dichter hat hier den historischen Boden betreten; denn Lestocq ist bekanntlich eine geschichtliche Person, der Arzt der russischen Kaiserin Elisabeth, welcher thätig dazu half, die Prinzessin auf den Thron zu setzen, und später, von der undankbaren Regentin zur Folter, zur Knute und zur Verbannung verurtheilt wurde, wogegen hernach Peter III. ihn wieder in seine Würden einsetzte. Lestocq's Leben ist eine auffallende Episode aus der Geschichte der Hofintriguen in Rußland. Als solche betrachtet, bietet es dem dramatischen Dichter reichhaltigen Stoff. Scribe hat aber natürlich nur Einiges aus demselben zu seinem Zwecke gebraucht und das Uebrige hinzugedichtet. Die Kritiker in den Tageblättern urtheilen jedoch, er habe sich seine Aufgabe etwas zu leicht gemacht, und man finde im Lestocq einen zweiten Raton, der die politischen Kastanien für einen undankbaren Machthaber aus der Asche ziehe und sich dabei die Pfoten verbrenne, wie sein Raton Nr. 1. Auber hat sich seine Aufgabe noch leichter gemacht, als Scribe, denn er hat dabei seine frühern Opernstücke so ziemlich ausgeschrieben, was, wie ein hiesiger Kritiker ironisch bemerkt, ein Beweis einer großen Fruchtbarkeit der Phantasie und Erfindung sey, weil, wenn er wenig geliefert hätte, er sich nicht selbst bestehlen und berauben könnte. Zum Glück hat es Auber mit einem Publikum zu thun, das in der Musik eben keine große Gelehrsamkeit besitzt, und keine Forschungen darüber anstellt, ob die musikalischen Sätze, die es vernimmt, schon einmal dagewesen sind oder nicht. Während nun die komische Oper sich in dem kleinen Mousquetairesaale zu restauriren oder zu renoviren suchte, fanden sich müßige Spekulanten ein, welche den schönen, neuerbauten Saal auf dem kleinen Ventadourplatze benutzen wollten, und daher ein Spectacle nautique ersannen, welches freilich in Paris unbekannt war; denn Wasser ist hier eben nichts Gewöhnliches. Obschon es in Paris nicht an Springbrunnen fehlt, so mangelt es doch diesen Brunnen oft an Wasser, und die Seine scheint allmählich zu versanden, wenigstens im Sommer, so daß die Pariser fürchten, es möchte eines Tages der Fluß ganz ausbleiben. Der Natur der Sache nach konnte der See, auf welchem die Unternehmer ihre Gefechte und Schiffahrten darstellen wollten, nichts weiter seyn, als ein großes Waschbecken; dies haben sie denn mit schweren Kosten, wie es scheint, in die Bühne hineingebracht; es brauchte aber einige Monate Zeit, bis ihr großes Unternehmen völlig zur Ausführung kam. Lange hatten die Zeitungen davon gesprochen, und die Erwartung der leichtgläubigen Pariser war hoch gespannt, als endlich der längst verschlossene Saal wieder aufging und — ein ganz gewöhnliches Schauspiel zum Besten gab, eine Pantomime, Wilhelm Tell genannt, aber ohne See, ohne Sturm, ja ganz ohne Wasser; entweder war keines da, oder die Zuschauer waren nicht so glücklich, sogar mit Hülfe einer Lorgnette es zu entdecken.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Juli 1834.

Laß im blumigen Kreise zu deinen Füßen mich sitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Goethe.

Etwas über deutsche Pflanzennamen und Pflanzensymbolik.

Man klagte sonst vielfältig, daß die deutschen volksthümlichen Namen der meisten Pflanzen, in Vergleich mit den französischen, englischen oder italienischen, doch gar zu barbarisch oder gemein klingen; man ärgerte sich über Teufels-Abbiß, Wolfsmilch, Krötenstuhl (eine Art Schwämme), Teufelsklaue, Hühnerdarm, Teufelsapfel u. s. w., und bedachte nicht, daß manche unheimlich und garstig lautende Benennungen gerade recht passen zur Gestalt und zum Charakter der bezeichneten Pflanze; dagegen vergißt man, daß wir, abgesehen von den vielen gar schönen Pflanzennamen, welche die Botaniker erfunden, auch manche, aus dem Volk selbst entsprungene Namen haben, die freundlich und gut klingen, z. B. Maienglöckchen, Schlüsselblumen, Ehrenpreis, Tausendgüldenkraut — wie angenehm in den Ohren eines geldliebenden Botanikers! — Wohlverlei (Johannisblume), Augentrost (altdeutsch: Augenfrö), Tausendschönchen oder Maaßliebchen, was wohl eben so gut klingt, als marguerite, und wofür selbst Gänseblümchen nicht übel lautet; guter Heinrich (Heunele in der Schweiz), braune Mägdlein u. s. w.; ferner, daß manche aus fremden Sprachen aufgenommene recht gut im Deutschen wiedergegeben werden können.

Besonders sind auch die mit Marie oder Frau zusammengesetzten Pflanzennamen zu bemerken. Von der Verehrung der heil. Jungfrau zeugen überhaupt sehr viele deutsche und französische Thier-, Pflanzen- und Steinnamen. Ich weise hin auf Mariengarn oder: unsrer Frauen Fädchen, womit auch der sogenannte fliegende Sommer, Altweibersommer bezeichnet wird, norddeutsch auch Metten genannt — eine Benennung, die, nach Voß, (zu seiner Luise) zuerst Klopstock in die lyrische Sprache aufgenommen. Bekanntlich ist es ein Gespinnst von kleinen Spinnen, und der Volksglaube hält es, wie Adelung bemerkt, für Ueberbleibsel von dem Tuche der Jungfrau Maria, das sie im Grabe umgehabt und bei ihrer Himmelfahrt habe fallen lassen. Schwedisch heißt das Spinngewebe Zwergnetz (Dwergnaet) und Dwerg selbst die Spinne, wobei Ihre eine alte mythologische Beziehung zwischen Zwerg und Spinne vermuthet. Statt Marie steht aber in den Zusammensetzungen häufig auch unsere (liebe) Frau, oder Frau ganz allein, wo aber nach und nach der Begriff der heil. Jungfrau etwas verdunkelt wird und mehr der allgemeinere des Weibes hervortritt, jedoch immer mit dem Nebenbegriffe wirklicher oder eingebildeter Heilsamkeit, der Schönheit oder der Milde. — So haben wir, um von vielen nur wenige

zu nennen, einen Marienapfel, der gar lieblich und süß ist, eine heilsame Mariendistel, auch unsere Frauendistel genannt; den Marien- oder Frauenschuh (cypripedium calceolus), eine sehr niedliche Gebirgspflanze; Marienröslein (lychnis); Marienglöcklein (campanula hispanica); goldenes Frauenhaar, Frauenspiegel, Frauenmantel u. s. w. Im Isländischen heißt mária-vendr, d. i. Marienreis, die Enziane, welcher Name bekanntlich auf den Illyrischen König Gentius hinweist.

Wie bei den alten Egyptern, Hindus und Griechen manche durch eigenthümliche Gestalt und Eigenschaft sich auszeichnende Pflanze oder Baum in symbolischer oder mythischer Beziehung auf Götter und Heroen gedacht und so geheiligt ist, z. B. die heilige Lotosblume, das Nelumbium, die Eichen — man denke an die orakelnden Eichen zu Dodona — die Cypressen, Platanen, Myrthen, Pappeln, Pinien mit ihren harzigen Nüssen, so finden wir auch in der skandinavischen und germanischen Welt mehrere Pflanzen und Bäume in ähnlichen mythischen und symbolischen Beziehungen. Ich erinnere gleich an die eben erwähnte Eiche, die, schon frühe ein Lieblingsbaum der gallischen Druiden, auch in der germanischen Rechtssymbolik als Baum des Gerichtes und der Grenze hervortritt, wovon heutiges Tags noch Ortsnamen, wie Drei-Eichen und viele andere Zeugniß geben; ferner an die Weide, als Baum der Verurtheilung; an die heilige Mistel, an die heilige Esche (Yggdrasill), den Baldrian (wenigstens nach Mone so viel als der isländische Balldursbrá (Baldersbraue) und den Schlafdorn in der Edda; an die Haselstaude, den Hollunderbaum und an den Alraun und die Alraunmännchen (mandragora), so wie zuletzt noch an unsere Nymphäen oder Teichrosen, die wegen angeblich geheimer Bedeutung hier und da auch Mummelchen (von Mumme, Larve, Schreckbild) oder Nixblumen genannt werden, welche letztere Benennung besonders sehr bezeichnend und bedeutungsvoll ist.

Und wer denkt nicht an den Lieblingsbaum der Minne- und Ritterſänger des deutschen Mittelalters, wofür der provençalische Troubadour seine gefeierte Ulme hat, an den Baum ländlicher Lust und Freude, die süß duftende und anmuthig schattende Linde, mit welcher so gern auch kühle Brunnen, Bezauberung, Jungfrauen, Drachen, Abenteuer in Verbindung gebracht werden, wie aus dem Parcival des Wolfram von Eschenbach, dem Zwergenkönig Laurin, dem Nibelungenliede — wer kennt nicht die Linde neben dem verhängnißvollen Brunnen im Odenwalde? — und vor allen aus Iwein, dem Löwenritter, zu ersehen ist! — Man fand ja so gerne „den schate by der sunnen, die linde by den brunnen, die sanften, linden winde u. s. w.“ wie wir in Tristan und Isolt lesen. Als deutsche Lieblingsgewächse sind besonders hervorzuheben: der bey den mittelhochdeutschen und auch spätern Sängern so häufig vorkommende Klee; oft allein für sich, z. B. „hye stent gras, pluemen und der chlee“ (aus einem alten Liede von „der Ehe“); öfters auch für Blumen, Gras, Kraut überhaupt, z. B. „begrabt mich in die Röslein roth, in die Röslein und den Klee.“ (Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert), wo nebenbei zu merken, daß der dreiblätterige Klee, der früher in der Druidenlehre geheime Bedeutung gehabt haben soll, später als Symbol der heil. Dreifaltigkeit genommen wurde; ferner die Rose, bedeutungsvoll hervortretend in den beiden Rosengärten, auch ein Symbol des Blutes Christi und der Märtyrer, so wie der Verschwiegenheit der Richter und Tafelgenossen; daher im Sachsenspiegel die Abbildung einer Rose, um ersteres zu bezeichnen, und die Redensart: sub rosa. — Wie ferner die Altgriechen gar anmuthige Sagen von Erschaffung der Rose hatten, so finden wir auch im Mittelalter sinnreiche Legenden, in welchen ihre Erschaffung, besonders der rothen Rose, in höherem christlichem Sinne erzählt wird, wie bei Mandeville zu ersehen ist. — Bedeutungsvoll erscheint die Königin der Blumen — hier vorzugsweise die Blume genannt — im Namen Flos, so wie die weißblumige Lilie in Blankflos. In einem Korb voll Rosen wird Flos zur Blankflos gebracht, und noch auf dem Grabmal, das ihm sein Vater errichten ließ, sitzt Flos auf einer Rose, Blankflos, die Geliebte, auf einer Lilie. — Bedeutungsvoll erscheint die Rose auch in der Geschichte des oben erwähnten Tristan und der blonden Isolt. Man denke an den Rosenstrauch und die Weinreben, die der gutmüthige König Mark auf das Grab Tristans und seiner Geliebten pflanzen ließ, die ihre Zweige symbolisch in einander verschlangen: ein Gegensatz zu den Feuersäulen, die über dem Einen Scheiterhaufen der beiden feindlichen Brüder von Theben sich noch feindlich trennten. — Eine bedeutende Rolle spielt auch die einst schon durch den heiligsten Mund verherrlichte Lilie, allgemein schon frühe ein Bild der Unschuld und der reinen Gesinnung; im Mittelalter auch Symbol des Friedens, so wie gebrochen, des Friedensbruches, und vor den Kreuzzügen und während derselben ein Symbol der unterdrückten christlichen Kirche im Orient, im Gegensatze zu den Dornen oder Sarazenen.

Zum Schluß eine Frage: ob wohl das berüchtigte Kifferleskraut, über welches Hans Sachs in einem Schwank gleiches Namens so ergötzlich sich beklagt, in der Vaterstadt des ehrlichen Meistersängers noch jetzt gedeihen mag? — So viel ist gewiß, daß dort und in der Umgegend und fast allenthalben, außer vielen schönen und heilsamen Blumen und Kräutern jeder Art, nicht nur mancherlei Pilze, die oft in einer Nacht hervor und zu

Ehren kommen, und wovon doch manche eßbar und nicht alle giftig sind, nicht nur die stachlichte oder übelriechende Haubechel — ein rechtes Symbol für manche Stadt-Basen-Satiriker — ferner die unverschämte Hundszunge, die gleichfalls übel riecht, oder der stolze Heinrich, der bei alle dem nicht besser duftet, als jene, sondern sogar der abscheuliche Stechapfel, dessen Blume sich heuchlerisch in die Farbe der Unschuld kleidet, indem sie aus der Ferne einer Lilie ähnlich sieht, von forschenden Botanikern, oft wider ihren Willen, gefunden werden.

Gottl. Zimmermann.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte dieser Liebeshandel mein ganzes Wesen so in Anspruch genommen, daß ich allem Andern ganz abgestorben war. Aeußerst selten nur sah man mich im Schauspiel oder an einem andern öffentlichen Ort, und von meinen liebsten Freunden hatte ich mich völlig zurückgezogen. Ganze Tage brachte ich allein in meinem Zimmer zu und schrieb lange Episteln an meine Dame, welche ich Abends dem treuen Liebesboten überantwortete, oder las die Briefe, die ich beim Aufwachen wunderbarerweise auf meinem Tisch fand. Diese Zurückgezogenheit, welche gegen mein früheres wüstes Leben so grell abstach, mußte nothwendig meinem Bruder auffallen. Oft und viel befragte er mich deßhalb; wohl schämte ich mich vor mir selbst, daß ich ihn, vor dem ich von Jugend auf nie ein Geheimniß gehabt, belügen sollte, suchte aber lange alle möglichen Ausflüchte. Eines Tages aber drang er so innig, so brüderlich besorgt in mich, daß ich gegen ihn gerührt mein Herz ausschüttete und mein Geheimniß einem Herzen anvertraute, in dem es, wie ich gewiß wußte, so gut aufgehoben war, als in meinem eigenen. Mein Bruder, ein sehr verständiger Mann, machte mir wegen meiner Schwachheit, da die Umstände wirklich gar zu verführerisch gewesen, eben keine starken Vorwürfe, er warnte mich aber und beschwor mich, ein Verhältniß aufzugeben, wobei Alles viel zu auffallend und räthselhaft sey, als daß es nicht ein sehr schlimmes Ende nehmen könnte. Dies hatten wir neben einander in meinem Zimmer, bei verschlossenen Fenstern und Thüren verhandelt. Wer konnte es gehört haben, als Gott und unsere Schutzengel?

Was geschah? nach dem Nachtessen ward ich mit einem der Briefchen beglückt, die mir, wie ich mich galant gegen meine Dame auszudrücken pflegte, vom Himmel gesandt wurden. Aber wahrhaftig! dießmal war von dem sanften, gemessenen Tone, in dem man ohne Zweifel da oben spricht, noch viel weniger darin als sonst; nach der Fassung sowohl als nach der räthselhaften, höchst verdächtigen Weise, wie mir die Botschaft zugekommen, hätte man im Gegentheil billig schließen können, sie komme von einem gewissen, gerade entgegengesetzten Ort. Mit Einem Wort, es war der giftigste Brief, den das rasendste Weib im höchsten Sturme der wahnsinnigsten Leidenschaft je geschrieben haben mag. Mich undankbar, treulos zu schelten, das war ihr viel zu wenig; ich war ein elender, ehrloser Wicht; es war Wahnsinn von ihr gewesen, ein Herz wie das ihrige einer so gemeinen Seele anzuvertrauen. Ich hatte sie schändlich verrathen; so gut solle es mir aber nicht werden, daß ich, wie mein ehrenwerther Bruder mir gerathen, zuerst ein Band löse, das ihr nur zu lange schon Schande gemacht. Sie wisse, was sie zu thun habe, und von Stunde an werde ich nichts mehr von ihr hören.

Ich sage nichts davon, in welche Verzweiflung mich diese Drohungen stürzten, die allerdings ernst gemeint schienen. Ich bekam keinen Brief mehr, und drei Wochen lang schien mich Donna Josepha wirklich vergessen zu haben. Aber ich konnte den grausamen Schlag nicht verwinden und trauerte im tiefsten Herzen. Da ich mich indessen meiner Schwachheit schämte und fürchtete, meine trübe Stimmung möchte nur zu auffallend seyn, verschloß ich mich einsiedlerisch in mein Zimmer und ließ Niemanden vor mich, sogar meinen Bruder nicht, um meinem Schmerze recht nachhängen zu können. Diese meine Zerknirschung blieb für die Gräfin kein Geheimniß und rührte ihr Herz zum Mitleid. Eines Tages ging endlich der Himmel wieder auf und sandte mir eine Botschaft herab, des Inhalts, daß Donna Josepha, gerührt von meiner Reue, mir erlaube, zu ihren Füßen Vergebung für meine schwere Versündigung zu erflehen. Wahrhaftig! dachte ich, die Fee, die ihr die Unterredung mit meinem Bruder haarklein erzählt, hat diesmal etwas gethan, was ihr mehr Ehre macht: sie hat meine Thränen aufgefangen und mir Gnade erwirkt!

Nach dieser Aussöhnung blieb unser Verhältniß die ersten Wintermonate hindurch das alte, und ich war so verstrickt und befangen, daß mir das Wunderbare, Unbegreifliche des ganzen Handels gar nicht mehr auffiel. Hätte mir Donna Josepha eines Tags, statt ihres Alten und der Sänfte, einen jener geflügelten Drachen geschickt, die in unsern Ritterromanen eine so große Rolle spielen, die Sache wäre mir ganz natürlich vorgekommen, ich hätte mich aufgesezt und dem Hippogryphen die Sporen gegeben, ohne mehr dabei zu denken, als wenn ich auf meinem sanftesten Klepper in den Prado getrabt wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Konzerte. Geſellſchaften.

Das Théâtre nautique iſt augenſcheinlich verunglückt, und die Unternehmer können ſich auf ein beträchtliches Defizit in ihrer Einnahme gefaßt machen. Zwar haben ſie ein zahlreiches Perſonal zu ihren pantomimiſchen Vorſtellungen angeworben; aber Ballette und Pantomimen hat man eben ſo gut auf den Boulevardstheatern und viel ſchöner in der Oper; und wie können ſie im Sommer ſtarken Zuſpruch erwarten? Vielleicht haben ſie gedacht, Waſſer komme in der heißen Jahrszeit ganz erwünſcht; wenn ſie nun aber kein Waſſer liefern können, wenigſtens kein ſichtbares, was wollen ſie dann dem neugierigen Publikum bieten? Ich fürchte, hier werden einige Leute wieder um ihr Vermögen kommen, wie bei ſo manchen andern verunglückten Spekulationen. — Die beiden im vorigen Sommer angefangenen Konzertunternehmungen haben ſich den Winter und das Frühjahr hindurch erhalten, und werden dieſen Sommer jeden Abend fortgeſezt, und zwar eines in den Champs élysées und das andere im ſogenannten Jardin turc, der ungefähr hundert Fuß in der Länge und fünfzig in der Breite hat, alſo nur für ein öffentliches Gärtchen gelten kann. Im Winter ſind dieſe Konzerte in großen Sälen. Zur Beförderung der Tonkunſt können ſie eben nicht dienen; ſie ſind bloß eine angenehme Unterhaltung, und im Jardin turc dienen ſie dem Inhaber des Luſtgartens zur Vermehrung ſeiner Kunden. An Privatvergnügungen hat es in der lezten Zeit ſo wenig gefehlt, als in andern Jahrszeiten. Die Dejeuners dansans oder Bals dejeunatoires ſcheinen aus der Fremde der Mode zu werden; auch werden ſie beſonders bei den Geſandten und andern Fremden gegeben, wie z. B. neulich vom Grafen Appony. Ein nüzlicheres und intereſſanteres, ebenfalls den Fremden, und zwar den Engländern, abgeborgtes Feſt war das, welches Rothſchild auf ſeinem Landgute Ferrières gab, und wobei ein Wettlauf mit Pflügen, eine Preisvertheilung und allerlei ländliche Luſtbarkeiten ſtattfanden. Die Zeitungen, beſonders der Temps, gaben einen umſtändlichen Bericht über das Feſt ſowohl, als über die Einrichtung der Rothſchildſchen Landwirthſchaft. Eine angenehme Soirée musicale gab noch vor Ende der Seſſion der Kammer Coſte, der Haupteigenthümer des Temps, in ſeinem niedlichen Hauſe in der Victoireſtraße, das einſt Talma und dann dem General Bonaparte zugehörte. Hier ſtieg lezterer ab, als er von ſeinem Feldzuge in Egypten zurückkam; in eben dem Saale, in welchem jezt Coſte die Deputirten, Gelehrten und Künſtler verſammelt, empfing Bonaparte die Glückwünſche der damaligen Regierung, und wahrſcheinlich die Einladung, dieſe Regierung über den Haufen zu werfen und ſich an die Spize einer neuen zu ſtellen; von dieſem Hauſe aus wanderte er in die Tuilerien, bis er von da aus in die ewige Verbannung ſich begeben mußte. An beſagtem Abend befand ſich in jenem Saale ein Verein von Männern, die ſchon emporgekommen ſind oder emporzukommen ſtreben, und wovon wahrſcheinlich keiner zur Konſulatszeit einen großen Ruf hatte. Dupin, der Präſident der Deputirtenkammer, war da, Mauguin, der Oppoſitionsredner, nebſt vielen andern Deputirten; eine Menge Schriftſteller und Gelehrte, als Jomard, Letronne, Geoffroy St. Hilaire, St. Marc Girardin, Pictet; Mad. Damoreau und Nourrit von der großen Oper ſangen franzöſiſche und italieniſche Arien, Liſt improviſirte ein furchtbar lärmendes Fortepianoſtück, das ihm ſo leicht keiner nachmachen wird, und wobei man alle Augenblicke befürchten mußte, der Flügel werde in Stücke zerſchlagen werden. Weit angenehmer war ein komiſches Duett aus dem Maestro di Capella, das der Verfaſſer, der berühmte Paer, in beſter Laune mit der Damoreau ſang, und das man auf keiner Bühne ſo meiſterhaft aufführen hört. Alles war hier intereſſant, die Muſik, die Tonkünſtler, die Geſellſchaft und der Ort, an welchen ſich ſo manche Erinnerung knüpfte. Dg.

Florenz, Juni.

(Fortſezung.)

Die heilige Philomena.

Den Bildſäulen und Porträts der Heiligen theilte ſich gleichfalls die wunderthätige Kraft mit. Sie reden, öffnen die Augen, heben den Arm auf, verbreiten himmliſchen Wohlgeruch, heilen die gefährlichſten Krankheiten durch Berührung u. ſ. w. Eine Bildſäule in der Kathedrale von St. Severo in der Provinz Capitanata war zu einem Feſte prächtig aufgeputzt worden. Nach dem Feſte wollte man ihr die Alltagskleider anlegen. Einige Frauen erboten ſich zu dieſem Dienſt, aber die beiden Sakriſtane behaupteten, dies ſey ihre Sache, und fingen an die Heilige zu entkleiden. Als ſie aber im Begriffe ſtanden, die lezte Verhüllung wegzunehmen, wurde die Statue roth vor Scham, ihre Augen rollten auf drohende Weiſe, ſo daß die Sakriſtane, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, auf und davon liefen. Und doch, ſagt das Buch, verrichteten die guten Sakriſtane dieſen Kammerfrauendienſt aus bloßer Andacht zur Heiligen.

Die Wunder, welche die Heilige, entweder in Perſon oder durch ihr Blut (das man in einem Fläſchchen fand und mit welchem die ſeltſamſten Dinge vorgingen, indem es bald wie Diamanten, bald gleich Rubinen und Smaragden leuchtete), durch ihre Ebenbilder und einzelne Knochen, im ganzen neapolitaniſchen Reiche, ſo wie im Kirchenſtaate, zu Terni, Spoleto, Peſaro, Ancona u. ſ. w. verrichtete, namentlich durch Erweckung von Todten (ſelbſt todter Kinder im Mutterleibe), Heilung von Krankheiten, Teufelsaustreibung, Abwendung von Gefahren, Beſchüzung der Unſchuld, Beſtrafung des Laſters, myſteriöſe Erſcheinungen, Träume, Weisſagungen, Sendung von Regen und Sonnenſchein u. m. a., ſind ſo zahlreich, daß die Auswahl der merkwürdigſten einen dicken Band füllt, wobei jedesmal Namen und Wohnort der Beglückten genannt ſind. Bei ihrem Einzug in Mugnano erregte der böſe Geiſt einen Sturm, welcher die älteſten Bäume zu entwurzeln drohte, aber nicht die Macht hatte, eine einzige der Kerzen verlöſchen zu machen, welche um die Lade der Heiligen brannten. Ein bibliopolitiſches Miratel weicht ſo ſehr vom gewöhnlichen Schlage ab, daß ich es erzählen muß. Die Exemplare ihrer Lebensbeſchreibung, welche Don Francesco di Lucia, dem die Welt eigentlich dieſe, 1500 Jahre lang unbekannte Heilige verdankt, in zwei Auflagen herausgegeben, vermehrten ſich von ſelbſt auf bewunderungswürdige Weiſe nicht bloß bei ihm, ſondern auch bei ſolchen, denen er ſie zum Verkaufe geſandt. Statt 225 fand er einmal 500 Abdrücke. Sie ſollte Patronin der Buchhändler werden, wie Cosmus und Damian für die Apotheker.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Juli 1834.

— Mit Licht und Wärme gelehrt, in des rüstigen Lebens
Kraftwort! Dann dringt Kraft in das Herz, dann füllen den Tempel
Andacht, Trost und Entschluß.

J. H. Voß.
Luise.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die lutherische Kirche.

Ich komme eben aus der lutherischen Kirche, und so lange das Bild noch ganz frisch in mir ist, will ich versuchen, das Gesehene und Gehörte wiederzugeben.

Als ich in die Kirche trat, hatte der Gottesdienst begonnen. Zuallererst fiel mir hier auf, daß die Kanzel leer und überhaupt keine geistliche Person irgend einer Art sichtbar war. Die Gemeinde sang einen Psalm, so ziemlich im selben schleppenden Tempo, wie man es in England hört, aber die Ausführung war hier ganz anders. Da alle zusammen so laut sangen, als sie konnten, so war der Chor immerhin zu stark für die Kirche; der Gesang füllte nicht nur das Gebäude, sondern hallte auch durch Thüren und Fenster hinab in die Hauptstraße, wo ich ihn schon weit von der Kirche vernommen. Wenn aber gleich die Dosis sicher zu stark war, so mußte man doch anerkennen, daß diese ländliche Gemeinde natürlichen Sinn für Musik hatte, unendlich mehr, als man irgendwo in England auf dem platten Lande, ja selbst in einer Londoner Kirche findet. Der Gesang war sehr einfach und die Lungen, die ihn modulirten, etwas zu derb, dabei aber fühlte sich das Ohr durchaus nicht beleidigt: nichts von jenem abscheulichen Zeug, jenem näselnden Geschnarre, jenem gemeinen tremulirenden Verschränken mehrerer Noten, nichts von geschmacklosem musikalischen Raffinement; jede Note war Ton und Melodie, und offenbar ohne Führung irgend einer Art, trugen diese Naturſänger ihren Psalm in der schönsten Harmonie vor. Da dieser Gesang gegen zwanzig Minuten währte, hatte ich volle Zeit, mich umzusehen. Ein Viertheil des kleinen Gotteshauses, dem Haupteingang gegenüber, war um drei Stufen erhöht, und hinten auf dieser kleinen Plattform stand eine bloß aus einem Lesepult bestehende Kanzel, mit einem Himmel, über dem sich eine vergoldete Sonne erhob, die alleinzige Zierrath in der Kirche. Vor der Kanzel bemerkte ich einen kleinen, hohen, länglichen Tisch, mit einem einfachen weißen Tischtuch bedeckt, und links und rechts von der Kanzel befand sich ein wunderlicher Kirchenstuhl, der so eng vergittert war, daß man fast gar nicht hineinsehen konnte.

Die Emporkirchen waren mit Männern besetzt, sämmtlich im landesüblichen blauen Sonntagsstaat, die Bänke unten mit Weibern; und da ich ihre Reihen musterte, bemerkte ich mit Verdruß, wie die Mode sich sogar im kleinen Dorfe Langenschwalbach in die Volkstracht eindrängt, oder vielmehr sie verdrängt. Auf drei Bänken zunächst der Thüre saßen Weiber, sämmtlich in der alten ächten Besenbindertracht des Landes, mit den wunderlichen kleinen weißen Hauben, mit den offenen

Miedern und den dicht gefalteten kurzen Röcken, die alle in Einem Modell gemacht schienen; kurz, sie trugen die altväterliche Tracht ihrer Berge. Zunächst ihnen kamen vier Reihen Weiber und Mädchen, welche, bereits vom Geist der Neuerung besessen, die Hauben ihrer weiblichen Vorfahren mit dem Hornkamm vertauscht hatten; über den Miedern trugen manche baumwollene Kleider, deren bunte Muster einander überbieten zu wollen schienen. Auf den nächsten Bänken saßen aufgestuzte, bebänderte Hauben. Die Langenschwalbacher Dämen endlich, welche zwei weitere Bänke innehatten, hinter einer Reihe kleiner Jungen, dicht vor dem weißgedeckten Tisch, mußten durchaus Hüte mit künstlichen Blumen und dergl. aufhaben; sie waren überhaupt wie modische Frauenzimmer ausstaffirt, trugen Handschuhe, zierliche Schuhe, puzten ihre Nasen mit Schnupftüchern, und bildeten sich offenbar ein, sie könnten zu London, Paris und an jedem brillanten Ort in der fashionablen Welt sich sehen lassen, und so war es auch.

Der Gesang ging zu Ende, ein paar Sekunden blieb es todtenstille, und ich war begierig, auf welchem Fleck der Kirche sich zunächst eine Menschenstimme werde hören lassen; da sah ich, freilich ganz undeutlich, in einem der Gitterstühle sich etwas bewegen; langsam glitt es der Kanzeltreppe zu, endlich kam es über dem Gitterwerk hervor, und das Nebelgebilde verwandelte sich in einen großen, stattlichen Gentleman im schwarzen Rocke, den man nun gemächlich die Kanzel emporsteigen sah, an deren rechter Seite eine große schwarze Schiefertafel hing, auf welcher mit weißer Kreide die Zahlen 414 und 509 angeschrieben standen.

Der Geistliche warf seine Blicke gravitätisch in der Kirche umher, als wollte er seiner Gemeinde das Maaß nehmen, und nun begann er langsam, Sylbe vor Sylbe, ein Anrede aus dem Herzen; und kaum waren die ersten Worte über seine Lippen, so mußte ich zu meiner Ueberraschung gestehen, daß ich in meinem Leben keine tiefere, ernstere, ausdrucksvollere Stimme gehört hatte. Das Aeußere, das ganze Wesen des Mannes überraschte mich überhaupt höchlich, denn etwas der Art hatte ich im Entferntesten nicht erwartet. Eine Zeitlang hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, hier überhaupt einen Geistlichen zu hören, am wenigsten aber war ich auf einen Mann gefaßt, bei dem Blick, Wort und Aktion als äußere Abbilder eines tief denkenden Geistes erschienen. Er trug einen gewöhnlichen schwarzen Anzug und hatte kein äußeres Abzeichen seines heiligen Berufs als die zwei weißen Läppchen, wie sie auch bei uns die Geistlichen tragen; außer ihnen schien er sogar nichts um den Hals zu haben. In ruhigem, vernehmlichem Tone, ohne alles Feuer, der nicht sowohl zu dem Herzen als zu dem Verstande der Zuhörer zu sprechen schien, vertheidigte er eine Sache, von der er sichtbar überzeugt war, daß sie nimmer unterliegen konnte, und die Ruhe seiner Haltung, die Gemessenheit seines Tons, die eiskalte Ueberlegung, womit er sprach, zeigten deutlich, daß er nicht allein seinen Gegenstand, daß er sich selbst beherrschte. Man sah, jedes Wort, das er sprach, stand deutlich als ein Resler seines Gehirns vor seinen Augen. Er bat nicht, befahl, verbot nicht; sondern gleich einem, der einen Satz mathematisch demonstrirt, führte er vor dem Geiste seiner Zuhörer Schritt vor Schritt Beweisgründe und Wahrheiten vorüber, denen sie, wie er gewiß wußte, nichts entgegenzusetzen hatten. Als er zum Climax gekommen war, wechselte er auf einmal mit der Stimme, und des eben errungenen Sieges sich bewußt, fing er an, in einer Art von mitteltiefem Tone eine Reihe von Fragen aufzuzählen; hinter jeder folgte jedesmal eine lange Pause, und in diesen feierlichen Augenblicken, wenn er jezt das Wort sprach, das seine Schlußfolge siegreich krönte, da flog mit einemmale ein seliges, triumphirendes Lächeln über seine Lippen, das mir Bewunderung abdrang, weil man sah, dieser Blitz der Freude galt Andern, nicht ihm selbst. Während der Predigt hob er zuweilen einen Arm gen Himmel, zuweilen drückte er die Hand über seinem schwarzen Rocke fest an die Brust, streckte sie dann sachte gegen die Gemeinde aus und ließ sie wieder leblos an die Seite niederfallen; so unbedeutend aber diese Bewegungen waren, so wurden sie doch sehr auffallend, wenn man die regungslose Aufmerksamkeit der Gemeinde daneben betrachtete. Hie und da wischte sich ein altes Weib mit dem Knöchel ihres runzligten Fingers die Augen, als hätte sich bei ihr das Gehörte vom Kopf zum Herzen hinabgestohlen; aber am Priester, der zu ihr sprach, war äußerlich keine Spur von Rührung zu sehen; mit apostolischer Würde ging er kalt in seiner Schlußfolge weiter, und im Sturm ihrer Gefühle schritt er ruhig über die Woge. Nie in meinem Leben habe ich Menschen den Worten eines Menschen so regungslos, so starr wie Bildsäulen horchen sehen.

Sobald die Predigt vorbei war, wurde der Psalm angegeben, man hörte überall die Blätter der Gesangbücher rauschen, und über ein Kleines begann die ganze Gemeinde mit weitaufgerissenen Mäulern zu singen. Während dieses Alts sezte sich der Prediger auf der Kanzel nicht nieder, sondern begab sich, da er nichts mehr oben zu thun hatte, in seinen Kirchenstuhl hinab, wo ich seine Gestalt hinter dem Gitterwerk kaum unterscheiden konnte. Ob er mitsang oder nicht, kann ich nicht sagen; ohne Zweifel ruhte er von der gehabten Anstrengung aus.

Lang währte das Singen, und es war in Ton und Vortrag ganz wie bereits beschrieben, und als das

Lied zu Ende ward, wurde es wiederum ganz stille. Die Pause dauerte länger als das erstemal; zuletzt aber ging die vordere Thüre des Gitterstuhls auf, und heraus kam derselbe stattliche schwarze Diener des Herrn. Während er langsam über die kleine Plattform vorschritt, rasselte es durch die ganze Gemeinde, weil die Bücher zugemacht wurden; er aber stellte sich gerade vor den kleinen hohen, mit einem weißen Tuche bedeckten Tisch. Mit derselben ruhigen, sanften Würde sprach er einen kurzen Segen über die Gemeinde, wobei sich alle vorwärts neigten, als nähmen sie ihn begierig auf; sodann senkte er seine Arme, die er während dieser kurzen Ceremonie gerade ausgestreckt, drehte sich um, und während er sachte seinem vergitterten Käfigt zuschritt, strömte das Volk auf der andern Seite hinaus, und in wenigen Minuten war die kleine lutherische Kirche von Langenschwalbach leer.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Es war um die Mitte Januars, in der Zeit der Regen und Nebel, wo die schönen Tage zu Valladolid so selten sind, daß man sie gleich Festtagen feiert und Alles in's Freie eilt, um des blauen Himmels und der Sonne sich zu freuen. Um eines solchen schönen Morgens zu genießen, waren mein Bruder und ich mit drei Bekannten ausgegangen. Einer derselben wollte, bevor wir auf den Prado hinabgingen, ein paar Gänge durch die Straße machen, wo die Dame seines Herzens wohnte, und da der Umweg nicht groß war, gingen wir alle mit. Während er auf- und abging und ungeduldig dem Aufgang seines Sterns entgegensah, der diesen Morgen nicht so pünktlich war als das Tagesgestirn, blieben wir, um ihn nicht zu stören, an der Ecke des Platzes San Estoban stehen, gegenüber einem sehr großen Haus; und ohne daß einer im Geringsten ein eigentliches Interesse dabei hatte, aus bloßer Neckerei und Langeweile, fingen wir hier an, zu ein paar Balkonen, wo sich junge Frauenzimmer hatten blicken lassen, schmachtende Blicke hinaufzusenden und andere Possen zu treiben. So hatten wir uns geraume Zeit unterhalten und hätten wohl noch länger fortgefahren, da machte ein höchst unerwartetes Ereigniß unserm galanten Treiben ein Ende. Plötzlich fuhr aus dem großen Hause, dem wir gegenüberstanden, ein Wagen mit einer Dame heraus. „Ah! das schöne Weib!“ riefen Alle zusammen; „seht doch, Don Andres!“ und da ich gerade nach einer andern Seite sah, stieß mich der Eine mit dem Ellbogen, der Andere riß mich am Mantel, und ich kehrte mich um. Großer Gott! wie wurde mir, als ich in der Dame, auf welche Alle mit Fingern wiesen, meine geheimnißvolle Schöne erkannte! Auch sie hatte mich nur zu gut erkannt; sie wurde blaß wie eine Leiche, Schnupftuch und Fächer entfielen ihr und sie war sichtbar einer Ohnmacht nahe. Sie faßte sich indessen, warf mir einen Blick zu, eiskalt und flammensprühend zugleich, befahl umzukehren, und fuhr in das Haus zurück. Mein Bruder und die Freunde verwunderten sich höchlich über die Verwirrung der Dame, wie über ihr plötzliches Umkehren. Lange sprachen sie darüber hin und her; nur ich wußte leider zu gut, was es zu bedeuten hatte, und daß ich an Allem Schuld war. Ich befand mich in der grausamsten Verlegenheit: sie wird meinen, dachte ich, ich habe trotz ihres Verbots der Sänfte und dem Stallmeister Jemanden nachschleichen lassen und so ihre Wohnung entdeckt; sie wird sich einbilden, ich habe gegen meine Freunde, wie gegen meinen Bruder geplaudert, habe mit ihnen ihre Schritte belauert und sie hieher geschleppt, ihnen meine Eroberung zu zeigen und mich groß damit zu machen. Da ich mir aber nicht der geringsten Schuld bewußt war, so zweifelte ich nicht daran, daß ich mich auch diesmal werde rechtfertigen können, und beruhigte mich allgemach.

Allermittelst war unser galanter Freund, der endlich seine säumige Dame an ihrem Mirador gesehen und sehr vergnügt war, weil er einen Blick von ihr erhascht hatte, wieder zu uns gestoßen. Nach der Beschreibung, die ihm mein Bruder, dem die Sache besonders im Kopf herumzugehen schien, von dem Wagen und der Livree der Dame machte, erkannte er sie sogleich und erzählte von ihr, was er wußte, während wir dem Prado zugingen. Ich that, als hörte ich kaum zu, verlor aber natürlich kein Wort und erfuhr so von Donna Josepha etwas mehr, als ich bisher gewußt: sie sey die Frau eines großen Herrn, eines Grafen von Waldemoro; ihr Gemahl, ein alter, heftiger Mann, sey desto eifersüchtiger, da er oft abwesend seyn müsse, und lasse sie in einem Hause, das Niemand kenne, und wo kein Mensch Zutritt habe, streng bewachen; die Dame komme nie anders als im Wagen aus dem Hause; man nenne sie daher bei Hofe nur la bella malcasada, die schöne unglücklich Verheirathete.

Gewiß konnte ich meiner Dame keinen bessern Beweis von meiner blinden Unterwürfigkeit unter ihre Befehle geben, als daß ich mich in dieses Gespräch, das mich doch so nahe anging, nicht einmal mit Fragen mischte; ich kam daher voll Zuversicht, daß der Kobold, der mich bewachte, mir bei Donna Josepha ein gutes Zeugniß geben müsse, nach Hause, und war vollends ganz beruhigt, als ich folgenden Brief gelesen hatte, der mir auf die gewöhnliche Weise zugekommen war: „Ich kann kaum glauben, Don Andres, daß es Euch so gar großes Vergnügen gemacht hat, einmal beim Tageslicht

und auf der Straße das Gesicht zu betrachten, das sich Euch unter vier Augen so oft enthüllt hat. Doch ohne Zweifel hat Euch hier nur die Leidenschaft weiter geführt, als mir lieb ist. Ihr habt mich durchaus sehen wollen, und wie es geht, in der Ungeduld seyd Ihr etwas unvorsichtig gewesen. Ich kann Euch auch darum eben nicht sehr gram seyn, hoffe indessen, daß die Leute, denen Ihr unser Geheimniß anvertraut haben mögt, gleich Eurem Bruder zuverlässige Freunde sind, von denen wir nichts zu fürchten haben. Ganz frei von Empfindlichkeit bin ich freilich noch nicht; bin ich aber nicht recht schwach, Don Andres, daß ich Euch erlaube, Euch selbst zu verantworten? Doch kann ich Euch erst in vier Tagen sprechen." — Von einer Antwort, die sie von mir erwarte, stand nichts in dem Briefe, und so blieb mir denn nichts übrig, als die vier Tage abzuwarten, die mir entsetzlich lang wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Friedrich Rückert.

Unter sein Bild.

Ihr schaut den goldnen Sängermund,
Der goldne Worte singet,
Und aus der Seele goldnem Grund
An's goldne Licht sie ringet.
Schaut dies Gesicht,
Und liebt es nicht,
Das bleiche, doch goldige Wunder.

Ihr kennt den goldnen Liedermann,
Mit goldnen Liedern sein Handeln,
Der, was er sieht, sogleich auch kann
In pures Gold verwandeln,
Dem, was er rückt
Und was er drückt,
Zum goldnen Lied muß werden.

Er hat, der Erste im ganzen Reich,
Ein goldnes Waarenlager,
Er schafft, sich ewig selber gleich,
Wird nimmer dünn und mager.
Er haucht — es glüht,
Er haucht — es blüht
In Düften aller Zonen.

Und weil er das so wohl gemacht,
Der goldene Geselle,
So schimmre goldnen Kranzes Pracht
Ihm an des Lorbeers Stelle:
Der schaue herein
In lichtem Schein
Auf's blasse, trübe Antlitz!

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Die heilige Philomena.

Nicht immer aber ist die Heilige so gutmüthig, namentlich wenn man nicht hält, was man ihr versprochen. Eine Frau verhieß ihr ihre schönste goldene Kette, wenn sie ihren taubstummen Sohn heilen wolle. Der Junge fängt auch wirklich zu reden an, die gottlose Mutter aber hängt der Heiligen ein ganz dünnes Kettchen um, und das Kind ist und bleibt stumm, wie zuvor. Ein reicher Mann, der am Gesichtskrebs litt, versprach der Heiligen ein Haus zu schenken, wenn sie ihm helfen wolle. Geholfen wurde, nun meinte aber der Undankbare, die Himmlische könne sich wohl bis nach seinem Tode gedulden. Bald darauf ward er durch ein Geschäftsunglück zu Grunde gerichtet, das Uebel erschien wieder und er starb elend. Ein böses Brüderpaar, welches ihre Erscheinungen und Warnungen im Traum verachtet, ließ sie durch zwei Höllengeister unter der Gestalt von Banditen umbringen, zwei Andere, die ihrer gespottet, auf dem Wege eines plötzlichen Todes sterben u. a. m.

Da über die Lebensgeschichte Philomena's kein Wort bekannt war, heutzutage aber selbst das unbedeutendste Individuum wenigstens einen Nekrolog bekommt, so sorgte sie selbst für eine vollständige Biographie. Eine Nonne in Neapel, welche Nachts von teuflischen Anfechtungen viel zu leiden hatte, besaß eine kleine Statue der Heiligen, die ihr die ganze Geschichte haarklein erzählte: wie sie eine griechische Königstochter gewesen und Philomena, d. i. Tochter des Lichts, getauft worden, wie Kaiser Diocletian sie zur Gemahlin verlangt und, da sie das Gelübde der Jungfrauschaft nicht habe brechen wollen, nach entsetzlichen Martern, wobei eine Menge Wunder vorfielen, so namentlich, daß sie nach jeder Geißelung reizender erschien, denn zuvor, endlich enthaupten lassen. Dies sey am 10ten August geschehen, an welchem Tage sie auch, durch Gottes und ihre eigene Fügung, ihren feierlichen Einzug in das beglückte Mugnano gehalten. So verhält es sich mit der heiligen Philomena, welche gegenwärtig halb Italien in Bewegung setzt. Die zahllose Geistlichkeit thut Alles, was in ihren Kräften steht, um den Ruhm der neuen Patronin zu verbreiten; Städter und Landvolk schwören zu ihrer Fahne, tausende und zehntausende von Exemplaren ihrer Geschichte und ihres wundertätigen Bildnisses werden verkauft. Ein talentvoller Florentiner Dichter, Mitglied der Crusca und Bibliothekar an der Riccardiana, der Canonicus Borghi, hat in einem Hymnus die neue Heilige gefeiert. Wie es übrigens mit einem großen Theile unsers Clerus steht, zeigt eine kleine Geschichte. Eine schöne und interessante junge Fremde wohnte hier mit ihren Eltern. Ein Geistlicher, an dessen Pfarrwohnung sie täglich vorbeikam (auch einer der Patres der Scuole pie, zu denen verdienstvolle Gelehrte gehören, wie Inghirami und Giorgi), schien es nicht verschmerzen zu können, daß sie, eine Katholikin, der ewigen Seligkeit nicht theilhaft werden sollte, und schrieb ihr eine Menge Briefe, um sie von ihren Irrthümern zurückzuführen, welche aber eben so wenig Erfolg hatten, als seine Besuche. Endlich reiste die Familie ab; in einem letzten Briefe drückte der Pater sein inniges Bedauern über diese Halsstarrigkeit aus, worauf er mit den Worten schloß: „Was mich aber am meisten schmerzt und mir allen Trost raubt, ist, daß ich beim Abschiede nicht einmal sagen kann: Auf Wiedersehn im Paradiese!"

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Juli 1834.

— Rosa
Canos odorati capillos
Potamus.

Horaz

Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur.

Die Leser mögen nach der Ueberschrift und dem Charakter unserer Blätter eher etwas über die Kunst, vorzeitige Philosophen zu bilden, als über die Kunst erwarten, frühreife Gurken zu ziehen. Indessen werden einige Bemerkungen über die eigentlich sogenannte Treibhauskultur, die wir nach Anleitung einer im verflossenen März in der Pariser Hortikulturgesellschaft vorgelesenen Abhandlung geben, den zahlreichen Liebhabern der Gärtnerei nicht unwillkommen seyn.

Ein Gewächs treiben, heißt es in ungewöhnliche Verhältnisse versetzen, wobei der Gang seiner Vegetation verkehrt, aber nicht unterbrochen wird, und zwar in der Absicht, künstlich und unabhängig von der Ordnung der Jahreszeiten, Blüthen oder Früchte von ihm zu gewinnen, welche den im Freien erzeugten möglichst nahe kommen oder sie in gewissen Eigenschaften sogar übertreffen. Wärme, in ihren verschiedenen Gestalten, ist der vornehmste Lebensfaktor der Vegetabilien, und so ist denn Wärme, nebst dem gehörigen Grade von Feuchtigkeit und einer angemessenen Menge atmosphärischer Luft, das Hauptprinzip bei allen Versuchen zum Treiben der Pflanzen. Bei der Wirkung eines so mächtigen Elements, wie das Feuer, auf ein so zartes Wesen, wie eine Pflanze, ist aber nothwendig die Grenze zwischen Zerstörung und Desorganisation, und zwischen Reiz und Befruchtung eine sehr zarte, und schon daraus wird klar, daß das zweckmäßige Treiben der Pflanzen eine eigentliche Kunst ist. Man hat es darin zwar schon sehr weit gebracht; allein wenn man in Zukunft noch mehr, als bisher, das Geleise der Routine und blinden Praxis verläßt und nach und nach alle Hülfsmittel der Wissenschaft aufbietet, so ist gar nicht abzusehen, welchen Einfluß auf das Leben diese bis jezt größtentheils dem Luxus dienende Kunst gewinnen mag.

Erst bei den Römern finden wir in der Geschichte die ersten Spuren vom künstlichen Treiben der Gewächse, weiter hinauf verlieren sie sich in der Nacht der Zeit. In den Gärten der Römer unter ihren Königen und in den ersten Zeiten der Republik wurden nur sehr wenige Blumen gezogen, und bekanntlich sah man im Garten des Tarquinius Superbus nur Rosen unter dem Mohn. Aber bald, als der Luxus unter den Herrn der Welt einriß, wurde die Leidenschaft für Blumen so groß und allgemein, daß man glaubte, ihr durch Luxusgesetze Einhalt thun zu müssen; nur um priviligirte Stirnen sollten Blumenkränze sich schlingen dürfen. Aber vergeblich! das Gesetz wurde so oft übertreten, daß von Strafe bald nicht mehr die Rede seyn konnte, und nicht lange, so ward das im Gesetze Verpönte gemeines Recht. Wollte Gott, der Mißbrauch der Freiheit hätte im Lauf

der Jahrhunderte nie gefährlichere Quellen, nie schlimmere Folgen gehabt. Solch weichliche Sitte vertrug sich freilich schlecht mit der Amtswürde des Richters oder der Autorität des Feldherrn, und Cicero machte es mit Recht dem Verres zum Verbrechen, daß er seine Provinz Sicilien in einer mit Rosen gefüllten Sänfte, einen Blumenkranz im Haar und Blumengewinde über seinem proconsularischen Gewand, besichtigt hatte. Rom hatte diese Sitte, die übrigens bekanntlich im ganzen Morgenlande herrschte, aus Griechenland, zunächst aus Athen erhalten. Die Kränze wurden gemeiniglich aus Rosen, Levkoien, Veilchen, Narcissen und Lilien gewunden. Kränze gehörten zum weiblichen Putz, die Priester schmückten sich und ihre Altäre damit, und sie waren ein wesentliches Element eines luxuriösen Mahles. Man schrieb den Blumen die Kraft zu, den Weindunst zu vertreiben, den Kopf zu stärken, und beim Klange der gleichfalls bekränzten Becher sanfte Heiterkeit über die Gäste zu verbreiten. Eine ganze Menschenklasse gab sich zu Rom mit dem Kränzewinde ab; sie wurden bald aus einerlei Blumen, bald aus verschiedenen, kunstreich vertheilten, oft auch so gewunden, daß das Ganze eine symbolische oder mythologische Bedeutung hatte. Alle Blumen, die dazu dienten, hießen coronarii, weil man sie wirklich fast nur zu Kränzen verwandte.

Es wäre kaum möglich gewesen, eine so große Bevölkerung mit Blumen zu versehen, ohne künstliche Mittel. Die Blumenliebhaberei war schon unter August eine wahre Leidenschaft, aber zu Heliogabals Zeit, der seine Betten, seine Fußboden und Säulengänge mit Blumen bestreuen ließ, artete sie in wahre Raserei aus. Besonders nach Rosen verlangten diese Menschen, deren einziges nicht entnervtes Gefühl Grausamkeit war. Diese Liebhaberei für Rosen war eine aus Egypten herübergebrachte Mode. Cleopatra gab einmal bei einem Gastgebot über ein Talent dafür aus; der Boden des Saales war eine Elle hoch mit Rosenblättern beschüttet, und auf diesem duftenden Bette ward das Banket gehalten. Was Cleopatra hier verschwendete, ist indessen eine Kleinigkeit gegen die Kosten jenes berüchtigten Mahles, wofür Nero über vier Millionen Sesterzien ausgab. Die Rosen, die diesem wahnsinnigen Luxus dienten, wurden auf Beeten gezogen und mit sehr großen Kosten aus Asien eingeführt. Zur Zeit Martials waren Rosen einer der vornehmsten Luxusartikel, und gerade wie heutzutage wollte man sie einerseits zugleich mit den frühesten Blumen, andernseits noch ganz spät im Jahre haben. Um sie früher zum Aufgehen zu bringen, begoß man die Sträucher mit heißem Wasser, sobald sich die Blüthenknospe zeigte. Ohne Zweifel bediente man sich, um sie zu treiben, auch jener Specularia, hinter welchen man frühe Küchenkräuter zog. Die Fenster dieser Treibhäuser bestanden aus sehr dünnen Blättern des Lapis specularis, und mittelst dieser Einrichtung konnte Tiber das ganze Jahr seine Lieblingsspeise, Kukumern, genießen. Kukumern, dies im Vorbeigehen gesagt, waren überhaupt bei allen morgenländischen Völkern von jeher außerordentlich beliebt, und noch lange gedachten die Kinder Israel der Gurken, die sie in Egypten gegessen. Sie waren so sehr die Lieblingsspeise des Volks, daß man die Gurkenfelder, gleich den Weingärten, durch Wächter in Stroh- oder Laubhütten hüten lassen mußte. Nach der Ernte gingen diese Wächter nach Hause, und Jesaias vergleicht daher die Tochter Zions mit einer solchen verlassenen Hütte: „was noch übrig ist von der Tochter Zion ist wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten.“ Die Römer zogen ihre Gurken in Kisten oder Körben mit Erde und Dünger; Nachts brachte man sie hinter jene durchsichtigen Glimmerplatten, deren sich die Römer statt des Glases bedienten. Auch Trauben und Pfirsiche trieben die Römer auf diese Weise, und Alles weist darauf hin, daß sie eigentliche warme Gewächshäuser, ja bereits zellenförmig abgetheilte Mauern hatten, wie man sie gegenwärtig in England sieht, deren Räume geheizt wurden, um die Reife des Spalierobstes zu beschleunigen. Ein gelehrter Engländer hat die Bemerkung gemacht, daß just zu der Zeit, wo die Römer anfingen, künstliche Wärme beim Gemüse- und Obstbau anzuwenden, auch die Sitte bei ihnen aufkam, ihre Getränke mit Eis abzukühlen; merkwürdigerweise nun fallen diese zwei Erfindungen auch in England in eine und dieselbe Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Zur festgesezten Zeit lag ich zu Donna Josephas Füßen. Mit meiner Begnadigung ging es über alles Erwarten schnell; kaum daß sie mir ein paar zarte Vorwürfe machte, und ohne mich zum Wort kommen zu lassen, führte sie mich an den Tisch, wo das Abendessen aufgetragen war. Nie war sie heiterer, liebenswürdiger gewesen, nie hatte ich mich glücklicher gefühlt. Mitten im Mahle zog mich Donna Josepha, auf meinen Degen weisend, lachend damit auf, daß ich mich in voller Rüstung zu Tische setze; ich entschuldigte mich, der Wahrheit gemäß, mit der Befangenheit, in der ich dießmal hergekommen, und eilte, die Waffe in der Ecke abzulegen. Die Gräfin hatte einen kleinen Wachtelhund, der ihr Liebling war und ihr nicht von der Seite wich. Das artige Thier war bisher munter um uns hergehüpft, und jezt, da ich aufstand, lief er mir nach und schnappte

nach meinen Sporen. Auf dem Rückweg zum Tisch kam der Hund der Thüre des anstoßenden Kabinets nahe, machte sie mit der Schnauze auf und drängte sich halb hinein, fuhr aber sogleich brummend und bellend zurück und flüchtete sich ängstlich zwischen meine Beine. „Was ist das, Sennora? was bellt der Hund?“ fragte ich, nichts Schlimmes ahnend, aus bloßer Neugierde; „was ist in dem Kabinet?“ Und damit nahm ich ein Licht und wollte hinein, sie aber stieß einen lauten Schrei aus, sprang auf und hielt mich; im selben Augenblick ging die Thüre auf und drei Männer mit blanken Schwertern stürzten heraus und fielen wüthend über mich her.

Ja, ich gestehe es, das Blinken ihrer Klingen war mir der Blitzstrahl, dem schmetternd der Donnerstreich folgt; schrecklich ist's, so einem elenden, ruhmlosen Tode entgegen zu sehen, ein bitterer Kelch. Unbewaffnet, wie ich war, gab ich mich verloren, doch ganz verließ mich die Besinnung nicht. Ich warf den Leuchter, den ich in der Hand hielt, weg, umschlang die Treulose, so sehr sie sich auch sträubte, und deckte mich hinter ihr, so gut es ging, gegen die Stiche der drei Mordgesellen. Diese, um nicht die Gräfin zu treffen, ließen in ihrer Hitze nach und stachen nicht mehr, ich aber verfolgte lauernd jede ihrer Bewegungen. Ueber dem Ringen war meine Stellung eine andere geworden, und auch meine Feinde hatten bei ihrem Hin- und Herrennen sich ganz von ihrem ersten Standpunkte weggezogen. Mir gegenüber hatte ich sie immer, jezt aber lag das Kabinet, aus dem sie hervorgebrochen waren, gerade hinter mir. Mit einem Satze rückwärts war ich darin und schlug die Thüre hinter mir zu; die Gräfin fiel dicht vor der Thüre zu Boden. Während sie sich aufraffte, konnten die Bravos mir nicht schnell genug nach, und so gewann ich Zeit, die Riegel vorzuschieben, welche ich in der Finsterniß glücklich fand.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Wohl fühlte ich mein Blut aus mehreren Wunden strömen, aber noch war ich aufrecht; meine Brust, durch meine Feindin gedeckt, hatte kein Stich getroffen. Ich hatte, das sah ich wohl, nur eine elende Gnadenfrist gewonnen; indessen belebte sich, nachdem ich mich Gott und der heiligen Jungfrau empfohlen, mein Muth, wenn auch nicht meine Hoffnung, und um das schmähliche Ende, das mir bevorstand, wenigstens einige Augenblicke hinauszuschieben, schleppte ich alles Geräthe, das mir in die Hände fiel, herbei und verrammelte damit die Thüre. Die Thüre aufzusprengen, gelang den Mördern nicht; so machten sie sich denn in ihrer Ungeduld daran, sie zu zerbrechen, und führten so gewaltige Streiche dagegen, daß ich jeden Augenblick meinte, sie müsse in Stücke fliegen. Sie mußte wahrhaftig von tüchtigem Holze seyn, da sie solche Stöße aushielt. Sie wären indessen ohne Zweifel doch bald damit zu Stande gekommen, aber jezt hieß sie die Gräfin selbst aufhören. Sie fürchtete wohl, und mit allem Grunde, der furchtbare Lärm könnte auf der Straße gehört werden und sie verrathen. Sie traten von der Thüre weg und schienen sich zu besprechen; jezt hörte ich sie wieder näher treten. „Was ist aber zu thun?“ fragte einer. — „Man muß,“ sagte die Gräfin, „die Schrauben des Schlosses und der Angeln losmachen; dann geht die Thüre von selbst auf.“

Gerechter Himmel! das Weib, das teuflisch listig die Wege angibt, dir an das Leben zu kommen, das hat dich gelehrt! die Stimme, die Blutbefehle gibt, wie süß, wie schmeichlerisch klang sie noch vor einem Augenblick! O Weiber! wohl haust in euch der Himmel oder die Hölle! O Weiber! — doch laßt mich kurz seyn und den einzigen Gedanken aussprechen, der in jenen schauerlichen Augenblicken in mir lebte: Gott bewahre uns vor eurer Liebe!

Gehorchend dem Triebe der Selbsterhaltung, der uns nur mit dem lezten Athemzuge verläßt, fuhr ich indessen fort, das Zimmer zu unterst zu oberst zu kehren, und schichtete alles Geräthe, dessen ich habhaft werden konnte, vor der Thüre auf einander, um, wenn dieselbe aufginge, eine weitere Schutzwehr zu haben. Da geschah es, daß ich, indem ich einen Gueridon von der Stelle rückte, zu meinen Füßen ein schwaches Licht schimmern sah. Ich warf mich rasch auf die Knie und fand, daß eine Fliese des Fußbodens fehle und daß ein Loch abwärts gegraben sey, durch welches der Schein heraufiel. Wunderbar fühlte ich durch diesen, wenn auch schwachen Hoffnungsschimmer meinen Muth gehoben, und ich dankte Gott mit gefalteten Händen dafür. Ich legte jezt den Kopf dicht an die Höhlung und sah durch eine kleine Oeffnung im Getäfel der Decke, ein Astloch oder etwas der Art, auf einen Tisch hinab, auf dem zwei Lichter brannten, und hörte mehrere Männer auf und abgehen und lebhaft mit einander sprechen. Man kann sich leicht denken, daß es mir in meiner Verwirrung nicht einfallen konnte, auf ihre Worte zu horchen, und der Gedanke, der mir plötzlich durch den Kopf schoß, ließ mir auch nicht Zeit dazu. Wie schon gesagt, war eine Fliese ausgehoben; ein Fliesenboden ist aber wie ein Strickstrumpf: sobald eine Masche offen ist, zieht man Alles leicht auf. Mit meinem Dolch, der mir zum Glück geblieben war, brach ich fünf, sechs Backsteine weg und grub dann zwischen zwei Balken des Bodens den Kalk und Lehm heraus, was rasch und leicht vor sich ging.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

Opposition gegen die Pariser Literatur.

Unter vielen andern lächerlichen Vorurtheilen herrscht bei den Parisern auch das, daß sie allein eine Literatur besitzen und darin dem ganzen übrigen Frankreich Geschmack, Gesetz und Regel vorschreiben wollen. Dies war allerdings einst so, aber jetzt sind wir von dieser Vasallenschaft frei bis auf's Theater. Jene Prätension, jenes Vorurtheil der Pariser wird durch Manches unterhalten und genährt, durch die übertriebenen Lobeserhebungen der dortigen Leser, durch die arge Camaraderie und die dienstfertigen Fuchsschwänzereien der guten Freunde, desgleichen durch die bezahlten Feuilletons der Journale, bei denen jede Art, jede Abstufung von Lob ihre Taxe hat. Paris hat jetzt das Privilegium, das Monopol des Romans, des neuen urplötzlichen, raschen, grellen, springenden und schlagenden, auf Effekt berechneten Styls, der unter irgend einem auffallenden Titel — Barnave oder Debureau, Plick-Plock oder Atar-Gull — in die Welt geschleudert wird und Sternschnuppen gleichen soll. Dergleichen Erscheinungen sind auch leicht begreiflich in einer großen Stadt, wo Alles nach Unterhaltung rennt und darum so leicht zu amüsiren ist, wenn man ihm nur Neues vorzusetzen weiß, in Paris, wo die Leute durchaus Zerstreuung haben wollen, und darum nach Allem greifen, auch nach dem Unbedeutendsten. Aber auch nur in Paris können die hundert Journalstimmen, die Autorfreundschaften und Gefälligkeiten, die langen und pompösen Ankündigungen mit unbändigen Buchstaben, die vielen Kataloge, so wie die Salons-Commerage dem kleinen Talent durch großen Charlatanismus zu Hülfe kommen und mit geringen Kosten Reputationen machen. So ist es begreiflich und wir Lyoner haben gar nichts dagegen, daß Paris ausschließlichen Anspruch macht auf die improvisirte, wie mit Dampfmaschinen hervorgebrachte Romanen- und Novellenliteratur, die mit Pigault-Lebrun's Romanen anfing. Wir beneiden auch die Hauptstadt gar nicht um diese von Balzac, Janin und Gozlan mit Geist, aber auch oft im Fieber und unter dem spanischen Fliegenpflaster der Ueppigkeit geschriebenen Kleinigkeiten, um diese Histörchen, die à la Scribe auf die Spitze einer Nadel gehaut sind, wie der Pallast der Königin Mab; um diese Beschreibungen, an denen Dekorationen, Maschinerie, Phrasen und neuklingende Beiwörter verschwendet sind; kurz um alles das, was man ehemals Marivaudage nannte und was jetzt in Paris Janinisme heißt. Wir haben nichts dagegen, daß die Revue de Paris mit dergleichen Sächelchen ihre Leser füttert, daß die Buchhändler Renduel, Gosselin und Andere elegante Bände daraus machen, geziert mit breiten weißen Rändern; wir sehen es auch ganz gern, daß die Pariser Fashionables und Dandys bei dergleichen Lektüre ganz außer sich gerathen und sich verzücken über die Darstellung Mirabeau's in einem Feuilleton des Journal de Paris, über deren Tiefe, über deren Höhe, während uns nur die Breite daran auffällt; denn die Pariser mögen uns erlauben, daß wir die Literatur anders auffassen und andere Ansprüche daran machen, als sie. Wir Lyoner sind beschränkt und spiessbürgerlich genug, einen Zweck und eine Bestimmung von ihr zu verlangen; wir glauben, sie müsse sittlich und erhaltend wirken, das menschliche Gemüth erheben und reinigen, die höhern Stände durch Wissenschaft und Kunst mehr ausbilden, den niedern aber durch Rath und Beispiel helfen, ihre Lage wahrhaft verbessern. Aus Herzens Grund, mit allen Aufmunterungen und Hoffnungen wünschen wir eine würdigere, höhere, ehrenvollere und an guten Resultaten reichere Literatur herbei, als die ist, die gegenwärtig auf Frankreich liegt. Darum freut es uns auch sehr, daß wir, wenn auch nicht in Paris, doch in dem südöstlichen Frankreich eine solche beginnen, sich ausbreiten und erstarken sehen. Auf einem langsamern, aber bessern und sicherern Weg, als durch unsere frühere Akademie, wird jetzt ein Stein nach dem andern herbeigetragen und aneinander gefügt, um langsam, aber desto sicherer und dauerhafter eine neue französische Literatur aufzubauen, die auch den böswilligsten Kritiken widerstehen kann. Diese literarische Reaktion der Wissenschaft gegen den Alles verheerenden Roman hat zuerst in der Provinz, bei uns in Lyon und in unserer Nähe begonnen. Dies ist auch nur möglich fern von der Hauptstadt, von ihren politischen Parteiungen, fern von dem Geschrei der Aufrührer, fern von Egoismus und Charlatanismus, fern von der Herrschaft der Schulen und ihrer Camaraderie. Dieses Streben nach Unabhängigkeit, Eigenthümlichkeit und Verbesserung der Literatur in der Provinz hat vor ungefähr zwei Jahren begonnen und wir sehen es schon gute Früchte tragen. So gab Roux-Ferrand in Nismes sein Gemälde des Mittelalters heraus; in Avignon arbeitete Rastoul auch in dieser Geschichtsepoche; Lamartine, so hoch stehend über der Pariser Literatur, lebt und arbeitet größtentheils in seiner Heimath Mâcon. Dort arbeitet auch Dufour an seinen tiefen Studien über die Natur des Menschen, besonders hinsichtlich der innigen Verbindung der Seele und des Körpers, die bisher in Frankreich immer getrennt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 180:

Nummer.

Räthsel.

Ast oder Zweig vom Baume,
Der seinen Stamm versteckt;
Sie sind längs ihrem Raume
Mit weichem Kleid bedeckt.

Um ihren Stamm im Kreise
Stehn alle rings umher.
Sie ziehn aus ihm die Speise
Und für sie kochet er.

Doch, wenn zu warm er kochet,
Gedeiht es ihnen kaum,
Und kocht er heiß, so kochet
Und stirbt der ganze Baum.

Drum halte du den lauen
Stamm unter guter Hut,
Laß keinen Zweig abhauen,
Sonst fließt des Baumes Blut.

Doch pflanze nur daneben
Den rechten Bruderstamm,
Und alle Zweiglein leben,
Gedeihen wundersam.

F. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Juli 1834.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudetrunken an das Herz.

Goethe.

Strom und Wolke.

Rauschend aus den Felsenquadern,
In des alten Berges Adern
Sammelt sich die Wasserfluth.
Und mit wildem Kindermuth
Aus dem engen Steinverließe
Springt das Brünnlein auf die Wiese;
Schalkhaft eilt es hinter Hecken,
Sich ein Veilchen zu verstecken,
Wieder springt's hervor geschwind,
Wie des Sägemüllers Kind.
Aber schon ist jugendkräftig
Nun der muntre Bach geschäftig,
Rings die Wiesen zu begießen,
Daß die jungen Saaten sprießen.
Und mit hohem Wellenguß
Großgewachsen bald zum Fluß,
In die Stadt enteilt er fort,
Dienste nehmen will er dort;
Und auf seiner Schulter lasten
Schiffe nun mit bunten Masten,
Und er trägt sie reichbeladen
Nach den fernen Seegestaden.
All' des treuen Fleißes Segen,
Der entblüht auf seinen Wegen,
Was er wirkte hier und dorten,
Eilt er demuthvoll zu legen
An des ew'gen Meeres Pforten.
Strömend aus den Felsenquadern,
Aus des alten Berges Adern
Steigt ein dicht Gewölk herauf,
Nimmt gen Himmel seinen Lauf.
Und von Morgenroth durchdrungen,
Hat es sich dahingeschwungen
Durch des klaren Himmels Blau,
Manchem Aug' zur holden Schau.
Jetzt verglimmt das rothe Gold,
Und von Stürmen aufgerollt
Flattert über Meer und Land
Weit dahin sein Nachtgewand,
Und durch seine Finsterniß
Lodert rother Blitze Riß,
Bis von Abendrosengluthen
Wieder seine Wellen fluthen.
Drauf, da rings die Lande dunkeln,
Sieht man durch's Gewölke funkeln
Seligmildes Mondenlicht:
Wie ein Nonnenangesicht
Friedelächelnd schaut hervor
Hinter'm langen, weißen Flor.
So durch blauer Lüfte Plan

Ziehet das Gewölk die Bahn,
Himmelstrauer, Himmelsfrieden
Strahlt es in die Thale nieden.
Und zulezt nach weitem Laufe
Hat es sich in lauer Traufe,
Regenbogenlichtgetränkt,
In den Meeresschooß gesenkt.
Nicht mit schwerem Früchtesegen
Eilt's dem ew'gen Meer entgegen;
Aber wenn es bringen könnt',
Was zu wirken ihm vergönnt!
Manch verklärtes Angesicht
Hing entzückt an seinem Licht,
Und mit seinem hehren Schmerz,
Der in Blitzespracht getrauert,
Rührt' es manch ein Menschenherz,
Von des Schönen Lust durchschauert!
Und als Eines Reichs Genossen
In des ew'gen Meeres Wogen
Haben beide sich umschlossen:
Der mit Früchten kam gezogen,
Der des Schönen Bahn durchflogen.

A. Stöber.

Ein spanisches Abenteuer.

(Beschluß.)

Allermittelst arbeiteten auch meine Feinde tüchtig vorwärts, und schon war die Thüre, aus ihren Angeln gehoben, halb offen; jezt war aber auch mein Loch im Boden weit genug. Indessen befand ich mich immer noch in einer schrecklichen Lage: dort drangen mir die Stimmen der Mörder immer lauter, immer drohender entgegen, hier zu meinen Füßen ward es auch laut. Und wenn ich mitten unter Unbekannte in ein fremdes Zimmer hinunterbrach, wie hoch stürzte ich hinab? Hier war indessen nichts zu bedenken: ich trat die Bretter des Getäfels, die mir allein noch im Wege standen, durch, bekreuzte mich, empfahl mich in den Schuz der heiligen Jungfrau — und glitt hinab. Ich schlug heftig mit dem Kopf gegen einen Tisch, aber das Zimmer war nicht hoch, und so betäubte mich der Fall nur auf einen Augenblick.

Doch dies war nicht mein größtes Glück, nicht das größte Wunder. Man denke sich mein Erstaunen, als ich die Augen aufschlug und mich in meinem eigenen Zimmer auf dem Boden liegen sah, als ich in den Leuten, die ich von oben gehört und die, als ich herabkam, mit gezückten Schwertern auf mich losgestürzt waren, meine eigenen Leute, meinen Bruder erkannte! Ich faßte ihre Hände, rief sie bei Namen, griff an die Wände meines Zimmers; ja, es war mein Bruder, es waren meine Diener, es war mein eigenes Gemach! Aber bei allen Heiligen! das Ganze erschien mir nicht anders, als wie ein Mirakel.

Als ich mich etwas gesammelt hatte, erzählte ich in eiligen Worten mein Abenteuer, so gut ich es im Wirrwarr meiner Gedanken vermochte. Ich blutete aus drei Wunden am Kopf und an der Schulter, und geschwächt vom Blutverlust, wäre mir mein Zimmer und mein Bett höchst erwünscht und nothwendig gewesen. Blieb ich aber, so konnte ein Schuß durch das Loch in der Decke mir leicht vollends den Garaus machen, und so faßten denn mein Bruder und die Diener mich unter den Armen und verließen eiligst das Haus mit mir. Aber kaum waren wir über die Straße, so veranlaßte uns ein Lärm ganz in der Nähe, uns in das Dunkel unter dem Dach einer Barbierbude zu flüchten. Aus einer kleinen, unscheinbaren Thüre an der Ecke des Hauses, auf die ich früher nie geachtet, die ich aber jezt beim Schein der Laternen in dem engen Durchgang, auf welchen sie führte, ganz deutlich für diejenige erkannte, vor der mich der Stallmeister und die Neger mit der Sänfte immer abgesezt, sah ich die drei Bravos, die Degen in der Faust, herauseilen. Sie wollten mich ohne Zweifel auf der Straße einholen und mir den Rest geben. Bei San Jago! das Blut, das sie mir im Leib gelassen, wallte mächtig auf, und so schwach ich war, ich wollte mich auf sie stürzen und den Schurken zu dem Golde, ihrem Sündenlohn, ein Stück Stahl in die Wämser stecken. Aber mein Bruder hielt mich mit Gewalt, und ließ mich auch nicht mehr in mein Zimmer zurück, sondern führte, oder vielmehr schleppte mich in das Haus eines Bekannten, über das wir frei verfügen konnten, in der Nähe des Klosters San Miguel.

Hier schwebte ich vier Tage zwischen Leben und Tod, denn meine Wunden waren tiefer und schwerer als es Anfangs geschienen; länger als einen Monat blieb ich an das Lager gefesselt und hatte nun volle Muße, meinen trübseligen Gedanken nachzuhängen. Das furchtbare Weib hatte mir das Leben nehmen wollen, aber ach! die Liebe zu ihr war mit dem Leben in meiner Brust geblieben! Ja, ich Elender, Verblendeter, liebte sie noch! Ich redete mir ein, auch sie habe mich wahrhaft geliebt; ich suchte nach Gründen, ihre That zu entschuldigen, und fand sie in dem Umstand, daß sie sich von meinem Verrathe überzeugt halten mußte. Ich führte vor mir selbst den Beweis, daß sie sich für tödtlich beleidigt gehalten und somit volles Recht gehabt habe, Rache zu suchen. Warum kamen mir die heilsamen Betrachtungen, wie ich sie später anstellte, nicht schon jezt! Sie hätten zu meiner körperlichen, wie zu meiner geistigen Genesung mächtig beigetragen. Alle Räthsel, alle Wunder, die mich so lange gequält, alles, was mir oft und viel als

eitel Zauberei erschienen; alles war mir nun freilich nach dem lezten schrecklichen Vorfall sehr klar. Die Gräfin und ich wohnten in Einem Hause, unsere Wohnungen hatten aber verschiedene Ausgänge auf die Straße. Das Loch im Boden, das just auf meinen Tisch herabsah, hatte wohl der Zufall angelegt und die Neugierde vollends zugerichtet. Hier hatte sie mich behorcht, von hier waren mir jene räthselhaften Briefe wie vom Himmel herab zugekommen. In die Sänfte, in der ich meiner Meinung nach einen so weiten Weg machte, stieg ich, wie schon gesagt, ganz nahe bei meiner Hausthüre, und nachdem man mich eine Stunde durch die Stadt geschleppt, ward ich nur ein paar Schritte vom selben Fleck wieder abgesezt. Dies ist alles höchst einfach und natürlich; wer wäre aber je darauf verfallen!

Je mehr ich mir alle diese Umstände überlegte, desto mehr trat auch die Vernunft wieder in ihre Rechte ein, und wenn ich mich fragte: war das Liebe? mußte ich mir am Ende sagen: o nein! Und hätte sie mich geliebt, und hätte sie sich verrathen geglaubt, warum ließ sie mich nicht, im glühenden Durst nach schneller, tödtlicher Rache, ohne Bedenken, in einer dunkeln Gasse niederstoßen? Einem nobeln, leidenschaftlichen Gemüth mag es unter solchen Umständen verziehen werden, wenn es Rache übt. Aber nein, vor ihren Augen wollte sie mich erwürgen sehen, um mich sicherer bei Seite zu schaffen, ohne Zweifel, um mich in einem Gewölbe ihres Hauses zu verscharren, und mit meiner Leiche jede Spur ihrer Schande und ihrer Mordthat dem Tageslicht zu entziehen. Heißt das Rache?

Dieser schlimme Handel, der mich um ein Haar das Leben gekostet hätte, vertrieb mir übrigens auf ewig die Lust zu dergleichen Abenteuern, und da die Kur, welche Donna Josepha zu Einleitung unserer Verbindung und zu ihrer eigenen Sicherheit mit mir vorgenommen hatte, auch nachhaltig war, so kann ich wohl mit Recht versichern, daß nicht leicht Jemand rascher und auf außerordentlicherem Wege ein vernünftiger Mensch geworden ist, als ich.

Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur.

(Fortsezung.)

Als das römische Reich den Einfällen der Barbaren erlag, wurden Felder und Gärten zerstört, und das Land, fortwährender Plünderung und Verheerung ausgesezt, ward nothdürftig für den Anbau der unentbehrlichsten Gewächse in Anspruch genommen. Nicht lange aber, so machte der Mönch wieder gut, was der Soldat verdorben hatte; die Religiosen drangen in Wüsten und Einöden, in die ungesundesten Sümpfe, und brachten überall den Segen des Landbaus und namentlich des Gartenbaus mit sich. Große Strecken in Spanien, im südlichen Frankreich, in Deutschland wurden durch sie angebaut. Wir können aber hier die Geschichte des Gartenbaus in Italien seit dem Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften nicht verfolgen. Die Religion brauchte Massen von Blumen für den Gottesdienst, für die Prozessionen, und in den Gärten war die Lilie, das Sinnbild wundervoller Jungfräulichkeit, viel zu selten, als daß man die zahllosen Madonnen damit hätte versehen können. Der Orangebaum brauchte zwar zu Mailand und Florenz Winters Schuz, das Klima ist aber doch selbst in Oberitalien so, daß man die Geschlechter der Melonen und eine Menge anderer wohlschmeckender Früchte in freiem Felde ziehen kann, und so wurde die künstliche Kultur in Italien durchaus vernachlässigt, und das von Natur nüchterne Volk begnügte sich mit den mittelmäßigen Früchten, die ihnen ihr Boden ohne weitere als die gemeinste Pflege lieferte.

Aber in einem Lande weiter gegen Norden feierte später der Gartenbau desto glänzendere Triumphe. Die Holländer waren geborne Blumenfreunde, und diese Nationalliebhaberei mußte durch die schönen Gewächse, welche durch ihren weitverbreiteten Handel in das Land kamen, noch gesteigert werden. Damals gaben sich auch die Botaniker weit mehr mit Gartenbau ab als jezt. Es ist sehr die Frage, ob sie als Wissenschaftsmänner viel dabei gewonnen haben, daß sie die unmittelbare Beobachtung so vieler herrlichen und lieblichen Erscheinungen der Pflanzennatur, für die nur der eigentliche Gärtner die rechten Augen hat, vernachlässigen und Alles der Art vornehm dem Praktiker überlassen. Boerhave, der Professor der Botanik am Leydner Pflanzengarten war, gab sich selbst im Einzelnsten mit allen Kulturen ab; er beschäftigte sich sogar mit der Anlegung der Treibhäuser und war der Erste, der nach physikalischen Gesetzen bestimmte, unter welchem Winkel die Glasdächer, wenn sie so viel als möglich Sonnenstrahlen auffangen sollten, unter dieser oder jener Breite gegen den Horizont geneigt seyn müßten. Linné zu Upsala und die meisten Vorsteher botanischer Gärten in Europa befolgten bald Boerhave's Vorschriften. Mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam unter den Gartenfreunden die Liebhaberei mit den gefüllten Blüthen auf, und damit beginnt ordentlich eine neue Epoche im Gartenbau; denn es bildete sich dadurch in Holland, zum großen Nutzen dieses Landes, ein ganz neuer Handelszweig, und Holland war dabei vollkommen unabhängig und ohne Nebenbuhler, denn diese Industrie gründete sich auf die ganz besondere Tauglichkeit von Boden und Klima für die Zucht von Zwiebelgewächsen. Um die Mitte desselben Jahrhunderts hatte die Flormanie in Holland den höchsten Gipfel erreicht. Im Jahr 1637 ließ die Stadt Alemaer hundert zwanzig Tulpen versteigern,

und löste daraus 9000 Gulden für das Waisenhaus. Durch ihre Reisen, durch die Erfahrung zu Hause, durch den eigenen Vortheil wurden die Holländer immer weiter geführt, und so gaben sie sich bald auch mit der Zucht von nordischen Gewächsen, von indischen und südafrikanischen Pflanzen ab. Dieses Streben, das dem Gewerbfleiß und der Wissenschaft gleich ersprießlich war, brachte auf diesem doppelt gesegneten Boden eine Menge guter und manche große Botaniker hervor, und die Vorsteher der vornehmsten holländischen Gärten stehen großentheils auf der Liste der bedeutendsten Naturforscher. Indessen war Holland weit entfernt, sich bloß mit Blumen abzugeben. In jener Blüthezeit ihres Gartenbaus versahen sie mit ihren frühen Gemüsen und Früchten sämmtliche fürstliche Tafeln in Europa. Sogar der französische Hof war ihnen hierin tributpflichtig bis zur Regierung Ludwigs XIV., unter welchem, indessen der Monarch so viele Provinzen eroberte und wieder verlor, der Nationalgeist so viel Boden gewann, den er sich nicht wieder nehmen ließ. Ausgezeichnet waren die holländischen Gärtner im Ziehen von Spalierobst; Ananas und Trauben zogen sie in niedrigen Mistbeeten, die noch jezt bâches hollandaises heißen. Sie verstanden es, ihre Trauben im März und April zu voller Reife zu bringen. Wann sie mit dieser sinnreichen und höchst einträglichen Industrie begonnen haben, weiß man nicht genau; wahrscheinlich aber um das Jahr 1730. Im Laufe der Zeit hat diese Treibhausindustrie harte Stöße erlitten, indem ihr nach und nach die Hauptabsatzwege verschlossen worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Unabhängige Provinzialliteratur.

In Lyon commentirte Nolac den Jesaias; Montfalcon gab eine polyglotte Uebersetzung des Horaz heraus, die seiner Gelehrsamkeit Ehre macht, wie der Druck den Pressen des Verlegers. Colombet begann mit seinen lieblichen Mélodies poétiques, ließ dann seinen Cours de Littérature folgen und gab neuerdings eine treffliche neue Textausgabe und Uebersetzung von Salvians Werken heraus, drei Bücher, die ehrenvoll die Vielseitigkeit ihres Verfassers darthun. Was den Kirchenvater Salvian betrifft, so wurden dabei die besten Handschriften zu Basel (1538), Trier (1609), desgleichen die gedruckten Ausgaben des Paulus Manucius zu Rom (1565), des Ritterus zu Altdorf (1611) und des Baluzius zum Grund gelegt. Dem Originaltext gegenüber steht die französische Uebersetzung. Der erste Theil beginnt mit einer Vorrede Gréaeirs, eines jungen Lyoner Gelehrten, der sich zur Herausgabe Salvians mit Colombet vereinigt hat. Diese Vorrede ist ein Meisterstück über die Arbeiten der Kirchenväter, über ihre peinlichen Kämpfe für die Kirche, die erste Erstarkung des Christenthums und das Morgenroth einer neuen Civilisation, welches, von ihm ausgehend, als Scheidegruß auf die Trümmer des römischen Reiches fiel. Sehr wahr und bezeichnend für den Zustand der jetzigen literarischen Stimmung in Frankreich sind die letzten Zeilen jener Vorrede, so bezeichnend als wirklich rührend: „Nous avons cru faire chose louable et utile en venant les offrir (die Schriften Salvians) imprimés avec soin à un public léger peut-être, insoucieux et qui n'aura tenu ni de notre zèle, ni de nos veilles, ni même de notre argent. Mais nous le savons, à côté des indifférens, il se cache quelques ames privilegiées, quelques hommes d'un autre âge, quelques Nodiers, qui apprécient tout ce qui se fait dans l'intérêt des lettres: c'est auprès de ceux-là que nous espérons avoir accès; un encouragement de leur part sera toute notre récompense." Um so ehrwürdiger und dankenswerther ist der Vorsatz dieser beiden ächten Literatoren, die meisten Werke der Kirchenväter nicht nur neu herauszugeben, sondern ihnen auch eine französische Uebersetzung beizufügen. So sollen nach einander Vincenz von Lerins, Sidonius Apollinaris, die Briefe des St. Hieronymus, die Briefe des St. Cyprianus, die Civitas Dei, die trefflichen Abhandlungen Tertullians erscheinen. Wir wünschen den muthigen Männern Glück.

Ein anderer Umstand, der den Provinzen, unabhängig und gesondert von Paris, mehr literarische Bedeutung geben wird, ist die neuerliche Nachahmung der deutschen und schweizerischen jährlichen Gelehrtenzusammenkünfte. Man begann mit einem geologischen Verein, auf einem für die Wissenschaft höchst interessanten Fleck, mitten zwischen den erloschenen Vulkanen der Auvergne. Von dieser Zusammenkunft hat der jüngere Tournal in Narbonne nähere Nachricht gegeben. Derselbe schlug im Januar einen wissenschaftlichen Kongreß für das südliche Frankreich vor, und dieser Vorschlag wurde sogleich mit vieler Theilnahme von vielen Gelehrten dieser Gegend ergriffen. Die erste Sitzung wurde für den 15ten Mai nach Toulouse ausgeschrieben und sollte in dem großen Saal des illustres auf dem dortigen Capitol gehalten werden, was allerdings ein wenig nach Charlatanerie riecht. Dieser Congrès national will zuerst erörtern, welche Fortschritte das südliche Frankreich bisher in den Wissenschaften, in den schönen Künsten und in der ackerbauenden, kommerziellen und Manufaktur-Industrie gemacht hat, und überdies soll für die Zukunft bestimmt werden, was in dieser dreifachen Beziehung am meisten zu wünschen und am nächsten in's Werk zu setzen ist. Ein dritter wissenschaftlicher Kongreß soll künftigen September in Poitiers zusammentreten. Ich werde Ihnen seiner Zeit das Nähere berichten.

Nach den Gräueln und Zerstörungen im Jahr 1831 und dem vorigen April ist es Vielen nicht übel zu nehmen, wenn sie an die Verlegung unserer Lyoner Seidenfabrik an einen andern Ort gedacht haben. Dies ist vielleicht das einzige Mittel, unsere Häuser vor künftiger Verwüstung zu schützen. Allerdings, Kugeln würden sie dann nicht zerstören, aber sie würden etwas später doch zusammenfallen, weil Elend und Armuth in ihnen eingezogen wären. Man denke doch nicht an solche Veränderungen und Verlegungen; sie sind so gefährlich, als schwer anzuführen, was neuerdings wieder der Engländer Babbage in seinem trefflichen Werk über die ganze Maschinen-Oekonomie auseinander gesetzt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Juli 1834.

Er mischet sich in unsre Schaaren;
Läßt nach und nach die Masken fahren,
Und geht ihm euer Wesen bloß.

Goethe.

Sanct Vigilius von Trient.

Kein Fest wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provinzialstadt in Deutschland während vier-und-zwanzig Stunden eine so totale Umwandlung zu verleihen, als das des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde sich wahrhaft in gewissen Stunden, z. B. Nachts, in den Zwischenakten der Oper, vor dem Kaffeehause, oder Mittags bei der wohlbesetzten Tafel in fröhlicher Gesellschaft nach den bedeutendsten Städten versetzt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köstlichsten Genießens in den Mienen der Vornehmern, des Anstaunens in den Gesichtern der Andern zu lesen wäre. Kenner großer Städte und ihrer Sitten vermissen bald das scheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derselben auszeichnet, die das Bewundern den Fremden überlassen und zu genießen verstehen, ohne durch übertriebene Aeußerungen sich nur den Genuß im Geringsten zu verkümmern. Dies abgerechnet, ist Trient während seines glänzendsten Festes eine große Stadt, und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit großem Geschicke. Es hat seine Oper, sein Feuerwerk, seine Cafés, seinen Boulevard, seine nachläßigen Elegants, seine eleganten Mignonnen, einige Uniformen, ein paar Damen in höchster Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geschrei, Tumult, Musik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiken, zahllose Bauern in Festtagskleidern, Wein, Bier und Monferini.

Das thut der Charakter der Italiener und Franzosen. Man gibt sich auf ganz andere Weise solchen Festen hin, man will etwas dabei vorstellen. Trient ist das ganze Jahr nichts, am Vigiliusfeste erhebt es sich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, Alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten; nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zusehen wollen, wie der Geringere sich mit seinem Genusse abmüht, bestreiten hier vom frühesten Morgen bis spät nach Mitternacht die ersten Stände die Kosten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutsche Feste ändern nichts an der Physiognomie der Städte, wo sie gehalten werden, sie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur größern Nachdruck und Schärfe. So z. B. macht das Oktoberfest aus München eine complette Landstadt, voll brüllenden, blökkenden und meckernden Viehes mit herumziehenden Schützenfahnen, einer sächsischen Vogelwiese u. s. w., und gibt somit, statt es großartig umzugestalten, seinem ursprünglichen, sehr anziehenden idyllischen Charakter ein bedeutenderes Relief.

Ich hielt am Vorabende des Festes meinen Einzug in Trient, als gerade mit allen Glocken geläutet wurde, und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Musik von

entgegengesetzten Enden in die Strada longa einritten, um ihre Künste für den Abend zu verkünden. Die Gesellschaften waren ziemlich zahlreich, obgleich sie nur drei bis vier Pferde hatten, denn eben so viel Personen saßen auf einem jeden, ein paar gingen noch überdies zu Fuß. Es lief eine Menge Volks zusammen, Guitarren, Flöten, Geigen und der Gesang herumziehender Musikanten mischte sich in den Lärm, die Handelsleute liefen aus den Boutiken, an den Straßenecken klebten große Zettel mit schönen Verheißungen: Li Arabi nelle Gallie von Pacini bei beleuchtetem Hause, zwei runde Engelsköpfe aus Roveredo, die mein Reisegefährte genau kannte und freundlich grüßte — Alles verhieß Lust und Freude, und in angenehmer Stimmung rollte ich in den Thorweg des Signor Mazurana, über welchem der göttliche Stier mit der holden Prinzessin Europa, zierlich in Blech getrieben und vergoldet, prangte. Es waren noch Zimmer genug vorhanden, wie uns der Cameriere versicherte, und wir drei Personen erhielten vorläufig Eines mit zwei Betten und der Verheißung, noch Eines mit einem dritten für die Nacht zu bekommen. Auf unsere Bemerkung, ein anstoßendes, worin drei Betten befindlich waren, sogleich für uns in Beschlag nehmen zu wollen, ward uns sehr höflich entgegnet: „Dies sey zu schlecht für uns, man werde uns ein eleganteres einräumen.“ Wir beschieden uns damit und nahmen in dieser Hoffnung Besitz vom Gasthofe all' Europa für die Dauer des Vigilifestes.

Dieser Vorabend brachte nichts Merkwürdiges. Alles, was wir beim Hereinfahren mit Einem Blicke übersehen hatten, wurde nun, die Blondinen ausgenommen, etwas genauer beaugenscheinigt, ohne dadurch interessanter zu werden. Jene lieblichen Roveredanerinnen waren aber vom Fenster und aus unserm Gesichtskreis verschwunden. In der Hoffnung, sie auf frommen Wegen zu finden, besuchten wir einige Kirchen. Wir fanden aber auch hier von ihnen keine Spur, wohl aber den Dom mit prächtigen Teppichen behängt, den Chor mit zeltähnlicher Draperie, den Thron des Fürstbischofs und die heiligsten Reliquien in kostbaren Gefäßen in langer Reihe auf dem Hochaltar aufgestellt. In Sta. Maria Maggiore sahen wir die getreue Abbildung des berühmten Conciliums, das in dieser Kirche gehalten wurde, und in St. Peter den kleinen St. Simon von Trient, den dreijährigen Knaben, der nun schon viele hundert Jahre, in seinem Glaskästchen liegend, angebetet wird, weil ihn einst die Juden zum Tode gemartet haben sollen, um sein Blut zu erhalten. Das Histörchen ist an zwei Gebäuden der Stadt, wo der kleine Simon gewohnt, und wo die Mordthat verübt wurde, in Stein versinnlicht. Zwei alte Juden schnüren ihm mit einem langen Handtuche die Kehle zu, während ein altes teufliches Weib dem in einer Schüssel stehenden Knaben mit einem langen Stiler recht vorsichtig die Seite öffnet, damit nichts von dem Blute verloren gehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur.

(Beschluß.)

Blicken wir weiter gegen Norden, so finden wir, daß je weiter man in Deutschland hinaufkommt, die Treibhauskultur der Natur der Sache nach immer ausgebreiteter und sorgfältiger wird. Ohne sie müßte man den größten Theil des Jahrs hindurch eine Menge Gartenprodukte entbehren, und ohnehin liegt es ja in der Natur des Menschen, daß sein Gelüste durch Hindernisse gereizt wird und er, wenn eine große Schwierigkeit überwunden ist, mit desto größerem Behagen genießt. In diesem Monat März schmiegen sich ohne Zweifel mehr blühende Gewächse an die Doppelfenster der Berliner Häuser, als bei allen Pariser Blumengärtnern zusammen. Der große Friedrich brachte hinter Glasscheiben das herrliche Obst zur Reife, das er aus Holland für seine Potsdamer Spaliere bezogen hatte. Namentlich besaß er eine Menge Ananas, und er war ein so großer Freund davon, daß er sich auf seinem Todtenbette über den Grad ihrer Reife Rapport erstatten ließ, in der eitelen Hoffnung, sie noch zu kosten. In Dänemark, wo die Kälte schon sehr stark ist, wagt es der Gartenkünstler, in der Kälte selbst ein Mittel gegen den Frost zu suchen. Wenn der Frühling kommt, besprengt man jeden Abend die Zweige der Apfel- und Kirschenbäume, ehe die Blüthenknospen aufgehen. Auf diese Weise schützt man sie gegen den drohenden Nachtfrost, und zugleich wird dadurch unter der gebildeten Eiskruste, die man bei Sonnenaufgang durch häufiges Benetzen schmilzt, der Trieb des Wachsthums zweckmäßig zurückgehalten. In Gothenburg und Stockholm zieht man Trauben und Pfirsiche in zahlreichen Gewächshäusern; freilich kann die Liebhaberei für Blumen in jenen rauhen Landstrichen nicht allgemein werden, und wenn der Bauer in einem Winkel seines Gartens für einen den Elementen abgedrungenen Lebensgenuß Raum hat, so pflanzt er lieber Tabak als Rosen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die großen Dinge, welche Peter, Catharina II. und Alexander für den höhern Gartenbau in Rußland geleistet. Manche russischen Großen sind dem von den Herrschern gegebenen Beispiele gefolgt; indessen beschränkt sich der Gartenbau, von dem wir hier sprechen, doch vorzüglich auf die Umgebungen von Moskau und Petersburg. Die langen Straßen dieser Städte wimmeln den ganzen Sommer von Leuten, welche die in den Orangerien gezogenen Blumen

meist sehr theuer zum Verkauf ausbieten. In diesen Städten ist vorzüglich noch, wie vor einiger Zeit auch bei uns, die Hortensia beliebt. Die russischen Gärtner haben im Brauch, sie mit Alaunauflösung zu begießen, was das ganze Gewächs dauerhafter und die Farben der Blüthen lebendiger machen soll. In der Umgegend von Petersburg gibt es Ananas und Trauben in Menge. Die Trauben und Pfirsiche werden bis gegen Sommers Ende durch künstliches Treiben der Reife nahe gebracht, und genießen dann während des Augusts und Septembers in freier Luft einer Sonne, bei der sie vollends so schmackhaft werden, wenn auch nicht wie im gesegneten Frankreich und Süddeutschland, doch wie in Holland und England. Selbst Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen werden im Freien nur selten reif; man muß sie an Mauern pflanzen und mittelst Glasfenstern treiben. Mit eintretendem Frost biegt man die Zweige der Kirschbäume zusammen und bedeckt sie mit Erde, wie man es in Frankreich mit den Feigenbäumen macht.

In England gibt es gegenwärtig fast in jeder Stadt eine Hortikultärgesellschaft, und man hat es in der Kunst des Treibens so weit gebracht, daß man fast das ganze Jahr reife Trauben essen kann. Besonders hat der Gartenkünstler Knight für das Treiben der Ananas, der Kartoffeln, Melonen, Erbsen und einer Menge anderer Küchengewächse ausnehmend viel gethan. Die Heizapparate vervollkommnen sich jeden Tag mehr; Rauch, Dampf, heißes Wasser cirkuliren durch die Mauerzellen, durch die in der Dicke der Beete selbst gelegten gewundenen Röhren. In ungeheuren Treibhäusern werden ausschließlich Obstbäume und Gemüse gezogen, und man meint sich hier förmlich in einen Küchengarten versezt. Trauben, Erbsen und Erdbeeren drängen sich längs der Fensterscheiben wetteifernd dem wohlthätigen Licht entgegen. In andern Häusern sieht man ganze Spaliere jener Bäume der Antillen, deren Früchte bisher nur mit Zucker übergossen, wodurch ihr Geschmack verdorben wurde, zu uns kamen; man sucht jezt diese Früchte, besonders vermittelst eines gut berechneten Schnitts, zu dem Grad der Reife heraufzutreiben, daß sie verhältnißmäßig so gut zum Essen werden, als die Ananas, welche vor ihnen aus ihrem gemeinsamen Vaterland ausgewandert ist.

England besaß zwar schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts etwas Orangerie und die besten Melonensorten; indessen fällt der Anfang der eigentlichen Treibhauskultur erst in das Ende des siebzehnten, um welche Zeit die Ananas eingeführt wurde, das Gewächs, um welches sich Völker und Privaten von jeher so viele Mühe gegeben, und dessen Zucht als Typus und Muster der Treibhauskultur gelten kann, wie der Pfirsichbaum als Typus für den Schnitt am Spalier. Das erste Gewächs, das in England auf Beeten gezogen wurde, die man zu gehöriger Zeit bedecken konnte, war die Melone, und Karl II. besaß das erste warme Gewächshaus. Der Kanzler Baco schlug vor, den Gebrauch der Treibhäuser nicht auf die Zucht exotischer Gewächse wärmerer Länder, wie Orangen und Myrthen, zu beschränken, sondern sie auch für einheimische Pflanzen zu benutzen, um in allen Jahreszeiten Blüthen und Früchte von ihnen zu gewinnen. Wie wohl thut es, einen so hochstehenden Mann, berühmt als Staatsmann, unsterblich als geistiger Dictator, ich mag nicht sagen sich zu unsern Beschäftigungen herablassen, nein, sie aufsuchen, in ihnen, gleich einem andern berühmten Mann unserer Zeit, Walter Scott, ausruhen und die Lust seiner späten Tage finden zu sehen. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts machte der Herzog von Rutland die ersten Versuche, mit gegen den Horizont geneigten Mauern, und sie wurden die Vorläufer der künstlichen Traubenzucht in England. Nicht lange nachher machte Schwitzer die ersten Pläne zu Treibhäusern bekannt, und gab allgemeine Belehrung über den Gegenstand. Um das Jahr 1792 fing man an, sich zur Heizung des Dampfes zu bedienen; indessen wurde diese Methode, welche unstreitig der französische Physiker Bonnemain erfunden und zuerst angewendet hat, erst vom Jahr 1813 an recht allgemein.

Es sind jezt gerade dreihundert Jahre, daß der Pariser Pflanzengarten unter der Leitung des Leibarztes Ludwigs XIII., Labrosse, fertig wurde; aber erst gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. errichtete Fagon daselbst ein paar Treibhäuser mit Glasdächern, die durch Oefen geheizt wurden; sie wurden die Vorbilder für die zahllosen Gewächshäuser, die seitdem in Frankreich erstanden. Erst im Jahr 1776 kamen die ersten vom Gärtner Legrand getriebenen Erdbeeren auf die königliche Tafel; das erste Dutzend kostete 24 Franks. Eine ärmliche Leckerei eines sybaritischen Monarchen gegen den Luxus der Römer, die uns auch in diesem Fache, wo nicht an Kunst, doch gewiß an Großartigkeit übertrafen. Aber die Industrie der Römer mußte spurlos untergehen, just weil sie nur dem wahnsinnigen Luxus Weniger diente. Dagegen ist es der Charakter unserer Zeit, daß etwas, das zur Verschönerung des Lebens im Allgemeinen und Großen dienen kann, nicht nur nicht vergeht, sondern auch nicht stille steht, und so dürfen wir glauben, daß die Kunst, von der wir hier gesprochen, noch einer großen Entwickelung und Verbreitung entgegensieht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine neue Taglioni.

Lange haben recht kunstsinnige Leute bei uns zweifeln können, ob der Balletttanz eine schöne Kunst sey. Wir

möchte auch die Fertigkeit, eine Pirouette erstaunlich verlängern, ihre Bewegung in der Schnelligkeit immer mehr steigern, ihre Dauer berechnen, das rechte oder das linke Bein in einem Winkel von 90° vom andern recken, sich hereinspringend oder herausspringend aus den Koulissen wie ein Floh schwingen zu können, wer möchte diese Seiltänzerkünste mit irgend einer Geistes- oder Seelenkunst vergleichen? Die Entrechats- und Pirouettenmacher zu den Künstlern zählen, wäre eben nicht verständiger, als Drechsler, Perrückenmacher, Vergolder, Buchbinder und Firnisser mit liberalen Künstlern in Einen Rang setzen. Vor einigen Jahren war der Tanz bei uns noch eine ganz außer der geistigen Kunstsphäre liegende, rein mechanische Fertigkeit. Kraft, Beweglichkeit und Gewandtheit des Körpers waren die herrschenden und entscheidenden Eigenschaften; zum Typus eines ersten Tänzers gehörten ein wohlmuskulirter Torso und vielversprechende Beine; das Gesicht aber konnte so dumm seyn, als es wollte. Das Rezept zu einer ersten Tänzerin war etwas anders, immer jedoch waren die Beine die Hauptsache, aber je mehr wollüstige Formen und Bewegungen, desto besser; ja gar Vielen war dies sogar der nervus rerum. So war es, da erschien die Taglioni, und der Ballettanz, der bisher nur ein besonderer, dem Rhythmus und dem Takt unterworfener Zweig der Gymnastik gewesen war, wurde nun eine wirkliche Kunst, eine in ihren Wirkungen allmächtige Kunst, denn er ist nun nicht mehr, wie die andern Künste, eine Nachahmung der Natur, sondern eine vollendetere Entwickelung, eine neue Darstellung des Schönsten in der Menschenform. Die Tänzerinnen vor der Taglioni, selbst die ausgezeichnetsten, sprachen nur mächtig zu den Sinnen; die Taglioni aber, die lustige, ätherische, unvergleichliche und unnachahmliche, spricht nur zum Geist und zum Herzen. Mit ihrem Namen spreche ich eine neue, bis dahin nicht gekannte Kunst aus, die sie schuf und auch gleich zur Vollendung brachte, eine Kunst, die so zu sagen mit ihr incarnirt ist und vielleicht wieder mit ihr stirbt. Wer hätte nun glauben sollen, daß je in einer Provinzialstadt, hundert Meilen von Paris, jene Tanzperle der Oper in Anmuth, Talent und Leichtigkeit eine würdige Kunstschwester finden würde? Und doch ist es so. Dies finden nicht allein wir Lyoner an Madame Lecomte, sondern auch die zahlreichen Fremden, die von Paris hieher kommen. Wie gesagt, die Lecomte ist keine Nachahmerin der Taglioni, die, wie ich eben bemerkte, nicht nachgeahmt werden kann; aber gerade dadurch gewinnt unsere Künstlerin sehr bei denen, die das eigentliche Wesen der Kunst begreifen. Nachahmen ist nur die Sache der Mittelmäßigkeit, die Taglioni aber kopiren wollen, würde von entschiedener Kunstbeschränktheit zeigen. Vergleichen wir unsere Lyoner Sylphide nicht mit der Pariser; beide wandeln zwar auf demselben Kunstweg, beide erheben den Tanz zur Poesie, aber ihre Mittel dazu sind ganz verschieden. Immer hat man die Lecomte anmuthig, kunstfertig und hübsch gefunden (einen Vorzug, den sie sogar vor der Taglioni besitzt), aber immer sah man doch nur eine erste Tänzerin der Provinz. Erst in dem Ballet der Sylphide erkannten wir die seltene Höhe ihres Kunsttalents und der Anmuth, Reinheit und Poesie, mit der sie dies ätherische Wesen aufgefaßt hatte und darstellte, in Bewegungen voll Zartheit und ganz ohne die beim Ballet so schwer zu vermeidende Gezwungenheit. Allerdings hat sie mit ihrer Kunst alle Kenner in Entzücken gesetzt, keineswegs aber das große Publikum, das für sein baares Geld, in Lyon, wie anderswo, Sinnliches und Handgreifliches will. Ja sie hätte vielleicht ohne merklichen Applaus gespielt, wenn sie nicht dem abscheulichen Parterre-Geschmack an Pirouetten einigemal nachgegeben hätte. Mußte doch Molière auch seine Comtesse d'Escarbagnas und den Medecin malgré lui schreiben, um seinen Tartuffe und seinen Misanthrope durchzureißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

Verhältnisse des Buchhandels.

Zu ihrem Leidwesen haben die hiesigen Buchhändler, welche bei dem allgemeinen Stocken des Handels am Ende d. J. 1850 eine Summe von 1,200,000 Franken bei der Regierung aufgenommen und dafür ihre Verlagswerke zum Unterpfand gegeben hatten, in der lezten Session der gesezgebenden Kammern wiederum ihre Bitte, man möge dieses Unterpfand als Zahlung behalten und unter die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs vertheilen, trotz der Unterstützung einiger Deputirten abweisen hören. Wahrscheinlich hat es die Mehrheit der Deputirten unbillig gefunden, die Buchhändler vorzugsweise zu begünstigen und ihnen ein unverdientes Geschenk von 1,200,000 Franken zu machen; denn auch von den andern Handelsständen sind damals Gelder aufgenommen und Waaren zum Unterpfand gegeben worden. Diese hätten nun dasselbe Recht, wie die Buchhändler, und könnten ebenfalls verlangen, man solle ihr Unterpfand statt der Zahlung annehmen. Nun wäre es freilich recht gut, wenn die Provinzialbibliotheken, denen es leider sehr an neuern Werken mangelt, mit guten Büchern versehen würden; allein ein bedeutender Theil der von den Buchhändlern zum Unterpfand gegebenen Bücher eignet sich nicht für Bibliotheken; manche gute Verlagswerke sind von den Verlegern, die sich von ihren damaligen Unfällen seitdem erholt haben, bereits wieder eingelöst worden, und was in den Händen der Regierung bleibt, besteht aus Schriften, die man in öffentlichen Büchersammlungen sehr wohl entbehren kann. Jezt aber wird der Finanzminister gezwungen seyn, die Rückerstattung der vorgeschossenen Gelder zu betreiben, oder widrigenfalls das Unterpfand öffentlich versteigern zu lassen. Die Buchhändler haben in ihren Bittschriften behauptet, dies wäre ein wahres Unglück für den Buchhandel, indem dadurch der Markt mit einer Menge von Büchern überschwemmt würde, die wahrscheinlich nur zu geringen Preisen abgesezt werden könnten, wodurch alsdann ein allgemeines Herabdrücken der Bücherpreise erfolgte. Bisher hat sich die Regierung unthätig bei der Sache verhalten und dieselbe der Entscheidung der Deputirtenkammer überlassen; jezt wird sie aber handeln müssen, und zwar wider die Buchhändler. Glücklicherweise befinden sich diese nicht mehr in der Verlegenheit, wie im Jahr 1830, und obschon ihnen die zahlreiche Nachdruckerzunft in Brüssel und in andern Städten Belgiens außerordentlichen Abbruch thut, so machen sie doch wieder bedeutende Geschäfte, aber immer mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit; denn jezt, da die Ausgaben in Heften Mode geworden sind, richten sie fast alle ihre Verlagsartikel in Hefte und Heftchen ein, und derselben erscheint eine ungeheure Menge. Besonders fruchtbar aber ist das Fach der Journalistik. Es hält schwer, jezt alle erscheinenden Journale zu kennen, und täglich hört man von neuen reden, deren Daseyn man nicht ahnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Juli 1834.

„Treibst du doch bald dies, bald das!
War es ernstlich, war es Spaß?“ —
Daß ich redlich mich befliffen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

Goethe.

Goethe an Ritter v. Leonhard. *)

Weimar, 9ten März 1814.

. . Das Taschenbuch ist nicht allein an Bogenzahl gewachsen, sondern es ist auch zugleich gehaltreicher geworden. Die beiden ersten Aufsätze, als die ich bis jezt lesen konnte, haben einen vorzüglichen Werth. Es freut mich, daß unser Thüringer Waldgebirge, welches unsern Herrn Voigt und Hein zu so schönen geognostischen Beobachtungen frühzeitig veranlaßte, immerfort jüngere Männer in seiner Nachbarschaft nährt und auffordert, bedeutende Beiträge zu liefern. Der v. Schlotheimsche Aufsatz spricht S. 20 mir ganz nach dem Sinne. Ich bin schon längst der Ueberzeugung, daß man bei Erklärung der verschiedenen Erdbildungen nur alsdann gewaltsame Revolutionen zu Hülfe rufen muß, wenn man mit ruhigen Wirkungen, die denn doch der Natur am allergemäßesten sind, nicht mehr auskommen kann. — Ebenso belobe ich die Stelle von Herrn v. Hofs Aufsatz S. 145, daß man nicht Alles, was breccienartig erscheint, für trümmerhaft halten solle. Gar manches sogenannte Todtliegende ist porphyrartig, das heißt, die in der Grundmasse enthaltenen fremdartig scheinenden Theile haben sich vor oder bei der Solidescenz chemisch abgesondert und eine mehr oder weniger deutliche Crystallisation, auch wohl eine Kugel-, Ey- oder Splitterform angenommen, deßwegen der atomistische Sinn so gern darin Geschiebe oder Bruchstücke sehen mag. Ich habe mit Sorgfalt für den Zweck einer solchen Darstellung gesammelt und schon vor zwei Jahren über diesen Gegenstand einen Aufsatz zu dictiren angefangen, den ich für dero Taschenbuch bestimmte. Allein er kam nicht gleich zu Stande und blieb nachher um so mehr liegen, als ich mit den herrschenden Meinungen nicht gern in Streit gerathen mag; denn so lang diese die Oberhand haben, so spricht man doch nur in die Luft, besonders wenn man nicht eigentlich vom Metier ist. Schon früher hatte ich auf die scheinbaren Breccien hingedeutet, aber mir damit keinen sonderlichen Dank verdient. Um desto mehr freut es mich, wenn das, was ich für wahr halte, durch jüngere, wohl unterrichtete und geistreiche Männer ausgesprochen und auf einem so schönen und gebahnten Weg

*) Es liegen Briefe Goethe's aus den Jahren 1807 bis 1826 an den berühmten Mineralogen und Geologen, Ritter v. Leonhard, vor uns, in denen sich der Briefsteller mit gewohnter Sicherheit auf dem Gebiete einer seiner Lieblingswissenschaften bewegt. Wir haben Erlaubniß erhalten, Einiges davon mitzutheilen, und wählen auf Gerathewohl die vorliegenden Briefe.

D. Red.

verbreitet wird. Vielleicht gewinne ich Raum, den Aufsatz zu concentriren und abzuschließen.

Der mitgetheilte Katalog ist wirklich höchst merkwürdig; das beschriebene Kabinet mag einen prächtigen Anblick gewähren und sehr belehrend seyn; schon ist die Beschreibung, an der mir die Freude, welche der Besitzer an seinen Sachen hat, so angenehm als wirksam erscheint, erfreulich zu lesen.

Das Schreiben an Ihro kaiserl. Hoheit habe zu überreichen nicht verfehlt. Heute besitzen wir die beiden kaiserlichen Brüder, welche vielleicht eher als dieses Schreiben in Hanau anlangen. — Dem Plan der Schlacht bei Hanau sehe mit Verlangen entgegen. — Herrn... danken Sie für die übersendeten Gedichte; es spricht daraus ein zartes Gemüth und ein angenehmes Talent. — Und zum Schluß noch eine Bitte, die vielleicht wunderlich scheinen könnte: dürfte ich um das Recept der Dinte bitten, mit der Sie gewöhnlich schreiben? ihre immer gleiche Schwärze dient ihr zur besondern Empfehlung.

Gehorsamst

Goethe.

Weimar, 27sten Febr. 1815.

Ew. Hochwohlgeboren verzeihen, wenn ich meinen Dank für das Uebersendete später ausdrücke, es hat zeither gar mancherlei auf mir gelegen, auch heute faß' ich mich kurz, um nicht ganz zurückzubleiben.

Für die Kennzeichen aus dem Vorkommen sollen Sie gepriesen seyn; ich halte sie, wo nicht wichtiger, doch eben so wichtig als alle übrige. Unter uns gesagt, so muß es seltsam scheinen, wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empirischen Wissen eine Abtheilung vorzüglich empirisch nennt. Ein jedes Mineralienkabinet ist eigentlich empirischer als das Vorkommen der Mineralien; denn dieses deutet doch auf eine ungeheure Naturursache, die wir zwar nicht kennen, aber doch vermuthen und ahnden. Jenes ist eine künstliche Zusammenstellung zersplitterter und unvollständiger Naturprodukte, nach beliebigen Grundsätzen, wie sie dem einen oder dem andern Forscher gewäßer sind. Behalten Ew. Hochwohlgeboren ja bei Ihrer weit verbreiteten Kenntniß die Bezüge jeder Art einen wie den andern beständig im Auge.

Die Altersfolge der Metalle schließt sich genau an das Vorige. Diese Betrachtung belebt alle unsere geognostischen Bemühungen. Ich wüßte an Ihrem Aufsatz nichts zu erinnern. Allenfalls würde ich den Artikel Zinn folgendermaßen fassen: „Zinn, als unmittelbarer Gemengtheil, fein eingesprengt in Granit, oder vielmehr in Gebirgsarten, in die er übergeht, als Gneus u. s. w. Hier kommt es vor: in die ganze Gebirgsmasse vertheilt als sogenanntes Stockwerk, auf Gängen, ohne sich in's Nebengestein weit zu verbreiten, als Lager und in andern abweichenden Bestimmungen. Der an obengenannte Gebirgsarten sich manchmal anschließende Porphyr ist auch nicht ganz gehaltlos, sodann verschwindet das Zinn aus der Gebirgsfolge, und erscheint nur wieder in Seifenwerken als secundär."

Wird es mir möglich, den lang bereiteten Aufsatz über die Zinnformation zu redigiren und zu übersenden, so werden die hier nur kurz gethanen Aeußerungen ihre Rechtfertigung und Erklärung finden. Die beiden Manuscripte behalte ich noch und sende sie nur auf Verlangen zurück, weil ich sie, als sehr bedeutend, immer gern im Auge behalten möchte.

Mich Ew. so wie dem ganzen verehrten Hanauer Zirkel angelegentlichst empfehlend

Goethe.

Sanct Vigilius in Trient.

(Fortsetzung.)

Den armen Juden ist es nach dem Tode des kleinen Simon in Trient schlecht genug ergangen, und da sich zu gleicher Zeit eine ähnliche Geschichte bei Innsbruck zugetragen, so gab dies das Zeichen zu ihrer völligen Ausrottung. Ich konnte die vertrockneten Züge der kleinen Mumie nicht ohne innern Schauer betrachten, da sie gleichsam schmerzhaft verzogen zu seyn schienen, so z. B. der schiefe, geöffnete Mund, der die kleinen Milchzähne des Kindes weiß und glänzend sehen ließ. Der Körper war mit schwarzen Flecken bedeckt, die von dem unterlaufenen Blute, an den Stellen, wo die Nadeln eindrangen, herrühren sollen. Jedenfalls ist an dem Kleinen ein Gräuel verübt worden, um frommen Wahn zu nähren und Fanatismus zu erregen. Der arme Simmerl von Trient, wie ihn das deutsche Landvolk nennt, muß sich jezt an seiner vielhundertjährigen Heiligkeit für die schmerzvollen Qualen einer frühzeitigen Sterbestunde schadlos zu halten suchen.

Die Orgel in Sta. Maria Maggiore war ein bewunderungswerthes Meisterwerk, von dem vielfältige Sagen berichtet werden. Daß der Teufel dem Erbauer dabei geholfen habe, ist eine so gewöhnliche bei allen merkwürdigen Hervorbringungen des Mittelalters, daß es fast überflüssig ist, sie hier zu erwähnen. Interessanter ist die, daß die Trientiner den Meister blenden ließen, um ihm dadurch die Mittel zu benehmen, jemals wieder ein ähnliches Werk zu schaffen. Dieser aber bat um die

Gnade, noch einmal, geblendet, zur Orgel geführt zu werden, um einem kleinen Mangel abzuhelfen, den er nur allein kenne, und ihr dadurch die höchste Vollendung zu ertheilen. Als ihm seine grausamen Mitbürger willfahrten, ergriff er ein scharfes Instrument und zerstörte schnell einige Pfeifen, und würde die Orgel vernichtet haben, wenn er nicht sogleich in den Kerker gebracht worden wäre. Trotz dieser Verstümmlung blieb die Orgel bewundert, bis ein Blitzstrahl sie in Asche legte. Seit einigen Jahren ist eine neue erbaut, und obgleich sie der vorigen nicht ganz gleich kommen soll, so wird sie doch für eine der besten in Italien gehalten. Man glaubt Fagotte, Flöten, Clarinette, Posaunen zu hören, und nie noch vernahm ich eine vollkommenere Nachahmung dieser Instrumente; Alles horchte entzückt zu, und als am Schlusse des Amtes der Organist einen pomphaften Opernmarsch mit türkischer Musik erklingen ließ, da fehlte nicht viel, daß ein lauter Applaus in der Kirche ausgebrochen wäre.

Die Oper rief uns um acht in's Theater, das an das Hotel der Europa stößt, und so wie dieses von Herrn Mazurana erbaut wurde. Trient ist eine sagenreiche Stadt, und die Trientiner scheinen Phantasie zu besitzen. Ich weiß nicht, ob zu der Zeit, als die Novelle in Italien blühte, sich ein Einwohner von Trient darin hervorgethan. Der schöne Pallast, den ich aus meinem Fenster sehe, mit der ächtitalienischen Terrasse und der köstlichen Fernsicht auf grüne Feigenbäume und röthliche Berge, wird „der Pallast des Teufels“ genannt, und dieser mächtige Herr soll ihn in Einer Nacht erbaut haben. Lange stand er unbewohnt, und erst seit Kurzem kaufte ihn für einen mäßigen Preis ein Kavalier, der ihn so eben einrichten läßt. Und so auch hängt sich das lose Gespinnst der Sage um jenen langen, breitschulterigen Mann mit dem gelben, finstern Gesichte und den schneeweißen dicken Haaren, der in hinaufgeschobenen Hemdärmeln dort vor der Thür des Kaffeehauses steht und Eisstücke in einen kupfernen Zuber legt. Es ist der Erbauer der hübschen Häuser, die hier neben einander gereiht zu sehen sind und die man ebenfalls gern dem Teufel zuschreiben möchte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Herrn Mazurana selbst herrühren. Man weiß es sich noch sehr gut zu entsinnen, wie der gute Signor Felice in Trient einwanderte, einige Rasiermesser, ein Becken und etwas Seife in seinem Bündel, wie er dann Cameriere wurde und nichts hatte als Mühe und Plage, und wie er nun Häuser hat und Geschäfte aller Art, und ein sehr reicher Mann ist, obgleich man nicht weiß, wie er es geworden, und allerlei davon fabelt. Der Mann, der das prachtvolle Kaffeehaus in Padua erbaute, hatte früher ein uraltes Häuschen erstanden, das er einreißen ließ, und bezahlte dann alle Kosten seines großen Baues mit Zechinen altvenetischen Gepräges. Hier war der plötzliche Glückswechsel sehr erklärlich. Bei dem Parvenü von Trient kann er so klar nicht nachgewiesen werden. Herr Mazurana ist übrigens ein Mann von Energie und großer Thätigkeit. Einst wird vor seiner Thüre die Straße gepflastert. Es ist Sonnabend und bereits spät; er wünscht, daß die Arbeit bis zum Sonntage beendigt sey. Ein Platzregen treibt die Pflasterer unter Dach, und die Sache scheint unmöglich. Er aber stellt hinter jeden Arbeiter einen Kerl mit einem Regenschirm, gibt Wein vollauf zu trinken, und die Straße wird während des heftigsten Regengusses gepflastert. Dergleichen Extravaganzen dienten nicht wenig dazu, den Mann bei seinen Mitbürgern in sonderbarem Rufe zu erhalten.

Das Pflaster in Trient ist übrigens vortrefflich; die Trottoirs wetteifern mit den schönsten, die ich kenne. Diese Zierde verdankt es, wie auch den prächtigen, noch nicht beendigten Campo santo und manches Andere, seinem verdienstvollen Podesta, dem Grafen Giovanelli. Wegen der Bestreitung des Pflasters entspann sich ein Zwist zwischen diesem und der Bürgerschaft, eben so wurden die Summen zum Ausbau des Rathhauses nicht bewilligt, die von dem Grafen, der gern großartige Plane entwirft, allerdings ziemlich bedeutend angeschlagen wurden. Die Folge ist, daß sowohl die Strada larga, eine der Hauptstraßen, noch in jenem kläglichen Zustande der Pflasterung sich befindet, der noch vor wenigen Jahren in Trient allgemein war, als auch, daß das Rathhaus, mit der Aufschrift: Municipalità, gerade nach dieser Straße hin eine wahrhaft abschreckende Zierde durch kolossale Strebebalken und Stützen erhalten hat, die es vielleicht nicht einmal nöthig haben mag. Man sagt jedoch, daß der Podesta durch diese Maßregel seinen Zweck erreichen werde, und die stolzen Trientiner, um dieser Verunzierung abzuhelfen, bereits in einer Unterhandlung mit ihm begriffen seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Zustand der Musik.

Die anarchische Presse wird in Lyon wie in Paris nicht müde mit ihren Deklamationen gegen die Regierung und die Mittelklassen, ja sie klagt sie immer des Undanks gegen das Volk an, und dies in einer Zeit, wo diese Regierung und diese wohlhabenden Stände sich mehr als je bemühen, das Volk aufzuklären, seine Sitten zu ändern und zu reinigen und seine physische Lage zu verbessern. Unglückliches Volk!

arme, blinde Masse, die dir sich von deinen Schmeichlern und Hofschranzen hintergehen und betrügen läßt! Während die verschrieene, dir immer zu Haß und Rache vorgeführte Bourgeoisie deinem Bedürfniß an Primärschulen und volksthümlichen, wissenschaftlichen Anstalten abzuhelfen bemüht ist, unzählige Asyle für alle Arten von Unglück und Leiden schafft, was thun indessen deine angeblichen Freunde? sie schmeicheln dir und hintergehen dich; sie blasen heftig auf die Gluth der immer regen, rohen Leidenschaften, um wieder zu ihrem Vortheil eine Feuersbrunst anzufachen. Die Wohlthaten, die sie dir bringen, sind die Journale und die Flugschriften, worin sie zu neuem Bürgerkrieg auffordern, die geheimen Associationen, wo sie zu all diesem die Waffen schmieden und vertheilen. Armes Volk! Gott bewahre dich vor deinen falschen Freunden, es sind deine einzigen Feinde. Ich will von Konzerten reden und fange so traurig an. Es ist nun einmal so bei uns in Frankreich; wir, die wir auf dem noch rauchenden und funkensprühenden Krater einer Revolution leben, sind wohl noch lange dazu verdammt, unsere Vergnügungen mit den Ideen von Emeuten, Zerstörung und Tod zu verbinden. Nun. Dieses Konzert war auch zum Besten des Volks, und zwar seines interessantesten und hülfsbedürftigsten Theils, seiner Kleinen, die in unserm verdorbenen Lyon mehr denn anderswo vor der Ansteckung der bösen Gewohnheiten geschützt werden müssen. Es wurde zum Vortheil der hiesigen Salles d'asyle oder Kleinkinderschulen gegeben, und das Vorzüglichste darin ward von dem jungen Violinisten Schwoderle aus Straßburg geleistet, denn in ihm haben wir in Fertigkeit, Vortrag und im Gefühl seines Instruments einen ausgezeichneten Künstler. Um so gewöhnlicher waren die übrigen Musikstücke. Wir haben die Ouvertüre aus dem Freischützen und das Duo aus Tancredi lasciami non l'ascolte, u. a. so häufig gehört im Theater, in öffentlichen und Privatkonzerten, in größern und kleinern Soirées, wir hören dergleichen auf Gassen und Straßen täglich pfeifen, trällern, singen und dreherorgeln, daß man wohl thäte, in Konzerten damit sparsamer umzugehen. Man klagt, die Leute gehen so ungern hinein, es sey fast immer leer darin. Dies ist ganz natürlich; anstatt sich darin immer zu wiederholen, sollte man mehr die Neugierde des Publikums reizen, seinem Geschmack, seinen Neigungen, seiner Leidenschaft für das Neue und Bizarre schmeicheln. Das hat Fetis in Paris recht gut mit seinen historischen Konzerten verstanden. Kehren wir zur alten Musik zurück, die lange vergessen war und dadurch wieder neu geworden ist, zu den Meisterstücken, deren sich von unserer Generation Niemand mehr erinnert, zu Glück, Piccini, Sacchini, Paesiello, ja auch zu Cimarosa und Paer, zu einigen wenig gekannten Kompositionen Mozarts; Vieles ist noch gar nicht bekannt bei uns, z. B. die Opern von Bellini, Donizetti und Mercadante; der ungeheure Schatz der deutschen Musik kann noch viel besser ausgebeutet werden, ja sogar von den Spaniern und Engländern ist Manches zu entlehnen, was durch Eigenthümlichkeit anzieht. Frankreich, das selbst nichts Vorzügliches mehr hervorbringen kann, muß durchaus bei Andern borgen, um bestehen zu können; so ist es in der Literatur und in der Musik. — Von unserm Theater läßt sich nur sagen, daß es immer mehr fällt; die Pariser Waare taugt uns nicht mehr zu und eigene wird bei uns nicht gefertigt, wiewohl Lyon eine Fabrikstadt ist. Aber nicht allein die Bühne ist bei uns im Fallen, wie überall in Europa, sondern auch die Logenleute. Wahrscheinlich wirkt auch hier das Beispiel der weltbeherrschenden Hauptstadt. Bei uns wie dort stürzen die Leute aus den Logen und Galerien in's Parterre, machen da einen großen Eindruck, es gilt aber immer ohne Todtschlag ab. Es scheint, die Franzosen wiegen jetzt weniger, als ehemals.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Journalistik.

Es ist eine Revue républicaine vorhanden, die ich noch nicht habe zu Gesicht bekommen können, ein Panorama littéraire, das sich ziemlich viel mit fremder Literatur abgibt und doch nur ein geringes Lesepublikum zu haben scheint; überhaupt hat eine Zeitschrift in Frankreich jetzt außerordentlich viel zu thun, um sich ein Publikum zu verschaffen; bei der großen Menge von Zeitschriften kann jedes natürlich auch nur auf einen geringen Theil der Leselust rechnen. Vorherrschen sieht man eigentlich keine, und was das Schlimmste ist, keine einzige ist im Stande, dem Auslande eine genügende Uebersicht der neuesten Erscheinungen der französischen Literatur zu geben, wie es zuvor die Revue encyclopédique that. Diese geht jetzt unter den Händen der ehemaligen Schüler St. Simons zu Grabe, so gut wie dessen vorgebliche Religion. Es gibt zwar Revues in Menge, Revue de Paris, Revue des deux mondes, Revue rétrospective; im Grunde wird in denselben wenig kritisirt, außer etwa das Pariser Theater, die Pariser Kunstausstellungen und die Tagesbegebenheiten; meistens enthalten sie allerlei Aufsätze, zum Theil gute Versuche oder Bruchstücke größerer Werke von bekannten Schriftstellern, besonders von Tellerristischen; allein kritische Uebersichten muß man in denselben nicht suchen. Eine Zeitschrift ähnlichen Inhalts ist die France littéraire, welche die Europe littéraire überlebt hat, aber sich keines besondern Beifalls erfreut. Seitdem die großen Tageblätter Alles abhandeln, Politik, Kunst, Wissenschaft und Literatur, sind den Zeitschriften die Flügel gelähmt und sie können nicht dahin kommen, einen großen Lesecirkel um sich zu bilden. Ihr Hauptsatz ist in den Lesekabinetten, deren Anzahl sich freilich sehr vermehrt hat. Das Wochenblatt le Voleur lebt noch immer davon, daß es den Tages-, Wochen- und Monatsschriften das Beste auf eine honette Art stiehlt und schön wieder abdruckt. Auch gehen aus den Zeitungen die besten Aufsätze, besonders aus den Feuilletons, in die Provinzialblätter über, und es ereignet sich oft, daß ein einziger interessanter Aufsatz eines Pariser Tageblattes in Zeit von vierzehn Tagen an zwanzig verschiedenen Orten des Reiches wieder abgedruckt wird. Mit besonderer Eleganz wird das Journal des gens du monde gedruckt; für Damen ist außer den Modejournalen noch ein Journal des jeunes femmes da, und für Mädchen gibt es zwei Journale, nämlich ein Journal des Demoiselles und ein Journal des jeunes personnes, letzteres mit Kupfern, Musik und Stickmustern; sogar die Kinder werden nicht vergessen, denn es gibt auch ein Journal des enfans, und wenn ich nicht irre, noch ein anderes, la Récréation. Von dem wahrhaft zum Feuilletonisten geborenen Jules Janin trifft man wenigstens in zehn Zeitschriften Artikel an, die ihm alle gut bezahlt werden und wovon er vollauf lebt. Eine solche Feuilletonexistenz, wie die seinige, ist einzig in ihrer Art.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Juli 1834.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt.
Ausgestreuet ist der Saamen
Ueber alles deutsche Land.

Uhland.

Lieder eines Autodidakten. *)

An eine frisch entknospete Rose.

Rose, du schönste der Nymphen im Garten der Flora,
Liehest die Farben zum Kleide der frühen Aurora;
Schimmert sie morgend herauf aus dem Thale der Schatten,
Muß sie vor deiner erhabenen Schönheit ermatten.

Buhlend umhauchte mit Wonne der Abend dich gestern,
Jüngste und schönste von allen den herrlichen Schwestern;
Und noch verrathen die wonniglich schwellenden Lippen
Euer gepflogenes Kosen und lüsternes Nippen.

Feuchtend umbeben dich perlende Tropfen voll Wonne,
Lechzend entsaugt sie mit glühenden Strahlen die Sonne.
Duftend, mit himmlischen Göttergerüchen belebend,
Hängest du üppig, die grünende Laube beschwebend.

Liebliche Blume, wo ist deine Wurzel entsprossen?
Wer hat mit Milde dein glühendes Feuer begossen,
Lieblich vermischet das Roth und das Weiß deiner Wangen?
Wer dich so schützend mit wehrenden Dornen umfangen?

Warum bestraft du den Pflücker mit schmerzlichem Stechen?
Mußt du so schrecklich, du Blume der Liebe, dich rächen,
Daß der empfundenen Freude gleich folgen die Qualen?
Muß dich so theuer dein seliger Finder bezahlen?

Antwort der Rose.

In himmlischem Entzücken
Saß einst die hohe Lust,
An ihre Wonnebrust
Die Sterblichen zu drücken.

Der Mutter Brust entfloß
Die Milch der reinen Freude,
Die noch im Unschuldskleide
Des Menschen Geist genoß.

*) So sehr poetisches Talent eine freie Gabe des Himmels und seiner Natur nach rein geistig ist, so weiß man doch, daß die Anlage mit Ernst ausgebildet, und besonders, daß die Form, in welche sich der poetische Gedanke kleidet, oft mühsam errungen werden muß. Die Leser werden daher die vorliegenden Früchte einer durchaus selbst gewonnenen Bildung mit Theilnahme betrachten und zugestehen, daß der junge Mann, der solche Formen bei den Schwingungen des Preßbengels fand und mit solchen Melodien seines Innern das Klappern der Lettern auf dem Winkelhaken begleitet — er war bei jenem angestellt und führt letztern gegenwärtig — auf Alles Anspruch machen darf, was man mit dem Begriff eines Autodidaktos nur Ehrenvolles verbindet.

D. Red.

Mit ihr sich zu vermählen,
Kam nun der bittre Schmerz,
Und nahm ihr sanftes Herz,
Um grausam es zu quälen.

Der hat in wilder Glut
So heftig sie umschlungen,
Daß aus der Brust gedrungen
Mit süßer Milch das Blut.

Und, wo es floß, erglühte
Die Rose sanft von Roth,
Die mit den Dornen droht
Und lächelt mit der Blüthe.

Und wer die Rose pflückt,
Wer Freude will genießen,
Muß opfernd Blut vergießen,
In Lust und Schmerz entzückt.

An einer Quelle.

Quelle, deinem steten Rauschen,
Das in süßverwirrten Stimmen
Einklang meiner Seele schenkt,
Möcht' ich Sprach' und Sinn ablauschen;
Und mein Geist, in Weh versenkt,
Will mit deinen Wellen schwimmen.

Was du ewig schon erzählest
Aus geheimem tiefen Grunde,
Müssen süße Dinge seyn.
O, daß du sie mir verhehlest!
Und mit neuer Sehnsucht Pein
Neigt mein Ohr sich deinem Munde.

An der Waldquelle.

Hier sitz' ich in des Waldes Düstern,
Die halbentlaubten Bäume flüstern,
Der Herbstwind säuselt
Sanft ihren Namen in mein Ohr,
Die Welle in dem Bächlein kräuselt
Mir murmelnd seine Züge vor.

Und Abend wird's, noch horcht verlangend
Mein Ohr, an diesen Stimmen hangend,
Mehr zu erlauschen.
Wenn Alles längst in Stille ruht,
Hör' ich des Wasserfalles Rauschen,
Doch Nichts sagt mir: sie ist dir gut.

Von Thränen wird mein Auge trübe,
Die Theure, die ich ewig liebe,
Kann es nicht finden;
Ach könnt' in dieser Einsamkeit
Ein Blick des ihren uns verbinden,
Entschwunden wäre alles Leid.

Erinn'rung, süße, hilf mir suchen!
O sagt mir doch, vertraute Buchen,
In deren Rinde
Ich, lieblich noch in Eins gepaart,
Die eingegrab'nen Namen finde,
Wo ist, die ihr so treu bewahrt?

Sie ist nicht da, verschwunden alle Spuren
Schon lange von den lieblich trauten Fluren,
Und nur der Rasen,
Auf dem wir einst die süße Glut
Eins in des Andern Augen lasen,
Trinkt meiner Wehmuth Thränenflut.

Nic. Müller.

Sanct Vigilius von Trient.

(Fortsetzung.)

Was die Oper betrifft, so kann ich wenig Gutes davon berichten. Das Theater ist schön; es hat vier Reihen Logen, deren jede mit zierlichen blauseidenen Vorhängen tapezirt ist, dabei versehen mit Spiegeln, Sophas und brennenden Wachskerzen. Diese erhellen zwar das Innere der Logen, aber nicht den Saal, dessen Beleuchtung unter Null ist, denn es ist darin stockfinster. Dafür hat man das Vergnügen, die Bewohnerinnen der Logen im schönsten Lichte zu sehen: ein Vorzug vor vielen deutschen Theatern. Pacinis große Oper hatte einen Ernst zum Lachen und eine Trauer zum Tanzen. Ich will nicht behaupten, daß die Musik nicht Schönheiten enthalte. Das erste Finale könnte einen wilden Deutschen abgeben, wenn ihn Strauß arrangiren wollte. Das Ganze erschien mir aber etwas verwirrt, doch das lag an den Künstlern. So etwas ist für vollendete Virtuosen berechnet, und deßhalb fallen solche Opern in Deutschland auch gewöhnlich durch, wo die Sänger hiezu gänzlich mangeln. Der Trientiner Impressario, der ungefähr mit 10,000 Zwanzigern oder 1000 Gulden seine fiera di San Vigilio bestreiten muß, kann dafür nichts Berühmtes engagiren. Der Contr'alt war nicht übel, die Prima Donna hingegen über die Jahre der Reize hinaus, mit schwankender Stimme, der Tenor in Stellen des Affekts unangenehm, in sanftern und in der Cantilene weich und lieblich à l'italienne, der Baß in der Maske eines Greisen würde mit seinen leidenschaftlich-jugendlichen Bewegungen und eben solcher Stimme in Deutschland ausgelacht worden seyn, hier wurde er beklatscht. Der verschiedene Geschmack der Deutschen und Italiener in Theatersachen ist sattsam bekannt, ich liebe aber dennoch, kleine Züge, wo sie sich mir darbieten, zu

ſammeln und gelegentlich mitzutheilen, um ſo manches Allgemeine näher zu beſtimmen und Reſultate zu gewinnen. Einige deutſche Freunde aus Meran, die mich begleiteten, erklärten, daß ihnen ihre Oper, eine herumziehende deutſche Geſellſchaft, die jezt zufällig dort iſt, viel mehr Genuß gewähre als die Trientiner. Zwei Abende ſpäter war ich in Meran bei der Vorſtellung des Zampa gegenwärtig, wo ich zwei junge Leute aus Borgo di Valſugana bemerkte, die bei den erſten Takten, die ein armes junges Mädchen zu ſingen begann, zu lachen anfingen und erſt mit dem Fallen des Vorhangs nach dem erſten Akte zu lachen aufhörten; dann gingen ſie fort. Den Borgeſen war ſicherlich eine gute Oper ein eben ſo ſeltener Genuß als den Meranern. Aber der Italiener iſt mit ſeinen Forderungen an das Theater viel mehr im Klaren als der Deutſche. Das, was das Theater in Trient darbot, war für uns mit dem Namen einer mittelmäßigen Oper immerhin zu belegen; in Italien gehörte ſie vielleicht zu den ſchlechtern in dieſem Augenblicke. In Deutſchland werden „die Araber in Gallien“ in Augsburg, Nürnberg, Köln, Bremen, Hannover, Danzig, kurz in Städten von 30 bis 60,000 Einwohnern gewiß nicht beſſer gegeben. Das Orcheſter war vollſtändig und beſtand größtentheils aus Muſikern, die von Verona herübergekommen waren, der Chor zählte ſechzehn Individuen. Die Soliſten waren in dem Eröffnungsprogramm genannt und alle Fächer beſezt. Die Oper in Meran war hingegen nichts: ein Häufchen armer Schauſpieler, die zur Noth ſingen müſſen, ohne alle Schule, die vielleicht nie einen guten Sänger zu hören Gelegenheit hatten, die Soloſtimmen und Chor zugleich ſangen, mit einem Orcheſter aus Dilettanten, Alles unvollkommen beſezt: ſo wurden Fra Diavolo, Zampa, Maurer und Schloſſer gegeben. Ein Fenſter ſtellte ein Haus vor, ein Baum einen Stein, Wieneriſch Deutſch, ein wilder Schreier einen Sänger, und ein zuſammengerichtetes, unkenntliches Quodlibet eine Oper. Aber der Deutſche nimmt dies Alles mit andächtiger Aufmerkſamkeit hin; wir beſitzen die Phantaſie der Kinder. Der furchtbare Seeräuber Zampa im alten, ſchwarzen Mantel erſchreckt, die Marmorbraut erregt Spannung; die Zuſchauer denken ſich herrlich in die Situation, ſie wollen aber auch nichts davon verlieren. Der Italiener ſchwazt in Trient wie in Mailand und Neapel, wenn die Comparſen aufmarſchiren und die ſchlechten Chöre abgeleiert werden, und zollt nur bei den ausgezeichneten Stellen Beifall und Bewunderung. Er bringt mehr Urtheil mit in ſein Theater, wir mehr Bewunderung. Ich unterſchreibe daher nicht unbedingt, was ſo viele behaupten wollen, der Deutſche ſey kälter als der Wälſche; im Theater gewiß nicht. Des Wälſchen hergebrachte Beifallszeichen mögen lärmender ſeyn, aber dieſe ſelbſt zeigen, wie er die Sache nimmt; der Deutſche hingegen hegt eine ſtille Wärme, eine wahrhaft übertriebene Leidenſchaftlichkeit für das Theater und die Schauſpieler.

Nach dem Theater entlud ſich ein herrliches Gewitter gerade über Trient, und verſprach uns Kühle für den morgenden Tag; indeß mußten wir drei mit den zwei Betten uns begnügen, da der Cameriere behauptete, uns kein drittes verſprochen zu haben. Unſer Widerſpruch half nichts, und da auch die andern Gaſthöfe übervoll waren, ſo machten wir gute Miene zum böſen Spiel. In dieſer Nacht glich die Europa einem Caravanſerai: überall ſchlafende Pilger, Thüren und Fenſter die ganze Nacht offen, Schläfer auf den luftigen Gängen, die Köpfe in geöffnete Fenſter gelegt, die oft fünf Schläfer in Einem Bette ſehen ließen. Man weiß, daß italieniſche Betten eine anſehnliche Breite haben. Als das Gewitter ſchwieg, verkündete Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Straßen ziehende Muſik den Anfang des Feſtes, uns, die wir ſchlecht geſchlafen hatten und nun erſt uns des Morgenſchlummers erfreuen wollten, eine unwillkommene Störung. Wir eilten auf die Straße, die ſchon ein feſtliches Leben füllte. Obgleich das Gewitter und der daſſelbe begleitende Wolkenbruch die Wege im Gebirge unwegſam gemacht hatte und demnach an 7000 Landleute ausgeblieben waren, ſo war doch die Menge derſelben noch immer ſehr anſehnlich. Die Trachten zeigten wenig Maleriſches. Der italieniſche Bauer dieſer Gegend liebt es, ſich in ein zweifarbig ſchillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hievon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen großen runden Hut, Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weſte. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauem Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreiſe gelegt und eine hübſche Silbernadel durchgeſteckt. Die Geſichter der Mädchen, ſtark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübſch, zogen unſere Blicke an. Einige Weiber aus Teſſin (nicht mit Teſſino in der Schweiz zu verwechſeln) trugen ſich ſonderbar, doch nichts weniger als ſchön. Die Röcke waren von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchſtreifen beſezt; hiezu ein ſchwarztuchenes Mieder mit rothem oder hellblauem Bruſtlatz, ein dickes weißes Mouſſelintuch um den Nacken und vorne ſo befeſtigt, daß die ſtarke Bruſt darin wie in einer Schlinge ruhte; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein großer, faſt dreieckig gebogener Männerhut, darunter eine Haube. Wir ſezten uns vor ein Kaffeehaus und ließen die bunten Gruppen an uns vorbeiziehen, die in den aufgeſtellten Buden die Gegenſtände beſahen, handelten und kauften.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Beschluß.)

Christlicher Heldenmuth im Bürgerkrieg.

Erfreuend in unsern traurigen Zeiten, ich möchte sagen erhebend, ist die Geschichte unsers großen Hospitals, des Hôtel-Dieu, in den gefährlichen Apriltagen, worüber das Einzelne erst jezt bekannt worden ist. Diese treffliche Heilanstalt enthält mehr als fünfzehnhundert Personen. In den Tagen des Bürgerkriegs und der Metzelei in den Straßen wurde sie für unsere Stadt noch bedeutender, als gewöhnlich in ruhigen Zeiten. Die örtliche Lage des Spitals war sehr gefährlich, denn es hatte die nie rastenden Batterien auf dem linken Rhoneufer gerade gegenüber; überdies hängt es unmittelbar mit dem volkreichen Staottheil zusammen, wo die Empörung mit ihren Hauptsiz hatte. Daher hatte dies Gebäude dreierlei zu fürchten: das Bombardement, die Feuersbrunst und den Ueberfall und das Eindringen der Insurgenten oder der Linientruppen. Im Innern mußte zuerst gesorgt werden für den Unterhalt so vieler Bewohner, für die Aufnahme, Behandlung und Verpflegung der vielen Verwundeten, die alle Augenblicke gebracht wurden; desgleichen für die Aufnahme vieler Unglücklichen aus dem benachbarten brennenden Quartier, die noch einige Trümmer ihrer Habe den Flammen entrissen hatten und damit in's Hôtel-Dieu flüchteten; außerdem retteten sich dahin auch eine Menge ansehnlicher Leute vor dem Kreuzfeuer der Kanonen und Flinten, wodurch alle Straßen unzugänglich wurden. In solch einem Augenblick war gewiß genaue Aufsicht, Muth, Geistesgegenwart, Orts- und Sachkenntniß höchst nöthig; diese Eigenschaften mußten sich überdies bei einem Manne vereinigen, den Alle im Haus kannten und dessen Befehlen sie zu gehorchen bereit waren. Glücklicherweise fand sich dieser Mann in der Person des ersten Verwalters im Haus. Vom Morgen des 9ten bis zum 15ten April Abends war V. Arnaud wie der Kommandant einer schwerbedrohten Festung. Er war aber noch mehr, denn er wagte sich unter dem furchtbarsten Kugelregen aus dem Haus und sorgte in diesem schwierigen Augenblick für Herbeischaffung von Lebensmitteln, die den zahlreichen Bewohnern und Flüchtigen im Hôtel-Dieu so nöthig waren. Im Innern des Hauses übernahm er den Dienst und die Verrichtungen der Hospitalbeamten, die wegen der großen Gefahr in den Straßen nicht herbeikommen konnten und Tagelang ausblieben. So wie die ersten Schüsse in der Stadt fielen, waren auch alle Wundärzte des Hauses auf ihrem Posten. Da ihre Schüler in der Stadt fürchteten, es möchten im Hospital nicht genug Hände seyn, so scheuten sie die Gefahr nicht, dahin zu eilen und sich mehrere Tage mit ihnen einzuschließen. Die außer dem Hospital wohnenden Aerzte des Hauses hatten weniger Muth, denn nur einige fanden sich auf ihrem Posten ein. Indessen war der Eifer und die Thätigkeit der andern so groß, daß kein Verwundeter oder Kranker unbesorgt blieb. Dem muthigen Widerstand Arnauds ist es zu verdanken, daß keine Partei in das Hôtel Dieu eindrang, wo es sogleich ein Schlachtfeld geworden wäre und von der Artillerie nicht hätte geschont werden können. Den größten Muth zeigten die barmherzigen Schwestern. Man sah sie mit Ruhe und sichern Gangs das Haus verlassen und ihre Schritte nach den gefährlichsten Straßen und Plätzen richten, um den Verwundeten auf der Stelle einige Hülfe zu bringen, den Sterbenden beizustehen, Nahrungsmittel herbeizuschaffen und andere Dienste zu leisten, die ganz außer ihrer Sphäre lagen; nichts hielt sie auf, nicht Barrikaden, zwischen denen sie durchschlüpften oder über die sie wegkletterten, nicht die Warnungen oder Drohungen der Kämpfenden, nicht das Pfeifen der Kugeln und die furchtbare Zerstörung der Kartätschen. Der, in dessen Dienst und Namen sie solchen Heldenmuth übten, hat sie beschüzt, denn keines dieser frommen Mädchen ist auch nur verwundet worden.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Büchertrödler und Büchterliebhaber.

Die Büchterversteigerungen werden unaufhörlich Abends in dem sogenannten Sylvestresaale neben dem Palais-Royal fortgesezt, und hier gehen gewiß eine Million Bücher jährlich durch die Hände der Auktionärs. Ein großer Verlust für diese Herrn ist der Tod des englischen Büchterliebhabers Heber gewesen, des einzigen Mannes, welcher im Stande war, den so lange von den hiesigen Büchterträdlern beweinten Boulard zu ersezen. Es war eine goldene Zeit für sie, als Boulard noch lebte und täglich in Paris umherging; denn er pflegte ihnen ganze Schichten alter Bücher abzukaufen und in sein geräumiges Haus niederlegen zu lassen. Während die armen Tröpfe von Gelehrten zuweilen eine Stunde lang handeln, um einen elenden Band zu kaufen, erhandelte Boulard eine ganze Reihe von Bänden, und leerte in kurzer Zeit einen Laden aus. Betrübt sahen sich die Trödler an, als der Tod endlich diesen Wohlthäter des Trödelhandels abholte, und erwarteten einen allgemeinen Bankerott, wenn Boulards dreißigtausend Bände starke Büchersammlung wieder auf den Büchermarkt zurückgeworfen würde, als die Vorsehung zu ihrem Troste den Engländer Heber nach Paris sandte. Noch im Grabe sey dieser Mann gesegnet, als der zweite Schüzer des Handels mit alten Büchern; er war ein Mann ganz nach dem Herzen der Trödler. In England, in Frankreich, in den Niederlanden, und ich glaube auch in Deutschland, kaufte er stets Bücher, und wenn er deren in einem Lande eine Menge beisammen hatte, so miethete er ein großes Zimmer, ließ sie insgesammt hineintragen, schloß das Gemach bedächtig zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging von dannen, um in einem andern Lande seine kosmopolitisch-literarische Laufbahn fortzusezen. In Paris erschien er, wie gesagt, zur Zeit, als die antiquarische Zunft vor Besorgniß, was aus dem Boulardschen Büchervorrathe werden würde, weder essen, noch schlafen, und am allerwenigsten Handel treiben konnte. Zu ihrer Erleichterung war dieser Büchervorrath in mehrere, nach und nach zu versteigernde Abtheilungen zerseßt und von jeder ein Katalog gedruckt worden. Der gute Heber kaufte einen ganzen Katalog voll auf einmal, verschloß, wie gewöhnlich, seine Waare in trockene, geräumige Zimmer und kümmerte sich nicht weiter darum, zur großen Freude der Trödler, welche diesmal wenigstens die Gewitterwolke, womit ihnen der Katalog gedroht hatte, vorüberziehen sahen. Doch nun ist auch Heber todt; das Schicksal führt keinen Boulard, einen zweiten Heber herbei, und diesmal werden die Zimmer aufgeschlossen und die Bücher auf den Auktionsmarkt geschüttet; aber glücklicherweise haben die Antiquare Zeit gehabt, sich der übrigen Bücher aus der Boulardschen Sammlung allmählich zu entledigen, und Hebers Tod ist ihnen kein so empfindlicher Stoß, wie es Boulards Verschwinden aus der Büchterwelt gewesen war.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Juli 1834.

Das Jahr und die Jahreszeiten mußten einer Nation geläufig werden, deren Leben und Wohlseyn von einer einzigen Naturveränderung abhing, die, jährlich wiederholt, ihnen einen ewigen Landkalender machte.

Herder.

Ueber einige wichtige Punkte aus der Geschichte der Astronomie des Alterthums.

In der am 30sten Juni d. J. gehaltenen Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften hat der Akademiker Biot eine Abhandlung vorgelesen, welche zu interessant ist und zu genau mit der in diesen Blättern schon öfters besprochenen ältesten Geschichte der Menschheit zusammenhängt, als daß wir uns nicht beeilen sollten, das Hauptsächliche davon mitzutheilen, obgleich wir vorerst keine andere Quelle haben als die mehr oder weniger unvollständigen Berichte der Pariser Journale. Wir behalten uns vor, wenn die Protokolle der Akademie selbst uns zugekommen seyn werden, darauf zurückzukommen, und die Details zu geben, welche bei Dingen der Art zum vollen Verständniß nothwendig sind.

* * *

Den großen Astronomen und Geometern des vorigen Jahrhunderts verdanken wir nicht allein die Ueberzeugung von der Alleherrschaft des Gesetzes, das die Bewegungen der Himmelskörper regiert; ihre auf die abstrakteste Analyse gegründeten Formeln sind so sehr Ausdruck der Natur, daß wir jezt mit ihrer Hülfe jede wahrnehmbare Bewegung am Himmelsgewölbe voraus und rückwärts berechnen können, und zwar in beiden Fällen für eine fast unendliche Zeit. Sie sind gleichsam neue Werkzeuge, neue Organe, mittelst deren wir uns rückwärts in die Jahrhunderte versetzen, die alten Aspekte des Himmels konstruiren, dieselben mit den Beobachtungen und Sagen der Völker vergleichen, damit den Stand ihrer positiven Kenntnisse ermitteln und so ein Element weiter zu der vergleichenden Geschichte des menschlichen Geistes gewinnen. Biot beschäftigte sich aus diesem Gesichtspunkte mit den zahlreichen astronomischen Denkmalen des Volks, bei dem sich, nach dem Zeugnisse aller alten Historiker, zuerst im Abendlande die Kultur entwickelt hat. Er fand, daß die Egypter bereits 3285 julianische Jahre vor Christus die wahre Lage der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche, des Sommersolstitiums und der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche am Himmel bestimmt, und 1505 Jahre später, im Jahr 1780 vor unserer Zeitrechnung, erkannt haben, daß jene ursprünglichen Punkte am Himmel sich im Laufe dieser Zeit beträchtlich verrückt hatten; der eine wie der andere Aspekt des Himmels findet sich auf ihren Denkmalen verzeichnet, und es kann somit kein Zweifel seyn, daß ihnen das Faktum vom Verrücken der Tag- und Nachtgleichen bekannt war.

Champollion hat dargethan, daß das egyptische Jahr von Uralters her mit Zeichen geschrieben wurde, durch welche es in drei Jahreszeiten zerfiel, welche den Phasen

entsprachen, die durch die periodischen Ueberschwemmungen des Nils für die verschiedenen Geschäfte des Landbaus wichtig waren. Ueberdieß war jedem der zwölf Monate eine Gottheit vorgesezt, und unter ihnen hat Champollion die Sinnbilder der beiden Solstitien und des Frühlingsäquinoktiums herausgefunden. Biot beweist nun, daß die Vertheilung dieser drei Embleme unter die zwölf personifizirten Monate sehr genau zu den entsprechenden Phasen des wahren Sonnenjahrs paßt, wie es in den dreißig bis vierzig Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung war. Braucht man nun aber eine solche Bezeichnung nicht für ein eigentliches Sonnenjahr, sondern für eine Reihenfolge conventioneller Perioden von gerade 365 Tagen — und so war das bürgerliche Jahr der Egypter — so müssen in Folge des Unterschieds zwischen diesen Perioden und dem Sonnenjahr, der bekanntlich 5 Stunden 48 Minuten und einige Sekunden beträgt, die nominalen Phasen und die wirklichen, die Anfangs wirklich zusammengefallen waren, immer weiter auseinanderdrücken, bis der Unterschied einem vollen bürgerlichen Jahre gleich wird, und sie nun einmal wieder zusammenfallen, um von Neuem von einander abzuweichen. Dieser Cyklus von einer Uebereinstimmung des bürgerlichen Jahrs mit dem wahren zur andern umfaßt eine Periode von 1505 julianischen Jahren. Biot berechnete nun, in welchen Jahren die Bezeichnung der Egypter mit dem wahren Jahre zusammengefallen ist, und fand die Jahre 3285, 1780 und 275 vor Christus. Nach Anleitung dieser Perioden untersuchte er eine astronomische Tafel, welche von Champollion im Rhamessium zu Theben entdeckt worden ist, und zum wenigsten 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung entworfen seyn muß, und fand nun, daß auf einer 1500 Jahre später entworfenen Tafel zwei der auf der ersten Tafel befindlichen personifizirten Monate mit zwei andern Symbolen vertauscht waren, die im Griechischen hieroglyphisch das Sternbild der Hyaden oder des Stiers bezeichnen. Er vermuthete, auf der Tafel solle irgend eine astronomische Beziehung zwischen diesem Sternbilde und den großen Perioden, wo das egyptische Jahr mit dem wahren zusammenfällt, angedeutet seyn. Er berechnete daher die Stellung des glänzendsten Sterns im Stier, des Aldebarans, in den Jahren 275, 1780 und 3285 vor Christus. Die beiden ersten Perioden boten ihm nichts Bemerkenswerthes, aber beim Jahr 3285 fand er das wahre Frühlingsäquinoktium gerade auf der Stirne des Stiers unserer jetzigen Karten, wodurch das Sommersolstitium in das Sternbild des Löwen, und das Herbstäquinoktium in den Scorpion zu stehen kommt; und besonders merkwürdig dabei ist, daß, als jenes Frühlingsäquinoktium am Westhorizont von Theben unterging, die Ekliptik just senkrecht über diesem Horizont stand. Zu seiner Verwunderung entdeckte nun Biot, daß dieser ganze Aspekt auf der genannten Tafel aus dem Rhamessium verzeichnet zu sehen ist, und zwar in einem besondern Rahmen. Auf der eigentlichen, etwa fünfzehn Jahrhunderte vor Christus verfaßten Tafel sind die Aequinoktien anders, und zwar weiter rückwärts angegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Sanct Vigilius in Trient.

(Fortsetzung.)

Die Menge der ambulanten Virtuosen, welche die Luft mit Gesang und Spiel erfüllten, war außerordentlich. Hier zwei ziemlich korpulente Schönen, welche die Harfe spielten, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Cello behandelte; weiterhin ein altes Paar, sie mit einer Guitarre, er mit einem Stäbchen im Munde, alle Sangvögel auf das Täuschendste nachahmend und Gesichter schneidend, die Niemand ohne Lachen ansehen konnte; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuosen mit dem Munde Horn und Fagott auf komische Weise nachahmten; diese Duette, jene Arien singend; Redner, Improvisatoren, Taschenspieler, Bajazzo und Marktschreier im bunten Gemische: das Ideal eines Jahrmarkts von Plundersweilern, zu welchem Goethe schwerlich die Züge in Deutschland zusammentragen konnte.

Ich mag mich nicht überreden, daß alle diese Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge besizt, aus der Ferne herbeigezogen waren. Mehrere von ihnen hatten nichts von der Abenteuerlichkeit, die solchen Nomaden schon im Aeußern anklebt. Es schienen mir alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Gesichtern und festmäßig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachstübchen herabgestiegen waren, um durch musikalisches Kratzen und heiseres Krächzen nicht sowohl ihren Mitbürgern als sich selbst ein gutes Stündchen zu machen. Unter diesen bemerkte ich einen Violinspieler, der meine besondere Aufmerksamkeit anzog. Es war ein kleines, mageres Männchen, dessen dünne Beine in grauen engen Pantalons dicht an einen Höcker stießen, der den ganzen Oberleib ausmachte. Ein langer, weiter, wahrscheinlich geborgter Frack von blauem Tuche flatterte wie ein Wimpel davon hernieder. Den Kopf trug der Mann ganz bloß, nicht nur ohne Hut, sondern auch ohne Haare; nur den Nacken zierten noch einige wenige von bedeutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt waren, wie der Roßschweif auf den Helm eines Kriegers. Die Augen waren matt und schienen einst bessere Tage gesehen haben, denn es lag ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige spielte.

Die Nase war wirklich edel, dabei dünn und spitzig, wie dies bei verhungerten Gesichtern der Fall ist; der Mund breit gezogen, doch sehr schmal, das Kinn gar nicht vorhanden. So ragte dieser Kopf nur wenig über dem Höcker empor aus einer lose geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hatte Schule, doch war sein Strich nur schwach, es schien dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber suchte er allen nur möglichen Ausdruck hinein zu legen, und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich war, ergänzten Augen und Mund. Jene drehten sich empor gen Himmel und schienen sich mit Thränen zu füllen; dieser öffnete sich, die Lippen zitterten, er wollte sprechen, er floß von innerer Seligkeit über, aber er konnte kein Wort für sein überschwängliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nahm Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine standen fest und starr, sie, die ohnedies zu schwach waren, den Mann, die Geige und sein Gefühl zu tragen; dafür aber hoben sich die Schultern und senkten sich wieder wellenförmig, und selbst der Höcker hüpfte dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebte. Meine Freunde lachten, wenn sie den armen Geiger anblickten und sagten boshaft: „sehen Sie nur, wie so ein Italiener sich verstellen kann; er thut, als spiele er mit Ausdruck, und mit welchem?“ Mir thaten diese Bemerkungen weh, denn ich fühlte mit, was der Mann fühlte. Aus der Küche stieg ein Gemisch von aromatischen Düften, man schickte sich an, das Essen aufzutragen, und uns beide hungerte. Ich hatte die Aussicht, meinen Hunger zu stillen, er hungrig zu bleiben. Sein melancholisches Spiel drang mir zu Herzen und ich gab ihm doppelt.

Als Seitenstück zu meinem Geiger kann ich drei Knaben aus dem Grödener Thale nennen, die mit einiger Aisance im eigenen Einspänner zum Feste gezogen waren. Sie waren anständig gekleidet, in grau und grün, den Hut mit dem Gemsbart und Blumen geziert. Es war Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinspieler mochte zehn Jahre alt seyn; man nannte ihn überall „den kleinen Mozart.“ Ein hübscher Junge mit pechschwarzen Augen und einem trotzigen Gesicht, der, ächt deutsch, kaum den Hut rückte, wenn er Geld erhielt. Er stemmte die Violine an die Brust und spielte mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier, bald dorthin drehte, und mehr an dem Theil nahm, was um ihn vorging, als an seinem Spiel. Dies selbst war jedoch überraschend gut; er griff sehr rein und sein Strich war fest, dabei trug er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, sein hübsches Aussehen und seine Fertigkeit, so wie auch die Straußischen Walzer, welche dieses Kleeblatt zum Besten gab, hatten es zum Lieblinge des Publikums erhoben, und sie nahmen dreifach ein, wo mein armer melancholischer Violinspieler mit dem Höcker froh seyn mußte, das Einfache zu erhalten. Und doch war mehr vom Künstler in ihm, als in dem kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hatte uns die Anwesenheit eines berühmten Arztes gemeldet, und wir machten förmlich Jagd auf ihn, da wir hörten, daß er zu Pferde die Stadt durchstreiche und auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheile, sondern auch Operationen vornehme.

Welch eine Freude für mich, einen solchen Mann zu sehen, einen Quacksalber! Wo in Deutschland darf sich ein solcher noch in seiner alten Glorie sehen lassen? Alle diese freundlichen, belustigenden Gestalten sind nach und nach aus unserm Lebensdrama verschwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich schleichender Quacksalber, wie es deren überall in Deutschland gibt, ohne Tressenrock und Hanswurst, ist ein Mörder; der öffentliche, der sich als solcher verkündet, der Theriac und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und schröpft, ist ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern spekulirt. Eine schreiende Menschenmenge und der quäkende Ton einer schlechten Klarinette gaben uns bald zu erkennen, daß wir unsern Mann gefunden hatten. Er machte sich nur mit Mühe auf seinem Pferde Platz, schwenkte es jedoch so geschickt hin und her, daß bald ein weiter Kreis um ihn gebildet war und er nun mit lächelnder Miene seine Klarinette in den Mund steckte, um noch mehr Zuhörer herbeizulocken. Nach einem kurzen marschartigen Stücke hob er sich im Sattel und begann mit volltönender Stimme seine Anrede. Er nannte uns Alle: „meine Brüder!“ Sein Vortrag war anfänglich ruhig, dann kam er in Feuer, schimpfte auf alle Fakultäten, lachte über die Aerzte in Verona und Wien und sagte: „Ihr mögt euch getrost, meine Brüder, an diese wenden, Abhülfe eurer Leiden werdet ihr nur bei mir finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiederfinden. *)

Wie der Wandrer in der Wüste,
Der des Durstes Qual empfunden,
An die frische Quelle sinkt,
Und sich neues Leben trinkt;
Wie der Schiffer nach der Küste,
Die im Sturm ihm war entschwunden,
Und nun wieder rettend winkt,
Mit zerriss'nen Segeln hinkt;

*) S. die Note zu pag. 677.

So, nach langer Liebentbehrung,
Sinkt mein Herz beim Wiederfinden
An das neuerfaßte Bild,
Wo ihm frische Wonne quillt;
Und der Freude Wiederkehrung
Hauchet mich mit sanften Winden,
Säuselnd linde, lächelnd mild,
In das neue Lustgefild.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

Die Anwesenheit des Königs.

Unserer hübschen Stadt fehlt es, wie ich Ihnen schon mehrmals bemerkt habe, nie an Heiterkeit und geselliger Aufregung. Im Winter sorgen wir selbst dafür, im Sommer tragen auch die vielen Fremden und Reisenden bei, die von Aix her und sonst bei uns einsprechen. Dieser Monat war besonders lebhaft durch die Ankunft und den Aufenthalt des Königs Karl Albert. Er kam am 5ten Juni Nachmittags mit der Königin an. Man muß den Einwohnern lassen, daß sie Alles thaten, um bei diesem Empfang Eifer, Freude und Zufriedenheit an den Tag zu legen. Er schien wirklich ein Nationalfest. Tausende blauer Fahnen, bunter Tücher und Teppiche hingen aus allen Fenstern, von allen Balkons, frische grüne Guirlanden reichten von einem Haus, von einem Dach zum andern über die Straßen. Ueberall Inschriften, Devisen, Emblème und Transparente, oft fehlerhaft, schlecht stylisirt, aber gut gemeint, denn Jeder wollte auf seine eigene Weise reden und sich vernehmen lassen. Von den zwei schönen Triumphbogen stand einer auf dem Platz St. Léger, der andere beim Anfang der Vorstadt Montmeillon. Am 3ten waren die Bäume unserer hübschen Boulevards und alle Häuser der Stadt erleuchtet. Schon der Tag vor seiner Ankunft war durch das fröhliche Treiben der Menge in den Straßen eine Art von Fest voll Bewegung. Auch die Stimmung der Einwohner beim Empfang des Königs war sehr günstig. Um zwei Uhr zog die Menge ruhig auf die Straße von Montmeillen, nach einer Stunde kehrte sie mit dem König zurück, hinter und um seinen Wagen her, rief, jubelte, sang, tanzte und schrie, daß die Berge widertönten. Es war gewiß nicht kommandirte Fröhlichkeit, denn dazu war sie zu ungeordnet. Wir haben nur fünfzehntausend Einwohner, es wogten aber gewiß zwanzigtausend in den Straßen, ungerechnet die vielen weiblichen Köpfe an den Fenstern. Sehr viele Landleute aus der Umgegend waren herbeigekommen, und wiewohl die Savoyer gar Manches zu wünschen haben, so glaubte man ihnen doch die Freude anzusehen, nicht wie das benachbarte Lyon vom Bürgerkrieg zerrissen zu werden. Vom Montcenis bis hieher fuhr der König zwischen zwei dichten Reihen jubelnder Einwohner. Gleich nach seiner Ankunft, noch mit Staub bedeckt, empfing er mehrere hiesige Einwohner sehr freundlich. Abends ging der König, nur von zwei Adjudanten begleitet, langsam durch die Straßen; nun wurde das Gedränge und das Schreien noch ärger, und oft mußte er mit seinen Offizieren stehen bleiben und warten, bis man ihm Platz machte. Es war recht anmuthig, diese bunte Mischung ganz ungleichartiger Menschen zu sehen: Bauern, Arbeiter, Landmädchen in ihren Provinzialkostümen, elegante Stadtdamen, gemeine Soldaten, Pfarrer, Studenten, ganze Erziehungsanstalten aus dem nahen Genf. Alles drängte sich lebhaft, aber friedlich unter einander. Nirgends fiel die geringste Unordnung vor, nicht einmal ein unpassendes Wort, und doch hatte die Polizei nicht zwanzig Mann auf den Beinen. Die Fremden konnten darüber ihr Erstaunen nicht bergen, denn sie hatten überall in den Nachbarländern gehört, es gehe hier mit der Polizei fürchterlich her. Der Königin waren am Morgen bei ihrer Einfahrt in die Stadt Blumen von zwölf jungen Mädchen überreicht worden; am folgenden Tag schickte sie dieselben nach der Kathedrale, um sie dort mit einem bedeutenden Geschenk für die Armen auf dem Hochaltar niederzulegen. Diese Gaben der Unschuld konnten keine passendere Stelle finden.

(Der Beschluß folgt.)

St. Petersburg, Juni.

Die neue Sternwarte. Der Araktschejewsche Preis.

Ueber die auf Befehl des Kaisers hier zu erbauende Sternwarte kann ich Ihnen jetzt einige genauere Nachrichten mittheilen. Sie ist bestimmt, alles Aehnliche in Großartigkeit der Anlage weit hinter sich zu lassen. Die Sternwarte selbst soll aus drei Thürmen bestehen mit beweglichen Kuppeln für Instrumente, welche sich nach der scheinbaren Bewegung des Himmels drehen. Zwei dieser Thürme werden Instrumente wie der Königsberger Heliometer und der Dorpater Refractor erhalten; in den mittlern Thurm aber soll ein Instrument kommen, welches alle andern an Größe übertrifft. Unter den Thürmen werden die Meridian- und die transportabeln Instrumente aufgestellt. Mit der eigentlichen Sternwarte werden durch zwei Corridore ansehnliche Wohnungen für fünf Astronomen verbunden, so daß dadurch ein zusammenhängendes Gebäude entsteht, welches 85 Faden (Klafter) in der Länge hat. Kleinere Nebengebäude zu verschiedenen Zwecken werden die ganze Anlage noch vergrößern, für welche eine Anhöhe anderthalb Meilen von St. Petersburg bestimmt ist.

Der verstorbene Graf Araktschejew, der Stifter der Militärkolonien in Rußland seit dem Jahre 1817, hat in seinem Testamente ein Kapital von 50.000 Rubel Banko ausgesetzt, als Preis für denjenigen russischen Schriftsteller, welcher nach Verlauf von 100 Jahren seit dem Tode Kaiser Alexanders I., d. h. bis zum Jahre 1925, die beste, vollständigste und authentischste Geschichte dieses Kaisers in russischer Sprache verfaßt. Die oberste wissenschaftliche Behörde in Rußland beurtheilt den Werth der Bewerbungsschriften. Nach 82 Jahren wird die Akademie der Wissenschaften öffentlich bekannt machen, daß die Zeit der Bewerbung heranrückt, und im Jahr 1925 erfolgt die Zuerkennung des Preises. Der Verfasser des gekrönten Werks erhält $^3/_4$ des alsdann vorhandenen Kapitals, $^1/_4$ bleibt zur Disposition der Akademie der Wissenschaften und wird zum Druck des Werks verwendet, von welchem 10.000 Exemplare zu niedrigem Preis verkauft werden sollen. Für den Erlös werden Uebersetzungen des Werks veranstaltet. Das ausgesetzte Kapital wird zu 4 pCt. Zinsen angelegt, und wird sich im Jahr 1925 auf 1,918.960 Rubel vermehrt haben, so daß der gekrönte Verfasser 1,459.220 Rubel Banko erhält. Einen höhern Preis hat wohl nie ein Schriftsteller gewonnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Juli 1834.

Willst du das Volk belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Goethe.

Sanct Vigilius von Trient.

(Fortsetzung.)

Jezt zog unser Arzt einen großen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Instrumente sichtbar waren, und hing ihn an seinen Sattelknopf. Ich bemerkte Zangen, Hämmer und Sägen, wie sie ein Grobschmied zu verfertigen im Stande ist, dann einige Messer von unterschiedlicher Länge. Er betrachtete diese Dinge ohne Schauder, und bewußt seiner Kraft und Geschicklichkeit, womit er sie zu handhaben verstand, rief er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das Schnellste abzuhelfen. Es drängten sich zwar einige hinzu, um das Arsenal des Doktors in Augenschein zu nehmen, aber Niemand schien Lust zu haben, sich einer Probe zu unterziehen. Er aber fuhr ohne Pause in seiner Rede fort. Was jezt an die Reihe kam, war eine Menge Bruchbänder, die er der Menge hinhielt. Er erging sich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärte mit reicher Suade die verschiedenen Arten der Brüche und die Zweckmäßigkeit seiner Bänder. Er versicherte, selbst zwei ausgezeichnete Brüche zu besitzen, und zeigte augenscheinlich an seinem eigenen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach diesem erbaulichen und belehrenden Vortrage kamen die Klystierspritzen an die Reihe. Er zog deren von verschiedenem Kaliber hervor, zeigte ihren Struktur und erklärte ihren Nutzen. Das Getümmel hatte jezt dergestalt zugenommen und die Hitze wurde auf dem Platze so drückend, daß wir uns fortmachten, ohne das Ende des Vortrags abzuwarten. Da die Operationen des Zahnausziehens nun unmittelbar folgten, so war es ohnehin die höchste Zeit für uns. Der belustigende Theil war vorüber.

Wir wandten uns nun dem Dome zu, wo eben die Predigt gehalten wurde. Gleichwie der Feuerwerker, die Operngesellschaft und mehreres Andere noch, so war auch der Prediger verschrieben worden. Man wollte an diesem Tage das Ausgezeichnetste vereinigen. War es, daß das Bild des Quacksalbers und der Ton seiner Rede noch zu lebendig in mir war, oder daß mein Geist nicht im Stande war, sich dem feierlichen Ernste zuzuwenden, genug, ich konnte nicht aufhören, den Prediger mit dem Quacksalber zu vergleichen und eine große Aehnlichkeit zwischen beiden zu finden. Der Prediger nannte uns Brüder wie Jener, es war derselbe Ton der Stimme, dieselbe Art zu deklamiren. Auch er lachte laut und bitter über die Thorheit der Welt. Dann erhob ihn sein Feuer immer mehr und mehr; er begann zu zittern, zu wimmern, und endlich weinte er so stark, daß Alles mitweinte. Dies war der Kulminationspunkt; die Predigt war aus.

Die Kirche leerte sich, und man ging, um draußen festen Standpunkt zu gewinnen und die Prozession mit anzusehen. Die üblichen Fahnen eröffneten diese. Sie marschirten in langen Zwischenräumen, doch rangirten sich nicht, wie in Deutschland, fromme Beter ein. Die Zwischenräume blieben leer, und Alles zog vor, die Prozession anzusehen, statt an ihr Theil zu nehmen. Die Kapuziner in langer Reihe folgten, ihr mit den herrlichsten Blumen reich geschmücktes Kreuz tragend. Dann kamen die Franziskaner mit ihrer Fahne in noch größerer Anzahl. Ich habe nie so viele Mönche dieses Ordens beisammen gesehen; sie hatten ein trauriges Aussehen. Der Zug hielt, und ich konnte ihre Köpfe genauer betrachten. An einigen zeigte sich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entsagung. Ein alter, langer, hagerer Mönch zog aus seinem Ermel eine kleine beinerne Schnupftabaksdose und schnupfte mit großem Appetite. Ich mußte an Yorik's Franziskaner denken. — Jezt erschien der lange Zug theologischer Studenten, abermals ein Studium für den Physiognomiker. Ich versuchte zu errathen, wer von seinen Angehörigen gezwungen diesen Stand ergriffen hatte, und wer es aus eigenem Antriebe gethan; wer einst zu hohen geistlichen Ehren steigen würde, wer seinen ganzen Ehrgeiz darein sezte, einst eine fette Pfründe zu erschnappen, und wer nur in der Frömmigkeit das ganze Heil seiner Zukunft suchte. Das lezte war am allerschwersten zu ermitteln. Ich bemerkte einen jungen Menschen mit einem feinen bleichen Gesichte, die Augen zu Boden geschlagen, und ein Buch, das er in der Hand hielt, an die Lippen gedrückt. Dies war ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit von allem Weltlichen, und eben dieser konnte die stolzesten Plane für seine Zukunft im Busen bergen. Nirgend wie hier führt Demuth und Unterwürfigkeit zum sichern Ziele, und deßhalb ist Heuchelei und Verstellung nirgend häufiger wie hier anzutreffen. Nun folgten die Pfarrer und das Domkapitel; Alle trugen kostbare Gefäße, worin Reliquien des heiligen Vigilius waren. Man machte mich auf einen Schrein von Glas aufmerksam, worin die Zunge des heiligen Mannes sichtbar war, die einst so feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Ich fand sie übermäßig groß und dick, und selbst für einen solchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wurde der silberne Sarg, mit der goldenen Insul und dem Stabe darauf, unter einem Baldachin getragen; der Fürstbischof, die Hand des Heiligen in der seinigen, folgte. Da bereits alle einzelnen Stücke in besondern Gefäßen vorübergetragen worden waren, so bleibt es immer räthselhaft, was der große Sarg von den Gebeinen des Märtyrers noch umschließen mag. Die Domherren hatten sehr schwer daran zu tragen und schwizten gewaltig. So wie die Zunge, war die Hand von übermäßigen Dimensionen; doch man wird nicht mehr darüber erstaunen, wenn man weiß, daß diese Hand es war, welche die Felsen auseinanderschob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es keinen Ausgang mehr gab. Jezt noch bedienen sich alle jene, welche Stenico besuchen wollen, dieses von Vigilius gemachten Felsenpasses, und auch auf diese Weise wurde er daher ein Wohlthäter dieser Gegend, und Trients insbesondere, das von dort seine besten Lebensmittel bezieht.

Der Fürstbischof ist ein hoher Mann von großer äußerer Würde. Das Ansehen, wozu ihn sein Rang erhebt, wird noch durch seinen Wandel um Vieles erhöht. Er besizt durchaus kein Eigenthum, weil er sein ganzes Einkommen verschenkt und sich selbst oft die Bedürfnisse der Bequemlichkeit entzieht, um seinem Hange zur Wohlthätigkeit zu genügen. Dabei kennt man ihn als einen der erleuchtetsten und gelehrtesten Geistlichen. Die Würde seines äußern Benehmens zeigte sich bei dem Hochamte im schönsten Lichte, obgleich das unendliche Ceremoniell und der unaufhörliche Wechsel der Kleidung bei der großen Hize die Kräfte des Mannes ganz aufgelöst zu haben schienen, was sich jedoch nur dann kund gab, wenn er während der Musik auf seinem Thronsitze Platz genommen hatte.

Nachdem das Hochamt geendet war, durchzog man die Straßen, und dieser Moment war einer von denen, wo Trient einer großen Stadt am ähnlichsten war. Die Damen hatten größtentheils sehr elegante Toiletten gemacht; die meisten waren ballmäßig in Flor gekleidet und die Herren hatten einen Anstrich von Ungezwungenheit, den man in Provinzialstädten selten findet. Hier wurden die schönen Roveredanerinnen wieder sichtbar und einstimmig als die schönsten Damen des Festes proklamirt. Dies machte einen jungen Maler aus Roveredo so kühn, zu behaupten, daß die Trientinerinnen keinen Vergleich mit den dortigen Schönen aushalten könnten, und wenn dieses auch einigen Widerspruch fand, so wurde doch allgemein Roveredo als der Siz sehr schöner Weiber anerkannt. Ich eile, dieses der Welt bekannt zu machen. Ist es nicht ungerecht, so viele Jahre von Roveredo's Vorzügen in der Seidenzucht gesprochen zu haben, ohne dieser überwiegenden Vorzüge zu erwähnen? Schöne Weiber und Seidenwürmer! was ist interessanter? Wer zieht nicht eine liebliche Filanda von Intriguen allen andern Filanden der Fabrikanten vor? wohlverstanden, wenn er nicht selbst zu den Leztern gehört und bereits ein gewisses Alter erreicht hat. — Das Diner wurde von Klängen umrauscht, die ewig wechselten und nur manchmal zu den unangenehmen zu zählen waren. Alle virtuosi ambulanti, deren ich früher schon Erwähnung that, und

viele Andere noch ließen sich hören. Frische Ankömmlinge warteten stets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber einige wichtige Punkte aus der Geschichte der Astronomie des Alterthums.

(Beschluß.)

Hat man die Bedeutung dieses in besondern Rahmen auf der Tafel verzeichneten astronomischen Aspekts aufgefaßt, so muß einem sogleich die Identität desselben mit den asiatischen Mithrasbildern auffallen. Auf diesen Monumenten wirft Mithra, der Sonnengott, einen Stier gegen den westlichen Horizont nieder, während der Scorpion unter dem östlichen Horizont heraufkommt. Ueber die astronomische Bedeutung dieser Bilder kann kein Zweifel obwalten, denn Ost und West sind fast immer durch unzweideutige Symbole angedeutet, meistens durch zwei Figuren, deren eine die Fackel erhebt, während sie die andere senkt. Woher stammt nun aber diese Allegorie? Ist sie von den Chaldäern den Egyptern überliefert worden? Die auf uns gekommenen Mithrasbilder geben hierüber keinen Aufschluß, weil sie sämmtlich Werke der Römer sind. Sind die 1900 Jahre umfassenden astronomischen Beobachtungen, worüber Kallisthenes an Aristoteles berichtete, ächt, so reichen sie so nahe zu der Zeit hinauf, wo das egyptische Jahr zum erstenmal mit dem wahren zusammenfiel, nämlich zum Jahr 3285, daß es zweifelhaft bleibt, ob die Beobachtung der Konstellationen zur Zeit jenes Zusammentreffens ursprünglich dem einen oder dem andern Volke angehört. Soviel ist aber gewiß, daß sie wirklich beobachtet worden sind; dies ergibt sich unwidersprechlich eben aus der Genauigkeit, womit sie zu der Bezeichnung auf den egyptischen Monumenten passen. Ist diese Bezeichnung auch erst nach der Beobachtung selbst vorgenommen worden, so bleibt sie immer noch alt genug, weil sie auf Denkmalen steht, deren Alter wenigstens vierzig Jahrhunderte hinaufreicht, wie aus der daneben befindlichen Reihe von Kartuschen mit Königsnamen hervorgeht.

Hindostan, das in seiner uralten Kultur, in seinen Monumenten, Gesetzen und Ueberlieferungen oft die auffallendste Aehnlichkeit mit Persien, Babylon und Egypten zeigt, läßt Biot in seiner Untersuchung bei Seite liegen, und beschäftigt sich dafür mit der Frage, ob sich nicht Spuren ähnlicher Uebereinstimmung zwischen Egyptern und Chinesen auffinden lassen. Wir verdanken den Missionären, die seit zweihundert Jahren Mittel gefunden haben, in China einzudringen, schätzenswerthe, wenn auch unvollständige Nachweisungen über die Astronomie der Chinesen. Man weiß, daß der Ursprung dieses Volkes, das 2 bis 500 Millionen Köpfe zählt, über 4000 Jahre hinaufreicht; man weiß, daß sie für diesen ganzen Zeitraum regelmäßige, fortlaufende, nach periodischen Tages- und Jahrescyklen eingetheilte Geschichtbücher haben, wodurch die Chronologie ganz hinauf festgestellt wird; man weiß, daß sie von jeher den Himmelsbegebenheiten große Aufmerksamkeit geschenkt haben, aber bei alle dem in der Astronomie wahre Kinder geblieben sind, so sehr, daß sie nicht einmal die jährliche Wiederkehr der durch die Gesetze vorgeschriebenen gottesdienstlichen Gebräuche sicher berechnen können. Diese Beschränktheit ihres astronomischen Wissens rührt vor Allem daher, daß es in China Brauch war und blieb, die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten in gerader Ascension auf den Aequator zu beziehen, und nicht auf die Ekliptik, wie die Egypter und nach ihnen die Griechen gethan. Da der Aequator seine Stellung gegen den Himmel beständig ändert, so werden bei dieser Art der Betrachtung die eigenthümlichen Bewegungen der Himmelskörper noch viel verworrener. Ueberdieß ist der chinesische Thierkreis in gerader Ascension verzeichnet und die Stundenkreise sind in 28 Sternbilder mit ungleichen Zwischenräumen getheilt.

Im ältesten chinesischen Buche, dem Chou-king, finden sich die Solstitien und Aequinoktien angegeben, und zwar zur Zeit des Kaisers Yao, dessen Regierung i. J. 2357 vor unserer Zeitrechnung begann. Biot construirte demnach durch den Calcul Yao's Firmament, berechnete die Lage des Aequators und der Ekliptik und die entsprechenden Solstitien und Aequinoktien, und fand leztere wirklich in den Sternbildern, wohin der Chou-king sie versezt. Die ältesten Beobachtungen der Chinesen fallen demnach 900 Jahre nach der Angabe der Solstitien und Aequinoktien auf den Monumenten der Egypter. — Die Weise, wie die Chinesen ihren Himmel eintheilen, und die Namen und Bedeutungen ihrer Sternbilder haben mit dem astronomischen System der Egypter lediglich nichts gemein; und doch liegt die Zeit, in welche die ältesten Beobachtungen der Chinesen fallen, der oft erwähnten egyptischen Epoche, hinsichtlich des Vorrückens der Aequinoktien, so nahe, daß dieselben Symbole, dieselben Allegorien immer noch ganz gut für beide Zeitpunkte gepaßt hätten; denn im Jahr 2357, dem Jahr der chinesischen Beobachtung, stand das Frühlingsäquinoktium in den Plejaden, welche sammt den Hyaden im Bilde des Stiers begriffen waren, wie man ihn auf den egyptischen Monumenten sieht; das Sommersolstitium fiel gleichfalls in den Löwen, und das Herbstäquinoktium in die lezten westlichen Sterne des Scorpions. In den Schriften der Chinesen findet man aber rein nichts, das

mit diesen Symbolen verwandt wäre. Nichts weist somit darauf hin, daß von einem dieser Völker in dieser Beziehung Ueberlieferungen auf das andere übergegangen wären. Wenn man zwischen beiden Völkern sonstige Analogien entdeckt, wie die Anbetung des Himmels, die Verehrung der Vorfahren, die Vergleichung der Könige mit der Sonne, den Gebrauch figurativer Zeichen in der ältesten Schrift, so ist in die Augen springend, daß sie auf alle diese Bräuche, als auf rein menschliche, unabhängig von einander kamen; jedenfalls aber ist so viel gewiß, daß, wenn sie ja ihre Kenntnisse demselben Menschenstamm verdanken oder aus einem gemeinschaftlichen Vaterlande mitgebracht haben, diese ihre Berührung vor dem astronomischen Phänomen, womit die Bezeichnung der Egypter beginnt, das heißt vor dem Jahr 3285, wieder aufgehört hat.

Diese Resultate werden besonders auch dadurch sehr interessant, weil sie wieder darauf hinweisen, welch scharfe und tiefe Grenze gezogen ist zwischen den Völkerstämmen, deren historische Richtung im Kontinente der alten Welt westwärts geht, und denjenigen, welche ostwärts gegen den großen Ocean gerichtet sind, zwischen der kaukasischen und der mongolischen Race. Es sind dies zwei gesonderte Krystallisationspunkte der Menschheit, und wenn sie ja weiter rückwärts, als die Traditionen der Völker reichen, eine Einheit, eine gemeinschaftliche Wurzel haben, so verbirgt sie sich wohl in der Bildung der Erde selbst und wird von uns schwerlich je ergraben werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

(Beschluß.)

Die Anwesenheit des Königs.

Am 4ten Abends wurde durch Feuerwerkerei die Einnahme des Trocadero dargestellt, ein Kriegsstück, auf das bekanntlich der König sehr viel hält, da es bisher das einzige in seinem Leben ist. Auf dem schönen Hügel jenseits des Schlosses war ein mit starken Thürmen flankirtes Fort erbaut worden. Um neun Uhr Abends wurde es auf drei Seiten von ungefähr zweitausend Mann angegriffen, die mit sauter Sternen und Leuchtkugeln feuerten. Die Kanonen des Forts antworteten eifrig; Congrevesche Raketen wurden gewechselt, und die Nacht war durch die Tausende fallender Sterne und Leuchtkugeln ganz erleuchtet, was eine herrliche Wirkung machte. Die Aktion wurde immer hitziger, immer mehr und dichter kreuzten sich die Feuer, bis endlich nach dreiviertelstündigem Kampf der Prinz Carignan auf dem Wall des Forts in dem Augenblick erschien, wo einer der Thürme in die Luft sprang und dabei eine große Feuergarbe, das sogenannte bouquet du feu d'artifice, aufgehen ließ. Das Ganze war lediglich eine Galanterie der hiesigen Garnison.

Am 5ten früh ließ der König zwei Brigaden Infanterie auf dem Marsfelde manövriren. Während seines ganzen Aufenthalts empfing er täglich Leute aus allen Ständen bei sich, die ihn sprechen wollten; Niemand ward zurückgewiesen und Jedermann war mit dem König allein. Er ging sehr gründlich auf Alles ein, fragte nach allen Umständen, notirte sich Vieles und zeigte in Allem eine ungemeine Sachkenntniß. Dies fanden auch alle Regierungs- und Verwaltungsbeamten, mit denen er sich über ihren Geschäftskreis unterhielt und Fragen an sie that, die von eben so viel Sachkenntniß als Geistesgegenwart zeugen. Mit Allen war der König freundlich und wohlwollend, und ging ohne Widerwillen in alle Einzelnheiten ihres Vortrags ein. Gewiß ist er einer der arbeitsamsten Männer seines Königreichs, denn sein Tagewerk beginnt schon um neun Uhr und endigt nur gegen Mitternacht. Davon sind den eigentlichen Geschäften mehr als zehn Stunden gewidmet. Von Staatsministern war diesmal nur der Graf de Latour, Minister des Auswärtigen, beim König. Mit ihm arbeitet er oft, desgleichen mit dem sardinischen Minister in der Schweiz, den die französischen Radikal-Journale von seinem Posten abrufen und in Ungnade fallen ließen, der aber von seinem König sehr wohlwollend aufgenommen wurde und schon lange auf seinen Posten zurückgekehrt ist. Eine interessante Episode war auch die Ankunft der schweizerischen Betomplimentirungs-Deputation, bestehend aus den Staatsräthen Laharpe aus Lausanne und Rigaud aus Genf. In der Schweiz, die seit einem Jahre einen politischen Mißgriff auf den andern gehäuft hatte, war diese Sendung, besonders bei den sie bedrohenden Umständen, die erste kluge Maßregel, in die passendsten Hände gelegt und von diesen beiden Männern auch trefflich ausgeführt. In Rigauds Haus hatte der jetzige König in seiner Jugend als Prinz Carignan, bei seinem längern Aufenthalt in Genf, viel Wohlwollen und gastliche Aufnahme gefunden. Dessen erinnerte er sich jetzt auf anmuthige Weise, machte Rigaud Vorwürfe, daß er ihn noch nicht in Turin besucht habe, und lud ihn ein, das Versäumte mit Frau und Kind nachzuholen, dann aber nirgends anders einzukehren, als bei ihm, in dem Haus des Freundes. Aehnliche Züge erzählt man sich mehrere.

Auflösung des Räthsels in Nr. 168:

Die Ader ist Ast oder Zweig des Herzens, welches der Stamm ist.

Logogriph.

In des Sommers heißer Mittagsschwüle,
Wann die Glieder schlaff und träg ermatten,
Flieh' ich in des Ganzen dunkeln Schatten,
Labe mich an seiner frischen Kühle.

Als entfernt vom wirren Stadtgewühle,
Abends, wann sich Licht und Dunkel gatten,
Wir uns traulich dort gefunden hatten.
O, wer schildert jener Lust Gefühle!

Nimmst dem Ganzen du das letzte Zeichen,
Wird es mich im Ganzen süß umflüstern,
Ihm nur dankt es sein beschirmend Düstern.

Wirst du noch ein Zeichen an ihm streichen,
Ist's der West, der sanft das Letzte regt,
Mich im Ganzen still zu ruhn bewegt.

Mic. Müller.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Juli 1834.

Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond, an deinem Licht,
Die sie in Feenträumen
Um unsre Schläfe flicht.

Matthisson.

Bilder der Nacht.

1.

Der Himmel ist ein blauer See,
Wenn alle Sternlein flimmen,
Wogend in uferloser Höh',
Drin goldne Fischlein schwimmen.

2.

Viel tausend Augen hat die Nacht,
Schaut sorglich stille nieder;
Sie hat sie Alle in guter Acht,
Die geschloßenen Augenlieder.

3.

Fürstlich aufgeputzt stolziren
Deine Rosse, Königin Nacht!
Goldnes Funkeln muß sie zieren,
Sanft erglänzt der Perlen Pracht;
Und das eine athmet leise,
Und das andre schnaubet wild;
Itzo dröhnt des Sturmes Weise,
Itzo haucht es fromm und mild.

4.

Der Himmel ist ein Blumenfeld,
Das ewig in Rosen sprühet,
Die große, sanfte Lilie
Inmitten, die Fürstin, glühet.

5.

Die Nacht ist Königin, wie ihr wißt,
Und trägt den Wittwenschleier:
Ihr Mann, der Mond, begraben ist,
Jezt kommen die Sterne, die Freier.

Und als er plötzlich wieder erwacht,
Ganz wider all' Verhoffen,
Das hat sie schreckensbleich gemacht,
Wären gern davongeloffen.

Die Liebe hat's ihnen angethan,
Darum verzieh er ihnen:
Der Königin mußten sie fortan
Als funkelnde Pagen dienen.

6.

Der Nachtgeist wandelt durch die Lüfte
Im langen schwarzen Wolkenkleid,
Es neigt sich Wald und Berg und Klüfte,
Die Schlummerhäupter eng gereiht.

Zusammen sinkt das Thal in Schweigen,
Der Bach spricht leis in sich hinein,
Hoch oben zieh'n verhüllte Reigen
Wie Nonnenchör im Todtenhain.

Den Athem hält, was lebt und hauchet,
In tief Vergessen, stumme Ruh
Ist Höh' und Tiefe eingetauchet,
Die Augen wie für immer zu.

Da schießen rothe Blitzesflammen
Hervor aus glutzerrißnem Port:
Es fährt die Welt im Traum zusammen,
Doch schläft sie ruhig weiter fort.

7.

Man steigt ja wohl in der Erde Schacht,
Zu heben güldene Schätze,
Man taucht hinab nach des Meeres Pracht,
Zu seh'n, was das Auge ergötze.
Ich bot, was ich, o heilige Nacht,
Von deinen Perlen zu Tage gebracht.

Ludwig Seeger.

Sanct Vigilius in Trient.

(Beschluß.)

Der Nachmittag wurde auf dem Schießplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zugebracht, wo sich die Bauern belustigten. Ueberall gab es Lärm vollauf, aber der Lärm, den die Seiltänzergesellschaft machte, um Leute anzulocken, verdient besonderer Erwähnung. Ich glaubte, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern hatten sich auf ein Gerüst über dem Eingange hingestellt, wo sie Trommeln, Becken, Pauken schlugen. Der Mann, der mit Diesem und Jenem sprach und ab- und zuging, blies nur dann und wann ein Stück eines Marsches auf der Klarinette dazwischen, die Familie aber hörte nicht auf zu schlagen, es mochte die Klarinette die Melodie dazu liefern oder nicht. Der Eifer und die Kraftanstrengung, so wie die Ausdauer waren dabei eben so komisch als bewundernswerth. Die Gärten um Trient zeigten sich nicht im besondern Glanze. Ungeachtet des Festes, wurde mitten unter den Gästen Heu eingebracht. Diese tranken größtentheils Bier, weil es seltener und theurer als der Wein, mithin festlicher ist; es war jedoch sauer und fast ungenießbar. Hin und wieder wurde ein Monserino versucht, der hier nationell ist; der großen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdeß war auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das große Brettergerüste, das schon seit mehreren Tagen aufgebaut war, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze stellte einen Tempel vor; in dessen Mitte war der Sarg, oben die segnende Gestalt des Heiligen sichtbar. Alles war mit Raketen schön besetzt und verbrämt, und die schaulustige Menge umgab diese Feuerwerkdekoration, wie Kinder den Weihnachttisch, jubelnd und schreiend. Nach neun Uhr sprüheten die ersten Schwärmer in den schwarzen Gewitterhimmel, der sich über Trient ausspannte. Der Domplatz und die Strada larga wimmelten von Menschen; alle Fenster und Balkone waren mit geputzten Damen gefüllt, ebenso die aufgeschlagenen Gerüste. Jedes Stück des Feuerwerks wurde mit lautem Beifall begrüßt, der die Pausen ausfüllte und immer rauschender wurde. Man sah nacheinander den Adler von Tyrol, den Namenszug des Kaisers und zuletzt den großen Tempel in Brillantfeuer. Das Feuerwerk war geschickt gearbeitet und gut aufgestellt, so daß es ein Jeder sehen konnte. Für den Preis von tausend Gulden wird man an keinem andern Orte etwas Bedeutenderes zu Stande bringen können. Jemand behauptete mit großem Ernste, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, haben nun fortwährend als Buße die Kosten des Feuerwerks zu bestreiten. Wahr ist es, daß hiezu ein eigener Fond existirt, wozu die Stadt immer noch etwas beisteuert.

Nach Eilf begab man sich in die Oper. Es wurde l'Elisir d'Amore von Donizetti gegeben; eine gefällige, heitere Musik, die zum Theil schon Volksmelodien geliefert hat. Besonders ist dies mit einer venetianischen Barcarole der Fall, die man überall hört und die freilich schon früher, wenn gleich in einer andern Stadt, Volkseigenthum gewesen. Donizetti hatte sie mit ihrem ursprünglichen Texte seiner Oper einverleibt. An diesem Abende zeigte sich die Gesellschaft in vortheilhafterem Lichte. Der Soccus stand ihr besser an, als der Cothurn. Die Scene, worin ein Quacksalber auf seinem Wagen erscheint und dem Volke seine Arcana verkauft, ist sehr gut komponirt und erhielt großen Beifall. Nach dem ersten Akte strömte Alles hinaus, um vor dem Kaffeehause sich zu erfrischen, denn die Hitze war jetzt noch erstickend.

In dem Momente gewährte Trient, nach meiner Meinung, für einen weithergereisten Nordländer den überraschendsten Anblick. Ein guter Freund aus München, der nach Rom wollte und den ich zufällig traf, war ganz außer sich vor Freuden. „Das ist nur der Vorhof von Italien," sagte er, „und schon so schön und herrlich!" Ich mochte ihn aus seinem Wahne nicht reißen, aber freilich habe ich Trient auch schon anders erblickt; es wird dort nicht alle Tage ein St. Vigiliusfest gefeiert.

Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgestorben war Alles! Die Sitze vor dem Kaffehause alle

leer, die Wagenburgen vor den Hotels alle fort; wo sind die gepuzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Musiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Dekoration hatte sich in einer Nacht verändert. Der heitere Himmel sah bleichgrau hernieder und regnete langsam, und das abgebrannte Feuerwerk zeigte eine zerrissene, geschwärzte Fronte, und der Platz davor war mit verbranntem Papier, Hülsen und halben Citronenschalen bedeckt, mit deren Inhalt sich Abends zuvor während Lust und Hitze schöne Kinder gelabt hatten. Ich erwartete Maulthiere, um sogleich über den Casale nach Giudicarien zu reiten, denn ohne St. Vigilius ist Trient ein monotoner Ort, wie es keinen andern in Tyrol gibt. Aber die Maulthiere kamen nicht und ich mußte wider Willen noch einige Stunden warten. Wolkenbrüche hatten die Wege im Gebirge zerrissen, die Wellen des Gardasees vom tiefsten Grunde aufgewühlt und das Dampfschiff zerschellt; kurz, während die frommen Gemüther sich in Trient zwischen Sinnenlust und Andacht wiegten und über den Himmel nicht die geringste Klage hatten, waren ringsumher die Elemente in fürchterlichen Aufruhr gerathen. Ein kräftiger Windstoß hätte die verderbenschwangere Wolke um einige Stunden weitertreiben können, und unsere ganze Freude wäre zu Wasser geworden.

Mir hatten die Wolkenbrüche aber wirklich ein großes Theil Freude fortgeschwemmt, denn ich mußte den beabsichtigten Ritt über ein herrliches Gebirge, in romantische Thäler, zu einer werthen, hochgebildeten Familie, die mich erwartete, aufgeben, um meine frühe Rückreise im einförmig herabrieselnden Regen anzutreten.

Goethe an Ritter v. Leonhard.

Weimar, 28sten April 1816.

Ew. Hochwohlgeboren verzeihen, daß ich in so langer Zeit nichts von mir hören lassen. Zur Entschuldigung möge mir dienen, daß seit einem Vierteljahr bei mir so viel im Innern vorgegangen, daß man kaum den Blick nach außen wenden durfte. Auch hatte ich, gleich nach Empfang Ihres werthen Schreibens, begonnen, die an mich erlassene Frage etwas umständlich, wie sie verdient, zu beantworten: ob man nämlich die Edelsteine abgeschlossen für sich behandeln, und ihnen in der Natur gewisse Entstehungsepochen anweisen könne?

Schon früher, als Ew. Hochwohlgeb. einer solchen Arbeit gegen mich erwähnten, habe ich darüber nachgedacht, kann aber nicht in's Reine kommen. Mir scheint, als wenn die Natur, wie sie im anorganischen Reiche die höhern chemischen Wirkungen niemals aufgeben kann, auch in jeder Zeitepoche die Veredlung an Form und Farbe u. s. w. sich vorbehalten habe, da sie ja in den lezten Kalk- und Mergelepochen die schönsten und reinsten Bergkrystalle zu bilden vermochte. Im Ganzen wäre jedoch wünschenswerth, daß Ew. Hochwohlgeb. Ihre Bearbeitung dieses Gegenstandes an Ihre Untersuchungen über das Vorkommen überhaupt anschlössen, damit man erführe, wie in den anerkannten Bildungsepochen unserer Erde auch diejenigen Körper, die wir Edelsteine nennen, nach und nach zum Vorschein kommen. Doch wird es immer schwer werden, hier eine Grenze zu ziehen, weil die Veredlung an Form, Durchsichtigkeit, Härte und Farbe entweder zusammen oder doch theilweise den Mineralkörpern mehr oder weniger zukommt, sobald sie, gasförmig oder sonst aufgelöst, in Freiheit gesezt, in den erforderlichen Räumen sich wieder zu verkörpern Gelegenheit finden. Ferner gibt es ja unter den ursprünglichen Gebirgsmassen und Gangarten solche, die gar wohl verdienen, edel genannt zu werden, wie z. B. die Adulare. Im Gegentheil scheint nach den zu uns gekommenen Nachrichten der Diamant ein spätes Erzeugniß, und wenn wir bedenken, welche ungeheure Gebirge noch jezt vom Meere bedeckt und gebildet werden, so dürfen wir vermuthen, daß noch bis auf den heutigen Tag solche Veredlungen vor sich gehen, wie wir denn auch in alten Gruben Krystalle von Rothgültigerz auf Stempeln angeschossen gefunden haben.

Nach allen diesen Betrachtungen scheint es mir schwer, ein ächtes Naturverhältniß aufzufinden, in welchem die Edelsteine unter sich betrachtet werden könnten. Ja, wenn man bedenkt, daß sie zuerst bloß aus Liebe zu Zierde und Putz zusammengestellt worden, und der Türkis wegen seiner angenehmen Farbe auch einen Platz unter ihnen fand, so scheint mir dieses dahin zu deuten, daß sie wohl Jemand zum Gegenstand seines Studiums machen könne, aber nur in empirischer Hinsicht, als etwa um des Handels willen, oder sonst aus Neigung zu der hohen Schönheit dieser Naturgegenstände. Wir haben hievon ein Beispiel an Brückmann und dessen hinterlassenen Sammlungen; auch er konnte keine Grenze ziehen, und die fremdartigsten Körper liegen in einem Schmuckkästchen beisammen.

Auf alle Fälle werden Ew. Untersuchungen gar manches Schöne und Belehrende zu Tag fördern, weil, wie schon erwähnt, die Hauptlehre vom Vorkommen dabei gewinnen muß, womit ich mich zu erfreuen bitte.

Goethe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

Literarische Vereine. Parterreleeren.

Unter unsern zahlreichen Literaturvereinen ist nicht einer, dessen ich rühmlich erwähnen könnte, und wir stehen in dieser Hinsicht sogar hinter Toulon zurück. Die besuchteste

dieser Anstalten ist noch die des Buchhändlers Camoin, aber die Abonnenten haben dort aus dem Lesezimmer ein halbes Spielhaus gemacht, und während man vorne die Paroles d'un croyant durchblättert und die Pariser Zeitungen liest, verursacht im Hintergrund das Klappern der Dominosteine eine widrige Störung. Von den politischen und belletristischen Journalen Frankreichs fehlt natürlich keines, an fremden Zeitungen aber herrscht große Armuth, und nicht einmal die Times hat man für die hier so zahlreichen Engländer angeschafft. Von deutschen Journalen ist die Allgemeine Zeitung das einzige in ganz Marseille. Ein anderer literarischer Verein ist das sogenannte Athenäum; hier ist die Lektüre noch armseliger, dagegen werden hier wöchentliche Vorlesungen gehalten. Diese Vorlesungen sind von dem verschiedensten Inhalt: Abhandlungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, Geschichte, Reisen, oder auch Kritiken einheimischer und fremder Literatur. Häufig sind es wirklich gediegene Vorträge, manchmal aber wagen sich auch recht seichte Schwätzer auf den Katheder und ernten gewöhnlich nichtsdestoweniger den Beifall der Zuhörer. Bisweilen konnte ich mich in diesem Athenäum eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, wenn ich aus einem solchen unwissenden Munde die Namen Goethe, Kant, Fichte, Wieland hörte, Namen, die den Franzosen dem Rufe nach gar wohl bekannt sind, obwohl sie nie eine Sylbe von den Werken dieser Männer gelesen haben. — Das Loos der einheimischen Dichter ist meist ein ganz anderes, als das unserer Sänger in Deutschland, welche im Leben oft darben müssen und denen man erst nach dem Tode Weihrauch streut. Wenn man den schönsten Dreimaster im Hafen von Marseille sieht, wer sollte da glauben, daß er einem französischen Dichter, dem Herrn von Lamartine, gehört?

Ich habe Ihnen in meinem frühern Briefe vom Schluß unsers Theaters geschrieben; seit der Mitte Mai's ist es mit dem neuen Personale wieder eröffnet und man hat in vieler Hinsicht Ursache, mit diesem zufriedener zu seyn. Wir haben von der neuen Gesellschaft bereits die Vorstellungen eines sehr großen Theils der bekanntesten Opern gesehen, namentlich die beliebtesten Stücke Auber's, Boieldieu's, Rossini's u. s. w. Die Vorstellungen dauern gewöhnlich von Abends sieben Uhr bis fast um Mitternacht. Außer dem Hauptstücke werden immer zur Ausfüllung der Zeit noch ein Vaudeville und ein kleines Lustspiel gegeben; die Zuschauer haben daher für ihr Geld einen hinreichend langen Genuß. Ein sehr zahlreiches Publikum zog vor einiger Zeit die Darstellung eines großen pantomimischen Ballets und Schaustücks mit militärischen Evolutionen herbei. Es wurde unter dem Titel: „Befreiung der Insel Chios.“ angekündigt, und man hatte diesen Text wahrscheinlich nur gewählt, um durch die malerischen Trachten des Morgenlandes die Wirkung der Tänze zu erhöhen. Aber weder die Pracht des Kostüms, noch die Schönheit dieser Tänze machten auf das Publikum einen so großen Eindruck wie die Kriegsscenen, das Türkenmetzeln, das Krachen der Musketen und der Pulverdampf, der, wie immer, die Franzosen zu berauschen schien. Sie glaubten sich in jenen Augenblicken wieder mitten in ihre glänzende Siegesepoche versetzt, sie schrien laut auf vor Entzücken, und als zuletzt — denn dies ist das seltsame Ende des Stücks — eine Abtheilung französischer Krieger, die den Griechen zu Hülfe kommen, mit der dreifarbigen Fahne auf der Bühne erschien und das Orchester die so hinreißende Marseillaise anstimmte, da erzitterte das ganze Haus vom donnernden Applaus der Menge und das rauschende Bravogeschrei nahm fast kein Ende. Hier zeigte sich so recht der kriegslustige Sinn der Franzosen. Nach den Schlachten von Wagram und Austerlitz erscheinen ihnen die Lorbeeren von Algier und Antwerpen doch als etwas gar zu dürre Reiser, und sie nehmen daher ihre Zuflucht zu den Theaterlegen, um damit ihre hungernde Eitelkeit zu füttern. Es ist etwas Sonderbares um ein französisches Schauspielhaus; ich wünschte nur, einer unserer ehrlichen deutschen Spießbürger aus Frankfurt oder Nürnberg würde durch einen Zauberschlag nach Marseille versetzt. Er, der gewohnt war, nicht wohl anders als Sonntags das Theater zu besuchen und dann mit seiner Ehehälfte friedlich auf einer Vorderbank des Parterre Platz zu nehmen, um in aller Ruhe die gnädigen Herrschaften in den Logen zu betrachten und geduldig zu harren, bis nach einer Stunde der Vorhang sich bewegte, der bei Menschenhaß und Reue sich die Augen wischte, oder den Bauch hielt, wenn Rochus Pumpernickel „über die Bretter ging,“ was würde der gute Mann sagen, wenn er auf einmal in unserm Schauspielhause diesen Mischmasch der vornehmsten Stände und der niedrigsten Pöbelklasse sähe, dieses Geschrei, Pfeifen, Zischen und Gepolter hörte, dieses Hohngelächter bei jeder Kleinigkeit, diese ungezogenen Reden, die man jeden Augenblick vom Parterre zu den Logen hinaufschreit, wenn dort einer nur zufällig den Rücken kehrt; was würde der ehrliche weiland Reichsbürger denken, wenn er Zeuge eines Auftritts wäre, wie ich ihn vor einigen Wochen selbst mit angesehen? Es war bei der letzten Vorstellung der Stummen von Portici. Diese Oper hat zu Brüssel eine Revolution gestiftet; hier, wo das Volk seit der letzten Schlappe in Lyon ein wenig schüchtern geworden ist, ließ es sich einfallen, wenigstens eine kleine Theaterrevolte zu spielen. Das Parterre hat hier keine Bänke, die Zuschauer stehen oder promeniren herum und haben also einen hinlänglich großen Tummelplatz für ihre Tollheiten. Das Entrée kostet nicht mehr als einen Franken, das Publikum ist daher außerordentlich gemischt; man sieht Matrosen und Lastträger, aber auch gutgekleidete Bürger, denen ein Logenplatz für drei Franken doch ein wenig zu theuer ist. Bei jener Vorstellung fügte es sich nun, daß die Zahl des Pöbels im Parterre gerade sehr stark, die der bessern Klasse sehr gering war. Nach dem dritten Akte war kaum der Vorhang gefallen, als das Gesindel, meistens schadenfrohe Bursche von 18, 19 Jahren in kurzen Jacken, einen großen Kreis schloß, in welchen es alle bessergekleideten junge oder alte Leute hineindrängte. Nun begannen die rohen Bursche diesen von hinten so gewaltige Stöße zu versetzen, daß die armen Teufel von einer Reihe zur andern flogen, und wo sie sich hinzuretten suchten, da waren gleich acht und zehn Hände bereit, sie nach der entgegengesetzten Richtung zu schleudern, so daß die Unglücklichen hin und her flogen wie Federbälle, unter wildem Gelächter und Geschrei. Namentlich dauerte mich ein alter, langer, hagerer, gravitätischer Spanier, der während seiner unfreiwilligen Lustsprünge und Purzelbäume Hut und Perrücke verlor und vergebens die Luft mit seinem Angstgeschrei und seinen spanischen Flüchen erfüllte. Was mich dabei besonders wunderte, war, daß der Herr Polizeikommissär ganz ruhig von seiner Loge auf den Skandal herabsah und sich sehr dabei zu amüsiren schien. Bei dem geringsten aufrührerischen Rufe würden auf seinen Wink Hunderte jener Stadtsergeanten mit breiten Hüten und silbernen Quasten im Parterre erschienen seyn und das Publikum hinausgejagt haben; diesmal ließ sich keiner blicken. Ja die Logen waren beinahe böse, als der aufgezogene Vorhang dieser Unterhaltung ein Ende machte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Juli 1834.

Ein Himmelsstrahl ist das Genie,
Doch fehlt der Narrheit Funke nie.

Gresset.

Philippe Rameau.

Eine Episode aus dem Leben eines Musikers vor hundert Jahren.

(Nach den auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Quellen.)

In den ersten Monaten des Jahrs 1733 wohnte in einem schwarzen hohen Hause der Straße Chartres St. Honoré im zweiten Stocke ein Ehepaar, das als Muster der Ordnung von der ganzen Nachbarschaft geachtet ward. Der Mann war groß, mager und phlegmatisch, etwa fünfzig Jahre alt, und sprach nie ein Wort mit den andern Hausbewohnern; obwohl Musiker von Profession, lebte er so exemplarisch, daß selbst die bösesten Zungen nichts wider ihn aufzubringen wußten. Er ging alle Tage um dieselbe Minute aus, seine Stunden zu geben, und kam eben so pünktlich heim; dann zog er sich in sein Kabinet zurück, und nur von Zeit zu Zeit unterbrachen die Töne des Klaviers oder seine kreischende Violine die Stille des Hauses; denn er studirte eifrig Contrapunkt und gelehrte Musik überhaupt. Selbst die frommen Nachbarn fanden nichts an ihm zu tadeln, denn sein Beruf als Organist an der Kirche zum heil. Kreuze führte ihn und die fromme Ehegenossin regelmäßig zu allen religiösen Feierlichkeiten. Die gute, freundliche, stille Frau von kaum dreißig Jahren war so angenehm von Gesicht, als rein von Sitten. Fortwährend mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, ging sie fast nur aus, um Wirthschaftsvorräthe einzukaufen. Sie mischte sich nie in die Klatschereien der Nachbarschaft, wich allen unnützen Bekanntschaften aus, antwortete jedoch jedem Fragenden mit freundlicher Zuvorkommenheit, und ihre Rede war immer mit einem so süßen Lächeln begleitet, ihre Sprache tönte so lieblich, daß ihre lakonischen Antworten den Betheiligten oft lieber waren, als wenn sie ihnen die schönste Rede gehalten hätte. Trotz der mürrischen Zurückgezogenheit des Alten und den Vorurtheilen, welche in jener Zeit seinem Stande überall entgegentraten, war daher das Ehepaar im ganzen Stadtviertel geachtet, und der Spezereihändler, der die Boutike des Hauses neben dem dunkeln Eingange innehatte, verfehlte niemals, sein Pelzmützchen abzuziehen, wenn der große, hagere Musiker mit seinem kleinen runden Weibchen vorbeiging. Der Gruß wurde allezeit gewissenhaft erwidert, aber nie ward ein Wort gewechselt, und der Spezereihändler konnte oft nicht umhin, sich selbst zu sagen: „Das sind recht honette Leute, aber bei alle dem ist denn doch der lange Hagere verdammt stolz.“

Eine einzige Person im Hause hatte Zutritt bei unserm Ehepaare: eine alte sechzigjährige Demoiselle, die auch sehr zurückgezogen lebte. Sie hatte 3000 Franken

Renten; diese Fortune, und man bedenke, daß es vor hundert Jahren war, gab ihr eine gewisse Superiorität in ihren und den Augen der Nachbarn, so daß sie einen Versuch gewagt hatte, sich mit der Musikerfamilie in Verbindung zu setzen. Die alte Dame, sie nannte sich Mademoiselle de Lombard, besaß ein Spinet, das sie gar nicht übel spielte und auf welchem sie oft die Symphonien Lullis und andere Musikstücke ihrer jungen Jahre wiederholte. Eines Tages, da sie von einer kleinen Reise zurückgekehrt war, kam sie die Lust an, Musik zu machen, aber zu ihrem Verdruß fand sie das Spinet so verstimmt, daß es unmöglich war, darauf zu spielen. Die Geduld war nicht die Haupttugend unserer alten Musikliebhaberin; sie wollte nun einmal auf ihrem Spinet spielen, und es sollte alsbald gestimmt werden. Da dachte sie daran, daß ein Musiker im Hause wohne, und schickte die Magd hinauf, um ihn schleunig herbei zu rufen. Diese kam mit der Antwort zurück, der Herr Nachbar sey kein Stimmer und man habe sich anderswo umzusehen. „Du bist ungeschickt, Babet; Du hättest dem Manne sechs-und-dreißig Sous versprechen sollen, das ist der Preis, und der Mensch wäre gewiß sogleich gekommen.“ — „Ja, aber,“ antwortete die ungeschickte Babet, „das ist kein Mensch, Mademoiselle, das ist ein — Herr.“ — „Ah, wenn er ein Herr ist,“ meinte Mademoiselle Lombard, „dann muß ich mich schon selbst zu ihm bemühen.“ Gesagt, gethan. „Madame,“ spricht Mademoiselle Lombard zur kleinen Frau, die ihr öffnet, „wohnt nicht ein Musiker hier?“ — „Ja, das ist mein Mann, Mademoiselle.“ — „Hier sind sechs-und-dreißig Sous, Madame; sagen Sie ihm doch, er möchte sogleich herabkommen und mein Instrument stimmen.“ — „Mein Mann, Mademoiselle, ist für's Erste kein Stimmer, und dann arbeitet er jezt, so daß ich ihn nicht stören dürfte, noch möchte.“ — „Ei, wenn er ein Musiker ist, muß er wohl ein Spinet in Ordnung bringen können? Noch einmal, ich wünsche, daß er sogleich herabkomme.“ — „Noch einmal, Mademoiselle, ich darf meinen Mann jezt durchaus nicht stören.“ — Die gute Frau hatte nicht Zeit auszureden, denn unsere alte Kunstfreundin flog mit einer Hast, die man ihr nicht zugetraut hätte, nach der nächsten Thüre und stand im Arbeitszimmer unsers Musikers. Dieser saß in einem ungeheuern Großvaterstuhle vor einem mit Musik und Büchern bedeckten Tische, und war so in seine Arbeit versunken, daß er die Mademoiselle gar nicht gewahr wurde. „Mein Herr, hier sind sechs-und-dreißig Sous; ich wünsche, daß man mir mein Spinet stimme.“ Keine Antwort. „Mademoiselle,“ sagt jezt die junge Frau, „Sie sehen, er hört Sie nicht, und wenn er Sie hörte, würde er Sie sehr übel empfangen.“ Ohne darauf zu hören, schreit unsere Dame, so laut sie kann: „Herr, hier sind sechs-und-dreißig Sous....“ Jezt horcht der magere Mann auf, hebt den Kopf und betrachtet mit festem Auge die Fremde; diese, ermuthigt, wiederholt mit sansterer Stimme ihren Antrag; aber unser Mann scheint sie nicht verstanden zu haben: „Warum doch, Luise, läßt Du mich so unangenehm stören?“ — „Es ist,“ antwortet fast stotternd die arme kleine Frau, „es ist nicht meine Schuld. Mademoiselle will durchaus, Du sollst ihr Spinet stimmen.“ — „Mademoiselle, Sie sind eine Närrin, das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen geben kann.“ Bei diesen Worten konnte sich die Dame nicht mehr halten. „Wissen Sie, mein Herr!“ ruft sie, daß Sie mit Mademoiselle de Lombard sprechen?“ — „Und wissen Sie, Mademoiselle, daß Sie Philippe Rameau sechs-und-dreißig Sous bieten, um Ihr Spinet zu stimmen?“

Unglücklicherweise war die alte Musikfreundin mit der neuern Musik nicht sehr vertraut; sie kannte weder „la Demonstration du principe de l'harmonie,“ noch die „quatre pièces de Clavecin,“ die einzigen Werke, welche Rameau bis dahin in Druck gegeben hatte. Die Antwort machte daher wenig Eindruck; indessen fing sie doch an zu fürchten, sie möchte an den unrechten Mann gekommen und er wohl gar kein Musiker seyn; sie schien jezt so betroffen, daß der große Mann sanfter hinzufügte: „Ich bin kein Stimmer, und hätte auch gar nicht Zeit, mich mit Ihrem Instrument zu beschäftigen; aber wenn Sie wollen, gehen Sie in das Nebenzimmer, da können Sie sich auf meinem Klavier üben, so viel und so lang Sie wollen.“ Dies gesagt, fiel Rameau in seinen Stuhl zurück, und gewahrte keines der graziösen Komplimente, mit denen ihn Mademoiselle überhäufte. Sie ging, versuchte ein wenig das Klavier und stieg dann wieder in ihre Wohnung hinunter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über den Musiksinn der Franzosen und Italiener.

In nichts wohl zeigt es sich auffallender, wie verschieden das geistige Gepräge der Völker ist, als in der musikalischen Anlage. Was ich so eben in einem französischen Provinzialblatte lese, bringt mir dies recht lebhaft vor die Seele und veranlaßt mich zu folgenden Betrachtungen.

Vor Kurzem wurde im großen und schönen Theater zu Bordeaux Beethovens heroische Symphonie gegeben, und zwar von einem guten und geübten Orchester, denn in Bordeaux wird große Oper, komische Oper und übersezte italienische Oper aufgeführt. Was geschah? die Huronen an der Garonne pfiffen Beethoven aus. Und das Pfeifen war so leidenschaftlich, so skandalös und so

hartnäckig, daß ein muthiger Mann im Parterre, der anders dachte, auf seine Bank stieg und ausrief: „O Beethoven, großer Mann, warum handeltest du nicht mit Indigo? dann würdest du hier gefallen.“ Paganini wurde voriges Jahr in Boulogne-sur-mer in seinem Konzert ausgepfiffen. Dies ist jedoch, wenn nicht zu entschuldigen, doch durch irgend eine Bizarrerie im Spiel des großen Meisters erklärlich; überdies ist Boulogne nicht Bordeaux. Die in Bordeaux wohnenden Italiener sollen dies Auspfeifen des deutschen großen Meisters angezettelt haben, den Paris jezt fast so sehr verehrt, wie sein Vaterland, und dieser Haß war nicht etwa Nationaleitelkeit, Partheigeist oder italienische Intriguensucht, sondern innige Ueberzeugung, Beethoven sey ein Stümper. Diese Meinung läßt sich nur mit einer Ansicht des italienischen Musiksinns erklären, die neulich Hector Berlioz, selbst ein tüchtiger Musiker, nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien in einem Journal ausgesprochen hat. „Ich bin,“ sagt er unter anderm, „nach meiner langen Erfahrung an Ort und Stelle, sehr geneigt, die Italiener für das europäische Volk zu halten, dem am wenigsten Sinn für das Poetische, Erhabene, wenn man will, Excentrische der Tonkunst eigen ist. Die Musik ist für die mehrsten Italiener nur ein rein sinnliches Vergnügen, denn sie haben für den Ausdruck musikalischer Gedanken gerade denselben Sinn, wie für die gute Zubereitung eines Lieblingsgerichts. Sie wollen durchaus Compositionen, deren Substanz sie sich vom ersten Takt an bis an's Ende ohne Nachdenken, selbst ohne Aufmerksamkeit aneignen können, ungefähr wie eine Schüssel Maccaroni. Die Franzosen sind gewiß in der Musik klein und beschränkt genug, sie können gleich den Italienern das Theater von ihrem Beifall erschallen lassen, wenn ein Triller, ein chromatischer Lauf der Modesängerin ihre Ohren kitzelt, während sie bei einem trefflichen Chor, bei einem obligaten Recitativ im größten Styl gähnen; sie sind aber doch wenigstens still und hören zu, und wenn sie die Ideen des Tonsetzers nicht verstehen, so ist dies nicht eigentlich ihre Schuld. Jenseits der Alpen aber ist dies ganz anders. Da wird während der Oper ganz laut gesprochen, man schlägt den Takt mit den Füßen, Stöcken oder Regenschirmen; andere wenden der Scene den Rücken zu, in den Logen wird ungenirt conversirt, gelacht, gespielt, gegessen und getrunken, mit einem Wort, es zeigt sich da eine Aufführung, die für die Kunst und den Künstler so erniedrigend ist, daß ich wahrhaftig lieber Pfeffer und Kaffee verkaufen, als eine Oper für Italiener komponiren wollte. Dazu kommt noch, daß sie fanatisch und voll Routine sind und bei der geringsten Neuerung im Styl, in der Harmonie, im Rhythmus oder in der Instrumentation in Wuth gerathen. So war es in Rom, wo die Dilettanti bei der ersten Aufführung des Rossinischen Barbiere di Seviglia, der doch so durchaus italienisch, d. h. in sinnlicher Musik gehalten ist, den jungen Maestro umbringen wollten, weil er die Frechheit gehabt habe, anders zu komponiren als Paësiello. Es ist auch nicht zu hoffen, daß die Italiener je anders werden und ihre musikalischen Ansichten verbessern, denn was sie sind, das sind sie nur in Folge ihrer Organisation, wie sich schon Dr. Gall und Spurzheim über ihre große Neigung zu allem Tanzenden, Klingelnden, Brillantirten und Heitern ausgesprochen haben. So ist auch ihre Opernmusik, aller dramatischen Wahrheit zum Trotz, oft im grellsten Widerspruch mit der Stimmung und der Erregung der singenden Personen, im Widerspruch mit Zeit und Ort, mit Einem Wort, im Widerspruch mit allem gesunden Menschenverstand. Ihre Musik schmeichelt, tänzelt und lacht immer, und wenn der Componist einen Augenblick nicht absurd ist, so fällt er doch schnell wieder in den vorigen Ton, in den obligaten Styl, in die Rouladen, Gruppetti und Triller, die unmittelbar auf einige wahre und dramatische Stellen folgen, und darum wie ein Spaß aussehen und die Opera seria fast zur Parodie machen. Die Beweise dazu liegen in allen Rossinischen großen Opern zahlreich vor. Von Italien sind auch die conventionellen, unveränderlichen und stereotypen Musikphrasen gekommen, die so viele französische Componisten angenommen haben. Von allen Italienern haben sich allein Cherubini und Spontini diesem Zwang nicht unterworfen; die deutsche Schule ist aber ganz rein davon geblieben. Muß es auch verständig und ächt musikalisch fühlenden Wesen nicht widersinnig vorkommen, daß z. B. in Ensemblestücken vier Personen in ganz verschiedenen, oft widerstreitenden Stimmungen nach einander auf dieselbe melodische Phrase ihre ganz verschiedenen Worte singen, Einer: O Du, die ich anbete — der Andere: Welcher Schreck faßt mich — der Dritte: Das Herz schlägt mir vor Freude — und der Vierte endlich: Ich vergehe vor Wuth! In Italien und Frankreich habe ich zwar oft behaupten hören, dies gehe recht gut, denn die Musik sey eine so vage, unbestimmte Sprache, daß sich darin wohl Liebe, Schreck, Freude und Wuth auf eine und dieselbe Art aussprechen lassen. Wer aber dergleichen behaupten kann, beweist damit nur, daß ihm noch aller höhere Musiksinn abgeht. Dergleichen Unsinn wird auch nie in Deutschland gesagt werden. Schließlich sage ich nur noch Eins. Nachdem ich lange und ohne alle vorgefaßte Meinung den musikalischen Charakter der Italiener studirt hatte, kam ich zu der festen Ueberzeugung: die italienischen Componisten konnten auf keinem andern Weg wandeln, als der ihnen von der Stimmung und der Eigenheit ihrer Landsleute vorgeschrieben war. Beide fanden sich aber schon zu Pergolese's Zeit, denn in seinem berühmten

Stabat mater konnte er nicht umhin, eine Aria di bravura zu dem ergreifendsten Vers dieser christlichen Legende zu setzen. Ueber diese Stimmung und Eigenheit der Italiener haben sich schon Martini, Beccaria, Calzabigi und andere ausgezeichnete Männer dieser Nation beklagt, und selbst Gluck konnte, trotz seines mächtigen Tongeistes, und ungeachtet des ungeheuern Erfolgs seines Orfeo, nicht Herr über diese Stimmung werden, da er hauptsächlich für Franzosen und Italiener schrieb. Sänger und Sängerinnen erhalten sie sorgfältig, ja Rossini und seine Schule nähren sie und haben sie in Italien und Frankreich auf den unglaublichen Punkt der Verkehrtheit gebracht, wo wir sie jezt sehen. Es dürfte auch so unmöglich seyn, die Italiener davon zu heilen, wie die Franzosen von ihrer gleichsam angebornen Passion für das unsinnige Vaudeville.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

(Beschluß.)

Volksbelustigungen. Südliches Landleben.

Die alltäglichen Belustigungen der Provençalen zu schildern, wäre hier wohl zu weitläuftig. Da das Volk außerordentlich zerstreuungssüchtig ist, so finden hier alle Arten von Gauklern ihr Brod. Der Sonntag wird insofern von den Marseillern sehr heilig gehalten, als es jeder Handwerker für eine Todsünde ansehen würde, auch nur einen Hammerschlag oder Nadelstich an Arbeitszimmer zu thun; dagegen hält er das Roulet, das Lotto und alle Arten der verruchtesten Hazardspiele selbst an den heiligsten Festen für völlig erlaubt. An den Sonn- und Feiertagen wimmeln die Alleen von Meilhan, der Cours, die Montagnes russes von den Wogen der vergnügungssüchtigen Spaziergänger. Da findet man Marionettentheater, Polichinells, tanzende Hunde, Bären, Affen, und es sieht fast aus, wie im Oktober auf der Theresienwiese zu München, nur mit dem Unterschiede, daß hier Alles den südlichen Charakter trägt. Nie wird bei uns die Lustbarkeit des Volkes durch trübes Wetter oder Regengüsse gestört, in ewiger Klarheit breitet sich der provençalsche Himmel über die Olivenwälder aus, und eine Sonne, deren Licht kein Nebeldunst verhüllt, schwebt immer heiter strahlend über den bunten Massen. Ich habe so eben der sogenannten Montagnes russes erwähnt, und da dieses ein sehr beliebter und eigenthümlicher Vergnügungsplatz der Marseiller ist, so sage ich davon noch ein paar Worte. Es ist ein großer Platz und Garten auf der Nordseite der Stadt. Man bekommt dort alle Erfrischungen und sieht eine Menge Unterhaltungen, wie das Wagenrutschen, das im ganzen Süden einheimische Kugelwerfen, Pistolenschießen u. dgl. Oefters werden auch sogenannte Athletenkämpfe gegeben, die mit den englischen Boxereien in nächster Verwandtschaft stehen. Es können hier sowohl Boxer von Profession, als auch sonstige Liebhaber der edlen Kunst auftreten. Im Cirkus stehen immer zwei einander gegenüber mit kurzen Hosen und nackter Brust und Armen. Zwei alte Hauptboxer werden zu Kampfrichtern erwählt und haben über die Pässe zu entscheiden, die unter dem Jubel der Zuschauer immer hageldicht fallen. Als Preise sind für den besten Boxer von Profession 100 Franken und für den Amateur eine goldene Uhr bestimmt.

Vor einigen Wochen hatten wir einmal eine Art von spanischem Volksschauspiel, ein Stiergefecht, welches selbst in unserer geräuschvollen Hafenstadt, wo alle Arten von Spektakel vorkommen, etwas ganz Neues war. In einen großen Cirkus von mehr als tausend Schritten im Umkreise wurde ein Stier eingelassen und zuerst von einem Mann zu Pferde gehezt. Dieser trug einen Speer mit eiserner Spitze, womit er dem wüthenden Thiere Stiche versezte, so oft sich dieses gegen ihn kehrte. Nachdem nun der Stier recht in Wuth gebracht war, erschienen die Ringer zu Fuße, die sich ihm behutsam näherten, seinem Hornstoße auswichen, ihn dann geschickt zu packen suchten und mit Riesenkraft zu Boden warfen. Natürlich durfte nur jeder Einzelne seine Stärke und Gewandtheit erproben; nahten sich mehrere Ringer zugleich, so wies sie auf der Stelle der mißbilligende Ruf des Publikums zurück. Da dies aber für einen Einzelnen kein Leichtes war, so gab es auch nur wenige Sieger, und mehr als einer ward, durch einen kräftigen Hornstoß übel zugerichtet, zu Boden geschleudert. Um dem Schauspiele einige Abwechselung zu geben, wurden öfters auch starke Hunde auf die Stiere losgelassen; aber es war ein so grausamer Anblick, wenn einige derselben sich an dem Kopfe des unglücklichen Stiers festgebissen hatten, daß die Zuschauer endlich selbst die Entfernung der Hunde verlangten. Indessen war die immerwährende Wiederholung des schon Gesehenen der Menge, denn sie bestand nicht aus Spaniern, sondern aus Franzosen, bald zu langweilig. Mit einem Male durchbrachen viele Hunderte die Schranken und erschienen selbst in dem Cirkus, und die Stiere sahen sich plötzlich von einer ungeheuern Menschenmasse mit Stöcken und Prügeln angegriffen. So oft sie sich nun mit ihrem Hörnerpaare gegen die Angreifer wandten, stob der Haufe voll Schrecken auseinander, aber nur, um sich auf einer andern Seite wieder zu sammeln und die Stiere von Neuem anzugreifen. Es war schon sehr spät Abends, als das Volk schreiend noch einen zehnten Stier verlangte, der denn endlich auch erschien, aber, weniger muthig als die frühern, bei dem Anblick seiner Peiniger die Flucht ergriff, über die zerbrochenen Planken sezte und nach den benachbarten Gärten entfloh; er wurde erst am andern Tage mit vieler Mühe wiedergefunden.

Die nämliche Abendglocke, die Samstags den Arbeiter aus seiner Werkstätte zur Erholung und zur Freude ruft, hat auch für den Kaufmann einen gar angenehmen Klang. Er schließt die Schreibstube, läßt den Wagen vorfahren und eilt nach seinem Landhause. Eine hohe Steinmauer, welche seine feenartigen Gärten umgibt, schließt ihn da von der äußern Welt ab und hindert die Neugierigen, Zeugen seines epicuräischen Lebens zu seyn. Die Kaufleute vermeiden gerne alle äußere Pracht, ihre Landhäuser sind von Außen zwar geschmackvoll und freundlich, leben aber durchaus keinem Pallaste gleich, während im Innern ein wahrhaft asiatischer Luxus herrscht. Prächtige chinesische Tapeten und persische Teppiche zieren die Gemächer, welche den Vergleich mit manchem königlichen Appartement aushalten würden. Auch die Gärten sind trotz des unfruchtbaren felsichten Terrains meist sehr blühend. Riesenhafte Cactus- und Aloen, die hier im Freien fortkommen, versetzen in eine fremde Zone, zahllose Mandel- und Feigenbäume bieten überall ihre reifen Früchte, an dem armdicken Rebstocke glüht die dunkelblaue Weintraube, während die Gartenbeete mit köstlich duftenden Melonen bedeckt sind. Nimmt man dazu den Anblick der immer grünen Oliven und Cypressen, die dem Lande erst ein recht tropisches Ansehen geben, so findet man die außerordentliche Liebe unserer Marseiller für das Landleben sehr begreiflich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Juli 1834.

— Ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher, o sprich, welcher begehrst du
Sie zu tauschen?

Herder.

Das deutsche Nationalmuseum in Philadelphia.

Ich habe allgemein gefunden, daß die Deutschen, deren es besonders viele in Pensylvanien gibt, ihre Muttersprache bald ganz vergessen und einen englischen Jargon annehmen, der sehr komisch klingt; die Franzosen, die jede Sprache auf ihre Weise sprechen, ohne sich im Geringsten nach dem eigenthümlichen Accente oder der Konstruktion anderer Sprachen zu richten, bilden Anfangs auch einen eigenen Dialekt; endlich verschmilzt das Deutsch-Englische mit dem Französisch-Englischen und dem eigentlichen Englischen, und bildet die schöne stockamerikanische Sprache, die sich nach und nach immer mehr von der Muttersprache entfernen und gewiß einst eine eigenthümliche werden wird. Wenn auch die englische Sprache aus den nämlichen Elementen hervorgegangen ist, so war doch dabei das Mischungsverhältniß ein ganz anderes. Es ist kein Zweifel, daß längstens in hundert Jahren die amerikanische Sprache als ein Produkt der unsinnigsten, aber zugleich friedlichsten Völkerwanderung, von der die Geschichte uns Nachricht gibt, konstituirt seyn und als vollkommen majorenne Schwester in die Familie der übrigen ausgebildeten menschlichen Gedankenbezeichnungsmethoden treten wird.

Die Nationaleitelkeit rückt diese Epoche viel näher und will darin nichts weniger als ein widriges Amalgam, sondern ein eigenes Vorwärtsschreiten in der Bildung, ein Uebertreffen der Muttersprache erblicken. Die Amerikaner zählen bereits ein Halbdutzend Schriftsteller, die sich zusammen durch ein paar Dutzend Romane einen Namen gemacht haben. Zu ihrem Rufe hat der Umstand nicht wenig beigetragen, daß sie Amerikaner sind und in einer Zeit schrieben, wo die Amerikomanie Europa befallen hatte, so sehr, daß sogar die Prairie des übrigens so verdienstvollen Fenimore Cooper ihr Glück machte. Diese Grundpfeiler der Nationalakademie haben bereits einigen hundert nichtenglischen Wörtern das Bürgerrecht verliehen, jedoch selbst in ihren Schriften noch wenig Gebrauch davon gemacht, sondern nur den Gebrauch gerechtfertigt, sanktionirt, den Andere davon machen.

Wer möchte demnach an der Entstehung einer neuen Sprache zweifeln? Es werden aber deren sogar mehrere entstehen; so ist z. B. die Sprache der Yankees, wie die Engländer spottweise die Bewohner der nordöstlichen Staaten Massachusetts, Connecticut ꝛc. nannten, zum Unterschied von den Bewohnern der Vereinigten Staaten überhaupt, die sie sehr passend mit „Bruder Jonathas“ bezeichnen, so ist die yankeesche Mundart dermalen schon von der englischen eben so abweichend, als das Bergschottische. Die Amerikaner lernen keine andern fremden

Sprachen, als französisch oder spanisch, und nie, um sie zu sprechen, sondern um, wie sie sagen, sich nicht verkaufen zu lassen, oder auf rein Deutsch, um andere zu belauschen. Am meisten reden die Franzosen untereinander ihre Sprache, doch mischen sie eine Menge englischer Wörter ein, namentlich um Gegenstände des gemeinen Lebens zu bezeichnen, die zum Theil in Frankreich nicht gebräuchlich, oder doch nicht alltäglich sind. So nennen sie z. B. einen Korb, mit dem die Gentlemen hier sehr viel zu schaffen haben, indem sie namentlich damit täglich auf den Markt laufen müssen, un basquet, die Feuerspritze l'inegeé-ine, den Nachtwächter le oitschemaine, den Straßenaufseher le surváyeur, ein eisernes Gitter une grètte, das Dampfboot le stimebaute, eine Ueberfuhr nennen sie une ferry, die Eisenbahn le rellerode, und ein Kosthaus heißt allenthalben un bordiague; daher sagen sie auch: Je bordo chez un tel, d. h. ich bin bei Diesem oder Jenem in Kost.

Weit mehr abtrünnig von ihrer Muttersprache, ich möchte fast sagen feindselig gegen dieselbe, sind die eingewanderten Deutschen; sie vergessen sie bald ganz, um, wie gesagt, einen Jargon anzunehmen, in welchem es ihnen oft an Ausdrücken für die einfachsten Dinge fehlt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Einwanderer in Amerika alle für ihre Enkel oder Urenkel arbeiten, ihr Loos ist und bleibt — Schweiß und Elend. Emporgekommene Enkel deutscher Einwanderer gibt es aber manche in Philadelphia. Diese beneiden die Franzosen um den Vorzug, untereinander einen für die Menge unzugänglichen Ideenaustausch zu haben, und diese Eifersucht hat in lezter Zeit den etwas trägen Nationalgeist geweckt. Die wackern deutschen Enkel in Philadelphia sind also zusammengetreten und haben ein Bündniß geschlossen, und zwar zum Zwecke, die deutsche Sprache unter sich wieder aufleben zu lassen. Auf diese Weise ist in dieser Stadt das deutsche Museum entstanden, welches sich von allen übrigen amerikanischen Anstalten gleicher Benennung dadurch wesentlich unterscheidet, daß man darin weder schlechte Bilder und geringe, aber zahlreiche Kupferstiche, weder Schmetterlingssammlungen, noch Muscheln, noch ausgestopfte Vögel, noch lebende Schlangen, noch Laterna magica sieht, auch keine Dudelsackmusik mit Trompetenbegleitung von Negern hört, kurz nichts von Allem, was ein Nationalinstitut dieser Art konstituirt; man findet hier nur Bücher — deutsche Bücher!

Durch die New-Yorker, die immer um ein gutes Bischen listiger sind, oder, wie man es hier zu Lande nennt, mehr von der Yankeenatur haben, ist das neue Museum sogleich reichlichst, wenn auch nicht sehr gewählt, versehen worden; man sieht in den Bücherschränken manches Werkchen unendlich oft wiederholt, ja man hört damit prahlen, daß Bücher zu hundert Exemplaren daliegen. Der Eintrittspreis ist, wie in jedem andern Museum, ein Schilling. Von dem Ertrage bestreiten die Unternehmer die Kosten und schaffen neue Bücher an, d. h. andere Bände. Ein junger Deutscher hat hier als Kustos ein Unterkommen gefunden; es ist aber eine traurige Thatsache, daß, als der Konkurs für diese Stelle in den Zeitungen (1830) eröffnet wurde, sich nicht weniger als neunhundert-drei-und-achtzig gebildete, mit guten Schul-, meistens auch mit guten Sittenzeugnissen und sonstigen Empfehlungen versehene brodlose junge Leute darum beworben haben.

(Der Beschluß folgt.)

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ließ Mademoiselle de Lombard ihre neuen Bekannten fragen, um welche Stunde sie ihre Aufwartung machen könne. Rameau, der eben nicht beschäftigt war, ging sogleich, sie selbst zu holen. Es wurde nun viel über Musik gesprochen, denn die Dame war eine Schülerin des berühmten Couperin und wußte gut Bescheid in der Musik. Sie studirte nun auch die neuere Musik, lernte die ihres Nachbars würdigen, und so ward bald ein gewisses freundschaftliches Verhältniß hergestellt, wenigstens was Madame Rameau anlangte, denn er haßte in der Regel alle neuen Bekanntschaften.

Rameau ging wöchentlich einmal zum Abendessen zu seinem Protektor, dem Generalpächter Herrn de la Poplinière, und einmal hatte er einen Freund bei sich zum Mittagessen. Dies war der berühmte Marchand, dessen Unterricht er genossen hatte und dessen Talente er hoch schäzte. Rameau gab sehr ungern seine Klavierstunden, theils weil er einen höhern Beruf ahnete, theils weil er sah, daß sie ihn zu nichts führten; dagegen spielte er von ganzer Seele gerne seine Orgel zu St. Croix de la Bretonnerie. Sein Werk über die Harmonielehre hatte ihm den Ruf eines gelehrten Musikers erworben; er wollte aber mehr noch als gelehrt seyn, und die Lobeserhebungen seiner Kollegen, die ihn zu hören kamen, machten ihm die größte Freude. Nun hätte er aber gewünscht, daß ihm das Publikum auch applaudiren möchte, und zwar ein großes Publikum. Kurz, es kam ihm die Idee, für das Theater zu schreiben, und, obwohl er nie Jemanden ein Wort davon sagte, dieser Gedanke nahm ihn von nun an ausschließlich in Anspruch. Er war indeß schon fünfzig Jahre alt, und fühlte sehr wohl, daß er nicht mehr zögern dürfe, wenn er es noch zu etwas bringen, wenn er die schönen Träume seiner Phantasie verwirklichen wolle. Er wagte es daher eines Tags, an Houdard de Lamotte zu schreiben und ihn um einen

Operntext zu bitten; aber de Lamotte, der, wie andere Dichter, nichts von Musik verstand und Rameau vielleicht gar nicht kannte, hatte den Brief unter hundert andern derselben Art übersehen, und antwortete nicht. Das machte Rameau außerordentlichen Kummer; seine melancholischen Zufälle wiederholten sich öfter, und er schloß sich oft ganze Tage lang in seinem Zimmer ein. Er studirte nun die Partituren aller neuen Opern mit der größten Aufmerksamkeit, und verlor sich am Ende immer in Reflexionen, die oft mit Ausbrüchen eines bittern Grolls endigten. „Wie?“ sprach er dann, „dies sind die Leute, die man mir vorzieht? mir, in dessen Leinster Klavierkomposition mehr wahre Musik ist, als in all diesem chaotischen Gewirr, das man jezt eine Oper nennt? Seit Lulli hat es in Frankreich keinen großen Musiker gegeben, Lalande etwa ausgenommen; doch der hat fast nur für die Kirchen geschrieben, und die Opern von Colasse gibt man auch schon nicht mehr. Was bleibt uns denn? Monsieur de Blamont, Mouret, den sie den Musiker der Grazien genannt haben? Nun, der hat wenigstens noch einige Gedanken; aber Destouches! und vollends dieser Campra!“ Nach solchen Reflexionen lief er oft zu seinem Klavier und improvisirte Stundenlang, ja es kam ihm wohl lebhaft der Gedanke, zu schreiben; aber dann erinnerte er sich wieder seines Briefs an de Lamotte, und die Feder ward sogleich wieder weggelegt. „Was nüzt es? wer kann ausführen, wer versteht denn, was ich schreibe? Werden sie es nicht machen wie vor zwanzig Jahren, ein wenig vor meiner Reise nach Italien, in Avignon, wo sie meine ersten Versuche verachteten, weil sie ihnen zu hoch standen! Und jene Musiker in Italien, sie wußten sie wohl zu würdigen meine hier verkannten Werke! Nein, ich muß, um das peinigende Räthsel zu lösen, ein Theater haben, ein Orchester, ein Publikum! Ich glaube, man kann es noch ganz anders machen als Lulli, und auch besser. O! ich werde, ich muß dahin kommen!“ — Und nun ging er rasch hinaus in die freie Luft, wie wenn es ihm in der Stadt zu eng wäre; und wenn er dann Abends nach Hause kam und sich zu Bett legte, ohne der armen Luise ein Wort zu sagen, ihr, die von dem Allen keine Ahnung hatte und gleichwohl so innigen Antheil nahm, o, dann war er wohl unglücklich, recht unglücklich, der sonst so starke Rameau.

Ein unerwarteter Zufall bestimmte endlich unsern Künstler unwiderruflich, sich dem Theater zu widmen. Bei einem Concurs für die Organistenstelle an der St. Paulskirche ward Rameau von Daquin, einem berühmten Organisten, der ihm jedoch nicht gleich kam, überwunden. Von diesem Tage an schien in Rameau eine förmliche Revolution vorgegangen zu seyn; denn er fing nun an, ein ganz anderes Leben zu führen. Er gab mit einem Male alle seine Stunden auf, ging regelmäßig alle Tage in's Theater und kehrte immer sehr spät mit ganz veränderten Zügen nach Haus. Wenn er sich jezt in sein Kabinet einschloß, hörte man ihn bald singen oder Violine spielen, bald tanzen oder lachen und springen, ja endlich sah man ihn auch wohl, den sonst so methodischen, pedantischen Mann, ohne Degen ausgehen, die Perrücke schief und den Hut auf einem Ohr kurz in größter Unordnung. Die Nachbarn bemerkten bald diese auffallende Veränderung in der Lebensweise des sonst so geregelten, streng sittlichen Mannes, und alle bösen Zungen waren in voller Thätigkeit. Die arme Gattin war nicht die Lezte, welche den unglücklichen, ihr unbegreiflichen Wechsel bemerkte und beweinte, denn ihr so geliebter Mann sprach nicht allein fast gar nicht mehr mit ihr, sondern aß beinahe alle Täge außer dem Hause.

Es war Osterlag und um zehn Uhr befand sich Rameau noch in sein Kabinet eingeschlossen, obwohl er um fünf Uhr schon das Bett verlassen hatte. Madame Rameau hatte eben in einer Kapelle der Straße St. Honoré die Messe gehört. Wie groß war ihr Erstaunen, Rameau noch zu Hause zu finden, während er an seiner Orgel hätte seyn sollen. Sie eilt in sein Zimmer, und o Schrecken! sie sieht den finstern Alten nach der Violine tanzen, und in welchem Aufzug! einen Strumpf zur Hälfte angezogen, in Pantoffeln und Schlafrock, die weiße Nachtmüze auf dem Kopfe. „Aber, Philipp, was denkst Du denn? die große Messe hat angefangen, Du versäumst sicher Dein Korle, denn die Prozession ist nun schon in den Chor zurück; eile, eile doch!“ — „Laß mich in Frieden mit Deinem Korie,“ erwiderte Rameau, „hör' einmal diesen Passe-pied und sag' mir, ob es sich nicht gut darnach tanzen wird?“ Mit diesen Worten fing er an zu geigen und zu tanzen, so daß ihn die arme Frau für närrisch hielt. „Aber lieber Mann, bedenke doch, Du wirst Deinen Platz verlieren, und jezt, wo Du ohnehin alle Lektionen aufgegeben hast!“ — „Meinen Platz, den habe ich schon seit drei Monaten nicht mehr. Ich habe meine Entlassung genommen. Laß mich jezt allein, wenn Du doch meinen Passe-pied nicht hören willst.“ — Madame Rameau war wie vernichtet; die Organistenstelle war noch ihre einzige Hülfe, sie weinte bitterlich. „Was sollen, was werden wir anfangen, wenn die achthundert Livres, die wir so sauer erspart, aufgezehrt sind! Nun, diese will ich wenigstens in Verwahrung nehmen.“ — Mit diesem Gedanken eilt sie zur Kommode, die den Schatz enthält. Sie öffnet; doch o Jammer! statt achthundert Livres findet sie nur noch zweihundert. Die Arme! sie wußte nicht, was sie denken, was sie beginnen sollte. Sie ging zu Mademoiselle Lombard, und weil ihr das Herz vom lang verhaltenen Kummer ganz voll war, erzählte sie all ihr Unglück der Freundin, die von dem Allen gar nichts gewußt hatte,

deren Tröſtungen aber nicht eben ſehr troſtreich waren. Mademoiſelle konnte ſich die Streiche des Herrn Nachbars nur auf dreierlei Weiſe erklären: entweder er ſpielt, oder er trinkt, oder er hat Liebſchaften. Da nun der Nachbar faſt immer außer dem Hauſe war, ſo konnte man nicht anders annehmen, als er habe wenigſtens Eine Geliebte; ſein Tanzen und ſeine übertriebene Luſtigkeit waren unzweideutige Beweiſe, daß er ſich dem Trunke ergeben, und die vermißten 600 Livres konnten nur dem Spielhauſe zugewandert ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Unzufriedene aller Art.

Unſere Ultra begreifen den Himmel nicht, warum er nicht donnert und blizt. Der friedliche Ausgang der Wirren auf der pyrenäiſchen Halbinſel war ihnen ſchon ſehr unbegreiflich und unangenehm. Da ſey nun ein ſtolzer Baum gefallen, der Baum der Legitimität, und er hat nicht einmal Einige von den Frevlern zerſchmettert, die wagten, Hand anzulegen! Aber noch unangenehmer, noch unbegreiflicher ſind ihnen die franzöſiſchen Wahlen. Da wenigſtens, hatten ſie erwartet, werde der Himmel unmittelbar mitwählen, und lauter Republikaner, die das Unterſte zu oberſt kehren müßten. Nun ſcheinen alle ihre Vorausſagungen, alle ihre Hoffnungen dahin, ſie wiſſen ſich nicht in den Himmel und nicht in die Erde zu finden, die ſich nicht geöffnet und nicht einmal einen Einzigen von denen verſchlungen hat, die da meinen, die Ordnung ſey etwas Göttliches, auch abgeſehen von der Legitimität. In Spanien hält man ſie geradezu für Hexerei; was Frankreich anlangt, ſo iſt man von dieſem Lande längſt Dinge gewohnt, die über unſere legitimiſtiſche Philoſophie gehen. Es iſt einmal ein von Gott verlaſſenes, und unſer politiſches Wochenblatt hat jüngſt, in ſeiner unparteiiſchen, ruhig abwägenden Manier, bei Gelegenheit von Algier bewieſen, daß Gott auch aus jedem andern Lande fortgeht, wo die Franzoſen hinkommen. Vorläufig kauften unſere Legitimiſten ſehr viele Cortespapiere auf, nach Einigen, um zur Vertilgung dieſer gottloſen Dokumente beizutragen, nach Andern, um, da es durch keine Glaubensarmee geht, durch Papiere die Regierung der Königin Chriſtine in Verwirrung zu ſetzen.

Auch unſere Bauern begreifen den Himmel nicht, denn er läßt nicht regnen, und es thut ſehr Noth, um unſere Ernte ſo ſegensreich zu machen, als die Aſpecten waren. Auf eine fette Kuh iſt man indeſſen jedenfalls gefaßt; die Aſtrologen ſind nur darin ungewiß, ob ſie die Avantgarde oder die Arrieregarde von Sieben ſeyn wird. Man hofft ſogar auf ſo ſtarken Weinertrag aus unſern einheimiſchen Bergen, daß wir den Ihrigen, die unſerer Induſtrie ſeit dem Zollvertrage gefährlich werden, das Paroli bieten dürfen. Der Deutſche lebt einmal von Hoffnungen. Ob man auf den großen Kometen, der vorläufig auf ein Jahr hinausgerückt iſt, hoffen oder fürchten ſoll, darüber iſt man noch nicht einig.

Unzufrieden ſind ferner — denn es kommt diesmal ein ganzes Regiſter von Unzufriedenen — unſere Pferdeliebhaber. Das diesjährige Rennen hat die Erwartungen nicht befriedigt. Statt einer Nationalangelegenheit werde es eine Sache der Spekulation, ſtatt die Zucht zu fördern, munniere die Einrichtung, wie ſie iſt, nur zur Dreſſur auf. Da die Gewinner der vorigen Jahre immer wieder zugelaſſen werden, und erprobte Pferde immer wieder gewinnen, wiſſe man den Erfolg ziemlich zum voraus, und daher ziehen ſich mehr und mehr von den Konkurrenten zurück, und es werde am Ende ein Gegenſtand der Wette zwiſchen einigen Wenigen, welche die meiſten Chancen für ſich haben. Von der andern Seite werden dagegen eben ſo viele Vortheile hervorgehoben, die ſeit der Stiftung der Vereine in's Leben getreten, und wenn es auch nur der wäre, daß die Zucht und Veredlung der Pferde nun nicht mehr ausſchließlich von einigen wenigen königlichen Geſtüten ausgehe, ſondern eine allgemeine, induſtrielle Theilnahme dafür erwacht ſey, ſo müßte der Umſtand allein das Feſthalten an den Vereinen zur Pflicht machen. Der hieſige Pferdeverein iſt wie der hieſige Kunſtverein einer der erſten, daher noch mit Mängeln behaftet, die ſich tilgen laſſen. Vorläufig, ich weiß nicht, ob im ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Sinne, ſchlägt man eine Nachahmung der Breslauer Einrichtungen vor, wo das von dem Herrenrennen abgeſonderte Bauernrennen ungemein luſtig und dem Zweck entſprechender ſeyn ſoll.

In den hieſigen Zeitungen ſind die Kritiker unzufrieden, daß die Schröder-Devrient in modern italieniſchen Opern geſungen hat. Es iſt förmlich deßhalb Fehde gegen die Bewunderte; das Kreuzfeuer gegen ſie oder ihre Wahl wird von den verſchiedenartigſten Parteien unterhalten, und an den Batterien ſtehen geſchickte Artilleriſten, deren einer ſogar Lieutenant war, nämlich Herr L. Rellſtab. J. P. Schmidt, Spontini, Fr. v. Raumer in der Staatszeitung, alle von ſonſt ſehr divergirenden Anſichten, haben ſich darin die Hand geboten, es einer ſo ausgezeichneten Sängerin zum Vorwurf zu machen, daß ſie nicht ihre ganze Kraft der claſſiſchen Muſik gewidmet habe, die freilich ſeit dem Abgang der Milder verlaſſen iſt. Nur die literariſchen Blätter, der Geſellſchafter und Freimüthige, verſuchen dann und wann eine Vertheidigung der Sängerin, die aber mehr Entſchuldigung als Rechtfertigung wird. Man will nicht ihren Geſchmack loben, der ſie den Bellinischen Romeo einer Gluckſchen Armide vorziehen ließ, aber man fragt, warum es ihr nicht vergönnt ſeyn ſolle, neben den großen Werken auch in modernen aufzutreten, da Niemand es ehedem in einer beſſern Zeit den Meiſtern unſerer Schauſpielkunſt zum Verbrechen gemacht, daß ſie, während ſie in Shakespeareſchen Rollen glänzten, auch in Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Bewunderung erregten. Darauf wird, mit einigem Grunde, erwidert, daß das neben nicht verargt werde. Aber wie die Sachen ſtehen, maßen ſich die Nebenſachen auf dem Theater den Vorrang vor den Hauptſachen an, und je mehr man willig ſey gegen jene, um ſo mehr werden dieſe in den Hintergrund zurücktreten. Im Schauſpiel ſey dies längſt der Fall; in der Oper habe ſich bis da die Berliner Bühne ehrenvoll über der Zeit erhalten; wenn aber Talente wie das einer Devrient ſelbſt ihr huldigen, was ſolle man von geringern erwarten, bei denen es leichter zu entſchuldigen, wenn ſie um leichten Gewinn buhlen? Ueberdem wird warnend das Beiſpiel von Wien hingeſtellt, der Stadt, die einen Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven gewiegt, und wo jetzt dieſe Heroen unverſtandene Größen ſeyen, und nicht allein der Tagesgeſchmack, ſondern die ganze Bildung dem neuitalieniſchen Klingklang ſich hingegeben habe.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Juli 1834.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!

Goethe.

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

So war es denn Mademoiselle Lombard klärlich erwiesen, daß die Weiber, das Spiel und der Wein die einzigen Ursachen der traurigen Verirrungen Rameau's seyen. Die arme Luise kam in ihre Wohnung um etwas trostloser zurück, als sie gewesen war. Sie fand ihren Mann, wie sie ihn verlassen hatte, mit dem Unterschiede, daß er jezt eine Gavotte anstatt des Passe-pied tanzte, und der Unglücklichen blieb kein Trost, keine Hoffnung mehr.

Allermittelst kam der erste Mai herbei, der Namenstag ihres sonst so geliebten Philipp. An diesem Tag war es seit langer Zeit Gebrauch, einige Freunde zum Mittagessen einzuladen, und Madame Rameau machte ihre Einladungen wie gewöhnlich. Damals speiste man um halb zwei Uhr. Um ein Uhr war Rameau, der schon früh ausgegangen, noch nicht wieder nach Hause gekommen; die arme Luise zitterte vor Angst und Ungeduld, er möchte vielleicht den ganzen Tag wegbleiben. Man konnte die Unruhe auf ihrem Gesichte lesen, als endlich Mademoiselle Lombard das Schweigen brach. „Es ist Zeit," sagte sie, sich an die andern Gäste wendend, „diesem Wesen ein Ende zu machen! Der Herr Nachbar muß uns durchaus beim Dessert eine Erklärung über sein ganz sonderbares Betragen geben. Die arme kleine Frau, wenn das so fortgeht, wird ja so mager wie ihr Taugenichts von Mann! das ist ein Scandal, der nicht fortdauern darf und kann!" Diese Harangue ward einstimmig gut aufgenommen und jeder bereitete sich, dem Herrn Wirthe auf seine Weise den Text zu lesen. Die Gäste waren: Mademoiselle Lombard, Marchand, der Organist, Dumont, Küster zum heiligen Kreuz de la Bretonnerie, den man übrigens nur schwer hatte bestimmen können zu kommen, so böse war er auf Rameau, weil er seinen Organistendienst aufgegeben, und Herr Bazin, der Spezereikrämer, den Madame Rameau eingeladen hatte, weil er Miethsherr war, und sie nicht ohne Bangigkeit an den nächsten Termin denken konnte.

Um ein Viertel nach Ein Uhr kam Rameau. Er schien Anfangs überrascht, Gäste bei sich zu sehen, und wollte eben eine Erklärung fordern, als ihm sein gutes Weib mit Zärtlichkeit eine Degenquaste und ein Paar von ihrer Hand gestickte Manschetten überreichte; jezt kam ihm auf einmal das Gedächtniß. „Gute, theure Luise!" sagte er, „Du vergißt doch nichts! Du bist viel besser als ich: ich denke nie an Deinen Namenstag, wenn ihn mir nicht die Kanonenschüsse, die ihn für den König feiern, in's Gedächtniß bringen. Ich habe Dir noch nie etwas gegeben, aber sey ruhig, dieses Jahr soll es anders seyn, das versichere ich Dich." Obwohl es

nun jedes Jahr so hieß, so konnte sich Luise dennoch der Thränen nicht enthalten, so sehr war sie aller Merkmale von Liebe und Theilnahme von Seiten ihres Mannes entwöhnt. — Nachdem Rameau seine Frau umarmt hatte, grüßte er respektvoll Mademoiselle de Lombard, reichte Freund Marchand die Hand, warf dem Küster einen vertrauten Wink zu, den dieser, obwohl ihm der süße Duft des Bratens den Mund zu einem lüsternen Lächeln verzog, mit einer bittersüßen Grimasse beantwortete; dem Spezereihändler endlich machte er ein etwas vornehmes Kompliment, das dieser mit einem desgleichen, so lang er war, erwiderte. Nun setzte man sich zur Tafel, und man war Anfangs ganz lustig, je näher aber das Dessert rückte, desto mehr machte sich eine gewisse Spannung fühlbar. Der Wirth war die ganze Zeit so liebenswürdig, so freundlich gewesen, hatte so freigebig seinen trefflichen Burgunder, den er seinen Landsmann nannte, gespendet, daß keiner der Gäste es über sich vermochte, diese gute Stimmung durch Feindseligkeiten zu unterbrechen.

Mademoiselle Lombard hatte zwar versprochen, den Angriff zu machen, indessen war ihr der Muth bedeutend gesunken, und sie suchte nun Herrn Bazin zum Dolmetscher ihres heiligen Eifers zu werben; aber alle Zeichen und Winke waren vergeblich. Der Herr Spezereikrämer hatte bereits für Viere gegessen und dachte sehr vernünftig: wenn wir uns zanken, so trinken wir nicht. Er that daher, als ob er nichts hörte noch verstünde, und ließ gemächlich seine Kinnladen weiter spielen. Die alte Dame verfiel daher auf den guten Gedanken, dem erwählten Redner durch einen leichten Fußtritt ein unzweideutiges Zeichen zu geben; aber sie traf unglücklicherweise die langen Beine des hagern Hauswirths, der mit der entsprechenden Geberde ärgerlich fragte: wer sich das Vergnügen mache, seinen Fuß auf seinem Leichdorn tanzen zu lassen? Mademoiselle Lombard ward roth bis an die Ohren, sie fürchtete, dieser unglückliche Fußtritt möchte einen falschen Schein auf ihre jungfräuliche Sittsamkeit werfen, und die Uebrigen sahen sich ganz erstaunt an, als das in der Straße du Chantre ganz ungewöhnliche Gerassel eines Wagens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Wagen hielt vor dem Hause Rameaus, und bald darauf hörte man die rauhe Stimme eines Bedienten in das Zimmer rufen: Monsieur de la Poplinière.

Bei dem Namen Poplinière erhoben sich ganz verblüfft Rameaus Tischgenossen, und empfingen unter tausend Verbeugungen einen kleinen runden Herrn im schwarzen Sammtkleide, reich mit Gold verziert. „Ist's möglich, gnädiger Herr, Sie würdigen mich Ihres Besuchs?“ stammelte, noch ein wenig verlegen, Rameau; „und ohne mich vorher zu benachrichtigen?“ — „Benachrichtigen?“ erwiderte der kleine Mann, „das könnte man doch nur, wenn man wüßte, ob Sie noch leben, und wie lange schon ich davon keine Kunde habe, das können Sie leicht ausrechnen. Doch still davon! Was muß ich hören, Rameau? Sie schreiben eine Oper? Sie haben Mademoiselle Petitpas heute Morgen zu einer Probe eingeladen? Ich will hoffen, daß diese Probe nirgends anders als bei mir Statt hat. Mein Orchester steht zu Ihren Diensten, und was die Copialien anlangt, das ist meine Sache. Aber wie! wann werden Sie eigentlich an's Werk gehen?“ — „Gnädiger Herr, die Oper ist fertig; es sind nun beinahe drei Monate, daß ich daran arbeite.“ — „Aber woher haben Sie denn ein Libretto genommen?“ — „Der Abbé Pellegrin hat es verfaßt; ich mußte ihm aber 600 Livres als Kaution im Fall des Mißlingens deponiren.“ — „Wie? der Pellegrin hat sich von Ihnen 600 Livres vorauszahlen lassen? da möchte ich doch —“ — „Nun, er, ein Poet, konnte ja freilich nicht wissen, ob ich im Stande bin, eine tüchtige Oper zu schreiben.“ — „Nun, nun, und wie heißt denn die Oper?“ — „Hippolyte et Aricie.“ — „Ah, ein herrliches Sujet! Und was ist's? wann können wir etwas davon zu hören bekommen?“ — „Ich denke, in acht Tagen könnte man wohl den ersten Akt probiren.“ — „Nun denn auf Wiedersehen! Adieu, lieber Rameau; ich freue mich sehr, die Bekanntschaft Ihrer Familie gemacht zu haben. Ihr kleines Weibchen ist wirklich charmant, und Ihre Frau Mutter —“ fügte er mit einem Blicke auf Mademoiselle Lombard hinzu. — „Nein,“ entgegnete Rameau, „Mademoiselle ist unsere Nachbarin und Freundin.“ — „Bitte tausendmal um Verzeihung,“ fuhr der gemüthliche Generalpächter, dem das lange Gesicht der Dame nicht entgangen war, fort, „wenn ich Mademoiselle für die Mutter hielt; sehen Sie — so ist's, wenn man alt wird!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Nationalmuseum in Philadelphia.

(Beschluß.)

In einem Eingangsparlor versammeln sich die besuchenden deutschen Patrioten und unterhalten sich nach den Statuten des Vereins in angeblich deutscher Sprache. Andere setzen ihren Stolz darein, für Beschützer der Wissenschaften angesehen zu werden, vermehren die Fonds durch das höhere Entree, das sie bezahlen, hören zu und unterhalten sich gar nicht. Wenn die Gesellschaft bis auf zwanzig, dreißig Personen angewachsen ist, führt

sie der Kustos in den Gemächern herum, zeigt alle Kästen und Schränke, gibt ihren Inhalt und die Zahl der vorhandenen Bände an. Im lezten Zimmer hängt eine große schwarze Tafel, welche die ganze Wand vom Plafond bis zum Fußboden einnimmt; darauf ist in großen rothen weißschattirten Lettern die summarische Uebersicht des Besitzthums der Anstalt verzeichnet. Die erste Rubrik enthält die Namen der Autoren; sie ist ein wahres Basrelief, die Buchstaben sind nämlich aus Goldpapier geschnitten und mit dickem Pappdeckel unterlegt, und bietet manche Curiosität dar, unter Anderm Namen, von denen man in Deutschland nie etwas gehört hat, so ist ein William Berger da, ein Andreas Gerber, ein Lafayette Röslein, und noch andere äußerst fruchtbare Schriftsteller; besonders muß Herr Röslein ein entsetzlicher Scribent gewesen seyn, denn von ihm werden fünfzehn Werke, jedes von vier bis sechs Bänden vorgewiesen, sämmtlich in den Jahren 1828 bis 1830 erschienen, und von jeglichem sollen angeblich dreißig Exemplare da seyn. Welche Gegenstände diese fleißige Feder behandelt hat, ist mir nicht bekannt geworden, ihre Produkt. sind aber sostematisch als „Oktavbände" klassificirt. Die übrigen Rubriken der großen Tabelle geben Auskunft über die vorräthige Anzahl der Werke jedes Autors, über die Zahl der Bände jedes Werkes, die Classifikation nach dem Format, und endlich die Summa aller Bände. Man sieht, es ist hier nur um Ziffern zu thun, es handelt sich nur um die Summe, als Produkt der Addition. Nie verläßt eine Gesellschaft das Haus, ohne zum Schluß vor diese Tafel zu treten und nachzurechnen. Dieses Geschäft wird mit um so größerer Gewissenhaftigkeit vorgenommen, wenn fremde Reisende zugegen sind, und wenn endlich die langweilige Probe im Reinen ist, da richten sie selbstgefällige fragende Blicke auf den Ausländer, und hie und hört man sogar die Worte: „Habt ihr dergleichen zu Hause, dort drüben über dem Meere?" Es ist natürlich, daß die durch nichts weiter zu controllirende Bücherzahl im Interesse der allgemeinen Eitelkeit auf das Lächerlichste übertrieben wird. Gelesen werden sie wenig, doch dienen sie etwa als Anlaß, ein deutsches Gespräch einzuleiten, ohne daß man nöthig hat, sich den Kopf zu zerbrechen. Es gehört jedoch schon eine ziemliche Kenntniß der englischen Sprache dazu, um an einer Unterhaltung der Art Theil nehmen zu können. Die emsigsten Besucher dieses Museums werden daselbst als Doktoren titulirt. Ein solcher Doktor, der seines Gewerbes ein Nürnberger Waarenhändler war, pflegte auch in das Museum zu kommen, und er unterhielt sich gerne mit mir, um seine Sprachkenntniß zu produziren; französisch oder spanisch reden die Amerikaner nie, obgleich sie beides recht gut verstehen, aber dann und wann brüstet sich Einer, besonders in Philadelphia, mit der deutschen Sprache, und in unserm Museum prangt man offiziell damit, wie sonst mit Griechisch und Hebräisch, spricht es aber kaum wie die Ungarn Latein.

Der Krämer redete mich unter Anderm, zur Verwunderung seiner Herren Kollegen, folgendermaßen an: „Wie thut Ihr lieben Amerikä? Häven Ihr gebue in ti Kauntri? Shurlich ihr feinden es recht gesettelt. Dat könnot sin anderweis, bei ti vielen Emigräschen, da settelt sich das Länd. Ti Volks kommen all over, porschäsen Länds, builden sich Hütten, änd koltiwäten die Graunden. Die wästen Territories bikomen bei and bei Städten, and die slätterten Hütten mäcken in wenig Jihrs die feinesten Sities. Ti Menschen lewen gud hier, worken wenig, eten viel. Achsen änd Sahen thä heven enugg in ti Weildnißen, änd ti Erde ist fruchtfull, giwes à honndretfoldig Korn for à Bittl Pluging. Ta sind solche Graunden, às känn sin geplugt wit ti fut nur, so loosen, so leuchten tá sind. O! Amerikä is à gud, sein Länd! all harten Werken du's der Stim, weilst der Mensch släst's."

Was heißt dies? Wer nicht Englisch versteht, kann es nimmermehr ergründen. Der Nachkomme eines deutschen Mannes wollte sagen: „Wie gefällt Ihnen Amerika? Waren Sie auf dem Lande? Nicht wahr, Sie finden es schon recht angebaut? Das kann nicht anders seyn: durch die vielen Auswanderungen bevölkert sich das Land. Die Leute kommen alle herüber, kaufen Ländereien, bauen Hütten und machen die Gründe urbar. Aus wüsten Landstrichen werden nach und nach Staaten und die zerstreuten Hütten sammeln sich in wenig Jahren zu den schönsten Städten. Die Menschen leben hier gut, sie arbeiten wenig und essen viel. Ochsen und Schweine haben sie genug in den Wildnissen, und die Erde ist so fruchtbar, daß sie für ein Bischen Pflügen hundertfältig Korn trägt. Es gibt Gründe hier, die so locker und leicht zu pflügen sind, daß man sie mit dem Fuß umwenden kann. O! Amerika ist ein gutes, schönes Land; alle schwere Arbeit verrichtet der Dampf, während der Mensch schläft." — Dies kann im Allgemeinen als Maßstab gelten, wie die Deutschen in Philadelphia ihre Sprache reden.

Lieder von Karl Mayer.

Beistimmung.

Raben, Raben, ruft nur satt
Wies' und Waldeswinkel aus!
Wär' ich frei, an eurer Statt
Zög' ich jubelnd auch nach Haus.

Die aufgesparten Lieder.

Ich gehe heut' an dir vorbei,
Geliebtes Wälderthal,
Mit einem Sinne, schwer wie Blei,
In stummer Sorgenqual.

Sonst immer holt' ich Lieder mir
Aus deinem stillen Grund;
Heut' laß' ich sie zurück in dir
Auf frohern Wiederfund.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theaterwesen. Dampfwagen. Ehrengesetze. Allerlei.

Ueber unser Theater ist man nicht mehr unzufrieden, weil man gar nicht mehr davon redet. Es wurde ein Gegenstand, der aus der Conversation entlassen ist. Raupach ist verreist, ohne etwas hinterlassen zu haben. Spontini fliegt ebenfalls dem Süden zu. Der Direktor des Königsstädtischen Theaters, Herr Cerf, reist auf Acquisitionen in Italien umher. Es ist wenigstens eine Thätigkeit bei seinem Institute, die gelobt werden muß. Herr v. Holtei gastirt mit seiner Frau in Schlesien. Ein Sommertheater, das sich im Vergnügungsort Elysium etablirt hat, ist nicht schlecht. Das trockene Wetter begünstigt das Unternehmen. Gelegenheit, Concession und andere Umstände beschränken indeß dies Theater, das sonst etwas werden könnte, was das Königsstädtische Theater werden sollte, und nicht geworden ist.

Von Dampfwagen und Eisenbahnen lesen wir bis jezt nur. Unsere Fuhrleute meinen, es gebe ja schnell genug. Die kühne Vorstellung, daß der Berliner Bürger künftig Sonntag Nachmittags nur dem Hausknecht zuzurufen braucht: „Zieh den Wagen raus," und zur Frau: „Bring einen Pompadour mit Dampf aus der Küche," und daß sie sich ohne Kutscher und Pferde in ihren Einspänner setzen werden, um nach Treptow oder Tegel zu fahren, will noch nicht recht lockend scheinen. Wenigstens versichern die Damen noch: sie werden sich nie dazu entschließen." „Wär's auch nur," sagte eine Zartfühlende, „der armen Hasen wegen, die man durch die rapide Schnelligkeit umfahren kann," wenn sie nämlich über den Weg laufen, was, den Zeitungen zufolge, neulich einmal in England passirt ist.

Weder unsere Polizei, noch unsere Censur setzen bis jezt den Fortschritten in der Kunst, schnell Licht und Feuer zu machen, etwas in den Weg. Die vervollkommneten Percussionsgewehre, Zündschwämme und Zündhölzer überbieten sich. Man braucht nur mit der Zunge zu schnalzen, mit dem Auge zu blinken, und man wird Licht und Feuer haben. Ob man aber nicht darin schon zu weit ging? ich will gar nicht vom geistigen Feuer reden, ob man aber nicht, der überhandnehmenden freiwilligen Feuersbrünste wegen, von Obrigkeits wegen die Kunst, Feuer zu machen, erschweren sollte? Man kann nie wissen, was aus einer Sache wird, weshalb eigentlich eine gute Polizei Alles verbieten sollte, was nicht von ihr ausgeht.

Ein Rasender hat neulich Nachts auf der Straße einen Offizier insultirt, wie es heißt, aus Eifersucht. Der Rasende hat im lichten Augenblicke sein Unrecht eingesehen, bereut, Satisfaktion angeboten und gegeben. Da aus dem Duell kein erhebliches Resultat herausgekommen, wird wahrscheinlich, um die militärische Ehre des völlig schuldlosen Offiziers nach den Begriffen seines Standes rein zu waschen, noch ein zweites Duell erfolgen, vielleicht auch noch ein drittes, wenn da nichts herauskommt. Der Rasende, in lichten Augenblicken vom Bewußtseyn seiner Schuld durchdrungen, hat in die Luft geschossen und will immer in die Luft schießen; das Duell kann also nur in einer Schießübung, wo er das Ziel ist, bestehen. Der Offizier, der allgemein als ein sehr wackerer Mann und Militär gerühmt wird, hat zu einer solchen Schießübung, wobei keine Gefahr ist, keine Lust, aber er muß, denn seine Ehre gebietet so, wenn er nicht aus dem Dienste ausscheiden will. Man will, wie verlautet, in einem großen Ehrengerichte sich mit der Sache beschäftigen und Untersuchungen anstellen, wo die Ehre anfängt und wo sie aufhört. Ein Stock, der aus einem Fenster fällt und einen vorübergehenden Offizier schlägt, kann, glaube ich, die Ehre noch nicht kränken, aber wenn ein Wahnsinniger auf den ersten Besten, der ihm in den Weg kommt, losschlägt, so ist, wenn dieser erste Beste auch ein Blücher wäre, nach den geltenden Begriffen dessen Ehre lädirt, und er kann nicht mehr dienen, wenn er sich nicht schlägt. Ich weiß nun nicht, ob die Ehrengesetze verlangen, daß er warten muß, bis der Wahnsinnige kurirt ist, oder ob er sich mit einem Tollen schlagen muß. Nach den herkömmlichen Billigkeitsgrundsätzen thut er am besten, dem Thäter auf der Stelle den Degen durch den Leib zu rennen, jedoch nur, wenn er einen Degen trägt. Es wäre bei so manchen in diesem Punkte vorkommenden Zweifeln am besten, wenn diese Gesetze, die gewiß einen tiefen Grund in der Humanität und Bildung haben, durch einen gedruckten Codex bekannt würden.

Literarisch ist hier nichts von Bedeutung erschienen. Der Sommer will seine Ruhe. Von den Büchern des lezten Leipziger Meßkatalogs werden manche hier frei gelesen. Selbst von den verbotenen Paroles d'un croyant ist nachgelassen, insofern in den politischen Zeitungen zu sprechen, als die verschiedenen Länder aufgezählt werden, in denen sie verboten werden. — Ein sehr tüchtiger junger Arzt und Docent an der Universität, von dem man sich auch schriftstellerisch viel versprach, Dr. Becker, ist plötzlich im neunundzwanzigsten Jahre gestorben. — Das verbreitete Gerücht, daß Dr. Leßmann durch einen geständigen und bereits hingerichteten Raubmörder umgebracht worden, hat sich als ungegründet erwiesen. — Im Freimüthigen stand ein Aufsatz: Schoppe an Albano, mit Invectiven gegen die Preßfreiheit; der Redakteur des Blattes erklärt jezt, daß er während seiner Abwesenheit zum Abdruck gekommen, und ohne seine eigenen, durch den Conflict der Umstände gestrichenen Anmerkungen niemals von ihm aufgenommen wäre. — Kriminaldirektor Hitzig ist von einer Reise nach Süddeutschland und Paris zurückgekehrt, die, was Caspar Hauser anlangt, von interessanten Resultaten gewesen seyn soll.

Die Reise unsers verehrten Kronprinzen mit seiner Gattin durch die östlichen Theile der Monarchie, um sich nach Petersburg einzuschiffen, gleicht, wie diejenige durch die Rheinprovinzen, einem Triumphzuge, wo Huld und Liebe sich zu einem Bunde begegneten, aus dem nur Hoffnungen entsprießen können.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Juli 1834.

Des gens enfournent,
D'autres défournent,
Aux broches tournent
Veau, boeuf et mouton.
La table est mise,
La chère exquise!

Béranger.

Zeitbilder aus Paris.

Von Depping.

Die Omnibus-restaurans.

Eines der außerordentlichsten Projekte, die in dieser Hauptstadt der Projektmacherei ausgeheckt worden, ist das eines Vicomte de Botherel. Er will nämlich tragbare Küchen in Paris herumschicken, die er Omnibus-restaurans nennt, und die Jedermann zur Mahlzeit mit allem versehen sollen, was er bedarf, so daß ein Junggeselle, der nicht einmal Messer und Gabel besitzt, zur Essenszeit nur aus dem Fenster zu winken braucht, um nach Belieben einen gedeckten Tisch mit allerlei Speisen zu bekommen. Das Mährchen: Tischchen decke dich! will der Vicomte zur Wirklichkeit machen, und der einzige Unterschied zwischen dem Mährchen und dem Botherelschen Unternehmen wird darin bestehen, daß das Tischchen oder, wenn man will, der große Tisch gegen baares Geld aus den Botherelschen Omnibus-restaurans kommt. Dies ist aber eine Kleinigkeit; die Hauptsache ist, daß sich künftig für Jedermann in Paris der Tisch decken wird, so kostbar als er nur immer will. Die Ankündigungen in den Zeitungen über die vortreffliche Zubereitung und die Schmackhaftigkeit der Speisen, über die prompte Bedienung, über die Auswahl der Gerichte waren so schön, daß einem dabei ordentlich der Mund wässerte und man geneigt war, das Tischchen sogleich decken zu lassen. Damit ging es aber nicht so geschwind. Ich vergaß zu sagen, daß der Keller mit der Küche in Paris herumwandeln sollte, und daß man nur zu sagen brauchte, welche Weine man wolle, um sogleich im Zimmer bedient zu seyn. Der Herr Vicomte hatte damit angefangen, ein Gebäude mit großen Küchen anzukaufen, in welchen für die 800,000 Einwohner von Paris, oder doch für diejenigen unter ihnen, welche sich von ihm den Tisch wollten decken lassen, gekocht werden sollte. Ganz Paris wurde eingeladen, die schöne Anstalt zu sehen, und in der That nahm sich das Lokal recht hübsch aus. Man bewundert den ungeheuren Fleischtopf im Invalidenhotel, wo für einige hundert Personen Suppe und Fleisch gekocht wird, und der sich wie ein Wasserbehälter in einem Lustgarten ausnimmt, so groß ist er und so tief geht er in die Erde. Bei Vicomte Botherel schien ein Teich nöthig zu seyn, um die ungeheure Masse von Fleischbrühe zu verfertigen, worauf er zu rechnen hatte. Indessen waren die Sachen doch nach einem kleinern Maaßstabe angelegt; doch wenn in der Folge die 800,000 Einwohner von Paris alle Lust haben, sich von den Fleischtöpfen Botherels zu nähren, so kann er ja einen Kessel so groß als eine Braupfanne dazu nehmen und die Brühe Eimerweise abzapfen lassen. Auch war ich

darüber gar nicht in Sorgen, wie er Suppe und Fleisch für einige hunderttausend Personen zubereiten könne, sondern nur, wie er in einen Wagen oder in eine wandelnde Küche alle beliebigen Speisen, die natürlich warm gehalten werden müssen, ferner Weine, Tischzeug und alles zum Essen nöthige Zubehör werde hineinpraktiziren können. Hierüber habe ich keine befriedigende Auskunft erhalten. Allerdings haben die Zeitungen viel Rühmliches von der künstlichen Einrichtung dieser Wagen und von der wunderbaren Art gesagt, wie der Tisch überall gedeckt und bedient werden solle; so lange man aber so etwas nicht selbst sieht, ist es erlaubt, einige Zweifel zu hegen.

Ich setze den Fall, die Omnibus-restaurans rollen zur Mittagszeit durch die Straßen; nun wird aus verschiedenen Fenstern vom ersten bis zum sechsten Stockwerke der Häuser gewinkt, gerufen; der eine verlangt diese Speisen, ein anderer andere. Alle diese Leute mit hungrigem Magen wollen sogleich bedient seyn. Wie viele hundert Kellner und Aufwärter werden da den inhaltschweren Omnibus-restaurans begleiten müssen, um jedem nach seinem Willen den Tisch zu bestellen und hernach wieder abzudecken! Welche Arche Noahs wird nöthig seyn, will man darin bequem hanthieren! Auf den Speisezetteln in den Restaurationen sind Hunderte von Gerichten verzeichnet; diese müßten also alle, und zwar in großer Quantität und meistens warm in dem ungeheuren Omnibus stecken. Zur Essenszeit wären die Straßen beinahe blokirt, und die Polizei müßte auf den Beinen seyn, um den Weg frei zu halten.

Ich vermuthe, nach und nach sind dem Vicomte einige Zweifel, nicht über die Ausführbarkeit seines Plans, sondern über das Gelingen desselben aufgestoßen; denn jezt heißt es nicht mehr, er opfere ein großes Vermögen dafür auf, sondern er läßt Ankündigungen in die Zeitungen einrücken, worin er die Kapitalisten, kleine und große, einladet, an seiner Anstalt Antheil zu nehmen, vermittelst Aktien von 750 Franken. Ein guter Kaffeeschenke in Paris, behauptet er, nehme täglich 1500 Franken ein und habe doch nur einige Kunden, also könne ein Universal-Speise-, Kaffee- und Weinwirth sicherlich auf 80,000 Franken täglich, oder zehn Millionen jährlich rechnen. Das nenne ich die Sachen in's Große treiben: zehn Millionen für Eß- und Trinkwaaren einzunehmen! welcher Geldumsatz! In manchen Staaten wird kaum so viel umgesezt. Dazu verspricht der Unternehmer den Kaufleuten, welche Aktien nehmen, bedeutende Lieferungen, den andern allerlei Stellen als Buchführer, Kellner, Aufwärter, Köche, Karrenführer u. s. w. Er kann alles brauchen, Geld, Waaren, Leute; mit dem erstern soll der Anfang gemacht werden, das übrige wird von selbst kommen. Aber gerade weil jeder Anfang schwer ist, wird der Vicomte, fürchte ich, auch viele Mühe haben, an's Ziel zu kommen, und er hat recht klug daran gethan, daß er nicht selbst sein ganzes Vermögen dabei auf's Spiel gesezt, obschon sein Plan ihn bereits ein Beträchtliches mag gekostet haben.

In dem neuen Vaudeville la Tour de Babel, an welchem ein Dutzend Dichter gearbeitet haben, und das vor der Aufführung so vielen Lärm, nach derselben aber desto weniger gemacht hat, werden auch diese projektirten Omnibus-restaurans durchgehechelt, welche im Einzelnen nicht ohne Nutzen seyn mögen, aber so im Großen, wie sie der Herr Vicomte angelegt hat, eine Narrheit sind. In eben diesem Vaudeville wird, im Vorbeigehen gesagt, auch eine andere Thorheit bespottet, welche bei dem lezten Fasching zur Sprache gekommen war. Es hieß nämlich, wie Herr Musard es unternommen habe, Tanzorchester für geschlossene Gesellschaften und für Soirées de bal zu liefern, so habe Jemand den Plan gefaßt, junge Tänzer für solche Soirées zu liefern, da bekanntermaßen zuweilen empfindlicher Mangel an denselben sey. Diese Tänzer würden sich durch Höflichkeit und gute Haltung auszeichnen, die Damen ganz zierlich zum Tanze führen und sich hernach ruhig neben dem Orchester niedersetzen. Man scherzte viel über dieses Unternehmen, das vielleicht nur von einem Spaßvogel ersonnen worden ist. So erzählte man, ein Hausherr habe bei dem Unternehmer eine Anzahl junger Tänzer für den Abend bestellen wollen, und als er nach dem Preise gefragt, habe der *Liefersant* für jedes Bein acht Franken gefordert. Dieser Spaß ist auch in jenes Vaudeville übergegangen. Natürlich wird in demselben auch der Constitutionnel nicht vergessen, der als ein alter geiziger Spezereihändler mit der Brille auf der Nase auftritt.

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr von Poplinière so die Bekanntschaft aller Anwesenden gemacht und den würdigen Marchand zu seinen Freitagskonzerten eingeladen hatte, verabschiedete er sich. Nun aber hätte man sehen sollen, mit welchem Entzücken sich Luise in die Arme ihres Gatten warf, um ihm all ihren ungerechten Verdacht abzubitten, und wie die andern in der Stille beschämt und gerührt miteinstimmten. „Weil Ihr, lieben Freunde, nun doch einmal mein Geheimniß wißt, will ich's auch nicht länger verbergen," sprach Rameau, und nahm sie mit zu seinem Klavier, auf welchem er die ganze große Partitur von fünf Akten ausgearbeitet hatte und jezt mit Hülfe Marchands ausführte. Alle waren entzückt, und Mademoiselle

Lombard behauptete geradezu, nur Lulli oder Rameau können solche Meistermusik machen. „Mademoiselle,“ erwiderte der leztere, „man könnte mir sicherlich nie ein schöneres und größeres Kompliment machen; denn Lulli gerade ist es, den ich vor Allen bewundere, dessen schöne Deklamation, dessen herrliche Melodie in den Rezitativen ich in künstlerischer Freiheit nachzuahmen, zu erreichen suche.“ Madame Rameau weinte vor Freude und Entzücken, und auch Dumont der Küster fand die Musik charmant, meinte indeß doch, es sey Schade, daß so schöne Sachen der heiligen Kirche entzogen und dem Profanen geweiht werden. Marchand war ganz bezaubert. „Ich kannte Sie, lieber Freund, längst als einen ausgezeichneten Organisten,“ sagte er zu Rameau, „aber nie hätte ich geglaubt, daß Sie so treffliche Dinge schreiben könnten. Alles ist neu in Ihrem Werke, und gewiß, wenn es das Orchester ausführen kann, so wird und muß diese Oper eine vollständige Revolution in der Musik bewirken.“ — „Ich hoffe,“ erwiderte Rameau, „wir werden mit Fleiß und Geduld alle Schwierigkeiten überwinden. Das war ja bei Lullis erster Oper noch weit ärger; erinnern Sie sich nicht, daß es damals nur zwölf Violinisten in Paris gab? Ein Jahr später existirte bereits die berühmte Bande der vier-und-zwanzig Geiger, und seitdem haben wir noch gewaltige Fortschritte gemacht.“

Während der acht Tage, welche zum Abschreiben der Stimmen verwandt wurden, übte Rameau mit seinen Sängern, die damals freilich noch gar sehr schwache Musiker waren, seinen ersten Akt ein, und am festgesezten Tage versammelte sich endlich die schöne Welt vom Hof und aus der Stadt gar zahlreich in den prächtigen Salons des Herrn von Poplinière. So sehr Rameau auch bisher als Theoretiker rühmlichst bekannt war, so wenig war man doch geneigt zu glauben, daß er, ein Mann von fünfzig Jahren, noch in einer Laufbahn Glück machen könne, die vor Allem jugendliche Lebendigkeit und eine lebensfrische Phantasie erheischt. Die Ouvertüre begann; wie alle Ouvertüren jener Zeit im streng fugirten Styl geschrieben, machte sie nur sehr geringen Effekt. Der erste Chor: Accourez, habitans des bois, ward zwar ein wenig besser aufgenommen; aber weil die vornehmen Herren sich zu compromittiren meinten, wenn sie zuerst applaudirten, so wurden mehrere der folgenden Stücke in religiösem Stillschweigen angehört. Rameau, der selbst dirigirte, sah mit großem Verdruß, die wenig Wirkung seine Musik auf das Publikum machte; die Muthlosigkeit malte sich in allen seinen Zügen, als nach der reizenden Arie: Plaisirs, doux vainqueurs, ein Mann in einem Winkel des Salons auf sein Tabouret steigt und ruft: „Très bien, Rameau! c'est admirable!“ Alle Augen richten sich nach dem kleinen Manne, der so plözlich die Probe unterbrochen hatte, und den man seines unscheinbaren Anzugs halber schon für einen ungebetenen Gast zu halten geneigt war, da ruft ihm Rameau von seinem Platze zu: „Dank, herzlichen Dank, mein bester Marchand! Ihr Beifall genügt mir vollkommen.“ Der Name Marchands war so berühmt, daß jeder Anwesende das Gewicht seines Beifalls zu würdigen wußte, und der lezte und folgende Chor des Prologs endigte unter allgemeinem Beifallsgeräusch. Die zuvor so gar nicht günstige Stimmung des Publikums war nun völlig umgeändert, und sämmtliche Stücke des ersten Akts wurden mit dem gebührenden Beifalle aufgenommen und belohnt.

Rameau empfing mit großer Freude die zahlreichen Glückwünsche, und Herr von Poplinière strahlte vor Entzücken, da tritt ein ziemlich ärmlich gekleideter Mann auf unsern Musiker zu, zieht ein Papier aus der Tasche und sagt, indem er es zerreißt: „Sie können Ihre 600 Livres zurücknehmen; wer solche Musik macht, braucht keine Garantie für den guten Erfolg zu geben.“ Jedermann war erfreut über diese Handlungsweise des armen Dichters Pellegrin, dessen beschränkte Lage allgemein bekannt war, und er theilte nun die Lobsprüche, mit denen man den Musiker überhäufte.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Wechsel ohne Ende.

Ach, mit welcher süßen Hast
Schon die Rosen sich erschließen!
Blüh'n- und Welkenseh'n, o Last!
Die mich möchte fast verdrießen.

Will uns jeden Morgen fast
Schon ein andrer Frühling sprießen,
Sagt, wo bleibt uns denn die Rast,
Auch nur Einen zu genießen?

Innere Bewegung.

Als ich in leichtem Zittergras
So einsam in dem Walde saß,
Da fühlt' ich, leises Wonnebeben
Durchzittre auch mein innres Leben.

Die Wasserrosen.

Blätter, grün und rund wie Tische,
Hell von goldnen Wasserrosen,
Schwimmen auf des Flusses Frische,
Und aus Waldgestein und Moosen
Seh' ich, wie zu stillem Feste
Wasserjungfern zieh'n als Gäste.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Fremde Zugvögel. Der Unverbrennliche. Die Wunderfrau von Somsdorf. Eisenbahn.

Immer lebhafter wird der jeden Sommer hier stattfindende Aus- und Einflug auswärtiger Zugvögel. Eine starke Partie sammelte sich plötzlich schon in der ersten Hälfte des verflossenen Monats, aber freilich nur auf die kurze Dauer des jährlich wiederkehrenden Wollmarkts. Desto überraschender sind die Guckkastenbilder seit den letzten Tagen. Der heutige Anzeiger kündigt wieder eine Menge angesehener Fremden, unter andern eine Prinzessin von Perry an, unter der man wohl die Herzogin von Berry, oder Madame, oder Prinzessin Lucchesi-Palli vermuthen muß, da der richtig geschriebene Name Herzogin von Angouleme ihr voransteht, nebst der Bemerkung, daß sie aus Böhmen gekommen. Die böhmischen Bäder sind die Hauptveranlassung zu dem hiesigen bunten, freundlichen Sommertreiben; denn die meisten, nach diesen Heilquellen Eilenden, die nicht zu den ganz hinfälligen Badebesuchern gehören, widmen Dresden gewöhnlich eine Woche auf ihrer Durchreise. Besonders werden ihnen auch die reizvollen Gebirgsgegenden von Hohnstein und Schandau, nebst den dortigen, so anmuthreichen Elbufern, oft zu einer unwiderstehlichen Lockung. Große Wagenzüge richten sich täglich nach dem schönen Punkte der sogenannten Bastei, einem hochgelegenen, die ganze romantische Umgegend beherrschenden Punkte, wo nun schon seit langer Zeit der wohlhabende Reisende um so lieber die Sonne auf- oder untergehen sieht, da für ein sehr anständiges und bequemes Unterkommen und Nachtlager gesorgt ist. Allerdings könnte auch ein Sommer nicht leicht besser zu Vergnügungen solcher Art geeignet seyn. Die Wunder der Natur sind unter so warmem, blauen Himmel zu ansprechend, als daß nicht andern Wundern Abbruch durch sie geschehen sollte. So prachtvoll daher auch der Ruf war, welcher dem durch sich selbst zum russischen Feuerkönige deklarirten Paul Schwarzenberg vorausgegangen, so fand er doch in dem seiner Unverbrennlichkeit eingeräumten Schauspielhause am Linkischen Bade, wie es scheint, nicht hinreichende Theilnahme von Seiten des Publikums; wenigstens ist er sehr bald wieder abgereist. Wer seine Leistungen gesehen hat, läßt ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie das Erstaunen, selbst der am krassesten Unglauben Laborirenden in Anspruch nehmen mußten.

Auch mit andern Wundern will es nicht mehr recht fort. Nun das Publikum die Wunderfrau von Somsdorf näher zu kennen meint, haben ihre Anhänger merklich abgenommen. Der Pietismus ist, trotz der rastlosen Bestrebungen seiner Jünger, durchaus keine Farbe der Zeit. Je bekannter es wurde, daß die Schumann in Somsdorf hauptsächlich durch Murmeln von Gebeten die Heilung der körperlichen Uebel zu bewirken suche, desto mehr verminderte sich das Zutrauen in ihre Heilkraft. Dazu kam, daß, um dem mancherlei, bei den ihr zuströmenden Besuchen im vorigen Sommer vorgekommenen Unfug zu steuern, ihr aufgegeben wurde, ihre Kuren entweder in dem benachbarten Tharand, oder hier in Dresden unter ärztlicher Aufsicht vorzunehmen. Nicht, als ob man bei ihrem Verfahren die Sittlichkeit gefährdet glauben könnte; schon die hohen Jahre heben sie über allen Verdacht von Verführungsanschlägen hinaus. Eben so wenig kann die Besorgniß allzu heftiger, bis zum Somnambulismus führender Manipulationen jene Vorsichtsmaßregel hervorgerufen haben. Unterläßt sie doch sogar großentheils bei denen, welche Heilung von ihr erwarten, das Streichen der leidenden Körpertheile, das sogenannte Massiren, bloß auf das Auflegen ihrer Hand auf die zuweilen völlig gesunde Hand der mit Schmerz in andern Gliedern Behafteten sich beschränkend. Ein Hauptgrund, warum man sie besser im Auge behalten wollte, ist vermuthlich der Umstand, daß sie nebenher auch Kräuter und Salben theils verschreiben, theils selbst geben soll. Wenn auch allerdings dergleichen Mittel, in der Regel wenigstens, das Gute haben, wegen ihrer geringen Kraft selten etwas zu verderben, so kann doch durch ihre fortdauernde, nutzlose Anwendung leicht mancher Patient die Zeit versäumen, wo ihm noch von einem rationellen Arzte zu helfen gewesen wäre. Nachdem der Heilkünstlerin jenes Ansinnen von der Obrigkeit geschehen ist, hat sie im Tageblatte, dem Anzeiger, auf einmal alle Besuche von Kranken in Somsdorf, theils wegen der Abnahme ihrer Körperkraft im Allgemeinen, theils wegen der nachtheiligen Wirkung der seitherigen Anwendung ihres Heilverfahrens auf die eigene Gesundheit, sich verbeten. Aber diese Erklärung bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was sie anscheinend damit beabsichtigt. Wenigstens will man in den zuvor stark verminderten Fabriken nach Somsdorf seitdem wieder eine Zunahme bemerkt haben.

Die Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig ist, seit dem vor Kurzem darüber in der Leipziger Zeitung erschienenen Bericht des zu Einrichtung derselben niedergesetzten Ausschusses, ein von Neuem überaus lebhaft besprochenes Kapitel. Das Unternehmen, zu welchem auch von Seiten des Staats die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, gewinnt eben durch diese und durch die meisten Namen der Ausschußmitglieder, die in Ansehung theils des geistigen, theils des pecuniären Kredits nichts zu wünschen übrig lassen, immer mehr Vertrauen. Der Bericht kam übrigens gerade zu rechter Zeit, um eine Erschütterung des letztern vergessen zu machen, die das Gerücht von dem geringen Erfolge der in Böhmen bekanntlich schon bestehenden Eisenbahn bei manchem eifrigen Anhänger dieses so ungemeine Vortheile der mannichfachsten Art darbietenden Unternehmens veranlaßt hatte. Auch deutete er auf die Gründe hin, aus denen die gerechten Erwartungen von dem in Sachsen beabsichtigten ähnlichen Werke in Erfüllung gehen müßten. — Allerdings soll gegen die vor Kurzem von der Regierung zum Nivelliren der neuen, von hier aus ziemlich weit das linke Elbufer verfolgenden Straße Beauftragten manche Klage, mancher Seufzer verlautet seyn, die freilich in Hinsicht auf das Privatinteresse der Betheiligten verzeihlich genug sind. Die Gutsbesitzer, denen ihre Grundstücke durch den anzulegenden Eisenweg zerschnitten werden, haben alle Ursache zur Unzufriedenheit. Die Gasthöfe und Orte, welche den Genuß, den ihnen so mancher Reisende und dessen Fuhrwerk seither gewährte, verlieren, können diese Störung ihres Wohlstandes unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen. Wird doch Frachtfuhrleuten, Lohnkutschern u. s. w. ihre ganze seitherige Existenz von Grund aus erschüttert. Mit Einem Worte, eine ziemliche Zahl von Gewerben hat Ursache, darüber zu trauern; allein, wie im Fabrikwesen die Spinn-, Webe- und so viele andere Maschinen als ein Fortschritt der Industrie nicht zurückzuweisen waren, obschon durch sie eine Menge arbeitender Hände entbehrlich wurde, so läßt sich auch dem nicht minder wichtigen Fortschritte, welchen die Zeit durch die Dampfmaschinen und Eisenbahnen gethan, von keinem Staate ein Hinderniß in den Weg stellen, das nicht das allgemeine Beste auf die unverantwortlichste Weise beeinträchtigen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Juli 1834.

— Désespéra l'envie,
Et l'écrasant du poids d'une si belle vie,
Finit par un triomphe et mourut couronné.

Rivarol.

Philippe Rameau.

(Beſchluß.)

Von nun an war zwar in den Salons von nichts die Rede, als von Rameaus Oper, und die ausgezeichnetſten Künſtler jener Zeit hatten bereits die Hauptrollen unter ſich vertheilt, indeſſen wurde die Aufführung durch die gewöhnlichen Kabalen und Intriguen noch lange hintertrieben. — Endlich begannen die partiellen Proben, und es ging Alles vortrefflich. Deſſenungeachtet wußte der nimmer ſchlafende Neid und die Eiferſucht der Künſtler und Komponiſten ihre Maſchinerien ſo gut ſpielen zu laſſen, daß ſich bald im großen Publikum die Meinung verbreitete: Rameaus Muſik ſey bizarr, unverſtändlich, ohne Grazie und Geſchmack, und höchſtens für die Gelehrten und Liebhaber des Außergewöhnlichen. So rückte endlich der Tag der Hauptprobe heran, und alle ausführenden Künſtler waren an ihrem Poſten, trotz der feindſeligen Stimmung, welche man in ihnen zu erregen gewußt hatte. Alles ging gut bis zum zweiten Akte. Als man hier nun aber zu der bekannten enharmoniſchen Stelle des berühmten Parzen-Trio kam, da hörte auf einmal das ganze Orcheſter auf, denn dieſe ganz neue Schwierigkeit ſchien unüberwindlich. Rameau bat ganz ruhig, noch einmal anzufangen, da meinte der Dirigent des Orcheſters, die Stelle ſey unausführbar. „Das erſtemal vielleicht,“ antwortete Rameau, „aber verſuchen wir es nur, es wird gelingen.“ Auch der zweite Verſuch gelang nicht viel beſſer, und nun galt es die ganze Autorität Rameaus, um eine dritte Wiederholung zu erzwingen, und jezt gelang es endlich.

Die Aufführung einer neuen Oper war zu jener Zeit in Paris ein großes Ereigniß, denn es gab nur drei Theater in Allem: die Oper, die franzöſiſche und die italieniſche Komödie. So war denn ganz Paris am Morgen des erſten Oktobers 1733 in Bewegung. Alle Zugänge zur Oper waren von früh an belagert, und mit vieler Mühe nur gelang es unſerm guten Rameau, eine kleine, ganz abgelegene Loge für ſeine Frau, Mademoiſelle Lombard und ſeinen Freund Marchand zu erhalten. Seine Nebenbuhler dagegen, mächtiger und beſonders intriganter als er, hatten den ganzen Saal mit ihren Werkzeugen und Anhängern gefüllt. Wie dem armen Weib des Künſtlers beim erſten Bogenſtriche der Overtüre das Herz pochte! Ihre Freunde ſuchten ſie zu beruhigen; aber ſie ſelbſt bedurften des Muthes, denn von dem erſten Akte an entſpann ſich im Parterre eine ſo heftige Kabale, daß an die Stelle der Anfangs ſchon ſparſamen Zeichen des Beifalls eine förmliche Stille

trat, welche in den lezten Akten nur von mißfälligem Murren von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Marchand war wüthend, Madame Rameau der Ohnmacht nahe, und Mademoiselle Lombard wagte nicht zu sagen, was sie dachte: sie fürchtete, dies Unglück sey die Strafe dafür, daß Rameau die Kirche für das Theater verlassen. Rameau zog sich höchst niedergeschlagen in seine Wohnung zurück. „Ich habe mich geirrt," sagte er; „ich glaubte, mein Geschmack werde gefallen. Ich muß auf die Oper verzichten."

Doch so kam es nicht. Unterdessen hatten sich die regelmäßigen Opernbesucher im Foyer versammelt, und Niemand wagte, sich für eine Musik auszusprechen, die so allgemein mißfallen hatte. Gegen die große Menge der Gegner wagte es nur Poplinière, ihre Vertheidigung zu übernehmen, er predigte aber tauben Ohren. „Fragen wir einen Musiker!" rief jezt der Prinz von Conti, und in demselben Augenblicke trat Campra ein. Dieser war ein braver Mann und berühmter Musiker, und hatte keinen Theil an den gegen Rameau geschmiedeten Kabalen genommen. „Nun, was halten Sie von dieser Musik?" fragte der Prinz. — „Diese Oper, Monseigneur, hat so viel Musik, daß man daraus zehn solcher machen könnte, dergleichen man uns heutzutage auftischt. Dieser Mann wird uns Alle verdunkeln." Das Wort fiel auf und gefiel, bald war es in Aller Munde, und nun entdeckte man bereits bei der zweiten Vorstellung ganz neue Schönheiten. — Die zweite Oper fand noch lautern Beifall, die dritte machte noch größeres Glück, und so wuchs Rameaus Ruhm von Tag zu Tag. — Fast alle seine Werke hatten, wie man in Frankreich und leider auch bei uns sagt, den brillantesten Succes. Eine Oper namentlich, Castor und Pollux, machte so außerordentliches Glück, daß einer seiner Nebenbuhler, Mouset, vor Eifersucht närrisch wurde; im Narrenhaus zu Charenton sang er unaufhörlich den Chor der Dämonen in dieser Oper: qu'au feu du tonnerre etc.

Rameau war einer der größten Musiker, die je gelebt haben. Er allein hat den doppelten Ruhm eines großen Theoretikers und eines eben so großen Componisten in sich vereinigt. Mit Recht kann man ihn den Vater der neuern Musik nennen. Seine Balletstücke waren so beliebt, daß man lange Zeit in Italien keine andern tanzte. Im Jahr 1717 sezte ihm die Oper eine lebenslängliche Pension von 1500 Livres aus. Er ward Kapellmeister des Königs, in den Adelstand erhoben, und sollte eben den St. Michaelsorden erhalten, als er 1764 den 12ten September in hohem Alter starb.

Zeitbilder aus Paris.

Von Depping.

Die Prämienziehung auf dem Stadthause.

„Dienstag den 1sten Juli werden die Stadtobligationen verloost, die aus der Schuld der Stadt ausscheiden, mit Prämien für die sechzehn zuerst gezogenen." Dies hatte der Seinepräfekt, Graf Rambuteau, in allen Blättern verkündigen und an allen Straßenecken anschlagen lassen. Um diese Prämien ist es dem Publikum besonders zu thun; sie können ja einen ehrlichen Mann allen Nahrungssorgen wie mit einem Zauberschlage entheben. Er tritt unbemittelt in's Hôtel de ville und geht als ein ziemlich begüterter Mann wieder nach Hause. Nun hatte ich ganze Völker sowohl als Individuen in kurzer Zeit unglücklich werden sehen; deßhalb kam mich die Lust an, auch einmal zu sehen, wie in wenig Minuten Leute glücklich werden. Allerdings wird hier das Glück in dem Sinne verstanden, in dem die Welt dieses Wort zu nehmen pflegt und welchem zufolge Glück viel Geld, Unglück die Abwesenheit von Geld und Geldeswerth bedeuten. Im Grunde ist diese Definition eben nicht schlecht, wenigstens bei uns Europäern. Ich möchte denjenigen kennen, der bei unserem jetzigen gesellschaftlichen Zustande sich rühmen kann, glücklich zu seyn, wenn er heute nicht weiß, wo er morgen seine Mittagsmahlzeit hernehmen soll. Man zeige mir den Mann, und ich nehme sogleich meine Definition zurück.

Also am 1sten Juli Morgens um zehn Uhr sollten auf dem Rathhause zu Paris einige Glückliche im jetzigen Sinne des Wortes geschaffen werden. Um halb Zehn war ich auf dem Wege zur Place de Grève, auf welchem Platz das verhängnißvolle Hôtel de ville steht.

Die jetzigen Finanzherren sind doch wahre Genies gegen ihre Kollegen aus den vorigen Jahrhunderten! Eben als ich auf der Straße diesen Gedanken weiter bei mir ausführen wollte, kam in aller Eile ein Leichenwagen nebst einem Zuge von Trauerkutschen herbeigefahren; sie eilten, die Leiche des Tonkünstlers Choron, welcher vor zwei Tagen in der Nähe meiner Wohnung gestorben war, abzuholen und zu seiner lezten Wohnung zu bringen. Der arme Choron hatte das Glück nie auf seine Seite bringen können. Viele Jahre hatte er sich abgequält, um eine Singakademie in Gang zu bringen, und am Ende war sein Gebäude nicht sicherer gegründet, als da er angefangen hatte. Für ihn hatte kein Glückstopf auf dem Rathhause gestanden. Nun endlich ruht er aus und seine Singakademie macht ihm keine Sorge mehr. Als der Zug vorüber war, was übrigens kaum eine Minute dauerte, so sehr eilten die schwarzen Todeskutscher,

fuhr ich weiter fort: die jetzigen Finanzherrn sind doch wahre Genies gegen die der Vorzeit! Was thaten Fürsten und Völker, wenn sie kein Geld hatten, ein Unglück, was ihnen damals so oft zustieß als jetzt? Sie vertrieben oder tödteten die geldbesitzenden Juden und bemächtigten sich ihrer Haabe; sie fielen in die Nachbarstaaten ein, um dort zu rauben und zu plündern, oder sie schlugen schlechte Münze. Die Burgherrn legten sich in die Hohlwege und nahmen den zu den Märkten ziehenden Kaufleuten ihre Güter ab. In der Folge, als das Rauben und Plündern und Münzverfälschen etwas erschwert wurde, entstanden, in Frankreich besonders, die Traitans; schlaue Köpfe, welche die Kunst verstanden, Geld zu erpressen, und mit denen die Regierung Verträge ungefähr folgenden Inhalts schloß: „Wir berechtigen Euch, zehn Millionen von unsern lieben und getreuen Unterthanen zu erheben, und von diesen zehn Millionen befehlen wir Euch, vier in unsern königlichen Staatsschatz niederzulegen. Leztere Bedingung leidet keinen Aufschub.“ Sodann that die Finanzwissenschaft einen gewaltigen Schritt vorwärts: sie erfand die Staatsanleihen. Nun entlehnten alle großen Staaten, und die Städte und kleinen Fürsten kamen hintendrein und entlehnten gleichfalls. Viele waren so ehrlich und hielten ihr Versprechen der Zurückzahlung; andere entschuldigten sich mit dem „wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren;“ andere sagten, „wenn man nochmals Geld vorstrecken wollte, würden sie dießmal redlicher seyn u. s. w.“ Allein des Aufnehmens ward so viel, daß es zulezt doch seine Schwierigkeit hatte, Geld zu finden, besonders wenn man an der Börse nicht gut angeschrieben stand. Es mußte also wieder etwas Neues ersonnen werden, um das Geld leichter herbeizulocken. Die Finanzherrn dachten hin und her, endlich fanden sie es, das lang gesuchte Geheimniß: sie ersannen die Zurückzahlung durch Lotterieziehungen.

Im Grunde war die Erfindung auf die uralte Erfahrung gegründet: erregt die Habsucht der Menschen, macht ihnen Hoffnung, für weniges viel zu erlangen, und ihr bekommt, was ihr wollt!

Mit diesem Ueberblicke der Geschichte der Finanzwissenschaft war ich gerade zu Ende, als ich die Place de Grève betrat; ein schaudervoller Platz, denn hier sind im Laufe mehrerer Jahrhunderte Tausende von Schuldigen und Unschuldigen geköpft, verbrannt oder erdrosselt worden. Aberglaube, politische Rachsucht, Gerechtigkeit haben hier ihre Schlachtopfer zum Tode gebracht; Helden, Patrioten, Verbrecher haben hier einerlei trauriges Ende gefunden. Jede Spur dieser Martern ist verwischt, und man treibt hier die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens, als ob es ein ganz gewöhnlicher Platz wäre, und vielleicht denkt keiner von denen, die jezt auf's Hôtel de ville eilen, um einige Nummern aus dem Glückstopfe ziehen zu sehen, wie sonderbar das Schicksal auf diesem Platze gewaltet hat, wo die edelsten, wie die verworfensten Menschen durch ihre Tugend, wie durch ihre Laster den Tod gefunden haben. Sind es doch kaum vier Jahre, seit auf eben diesem Platze um Freiheit und Verfassung gekämpft wurde, und bereits würden die zerstreuten Pariser diese wichtigen Auftritte vergessen haben, wenn die am Hôtel de ville aufgesteckte dreifarbige Fahne nicht ihr Gedächtniß auffrischte.

Es fehlen nur noch einige Minuten an zehn Uhr, und die Eile, womit man die große Treppe des Hôtel de ville hinaufsteigt, beweist, daß Niemand gern den Anfang der Sitzung versäumen möchte, wobei Fortuna den Vorsitz führen soll. Der Saal ist schon voll, und das die vierzig Millionen Franken repräsentirende Corps der Gläubiger der Stadt Paris sizt oder steht, und erwartet nur noch den Repräsentanten seiner Schuldnerin, ich meine den Präfekten des Seinedepartements. Die Stadt Paris hat manche dumme Ausgaben gemacht und ist, ihres großen Einkommens ungeachtet, in Schulden gerathen. Oft sind es die Reichsten, welche am Tiefsten in Schulden stecken. Sie hat es aber mit einem gefälligen Gläubiger zu thun, und dieser zahlt an Auflagen zurück, was die Stadt ihm an Interessen für seine geliehenen Kapitalien halbjährlich verabfolgt.

Ueber einem der beiden großen Kamine des Rathsaales ist das Stadtwappen angebracht, ein silbernes Schiff auf goldenem Grunde: ein bedeutungsvolles Sinnbild der Stadt. So lange sie auf einem Goldgrunde ruht, ist ihren Gläubigern nicht bange; im Gegentheil fürchten sie sich vor einer zu schnellen Rückzahlung ihrer Kapitalien. Da es nun in Paris nimmer an erfinderischen Köpfen fehlt, welche sich jede herrschende Gesinnung zu Nutze machen, so ist auch eine Gesellschaft von Spekulanten zusammengetreten, welche die Leute oder vielmehr ihre Kapitalien gegen die Rückzahlung assekurirt. Gegen eine gewisse Summe kann jeder Gläubiger oder Inhaber einer Obligation auf eine gleichlautende Obligation Anspruch machen, falls die seinige durch das Loos herausgezogen wird; er kann sich also das Vergnügen verschaffen, seines gezwungenen Austritts ungeachtet doch noch ferner mitzuspielen. Ich möchte die Berechnung kennen, welche dieser Assekuranz zum Grunde liegt; sie muß von einem ächt mathematischen Kopfe herrühren, wenn sie gut angelegt ist. Dem sizenden Publikum und dem Kamine mit dem Stadtwappen gegenüber befindet sich ein anderer altmodischer Kamin, über welchem das Bildniß des Königs hängt, und zwar an demselben Orte, wo sonst Napoleons und dann Karls X. Bildniß hing; beide befinden sich jezt vermuthlich auf dem Speicher des Rathhauses. Der König ist anmuthig

lächelnd dargestellt, als ob er zu dem hier versammelten Publikum sagte: „Meine Prämie ist aus dem Glückstopfe gezogen; ich wünsche euch desgleichen.“ Indessen deuten doch die Furchen um seinen Mund auf Sorgen, die beweisen, daß auch ein aus dem Glückstopfe gezogener Thron nicht ohne Ungemach ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Professor Hartmann. Schaubühne.

Große Aufmerksamkeit hat hier bei allen Kunstfreunden eine Schrift erregt, welche der mit der Direktion der hiesigen Kunstakademie beauftragte Professor Hartmann bei Gelegenheit der in der zweiten ständischen Kammer vorgekommenen Verhandlungen über dieses höchst achtungswerthe Institut auf seine Kosten drucken ließ. Die gewichtvollen Aeußerungen und Vorschläge des so gelehrten als einsichtsvollen Künstlers sowohl über die Kunst im Allgemeinen, als in Hinsicht auf diese Kunstschule, deren innere Einrichtung ihm sehr wesentliche Verbesserungen verdankt, werden ohne Zweifel eine wohlthätige Wirkung hervorbringen, wenn der Gegenstand bei der ersten Kammer zur Sprache kommt. Auch als ausübender Künstler fährt Hartmann fort, neben seinem mit mancher Beschwerde verbundenen Direktionsgeschäft seine Thätigkeit erfreulich darzulegen. Dem Vernehmen nach beschäftigt er sich so eben mit der Ausführung eines seit langer Zeit schon von ihm aefaßten und im Geiste fortdauernd gehegten Plans, die aus den Jahren seiner Jugend stammende, köstliche Zeichnung des von den Furien aus dem Schlafe aufgeschreckten Orest in Oel zu malen. Wer die Zeichnung kennt — und bei einer gar großen Anzahl auswärtiger wie einheimischer Künstler und Kunstfreunde ist dieses der Fall — der sieht dem Erscheinen des Gemäldes, welches man auf der im künftigen Monat stattfindenden Kunstausstellung zu finden hofft, gewiß mit großen Erwartungen entgegen.

Die hiesige Schaubühne behandelt das Publikum gegenwärtig, wie ein umsichtiger Arzt seine an Hypochondrie Leidenden: sie setzt ihm größtentheils nur leicht verdauliche Schüsseln vor, kleine Stücke, gemeiniglich aus dem Französischen, zum Theil wahre Fastenspeise. Und um die Magen noch weniger zu überladen, pflegt zwischen zwei Tage, wo diese leichte Abfütterung statt findet, gemeiniglich ein ganzer Fasttag, wo gar nichts gegeben wird, eingeschoben zu werden. Noch vor acht Tagen gab man nur ganz kleine Lückenbüßer von Schauspielen, das Uebrige füllten die Darstellungen der französischen Balletänzertruppe eines Herrn Cassel aus. Sie fanden Beifall, wenn sie auch nicht gerade großen Enthusiasmus erregten. Alles harret auf das baldige Eintreten einer kräftigern, nahrhaftern Kost. Der jetzt anwesende Raupach muß doch auch wissen, wie seine neuen Stücke auf der Dresdener Bühne sich ausnehmen. Es fehlt freilich noch an mehreren, so eben auf auswärtigen Theatern gastirenden Schauspielern und Schauspielerinnen; allein zum Glück rückt die Zeit ihrer Heimkehr immer näher. Besonders sehnt sich auch Alles nach dem Wiedereintreffen unserer Schröder-Devrient, welches das Signal zum Wiederaufleben mancher lang entbehrten schönen Oper geben wird. Doch heißt es, daß sie zuvor noch die Brunnenkur in Kissingen brauchen werde. Der nebst Morlacchi um die zweckmäßige Einrichtung und Leitung der musikalischen Leistungen auf hiesiger Bühne vielfach verdiente Kapellmeister Reißiger ist bereits von einer Reise wieder heimgekehrt, um sich mit voller Kraft der Schöpfung einer Oper hinzugeben, welche einen recht willkommenen Beitrag zu den nächsten Wintervergnügungen zu bieten verspricht. Turandot heißt sein Sujet. Es erscheint schon auf den ersten Blick so glücklich zu einer Bearbeitung als Oper, daß bei dem talentvollen Tonsetzer die Begeisterung dafür gewiß während des Schaffens immer neue Nahrung gewinnen wird.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 172:

Laube. Laub. Lan.

Räthsel.

Das Alphabet ohne Q in sechs Hauptwörtern mit je vier Buchstaben.

Im Räthselalmanach Sphinx für 1834 steht ein dergleichen Räthsel, dessen Auflösung folgende sechs Worte bilden: Styx. Behm. Burg. Joyf. Wind. Lack. Der Verfasser hegt das Vertrauen, es werde Niemand sechs andere dergleichen Hauptwörter herausfinden. Wir wollen aber unsern Lesern und Leserinnen sechs deutsche Hauptwörter zu errathen vorlegen, aus denen sie auch ein Alphabet ohne Q machen können.

Der Minnesänger Kiele haben
Dich, Leserin, mit Eins genannt;
Die Frucht von ihren Dichtergaben
Ist dir aus Zwei vielleicht bekannt;

Drei zwar im Zwei ist schon veraltet,
Doch zeigt dir mancher Commentar
Vier, um den Sinn, der drinnen waltet,
Und ihre Schrift zu finden klar.

Fünf machtest du dem Sänger gerne,
Der voll war von der „Wrowen“ Preis,
Und käm' er zu dir aus der Ferne,
Wohl ginge schnell auf dein Geheiß

Die Magd fort in die Sechs, zu holen
Ein Brätchen ihm zum flotten Schmaus,
Zu dessen Schluß den Punsch aus Bowlen
Du auf sein Wohlseyn schöpftest aus.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Juli 1834.

— Hörst du? er hat geschworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Goethe.

Aquarelle.

Der Holzknecht.

Mit dem ersten Frühlingsmorgen hinaus in die Berge, mit dem lezten gelben Blatt heim — das war seit Jahren mein Wahlspruch. Den ganzen Winter über musterte ich sie aus der Ferne mit lachendem Auge, die blaue Reihe meiner zackigen Lieblinge. Jeden tiefen Schatten, jeden Punkt wußte ich zu deuten und mit seinem Namen zu nennen. Mit dem Bauer des flachen Landes läßt sich höchstens beim Heimkehren vom Abendspaziergange ein kurzes Wort sprechen, wenn er vor seiner Hütte steht, den Hut in der einen Hand und den runden Hornkamm mit der andern durch die langen Haare streichend. Er ist scheu, plump, nicht gesellig, er verbirgt seine Freude vor dem Städter, oder sie kehrt nur dann bei ihm ein, wenn der seltene Festbraten auf seinem Tische dampft. Die ermüdende Tagesarbeit macht ihn unfähig, Abends sich dem Tanze und anderer Lust hinzugeben, sein Schritt ist träge und schwer, gleich dem des Ochsen, dem er am Pfluge nachtritt, sein Lohn ist karg und reicht dürftig nur zum Unterhalte hin. Der Gebirgsbewohner athmet ein himmlischeres Element. Die Luft in den Thälern ist so fein und elastisch, daß sie dem Städter anfänglich die Brust beklemmt. Mit jedem Tage jedoch dehnt sich die Lunge weiter und weiter aus, man steigt immer anhaltender in den Felsen herum, man schreitet immer kühner, und ein Gefühl von Behaglichkeit und Wohlseyn beherrscht uns, wie wir es nie zuvor empfunden. Mitgenommene Bücher werden bei Seite geworfen; wer gewönne Zeit, seine Augen von dem Grün der Matten und den klaren Seen wegzuwenden auf das Weiß und Schwarz des Papiers? Ja, man vergäße so leicht, daß es Papier in der Welt gebe, wenn die malerisch gelegene, lieblich klappernde Papiermühle dort unten am Wasserfalle uns nicht daran erinnerte. Die Gebirgsbewohner sind heiter und sinnlich. Sie haben keine Erde zu durchfurchen, keine langweilig ermüdende Beschäftigung. Ihre Mühseligkeit ist Lust. Sie klettern in die Felsen dem Gemsbock nach, sie steigen zur Alme, um die Milch von der Sennerin zu holen, sie treiben Obstbau und fischen. Von Spitze zu Spitze tönt fröhlicher Gesang; alle athmen Lust und Liebe, Muthwill und Scherz, Kraftgefühl und Glück. Jeder Fremde ist zu ihren Festen geladen, die alle Abende wiederkehren, und ihre einfache Nahrung, aus Milch, Butter und Mehl, die ihnen überreich fließt, theilen sie gastfrei, unentgeldlich mit Allen.

Wir saßen im Spätherbst in der Schenkstube, der Mond schien durch die Fenster. An allen Tischen war es laut. Hier wurde gewürfelt, dort hatte ein

durchreisender Krämer seinen Pack geöffnet und die Dirnen umstanden ihn, begafften die bunten seidenen Tücher und feilschten auch wohl darum; in einem Winkel saß ein fremder Roßarzt und disputirte mit dem Bader des Marktfleckens über die gerade herrschende Cholera; etwas abgesondert von den Uebrigen genoß der Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Sees seinen Abendtrunk mit gemächlicher Ruhe, denn es war windstill und mondhell draußen. Sein Fährmann hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und diese darunter kreuzweis platt auf den Tisch gebreitet; so war er eingeschlafen. Mitten in der Stube wurde ein weniges getanzt, wozu der Wirth selbst die Zither spielte. Die Gruppen boten eine bunte Mannichfaltigkeit, und jedem Einzelnen sah man die Vorfreude an auf den morgenden Tag, denn Sonntag war's und Kirchweihe.

Die hübsche Nanni, des Wirths Tochter, trug zu Trinken auf. Alle scherzten mit ihr, denn Allen gefiel sie. Sie war mit Allen freundlich, und Jeder, dem das Benehmen eines Gebirgsmädchens fremd war, hätte all' seinen Scharfsinn aufbieten können, ohne deßhalb im geringsten zu ergründen, wer so eigentlich der Bevorzugte sey. Ich kannte sie bereits seit länger, und daher war mir's nicht entgangen, wie sie öfters an den Tisch trat, wo Sepperl, der Holzknecht, saß, dem Würfelspiel zuschaute und, ohne zu setzen — denn er war arm — emsig die Augen der Würfel zusammenzählte; er schien ein eigenes Orakelspiel damit zu verbinden, wie man etwa mit Blumen spielt: „er liebt mich, liebt mich nicht.“ Aber mit recht inniger Lust wandte er den Blick von den Augen der Würfel zu Nannis schönen Augen, wenn sie zum Tische trat, und ließ Pasch und die Höchsten werfen, um sich an dieser holden Zwei zu erfreuen. Sie stand hinter ihm und langte eben einen vollen Krug über seinen Kopf auf die andere Seite des Tisches. Er blickte lustig in die Höhe und sang keck, indem er seinen Arm um die Mitte ihres Leibes schlang:

„A Dirnlan im Haus is má lieba als draus,
„Da derf i net 'naus, wenn da Wind so stark saust!“

Sie aber machte sich rasch und unwillig von ihm los und wollte fort. „Nu, was gibts denn?“ fragte Sepperl; „schau, sind's etwa die schönen Tücher, die der Tölzer dorten herzeigt, die Dir in die Augen stechen?“ — „Hab' schöne genug,“ erwiderte Nanni; „aber den Buschen hätt'st Du sehen sollen, Sepperl, den die Lisl von ihrem Bu' kriegt hat. Es gibt halt keine schönern morgen beim Tanz, das ist gewiß.“ — „Und darum bist traurig?“ fragte Sepperl wieder. „Ich pflück' Dir morgen früh ein Buschen, der eben so schön und noch schöner seyn soll.“ — „Ach, Dein Buschen!“ meinte Nanni, „das ist was Rechtes! Sie hat die schönsten und rarsten Alpenblümeln drinn; solche sind'st Du gar nimmer. Die blauen blühen nur auf einer Stell, die hab' ich heut gesehen, wie ich von der Alm mit der Milch herabgestiegen bin. Links am Felsen hinunter, da ist ein ganzes Feld davon, ich hab' die Milch auf dem Kopf getragen, und aufhalten hab' ich mich auch nicht dürfen. Beim Krottenkopf haben's schon Ave Maria geläutet, sonst hätt' ich mir selbst die blauen Blümeln gepflückt, weil ich keinen Bu' hab', der für mich sorgt.“ — „Keinen Bu'?“ rief Sepperl trotzig; „und Du hätt'st keinen? und wer wär' denn ich? Wo sagst Du, daß die Blümeln stehen? Links am Felsen ober dem Krottenkopf, wenn Du nach der Spitzingalm hinaufsteigst?“ — „Und was fragst denn Du darnach?“ erwiderte sie. „Morgen um fünf leg' ich mich an, um sechs geh' ich in die Kirchen, und die Blümeln kann mir keiner mehr herabschaffen, und einen Buschen, wie der Liesi ihren, wird Keine habe.“ — „Und Du meinst wirklich, Nanni,“ sagte Sepperl ernst, „daß ich Dir keinen bringen könnt'?“ — „Die blauen Blümeln, die schönsten, kannst mir nit bringen, und für die andern dank' ich,“ schmollte die hübsche Dirne. Ohne ein Wort zu sagen, drückte Sepperl seinen Hut in die Augen und pfiff, indem er aufstand. „Wo willst hin?“ fragte Nanni besorgt. „Dir den Strauß holen,“ antwortete er. — „Jetzt?“ — „Damit Du ihn morgen zur rechten Zeit anstecken kannst. Ich brauch' drei gute Stunden hinauf und herunter, wenn ich den graden Weg mache.“ — „In der Nacht? — Sepperl! — Du kannst ein Unglück haben.“ — „Sorg' Dich nit um mich; der Mond scheint, und ich bin's Kraxeln bei Nacht schon gewöhnt.“ — „Ich will die Blümeln nit, Sepperl, ich mag sie nit, bleib nur da!“ So rief sie ihm nach; er war aber schon draußen und rief ihr zurück: „Wenn ich mit dem Buschen wieder da bin, dann schlafst Du schon. Laß aber fein Dein Fenster auf, daß ich ihn Dir hineinwerfen kann.“ — „Ich kann nit schlafen, bis Du wieder da bist!“ rief ihm das Mädchen nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Es schlägt endlich zehn Uhr und der Präfekt tritt mit einigen Präfektur- und Munizipalräthen ein. Zwei Waisenknaben stehen schon bereit, und endlich wird das Glücksrad gebracht, in welchem die Nummern enthalten sind. Beim Erscheinen desselben geräth der Gläubiger, das heißt das Publikum, in einige Bewegung; man stellt sich auf die Zehen und steigt auf die Bänke; Jedermann will den Glückskasten sehen, aus welchem in wenig

Minuten Gutes und Böses, das heißt Prämien und Nichtprämien fliegen sollen. Es müssen einige Schälke in dem Präfekturrathe sitzen, denn sie haben den Kasten aus zwei runden Glasscheiben zusammengesezt, so daß man durch sie die große Masse von Nummern sehen kann, welche in demselben als ganz demüthige Repräsentanten der Gläubiger aufgehäuft liegen. Gott! welch eine Menge! stöhnen die Zuschauer, und ihre Hoffnungsaktien fallen in diesem Augenblicke um zwanzig Prozent; denn welcher Anschein ist da, daß Fortuna die Hand des Waisenknaben gerade auf die Nummer des ängstlich starrenden Individuums führen und diese unter den vierzigtausend hervorziehen werde! Der Präfekt ging aber ganz ehrlich bei der Sache zu Werke; denn erstlich war der Kasten aus einem so eben entsiegelten Schranke hervorgeholt worden, wie das dem Publikum vorgelesene Protokoll besagte; und zweitens schloß er drei Schlösser auf, die an dem Kasten hingen, und die es unmöglich machten, etwas herauszuziehen. Sogar das Glas, woraus das Glücksrad bestand, bewies die Ehrlichkeit der städtischen Behörde; denn man konnte die Hand des Knaben unter den Nummern wühlen sehen und sich deutlich überzeugen, daß hier nur der Zufall walte. Als nun die Schlösser abgenommen waren, begann man, das Glücksrad vermittelst des angebrachten Schwengels rasch zu drehen. An dem Rasseln und dem Uebereinanderfallen der Nummern bekam man einen neuen Beweis von der Zufälligkeit der nun folgenden Operation. Dieses Rasseln schien den betheiligten Zuschauern durch Mark und Bein zu gehen; es war, als ob Fortuna sich hier leiblich vernehmen ließe.

Nun sollte die Ziehung beginnen. Es entstand eine tiefe Stille im Saale; wahrlich ein feierlicher Moment. Wäre es Zeit und Ort zum Moralisiren gewesen, wie schön hätte ein Prediger auftreten und den mit klopfenden Herzen wartenden Zuschauern ungefähr folgende Worte sagen können: „Liebe Mitbrüder! seht hier vierzigtausend Nummern auf einander gehäuft, alle einander völlig gleich an Werth, die einen nicht besser oder schlechter als die andern. Aber in wenig Minuten wird die vom blinden Ungefähr geleitete Hand des Ziehers einigen einen hohen Geldwerth ertheilen, gerade wie sonst in Frankreich diejenigen Menschen besondere Vorrechte bekamen, welche durch die Hand des Schicksals in gewissen Familien zuerst an's Tageslicht gezogen wurden. Aber denken Sie wohl, liebe Mitbrüder, daß die so bevorrechteten Menschen mehr Ursache hatten, stolz zu seyn, als die Nummern, welche zuerst aus diesem gläsernen Kasten werden gezogen werden?“

Schon hat das Halbdutzend Schreiber, welches zur Rechten des Präfekten sizt, die Feder in's Dintenfaß getaucht, und erwartet viel gleichgültiger als das kreditorische Publikum das erste entscheidende Wort des Präfekten. 4117 heißt dies entscheidende, 50,000 Franken schwere Wort, und kaum ist es den Lippen des Präfekten entschlüpft, so entsteht ein dumpfes Gemurmel im Publikum. Wollte man dies Gemurmel strenge deuten, so könnte man darin Erstaunen, betrogene Hoffnung, vielleicht etwas Eifersucht, Mißgunst und Verwünschung finden. Ich erwartete nun, Jemand werde vor lauter Freude in die Höhe springen oder laut aufjauchzen; es sprang und jauchzte aber Niemand. Derjenige, den ein Handgriff des Geschicks in einer Minute zu einem Rentier mit 2500 Franken Einkünften gestempelt hatte, war also ein ächter Philosoph, das heißt, das Glück ganz gleichmüthig ertragender Mensch, oder er war nicht im Saale gegenwärtig; vielleicht war er noch nicht einmal aufgestanden, schlief noch ganz ruhig und träumte. Er wäre ja nicht der Erste, den das Glück im Schlafe überfallen hat. Als das Gemurmel aufgehört hatte, kam die zweite, 20,000 Franken werthe Nummer heraus; diese wurde schon etwas gleichgültiger angehört, und so ging es stufenweise bis zur sechzehnten, womit die Reihe der vollwichtigen Zahlen, oder des Nummern-Adels geschlossen wurde. Es sollte nun noch ein Plebs von siebenhundert nichtsbedeutenden, das heißt, nichts einbringenden Zahlen gezogen werden. Fünf Achttheile der anwesenden Zuschauer nahmen nun aber Stock und Hut und eilten von dannen. Die meisten mochten denken wie die wahnsinnige Nina, welche täglich auf dem Wege von Rouen nach Paris ihrem treulosen Liebhaber entgegenging, und da er nicht kam, leise sagte: „Heute ist es zu spät, aber morgen wird er gewiß kommen.“ Der Zahlenplebs wurde also nur im Beiseyn einiger wenigen Zuschauer gezogen, und auch der Präfekt hielt es nicht der Mühe werth, die Zahlen selbst zu proklamiren. Als endlich die siebenhundert heraus waren, verschloß man den Kasten wieder, sezte ihn in den Schrank und versiegelte diesen wieder bis auf künftigen Januar. Die die Schuldnerin vorstellenden Herren fuhren zum Theil in ihren Kutschen von dannen und die Gläubiger gingen meistens zu Fuß nach Hause.

Auf dem Heimweg traf ich mit dem Agenten einiger Wohlthätigkeitsvereine zusammen, welcher mir bei Gelegenheit dieser Ziehung viel von den Launen des Glückes zu erzählen wußte. So war neulich von allerlei von reichen Leuten gelieferten Kunstsachen zum Besten der Armen eine Lotterie veranstaltet worden. Die Baronesse von Rothschild hatte zehn Billette genommen, und acht davon hatten Gewinnste eingebracht. Für zehn Franken hatte sie Kunstsachen erhalten, die 2000 Franken werth waren. „Ich war wüthend,“ sagte er, „ich hätte dem Glücke die Haare ausraufen mögen.“ — „Aber das Glück ist ja kahl von hinten!“ — „Ah!“ sagte er, „l'eau vient toujours à la rivière!“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die deutschen Frauenzimmer nach Mrs. Jameson.

Die liebenswürdige Mrs. Jameson hat uns eben mit einem neuen Werke beschenkt, unter dem Titel: Visits and sketches at home and abroad, wovon der erste und der größte Theil des zweiten Bandes der deutschen Kunst und Literatur gewidmet sind. Sie war, wie wohl Vielen bekannt, im vorigen Sommer in Köln, Frankfurt, München und Dresden, und diese Städte sind es auch, welche den Inhalt ihres Werkes bilden. Mrs. Jameson sieht Alles mit Augen der Liebe und umfaßt Alles mit liebendem Herzen, außer ihren Landsmänninnen. Vor Allem ist ihr Deutschland und seine Bewohner theuer, obgleich sie für jetzt noch wenig von unserer Sprache und unserer Literatur außer durch Uebersetzungen zu kennen scheint. Auch widmete sie ihre Aufmerksamkeit vorzüglich der Kunst und den Künstlern, denen sie großes, doch verständiges Lob ertheilt; dabei aber spricht sie doch auch manchen Tadel aus, welcher der Beherzigung werth scheint. So tadelt sie in der deutschen Porträtmalerei die allzu große Aufmerksamkeit auf Kleidung, Zierrathen und Umgebungen, wodurch das Auge von dem eigentlichen Wesen des Porträts abgezogen wird, und in den Landschaften den Mangel an Atmosphäre; e. r. sagt sie, habe sie sich beim Anblicke deutscher Landschaften wie unter einer Luftpumpe gefühlt. Aber selbst ihr Tadel ist voller Liebe und kommt in keinen Vergleich gegen das wohlverdiente Lob, welches sie den herrlichen Werken unserer Cornelius, Overbeck, Wach, Schnorr, Heß, Zimmermann, Schadow, Dannecker, Rauch ertheilt; auch werden sie gewiß ein Heer bewundernder Engländer nach München und Dresden führen, wie die neulich erschienene interessante Beschreibung der Nassauischen Bäder unsere Reisenden jetzt dorthin treibt. Ich möchte Ihnen gern einige Auszüge geben, aber ich kann mich kaum zur Wahl entschließen; gern möchte ich ihre Schilderungen von Dannecker oder Reysch, oder gar beide mittheilen; aber da das Werk wohl schnell in's Deutsche übersetzt werden wird, so gebe ich bloß als Muster ihrer Manier die Schilderung unserer Frauen: „Es kam mir vor, als seyen die deutschen Frauen von einem gewissen Stande *natürlicher* als wir. Die sittliche Erziehung eines Mädchens in England ist größtentheils *negativ*. Da heißt es nicht: „Du mußt dieses thun," sondern immer: „Dies mußt Du nicht thun, das mußt Du nicht sagen, so darfst Du nicht denken," und wagt irgend eine kühnere, strebende Natur die Frage: „Warum?" so ist die allzeitfertige Antwort der Mutter oder Gouvernante: „Es ist gegen den Gebrauch; es schickt sich nicht für eine Dame (it is not lady-like), es ist lächerlich." — „Aber ist es unrecht? warum ist es unrecht?" dann kommt die entscheidende Antwort: „Liebes Kind, Du mußt nicht widersprechen, junge Frauenzimmer widersprechen nie." — „Aber, Mama, ich dachte nur —" — „Liebes Kind, Du mußt nicht denken; geh', schreibe Deine italienische Uebung." u. s. w. Die Idee, daß gewisse Leidenschaften, Geisteskräfte, Empfindungen und Gefühle, welche unser allmächtiger und allweiser Schöpfer in unser Wesen verwebt hat, durch das Gebot einer Erzieherin oder die Vorschrift der Mode unterdrückt werden sollen, ist erschrecklich. Diejenigen, welche uns erziehen, glauben Alles gethan zu haben, wenn sie uns zum Schweigen gebracht und jede Aeußerung eines überströmenden Gemüths oder Gefühls unterdrückt haben; sie wissen nicht oder bedenken nicht, daß unser Wesen sich nur durch den Hinblick auf jene höhern Eigenschaften, die uns unmittelbar mit dem Göttlichen verbinden, selbst zu beherrschen und selbst zu leiten weiß. In Deutschland nun werden die Frauen weniger nach einer besondern Mode herangezogen; die Bildung des Geistes und der äußern Sitten verdrängt nicht so allgemein die Richtung der Sittlichkeit, der Neigungen und Triebe; diese werden nicht so regelmäßig verkrüppelt und entstellt; deßwegen schienen mir die Frauen natürlicher zu seyn und mehr eigenthümlichen Charakter zu besitzen.... Hier trägt man mehr von der Poesie des Lebens in die gemeine Wirklichkeit des Lebens über. Ich sah eine Frische des Gefühls, eine ächte, nicht angelernte Einfachheit, welche mich entzückte. Zuweilen sah ich wohl etwas von Affektation, was mir aber Spaß machte; sie bestand in der Uebertreibung des an sich selbst Guten, nicht in der bloßen Hingebung unserer Persönlichkeit, der Aufopferung der Seelenwahrheit für eine bloße Form des Betragens.... Die deutschen Frauen beschäftigen sich weit mehr mit Haushaltungsangelegenheiten, als Frauen von gleichem Range in England. In vielen Fällen treiben sie dieses zu weit, wie wir es mit dem Gegentheile thun.... Die Beschreibung von Werthers Charlotte, welche Butterbrod schneidet, war für die Engländer von jeher ein Gegenstand des Gelächters, denn schöne Gesinnungen müssen mit noch feinern Formen vergesellschaftet seyn, als sie selbst besitzen, und keine Prinzessin darf toll werden, oder sich auch nur verlieben, außer in weißem Atlas. Diejenigen aber, welche in Deutschland gelebt haben, macht Empfindsamkeit und Butterbrod, oder Poesie und Häuslichkeit, keineswegs zu lachen.... Freilich traf ich Weiber, welche ohne Noth zu Hausmägden herabgesunken waren, deren Seelen nur in der Küche und überhaupt im Kreise der Haushaltung webten, die von nichts zu reden wußten, als von Kochen und Pöckeln; in England aber wären dergleichen Personen, statt sich mit dem Gedanken zu tragen, nützlich zu seyn, bloß leichtsinnig und abgeschmackt gewesen, ohne irgend einen Gedanken zu haben.... Von dem, was man bei uns *Vollkommenheiten* (accomplishments) nennt, sah ich weit weniger in der Gesellschaft ausgekramt; sie bilden weit weniger als bei uns einen unerläßlichen Theil der Erziehung, aber an wahrhaft gebildeten, wohlunterrichteten Frauenzimmern fand ich keinen Mangel. Freilich sah ich deren weniger, welche schlecht zeichneten, erträglich, oder vielmehr schlecht sangen, auf der Harfe klimperten und Metastasio citirten; aber ich traf eben so viele Frauenzimmer, welche, ohne Ansprüche, vollkommene Tonkünstlerinnen waren, wie Künstler malten, umfassende Bekanntschaft mit ihrer Nationalliteratur und ungemeine Sprachkenntniß besaßen, und dabei noch treffliche Hausfrauen nach deutscher Manier waren." Unsere Frauenzimmer, setzt sie hinzu, seyen freilich manchmal ein wenig kokett und spielen mit der Liebe, wobei sie es aber mitunter so ungeschickt anstellen, daß sie sich den Pfeil in den eigenen Busen drücken. Unsere vornehmen Damen seyen gesünder, als dieselbe Klasse Frauenzimmer in England, weil sie naturgemäßer leben. Vom Branntweintrinken finde sich fast keine Spur unter ihnen, was sich von den Engländerinnen leider nicht sagen lasse u. s. w., was Alles unsern Frauen sehr schmeichelhaft seyn muß.

(Der Beschluß folgt.)

Hiezu Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Juli 1834.

Si, dans la ruche, une abeille disait: tout le miel qui est ici est à moi, que deviendraient les autres abeilles? — La terre est comme une grande ruche, et les hommes sont comme des abeilles.

La Mennais.

Die Arbeit, in ihrem Verhältniss zur Entwicklung der Menschheit.

Die Frage von der Perfektibilität ist in diesen Blättern schon mehrmals philosophisch besprochen und dieselbe dem Menschen, sofern es ihm unmöglich ist, die Grenzen seiner Natur im Organischen wie im Geistigen zu erweitern, abgesprochen worden. Es möchte nicht uninteressant seyn, des Kontrastes wegen die Sache auch einmal aus dem Standtpunkte der Nationalökonomie zu betrachten, welche sich mit jenem Philosophem nicht befaßt und sich vorerst, so lange sie noch mögliche Entwicklung sieht, begnügt, sich jene Grenzen als unendlich weit zu denken. Wenn Rodier die Menschheit, namentlich die Jetztwelt dem Alterthum gegenüber, zu schwarz gemalt hat, so zeigt der folgende Auszug eines Vortrags, mit welchem Rossi zu Paris seine Vorlesungen über Nationalökonomie eingeleitet hat, den Revers der Medaille, und der schmeichelnde Oekonom wird diejenigen befriedigen, in deren Augen der Philosoph ein Verläumder war.

* * *

Es ist der Menschheit Loos, von grober körperlicher Arbeit sich zu Wohlstand und Kultur zu erheben. Aber dieser kurze Satz bezeichnet das Werk von Jahrhunderten, eine lange, mühselige Laufbahn, die manches Volk jetzt erst kaum betreten hat, und die wir nicht abzusehen vermögen, obgleich wir im Schooße vorgerückter Kultur ahnen, daß sie zu grenzenloser Entwicklung führen kann und muß. Blickt man rückwärts in das Alterthum, oder auf Völker, deren geistige Fortschritte noch keine Geschichte haben, so staunt man über die ungeheure Kluft zwischen Nationen, bei denen die Arbeit gefesselt blieb, und solchen, bei denen sie ihre Kraft frei entwickeln konnte. Man weiß nicht, soll man sich mehr darüber wundern, wie schwach unsere Natur ist, oder darüber, wie viel sie vermag, wenn man einerseits sieht, wie lange sich der Mensch in Erniedrigung und Elend dahinschleppen mußte, andererseits, welche Stufe von Wohlseyn und sittlicher Würde er durch eigene Kraft, und als Lohn seiner Anstrengung ersteigen kann.

Die physische und die intellektuelle Kraft entwickeln sich nicht nach demselben Gesetze, und durchaus nicht gleichzeitig. Noch mehr als am Einzelwesen fällt dies auf, wenn man die Menschen in Masse, im geselligen Zustand betrachtet. Die materielle Kraft entwickelt sich zuerst und wird vorherrschend, die Intelligenz, noch unbekannt mit ihren Rechten und Kräften, ohne Ahnung, welche Dienste sie denn doch überall der Nebenbuhlerin leistet, wirft sich vor ihr in den Staub, wie vor einem

Idol, und so hat sich denn die rohe Gewalt immer und überall zur Herrscherin der Welt aufgeworfen; anfänglich in ihrem eigenen Namen, indem sie sich keck als wahre und einzige Tugend des Menschen hinstellte, später indem sie sich in edleres Gewand kleidete und sich Tapferkeit, Schutz und Schirm, Gabe des Himmels, Gottesurtheil nannte. Sie nahm Platz im Rathe der Städte, sie befehligte im Felde, ja sie sezte sich auf die Richterbank, indem sie es über sich nahm, die Wahrheit zu ergründen, hier durch den Zweikampf, dort durch die Folter. Wer selbst arbeitete, und wer die Arbeit Anderer in Anspruch nahm, brachte vor Allem nur die Muskelkraft in Anschlag, und die Kunst der Klügern und Stärkern bestand darin, den Schwächern so viel als möglich mechanische, knechtische Arbeit aufzubürden. So nimmt der Wilde die Jagd und den Krieg über sich; aber in der langen Muße, die ihm diese nur periodisch wiederkehrenden Geschäfte lassen, ladet er seinem Weibe die härteste, erniedrigendste Arbeit auf.

Die erste Stufe, welche der sich der rein physischen, instinktmäßigen Arbeit entringende Mensch ersteigt, ist die Uebung, die Fertigkeit. Seine Organe vervollkommnen sich, allgemach wird er sich auch des Einflusses der Intelligenz auf die Arbeit bewußter, er lernt seine Kräfte und den Werth ihrer richtigen Anwendung kennen, er fühlt sich dem Thier überlegen, dessen Instinkt doch ungleich mehr entwickelt ist; als Jäger, als Fischer ist ihm der Sieg gewiß. Aber noch ist der Kreis seiner Begriffe und Leistungen ein sehr enger, er ist ein gewandter, aber beschränkter Arbeiter. Allermittelst wird es immer auffallender, daß der eine kräftiger, geschickter ist als der andere; nicht lange, so erheben sich Einzelne über den Haufen, und sobald diese ihrer Macht bewußt werden und dieselbe von den Schwächern anerkannt sehen, so liegt es in der Natur, daß sie sich über sie setzen, sey nun Dankbarkeit für geleistete Dienste, oder unmittelbare Gewalt, oder die natürliche Achtung die nächste Veranlassung. Sie kennen keinen andern Dienst, als der durch Körperkraft geleistet wird, und so verlangen sie denn Arbeit, Anfangs zur Befriedigung ihrer wirklichen Bedürfnisse, später um ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, ihren Launen freien Lauf lassen zu können. Die Lanze und das Schwert behalten sie sich bevor; der Menge geben sie die Hacke, die Stange der Sänfte, das Ruder in die Hand. So machte die Aristokratie der materiellen Gewalt die Welt sich unterwürfig, und zwar vorzugsweise bei den ackerbauenden Völkern, weil hier der feste Wohnsiz und das ruhige Leben dem Verhältniß zwischen Herrn und Unterthan leichter Eingang verschafft, und so ward der Arbeiter zum Sklaven. Der Umstand, daß dies immer und überall so ist, verleitete später, da man für die allgemeinen Zustände der Menschheit, für die Grundlagen des Gesellschaftszustands wissenschaftliche Ausdrücke suchte, die besten Köpfe des Alterthums zu einem Fehlschluß: sie hielten den Zustand der Sklaverei für einen gesetzmäßigen, weil er ganz allgemein war. Ist doch der Mensch nur zu geneigt, theils aus Schwachheit, theils aus Hochmuth seine eigenen Werke zu absoluten Wahrheiten zu erheben, und was man Routine heißt, besteht nur in diesem Kunststück.

(Die Fortsezung folgt.)

Aquarelle.

(Fortsezung.)

Sepperl ging das Dorf hinauf, der Alme zu und sang laut, daß es widerhallte, im frohen Gefühle seiner glücklichen Rückkehr:

„An Sprung üba Gas'n,
An Juchaza drauf!
An Klopfa an's Fenstа,
Schön's Dirnal mach auf!“

Ein heller Jodler folgte diesen Worten, der noch weit aus der Ferne erschallte, als der nächtliche Sänger schon längst den Augen des Mädchens entschwunden war. Die Töne hörte man jezt sehr fern wie aus der Höhe, aus dem dunkeln Walde, der den Fuß des Felsens umgab und den man nicht durchschritt, wenn man zur weidenreichen Alm hinaufstieg, die sich seitwärts ausbreitete. Sepperl hatte den steilern Richtweg eingeschlagen. Als Holzknecht, der die Stämme fällt in den unwegsamsten Gebirgsschluchten, waren ihm alle Stege wohl bekannt, er selbst, als geübter Kletterer, hatte nichts zu befahren. Das wußte das Mädchen, und ohnedieß nicht mehr zur Bangigkeit geneigt, als irgend eine andere Dirne des Gebirgs, überließ sie sich nun ganz dem Gefühle, daß sie morgen den schönsten Strauß haben werde, aus den seltsamsten Alpenblumen gebunden, und daß ihr Geliebter es sey, der in später Nachtzeit am jähen Felsenabhange ihn für sie gepflückt.

Ein mehrmaliges Rufen nach ihr erinnerte sie, daß es Zeit sey, nach den Gästen zu schauen. Der Pfarrer wollte seine Zeche machen und weckte seinen Fährmann. Es war spät und er mußte fort, wollte er bei seiner halbstündigen Wasserfahrt noch des Mondscheins theilhaftig werden.

In der Wirthsstube wurde es nun nach und nach stiller. Zitherspiel und Tanz hatten aufgehört. Der Krämer hatte seine Herrlichkeiten eingepackt und schlief in einem Winkel. Roßarzt und Bader waren fortgegangen, und nur die Würfler saßen noch um den Tisch und klapperten und schrien dabei. — Plözlich tritt der erst vor Kurzem

hinausgegangene Pfarrer wieder in's Zimmer. Man sieht ihm sogleich die innere Bewegung an, die ihn ergriffen hat. „Habt Ihr das Nothgeschrei nicht gehört, Leute?“ fragte er schnell. „Es muß Einer verunglückt seyn!“ Die tiefste Ruhe herrschte augenblicklich. Alle recken die Hälse und horchen mit offenem Munde; und fern, ganz fern schallt ein langgehaltener, kläglicher Ton in das Zimmer. „Das ist auf dem See,“ meint der Eine, „auf dem Berg,“ der Andere. Alles sprang auf und lief zum Hause hinaus. Eine tiefe Finsterniß hatte sich nun ringsum verbreitet. Der Mond war unter und ein frischer Wind trieb schwarze Wolken über den Krottenkopf aus dem benachbarten Thale herüber. Das Pfeifen des nahenden Sturms ließ sich vernehmen und dazwischen tönte der Klageruf deutlicher, doch nicht aus der Tiefe, wo der See nunmehr brauste, sondern aus der Höhe, die sich mit drohenden Wolken umzog.

„Das ist ein armer Wilddieb, der auf einer Spitze festsitzt,“ meinte der Pfarrer. Meine Blicke fielen auf Nanni, deren Angst sich nicht mehr bergen ließ. Mit verzweiflungsvoller Gebehrde und unter den bittersten Thränen erzählte sie, daß sie die Ursache sey, weßhalb der wackere Holzknecht sich in dieser Lebensgefahr befinde; Sie wollte ihm nach; nur mit Mühe hielt man sie zurück. „Da ist für jetzt keine Rettung möglich,“ sagten Alle. „Er wird sich schon festhalten müssen, bis es Tag wird,“ sprach der Wirth, der zugleich Richter war. „Warum ist er so verwegen und dumm zugleich? denn er hätte wissen sollen, daß der Mond jetzt zeitig untergeht.“ Alle machten sich nun aber auf den Weg zum Dorfe hinaus, um genau zu erforschen, woher der Schall komme, und wie sie ungefähr den Platz auf dem Felsen erforscht zu haben glaubten, auf dem der Unglückliche sein furchtbares Nachtquartier halten mußte, da ließen sie ein einstimmiges Geschrei ertönen, um ihm anzudeuten, daß man von seiner bisherigen Lage unterrichtet sey, daß er den Muth nicht verlieren solle und bis zum Sonnenaufgange ruhig ausharren möge.

Die Meisten gingen in dieser Nacht gar nicht nach Hause; sie blieben auf dem Platze. Einige der kühnsten Burschen stiegen bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe hinan und versicherten dann, beim Scheine der Blitze den Sepperl über einem schwindelnden Abgrund hängen gesehen zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und Nanni's Augen vergossen Thränen in Strömen. Ihre nassen Haare flatterten im Winde, und sie rang krostlos zitternd die Hände.

Endlich lichtete sich die Nacht. Der Sturm trieb die letzten träufelnden Nachzügler in ein benachbartes Thal und es wurden Sterne sichtbar. Nur um die höchsten Berghäupter lagerten noch dichte Wolken, die einzelnen Nadeln der Felsen schnitten sich scharf am blauen Himmel ab. Aus dem See hoben sich weiße Nebel und die nähern Gegenstände schimmerten in leuchtendem Grau. Dies waren die Vorboten des Sonnenaufgangs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Höhrauch. Regsamkeit der Industrie.

Sonntag den 25sten Mai herrschte des Morgens bei schönem und trockenem Wetter ein sehr kalter und empfindlicher Nordwind. Um sieben Uhr war der Sonnenschein etwas trübe und es herrschte in der Luft jener sonderbare, dem Norden unter dem Namen Höhe- oder Heerrauch bekannte Torfgeruch, denn man auch in England, Holland, Deutschland und andern Ländern verspürt, der sich aber im mittägigen Europa allmählich verliert, daselbst kaum merklich ist und deßhalb die Aufmerksamkeit der Naturforscher wenig auf sich gezogen hat. Auch in Frankreich ist dieser sommerliche, mit Geruch begleitete Nordwind nicht häufig. Man pflegt ihn nur einmal im Jahre zu verspüren, und nicht einmal alle Sommer. In der Champagne nennt ihn das Volk le roux vent, das heißt, den röthlichen Wind, weil er das Tageslicht etwas röthlich zu färben scheint. Ich habe nicht gehört, daß ihm die Pariser einen besondern Namen geben. In Westphalen zweifelt man keinesweges, daß der mit diesem Winde begleitete Torfgeruch von dem Anstecken des Torfmoors in den nördlichen Gegenden herrühre. Dies ist aber wohl nur ein Irrthum; denn wie könnte man, nach dieser Voraussetzung, denselben Geruch in England und Frankreich verspüren? Nun ist freilich bekannt, daß sich die den Geruchsinn affizirenden Stoffe sehr weit in der Luft verbreiten; welch eine ungeheure Strecke von Torfmoor wäre aber erforderlich, um einen beträchtlichen Theil von Europa mit Geruch anzufüllen! und wie stark müßten alsdann die dem angesteckten Torfmoore naheliegenden Länder geräuchert werden! Der Südwind müßte ja auch zuweilen dergleichen Geruch mitbringen, da ja auch in südlichen Gegenden Torfmoor angezündet wird; dies ist aber, so viel ich weiß, nicht der Fall; immer nur mit dem Nordwinde erscheint das röthliche Tageslicht und der sonderbare Torfgeruch, der jedoch hier in Paris schwächer zu seyn pflegt, als z. B. in Westphalen. Diesmal, den 25sten Mai, war dieser Nordwind ungemein kalt und schneidend, obschon hernach die Sonne brennend wurde. Der röthliche Dampf verlor sich gegen neun Uhr, und nun schien die Sonne klar und rein; aber der Nordwind wehte fast den ganzen Tag hindurch. Wahrscheinlich ist der sogenannte Höherauch eine besondere Lufterscheinung, die vom Norden ausgeht und kaum bis an die Grenze der gemäßigten nördlichen Zone reicht. Das Wesen derselben bleibt aber wohl noch zu erklären, so wie das der sogenannten Lune rousse, oder des kaltwindigen und reaumerischen Monats, welcher in Frankreich beim vierten Mondswechsel einzutreten pflegt, wiewohl nicht regelmäßig alle Jahre, und die ganze Mondesdauer hindurch die Witterung verderbt und den Frühling verzögert. Arago, der Akademiker und Deputirte, hat eine Abhandlung darüber geschrieben und diese Erscheinung dem Volke begreiflich zu machen gesucht. Mich dünkt aber, seine Erklärung ist nicht so befriedigend, daß man sie auf guten Glauben hin annehmen könnte.

Die Ausstellung der Industrieprodukte ist jezt geschlossen, nachdem sie zwei Monate offen gestanden und unaufhörlich eine Menge Menschen, Fremde und Einheimische, herbeigezogen. Sie hat weit mehr Aufmerksamkeit erregt, als die ihr vorhergegangene Gemäldeausstellung, und zwar aus mehr als einem Grunde; erstlich, weil die Volksmenge mehr Antheil an Sachen nimmt, die sie kennt und braucht, als an Kunstgegenständen, die sie nicht zu würdigen versteht, wenigstens nicht wie die Kunstkenner; zweitens, weil diesmal wirklich viel merkwürdigere Sachen auf dieser Ausstellung vorkamen, als bei der Kunstausstellung, was schon durch den Umstand erklärbar wird, daß seit sieben Jahren keine Industrieausstellung statt hatte, man hier also die Fortschritte des Gewerbfleißes seit sieben Jahren bewundern konnte, wogegen eine Kunstausstellung erst im vorigen Jahre zu sehen war, die Künstler also nur ein Jahr Zeit hatten, ihre Kunstwerke zu vollenden, weshalb die Zahl der großen Stücke im Verhältniß zu den kleinern gering war. Dazu kommt, daß Gewerbfleiß und Industriespeculationen jezt an der Tagesordnung sind und einen gewaltigen Einfluß auf das Wohl und Weh der Staaten äußern. Bei dem Schwunge, welchen der Gewerbfleiß genommen hat, und bei der in ganz Europa herrschenden Neigung zur Erhaltung des Friedens ist vorherzusehen, daß Industrie und Handel eine immer größere und bedeutendere Rolle spielen werden, wozu die Dampfschifffahrt nicht wenig beitragt, welche so schnell und leicht Völker und Individuen mit einander in Berührung bringt, und die Erfindungen und Verbesserungen eines Landes in die andern überträgt. Einen wichtigen Dienst leisten auch die Tagesblätter, besonders in den Ländern, wo sie sich frei über alle Angelegenheiten äußern können, und dieser Dienst erstreckt sich sogar auf die Länder, die selbst keiner freien Presse genießen. So kommt es denn, daß jezt ein gewaltiges Treiben und Regen in Frankreich, wie anderswo entstanden ist. Die Regierung sieht die Nothwendigkeit ein, den Gewerbfleiß und alle gemeinnüzigen Unternehmungen zu befördern, weil sie dadurch dem Wohlstand des Volkes aufhilft und der durch die Julirevolution aufgeregten Thätigkeit eine heilsame Richtung gibt. Die Kapitalisten haben Englands Beispiel vor Augen, das durch wohlberechnete industrielle Unternehmungen sich die ganze civilisirte Welt gleichsam zinsbar macht und sich bereichert. Wohl nie ist in Paris so viel gebaut und verschönert, wohl nie sind in Frankreich so viele Unternehmungen in Vorschlag gebracht worden, als jezt. Der König liebt das Bauen und Verschönern, und ist in dieser Hinsicht das Widerspiel Karls X., welcher nur für Jagd Sinn und Geschmack zu haben schien und sich wenig um Bauten und neue Anlagen kümmerte. Dem jezigen Könige ist es zu verdanken, daß das so lange unvollendet gebliebene Palais-royal endlich geschmackvoll ausgebaut worden. Auch an den Tuilerien hat sich seine Baulust sogleich bewährt; hier war er aber nicht so glücklich, als im Palais-royal, und vielleicht wäre es besser gewesen, anderswo einen ganz neuen Pallast anzulegen, als den alten in einem besondern Style angelegten verbessern und ergänzen zu wollen. Freilich wäre dazu eine ungeheure Summe Geldes nöthig gewesen, und man behauptet, mit dem Einkünften der Civilliste und mit seinem eigenen, so beträchtlichen Privatvermögen sey es Ludwig Philipp kaum möglich, alle auf der Königswürde lastenden Ausgaben oder vielmehr diejenigen, die er sich aufbürdet, zu bestreiten; denn allerdings erfordert es die Klugheit, daß der neue König viele Leute beschäftige, viele Künstler aufmuntere, Vieles kaufe und Manches befördere.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Die Engländerinnen und Mrs. Jameson.

Mich dünkt, Mrs. Jameson hätte unsern Landsmänninnen Gerechtigkeit widerfahren lassen können, ohne die übrigen so sehr herabzusezen. Ich bin nun schon viele Jahre in England und habe viele Frauenzimmer aus den höhern Ständen kennen gelernt, und obwohl es bei denselben freilich nicht an Affektation und Unnatur fehlt, und in der Erziehung nicht selten die positive Entwickelung über negativem Zurückdrängen, und Geistes- und Herzensbildung über äußerer Dressur vernachlässigt wird, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß es selbst unter den höchsten Klassen, und noch weit häufiger unter den höhern und mittlern, sehr viele höchst gebildete und doch ansprachlose Frauenzimmer gibt, die, ohne gerade Hausfrauen in unserm deutschen Sinne zu seyn, ihr Hauswesen nicht vernachlässigen und treue Gattinnen und liebevolle Mütter sind. Was aber das Branntweintrinken betrift, so halte ich es unter den Klassen, von denen unsere Verfasserin spricht, wenigstens für eben so selten, als bei uns; unter den Weibern auf den niedrigern Stufen der Mittelklassen mag es vielleicht gemeiner seyn, aber auch hier nimmt der ekelhafte Gebrauch schnell ab. Mrs. Jameson scheint mir überhaupt in dieser ganzen Abtheilung ihres Werkes weniger glücklich als in denen, wo es die Schilderung einzelner Charaktere oder die Beurtheilung von Kunstwerken gilt; ich ließ mich aber in meiner Wahl durch den Gedanken bestimmen, daß meine schönen Landsmänninnen begierig seyn würden, zu erfahren, wie diese geistreiche Engländerin von ihnen urtheilt. Dieses Frauenzimmer soll bloß durch Zufall Schriftstellerin geworden seyn. Ihr Vater war ein Kupferstecher, Namens Murphy, wahrscheinlich ein Irländer, der vorzüglich für Große und Vornehme arbeitete, welche oft Porträts, dann und wann auch andere Gemälde, zum Verschenken an Freunde, stechen ließen. Er erhielt unter Andern von der verstorbenen Prinzessin Charlotte den Auftrag, die Porträtsammlung der am Hofe Karls II. berühmten und berüchtigten Schönen, welche sich im Schlosse zu Windsor befindet, zu stechen. Es war ein Werk von mehreren Jahren, wofür er einige tausend Pfund erhalten sollte, und es war der Vollendung nahe, als die zweite Ehegattin des Künstlers starb. Murphy, im Vertrauen, daß er von der englischen Nation so reichlich bedachte und von der Prinzessin aus Neigung gewählte Gatte mit Freuden die Vollendung eines Werkes sehen würde, das durch ihren Willen und unter ihrer Leitung so weit gediehen war, arbeitete indessen muthig fort, mußte aber den Verdruß erfahren, daß dieser Gatte das Werk, als nicht von ihm bestellt, ablehnte und alle Entschädigung dafür verweigerte. Murphy brachte also es dem Publikum zu übergeben und seine Tochter die Lebensbeschreibungen dazu verfassen zu lassen. Es war ein idyllischer Gegenstand für die Feder eines Frauenzimmers; aber sie entledigte sich ihres Auftrags zu allgemeiner Zufriedenheit, und fühlte sich dadurch ermuntert, sich ganz der Literatur zu widmen. Doch blieb sie noch eine Zeitlang als Erzieherin in einer Familie, welche, wie die arme Welt behauptet, die Hauptrolle in ihrem bekannten Werke: Diary of an Ennuyée, hielt. Sie scheint nicht glücklich verheirathet zu seyn, denn ihr Mann, welcher ehemals Schreiber bei dem ausgezeichneten Rechtsgelehrten Basil Montagu war, soll schon seit mehreren Jahren im Auslande leben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Juli 1834.

Hier geht's beim Frei'n nicht wie im alten Lustspiel:
Hans hat nicht Hannen:

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Bald erblickte man auch den Verunglückten. Es war ein haarsträubender Anblick. Er schwebte über einer furchtbaren Tiefe; nur das rechte Knie hatte auf der Felsenspitze ein kargos Plätzchen gefunden, um sich daran festzuhalten, und die rechte Hand griff klammernd in ein Strauchwerk, der ganze übrige Körper schwebte frei in der Luft. Auch er sah jetzt unter sich, und seine Klagen wurden stärker, und durch die reine, stille Morgenluft vernahm man die Worte: „Helft mir schnell, sonst bin ich verloren!“

Während diese Worte zu uns herunter drangen, hatten Viele schon den Fels erklommen, um den Armen aus seiner gräßlichen Lage zu befreien. Man hatte sich dem Platze genähert, so weit es möglich war, aber was die Erfahrensten unten schon bemerkt hatten, fand sich nun bestätigt. Es war nicht möglich, der Klippe beizukommen, und Niemand konnte sich erklären, wie er sich dahin verirrt haben mochte. Indem man berathschlagte, was zu thun sey, wurden die Klagen immer dringender, der Ton der Stimme immer schwächer. Man konnte voraussehen, daß eine gänzliche Erstarrung oder das Ausreißen des Gesträuchs den Leiden des Armen ein baldiges Ende machen würde. Denn der Sturz in diesen Abgrund mußte augenblicklichen Tod bringen.

Da kam der besonnene und sehr erfahrene Alpensteiger, der alte Wirth und Richter, mit seinen Leuten den Fels herauf. Sie trugen Stangen und einen tüchtigen Vorrath von starken Tauen. „Wir müssen auf die Spitze über ihm klettern,“ sagte er im Schreiten, ohne sich aufzuhalten, „und ihm dann ein Seil zuwerfen.“ Voll freudiger Hoffnung folgte ihm Alles, und auch Nanni trocknete ihre Thränen und athmete hoch auf. Sepperl sandte bald seinen Blick nach oben, wie sich die graue Kuppe über ihm mit einem Male belebte, und auch er begann an Rettung zu glauben.

Von den Stangen wurde mit Umsicht eine Art von Gerüste gebaut, das über den Abgrund hinausreichte, und daran das starke Seil befestigt und an der schroffen Felswand hinabgelassen, bis sein Ende den Schwebenden berührte. „Jetzt schling' es Dir um den Leib und wir ziehen Dich sicher herauf!“ rief der Richter ihm zu. — „Das Knie haftet kaum mehr, der Stein, worauf es ruht, ist im Gleiten, und ich darf die Latsche nicht loslassen, die ich mit der Rechten halte. Wie soll ich aber mit der Linken, erstarrt wie ich bin, mir das Seil um den Leib festbinden?“ so klang es trostlos zurück, und dann wieder in einem fort: „Ach, helft mir! helft mir! Ihr guten Leute!“ Da warf der Richter seine Jacke ab

und schlang das Seil in mehreren kunstvollen Knoten um seine Weste. Dann betete er ein Vaterunser und schrie: „Nun laßt mich hinab in Gottes Namen und haltet fest und zieht stark und sicher; ich bring' ihn dann schon herauf.“ Alles packte nun das Seil mit Macht, wie der Alte von der Klippe sprang und in freier Luft hing. Mit kräftigen Fußtritten stieß er sich stets von dem Felsen ab, wenn er dessen vorspringenden Zacken zu nahe kam, die ihn leicht verwunden konnten.

Glücklich war er endlich in der Region angelangt, wo Sepperl in Todesangst hing. Mit Macht schwang er sich der Zacke zu und klebte mit der Fußspitze an dem Felsen, unweit des Holzknechts, dem er jezt ein mitgebrachtes Seil um den Leib band, und nachdem dies geschehen war, den Obenstehenden zurief, man solle ihn wieder hinaufziehen. Dies geschah alsbald, und der wackere, unerschrockene Mann brachte das Ende des Seils, das um Sepperl festgebunden war, glücklich zu den andern. Nun war kein Zweifel mehr an seiner Rettung. Man rief ihm zu, loszulassen und sich getrost der Stärke des Seils anzuvertrauen. Hand und Knie entsagten nun der Stütze und dem Anhaltspunkt, und donnernd polterten beide sogleich in jähem Sturze abwärts, während Sepperl, im Freien schwebend, hinaufgezogen wurde. Wenige Augenblicke später, und der herabrollende Fels, der vom Regen losgeweicht und von Sepperls Schwere aus seiner Fuge gedrängt worden war, hätte auch ihn, der nahenden Rettung zum Trotze, in die Tiefe mit hinabgerissen.

Auf der Felsenplatte drängte sich nun Alles um den Geretteten, der bleich und entkräftet dastand und um ein Glas Kirschenwasser bat, das schnell herbeigeholt wurde. Nachdem er getrunken, zog ein schmerzhaftes Lächeln durch seine verstörten Züge. „Das war a sakrische Nacht,“ sprach er mit bebender Stimme und führte das Tuch zur Stirne, um sich die großen Schweißtropfen abzutrocknen. Beim Abnehmen des Hutes fielen seine Blicke auf einen mächtigen Alpenblumenstrauß daran. „Schau', Nanni, Du sollst sie haben,“ sagte er, indem er sie dem Mädchen reichte, das sich dicht zu ihm hingedrängt hatte. „Wenn ich hinabgefallen wär', hätt's keine bekommen.“ Und das war Alles. Kurz, wie Ritter Delorges, doch glaube ich nicht, daß er, wie dieser, den Dank seiner Dame verschmäht haben wird.

Des Wirths Nanni ist noch nicht verheirathet. Sepperl, der zärtliche Bu', wird sie indessen nie heimführen. Das pflegt im Gebirge so zu gehen. Aber die Nacht in Todesangst zugebracht, hat unauslöschliche Spuren in seinem Gesichte zurückgelassen; er kann nicht mehr zu Berg und fristet, im Hofe herumschlendernd, nur zu häuslichen Diensten tauglich, sein trauriges, sieches Leben.

Die Arbeit, in ihrem Verhältnis zur Entwicklung der Menschheit.

(Fortsezung.)

Unter der Herrschaft der Sklaverei konnte die Intelligenz, wenigstens in Beziehung auf das, was wir Gewerbfleiß nennen, sich nimmermehr entwickeln. Der Sklave erfindet so viel wie nichts; warum sollte er, neben der körperlichen Arbeit, mit der man ihn belastet, sich auch noch den Kopf zerbrechen? Auch den Herrn ihrerseits lag das Erfinden nicht am Herzen, und so sind denn der Mittel und Kräfte für Gewerbe und Handel, von denen die Alten keine Ahnung hatten, oder an deren Anwendung im Großen sie wenigstens nicht dachten, wahrhaft unzählige. Wie hoch das Alterthum in anderer Beziehung stand, ist allbekannt, und Namen wie Aristoteles und Archimedes sichern ihm einen hohen wissenschaftlichen Ruhm. Mochte aber die Geisteskraft des einzelnen Wissenschaftsmanns noch so gewaltig seyn, so viel ist gewiß, in die Werkstätten war die Wissenschaft nicht gedrungen, wenigstens nicht soweit, daß ihre Gewerbe mit den unsrigen im Entferntesten den Vergleich aushalten konnten. Sobald es sich bei den Alten um große Kraftanstrengung handelte, gab es kein Mittel, als die Muskelkraft einer zahllosen Menschenmenge in Anspruch zu nehmen. Wir lesen bei Herodot, wie zwanzig Jahre lang hunderttausend Menschen an der großen Pyramide bauen mußten; daher fluchte auch das egyptische Volk dem Andenken der Könige, die solche Bauten unternommen. Wie viele Menschen mögen jährlich am Fuß dieser Steinhaufen dem Elend und den Seuchen zum Opfer gefallen seyn? welche Heerden mußten jährlich auf jene Ebenen getrieben werden, um die Masse der Arbeiten vollzählig zu erhalten? An einem neuern Beispiel, von dem man freilich nicht glauben sollte, daß es der jetzigen Geschichte angehöre, sehen wir, wie schrecklich der Mensch erniedrigt wird, wenn man an ihm nichts als die Muskelkraft achtet und ihn nur als Werkzeug zu brauchen weiß. Vor wenigen Jahren wollte man in Egypten einen alten verschlammten Kanal reinigen; da wußte man nichts Besseres, als daß man fünfzigtausend Menschen mit Hacken, Schaufeln, Pumpen anstellte. Man trieb sie in den Schlamm hinein, wie man zuweilen Büffel in die Gräben in den pontinischen Sümpfen wirft, damit sie das lange Gras abweiden, das sie verstopft. Ob man mit der Reinigung des Kanals zu Stande kam, weiß ich nicht; aber nach Verfluß eines Jahrs waren von diesen Menschenmaschinen, die mit Gott weiß was und mit Wasser sich hatten nähren müssen, dreißigtausend zu Grunde gegangen.

Die Sklaven wurden im Lauf der Zeit abgelöst von den Kolonisten, und dann im Mittelalter von den Leibeigenen. Noch immer regierte Körperkraft, indessen war der Zustand der Kolonisten und der Leibeigenen schon weit erträglicher als der der Sklaven. Aber neben dem Lehnswesen erhob sich jezt ein anderes, lebenskräftigeres Element: die italienischen Städte, der hanseatische Bund, die Schweizerkantone, die flandrischen und andern Städte, mit ihren geschlossenen Gemeinden, ihren Privilegien, ihrem Gewerbfleiß und Handel, betraten eine ganz neue, in politischer wie in industrieller Hinsicht gleich wichtige Laufbahn. Nicht lange, so machte der erste Schuß aus einem Feuergewehr die Rüstung des Ritters auf ewig unbrauchbar, und mit dem ersten Kanonenschuß verkündete die Intelligenz laut ihr Uebergewicht über die bloße Kraft der Sehnen. Und dieser Sieg der Würde der Menschennatur beschränkte sich keineswegs auf das Schlachtfeld; allgemach mußten sich seine Folgen auch in der friedlichen Werkstätte fühlbar machen. Die Buchdruckerkunst sanktionirte vollends diesen Triumph und führte ihn weiter. Jezt konnte man sagen, der Menschengeist sey wieder in seine Urrechte eingetreten und habe die Bürgschaft erlangt, daß er hinfort nie wieder der Herrschaft verlustig werden, sondern sein Reich nur immer mehr und mehr ausbreiten werde. Neben der sklavischen Arbeit, der Frohn, erhob und entwickelte sich die freie Arbeit. Aber scheu, mißtrauisch, wie jeder freigegebene Sklave, fühlte sie das Bedürfniß, sich nach Schuz und Bürgschaft umzusehen, und ward sich des Rechts dazu bewußt. Sie suchte in der freien Verbrüderung Einzelner die Hülfe, die sie von der Gesellschaft in ihrer noch unvollkommenen Entwicklung nicht erwarten konnte; freiwillig unterwarf sie sich dem Zunft- und Innungszwang, Institute, die ihrer Natur nach temporär und defensiv sind; sie, dem Geiste der Zeit zum Troz, festhalten wollen, heißt im tiefen Frieden gewappnet gehen. Von Stunde an sind die Völker Europas in Allem, troz zahlloser Hindernisse, deßhalb aber in sehr unregelmäßigen Bahnen, unaufhaltsam vorwärts geschritten zum Bessern. Immer mehr und mehr wurde bei der Produktion die geistige Kraft in das Spiel gezogen; die großen Entdeckungen zur See, die Ausbreitung des Handels in Folge derselben, die tausend Erfindungen, groß und klein, die er veranlaßte, Alles verkündete, der Menschengeist sey sich endlich bewußt geworden, welche Rolle er bei dem willkührlichen Einwirken des Menschen auf die Außenwelt, d. h. bei der Arbeit zu spielen habe.

Das achtzehnte Jahrhundert kam und hinterließ, noch ehe es zu Ende ging, den kommenden Geschlechtern ein großes, segensreiches Erbe. In Frankreich und in den Ländern, wo der Volksgeist für die Ideen der neuen gesellschaftlichen Aera reif genug war, wurde all jener Schutt der verflossenen Zeit, wie er sich in ihrem Laufe aufhäuft, und hier nur ein Zeuge der Vergangenheit ist, dort zu einem Merkstein für die Zukunft wird, ganz oder doch größtentheils weggeräumt; der Boden wurde gesäubert, und das Jahr 1789 sah viel zu ungeduldig vorwärts, als daß es sich hätte Zeit nehmen können, mit der Vergangenheit sich abzufinden. Auch jene Fesseln fielen ab, die sich die Arbeit zum eigenen Schuz und Schirm freiwillig angelegt, die Zünfte: der Arbeiter ward frei und unbesorgt, und so ist es gegenwärtig in den civilisirtesten Ländern.

Der mächtige Unterschied zwischen unserer Zeit und frühern Jahrhunderten springt in die Augen. Die heutige Welt ist weder religiös, noch kriegerisch, noch sonst etwas ausschließend, in dem Sinn, wie man andere Jahrhunderte so nannte: die Religion, der kriegerische Geist, die Künste leben nebeneinander; die Welt, wie sie geworden ist, begreift Alles, und keine Richtung des menschlichen Geistes ist ihr ein Räthsel oder ein Unding; sie begreift Wilberforce und Byron, Napoleon und David, einen so gut wie den andern. Sie kann verehren, kann bewundern, kann schwärmen, aber ihre Maxime hierin ist: Alles zu seiner Zeit! und dergleichen Gefühlen gibt sie sich nur augenblicklich, und gleichsam zur Zerstreuung hin. Denn die Hauptangelegenheit der Zeit, was Jedermann vor Allem im Sinne liegt, ist etwas ganz Anderes: Produktion, Gewerbfleiß, Mehrung des Wohlstandes, dahin ist vorzugsweise der Geist der Zeit gerichtet. Ein Lob der Armuth würde man heutzutage anhören, wie sonst Akademien, die nichts Besseres zu thun hatten, das Lob des Fiebers und dergleichen anhörten, als ein Witzspiel, woran man sich einen Augenblick ergözt, und womit es weiter nichts auf sich hat.

Der Typus der jetzigen Welt mit ihren Straßen, Brücken, Kanälen, Banken und Vereinen aller Art, ist ein Bazar, eine Fabrik, ein Markt. Mit stürmender Hand dringt der Gewerbfleiß allüberall hin; in der Eremitenzelle wird Baumwolle gesponnen, Glockenthürme machen Rauchfängen von Dampfmaschinen Platz, und die gothische Kirche wird zum Speicher. Im tiefsten, einsamsten Forst erklingt die Art des Holzhauers, und Hochöfen, Rauch und Cyclopen haben den frommen Einsiedler und den lustigen Jäger verscheucht. Sucht einer in den Thälern des Jura, vom Ungewitter überfallen, Schuz in einer Hütte, so wisse er, daß man darin keine Idyllen singt, sondern Wand- und Taschenuhren fabrizirt, und wer den Alpen zuwandert, wer, heilige Ehrfurcht vor altväterlicher Sitte im Herzen, den Glärner und Appenzeller aufsucht, der bleibe auf den duftenden Matten und höre dem Aelpler zu, wenn er Abends den Kuhreigen bläst; er betrachte sich von ferne die einfachen

malerischen Hütten, zerstreut wie die Gehöfte der Germanen, aber er gehe nicht hinein: drinnen stehen Mousselin- und Kattunwebstühle, dort werden die Zeuche gewoben, in welche sich die deutschen, italienischen, russischen Damen kleiden; dort unterscheidet man die egyptische Baumwolle von der indischen, kennt die laufenden Preise, den Stand aller Märkte, die ganze Handels- und Gewerbsprosa. Kurz, die alte Welt verhält sich zu der unsrigen, was Produktion und Wohlstand betrifft, wie die Küstenbarke zum Handelsschiff von langem Kurs, wie ein Rudel Saumthiere mit Waarenbündeln auf schlechter Straße zum Dampfwagen, der mit ungeheurer Last auf der Eisenbahn dahinfliegt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Reklamekunst in Kunst und Industrie.

Jetzt sind es besonders die königlichen Lustschlösser, welche Ludwig Philipp beschäftigen, Versailles, das weder Napoleon, noch die beiden Könige der Restauration wieder berücksichtigt hatten und das daher seit der Revolution leer geblieben war, soll nun eine Sammlung von Gemälden und Bildhauerarbeiten bekommen, welche sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen. An Platz fehlt es in den geräumigen Gemächern nicht, welche einst der üppige Hof Ludwigs XIV. füllte; es geht eine furchtbare Menge von Kunstgegenständen hinein, da wohl nie wieder eine königliche Familie dort wohnen wird und man also den sämmtlichen Raum kühn benutzen darf. Daher sind denn erstlich aus dem Vorrathe des Museums im Louvre, das weit mehr besaß, als dort in der Galerie aufgestellt werden konnte, ferner aus der Galerie des Luxemburger Pallastes eine Menge historischer Gemälde abgegeben worden. Dann las man aus dem, während der Restauration so unklugerweise aufgehobenen Musée des monumens français eine Menge von Kunstgegenständen, als Büsten, Basreliefs, sogar Grabmäler genommen. Endlich sind den Künstlern noch manche zu dem Zwecke der Anstalt passende Kunstgegenstände abgekauft worden. Zu Ende des laufenden Monats, zur Feier der drei Julitage, soll das neue Museum fertig werden; denn Ludwig Philipp sieht gern, wenn Alles rasch von der Hand geht. Man wird dann sehen, ob das Museum wirklich verdient, in einem so schönen Pallast, als der Versailler ist, aufgestellt zu werden. Auch die Lustschlösser St. Cloud und Meudon bekommen manche Kunstgegenstände, und das Tuilerienschloß ist bereits voll davon. Ist künftig jährlich eine Kunstausstellung und muß der König eine bedeutende Zahl von Kunstsachen kaufen, um die Künstler zufrieden zu stellen, so läßt sich voraussehen, daß bald alle Lustschlösser nicht mehr hinreichen, um sie zu fassen. Man behauptet, der Hof zahle die Kunstsachen nicht freigebig genug; aber mich dünkt, es ist besser, wenn er Vieles kauft, als irgend einem oder wenigen Künstlern das Übrige sehr theuer bezahlt; denn dadurch wird die Kunst im Ganzen mehr aufgemuntert. Natürlich setze ich voraus, daß Alles, was der Hof kauft, wirklichen Kunstwerth hat und keine Subalei ist; denn schlechte Sachen werden immer noch zu theuer bezahlt, und wer schlechte Künstler aufmuntert, schadet den bessern. Ueber Mangel an Aufmunterung hätten aber die Künstler in Frankreich jetzt wahrlich Unrecht zu klagen; denn der Geschmack an Kunstsachen, besonders an gefälligen, ist weit allgemeiner als sonst, und die Reichen kaufen und bestellen viel, wäre es auch nur, um ihre Wohnungen in der Stadt und auf dem Lande damit zu schmücken. Freilich richtet sich der Kunstgeschmack etwas nach der Mode, die in Kunstsachen beinahe so gut als in Putzsachen herrscht, und nach diesem Geschmacke muß sich ein Künstler richten, wofern er nicht so hoch steht, daß sein überwiegendes Talent selbst den Ton angeben kann. Noch viel mehr aber als für Kunst, wird für die Industrie gethan, welche freilich ihres materiellen Nutzens halber auch mehr Reiz für die Menge hat. Häufiger als jemals spricht man hier von Dampfmaschinen und Eisenbahnen, letztere sind sogar schon im Kleinen eine Belustigung für die Pariser geworden, welche man zuerst ergötzen muß, wenn man sie für etwas lebhaft interessiren will. Der Tivoligarten hat seinen russischen Rutschberg abtragen lassen, der allen seinen Reiz verloren hat, besonders seit der Unterjochung Polens, und statt des Rutschberges ist ein Railway angelegt worden, auf welchem nun die liebenswürdigen Pariserinnen ganz gemächlich können hin und her ziehen lassen. Eben so ist eine Eisenbahn in den Champs élysées angelegt, und auch hier kann man mit großer Schnelligkeit auf Wagen, die ein Dutzend Menschen fassen, die lange Seitenallee für einige Sous hin und her fahren. Nun wäre es freilich nützlicher, wenn auf den befahrensten großen Landstraßen Eisenbahnen angelegt wären, um Reisende und Güter schneller von einem Orte zum andern zu bringen, z. B. von Paris nach Havre, nach Brüssel oder nach Straßburg; allein haben sich die Pariser einmal von der Möglichkeit solcher Bahnen anzulegen, recht überzeugt, so werden sie auch ihre Kapitalien zu dergleichen Unternehmungen hergeben; denn auf die Pariser Kapitalien müssen die Unternehmer vorzüglich rechnen. Eben so werden jetzt Versuche mit Dampfwagen in Paris angestellt. Mit diesen Wagen fährt man freilich noch nicht zum Besten, und es ist häufig etwas daran zu bessern; allein auch in England findet man die Aufgabe, Dampfwagen auf unebenen Wegen zu gebrauchen, gar nicht leicht, und ist damit noch nicht zu Stande gekommen. Es wird sich zeigen, ob man in Frankreich glücklicher darin sein wird. Große Fortschritte macht die Zubereitung des Runkelrübenzuckers, und vielleicht noch größere die Anwendung des Kartoffelbreies zu Speise und Trank. Zu Reuilly bei Paris ist ein große Anstalt entstanden, in welcher täglich einige tausend Pfund Kartoffelsyrup verfertigt werden, der wie ein Wasserfall oben aus den Röhren herabfällt. Er wird zur Verfertigung des Brodes und des Bieres gebraucht. Die Brauer können ihr Malz großentheils entbehren, und jeder kann sein Bier auch in seiner Quantität selbst zubereiten, ohne deßhalb eine Brauerei nöthig zu haben. Mit eben diesem Syrup wird der Brodteig vermengt und daraus ein vortreffliches, schmackhaftes Brod verfertigt, welches bereits stark im Gebrauche ist; denn wenn die neuen Sachen gut sind, kommen sie in Paris bald in Aufnahme.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Juli 1834.

— Wir Elfen, die mit Tanz
Hekates Gespann umhüpfen,
Und geschreckt vom Sonnenglanz,
Träumen gleich in's Dunkel hüpfen,
Schwärmen jetzo!

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Nachtphantasie.

Es war Nacht,
War die schwüle Nacht des längsten Tages.
Laue Thränen weinte
Noch die bleiche Abendröth' im Westen,
Langsam gegen Osten
Ihre blassen Schimmer sendend. Dunkel
War des Himmels Bogen;
Eine Wolke im Zenith stand drohend,
Furchtsam schlossen sich die lichten Augen
Holder Sterne ringsum — es war Nacht.

Ja, des Grauens unerklärter Schauder,
Unheimliche Sage,
Ahnungsvolle, ungewisse Sorge,
Alles, was ein banges Menschenherz
Mit der Angst, die keinen Namen hat,
Füllt, bis es erbebt —
Alles dieses findet auf dem großen
Saitenspiele der Natur, wo tausend
Harmonien in einander greifen,
Düstere, verwandtanklingende
Mächtige Accorde.

Nicht dem Sonnenschein gehört die Welt,
Nicht der Farben lichtem Reich nur eignet
Diese Schöpfung, dieser Wesen All'.
Vielfach herrscht die Nacht, und nächtlicher
Als der dunkle Mantel ihrer Mutter,
Hat sie finstre Kinder auch geboren.
Zu den buntbeschwingten Luftbewohnern,
Zu den sangesfrohen Vögeln
Sendet sie den grauen Uhu, legt ihm
Schrillend Angstgeschrei in seine Kehle,
Und entstellte Menschenähnlichkeit
Wird der ekeln Fledermaus, die irren
Flugs die kalten Schwingen auf die Stirne
Des Erschreckten schlägt.
In der Blumen Chöre sendet sie
Gift'ge Pracht,
Ueppigen Tod;
Sendet schlaffes, langgeschlungnes Seegras,
Das mit Spinnenarmen noch des Schwimmers
Goldnes Haar erfaßt, und von der Rettung,
Von dem Ufer zerrend ihn zurückhält.
Selbst die schönen Blumen, welche fliegen,
Selbst das Heer der Gaukler Schmetterlinge
Zählet zu sich eine Todtenlarve,
Die allein der Dämmerung vertraut ist.
Formlose Ungeheuer birgt das Meer,

Gierige Schlünde,
Ewige Strudel.
Die Berge zeigen eisbedeckte Scheitel,
Wegloſe Schlüchte, undurchdringliche,
Lebloſe Wälder und empörte Ströme.
Dort klafft die Erde auf in breiten Riſſen
Und öffnet dir zum Abgrund dunkle Pfade.
Unterirdiſche, lichtloſe Flüſſe
Drängen ſich durch enge, feuchte Höhlen,
Wo ein tropfendes Geſtein zu Särgen
Sich und wüſten Zauberbildern füget.
Dumpfe Donner dröhnen aus dem Erdkern,
Schwärzliche Gewitter zieh'n,
Stürme heulen durch die Wintertage,
Wolken jagen durch den grauen Himmel,
Krachend bricht der Eichenſtamm im Sturme
Und zerknickt im Sturze tauſend Halme;
Winſelnd beugt das Schilf ſich auf die Teiche,
In der Hütte ducken ſich die Kinder —
Schwefelblaue Zungen ſtrecken ſich
Nach den Schlummernden —

Vielfach herrſcht die Nacht.

F. A. B.

Die Arbeit, in ihrem Verhältniſs zur Entwicklung der Menschheit.

(Beſchluß.)

Mag man immerhin auf die entſchwundene Zeit, auf ihr Lehnsweſen, ihr Ritterthum, ihre Gerichtshöfe der Liebe ſehnſüchtig zurückblicken; das Gemälde hat einen eigenthümlichen Reiz, ſo lange man mit dem Blick nur auf dem Vordergrunde verweilt und es nicht der Mühe werth hält, weiter hinten alle die Unterdrückung, all das grenzenloſe Elend zu betrachten: gräßliche Dürftigkeit neben plumpem, empörendem Luxus, Legionen Leibeigener neben ein paar übermüthigen Freien, die Länder unaufhörlich durch Krieg, Seuchen und Hunger verheert. Es iſt und bleibt wahr: der Wohlſtand der Nationen und die Würde des Menſchen wachſen im ſelben Verhältniß, in dem die Arbeit an Ausdehnung, Macht und Freiheit gewinnt. Urſache und Wirkung gehen gleichen Schritts: je freier die Arbeit iſt, deſto kräftiger kann ſie ſich entwickeln. Was iſt aber die Quelle dieſer Kraft? etwa Sehnen und Muskeln? hätte der freie Arbeiter kein ander Augenmerk, als ſich immer robuſtere, derbere Kinder zu erziehen? Nein, Intelligenz iſt die Quelle der menſchlichen Kraft; nur durch Geiſteskraft konnte der Menſch Wunder thun, und thut täglich Wunder, und die Körperkraft hat ihr ein für allemal den Vorrang eingeräumt. Man ſah ein, der Menſch ſey nicht dazu geboren, ein Handwerker zu ſeyn auf Erden; man fühlte, ſeine Organe werden ihm wegen ihrer wunderbaren Biegſamkeit, wegen jener zarten, berechneten, geiſtigen Wirkung, die niemals eine Maſchine erſetzen kann, ewig ſchätzbar und unentbehrlich ſeyn, das ſey aber einer der herrlichſten Vorzüge unſerer Natur, daß wir auf die Materie einwirken können vermittelſt der Materie, wobei das, was der Menſch an körperlicher Kraft dazu thut, nur als der Ausdruck des Willens und der Intelligenz des Gebieters erſcheint, und ſich zum Werke verhält, wie das Geſchäft des Steuermanns auf dem ſegelnden Fahrzeug.

So bildete ſich denn im Laufe der Geſchichte das große Werkzeug der Kultur in folgender Progreſſion aus: erſt rein inſtinktmäßige Arbeit, ſodann ſklaviſche Arbeit mit allen ihren Spielarten, ſpäter privilegirte oder verbriefte Arbeit, endlich freie Arbeit. Während dieſes Ganges hat ſich das eine Werkzeug, das der Menſch beſitzt, die Intelligenz, fortwährend immer mehr entwickelt und im ſelben Verhältniß die Wichtigkeit des andern, der Körperkraft, vermindert, und wie die Sachen jezt ſtehen, iſt zwiſchen der Kraft des Wiſſens und der Muskelkraft eine ungeheure Kluft befeſtigt. Man hat berechnet (die Zahlen können hier freilich das Verhältniß nur ungefähr ausdrücken), daß in Frankreich die auf Produktion verwandte Kraft gleichkommt der Geſammtkraft von 50 Millionen männlichen Individuen in der Blüthe des Lebens; Landbau, Handel und Manufakturen werden dabei zuſammengenommen. Da nun das, was von Frankreichs Bevölkerung körperlich gearbeitet werden kann, der Geſammtkraft von zwölf bis dreizehn Millionen männlichen Individuen in den beſten Jahren gleichkommt, ſo ergibt ſich, daß drei Viertheile deſſen, was in Frankreich producirt wird, Werk lebloſer oder anderer lebendiger, als menſchlicher Kräfte ſind, das heißt Werk von Maſchinen oder Thieren. Bei England ergibt eine ähnliche Berechnung, daß gar nur der achte Theil des Producirten unmittelbares Werk der Menſchenhand iſt. Somit beträgt der Antheil der Intelligenz an der Arbeit in Frankreich drei Viertheile, in England ſieben Achttheile des Ganzen. Hat damit die Intelligenz die Grenze ihrer Macht erreicht? Wer wollte es behaupten? wer möchte es wünſchen? Nein, die verhältnißmäßige Wichtigkeit der unmittelbaren manuellen Thätigkeit des Menſchen kann noch immer mehr und mehr abnehmen; ſo will es der Gang der Natur, und ſeine Geiſteskraft iſt unbegrenzt, Keiner kann ſagen, wo ihre Schranken ſind.

Das geiſtige Element wird fortwährend und immer mehr die Arbeit durchdringen, und wenn es die Sache einer ſo ſtrengen Wiſſenſchaft wie die Nationalökonomie wäre, ſich mit Weiſſagungen und poetiſchen

Bildern der Zukunft zu tragen, so könnte sie die Ueberzeugung aussprechen: es wird der Tag kommen, der schöne Tag, wo der Mensch so ziemlich von keiner andern Körperarbeit mehr weiß, als von künstlerischer Arbeit, wo Keiner mehr weder so unwissend, noch so dürftig ist, um mittelst seiner Muskeln allein mit Zugvieh und Materie in Konkurrenz treten zu müssen; wo der Mensch im Garten der Schöpfung sizt und, wenigstens zum größten Theil, das Wort des Dichters verwirklicht: mens agitat molem!

Aber solch glänzende Bilder der Zukunft, sind sie nicht dem Menschengefühl und der Logik gleich sehr zuwider, wenn man auf die Armuth und das Elend blickt, worin so sehr viele Menschen schmachten? Den arbeitenden Klassen geht es schlimm, so hört man in mehr als Einem Lande klagen; es geht ihnen schlimm, und mehr als anderswo im reichen England und in Irland. Es ist, als ob Produktion und Entblößung, Wohlstand und Armuth in gleichem Verhältnisse wüchsen; sie liegen schroff abgeschnitten neben einander, und das eine neutralisirt keineswegs das andere. — Besteht dieser schauerliche Parallelismus in Wirklichkeit? Innerhalb gewisser Grenzen allerdings, und im Grunde stellt Niemand das Faktum in Abrede. Es wäre reine Spitzfindigkeit, wollte man die Zunahme des Wohlstands leugnen, weil er nicht Allen in gleichem Maaße zu Theil geworden ist; andernseits ist das Elend einer Menge von Arbeitern eine gleich unleugbare Thatsache. Ganz England mit seinen parlamentarischen Debatten, seinen Gesetzen, seinen Büchern überzeugt auf den ersten Blick den wärmsten Lobredner der jetzigen Zeit. Durch die Emanzipation der Arbeiter hat die geistige Kraft im Gebiet der Produktion einen ungeheuern Schwung genommen, und die Industrie thut Wunder; die Masse des Reichthums hat sich unendlich vermehrt, aber dabei sind viele, sehr viele Arbeiter im Elend. Woher kommt dies? und ist eine Versöhnung dieses Gegensatzes möglich? Dies ist die Hauptfrage, die Lebensfrage, wie man heutzutage sagt, um deren Lösung man von allen Seiten die Männer der Wissenschaft angeht. Sie haben auch mit der Antwort nicht zurückgehalten, aber dem großen Publikum genügte keine der versuchten Lösungen: fortschreitende Entwicklung und Kultur sollte mit dem Interesse Aller in Einklang gebracht werden. Ist eine Lösung der Frage in diesem Sinne überhaupt möglich? Die ganze Geschichte zeigt, daß immer und überall eine wesentliche Verbesserung im Gesellschaftszustande nur auf Unkosten derer zu Stande kommt, welche nicht darauf gefaßt sind, sich dieselbe zu Nutzen zu machen. Der Natur der Sache nach muß jede einigermaßen bedeutende Veränderung manche Interessen beeinträchtigen. Wenn man den Wagen der Kultur von ferne herbeirollen hört, und, sey es nun Mangel an Vorsicht, an Kraft oder Muth, nicht darauf gefaßt ist, sich im Vorüberrollen auf ihn zu schwingen und einen Platz darauf einzunehmen, so bräust der Wagen nichtsdestoweniger weiter, und zerquetscht diejenigen, die ihn aufhalten wollen. Es gilt dies für alle Klassen der Gesellschaft, und keine hat darin ein Privilegium. Wäre das Problem wirklich nicht zu lösen, so möchte man am Ende schließen, es verhalte sich mit den Fortschritten der Kultur in einem einzelnen Lande wie mit dem Gang der allgemeinen Kultur. Die Civilisation gewinnt immer mehr Boden in Amerika, aber auf Kosten der Eingebornen, die auf sie nicht vorbereitet sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Religiöse Sekten. Politische Flüchtlinge. Theatercensur.

Mit den Versuchen, neue Religionen zu stiften, oder einen neuen Gottesdienst einzuführen, ist es jezt in Paris ganz aus, und weder von den St. Simonisten, noch von der Nouvelle église française wird noch im Geringsten gesprochen. Vater Enfantin und die wenigen ihm treugebliebenen Schüler suchen ihr Heil in Egypten, ein sonderbares Ziel ihres Strebens; die andern St. Simonisten sind in die bürgerliche Gesellschaft zurückgetreten, einige nach Verlust ihres bedeutenden Vermögens, und da sie zum Theil talentvolle Leute waren, so suchen sie ihre Kenntnisse auf eine für sie und ihre Mitbürger ersprießlichere Weise anzuwenden. Die beiden Stifter der sogenannten neuen französischen Kirche, Abbé Chätel und Abbé Auzou, lassen nichts mehr von sich hören; die Kirche des einen sowohl, als des andern steht leer oder dient zu andern Zwecken, und die beiden Abbé's haben keine Ursache mehr, einander anzufeinden; denn sie haben beide Ansehen und Einfluß verloren; bald werden beide vergessen seyn. Es läßt sich daraus schließen, entweder, daß der jetzige Zeitpunkt zum kirchlichen Reformiren nicht günstig ist, oder daß die beiden Herren nicht dazu geeignet waren, eine solche Reformation zu bewerkstelligen und zu leiten. Nicht besser oder vielmehr noch schlimmer ist es dem Träumer Fournier mit seinen Phalanstères oder Gemeinden ohne besoldete Obrigkeit und ohne Ehen ergangen; denn nicht einmal ein Versuch eines solchen Phalanstère ist zu Stande gekommen. Zwar hat der Mann so gut als die genannten Herren einige eifrige Schüler und Anhänger gehabt; so erschoß sich vor einiger Zeit Jemand und hatte auf einem Zettel verlangt, man solle auf sein Grab die Inschrift seyen: „Er war ein Fournerianer," was Fournier nöthigte, sich gegen die Beschuldigung zu rechtfertigen, als ob seine Lehre zum Unglauben und zur Verzweiflung führe. Aber auch diese eifrigen Schüler sind verschwunden, wie die St. Simonisten und Chätellanern; wahrscheinlich haben auch sie sich mit der jetzt bestehenden Gesellschaft ausgesöhnt und bestreben sich, ihr auf andere Art zu nützen. Dagegen steht nun ein größerer Mann, oder wenigstens ein größerer Schriftsteller auf, der Abbé de la Mennais, wider welchen in gegenwärtigem Augenblicke außer Landes Interdikte ergehen

№ 52.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 1. Juli 1834.

Kunstverein in München.

(Monat April.)

Gerke aus Hamburg, des Sängers Fluch von Uhland.

„Weh euch, ihr stolzen Hallen!“ ꝛc. ꝛc.

Diese und die folgenden Worte des Gedichtes, in welchen das Motiv des Ganzen sich ausspricht, bilden den Inhalt des bezeichneten Bildes. Vor den Thoren eines alterthümlichen Schlosses sehen wir den Sängergreis. Seine Linke umfaßt den getödteten Jüngling, dessen bleiches, blondes, mit Eichenlaub bekränztes Haupt auf seinen Schultern ruht; er wendet sich nach den Mauern des Schlosses zurück, so, daß wir die scharfen Züge des zornigen Mannes im Profil sehen, die erhobene Rechte, zur Faust geballt, begleitet den Fluch, der aus Aug' und Lippen spricht. Der Jüngling wird von einem weißen Rosse getragen, das mit traurig zur Erde gesenktem Kopf sein Mitleiden ausdrückt. Der Himmel ist düster, fast nächtlich.

Der Auffassung des Ganzen liegt richtiges Gefühl künstlerischer Darstellung zu Grunde; Klarheit und Einfachheit im Aussprechen des Gedankens; nur können wir uns bei ähnlichen Darstellungen des Wunsches nie erwehren, es möge eine jede der Möglichkeit nach über sich hinausreichen, d. h. die Anordnung möge einen Fortgang erlauben. Der ist aber hier kaum denkbar, ohne daß der Jüngling vom Pferde stürzt, sowie der Moment vorher sich auch nicht vor die Vorstellung bringen läßt. Es sind solche Rücksichten nicht die Hauptsache; allein die Betrachtung wird — wenn sie beobachtet sind — freier, ungestörter. Wäre der Greis nicht im starken Vorwärtsschreiten genommen, wäre somit das Auge nicht auf dieses angewiesen, würde schon viel Störendes wegfallen. Die Zeichnung ist sorgfältig, und zeigt ein ernsthaftes Studium, ebenso die gesättigte Färbung. Die Wahl der Farben bestimmt eine wohlthuende, mit dem Ernst des Gegenstandes übereinstimmende Harmonie. Das Bild ist eine der ersten Arbeiten dieses Künstlers. 3′ breit, 4½′ hoch.

Maas in Rom, eine Bäuerin aus dem römischen Gebirg, ihren schlafenden Säugling der Mutter Gottes (?) empfehlend; halbe Figur, Lebensgröße. Dieses Gemälde hat viel Aufsehen erregt und gehört zu denen, die sowohl durch ihren Gegenstand, als durch ihre Ausführung vor allen das Interesse des kunstliebenden Publikums zu fesseln vermögen. Auch die Künstler bewundern die Leichtigkeit, mit welcher Maas den Stoff in in seiner Gewalt hat. Den Hintergrund bilden einige Lineamente, die uns andeuten, daß wir uns in einer Kirche befinden; der Vordergrund (jedoch am obern Rande des Gemäldes) bildet das untere Ende einer Lampe oder irgend eines ähnlichen Kirchengeräthes. Zwischen beiden steht die Mutter mit dem Kind auf beiden Armen, eine schöne kräftige Frau, in der reizenden Tracht des römischen Landvolks, die großen glänzenden Augen nach dem Lampenende (?) erhoben, über welchem wir ein Muttergottesbild vermuthen. Was nun außer der vorherrschenden Schönheit dem Bilde einen besonderen Reiz gibt, ist, daß es ganz im Helldunkel gehalten ist, oder vielmehr im Sonnenreflex. Die Sonne scheint in die Kirche, an die Säulen und an den Nacken der Frau, den wir nicht sehen. Nur einzelne Sonnenlichtstreifen erscheinen an dem Rand der Schultern und Arme; allein der Gegensatz von Licht und Reflex, so entschieden er ist, ist durchaus nicht gewaltsam, sondern äußerst mild, und der Eindruck des Ganzen somit wirklich angenehm. Die Zeichnung, die in andern Bildern dieses Künstlers gern etwas weich, ja weichlich ist, hat in diesem mehr Bestimmtheit und Form. Es ist in Besitz des Kunsthändlers Hrn. Bolgiano gekommen.

Seeger, Landschaft im Styl späterer Niederländer. Flache Wassergegend; ein grüner breiter Bach durchfließt zwischen Weidengebüsch ein Dorf. Die gesättigte Farbe, sowie die schöne Behandlung geben diesem Bilde seinen

Werth. Doch vermiſſen wir eine entſchiedene Stimmung, die ſeine obengenannten Vorbilder immer haben.

A. Adam. Ein Pferd in Profil. Wir kommen vor dieſem Bilde in Gefahr, in welcher ſich häufig der Schriftſteller dem Kunſtwerk gegenüber befindet, nämlich etwas zu ſehen, woran der Künſtler vielleicht nicht gedacht. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſieht es aus, als wolle das Pferd uns rühren. Einſam ſteht es in der öden flachen Gegend vor einem Sumpf, in welchem die Reſte eines todten Pferdes halb ſichtbar liegen; zu ſeinen Füßen der Helm eines franzöſiſchen Küraſſiers (ſeines Herren?), hinter ihm halbverſunken, neben einem Weidenſturzel, eine Kanone; in der Ferne ziehen einige Küraſſiere ihre Pferde über den Knüttelbamm; der Himmel iſt trübe wolkig, eine Feuersgluth am Horizont mahnt an das brennende Moskau. — In Bezug auf Ausführung gehört dieſes Bild zu den ausgezeichnetſten dieſes berühmten Künſtlers; ganz vorzüglich iſt das Glanzlicht, bekanntlich eines der ſchwierigſten Dinge in der Thiermalerei, gelungen. 2′ lang, 1½′ hoch.

Kaltenmoſer, Tyroler Bauernſtube. Dieſer Künſtler verſpricht einen ausgezeichneten Platz unter den neuern Genremalern einzunehmen. Vorzüglich anſprechend iſt die Sorgfalt der Zeichnung und der maleriſchen Ausführung, ſowie die Vorliebe für das Schöne. Seine Bilder haben Haltung und ſind in allem Aeußerlichen ſehr charakteriſirend. Es fehlt nach unſrer Anſicht nur die Beſtimmtheit des Gedankens oder der Handlung, um deren Darſtellung es ihm zu thun iſt. Das vorliegende Bild verſetzt uns in eine Bauernſtube des Hochgebirgs; alles denkbare Stuben- und Hausgeräth hängt, ſteht, lehnt, liegt zerſtreut und angeraucht in derſelben; in der Mitte befindet ſich eine Wiege, vor welcher die junge hübſche Bäurin ſitzt, die eben ihrem Bübchen den Brei gegeben. Der Tiegel ſteht noch auf einem Brettchen, das über die Bettdecke gelegt iſt; der Knabe wendet ſich lächelnd nach einem im Vorgrunde ſich kratzenden Hunde, die Mutter kehrt ſich mit dem Geſichte nach der andern Seite, nach dem auf der (inneren) Fenſterbank ſitzenden Mann, einer derben, bärtigen, gutmüthigen Bauernnatur, der in der Weſtentaſche vielleicht nach einem bunten Steinchen oder ſonſt einem Spielwerk für das Kind ſucht, (das freilich eben nichts danach fragt). Zwiſchen Beiden füllt die Lücke ein erwachſener Knabe aus, der mit der Spielhahnfeder in der Hand, die er mit lachender Miene auf ſeinen Hut ſteckt, uns vielleicht ſagen ſoll, der Vater ſey eben von der Jagd zurückgekommen — der todte Hahn findet ſich auch — und habe ihm die Feder geſchenkt. Das Zerſtreute und Unſichere im Gedanken abgerechnet, iſt das Bild ein ſehr vortreffliches in Zeichnung, Ausführung und Haltung. Der Verein hat es angekauft.

M. Müller, Scene aus dem Tyroler Befreiungskriege. Ein junges, hübſches Mädchen kniet neben dem ſchwerverwundeten Vater; die Büchſe kriegeriſch umgehängt, hat ſie die Hände zum Gebet gefaltet, mit dem Kopf nach einer am Wege ſtehenden kleinen Kapelle gerichtet, in welcher wir das Bild des heil. Nepomuk an der Mauer erkennen. In dem tiefſten Hintergrunde Gefecht einzelner Bauern und Franzoſen. Hier iſt der Gedanke beſtimmt ausgeſprochen und ſogar in dem Gegenſatz des bewaffneten Mädchens, des hülfloſen Mannes, und in dem Vertrauen zum heil. Nepomuk auf eine Rührung hingearbeitet, von der wir jedoch nicht wünſchen können, daß ſie das wiederkehrende Motiv ähnlicher Darſtellungen werde. Das wahre Sentimentale in der Kunſt iſt das Schwerſte, und ſie hat ſich ſehr zu hüten vor dem, womit in dem Gebiete der Dichtung Kotzebue und ſeine Geiſtesverwandten ſich ein großes Publikum gemacht. — Die Ausführung des Bildes iſt ſehr fleißig.

Scheuchzer, das Lauterbrunnenthal mit dem Staubbach und der Jungfrau; ungefähr 1′ im Quadrat, ein Bild, das gewiß Vielen, welche die Schweiz bereist, die angenehmſte Erinnerung ſeyn würde.

F. Kaiſer, eine Fiſcherhütte am dunklen Gebirgsſee (vielleicht Wallerſee), ein kleines Bild von harmoniſcher Wirkung und kunſtreicher Behandlung, doch nicht im Tone der Wirklichkeit, ſondern des ſchwarzen Spiegels, deſſen man ſich gern zur Erhöhung des Naturgenuſſes im Freien bedient.

Chr. Morgenſtern, große Landſchaft aus dem nördlichen Deutſchland, mit Fernſicht auf's Meer. Ueber uns heitrer, heller Tag; nur aus Mittag zieht ſich in der Ferne ein Regenwetter der Küſte zu. Zur Rechten zwiſchen Gebüſch und Geſtrüpp ein kleines ſtehendes Waſſer, aus welchem auch der Eichſtamm dürftige Nahrung erhält, der ſeine dünnbelaubten Aeſte in die Luft ſtreckt. Ueber den verbrannten Haidehügel links, auf welchen die Sonne ihr heißes Licht wirft, zieht unſer Auge hinüber, und gleitet von Hügel zu Hügel, die immer tiefer ſich ſenken zur fernen Meeresbucht, die an der entgegengeſetzten Seite von bläulichen Höhen begrenzt wird. Sonntagsſtille rings umher, tief ergreifendes Weben des Geiſtes der Natur. Der Künſtler gehört zu denen, die das Ideale in der Landſchaft nicht verfolgen; ihm iſt die Natur ſelbſt das Ideal. Die nothwendig damit verbundene Tendenz, auf's Gemüth (mehr als auf's Auge) ſo zu wirken, wie die Natur ſelbſt, hat in vorliegendem Bilde ihr Ziel erreicht. Es iſt 3½′ hoch, 4½′ breit. Der Verein hat es angekauft.

F. Schönlaub, Rückkehr des verlorenen Sohnes, Relief, in Gyps. Der mit beiden Händen um Verzeihung Bittende wird vom verzeihenden Vater mit beiden Armen aufgenommen. Es iſt das erſte Werk des

(wahrscheinlich) jungen Künstlers, das wir sahen; es verräth Tiefe der Empfindung und ist von einfach edlem Styl, jedoch mehr in romantischer, als antiker Weise. Das ungefähr 2′ hohe, 1½′ breite, in halbvergoldetem Rahmen von Gyps eingefaßte Bildwerk ist vom Verein angekauft.

ef.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Neunter Brief.

Schon in einem früheren Schreiben habe ich der Porträtmaler Erwähnung gethan, und wenn es vielleicht auch nur der zehnte Theil davon gewesen, so werden Sie, glaub' ich, doch nicht sehr geneigt seyn, umständlichen Bericht über die Künstler dieses Genre, welches in unseren Zeiten so erschrecklich fruchtbar geworden ist, zu wünschen. Nur eine Bemerkung kann ich mich nicht enthalten, Ihnen mitzutheilen, nämlich die, daß ich nicht begreife, wie die sonst so feinfühlenden Franzosen eine solche Menge unedler, nichtssagender, burlesker Gesichter in die Kunstausstellung gebracht haben. Derjenige, welcher nach diesen öffentlichen Proben einen Schluß auf das Aeußere der Franzosen im Allgemeinen ziehen wollte, würde ein wenig günstiges Urtheil aussprechen können, und er würde noch mehr erstaunt seyn, unter allen Frauenporträts so wenig wahrhaft schöne und vollkommen ausgebildete Formen zu erblicken. Denn wenn diese einen Anflug von wirklicher Anmuth, ich will nicht sagen Schönheit, haben, wie bei Dubuffe, so ist es nur eine gewöhnliche, spitzfindige Lieblichkeit, wie bei den Nähmädchen, und die Porträts der Marquisinnen, Vicomtessen, Miß und Miladys von diesem Maler werden schwerlich eine andere Bewunderung erregen, als die der edlen Damen, denen sie angehören. Unter den Malern, welche ihren Porträts wenigstens einiges Kunstinteresse zu geben verstehen und in ihren Gemälden die mechanische Gewissenlosigkeit nicht schreiend hervortreten lassen, nenne ich H. und A. Scheffer, dessen letztern lebensgroßes Porträt einer Frau in rothseidnem Kleide bei einiger Steifheit doch einen originellen Charakter zeigt; Bremond und Canzi habe ich Ihnen schon früher genannt.

Wenden wir uns jetzt zu den niedern Zweigen der Kunst; ich will kurz anführen, was der Salon 1834 darin bietet.

Die Miniaturmalerei ist heutzutage außer Vogue gekommen und beschäftigt daher wenig ausgezeichnete Künstler. Wenn auch die Koketterie in der Kunst sonst hier noch sehr zu Hause ist, so ist sie doch noch nicht bis auf den Grad gediehen, daß ein Miniaturgemälde allgemeine Bewunderung und Aufsehen erregen könnte. Man rühmt allgemein die von der Madame Mirbel als die besten; wenn ich mich nicht etwas von der allgemeinen Meinung bestechen ließe, so würde ich es vielleicht nicht glauben. Jedoch halte ich es für meine Pflicht, noch die von Laint und Fradel zu erwähnen; auch Mad. de Watteville und Lequeutre würden es mir wohl verübeln, wenn ich sie anzuführen vergäße.

Die Zeichenkunst im strengeren Sinne haben sehr viele Künstler geübt, mehr als billig ist. Ehemals entwarfen die Maler neue Zeichnungen zu ihren Studien, sie machten leichthingeworfene, flüchtige Skizzen, wenn sich der Gedanke eines Gemäldes ihnen aufdrang. Im Uebrigen legten sie kein großes Gewicht auf diese Entwürfe und dachten nicht daran, sie zu einem hohen Werthe anzuschlagen, noch weniger sie für Kunstwerke auszugeben. Raphael füllte stets gewöhnlich seine Cartons mit seinen täglichen Studien an und gab die Skizzen seinen Schülern, für die das Studium derselben nur lehrreich seyn konnte. Heutzutage aber wollen viele Künstler sich mit diesen Skizzenzeichnungen wichtig machen und sie für Kunstwerke ausgeben. Unglücklicher Weise finden sich auch immer Liebhaber, welche diese Zeichnungen bezahlen und daher kommt es, daß manche Künstler der mühvollen Malerei entsagen und es vorziehen, ohne sonderliche Schwierigkeit schattenlose, unvollendete Zeichnungen zu entwerfen, für die sie so leicht einen Abnehmer finden. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Künstler auch in einer einfachen Zeichnung oder Skizze seinen Fleiß und seine Meisterschaft beweisen kann; aber diese Zeichnungen sind und bleiben ewig nur Skizzen, Studien, unvollendete Kunstwerke, Entwürfe zu vollständigen Gemälden; und wenn er ihnen gar seine ausschließliche Thätigkeit widmet, um Mühe zu ersparen und auf leichte Weise Geld zu gewinnen, so heißt das, den verjüngten Maßstab an die Kunst legen, um nicht zu sagen, die Kunst zu einem Handwerk erniedrigen. Unter den zahlreichen Zeichnungen sind wenige ihrer Dimension und Ausführung nach bemerkenswerth: eine Veduta aus der römischen Campagna, Federzeichnung von Aligny, zeichnet sich durch Feinheit der Schraffirung aus; andere Federzeichnungen von Pingray und Bléry sind weniger gelungen und fein, und scheinen fast geätzt zu seyn. — Unter den Stiftzeichnungen sind mir keine besonders aufgefallen.

Die Aquarellmanier hat viel und mancherlei zu Tage gefördert; aber obgleich dieser Art zu malen viele Mittel zu Gebote stehen, weil man alle Farben dabei anwenden kann, so zeigen doch die Künstler darin einen

unsaubern Geschmack. Die Farben, sey es nun, daß es von ihrer chemischen Beschaffenheit herrührt oder von der Unmöglichkeit, sie gehörig zu mischen, sind in den Aquarellgemälden alle mehr oder weniger unnatürlich falsch, und die meisten Maler in dieser Art nähern sich nur in sehr geringem Grade der Wahrheit. Die besten Gemälde in Aquarell sind eingeliefert worden von Boulanger, drei Schreckensscenen aus der Lucrèce Borgia nach Victor Hugo, eine Scene aus King Lear und eine aus Othello nach Shakspeare. Die schon genannten Künstler Deveria, Robert Fleury, Decamps, Isabey, Gudin, Gué, Jodin, Roqueplan, Danzats, A. Johannot und außerdem noch viele andere haben sich alle in dieser Manier versucht.

Die Kupferstecherkunst ist, wie bei uns, auch in Frankreich in stetem Abnehmen begriffen. Man darf in der That bedauern, daß der Kupferstich so sehr vernachlässigt wird; die geschabte Kunstmanier hat Anfangs den Grabstichel verdrängt und dann ist die Lithographie hinzugekommen und ihre ausübenden Verehrer haben die Zunft der Kupferstecher aus dem Heiligthum des Tempels hinausgeworfen. Wir begegnen heutiges Tages selten einem gewissenhaften, noch seltner einem vorzüglichen Uebersetzer von den Werken der Maler- und Bildhauerkunst, und ein ausgezeichneter Kupferstich findet sich im ganzen Salon nicht. Viguetten, Landschaften, Porträts ꝛc. kann man genug sehen, doch nirgends eine leichte, sondern meistens eine ganz schwerfällige Ausführung. A. Johannot hat das Gemälde Gerards, wie der Herzog von Anjou zum König von Spanien erklärt wird, mit Geschmack und Genauigkeit gestochen. Der Kupferstich v. Prévost nach einem Gemälde von P. De la Roche, den heiligen Vincent de Paule darstellend, wie er am Hofe Ludwigs XIII. für die Waisenkinder predigt, gehört zu den bessern; und Rubierre verdient Lob, daß er das Gemälde von Destouches, eine junge geputzte Frau, die vor dem Fenster sitzt, mit der Maske in der Hand, und ihren Liebhaber erwartet, der sie auf den Ball führen soll, gestochen hat. Fügen Sie dazu noch den Kupferstich von Jazet nach Grénier, Kinder, die von einem Wolfe im Walde überrascht werden, so haben sie Alles, was der französische Grabstichel diesmal Erhebliches geleistet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alterthümer.

Im Januar entwickelte Hr. Pettigrew in London vor einer zahlreichen Versammlung von Gelehrten und Alterthumsforschern eine vor 15 Jahren nach England gebrachte Mumie, die dem königlichen Collegium der Wundärzte gehört. Er beleuchtete die drei vorzüglichsten und vielleicht einzigen Methoden des Einbalsamirens, deren sich die alten Egyptier bedienten; auch erläuterte er die auf die Särge gemalten mythologischen Charaktere, die Beschaffenheit der dazu angewandten Farben und die Art und Weise ihrer Anwendung, die verschiedenen Gattungen von Inschriften und die in der Entzifferung dieser lange Zeit unerklärten Mysterien gemachten Fortschritte, wobei er den Arbeiten des unter den Zuhörern befindlichen Hrn. Wilkinson den verdienten Tribut zollte. Dann erklärte er die vorliegende Mumie für eine männliche, während sie bis jetzt wegen Mangel eines Bartes, für eine weibliche gegolten hatte, und zwar hielt er sie für den Körper eines weihrauchtragenden Priesters des Ammontempels zu Theben, Namens Horseisi, eines Sohnes des Nasphimegori. Im Verlaufe der Vorlesung zeigte Hr. Pettigrew ein Porträt auf dünnem Holz vor, welches er kürzlich auf der Brust einer im brittischen Museum befindlichen Mumie entdeckt hatte, und das er für das Bild des Verstorbenen und für das älteste Porträt in der Welt hielt. Die Augen sind groß und finster, das Haar schwarz, die Gesichtszüge fein, der obere Theil des Antlitzes eher von griechischer als von koptischer Form, und die Lichter in dem Gemälde so kunstreich vertheilt, daß das Werk als ein äußerst schätzbares artistisches Denkmal gelten kann. Am Schlusse der Vorlesung wurde die Mumie aufgewickelt. Die fast endlosen Rollen von baumwollenem Zeuge, die immer stärker wurden, je näher sie dem Körper kamen, wurden ganz entfaltet, und endlich stellte sich, nach einer verborgenen Ruhe von 2000 Jahren, der Körper des jugendlichen Ammonpriesters den Blicken der Zuschauer dar. Die Augen waren durch eine schmelzartige Substanz ersetzt; auf der Brust befand sich ein Amulet von buntfarbigen Steinen, und weiter unten ein Scarabäus von etwa einem Zoll Länge aus Jaspis oder einer andern harten Steinart; die Nägel der Finger waren mit Henna gefärbt. Der Körper war durch die Hitze der angewandten Einbalsamirungsmittel zum Theil verkohlt.

Bei dem sogenannten eisernen Thor an der Donau, Demir kapi oder Vodkapu, findet man noch heutzutage an einem Felsen in Serbien die Trajanische Marmortafel. Indeß haben die Osmanen in ihrer Zerstörungswuth durch Ausstragen und Feuer so viel von der Inschrift vernichtet, daß man nur noch die Worte Imp. Caesar Divi Nervae F. Nerva Trajanus Germ. Pont. — ximus lesen kann.

Maler und Gemälde.

Hr. Gérard hat das Bildniß des Königs der Franzosen, ganze Figur, vollendet, und ist solches der Pairskammer zum Geschenke gemacht worden.

Der König hat den Malern Blondel, Mauzaisse, Delaroche und Johannot Aufträge zu Bildern für die Galerie Apollon im Louvre ertheilt, an deren Verschönerung gegenwärtig gearbeitet wird.

Nekrolog.

Am 16. Oct. 1833 starb zu Berlin: der Kupferstecher Meno Haas, geb. zu Kopenhagen den 30. Mai 1783.

Am 12. Febr. 1834 zu Berlin: der königl. Baukinspektor und Plan-Kammer-Dirigent Friedrich Julius, geb. im April 1774; er hinterläßt schätzbare geographische Blätter und Zeichnungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 53.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 3. Juli 1834.

Königliche Akademie der schönen Künste in Turin.

Programm für die größeren Concurse des Jahres 1834.

Den Satzungen der allgemeinen akademischen Anordnung zufolge hatten auf das nächste Jahr 1834 die größern Concurse, auf deren Veranlassung tüchtige Künstler aufgefordert werden, sowohl ausländische als einheimische, neue Beweise ihrer Meisterschaft vorzulegen.

Indem die Munifizenz des Staatsoberhauptes seinem Oberkammerherrn, Präsidenten, ersten Chef dieser königl. Akademie, die Willensmeinung zu erkennen gab, vermöge welcher die vorbesagten Concurse sich ohne weiteres mit dem Anfang des Jahres 1834 für eröffnet erklären sollen, zeigte sich Se. Majestät geneigt, die Wünsche derselben Akademie auch in Betreff des Preises zu erfüllen, der bei jenen Concursen für die beste Medaille festzusetzen sey, geschlagen für den Zweck, den Nachkommen die Erinnerung an jenen neuen denkwürdigen Zug der königlichen Freigebigkeit zu überliefern, wodurch zu den Verbindungen der Akademie und für ihre Studien und Schulen neuerdings der prächtige Pallast angewiesen worden ist, dessen Abriß dem gegenwärtigen Programm beiliegt.

Die Akademie hat sich deßhalb in ihren Berathungen dahin vereinigt, daß die Preisarbeit für das Jahr 1834 in einer Medaille bestehen soll, die auf der Vorderseite das Bild Sr. Majestät des Königs Karl Albert, und auf der Rückseite den versinnbildeten Genius der schönen Künste darstellt, nicht ohne die Nebenbedingung, daß dem Felde der Kehrseite auf passende Weise irgend eine Andeutung des vorerwähnten Prachtgebäudes eingefügt werde.

Die Bedingungen dieses Concurses sind folgende:

Besondere Bedingungen.

1) Wachsmodell der besagten Medaille, 13 Centimetres im Durchmesser haltend.

2) Eine goldene Medaille als Preis 400 Lir. werth; außerdem 1000 Lir. baar.

3) Vorhand des Erfinders der gekrönten Medaille bei Anfertigung des Stempels, wofern es Sr. Majestät beliebt, die wirkliche Ausführung zu erlauben.

Allgemeine Bedingungen.

1) Berechtigt zum Concurse sind Studirende und Professoren, sowohl in- als ausländische.

2) Die Dauer des eröffneten Concurses umfaßt ein Jahr, nämlich vom 1. Januar 1834 bis zum 31. Dezember desselben Jahres.

3) An vorbesagtem Tage (31. Dezember 1834) müssen die Concursarbeiten bei dem Sekretariat der königl. Akademie in Turin abgegeben seyn, portofrei eingesandt unter der Adresse des Oberkammerherrn, Präsidenten, Chef, und ersten Vorstandes.

4) Eine nach Verlauf dieses Tages eingegangene Arbeit (sey die Ursache davon, welche sie wolle) wird nicht mehr zum Concurs gelassen.

5) Die zum Concurs angekommene Arbeit muß in einer Kiste verschlossen seyn.

6) Der Zustand dieser Kiste wird bei ihrer Entgegennahme von dem Professor und Sekretär besichtigt, in Gegenwart des Professors und Direktors, ingleichem des Ueberbringers; diesem letztern wird eine Abschrift der Verhandlung zugestellt, welche derselbe Professor und Sekretär darüber aufnehmen wird.

7) In der vorhin erwähnten Angabe werden ausdrücklich Tag und Stunde des Empfangs verzeichnet.

8) Wenn die Kiste sich äußerlich in einem Zustande befindet, der wegen Unversehrtheit der eingeschlossenen Arbeit Besorgnisse übrig läßt, so wird dieselbe nicht herausgenommen; von diesem Umstande wird die Verhandlung Meldung thun.

9) Jedem concurrirenden Werke ist eine kurze Beschreibung beizufügen, welche die Idee des Urhebers in's Licht setzt.

10) Die Preisbewerber haben dem eingereichten Modelle eine früher von ihnen gefertigte Medaille beizulegen und zwar in einem versiegelten Packet, das von außen mit einer Aufschrift versehen ist, inwendig mit der Namens- und Aufenthaltsanzeige des Preisbewerbers; das Packet wird nur in Anbetracht desjenigen Werkes geöffnet, welches des Preises für würdig befunden wird.

11) Von dem obenbesagten Tage an (31. Dez. 1834) wird mit den Berathungen begonnen, die dem Endurtheile über den Werth der zum Concurs eingesandten Arbeiten vorhergehen.

12) Die Prüfung wird von den Professoren der Akademie nach den Vorschriften der Anordnung vollzogen.

13) Der Prüfung wird die schriftliche Aufnahme des erörterten Gutachtens folgen, wie solches von einem jeden der prüfenden Professoren abgegeben worden ist.

14) Auf den Grund jenes Gutachtens wird die Entscheidung der Akademie, berathen mit deren Professoren und gebilligt von Sr. Excell. dem Präsidenten, vollzogen werden und hierauf im Druck erscheinen.

15) In Betreff des Werkes, welches des Preises für würdig erklärt worden ist, wird das Packet geöffnet und der Name des Meisters zur Kenntniß genommen; was die übrigen Packete betrifft, so bleibt ihnen das Geheimniß unverletzt.

16) Das gekrönte Werk wird ein Eigenthum der Akademie, die andern werden der Person zurückgegeben, die zu deren Empfange erscheinen wird, versehen mit dem Auftrage des Einsenders oder sonst von ihm zu seiner Stellvertretung ersehen ist; der Auftrag wird sich durch Zurückstellung der oben erwähnten Bescheinigung zu Tage legen. (6)

17) Die nicht gekrönten Werke sind von Seite ihrer Urheber innerhalb sechs Monate zurückzunehmen, diese gerechnet von der Bekanntmachung der akademischen Entscheidung an.

18) Nach Verlaufe dieser Zeit will die Akademie entbunden seyn von der Verpflichtung zur Zurückgabe und von der näheren Sorge für die gute Erhaltung der Arbeiten.

Turin den 1. Januar 1834.

Marquis Alfieri di Sostegno,
Oberkammerherr, Präsident.

Ritter Cesare Saluzzo,
beständiger Sekretair und Direktor.

Monticoni,
Professor und Sekretair.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Neunter Brief.

(Fortsetzung.)

Der Steindruck, dessen sich so viele Alt- und Junggesellen in der Kunst bemächtigt haben, hat mehr Eigenthümliches aufzuweisen, und wenn auch viele blasse, matte, kraft- und saftlose Produktionen sein Ansehen schmälern, so machen ihm hinwiederum andere alle Ehre. Die Lithographie der Sixtinischen Kapelle nach Ingres von Sudre ist wohl die beste; an diese reichen sich die v. Leon Noel, die goldne Hochzeit nach Duval-le-Camus, die Taufe und Heirath nach Pingret, und die von Marin-Lavigne, welche aus den Pressen von Engelmann, Bénard, Motte-Delaunois und Lemercier hervorgegangen sind.

Nachdem ich Ihnen so einen Ueberblick über die Produkte der zeichnenden Kunst im Pariser Salon von 1834 zu verschaffen gesucht habe, erlauben Sie mir heute noch einzelne Nachträge über die Leistungen einiger Maler zu geben, welche ich früher unbeachtet gelassen hatte.

Dahin rechne ich zwei Gemälde von De la Roche die heilige Amalie und der Galiläi. —

Die heilige Amalie, Gemahlin Christians, *eines* Fürsten der Ardennen zur Zeit Karls des Großen, so erzählt die Legende, hatte in ihrem Schloßgarten ein Oratorium mit eigenen Händen errichtet, wohin sie oft mit ihren Töchtern ging, um es mit Blumen und den Früchten der Jahreszeit zu schmücken und zugleich dort ihr Gebet zu verrichten. Wir sehen die Königin, wie sie im Begriff ist, einen Blumenstrauß auf den Altar zu opfern. Bekleidet mit dem königl. Hermelin und gekrönt mit dem kostbaren strahlenden Diadem kniet sie nieder auf ein Sammetkissen und, die Hände auf der Brust gefaltet, beugt sie die weltliche Größe vor der überirdischen Macht. Ihr zur Rechten knien in andächtiger Stellung ihre beiden Töchter, und hinter diesen eine junge Dame aus dem Gefolge der Königin. Das Ganze bildet eine schöne, weibliche Gruppe; die Königin ist zwar keine Heilige, keine Madonna; es ist eine fromme Frau, die eine fromme Handlung verrichtet; in ihrem Auge liegt kein Glaube, aber um ihren Mund lächelt die Liebe, aus ihrer Haltung sprechen Grazie und Gemüth. Die Töchter der Königin und ihre Begleiterin sind liebliche, weltliche Kinder, die man gerne hat, zumal, wenn sie so bescheiden sind, wie sie es ihrem Aeußern nach zu seyn scheinen. Das Landschaftliche ist ausnehmend artig und einfach behandelt und das Kolorit sehr ansprechend.

Digitized by Google

Den Rücken gegen ein Fenster gewendet, durch dessen rothe Vorhänge die Sonnenstrahlen in's Zimmer hereinbrechen, sitzt Galiläi in einem Armsessel, mitten unter Büchern und mathematischen Instrumenten, welche theils auf dem Boden, theils auf dem Tische in gelehrter Unordnung umherliegen und stehen. Mit der Rechten stützt er den Kopf auf den Tisch, in der Linken hält er den Zirkel und scheint die Auflösung eines mathematischen Problems zu suchen, — oder hat es wohl schon gefunden. Die Wirkung dieses kleinen Gemäldes ist vortrefflich; die Farbengebung und Zeichnung so sorgfältig und wahr, daß man willkührlich an die Meister der flamändischen Schule erinnert wird, welche De la Roche, wenn auch nicht an Fülle und Energie, doch gewiß an Leichtigkeit und Eleganz übertrifft. Mag man von De la Roche sagen was man will, ja sogar, daß er in seinen größeren Werken die englischen Kupferstiche von Smirke, Opie, Stothard und Andern plündere und kopire, in den beiden ebenerwähnten Gemälden hat er einen sinnreichen, anspruchslosen Maler beurkundet.

Von Ingres habe ich das Porträt einer Frau anzuführen vergessen, welches er schon 1823 in Florenz gemalt und, ich weiß nicht warum, erst dies Jahr ausgestellt hat. Der Künstler hat in dem Gemälde mehr den Charakter der Größe, als der weiblichen Anmuth aufgefaßt und dargestellt. Wem das Zierliche, Liebliche, Nette, Naive besonders an Frauen gefällt, der wird das Bild wenig nach seinem Geschmacke finden; sucht man aber einen hinsichtlich der Formen ausdrucksvollen Kopf, ein glänzendes, durchdringendes Auge, so wird man Wohlgefallen an dieser Frau finden, die zum mindesten soviel Geist in ihrem Angesicht verräth, als Frau von Staël besessen. Die Reize der Jugend vermißt man nicht, da wo ein so ungewöhnlicher Ausdruck aus den Gesichtszügen, ein so majestätischer Adel aus der glänzenden Stirne spricht. Hals und Nacken sind etwas flach modellirt; doch das Uebrige bis auf das geringste Beiwerk in ihrer Umgebung ist meisterhaft gemalt.

Außerdem sind zwei Gemälde bemerkenswerth, das von Brune und das von Navez aus Brüssel.

Brune hat die Legende von der Versuchung des heiligen Antonius gewählt und seinen Stoff trefflich zu behandeln verstanden, indem er sorgfältig alles Garstige, Gemeine vermieden. Der heilige Antonius sitzt in seiner Klosterzelle, in die sich stürmisch eine lustige Gesellschaft gedrängt hat und ihm die Freuden des Tanzes, des Weines, des Geldes und der Liebe bietet. Der Maler zeigt dem Heiligen die Liebe unter einer wahrhaft verführerischen Gestalt; sie ist ein reizendes Frauenbild; ihr Wuchs ist schlank und stattlich, die Natur hat ebenihre süßesten Formen ausgebildet und sie glühet in der Blüthe der Jugend. Das ist ein so schönes, lachendes Mädchengesicht, daß man nicht widerstehen kann; das ist ein Mund, der berauschende Küsse, das ist eine Auge, das Lust verheißt. Sie hat ihre linke Hand auf die Kapuze des heiligen Mönchs gelegt und mit der Rechten enthüllt sie die nackten Reize eines vollkommen ausgebildeten Körpers, wie ihn die große, freigebige Natur geschaffen und dem die Farbe eine so sinnlich lebendige Wahrheit geliehen; sie siehet den frommen Mönch an so sinneslustig, so vorwitzig, als ob ihr der verwegenste lüsterne Scherz auf der Lippe schwebte. Doch dieser erfleht mit frommgefalteten Händen und gen Himmel gerichtetem Blick, daß eine höhere Macht ihn vor Anfechtung bewahren möge; er fühlt den Druck einer verlangenden Hand, doch die fromme Regung seiner Seele bleibt unerschüttert; er verachtet das Gold, welches der Reichthum, ein schelmischlächelnder Mohr, mit vollen Händen ihm anbietet; er verschmähet die Flamme des Bechers, den ein trunkener Jüngling ihm kredenzet; er widersteht dem fröhlichen Zitherspieler, dessen lüsterne schmeichlerische Gefährtin, eine Rubensische Bacchantin, ihn zum Tanz auffordert. Die Scene ist erleuchtet durch eine Blendlaterne, welche auf die Erde in den linken Vordergrund gestellt, einen magisch-mysteriösen Schein auf die Hauptpersonen, die Liebe und den heilige Antonius wirft und den andern Theil des Gemäldes im Halbdunkel läßt. Das Ganze ist gut komponirt und gemalt.

(Der Beschluß folgt.)

Baukunst.

Neapel. Der Bau der Kirche S. Francesco di Paola, schon unter König Ferdinand I. angefangen, rückt gegenwärtig rasch vor, und man hofft, daß noch im Laufe dieses Jahres die 52 Säulen von Marmor, die das Innere schmücken sollen, aufgestellt werden können.

Leipzig. Es soll ein großes Buchhändlerbörsengebäude errichtet werden. Die Leitung ist dem Baudirektor Gerhard übertraut. Das Erdgeschoß wird Buchhändlerlokale, das zweite einen bedeutenden Saal und einige Zimmer enthalten, in welchen 100 Buchhändler zu gleicher Zeit abrechnen können. Das dritte Geschoß wird außer einigen Wohnungen aus einem kleineren Saal zu den Abrechnungen der hiesigen Kommissionärs bestehen. Beide Säle sind aber auch außer der Ostermesse dazu bestimmt, künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken zu dienen und einem der fühlbarsten Mängel in Leipzig abzuhelfen. Der genannte Architekt ist gegenwärtig mit dem Bau eines großen, von Schinkel entworfenen Universitätsgebäudes, des Augusteums, beschäftigt. Dasselbe enthält in Hörsäle, eine große Aula, die Räume für die Bibliothek und das physikalische Kabinet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[320]

Das Erechtheion zu Athen

nebst mehreren noch nicht bekannt gemachten Bruchstücken der Baukunst dieser Stadt und des übrigen Griechenlands.

Nach dem Werke des H. W. Inwood mit Verbesserungen und vielen Zusätzen herausgegeben durch

Al. Ferd. von Quast, *Architect.*

Berlin 1834.

Verlag der Kunst- und Buchhandlung von

George Gropius,

Schlofsplatz Nr. 1.

Unter obigem Titel wird dem deutschen Publikum ein Werk mitgetheilt werden, welches sich als nothwendige Ergänzung den bereits erschienenen der Alterthümer Athens von Stuart und Revett, und der von der Gesellschaft der Dilettanti zu London herausgegebenen Alterthümer von Jonien und derer von Attika, als nothwendige Ergänzung anschliefst. Wenn in jenen Werken die Darstellung rein architektonischer Verhältnisse der griechischen Gebäude den Hauptinhalt bildete, und die Details, besonders in den beiden erstgenannten, noch weniger genügten, so soll die genauere Zeichnung derselben in dem vorliegenden Werke der Hauptgegenstand seyn.

Herr H. W. Inwood gab im Jahre 1827 unter dem Titel: Erechtheion, eine Menge, bis dahin fast unbekannter, von ihm im Jahre 1819, also vor dem Ausbruche des griechischen Aufstandes, gezeichneter Details dieses Gebäudes, welches durch Schönheit und zierliche Ausführung sich vor allen andern auszeichnet, heraus. Diesen Zeichnungen schlofs er eine grofse Anzahl der schönsten und interessantesten Fragmente an, welche er in Athen und Attika das Glück hatte aufzufinden, und theilweise mit nach England zu bringen. So entstand ein Werk, welches durch getreue und geistreiche Zeichnung der schönsten architektonischen Gliederungen und Verzierungen, alles bisher in der Art Erschienene übertraf. Erst durch dieses Werk konnte denen, welchen die Originale selbst zu schauen nicht vergönnt war, ein genaueres und sicheres Verständnifs der griechischen Baukunst möglich werden.

Der Herausgeber beabsichtigt, dem vorliegenden Werke die vorzüglichsten Ornamente beizufügen, welche sonst noch auf dem Festlande Griechenlands vorhanden sind, und welche in mehreren Werken zerstreut herausgegeben wurden. Wir meinen hier besonders die Hefte von C. Vuliamy, gestochen von H. Moses.

Eine grofse Bereicherung werden aber hauptsächlich diejenigen Zeichnungen liefern, welche dem Herausgeber durch Herrn Ed. Schaubert, Architekten der königl. griechischen Regierung zu Athen, mitgetheilt wurden, und welche bisher gröfstentheils noch unbekannt waren. Herr Schaubert, welcher mit dem Neubau Athens, als der künftigen Hauptstadt Griechenlands beauftragt ist, hatte Gelegenheit und Zeit, während seines mehrjährigen Aufenthalts daselbst und im übrigen Griechenlande, die genauesten Zeichnungen der merkwürdigsten Fragmente anzufertigen. Das Nähere hierüber ist bereits in den Nachrichten aus Griechenland, (Berliner Museum, Blätter für bildende Kunst, 1833, Nr. 32) enthalten.

Der Architekt, Herr G. Semper, aus Altona, welcher gleichfalls während seines Aufenthalts in Athen höchst merkwürdige Entdeckungen, besonders in Bezug auf den farbigen Schmuck der griechischen Tempel machte, und worüber derselbe ein eigenes interessantes Werk vorbereitet, hat dem Herausgeber versprochen, für den gegenwärtigen Zweck dasjenige mitzutheilen, was er am Erechtheion zu Athen Neues entdeckte und zeichnete, vorzüglich aber die Resultate einer von ihm im Innern dieses Tempels veranstalteten Nachgrabung, welche den alten Fufsboden erreichte, und vor ihm noch von Niemand unternommen ward.

Durch diesen Reichthum des Materials ist der Herausgeber in den Stand gesetzt, statt der von Inwood gegebenen 34 Platten, von denen mehrere nur wenige und unbedeutende Gegenstände enthalten, deren etwa 45 in demselben Imperial Folio Format, unter ihnen mehrere Doppelblätter zu liefern, und zwar so, dafs der Inhalt eines jeden Blattes mit diesem Formate auch in gleichem Verhältnisse steht. Das Ganze zerfällt in 3 Abtheilungen, deren erstere das Erechtheion selbst zum Gegenstande hat, die zweite wird den Denkmälern aus Athen und Attika, und die dritte denen des übrigen Griechenlands gewidmet seyn. Was den Text betrifft, so wird nächst der Beschreibung der einzelnen Tafeln, statt der von Herrn Inwood auf mehr denn 100 Folioseiten gelieferten, in 24 Büchern unter den willkürlichen Titeln: Cadmeia, Homeros, Herodotos, vertheilten, ziemlich unkritischen allgemeinen Geschichte der Baukunst, vom Thurmbau zu Babel an bis auf das Erechtheion hin, welche für den vorliegenden Zweck durchaus unbrauchbar und überflüssig erschien, eine vom Herausgeber neu bearbeitete Einleitung in die Athenischen Alterthümer der Baukunst, und namentlich eine detaillirte Beschreibung des Erechtheions selbst gegeben werden.

Das ganze Werk soll aus 7 — 8 Heften bestehen, von denen ein jedes 5 Blätter, unter diesen ein Doppelblatt, und aufserdem 1 Blatt Text enthalten wird. Die Abbildungen werden unter der Anleitung des Herrn Herausgebers von den besten Künstlern auf Stein gravirt, und auf Imperial Fol. abgezogen werden. Der den Heften beizugebende Text soll nur eine kurze Beschreibung der jedesmaligen Abbildungen enthalten, da ein Haupt-Text in Octavformat nach der letzten Lieferung gegen besondere Berechnung gegeben werden soll.

Subscribenten zahlen für die Lieferung nur 1 Rthlr. und erhalten den Text gratis, (jede solide Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen an). Der Ladenpreis wird bedeutend erhöht, sobald das 2te Heft erschienen seyn wird. Zur Ostermesse 1834 wird die erste Lieferung ausgegeben, und in Jahresfrist ist das ganze Werk beendet.

№ 54.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 8. Juli 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Fortsetzung von Nro. 50.)

Pinakothek.

Es ist die übereinstimmende Meinung fast aller, welche die neue Gemäldegalerie (Pinakothek) in München gesehen, daß sie in Absicht sowohl auf Schönheit und Charakteristik, als auf Zweckmäßigkeit zu den vorzüglichsten der bisher von Geh. Rath von Klenze in München aufgeführten Bauwerke gehören. Ihre beträchtliche Länge (550 Fuß), die Galerie mit 25 hohen Bogenfenstern, der feste Unterbau, die freie Lage, Alles trägt dazu bei, schon von fern den Blick zu fesseln. Nicht weniger entspricht das Innere, das breite Stiegenhaus am östlichen Ende, die marmornen Stufen, die hohen Säle, die Loggien, die Kabinete der äußern Form und der Würde des Gegenstandes, dem diese Räume gewidmet sind. Die architektonische Eintheilung übrigens des Gebäudes als aus früheren Mittheilungen bekannt voraussetzend, wende ich mich sogleich zu meiner eigentlichen Aufgabe, und berichte, wie weit man in der Ausschmückung des Innern bis jetzt vorangeschritten.

Die untern Räume, welche theils zu Magazinen verwendet werden, theils zur Aufstellung antiker Vasen, Mauergemälde ꝛc., ferner für die äußerst reiche Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen bestimmt sind, liegen noch im Rohen. Dagegen ist die Ausschmückung des obern Stockwerkes sehr weit voran geschritten. Der erste Saal, in welchen man von der Treppe aus tritt, und der mit den Bildnissen der bayrischen Fürsten, die von jeher durch große Kunstliebe rühmlich sich ausgezeichnet, geschmückt werden wird, ist in Bezug auf Stuckaturarbeit als vollendet zu betrachten. Zwischen reichem Laubwerk und dem gekrönten (deutschen) Namenszug des Königs Ludwig zieren den Fries unter der Hohlkehle der Decke vierzehn Reliefs, Darstellungen aus der Regent-Geschichte Bayerns, entworfen von L. Schwanthaler, in Gyps ausgeführt von C. Mayer. Unsern am Anfang dieses Aufsatzes ausgesprochenen Gedanken, daß die Entwicklung der Kunst sich nicht an einem allgemeinen Volksbedürfniß, sondern an dem großherzigen Sinn einzelner Fürsten bei uns gezeigt, sehen wir hier auf eine unzweideutige Weise versinnlicht. Die Geschichte der Regenten des Bayerlandes ist die Vorhalle, durch welche wir in die Schatzkammern der Kunst treten. Folgende sind die größtentheils sehr geistreich aufgefaßten Darstellungen:

1) Herzog Garibald I. und seine Gemahlin nehmen die christliche Religion an, im Jahr 555.

2) Garibald II. gibt seinem Volk Gesetze, im J. 630.

3) Arnulf weist die anmaßenden Forderungen der Hunnen zurück im J. 918.

4) Schlacht gegen die Hunnen, im J. 955.

5) Heinrich der Löwe gründet die Stadt München, im J. 1158.

6) Otto I. von Wittelsbach wird mit dem Herzogthume von Bayern belehnt, 1175.

7) Ludwig der Bayer vertraut seinem gefangenen Gegner, Friedrich dem Schönen von Oestreich, Gemahlin und Kinder an und zieht in die Schlacht im J. 1325.

8) Ludwig der Reiche nach der Schlacht bei Giengen, im J. 1460.

9) Albrecht V. als Beschützer der Kunst und Wissenschaft im J. 1570.

10) Wilhelm V., Vater der Armen, 1593.

11) Maximilian I. empfängt die Churwürde im J. 1623.

12) Max Emanuel nach der Einnahme von Belgrad im J. 1687.

13) Maximilian I. setzt sich selbst die Königskrone auf's Haupt, im J. 1806.

14) Ludwig I. legt den Grundstein zur Walhalla 1830.

Die ganze Breite des Gebäudes theilt sich in drei Theile; der vordere nach Mittag gekehrte bildet einen Korridor von 25 Loggien, dem die hohen runden Fenster angehören, die von außen dem Gebäude sein eigenthümlichstes Gepräge geben; gerade an der entgegengesetzten Seite, gegen Mitternacht, befinden sich 24 Kabinete, zur Aufnahme von kleinen Bildern bestimmt, die durch Fenster von der Seite ihr Licht erhalten. Die mittlern großen Säle sind von oben beleuchtet und zwar nach genauer Berechnung der Brechung der Lichtstrahlen, so, daß dem Beschauer der Glanz der Bilder nicht hinderlich seyn wird. Die Motive zur Ausschmückung liegen in der Bestimmung der einzelnen Säle, für welche der Eintheilungsgrund in den verschiedenen Schulen gefunden worden. Den vaterländischen ist der Vortritt gestattet. Wir lesen in dem ersten Saal an der sich fast zum Kreuzgewölbe schließenden Decke, in kleinen Tempeln, die zwischen Arabeskenlaubwerk stehen, die Namen des Meisters Wilhelm, Johann van Eyk, Hemling, Quintin Messys, Bernard von Orley, Lukas von Leyden, Johann von Mabuse und Hans Schoreel, und befinden uns somit in dem Raum, der künftig die Werke der niederländisch-deutschen Malerschule und also einen Haupttheil der ehemals Boisserée'schen Sammlung aufnehmen wird. Den oberen Fries schmücken, abwechselnd mit verzierten Kasetten, vier Reliefs in Gyps, die Geschichte der Gebrüder Van Eyk, entworfen und ausgeführt von dem Bildhauer Schaller jun., aus Wien. Auf diesen Bildern sieht man, 1) wie Johannes van Eyk seines Bruders Bildniß malt, als das des Lukas auf dem bekannten Bilde hiesiger Sammlung, 2) wie derselbe die Stiftung des goldenen Vließ-Ordens durch Philipp den Guten von Burgund malt, 3) wie Hubert van Eyk dem gefangenen König Reinée von Frankreich Unterricht im Malen gibt, und 4) wie niederländische Kaufleute dem König von Neapel ein Gemälde der Brüder van Eyk zum Geschenk machen, bei welcher Gelegenheit Antonello von Messina auf die neue Kunst aufmerksam wird.

Der nächstfolgende größere Saal, bestimmt, die Gemälde der oberdeutschen Schule aufzunehmen, ist von demselben Bildhauer mit vier Reliefs aus dem Leben des A. Dürer und H. Holbein geschmückt. Den letzteren sieht man einmal in der Familie des Thomas Morus, die ihn freundlich in England aufgenommen, dann am Hofe, wie er die Anna Boley malt und der König ihm zuschaut. Aus Dürers Leben ist das Künstlerfest in Antwerpen — um seine Anerkennung bei seines Gleichen — und der Triumphzug des Kaisers Maximilian — um seine Anerkennung bei der Welt zu bezeichnen, gewählt. Bei letzterm Relief spielt der Gedanke auf eine eigene Weise durch die Wirklichkeit, indem der Triumphwagen des Kaisers, von vier Frauen (Tugenden) geleitet, (?) mit Vergessen aller Allegorien diesem vom Meister Dürer selbst vorgeführt wird. — Der dritte Saal, bestimmt für die Niederländer der zweiten Epoche, ist gleich den beiden vorhergehenden als fertig zu betrachten in Bezug auf die Stukaturen der Decke und des Frieses, wo man in erhöhten Buchstaben die Namen sieht: Rembrandt van Ryn, Anton van Dyck, Gerhard Terburg, Peter Paul Rubens, D. Teniers, Franz Snyers, Gerhard Honthorst und Caspar de Crayer. Der vierte Saal ist der größte von allen und bestimmt für die Bilder von Rubens, deren wir hier eine sehr große Anzahl besitzen. Die 8 Reliefs, entworfen und ausgeführt von C. Mayer, welche nebst andern reichverzierten Ornamenten an dem Fries in den vier Ecken des Saales angebracht sind, bezeichnen erstlich die vier Elemente nach griechisch-mythologischer Darstellung, zweitens die vier Welttheile — offenbar beides, um die Kraft und Allgemeinheit des Rubens'schen Genies anzudeuten. Daß aber die Gruppe der Grazien sich viermal (in der Mitte jeder Wand) wiederholt, wären wir eher als eine Ergänzung, denn als Merkmal zu deuten gesonnen.

Im 5ten, 6ten, 7ten und 8ten Saal fallen alle Reliefs weg, auch Namen liest man nicht; es erklärt sich dies, wenn man bedenkt, daß die Meisterwerke altitalienischer Kunst hier aufgestellt werden sollen; und wenn überhaupt anderweitige Verzierungen in einem Gemäldesaal unwesentlich sind, so würden sie hier in hohem Grade überflüssig seyn. Erwähnt kann noch werden, daß im letzten Saal bereits ein Theil der Verzierungen in Stucco vergoldet, und somit das Maß zu erlernen ist, nach welchem dieser glänzende Schein eingestreut wird, welches — um der Bilder willen — nur gering seyn kann.

Wir wenden uns nun nach dem äußeren Korridor, der uns von allem, was wir in Deutschland Aehnliches gesehen, am meisten an die vatikanischen Loggien erinnert. Freilich fehlt uns Rom und die Campagna und das Albanergebirg; es dringt nicht durch offene Hallen die milde, balsamische Luft — wir begnügen uns durch Glasfenster München und seine Kirchen und Paläste, den Obelisk und was an Denkmälern neuer Kunst sich über die Fläche hebt, zu sehen, und freuen uns an der blauen Kette des Tyroler Hochgebirgs, die sich hinter dem Ganzen fortzieht. Was aber diesen Gang einmal zum erfreulichsten Spaziergang machen wird, ist sein bildnerischer Schmuck. An den Kuppeln und Lunetten seiner 25 Loggien wird uns in vielen Bildern die Geschichte der Entwickelung der neuern Kunst vorgeführt.

Das Wiederaufleben der Kunst im Mittelalter bildet eine der allerreichsten Abschnitte in der Geschichte des Menschengeistes. Wir treten gleichsam in einen Garten, den eine Weltfrühlingskraft mit tausend und

abertausend köstlichen und mannichfachen Blüthen geschmückt; umgeben von allem Schönen, erhoben zu allem Großen, zieht uns das Liebliche bald da, bald dorthin, und je weiter wir gehen, je mehr sehen wir, daß ein neues Bündniß zwischen Geist und Natur geschlossen ist, aus welchem all dies Herrliche hervorgegangen. Diese reichbeglückte Zeit uns in Bildern vorzuführen, war die schöne Aufgabe, welche nach des Königs Auftrag Cornelius zu lösen übernommen. Wir dürfen uns und der neuern Kunst Glück wünschen zu dieser Wahl; denn hier gilt es ihr eigenstes Wesen, Erfassen eines Gegenstandes als Totalität, und nirgends fesselt uns der Genius dieses Meisters mehr, als in diesem freien Gebiete der Dichtkunst. Gehen wir zu den Zeichnungen selbst über, von denen die Hälfte vollendet ist. Zu bemerken ist übrigens, daß die Ausführung der Zeichnungen nicht von Cornelius, sondern von Prof. Zimmermann und unter dessen Leitung besorgt wird, und daß bereits Vieles gemalt ist, wie ich in der Folge anmerken werde.

Erste Loggia.

Die Grundlage der mittelalterlichen Kunst ist das kirchlichreligiöse Leben. Wir erblicken deßhalb in der Mitte der Kuppel den Bund der Kirche mit den Künsten. Die Kirche ist abgebildet als eine Jungfrau auf Wolken sitzend, umgeben von den Künsten; ihr Haupt, über welchem das Symbol des heiligen Geistes schwebt, ist mit der Dornenkrone geschmückt, ihre erhobene Rechte hält das Kreuz, ihre Linke ruht, als nehme sie dieselbe in besondern Schutz, auf dem Haupt einer Jungfrau, die zu ihren Füßen mit Pinsel und Palette als Malerei sich kenntlich macht; über ihr greift eine andere Jungfrau in die Saiten der Harfe, die Kunst des Gesanges (in doppelter Bedeutung) zu bezeichnen. An der rechten Seite kniet die Bildhauerei mit Hammer und Meisel, und die Baukunst mit der Setzwage. Ein Kranz von Cherubimköpfchen umschließt dies runde Bild. Vier Bilder, in's Kreuz gestellt, zwischen den vier evangelischen Zeichen und Arabesken in Stucco, füllen den übrigen Raum der Kuppel. Wir sehen den König Salomo, wie ihm das Modell vom Tempel überreicht wird; David mit der Harfe in Gesellschaft von Engeln als den Dichter und Sänger heiliger Lieder; Lukas an der Staffelei, dem die Madonna erscheint mit dem Kind, und Cäcilia, unter Begleitung von Engeln die Orgel spielend. (Alles bereits al fresco ausgeführt.)

Ist nun auf diese Weise der Kreis bezeichnet, in welchem zuerst die neuere Kunst sich bewegte, so dürfen wir nun wohl nach dem Weitern fragen, nach dem sie sich volljährig gewendet. Das Bild der Lunette führt uns in einen Palmenhain; Homer und Aeschylos, und andere Sänger von Hellas, sehen wir in Gesellschaft der Musen, Dante mit Beatricen, Petrarka und Boccaccio; dann Michel Angelo, Raffael, Tizian, Dürer und andere Meister bildender Künstler; wir sind mitten im Heiligthum der Kunst, und eingeführt in dasselbe von der Hand des Genius, sehen wir den Stifter des Gebäudes, den Schutzherrn neuer Kunst, den König Ludwig. Die Figuren der Lunette haben Lebensgröße.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Neunter Brief.

(Beschluß.)

Navez hat eine Scene aus Racine's Athalie gemalt. Es ist der Moment, wo Athalia den jungen Joas über seine Herkunft befragt. Die Königin sitzt in einem Armstuhl; in ihrer Haltung, in ihren unruhigen, unsteten Mienen lesen wir deutlich die Spuren eines bösen Traumes und eines bösen Gewissens; vor ihr steht der achtjährige Joas, ein bildschöner Knabe, unschuldigdreist und gibt Antwort auf die vorgelegten Fragen. Hinter ihm steht seine Tante, die Frau des Oberpriesters Joas; sie hat die Hand ihrem Liebling auf's Haupt gelegt und ihre Geberde sagt uns, daß sie für ihn ängstlich besorgt ist. Der Königin zur Linken steht Joad, düstern Angesichts, voll priesterlichen Stolzes, aber doch unschlüssig, ob er den Blick hinwenden soll zu dem Knaben, der ihn vielleicht durch seine Antworten verrathen kann. Rechts von der Königin sind zwei Leviten, in sinnender Stellung und gespannter Erwartung ob des Ausgangs; der eine mit zusammengezogenen Augenbraunen kreuzet die Arme, der andere sieht forschend auf Abner, um in dessen Zügen zu lesen, ob sie im Nothfalle und am Tage der Entscheidung auf ihn zählen können. Mehrere Damen aus dem Gefolge der Königin hinter dem Armstuhl ihrer Gebieterin haben ein so sorgloses, heiteres, angenehmes Aussehen, daß sie dadurch dem Ernst und der Angst, welche über dem ganzen Gemälde verbreitet sind, eine interessante Beimischung geben. Die Farbengebung ist an manchen Stellen etwas schwach und entspricht nicht völlig der Kraft, womit der Gedanke des Dichters erfaßt ist; das Ganze verdient aber Lob und Auszeichnung.

Wenn ich Ihnen nachträglich melde, daß J. Petit und noch ein anderer französischer Maler Scenen aus Goethe's Faust und ein dritter eine Leonore nach Bürger's Ballade gegeben haben, so geschieht es nur, um

Ihnen zu sagen, daß man so Etwas sehen muß, um es zu glauben.

Ich beschließe die Reihe dieser Nachträge mit einem Gemälde Granet's, nach einem französischen Gedichte, die Gefangenschaft des Vert-Vert (eines Papagei's) vorstellend. Diese Komposition hat bei weitem nicht das Verdienst, wie das Gemälde dieses Künstlers, worüber ich gleich Anfangs berichtet; ich meine den Tod des Malers Poussin; doch verdient sie hinsichtlich ihrer leichten Ausführung und gefälligen Farbengebung immer einige Augenblicke unsere Beachtung. — Die Scene geht in einem Nonnenkloster vor; die Nonnen selbst haben dem Schuldigen das Urtheil gesprochen, daß er zwei Monate fasten soll, worauf denn der böse Vogel in eine besondere Zelle gethan und einer alten Nonne zur Bewachung übergeben wurde. Einmal aber, als die Gefangenwärterin über ihrem Amt eingeschlafen war, tritt verstohlen leise die Schwester Rosalie mit zwei andern Nonnen in's Zimmer und bringt dem armen Vert-Vert Zuckerwerk, gebrannte Mandel und Orangen, welche der Sträfling nach so langem Fasten heißhungrig verschlingt. — Das ist die Scene, welche Granet recht artig komponirt hat.

Es ist uns jetzt noch übrig, die Werke der bildenden Kunst zu prüfen und zu würdigen; das verspreche ich Ihnen in meinem nächsten Briefe zu thun. Bis dahin behalten Sie mich in gutem Andenken!

Akademien und Vereine.

Der Moniteur Ottoman vom 12. April enthält einen Bericht des Oberarchitekten der großherrlichen Bauten, Abdul Halim Effendi, an den Groß-Wessir, worin der Plan zu einer in Konstantinopel zu gründenden Bauacademie entworfen ist. Der Sultan hat diesen Plan genehmigt und durch einen eigenhändigen Befehl die unverzügliche Ausführung desselben angeordnet, damit die Baukunst in den Osmanischen Staaten zur höchst möglichen Vollkommenheit gedeihe und sich auf die Grundsätze der damit in Verbindung stehenden Wissenschaften stütze. In der Einleitung des Berichts werden die Wissenschaften bezeichnet, deren Erlernung zur Ausübung der Baukunst vorzugsweise erforderlich ist. Sodann wird gesagt, daß von den 30 Architekten, die jetzt unter den Befehlen Abdul Halims stehen, nur 10 die nöthigen Kenntnisse besäßen, so, daß ihnen die Leitung eines Baues anvertraut werden könnte; die übrigen seyen sehr wenig unterrichtet; was die Gebäude anbetreffen, die auf Befehl der Regierung sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen errichtet würden; so seyen die talentvollsten unter jenen 10 Architekten mit der Entwerfung der Pläne beauftragt, und die übrigen hätten für die Ausführung derselben zu sorgen. Es folgt nun der neue Plan, nach welchem die Architekten in 2 Klassen eingetheilt werden, jede Klasse soll aus 10 Mitgliedern bestehen, die erste aus denjenigen, welche ihrer Kenntnisse wegen mit den Regierungsbauten beauftragt werden, die 2te aus 10 andern, die unter der Zahl der übrigen als solche ausgewählt werden, die durch eine Prüfung bewährt haben, daß sie nach jenen ersten 10 die meisten Kenntnisse besitzen. Alle übrigen Architekten sollen blos als Gehülfen der Ersteren betrachtet werden und unter deren Befehlen arbeiten. Die Mitglieder der ersten Klasse sollen ein unterscheidendes Zeichen ihres Grades, und außerdem, sowie die Eleven der mathematischen Akademie, täglich ein Jeder zwei Brode von der Regierung erhalten. Der Professor der 4ten Klasse der mathematischen Akademie soll einen Unterrichtscours für die Architekten der zweiten Klasse und für die Gehülfen eröffnen. Bei der Entwerfung von Plänen sollen den Architekten der ersten Klasse die der zweiten und die Ingenieure, die unter den Befehlen des Oberarchitekten stehen, zur Hand gehen. Jedesmal, wenn ein Architekt der ersten Klasse in die Provinzen abgeschickt wird, soll ihn auf Kosten der Regierung eine Anzahl Ingenieure, Architekten der 2ten Klasse und Gehülfen begleiten, damit Alle Gelegenheit erhalten, die Theorie auf die Praxis anzuwenden. Wenn sich jetzt bei Privatbauten unter den Einwohnern der Hauptstadt Streitigkeiten erheben, ist eine aus 2 Architekten bestehende Kommission mit der Entscheidung der Sache beauftragt. Die Kommission empfängt, so lang ihre Arbeiten dauern, täglich 24 Piaster Diäten. Von jetzt soll die Summe auf 30 Piaster erhöht werden. Dem Oberarchitekten sollen 2 Architekten der ersten Klasse, der eine als Intendant, der andere als erster Commis, zur Seite stehen und sich täglich über den Zustand der öffentlichen Gebäude unterrichten. Ferner wird auch eine neue Organisirung der mathematischen Akademie anempfohlen, und zwar sollen die Ingenieur-Eleven dieser Schule in 4 Klassen getheilt werden. Aus den Abtheilungen der 4ten Klasse sollen 10 ausgewählt und den Befehlen des Oberarchitekten untergeordnet werden, welcher sie abwechselnd bei den öffentlichen Bauten beschäftigen wird. Je nachdem sie dann in die höhern Klassen versetzt werden, sollen sie immer mehr Uebung in der architektonischen Praxis erhalten.

Neues Denkmal.

In Brügge ist kürzlich das Standbild des Johann van Eyk öffentlich aufgestellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Anerkennung.

Der Münchner Kunstverein, eben so bemüht, Kenntniß und Liebe der Kunst unter seinen Mitgliedern zu verbreiten, und durch die vorhandenen Mittel förderlich auf den Betrieb und die größere Ausdehnung einzuwirken, als auch die Bemühungen anzuerkennen, welche von Freunden der Kunst geleistet werden, hat nicht verfehlt, im Jahresberichte von 1835 des Hrn. Hof-Kunsthändlers Schrader in Hannover dankbar zu erwähnen. Die fortwährenden Beweise der hohen Kunst-Intelligenz und der an den Schöpfungen der Münchner Kunstschule so freundlich übenden Thätigkeit eines der Hauptstifter des Kunstvereins und der Kunst-Ausstellung in Hannover, des Hoffabrikanten Hrn. Haußmann, Besitzers einer ausgewählten Galerie daselbst, geben die Veranlassung, jenes Mannes hohe Stelle in der Kunstwelt, wie sein liebevolles Bestreben für die Münchner Kunstschule ebenfalls auf's dankbarste anzuerkennen.

Der Verwaltungs-Ausschuß des Kunstvereins.

Digitized by Google

№ 55.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 10. Juli 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Fortsetzung.)

Zweite Loggia.

Aus dem Allgemeinen kommen wir in's Besondere, von den Dichtungen zur Geschichte. Daran erinnert uns sogleich die Gestalt in der Mitte der Kuppel, die Klio, die umgeben von Waffen an die „arme pietose“ erinnert, deren Klang zuerst die Gemüther aus einem viel-hundertjährigen Schlaf zu neuen Empfindungen, Anschauungen und Thaten geweckt. Daß sie die Kreuzzüge in ihre eherne Tafel eingräbt, lesen wir aus den Namen, die im Kranze um sie stehen, Bernhard v. Clairvaux, Leopold von Oestreich, Konrad von Montferrat, Friedrich II., Pabst Urban II., Boemund, Tancred, Friedrich von Schwaben, Johann von Brienne, Welf von Bayern. Auch die Bildnisse des Gottfried von Bouillon, Richard Löwenherz, Friedrich Barbarossa, und Ludwig des Heiligen sind zur weitern Erklärung angebracht. Deutlicher noch sprechen die Bilder von der großen Bewegung und ihrem Erfolg. Bernhard von Clairvaux sitzt inmitten von Kriegern, Pilgern, Frauen und allerlei Volk, und predigt das Kreuz. An einer knienden Königin, die ihren Schmuck zu den Füßen des Predigers niederlegt, an einem Ritter, der von Frau und Kind Abschied nimmt, an einer betenden Jungfrau, an kampflustigen Kriegern sieht man den Erfolg der beredten Zunge des Heiligen. Gegenüber schlägt der Rothbart die siegreiche Schlacht bei Iconium.

Die Kreuzzüge sind es, in denen der Morgenstern des neuen Lebens aufgegangen; davon reden die Knaben in den beiden andern Bildern, die, den Stern über ihren Häuptern, die brennende Fackel halten, von Kränzen umgeben, unter denen neue Gestalten unsre Aufmerksamkeit fesseln, Centauren, welche Jünglingen Unterricht ertheilen im Waffenwerk und in der Musik. Ueberraschend und ganz bezeichnend ist das Symbol der griechischen Mythe auf die neuen Verhältnisse angewendet. Der rauhe Krieg im Orient bildete gleichmäßig das Waffenhandwerk und die Kunst.

Die ersten Folgen davon wurden im reichen und mächtigen Pisa sichtbar, welches durch seine Lage und Verhältnisse, sowie durch den hochherzigen Sinn seiner Bewohner sich zur Wiege der neuern Kunst gemacht. Das sinnvollste, umfassendste Monument der Pisaner, welches weit über alle Kirchhöfe der Zeit ragt, ist ihr Kirchhof, ihr Campo santo, von Giovanni Pisano gegen Ende des 13ten Jahrhunderts zunächst als Einfriedigung von geweihter Erde, welche Pilger aus dem gelobten Lande mitgebracht, erbaut. Dieses für die Geschichte der Kunst höchst erfolgreiche Ereigniß ist in der Lunette abgebildet. Der Meister legt seinen Plan den Aeltesten der Stadt vor. Im Hintergrunde die Stadt mit ihrem schiefen Thurme und dem Meer, und mit Schiffen, aus denen die aus fremden Ländern erbeuteten antiken Kunstschätze, die Sarkophage ꝛc., welche so bedeutenden Einfluß auf das Aufleben der neuern Kunst ausgeübt, ausgeladen werden. Steinmetzen arbeiten inzwischen schon an den Kapitellen, deren römische Form uns an die Quelle erinnert, aus welcher zunächst die Pisaner Künstler geschöpft. Höchst zierlich und sinnvoll sind die Umgebungen zu diesem Bilde. Blumenstängelsäulen tragen den Tempel, hinter welchen man auf hohen Arkaden die Statuen der Minerva und des Merkurius sieht. Im Vordergrund zeigen uns zwei anmuthige Bilder die natürliche Beschaffenheit der neugebornen Kunst. Eine Jungfrau lehrt einem Kinde, das furchtsam nach ihren Händen langt, die ersten Schritte machen; aber kaum, daß das Kind dies kann, so will es der ängstlichen Pflegerin und ihrem Gängelbande entfliehen, wie das zweite Bild uns zeigt. (Die genannten Bilder der 2ten Loggia sind bereits al fresco ausgeführt.)

Dritte Loggia.

Es bedarf nun der Erwähnung, daß die Lebensbeschreibungen des Vasari der gesammten Bilderreihe zu Grunde liegen. Nach diesem Schriftsteller, welcher trotz all seiner Fehler mit hohem Recht der Vater der neuern Kunstgeschichte genannt wird, beginnt die Malerei in Florenz und zwar mit Cimabue. Diesem Künstler ist die dritte Loggia gewidmet. In der Mitte der Kuppel sieht man sein Bildniß, wie es Vasari aus einem Gemälde des Symon von Siena überliefert. Unerschöpflich scheint Cornelius in Eintheilung und Verzierung eines gegebenen Raumes; so viel Kuppeln und Lunetten, so vielmal neue Formen; wir stehen in der That vor einem Kaleidoskop der bewundernswürdigsten Art. Inzwischen lassen sich diese Formen schwer in Worte fassen, und wir vertrösten entfernte Kunstfreunde mit der Hoffnung, daß Cornelius das ganze Werk einmal herausgeben werde. Die beiden Bilder aus dem Leben des Cimabue an der Kuppel sind aus seinen Knabenjahren genommen. Er war den Wissenschaften gewidmet; die Bücher unter dem Arm, kommt er nach S. Maria Novella in Florenz, wo griechische Maler die Wand mit heiligen Gestalten bemalen, und empfindet die erste Ahnung seiner Bestimmung. Die Bücher, die ohnedem lose in seiner Hand gelegen, hat er bald weggeworfen, und gern geht er mit dem Vater, einem angenehmen Florentiner Bürger, als dieser ihn in die Lehre zu dem Griechen zu thun sich entschließt, was auf dem gegenüberstehenden Feld abgebildet ist. Zwischen beiden Bildern (die bereits al fresco ausgeführt) in der Mitte zeigt die Zeichnung ein wunderbares Drittes, das sich wiederholt; wir möchten es den ersten Traum der Kunst nennen: zu beiden Seiten eines Tempels, in welchem die ewige Flamme der Kunst auf hohem Kandelaber brennt, sehen wir phantastische Gestalten auf Arabeskengewinde sich wiegen. Auf dem Nacken eines Unthiers, das ein nächtlicher Genius leicht lenkt, sitzen ein geflügelter Jüngling und ein Mädchen, unter einem Schleier sich brünstig umfangend; eine Nachteule und ein zweiter nächtlicher Genius, tief in Schlaf versenkt, sagen uns von dem Dunkel und der Stille ringsumher. Anderes auf der anderen Seite; das Unthier bäumt sich, das der Genius, dem Tageschwingen gewachsen, kaum mehr bändigen kann; gewaltsam reißt sich das Mädchen aus den Armen des geflügelten Jünglings, der sie festzuhalten sucht, und will den Schwalben nach, die nun statt der Eulen durch die Luft ziehen. Aber der Genius der Kunst, obschon er erwacht, empfindet von dem Sturm und der Leidenschaft um ihn her noch wenig; es dämmert ihm noch vor dem Angesicht, das er mit der Hand gestützt hält. —

In der Lunette ist jener erste hohe Feiertag der Kunst abgebildet, von welchem Vasari uns erzählt: die Bürger und die Geistlichkeit von Florenz tragen das große Madonnenbild von Cimabue, das erste, in welchem sich neues, eigenthümliches Leben zeigt, im Triumph nach dem Orte seiner Bestimmung, der Kirche S. Maria Novella. Das Volk liegt auf den Knieen, Jungfrauen folgen mit Harfenspiel und Sang. Voraus zieht Aurora, die Morgenverkünderin, Blumenspendend dem kommenden Tag; hinter dem Zuge sieht man die Nacht mit Schlaf und den Tod und mit den Träumen entweichen. (Ausgeführt al fresco.) Wir müssen dem Künstler die Freiheit, mit welcher er Symbole der Mythe bei diesen Darstellungen anwendet, ganz besonders Dank wissen. Nur Engherzigkeit kann den Reichthum und die ewige Bedeutung dieser uralten Sprache verkennen, und ihren Gebrauch auf bestimmte Grenzen einschränken. Haben doch die verstoßnen und zertrümmerten Götterbilder selbst ihre Auferstehung (geschichtlich) gefeiert in der christlichen Kunst und erlebte diese doch erst nach jener ihre Himmelfahrt. — In den Zwickeln, die das Gewölbe tragen, sieht man die Bildnisse (in Relief) von Duccio, Margaritone von Arezzo, Taddeo Gaddi (soll wahrscheinlich Gaddo Gaddi seyn) und Andrea Tafi.

Vierte Loggia.

Mit Cimabue und seinen Zeitgenossen hatte sich das kommende Frühjahr angekündigt; zum völligen Durchbruch aller Blätter und Blüthen kam es mit Giotto, vor dessen erleuchtetem Auge der Reichthum der Natur und deren Bedeutung für die Kunst sich aufthat. Die Fülle von Blätterschmuck an der Kuppel, die Lauben und Kränze, die Amoretten und was sonst gefiedert ist, die fröhlichen Kämpfer und die ganze heitere Sinnlichkeit sagen uns, daß diese Loggia dem Giotto geweiht ist; aber wir sehen auch mitten unter den bunten Verzierungen die Gestalt der noch nicht ganz erwachsenen Kunst von einem starken Genius getragen, den wir als den der Zeit erkennen, in welche jener Frühling fiel. Zwei Bilder geben uns Momente aus dem Leben Giotto's. Auf dem ersten sehen wir ihn als Knaben, ein Schaaf nach der Natur in den Sand zeichnen, das ihm von andern Hirtenknaben gehalten wird; Cimabue, der des Weges geritten, sieht an sein Pferd gelehnt aufmerksam der Scene zu. Wir wissen durch Vasari, daß er hierauf den Knaben zu sich in die Lehre genommen. Auf dem 2ten Bilde, welches bereits al fresco ausgeführt, ist Pabst Benedict IX. abgebildet, umgeben von Hofleuten, wie ihm seine Abgesandten die Arbeiten verschiedener toskanischer Meister vorlegen und er sich für Giotto entscheidet, der ihm freilich nichts gezeichnet, als aus freier Hand einen Kreis. In der reichverzierten Lunette sehen wir zu beiden Seiten eines von Delphinen und Satyrn getragenen Blumentempels, durch welchen die Iris ihren farbigen Bogen zieht, und in dem Glaube, Liebe und Hoffnung

engverschlungen stehen, zwei Darstellungen aus dem Leben Giotto's, die uns von seinem und dem Ansehen der Kunst in jenen Tagen Zeugniß geben. Links malt er im Nonnenkloster S. Chiara zu Neapel. Hinter seinem Stuhl steht König Robert, der Erbauer des Klosters, der an seinen Sohn, K. Karl v. Kalabrien, der sich in Florenz aufhielt, geschrieben hatte, er möge ihm Giotto um jeden Preis nach Neapel schicken. — Als unter Pabst Clemens V. der päbstliche Hof nach Avignon verlegt wurde, und jener dahin aus Perugia auszog, nahm er Giotto mit sich. Dies ist auf der rechten Seite vorgestellt. Wir sehen den Meister getrosten Muthes, die Mappe unter dem Arm, unmittelbar neben dem Pabste reiten, während Cardinäle und andere Hofleute das Gefolge bilden. — Wie die Satyrn nicht ohne Anspielung auf Giotto's humoristischen Sinn, den wir aus verschiedenen Novellen des Boccaccio und Sacchetti kennen, angebracht, so deuten wir uns vielleicht die Engel mit Saitenspiel und Sang über dem Tempel nicht unrichtig auf das ihm neuerdings zum Vorwurf gemachte Verdienst, die Himmelsbewohner mit einem Reichthum mannichfacher musikalischer Instrumente beschenkt zu haben, anstatt daß vor ihm nur die Posaunen im Brauch waren. Um nun aber nicht in den Styl der Florentiner Grabschrift zu verfallen, in das „plus licuit nulli pingere nec melius", hat Cornelius neben den rüstig sich tummelnden Pegasus, die Kunst der Malerei uns noch einmal in einer kleinen Lunette vorgestellt, eine ruhigliegende weibliche Gestalt mit Pinsel und Palette, an welcher der Geist des Lebens mit mahnendem Zuruf vorüber fliegt. Sein Zuruf gilt der Kunst Giotto's, noch mehr der seiner Nachfolger, von denen wir wissen, daß sie fast ein Jahrhundert lang auf den Lorbeern ihres großen Ahnherrn ausgeruht, bis ein neuer Tag, ein neues Leben begann, in welches uns die nächste Loggia einführt.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Zehnter Brief.

Paris, 5. Mai.

Die Menge drängte sich dieser Tage in beträchtlicher Anzahl in den Salon und man konnte nur einigermaßen frei und ungestört unter den Werken der Skulptur herumgehen, welche vergebens um das Almosen eines aufmerksamen Abschieds die Vorübergehenden ansprachen. Und doch meldet sich in der französischen Bildhauerei eher ein würdiges, ehrliches Streben, als in der Malerei. Zwar läßt sich auch hier nicht von einer eigenen Schule sprechen; jeder Plastiker hat seine besondern Hausgötter, denen er opfert, und das Tohu-Wabohu der Sculptur ist nicht geringer, als das der Pictur; aber das Vorhandene hier ist Zeuge, daß die Bildhauer noch nicht vollends ihren Glauben, ihren Gott aufgegeben, ihre Altäre zertrümmert und dem Sturm der romantischen Reformation unterlegen haben. Vieles Unbedeutende, Geringfügige hat sich auch eingefunden; aber im Allgemeinen ist das Studium der Natur, des Wahren nicht zu verkennen und läßt einen höheren Aufschwung, einen günstigen Erfolg für die bildende Kunst in Frankreich hoffen. Beschäftigen wir uns jetzt mit dem, was unsere Beachtung verdient.

Ich erwähne zunächst die Gruppe von Pradier. Man hat hier dem Künstler vielfach den Vorwurf gemacht, daß die Wahl des Gegenstandes, eine Bacchantin in der Umarmung eines Satyrs, ein wenig an's Indecente grenze; doch bin ich keineswegs geneigt, den strengen Maßstab der Moral an das Kunstwerk zu legen; die Meisterschaft, womit des Bildners Meisel den kalten, stummen Stein gezwungen, laut des Weibes sinnliche Lust und Leidenschaft zu verkünden, macht mich den Moralisten vergessen. Man erzählt von der Lais, daß sie, bei dem Areopag von Athen angeklagt, die Sitten der Jugend zu verderben, sich nur dadurch vertheidigte, daß sie ihren Busen vor den versammelten Richtern entblößte und dieser pantomimischen Vertheidigung ihre Freisprechung zu verdanken hatte. So ergeht es mir, da ich Pradiers Gruppe beurtheilen soll; ich möchte wohl den Gedanken, die Erfindung, die Phantasie des Ganzen verdammen, und doch verlangen hinwiederum die schöne Auswahl, die Wahrheit und Natur der einzelnen Theile, die Feinheit der Ausführung ihr unbestreitbares Recht. Pradiers Bacchantin ist ein sinnlich-schönes Geschöpf in nacktem Reize und diese schönen Formen scheint die freigebige Natur eher ausgebildet zu haben, um einen Olympier, als um einen Satyr mit der Umarmung zu beseligen. Weinlaub umflicht ihr Haar und beschattet das lustflammende Gesicht; hier ist der sittige Sinn, jede Fessel der Scheu verbannt. Diese sinnliche Lüsternheit ist vortrefflich ausgedrückt; sie zeigt sich in der schelmisch-lächelnden Miene, in dem geschmeidig zurückgebogenen Leibe, in den sanft gerundeten, verführerisch wellenhaften Formen und in dem ausgestreckten Arme, mit dem sich die lüsterne Schönt an den Satyr hält, als ob sie zauderte, sich seinen buhlerischen Lockungen zu ergeben, als ob sie versuchte, die wollüstige Empfindung zu beherrschen, welche sie in diesem Moment durchrieselt. Der Satyr hat den rechten Arm um ihren Leib geschlungen, und mit

der Linken die geheimsten weiblichen Reize enthüllend, betrachtet er mit trunknem, wohlgefälligem Satyrlächeln die einzelnen Theile des nackten Schwanenleibes, der über eins seiner Knie halb widerspenstig, halb nachgiebig sich zurücklehnt. Die Ausführung, worin sich das Talent des Künstlers auffallend bewährt, verdient in der That Lob; es ist auch hier anerkannt worden; denn die Menge der Schaugierigen, welche sich stets um diese Gruppe sammelte, war beträchtlich. Wenn ich einen kleinen Tadel gegen den Künstler ausspreche, so ist es der, daß er nicht die reinsten Mittel gewählt hat, um Sensation zu erregen. Es ist zu wünschen, daß Pradier die Richtung, welche sich in diesem Werke offenbart, mit einer strengeren, edleren, kräftigeren paaren und in seinen fernern Werken nicht vorherrschend werden lasse, sondern einen mehr keuschen Ernst und jungfräulichere Würde annehmen und einen größeren und männlicheren Styl sich aneignen möge, weil er sonst leicht der Gefahr ausgesetzt seyn könnte, in's Weichliche, Ueppige, Affektirte, Lascive herabzusinken, das, als Störung und Verunreinigung der wahren Schönheit, nach dem Muster der Antike, gänzlich aus dem Bereiche der Plastik verbannt seyn sollte.

Bis zu dieser höheren Kunstansicht ist Fopatier nicht durchgedrungen; seine Siesta ist Bürge dafür. Eine junge, nackte, schlafende Frau ist allerdings ein eben so zulässiger Gegenstand der Bildhauerei, als ein anderer, und hat an und für sich nichts Tadelnswerthes; es kommt nur auf die Art der Darstellung und Behandlung an. So erlaubt es ist, nach der alten und neuern Meister Beispiel, das Kleid ganz wegzuwerfen und die nackten Reize einer Göttin, einer Nymphe ꝛc. vor unsern Augen auszubreiten, so wenig ist es erlaubt, willkührlich eine junge Dame aus Paris oder Rom im modischen Kopfputz in einem mit feinen englischen Spitzen garnirter Hemde darzustellen. Das hat Fopatier gethan. Ein junges Mädchen, ermüdet von der Hitze des Tages, und ich glaube, gelangweilt von dem Lesen eines Romans, den sie in der Hand hält, ist auf ihrem gepolsterten Ruhebette eingeschlafen; aber während des Schlummers ist ihr leichter, um nicht zu sagen, leichtfertiger Anzug so sehr in Unordnung gekommen, daß es grausam und zugleich sehr gefährlich wäre, sie in dieser Lage zu überraschen. Diese halbnackte Schöne, auf deren Lippen ein wollüstiger Traum zu schweben scheint, beleidigt mehr, als die Bacchantin Pradiers, zumal da ihr Kopfputz à la belle Ferronnière und ihre Bekleidung sehr ungünstig an unsere Koketten und deren Lebensart erinnert. Möchten doch die Bildhauer nicht vergessen, daß die Tunika, die Chlamys, ein Frauengewand, ja selbst eine Bekleidung von umgehängten Tüchern sich wohl eine plastische Behandlung gefallen lassen, daß aber der Kopfputz unserer Operntänzerinnen, der Unterrock unserer Salondamen, wenn er mit noch so feinen Spitzen garnirt ist, wie manche andere Kleider der neueren Zeit, der Sculptur unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Akademien und Vereine.

Am 28. Mai, als dem Geburtsfeste des Herzogs von Nassau, hielt die Gesellschaft für Alterthumskunde und Geschichtsforschung zu Wiesbaden ihre 12te Generalversammlung. Ueber das weitere Gedeihen dieses Vereins und die Vermehrung der Sammlungen durch schätzbare Erwerbungen, Beiträge und Schenkungen vom In- und Auslande, worunter auch ein römischer Schild-Umbo, erstattete der Archivar Habel einen umfassenden und erfreulichen Jahresbericht. Unter den neuaufgefundenen Gegenständen zeichnet sich besonders aus ein jüngst im Wald unfern der Platte gefundenes Cohortenzeichen von Bronze, den Capricorn vorstellend, bis jetzt wohl einzig in seiner Art.

Im Juni waren die Arbeiten der jüngeren Künstler und Kunstschüler der Berliner Akademie ausgestellt. Die Zahl der Schüler betrug zuletzt 608, und bei den von der Akademie ressortirenden Kunstschulen erhob sich diese Zahl auf 1492. Die Eröffnung der Ausstellung fand am 5. Juni feierlich unter besonderer Mitwirkung der musikalischen Sektion statt. Den Bericht erstattete Prof. Tölken, Sekretär der Akademie, und trug unter andern die neue Instruktion für alle reisenden Bildhauerpensionäre vor, welche folgendermaßen lautet:

1) Die dem Pensionär auf 5 Jahre zugesicherte Pension von jährlich 500 Rthlr. Cour. wird an die Erfüllung der nachfolgenden Bedingungen geknüpft, und kann außerdem wegen schlechter Aufführung oder großer Nachlässigkeit dem Pensionär entzogen werden, in welchem Falle demselben bloß eine mäßige Summe zur Rückreise angewiesen wird.

2) Er ist verpflichtet, der Akademie alle 6 Monate einen vollständigen Bericht einzusenden über seine Studien, Arbeiten, Reisen und Beobachtungen.

3) Im ersten Jahre des Pensionats liefert er ein Relief eigener Erfindung, wobei er auch denselben Gegenstand seiner Preisbewerbung wieder behandeln darf.

4) Im zweiten Jahr eine männliche Figur, nicht unter 6 Fuß Proportion, gleichfalls einzusenden.

5) Im dritten Jahr eine weibliche Figur von derselben Größe; oder eine Gruppe, Alles modellirt en ronde bosse.

6) Außerdem wird er andere Kompositionen vornehmen und alle 6 Monate wenigstens Eine etwas ausgeführte Skizze selbst oder in der Zeichnung absenden.

7) Die Auszahlung geschieht im Voraus für jedes halbe Jahr.

Von den Arbeiten der akademischen Zeichnenschule, welche in 5 Klassen von 182 Schülern besucht wurde, sind die gelungensten gleichfalls ausgestellt worden. Die Kunst- und Gewerbschule wurde in 12 Abtheilungen von 744 Schülern besucht. Die Kunst- und Bauschule zu Magdeburg zählte 125 Schüler in 3 Abtheilungen. Die Kunstschule zu Königsberg zählte 255 Schüler in 2 Hauptabtheilungen. Die Kunst- und Handwerksschule zu Danzig wurde von 40 Schülern besucht. Die Kunst- und Bauhandwerksschule in Breslau zählen in 4 Abtheilungen 330 Schüler. Aus Erfurt waren keine Probearbeiten da, was genugsam das Bedürfniß der neuen Organisirung dieser Anstalt beweist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 56.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 15. Juli 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Beschluß.)

Fünfte Loggia.

Die christliche Kunst feiert gewissermaßen ihre Vollendung im Fra Giovanni da Fiesole, insofern in ihm Christenthum und Kunst zu einem Begriffe zusammenschmelzen. Er malt nicht ohne dabei zu beten, und seine Gemälde sind nur Gebete. Von allen Künstlern alter und neuer Zeit ist er der einzige Selige. Billig schmückt die Mitte der Kuppel der ihm gewidmeten Loggia seine Verklärung nach dem Tode. Von harfenspielenden Engeln und Cherubim umgeben empfängt er kniend die ihm ertheilte Gnade mit ausgebreiteten Armen, und nach oben gewandtem Blick. Auf dies ihm zuerkannte Beiwort, il beato beziehen sich auch die vier Bilder, welche unter den vier evangelischen Zeichen, im Kreuz sich gegenüber die Kuppel schmücken, und worinnen auf eine neue, sinnreiche Weise die acht Seligpreisungen Christi immer eine jede durch eine männliche oder weibliche Figur mit einem Engel dargestellt sind. Außer den vier Kirchenvätern sind nun noch vier Momente aus dem Leben des frommen Bruders an der Kuppel abgebildet. Zunächst sehen wir seine Einkleidung als Mönch des Predicanten-Dominikaner-Ordens, bei welcher Gelegenheit sich seine ganze innige Demuth auf's Rührendste ausspricht. Im zweiten Bilde sieht man ihn die Klosterzellen S. Marco ausmalen; kniend übt er seinen Beruf aus, und seine ganze Stellung zeigt uns seine Hingebung, während seine Mitbrüder zum Theil auf sehr gleichgültige Weise Theil nehmen. Cosmus Medicis, der das Kloster S. Marco, in welchem unser Frate lebte, erbauen lassen, hatte ihn besonders lieb und ließ von seiner Hand den Kapitelsaal daselbst ausmalen. Das Verhältniß des Herzogs zu ihm und zum Kloster ist auf dem dritten Bilde dargestellt. Auf dem vierten finden wir ihn im Dienste des Pabstes Nicolaus V. die vatikanische Kapelle ausmalen. Der heilige Vater besucht ihn bei der Arbeit, von welcher er sich abwendend vor jenem kniend den apostolischen Segen empfängt. — Das Hauptbild der Lunette zeigt uns ihn wieder in Verbindung mit dem Pabst. Dieser trägt ihm das erledigte Erzbisthum Florenz an; allein der fromme Bruder weist die Ehre von sich und bringt dafür einen seiner Mitbrüder, Antonino, welcher nachmals heilig gesprochen worden, in Vorschlag. Man sieht ihn vor dem Pabste, der das Zeichen des Erzbischofs, die Tiara in den Händen ihm entgegenhält, kniend dieselbe sanft verweigernd mit der Linken, aber lebendig und kräftig mit der Rechten auf den Fra Antonino zeigend, der über Büchern und Papier in seiner Zelle sitzt. Rings um dieses Bild sehen wir einen Blüthengarten — es ist der Garten der Kunst unseres frommen Meisters, voll blühender Lilien und Rosen, sorgsam von Engeln gepflegt. Eine Laube von Frucht- und Blumengewinden wird von Engelsknaben aufgerichtet und oben erscheint das A und O der ganzen Kunst Fiesoles, von Cherubim umgeben, Christus.

Sechste Loggia.

Ein neuer Tag beginnt in der Kunst mit dem Zeitalter des Fiesole; doch wie dieser, ganz subjectiv eigentlich nur sich geoffenbaret, so tritt gleichzeitig ein Andrer auf, der mit großer Kraft der Objektivität die Kunst als solche so gefördert, daß seine Werke der Quell wurden, aus denen Raffael, Michel Angelo und Leonardo ihren ersten Labetrunk schöpften. Dies war Masaccio. In der ihm gewidmeten Loggia sehen wir in der Mitte der Kuppel das glänzende Dreigestirn der Kunst, deren Namen ich eben genannt. In zwei Bildern deuten Tag und Nacht auf die neu eingetretene Epoche; die 12 Apostel, liegende Figuren, bezeichnen die Weltgegend der Anschauungen Masaccio's; und zwei Bilder sind aus seinem Leben: auf dem ersten sieht man ihn die Entwürfe

seiner Fresken für die Kirche S. Clemente in Rom dem Kardinal derselben überreichen (bereits al fresco ausgeführt); das andere stellt ihn vor, wie er in S. Carmine in Florenz malt; fromme Mönche sehen ihm zu bei der Arbeit, ein Farbenreiber — diese namenlose Gestalt, die fast in allen vorkommenden Werkstätten wiederkehrt, nimmt eben Farbe zusammen mit dem Spatel. Für die Lunette ist noch keine Zeichnung gemacht, eben so wenig für die siebente und achte Loggia.

Neunte Loggia.

Hier begegnen wir dem wissenschaftlichsten der Künstler, dem tiefsinnigen Leonardo. An der Mitte der Kuppel sehen wir Helios, den Gott des silbernen Bogens, das Symbol des ewigen Lichtes dahinfahren; unter den Füßen der Rosse ein Flußgott, vielleicht eine Hindeutung auf das Farbenspiel, das durch Licht und Wasser unserm Auge entsteht. Rings im Kreise die zwölf Himmelszeichen. In vier Bildern aus der Mythe sind die Temperamente dargestellt, um die philosophische Richtung Leonardo's, gleichsam spielend, zu berühren. Latona mit den in Frösche verwandelten Bauern deutet auf das phlegmatische, Pluto mit Proserpina auf das melancholische, Bacchus mit Ariadne auf das sanguinische, Semele, die im Feuer Jupiter verbrennt, auf das cholerische Temperament. In zwei Bildern aus seinem Leben ist der Meister näher bezeichnet. Einmal sehen wir ihn als Lehrer des ernsten Studiums (der Antike, der Anatomie, Chemie, Perspektive ꝛc.) unter seinen Schülern, deren zwei (Luini und Cesare) besonders in Kränzen abgebildet sind; dann ist er als Maler der Monna Lisa vorgestellt, bei welcher Arbeit Flöten- und Zitherspieler zugegen, deren Kunst er beim Porträtmalen gern in Anspruch nahm, um die Sitzenden in angenehmer Stimmung zu erhalten. Die Bilder der Kuppel sind bereits al fresco ausgeführt. In der Lunette sehen wir in zwei Bildern Geburt und Tod des großen Meisters. Kaum geboren nehmen ihn die Grazien in ihre Pflege und Minerva schüttet ihr Füllhorn über das kräftige Kind aus. Dies ist links abgebildet; rechts sehen wir ihn, als schwachen Greis, auf seinem Sterbelager in den Armen des Königs Franz von Frankreich. Der Arzt fühlt bedenklich den Puls; trauernde Freunde sitzen zu Füßen des Lagers.

Zehnte Loggia.

Die Unterschrift unter dem Bilde eines Malers, den wir von Freunden und Gehülfen umgeben bei seiner Arbeit in der Mitte der Kuppel finden, „Anch' io sono pittore" sagt uns den Namen desselben. „Was ist der Elemente Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht?" Die leuchtende Gluth des Feuers, die Stärke und Festigkeit der Erde, die Leichtigkeit der Luft, die Gestaltbarkeit des Wassers sind des Correggio Eigenthum, da er alles Natürliche mit Anmuth bezwang und sich dienstbar machte. Deßhalb sehen wir die Symbole der Elemente, Adler, Löwe, Pfau und Delphin, von Amoretten begleitet in vier Bildern der Kuppel. In der Lunette sehen wir den schlummernden Correggio von den Grazien mit Blumen überschüttet. Die Begeisterung eines geflügelten Genius mit der Harfe deutet auf das hohe lyrische Talent des Meisters, wie die Satyrmaske, mit der ein andrer spielt, auf seinen Humor. Die ganze Loggia ist in Fresko ausgeführt.

Elfte Loggia.

Die nächste Loggia macht sich durch den geflügelten Löwen in der Mitte der Kuppel als die venetianische kenntlich. Noch mehr deuten darauf die Rostra, als Verzierung viermal wiederkehrend, und die beiden Bilder aus der Mythe, womit der Künstler der meergebornen unternehmenden Stadt ihre schönsten Symbole gegeben: es ist die Geburt der Venus, die, umspielt von Liebesgöttern, umschwommen von Nereiden und Tritonen, auf einer Muschel aus dem Meere steigt, und die Fahrt der Argonauten nach dem goldnen Vließe. In zwei andern Bildern sehen wir die venetianische Schule charakterisirt. Gentile Bellino malt die Favoritin des Sultans, eine üppige orientalische Schönheit, die hingestreckt auf die Ottomanne an der Seite ihres Gebieters sich ihm als besonders lockender Vorwurf für Carnation darstellt. Im entgegengesetzten Bilde sehen wir in des Giovanni Bellino Werkstatt unsern deutschen Meister Albrecht. Die Lunette, in deren Mitte von Fruchtgehängen und Blumen umgeben, unter spielenden und tanzenden Amoretten das Bild der Diana von Ephesus steht, zeigt uns den Meister der venetianischen Schule in zwei Bildern geehrt von den Großen der Kunst und des Lebens. Links nämlich finden wir Michel Angelo und Vasari in Tizians Werkstatt seine Werke bewundernd; rechts ist die bekannte Anekdote abgebildet, wie ihm Karl V., der ihm zum Porträt sitzt, den Pinsel, der herabgefallen, aufhebt. Der Maler malt ruhig weiter, während die erschrockenen Hofleute im Hintergrunde sich sehr verwundern. In dieser Loggia sind nur die Bilder der Kuppel al fresco ausgeführt.

Zwölfte Loggia.

Hier begegnen wir dem erhabenen Geiste Michel Angelos. Die drei Schwesterkünste, Architektur, Sculptur und Malerei, eng sich umfassend wie im Leben des großen Meisters, leuchten aus der Mitte der Kuppel herunter. Die Stärke der Gedanken, der Flug der Dichtkunst, die Anschauung ist es vor Allen, was uns in Buonarotti ergreift; nirgend aber tritt sie bei ihm ohne sinnliche Stärke, ohne die Kraft in Form und Bewegung

auf. Zwei ganz in Michel Angelos Geist gedachte weibliche Gestalten, die eine mit dem Löwen, der Keule, der Säule und dem Eichenzweig, die andere von der geflügelten Sphinx emporgetragen, sprechen auf bildnerische Weise das Gesagte aus. In zwei andern Bildern erscheint uns Michel Angelo, erstlich als Maler der Sixtinischen Kapelle, auf dem Rücken liegend auf hohem Gerüst, der Pabst steigt die Sprossen der Leiter zu ihm hinauf und staunt. Ferner als Bildhauer des Moses; mit einer künstlich auf dem Kopfe befestigten Lampe sitzt er einsam vor dem Koloß und meiselt; Mond und Sterne deuten auf die Nachtzeit; ein Freund lauscht hinter der Gardine. In der Lunette sehen wir Michel Angelo als Architekten der Peterskuppel; das Modell derselben steht ihm zur Seite, er nimmt die Maaße daran mit dem Zirkel in der Rechten, während die Linke den Plan hält, der über dem übers linke Knie gelegten rechten Beine liegt. — Zu beiden Seiten des Bildes sind noch einmal zwei verschiedene Richtungen der Kunst bezeichnet, welche in Michel Angelo ihren Meister ehrt. Links auf eine Lyra gestützt, fast übermüthig, lebenskräftig aufschauend, eine halbnackte weibliche Gestalt. Es ist die profane Kunst; der sinnende Jüngling ihr zur Seite, mit der berechnenden Handbewegung macht uns darauf aufmerksam, wodurch die sinnliche Kraft von jener im Maaße des Schönen und Rechten gehalten wird; an der andern Seite liegt in sich versunken, mit Kreuz, Palme und Dornenkrone geschmückt, eine andere ganz bekleidete weibliche Gestalt, die heilige Kunst. Der Jüngling an ihrer Seite weckt mit begeistertem Saitenspiel und Sang sie zu freierer Bewegung. Diese beiden Bilder gehören zu den tiefgefühltesten und ergreifendsten der ganzen Reihenfolge, und müssen auch an ihnen wir bewundern, wie sie vom Meister der Sixtinischen Kapelle selbst erdacht zu seyn scheinen.

Dreizehnte Loggia.

Diese als die mittlere von allen ist dem Raffael geweiht. Nach ihm laufen alle Radien zusammen. Noch entbehrt sie des Schmuckes der Verzierungen, die bei der Lösung der ganzen Aufgabe eine so wesentliche Stelle einnehmen, da sie meist die Gedanken in ihre Verschlingungen aufnehmen, welche die an und für sich weniger erheblichen und oft sich ähnlichen Scenen des Malerlebens geistig verbinden. Vier Momente aus Raffaels Leben schmücken die Kuppel und sind bereits al fresco ausgeführt, sein erstes keckes, kindliches Auftreten in der Werkstatt des erstaunten Vaters, sein Eintritt in die Lehre des Perugino, seine Bekanntschaft mit dem Pabst Julius II., dem er kniend Gemälde von sich zeigt, und seine Wirksamkeit im Vatikan, wo er, umgeben von seinen mitarbeitenden Schülern, und den Maurern, die den Bewurf antragen, al fresco malt; ein heiteres Bild aus dem Leben, das uns an die Zeiten erinnert, wo der Meister desselben in der Glyptothek malte und rechts und links über und unter ihm seine Gehülfen und Schüler an derselben Wand beschäftigt waren. Die Mitte der Kuppel schmückt die Madonna mit dem Kinde, der immer neue Gegenstand raffaelischer Beschauungen; er selbst kniet zu ihrer Linken, ihm gegenüber sein Schutzpatron, der Engel seines Namens. Das Bild in der Lunette ist sein Tod. Der ergreifende Moment ist auf die ergreifendste und beruhigendste Weise zugleich dargestellt. Was ihm im Leben angehört — es findet sich hier an seinem Todtenlager zusammen. In tiefer Trauer seine Schüler links von seinem Haupt, Julio vor allen, weggewendet wie im Ingrimm über das bittere Schicksal; mit ausgebreiteten Armen stürzt seine Braut nieder an seiner Seite, als wollte sie die erstarrten Lippen mit ihrem Schmerzenshauch beleben, oder ihn aufschrecken aus der ewigen Ruhe; Penni küßt die nun kalte Hand, die so viel Herrliches geschaffen. Vor der Bahre steht Pabst Leo und der Kardinal Bembo mit gesenktem Blick und schmerzenvoller Geberde; Volk drängt sich die Stufen heran zu dem allverehrten Verblichenen. Ueber ihm aber erhebt sich das Bild der Verklärung, wie seine eigne und schließt würdig und erhebend die aus der reinsten Anschauung geflossene Darstellung des großen Schmerzenstages.

Noch ist bereits der Karton gezeichnet zu der Lunette der 25sten Loggia, die Apotheose der Kunst vorstellend; inzwischen wird davon besser alsdann die Rede seyn, wenn die ganze Reihenfolge vollendet ist, in welche zunächst noch die Erscheinungen der deutschen Kunst aufgenommen werden. Die Beendigung dieser ganzen umfassenden Arbeit ist auf das Jahr 1840 festgesetzt.

Den äußern Schmuck des Gebäudes betreffend, werden an der Vorderseite desselben, oberhalb der Halbsäulen, welche zwischen den hohen Bogenfenstern das Gesims tragen, über dem Dach 25 kolossale Statuen von berühmten Künstlern aufgestellt, welche nach den Skizzen von L. Schwanthaler von verschiedenen hiesigen Künstlern ausgeführt werden. Fertig sind bereits die (kleinen) Modelle von A. Dürer, H. Holbein, Martin Schön, Perugino, Francia (welcher auffallender Weise ganz jung genommen) Leonardo, Tizian, ferner Rubens, Velasquez, Murillo und Claude le Lorrain, und einige, wie Dürer, bereits im Großen auszuführen angefangen. (Die gesperrten Namen deuten diejenigen an, welche dem Berichterstatter besonders wohlgefallen.)

So ist nichts unterlassen, was dieses Gebäude zum würdigen Tempel der neuern Kunst machen kann, und reiht es sich glänzend an die übrigen Monumente der neuesten an.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Zehnter Brief.

(Fortsetzung.)

Paris, 3. Mai.

Cortot hat zwar in seinem Soldaten, welcher den Athenern den Sieg von Marathon verkündet, einen erfreulichen glücklichen Gegenstand der Bildnerei gewählt, ist aber in der Ausführung hinter den Gedanken zurückgeblieben. Die Stellung ist einfach und wahr, der Körper selbst mit Genauigkeit und Fleiß gemeißelt; aber dennoch ist das Ganze nichts mehr als eine gelungene Marmorsilhouette zu nennen. Der Bildner hat es nicht verstanden, durch das Machtgebot der Kunst die Fessel des an den rauhen Block geschmiedeten Genius zu sprengen; seinen Meisel hat wohl eine gewandte, fleißige Hand, aber kein begeistertes, schöpferisches Herz geführt. Wenn etwas an diesem Werke Lob verdient, so ist es die geometrische Reinheit der Formen.

Eine Gruppe, die Freude, die ihren Weg mit Blumen bestreut, und der Schmerz, welcher traurig, langsam ihr nachfolgt, in Gyps modellirt, und die Ruhe, eine Marmorstatue, beide von Desboeufs, sind Allegorien, die vielleicht manches Lobenswerthe in der Ausführung haben, deren Darstellung aber für unsere Zeiten wenig passend ist, weil sie als Göttinnen bei uns und für uns nicht wirklich vorhanden sind und daher immer ganz allgemein als Frauen oder Genien aufgestellt werden müssen und einen kargen Behandlungsstoff bieten.

Lescorné hat eine Gruppe, den Erzengel Michael, wie er den Satan besiegt, in Gyps ausgeführt, worüber sich nicht viel sagen läßt. Denselben Gegenstand hat Duseigneur in einer ganz kolossalen Gruppe behandelt, die gelungener genannt zu werden verdient. Die Haltung des Erzengels ist edel und wohlgefühlt; sein mittelalterliches Gewand gibt ihm ein heiliges Ansehen und in der ganzen Auffassungsweise verräth sich ein Künstler, der sein Talent in dem Gebiete des Erhabenen und Ernsten zu bethätigen strebt.

Ich könnte noch mehrere Gypsmodelle, welche reichlich vorhanden sind, anführen; allein es sind wenige, welche die Ausführung in Marmor dringend wünschenswerth machen, wenn man nicht etwa die Gruppe, Daphnis und Chloe von Ramus, und die heilige Cäcilia von David ausnehmen will. Letzterer, mit der gefeiertste unter den französischen Bildhauern, hat nämlich ein Gypsmodell der heil. Cäcilia ausgestellt, welches einen würdigen Schmuck für eine Kirche geben wird. Außerdem verdienen Erwähnung David's Marmorbüste Cuvier's und vorzüglich sein Marmormedaillon Casimir Perrier's in dem das Umfassende und zugleich das Eigensinnige dieses großen Staatsmannes über die Maßen glücklich ausgedrückt ist. Eine bronzene Büste Paganini's, welche das Infernalische dieser Physiognomie recht getreu wiedergibt, gehört auch diesem Meister an, von dem ich Ihnen bei dieser Gelegenheit bemerke, daß er die vortreffliche Statue des Marschall Gouvion Saint-Cyr, die schönste Zierde des Père Lachaise, gearbeitet hat.

Auch darf ich nicht versäumen, die Marmorbüsten Louis Philipps und Cuviers von Pradier zu citiren, welche aber durch moderne Maskirung sehr viel verloren haben; denn so edel der Ausdruck des Gesichts gehalten und gefaßt ist, so unangenehm ist der Eindruck des Hof- und Staatskostüms, mit dem sie bekleidet sind. Bei Büsten und Brustbildern ist es für den Bildhauer immer am gerathensten, das Nackte zu bewahren, da es ja so leicht ist und die heilige Schaam die Entkleidung an diesen Theilen nicht verbietet; denn unsere moderne Tracht ist in den meisten Fällen immer häßlich und stimmt selten oder nie mit dem Kunstgeschmack zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Medaillenkunde.

Auf die Amtsjubelfeier des Generals und *Ministers* Grafen von Wylich und Lottum in Berlin *ist daselbst in* der königl. Hauptmünze eine Medaille *geprägt* worden. Sie trägt auf der Hauptseite das wohlgetroffene Bildniß des Jubilars. Die Rückseite stellt die Münz- und Schatzverwaltung in einer weiblichen Figur, mit lorbeerbekränztem Ruder in der Hand, dar, welcher auf der einen Seite von einem Münzer das Geld zur Aufbewahrung dargereicht wird; auf der andern Seite wird dieses Geld aus dem Schatze von dem Lande (einer weiblichen Figur mit der Mauerkrone) in Empfang genommen, und unter dem Abschnitt befindet sich ein Prägewerk, als Symbol der Münze, in voller Thätigkeit. Diese Rückseite ist vom Bildhauer Drake entworfen und modellirt, die ganze Denkmünze aber von dem Medailleur Professor Brandt geschnitten, und darf sowohl im Entwurf als in der Ausführung ein vorzüglich gelungenes Kunstwerk genannt werden. — Eine zweite Denkmünze zeigt dasselbe Bildniß, geschnitten nach der eben erst vollendeten Büste des Prof. Karl Wichmann. Auf der Kehrseite das gräfliche Wappen mit den Emblemen des Kriegstandes und der Staatskunst. Die Ausführung dieser Medaille, geschnitten von Friedrich König, hat die Berliner Medaillen-Münze besorgt.

Der königl. Graveur Brasseur zu Paris hat auf die letzte Pariser Ausstellung eine Medaille geschnitten, worauf die Tage bezeichnet sind, an welchen der König die Ausstellung besucht hat.

Im Haag ist eine neue Medaille geprägt worden, welche auf die Festigkeit und das kluge Betragen des Königs von Holland anspielt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 57.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 17. Juli 1834.

Altdeutsche Baukunst.

Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg. In malerischen Ansichten aufgenommen von J. H. Strack, Architekt, und F. E. Meierheim, Maler, lithographirt von F. E. Meierheim, mit erläuterndem Text von Dr. F. Kugler. Sr. königl. Hoh. dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm allerunterthänigst gewidmet von den Herausgebern L. Sachse und Comp. Berlin 1833 (und 1834).

Dieses Unternehmen hat ein mehrfaches Interesse, ein vaterländisches für den Deutschen, ein historisches für den Freund solcher dauerhaften Denkschriften alter Zeit, und ein fachmäßiges für den gelehrten Architekten; aber auch ein malerisches durch seine gefällige Charakteristik von Ortsansichten; dabei empfehlen sich dem Kunstfreunde Zeichnung und Technik an sich. Bis jetzt sind drei Foliohefte erschienen; jedes enthält auf fünf Blättern sechs Darstellungen, vier größere und je auf dem fünften Blatt zwei kleinere: Stadtansichten, Kirchengebäude von außen oder von innen, alte Thore, Klosterruinen, Thürme. Bei bedeutenden Bauwerken, deren Anblick ganz gegeben ist, und bei ausgezeichneten Partien derselben, die für sich ausgehoben sind, sichern Maß und Grad der Ausführung einen deutlichen und präcisen Eindruck; wo Glieder und Theile weniger interessant waren, ist der Standpunkt und die Fassung des Bildes so gewählt, daß die landschaftliche Umgebung auf eine bezeichnende und dem Sinne für solche Anschauung und Kunst gefällige Weise mitspricht. So haben nicht umsonst Architekt und Maler sich zu einem Zwecke vereinigt; und durch solche verständige Behandlung werden die einzelnen Bilder, indem sie eine gemeinsame Klasse von Erscheinungen auf einem und demselben, durch Natur und Geschichte bestimmten Boden mehrseitig auffassen, unter sich zu einer urkundlichen Charakteristik der Landesart nach ihrer architektonischen und landschaftlichen Physiognomie verbunden.

Hierdurch hat das Werk einen eigenthümlichen Vorzug vor den gewöhnlichen malerischen Touren, die, einem Strom oder Gebirgszuge folgend, zwar mehr Mannichfaltigkeit des Natürlichen und Provinziellen aneinanderreihen, dagegen innerer Einheit entbehren; ohnehin übertrifft es die meisten der letztern an Wahrheit der Darstellung und Genauigkeit der Ausführung. — Je mehr die Forschung über die bauende Kunst unserer Vorfahren neuerdings an Gründlichkeit und Theilnahme gewinnt, um so willkommener werden Werke seyn, wie das vorliegende, welches Denkmäler des fünfzehnten, vierzehnten und dreizehnten Jahrhunderts wieder gibt, die, oft auf dem Grunde viel älterer Stiftungen erbaut, zum Theil ganz erhalten, zum Theil im Verfall oder durch jüngere Wiederherstellung ergänzt, in diesen verschiedenen Zuständen sowohl, wie durch die Verbindung ihres Lokalstyls mit sonstherbekannten Bauweisen die Anschauung von den Stufen deutscher Architektur bereichern. Auf ähnliche Weise kommen solche Darstellungen dem Studium der Geschichte und Landeskunde entgegen. Auch diese Wissenschaften verlangen jetzt mehr als früher nach Anschaulichkeit, nach bestimmter Vorstellung vom Kostüm der Zeiten und der Landschaften. Und man möchte die letztere wohl am besten gewinnen durch solche Abzeichnungen jener größeren Schrift, mit der die Geschichte selbst ihre Gedanken auf den Boden der Länder geprägt hat. Wenn sie treu nachgeahmt ist, und, wie hier, auf einem verständigen und gemüthlichen Auge sich gespiegelt hat, so kann das Abbild, das mit Ruhe sich betrachten und leicht mit Entferntem vergleichen läßt, belehrender werden, als auf einer Reise der Anblick selbst, dem wenigstens oft Vorbereitung und Muße fehlen. Und ich liebe es besonders an den Porträten dieser steinernen Gesichter, mit welchen die alte Zeit sich vorbehalten hat, immer noch in die neue hineinzublicken, wenn auch nun wirklich diese neue daneben abgebildet ist, wenn sie, wie auf den vorliegenden

Blattern, theils auch ſchon geſetzt, als nachbarlicher, wenn gleich verſchiedenartiger Anbau und Nebenbau, theils beweglich als harmloſe Staffage ſich traulich um den Ernſt herumgruppirt. Durch das Geſchick, womit die beiden Zeichner gerade ſo viel und nicht mehr von ſolcher Umgebung, als zweckmäßig war, in ihre Bilder aufgenommen haben, und durch den leiſen Humor, womit einige derſelben ſtaffirt ſind, erhält ihre Sammlung vollends die Natur einer ſowohl ernſten, als anmuthigen topographiſchen Charakterſchilderung.

Ganz angemeſſen dieſem Zweck iſt denn auch die literariſche Beigabe. Dr. Kugler hat eine kurzgefaßte Ueberſicht von der Geſchichte der Altmark vorausgeſchickt und jedem Hefte ein Blatt mit Bemerkungen beigefügt, welche das Hiſtoriſche und Architektoniſche der einzelnen Abbildungen kurz erläutern.

Die bis jetzt herausgekommenen drei Hefte geben: I. 1) Anſicht der Stadt Tangermünde. 2) Hünerdorfer Thor zu Tangermünde. 3) Marienkirche zu Stendal. 4) Vorhalle der Neuſtädter Kirche zu Salzwedel. 5) Thor zu Werben. 6) Kirche zu Hemerten. II. 7) Dom zu Stendal. 8) Derſelbe von der Nordſeite. 9) Uenglinger Thor zu Stendal. 10) St. Stephanskirche zu Tangermünde. 11 und 12) Waſſerthor zu Tangermünde. III. 13) Katharinenkirche zu Salzwedel. 14) Tangermünder Thor zu Stendal. 15) Das Innere des Chores im Dom zu Stendal. 16) Portal an der Stephanskirche zu Tangermünde. 17) Burgthor zu Tangermünde und 18) Ruine der Gertraudskirche zu Tangermünde.

Von dieſen minder großartigen, als eigenthümlich ſtiliſirten Bauwerken gehören einzelne ganz oder doch theilweiſe noch dem 13ten Jahrhundert an, aus dem 14ten iſt die St. Stephanskirche zu Tangermünde, das Hünerdorferthor, der Waſſerthorthurm und das Burgthor daſelbſt, und die Marienkirche zu Stendal; aus dem 15ten Jahrhundert ſind der Dom zu Stendal, die Thürme des Uenglinger und des Tangermünderthors zu Stendal, und der Ueberbau des Thorthums zu Werben.

Was am eigenthümlichſten hervortritt an dieſen Werken märkiſcher Architektur, iſt die Bauweiſe mit gebrannten Steinen, die, wegen des Mangels an Feldſteinen vorherrſchend, ſich nach den eigenen Bedingungen in einfachgefälligen Formen und Verzierungen ausgebildet hat. Zwar gab das Land auch Granit, und wir ſehen hier in dem Kirchlein von Hemmerten ein altes maſſives und compaktes Gebäude von dieſem Material; öfter aber iſt der Granit nur zum Grunde oder zum Unterbau der Backſteinbauten benutzt. Am ſeltenſten findet ſich, weil es eben an ihm gebrach, der Sandſtein angewandt, wie in einem Portal an der Kreuzſeite des Doms in Stendal, und an den Fenſterſtöcken der Südſeite von St. Stephan zu Tangermünde.

Ein den Backſteingebäuden eigener Schmuck ſind die gleichſam muſiviſchen Zickzackſtreifen im Leib des Baues ſelbſt, durch dunklere Farbe und Glaſur der Ziegel ſich auszeichnend. So am Thurm des Thores von Werben, in Tangermünde am Burgthor, in Stendal am Tangermünder und Uenglingerthorthum. Auch horizontale Abtheilungen, mannichfaltige Einfaſſungen und Verzierungen in dieſer Art kommen vor. Ein anderer Erſatz für die durchbrochenen Formen und Spitzen, welchem der Ziegelbau entſagen mußte, ſind vertiefte, fenſterartige Felder, galerienähnliche Kränze am untern Dachrand, treppenartig aufſteigende Giebelzinnen. Solche Fenſtervertiefungen finden ſich an den genannten Thürmen, zwiſchen runden Erkerthürmchen, wohl auch in dieſen ſelbſt, gern paarweiſe unter einem Bogen verbunden, manchmal kleinere Ornamente über denſelben, Roſen, Wappenſchilder daneben. Ein Zinnenkranz, der am Dachanſatz herumläuft, iſt noch zu ſehen, obwohl nicht mehr ganz erhalten, über dem Chor der Marienkirche zu Stendal. Die abgeſtufte Giebelbekrönung findet ſich an allen jenen Kirchen. Beſonders gefällig iſt ſie in Stendal am Giebel der nördlichen Kreuzſeite des Doms. Hier macht ein zum Trapez abgeſtumpftes geränderes Dreieck das Giebelfeld, neben ihm und über ſeine Seiten hinauf ſteigen die treppenartigen Abſätze, von welchen die untern und breiteren ſchmale Doppelfenſter (mit Roſetten unter mäßigen Spitzbögen) in ſich tragen. An den beiden Seiten dieſer Abſätze ragen pfeilerartige Zacken empor, welche über dem Giebelfelde zuſammentretend ſeine Krone bilden. Anders iſt es an der älteren Katharinenkirche zu Salzwedel. Hier hat der Giebel der Kreuzſeite keine Abſätze, keine horizontalen Abtheilungen; er iſt ganz ein ſpitzes Dreieck, nur oben, nicht ſowohl abgeſtumpft, als da, wo er in die Spitze auslaufen ſollte, wieder ein wenig verdickt; ſeine Fläche aber iſt nur vertikal abgetheilt durch ſchmale, ſchlanke, fenſterartige Vertiefungen, die, von derſelben Grundlinie aus nebeneinander aufſteigend, dem Ganzen eine große Leichtigkeit geben. Dieſelbe Abtheilung haben gleich daneben drei niedriger ſtehende, aneinanderſtoßende Giebel über den Kapellen der Nordſeite, aber hier nicht in einem dreieckigen Felde, ſondern wieder mit ſtufenmäßig abgeſetzten Zinnen über den Fenſterbögen. Dieſe Abſätze ſind jedoch, entſprechend dem ſchlanken Giebel des Kreuzflügels, viel ſteiler als jene an der Nordſeite des Doms in Stendal. Mit einer edlen Simplicität erſcheint dieſe vertikale Raumeintheilung an dem ſchönen Thurme neben dem Hünerdorfer Thor in Tangermünde. Auf einer viereckigen Subſtruktion erhebt ſich, geſchickt verbunden, der achteckige höhere Oberbau. Die Seiten des älteren Unterbaus

sind mit ganz einfachen Fensterblenden eingetheilt, die lang, schmal, unverbunden, aber nah beisammen, oben rund sind. Die schmäleren Wände des mehrseitigen Oberbaues vertiefen sich jede in eine Doppelfensterblende, nach bekannter Art in den Rundbogen gefaßt. Die schrägen Seitenwände, welche die Ecken der Substruktion schneiden, haben längere Blenden bis nahe unter dem Zinnenkranz; die Wand zwischen ihnen, welche mit dem Unterbau parallel steht, hat eine niedrigere Blende, über der ein unten viereckiges, oben in ein Giebelchen mit zwei kleinen Seitenzimmern auslaufendes Erkerthürmchen hervorsteht. So sieht das Ganze zugleich fest und leicht aus.

Noch erhielt der Backsteinbau eine besondere dekorative Ausbildung durch reliefartige Anwendung farbig gebrannter und glasirter Ziegel. Diese zeigt sich recht vortheilhaft am Stendaler Dom bei dem schon erwähnten Giebel der nördlichen Kreuzseite, der mit solchen Ornamenten, Doppeldreiecken, Rosen und dergl. in den verständig abgetheilten Räumen anmuthig ausgeschmückt ist. Gar zierlich und reich bei aller Einfachheit erscheint diese Dekoration mit glasirten Ziegeln zu Tangermünde am Portal von St. Stephan, in den schönverschlungenen Rosetten über den Thürbögen in der Eintiefung, darüber in einer Laubguirlande an seinem Hauptspitzbogen und in einem netzartigen Gitter, welches denselben rechtwinklig einfaßt und selbst wieder oben und an den Seiten herab eingefaßt ist von einem Rahmen mit blüthenförmiger Verzierung, der sich nach beiden Seiten an der Wand der Kirche fortsetzt.

Wieviel Styl diese Gebäude des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts haben, davon wird man sich auch überzeugen an den zwei Abbildungen von inneren Kirchenräumen, welche sich unter den vorliegenden Blättern befinden. Es ist die schlichte, schöngewölbte Vorhalle der Katharinenkirche in Salzwedel, und der herrliche Chor im Dom zu Stendal, vom freiesten, leichtesten Styl, mit zahlreichen, hohen Glasfenstern, deren bemalte Scheiben noch großentheils erhalten sind. Auch sind in demselben die Domherrenstühle mit vortrefflichem Schnitzwerk überziert.

An dem kleinen Bild von der Ruine der Gertraudskirche und des Paulinerklosters in Tangermünde, wo uns das Dach des Theiles, der noch ausgedauert hat, einzelne Wände und der Kirchhof umher im winterlichen Schneegewande gezeigt werden, ist ebenfalls der schlanke Spitzbogenstyl noch bemerklich.

So belehrend nun dieser Theil der Darstellungen durch seine solide und feine Ausführung ist, ebenso anmuthig sind die Blätter, wo sie zugleich in's Landschaftliche gehen. Der Prospekt der Stadt Tangermünde, die Ansicht des dortigen Burgthors, die zweimalige des Wasserthors, das Tangermünderthor von Stendal und das Ueglinger mit seinem breiten, schmucken Thurm, seinem romantischen Thorweg, um dessen Wendung eben der Hirt seine Schafe treibt, all die wohnlichen Partien und was von Pflanzung umher und von Menschennachwachs in den alten Städten mit in die Bilder genommen ist, das versetzt in trauliche Betrachtung und wird zur anziehenden Gegenwart. Die Zeichnung ist lebendig und zart, die Lithographie wahrhaft gefärbt, der Druck ist rein und findet allgemeinen Beifall.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Zehnter Brief.

(Beschluß.)

Paris, 8. Mai.

Unter den übrigen Büsten mag es genügen, die von Eter, Dantan (dem berühmten Spottzerrbildner), Flatters und Ramus als diejenigen anzuführen, welche sich von den vielen hervorthun durch sorgfältige Behandlung der äußern Formen und ein gesundes Gefühl, womit die charakteristischen Züge der Muster aufgefaßt sind.

Die Basreliefs, deren mehrere von sehr großem Umfang da sind, verrathen keinen besonderen Sinn für's Schöne in Gestalt und Bewegung und für's Künstlerische in Idee und Anordnung. Ausführliche Kritik verdienen sie nicht.

Die Bildgießkunst hat mehrere Werke geliefert, die nicht ohne Geschmack und Geschick sind. Ein Merkur in Bronze von Rude zeugt von Talent, ist jedoch weniger gelungen als der Lazzaronibube, welcher mit einer Schildkröte spielt, von demselben Meister im Luxembourg. Venus, den Amor entwaffnend, eine Bronzegruppe von Molohnebt, ist etwas manierirt.

Damit schließe ich die Reihe meiner Berichte über den Pariser Salon von 1834. Nach besten Einsichten und unparteiischen Ansichten glaube ich die Leistungen der neuesten französischen Künstler gewürdigt zu haben; und wenn ich auch unter der großen Masse des Vorhandenen Vieles als mittelmäßig und schlecht bezeichnete, so habe ich doch auch zu gleicher Zeit Gelegenheit gefunden, mehrere Kunstwerke, die sich durch ernstlichen Fleiß, durch wahres Bestreben, durch Talent und Geist, sowie durch Behandlungsart auszeichnen, gebührend zu loben und zu besprechen. Sollte es mir auch nicht in vollem Maße gelungen seyn, den Werth, die Eigenthümlichkeit, das Talent und die Geschicklichkeit der einzelnen Meister auf umfassende Weise zu zeigen und zu würdigen,

so schmeichle ich mir doch mit der Hoffnung, eine Auswahl getroffen zu haben, welche nicht ohne Interesse für die Freunde der Kunst und nicht ohne hinlängliche Charakteristik der französischen Künstler seyn dürfte. Und so begleite ich diesen letzten Brief mit dem Wunsche, daß meine Worte über dem Rhein eine freundliche Aufnahme und eine gütige Nachsicht finden mögen.

Den vorstehenden Berichten möge eine Notiz aus dem Journal des Débats (3. April d. J.) zum Schluß folgen, welche für die Geschichte und Statistik der Künste von Wichtigkeit ist, und zugleich vollkommen mit den Ansichten unsers Hrn. Korrespondenten übereinstimmt. „Trotz mehreren wahren Talenten für die Malerei," sagt der Berichterstatter über den Salon, „gibt es doch gegenwärtig keine Schule in Frankreich, weil die verschiedensten Ansichten sowohl unter den Künstlern, als unter dem Publikum herrschen. Einheit des Glaubens, und Gott, dessen Gegenstand, sind eine verschlossene Schrift für die Künstler wie für das Publikum, und seit der vor 15 Jahren eingeführten Reformation der Künste ist jeder Künstler und Beschauer sein eigener Priester, baut sich seinen eigenen Altar, tritt ohne Scheu mit seinem Kultus hervor und betet nur den Götzen, den er sich selbst gebildet hat, an. Ob das ein chinesischer Pavian oder ein olympischer Jupiter sey, gilt völlig gleich; Form und Qualität des vorgestellten Gegenstandes finden Gnade, wenn er nur mit Wahrheit und auf geistreiche Weise vorgestellt ist. Es herrscht also eine völlige Indifferenz des Geschmacks, und man legt nur Werth auf das natürliche Talent der Künstler, ohne Rücksicht auf die Würde oder Schwierigkeit des Gebietes, in dem er arbeitet. Aus dieser Gleichgültigkeit des Geschmacks ergibt sich schon von selbst, daß keine Schule in der französischen Malerei existiren kann.

Merkwürdig sind dabei noch folgende äußere Verhältnisse: Der Katalog der diesjährigen Ausstellung enthält 1956 Gemälde, welche von 869 Malern, nämlich 716 Männern und 153 Frauen, geliefert worden sind. Man findet diejenigen Werke eines jeden Künstlers, die noch ihm angehören, mit einem Sternchen bezeichnet, Zählt man diese Sternchen, deren Anzahl 609 beträgt, so findet man, daß 1374 Gemälde aller Art binnen der 10 Monate von der vorigen Ausstellung bis zur jetzigen bestellt und verkauft worden sind. Zu keiner Zeit hat die Malerei, als Profession betrachtet, sich einer solchen materiellen Unterstützung von Seiten des Staats und des Publikums zu erfreuen gehabt, wie gegenwärtig. Und dennoch, obgleich es uns keineswegs an guten Künstlern gebricht, obgleich das Interesse des Publikums an der Kunst weit lebendiger und verständiger als sonst ist, und ungeachtet der Masse von Geld, welche Staat und Publikum auf Gemälde aller Art wenden, haben wir doch, wir wiederholen es, keine Schule.

Kunstausstellung.

Wien. Die diesjährige Gemäldeausstellung zeichnet sich vornehmlich durch die Thierstücke von Fritz Gauermann aus, der in diesem Fach die erstaunlichsten Fortschritte gemacht hat.

Hannover. Die am 31. März geschlossene Ausstellung war noch befriedigender als die vorjährige. 455 Werke von 229 Künstlern und einigen Dilettanten waren beisammen. 90 Kunstwerke sind für 8380 Rthlr. Gold verkauft worden, und zwar hat der Verein zur Verloosung 32 Stück zu 2848 Rthlr. erstanden, 7 wurden durch Privatsubscriptionen zur Verloosung gebracht, 5 für das königl. Schloß, 46 von Kunstfreunden erworben.

Halberstadt. Die Frühlingsausstellung ward mit dem 27. April eröffnet und bot von den ausgezeichnetsten Meistern in Berlin, Dresden, München und anderwärts einen schönen Kreis von Leistungen dar.

Die diesjährige Ausstellung der Copenhagener Akademie der Künste ist besonders reich, und zeichnet sich durch die vielen, erst aus Italien gesendeten Meisterwerke Thorwaldsens aus. Es sind jetzt gerade 50 Jahre, seit dieser berühmte Künstler als ein armer Knabe in die erste Klasse der Akademie aufgenommen wurde. Nun wird in dem Lokale der Akademie, dem Schlosse Charlottenburg, ein eigener passender Saal für seine Meisterwerke errichtet, von denen jetzt Dänemark die größte Sammlung besitzt.

Neuere Monumente.

Vom 3. Mai an steht das Denkmal des Generals von Scharnhorst auf dem Kirchhofe des Invalidenhauses zu Berlin offen da. Es ist aus Beiträgen seiner Waffengefährten vom J. 1813 errichtet. Die Zeichnung des Ganzen ist von Schinkel entworfen, die Architektur in den Werkstätten des Hrn. Kantian gemacht. Die Reliefs des Sarkophags sind von Rauch, der bronzene Löwe ist nach einem Modell von Rauch in der königl. Eisengießerei gegossen und ciselirt. — Auf einer Stufe und einem Sockel stehend, tragen zwei Pfeiler den Sarkophag, auf dessen Deckel der bronzene Löwe ruht. Der Sarkophag ist von italienischem, das Uebrige von schlesischem Marmor, wie derselbe bei Gros-Kunzendorf gefunden wird. Die Basreliefs um den Sarkophag enthalten die Hauptmomente aus Scharnhorst's Leben. An den Ecken ist der Sarkophag mit dem eisernen Kreuz in Lorbeerkränzen geschmückt. In den breiten Räumen dazwischen sind die Inscriften des Denkmals. Das Ganze, etwa 14′ hoch, bildet eine ansehnliche und schöne Masse.

Baukunst.

Am 1. Juni wurde, als am Geburtstage des Königs Otto von Griechenland, in Kiefersfelden, der bestimmten Abscheidestätte an der bayerischen Grenze, der Grundstein gelegt zu der, aus den veranstalteten Sammlungen im Betrage von 16,500 fl. zu erbauenden Otto-Kapelle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 58.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 22. Juli 1834.

Kassel.

Den 8ten März 1834.

In Nro. 58 Ihres Blattes vom 5ten Mai 1831 befand sich ein Aufsatz, welcher mit großer Ausführlichkeit von einem Ecce huomo des Albrecht Dürer, damals im Besitze des Hrn. Winter zu Heidelberg, handelte und welcher wohl bei jedem Verehrer des großen deutschen Meisters den Wunsch erregen mußte, ein solches Bild (den höchsten Vorwurf christlicher Kunst darstellend) mit eigenen Augen zu sehen. Unvermuthet ist mir dieses Glück zu Theil geworden, und zwar nicht auf einige Augenblicke, sondern unter Umständen, welche mir die sorgfältigste Betrachtung vergönnten, vergönnen werden. Herr Ritter De Cabre nämlich (französischer Minister am hiesigen Hofe,) ein sinniger Verehrer älterer und thätiger Beförderer neuerer Kunst, hat seiner mit Liebe gepflegten Sammlung diesen Juwel von Dürers Hand durch glücklichen Ankauf einverleibt und damit derselben einen glänzenden Haupt- und Mittelpunkt gegeben. Indem ich nun hierdurch Gelegenheit hatte, oben berührten Aufsatz mit dem Gegenstande desselben sorgfältig zu vergleichen, so fand ich, daß darin auf eine schöne Weise die besondern Vorzüge dieses Werkes hervorgehoben waren, und unbedingt dem darin gesagten beizupflichten wäre. Dessen ungeachtet erlaube ich mir, ohne im Geringsten die Absicht eines Widerspruchs an den Tag legen zu wollen, noch einige andere Gedanken, welche mir bei Betrachtung dieses Bildes beigekommen, rhapsodisch auszusprechen.

Wem Albrecht Dürers eignes Bildniß in München, sowie das des Hrn. von Holzschuer in Nürnberg noch in frischer Erinnerung sind, der kann unmöglich an der Authentizität dieses Christuskopfes zweifeln, so sehr ist die Behandlung bis in das Detail dieselbe.

Höchst auffallend und merkwürdig ist der Zug von Aehnlichkeit, welchen dieser Heiland mit Dürer selbst hat. Die Möglichkeit ist durch die so weite Verschiedenheit des Gegenstandes nicht zu bestreiten. Denn wenn gute Künstler zu allen Zeiten selbst zu den idealsten Bildungen einen festen Anhaltspunkt in der Natur suchten, warum sollten nicht gerade die edlen Züge unsers Meisters dazu geeignet gewesen seyn? Die Bemerkung in obigem Aufsatze, daß man im Auge des Erlösers die bekannten Fensterkreuzstöcke in Dürers Werkstätte angedeutet findet, stimmt vollkommen mit meiner Beobachtung überein.

Mancher wird sich über die stark bemerkbare Schiefheit der Augen und Mundstellung zu dem übrigen Oval den Kopf schon zerbrochen haben. In einer künstlerischen Ungeschicklichkeit ist diese Abweichung am wenigsten bei Dürer zu suchen, auch ließe sich nicht etwa durch eine übertriebene Eile bei der Arbeit ein solcher Fehler rechtfertigen, denn in der fleißigen Ausführung steht dieselbe keiner andern nach, sondern dürfte vielmehr ein Wunder derselben zu nennen seyn. Sollte nicht vielmehr die Auflösung dieser scheinbaren Ungereimtheit in der Geschichte des Schweißtuchs selbst zu finden seyn? Offenbar war es die Absicht Dürers, ein Schweißtuch der heiligen Veronica darzustellen. Nun hat, wenn ich mich recht erinnere, das in Rom als ächt verehrte Schweißtuch in seinen Zügen dieselbe Schiefheit, wie auch solches mit der eigentlichen Entstehung vollkommen übereinstimmt. Sollte es nun unserm Meister vor allen Dingen nicht darum zu thun gewesen seyn, nicht etwas der Tradition Widersprechendes darzustellen?

Der Verfasser in Nro. 36 spricht von neueren aber wohlgelungenen Retouchen. Freilich hat auch mir der erste Anblick von dem Vorhandenseyn solcher auf einigen Stellen den Eindruck gemacht; wollte ich mich aber auf eine genauere Untersuchung einlassen, so war mir alsbald wieder jedwede Spur verschwunden. Jedenfalls dürften dieselben in den Partieen der Bart- und Haupthaare zu suchen seyn, indem denselben wohl auf manchen Stellen die eigenthümliche und beispiellose Sicherheit von Dürers Pinsel zu mangeln scheint. Das Gesicht ist ganz rein von solcher Nachhülfe oder jedenfalls mit ehrenwerther Meisterschaft unternommen. Ein großes Verdienst um

die ganze Kunstwelt könnte sich ein Kupferstecher durch einen schönen fleißigen Stich erwerben. Seine Rechnung würde er gewiß bei einem solchen Unternehmen finden. Freilich wäre die Vervielfältigung nur von einer begeisteten und mit höchster Geschicklichkeit begabten Hand wünschenswerth. Der geehrte edle Beschützer würde die Erlaubniß gewiß nicht versagen.

Ueber einige ausgezeichnete Gemälde in der schätzenswerthen Sammlung des Hrn. Lasalle werde ich Ihnen nächstens Mittheilung machen. Für diesesmal fühle ich mich aber bewogen Ihre Aufmerksamkeit auf eine von Rhodensche Landschaft hinzulenken.

Der Gegenstand dieser Landschaft, welche v. Rhoden im Jahr 1832 in Rom beendigte und im Monat Juli desselben Jahrs hier in Kassel ausstellte, um sie nachher seinem Herrn, dem Churfürsten, in Hanau zu überreichen, ist der Grundidee nach ähnlich dem Bilde, welches er für Hrn. Quandt malte, nur mit dem Unterschiede, daß er in jenem früheren Bilde die Eigenthümlichkeit von Roms Umgebungen, und in diesem letzten alles dasjenige, was so recht Campanien auszeichnet, darzustellen suchte.

Im Hintergrunde die ruhige Fläche des Meers, in welcher sich die wolkenlose Bläue des Himmels spiegelt, schöngeformte Bergmassen lagern zur Seite und bilden eine schützende Bucht. Dann eine reichbelebte, bis zum Mittelgrunde des Bildes hervorgedehnte Ebene, wo alsdann ein pittoreskes Städtchen mit Aequadukten und romantischen Klosterbaulichkeiten sich erhebt und hin und wieder durch anmuthige Bebuschung eines Olivengartens bedeckt wird. Die Vermittelung zwischen dieser Stelle und dem eigentlichen Vordergrunde wird durch einen fleißig bebauten Weinberg hervorgebracht, in dessen Umzäunung sich Ueberreste einer Cyklopenmauer befinden und in dessen Mitte zierliche, mit Früchten übersäete Orangenbäume stehen, unter deren Schatten eine Bäurin dem von einer Mandoline begleiteten Gesange des Geliebten sehnsüchtig horcht.

Der Boden des Vorgrundes wird von unebenen Lavalagern gebildet und erheben sich darauf stattliche immergrüne Eichen, mit großen traubenreichen Weingehängen durchflochten, prächtige Pinien, ernste Cypressen und schlanker Lorbeer. Zu diesen gesellen sich noch ein glänzender früchtetragender Granatenbusch, blühender Oleander, Aloen, schöngezacktes Farrenkraut, weithin wuchernde Kürbißranken mit einigen Früchten, und eine klare Quelle, sowie noch viel anderes mit Geschmack gewähltes Detail bilden zusammen den reichen lebensfrohen Rahmen der nächsten Gegenwart, durch welche der Blick von Gegenstand zu Gegenstand bis zur scharf abgrenzenden Linie des Meeres gleitet, über welches hinaus die einmal angeregten Stimmung sich sehnt. Sollten diese Andeutungen nicht hinreichen, Ihnen ein bestimmtes Bild hervorzurufen so denken Sie an die Verse Goethe's „Kennst Du das Land" ꝛc. und Sie werden den Sinn von Rhodens Arbeit erkannt haben.

Farbe und Beleuchtung sind von überraschender Schönheit und die übrige Behandlung in des Meisters sorgfältiger, ihn von seinen übrigen Genossen auszeichnender Manier. In das Einzelne der Vorzüge einzugehen wäre überflüssig, da es bei einem Künstler, der schon längst die Meisterschaft errungen, auch in seiner Art der Auffassung und Behandlung nichts geändert hat und dessen Werke hinlänglich bekannt sind, genug seyn dürfte, nur eine beschreibende Ankündigung dem sonst unterrichteten Publikum vorzulegen. Vergönnen Sie mir aber bei dieser Gelegenheit einen Punkt zu berühren, über welchen eine Verständigung an der Zeit wäre, zu welcher ein glänzender und würdiger Anhaltspunkt nicht geeigneter gewählt werden kann, als die Werke dieses unsers trefflichen und uns so werthen Landsmannes. Man hat schon oft Rhoden den Vorwurf einer zu detaillirten, ja peinlich sorgsamen die Lebendigkeit benachtheiligenden Behandlung gemacht. Daß diese Behauptung nicht aller Wahrheit ermangelt, bin ich schon geneigt aus dem einfachen Grunde zuzugeben, weil sie sonst nicht so wiederholt aufgestellt seyn würde. Ob dieselbe aber in dem Maße sich bewahrheitet, daß dadurch die Rhodenschen Bilder des höheren Kunstwerthes entbehrten, muß ich vollkommen verneinen; denn es ließe sich recht wohl der Beweis führen, daß alle Kunstwerke edlen Styls eine gewisse Aengstlichkeit in der Behandlung verrathen und so gewiß wir auch (um nur ein Beispiel anzuführen) dem Raphael die höchste gediegenste Praktik zuschreiben, so wenig könnten doch dessen Werke, wenn man hauptsächlich die Leichtigkeit der Pinselführung zum Maßstabe nehmen wollte, neben denen eines Caravaggio, Rubens oder Rembrandt, der eigentlichen Manieristen nicht einmal zu gedenken, Stich halten. Die Erklärung möchte wohl darin zu finden seyn, daß die größten Künstler, ihren Gegenständen gegenüber, sich stets in einem Gefühle der Demuth befunden haben, daß es ihnen stets darum zu thun war, der Sache genug zu thun, und daß das Bewußtseyn des Abstandes zwischen ihrer Anschauung und zwischen ihrer Fertigkeit nothwendig eine gewisse Aengstlichkeit hervorbringen mußte; während die eigentlichen Praktiker nichts von jenem „Leiden unter der Gewalt der Gottheit" empfanden, nicht von der Idee ergriffen wurden, sondern die Idee selbst ergriffen; nicht sich derselben zum Opfer brachten, sondern dieselbe als ein Opfer für ihre Fertigkeit an sich rissen, mithin eine größere Gewalt und Freiheit über den Gegenstand ausüben konnten. Tragen wir diese Betrachtung nun auf das Gebiet der Landschaftmalerei über, so finden wir denselben Unterschied zwischen Claude Lorrain und den Praktikern seiner Kunst. Bei

ihm ist stets die Lust und Freude an der Natur selbst, aber niemals am Machwerk vorherrschend. Seine Persönlichkeit geht jedesmal in der Idee des Bildes auf und zerstreut uns nicht bei Betrachtung desselben. Wie er sich selbst vergaß, so wird auch er von uns ob der inneren Wahrheit seiner Bilder vergessen; es ist dieses aber ein Vergessen, welches dem betreffenden Autor ein ewiges Gedächtniß verheißt.

Obgleich nun das bisher Gesagte dazu dienen sollte, dem oben erwähnten Vorwurf gegen v. Rhodens Arbeiten in seiner Allgemeinheit zu begegnen, so muß ich doch den Theil von Wahrheit, welchen ich dieser Behauptung schon vorläufig zugestanden, an dieser Stelle begründen. Erstlich scheint es mir, als ließe uns Rhoden die Schwierigkeiten seiner Kunst zu sehr mitempfinden. Und zweitens will ihm seine eigenthümliche liebevolle Anhänglichkeit an Alles und Jedes in der Natur nicht gestatten, einen Unterschied zwischen mehr oder weniger Wichtigem zu machen, wodurch nothwendigerweise der konventionellen künstlerischen Einfachheit, aber auch leider zuweilen der wahren Einfachheit Eintrag geschieht. Eigentlich trifft der Vorwurf der peinlichen Ausführung mit Recht nicht einen einzigen einzelnen Gegenstand, sondern weil er gewohnt ist, seine Bilder reichlich auszufüllen, so erschrecken wir gewissermaßen vor der Mühe, welche eine solche Fülle, ja Menge der Gegenstände, in solcher Ausführung erfordert. Der eigentliche Mangel in Rhodens Bildern möchte also wohl in allzugroßem Reichthume der Gegenstände zu suchen und zu finden seyn. Und selbst dieser Vorwurf trifft nicht seine Kompositionen an und für sich, sondern nur die Verbindung derselben mit der gewohnten Ausführung; denn ich bin überzeugt, daß dieselbe Komposition, in einer leichtern und breitern Weise ausgeführt, das Lob der Einfachheit erlangen dürfte. Allein man muß bedenken, daß eine detaillirte Ausführung auch schon einen größeren Reichthum der Formen hervorbringt, als ihn der bloße äußere Umriß bedingen würde; darum man gewiß den Satz zu einer guten Kunstmethode erheben könnte. „Je reicher der Gegenstand, je einfacher sey die Behandlung“ und so umgekehrt.

Das Verhältniß von Rhodens Werken zu denen, welche gerade jetzt das höchste Lob und Bewunderung einernten, ist dasselbe, in welchem sich binnen kurzer Zeit die Werke unserer geehrtesten Historienmaler befinden werden. Pro. —

Nekrolog.

Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seeland. Eine biographische Skizze von Dr. J. P. Mynster.

Aus dieser trefflichen Darstellung des Hrn. Confessionarius Dr. Mynster in Copenhagen, welche im ersten Hefte der Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit abgedruckt ist, entnehmen wir Nachstehendes, was die Bildung des berühmten Mannes zum Archäologen charakterisirt.

Friedrich Christian Karl Heinrich Münter ist am 14. Okt. 1761 zu Gotha geboren, wo sein Vater, der bekannte Kirchenliederdichter, Dr. Balthasar Münter, ein geborener Lübecker und aus den Niederlanden stammend, Waisenhausprediger und Hofdiaconus war. Durch seine Mutter gehört M. dem Geschlechte der Freiherrn von Wangenheim in Sachsen an. Wenige Jahre nach des Sohnes Geburt zog der Vater als Superintendent nach Tonna, bei Gotha, und 1765 als Hauptprediger an die deutsche St. Petrikirche in der dänischen Hauptstadt. Hier entwickelte sich frühe die geistige Anlage des Knaben, besonders auch sein Heißhunger nach Büchern. Die Alterthümer der Petrikirche machten bald auf ihn einen mächtigen Eindruck. Von dauerndem Einflusse auf seinen Geist waren unter anderm die häufigen Besuche Niebuhrs im väterlichen Hause; seine Gespräche über das Morgenland hörte Münter begierig, und als ihn Niebuhr liebgewann, und ihm Zutritt zu seiner Bibliothek und seinen Sammlungen verstattete, entwickelte sich in ihm die Liebe zum antiquarischen Studium, die so schöne Früchte getragen hat. Den Kunstsinn zu wecken und zu nähren, trug die Bekanntschaft mit dem damals angesehenen Kupferstecher Preisler bei. Nur der Musik, obgleich sein Vater sie liebte und übte, blieb er immer entfremdet.

Im Jahre 1778 ward er zur Universität zugelassen. Er hatte sich für das Studium der Theologie entschieden, und vorzüglich widmete er sich dann der Religions- und Kirchengeschichte. Im Frühjahr 1781 ging er von der Copenhagener Hochschule nach Göttingen, wo er besonders unter Heyne, Koppe, Walch, Spittler und Gatterer seine akademischen Studien vollendete, und im Herbste 1783 nach Dänemark zurückkehrte. Im Jahr 1781 begann auch seine schriftstellerische Thätigkeit. Mit königlicher Unterstützung trat er im Jahr 1784 eine Reise in das südliche Europa an. Ueber Wien ging er nach Italien, wo er sich ein ganzes Jahr in Rom aufhielt. Vorzüglich erfreute er sich damals der Gunst des nachherigen Cardinals Borgia, der ihm sein Museum und alle seine literarischen Schätze öffnete, ihm Erlaubniß verschaffte, in den Bibliotheken zu arbeiten, und ihm antrug, auf seine Kosten nach Egypten zu reisen, welches Anerbieten er aber nicht annehmen konnte. Die Beschäftigung mit der Kunst und den Alterthümern war um so lehrreicher, da Zoega ihm Freund und Wegweiser wurde, und da er im Hause Borgia's Gelegenheit hatte, die Bekanntschaft der gelehrtesten Alterthumsforscher zu machen. Seinen Dank bewies er dem edlen Gönner dadurch, daß

er, als Borgia in den letzten Jahren seines Lebens durch die politischen Umwälzungen in sehr bedrängte Umstände gekommen war, eine reiche Collecte für den um alle in Italien reisenden Dänen früher so hoch verdienten Mann veranstaltete und ihm auch einen Zufluchtsort in Dänemark, in seinem eigenen Hause zubereitete. — Er ging von Rom nach Neapel und Sicilien. Eine Frucht dieser Reise waren seine „Nachrichten über beide Sicilien," die er nach seiner Zurückkunft in zwei Bänden herausgab und die in's Deutsche, Holländische, Italienische und auszugsweise in's Schwedische übersetzt wurde. Den Plan einer Reise nach Paris mußte er aufgeben, weil ihn nach dem Tode seines Bruders die Pflicht auf dem nächsten Wege über die Lombardei, die Schweiz und Deutschland nach Hause rief. Nach seiner Zurückkunft 1787 wurde er Professor der Theologie an der Universität. Hier nun arbeitete er u. a. seinen interessanten, im Buchhandel längst vergriffenen „Versuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnostiker," Anspach 1790, und seine „Untersuchungen über die persepolitanischen Inschriften," dänisch in den Schriften der Ges. der Wissenschaften für 1800, deutsch, Kopenhagen 1802, aus.

Im Jahre 1791 hatte er sich mit Maria Elisabeth, Tochter des als erster Bürgermeister von Lübeck 1805 verstorbenen Dr. Hrn. Diet. Krohn verheirathet.

In der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen war er eines der thätigsten Mitglieder. Auf einen von ihm ausgearbeiteten Vorschlag wurde eine Kommission zu Aufbewahrung der Denkmäler des nordischen Alterthums ernannt, wodurch das Studium derselben neues Leben gewann und ein Museum errichtet wurde, das jetzt eine schöne Zierde Kopenhagens ist.

Am 2. April 1802 ward Münter zum Bischof von Seeland ernannt. Hier konnte er, neben dem hohen Berufe, eine große freie Zeit den Studien und Forschungen widmen. Seine Bibliothek stieg bis zu 14000 Bänden, worin sich höchst werthvolle und seltene Werke, sonst aber sehr wenig befand, was nicht irgend einen Werth hatte. Seine Münzsammlung enthielt ungefähr 10000 Stück; die kufischen Münzen sind nach seinem Tode dem Könige offerirt worden; von den übrigen steht noch zu erwarten, ob sie, nach dem Wunsche des Sammlers, beisammen bleiben können, oder ob sie durch Versteigerung zersplittert werden müssen. An Antiquitäten besaß er über 600 Nummern; die größeren Stücke ließ er, wie es in südlichen Ländern Gebrauch ist, auf den Vorplätzen einmauern, und hinterließ sie so als Vermächtniß seinen Nachfolgern in der bischöflichen Residenz. Diese großen Sammlungen hatten ihn verhältnißmäßig sehr wenig gekostet, denn er hatte ein sehr großes Sammlertalent, ließ sich keine Gelegenheit entwischen, etwas wohlfeil an sich zu bringen oder durch einen vortheilhaften Tausch eine Lücke auszufüllen; sehr Vieles wurde ihm auch geschenkt. Die Sammlungen waren in der schönsten Ordnung, so wie alle seine Sachen. Die Beschäftigung mit ihnen war ihm die angenehmste Zerstreuung. Einem kleinen Enkel, der ihn fragte: Was hast Du in dem Schranke? antwortete er: das ist das Spielzeug deines Großvaters. In diese andere Periode seines öffentlichen Lebens fallen seine „Antiquarische Abhandlungen", Kopenhagen 1816; die „Religion der Karthager", Kopenh. 1816, 2te Ausg. 1821; „Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen", Altona 1825; „Religion der Babylonier", Kopenh. 1827. Zeichen königlicher Gnade waren ihm gleich nach der neuen Organisation des Dannebrog-Ordens sowohl das Ritterkreuz als das silberne Kreuz dieses Ordens; auch wurde er zum Ordensbischof ernannt; 1812 erhielt er das Commandeurkreuz, 1817 das Großkreuz dieses Ordens.

Er starb an einem Anfall, dessen Symptome denen der Cholera nicht unähnlich waren, am 9. April 1830 am Charfreitage, im 69sten Jahre seines Alters. Die königlichen Prinzen, die höchsten und übrigen Staatsbeamten, die Universität und Geistlichkeit und viele Mitbürger begleiteten ihn auf den Petrikirchhof, wo er neben seinem Vater ruht und wo an der Kirchenmauer nun beider Bildnisse in Basrelief nebeneinander zu sehen sind. Die Stiftsgeistlichkeit will ihm in der Frauenkirche zu Kopenhagen oder in der Roeskilder Domkirche ein Monument errichten. Sein Porträt im Steindruck nach einem Gemälde Hornemann's ist sehr ähnlich. Seine gleichfalls sehr ähnliche Büste in Marmor, vom Professor Freund trefflich gearbeitet, ist für das neue Universitätsgebäude bestimmt. So ehrt Dännemark einen der größten Forscher, der durch seine Gelehrsamkeit und Auffindungsgabe eine Menge von Materialien für das archäologische Studium und namentlich auch für die Bearbeitung der Kunstgeschichte herbeigeschafft hat, und dessen Namen nie vergessen werden wird, wenn auch der Scharfsinn späterer Forscher zu andern Resultaten und größern Aufschlüssen gelangt seyn wird.

Alterthümer.

In Kertsch ist ein prächtiger Sarkophag aus schönem weißem Marmor gefunden worden. Er ist eine Klafter lang, und eine Arschin breit. Auf dem Deckel sind zwei kolossale Figuren befindlich, die eine ein Greis, der sich auf den linken Arm stützt, und ein halb aufgerolltes Papier in der Hand hält, die andere eine Frau, auf deren Schultern der Greis seine rechte Hand gelegt hat. Auch auf den Seiten des Sarges sind mehrere Gruppen in erhabener Arbeit angebracht. Alle Theile dieses Sarkophags sind vortrefflich gearbeitet und zeugen davon, daß der Verfertiger in den schönsten Zeiten der griechischen Kunst gelebt haben muß. Leider ist der Sarg nicht mehr ganz, doch hat man alle dazu gehörigen Bruchstücke aufgefunden, so daß er vollkommen wieder hergestellt werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 59.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 24. Juli 1834.

Ueber einige Monumente zu Paris.

Wir liefern hier die Geschichte einiger Monumente, die in der neuern Zeit vorzüglich merkwürdig geworden sind, und über welche das Kunstblatt öftere Angaben enthalten hat. Die Vollständigkeit der nachfolgenden Angaben wird für das etwas verspätete Erscheinen derselben hoffentlich entschädigen.

I. Die Vendome-Säule.

Im Anfange von Napoleons Regierung sollte sie La Colonne Départementale heißen; sie war bestimmt, den friedlichen Triumph zu verherrlichen, den ihm die einmüthige Zustimmung der Provinzen zu seiner Kaiserkrönung bereitet hatte. Damals sollte die Statue Karls des Großen, als Schutzpatrons des Reichs, ihren Gipfel krönen. Der Grundstein wurde kurz vor dem Ausbruche des Kriegs mit Oesterreich und Rußland im Jahr 1805 gelegt. Die schnell aufeinanderfolgenden Siege und an's Wunderbare grenzenden Ergebnisse des Feldzugs sind bekannt. Nach dem Frieden von Preßburg und nach der Rückkehr von Schönbrunn gerieth Napoleon im Gespräch mit dem berühmten Denon, Directeur des beaux arts, auf den Gedanken, die Departementalsäule in eine Triumphsäule, nach Art der Säule des Trajan, zu verwandeln. — Auch dieser hatte ja so eben die Dacier und Pannonier besiegt. Er beschloß nun, das Andenken an den glorreichen Feldzug durch ein Monument zu verewigen, welches dem „Ruhm der großen Armee" gewidmet wäre, wie seine jetzige Inschrift besagt. Im Jahr 1806, als die Armee nach Frankreich zurückkehrte, begannen am 15ten August die Arbeiten an der Säule, und die Thätigkeit, womit sie betrieben wurden, war so groß, daß sie schon am 15. August 1810 beendigt waren, an welchem Tage die Einweihung des Monuments stattfand. Napoleon hatte unausgesetzten Antheil an dem Fortgang des Werkes genommen, und sein wunderbar treues Gedächtniß war dabei oft zu Hülfe gerufen worden. Wie Ludwig XIV., welcher Pelisson mit vielen nützlichen Details zu seiner numismatischen Geschichte versah, fand der Kaiser großes Vergnügen daran, die Begebenheiten seines Feldzugs in die Feder zu diktiren. Immer nur nach langen Konferenzen mit Napoleon gab Denon das Programm jeder Aktion, wonach Bergeret, ein ausgezeichneter Künstler, die Zeichnungen entwarf, welche dem Kaiser vorgelegt wurden, damit er entscheiden könne, ob man seinen Angaben und Ideen nachgekommen sey oder nicht. — . Die größte Frage aber war, ob an die Stelle von Karls des Großen Statue die Napoleons kommen, ob diese Huldigung bei seinen Lebzeiten stattfinden solle. Ueber diesen delikaten Punkt nach dem Wunsche seiner Bewunderer zu entscheiden, konnte er sich lange nicht entschließen; er hatte einleuchtende dringende Gegengründe, doch siegte endlich die Schmeichelei. Die nächste Frage betraf das Kostüm, ob er in seiner gewöhnlichen Kleidung oder im antiken Gewand vorgestellt werden solle? Sein eigener mehr positiver als poetischer Geschmack entschied zuerst für eine genaue Kopie seiner Person mit vollen Einzelnheiten seiner unveränderlichen militärischen Tracht; doch hörte er auch geduldig und aufmerksam auf die Gegengründe der anders Gesinnten, die so überzeugend, klassisch und unwiderleglich waren, daß er sich zuletzt als überredet bekannte. Demnach wurde seine Statue im römischen Kostüm sehr meisterhaft von Chaudet, damaligem ersten Bildhauer Frankreichs, modellirt. Diese Statue stellte Napoleon als römischen Kaiser mit der Chlamys bekleidet und dem Lorbeerkranze dar. Mit der Rechten stützte er sich auf ein Schwert und in der Linken hielt er eine Kugel, auf der sich eine Siegesgöttin erhob. Das Kunstwerk war in einem Stücke gegossen, und nur der linke Arm und ein Zipfel der Draperie angesetzt.

Die Säule, welche diese Statue bis zu der 1814 erfolgten Besiegung Napoleons zierte, hat eine Höhe von 133 und einen Durchmesser von 12 Par. Fuß. Wie bei der Antoninussäule, welche ihr zum Muster diente, ist

der ganze Schaft mit Basreliefs von Bronze bedeckt, und das Material zu denselben lieferten die Kanonen, welche in dem kurzen und glorreichen Feldzuge von 1805 den Russen und Oesterreichern abgenommen worden waren. Der Säulenstuhl hat ungefähr 22′ Höhe und 18 bis 20′ Breite und ist durchaus mit Basreliefs bedeckt. Diese stellen Trophäen dar, bestehend in Kanonen, Mörsern, Haubitzen, Feldschlangen, Bajonetten, Flinten, Karabinern, Pistolen, Lanzen, Säbeln, Degen, Fahnen, Standarten, Panieren, Pauken, Trommeln, Trommelschlägeln, Trompeten, Hüten, Helmen, Schakos, Grenadiermützen, und russischen und österreichischen Uniformen aller Grade.

An jeder Ecke des Piedestals, und unter dem mit vier Eichenlaubguirlanden gezierten Karnies, befindet sich ein 500 Pfd. schwerer Adler. Der aus dem schönsten weißen Marmor gearbeitete Auftritt besteht aus 3 Stufen von je 4½″ Höhe.

Die Thüre, durch welche man in's Innere der Säule gelangt, ist aus massiver Bronze gearbeitet, und besteht aus zwei Flügeln, von denen jede 7′ hoch, 22″ breit und mit 5 Eichenlaubkränzen geziert ist, über denen man einen trefflich gearbeiteten Adler erblickt. Ueber der Thüre befindet sich eine von zwei Ruhmgöttinnen gestützte einfache Platte.

Der Grund der Säule hat 30′ Tiefe und ruht auf dem Pfahlwerk des früher daselbst gestandenen Monuments einer Reiterstatue Ludwigs XIV. von Girardon. Das 4½′ hohe Gitter, welches die Säule umgibt, hält auf jeder Seite 43′ Länge, also zusammen 172′ im Umfang. Es besteht aus 400 Stäben und 20 granitnen Pfahlsäulen. Dieses Gitter wird von Kennern als ein ausgezeichnetes Kunstwerk geschätzt.

Unten am Schafte der Säule beginnen die Basreliefs, welche in chronologischer Folge die Hauptbegebenheiten des Feldzugs von 1805, vom Aufbruch der Truppen aus dem Bologner Lager bis zum Friedensschluß nach der Schlacht bei Austerlitz, darstellen. Diese spiralförmig aufsteigenden Basreliefs befinden sich auf Platten von etwa 3′ Breite und 3⅔′ Höhe. Es sind deren 272. Ihre größte Stärke beträgt 2″, ihre geringste 6‴. Sie sind mittelst an der Kehrseite angegossener und durchbohrter Lappen, die in eingemauerte und ebenfalls durchbohrte Bänder einsetzen, durch Bolzen unmittelbar an das Mauerwerk der Säule festgeschlossen. Ein spiralförmiger Streifen trennt die Wendungen der Basreliefs und trägt die Namen der verschiedenen Schlachten. Dieser Streifen, der 22 Umgänge macht, hat 3′ Höhe und windet sich von der Linken zur Rechten. Auf die Höhe der Säule steigt man vermittelst 176 Stufen.

Wie Napoleon im Uebermuth des Sieges sein eignes Bild auf diese schwindelnde Höhe gestellt hatte, so übte nach seinem Sturze die Restauration auch an seiner Statue das Vergeltungsrecht. Schon am 31. März 1814, am Tage des Einzugs der verbündeten Monarchen in Paris, versammelte sich auf dem Vendomeplatze ein Volkshaufe, um die Statue des Napoleons auf dem kürzesten Wege durch gewaltsames Herabstürzen von der Säule zu entfernen. Ein Verwegener stieg derselben auf die Schultern, setzte ihr einen Strohkranz auf, haranguirte das Volk, indem er tausend Verwünschungen gegen den Helden ausstieß, und band endlich ein Tau um den Hals der Bildsäule. An dieses wurden 25 bis 30 Pferde gespannt, die jedoch nicht im Stande waren, die Bildsäule herunterzuziehen oder auch nur einen Zoll breit aus der lothrechten Linie zu bewegen. Ebensowenig gelang dies Tausenden von Menschen, die nun an dem Taue zogen, ohnem in ihre wüthenden Eifer zu bedenken, welche Folgen der Sturz einer 3600 Pfd. schweren Metallmasse, die durch das erlangte Moment die Wirkung von mehreren Millionen Pfd. auf dem Boden geäußert haben würde, durch die umherfliegenden Fragmente hätte hervorbringen können. Endlich, als man bereits angefangen, die Füße der Statue durch Meißel abzuschlagen, thaten die Behörden dem Unwesen Einhalt und ließen die Statue mittelst eines auf der Säule errichteten Gerüstes abnehmen, nachdem sie vorher über den Fußknöcheln durchgesägt worden war.

Daß die Feinde Napoleons sich nicht mit Beseitigung seiner Statue begnügen würden, ließ sich nach der damaligen Stimmung denken. Vergebens bemühte sich Mésnel, in dessen Atelier dieselbe einstweilen geschafft worden war, das Kunstwerk der Zerstörungswuth der Restaurationsmänner zu entziehen. Als er endlich vom Direktorium der schönen Künste, an dessen Spitze damals Héricart de Thury stand, den gemessenen Befehl empfing, die Statue zu zerschlagen und zum Guß des Pferdes der Reiterstatue Heinrichs IV. zu verwenden, bot er 200 Ctr. Bronze, wenn man ihm die nur 56 Ctr. wiegende Statue Napoleons überlassen wollte. Sein Gebot wurde jedoch zurückgewiesen, und das Material der Bildsäule Napoleons mußte sich bequemen, die thierische Form anzunehmen, um den Sieg der Restauration über die Revolution, aber auch zugleich den des Vandalismus über die Kunst, sinnbildlich darzustellen. Doch hatte das Gouvernement die Zerstörung jener Statue so geheim gehalten, daß nach der Revolution der Julitage Casimir Perrier, als Präsident des Conseil, mittelst Berichts an den neuen König der Franzosen darauf antrug, dieselbe wieder auf der Vendomesäule aufzustellen, was auch sogleich unter Anberaumung des 3ten Mai 1831 zur Bewerkstelligung des Vorschlags genehmigt wurde.

Lange genug, vom Jahr 1814 bis 1830, hatte die weiße Fahne auf einem Monument geweht, welches die Riesenthaten eines nunmehr hinübergegangenen Helden

verherrlichte, der kein Bourbon war. Indem die Regierung dem Wunsche des Volkes entgegenkam, erfüllte sie zugleich eine Pflicht der Gerechtigkeit. D'Argout, der Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, suchte das Versehen seines Collegen dadurch vergessen zu machen, daß er, sobald das wahre Schicksal der Statue Napoleons dem Ministerium bekannt geworden, auf Eröffnung einer Preisbewerbung wegen einer neu herzustellenden Statue beim Könige antrug. Die Genehmigung dieses Berichtes hatte am 11. April die Bekanntmachung eines Programms zu Folge, welches festsetzte, „daß bis zum 1. Juni desselben Jahrs sämmtliche Modelle eingeliefert seyn müßten, und daß, da die Figuren der Basreliefs das militärische Kostüm trügen, auch die Statue in dasselbe gekleidet seyn sollte. Dem Künstler, welchem von den Schiedsrichtern der Preis zuerkannt worden, würde demnach bekannt gemacht werden, welche Summe die Regierung für die bis zum 1. Jan. 1832 abzuliefernde Statue ausgeworfen habe." Vom Tage der Erlassung des Programms bis zur Zeit der Einlieferung der fertigen Statue waren also nur 8½ Monate gestattet! *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstverein in München.

Februar 1834.

Wir haben den Lesern dieser Blätter bisher immer nach Verlauf von einem oder mehreren Jahren Bericht über die Wirksamkeit des Münchner Kunstvereins gegeben, uns aber dadurch genöthigt gesehen, viele werthvolle Dinge unberührt zu lassen. Diesem Uebelstand zu begegnen, werden wir künftig am Schlusse jedes Monats über die bedeutenderen Kunstwerke, die zur Ausstellung in den Verein kommen, kurzen Bericht erstatten, und beginnen, der Zeitrechnung des Vereins gemäß, der am 16ten Februar sein Stiftungsfest feiert, mit diesem Monat.

Im Februar also kamen zur Ausstellung in den Verein:

1) Der Löwenhof im Schloß Alhambra bei Granada in Spanien, von W. Gail, 4′ hoch, 6′ breit. Der Künstler, der sich längere Zeit in Spanien aufgehalten, versetzt uns mit diesem Bilde in die Säulenhalle, welche den genannten Hof umgibt, in dessen Mitte ein Brunnen mit doppelten Bassins, von zwölf steinernen Löwen getragen, Wasser nach verschiedenen Seiten schickt. Die ganze glänzende, phantastische Pracht des im Jahr 1231 von dem maurischen Könige Abu Abdallah erbauten, mit Stuccatur und Mosaik von Fayence reich geschmückten Pallastes steht in diesem noch wohl erhaltenen Theile desselben vor uns; der Zauber des Lichtes, die blühende Vegetation, eine Gruppe von spanischen Frauen und einem Sänger, die sich im Schatten der Halle um eines der 8 kleinen Bassins, die in den verschiedenen Theilen des Hofes Kühlung spenden, auf reichen Teppich gelagert, dies alles vereinigt mit einer augenscheinlich treuen und sorgfältigen Nachbildung des Baues, mit seinen arabischen Inschriften, spricht in dem Bilde jene Verschmelzung des Orients mit dem Occident aus, die der spanischen Romantik ihren ganz eigenthümlichen Zauber gibt. Die Haltung des Bildes ist vortrefflich, und vorzüglich befriedigend das Uebergewicht der klaren (und, wie man mitfühlt, kühlen) Schatten über die heißen Lichtstellen. Das Bild fand außergewöhnliche Theilnahme und ganz ungetheilte Bewunderung. Es ist in den Privatbesitz Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen übergegangen.

2) Abbildung der vier türkischen Pferde, welche Se. königl. Hoheit der Kronprinz mit aus Griechenland gebracht, von H. Adam, in der bekannten kenntnißreichen Weise dieses Meisters; ebenfalls Eigenthum des Prinzen, 4′ lang, 2½′ hoch.

3) Statuette des Direktors von Cornelius, in Gyps geformt von Karl Kaulbach. Unverkennbar diente dem Künstler hier Rauchs unvergleichlicher Goethe zum Vorbild. Wir sehen Cornelius, den langen Mantel nach vorn zusammenfassend, auf dem rechten Fuße ruhend, heiter ernst in die Welt hinaussehend, nicht empor, nicht herab, als hörte er befreundeter Rede, als schwebte die Antwort auf seinen Lippen. Die Aehnlichkeit ist vornehmlich im Profil sprechend. Die Höhe mit einem kleinen Piedestal 2½′. Wir empfehlen den Freunden von Cornelius dieses Standbild, welches bei dem Autor um zwei Kronenthaler zu haben ist.

4) Die Geisterschlacht, Carton, von Wilhelm Kaulbach, (älterm Bruder des vorigen).

„Attila, König der Hunnen, liefert, nach einer alten Sage aus den Fragmenten des Damascius, den Römern vor den Thoren Roms eine dreitägige, blutige Schlacht. Es wird von beiden Seiten mit solcher Erbitterung gefochten, daß am Ende des dritten Tags kein Hunne und Römer mehr lebt. Mit Anbruch der Nacht erwachen sie vom kurzen Todesschlafe, heben sich von der Erde und beginnen in der Luft den Kampf von Neuem.

Dies war das vom Geh. Rath v. Klenze dem Künstler mit dem Wunsch übergebene Pregramm, nach welchem er ihm ein Bild ausführen solle; die vollendete Zeichnung ist die oben genannte Geisterschlacht.

So viel auch neuerer Zeit Talente aufgewachsen, und so sehr uns die Kraft des Genius erquickt — die Hoffnung auf eine wirkliche Weiterbildung in der Kunst

*) Vergl. Kunstblatt 1834, Nro. 44.

unſerer To : geht uns zuerſt vor dieſer Zeichnung hell auf. Möge kein feindliches Geſchick dieſe Hoffnung, die hier faſt allgemein ausgeſprochen wird, zu Schanden werden laſſen. Ueberraſchend iſt Alles, was ſich unſern Blicken darſtellt, reiche, kühne Phantaſie, Leichtigkeit der Produktion, Adel der Formen, Geſtalten und Bewegungen, Charakteriſtik, Gedanke, Alles von Innen herausgeſchaffen, nichts hineingetragen, wirkliche, lebendige Künſtlerkraft.

Das Bild zerfällt in drei Haupttheile. Unten am Boden die vom Todesſchlaf Erwachenden, darüber zu beiden Seiten die zum erneuten Kampf Emporſchwebenden, links die Römer, rechts die Hunnen; oben endlich in der Mitte die Kämpfenden. Bei der Klarheit der Darſtellung, die ganz bewunderungswürdig über die faſt unvermeidlichen Wirren herrſcht, fallen einem ſogleich die feindlichen Heerführer in die Augen. Mit wilder Kampfesluſt die Geißel ſchwingend, ſein Volk aufrufend, gewaltſam vorſchreitend, geht Attila, auf einem Schild von den Seinen getragen, dem Römer Feldherrn entgegen, der, ein Greis, von zwei Jünglingen unterſtützt, das ſprechende Bild von der ſinkenden Größe Roms, von ſeiner phyſiſchen Schwäche iſt. Wer ſchilderte die leichten, anmuthigen, kräftigen, wilden Bewegungen der Träger auf beiden Seiten. Zwiſchen ihnen wüthet die Erbitterung des Kampfes, ein Knäul des Todes wälzt ſich durch die Luft, der Sieg neigt ſich mehr auf die Seite der Hunnen, die in ungeordneten Schaaren, wie ein Schwarm von raub- und blutgierigem Gevögel, herauf und heranziehen, während die Römer durch geordnete Haltung die ſchwächere Kraft zu erſetzen ſuchen. Ganz unvergleichlich iſt der Gegenſatz des Naturvolks und des durch Kultur verwandelten bis in jede Form und Bewegung durchgeführt, und wenn letzteres offenbar zu unterliegen gezwungen ſcheint, erhebt es als höchſten Hort das Kreuz, deſſen Gewalt die rohen Barbaren ſich beugen. Ohne alle Prätenſion angebracht, wirkt dieſe am Schluß der obern Scenen hingeſtellte Gruppe durch die Richtigkeit des Gedankens, wie durch die Art der Ausführung deſſelben wunderbar, — tief gebeugt und mit verhüllten Händen faſſen die Träger deſſelben das heilige Symbol — und das Vertrauen auf es ſpricht ſich in der ganzen vorgehenden Kampfſchaar aus.

Höchſt ergreifend ſind die Gruppen der Erwachenden am Boden, und vor allen der Schmerz und die Wuth der Frauen. Einige liegen noch im eiſernen Schlaf, andere gehen träumend in's kurze Erwachen über, wieder andere rufen die Schläfer zur Schlacht, andere faßt die Gewalt der Verzweiflung über den ungeheuern Verluſt.

Obſchon über dies Werk nicht leicht zu viel geſagt werden kann, ſo beſchränken wir uns doch hier darauf, die Freunde deutſcher Kunſt auf daſſelbe und auf einen Namen aufmerkſam gemacht zu haben, der unter den neuern mit Ehren gekrönten einen würdigen Platz einnimmt. W. Kaulbach iſt 29 Jahre alt, und ſeit 1822 Schüler von Cornelius.

Alterthümer.

Neapel. Am weſtlichen Saume des Veſuv bei Torre dell Annunziata ſtieß man im Anlegen eines Zaunes auf Spuren früherer Vegetation unter einer Lage ſehr alter Lava, und entdeckte zugleich alte Bauwerke, in welchen ſich viele Thierknochen, Eiſenwerkzeuge, Bruchſtücke von Vaſen, Glasſcheiben ꝛc. befanden. In dem Bruchſtück einer Vaſe gewahrt man Figuren mit einigen Worten, die dem Marcheſe Arditi zur Prüfung überſendet worden ſind.

Königsberg. Die unlängſt vorgenommene Unterſuchung der Fundamente der zum Neubau der Domkirch-Schule abgebrochenen alten Domherrlichen Gebäude gibt eine deutliche Anſicht von der Sorgfalt, mit welcher die Bauunternehmungen des deutſchen Ordens gegründet, und aus welchen Fundamenten vor 500 Jahren die Gebäude des Kneiphofs errichtet wurden. Zum größern Theile ruhen die Grundmauern auf Roſten von dicht nebeneinander eingerammten birkenen Pfählen, welche, obgleich ſeit 500 Jahren in einem ſtets naſſen Erdreich befindlich, noch durchaus wohl erhalten ſind.

Rom. Die neuerlich in der Umgegend des Kapitel vorgenommenen Ausgrabungen dauern ununterbrochen fort. Am 10. März entdeckte man eine weiße, reich ciſelirte Marmortafel, 3½' breit 6' lang. An einem Ecke iſt ſie bis auf eine Tiefe von 6' (franz. Maß) zerbrochen.

Stuttgart. Bei Rottenburg am Neckar, *auf dem* ſogenannten alten Markte bei Sülchen, iſt ein *großes römiſches* Theater entdeckt worden. Ueber die *Hälfte der Mauer* des Halbzirkels (10' dick), ſowie die *Seiten der* Scene mit ihren Nebengebäuden, die Mauer an der äußern Façade (16' dick) ſtellt ſich ſo offen dem Auge dar, daß das Ganze vollkommen aufgenommen werden konnte. Die Länge der Scene, die Nebengebäude eingerechnet, iſt 380', die Tiefe 260', die Breite des Circus 308'; deſſen Tiefe 174', die Breite der Scene 150', die Tiefe 68'. Die Grundmauern liegen kaum ¾' unter dem Boden, konnten jedoch vorerſt, da das Ganze mit Winterfrucht überzogen iſt, nur flüchtig unterſucht werden. — Nahe dabei auf der Remmingsheimer Markung iſt ein römiſches Kaſtell gefunden, das ganz überdeckt iſt mit römiſchen Heizziegeln, und deſſen Wälle deutlich hervortreten. Ebenſo hat man mehrere alte Straßenlinien aufgefunden; ausgegraben ſind Münzen, Thränen- und Aſchengläſer, Töpfe, doch Alles zerſchlagen.

Sammlungen.

Das Münzkabinet der Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg iſt durch die Doubletten des numismatiſchen Kabinets der ehemaligen Warſchauer Univerſität anſehnlich bereichert worden.

In Warſchau iſt ein Verzeichniß der Gemälde im Druck erſchienen, welche ſich in der Galerie und in den Zimmern des Willanowski'ſchen Palaſtes befinden und Eigenthum des Grafen Alexander Potozki ſind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 60.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 29. Juli 1834.

Ueber einige Monumente zu Paris.

(Fortsetzung.)

Ob die Regierung, indem sie das moderne Kostüm zur Bedingung machte, lediglich die Uebereinstimmung mit den Basreliefs berücksichtigt, oder ob nicht politische Rücksichten vorgewaltet haben, wegen deren man es vorzog, den Kriegshelden und nicht den Kaiser Napoleon auf die Vendomesäule zu stellen; ob der Umstand, daß Napoleon selbst an der Statue Chaudets wenig Gefallen gefunden und es seinem praktischen Geschmacke besser zugesagt haben würde, sich in der einfachen Uniform dargestellt zu sehen, mitgewirkt habe, bleibe hier unentschieden. Genug, es fanden sich Künstler in Menge, die nicht vor der Aufgabe zurückbebten, den ehemaligen Kaiser im modernen militärischen Kostüm, selbst mit Beibehaltung des Oberrocks und des kleinen dreieckigen Hutes, zu modelliren. Einige befleißigten sich der größten Einfachheit, ohne sich um die daraus entspringende Kahlheit der Figur und zumal der Beine zu kümmern; andere suchten der Statue durch Hinzufügung des Mantels, des Oberrocks, und indem sie um die Beine verschiedene Nebenfiguren anbrachten, mehr Fülle und Effekt zu verleihen; kurz, jeder suchte der, rücksichtlich des für Monumente passenden Stils wenig lohnenden und hauptsächlich durch charakteristischen Ausdruck der Individualität Napoleons glücklich zu lösenden Aufgabe einer Porträtstatue nach seinem Talent zu entsprechen. Unter den vielen Künstlern, die zu der am 5. Juni stattgefundenen Ausstellung Modelle einlieferten, nennen wir die Herrn Molchneit, Valois, Guersant, Dumont und Duret, Seurre, Merlieur, Desprez, Bougron, Barre d. J., Jouffroy, Rude, Thomas, Gois, Droz, Duseigneur, Marlet, Foyatier, Elshoet, Fessard, Allier, Grasse; die Leistungen Andrer waren gänzlich verfehlt; Viele, die sich zum Concurs gemeldet, waren zurückgetreten.

Die aus 15 von der Regierung ernannten Schiedsrichtern (Bildhauern, Architekten, Malern) bestehende Jury sprach sich zu Gunsten des Modells des Herrn Seurre aus. Nach dem seinigen hatte das von den Hrn. Dumont und Duret gemeinschaftlich gearbeitete die meisten Stimmen. Des ersteren brauchen wir, da wir d.' Statue selbst weiter unten beschreiben werden, hier nicht näher zu gedenken. Das letztere stellte Napoleon etwas jung, zur Zeit des Preßburger Friedens, im militärischen Frack und mit entblößtem Haupte dar. Von den Schultern fiel ein Mantel den Rücken entlang bis zur Mitte der Dickbeine herab. Die eine Hand stützte sich auf das Degengefäß, die andere hielt eine Rolle. Die Figur war dem Originale sehr ähnlich. *)

Erst den 1. Juni 1833 konnte der Guß der Statue unternommen werden. Dieses schwierige Geschäft wurde unter der geschickten Leitung des Hrn. Crozatier, in der Gießerei du Roule und in Anwesenheit des Ministers Thiers, mit dem vollständigsten Erfolge ausgeführt. Die Statue hat 12' Höhe (die Chaudet'sche maß nur 10½'); sie erscheint, in der Nähe betrachtet, großartig behandelt, wie es für ein kolossales Werk paßt, und man bemerkt an ihr nicht die ängstlich genaue Vollendung, wie sie sich für eine Statue von natürlicher Größe schicken würde. Der malerische und großartige Charakter des Seurre'schen Modells spricht sich im Bronze trefflich aus. Der äußerst gelungene Guß macht dem Hrn. Crozatier um so mehr Ehre, da die Beine nur bis zu ⅓ ihrer Höhe hinauf massiv sind und das Metall an den oberen Theilen nur noch 5 — 4 Linien Stärke hat. Manche Anhängsel, z. B. der Oberrock, sind ebenfalls hohl gegossen. Diese Leichtigkeit des Gusses war bis jetzt noch bei keinem Monument in Bronze erreicht, und so kommt es, daß die neue Statue Napoleons nur 3500 Pfd. wiegt,

*) Das Ausführlichere über diesen Concurs s. Kunstbl. 1831. Nro. 64.

während die frühere, weit niedrigere, 3600 Pfd. wog, und die 18′ hohe Statue Louis' XVI., die aus derselben Gießerei hervorgegangen, 40,000 Pfd. schwer ist.

Den 20. Juli 1833 wurde die Statue aus dem Atelier des Hrn. Crozatier auf den Vendomeplatz geschafft und auf die Säule gezogen, um den 28. desselben Monats bei Gelegenheit der Festlichkeit an den drei Julitagen enthüllt zu werden. Man befestigte sie auf der oben auf der Säule befindlichen Halbkugel mittelst 7 bis 8 Bolzen und Schraubenmüttern, in derselben Art, wie es mit der früheren Statue geschehen war. Schon am 27. Juli sah man die Bildsäule auf der Vendomesäule in einen grünen mit goldnen Sternen besäeten Schleier gehüllt, und die letztere von 12 andern Säulen umgeben, über denen sich große vergoldeten Kugeln erhoben und auf denen die Namen von 12 Generalen Napoleons und der durch sie gewonnenen Schlachten prangten. Am 28. waren in der Nähe des Vendomeplatzes, sowie in der benachbarten Straße Castiglione schon frühe, sogar die Dächer und Schornsteine der Häuser mit Schaulustigen bedeckt. Um 10½ Uhr verließ der König die Tuilerien, begleitet von den Herzögen von Orleans und Nemours und umgeben von einer glänzenden Suite, in welcher man die Marschälle Gérard, Molitor, Mortier und Macdonald, den Grafen Lobau, die Generale Pajol, Darriule, die Minister im Kostüm, den Grafen Sebastiani u. A. bemerkte. Um 1 Uhr langte der König auf dem Vendomeplatze an und stieg in dem Hotel des Großsiegelbewahrers ab, woselbst auch die Königin und die Prinzessinnen sich eingefunden hatten. Der Vendomeplatz, sowie die an den Häusern errichteten Gerüste, waren mit Zuschauern zum Erdrücken gefüllt, so daß kein Raum zum Vorbeimarschiren der Truppen übrig blieb und die Volksmenge zurückgedrängt werden mußte. Julireiter und Soldaten in der Uniform der alten kaiserlichen Garde umgaben den Fuß der mit Blumenguirlanden und Kränzen gezierten Säule, während oben auf dem Kapital einige Veteranen standen, welche den Schleier auf ein gegebenes Zeichen abnehmen sollten. Sobald die Nationalgarden sich im Tuilerien-Garten zum Defiliren formirt hatten, stieg der König zu Pferde und nahm mit den beiden Prinzen neben der Säule Platz, während auf einen Wink des Handels-Ministers, unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, die Hülle, welche das Standbild Napoleons bis jetzt verdeckt hatte, fiel. Der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ verbreitete sich sofort über den ganzen Platz, und wurde von den noch im Garten stehenden Nationalgarden enthusiastisch wiederholt. Der König und sein ganzes Gefolge entblößten das Haupt, und die Offiziere erhoben die Degen; alle Blicke waren auf das im Sonnenschein glänzende Bild des kaiserlichen Feldherrn gerichtet. Hier begann der Vorbeimarsch der Nationalgarde, der von den Legionen des Weichbildes eröffnet wurde und fast 5 Stunden dauerte. Hierauf defilirte der 7te Theil der Infanterie und beinahe ¼ der gesammten Cavallerie der Armee. Aus allen Reihen erscholl beim Vorübermarsch an der Säule der doppelte Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der König! nur einzelnen Stimme riefen: „keine Forts!“ Um 7 Uhr kehrte der König nach den Tuilerien zurück.

Nun erst, da das neue Standbild Napoleons an der ihm zugedachten Stelle stand, konnte man über die Wirkung desselben ein bündiges Urtheil fällen. Freilich hätte man, um den einstimmigen Effekt genau erwägen zu können, besser gethan, wenn man die gelungenen der zum Concurs eingelieferten Modelle erst in bronzirter Pappe in wahrer Größe hätte herstellen und einige Tage lang zur Probe auf die Säule stellen lassen, statt sie lediglich im Saale der Ausstellung zu betrachten, wobei auch darauf hätte Rücksicht genommen werden müssen, daß bei der im Verhältniß zur Säule geringen Ausdehnung des Vendomeplatzes eine dem Effekt sehr ungünstige Verkürzung des Untertheils der Statue entsteht. Jetzt steht nun unwiderruflich auf der Vendomesäule ein Standbild von 12′ Höhe, welches trotz der perspektivischen Verkürzung noch immer 6′ hoch erscheint und folglich die natürliche Statur Napoleons, auf die es abgesehen war, noch bedeutend übersteigt. Der offene Oberrock, welcher die General-Epaulettes der Uniform bald sichtbar läßt, und den Napoleon nur im Winter und nicht für gewöhnlich trug, ist, um der Figur mehr Fülle zu geben, länger gemacht, als er war, und also auch in dieser Beziehung die Wahrheit verletzt. Dem dreieckigen Hut hat man eine ebenfalls auf den Effekt berechnete Größe gegeben, und es ist also nicht mehr „der kleine Hut“, unter welchem Namen ihn die Welt kennt. Anliegende Hosen und Reiterstiefel, und der an der Linken gerade herabsteigende Degen vollenden das Kostüm. In der Rechten, deren Arm mit sanfter Biegung des Ellenbogengelenks am Körper niedersteigt, hält der Kaiser ein kurzes Fernrohr. Die Linke ist nachlässig unter die Weste geschoben. In der ganzen Haltung spricht sich Kraft und Sicherheit aus, und der in die Ferne gerichtete Blick, verbunden mit dem düster nachdenklichen Ausdruck der Gesichtszüge, mögen uns treu den Feldherrn vergegenwärtigen, wie er den Plan zu Schlachten entwarf, die seine ehrgeizigen Entwürfe zeitigen, seiner Macht größere Festigkeit verleihen sollten.

Den guten Geschmack kann die Statue natürlich schon wegen des Kostüms wenig befriedigen. An dem Oberrocke, dem dreieckigen Hute und den Reiterstiefeln mußte jedes Talent scheitern; aber selbst, wenn dem Modegeschmack gehuldigt werden mußte, hätte wohl Manches passender gewählt werden können. Der bekannte kurze graue Oberrock, der hier, wie gesagt, viel zu lang gerathen ist, hätte wegbleiben sollen. Die einfache Uniform würde die charakteristische

Körperform und Haltung beſſer dargeſtellt und ſich von hinten nicht gleich geſchmacklos ausgenommen haben. Auch der Mantel von Auſterlitz, der hiſtoriſch geworden, da ihn Napoleon mit nach St. Helena nahm und ſich auf ſeinem Sterbelager damit bedecken ließ, hätte gewiß eine beſſere Wirkung gethan, und war auch im Modell von mehreren Concurrenten benutzt worden.

Das Fernrohr in der Rechten iſt in der Hand eines großen Feldhern ein dürftiger Erſatz für das Schwert, auf das ſich die Rechte der vorigen Statue ſtützte. Wenn man poetiſch von dem Adlerblick Napoleons auf dem Schlachtfelde geredet hat, ſo erſcheint eine Art Operngucker in der Fauſt des Helden von Auſterlitz faſt lächerlich. Daß Napoleon wirklich vor und während der Schlacht ſich eines ſolchen Inſtruments bediente, ändert nichts an der Sache. Man hätte ebenſowenig gegen die Wahrheit, der die moderne romantiſche Schule bis zum Abgeſchmackten nachjagt, verſtoßen, wenn man das Fernrohr durch eine Schnupftabaksdoſe erſetzt hätte. Zum Glück bemerkt man es wegen der großen Höhe nicht ſehr, allein deßhalb erſcheint die Rechte leer und müßig, und dies iſt wieder ein Fehler gegen die Kompoſition.

Was die in der Weſtenöffnung ſteckende Linke betrifft (während doch Napoleon die Gewohnheit hatte, die Rechte in dieſer Lage zu halten), ſo verdient der Künſtler auch in dieſer Beziehung einigen Tadel. Napoleon that nichts halb; alle ſeine Bewegungen waren entſchieden und raſch, faſt fahrig; er ſchnupfte nicht, er ſteckte ſeine Hand nicht unter die Weſte wie Jedermann; er fuhr mit den Fingern in die Doſe, er fuhr mit der Hand unter die Weſte. Statt von dieſer Entſchiedenheit in den Bewegungen Vortheil zu ziehen, hat der Künſtler die Hand ſchlaff in die Oeffnung der Weſte gehängt, wie man ſie bei herumſchlendernden Stutzern zu ſehen gewohnt iſt.

Daß die Statue etwas nach der rechten Seite zu hängt, iſt dem Künſtler nicht zuzurechnen, ſondern rührt von der unrichtigen Befeſtigung auf dem Monumente her.

Um ſtreng, aber gerecht zu urtheilen, läßt ſich von dem Standbilde ſagen, daß hier viel Talent an eine ſchlechte Statue verſchwendet worden.

(Der Beſchluß folgt.)

Literatur.

Dichtungen in Verſen und Proſa, von Johann Martin Uſteri. Nebſt einer Lebensbeſchreibung des Verfaſſers. Herausgegeben von David Heß. Zwei Bände. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Berlin, bei G. Reimer, 1831. 8.

Martin Uſteri gehörte zu den glücklich begabten Naturen, in welchen die Kunſt der Dichtung mit dem Talente für bildende Kunſt vereinigt iſt. Seine Dichtungen, zwar in ihrem ganzen Charakter und Tone einer früheren Periode der deutſchen Literatur eignend, beſitzen doch eine ſo eigenthümliche Innigkeit und Laune, daß ſie überall auch noch jetzt befreundete Kreiſe finden werden. Dies gilt auch von den Künſtlerliedern, deren der zweite Band eine ziemliche Anzahl enthält, und von welchen wir leider vergeblich das eine und andere in dem von Kugler und Reinik herausgegebenen Künſtlerliederbuch geſucht haben, da ſolche ſchon früher in Baſel gedruckt erſchienen und längſt in der ſchweizeriſchen Künſtlerwelt hochgehalten ſind. Ein beſonderes Talent beſaß Uſteri als Schriftſteller auch darin, die Darſtellungsweiſe der mittleren Zeiten ſich anzueignen und ſowohl in Gedichten als in Erzählungen durchzuführen; ein Studium, welches der Rückkehr der neuen Malerſchule zu den älteren italieniſchen und deutſchen Meiſtern zur Seite geht. Nicht minder groß war ſeine Gewandtheit, im züricheriſchen und in verwandten Volksdialekten Kleineres und Größeres zu dichten. Im Hochdeutſchen aber bedarf es nur, an das geſungenſte aller deutſchen Geſellſchaftslieder „Freut euch des Lebens“ zu erinnern, um dem lange unerkannten anſpruchsloſen Verfaſſer den Dank und die Zuneigung Vieler zu erwerben, und hinwiederum das Liedchen ſelbſt im Künſtlerkreiſe beſonders werth zu erhalten, wie es im Jahr 1795 von einem Künſtler gedichtet worden iſt.

Der geiſtreiche Herausgeber, deſſen Monographie über Salomon Landolt keinem Freunde der Kunſt fremd ſeyn darf, hat auch ſeinem Freunde Martin Uſteri durch deſſen biographiſchen Abriß das würdigſte Denkmal geſetzt, aus dem wir, um zur Leſung des Ganzen einzuladen, nachſtehende Mittheilungen entnehmen.

„Zu Zürich im April 1765 geboren, empfing Uſteri im Hauſe ſeines kunſtliebenden Vaters, eines angeſehenen und begüterten Kaufmanns, und ſeiner Mutter, einer fröhlichen, immer gut gelaunten Frau, frühe die vollkommenſten Eindrücke einer gemüthlichen Erziehung. Die Schule ſah ihn jedoch immer auf den hinterſten Bänken. Deſto entſchiedener war ſeine Neigung zu freier Ausbildung, namentlich zur Kunſt. Der bei dem Herzog Karl von Würtemberg in Ungnade gefallene Bildhauer Sonnenſchein war, ehe er eine Anſtellung als Profeſſor an der Akademie zu Bern fand, nach Zürich gezogen, wo er bei einer dem Vater M. Uſteri's zugehörigen Porzellainfabrik Beſchäftigung hatte und zugleich den Kindern ſeines Gönners Unterricht im Handzeichnen ertheilte. Ein jüngerer Bruder, Paul U., hatte wie Martin ein künſtleriſches Talent gezeigt; doch mehr im Gebiete der Fratzen und Carrikaturen, von mitunter tieferer hiſtoriſcher Bedeutung, während Martin ſich der Neigung zum Gemüthlichen und Niedlichen bei einer

ausnehmenden Charakteristik hingab. Zugleich war alles Alterthümliche, Waffen, Wappen u. dergl., sein Studium. Trotz der Vorliebe zur Kunst sollte er jedoch, wie sein Bruder, in das Geschäft des Hauses eintreten und mußte in der Schreibstube seine Lehrzeit durchmachen. Im Jahr 1783 trat er mit zwei Freunden eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich an, wo sich seine Menschenkenntniß, seine geistige Bildung, sein künstlerisches Urtheil eben so erweiterte, als der reine, edle Sinn des Gemüthes unangetastet blieb. Er lernte Chodowiecki in Berlin, Wille in Paris und andere namhafte Künstler jener Zeit kennen. Zu Hause anfänglich für die Führung des väterlichen Geschäftes besorgt und in den bösen Zeitläuften in manche Verluste und Versuche hineingezogen, gab er zuletzt das ganze Wesen auf. Aber was ihn mehr als diese Verluste schmerzte, war der Tod seines Bruders und seines einzigen Kindes. Doch er widmete sich mit dem frommen Gleichmuthe des Weisen um desto fleißiger der Kunst und dem gemeinen Wesen, letzteres in verschiedenen Staatsämtern. Er wurde die Seele, der Mittel- und Stützpunkt der auf Veranlassung seines Oheims Heinrich Usteri im Jahr 1787 gestifteten Künstlergesellschaft. Er war vom Jahr 1803 Vorsteher dieses Vereins bis an sein Lebensende, und gründete im Jahr 1805 die allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft, die sich in Zofingen versammelt.

„Bei der beständigen Thätigkeit seiner Phantasie ist vieles von dem, was er zu dichten oder zu zeichnen angefangen, nur Bruchstück geblieben, da oft eine andere und neue Idee die frühere bei ihm überwog und verdrängte. Jeder Tag, selbst ein ganzes wohlbenutztes Menschenleben war zu kurz, eine solche Gedankenfülle zu Papier zu bringen.

„Alles, was Usteri gezeichnet oder gedichtet hat, und seine Zeichnungen sind Poesie, wie seine Dichtungen Gemälde, ist aus dem wirklichen, aber durch ihn verschönerten und idealisirten Leben aufgefaßt, ohne Prunk, ohne Haschen nach künstlich überraschender Wirkung ausgeführt und geeignet, den Menschen auf die Natur zurückzuführen; ihm Einfachheit und Genügsamkeit, als die einzigen Mittel, vergnügt und glücklich zu leben, in anmuthigen Bildern anziehend zu machen; unverschuldeter Armuth Ersatz und Gewinn in Fleiß und nützlicher Beschäftigung zu zeigen; kindlichen Sinn und Vertrauen auf Gott in jedem Alter treu an sich selbst zu erhalten; der Bescheidenheit verdiente Kränze zu ertheilen; sinnliche Triebe den edlern geistigen unterzuordnen; das schöne Band zwischen Gatten, Eltern und Kindern inniger zu schlingen; die Verhältnisse der Reichen gegen die Armen, der Hohen gegen die Niedern durch den Geist der Liebe auszugleichen; jede Tugend in ihrem eigenthümlichen milden Glanz, das Laster in seiner Häßlichkeit, beide durch naturnothwendige Entwickelung belohnt oder bestraft, und das Lächerliche oder Verächtliche in seiner Abgeschmacktheit darzustellen; aller Art von Ziererei die Pfauenfedern auszuziehen; eitelm Stolz und Hoffarth Demuth, schwergeprüften Gemüthern Ergebung zu lehren, und trostlose Verzweiflung auf ein neues und besseres Leben jenseits der Gräber hinzuweisen. Alle diese verschiedenen, mit eben so tiefem Gefühl als mit Geist, Witz und Laune behandelten Motive ließen sich aus der inhaltreichen Sammlung seiner Zeichnungen, Punkt für Punkt, nachweisen. — —

„Usteri zeichnete gewöhnlich in kleinem Format, in zarten und niedlichen, aber dennoch freien und sicheren Umrissen, die er entweder mit der Feder so scharf zu schraffiren verstand, daß sie radirten Blättern glichen, oder er tuschte und kolorirte sie mit dem Pinsel in lieblich harmonischem Farbenspiel, so daß solche sorgfältig ausgeführte Arbeiten an jene zierlichen Miniaturgemälde erinnern, womit die Künstler der Vorzeit Meß- und Evangelienbücher vornehmer Personen auszuschmücken pflegten. Alles darin athmet Leben, Seele und tiefes Gefühl. Gewissermaßen wie Hogarth verfertigte er vorzugsweise ganze Reihenfolgen von Bildern, welche, ohne den Anschein vorsätzlicher Belehrung, immer eine moralische Tendenz enthalten. Seine Zeichnungen sind daher an innerem geistigem Leben noch reicher als an technischem Gehalt, und tragen durchgehends das Gepräge des feinsten Geschmacks. Selbst in den Carricaturen oder Sportbildern überschritt er nie die Grenzen des Anstandes in ekelhaften Uebertreibungen, und verletzte ebensowenig das Heiligthum der Kunst, die sittliche Grazie. Seine Muse blieb immer unschuldig, keusch und rein. Dieses Talent, auch das Lächerliche treffend darzustellen, flößte mitunter beschränkten Personen vor seinem Witz eine Art von Scheu ein, die aber völlig ungegründet war; denn seine Gutmüthigkeit, die keine Persönlichkeit zu beleidigen, und keinen auch noch so abgeschmackten Menschen herabzuwürdigen vermocht hätte, übertraf noch sein Talent.“ (S. LXVII — LXXI.)

Im Sommer 1827 starb er zu Rapperswil am Züricher See, wohin man ihn, doch vergeblich, zur Herstellung seiner vom herannahenden Alter geschwächten Gesundheit geführt hatte.

Medaillenkunde.

Der königl. Graveur Brasseux zu Paris hat auf die letzte Pariser Ausstellung eine Medaille geschnitten, worauf die Tage bezeichnet sind, an welchen der König die Ausstellung besucht hat.

Im Haag ist eine neue Medaille geprägt worden, welche auf die Festigkeit und das kluge Betragen des Königs von Holland symbolisch anspielt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 61.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 31. Juli 1834.

Ueber einige Monumente zu Paris.

(Beschluß.)

II. Der Triumphbogen de l'Étoile zu Paris.

Napoleon wollte die glorreichen Waffenthaten der großen Armee durch ein Siegesdenkmal verherrlichen, und ein Dekret vom 18. Februar 1806 befahl demnach die Errichtung eines Triumphbogens an der Barriere de l'Étoile. Diese Lokalität war sehr passend gewählt, und was die Ausführung betrifft, so zog der Kaiser wegen derselben bloß die Architekten Raymond und Chalgrin zu Rathe.

Nach Raymond's Vorschlag sollte das Monument aus einer Hauptarkade von grandiösen Maßen bestehen, über deren mit den Zeichen des Thierkreises verziertem Gesimse sich der Genius des Kriegs und der Genius des Siegs erheben sollten. Ein um vieles niedrigerer Seitenbogen durchschnitt den Hauptbogen unter rechten Winkeln. An den vier Seiten sah man freistehende Säulen mit Vorsprüngen am Sockel, auf welche die Statuen kommen sollten, die die Hauptsiege des Kaisers versinnlichten. Zwischen diesen Säulen befanden sich Inschriften, und über diesen Basreliefs, welche die Flüsse der besiegten Länder darstellten; die den Fries zierenden Basreliefs stellten Schlachten dar und waren durch die Statuen der von Napoleon eroberten Städte von einander getrennt.

Chalgrin's Riß war einfacher; derselbe zeigte ebenfalls einen Haupt- und einen Querbogen, wie es das Programm mit sich brachte; allein es fehlten ihm die Säulen. Die geraden Bogenpfeiler waren mit antiken Waffentrophäen und allegorischen Figuren verziert. Den Architrav zierten zwei Göttinnen des Ruhms, und über diesen befanden sich Basreliefs, welche die Siege des Kaisers zum Gegenstand hatten. Auf dem Gipfel des Monuments sollte der Held selbst auf einem von sechs Rossen gezogenen Triumphwagen erscheinen, und für den Fries waren glorreiche Inschriften bestimmt.

Napoleon widmete sich der Prüfung dieser beiden Vorschläge mit vielem Interesse, und entschied sich zuletzt für den Raymond'schen, dessen Großartigkeit seinem Geschmacke am meisten zusagte. So schmeichelhaft dies für den Künstler war, so hatte er doch mit einer Menge von Widerwärtigkeiten zu kämpfen, da man ihm Veränderungen an seinem Plane aufdringen wollte. Er beklagte sich nicht, nahm aber zu Ende des Jahres 1810 seine Entlassung als Architekt des Triumphbogens de l'Étoile. Ein Jahr später starb er, und nahm den kränkenden Gedanken mit hinüber, daß dies Denkmal seinen Namen nicht auf die Nachwelt bringen werde; denn nach seiner Abdankung wurde Chalgrin's Vorschlag dem seinigen vorgezogen.

Eine Zeitlang hatte die Arbeit ungehindert ihren Fortgang; doch zu dem Grunde allein brauchte man zwei Jahre. Als sich im Jahre 1810 die Wandpfeiler bereits ohngefähr 20′ über den Boden erhoben, kam die Verbindung des Kaisers mit der Oesterreichischen Erzherzogin dazwischen, und der Architekt erhielt sofort Befehl, das Werk, mit Beibehaltung des allgemeinen Plans, einer andern Bestimmung entgegenzuführen, und es dem Hymen zu weihen, welcher den politischen Ansichten gemäß, Frankreichs Glück befestigen sollte. Zugleich wurde angeordnet, daß zum feierlichen Einzug der Kaiserin Marie Luise der Bogen vorläufig von Holz errichtet werden solle, und 500 Arbeiter brachten dieses Scheinmonument binnen 20 Tagen zu Stande.

Die Wandpfeiler waren mit modernen Waffentrophäen verziert, und diese mit allegorischen Figuren zusammengruppirt. Ueber dem Gesimse befanden sich Basreliefs, die, von Lafitte entworfen, die schönsten Scenen aus Napoleons Leben darstellen. Die Felder der Bogengesimse waren mit den Figuren der Kraft und der Klugheit verziert, und auf der Attike las man: A Napoleon et à Marie-Louise la ville de Paris. Die Bogenpfeiler des Innern, wenn man sich unter den Querbogen stellte, waren mit Inschriften und Medaillons verziert. Unter dem Hauptbogen

befanden sich am Anlauf des Gewölbes Cassaturen mit einem 12' hohen Adler in der Mitte, und zwei allegorischen Basreliefs, welche die Vorliebe des Helden für die Kunst zum Gegenstand hatten.

Chalgrin verfolgte die Ausführung dieses Plans bis zu seinem Tode, und sein Nachfolger Goust hielt sich genau an denselben. Unter diesem Baumeister erhob sich das Monument von den Piedestalen bis zum Kämpfer des großen Bogens mit Einschluß der Seitenbogen, als die Arbeiten leider durch die traurigen Ereignisse des Jahrs 1814 unterbrochen wurden.

Unter Louis' XVIII. Regierung reichten verschiedene Baumeister Plane zur Fortsezung des Baues ein. Endlich gab der spanische Feldzug den Ausschlag, und eine Ordonnanz befahl, den Triumphbogen des Riesenhelden Napoleon, mit möglicher Beibehaltung der vorhandenen Massen, in ein Siegesdenkmal für den Herzog von Angoulême zu verwandeln, und sofort zu vollenden.

Alle Risse mußten dem Bauconseil vorgelegt werden, und von diesem ging im Dezember 1823 ein Bericht aus, welcher mehrere Veränderungen für zweckmäßig erkannte, und es wurden die Hrn. Goust und Huyot vom Minister des Innern beauftragt, zur Vollendung dieses Gebäudes Vorschläge einzureichen. Eine Spezial-Kommission entschied sich im folgenden März für Huyot's Plan, demzufolge es zur Beseitigung der gerügten Uebelstände, und um das Werk seiner neuen Bestimmung angemessen zu vollenden, hinreichte, in den Winkeln der Bogenpfeiler acht Säulen anzubringen.

Im folgenden Mai wurde der Huyot'sche Plan, dessen Ausführung, nach dem Anschlag, 3,700,000 Franken kosten sollte, dem Bauconseil vorgelegt, welches im Juli eine beifällige Erklärung abgab und dahin erkannte, daß der schon vorhandene Grund die 8 Säulen sehr wohl noch tragen könne.

Den 19. August wurden Huyot und Goust zu Architekten des Monuments ernannt; allein da der Huyot'sche Plan dem Hrn. v. Corbière nicht gefiel, so erhielten die Baumeister den Befehl, die Säulen wegzulassen, nach dem alten Plane fortzuarbeiten und nur die noch nicht vollendeten Theile in manchen Beziehungen zu verändern, und angeblich zu verbessern. Die beiden Bogenpfeiler waren damals nur bis unter die Kämpfer vollendet.

Diese rasche Entscheidung nach Jahre langen gründlichen Berathungen und Untersuchungen hatte neue Studien und Vorschläge zur Folge. Indeß arbeiteten die Architekten nach ihrer Instruktion, ließen drei Steinschichten aufsetzen, um die Höhe der Bogenpfeiler zu vollenden, und errichteten den Lehrbogen, um das Gewölbe des großen Bogens aufzuführen.

Im Mai 1825 erzwang Hr. v. Corbière, der auf seinen Ansichten fest beharrte, eine königliche Ordonnanz, welche die Rückkehr zu den alten Plänen förmlich vorschrieb. Die jährliche Summe von etwa 500,000 Franken, welche für diese Arbeiten ausgesetzt wurde, war für dies Riesenmonument viel zu gering.

Die Leitung des Baues wurde nun Huyot abgenommen und einer Kommission übertragen; zwei Jahre später aber von Hrn. v. Martignac wieder jenem Baumeister anvertraut. Die mittlerweile vorgegangenen Veränderungen nöthigten ihn zu neuen Studien, deren Schwierigkeit immer zunahm, bis man sich endlich für einen definitiven Plan entschied, nach welchem auch bis zur Revolution 1830 fortgearbeitet wurde.

Im Juli 1831 wurde Huyot unter dem Ministerium des Hrn. von Argout auf eine durchaus formlose Weise seiner Stelle entsezt. Er verklagte den Minister deßhalb bei dem Staatsrath, und inwiefern man Recht hatte ihn so zu behandeln, ist bis jezt noch nicht recht klar.

Dieses Denkmal hat also im Werden beständig seine Form und Bestimmung verändert, und auch für die Zukunft scheint ihm dasselbe Schicksal bevorzustehen, da der jetzige Architekt Blouet sich nicht streng an den Plan seines Vorgängers binden wird. Denjenigen, welche sich für den Gegenstand interessiren, wird es jedoch angenehm seyn, zu erfahren, wie das Monument nach Huyot's definitiv angenommenem Plane werden sollte.

Die Verhältnisse sollten, mit Ausnahme der Attike, an welcher Huyot bedeutend geändert hatte, durchaus dieselben bleiben, wie in den ursprünglichen Rissen. Die Hauptfaçade hat 44 Meter 89 Centimenter, und die Seitenfaçade 22 M. 24 C. Breite. Die des großen Bogens beträgt 14 M. 62 C., dessen Höhe 29 M. 73 C.; die Breite der Seitenbogen 8 M. 44 C., und die Höhe derselben 18 M. 38 C. Das Monument hat, mit Einschluß des Karnieses, 58 M. 87 C. Höhe, und die der darüber befindlichen Attike beträgt 7 M., so daß sich als Totalhöhe 45 M. 87 C. ergeben würde.

Die Bogenpfeiler sollten mit modernen Waffentrophäen und allegorischen Figuren verziert werden. Im Stirnfeld der Bogengesimse sollten Figuren der Göttin des Ruhmes zu stehen kommen, und der Bildhauer Prodier ist mit denselben schon ziemlich fertig. Der Fries ist für ein fortlaufendes Basrelief von 420' Umfang bestimmt, welches einen Heereszug darstellt, dessen Gegenstand sämmtliche Kriege der Revolutionszeit bis zum allgemeinen Frieden bilden. An diesem Basrelief arbeiten mehrere Künstler, und das Ganze ist schon ziemlich aus dem Gröbsten behauen. Die menschlichen Figuren haben 5' 6" Höhe. Unter diesem Fries würde man Basreliefs erblicken, die merkwürdige Thaten darstellen, über die man sich jedoch bis zur Revolution 1830 noch nicht entschieden hatte, und am unteren Theile der Wände wird eine Abtheilung für die Inschriften frei bleiben.

Die 21′ hohe Attike wird mit Schildern verziert, welche die Namen unserer ausgezeichnetsten Waffenthaten tragen. Ueber derselben sollten sich, durch eine zierliche Balustrade verbundene und mit 32 Bildsäulen von Städten besezte Piedestale erheben.

Im Innern des Gebäudes unter den Gewölben hat man mehrere Säle angebracht, zu denen man auf in dem Gemäuer der Bogenpfeiler befindlichen Treppen gelangt. Erstlich befindet sich zu jeder Seite eine quadratische Halle über den beiden Seitenthüren, ferner erstrecken sich zwei weitläufige Säle, einer über dem andern, nach der ganzen Länge des Monuments, die ihr Licht durch Fensteröffnungen empfangen, welche in der Höhe des Frieses zwischen den beiden Basreliefs angebracht sind. Hr. Maillot hat den Vorschlag gethan, in diesen Sälen Gemälde und Bildhauerarbeiten aufzustellen, welche an die Siege und Helden jener Epoche erinnern.

Seit der Absetzung Huyot's sind, hinsichtlich der Verzierung des Denkmals, mehrere Veränderungen beliebt worden. Statt der großen Waffentrophäen an den Bogenpfeilern sollen Gruppen angebracht werden, welche an die Kriege von 1791 und 1810, die Niederlage in Rußland (für ein Siegesdenkmal wirklich recht passend!) und den Frieden von 1815 erinnern.

Rücksichtlich der Sujets der unter den Friesen anzubringenden Basreliefs hat man sich für die Schlacht von Austerlitz (welche an die der Stadt Paris zugekehrte Façade kommen soll), den Uebergang über die Brücke von Arcole und die Einnahme von Alexandrien (nach Neuilly zu), die Schlacht von Abukir (nach dem Roule zu), und den Tod des General Marceau (gegen Passi zu) entschieden. Endlich scheint man die Piedestale und Statuen über der Attike weglassen zu wollen und von Inschriften in den untern Feldern ist ebenfalls nicht mehr die Rede.

Aphorismen.

Man sagt, die Musik mache den Sinn des Menschen milder, sie besänftige die Affekte. Im Allgemeinen ist das ohne Zweifel wahr, denn weil sie das Reinmenschliche überhaupt auf's unmittelbarste ausspricht, so löst sie die persönliche Anwandlung in eine gefühlvolle Anschauung des Menschengeschickes im Ganzen auf. Man könnte ohne Frivolität jede gute Musik, die nicht bestimmte Anschauungen oder Affekte wecken soll, eine Variation von dem Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," ꝛc. — nennen.

Wir wollen aber nicht übersehen, daß in unsern Tagen die Musik oft ganz anders wirkt, daß ihr Mißbrauch uns höchlich zerstreue, den reinen Sinn stark beunruhige; ja daß selbst bessere Musik uns empfindlicher gegen die Mißtöne des Lebens, und, wenn wir nicht gerade ihrer beschwichtigenden Kraft bedürftig waren, reizbarer entlasse.

Mildernd, erhebend wirkt wenigstens eben so sicher die bildende Kunst. Sie wählt ihre Gebilde aus dem engern, höhern Kreise des Lebens, aus der religiösen Sphäre oder aus der des öffentlichen Nationalgeschicks. Sie stellt gewählteste Formen des Menschlichen oder der Natur dar, und übt die stille Gewalt über uns aus, daß wir unser Leben auch so gestaltet wünschen oder das Wirkliche mit Kunstaugen anzuschauen uns gewöhnen.

Bildende Kunst schafft eine Gegenwart, in der wir alles Gemeine von uns thun, wie man in einem geweihten Raume sich aller rohen, niedrigen oder kleinlichen Anwandlungen und Gedanken entschlägt.

*

Die Kunst ist unendlich; aber sage dir zur Aufmunterung, daß Jeder in dem, was er recht mit Antheil und Geschick studirt, durchforscht und einübt, seine Kunstgenossen einhole oder gar überbiete, und, wenn er die größten Meister der Vorzeit auch nicht erreicht, sich doch auf eine Achtung und Anerkennung heischende Höhe hebe.

*

Die rechte Nachahmung — der Natur (wie klassischer Kunstwerke) ist immer die Frucht wiederholter und langer Anschauung; sie ist Auswahl aus einer reichen Mannichfaltigkeit, Verjüngung des Lebensgroßen. Nur wem die Unendlichkeit der Formen möglichst gegenwärtig ist, der vermag die künstlerisch schöne zu treffen, und wer an die kolossale Natur denkt, der bewegt sich leichter in den Schranken der Kunst. Aus einer von der großen Natur befruchteten Einbildungskraft durch die geübte Hand verkleinern sich die Fehler, verstärken sich die Effekte. Wer aber aus der leeren, kleinlichen Imagination malt, der schafft Monotones, Manierirtes, Subjektives. — „Eines aus Vielem" sey dein Symbolum!

*

Die Anfänge der Kunst bilden das Höchste mühevoll, ernst, bescheiden, fromm, sorgsam, überlegend. Wir glauben an sie, weil sie an ihren Gegenstand glaubten.

Wenn die Kunstmittel zu üppig werden, so mißbraucht, verschleudert man sie. In einem Kunstwerk aus schlechter Zeit sind alle Geheimnisse der Kunst offenbar, aber geschmacklos angewandt, ein oberflächlicher Leichtsinn kündigt sich in Auffassung, Anordnung, Ausdruck, Colorit und Beleuchtung an.

*

Mache, was du willst; am Ende fragt sich's immer, wieviel du Energie des Geistes und Gefühls, und — wieviel du Energie des Lichts und der Farbe und Einheit beider in dein Werk gebracht. Ein Quadrat-

fuß Raum faßt ein unschätzbares Kleinod der Kunst und — ein Thalerstückchen von Malerei.

*

Kein Zweifel, daß auch berühmte ältere Meister von fehlerhafter Manier nicht frei waren; aber ungemeine Virtuosität in Haupttheilen der Kunst macht ihre Werke schätzbar. Sie lassen, gleich kühnen Helden, ihre persönlichen Schwächen über Großthaten vergessen.

Viele neuere Künstler wollen aber die Schwächen der Modernität im Ganzen durch den Glanz einer harmonischen Ausbildung bedecken und die Unkraft des Ausdrucks, die Fehler des Colorits, des Helldunkels mit einer conventionell ansprechenden Anordnung und heitern Färbung durchbringen. Jene Aeltern überreden; diese Neuern täuschen.

*

Es ist nicht zu berechnen, wie viel, wie tief ein Liebender schaut, während ein Gleichgültiger nichts schaut, das heißt: mit seinem Sinn und Antheil an der zufälligen Mannichfaltigkeit des täglichen Lebens herumschweift.

Man kann wohl sagen, die Sinne, die Wahrnehmungsgabe seyen eigentlich die Interessen, — ja der Reichthum, die Schönheit der Welt bestehen in der Würdigkeit der Auffassung, Aneignung.

*

Nicht nur in der freien Natur, selbst in den Straßen der Stadt wählen wir meist unbewußt denjenigen Weg, der am meisten Malerisches, Lebendiges ꝛc. darbietet.

*

Mit der Kennerschaft ist's eine eigene Sache. Unser „Pilger" war von „Joachim Sandrart"; so stand auf dem Blendrahmen. Dafür erkannte ihn auch ein Kenner und ein Maler. Ein Kunstfreund, der siebzehn Jahre in Rom gewesen, und ein kunstsinniger Diplomat stempelten ihn zu einem Porträt von „Philipp de Champagne". Das war mir fast noch lieber; somit hielt ich mich daran. Nun kommt aber ein geübterer Kenner, und kauft den Fürsten ꝛc., der sich etwa ex voto malen ließ, zu einem „heiligen Jakob von Compostell" von einem „spanischen Meister". — Das wäre mir nun das allerliebste, und träfe doch mit der Meinung mehrerer anderer Kunstfreunde und Künstler zusammen, die viele Bilder aus der spanischen Schule gesehen.

Während das Gemälde, das so entschieden jeden Unbefangenen anspricht und für galeriefähig erkannt wird, auf solche Weise im Kunstmarktpreise stieg, dachte ich oft an die wunderliche Ansicht einiger Künstler zurück, die es, als ich mich einst dessen Erwerbs freute, unverholen mittelmäßig, geschmiert hießen und meinten, was man für dergleichen Gemälde über einen Dukaten bezahle, das sey Rache der individuellen Liebhaberei, nicht des reinen Kunstgeschmacks.

Eine solche Erfahrung gilt für viele und wiederholt sich bei allen Tableaux, die etwas zweifelhaft sind. Ich fand aber, daß der erste Eindruck, den ein Bild auf mich machte, doch am Ende Recht behielt und daß ein gewisser Instinkt mir den Mangel einer umfassenden Kenntniß der Kunstschulen einigermaßen ersetzte.

*

Woran sich der Meister sein Lebenlang abmüht und quält, das Loswerden von Manier, das Ankleben der Eigenthümlichkeit, — ein kluges Kind sieht auf den ersten Blick, wo es fehlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeichnende Künste.

In Paris bei Rittner und in Leipzig bei Rudolph Weigel erscheint unter dem Titel: Trésor de numismatique et de glyptique, eine große Sammlung von Münzen, Kameen und Basreliefs in Stahl gestochen, mit einem kurzen erläuternden Text. Die Haupteigenthümlichkeit dieser Unternehmung besteht in der Methode des Stahlstiches, die man aus England eingeführt hat, wo sie seit einigen Jahren für den Stich von Porträts nach Medaillen angewendet wird. Das Stechen geschieht vermittelst einer ziemlich einfachen Maschine, welche den Umriß und die Schattirung der Münze unmittelbar auf die Kupferplatte überträgt. Die Operation besteht darin, daß man einen Fuß der Maschine hin und her auf der Oberfläche der Münze bewegt, und dadurch den anderen in Bewegung setzt, der dieselben Striche auf das Kupfer überträgt; ein Kind kann es thun, und das Resultat ist eine fast wundervare Wiederholung der Münze mit Licht und Schatten, bei der an gar keine Verfälschung oder Verfehlung der Zeichnung zu denken ist, und die dem Abdrucke einen fast metallischen Glanz gibt. Eine ziemlich große Münze oder Kamee ist gewöhnlich in einer Stunde fertig, und darf nie nachgraben werden. Das Werk soll die größte Ausdehnung erhalten. Die Basreliefs, von welchen die des Parthenon und von Phigalia die Reihe eröffnen sollen, müssen freilich reducirt werden, was eine weniger authentische Darstellung gibt, als ein Facsimile. Jede Lieferung wird 4 Kupferplatten in Folio und 2 bis 3 Seiten Text erhalten, und 5 Franken kosten. Ein Probeheft in klein Folio, welches vor uns liegt, enthält zwei mit bewunderungswürdiger Kunst in Stahl gestochene Platten. Größere Treue und Vollendung in Styl und Relief und zugleich größere Eleganz läßt sich nicht verlangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[362] **Münzen-Versteigerung.**

Am 22. September 1834 und den darauf folgenden Tagen wird in Bamberg die bedeutende Münzen- und Medaillen-Sammlung des verlebten königl. bayer. Herrn Finanz-Directors Grau öffentlich versteigert.

Der reiche Inhalt dieses Kabinets kann aus dem vom Herrn Joseph Heller verfaßten Kataloge, welcher an die vorzüglichsten Buchhandlungen gesendet ist, ersehen werden.

Bamberg, den 12. Juli 1834.

E. F. Herrmann, Amtmann, als Testaments-Executor.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 67. 2. Juli 1834.

Orientalische Literatur.

(Fortsetzung.)

5) Arabische Sprüchwörter, oder die Sitten und Gebräuche der neuern Aegyptier erklärt aus den zu Kairo umlaufenden Sprüchwörtern. Von J. L. Burckhardt, herausgegeben von W. Ouseley, deutsch mit einigen Anmerkungen und Registern von H. G. Kirmß. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1834.

Ein Theil dieser Sprüchwörter stammt aus einer Sammlung des Scheref ed din Ibn Asad, die übrigen hat der Verfasser selbst im gemeinen Leben gesammelt. Burckhardt von Basel, der berühmte Reisende in Arabien, Syrien und Nubien, der außer seinen Werken über diese drei Länder noch eine treffliche, in diesen Blättern rühmlichst erwähnte Schilderung der Wechabiten hinterlassen hat, war dem Orient so akklimatisirt und eingebürgert (er legte ja sogar in Mekka selbst den Koran aus), daß Niemand hier kompetenter ist, als er. Uebrigens ist zu bedauern, daß viele Sprüchwörter, die vielleicht gerade einen tiefen Blick in die innern Zustände und sittliche Bildung oder Rohheit des Volkes hätten thun lassen, aus europäischer Delikatesse weggelassen worden sind. Werden denn wissenschaftliche Werke bloß für junge Ladies geschrieben? und ist zwischen einer Verdammniß der Frivolität, der wir vollkommen beipflichten, und einer Pruderie in wissenschaftlichen Werken, wo nichts verhüllt werden darf, kein Unterschied?

Mehrere dieser Sprüchwörter stimmen vollkommen überein mit solchen, die auch bei uns gäng und gäbe sind:

Tausend Kraniche in der Luft sind nicht so viel werth als ein Sperling in der Hand.

Der Eilige und Langsame kommen an der Fähre zusammen (Extreme berühren sich).

Die Wände haben Ohren.

Der Einäugige ist im Lande der Blinden eine Schönheit.

Gewohnheit ist die fünfte Natur.

Schweigen ist die beste Antwort für den Thoren.

Nimm einen Kothball und wirf ihn gegen die Wand; wenn er nicht kleben bleibt, so läßt er doch einen Fleck zurück.

In seiner Heimath hat der Pfeifer keine Freunde. (Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.)

Die Katze, welche schreit, fängt nichts.

Der Hund, welcher bellt, beißt nicht.

Wo das Auge nicht sieht, betrübt sich das Herz nicht. (Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.)

Er floh aus dem Regen unter die Traufe.

Alles Verbotene iſt ſüß.

Wer ſich zur Streu macht, den freſſen die Kühe. (Wer ſich unter die Treber mengt, den freſſen die Schweine.)

Die Trauben ſind ſauer.

Die rechte Hand weiß nicht, was die linke thut ꝛc.

Dagegen ſind viele ganz nationell und den Sitten des Islamismus angemeſſen.

Nimm entweder den erſten oder den letzten Sklaven, d. h. kaufe den Sklaven ganz jung, daß du ihn ſelbſt ziehen kannſt, oder einen völlig ausgebildeten, deſſen gute Eigenſchaften du ſogleich erkennen kannſt.

Scherze nie mit deinem Sklaven, oder er wird dir bald den Hintern zeigen.

Zwiſchen Hana und Bana ſind unſere Bärte verloren gegangen. Dieß bezieht ſich auf die Geſchichte eines ältlichen Mannes, der die Thorheit beging, noch zwei Weiber zu nehmen. Die Eine, Hana, zog ihm die grauen, die Andere, Bana, die ſchwarzen Haare aus und ſo kam er um ſeinen Bart.

Der Mann zwiſchen zwei Weibern iſt wie der Rücken zwiſchen zwei Stöcken.

Lieber die Tyrannei der Türken, als die Gerechtigkeit der Araber. Dies iſt gewiß ein intereſſantes Sprüchwort.

Auf einem Roßkäfer reiten iſt beſſer, als auf einem Teppich zu Fuße gehen.

Ein Schlag vom Liebhaber ſchmeckt ſo ſüß wie eine Roſine.

Die Eiferſucht der Ehefrau iſt der Schlüſſel zu ihrer Scheidung.

Wer des Sultans Suppe ißt, verbrennt ſich die Lippen und wäre es auch erſt nach langer Zeit.

Viele Sprüchwörter verrathen eine niederträchtige Geſinnung, z. B.

Mögen ſie tauſend Nacken ſchlagen, nur nicht den meinen.

Iſt es der Ehemann zufrieden, was braucht ſich der Kadi drein zu legen.

Wenn das Waſſer der Sündfluth kommt, ſo leg deinen Sohn unter deine Füße, d. h. mache ihn zu einer Brücke, um dich ſelbſt auf ſeine Koſten zu retten.

Thue nichts Gutes, ſo findeſt du nichts Böſes.

Was du umſonſt haben kannſt, davon bereichere dich; was etwas koſtet, dem geh aus dem Wege.

Geld heilt alle Wunden.

Ein Schlag, der dir Vortheil bringt, thut dem Nacken keinen Schaden.

Wirf dich vor dem elenden Affen zur Zeit ſeiner Macht nieder.

Geißle den Unſchuldigen, damit der Schuldige bekenne.

Und fände er ſeine Nahrung (Gewinn) im Hintern eines Hundes, er würde ſie eſſen ꝛc.

Dagegen ſind der großherzigen Sprüchwörter verhältnißmäßig wenige, z. B.

Beſſer mit einer Axt ſich ſchröpfen laſſen, als die Gunſt Anderer erbetteln.

Das iſt der beſte Mann, der ſich freut über Anderer Wohlergehen.

Die Begierde treib aus deinem Herzen, ſo löſen ſich die Feſſeln von deinen Füßen.

Ich bin wie ein Docht in der Lampe, den Leuten gibt es Licht, es ſelbſt verbrennt.

Noch wollen wir eine Anzahl pikanter Sprüchwörter hervorheben, die ſich theils durch die Originalität des Gedankens, theils durch den Orientalismus des Bildes auszeichnen.

Wenn unſer Herr Gott das Verderben der Ameiſe beſchließt, ſo läßt er ihr Flügel wachſen.

Wenn dich eine Schlange liebt, ſo trage ſie als Halsband, d. h. ſuche gefährliche Menſchen dir geneigt zu erhalten.

Die Welt iſt ein Spiegel, wie du dich ihm zeigſt, ſo gibt er dich wieder, d. h. wie du gegen die Leute handelſt, ſo handeln ſie wieder gegen dich.

Der Käfer iſt eine Schönheit in den Augen ſeiner Mutter.

Gewinn in Koth iſt beſſer, als Verluſt in Biſam.

Wirf ihn in den Fluß, er kommt gewiß mit einem Fiſch im Munde wieder herauf; d. h. er hat unverwüſtliches Glück.

Wohin kann die Sonne fliehen vor den Bleichern?

Sie verkaufte die Lampe, um ſich einen Vorhang dafür zu kaufen.

Sie ging hungrig ſchlafen und ihr Mann iſt doch ein Becker.

Bekümmert, weil ſie keine Kühe hatte, flocht ſie ihr Haar zu einer Peitſche.

Sie iſt ſchwanger, ſäugt ein Kind und hat vier Kinder vor ſich.

Die Katze träumt von nichts als Mäuſen.

Die Roſe fiel der Meerkatze zum Lohne.

Waffen bei der Hand, fern der Verſtand.

Kaum daß man die Katze gelobt hatte, verunreinigte ſie das Mehlfaß.

Er faſtete ein ganzes Jahr und brach dann die Faſten mit einer Zwiebel.

Er ſchlug mich und weinte. Er lief mir den Rang ab und klagte.

In der Länge ſeines Körpers hat ſich der Verſtand verloren.

Erſt ließ er ſeinen Vogel fort und lief ihm dann wieder nach.

Eine Blinde scheert eine Wahnsinnige.

In jedem Kopf ist etwas von Weisheit.

Die Maus wollte auch um zwei Pfund Zucker nicht einen Brief zur Katze tragen.

Unter jedem gesenkten Kopfe wohnen tausend Bubenstücke. Traut dem Sentimentalen nicht, sagt Schiller, zuletzt findet ihr immer einen Schurken dahinter.

Grobes Mehl für immer ist besser, als feines Mehl nur von Zeit zu Zeit.

Die Nadel kleidet die Leute und ist selbst nackt.

Ihr Essen läßt sich nicht in demselben Topfe kochen. So sagt man, daß österreichisch und bayrisch Fleisch in demselben Topfe eins das andere herausspringen machen.

So lange du selbst unbärtig bist, verspotte keinen mit einem kurzen und dünnen Barte.

Sie warben um sie, da sträubte sie sich; sie verließen sie, da that sie verliebt.

Sie umarmten sie, da blieb sie still; sie warfen es ihr vor, da that sie stolz.

Der Mann umarmte die Frau; da geberdete sich die Nachbarin, als ob es ihr selbst geschehn wäre.

Kläglich, wie der Blick des Geizhalses auf seinen Schuldner, der fallirt hat.

Einige dieser Sprüchwörter haben dem Verfasser Anlaß gegeben, sich Seite 172 über die ägyptische Hochzeitgebräuche, Seite 203 ff. über Ackerbau und Steuern und S. 221 ff. über die Klasse der ägyptischen Freudenmädchen, Ghovasi genannt, in interessanten Abhandlungen auszusprechen. Wir wollen nur kurz das Resultat seiner Steuerberechnungen anführen. „Eine Gesellschaft von sechs und zwanzig Bauern hatte ein Grundstück von siebzehn Feddans gepachtet, von denen vierzehn mit Durra und drei mit Wassermelonen bepflanzt werden sollten; denn arme Fellahs, welche kein Grundeigenthum besitzen, haben die Gewohnheit, alljährlich zusammen zu treten und ein Feld zu pachten. Das Verhältniß ihrer Ausgaben zu ihrem Gewinn stellt sich nun so:

	Piaster.
Totalertrag	1802
Summe der Ausgaben	993½
Reinertrag	808½
Die Steuern für dieses Jahr betrugen neun und zwanzig Piaster auf den Feddan mit Durra und Wassermelonen, welche gewöhnlich zusammen gesäet werden; im Ganzen also	493
Nach Abzug der Steuern verblieben also den Fellahs	315½

Der Ertrag eines Feddan war folglich nach Abzug der Steuern 18½ Piaster. Jedes Mitglied bekam also auf seinen Theil zwölf Piaster, nachdem es sich die ganze Winterzeit hindurch abgearbeitet hatte. Da die Durrafelder in Oberägypten sehr selten, vielleicht nie, zweimal des Jahres besäet werden, so muß sich der Mann die übrige Zeit des Jahres hindurch anderweit zu erhalten suchen, indem er sich entweder an eine andere Gesellschaft anschließt, um Sommergetreide zu bauen, oder sich als Tagelöhner vermiethet. — Die Kornfelder bringen, obgleich die Saat bei weitem nicht so viel Körner hergibt, doch einen ungleich reicheren Gewinn, und zwar aus dem Grunde, weil diese Getreideart nicht eine solche langwierige und ununterbrochene Bewässerung nöthig macht. Zu derselben Zeit belief sich der Ertrag eines mit Korn besäeten Feddan in der Nähe von Esne auf 84 Piaster; die Bearbeitungskosten mochten auf 15 Piaster angeschlagen werden, und die auf einen mit Korn besäeten Feddan lastende Steuer betrug damals 10½ Piaster; es blieb also ein reiner Gewinn von 29 Piaster. — Die Getreidemaaße in Oberägypten sind der Erdeb und der Tellis. Der Erdeb hält 12 Mud's oder 24 Kadah's oder 48 Raftan's. Der Tellis hält 16 Mud's. Man hat zweierlei Mud's, nämlich den Mud el schune (oder Scheuermud) und den Mud el sugi (oder suki) d. h. Marktmud; sechzehn Mud el schune machen neun Mud el sugi. Die Aussaat auf die vierzehn Durrafeddans betrug 3½ Mud sugi. Der Ertrag war für jedes Mitglied 40 Mud, oder 1040 für die ganze Gesellschaft; dieses macht 297 Mud auf einen Mud Aussaat. Bei der Durra rechnet man gewöhnlich auf einen Mud Aussaat 300 Mud Ertrag, beim Korn aber zu Esne in Mitteljahren 25 Mud auf 1 Mud Aussaat; auf dem bessern Boden in den benachbarten Ebenen von Theben ist das Verhältniß 35 zu 1. — Die jetzige Absicht der Regierung geht dahin, die Bauern zu nöthigen, die ganze zu ihrem Dorfe gehörige Flur zu besäen, der Boden mag nun gut oder schlecht, hoch oder tief gelegen, und deßhalb zu bewässern seyn, oder nicht. Der schlechte Boden wird dem zu folge unter die Bauern vertheilt, und sie müssen in eben dem Maaße Steuern davon entrichten, als von dem guten. Neuerdings hat man den Bauern sogar das Vieh besteuert, und die Leute gezwungen, den Zehnten davon abzugeben, eine Schinderei, welche man zuvor in Aegypten nicht kannte und wahrscheinlich in keinem anderen Theile des türkischen Reichs findet. Das Getreide, welches sie nicht für Bedürfnisse ihrer eigenen Familie brauchen, dürfen sie nicht nach Belieben verkaufen, sondern müssen es der Regierung zu einem festgesezten Preise überlassen. Der Erdeb Durra kostete damals zu Esne 5¾ Piaster. 1 spanischer Dollar ist gleich 8 Piaster; 1 Piaster = 40 Para's.“ Daß, seitdem Burckhardt diese Beobachtungen machte, das

Aussaugungssystem des Pascha von Aegypten fortgebauert hat, ja noch höher gestiegen ist, bezeugen alle neuern Nachrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprach-Literatur.

(Schluß.)

3) Beiträge zur deutschen Philologie und Geschichte. Erster Band. Deutsche Etymologie. Erste Abtheilung. Theorie der Wortbildung und Wurzelverzeichniß, von Fr. Schmitthenner. Darmstadt, Heyer, 1833.

Ohne mit Grimm wetteifern zu wollen, hat der Verfasser seiner Liebe zu derartigen Studien nachgegeben und eine scharfe Theorie der Hervorbildung deutscher Wörter aus ihren einfachsten Wurzeln versucht.

Wir können ihm nur beipflichten, wenn er sich gegen die Annahme erklärt, daß alle Wurzeln ursprünglich Verben seyn müßten. Richtig ist allerdings, daß die große Mehrzahl der Wörter aus dem Verbum sprießt, dessen Begriff der reichste und lebendigste ist; richtig ist ferner, daß die Wurzel als das Lautbild der Anschauung, weil in der Welt überall Bewegung, Leben und Thätigkeit ist, meist Bewegung und thätiges Verhalten ausdrückt. Allein ganz allgemein den Begriff der Wurzel und denjenigen des Verbums gleichzusetzen, ist falsch und verrückt gleich von vorn herein die richtige Ansicht der Sprache. — Vorerst gibt es in der Sprache eine Menge Wörter, die, wie diejenigen für das ganz Ruhende, z. B. die Farben, quantitative Verhältnisse u. s. w., wie salo schwarz, prûn braun, plâo blau, ma groß, min klein, vêh bunt, (ari), eriro, eristo, eher, erste, pi bei, zuo zu u. s. f. sich gar nicht auf einen Verbalbegriff reduciren lassen. Es gibt eben so viele andere, bei denen die Ableitung von Verben, wenn sie auch ihrem Begriffe nach möglich wäre, bei ihrer Form ganz unstatthaft ist, obgleich sie allerdings mit Verben in einer kollateralen Verwandtschaft stehen. Nach welchem Bildungsgesetz könnten ei, das Ei, âwa, Gesetz, nuzz, Nuß, nusca die Binde, von Verben stammen. Wenn muot, Muth auch wirklich mit muohan, mühen verwandt wäre, so ist es doch um nichts klüger muot von muohan abzuleiten als Noth von Nothwendigkeit. Wer daher wirkliche Verben als Wurzeln annimmt, wird nach dem Obigen allerdings eine große Anzahl von Wörtern glücklich ableiten können, muß aber die Deutung einfacher Wurzelwörter, wie poum Baum, nuzz Nuß, pein Bein, diu Diener u. s. f. entweder aufgeben, oder seine Zuflucht zu Fiktionen nehmen, womit er den sichern Boden der Wissenschaft verläßt. Letzteres ist nur zu oft geschehen. Anstatt z. B. in der Wortfamilie lat. lu-ceo, lu-na, lu-men; ahd. lio-ht, liu-p, u. s. w. die in allen Wortformen konstante Wurzel lu hell, licht, die ein historisch gegebenes Element ist, festzuhalten, nimmt man an, alle Wörter stammten von dem Verbum lucere, und und fingirt nun lu-men aus lucmen, lu-na aus luci-na. Daß diese Fiktionen falsch sind, versteht sich von selbst, da lucêre von lux (= luc-s) stammt, daß sie nicht einmal zureichen, zeigt schon das obige Beispiel; denn woher nun liu-p?" Und schon a priori muß man annehmen, daß die Sprache sich nach dem Denken richtet, und daß demzufolge nur da, wo der Grundgedanke eine Handlung ist, auch das Wurzelwort verbalisch ist. Es versteht sich von selbst, daß „reisen" nicht von „der Reise", sondern umgekehrt die Reise vom reisen herkommt; aber eben so versteht es sich von selbst, daß „der Baum" nicht von „bäumen", sondern bäumen vom Baum herkommt. Von welchem Verb läßt sich nicht ein Substantiv, von welchem Substantiv nicht ein Verb ableiten, aber welches die Wurzel oder der Ausgangspunkt sey, das erklärt sich allemal nur aus dem Verstande. Das, was man zuerst denkt, ist auch in der Sprache das Wurzelhafte.

Der Wortbildung aus der Wurzel heraus hat der Verfasser große Aufmerksamkeit geschenkt. Wie aus der einfachsten Wurzelsylbe durch Hinzutreten von Aspiration, von Liquidis, von harten Konsonanten, durch Umlautung oder Verwandlung der Vokale, durch die Guna (Vorsetzung eines a vor a, e, u), durch Reduplikationen ꝛc. ein immer mehr komplizirtes Wort entsteht, das weist Herr Schmitthenner hier systematisch-tabellarisch nach Klassen und durch viele Beispiele nach.

Dann gedenkt er auch der metaphorischen Ableitungen, wo der Gegenstand durch ein einseitiges Kennzeichen oder durch eine besonders damit verbundene Vorstellung, oder Geistiges durch Sinnliches bezeichnet wird, z. B. die Ableitung der Frau von fru, die erste, frühe, des Hoffens von auf, âufen, aufrichten ꝛc. Er ist hierüber sehr kurz, gerade dieser Theil der Wortbildungslehre ist aber einer der interessantesten.

Den Schluß macht ein deutsches Wurzelverzeichniß, nach den oben aufgestellten Eintheilungsgründen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 68. 4. Juli 1834.

Orientalische Literatur.

(Schluß.)

6) Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Dritter und vierter Band. Leipzig, Enobloch, 1833.

Im Allgemeinen müssen wir von diesen Fortsetzungen, wie von den Anfängen sagen: wozu die, auch beim besten Fleiß nothwendig immer hinter dem Original zurückbleibende Kopie, wenn wir die Originale selbst haben können? wozu so viele moderne Nachahmungen der orientalischen Poesie, da es doch weit lohnender wäre uns unmittelbar an die Quelle zu wenden, die vorhandenen guten Uebersetzungen zu verbreiten und so manches schöne Gedicht, was wegen der Ungunst des Publikums noch auf einen Uebersetzer wartet, endlich dem deutschen Publikum bekannt zu machen? Oder um Alles zu sagen: warum zwei bis drei Uebersetzungen der englischen Nachahmung Lalla-Rookh und nur eine der ächten Schirin? und warum ist jenes schwache Nachbild in mehr Händen und wird öfter genannt, als dieses himmlische Urbild? Mehr als einmal haben wir diese Klage schon ertönen lassen, und wir werden nicht aufhören, auf Kosten der Nachahmungen treue Uebersetzungen zu verlangen. Ganz in demselben Falle wie dem Orient gegenüber, sind wir in Bezug auf den alten Norden. Wir übersetzen sehr fleißig die Oehlenschläger, Tegner, Atterbom, Nikander ꝛc., deren Gedichte doch die alte Sagenzeit nur matt nachspiegeln, und so viele der schönsten alten Sagas liegen noch unübersezt in Kopenhagen.

In den vorliegenden Bänden hat Herr Stieglitz Bilder aus der Türkei, aus dem mongolischen Norden und aus China mitgetheilt. Wenn es ihm schwer, ja unmöglich werden mußte, in den frühern Bänden dem poetischen Geist der arabischen und persischen Dichter nachzukommen, so hat er dagegen hier den Vortheil, daß er an den Türken, ohne mit ihren Dichtern wetteifern zu wollen, die historische Seite und insbesondere ihren uns so nahe liegenden Kampf mit den Griechen hervorheben konnte, daß die weiten mongolischen und tschudischen Steppenländer seiner Phantasie einen freien Spielraum ließen, und daß das chinesische Wesen, dem unsern in so mancher Beziehung analog, die Nachahmung nicht nur erleichterte, sondern sogar etwas Travestirung zuließ. Aus diesen Gründen haben die hier mitgetheilten Bilder mehr Farbe, als die in den frühern Bänden enthaltenen, die oft eine allzu große Sehnsucht nach den Originalen erweckten.

Digitized by Google

Ein prachtvolles und zugleich gehäſſiges Bild des türkiſchen Deſpotismus durften wir erwarten, doch hätte Herr Stieglitz der zarten türkiſchen Lyrik wohl nebenbei ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken ſollen. Wo dufteten ſchönere Roſen als auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Osmanen? Wenn der Geſchichtſchreiber davon nicht Notiz nehmen wollte, wäre es ungerecht, aber der Dichter? der deutſche Dichter? blühte unſre Minnepoeſie nicht auch in den Zeiten der blutigen Barbarei? und wenn wir unſer Mittelalter darum preiſen, ſind wir dann nicht auch eine gleiche Gerechtigkeit dem goldnen Bienenſchwarm türkiſcher Dichter ſchuldig, die uns den Honig ihrer ſüßbetäubenden, träumeriſchen Blumenwelt verſchwenderiſch darbieten?

Ueberall hat der Dichter der Phantaſie Nahrung gegeben und nationelle und lokale Bilder reichlich zuſammengetragen. Doch würden wir ihm dies noch mehr danken, wenn er ſeiner lyriſchen Sprache durchgängig eine mehr naive volksthümliche Haltung gegeben hätte. Wir wollen dieſes leidige Sentimentaliſiren nicht dem Einzelnen zum Vorwurf machen, da es eine Krankheit der ganzen Zeit iſt, doch bei jedem Einzelnen müſſen wir immer wiederholt dieſe Seuche beurkunden, um ihre weite Verbreitung zu beweiſen und ihr möglichſt entgegen zu wirken. Wenn Matthiſſons Muſe über eine Urne gelehnt Wehmuthszähren vergießt, ſo mag dies in einem fürſtlichen Hofgarten bei Kondolenzgelegenheiten angehn; aber wenn wir in die Zelte der Baſchkiren und Jurten der Kamtſchadalen, in die winterlichen Steppen Sibiriens zu Scenen, die nur ein Teniers malen ſollte, geführt werden, ſo müſſen wir hier jede ſentimentale Rührung für höchſt überflüſſig halten. Da hören wir einen ſchmutzigen Kamtſchadalen vor der ruſſigen Jurte ſeiner Schönen folgendes Lied ſingen:

Und unter der Thüre, da ſteht er ſtill;
Er harrt, ob keiner ihm öffnen will;
Er harrt und harret; es bebt ſein Herz;
Es zuckt im Buſen der dumpfe Schmerz —

„Erglänzt dein Licht
Mir nicht?
Eingſt du zur Ruh
So bald,
Holdſelige Geſtalt? —

Die feuchte Luft
Voll Duft,
Kein Stern von fern
Zu ſchau'n —
O düſt'res Nebelgrau'n!

Auf kaltem Stein
Allein,
Hier harr' ich ſtarr,
Vom Oſt
Umweht vom Winterfroſt."

Die Krähe krächzt auf dem Birkenzweig,
Der Reif fällt eiſig nieder,
Der müde Wand'rer ſitzt ſtarr und bleich;
Kein Laut entſchläft ihm wieder.

Und folgendes tatariſche Reiterlied:

Ueber Strom und Hügel
Auf flücht'gem Roß,
Ein ſtraffer Bogen,
Ein ſcharf Geſchoß.

Und nahn wir brauſend
Dem Todtenfeld,
Spricht aus den Steinen
Manch alter Held.

Von Ogus grüßt er
Und Dſchingiskhan,
Erzählt die Siege
Des Tamerlan.

Das wühlt wie Flammen
Ins Herz ſich ein
Und will die Fackel
Der Freiheit ſeyn.

Und bricht die Fackel
Nur erſt hervor,
Dann ſprengen wir ſiegend
Der Knechtſchaft Thor!

Das Bild der flüchtigen Reiter iſt recht ſchön, eben ſo die aus den Steinen ſprechende Erinnerung, aber die Fackel der Freiheit gehört nicht hieher, die zwei lezten Verſe haben keine Spur mehr von aſiatiſchem Geiſt. Eben ſo hätte der Dichter die alten Tſchudengräber und die Einſamkeit um ſie her höchſt ergreifend ſchildern können, ohne in ſentimental moderne, europäiſche Rührungen zu verfallen:

Und des Erzgebirges Trauer
Hallt die Bruſt des Wand'rers wieder,
Steht er von der Felſenmauer
In das Grabgefilde nieder.

In einem dritten Liede, worin die Dauren geſchildert werden, ſpielt der Verfaſſer mit dem Namen und macht aus dem Volk ungefähr, das, was Goethe mit ſo

lieler Emphaſe immer vom deutſchen Spießbürger vergangt oder an ihm geprieſen hat:

Hat ſich das Schwert der Mandſchu tief nach Süden
Mit ſcharfem Zug die Herrſcherbahn gefurcht,
Wir ſeine Brüder weih'n uns gern dem Frieden,
Von unſ'rer Berge feſtem Bau umburgt.

Wir locken auf geheimnißvollen Wegen
Aus ihrem Schooße Silber und Geſtein,
Und tauſchen vom Chineſen uns dagegen
Den grünen Thee, die weiche Seide ein.

Auch unſer Acker bringt uns reiche Spende
Wofür der Jäger ſeine Beute tauſcht,
Und Schutz verleihen uns der Häuſer Wände,
Wenn rings umher die Wanderhorde rauſcht.

So halten wir an Dauernden und Rechten,
Genießen froh, was ſtiller Fleiß verlieh'n,
Und laſſen rings in wechſelnden Gefechten
Beherrſcher und Beherrſchte um uns zieh'n.

Beſſer ſind die Lieder, in denen bloß ein mythologiſches oder lokales Bild durchgeführt wird, z. B. folgendes ſogenannte Sturmlied der Kalmücken:

Durch die Lüfte jagen
Die flücht'gen Geiſter,
Des Sturms Gebieter,
Des Lebens Meiſter.

Sie zauſen luſtig
Den Wolkenſchleier,
Und Wirbelwetter
Iſt ihre Feier.

Sie reiten heulend
Auf wilden Drachen,
Die ſperren blitzend
Weitauf den Rachen.

Und wenn ſie brüllend
Im Zorne grollen,
Dann hört der Wand'rer
Den Donner rollen.

Doch wenn ſie lächeln
Dem Volk zum Segen,
Dann netzt die Fluren
Der milde Regen.

Dann ſtrahlt die Leuchte
Des Himmels nieder,
Und ſanfter hauchen
Die Lüfte wieder.

Und von den Lüften
Getragen, breitet
Der Elephant ſich,
Der's All durchſchreitet.

Und auf dem Rücken
Des Thiers getragen,
Siehſt du den Schutzgeiſt
Der Erde ragen.

Bei dem großen Drama, in welchem der Verfaſſer das chineſiſche Leben zu charakteriſiren unternommen hat, ſcheint ihm Goethes Jahrmarkt beſtändig vorgeſchwebt zu haben, und dieſes Muſter war auch ganz glücklich gewählt. Die Bedächtigkeit und der minutiöſe Scharfſinn der Chineſen iſt z. B. in folgendem Monologe ſehr gut bezeichnet:

Wie ſeltſam iſt's, daß immer doch nur Einer,
Nur Einige zugegen, wenn von Publikum
Die Red' iſt — und doch iſt ſo gut wie Keiner
Hier Einer, Einige ſelbſt — — was iſt nun Publikum? —
'ne ſchwere Frage — ſchwerer noch die Antwort drauf —
So ſchwer als jene bei Horaz, wieviel zu einem Hauf
Sandkörner eigentlich gehören.
Genügt 'ne Million? — Gut; doch wenn wen'ger euer,
Steht der Begriff noch feſt? Kann überhaupt beruhen
Je ein Begriff auf ſchwankender Quantität?
Und gilt nicht hier vielmehr die Quantität? —
Auch weiß ich, irgendwo ſagt ein Poet,
Der Beſſern Beifall ſey ihm viel, viel mehr
Als das Geklatſch von einem ganzen Heer.
Die Beſſern alſo ſind ſein Publikum —
Wer aber ſind die Beſſern? wer die Menge?
So dreh' ich ſtets im Kreiſe mich herum
Und komme nicht aus dem Gedränge,
Nur weil der Begriff mir fehlt; denn hätt' ich den,
Die Sache müßte ſich von ſelbſt verſteh'n.
Da bleibt kein and'rer Rath, als vor dem Stuhle
'nes jungen Doktors von der neuen Schule;
Denn dieſe Herren verſtehen zu begreifen
Und nach Begriffen ſich ihr Augenglas zu ſchleifen,
So daß, was And're nur mit off'nen Augen ſeh'n,
Durch die Begriffsbrill ſie vor dem Erſcheinen ſchon verſteh'n.

Doch kommt in dieſem Drama das Berliniſche 'ner, 'ne, 'nes, mal, 'rein ſtatt einer, eine, eines, einmal, herein ꝛc. zu oft vor. Viele Liedchen ſind dem Drama verwebt, unter andern folgendes beherzigenswerthe:

Es war einmal ein Papagei,
Der plappert' ein paar Worte;
Mit unaufhörlichem Geſchrei
Durchſchnetterte er die Pforte.

So oft ein Wand'rer vorüberging;
Doch Einem ward zu arg das Ding,
Der schlug mit seinem Stecken
Den Vogel für sein Necken.

Der Vogel ließ im trüben Muth
Die lahmen Flügel fallen;
Ach, dacht' er, wie habt ihr es gut,
Ihr kleinen Nachtigallen;
Ihr äfft nicht, was ein And'rer rieth,
Ihr singet euer eigen Lied,
Drum freu'n an eurem Gesange
Die Großen und Kleinen sich lange.

Ihr Herrn, verschmäht die Lehre nicht
Vom lahmen Papageie;
Es brütet mancher dumme Wicht
Auf fremdgelegtem Eie;
Doch bringt es keinem Wohlergeh'n;
Muß doch die arme Grasmück seh'n,
Wie der Kuckuck, den sie gebrütet,
Gegen ihre Jungen wüthet.

Möchte dieses Werk des Herrn Stieglitz dazu beitragen, die Liebe zur Kenntniß des Orients und besonders der orientalischen Poesie zu verbreiten. Wenn diese Kopien zu den Originalen hinleiten, so nehmen wir herzlich gern unser Bedauern zurück, daß sie die Originale nicht ersetzen können.

Fremdwörterbücher.

1) Allgemeines Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehn und Vermeiden der in unsrer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung von Dr. J. Ch. A. Heyse. Erste Abtheilung. Sechste vermehrte Auflage. Hannover, Hahn, 1833.

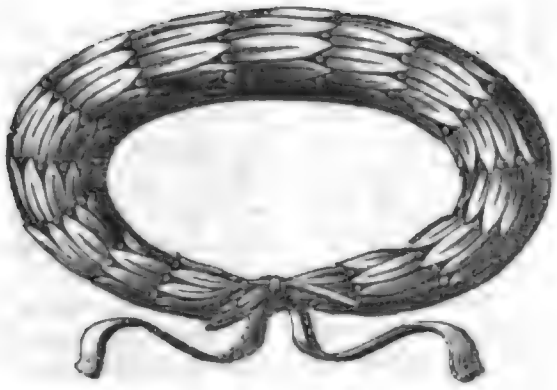
Dieses nützliche Buch hat die verdiente Verbreitung gefunden. Es ist um so unentbehrlicher, als sich trotz des Eifers unsrer Puristen, die Sprachmengerei jährlich vermehrt, besonders durch die außerordentliche Menge technischer Ausdrücke, die in Naturwissenschaften und Gewerbkunde neu aufkommen, und durch die immer künstlicher sich verschärfende und verfeinernde politische Sprache der Tribünen und Zeitungen. Hunderte von fremden Ausdrucksweisen sind jezt gäng und gäbe, von denen man vor zehn bis zwanzig Jahren noch nichts wußte. Soll es, kann es verhindert werden? Ich glaube nicht. Der Begriff hat das Vorrecht, das Wort muß ihm nachtreten. Da wo die Gallomanie und die gelehrte Latino- und Gräkomanie fremde Wörter für Begriffe brauchte, die sich eben so gut, vielleicht noch präciser im Deutschen ausdrücken ließen, sind diese Modeabgeschmacktheiten und Pedantereien auch wieder verbannt worden. Man vergleiche den Styl von 1734 mit dem von 1834 und man wird sich von dieser Wahrheit hinlänglich überzeugen. Wo dagegen der Begriff schärfer durch das fremde Wort bezeichnet wurde, wo man kein deutsches dafür setzen konnte, ohne Verwechslungen, Mißverständnisse und unklare Vorstellungen zu veranlassen, da ist auch das fremde Wort geblieben und mit Recht. Je mehr aber die Völker unter einander sympathisiren lernen, sich ihre Kultur und ihre Ansichten mittheilen, um so weniger ist auch das Herübergreifen einer Sprache in die andere zu verhüten, und wer es verdammen wollte, würde nur die alte Barbarei zurückwünschen.

Das Lexikon von Heyse ist überaus reichhaltig und wenn wir noch etwas dabei zu wünschen hätten, so wäre es eine größere Rücksichtsnahme auf Erklärungen. Woher kommen die Worte Admiral, Fidibus ꝛc.? Heyse hat vergessen, es uns zu erklären.

2) Handwörterbuch zur richtigen Aussprache der Fremdnamen sowohl aller ausländischen Personen-, als Länder- und Städtenamen älterer und jetziger Zeit, so wie der in der Umgangs- und wissenschaftlichen Sprache gebräuchlichen Fremdwörter. Von Dr. Karl Lippert. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1833.

Das vorliegende Lexikon enthält auf 138 Seiten in doppelt so viel Spalten auf jeder ungefähr sechzig Namen. Da ist das Wichtigste aufgenommen, aber freilich noch lange nicht Alles. Man denke nur an die ungeheure Menge französischer und englischer Namen. Aus der Umgangssprache hätte mehr mitgetheilt werden sollen. Wir vermissen z. B. Master, Mistriß, comfortable etc. Auch die Tuillerien, die Mouchards, Herr Majeur fehlen, ferner die technischen Seeausdrücke, viele Völkernamen, die Gentoos, die afrikanischen Aehantees ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 69. 7. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1834.

Wenn man diese Papiere, die sich vorzüglich mit Deutschland beschäftigen, mit den Briefen des Verstorbenen über England vergleicht, so findet man freilich den Blick nicht so umfassend, das Urtheil nicht so frei, doch ist es nicht die Schuld des Verstorbenen. Kann man denn etwa in Deutschland über Deutschland schreiben? Kann sich der Deutsche vor seinen Spiegel stellen, ohne die Ruthe hinter demselben zu erblicken? Besser also man sieht weg in andere Länder, über andere Völker, da ist ein Scherz erlaubt, da nimmt man es dem Schriftsteller sogar nicht übel, wenn er geistreich ist. Nur in die eignen Angelegenheiten muß er sich nicht mengen, oder wenn er es thut, nur ja nicht witzig seyn wollen. Dieser ängstliche deutsche Witz, der sich verstohlen ein höchst genirtes Plätzchen sucht und immer umsieht, ob man ihn auch nicht kriminell belangen wird, dieser bittersüße Witz, dessen Köstlichkeit man in der Beklemmung nicht einmal schmeckt, und dessen Sinn aus Vorsicht oft so künstlich versteckt wird, daß ihn der Autor selber nicht mehr findet; wäre es nicht besser, wir wären gar nicht mehr witzig? Wenigstens beschämt uns die Vergleichung. England, das doch wohl ein paar lächerliche Seiten weniger hat, als das in dieser wie in jeder Hinsicht brillantirte Deutschland, England wird von einem von Witz und Geist übersprudelnden Deutschen mit Spott überströmt, mit einem Regen von Cayennepfeffer überschüttet, und für unser gutes Deutschland fallen nur einige schüchterne Stäubchen ab. Aber Sie hätten wohl besser gepfeffert, wenn Sie gewollt hätten, und Sie hätten gewollt, wenn — —? Nicht wahr, mein Herr?

Doch ist die Vergleichung dieses Werks mit den frühern über England vielleicht unpassend. Sie sollen sich nicht ähnlich sehn, sondern im Gegentheil kontrastiren. Der Verfasser hat, wie jeder Mensch, zwei Naturen in sich. Er liebt die Idylle und den Spott. In England gefiel ihm viel Spott und ein wenig Idylle, in Deutschland gefällt ihm viel Idylle und ein wenig Spott.

Das Buch beginnt mit einigen heitern Bemerkungen über die Rezensionen, welche die Briefe eines Verstorbenen hervorgerufen haben; dann folgt ein Besuch im Herrnhutischen, worin das Stillleben der geistigen Schäflein reizend und mit genau so viel Ironie geschildert ist, als es die poetische Gerechtigkeit verlangt, denn diese befiehlt nicht nur gerührt zu seyn, wo es Noth thut, sondern auch überall zu lachen, wo zu lachen ist. In dieser Erzählung findet sich folgende Episode, die des Verfassers philosophische und unparteiische Ansicht

von der Feudalariſtokratie beweist und daher dem entgegengehalten werden kann, was er in den Briefen aus England von ſeinen Wappenvögeln geſagt hat: „So fuhr ich eine Zeitlang ſinnend weiter und ſpann einen Faden der Spekulation nach dem andern ab, als mich das gewaltige Geſchnatter einer Heerde Gänſe neben mir aufſtörte und zwei graue Gänſeriche ſich eben zum ernſtlichſten Kampfe anſchickten, denn Frühjahrsliebe mochte im Spiele ſeyn. Mir aber kamen die barocken Geſtalten wie Ritter vor, in helle Federpanzer gehüllt, welche die roth lakirten Lanzen eingelegt, eben gegen einander anſprengen wollten, um auf Tod und Leben zu kämpfen, während rund umher aus dem Kranze der Damen vom hohen Balkone melodiſches Stimmengewirr, leiſes Flehn, ſüßes Flüſtern, bald für Dieſen bald für Jenen den Sieg vom Himmel zu erbitten ſchien. — Und ich bewunderte die tapfern Prinzen, die immer neue Gänge begannen, ſo ungleich manchen unſres Geſchlechts, welche ihre Zwiſte nur durch andre Gänſeriche auszumachen pflegen, die auch gutmüthig genug ſind, ſich für ihr Intereſſe todt ſchlagen zu laſſen. Dieſe gefiederten Prinzen zahlten wenigſtens mit ihrer Perſon. Ich aber nahm mir vor, mit höherer Macht begabt, jezt wohlthätig ihren Streit zu ſchlichten und dann gelegentlich ihre Tapferkeit mit ihren eignen Federn zu ſchildern; denn bin ich nicht auch eine Art Federritter? ein Edler des neuen Fauſtrechts, welches den Kiel ſtatt des Schwertes führt, und wahrlich in geſchickter Hand keine geringeren Wunden, als jenes einſt verſezte, auch heute noch zu ſchlagen weiß. Ja ſeltſam genug iſt es, daß die einflußreichſten und gefährlichſten Federhelden unſrer Zeit ſogar denſelben Namen wieder führen, als ehemals die mächtigen Schwerthelden; ich meine die Ritter Burggrafen in Deutſchlands Gauen, welche „Advocati“ hießen.“ Eine Auswahl von Herrnhuter Liedern aus dem alten Geſangbuch mit griechiſchen Lettern geſchrieben (um Leſerinnen eine Röthe zu erſparen), iſt die Spize des Komiſchen in dieſer von der liebenswürdigſten Laune diktirten Schilderung, aus der wir folgenden kleinen Zug hervorheben wollen: „Alſo, um den Faden meiner Erzählung wieder zu ergreifen, ſo war auch meiner Freundin in dem geſegneten Gemeindehafthof heute dreierlei ſehr appetitlich aufgeſtellter Kuchen zum Frühſtück gebracht worden. „Der eine“ — hatte der Kellner erklärt (welcher eben als Miſſionär, ich weiß nicht von welchem Pole, zurückkam, und von der wahrſcheinlich ſchlechten Koſt daſelbſt ſehr mager ausſah,) „der eine wird vor dem Kaffee, der andre zum Kaffee, der dritte nach dem Kaffee genoſſen.“ — Fancy, der, wie ſeine Herrin ſehr oft bemerkt hat, Menſchenverſtand beſizt, vernahm jedes Wort und befolgte des Miſſionärs Anweiſung ſo gründlich, vor, zum und nach dem Kaffee, daß er jezt, dem Platzen nahe, in Todesängſten lag, und eben aus der Hand eines mildthätigen Bruders, der Hundearzt in Nova Zembla geweſen, ein ſtarkes Brechmittel hatte verſchlucken müſſen. Aus Furcht vor der Exploſion war ihm einſtweilen in einem Unterſtübchen ein Feldbett aufgeſchlagen worden, und von fünf zu fünf Minuten brachte der Jäger das Bülletin. — Eine bange Stunde war ſchon verfloſſen, und noch immer keine Wirkung da, als plözlich der Jäger hereinſtürzte, um mit triumphirender Miene zu melden, daß eine Kriſis eingetreten ſey. „So eben,“ ſagte er, „haben das herrnhutiſche Mittel, welches nach vorn intendirt war, auf die hintere Konſtitution gewirkt.“ Mit einem glücklichen Lächeln empfing man die frohe Nachricht; ich aber machte bei mir ſelbſt ernſte Betrachtungen. Iſt es nicht klar, ſagte ich zu mir ſelbſt, daß künftig nichts mehr ohne Konſtitution beſtehen kann? Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, und hörten wir es nicht eben: Konſtitution iſt ſchon ein Lieblingswort des Volks geworden, ja, wie die Kammern in obere und untere, theilt es auch ſchon die Konſtitutionen in vordere und hintere ein. Zu den leztern kann man ohne Zweifel allegoriſch jene rechnen, welche auf ſich warten laſſen, oder unvollkommen gegeben wurden, denn ſie liegen, ſo zu ſagen, noch im Hintergrunde der Zeit, und auch in anderer Beziehung paßt die ſcharfſinnige Benennung, z. B. da, wo Stände exiſtiren, die nur dem Namen, nicht der That nach da ſind, denen ähnlich, von welchen der ſelige Feldmarſchall K.... zu ſagen pflegte: „ſie kommen mir ganz ſo vor, wie mein H.... Beide haben Siz und Stimme, aber Beiden nimmt man es verdammt übel, wenn ſie laut werden.“

Die Mittheilungen aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen und die Scenen und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern enthalten ein buntes Allerlei. Eine der längſten Abhandlungen betrifft die bäuerlichen Verhältniſſe in Preußen. Der Verfaſſer iſt mit dem Grundſaz der Bauernemancipation einverſtanden, tadelt aber Vieles an der Ausführung. „Der Zweck war ohne Zweifel human und gut, die Sache an ſich auch für beide Theile in vieler Hinſicht nüzlich, ja, was immer eine Hauptſache iſt, der Richtung des Zeitgeiſtes angemeſſen, ein Umſtand, der oft ſelbſt ungerechte Mittel entſchuldigen muß; wäre ſie alſo nur auf möglichſt gütlichem, vor allem einem weniger koſtſpieligen Wege, und ohne ängſtliche Pedanterie, hauptſächlich aber mit gehöriger Rückſicht auf ganz verſchiedene Lokalität und Umſtände in den verſchiedenen Provinzen ausgeführt worden, oder — da man einmal gewaltſam verfuhr, und den Knoten zerhauen wollte — hätte ſie wenigſtens ſchnell auf einmal und mit Energie, durchgreifend Statt gefunden

— so brauchte man sich eben nicht sehr zu beklagen. — Statt dessen aber präparirte man sich bedächtig darauf, die Bevölkerung am kleinen Feuer zu rösten und ihr (sehr politisch) auf ein halbes Jahrhundert das Beispiel eines willkührlichen Eingriffs in das Eigenthum von Seiten des Gouvernements recht ad oculos zu demonstriren. Eine Menge neuer Behörden wurde, unter dem Namen: General-Kommissionen, für die Ablösung und Auseinandersetzung der bäuerlichen Verhältnisse kreirt, und ein Heer von Oekonomie-Kommissarien (großentheils aus banquerott gewordenen Gutsbesitzern, Pächtern, oder verabschiedeten Privatbeamten rekrutirt) nebst Feldmessern, Boniteurs ꝛc. auf jene ohnehin armen Landestheile los gelassen und deren Bewohner dadurch in unabsehbare Kosten und Sorgen verwickelt. — Man hat dergleichen Kommissarien genug gesehen, die sich jährlich über 2000 Rthlr. verdienten, und da die Reglements zum Theil mangelhaft und unbestimmt sind, so wußten viele im Lauf eines Jahres ganz bequem 900 Arbeitstage zu liquidiren. Jezt soll, wie man sagt, diesen Mißbräuchen mehr vorgebeugt worden seyn, wogegen wieder vergönnt ist durch Extrapostgelder u. s. w. sich bedeutende Summen zu verschaffen, wie es denn überhaupt hier meistens auf die persönlichen Gesinnungen des Kommissarius ankömmt, und auch ganz besonders darauf, wie er bei seiner Generalkommission angeschrieben steht, und was er daher durchführen zu können glaubt. — Eben so schnell werden denn auch viele Kondukteurs zu kleinen Kapitalisten, und gar reichliche Brosamen fallen noch für Boniteurs, Schreiber und dergleichen vom Tische des Herrn. Man hat Güter reguliren gesehen, wo die Kosten der Regulirung, noch ehe dieselbe beendigt war, schon den ganzen Werth der Entschädigung überstiegen hatten, so daß der Gutsbesitzer nicht nur die Dienste und Leistungen der bäuerlichen Wirthe umsonst verlor, sondern auch noch Geld dazu geben mußte; Fälle, die leicht zu beweisen sind, und nach der Aussage glaubwürdiger Leute würde eine gerichtliche Untersuchung, welche Kosten viele Regulirungen z. B. in Kottbuser, Kalauer und Sorauer Kreise verursacht haben, ebenfalls beweisen, daß diese Kosten nebst den daraus nöthig gewordnen Bauten jezt schon ein Drittheil des Werthes der ganzen Güter übersteigen, obgleich noch wenig Recesse völlig realisirt sind. Und dennoch kann man auch damit verhältnißmäßig noch sehr zufrieden seyn. — Ich werde ein stärkeres Beispiel anführen, mit dem ich auf das genaueste bekannt bin. — In der Standesherrschaft Muskau in der Oberlausitz, nebst der Herrschaft Bramitz, welche beide demselben Herrn gehören, und welche 45 Dörfer in sich schließen, dauert die Regulirung jezt über 10 Jahre. — Diese Angelegenheiten waren in den ersten Jahren so in's Auge geführt, die Verhandlungen auf so viele unerhebliche, das Auseinandersetzungsgeschäft gar nichts angehende Sachen mit Uebergehung der wesentlichen Gegenstände gerichtet worden, daß eine ganz unendliche Menge von Streit, Prozessen und Verwirrungen erwachsen war, von welchen, wenn es überall auf deren rechtliche Durchführung hätte ankommen müssen, die Partheien nebst Kind und Kindeskindern das Ende kaum erlebt haben, gewiß aber darüber Viele gänzlich zu Grunde gegangen seyn würden. Der Präsident der betreffenden Generalkommission war selbst dieser Ansicht, und erklärte dem Besitzer der Herrschaften, als er ihn mit seinem Besuch beglückte, mit großer Gemüthsruhe: seines Erachtens könne diese Regulirung vor 50 Jahren nicht beendet werden, und es bleibe allerdings problematisch, wie das Dominium nach Wegfall aller bisherigen Leistungen unter den hiesigen Umständen werden bestehen können. Eine tröstliche Aeußerung!" Endlich kommt folgende Berechnung:

10	Dörfer verursachten	40,000 Rthlr.	Kosten
„	„	49,000 „	Bauten
33	„ werden	140,000 „	Kosten verursachen
„	„	171,500 „	Bauten
43	Dörfer also . .	180,000 Rthlr.	Kosten
„	„ „ . .	220,500 „	Bauten

Summa Summarum 400,500 Rthlr. durch die Regulirung verursachte extraordinaire Ausgaben in dreißig Jahren."

Hier können wir nichts dafür und nichts dawider sagen, bei solchen speziellen Klagen audiatur et altera pars. Daß übrigens kommissarischer Schlendrian nicht in's Reich der Träume gehört, wissen wir wohl, wissen aber auch nicht minder, daß Schwierigkeiten und Verzögerungen öfter von denen ausgehn, die alte Vorrechte verlieren sollen. Und wenn der Verfasser die Bauern-Emancipation um der Bauern selbst willen beklagt, so ist dies wohl nur die Logik eines gekränkten Gefühls. Er sagt: „Wäre aber der abzusehende, endliche Erfolg nur noch wenigstens glücklich zu nennen! Doch auch dies ist bloß in solchen Gegenden der Fall, wo der Boden vortrefflich und der Umfang der Güter klein ist. In unsern sandigen, ausgedehnten und Waldgegenden, wo die größeren Herrschaften die Dienste der Bauern, und vor allen ihre Lohn-Fuhren zur Bewirthschaftung des Waldes, Klafterabfuhr, Holztransporte aller Art u. s. w. nicht entbehren können, und der Bauer wiederum, wegen des geringen Ertrags seiner Aecker die Unterstützung und den Verdienst von der Gutsherrschaft nicht missen kann, stellt sich das Resultat der Regulirung höchst hemmend und nachtheilig. In allen Dörfern, wo die Regulirung Statt findet, schaffen sämmtliche Bauern, die

Hälfte oder ein Drittheil ihres Landes verlierend, auch sogleich ihre Pferde ab, mit denen sie früher ihre Hofdienste abthaten, (deren sie in der Standesherrschaft Muskau nur zwei Tage, in seltenen Fällen drei die Woche zu leisten hatten,) und die übrigen Tage dem Herrn für Lohn fuhren. — Sie schaffen die Pferde ab, weil sie sie nicht mehr auf eignem Grund und Boden ernähren können. Sie werden nun sogenannte kleine Leute, keine Art von weiter greifender Industrie kömmt ihnen mehr nahe, sie bearbeiten und düngen ihr Bischen Feld nothdürftig selbst mit Frau und Kind nebst ein paar Kühen, und sind für ewig zufrieden, wenn sie nicht Hunger leiden, was sie aber auch sehr oft unter den neuen Umständen nicht einmal erreichen, und eben so wenig die Staatsabgaben erschwingen können, mit denen sie bereits in ungeheurem Rest stehen *). Die Herrschaft muß nun für ihre Transporte selbst große Pferdeparks anschaffen, und die Fourage zum Theil im Auslande kaufen, da unsre Provinz wenig Hafer trägt, die Bauern aber ihren halbwilden Pferdeschlag mit wenig Korn, Streh und Gras ernährten, was man ihnen nicht nachmachen kann. Der Verlust, den die Herrschaft dadurch jährlich erleidet, ist höchst beträchtlich, wie es bei allen solchen gezwungenen Etablissements in der Regel der Fall ist. Die Cirkulation, wie dem Verdienst im Lande aber geht eine noch größere Summe jährlich dadurch verloren, welche sonst in der Bauern Tasche floß. Doch wie soll es erst im Kriege werden, wenn man Vorspann, Getreidelieferungen ꝛc. gebraucht? Was soll man dann von diesen kleinen Leuten und den gänzlich entkräfteten Gutsbesitzern noch nehmen, wenn eine Zeit der Noth eintritt, da schon jezt kaum das Nothdürftigste erzielt wird, und die Königlichen Steuern auf den Dörfern in jenen Gegenden nur durch fortwährende Exekution höchst mangelhaft eingetrieben werden können?"

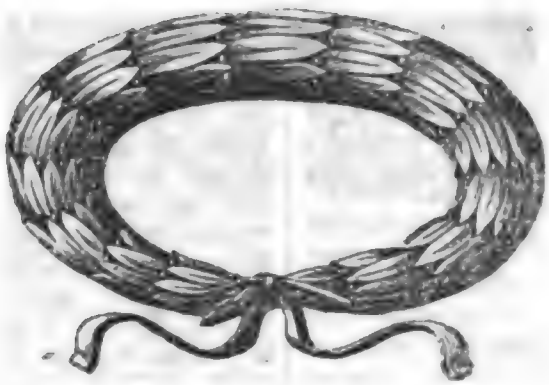
Hierauf muß erwidert werden, daß es zwar nicht zu läugnen ist, plötzliche Veränderungen, selbst zum Besten des Einen Theiles vorgenommen, schaden beiden Theilen, weil die Vortheile der Gewohnheit verloren gehn, ehe die des neuen Zustandes gefunden sind. Jede, auch eine drückende Lage gewährt zulezt den Trost einer gewissen Bequemlichkeit und jede neue, auch eine günstige Lage, ist anfangs unbequem. Lassen wir aber nur die Natur und des Menschen Betriebsamkeit sorgen, so wird sich zeigen, daß die neue Konkurrenz dem alten Monopol vorzuziehn sey. Nur das wäre zu beklagen, wenn Ackerbau und Viehzucht in der Hand freier Eigner degenerirten, aber das ist nicht vorauszusetzen, denn es läßt sich dafür im Kleinen so viel thun, als im Großen, und die Konkurrenz und Association befeuert den Eifer und verstärkt die Kräfte mehr und sichrer, als die zufällige Laune und der große Reichthum eines dominii. Auch hier wird die Zeit erst richten. Die Beispiele von Frankreich und England entscheiden noch nichts. England ist troz der großen Feudalherren besser bebaut, Frankreich troz der kleinen Eigner schlechter; aber diese Thatsache beweist nichts für den nationalökonomischen Nutzen der großen Feudalterritorien, sondern nur, daß die Engländer, obgleich durch die Aristokratie des Bodens gedrückt, fleißiger und betriebsamer als die Franzosen sind, die unter diesem Druck nicht mehr leiden und gleichwohl aus nationellem Leichtsinn für ihr Eigenthum weniger emsig besorgt sind. Dagegen frage man, ob der kleine Eigner, der schon seit Jahrhunderten emancipirt ist, nicht ein besseres Leben führt, als der Sklave, der es noch nicht ist; und man ergreife die Landkarte und sehe sich da die blühenden Städtchen an, wo sonst nur die Burg eines Dynasten mitten in einer von wenig Sklaven bewohnten Wildniß stand? Wer hat die Städtchen gebaut, ihren Wohlstand gepflegt? Die Konkurrenz, der Untergang des Monopols. Sollte der edle Verfasser im Ernst behaupten wollen, die Viehzucht werde durch die Regulirungen degeneriren? Gehört es nicht im Gegentheil zu den angenehmen Ironien des Lebens, daß das Vieh überall da am besten gedeiht, wo die *meiste* Freiheit ist, das Rindvieh in der Schweiz *und Holland*, das Pferd unter den freien Arabern, *in England* und die Schweine im glücklichen Otahaiti?

Im zweiten Bande theilt uns der Verfasser eine „Flucht ins Gebirge," die Schilderung einer Reise nach dem schlesischen Riesengebirge mit, die wir für die Blume dieses Werks halten. Hier werden wir an die englischen Reisen des Verfassers erinnert, und überzeugen uns auf's Neue, daß er in seiner Reiselaune am liebenswürdigsten ist. Bevor er in's Gebirge kommt und idyllisch gestimmt wird, hat er noch Zeit genug zu spotten. Das klägliche Loos eines Güterbesitzers ist sein Thema: „Jede Woche erscheint irgend woher wenigstens ein Erlaß oder eine neue Verordnung, wäre es auch nur, um die Posteinnahme zu erhöhen; oft jagen sie sich wie Gewitterwolken Tag für Tag. Heute bekomme ich z. B. Befehl, bei Kriminalstrafe in jedem elenden Dorfe drei verschiedene Pestlazarethe anzulegen, und eine solche Menge Dinge dazu anschaffen zu lassen, daß das ganze Vermögen der Gemeinde sie nicht zu bestreiten im Stande wäre."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir wissen, daß ein solcher Mann noch im 70sten Jahre sich wieder verheirathete, aus dem einzigen Grunde, weil er, wie er den Gerichtshalter sehr ernsthaft versicherte, etwas mehr Dünger in seiner Haushaltung bedürfe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 70. 9. Juli 1834.

Novelle.

Lessing. Novelle von A. Freiherrn von Sternberg. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834.

Diese so eben erst ausgegebene Novelle gehört unstreitig zu den besten Produktionen in diesem Fach. Wird man hin und wieder darin an Wilhelm Meisters Lehrjahre und an Tiecks Dichterleben erinnert, so liegt diese Verwandtschaft doch nicht bloß in der gewählten Sprache, sondern auch im Gegenstande selbst. Lessing erscheint hier als Jüngling und zwar zuerst auf dem Lande in seiner doppelten Beziehung zu seinen altbürgerlichen und ängstlich pedantischen Eltern und zu einer gräflichen Familie, in deren Umgang der junge Dichter den höhern und feinern Reiz des Lebens kennen lernt. Seine Liebe zu der einen Tochter des Hauses ist mit einer, Lessings vollkommen würdigen Zartheit nur angedeutet. Aus diesem ländlichen Kreise wird er nach Berlin versezt, wo ihn der heitre Kritiker Mylius und die Schauspielergesellschaft, von der seine Miß Sara Sampson aufgeführt wird, in Anspruch nimmt; der große Beifall, welchen dieses Trauerspiel erlangt, bringt ihn noch in mehr hohe Bekanntschaften, wobei er vorzüglich als Vertheidiger der ächt deutschen Dichtkunst gegenüber der Gallomanie zu kämpfen hat. Auch Gellert tritt einmal auf. Die Novelle rundet sich freundlich ab, indem die Gräfinnen vom Lande wieder zum Vorschein kommen; die schönste soll für einen Prinzen entführt werden, Lessing trägt zu ihrer Rettung bei, und sie wird endlich unter den Auspicien des Königs einem jungen Grafen vermählt, der Lessings Freund ist.

Da das Morgenblatt schon mehrfache Proben aus dieser Novelle mitgetheilt hat, brauchen wir über die edle und feine Sprache, in der sie durchgängig vorgetragen ist und welcher die Berlinismen einer kleinen Soubrette keinen Eintrag thun, nichts weiter zu sagen. Die Charakteristik Lessings, auf die eigentlich alles ankam, ist zwar nicht erschöpft, aber auch nicht verfälscht worden, und dies ist sehr viel in einem von der Goetheschen Verzärtelung ergriffenen Genre der Poesie. Lessing tritt hier nicht mit der Entschiedenheit auf, die ihm eigen war, und erscheint neben Mylius, dessen Spott doch bei weitem dem seinigen an Schärfe nicht gleichkam, wie ein sanfter Johannes; allein dies ist der junge Lessing, und diesen kleidet etwas Milde äußerst wohl, um so mehr, da der Verfasser diese Milde nie in Schwäche ausarten, und das Verhältniß des armen Dichters zu vornehmeren Personen nie demüthigend erscheinen läßt.

Digitized by Google

Sollte der Verfaſſer wohl eine zweite höhere Aufgabe löſen wollen? Eine Schilderung Leſſings als Dichter, nicht der Miß Sara Sampſon, ſondern der Emilia Galotti? des Nathan? eine Schilderung nicht des jungen Leſſingſchen Gemüthes, ſondern des reifen Leſſingſchen Verſtandes? eine Schilderung Leſſings nicht unter ſeinen Freunden, ſondern unter ſeinen Feinden?

Humoriſtiſche Literatur.

1) **Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1834.**

(Schluß.)

„Zugleich ſollen die armen Bauern in der Heuernte ihr Dorf verlaſſen, um einen Kordon gegen die Cholera zu ziehen. Den andern Tag wird mir bei zehn Thaler Strafe angekündigt, binnen vierzehn Tagen auf alle Kreuzwege meines Guts ſo und ſo angeſtrichene Wegweiſer aufzuſtellen; am dritten werde ich aufgefordert, ſchleunigſt die oder jene Straße in eine weiche Chauſſee*) umzuwandeln ꝛc. Habe ich nun mit unſäglicher Mühe und nicht geringen Koſten wenigſtens ein Lazareth in jedem der elenden Dörfer zu Stande gebracht, und pro forma wenigſtens einige Leute gegen die Cholera an der Dorfgränze zu manövriren abgeſchickt, ſo kommt in der nächſten Woche die konfidentielle Nachricht vom Landrath: man möchte ſich nicht übereilen, da man höhern Orts wieder andere Prinzipien angenommen zu haben ſcheine. „Iſt die Pſeudo-Chauſſee endlich mit vielen Koſten fertig: ſo findet ſich's, daß bei ſchlechtem Wetter kein Menſch darauf fortkommen kann und die Leute nun gewaltſam über Felder und Wieſen fahren müſſen, wenn ſie nicht auf der neuen Straße übernachten wollen. — Die Wegweiſer aber haben boshafte Leute eines Morgens abgeſägt. Ich will ſchon in den ſauern Apfel beißen, neue machen zu laſſen, als mir mein Nachbar ſagt: Wartet doch erſt, ob man's euch wieder befiehlt! — Mein Nachbar nämlich hatte auch Wegweiſer nach Befehl aufgeſtellt, aber humoriſtiſch nichts darauf ſchreiben laſſen — und Niemand fand Anſtoß daran, denn die Eingebornen wußten ohnehin den Weg, und Fremde kommen ja ſo leicht in unſere Wüſte nicht. *) Ich folgte dem Rath; und wirklich kein Menſch hat ſich weiter darum bekümmert. Die Wegweiſer liegen noch — denn ſelbſt ſehen und kontrolliren, das iſt unſerer, nur am Schreibtiſch unermüdlichen, Regierer Sache nur ſelten. Es war alſo vielleicht bloß einem Referendär oder Aſſeſſor auf der Studirſtube eingefallen, daß Wegweiſer eine nützliche Sache ſeyen. Er hatte ſeinen Vortrag gemacht, und gleich wurde an uns arme ſouffredouleurs, die Gutsbeſitzer, dekretirt, dergleichen auf unſere und Gemeindekoſten zu errichten. Den Befehl einmal gegeben, dachte Niemand weiter daran. Haben wir doch unſern verehrlichen Herrn Regierungs-Präſidenten, obgleich er ſchon zehn Jahre regiert, noch nie in unſerm Kreiſe geſehen. Im benachbarten Orte fuhr er einmal durch, war aber unpaß und ſchlief, dem Vernehmen nach, von einer Gränze bis zur andern.“ In dieſer behaglichen Unbehaglichkeit geht es noch eine Weile fort, und das nennt man dort Raiſonniren. Auch die Juſtiz kriegt ihr Theil: „Drei oder vier gewaltſame Hauseinbrüche haben auch ſchon ganz kürzlich hier ſtatt gefunden. Man kennt die Verbrecher allgemein; aber was hilft's? — Ja, wären ſie ſchon des Nachts durch's Fenſter eingeſtiegen, ſo muß man ſie ja noch zuerſt ergebenſt fragen: ob ſie wirklich ſtehlen oder morden wollen, oder nicht eine andere ſehr wohlthätige Abſicht haben; oder wäre dies Letztere auch nicht der Fall, doch nicht vielleicht jetzt noch in ſich gehen und ſich beſſern wollten, da Raub und Mord ſie am Ende zu nichts Gutem führen könnten. Bleiben ſie gegen dies Alles unempfindlich, und faſſen ſie Euch an der Kehle, dann erſt, wenn Ihr anders noch Zeit dazu habt, iſt es Euch vergönnt, Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen, immer aber mit größter Vorſicht, dem lieben Räuber wo möglich doch ja kein Leids zuzufügen.“ Auch die Frömmelei geht nicht leer aus, obgleich ſich der Verfaſſer deßfalls ausdrücklich auf Berlin zurückbeziehen muß, weil das ſchleſiſche Gebirge eine zu lachende Phyſiognomie hat, um „ſolch ein jammervolles Zwitterding zwiſchen Jeſuiten, Puritanern und Herrnhutern“ zu begünſtigen.

Dann ſchwelgt der Verfaſſer in den Schönheiten dieſes Gebirges und überläßt ſich rein ſeinem Gefühl,

*) Weiche oder auch landräthliche Chauſſeen ſind Straßen ohne Steine, nur von Sand oder Lehm aufgefahren, in gerade Linie gelegt und mit einer Allee lombardiſcher Pappeln eingefaßt, welche letztere den Reiſenden tröſten ſollen, wenn er ſtecken bleibt.

*) Dabei fällt mir eine andere, merkwürdige Wegweiſer-Induſtrie ein, die ich in einer, einſt größtentheils katholiſchen Provinz geſehen habe, welche ſich aber ſchon geraume Zeit in proteſtantiſchen Händen befindet. Der verrückte Graf O... hatte nämlich bloß die an der Straße ſtehenden Crucifixe in Wegweiſer umgewandelt, indem er auf unſers Herrn Chriſtus ausgeſtreckten Arme die nächſten Orte mit ihrer Entfernung ſchreiben ließ. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe dieſe Gotteslaſterlichkeit bemerkt und abgeändert wurde.

Folgende Schilderung des berühmten Fürstenstein, das er Felseneck nennt (wie er überhaupt die Namen verändert) ist so wahr als warm: „Wahrlich, Felseneck gehört zu dem Schönsten und Ueberraschendsten, was ich in Europa gesehen, und ich werde nie das freudige Staunen vergessen, das mich zu einem lauten Ausrufe des Entzückens hinriß, als ich, beim Hinaufsteigen mich glücklich verirrend, durch Zufall gerade von dem schönsten Punkte aus, dem sogenannten Riesenbett, den ersten Blick auf diese noch nicht geahnete, und sich nun plötzlich in ihrer ganzen Größe vor mir entfaltende Herrlichkeit warf. — Ernst rauschten um mich her die Wipfel eines dichten Waldes voll majestätischer Bäume, in schwindelnde Tiefe sank vor mir senkrecht die Steinwand hinab, wo in der weithin sich krümmenden Schlucht ein Waldbach vorüber strömt, bis ihm ein hoher einzeln stehender Fels, den Weg versperrend, entgegen tritt. Und wie von Geistern hingezaubert, schwebt auf dieses Felsen Gipfel das königliche Schloß, frei in die blaue Luft sich emporthürmend, und rund um mit Terassengärten geschmückt, die von Stufe zu Stufe herabsteigend, ihre Blumen tief unten in der kühlen Fluth zu baden schienen. Gegenüber aber ragt von einem noch höhern Berge, als Seitenstück des Schlosses, die Ruine der alten Burg herüber, die lebendige Ahnentafel des hohen Geschlechts, das hier schon seit Jahrhunderten blüht. So ist die Nähe, und nicht minder bewunderungswerth ist die entferntere Umgegend. Auf drei Seiten wird nämlich die Landschaft vom Gebirge umschlossen, und zwar in unendlich abwechselndern und malerischeren Formen, als dieses in dem berühmten Thale von Richberg darbietet, wo es zwar höher, aber bei weitem nicht so mannichfaltig und durchbrochen erscheint. Auf der vierten Seite schweift dagegen das Auge frei über die fruchtbarste Ebene, durch viele Städte und Hunderte von Dörfern mit den reichsten Fluren belebt, welche am Horizonte wieder durch eine Reihe niedriger und anmuthiger Hügel bekränzt werden. Fast bleibt hier nichts mehr zu wünschen übrig, doch könnte im Detail allerdings die Kunst noch Vieles thun, namentlich am Schlosse, das zwar eine prachtvolle aber doch, näher beleuchtet, nur rohe und im Einzelnen durch manchen Uebelstand entstellte Masse ist. Stünde Warwick Castle z. B. an dieser Stelle, sie wäre werth ein Wallfahrtsort für die Reisenden aller Länder der Erde zu werden."

Durch eine Menge von Lokalmerkwürdigkeiten und Lokalanekdoten, die der Verfasser einmischt, hat er seine Schilderung sehr lebhaft und anziehend gemacht. Schade, daß ihm noch mancher charakteristische Zug entgangen ist. Wie trefflich würde er die Figur des alten W. von Taunhausen gezeichnet haben, dieses Tyrannen der hohen Landaristokratie, der anfangs ein bescheidener Fleischhauer, dann ein Leinwandhändler, bald ein Millionär, ein Crösus wurde, den verschwenderischen Majoratsherrn vorschoß, in seiner einfach ländlichen Tracht an ihrer Seite in ihren glänzenden Equipagen fuhr und zuletzt ihre Grafschaften sequestriren ließ. Wie vieles hätte der Verfasser ferner noch der tragikomischen Geschichte des Herrn von Lorch beifügen können? Er schildert das alte Schloß K. Ist es ihm nicht gesagt worden, daß dieses Schloß ein berühmtes Fenster hat, das man nur von außen sieht und von innen nirgends finden kann? Kennt er die Anekdote von dem Pastor in D., der sonnabendlich seine Spielpartie mit dem Vater des Herrn von Lorch machte, und einmal, erst früh in sein Dorf zurückkehrend, auf der Kanzel unter dem Gebet einschlief und, als der Küster ihn weckte, laut ausrief: „ich passe?" Kennt er die göttliche Geschichte von dem Strumpfwirker aus G., der in K. auf den Kirchthurm stieg und, um eine Inschrift auf der Glocke zu lesen, so lange wartete, bis der Hammer ausholte, dann geschwind den Kopf dazwischen streckte, und — patsch — zerquetscht wurde, und was dergleichen angenehme Traditionen mehr sind. Es ist Schade, daß trotz unsrer Büchermasse doch von den sonderbaren und hauptsächlich komischen Personen und Begebenheiten, die sich eine Zeitlang im Munde der Lebenden in jeder Stadt und jeder Landschaft erhalten, so wenig übrig bleibt oder Gemeingut wird; da solche Lokalbilder aus dem Leben immer anziehend sind und Land und Leute gut bezeichnen. Der verstorbene Weber hat in seinen trefflichen Briefen eines Deutschen über Deutschland einen Versuch gemacht, solche Lokalbilder zu sammeln; er verdient wohl, fortgesetzt zu werden.

Im zweiten Bande wird der Brief eines Preussen besondere Aufmerksamkeit erregen. Zu welcher Gattung gehört der Ton, in dem er gehalten ist? Man glaubt Mirabeau habe den Brief gedacht, E. M. Arndt habe ihn geschrieben und Goethe hinterdrein revidirt und schön geglättet. Man liebt zwar jetzt im Putz das teppichartig Bunteste und im Styl die mannichfachsten Nestere, doch Referent zieht einfache Farben und Wahrheiten vor.

Hier ist die Wahrheit, daß die außerordentliche Hoffart, mit der einige servile Pedanten in Berlin und auf einigen preußischen Universitäten bald ihren philosophischen, bald ihren politischen, bald ihren belletristischen Unsinn zu Tage fördern, die hochtrabende Art, mit der sie das schlechthin Richtige, Läppische, Platte treiben, eine Menge lächerliche Seiten darbietet, daß aber diese verhältnißmäßig wenigen Quer- und Leerköpfe

doch nicht mit der Nation, und daß ihre Hirnverfinsterung nicht mit dem Geist der preußischen Verwaltung verwechselt werden darf. Was Preußen durch seine Heerverfassung, Municipalverfassung, durch die Fortschritte seiner Bauern-Emancipation und seines Gerichtswesens, durch Vereinfachung seiner Gesetzgebung, durch seine Sorge für den Unterricht und für den freien Handelsverkehr geleistet hat, stellen wir unbedenklich höher, als alle Leistungen des konstitutionellen Gezänkes in andern Ländern. Preußen hat, ohne den Namen zu haben, doch das Wesen einer konstitutionellen Staatsgrundlage, und auf dieser baut sich so leicht die parlamentarische Rotunde, wenn es deren bedarf, als sich schwer von oben, von einem ohnmächtigen Parlament, von einem ängstlich zusammengefügten, jeden Augenblick dem Falle nahen Kartenhause herab ein tüchtiges Fundament in die untern Regionen senken läßt. Preußen hat den Volkskörper gekräftigt, während in andern Staaten nur das Gesicht barbirt worden ist. Preußen hat noch geräuschloser und unblutiger als England, aber nicht minder umfassend reformirt, und man müßte mehr als aristokratisch seyn, wenn man diesem trefflichen Staate vorwerfen wollte, daß es unter den Leuten, die sich als Tonangeber, namentlich in der Literatur, vordrängen, einige verstiegne Unsinnsprediger und seichte Hoffartsnarren zählt. Mag auch auf eine Zeitlang die blödsinnige Lämmelbrüderei, oder das platte Kunstgeschwätz, oder die diplomatisirende Gedankenlosigkeit Goethescher Wohlredenheit, oder umgekehrt die dem Hirschhornraspeln und Kugelnschleifen vergleichbare Barbarensprache Hegels dort Mode seyn; solche Moden dauern niemals lange, wie die Moden beweisen, die weiland durch Nikolai, Wöllner, Lafontaine, Kotzebue, (Julius von Voß) und endlich durch Jahn aufgebracht wurden, und solche vorübergehende Erscheinungen sollen uns niemals täuschen, noch zu einem ungünstigen Urtheil über das preußische Wesen hinreißen, wie es oft genug im Süden geschieht. Nimmt man aber die Miene an, Preußen zu bewundern und zu loben, so sollte man sich nicht in Vornehmigkeiten sonnen, sondern fein bürgerlich dahin blicken, wo für den Bürger und Landmann etwas geschehn ist; denn da liegt das wirkliche Gold, wo auch immer der Schein liegen mag.

Es ist aber eine ziemlich allgemeine Erscheinung, daß wenn in jüngster Zeit von Preußen die Rede ist, das richtige Maaß des Urtheils und der Sprache so selten getroffen wird. Hier bricht ein übelverhehlter Haß, Mißgunst, Verkennung alles Guten, und politischer Spott von einem englisch-französischen Standpunkt aus überall hindurch, dort schwärmt man in der weiland Kosackenbegeisterung fort und macht durch servile Hyperbeln selbst das gerechte Lob verdächtig. Hier hört man oft, Preußen sey in die Zeit vor Jena zurückgefallen, dort macht man glauben, es sey Alles noch wie 1813. Aber weder das Eine ist der Fall, noch das Andre. Es geht hierin Preußen wie Frankreich. Auch dort ist es nicht mehr so, wie zur Zeit der Revolution, noch wie zur Zeit der Restauration; in beiden Ländern wird das Alte nie völlig wiederkehren, wohl aber das Neue fortschreitend sich ausbilden, und Preußen hat hierin sogar einen Vorsprung vor Frankreich, weil sein Lebensprozeß in den untern Regionen der Gesellschaft vor sich geht, in den Elementen, welche die Grundlage des Staats sind, und nicht bloß in der aristokratisch-monarchischen Höhe und in einem Dynastiewechsel, wie in Frankreich. Während in diesem lärmenden Frankreich sich im Grunde nichts geändert hat, als die Person des Herrn und die Livrée seiner Bedienten, ist es in Preußen oben ruhig und einfach beim Alten geblieben, nach unten aber ist nicht nur Bildung- und Wohlstand des Volks, sondern auch dessen Freiheit gepflegt, erweitert, gefördert worden. Oder ist es nicht Erziehung zur Freiheit, wenn das Volk gleichsam in der politischen Elementarschule die Rudimente derselben in einem selbstständigen Municipalwesen, in der gleichen Verpflichtung zur Landesvertheidigung und nach außen zugleich in einem stolzen Nationalgefühle lernt? Bei alledem aber wollen wir nicht in Abrede stellen, daß die Spaltung in den Ansichten über Preußen einen sehr natürlichen Grund in den vor zwanzig Jahren die deutschen Gemüther bewegenden Hoffnungen gehabt hat. Glaubte man nicht, es werde für Andere Alles thun, in einer Zeit, wo Preußen wenigstens den Triumph erlebte, für sich selbst viel zu thun, und gewiß mehr, als was Andere für sich thaten. So lag selbst im Tadel Preußens eine schmeichelhafte Voraussetzung, und selbst die Resignation auf ungern aufgegebene Hoffnungen war nicht ohne Entschädigung, wenn man nicht allzublind Schein und Wesen verwechseln wollte. In der Weltgeschichte hat der Handelnde immer Recht. Die Geschichte sieht nicht auf Erwartungen, sondern auf Thatsachen; sie verweilt nicht bei den Berechnungen und Gemüthsbewegungen über nicht geschehene Dinge, sondern nur bei dem, was wirklich geschieht. Von diesem historischen Standpunkt betrachtet, ist Preußen wahrlich nicht zurückgeschritten, wenn es auch viele seiner Scholastiker, Pedanten, Schmarotzer und seichten Poeten sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 71. 11. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

2) Der Salon. Von H. Heine. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Wir erhalten hier, was Heine über die Gemälde-Ausstellung in Paris 1831 gesagt, dazu neue Gedichte und Etwas aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. Ueber sein anmuthiges Talent überhaupt haben wir uns schon mehr als einmal ausgesprochen, und wiederholen, daß wir uns freuen, über die dummstolze Gesinnung erhaben zu seyn, die einen solchen Geist gering zu schätzen affektirt. Man tadle, schelte ihn dafür, daß er sich so oft wie ein böser Junge recht ungezogen geberdet hat, aber man mißkenne nicht den schönen Geist, der aus diesen verwahrlosten Sitten durchbricht. Vor allen Dingen, ihr guten Deutschen, fühlt euch doch nicht immer gleich beleidigt, wenn der Geist Sprünge macht und genial ausschweift. Nehmt nur nicht gleich die Hofmeistersmiene an, wenn einer einmal in Euren hohen Gegenwart den Rock auszieht oder gar euch ein Schnippchen schlägt. Seyd ihr ein Volk, so erinnert euch, daß Völker so gut wie die Könige ihre Hofnarren, die Satiriker, brauchen, die ihnen zuweilen die Wahrheit sagen.

Uebrigens hat sich Heine in Paris ungemein civilisirt und sogar eine gewisse vornehme Oberflächlichkeit angenommen, die ihn mit der Zeit den Berlinern, die in den Zauberkreis der Goethe'schen Phraseologie gebannt sind, näher bringen dürfte, obgleich er mit Goethes großem Schatten noch nicht definitiv Frieden geschlossen hat. Er sagt über diesen: „Meine alte Prophezeihung (die seinige? wenn wir uns recht erinnern, so wurde sie nur angeregt durch ein um etwas früher erschienenes Buch) von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu seyn. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isolirtes Künstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende

Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel-Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, (hier wird Heine selbst flüchtig, denn Dante war mit Leib und Seele ein Ghibelline), und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit. — Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang seyn wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst. — Oder hat es überhaupt mit der Kunst und mit der Welt selbst ein trübseliges Ende? Jene überwiegende Geistigkeit, die sich jezt in der europäischen Literatur zeigt, ist sie vielleicht ein Zeichen von nahem Absterben, wie bei Menschen, die in der Todesstunde plötzlich hellsehend werden und mit verbleichenden Lippen die übersinnlichsten Geheimnisse aussprechen? Oder wird das greise Europa sich wieder verjüngen, und die dämmernde Geistigkeit seiner Künstler und Schriftsteller ist nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, sondern das schaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das sinnige Weben eines neuen Frühlings?"

Auch Pfizer in seinem bekannten Briefwechsel hat so gefragt, und Graf Platen sich beinah mit dieser Frage identifizirt? Ich möchte aber fragen, wozu diese unnütze Frage? Fragt nach dreihundert Jahren wieder nach, und ihr werdet erfahren, daß die Welt noch steht, daß es noch kluge und dumme Leute gibt, wie heute, daß man noch lebt und liebt, Romane macht und schreibt, Spektakel gibt und sieht. Welche Mode dann herrschen wird, muß einem Manne, der die Welt kennt, gleichgültig seyn, und ob es bis dahin Genies geben wird, die sich etwa mit dem geistigen Großmogul unsrer Zeiten messen können, das wird von dem Gott Talleyrands abhängen, von dem bekannten launenvollen Vater des Genies, nämlich vom Zufall. Oder läßt sich wohl das Genie berechnen? Hat es die Berliner Philosophie so weit gebracht, die Nothwendigkeit der Geburt Shakespeares im sechzehnten Jahrhundert aus dem konkreten Allgemeinen zu beweisen? Daß aber, abgesehn von den Zufälligkeiten origineller Talente, der Sinn für Kunst und Poesie überhaupt abhanden kommen sollte, ist deßwegen ganz unwahrscheinlich, weil alle Bedürfnisse und Neigungen des Menschen ohne Ausnahme angeborene, bleibende sind, und jede einzelne nur mit der andern abwechselt. Je mehr wir eine Zeitlang uns der Rheinschifffahrtskommission, den Werken Klübers, den deutschen Ständeprotokollen, den zahllosen Streitschriften über Nationalökonomie und Strafrecht, oder der fleißigen Lektüre holsteinischer und griechischer Zeitungskorrespondenzen widmen, um so eher wird die prosaische Reaktion ihren Kulminationspunkt erreichen, um dann der zurückgedrängten poetischen Dampfkraft plötzlich wieder den Deckel zu lüften. Da wir uns eine Zeitlang in der Poesie übernommen haben, so ist Ruhe auch in dieser Hinsicht des deutschen Bürgers erste Pflicht. Die verwöhnte Zunge muß hungern, um wieder schmecken zu lernen.

Die Gedichte, zärtlichen Inhalts, gleichen den frühern des Dichters in der zarten leichten Sprache, doch die scharfen und originellen Bilder sind etwas seltner geworden. Eins der schönsten ist:

Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie sehr ich traurig bin
Und kränkst mich doch so schwer.

Dein Herz ist treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

Auch folgendes ist gewiß mehr als eine Tändelei der Ueberreizung:

Wie rasch du auch vorüberschrittest
Noch einmal schautest du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmischer Hochmuth in dem Blick.

O, daß ich nie zu fassen suchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O daß ich nie sie wiederfand!

Verschwunden ist ja deine Wildheit,
Bist wie die Andern zahm und klar,
Und sanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebst du mich sogar!

Gemein dagegen ist das folgende Gedicht. Gemein deßwegen, weil auch nicht einmal ironisch vom Gelde die Rede seyn darf, wenn man ein Tete a Tete beschreibt. Dies ist der faule Fleck in Heines sonst so schöner und geglätteter Poesie. Es fehlt ihm die Grazie der Ehre. Wenn man sich pikirt, den Don Juan zu spielen, so sollte man doch auch nicht vergessen, daß Don Juan zwar das Geld wegwirft, aber nicht zählt, nicht davon spricht.

Die lezte humoristische Lebensgeschichte enthält ungemein viel ächt Komisches, im Geist der ältern spanischen Romane, von denen erst die Engländer die ihrigen machen lernten. Kämen wir doch auf diesen derben, kräftigen Geschmack zurück, und ließen unsre miserable Novellenkoketterie und sentimentalen, pruden, frommthuenden Ernst, der unsre Romane so unerträglich macht, unterwegs! Sähen wir das Leben wieder in seiner Nacktheit, in seinem Schmutz, in seiner prosaischen Wahrheit mit den geistvollen Augen eines Cervantes an, und wären es auch nur die Augen Smollets oder eines niederländischen Malers. Heine könnte hierin etwas Großes leisten, er hat das Talent dazu in höherm Grad als Jean Paul, dem seine leidige Sentimentalität und überdies seine wenige Menschenkenntniß immer böse Streiche spielte. Aber ich fürchte, Heine wird seinen großen Beruf deßfalls verkennen, denn er ist und bleibt zu subjektiv, jeden Augenblick vergißt er, daß er uns die Welt malen will, indem er uns sich wieder selbst präsentirt und irgend eine kleine Koketterie mit seiner schönen Seele, mit seinem Glück bei den Damen, mit seinem ihm selbst nie liebenswürdig genug erscheinenden Leichtsinn und mit seiner Tapferkeit an den Mann bringt, so daß wir nicht den eiteln Dichter über dem schönen Gedicht, sondern das schöne Gedicht über dem eiteln Dichter vergessen. Wer diese schlimme Neigung hat, scheint zur Objektivität in der Poesie verdorben, und wenn er noch so viele Anlage dazu hätte. Noch Niemand hat von Heine mehr gesprochen, als er selbst. Sollte er dieses Geschäft nicht lieber der Nachwelt überlassen?

Heine weiß wohl, daß er bisher selbst zu der alten Schule gehörte, daß seine Subjektivität noch vollkommen im Geschmack Goethes und jener literarischen Aristokratie ist, welche sich mit ihrem kleinen Ich der ganzen Welt gegenüberstellen, jede ihrer Launen an ihr auslassen und dafür Bewunderung verlangen, ganz unähnlich den Dichtern und Künstlern des Alterthums und Mittelalters, die ihr Ich der Zeit, dem Volk, dem Geist der Kunst unterordneten, und wenn sie je eitel, egoistisch, kapriciös waren, dies wenigstens verbergen mußten und nicht zur Schau tragen durften. Heine stellt sogar das Extrem der sogenannten Kunstperiode dar, die mit Goethe vorübergegangen seyn soll, denn wenn Goethe sich darauf beschränkte, sich nur nicht zu geniren, so ging Heine noch weiter, und machte aus dieser Lizenz sich eine Pflicht und sezte in die Ungenirtheit einen Ruhm. Aber wozu denn die Fehler der Alten tadeln und sie doch beibehalten, ja noch überbieten? Wozu Goethe einen Vorwurf machen, wenn man Heine ist?

Wir geben Heine die bestimmte Versicherung, daß die neue Schule in jeder Kunst, wie in der Dichtkunst, mit Objektivität beginnen wird, und daß sie mithin seiner eignen Manier sehr ferne stehn wird. Was wir, ohne uns die Prophetengabe anzumaßen, gewiß wissen, ist, daß in kürzerer oder längerer Frist die Reaktion eintreten wird, die zur Natur zurückführt und zur Hingebung des dichterischen Geistes an seinen Gegenstand, Beseitigung alles Persönlichen und Subjektiven in seiner doppelten Richtung, in der ironisch-frivolen nicht minder als in der sentimentalen. Die ganze Welt wird einst den Ekel mit uns theilen, den wir schon jezt empfinden, indem wir überall statt Gedichte nur Dichter finden.

Sollte dem scharfsinnigen Heine davon die Ahnung anwandeln, und doch nicht zugleich etwas in ihm seyn, das ihn fähig und geneigt machte, ein Schlaglicht seines Geistes in die künftige objektive Periode zu werfen? Seine Schilderungen, besonders die komischen, würden den höchsten Reiz haben, wenn er sich nur überwinden könnte, nicht mehr von sich zu sprechen, nicht bei jeder Gelegenheit wie ein gewandter Ladendiener ein Stück von seiner Vortrefflichkeit auszulegen oder umzuschlagen, wenn er statt sich selber eine komische Person in die Mitte der Handlung stellte und mit klassischer Ruhe das Tableau oder den kleinen Roman ausmalte. Wenn schon die Zeitgenossen, die doch wahrlich an die Aufdringlichkeiten der Poeten gewöhnt sind, dies bemerken, wie viel mehr wird nicht die Nachwelt hier ein strenges Urtheil fällen? und welches viel größere Verdienst würde Heine sich erwerben, wenn er durch objektivere Darstellungen nicht nur dieser Nachwelt, sondern überhaupt der ästhetischen Vernunft schmeichelte, welche zu allen Zeiten die nämliche bleibt, und mit der sich ein so grelles Hervortreten der Eigenliebe niemals verträgt. Zugegeben, die Eigenliebe sey natürlich und darum erlaubt, so ist es doch unter allen Umständen geschmacklos, wenn man sich nicht durch die Kunst, sie zu verbergen, seinen Triumph erhöht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. Von Dr. V. A. Huber, Prof. in Rostock. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Dies ist derselbe Viktor Amadeus Huber, der kürzlich in öffentlichen Blättern auf eine Kritik seines Buches über die neuromantische Poesie mit so vieler Feinheit, mit einem so seltenen Anstande antwortete, daß sich Herr von Rumohr, um in seiner Schule der Höflichkeit den Ton, der in der literarischen Welt herrschen soll, zu zeichnen, nur an ihn zu wenden braucht. Noch nie sind die Behauptungen eines Gegners so gewandt, ich möchte sagen mit einer solchen graziösen Zuvorkommenheit widerlegt worden, als in jenem gegen die untenstehende Chiffre gerichteten Aufsätze.

Glücklicherweise kann der Verf. dem deutschen Publikum eine neue Probe seiner guten Sitten vorführen; denn auch das vorliegende Buch ist weit entfernt, den Forderungen der Kritik zu entsprechen. Es ist Gott sey Dank wieder ein Buch, das an Plan, Ordnung, Deutlichkeit, Reife einen Mangel hat, den der Verf. durch sein anständiges Benehmen in irgend einem öffentlichen Blatte weniger empfindlich machen wird. Es ist wieder ein Buch, das alles im schlechten Styl, in Verworrenheit der Ideen, im Mangel jeder praktischen Anwendbarkeit schon Geleistete bei weitem übertrifft, und von dem schriftstellerischen Talente des Verfassers eine so ungünstige Meinung erweckt, daß man eine um so größere von seinen civilen Sitten fassen muß, um sich für die Zukunft nicht ein für allemal mit ihm auseinanderzusetzen. Treten wir diesem gedruckten Labyrinthe näher!

Unsern Universitäten stehen Veränderungen bevor. Wer ist dadurch bedroht? Vielleicht die Wissenschaft; vielleicht das ungebundene Leben der Studenten; vielleicht der Adlerwirth in Passendorf bei Halle, vielleicht der Wirth in der Hirschgasse bei Heidelberg, wo man sich um Zwistigkeiten auf den Museumsbällen todtzuschießen pflegt; vielleicht die schönen Münchnerinnen, wenn es keine Hessenlober Juristenbälle mehr gibt; vielleicht die Fruchthändlerin hinter der Berliner Universität, welche den unter den Kastanienbäumen wandelnden Hegelianern objektive Kirschen verkauft; vielleicht das Büncenzgäßchen in Kassel; vielleicht sogar die Professoren. Hier sitzt der wunde Fleck. Hier sträubt man sich, hier läßt man fälschlicherweise in Zeitungen, wie die Leipziger rücken: Privatnachrichten aus Wien zufolge soll in der bestehenden Verfassung der Universitäten, diesem alten Reste deutscher Vorzeit, nichts geändert werden; hier endlich gibt man Schriften heraus, welche schon auf dem Titel mit schlechtem Styl auftreten: Einige Zweifel über einige Ansichten über deutsche Universitäten u. s. w. Herr Huber schreibt entschieden für „das bischen Selbstständigkeit," welches die deutschen Universitäten noch erhalten haben; er will seinen Gehalt von der Regierung ziehen, und dennoch für keinen Staatsdiener gehalten werden: er will wahrscheinlich auch noch das Honorar von den Studenten, weil damit das freiwillige, spontaneische Verhältniß zwischen Lehrendem und Lernendem ausgedrückt wird. Herr Huber spricht, wie in seiner Schrift über neuromantische Poesie, sehr viel von der alten Romantik, vom Mittelalter, und ist konsequent genug, seine antiquarischen Sympathien gegen den Büreaukratismus, und gegen Liberalismus durchzuführen. Die eigentliche Frage übergeht er, er hält sie für unbedeutend, was ihm keine Behörde glauben wird; sogar über die Verpflanzung nach großen Städten bleibt er schweigsam. Es ist ihm jede Reform willkommen, die nicht weiter geht als bis zur ersten Stufe, die zum Katheder führt. Es ist ihm Alles recht, wenn nur die Professoren fortfahren dürfen, täglich zwei Stunden zu lesen, ihre Nepoten zu befördern, ihre Kollegen anzufeinden, Zuhörer mit unsaubern Späßen zu locken, auf Kosten des Staats schlechte Literaturzeitungen herauszugeben, sich in den Mußestunden mit Ausfällen gegen Schönes und Heiliges zu beschäftigen, sich überhaupt eines ekelhaften Styls zu befleißigen. Brod mit — dt zu schreiben, und statt: ich thue, zu sagen: ich kann nicht ermangeln, dies zu thun. Dies ist die Sache: gegen Pedanten möge uns die Wiener Konferenz helfen! Die Jenaer Literaturzeitung möge sie verbieten; die Schriften der Professoren möge sie einer doppelten Censur unterwerfen; sie möge alten Dozenten des Staatsrechts den Witz untersagen, und jungen, mangelhafte Abhandlungen über die neuromantische Poesie zuzuschreiben! Wird sie das thun? Nein. Nun, was will dann Herr Huber?

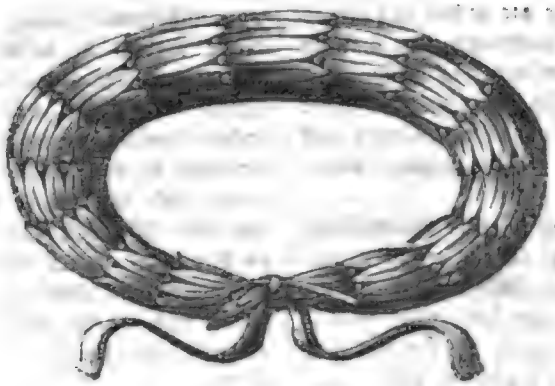
G.

Nachtrag

zu der Beurtheilung der Tutti Frutti. Rezensent glaubt in Bezug auf eine in der Allgemeinen Zeitung so eben zur Sprache gebrachte Lizenz jenes Werks erklären zu müssen, daß auch er in dem Namen York einen ihm aus seiner Jugend noch dunkel erinnerlichen Namen jener Gegend wiederzuerkennen geglaubt hat, eine Täuschung, welche des Verstorbenen Kunst, lokale Wahrheiten und Phantasiespiele zu mischen, verantworten mag, und deren Aufklärung, wie gerade das Beispiel des Rezensenten beweist, zur Satisfaktion des dabei betheiligten edlen Namens allerdings nothwendig war und dem Verstorbenen, wenn er anders nur billig seyn wollte, nicht als eine bloße Lappalie hätte erscheinen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 72. 14. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

3) Hammelburger Reise, oder meine Abentheuer in der Luft. Eilfte Fahrt. Nürnberg. Riegel und Wießner, 1833.

Der Verfasser dieser liebenswürdig geschriebenen Reisen hat zwar keine Spur von der Sentimentalität Jean Pauls, aber desto mehr von seiner guten Laune und von seinem phantastischen Witz. Auf der andern Seite neigt er sich als politischer Satiriker am meisten zu dem jüngst verstorbenen geistreichen Verfasser von „Welt und Zeit.“ In solcher poetischen Verwandtschaft nimmt er, trotz seiner Bescheidenheit und Anonymität einen hohen Rang unter unsern Humoristen ein, und die Hammelburger Reisen wird man noch mit Vergnügen lesen, wenn mancher unsrer sich spreizenden Poeten längst vergessen seyn wird. Nichts ist seiner Unsterblichkeit so gewiß, als ein gesunder natürlicher Humor. Nichts fließt so gewiß in den Lethestrom hinab, als manierirte Sentimentalität und hyperpoetische Unnatur.

Wer die Manier des Verfassers noch nicht kennen sollte, den werden folgende Stellen orientiren: „Ich sah mich plötzlich von einem Rudel meiner Freunde umringt, die nach meinem Einsteigen herbeiliefen, um sich zu erkundigen, wohin denn auf einmal die Reise gehe, und mir Glück zu wünschen, nicht in Worten allein, sondern auch mit den dargereichten gefüllten Pokalen und Ehrenbechern, welche ihnen, als gewesenen Landtagsdeputirten, Gildemeistern und Schützenkönigen von allen Seiten zuerkannt, feierlich dargereicht und sogar aus der Fremde zugeschickt worden, damit sie daraus, als neue Erzschenken des heiligen Reiches, statt dem Haus Oesterreich, welches sein Amt hierin etwas nachlässig verwaltet, alle Frei- und Gutgesinnten förderlichst tränken und erquicken sollten. Schade nur, daß der liebe Gott in dem Jahr, welches das überschwenglichste an solchen Pokalen und Ehrenbechern gewesen, gerade den wenigsten und schlechtesten Wein hat wachsen lassen, so daß daraus Manchen viel eher ein bitterer als ein süßer Trunk geworden; es ist eben nicht alles gleich in dieser Welt, und gerade im schönsten Apfel, ja sogar im deutschen Reichsapfel selbst, hat man endlich einen recht bösen Wurm gefunden, wie denn auch mir, seitdem ich meine eilfte Fahrt begegnen, kein anderer als eilfer Wein gebühren sollte, wovon mir aber durch Mißgünstige die unentgeldliche Liefernng vielfach erschwert werden will.“ — „Ich habe immer in meiner Einfalt die Philosophie für ein großes Schlossermeisterstück und Vexirschloß gehalten, das Niemand, als wieder nur ein gelernter Schlossergesell, umzudrehen

versteht, das aber sonst zu weiter gar nichts nuz ist. — Stark wie alle alten Leute in Deutschland, wo man gewöhnlich sagt: ein starker Siebziger, ein starker Achtziger; einen starken Neunziger läßt man gar nicht mehr allein ausgehen, sondern gibt ihm einen Wächter und Begleiter mit, damit er keine Händel anfange unterwegs ꝛc."

Von vollendetster Klassicität ist folgende humoristische Geschichte, die Aristophanes nicht schöner erfunden, Lucian nicht liebenswürdiger erzählt hätte: „Sie kennen den bestimmt ausgesprochenen Willen des guten Königs Heinrichs IV. von Frankreich, daß er nicht eher ruhen wolle, als bis jeder Franzos sein Huhn im Topfe habe. So viel Hühner waren aber in Frankreich nicht aufzutreiben; 30 Millionen Franzosen setzen voraus 30 Millionen Hühner, was keine Kleinigkeit ist, wie es sich ganz klar aus jeder auch nur etwas scharfen agrikolen Statistik herauswirft. Es wurde also in der damaligen französischen Parlementar- oder Schnatterkammer beschlossen, diese Thiere in Deutschland, vorzüglich zunächst in Schwaben, auskaufen zu lassen. Zu diesem Ende schickte König Heinrich einen eigenen Gesandten, den Jakob Bongars, auf den schwäbischen Kreistag nach Ulm. Zu derselben Zeit aber war mein Uranherr, Heinrich Lang von Balgheim, wohlbestallter Hühnervogt in der Grafschaft Oettingen und weit und breit berühmt, daß alle seine Eier zwei Dotter hätten. Wie denn nun die Franzosen Spionen überall den rechten Mann gleich zu treffen wissen, wendet sich Monsieur Bongars alsbald an meinen Uranherrn, und der Lieferungs- und Subsidienvertrag über die 30 Millionen Hühner wurde im goldnen Hahn zu Ulm richtig abgeschlossen. In wenigen Monaten, meist durch aushilfsweise herbeigeschaffte funktionirende Hähne, und durch ernstlichst beschleunigte Ausbrütungen, hatte mein Ahnherr die Zahl der 30 Millionen vollständig beisammen und fing an, sie über Nördlingen gegen Straßburg hin zu treiben; und weil er nebenbei kein Hühnchen ungerupft lassen konnte, so brachte er dabei noch außerdem eine solche Last Federn zusammen, daß er sie in Bausch und Bogen, jedoch um ein Billiges, der Reichsstadt Nördlingen überlassen konnte, womit diese Stadt ihre weit berühmten großen Federmärkte begründet hat. So ging es dann mehrere Tage ganz erwünscht und die 30 Millionen Hühner folgten dem mit rothem Kamm und Ritterspore voraus marschirenden Goggelhahn in schönster Ordnung, und ohne daß auch nur die geringste Gewaltthätigkeit an den Bauern von ihnen verübt worden wäre, als etwa hin und wieder höchstens mit einigem Scharren und Picken auf den Feldern, gleichwie auch nur sehr wenige Pipskranke nachgetrieben wurden. Unglückseliger Weise zog sich aber eines Tags, ich weiß nicht, war es im Badischen oder Würtembergischen, der Trieb an einer alten Dorfkirche vorbei, in welcher der Pfarrer, einer aus der Sekte der jezt ausgestorbenen Mystiker, in ein erschreckliches Toben und Wüthen ausbrach, über der ersten Menschen unverantwortlichen Sündenfall, unserer Erbsünde unauslöschliches Brandmal und der Hölle ewige Pein, und daß nichts an uns Schwaben und Franken, und den Menschen allzumal, gut sey geblieben, weder an Leib noch an der Seele, weder innerlich noch äußerlich, weder an Haut noch an Haar, Mark oder Bein, Fleisch und Adern, Verstand oder Willen, sondern alles verderbt, verunreinigt, und ein Gräuel vor Gott geworden, Sela! Dabei hustete, schnaubte und schlug er so fürchterlich auf die Kanzel, daß, o Jammer! meine Hühner auf der Straße alle in die Höhe flogen, und (30 Millionen!) die Sonne verfinsterten, überall sich auf die Kirchthürme, Hausdächer und Bäume sezten, andere aber Rudelweis gar über das Wasser flogen. Von allen Seiten liefen die Gutsherren, die Pfarrherren, die Prälaten, die Erbzinnsherren, die Steuerherren herbei mit langen Stangen und riefen: Heida, du sollst mein Bedehuhn werden, mein Brandhuhn, mein Budenhuhn, meine Erbhenne, mein Fastnachtshuhn, mein Gartenhuhn, mein Gerichtshuhn, mein Gülthuhn, mein Gatterhuhn, mein Gauhuhn, mein Holzhuhn, meine Kirchtaghenne, mein Laubhuhn, mein Leibhuhn, mein Lothhuhn, mein Pfingsthuhn, mein Rauchhuhn, mein Rodehuhn, meine Schutzhenne, mein Sommerhuhn, meine Verjehhenne, meine Verspruchhenne, mein Vogthuhn, mein Weidhuhn, mein Zehnthuhn, mein Zinshuhn. So verkehrt, leider Gottes! ist es mit König Heinrichs frommer Absicht gekommen; alle diese Hühner, die er seinen Bauern zugedacht, sind jezt auf und davon und in die Schlösser und Amthäuser geflogen, als frische Zeichen einer fortgesezten Knechtschaft. Ein dichter Schwarm, der bis nach Wien gekommen, wurde als gebackene Händl mit vielem Appetit verzehrt, wider all mein Bitten und Schreien, daß es Hühner der Franzosen wären; aber da hieß es, was Franzos? der Franzos, selbst ein Goggelhahn, hat uns schon viele Hühner gefreßen, jezt steht die Mahlzeit an Uns."

Spielend, doch artig sind auch die Betrachtungen über die Maus: „Das Höchste aber sey zulezt genannt! hier was sie sehen, die Mus Linnaei, die Maus, oder das Mäuslein. Die Deutschen, nachdem sie jezt ihr Wappen und Reichspanier verloren haben, sollten billig das Mäuslein in ihre Fahnen und Bundessiegel nehmen; denn nachdem ein Schiff, ein Kriegsheer, nur dann für vernichtet gehalten wird, wenn es auch um die Maus geschehen, das Volk mit Mann und Maus zu Grund gegangen ist, so kann man, so lange noch eine Maus in Deutschland übrig bleibt, fröhlich die Fahnen wehen lassen

und das beliebte Troſtlied ſingen: Deutſchland, Polen, iſt noch nicht verloren. — Längſt ſchon iſt das Wohlleben der Mäuſe, beſonders der Stadtmäuſe, ein Gegenſtand der alten Fabeln und Dichtungen geweſen, und des alten Indiers Sinnſpruch war es bereits: daß der Ochs, welcher den Pflug ziehe, weder Raſt noch Heu genug genieße, die Maus aber auf dem Kornboden im Ueberfluß lebe. Das Höchſte, was daher auch ein Deutſcher ſeyn möchte, wäre eine Maus; ein Mäuslein möcht er ſeyn, um anzuhören, was im Zwielicht der Kabinette, oder der Kongreſſe, oder der Londoner Konferenzen geſprochen wird. Wird der Deutſche bei aller ſeiner Milde endlich einmal keck, ſo pocht er auf ſeinen Mäuſeſtand und will ſich's verbeten haben, daß man ihm keine Mäuſe und ſich ſelbſt nicht mauſig mache; denn er dünke ſich auch nicht dumm und wiſſe, ſo gut wie andere Mäuſe, mehr als Ein Loch, und laufe ihm, daß er ſich fürchten ſollte, nicht leicht das Mäuslein über den Rücken; wir möchten uns fürſehen, daß uns nicht das Mäuslein beiß, und iſt das ſein höchſter Schwur: die Maus ſoll davon keinen Faden mehr abzwicken, und ſollten wir ſo grimmig thun, wie die Maus im Kindbett. Katz oder Maus, er mach ſich nichts daraus, und wenn er ſo droht, iſt es Zeit, ihm aus dem Weg zu gehen, denn er iſt kein Duckmäuſer, obwohl manchmal ein Kalmäuſer. — Nichts geht in der gelehrten Welt über die deutſchen Bibliotheksmäuſe; Archive haben ſie ſchon mehr als Eines gefreſſen; am ſchlimmſten daran ſind die armen Kirchenmäuſe. Ihre größte That iſt, daß ſie ſogar einen deutſchen Erzbiſchoff von Mainz gefreſſen, den Hatto im großen Mäuſejahr 913, nicht figürlich, wie etwa ein armer Dorfpfarrer aufgefreſſen wird durch Mäuſe in Geſtalt der Bettelſtudenten, der armen Kapläne, der einſammelnden Kapuziner, oder anderer weitläuftiger junger Vetterlein oder Bäslein, man weiß nicht woher; ſondern leibhaftig, mit Stumpf und Stiel, und ſchneller als der Raſtadter Kongreß und die Regensburger Reichsdeputation mit den andern deutſchen fürſtenmäßigen Biſchöfen fertig geworden. — Daß der Mäuſe beſonders in Deutſchland ſo viele ſind, darf man ſich nicht wundern, nachdem dieſes Land zu den Bergländern gehört, die Mäuſe aber, wie uns der kaiſerliche Hofpoet Horatius erzählt, von den Bergen geboren werden. Nascetur ridiculus Mus, durch Herrn Voß auf's ſchärfſte, und daß man ſogleich dabei mitlachen kann, überſezt: Ius Mus, raus Mäus. Inzwiſchen iſt es nicht immer der Fall, daß die Berge Mäuſe gebären; man hat auch ſchon erlebt, daß aus winzigen Mäuſen große Berge von Beſchwerden, Zweifeln, Anſtänden, weitläufigen Unterſuchungen und Vielſchreibereien, aus der Mücke ein Kameel, ein Geſetzkameel, ein Onus multorum Camelorum geboren worden; ja nach dem Byzantiniſchen Chronicon Paschale (Bonn 1832) hat zu Rom im Jahr Chriſti 76 eine gnädige Frau, Namens Alzippe, einen Elephanten, und nach andern Zeugniſſen im Jahr 1280 eine Edelfrau zu Sempach einen Löwen geboren, woraus man überhaupt erſieht, was eine Frau fähig zu leiſten wäre, ſobald ſie nur wollte."

Nur einmal wird der Verfaſſer ernſthaft, aus einer Entrüſtung gegen Johannes von Müller, welche ſeinem moraliſchen Gefühl und kritiſchen Verſtande gleich viel Ehre macht. „Müllers ganze Kunſt ſey geweſen, daß er eine Reichsarmee von zuſammengetriebenen Kollektaneen diviſionsweis, und ſo gut ſich's machen laſſen, zuſammengruppirt, und ſie dann mit den gehörigen Schlag- und Kommandowörtern in eine lange Parade geſtellt, unter dem muſikaliſchen Spiel überall eingemiſchter Sentenzen, die zwar ein weiches frommes Gemüth anzudeuten geſchienen, an ſich ſelbſt aber meiſtens nur halb wahr geweſen. Ueberall entſchuldige und beſchönige er das alte myſtiſche Treiben einer abergläubigen Vorwelt, neige ſich ſelbſt dazu, ſähe in den Päbſten nichts als Biedermänner und Anwälte der bürgerlichen Freiheit, in den Mönchen lauter Urahnbauer von Deutſchland und Wohlthäter der Menſchheit; ſchmeichle, wo er nur könne, allen alten adeligen Namen, denen er wider alle Wahrheit das Flittergold eines geſchichtlichen Urſprungs, ſelbſt noch über das Zeitalter der Geſchichte hinaus, einbrennen möchte. Darüber ſey er von allen dieſen Lobs und Schmeichelei Participanten präconiſirt, in ihre Salons zugelaſſen, von der übrigen unterthänigen gelehrten Dienerſchaft aber eifrigſt mit Konfekt und Weihrauch ſervirt worden. Eine wirkliche Kunſt, oder ein Gefühl ſeiner ſchweren Aufgabe, das Bild einer Schweizergeſchichte nach ihrer Natural, National, Kantonal, Synodal und Epiſkopal Zerriſſenheit in einem vereinten Brennpunkt aufzufaſſen, habe er nirgends gezeigt, ſondern nur eine faſelnde weinerliche Manier, in einer auf Stelzen gehenden Sprache. Was allerdings das Auge beſtechen könnte, ſey überall die genaue, dabei immer etwas idylliſche Schilderung der Oertlichkeiten, die er nach ſeiner genauen Kenntniß überall einzuflechten nirgend verſäumt. Sonſt aber gehe nirgends eine ruhige Bewegung oder ein natürlicher Zuſammenhang hervor, ſondern dieſelben Dinge würden nach dem Wechſel der Zeit und des Orts immer wieder von neuem im Rad der Erzählung herumgetrieben, ſo daß es dem Blick vor den unaufhörlich flimmernden und zuſammenfließenden Bildern ſchwindlicht werde. Die Kritik müſſe häufig der Leichtgläubigkeit Platz machen. Beſonders nachläſſig ſey die Erzählung in den ächten Zahlen und Namen, die Genealogie oberflächlich und die verſchiedenſten Stämme in einander werfend, z. E. Welfen und Agilolfinger. Alle Blätter liefen über von Noten, die gleichfalls ſehr oberflächlich wären, Urkunden anführten,

ohne Angabe des Ortes und des Monatstages und der Quellen, aus denen geschöpft worden sey. Wahrscheinlich liege dieser Fehler in der Flüchtigkeit der ersten Kollektaneen, der ohne schreckliche Nacharbeit nicht mehr zu heilen gewesen. An staatsrechtlichen Blicken in die alten Gesetze, Verfassungen und Ordnungen der Gemeinden, fehle es bei diesem Verfasser, der bekanntlich kein Rechtskenner gewesen, ganz und gar. Mit einem Wort, die heutige Welt würde für so viel Weihrauch etwas Besseres fordern." Dies ist von Anfang bis zu Ende wahr, aber noch lange nicht genug, um die ganze Verächtlichkeit dieses berühmten literarischen Charakters zu bezeichnen. Wir erinnern an das, was wir neulich erst bei Gelegenheit der interessanten Biographie des Herrn von Strombeck in diesen Blättern gesagt haben. Männer wie Johannes Müller sind ein Maaßstab, woran man die gutmüthige Einfalt, die Leichtgläubigkeit, die sentimentale Schwachherzigkeit und Bedientennatur eines guten Theils der gebildeten deutschen Nation beurtheilen kann. Ob so ein Mann mit den heiligsten Dingen den frivolsten Spott treibt, die ehrwürdigsten Namen in seinem falschen Munde schändet, die politische Fahne stets von neuem wechselt, wie ihm ein neuer Vortheil oder eine neue Dekoration geboten wird, ob er Ehre und Vaterland verräth, seinem Herrn und Wohlthäter auf empörende Weise untreu wird, dem Eroberer, gegen den er gestern noch wie rasend gethan in erheucheltem Patriotismus, morgen den Stiefel küßt, unter dem Druck der herabwürdigendsten fremden Usurpation und Despotie von Freiheit spricht (Müllers Reden in der weiland k. westphälischen Deputirtenkammer), ob so ein Mann nebenbei hündische Sitten hat, und nur deßhalb in seiner Schweizergeschichte eine gewisse alte Schweizerstadt so unglimpflich behandelt, weil er einmal dort wegen einer gewissen Sympathie in starken Schweiß gesezt wurde, ob endlich so ein Mann geschmacklos, fade, pretiös, in jeder Aeußerung seiner Denk- und Gesinnungsart affektirt, falsch, ekelhaft ist — das verschlägt unsern guten Leuten in Deutschland einmal nichts; von der süßen Gewöhnung des Bewunderns können sie sich nicht losreißen, und sie würden sich um ihre Manie zu verehren nicht bringen lassen, und wenn die ewige Wahrheit selbst vom Himmel niederstiege, ihnen Fischgalle in die Augen zu reiben. Wie weit ist das Gemeingefühl, der gesunde Menschenverstand und das öffentliche Urtheil eines Volkes noch zurück, das solche Autoritäten gelten läßt.

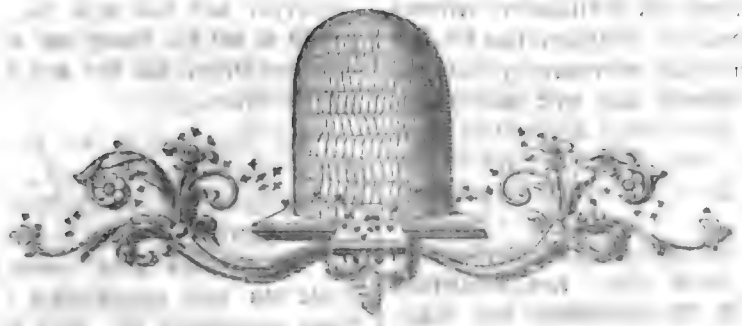
4) Zweibeins sämmtliche Werke. Erster und zweiter Band. Leipzig, Kollmann, 1833.

Ob es dem Verfasser gelungen ist, Jean Paul zu erreichen, mögen folgende Pröbchen darthun. „Die Vorrede, oder eigentlich Nachrede des Schriftstellers — denn er macht sie zulezt — ist ein Empfehlungsbrief, den man seinem Kinde in die Welt mitgibt, sagt ein großer Humorist. Aber die jetzigen schreibseligen Autoren, nehmen sich, wenn sie in Kindeswehen liegen, nicht Zeit, dem Kleinen einen solchen Geleitsbrief zu schreiben. Sie waschen und kleiden es oft gar nicht, die grausamen Väter, von denen mancher, wenn er — wie Empedokles, um sich die Unsterblichkeit zu erwerben — in den Krater des Vesuvs spränge, keinen ganzen Schuh verlöre, stoßen den armen Wurm nackt hinaus, um sich vor jede Hausthüre zu schleichen, und ein Almosen zu erbetteln. Sie gleichen Wilhelm I. von Sicilien, der das Gold und Silber in seinem Lande einsammelte, und dafür Münzen aus Rindsleder schlagen ließ. Diese Marschälle der Schreibewelt — Marschall stammt her von Mähre (Pferd) und Schalk (Knecht) — sind Stallknechte des Pegasus. Sie gleichen den Quacksalbern, und was einst die lächerlichen Pietisten zu Halle faselten: das Tabaksrauchen sey deßwegen zu unterlassen, weil sich sein bitterer Geschmack und die süße Lehre Christi nicht mit einander im Munde vertrügen, das könnte man von ihnen sagen, ihre Pillen und Purganzen verderben den Magen, welche die heilsame Speise des Christenthums gut machte. Ihre Helden kommen mir vor wie die Bildsäule Ludwigs XIV., in altrömischer Tracht und mit einer Perrücke, wie Leibrocks edle Räuber. — Auch mit euch ihr lieben Kritiker und Recensenten, von denen manche, wie Deotatus und Strabo ganz mit Zähnen, oder wie Ludwig XIV. mit einem Theil, oder wie Pyrrhus und Prusias nur mit einem einzigen durch das ganze Kinn laufenden Zahn auf die Welt kommen, möchte ich ein freundliches Wörtchen sprechen. — Haltet euch nur so fern von meinem Guckkasten, wie der Maler Velesques von seinen Gemälden — (welcher um die Wirkung sogleich zu sehen, mit vier Fuß langen Pinseln malte — damit ihr mir mit euren langen Nasen die Gläser nicht einstoßt, wenn ihr in meinen Kasten gucket. Ich will euch nicht in drei Klassen theilen, wie den Grüneberger Landwein, in Schuldreimänner und Wenderecensenten ꝛc."

„Hochgeehrtes Fräulein, holde Braut! Da Sie von den herzlichsten Glückwünschen schon ganz überschüttet sind, und ich nur noch Ihren Brautkranz hervorgucken sehe, so will ich nicht erst sagen, was Sie heute schon so oft gehört haben: lange mögen Sie am Arme ihres Gatten von blühenden, jungen Genien umspielt, froh und glücklich durch dieses Leben wandeln; sondern ich mache den blühenden Brautkranz zu meinem Zielpunkt, lade als Kugeln die schönsten Worte in meinen alten Karabiner und feure — Sie dürfen nicht erschrecken und zittern — damit auf den Brautkranz los." — „Einem Biographen, der so viele Personen abzukonterfeien hat, kann nichts leichter passiren, als daß er manchmal etwas übersieht, z. B. einen Kuß, wie es diesmal Zweibein ging. Wer also ein Freund oder eine Freundin von Küssen ist, lese diesen Nachtrag mit doppelter Aufmerksamkeit. Die Scene, welche ich hier in meinen Kasten lege, trug sich neulich an Sternheims Geburtstag zu. Ich werde sie mit der größten Gewissenhaftigkeit schildern und gleich Anfangs die Hauptsache verrathen. Otto hatte sein Herz, wie der Komponist Greteo der Stadt Lüttich, oder wie Zweibein vor zwanzig Jahren seiner Frau, Emilien vermacht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 73. 18. Juli 1834.

Das Unrecht der Schriftsteller.

Das älteste und natürlichste Recht des Schriftstellers ist das des Selbstverlags. Wenn es ihm nicht möglich ist, unter gleich guten Bedingungen die Früchte seines Fleißes an den Buchhändler, als den Zwischenhändler, zu verkaufen, so muß es ihm freistehn, sie dem Publikum unmittelbar selbst zu verkaufen, ohne Zwischenhändler.

Die Schriftsteller haben sich bisher dieses unbestrittenen Rechtes nur selten bedient, weil die Gewerbefreiheit, die große Zahl und Konkurrenz der Verleger, und eben jene Leichtigkeit, mit welcher der Autor sein Werk in eigenem Verlage herausgeben konnte, es den Verlegern unmöglich machte, den Autor zu drücken, ihn also nicht in den Fall sezte, von seinem vorbehaltenen Recht Gebrauch zu machen.

Würde sich dagegen eine geschlossene Buchhändlerzunft bilden, würde dieselbe das Monopol des Verlags behaupten und würde der Autor nicht nur vom Eintritt in diese Zunft ausgeschlossen, sondern auch zugleich um sein altes Recht des Selbstverlags gebracht, so würden sich auch die Bedingungen, unter denen der Selbstverlag für die Schriftsteller bisher ziemlich gleichgültig war, plözlich ändern. Die Buchhändler würden jezt in dem Falle seyn, auf ihr Monopol trozend, durch ein sehr naheliegendes Einverständniß unter sich die Honorare herabzudrücken, ja wenn es ihre Handelspolitik erforderte, sogar einen Autor aus dem literarischen Verkehr völlig auszuschließen, kurz es läge jezt in der Hand der Buchhändler, den Autor auf jede erdenkliche Art zu chikaniren, ja ihn als Leibeignen zu behandeln. Und in diesem Fall würde es dem Autor sehr einleuchtend seyn, welch ein unschäzbares Recht er in dem bisher gering geachteten Selbstverlag besessen habe. So bedient man sich der eignen Equipage nicht, wenn man wohlfeil und bequem zur Post reisen kann. Fiele es aber den Postbehörden ein, die Preise zu hoch anzuspannen oder gar die Pferde zu verweigern, so würden wir uns wohl nach dem eignen Stalle umsehn und es für das höchste Raffiment der Grausamkeit halten, wenn uns dieselben Postbehörden das Halten eigner Pferde untersagten und sie konfiscirten.

Inzwischen haben sich zwei Frankfurter Buchhändler kein Gewissen daraus gemacht, eine Verfügung der Art gegen die Autoren zu verlangen. Der von ihnen ausgegangene Entwurf einer Reorganisation des Buchhandels im deutschen Bunde will die Autoren ihres unveräußerlichen Rechts, des Selbstverlags, berauben.

Ich habe mich vor einiger Zeit gegen die Nachdrucker erklärt, und ich würde mich einer großen Inkonsequenz schuldig machen, wenn ich nicht zu diesem Frankfurter

Buchhändlerprojekt noch etwas viel Schlimmeres erkennen würde, als was der Nachdruck ist. Die Usurpation der dem Schriftsteller durch seinen Fleiß zukommenden Vortheile ist von Seiten der Nachdrucker noch weit minder verletzend, als sie es von Seiten einer Korporation wäre, die mich zwingen könnte, meine Schriften entweder ungedruckt zu lassen, oder sie ihr zu jedem ihr beliebigen Preise abzutreten.

Aber abgesehn von den materiellen Nachtheilen, in welche die Schriftsteller durch diese, dem Privatrecht schnurstracks widerstreitende Monopolisirung des Buchhandels gerathen würden, wäre dieselbe auch für die Schriftsteller, für die ganze deutsche Literatur ein ewiger Schimpf. Es würde dadurch ausgesprochen, daß die Bücher nur der Buchhändler, wie das Brod nur der Bäcker wegen da sey, und die Zunft würde bald, wie weiland Venedig und die Hansa nicht nur den Autoren, von denen sie kauft, sondern auch dem Publikum, dem sie verkauft, entehrende Gesetze vorschreiben. Da das Monopol aber für alle, die sich ihm unterwerfen müssen, schon dann ein Schimpf ist, wenn es sich nur von Zucker und Kaffee handelt, wie viel mehr soll es nicht die Gemüther einer vorzugsweise gebildeten, vorzugsweise für ihre Literatur lebenden Nation empören, wenn es geistige Güter betrifft? Soll Deutschland ein Paraguay werden? Sollen hier die Buchhändler Jesuiten werden, wie dort die Jesuiten Kaufleute wurden?

Wäre es nur möglich, daß sich eine solche Gilde konstituiren könnte, ohne alsbald zu dem Extrem fortgerissen zu werden, das schon in ihrer ersten Abweichung vom Rechte liegt? Sie würde, um sich ihres Monopols zu versichern, ihre innere Verwaltung koncentriren, ihre Mitglieder majorisiren, den Autoren und dem Publikum gegenüber im Zusammenhange und nach Grundsätzen eines konsequenten Interesses handeln, und mit den Regierungen über den Verbrauch der Ideen so kontrahiren, wie etwa die Holländer über den Verbrauch der Muskatnüsse, die ostindische Compagnie über den Verbrauch des Thees. Gesetzt auch, wir glaubten anfangs diese Gilde oder ihre oligarchische Leitung, unter welche die Kleinen nothwendig fallen würden, auf der Stufenleiter, die von der luftigsten Höhe des Liberalismus hinab zum losalen Fundament führt, nicht tief genug stellen zu können, ja wir nähmen sogar an, daß sie zunächst nur das Complement der Censur würde, so wäre damit doch für die Folge keineswegs den Gefahren vorgebeugt, welchen sich die Regierungen möglicherweise durch Schöpfung einer solchen geschlossenen Gilde, die in den gesetzlichen und traditionellen Alleinbesitz der mächtigsten geistigen Waffen käme, in einer unbestimmten Zukunft ausgesetzt sehen könnten. Kaufleute taugen unter allen möglichen Ständen am wenigsten zum Dienst. Sie haben immer ihr eignes Interesse, und dies wird sich unter keinen Umständen jemals so auf die Dauer mit dem der Regierungen verschmelzen lassen, als das des Adels oder selbst als das der Gelehrten.

Die Buchhändler, die sich dem Sitz der Central-Censur am nächsten befinden, würden freilich aus der vorgeschlagenen Allianz der Censur mit ihrem kaufmännischen Interesse Vortheil ziehen können, und deßhalb ist mir der Umstand nicht unwichtig, daß der Vorschlag gerade von zwei ehrenwerthen Herrn aus Frankfurt am Main ausgegangen ist. Aber würde für die entfernteren Buchhändler nicht gerade daraus folgen, daß sie die Vortheile der künftigen aus einem solchen Verhältniß naturgemäß entspringenden Oligarchie nicht theilen würden? Gewiß würden selbst die Schriftsteller sich zuletzt nur solchen Verlagshandlungen anvertrauen wollen, durch deren Firma die Zulässigkeit des Drucks und mithin der Absatz schon bedingt wäre, und im geheimen Kabinet der Buchhändlerbörse würden wir vielleicht merkwürdige Kabalen sich anspinnen sehn, um Nebenbuhler zu beseitigen, entfernte Provinzial-Verleger zu drücken, den ganzen Buchhandel in wenige Hände zu spielen. Die Zerstückelung Deutschlands gewährt dagegen keine völlige Garantie.

Die Freiheit der Diskussion achtend, die Theilnahme der Buchhändler an den politischen Fragen des Vaterlandes nach Gebühr ehrend, setze ich gern voraus, daß die beiden ehrenwerthen Verleger in Frankfurt am Main ihren Vorschlag aus reinem Patriotismus gemacht haben; dies hindert aber nicht, daß das Publikum der Sache etwas weiter nachdenkt, die Folgen überlegt und sich am Ende fragt: wird hier nicht ganz unschuldig ein Privatinteresse mit einem öffentlichen verwechselt, und handelt es sich nicht eigentlich darum, ein augenblickliches Bedürfniß der Regierungen (Beaufsichtigung der Presse) zum einseitigen Vortheil einer Kaste auszubeuten?

Wir werden erfahren, wie die Regierungen hierüber denken. Einstweilen wäre es eine unstatthafte Voraussetzung, wenn man besorgen wollte, daß einseitig nur die Buchhändler, und nicht auch die Autoren in einer Sache gehört werden sollten, die so wichtige Privatrechte berührt, und daß ohne irgend einen Grund die weise Mäßigung, welche der Leitstern der europäischen Friedenspolitik ist, durch Monopolisirung einer Klasse hintangesetzt werden sollte, die dadurch unvermeidlich zu allen Konsequenzen eines privilegirten Egoismus und zu jedem kaufmännischen Uebermuth verführt werden würde, wobei denn doch die Vorwürfe nicht auf die Privilegirten, sondern auf die, welche das Privilegium ertheilt haben, zurückfallen würden.

Wie dem auch sey und welche Lösung dieser Knoten finden wird, so gilt der Grundsatz audiatur et altera pars, und es ist die Pflicht der dabei so sehr betheiligten, in ihrem künftigen Eigenthum bedrohten, einem entehrenden Helotendienst unter einer allmächtigen Kaufmannsaristokratie ausgesetzten Schriftsteller, sich gegen diesen Handstreich zweier Buchhändler aus Frankfurt am Main zu wehren.

Dr. Menzel.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

5) Berlin wie es ist und — trinkt. Von Ad. Brennglas. Vier Hefte. Mit kolorirten Titelkupfern. Berlin, Bechtold und Hartje, 1834.

Eine sehr unterhaltende Lektüre. Die Charakteristik der niedern Klassen Berlins ist vortrefflich, die ausgewählten Scenen in der Volkssprache tragen den klassischen Stempel der Wahrheit an sich, und sind doch decent genug gehalten, daß man im Vorlesen derselben nicht stecken zu bleiben braucht.

Das erste Heft enthält die Eckensteher, die neuerdings auch auf die Bühne gebracht worden sind, die Lazaroni Berlins, die den wirklichen Lazaronis aber in der That noch ähnlicher sind, als Berlin Neapel, nämlich Lastträger, die nur so viel arbeiten, als sie zur Nothdurft Lohn brauchen, und dann keinen Fuß mehr rühren, sondern der göttlichen Faulheit Opfer bringen und sich nur durch Schnapsen, Witz und Händelmachen die trägen Geister auffrischen. Unter den vielen Situationen, in denen sie hier gezeichnet werden, heben wir nur eine hervor:

Die blutige Nase.

(Ein Eckensteher ist vor Gericht gefordert, weil er einem Andern die Nase blutig geschlagen hat; als ihn der Auskultator vernehmen will, erzählt er Folgendes:)

Eckensteher. Ja sehn Se, Herr Kultater, es war jrade an einen Sonntag, undt war en starker Nebel, so sieh ick in mein Logis un denke vor mir: Kielmeyer, denk ick, wo bämelstest heute hin? Na, denk ick, Du wirscht ransbämeln vor's Oranienburger-Thor zu Rennebohmen. Jut. Jesagt, jedhan! Ick seh aus't Fenster raus; ick denke: ziehst De Dir Deine bunte Kartun'ne an, oder nich? Na, denk ick, det Wetter is halweje, et fallen keene Camisbrodte von Himmel, Du wirscht Dir Deine Kartun'ne anziehen. Jut! — Wie ick runter komme un bin kaum ne Ecke jejangen, so drippelt's. Schwerebrett! denk ick, Du kannst doch woll nich in Deine Jacke jehen, Du wirscht Dir Deinen blauen Rock anziehen — det heißt nich den hellblauen, sondern den, den ick in de Meerzenjasse von Abrammen jekooft habe, det heißt eijentlich von Eva'n, denn er war nich zu Hause — un sehn Se, Herr Kultater, ick kehre richtig um un ziehe mir meinen Rock an.

Auskultator (unwillig). Zum Teufel, weiter! Das gehört ja nicht zur Sache!

Eckensteher. Ja woll, Herr Kultater! Ick kann doch nich ohne Rock jehen? Also ick jehe nu mit meinen Blauen und komme richtig raus zu Rennebohmen, un falle bei ihm rinn. Ick sage zu ihm: „Jun Dag, Rennebohm!" sag' ick. — „Jun Dag, Kielmeyer!" sagt er. „Wie jeht's Dir!" frage ich ihm. — „Ich danke Dir!" sagt er, „un Dir? „O ich danke Dir!" sagte ich. Darauf sagte Rennebohm: „kann ich Dir vielleicht mit einen Bittern aufwarten?" — „Ne," sagt ich, „ich danke Dir, ich habe mich einen Anies mitjebracht." Darauf jreiff ich in de Rocktasche un hole meine Carline raus un ließe einen hinter de Binde. „Er schmeckt Dir woll?" sagt er. „Ja!" sage ich. Rennebohm nimmt also ooch einen, ich nehme ooch noch einen, und Rennebohm nimmt ooch noch einen. Des ist jut! — Nu jesellte sich da ein Mensch zu uns, der nimmt ooch einije; wir unterhalten uns, wir kommen in Streit, un der Mensch schimpft mir in der Hitze des Jesprächs: „Fanschon!" Nu sehn Se, Herr Kultater — ick bin ein Mensch wie ein Kind; wenn mir Jener ins Jesichte spuckt un sagt: et rejent! so jlob ick't; wenn aber Jener Fanschon zu mir sagt, so steigt mir die Jalle ins Jeblüte un ick werde ärjerlich; denn sehn Se, Herr Kultater, Fanschon des is ein Hundename; denn ick habe mal bein Commerschenrath jearbeet't, un der hatte einen Hund, un dieser Hund, der hieß: Fanschon. Und ein Hund, Herr Kultater, das ist eine Thöle — und ich kann doch unmöglich keine Thöle nich sind! — Ick jeh also auf den Menschen, der mir Fanschon jeschumpfen hat, druf zu, un frage ihm: „Haben Sie uf mir Fanschon jesagt?" — „Wie so?" sagt er. Also nu werd ick unanjenehm und steche ihm eine. Er stecht mir wieder eine; darauf stech' ich ihm noch eine, und darauf stecht er mir ooch noch eine, un wie wir so in den besten Stechen sind, so kommt mein Freund Rennebohm und stecht uns alle Beede eine, un fuhrwerkt mit uns vor de Thüre raus, so deß wir uns verheddern, un jrade in den Rennsteen turkeln. — Nu kommt der Mensch zufällig unten zu liejen un ich auf ihm druf, un wir liejen ooch gar nich lange, so kommt ein Gend'armerie un frägt: „Kroopzeug! was macht ihr da?" — „Entschuld'jen Se, Herr Gend'armerie!" sagte ich, „ich bin kein Kroopzeug! Deß hier unten is mein Freund, un ich habe ihm was zu sagen." Un der Gend'armerie verzieht sich und verschwindt. Nu wird der Mensch aber da unten unruhig je."

Das zweite Heft enthält die Höckerinnen, offenbar die genialste Klasse der Berliner Bevölkerung, deren Witz und Erfindungsgeist vorzüglich den armen Berliner

Poeten anzuwünſchen wäre. Folgende Scene mag für ſich ſelbſt ſprechen. Eine Höckerin wird durch einen Käufer erzürnt und läßt ſich alſo gegen ihn aus: „Wat meent der ſpilldrije Jerippe? J er Jeſpenſt! Em blaſe ick ja durch ſeine durchſichtije Knochen, det er verhungern ſoll in de Luft, un wenn er ſich vor 11 Dage zu Freſſen mitnimmt! Schneid' er ſich doch ſeine drittbalb Haare von Kopp runter, un ſtech' er ſe in en Wullſack, damit er zeitlebens zu ſuchen hat, wenn er ſeine Liebſte ne Locke ſchenken will. J kik doch mal, er ausgehungerter Federfuchſer, er will Leite ſchikaniren? He? Leite will er ſchikaniren? Er hungrijer Federfuchſer! dhu er mir doch den Gefallen: knautſch er ſich zuſammen un jeh' er zum Plundermatz, un verkoof er ſich vorn virtel Fund Lumpen, en andrer Menſch jibt ja doch niſcht vor em. Nehm er doch de Watte aus de Waden un ſtopp er ſe ſich in de Ohren, damit er nich ſeine Schande hören muß! J er verhungerter Sekretär mit 'n Kommodenkaſten, — er will mir hier ſchikaniren? Leg er ſich doch auf de Hundebrücke hin, damit er unter ſeines Gleichen iſt; un laſſ' er ſich doch de Sonne in Hals ſcheinen, damit er endlich mal wat Warmes in Leibe kricht! — Junge Frau, ſchöne Bärblanſch! drei Silberjroſchen de Virtelmehe; ſoll ick meſſen?

Die Frau (beſieht die Birnen). Sechs Dreier!

Höckerin. Wie? Ick habe woll nich recht verſtanden? Sechs Dreier, wie?

Die Frau. Na, mehr ſind ſie doch nicht werth!

Höckerin. Nich? J, is nich möglich? Junge Frau, — ſind Se nich die olle Müllern? Wo wohnen Se'n in de Woche, ick möchte Ihnen mal det Sonntag's beſuchen? Soll ick Ihnen de Birnen vor ſechs Dreier villeicht noch in'en Stempelbogen inwickeln un zu Hauſe ſchicken? Jeh Se jo, jeh Se!

Ein junger Mann (geht vorüber und lacht). Schimpf' Sie tüchtig!

Höckerin (ſteht auf). J, is er ooch da? Wo hat em denn der Deibbel widder herjeführt, er ſchwindſichtijer Ellenreiter. Wat meent er, er jrünſchnäblijer Tiefkendreher, ick ſoll ſchimpfen? Loof er doch, er Heringsfabrikant: ſtehl er doch ſeinen Herrn Zuckerkante un ſtopp er ſich en Centner int Maul, damit er ſich nich blamirt! Stech' er doch ſeinen dämmlichen Kopp in de Feuertiene, damit er nich bloß hinter de Ohren naß is! Halt' er ſich doch de Oogen zu, damit er nicht vor ſich ſelber erſchreckt, er Wanſchenvertilgungsmittel! Dhu er mir den Jefallen un . .

Ein Schneidergeſelle (ſtößt ſie etwas unzart bei Seite). Na brüll' Se doch nich ſo, un mach' Se mir en bisken Platz!

Höckerin (die einmal im Zuge iſt). J er durch un durch verfädelter Schneiderjeſelle, wat koſte 'n det halbe Fund Kalbfleeſch von em? Wat hat er da geredt? ick ſoll em en bisken Platz machen? J dhu er ſich doch nich ſo dicke, er Ziejenbock; ſon Kerl wie er is, den laß ich jan z durch! Seh mal eener den Fiederwiſch an, der will Leite ſtoßen? Schneiderjeſelle, Du jammerſchſt mir! Loof jo, loof det De mech kommſt, ſonſt pack' ick em zwiſchen zwee Milchbrödte un eß em zum zweeten Frihſtück uf. J er beſoffner Jüngling mit de umjekippte Watermörder, ick will em ne Laterne in de Hand jeben, damit er ſich untern Rennſteen leichten kann. Jeh er jo, jeh er!"

Im dritten Hefte finden wir die phlegmatiſche Klaſſe der Holzhauer, die in ihrer Ruhe gleichwohl ſo ironiſch und boshaft ſind, daß man nicht leicht mit ihnen zu thun hat, ohne ſich zu ſchiefern, wie folgende Scene zwiſchen einem Bürger und Holzhauer darthut:

B. Nun, hier ſind die fünf Thaler.

H. (ſteckt das Geld ein und bleibt ſtehen). Na, wie is et denn?

B. Was denn nun noch?

H. Na hör'n Se, ohne Bierjeld wer'n Se uns doch nich . . .

B. Auch das noch? Nein, nein, Ihr habt genug! Ich gebe keinen Heller mehr.

H. Nich? So? Na, laſſen Se't man jut ſind, det hat niſcht zu ſagen. Darum laß' ick mir ooch noch keene jraue Haare wachſen; et jehört zwarſch dazu, aber wenn't nich is, denn is et nich. Na, ſchlafen Se recht woll, det hat niſcht zu ſagen. (Er geht und wirft mit aller Kraft die Thür hinter ſich zu.)

B. (kommt ſchnell heraus und ſchreit mit kupferrothem Geſicht). Was ſoll denn das heißen? Warum wirft er denn die Thür ſo?

H. (ſieht ſich auf der Treppe nach ihm um). Nee, nu laſſen Se man ſind, nu nehm' ick keen Bierjeld, un wenn Se mir een Dhaler bieten!

B. (wüthend). Unterſteh' Er ſich ſolche Dummheiten noch 'mal!

H. Nee, Se können mir bieten, wat Se wollen! Ooch nich en Pfennig nehm' ick.

B. (immer wüthender). Was? Er will mich wohl noch foppen, er dummer Kerle?!

H. Nee, wie jeſacht, jeben Se ſich keene Mühe! Det war ja man mein Spaß, wie ick mir von Ihnen Bierjeld foderte. Wenn ick wirklich mal Bierjeld nehme, ſo ſeh' ick mir meinen Mann an, aber von All und Jeden nehm' ick keen Bierjeld! Nee! Da könnte am Ende Jeder kommer, un wollte mir Bierjeld geben!

Im vierten Heft produciren ſich die Köchinnen. Indem der Verfaſſer ihr Vornehmthun im komiſchen Licht zeigt, wirft er ziemlich ſcharfe Seitenblicke auf ihre Herrſchaften und erweckt keinen ſehr vortheilhaften Begriff von der häuslichen Sittlichkeit Berlins.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 74. 21. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

(Schluß.)

6) Antitheſen oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Gerold, 1834.

„Herr Humor, oder wie er ſich eigentlich ſchreibt, Humour, iſt ein geborner Engländer, aber von unerweislicher Herkunft; nach Einigen der Sohn des Lord Geiſt und der Sängerin Fantaſie-Herz, nach Andern der Abkömmling einer uralten Familie, die der berühmte Johnſon bis auf Lucian von Samoſata zurückführt. Wodurch ſeine Exiſtenz begründet iſt, weiß Niemand; er erſcheint bald reich, bald arm; er reiſ't, ſeit man von ihm ſpricht, unausgeſetzt, mit Wechſeln auf die erſten Kaſſen Europa's (Frankreich ausgenommen, wo er noch fremd iſt); das große Handelshaus, Lenz u. Comp., honorirt alle ſeine Anweiſungen. Er hält ſich nirgend lange auf, iſt bald da, bald dort. In Deutſchland wurde er vorzüglich bekannt durch Hippel und durch einen gewiſſen Jean Paul, welche auf ſeine Veranlaſſung mehrere Schriften herausgegeben. Von da ab nennt ihn Jung und Alt; man kennt ihn als Sonderling, als guten Geſellſchafter, Schalk und Erzſpaßmacher, und wer ihn nicht perſönlich zu kennen das Glück hat, rühmt wenigſtens, von ihm gehört zu haben. Goethe machte ſeine Bekanntſchaft, als er ſeinen Fauſt dichtete. Dieſer Herr Humor, der faſt alle Länder der Erde bereiſt, unter allen Völkern gelebt hat, alle Sitten und Gebräuche kennt, im ganzen menſchlichen Wiſſen zu Hauſe iſt, der mit Humboldt glänzende Hypotheſen aufgebaut und mit Cuvier die foſſilen Reſte urweltlicher Thiere geſammelt, der Zacharias Werner ſeinen Freund nannte, der Alles erlebt und Alles geſehen hat, iſt eigentlich der luſtige Rath der Menſchheit, der, wie Paganini, deſſen Herzenshand er ſchon in der Wiege geküßt, geheimnißvoll die Welt durchwandert, bald an den Tafeln des Reichthums ſchweigend darbt und bald am Tiſchchen der Armuth jauchzend ſchwelgt, jezt um eine Zähre des Mitgefühls bettelt und jezt in genialem Uebermuthe die Perle im glühenden Weine hinabſchlürft, die ihm ein Fürſt nicht theuer genug bezahlte; der in dieſem Augenblicke dem Chamäleon gleicht, das, ſelbſt ohne Farbe, jede ihm nahende Farbe in ſeinem Spiegelpanzer abſtrahlt, und gleich darauf wieder im tiefſten Schwarz erſcheint.“

Digitized by Google

Diesmal hat der Humor nur seine heitre Farben ausgelegt und es ist nichts Tragisches an ihm. Er vergleicht Wien mit Berlin und aus dieser Vergleichung entspringen ihm eine Menge Kontraste, von welcher Seite er auch das Leben jener Hauptstädte auffassen mag, überall treten sie in einen polaren Gegensatz. Folgendes Gespräch ist einem Berliner Theezirkel entlehnt:

„Herr N. Sie sprechen schon recht jeläufig. Wie jefällt Sie Wien? Sie waren auch in Berlin; wünschten Sie lieber dort zu sind? Wien ist sehr anjenehm; bleiben Sie lange hier?

Franzose. Bis Ende April; dann reise ich nach Italien, pour faire mes promenades dans Rome.

Frau vom Hause. Mein Fräulein, Sie nehmen gewöhnlich zum Vesperbrote, nicht wahr?

Die Wienerinnen. (Immer miteinander und in einander sprechend.) Ja, gnädige Frau, in der Regel trinken wir Kaffee auf die Jausen; aber Feind bin ich dem Thee just gerad' auch nicht; aber mit Obers.

Frau vom Hause. Sie meinen Sahne? Er schadet so weniger; heißer Thee mit kalter Sahne.

Wienerinnen. Der Thee zehrt und wenn man nicht zum Fettwerden inklinirt —

Herr Humor. Er macht etwas unruhig.

Wienerinnen. Man muß ihn halt nicht alle Tage trinken.

Fräulein vom Hause. Das ist eben sehr schwer für uns, da wir an Thee gewöhnt. —

Wienerinnen. Ich thät' mir'n halt abgewöhnen, wenn ich Sie wäre, Fräul'n.

Humor (zu mir). Jetzt geht es los.

Fräulein vom Hause. Ich könnte mir den Thee so wenig versagen, als ein Wiener sich des Wörtchens Halter entschlüge.

Humor. Verzeihen Sie, Fräulein, halter sagt kein Wiener, er sagt halt —

Fräulein vom Hause. Aber unterrichten Sie mir man mal, mein Herr, was für einen Sinn der Wiener eigentlich in dieses häßliche Wort zu legen pflegen thut?

Wienerinnen. Ja schaun's, das kann man halt nicht sagen; Leut' von Distinktion sagen's zwar nie; mir kommt's gar nie heraus, aber im Ganzen hört man's halt freilich öfter als es nöthig wär'; wissen's, es ist halt so bequem das Wort; man sagt hier in Wien in einer Minute mehr damit, als man in Berlin in einem ganzen Tag mit uneben sagen kann.

Fräulein vom Hause. Mit eben, wollen Sie sagen, Fräulein; der Berliner sagt statt es ist halt so: es ist man eben so! Doch, das ist eben nicht so ganz ohne und ziemlich difficil.

Wienerin. Ja eben — sollt es wohl heißen; aber es ist halt nicht alles Ebene immer eben — eben.

Bei diesen Worten blickte das Fräulein um sich in einer Art Selbstgefühl, indem sie ihre liebenswürdige Schwester, an die so eben für einen Moment die Reihe des Schweigens gekommen war, mit dem Arme anstieß, sie gleichsam, sollte sie selbst es noch nicht gemerkt haben, über den erfochtenen Sieg in Kenntniß zu setzen, nebenbei aber ihr schönes Batisttuch entfaltete, gleichwie ein liebreizendes Zeichen, daß sie jeden Augenblick bereit sey, mit ihrem Feinde Frieden zu schließen.

Eine Hitz' hat's — fuhr die holdselige Brünette fort, ich versichere —

It's at's? — wandte sich der junge Franzose heimlich fragend zu Herrn Humor: Monsieur, qu'est-ce que ce quo ça, It's at's? Je vous en assure, je ne comprends point ce mot, ce terme It's at's — mais —

Humor. Mademoiselle wollte sagen, daß es im Salon heiß sey, drückend warm —

Franzose. Ah, das ist sehr kurz ausgedrückt; j'apprends par coeur ce terme It's at's, je trouve fort bien dit que ce quo ça.

Aeltliche Dame aus Leipzig. Es sind jetzt zwei Monate, daß ich in Wien; allein ich kann Ihnen sagen, meine Fräulein, daß ich hier Manches noch immer sehr schwer verstehe; in Leipzig —

Dürft' ich, fiel die andere Wienerin rasch ein, drei Jahre seyn, und ich findet' mich mit den dortigen Hüten und Hauben noch nicht zurecht.

Aeltl. Dame. Ja, es hat so jede Stadt ihr Eigenthümliches; so hat auch Leipzig ganz eigene Hauben; indessen kommt ein Mädchen dort auch eher unter die Haube. —

Wienerin. Aber unter was für eine Hauben und Hauben sind halt auch verschieden.

Herr N. Bitt' um Entschuldigung, mein Fräulein, aber enzig und alen, weil jerade die Sprache jewesen von das Wort Halter —

Humor. Halt — wollen Sie sagen.

Herr N. Halt — wollte ich jesagt haben: ich versichere Ihnen, bloß enzig und alen, dieweil wir nunmehr alleweile von Dialechten die Rede begonnen, das eene von die beeden Fräulein hat, daß ich nicht die Unwahrheit lügen thue, alewele wir nun in der Konversation okkupirt seyn, wenigstens dreemal Halter —

Humor. Halt — wollen Sie sagen.

Herr N. Halt jesprochen dreemal nach eenander, ick will nicht ehrlich sind, wenn ick übertrieben. Aber, ick kenne das; wenn man eenmal in das Verplempern rinjekommen, so bleebt man drein, und da hilft man Alles nischt nicht. In Berlin, wo man, wie bekannt, das reenste Teutsch spricht, (der jemeine Mann spricht benahe so jud als ick) fällt mir en solches Wort, wie Halter — Halt — wollt' ich sagen, ja schauderhaft auf; aber bitt' um Entschuldigung, es ist man och jar zu schauderös; mich ist immer, wenn ick diesjenigte Wort hier vernehmen thue, als — o ick versichere Ihnen, aber das Vergleichen ist meene Sache nie nicht jewesen.

Wienerin. Berlin ist darum eben Berlin, und Wien ist halt Wien."

Prägnanter und voll treffender Wahrheiten sind folgende Charakterschilderungen.

Die Frauen.

Honneur aux dames!

„Die Berlinerin ist schön, die Wienerin reizend; die Berlinerin hat schönere Züge, die Wienerin lieblichere Formen. Die Berlinerin ist in ihren Bewegungen anständig, die Wienerin anmuthig; jene geht, und zwar vorsichtig, diese hüpft und schwebt, gefällig und leicht. Die Berlinerin macht schöne Toilette, die Wienerin macht die Toilette schön; jene ist elegant, diese geschmackvoll; jene macht die erste Mode mit, diese macht sie. Im Allgemeinen sieht man in Berlin zu viele Frauenzimmer ohne Hut oder Haube und viele in zu mißlichen Kopfverzierungen, als sich mit dem Begriffe einer großen Stadt verträgt.

Die Berlinerin spricht, die Wienerin plaudert; jene besser als sie kann, diese bequemer als sie soll: der Dialekt der Märkerin ist bisweilen sehr wehthuend, der der Oesterreicherin zuweilen sehr angenehm und im Ganzen (halt) nicht übel. Die Berlinerin liest, was sie gut findet, oder ihr von diesem oder jenem Gelehrten empfohlen worden ist; die Wienerin nur, was ihr gefällt und ohne viel zu wählen; jene versteht den Prediger, diese die Predigt.

Die Berlinerin ist nur scheinbar ernst und flegmatisch; angeregt, wird sie heiter, lebhaft, unterhaltend; die Wienerin ist eben so nur scheinbar leichtsinnig und frivol, angeregt, wird sie ernst, still und thätig. Die Berlinerin liebt, die Wienerin verliebt sich und glüht, wenn jene nur eine sanfte Wärme aushaucht, und beginnt mit der eigentlichen Liebe da, wo die Berlinerin schon in den geläuterten Zustand der höheren Freundschaft übergegangen, ist sonach reicher um die Blüthenzeit des Herzens. Die Berlinerin ist treu von Natur, die Wienerin ist nicht untreu, wenn es der Mühe werth ist. Die Wienerin, die als Mädchen nicht Fünf zählen konnte, schreibt als Frau eine Algebra; bei der Berlinerin ist's umgekehrt. In Berlin sieht man auf öffentlichen Bällen Mädchen aus den ersten Häusern, Mädchen aus den Wiener ersten Häusern sieht man kaum in ihren eigenen."

Den Charakter der Männer und des Volks hat der Verfasser weniger scharf unterschieden, und hätte sich da, z. B. über das Militair, noch Manches anbringen lassen.

Wir können bei diesem Anlaß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es einigermaßen zur Verfälschung des Urtheils über die deutsche Nation beiträgt, wenn man die beiden genannten Hauptstädte als Repräsentanten derselben ansieht, in dem Sinn wie etwa Paris wirklich Frankreich repräsentirt. Sowohl Wien als Berlin liegen auf der slavischen Seite, sind im eroberten und erst allmählich germanisirten Slavenlande gegründet, und entbehren sehr viel von dem kerndeutschen Wesen der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Städte. Ueberdies sind sie trotz ihrer Größe doch in Bezug auf das ganze Deutschland nur als Provinzial-Städte zu betrachten, es fließen hier nicht (wie in London und Paris) alle Provinzialeigenthümlichkeiten zusammen um sich zu durchdringen, sondern sie selbst stellen nur eine Eigenthümlichkeit dar im Gegensatz gegen die andern.

7) Bunte Briefe, 1832. Von Dr. Woldemar Seyffarth, Verfasser der Reisetage. Zwei Theile. Altenburg, Literatur-Comptoir, 1833.

Schade, daß der Verfasser seine vernünftigen und heitern Gedanken in einen wahrhaft weiblichen Wortschwall einkleidet. Daß Kürze und Würze nicht bloß im Klange reimen, sollten insbesondere Humoristen wissen. Auch die lustigste Erzählung wird traurig, und die interessanteste Abhandlung langweilig, wenn die Worte nicht das Maaß der Gedanken halten. Zum Belege folgende Stellen Theil I. S. 181: „Palliativ-Mittel, mein sehr verehrter Freund, taugen schon deßhalb nichts, weil sie nur Palliativ- und keine Radikal-Mittel sind. Bei Anwendung derselben vertauscht man das harte Wort Uebel mit dem weichern Uebelstand und wirft dem Uebel ein Mäntelchen um, damit es entweder den Augen Anderer ganz unsichtbar werde, oder doch dem Behafteten weniger übel stehe. Wird aber der Leidende dadurch seiner Schmerzen ledig? Mit nichten. Und deßhalb taugen die Palliativ-Mittel nichts. Ich rangire sie in dieser Beziehung auf gleiche Fläche mit den ungebührlich beliebten halben Maaßregeln. Man will und man will nicht. Also thut man, was zwischen wollen und Nichtwollen liegt, und das ist in der Regel etwas Nutzloses, etwas Widersinniges, etwas Dummes. Man

sagt: liebster Freund, mein Pelz muß gewaschen werden, allein Sie wissen, Nässe verdirbt den Pelz, deßhalb seyen Sie zwar so gut, ihn zu waschen, doch bitte, machen Sie ihn nicht naß. Und nun wird der Pelz ungenäßt gewaschen, sieht anfangs rein aus, ist aber in der That noch eben so schmutzig wie vorher. In natürlicher Folge müssen, sobald das Mäntelchen der Palliativ-Mittel zu kurz wird, Radikal-Mittel, und sobald man die Halbheit der halben Maaßregeln einsieht, ganze zur Anwendung kommen. Nun schmerzt, physisch wie moralisch, der Schnitt in das kranke, zwecklos gereizte Fleisch doppelt, und statt eines Dankes, den er nicht verdient, erhält der Arzt gerechte Vorwürfe. So bemerkte vor mehreren Jahren, irre ich nicht, im Jahre 1826, die sächsische Regierung, daß die seit lange zu allgemeiner Verbreitung der Kuh- oder Schutz-Blattern-Impfung gesetzlich angeordneten Maaßregeln ihren heilsamen Zweck nicht erreichten." Nun geht es drei Seiten lang fort, indem gezeigt wird, daß das Impfen in Sachsen nicht habe vorwärts gehen wollen. Dann heißt es weiter: „Fragt mich nun Ihre Ungeduld, wozu diese Dissertation der Eingang, die Vorbereitung seyn soll, so weiß ich im Voraus, daß meine Antwort Ihnen das Horazische: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, ablocken wird. Das kann mich indessen nicht abhalten Ihnen der Wahrheit gemäß zu sagen, daß vorstehendes exordium seine Entstehung lediglich einem — kranken Zahne schuldet. Und ehe Sie nun das parturiunt ausrufen, rufen Sie in Ihr klassisches Gedächtniß die Worte Eutrop's: romanum imperium, quo neque ab exordio ullum fere minus, neque incrementis toto orbe amplius humana potest memoria recordari, —, was auf gutes Deutsch nichts Anderes heißt, als daß man über den geringfügigen Anfang einer Sache sich nicht mockiren soll. Mir, das können Sie glauben, war mein Zahn, der mich lezte Nacht aus dem Schlafe weckte, mich fast sinnlos betäubte und mir jede Stunde zu einem Jahrtausende verlängerte, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, und obige meine Aeußerungen über das Nichtswürdige der Palliativ-Mittel und halben Maaßregeln sind nur ein schwacher Nachhall der grimmigen Verwünschungen, die ich in der Schmerzens-Wuth gegen dieselben — gedacht habe. Nächstdem verwünschte ich den Kellner sammt seiner infamen Lüge, daß die Sache — Zahnschmerz eine Sache! — hier in Hamburg von kurzer Dauer sey, verwünschte mich, daß ich ihm geglaubt, verwünschte die Schwäche meines Willens, dem ich vergebens aufgab, den Schmerz nicht zu fühlen, verwünschte die Nacht, weil sie nicht Tag war, und concentrirte alle diese Verwünschungen in denen der Palliativ-Mittel, die den ersten Anfall besänftigt hatten und nun so bosbaft waren, mich für mein Vertrauen in Verzweiflung zu jagen. Denken, malen Sie sich das mit der Lebhaftigkeit Ihrer Phantasie, und nicht wahr, Sie bewundern die Mäßigkeit, mit welcher ich das Untaugliche der Palliativ-Mittel, das Halbe der halben Maaßregeln angegriffen habe, und finden das exordium vollkommen gerechtfertigt?" Und so fort. Das ist doch wohl sehr breit und langweilig?

8) **Stella. Eine poetisch-humoristische Gabe von Ferdinand Stoll. Leipzig, Kollmann, 1833.**

Ein seltsames Allerlei. Vorn die zahmsten Philistereien, hinten politische Satiren. So bietet der Verfasser unter dem pretiösen Titel „Metrisches" Gedichtchen wie folgendes dar:

Hofthürrlingeln — auf der Hausflur
Stampfen, Plaudern, Schneeabstäuben —
Sonntagsstille — Bratendüfte —
Innige Familienstube.

Man sieht ordentlich, wie sie so innig beisammensitzen, und die Gans, die sich aus purer Familienanhänglichkeit zu dem Schmaus hat schlachten lassen, unter den Messern und Gabeln ihre innige Seele in Bratenduft zum zweiten Mal aushaucht, und wie Vetter Michel höflich davon frißt und der Dichter ihn innig anblickt:

wie ist der Gedanke labend,
solch ein Edler bleibt uns nah,
immer heißt es, gestern Abend
war der Vetter Michel da.

Doch der Dichter setzet sich aus der Philisterei heraus, er will etwas Munteres, etwas Spektakel.

Wird denn nicht
Dem armen Dichter
Bald einmal die
Freude lächeln
Daß auch 'nmal ein
Froh Allegro
Munter durch die
Saiten klimpre?

Dazu hilft ihm denn die Politik und am Schluß des Werkchens sehen wir ihn mitten unter den sächsischen Liberalen bedeutende Ausfälle gegen die Ultras und sogar eine Parodie auf Goethes bekanntes Lied machen:

Kennt ihr das Land, wo noch die Knute zieht,
Durch Prügel erst die Liebe hold erglüht,
Wo Juchtenduft durch kühle Lüfte weht? ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 75. 25. Juli 1834.

Kunst-Literatur.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 539.

Obgleich diese Reisebeschreibung gleich jeder andern die kleinen Abenteuer des Reisenden und eine Schilderung von Land und Leuten enthält, so hat sie es doch vorzugsweise mit der Kunst zu thun, und sie begnügt sich nicht bloß mit den Kunstwerken, die dem Reisenden unterwegs aufgestoßen sind, sondern sie knüpft daran noch sehr ausführliche Betrachtungen über Geschichte und Theorie der Kunst überhaupt und viele Seiten lang glaubt man mehr in einer Aesthetik, als in einer Reisebeschreibung zu lesen.

Der Verfasser besitzt eine seltene Klarheit, ich möchte sagen Reinlichkeit des Blicks, und da es ihm auch an der Gabe zu unterscheiden und Kategorien aufzustellen, nicht fehlt, so erhalten wir von ihm eine so malerische Charakteristik alles dessen, was er gesehen, daß wir das ganze starke Buch hindurch unter den sprechendsten Bildern wandeln, die uns gleichwohl den Blick nicht verwirren, da ihre Mannichfaltigkeit dem Ordnungsprincip des Gegensatzes unterworfen ist.

So schildert er gleich im Eingang den Totaleindruck der holländischen Städte: „Die Bauart ist mehr bequem als freundlich. Die Häuser, tief und mit schmaler Vorderseite, scheinen selbst die Form der Schiffe angenommen zu haben, die mitten in der Stadt auf den breiten Kanälen vor ihnen liegen. Das untere Stockwerk ist häufig hoch aber getheilt zu Vorrathsräumen und Hangestuben benuzt; darüber bezeichnen große Fenster mit glänzenden Scheiben die geräumigen Gemächer, den Aufenthalt des Luxus, während die obern, schon sehr hochliegenden Zimmer klein, für Kinder und Diener angewendet scheinen. Die untere Bekleidung des Hauses ist häufig in Marmor, gewöhnlich dunkel, glänzend und solide; weder in der eleganten Nüchternheit des neuesten Geschmacks noch mit den barocken Verzierungen des siebzehnten Jahrhunderts. Der Eindruck des Ganzen ist wie der einer ehrbaren, wirthschaftlichen Jungfer, mit derben Zügen, die in der Jugend nicht schön oder anziehend waren, aber in reifern Jahren wohl erhalten, verständig und gutmüthig erscheinen. Wie bei ihr das dunkle, anständige, häusliche Kleid in seiner steifen Glätte ein Beweis der Reinlichkeit, aber auch der Sorgfalt ist, die unvermeidlichen Spuren wirthschaftlicher Thätigkeit weniger auffallend zu machen, so trägt die holländische Stadt auch überall, trotz des glänzenden Marmors an den Pfosten und des blanken Messings an den Thüren, eine Neigung zu dunkeln Farben zur Schau.“

Wer wird folgender genialen Skizze einer allgemeinen Kunstgeschichte seinen Beifall versagen? „Der Geist kann sich in dem Reichthum der Natur nicht sammeln; das Einzelne ziehet ihn an, aber jedes Einzelne führt zugleich zu Anderm fort. Die Pflanze haftet im Boden, die Sonne spiegelt sich in dem thauigen Grase, und die Wolken werfen von oben her ihren Schatten auf das Gefilde. So schweift der Blick umher und gibt uns nur das Gefühl,

Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen,
Und sich die goldnen Eimer reichen.

Der Sinn kann nicht bei der ruhigen Form weilen, die Harmonie, der bewegte Sphärengesang zieht ihn mit sich fort, er sammelt sich erst in dem Gedanken an Gott. So wurde das erste Naturgefühl nicht zum Bilde, es wurde Poesie, Gesang, die Hymne des Psalmisten. Die Hebräer sind wohl in jeder Beziehung als die Repräsentanten dieser ersten Stufe zu betrachten. Auf sie folgte eine andre Weltanschauung, die ihre höchste Ausbildung bei den Griechen erlangte. Wenn der Geist auch davon ausging, die irdischen Dinge nur als vorübergehende, vergängliche anzusehen, die der Hauch des Schöpfers hervorruft, und in ihr Nichts zurücksenkt, so mußte er doch später in diesem Wechsel das Beharren, das Gesetz des Bestehens erkennen. Während er früher in der Welt nur die rastlose Bewegung wahrnahm, die ihn bei keinem Einzelnen weilen ließ, haftete sein Blick endlich auch mit Wohlgefallen bei den einzelnen Gebilden und wurde sich ihrer Kraft und Schönheit bewußt. Zuerst aber mußte die schönste aller Gestalten ihn fesseln, der Mensch. Jene demüthige Klage des Psalmisten, die den Menschen mit dem schwachen, vergänglichen Grase verglich, enthielt schon das Bewußtseyn höherer Ansprüche, und führte zu andern Vergleichungen mit den edlern Gestalten der Natur. Aber alle finden sich in ihm, dem Menschen, wieder, er erscheint daher als das lebendige Gesetz der Natur; ihre Gestalt ist nur soweit verständlich, geistig bedeutend, als sie ihm gleicht. — Erst für die christliche Anschauung wurde die Natur zu einem Ganzen, zunächst freilich nur dadurch, daß man sie für eine feindliche Macht hielt, der sich der Mensch zu entziehen habe. Aber dennoch war hiedurch die große Scheidewand gezogen, welche sie einst selbstständig machen sollte. — Im frühern Mittelalter äußerte sich diese Anerkennung nur durch die völlige Negation; alle Gestalten verloren, wenn die Kunst sie auffaßte, den Schein natürlicher Zufälligkeit, nahmen verständig berechnete symmetrische Formen an. Aber gerade diese Enthaltsamkeit wirkte vorbereitend, um die höchste Eigenthümlichkeit der landschaftlichen Natur empfinden zu lernen; denn diese geometrisch berechneten Formen waren auch wieder willkürliche und wurden bald zu heitern Arabesken, die von selbst pflanzenartige Gestalten enthielten. In tieferer Weise vorbereitend wurden sie aber, als sie sich zu der ernsten Architektur der gothischen Dome ausbildeten. — So finden sich denn die ersten Anklänge dieses Gefühls in den Minnesängern, die, wie nach langem Winter, nicht müde werden, dem Frühling entgegen zu jauchzen. Freilich ist dies bei ihnen nur noch sinnliches Behagen. Die Natur ist nur der Schauplatz ihrer Lust, der Frühling nur die Zeit der Liebe. Aber das Auge der Liebe ist sinnig, und mehr und mehr erwachte das Gefühl auch für die eigenthümliche Bedeutung der Gestalten, die sich wie im Mitgefühl mit dem Menschen schmückten. — So kam denn beides zusammen, die jugendliche Freude an der heitern Natur und der ordnende architektonische Sinn, um, als die bildende Kunst zum ersten Male wieder die Fesseln der mathematischen Regel abstreifte, und freies, heiteres Leben darstellte, es gleich mit landschaftlichen Formen zu umgeben. Ich meine die Eyck'sche Schule, die auch hierin gleich anfangs mit wunderbarer Meisterschaft auftrat."

Der Verfasser geht nun ausschließlich zur Landschaftmalerei über. Nachdem er bemerkt, daß die Landschaft in der Eyck'schen Schule noch innig mit der Historie verbunden und noch keineswegs selbstständig gewesen sey, bezeichnet er ihre erste völlige Emancipation mit dem Namen Lorrain. „Sie schloß sich zuerst an die italienische Landschaft an, deren schärfer ausgesprochene, heroischere Züge dies erleichterten und bei denen auch das verbreitete Gefühl für die untergegangene Herrlichkeit Roms eine solche Auffassung begünstigte. Eine Ahnung hievon kann man schon bei Elsheimer erkennen. Deutlicher wurde sie bei Paul Brill (1566—1626), der zwar noch das überfrische, sinnliche Kolorit des Breughel beibehielt, aber doch schon bedeutende Bergformen und eigenthümlich italienische Bauwerke hinfügte. Er und die Brüder Both sind aber nur die Vorläufer des Meisters, der die Auffassung der italienischen Natur in diesem Sinne vollendete, des Claude Lorrain. Mit ihm waren die Lehrjahre der Landschaftmalerei beendet; sie hatte die Meisterschaft erreicht und erlangte unter seinen Händen einen Ernst, wie ihn bisher nur die historische Malerei gehabt hatte. Aber freilich war es nur die italienische Natur, welche er erkannt hatte, und seine ganze Weise sagte nur dieser zu. — Erst Albert von Everdingen und besonders Jakob Ruysdael; jener mehr als zwanzig, dieser mehr als dreißig Jahre nach Claude geboren, brachen sich eine neue Bahn, indem sie die nordische Natur rein in ihrem Charakter auffaßten. Indessen geschah dies freilich in einem allgemeinern Sinne, als es bei Italien geschehen war. Everdingen hatte (wie seine Gemälde und noch mehr seine radirten Blätter beweisen) Skandinavien gesehen, und die schroffen Gegenden mit ihren Wasserfällen und

Fichtenstämmen hatten auf den Niederländer tiefen Eindruck gemacht. Der Charakter dieses Landes, der insofern dem italienischen verwandt war, als er sich in festen, scharfen Formen aussprach, dafür aber einen völlig verschiedenen, fast entgegengesetzten Ausdruck hatte, war am meisten geeignet, zunächst nach dem italienischen verstanden zu werden. Ruysdael ging weiter: ihm wurde auch die Bedeutung der scheinbar uninteressanten Fläche und des einheimischen Waldes klar, und er wußte in manchen Beziehungen die Eigenthümlichkeit des niederdeutschen Landes mit unübertrefflicher Wahrheit darzustellen." Der Verfasser hätte noch sagen können, daß diese Maler die Natur ganz frei und getrennt von der Geschichte, ja im Gegensatz gegen sie aufgefaßt haben, während, wie er so treffend andeutet, Claude noch gleichsam die todte Geschichte in den Ruinen Italiens festhält. Wenn der Verfasser eben so treffend bemerkt, daß die Landschaftmalerei später wieder durch das Novellenartige, durch das Hervorheben von Nebendingen und Einzelheiten verdorben und die große einfache Naturansicht jener ältern Maler verloren gegangen sey, so hätte er um so mehr die Landschaft in jener frühern reinen Auffassung als eine Entäußerung des Historischen, als einen Gegensatz zu ihm auffassen und nicht den etwas vagen Grundsatz aufstellen sollen, daß sich die Landschaft unter allen Umständen nur als „der Wohnsitz der Menschen" in dem Sinn auffassen lasse, „wie der Körper Wohnsitz der Seele sey" (vergl. S. 39). Ich möchte gerade umgekehrt behaupten, daß man bei der Landschaft nie daran denken dürfe, daß sie Wohnsitz der Menschen sey. Abgesehn von den tief ergreifenden Bildern Everdingens, die uns die Natur durchaus in Abwesenheit des Menschen darstellen, würde nun selbst eine kultivirte Landschaft mißverstehn, wenn man in ihr nicht das Walten der Natur, sondern nur das des Menschen sehn wollte. Es ist wahr, die Natur ist der Wohnsitz der Menschen, und selbst die wilde Natur steht in einer gewissen Korrespondenz mit der Wildheit der Menschen, aber ist denn der Mensch oder ist die Natur das Primitive? Ich denke, die letztere. Ich erkläre mir den Norwegen lieber aus seiner Felsen-, Wald- und Seenatur, als umgekehrt diese Natur aus dem norwegischen Menschen. Der Mensch an sich ist ein so allgemeiner Begriff, wie Gott. Ich kann auch sagen, Gott ist in der Natur, aber die Natur ist der Wohnsitz Gottes, und doch würde ich Unrecht haben, wenn ich die malerische Eigenthümlichkeit der Landschaft aus dieser frommen Betrachtungsweise erklären wollte. Unabhängig von Gott und von den Menschen bedeutet die Natur nach geographischer Lage und Klima, wie nach der eigenthümlichen Bildung von Meer und Land ihre mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten, die auch das Auge und die Hand der Kunst nicht anders auffassen kann, als sie eben sind, ganz unabhängig von Gott und Menschen.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen wechseln wieder kleine Reisebilder. Noch einmal kommt der Verfasser auf die holländische Reinlichkeit zu sprechen. Muß man aber nicht dabei unterscheiden? Muß die Umständlichkeit, muß das Instrument, womit ich einen Fleck auf den Fußboden zu machen vermeide, nicht am Ende das Auge eben so sehr, ja noch mehr beleidigen, als der Fleck selbst? Ist es nicht auch in deutschen Wirthshäusern weit ekelhafter, wenn das blecherne Gefäß, in welches die Gäste ihre Pfeifen ausleeren, mitten auf dem Tisch neben den Flaschen und Gläsern, ja neben den Speisen steht, als wenn die Gäste ihre Tabaksche, ohne weiteres auf den Boden ausschütten? Ist ein gewisses Glas in Holland nicht weit empörender für ein reinliches Auge, als jeder mögliche Fleck auf dem Boden?

Dann folgen wieder Kunstbetrachtungen, z. B. natürlich wirkt die Verbindung thierischer Glieder mit dem menschlichen Körper sehr verschieden. Centauren und Sphinxe können schön seyn, an den Satyrn sind die Bocksfüße, an den Faunen die thierischen Ohren, am Haupte des Jupiter Ammon selbst die Hörner nicht anstößig. Aber der hundsköpfige Anubis scheint uns schon häßlich. Der Grund hiefür ist klar; den untergeordneten Gliedern können wir thierische Kraft gestatten, aber wir dulden ungern die Herrschaft eines thierischen Kopfes über menschlichen Bau. Indessen alle diese Verbindungen schließen sich doch noch an die gemeinsame organische Bildung des menschlichen und thierischen Körpers an. Die einzelnen Theile behalten ihre natürliche Bedeutung, die Stellen des Körpers, an denen das Fremdartige angefügt ist, sind wenigstens zu ähnlichen Verbindungen geschaffen, alle nothwendigen Glieder sind da, und keines ist nach den allgemeinen Gesetzen der ergonischen Gestaltung völlig überflüssig oder störend. Geringe Wiederholungen, wie etwa im Körper des Centauren, hemmen doch nicht sichtbar. Anders aber ist es bei der Vervielfältigung der Glieder; denn sie fügt nicht nur Ueberflüssiges an, sondern sie entstellt auch das Nothwendige. „An der plastischen scharfsinnigen Unterscheidungen ist dieses treffliche Werk überaus reich. Sie theilen nach einige mit: „Wenn Denner uns einen greisenhaften Kopf in fast natürlicher Größe mit allen Runzeln vor Augen bringt, so ist das allerdings widerlich, weil er dadurch gerade das Untergeordnete am Menschen heraushebt, das Geistige zurücksetzt. Ebenso wenn von den Werken Handlungen einer heroischen Zeit mit so feinem Pinsel und sorgfältiger Glätte darstellt, so wird der Kontrast der weichlichen Auffassung gegen die großartige Naturwelt, welcher der Gegenstand angehören soll, störend seyn. Ganz anders aber bei den Gegenständen,

welche Doum darstellte. Das leblose Hausgeräth kann nicht dadurch verlieren, wenn seine mechanisch gebildete Form mit allen Einzelheiten wiedergegeben wird." — „Während die alte Komödie mit ihren hohen ernsten Gegenständen auf's leichteste spielt, sie in phantastischen Formen verbringt, den Boden der Wirklichkeit vollkommen verläßt, und gerade durch diesen kecken Muth und den Kontrast gegen den Ernst der Sachen so gewaltig wirkt, verfährt die neuere Kunst gerade umgekehrt. Sie verlangt mindestens Wahrscheinlichkeit, duldet keine Unmöglichkeiten, hält sich durch die Bedingungen der wirklichen Welt gebunden. In der antiken Komödie ist die Komik in der Behandlung, in der modernen liegt sie im Gegenstande."

In einer längern Abhandlung, die so vortrefflich ist, daß wir sie nur um ein weniges kürzer gewünscht hätten, (weil das Beste auch immer kurz gesagt seyn will), spricht sich der Verfasser über den Gegensatz des Modernen gegen das Mittelalter und gegen das klassische Alterthum aus. „Das Mittelalter stand scheinbar weiter entfernt von der Auffassung des wirklichen Lebens in seiner höchsten Individualität, als die alte Welt, in der That aber war sie ihr schon genähert. Denn die höchste Potenz des Individuellen hat ihr Wesen darin, daß das Einzelne und Zufällige, und (da das Allgemeine nothwendig geistiger Natur ist) das sinnliche Element vorherrscht. Im Alterthume kam es nicht dazu, weil das Sinnliche stets zugleich selbst mit geistiger Bedeutung gefaßt wurde. Jezt aber, da die Sinnlichkeit als dem Geiste durchaus fremd und feindlich angesehen wurde, und da dennoch das Bild der körperlichen Erscheinung nicht entbehren konnte, zeigte dieses die Natur ohne alle eigene geistige Bewegung, nur von äußerer Regel gefesselt, und daher ihrem innern Wesen nach recht sinnlich und selbstständig gegen den Geist. Es begann daher auch sehr bald eine Gegenwirkung dieser Selbstständigkeit, die Entwickelung eines Begriffes, den die alte Welt nicht gekannt hatte, des Begriffes der gemeinen Natur. Die sinnliche Natur war durch den Kampf, welchen der Geist gegen sie führte, zu Ehren gekommen, und machte sich auch in der Kunst geltend; jene grotesken, nicht selten unsittlichen Gestalten, häufig mit Verspottung der Priester, die wir in den Bauwerken des Mittelalters finden, sind die ersten Aeußerungen dieses Gefühls, und man erkennt in ihnen schon zum Theil eine naive Auffassung des bewegten Lebens, welche der höhern Kunst noch fremd war."

Sodann zeigt der Verfasser, wie die Emancipation der gemeinen Natur vollkommen nur im Protestantismus erreicht wurde: „Deshalb hatte sie denn auch, obgleich völlig selbstständig, ihre höchste Blüthe nur in protestantischen Ländern, weil nur hier der Geist, dem sie angehörte, sich ruhig und unangefochten entfalten konnte. Während Callot wie Cervantes in katholischen Ländern einzeln sich ausbildeten, und die Schärfe des Gegensatzes noch in ihren eigenen Werken empfinden lassen, entwickelte sich die gutmüthige Heiterkeit der niederländischen Malerei in ähnlicher Parallele mit jenem brittischen Humor, der in Shakespeare seine höchste Steigerung hat."

Wie tief man auch in neuerer Zeit wieder geneigt ist, jene protestantisch-niederländische Kunst zu stellen, so rettet doch der Verfasser ihre Bedeutung und ihren Werth mit ächtphilosophischem Tiefblick. Die scheinbar sklavische Naturnachahmung z. B. in der Blumenmalerei, in dem Stillleben hat doch gerade „eine geistige Potenz. Denn durch das sorgfältige Eingehen auf die feineren Einzelnheiten erhielten wir das Gefühl von dem Werthe, von der Macht dieser leblosen Dinge; und dies könnte auch hier seyn, so daß diese Bilder dennoch einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Beziehung auf den Menschen hätten." Und gleicht diese holländische Blumenliebhaberei nicht wirklich einer Bezauberung? „Blättern Sie in den Lebensbeschreibungen der holländischen Maler, so finden Sie eine Verehrung für diese Gattung, die schon unserer Zeit unbegreiflich scheint. Da sagt uns einer dieser „Geschichtschreiber der Kunst," er habe es sich zur strengen Regel gemacht, über gleichzeitige Künstler nicht zu urtheilen; nur bei Johann van Huysum, dem Blumenmaler, diesem Phönix, dessen Ruhm an allen Höfen von Europa ertöne, vor dessen Bildern die Beschauer zu Statuen wurden (Stonden as Stokbeelden te kyken), kann er sich nicht zurückhalten, glaubt eine Ausnahme machen zu dürfen, und bricht in mächtiges Lob aus. Gleichzeitig war die Malerin Rachel Ruysch für dieselben Gegenstände berühmt, und erweckte solche Begeisterung, daß ein ganzer Band von Gedichten zu ihrem Preise erschien. Daher war es denn auch nicht überraschend, daß ein anderer Blumenmaler ernsthaft den Rang vor dem mächtigen Bürgermeister von Amsterdam verlangte, und daß der Besitzer eines Bildes von de Heem, von dem er sich auch in seiner Armuth lange nicht trennen konnte, es endlich dem Könige von England schenkte und dafür nicht weniger als ein einträgliches Amt erwartete. Allein diese Vorliebe für Blumen beschränkte sich nicht auf die Malerei; auch in der Architektur sehen wir Blumentöpfe und Gewinde angebracht, und der feste Stein muß die leichten Biegungen der Pflanzenwelt annehmen. Dieselben Formen erkennen wir auf dem rothen Damast und in den goldenen Leisten der Wände, auf den Stickereien der Kleider und überall, wo die Phantasie frei wirken konnte."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 76. 28. Juli 1834.

Kunst-Literatur.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 539.

(Schluß.)

„Aber die Macht dieser Formen äußerte sich nicht bloß in einem plumpen Luxus und dem müßigen Spiele des Geschmacks, sondern sie drang auch in die ernstesten Dinge ein. Selbst die nüchternen, rechnenden Köpfe an der Börse zu Amsterdam schwindelten; Millionen wurden in Spekulationen auf die Blumenliebhaberei des Publikums, wie in unsern Tagen auf den politischen Kredit der Staaten, verwettet, und das Erscheinen einer seltenen Zwiebel wirkte auf die Handelswelt, wie jetzt der Tod eines großen Ministers."

Dazu eine äußerst beherzigenswerthe Bemerkung: „Menschliche Gestalten, wenn sie nicht etwa wie in der Landschaft oder im Gesellschaftsbilde dem Ganzen untergeordnet, sondern wie im höhern historischen Gemälde heroisch, in ihrer ganzen Würde und Schönheit aufgefaßt und zusammengestellt sind, erscheinen zunächst nur als Gruppe, als mehrere Einzelne, und die Harmonie des Ganzen bleibt ihnen ein Aeußeres. Allein eben ihrer selbstständigen Würde und Schönheit halber darf diese Harmonie denn auch nur leise empfunden werden, sie darf nicht vorherrschen, wenn daraus nicht ein weiches Verschmelzen entstehen soll, das jene Selbstständigkeit aufhebt. Dies empfinden wir schon bei Correggio; in dieser himmlischen Wonne, in diesem Farbenzauber, der die einzelnen Gestalten verbindet, fühlen wir etwas Verletzendes, eine Richtung, die vielleicht nicht bei ihm, wohl aber in weiterer Entwickelung, mit der Hoheit und Würde nicht vereinbar ist. Anders verhält es sich aber bei unsern heutigen Gegenständen. Jede einzelne dieser Blumen und Früchte ist ihrer Form nach wohl angenehm, aber nicht schön, ihrer Bedeutung nach ohne Würde. An ihnen kann daher jenes malerische Prinzip sich möglichst selbstständig zeigen, ohne durch den Gegenstand bedingt oder beschränkt zu seyn, und das musikalische Element der Malerei, das in der Landschaft noch eben so ihrer eigenen Natur angehörte, erscheint hier frei und durch sich selbst gegeben. Die eigenthümliche Stellung dieser Gattung im Gebiete der Kunst ist daher gerade der Nachahmung der Natur entgegen, es kommt ihr auf Wahrheit gar nicht an, vielmehr auf Wirkungen, welche nur für die Kunst Bedeutung haben."

Es folgen nun sehr ausführliche Betrachtungen über die gothische Baukunst überhaupt und über die gothischen Kirchen und andre Gebäude, hauptsächlich in den Niederlanden insbesondere. Warum der Verf. die Westgothen von jedem Antheil an dem Namensursprung der

gothischen Baukunst ausschliest, ist mir nicht klar geworden. Die gothische Baukunst entstand offenbar erst durch Vermählung deutscher und muhamedanischer Eigenthümlichkeit, also zunächst an dem Grenzpunkt, wo beide sich berührten, in dem gothischen Spanien. Wenn auch diese neue Richtung erst in Deutschland sich entfaltete, so wie das ebenfalls an jener gothisch-maurischen Grenze entstandene Ritterthum in Frankreich kulminirte, so hindert dies nicht, daß die ersten Keime in Spanien gelegt wurden.

Die mathematischen Anschauungen des Verfassers sind sehr klar und erschöpfend. Aus den einfachsten Linien, Grundlagen und Proportionen entwickelt er uns den ganzen Wunderbau der gothischen Dome, und erhöht zugleich den Reiz und die Deutlichkeit dieser Betrachtungen durch Vergleichung mit der antiken Baukunst. Er zeigt den Uebergang von dem plastischen Prinzip der alten Baukunst zum malerischen der gothischen, die allmähliche Verschmelzung der früher selbstständigen Säulen und übrigen architektonischen Glieder zur Harmonie des Ganzen. „Die kräftigen Glieder der Pfeiler, die vollen Halbsäulen und die scharfen Ecken wurden erst vervielfältigt und verkleinert, dann mit weniger entschiedenen Gliedern gemischt, endlich in durchweg gleiche Stäbe umgebildet. Während Kapitäl und Basis früher die Halbsäule bezeichneten, wurden diese Begränzungen anfangs über mehrere benachbarte Schäfte gezogen, daß sie ihre Bedeutung verloren, dann ganz fortgelassen. So war der letzte Ueberrest jenes Widerstrebens vertilgt; das Ganze bestand zwar aus einzelnen, deutlich erkennbaren, aber so gleichförmigen Gliedern, daß nichts die Einheit und die vollkommene Durchführung des perspektivischen Systems störte. — Aber nachdem jene maßgen Formen ihre Bedeutung verloren hatten, zum biegsamen Schmucke geworden waren, konnte die Erfindung leicht und üppig mit ihnen spielen. Daher entstanden die überladenen Zierrathen auf an und für sich schwerfälligen Grundverhältnissen, die pflanzenartigen Formen, die vielfältig verzogenen und bald sogar die herabhangenden Gewölbe, und es bildete sich jener bunte, eitle Styl, der besonders in England bis weit in das 16te Jahrh. hinein fortdauerte. Eben so leicht war es aber, in ein entgegengesetztes Extrem zu verfallen, und das, was nur noch überflüssiger Schmuck war, völlig fortzulassen. Neben dem „hochblühenden" Styl der Engländer bildete sich daher eine nüchterne Weise, in welcher im Innern und Aeußern die Wände, in den Verhältnissen, die sich durch die vertikalen Glieder gebildet hatten, aber ohne diese Glieder und dadurch kahl und breit, hingestellt wurden. Beispiele dafür sind die holländischen Kirchen; aber auch in Deutschland sind sie nicht selten."

Nach diesen Betrachtungen über die Baukunst folgen ähnliche über die historische Malerei der Niederländer. Die Bemerkungen über Quintin Metsis, Schoreel, Rubens, van Dyk ꝛc. sind sehr interessant. Eigenthümlich und sehr gerecht ist des Verfassers Urtheil über Rubens. Er faßt diesen großen Maler als den Repräsentanten der Naturkraft auf, der ganz an seinem Platze stand in einer Zeit und in einem Land, die durch ihre Reaktion gegen die bisherige Naturverdammung ausgezeichnet sind. „Die Schönheit des Körpers ist mehr die der menschlichen Natur, des Geschlechts, Alters, Volksstammes und ähnlicher allgemeiner Verhältnisse, der Ausdruck des Gesichts aber höchst individuell. Soll die Kunst beide in Einklang bringen, so muß sie den Körper möglichst geistig, das Gesicht aber nicht mit dem vollsten Ausdrucke der Persönlichkeit, sondern in einem allgemeinern, natürlichern Geiste auffassen. — Das Gefühl dieser Nothwendigkeit trieb die Italiener zu einer Auffassung der Gestalt, wie sie in der antiken Plastik vorkam. Allein freilich kann der Leib nicht den vollen geistigen Ausdruck des Kopfes erhalten, und die plastische Harmonie beider kann daher nur dadurch erreicht werden, daß dieser sich zu jenem, in seiner möglichst geistigen Gestalt herabläßt. Dem widerstrebte der ursprüngliche Sinn, der, so demüthig er den Geist des Menschen betrachtete, doch noch weniger der Natur die Herrschaft einräumen konnte. Aber auch selbst die moderne, durch die Beziehung auf das Alterthum entstandene Denkweise war darin nicht befriedigt; je mehr sie die menschliche Kraft anerkannte, desto weniger konnte ihr die antik italienische Auffassung genügen. Denn sie mußte es empfinden, daß der Mensch in seiner höchsten Leistung, in der kräftigen That vollkommen selbstständig und mehr als jene allgemeine Natur ist. Es bedurfte, da die allgemeinere, antike Gestalt dem geistigen Ausdrucke des Kopfes widersprochen haben würde, jener gesunden reichen Fülle. Allein so sehr dieser Typus sich für die bekleidete Gestalt eignete, so wenig war er für die Darstellung des Nackten gemacht, das an sich schon den Ausdruck des verständigen Geistes im Gesichte schwächt. Die stärkere Sinnlichkeit ist daher hier durch nichts gemildert, und droht, wenn auch nicht in jene geistige Verderbniß der italienischen Natur, so doch ins Gemeine und Widerliche überzugehen. In Rubens Zeit hatte man noch nicht, wie es in der Folge, größtentheils durch Nachwirkung jenes kräftigen Jahrhunderts, geschehen ist, die feinern Züge des antiken Naturgeistes empfunden und zum Theil im Leben wieder erweckt. Man verwechselt in der Kunst wie im Leben die derbe Ueppigkeit mit dem Genusse natürlicher Sitte, und freilich war dieser Irrthum nöthig, um sich des eigenen Standpunkts bewußt zu werden. So stellen diese Werke die Schattenseite, aber einer kräftigen, lebensfrischen Zeit dar, und hatten für die Kunst das Verdienst, endlich Wahrheit statt einer fremden angenommenen Form zu geben. Freilich, wenn wir Rubens mit der Antike, mit Raphaels überirdischer Reinheit, oder mit den spätern

Idealisten vergleichen, so können wir ihn „natürlicher“ nennen. Allein mit den italienischen Naturalisten hat er deßhalb noch nichts gemein. Diese bringen mit einer sichtbaren, die Unbefangenheit der Kunst verletzenden Absichtlichkeit die schärfsten Gegensätze zusammen; tiefes Dunkel ist der vorherrschende Ton ihrer Gemälde, aus dem grelle Lichter und allerdings kräftige Farben hervortreten. Weil ihre Formen, im Gegensatze gegen die antikisirten Formen der Idealisten, aus der gemeinsten Natur genommen sind, hat man sie Naturalisten genannt; übrigens aber ist diese trübe Welt von entschieden häßlichen, am liebsten alten und runzlichten Gestalten eben so wenig natürlich wie das milchweiße Kolorit und das süßliche Wesen Guido's in seiner beliebtesten Manier. Von dieser trüben Auffassung, von diesem gesuchten Effekt ist denn doch in der klaren, derben Welt des Rubens keine Spur.“

Nach einer sehr lebendigen Schilderung der alten Stadt Brügge, die das freundliche Asyl vieler Fremder, namentlich Verbannter ist, und die noch ganz ihren mittelalterlichen Charakter beibehalten hat, macht der Verf. Bemerkungen über die flandrische Schule, über Hemling ꝛc. und beantwortet dann die Frage: worin eigentlich der höhere religiöse Ausdruck jener alterthümlichen Bilder liege? Er liegt nicht in der Frömmigkeit des Zeitalters oder des Landes, denn er fehlt ältern Zeiten und vielen sehr frommen Ländern, und kommt erst in der spätern minder frommen Zeit auf. Er liegt auch nicht in der Andacht der einzelnen Maler, von denen die trefflichsten oft gerade die wildesten oder üppigsten Weltmenschen waren. Der Verf. glaubt daher, daß jener fromme Ausdruck eine in der Kunst selbst liegende Ursache habe, und er bezeichnet ihn durch „das architektonische Prinzip im Gemälde.“ Wir geben nur den Schluß dieser ausgezeichneten Auseinandersetzung: „In den ersten sogenannten byzantinischen Gemälden war das Christliche mangelhaft, denn sie waren nur ascetisch strenge, ehrwürdig, und die wichtigere Seite des Christenthums, das Liebende und Verbindende, fehlte; das Malerische unvollkommen schon wegen der strengen plastischen Haltung, und im Gebiete der Schönheit stehen sie weit zurück, weil Beides, das Natürliche und das Geistige, unlebendig und unfrei erscheint. In den späteren, namentlich italienischen Bildern ist ein Fortschritt in jeder Beziehung, mehr Milde und Anmuth, Geist und Leben, und zugleich in der Verbindung zu einer perspektivisch geordneten Gruppe mehr Malerisches. Auch diese aber wurden von der Eyck'schen Schule übertroffen, in der die Verbindung nicht mehr eine äußerliche, sondern die landschaftliche Natur, das Ganze durch Licht, Farbenglanz und Spiegelung völlig verschmolzen war. In dieser Schule war der eigenthümlich christliche Schönheitsbegriff vollkommen reif und ausgebildet. Aber jezt trat auch das Einseitige desselben heraus, und es sollte eine Zeit kommen, wo man dieser christlichen Kunst eine andere, nicht christlichere, aber vermeintlich schönere entgegensezte. Der Punkt, an dem sich die Wege schieden, war die Auffassung der menschlichen Gestalt. Käme es im Gemälde bloß auf das Ganze an, fiele das Schöne völlig mit dem Malerischen zusammen, so wäre die Auffassung der Eyck'schen Schule unübertrefflich gewesen. Allein in der Malerei ist das Ganze nicht mehr ein so einfaches wie in der Plastik von nur einem untheilbaren Geiste belebtes, sondern der Geist des Ganzen sezt die Geister der Einzelnen voraus, und diese, die hier in der Mehrheit, und daher sich gegenseitig bedingend und herabsetzend erscheinen, sind doch wieder höher als die eine, sie umgebende Natur. In jener frühen Schule aber erschien der Mensch nur in dem christlichen Sinne der Demuth, und die Natur schöner als er. Die phantastische leuchtende Darstellung derselben, jenes mystische Centrallicht, dessen ich oft erwähnt habe, spricht die Harmonie des Irdischen in Gott tiefsinnig aus, aber nicht völlig ohne Willkür. Diese Maler sind im Gebiete der Schönheit, was die Mystiker im Gebiete des Wissens: sie geben die tiefste Anschauung, aber nicht ohne im Einzelnen den Dingen Gewalt anzuthun, oder ein süßliches Spiel mit ihnen zu treiben. In dem Streben, das Höhere zu erreichen, gingen die Niederländer und Italiener den abweichenden Weg, indem jene den Ernst der Bedeutung der menschlichen Züge fast bis zum Trüben verfolgten (worüber ich bei Quintin Messis sprach), diese aber immer mehr zu einer weichen Behandlung hinneigten, die zulezt bei Pietro Perugino das Höchste des Lieblichen, aber nicht ohne einen Beigeschmack des Süßlichen erreichte. So haben die Italiener mehr Reiz, die Niederländer mehr christlichen Ernst. Noch einmal und in höchster Gestalt erscheint die Vereinigung christlichen Ausdrucks mit der Schönheit bei Raphael, aber schon er selbst ist sich in dieser Beziehung nicht gleich, schon bei ihm beginnt die Trennung des Schönheitsbegriffes von dem Religiösen, welches das Charakteristische der Folgezeit ausmacht. Selbst sein kurzes Leben war zu lang, um die widerstrebenden Elemente verbunden zu halten. In seinen früheren Arbeiten erkennen wir noch ganz das 15te Jahrhundert, die Weichheit des Perugin durch einen edleren Geist höher gewürdigt. Auch die Werke seiner zweiten Manier haben haben noch den christlichen Charakter. Die Bilder seiner lezten Zeit sind nicht weniger schön, vielleicht selbst großartiger, mit noch reiferen Studien ausgeführt; aber es fehlt ihnen jener Zug höherer Weihe, wir nennen sie schön, im Gegensatze gegen die frühere religiöse Kunst. Auch hier bestätigt sich jener Satz: Je mehr das architektonische Prinzip im Gemälde erhalten ist, desto mehr hat es religiösen Ausdruck. Raphaels Bilder zweiter Manier, in welchen zwar nicht mehr die strenge Symmetrie der früheren ist, die aber in der Stellung der Figuren und

im Landschaftlichen die Perspektive noch sehr deutlich zeigen, sind religiöser als seine lezten Werke, und zumal als die des Michel Angelo und der spätern, die immer mehr bloß flache Anordnung im Vorgrunde geben. Vielleicht scheint Ihnen, daß ich dies Architektonische überschätze, und daß der verschiedene Ausdruck des Ganzen mehr von dem Gefühle, das wir in den einzelnen Gestalten sehen, abhängt; allein die Züge einer Jungfrau des Hemling oder des Perugino machen in einer andern Anordnung eine ganz andere Wirkung: was dort lieblich und milde ist, wird unter andern Umgebungen sinnlich und schwach erscheinen. Ueberdies tritt auch gleichzeitig mit der Veränderung der äußern Anordnung eine andere Auffassung der menschlichen Gestalten ein. Statt dürrer Heiligen und zarter Jungfrauen sind jezt die muskulösen Formen der alten Plastik, statt des sanften Ovals und der anspruchlosen Gesichtsbildung die strengen Züge des griechischen Profils vorherrschend. Auch in der Körperbildung kam also ein anderes architektonisches Prinzip auf, und diese volleren, im antiken Sinne aufgefaßten Gestalten duldeten ihrerseits die Unterordnung unter die strenge Symmetrie und Perspektive nicht, wie wir an einigen florentinischen Bildern dieser Periode, die Beides verbinden wollen, bemerken können. So war in Kurzem eine völlige Umwandlung der Kunst geschehen, ohne daß man sagen kann, von welchem dieser einzelnen Theile sie ausging. Die architektonische Anschauung war eine andere geworden, und auf dem neuen Fundamente mußte sich nothwendig auch ein anderer Bau erheben. Dieser Wechsel gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der Geschichte, und Alles hängt von der richtigen Auffassung desselben ab. Auch in der alten Welt verlor sich die architektonische Strenge im Laufe der Zeit. Allein dort war es Erschlaffung, welcher der gänzliche Verfall nachfolgte; hier aber trat eine höhere Regelsterung ein, welche ein Neues an die Stelle des Alten sezte. Die antike Kunst starb wie ein gesunder Mensch an Altersschwäche, während die christlich-religiöse ihrem Leben auf seiner Höhe ein Ende machte. Jene zerfiel zugleich mit der Religion, diese verließ die Religion, um für sich zu bestehen."

Noch eine Bemerkung knüpft sich hieran, die zu den schönsten dieses Buches gehört. „Unsere Väter, vor einem halben Jahrhundert, gingen noch an den Werken der vor-Raphaelischen Zeit, an den ältern Italienern und Niederländern, wie an den gothischen Domen kalt und unberührt vorüber, die uns durch die Rückwirkung der wiedergewonnenen Antike wieder vollkommen verständlich geworden sind, und uns eben so tief und tiefer ergreifen, als die alte Kunst selbst. Dieser geschichtliche Gang der Dinge, besonders auch die Erfahrung der lezten Zeit, gibt uns sehr deutliche Aufschlüsse über das Wesen der Schönheit. Das Verständniß der Antike öffnet uns den Sinn für das Mittelalter; die Kunst des Mittelalters aber führte auf ihrer höchsten Spitze zur glühenden Verehrung der alten Kunst. Sie rufen sich also gegenseitig hervor, und kehren wieder zu sich zurück, bilden also eine in sich abgeschlossene kreisähnliche Gestalt. Die Besorgniß von einer unbegränzten Zahl von Kunstgeschlechtern verschwindet daher, und wir sehen eine innere Einheit des Schönen, und daß dasselbe auf eine bestimmte Erscheinung zu beschränken wäre. Auf den ersten Blick scheint zwar ein harter Dualismus zu entstehen, weil nur jene beiden, die antike und die christliche Kunst entstehen können. Allein näher betrachtet mildert sich auch dies. Denn nur in der Architektur stehn beide Formen einander so schroff gegenüber, daß jede dritte historische Gestalt der Baukunst als eine Vorbereitung der einen oder der andern erscheint. In den mehr individualisirten Künsten dagegen gehen sie sanfter in einander über, und es entsteht eine Reihe von verschiedenen Durchbildungen beider Grundprinzipe. Diese erscheinen daher als die entfernten Pole des Ganzen (das mehr elliptisch als kreisförmig ist), zwischen denen sich die verbindenden Linien in lebendiger, wenn ich so sagen darf, elastischer Weise mehr und mehr ausdehnen."

Indem der Verfasser durch die bedeutendsten Städte Belgiens den Rückweg einschlug, ereilte ihn die Revolution in Lüttich oder vielmehr, sie kam ihm zuvor, denn plötzlich sah er sich von Tausenden umringt, die seinen Pferden in die Zügel fielen und unter donnerndem Geschrei Nachrichten von ihm über die Revolution in Brüssel verlangten, die so eben ohne sein Wissen hinter seinem Rücken vor sich gegangen war. Nicht ohne Humor schildert er sich in dieser Situation. Alles Politische war ihm zuwider, und er blieb sich in seinem antiquarischen Charakter so treu, daß er auch noch in Lüttich trotz der Revolution nur die alten Kirchen und Bilder aufsuchte und in komischen Aerger gerieth, wenn sich die Leute in diesem kritischen Augenblick nicht für sein Studium interessiren wollten.

Niemand wird dieses Werk aus der Hand legen, ohne den Verfasser für die großen Genüsse der Phantasie und des Geistes, die es gewährt, dankbar zu seyn. Daß er seine großartigen ästhetischen Ansichten nur gelegentlich an die Betrachtung einzelner Kunstwerke, wie sie ihm auf der Reise vorkommen, anknüpft, und daß er sie nicht in ein System und Kompendium einkleidet, gereicht ihm, wenn wir nicht irren, zum Vortheil. Wie viel lebendiger wird jede Regel, wenn wir sie nur durch das Beispiel kennen lernen, wie gern folgt man dem Reisenden, wie erquickend ist der Wechsel, und wie viel angenehmer erscheint uns selbst die Belehrung in dieser interessanten Verwirrung, — während uns die Regelmäßigkeit und Trockenheit eines Vortrags im kahlen Hörsaale langweilt. Und richtet nicht am Ende Zerstreuung, Langeweile und der dem Menschen eigenthümliche Trieb, von einem allzu lang ausgedehnten Thema abzuspringen, in der Empfängniß auch des gründlichsten Systems eben so viele Verwirrung an und reißt das Gedächtnißbild eben so in Fetzen, als wenn wir die Suite der Ideen erst wie auf einer mineralogischen Reise hie und da aufgelesen und herausgeklopft hätten?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 77. 30. Juli 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

1) Der Nibelunge Lied, nach dem Abdruck der älteſten und reichſten Handſchrift des Freiherrn Joſeph von Laßberg. Herausgegeben und mit einem Wörterbuch begleitet von O. F. H. Schönhuth, Tübingen, Oſiander, 1834.

Der nur für Freunde veranſtaltete erſte und größere Abdruck der Laßberg'ſchen Handſchrift iſt nur in den Beſitz weniger gekommen, daher iſt die Verallgemeinerung derſelben durch die vorliegende kleine Oktavausgabe ſehr dankenswerth, und ſie iſt kein diebiſcher Nachdruck, wie deren leider noch immer in unſrer Nähe vorkommen, ſondern mit der ausdrücklichen Erlaubniß des Freiherrn von Laßberg veranſtaltet.

Der Herausgeber nennt die zu Grunde liegende Handſchrift die älteſte. „Ich ſage die älteſte Handſchrift, ohne damit die Behauptung aufzuſtellen, daß ſie den älteſten Text enthalte. Das leztere laſſen wir unbedingt derjenigen Handſchrift, welche K. Lachmann in ſeiner kritiſchen Ausgabe des Nibelungenlieds vom J. 1826, 4., zu Grunde gelegt hat. Den Schriftzügen nach zu urtheilen iſt die Handſchrift, welche vorliegender Ausgabe zu Grunde liegt, unbeſtreitbar die älteſte. Sie mag wohl noch dem Ende des 12ten Jahrhunderts angehören. Sie beſteht aus 115 Quartblättern von ſtarkem Pergament, das nur wenig gelitten hat. Das eigentliche Nibelungenlied nimmt 89 Blätter ein ſammt dem Blatt mit dem Namen des früheren Beſitzers; die Klage füllt 26 Blätter.

Auf dem erſten Blatte Seite a ſteht:

Hainrichen Durricher iſt daz bouch.

Auf dem uneinslezten Blatte Seite b (das lezte Blatt iſt nur noch Fragment eines Blattes) ſteht:

Et ſie est vinis per me neſcis tu von oſterach.

Die Schrift bei dieſen beiden Bemerkungen iſt zuverläſſig erſt aus dem 15ten Jahrhundert. Die erſte weist auf einen der früheren Beſitzer der Handſchrift, die leztere ſcheint nur Spielerei eines Beſitzers und keineswegs die Schrift eines Abſchreibers. Jede Seite der Handſchrift beſteht durchgängig aus 33 Linien, welche, nur durch Punkte bei jedem Verſe unterbrochen, fortlaufen. Die erſte Seite beginnt mit einem roth und blau gemalten großen Anfangsbuchſtaben. Kleinere gleichfalls roth und blau gemalte Anfangsbuchſtaben ſind bei jeder Aventivre. Die Ueberſchriften dieſer Aventivren ſind roth geſchrieben. Was ſonſt größere Buchſtaben ſind, z. B. die nach einer gewiſſen Anzahl vorkommenden Abſätze in den Aventivren, ſind nur roth. Die Eigennamen in der Handſchrift haben immer große Anfangsbuchſtaben. —

Abbreviaturen kommen mehrere vor: der meistens d', vnt immer vn, sogar chom für chomen. Besonders ist beinahe durchaus der Vokal nach w ausgelassen. Auch bei den Eigennamen kommen Abbreviaturen vor. Bei einzelnen Wörtern ist nicht immer eine konsequente Schreibart durchgeführt, aber doch zeichnet sich diese Handschrift noch vor den meisten der übrigen durch ihre Konsequenz aus. Was bei andern Handschriften so selten der Fall ist, finden wir hier: sie ist aus Einer Feder geflossen und ein Federzug dem andern gleich. Kurz, man wird nicht leicht eine so schön geschriebene altdeutsche Handschrift auffinden. Schade, daß diese vorzügliche Handschrift gegen die Mitte hin zwei Lücken hat, wodurch 6 Blätter fehlen. Der Freiherr von Laßberg hat in seinem Abdrucke der Handschrift aus der vielleicht zweitältesten Handschrift zu St. Gallen diese Lücken ergänzt. Sie sind dort, so wie im vorliegenden Abdrucke, mit Strichlein bezeichnet. Ueber die Geschichte unserer Handschrift so viel: Sie befand sich in früherer Zeit auf dem Schlosse Hohenems im Rheinthal. Daher bekam sie wahrscheinlich Bodmer, als er daraus den lezten Theil des Lieds, so wie die Klage, im Jahr 1757, 4., abdrucken ließ. Von der lezten Erbin von Hohenems kam sie an einen gewissen Dr. Schuster zu Prag. Von diesem erhielt sie ein Herr Frickart zu Wien, der sie zum Kauf ausbot. Schon sollte sie nach England verkauft werden, um dort vielleicht — nie benüzt — unter den Büchersammlungen zu prangen, da kam der jezige Besitzer und rettete das herrliche Kleinod noch zur glücklichen Stunde aus den Händen der Ausländer."

Die Klage ist hier nicht mit abgedruckt, der Herausgeber will sie erst später aus derselben Handschrift mittheilen, wenn das vorliegende Buch Absaz findet.

Ein hintenangebundenes kleines Wörterbuch erleichtert die Lektüre des Textes, und es gehört wahrlich nur eine kleine Mühe dazu, sich in das altdeutsche Lied einzustudiren, wovon man dann einen unendlich höhern Genuß hat, als von den neudeutschen Uebertragungen, in denen sich das alterthümliche Gepräge so sehr verwischt.

Stellen aus dem Codex mitzutheilen, sie mit andern zu vergleichen ꝛc. scheint hier überflüssig, da die Vergleichung bereits nach der ersten Ausgabe öfters gemacht worden ist, und dies Geschäft den Alterthumsforschern vom Fach ausschließlich zukommt.

Diese kleine wohlfeile Ausgabe eignet sich wie die frühere (ebenfalls mit einem Wörterbuch, aber auch mit einer gar kuriosen Vorrede ausgestattet) von Zeune, um sie in die Tasche zu stecken und bequem mitzunehmen.

2) Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersezt von dem königl. bayerischen Ober-Appellationsrathe, Josef von Hinsberg. Zweite, verbesserte Auflage. München, 1833. J. Lindauer.

Ich muß gleich von vorn herein erklären, daß und warum ich alle Neudeutschungen des Nibelungenliedes für unnöthig, ja für nachtheilig halte. Erstlich glaube man nicht, daß das Große und Schauerliche, das Tiefe und das Hohe, das Natürliche, Derbe und Einfältige, kurz das Poetische seines Inhalts und der Zustände und Sitten, die es schildert, durch irgend eine Modernisirung nahe gebracht werden können; im Gegentheil, je näher der Ausdruck dem gegenwärtigen rückt, desto fremdartiger und abstoßender sogar muß der Inhalt auf uns wirken, desto mehr müssen wir dessen Wahrheit und Schönheit verkennen, desto langweiliger und geschmackloser wird uns selbst die äußere Darstellung, als ein Ganzes betrachtet, erscheinen. Diese Wirkung haben selbst die besten Neudeutschungen von Simrock und von Follen. Von den Hagen-Busching'schen Dollmetschungen will ich gar nicht reden, an denen ich im Jahre 1815 bereits, wo ich noch dazu eine ziemlich starke Dosis altdeutschthümliche Zuneigung zur Lektüre brachte, erfahren habe, wie ungenießbar sie sind; und der Widerwillen, der mir erregt worden war, konnte erst in Anerkennung des Gedichts verwandelt werden, als ich durch v. d. Hagens Vorlesungen über dasselbe 1817 veranlaßt wurde, es in der Ursprache zu lesen. Und wie bald liest man sich in diese so weit hinein, als zum Genuß des Ganzen erforderlich ist, so daß der des Liedes und des Genusses, den es bietet, nicht werth zu seyn scheint, der die geringe Mühe, es in der Ursprache zu lesen, scheut. Auch Goethe scheint von eigentlichen Uebersetzungen des Nibelungenliedes nicht viel zu halten, wenn er sagt: (Werke VI, 237—38) „Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesezt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jezt noch räthlich und thunlich sey, werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen alterthümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben." Denn die Nibelungen in ein prosaisches Volksbuch verwandeln ist ganz etwas anders, als es, Aventiure für Aventiure, in neudeutschen Versen und Reimen wiedergeben. Der Volksbuchton hat für die Gebildeten dann wieder eine ähnliche Wirkung; denn auch er ist der Darstellung alles Derben, des „Ungefügen" jener alten Zeit vollkommen angemessen, das uns beleidigen muß, wenn es in zierlichem hochdeutsch sich äußert.

Herr von Hinsberg theilt natürlich diese Ansichten nicht. Statt sich durch die früheren Neudeutschungen belehren zu lassen, daß man sie überhaupt nicht unternehmen, oder höchstens Goethes Vorschlag befolgen solle, hat er vielmehr den genialen Einfall gehabt, man müsse, um es besser zu machen, es nur noch ärger, als seine Vorgänger, machen. Diese haben sich doch noch bestrebt, so weit es die hochdeutsche Sprache zuläßt, in Ausdruck und Versmaaß, dem Original nahe zu bleiben; Herr von Hinsberg wirft diese lästige Fessel weg, und übersezt, wie ihm der neudeutsche Schnabel gewachsen ist. Haben die früheren Uebersetzer ihre Mühe nur selten belohnt gefunden, ist es ihnen nur selten gelungen, im Neudeutschen die Einfachheit und Treuherzigkeit, auch die Lieblichkeit und die Kraft des alterthümlichen Ausdrucks zu erreichen; so hat Herr von Hinsberg sich an diesem allen, an dem ganzen Gedicht, ja an der Poesie und dem guten Geschmack überhaupt versündigt. Die Sprache des Nibelungenliedes ist wie die Zeit, der es angehört, noch reich an sinnlicher, individuellbestimmter Bezeichnungsweise; sie bezeichnet das Allgemeine, man darf nicht sagen, durch ein Besonderes, sondern in und mit dem Besonderen; noch weniger kehrt sie es um und sezt, wo sie ein Wirkliches und Besonderes zu benennen hat, bloß anspielend ein Allgemeines; sie ist mit einem Wort, noch nicht rhetorisch, noch weniger philosophisch, eben darum aber poetisch. Wie die Sprache, so sind es auch die Menschen und Begebenheiten, die im Liede geschildert werden. Jene denken nur, indem sie zugleich das Einzelne empfinden und vorstellen, sie äußern ihre Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen nur als diese bestimmten, auf diesen bestimmten Gegenstand gehenden und nicht als allgemeine, selten sogar in der nackten Form von Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen; sie sind noch so wenig sentimal, dies Wort mit Schiller als Gegensatz von naiv genommen, wie die Homerischen Griechen. Den Begebenheiten ist ebenso der Stempel der Unmittelbarkeit aufgedrückt. Dies ist die Regel, dies der Totaleindruck, den das ganze Gedicht nach Inhalt und Form auf uns macht und eben dadurch ist es poetisch. Jezt kommt Herr v. Hinsberg und übersezt alles in unsere rhetorisch und philosophisch gewordene neudeutsche Sprache, sezt richtig ein Abstraktum, wo im Original ein Konkretum steht, eine Reflexion, wo dort ein Gefühl unmittelbar laut wird, Ach und O öfter in einer Aventiure, als man's im ganzen Gedicht sonst findet, eine kostbar gedrechselte und zahme Redensart, wo dort ein gewähltes, aber ungeziertes, ein ehrerbietiges, aber kein feiges Wort steht. Hiemit noch nicht zufrieden, vergreift er sich auch am Versmaaß des Gedichtes. Daß die Form desselben ein wenig modifizirt werden muß, wenn neudeutsche Worte hinein passen sollen, das hat nicht allein Follen in der Vorrede zu seinem Mustersaal deutscher Dichtungen als nothwendig gezeigt, sondern vornehmlich auch Uhland durch die Art und Weise, wie er den Nibelungenvers zu seinem „Eberhard" benuzt hat. Herr von Hinsberg bindet sich an Nichts. Wie es ihm beliebt, braucht er den Nibelungenvers, oder läßt ihn abwechseln mit dem fünffüßigen Jambus. Im ersten Gesange gleich kommt diese widerliche Mischung vor; der zweite hat dagegen den Nibelungenvers ganz ausgestoßen, der dritte ihn wieder ganz zu Ehren aufgenommen; doch im vierten verschwindet er wieder, und so geht es in völlig willkürlicher Abwechselung bald auf diese oder jene Art fort. Ob Herr von Hinsberg auch wohl nur eine Ahnung von dem nothwendigen Charakter des Epos hat? Und wenn er weiß, daß eben dieser Charakter jedenfalls ein sich gleich bleibendes Versmaaß erheischt, warum hat er, wenn ihm das alte nicht zusagte, es nicht lieber ganz aufgegeben? Diese Hanswürstjacke von Alt und Neu ist wahrlich an und für sich das Widerlichste, was ersonnen werden mag. Daß derselbe auch nicht im Entferntesten den Nibelungenvers versteht, davon zeigt, daß er ihn da, wo er ganz eigentlich hingehört, in den lezten Gesängen, wo der fürchtbare Kampf in und vor dem großen Saal geschildert wird, nicht wieder hat auftreten lassen. Was kann die Wirkung von diesem Hinsberg'schen Verfahren anders seyn, als daß wir durch ihn nicht eine Parodie, sondern eine Travestie des guten Nibelungenliedes bekommen haben. Menzel hat, glaub' ich, von den Fouqué'schen Rittern gesagt, es lucke ihnen der Zopf unterm Harnisch herfür; von den Hinsberg'schen Nibelungenrecken muß man sagen, daß ihnen überall die Nähte der modernen Uniformen platzen, deren Taille ihnen zwischen den Schultern sizt, während die Wattirung zum Brusthöcker wird, die Aermel aber bloß bis an den Ellenbogen reichen. Ohne allen Scherz ist aber zu sagen, daß die Aeußerung ihrer Gesinnungen in der modernen Sprache, die ihnen in den Mund gelegt wird, nicht mehr derb, sondern verwildert, nicht mehr heldenmüthig, sondern renommistisch, nicht mehr natürlich und kindlich, sondern albern und kindisch erscheint. Ihr ganzes Thun kommt uns nicht mehr bloß ungeheuer, sondern kannibalisch, eigentlich zu sprechen, völlig unsinnig und verrückt vor. Man begreift gar nicht, wie so geschliffen redende Menschen nur zu so ungefüger Denk- und Handlungsweise kommen können, wie es z. B. nur möglich ist, daß die Helden vom Rhein, die doch die Worte so klug zu drechseln wissen, so dumm sind, lieber Alle unterzugehen, als einen der Ihrigen, der sie wirklich, wider ihr Wissen und Wollen, in's Unglück gestürzt hat, der gerechten Strafe zu überliefern. — Findet die Hinsberg'sche Uebersetzung gleichwohl so viel Beifall, daß schon eine zweite Auflage nöthig würde; so ist dies nur ein neuer Beweis für den verderbten Geschmack des Publikums, der überall

nach dem Grellen greift. Wir wollen unsere Leser nicht mit Proben der Geschmacklosigkeit, welche jede Seite gegenwärtiger Uebertragung darbietet, behelligen; doch sind wir erbötig, wenn der Uebersetzer etwa die Richtigkeit unserer Behauptungen in Zweifel ziehen sollte, nicht allein diese, sondern auch häufiges Mißverstehen des Originals durch zahlreiche Beispiele zu erreichen. Hier nur eines, statt aller: In der âventiure von Sifride heißt's im Original:

Ich sage iu von dem degene, wie schoene der wart,
sin lip vor allen schanden was vil wol bewart,
starc unde maere wart sit der küene man.
hei was er grözer êren ze diser werlde gewan.

— — — — — — — — —

In sinen bestenziten bi sinen jungen tagen
man mohte michel wunder von Sifride sagen,
was êren an im wüchse und wie schoene was sin lip.
si heten in ze minne diu vil waetlichen wip.
Man zôch in mit dem flöze als im daz wal gezam:
von sin selbes muote was tugent er an sich nam.
des wurden sit gezieret sines vaters lant,
daz man in ze allen dingen sô rehte êrlichen vant.
Er was nu sô gewahsen, daz er ze hove reit
die liute in gerne sâhen; manic frouwe und manic meit
im wunschten daz sin wille in immer trüege dar.
holt wären im genuoge; des wart der herre wol gewar.
Vil selten âne huote man niten lie daz kint,
in hiez mit kleidern zieren Sigmunt und Sigelint
sin phlâgen ouch die wisen, den êre was bekannt
des mohte er wol gewinnen beidiu liute unde lant.

Bei Herrn von Hinsberg finden wir:

Stets nahm er zu an Schönheit, Muth und Stärke
Und reifte so zu jedem Heldenwerke;
Der innern Kraft gebrach der Unterricht
Wie seiner Abkunft wohl geziemte, nicht;
Er übte schon in frühen Jünglingstagen
Großthaten aus mit wunderkühner Hand;
Sein Name lebt in Liedern, lest in Sagen,
Und seinen Ruhm sah manches ferne Land;
Es liebten ihn die Mädchen und die Frauen,
Sie freuten sich, den Holden anzuschauen
Und nimmer ward ihr Auge satt genug,
Wenn ihn zur Burg sein Roß vorübertrug;
Von Weisen ward des Knaben kräft'ge Jugend
Gebildet, einst der Völker Schutz zu seyn;
Sie pflegten treu den Keim der Ehr und Tugend
So trat er in das Jugendalter ein.

Ohne Zweifel glaubt Herr von Hinsberg für diese, wie für manche andere ähnliche Stelle, ganz besonders deßwegen ungetheiltes Lob zu verdienen, daß er die Reihenfolge des Vortrages logischer geordnet habe, obwohl das Original sich darin so spröde bewiesen hat, daß es nicht ganz hat gelingen wollen, dessen unlogisches Zusammenstellen des Ungleichartigen ganz zu überwinden. Allein ich muß bekennen, daß mir der scheinbare Mangel an Logik im Original nichts weniger, als fehlerhaft, vielmehr als eine Tugend erscheint; denn nur so ist es dem Dichter gelungen, uns anschaulich zu machen, wie jeder Tüchtigkeit des Knabenlebens und seiner leiblichen und geistigen Erziehung, eine Tugend und Vortrefflichkeit des Jünglings und Mannes, als Blüthe und Frucht entspricht. Mag also die Ordnung im Original unlogischer seyn, so ist sie doch sinn- und bedeutungsvoller und das, glaub' ich, entscheidet für die poetische Vortrefflichkeit. Wo ist aber, um auch das Einzelne zu bewähren, doch die Grundansicht unserer Vorfahren von leiblicher Schönheit nicht allein, sondern auch von der Fleckenlosigkeit des Leibes, davon schon Tacitus redet, im neudeutschen Text geblieben, jenes: sin lip vor allen schanden was vil wol bewart? Das ist eine wesentliche Auslassung, denn ohne jene Ansicht verstehen wir Vieles in jener Zeit und in unserm Gedicht, z. B. Brunhildens Amazonenhaftigkeit, nicht. Dagegen weiß das Original nichts von einem Unterricht, der seiner Abkunft geziemte, wohl aber von einer Erziehung, die ihm nöthig war, wenn er auch aus eignem Antriebe schon nach Tugenden strebte. Die Heldenwerke und Großthaten mit wunderkühner Hand des Neudeutschen sind auch nur Aufblähungen der gediegeneren Ausdrücke des alten Textes, da wohl von „ellenthaften Muot" und davon die Rede ist, daß man in ze allen dingen sô rehte êrlichen vant. Wie trefflich diese Aussage ist, begreift freilich nur der, welcher sich aus der Lektüre des Originals überzeugt hat, daß Wörter wie „fromm, ehrlich" in ihrer gegenwärtigen Bedeutung in Vergleich mit der alten, abgegriffenen Scheidemünze zu vergleichen sind. Denn während diese Wörter sich jetzt nur einseitig auf die Sinnesweise beziehen, lag in ihnen sonst der Inbegriff von Gesinnung, Kraft und Wirksamkeit. „Fromm" heißt nicht bloß wohlgesinnt, sondern tüchtig, heilsam thätig; êrlich heißt nicht bloß „nicht diebisch," sondern treu, redlich, ruhmvoll, preiswürdig denkend und handelnd. Wie matt muß bei solcher Gediegenheit der Sprache jede Verneudeutschung werden?

Dr. W. V. Mönnich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eisrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst, in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt festzustellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Dom zu Cöln. 185.
Lieder von Karl Mayer. 186. 202.
Stimme des Herzens. 188.
An die verlorne Geliebte. 191.
Aus Venedig, von G. Pfizer. 194.
Der Organist. 196.
Das Schiffermädchen vom Königssee, von G. Pfizer. 197.
Winternacht, von Arnd. 199.
Das Glück von Edenhall, von L. Uhland. 206.
Räthsel: Keyer. 184. — Trug. Druck. 190. — Grab. Krap. 196. — Lippen. 202. — Schaamröthe. 207.

Erzählungen.

Der ungerathene Prinz, von A. T. Beer. 186—192.
Der Gaucho. 198—208.

Länder- und Völkerkunde.

Blicke auf Südtyrol. 204—207.

Reisen.

Am Sand in Passeyer. 189—195.
Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. 195. 196. 197.

Naturgeschichtliches.

Versuche über die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde. 183.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte von Nürnberger. 193—197.
Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Kröten. 198. 199. 200.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aquarelle. Das Kloster. 183. 184. 185.
Konstantinopels Wasserleitungen. 184—188.
Goethe an Ritter v. Leonhard. 185.
Mißreß Trollope über Deutschland. 201. 202. 203. 208.
Chinesische und neuholländische Journale. 203.

Korrespondenz.

London. 183. 184. 185. — Neapel. 186. — Stuttgart. 187. — Lowell in Massachusetts. 188. 189. — Newyork. 190. 191. — Paris. 192. 193. 206. 207. 208. — Genf. 194. 195. 196. 197. 198. — Sicilien. 197. 198. 199. 200. Heidelberg. 201. 202. 203. 204. 205. — Berlin. 204. 205.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Peter Heß. Oelgemälde: Gefecht bei Wörgel in Tyrol im Jahre 1809. — Aphorismen. — Sammlungen.

Nro. 63.

Peter Heß. (Forts.) — Altdeutsche Baukunst. Die Architektur des Mittelalters in Regensburg. Dargestellt durch den Dom, die Jakobskirche, die alte Pfarre und

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. August 1834.

— Wie zum Laubdach wölben sich
Der schlanken Pfeiler Reih'n,
Und Blatt und Rose wunderlich
Entquellen rings dem Stein.

Fr. Miller.

Der Dom zu Cöln.

Des Deutschen Herz schlägt kühn
Im hohen Eichenwald;
Ihn labt das tiefe Grün,
Des Baumes Kraftgestalt.

Kein Blatt dem andern gleich,
Jedwede Krümmung neu;
Der vielgeschlung'ne Zweig
Allein der Schönheit treu.

In Waldeseinsamkeit
Da weht es frei und kühl,
Da athmet weit und breit
Der Andacht Hochgefühl.

Da ging im Sinnen tief
Waldein ein edler Knecht,
Was in der Seele schlief,
Schaut' er dort klar und recht;

Den hochgeschwung'nen Stamm,
Das vielgekraus'te Blatt
Mit sich im Herzen nahm,
Als er gekehrt zur Stadt.

Ihm war es in dem Wald,
Als sey's ein Gotteshaus,
Wo Amen widerhallt
Im lauten Sturmgebraus.

So wie er heimgekehrt,
Empfängt er Botschaft: Trau'n!
Er soll, wie hochgeehrt!
Die neue Kirche bau'n.

Und bald steigt kühn empor
Der Pfeiler schlanker Wald;
Es ziert den hohen Chor
Des Bildwerks Laubgestalt.

Wohin das Auge reicht,
Hebt sich der edle Bau;
Die letzte Säule weicht
Zurück in dämmernd Grau.

Wie Blumen stehn im Grün,
Im kühlen Waldrevier,
Viel holde Bilder blühn
Zum Schmuck der Kirche hier.

Wie dort in grüner Nacht
Ein Windessäuseln zieht,
Tönt in der Kirche Pracht
Der Andacht heilig Lied.

Des Meisters Sinn empfand
Im Wald der Allmacht Wehn,
Und was er schuf, bestand,
Uralt nun, frisch und schön.

Drum wer ein Gotteshaus,
Wo deutsch ist jeder Stein,
Will schau'n, der zieh' hinaus
Zum Dom von Cöln am Rhein.

F. A. B.

Aquarelle.

Das Kloster.

Ich war gestern in einem Kloster armer Bettelmönche. Eine beneidenswerthe Armuth, ein glückliches Betteln. Im Gebete der Frommen ist Kraft, und das haben sie vor andern Bettlern voraus.

Wie ich nach dem Kloster ging, entwarf ich mir eine Schilderung, wie ich es wohl finden würde. Ein Kloster in unsern Tagen ist ein sehr romantisches Ding, dachte ich; Dichter, wie sie noch vor zwanzig Jahren unter uns von der Luft und ihren Versen lebten, würden manch schönes Gedicht, eine Elegie oder sonst etwas nach solch einem Besuche niedergeschrieben haben, ich — ein Kind der jüngern Zeit — muß mich damit begnügen, ein Bild davon zu entwerfen.

Ich werde mich enthalten, meine überschwenglichen Gefühle zu schildern, wie der Elegiendichter es thut, aber ich will mich dafür bemühen, Gefühle in meinem Leser hervorzurufen. Ich werde karg seyn mit den Farben, weder die gebrannte Terra di Siena der untergehenden Sonne, noch sonstiger Reichthum an Lasuren soll sich über meine einfache Schilderung ergießen; ich will nichts Unwahres heucheln, und melde daher, daß es ein ganz gewöhnlicher Abend war, wie er unter unsern Graden nördlicher Breite um die Mitte des Oktobers zu seyn pflegt, und daß eine hölzerne Brücke mich an der offenen Kirche vorbei, woraus die Lichter des Hochaltars schimmerten, in das weiß übertünchte Haus führte, worin etwa siebzehn fromme Brüder des heiligen Franciskus wohnten.

Ich hatte von einem Freunde eine mündliche Empfehlung an den jungen Pater Eusebius erhalten, der erst seit Kurzem den Stand der härenen Kutte ergriffen hatte und sich wohl noch erinnern mußte, wie sich's im Galopp so leicht drehen ließ mit einer guten Tänzerin, und welche Lustigkeit in dem Kreise junger Zecher sich verbreite. Wie weit seine Stärke aber reichte, solche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, mußte ich nicht, und ich nahm mir daher vor, mich ihm so ehrerbietig und ernst als möglich zu nahen, um bei dem heiligen Manne kein Aergerniß zu erregen. — Gleich beim Eintritt in das Gebäude bemerkte ich in einigen regelmäßigen Mauervertiefungen hölzerne Bänke und kleine Tische, worauf stattliche Krüge standen, die ich sogleich für solche erkannte, woraus man in der Gegend ein ziemlich allgemein bekanntes und beliebtes Getränk, aus Gerste und Hopfen bereitet, zu trinken pflegt. Und sogleich fiel mir ein, daß das Kloster eben dieses selbst bereiteten Getränks wegen eines besondern guten Rufes genoß. Nun trat ich in den langen Gang, der das ganze beträchtliche Gebäude durchschnitt. Alles war reinlich; die Wände, weiß getüncht, waren in einer gewissen Höhe mit schlechtgemalten Bildern geschmückt, wie es sich für ein Haus von Bettelmönchen in jetziger Zeit schickt, wo kein Leonardo, kein Caracci mehr daran denkt, umsonst und von frommem Eifer getrieben, die Wände solch armer Brüder mit unvergänglichen Fresken zu schmücken. Ein paar Mönche wackelten im eigenthümlichen Kartenschritt den Gang herunter mir entgegen. Der Eine, ziemlich wohlbeleibt und alt, trug einen leeren Krug und blieb damit vor einem kleinen Fenster in der Mauer stehen, indem er an einem daneben hängenden Klingeldraht läutete. Ich sah ihm zu; sogleich erschien von innen ein kleiner, ganz lustig blickender Kopf, ergriff den Krug, verschwand damit und reichte ihn dann voll und schäumend dem draußen harrenden Mönche, der sogleich daran nippte, um im Gehen von dem köstlichen Naß nichts zu verschütten. Ich näherte mich ihm nun und brachte mein Anliegen vor, den Pater Eusebius sprechen zu wollen. Der gute Mönch führte mich mit großer Bereitwilligkeit die Treppe hinan, sein Krüglein in der Hand tragend. Oben wohnten die Patres. Ueber den Thüren, die zu den Zellen führten, waren die Schutzpatronen auf die Wand gemalt und darunter der Name, und so war es denn gar leicht, die Zelle des Pater Eusebius zu finden.

Ehe ich sie aber erreicht hatte, sah ich, wie einige Mönche eine einfache Bahre von schwarzem Holze und einiges andere befremdende Geräthe aus einer Kammer hervorzogen und sich damit beschäftigten. Mir waren diese Attribute des Todes sehr kennbar, und zum ersten Male lenkte sich mein Sinn in diesem Gebäude *auf* einen ernsten Gegenstand, das Sterben. „Pater Martinus wird das Zeitliche segnen," sprach mein Führer, „und da wird denn Alles in Bereitschaft gesetzt." — „Alles in Bereitschaft!" dachte ich bei mir, und ein leiser Schauder überkam mich. „Der gute Pater Martinus lebt noch, und sie setzen schon Alles für ihn in Bereitschaft. Eine Bahre, einen Sarg, ein schlichtes Leintuch, das hält man für den armen Mönch wie für das reiche Weltkind in Bereitschaft, und die guten Brüder

hanthieren ſchon emſig daran, obgleich Pater Martinus noch lebt; und während wir Alle noch leben, iſt der Hanf zu unſerm Leichenhemd ſchon reif und der Wurm ſchlummert ſchon im Erdgehäuſe, der einſt über unſerer Leiche zum Leben erwachen ſoll.“

So dachte ich und bemerkte mit innerer Selbſtzufriedenheit, daß dieſes eine zum Orte ganz paſſende Betrachtung ſey. — Ich wollte ſuchen, mich in der Stimmung zu erhalten, wurde aber bald herausgeriſſen. — Wir hatten die Thür des Pater Euſebius erreicht. Mein Führer verließ mich mit tiefer Reverenz.

Ich fand einen jungen, recht blühenden Mann mit blauen Augen und einem großen, freundlich lachenden Munde, der weiße Zähne zeigte. Ohne den entſtellenden, geſchorenen Kopf würde man ſein Geſicht in der Welt ſchön genannt haben. Er ſtand in der reinlichen Zelle am Pulte und ſchrieb, kam mir jedoch bei meinem Eintritte ſogleich mit Höflichkeit entgegen. Die Grüße ſeines Freundes empfing er mit ſichtbarer Freude und er ſagte ſogleich, ohne Scheu vor der Erinnerung zu zeigen, daß er oft mit ihm Muſik gemacht habe und noch immer jener Zeiten gedenke. Das gefiel mir von meiner neuen Bekanntſchaft. Ich bedauerte, durch meinen Beſuch ſeine Arbeit unterbrochen zu haben. „Ich ſchreibe die Predigt nieder, die ich am nächſten Sonntage halte,“ ſagte er leicht lächelnd, „und da muß ich mich denn ſchon ein wenig zuſammennehmen, da heute ſchon Donnerſtag iſt.“ Ich ergriff dieſe Gelegenheit, um mich ihm ſogleich zu empfehlen, und verſprach, zu einer andern Zeit wieder zu kommen. Er aber ſagte ganz mit dem jovialen Tone eines Mannes der guten Geſellſchaft: „Wie? Sie wollten ſchon fort? Es war ſtets eine ſchöne Sitte der Klöſter, gaſtfrei zu ſeyn, und unſere Häuſer ſcheinen mir ganz beſonders dazu beſtimmt, manche Sitte der Vorzeit zu bergen und zu ſchützen vor Untergang. Wir wollen Niemand überreden, unſer Loos zu theilen, und mögen es auch nicht Jedem verdenken, wenn er es geradezu verſchmähte; aber intereſſant muß es doch auch in gewiſſen Fällen ſeyn, ein ſchönes Kloſterleben zu beobachten und zu ſehen, wie es ſonſt in der Welt ausſah. Denken Sie ſich daher, Sie ſeyen ein Pilgersmann und bringen dem frommen Pater Euſebius den Gruß des Ritters, ſeines Jugendfreundes. Glauben Sie nun, Euſebius würde Sie fürbaß ziehen laſſen, ohne Imbiß und Trunk? Gaſtfreundſchaft iſt unſere Pflicht, die wir üben, ſo gering auch unſere Mittel ſind. Ein Bettler kann nichts, viele Bettler vermögen Etwas. Im Vereinzeln ſchwindet die Kraft. Folgen Sie mir zum Pater Kellermeiſter, er ſoll Ihnen einen friſchen Trunk vorſetzen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Verſuche über die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde.

Es iſt allgemein bekannt, daß nach allen Erfahrungen die Temperatur zunimmt, je tiefer man in den Schichten der Erdrinde abwärts kommt; das Verhältniß der Zunahme der Wärme wurde indeſſen bedeutend verſchieden angegeben. Man war bisher bei dieſen Verſuchen ſo ziemlich darauf beſchränkt, daß man die Thermometer in die Waſſer tiefer Schachte oder in die darin enthaltene Luft brachte. Auf dieſe Weiſe konnte aber das Inſtrument die Temperatur der Schichten nie genau angeben, und überhaupt mußten ſich dabei Irrthümer einſchleichen. Vor Kurzem hat nun ein tiefes Bohrloch in der Nähe von Genf zwei Franzoſen, Delarive und Marcet, Gelegenheit zu Verſuchen gegeben, bei welchen, wie es ſcheint, wirklich die erforderliche Genauigkeit erzielt werden konnte. Die Reſultate ihrer Beobachtungen ſind in der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 19ten Juli bekannt gemacht worden. — Der arteſiſche Brunnen beim Dorf Pregny liegt 299 Fuß über dem See und das Bohrloch wurde 682 Fuß tief, 383 Fuß unter den Spiegel des Sees niedergetrieben. Der Jurakalk wurde nicht erreicht, alles Durchbohrte beſtand aus Mergel und Molaſſe. Das Waſſer ſtieg nur bis dreißig Fuß unter der Oberfläche, und in dieſem dickſchlammigten Waſſer wurde der Thermometer niedergebracht. Es ergab ſich, daß von hundert Fuß unter dem Boden an, wo der Thermometer 8°7 Reaumür zeigte, die Temperatur abwärts in einem ſehr regelmäßigen Verhältniß zunahm. — Addirt man bei der erſten Reihe von fünfzehn Beobachtungen die jedesmaligen Tiefen und die entſprechenden Temperaturen zuſammen, ſo erhält man 164,8 Grad Reaumür auf 5270 Fuß Tiefe; die zweite, gleich große Reihe von Beobachtungen ergibt 166,35 Grad auf 26,210 Fuß; der Durchſchnitt daraus iſt 330,41 Grad auf 10,891 Fuß. Nun iſt die Temperatur von Genf 7,$^{8}/_{10}$ Grad, die von Pregny, das 200 Fuß höher liegt, kann man zu 7$^{1}/_{2}$ Grad annehmen. Zieht man nun letzte Zahl von jenen 330,41 Graden ſo oft ab, als Beobachtungen vorliegen, nämlich 30mal, ſo bleiben 105,11 Grad Temperaturzunahme auf 10,891 Fuß, d. i. Ein Grad R. auf 103$^{1}/_{3}$ Fuß, oder $^{97}/_{100}$ Grad auf 100 Fuß, oder Ein Grad der hunderttheiligen Skale auf 26,8 Meter (gleich 3 F. 11 L. Pariſer Maß). — Der Franzoſe Cordier iſt durch ſeine an andern Orten angeſtellten Verſuche über dieſen Gegenſtand bekannt. Unterwirft man ſeine 48 Beobachtungen der eben angeführten Berechnung, ſo ergeben ſich 383,3 Grade der hunderttheiligen Skale Temperaturzunahme bei 40,160 Meter, d. h. Ein Grad auf 26,1

Meter, während wir bei unsern Beobachtern, wie gesagt, 25,8 Meter fanden. Diese Uebereinstimmung ist desto merkwürdiger und befriedigender, da sie diese Vergleichung ihrer Beobachtungen mit den Cordierschen nicht selbst angestellt, und ihre Beobachtungen überhaupt nach einer ganz andern als der oben angegebenen Methode berechnet haben.

Nadeln von gehärtetem Stahl, von ausgeglühtem Stahl und von weichem Eisen wurden in eine kupferne, hermetisch verschlossene Büchse gebracht, und zwar so, daß sie immer senkrecht hingen; sie wurden auf den Boden des Bohrlochs hinabgelassen, wo sie vier-und-zwanzig Stunden lang blieben. So oft man sie heraufzog, fand man, daß die Nadeln von ausgeglühtem Stahl und weichem Eisen ungleich stärker magnetisch geworden waren, als oben an der Erdoberfläche in derselben Zeit ebenso aufgehängte, ganz gleiche Nadeln. Die Nadeln von gehärtetem Stahl zeigten gar keinen Magnetismus. Sollte indessen dieser Versuch etwas beweisen, so hätten die Nadeln an der Erdoberfläche fortwährend derselben Temperatur ausgesezt werden müssen, wie die im Bohrloche.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Burnes Reisen in Indien.

So eben ist bei Murray ein für Länder- und Völkerkunde höchst interessantes Werk erschienen, nämlich eine Wasserreise den Indus und einige Nebenströme hinauf nach Lahore, und eine andere von Delhi über Lahore, Kabul, Hindu Kutsch, Buchara und Turkestan nach Teheran, und von da mitten durch Persien zurück, nach dem persischen Meerbusen, und auf dem Meere nach Bombay. Der Verfasser, Lieutenant A. Burnes, ist im Dienst der ostindischen Kompagnie und unternahm beide Reisen auf Veranlassung des Generalgouverneurs, die erste im Jahr 1831, wo ein Geschenk von fünf Pferden von Seiten des Königs von England an den berühmten Herrscher der Seiks, Runjiet Singh, den Vorwand geben mußte, den Indus hinauf zu fahren, und die andere in den zwei folgenden Jahren, in der Absicht, die Länder zwischen dem Indus und dem kaspischen Meere sowohl in militärischer, als kommerzieller Hinsicht genauer kennen zu lernen. Lieutenant Burnes, ein Mann von 30 bis 35 Jahren, wurde zu beiden Unternehmungen von dem verstorbenen Sir John Malcolm empfohlen, und der Erfolg bewies, daß keine glücklichere Wahl hätte getroffen werden können. Muthig und bescheiden, fest und geschmeidig, scharfblickend mit dem Anschein heiterer Sorglosigkeit, freimüthig, aber fügsam, beharrlich und kräftig, mit einem angenehmen Aeußern und den nöthigen Sprachkenntnissen begabt, wagte er sich, als Europäer, mitten unter fremde, halbwilde, räuberische Nationen, von denen manche die Engländer mit Mißtrauen, wo nicht mit feindseligen Augen betrachten, und überwand nicht nur alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegensezten, sondern erwarb sich selbst und dem brittischen Namen überall Freunde, und brachte eine Masse geographischer, topographischer und statistischer Kenntnisse mit zurück, wofür ihm nicht nur seine Regierung, sondern die ganze wissenschaftliche Welt verbunden seyn muß, die Unterhaltung gar nicht zu rechnen, die jeder Leser in den mannichfaltigen Abenteuern und Bescheerungen findet, welche den größten Theil der drei Bände ausmachen, aus denen das Werk *) besteht. Die Reise auf dem Indus machte er als Abgeordneter des Königs von England, aber bloß von einem einzigen Offizier begleitet, ohne Bedeckung und selbst ohne Waffen, indem er sehr richtig urtheilte, daß eine kleine Bedeckung nur dazu dienen könne, Feindseligkeiten zu erregen. Der untere Theil des Indus ist bekanntlich in neuern Zeiten von keinem Europäer befahren worden, und die Engländer haben mit den Herrschern der dortigen Gegend bisher wenig oder keine Verbindung gehabt, und doch muß ihnen, bei dem Fortschreiten der Russen nach Persien und Buchara hin, daran gelegen seyn, ihr indisches Reich, wo nicht durch den Besiz des Indus als Grenzfluß, doch durch ein freundschaftliches Verhältniß mit den an demselben wohnenden Völkern zu sichern. Mit Runjiet Singh stehen sie schon seit mehreren Jahren in den besten Verhältnissen; aber dem Ameer (Emir) von Hydrabad scheint ihre Nähe so wenig zuzusagen, daß Lieutenant Burnes dreimal von der Mündung des Indus zurückgetrieben wurde, und erst einen langen Briefwechsel mit dem dortigen Fürsten führen mußte, worin derselbe allerhand Lügen über die Unfahrbarkeit des Flusses vorbrachte, bis er die Erlaubniß erhielt, denselben zu befahren. Als er endlich am Hof anlangte, benahm man sich zwar freundlich und gefällig, aber keineswegs herzlich. Dagegen fand er die vortrefflichste Aufnahme bei dem Verwandten dieses Fürsten, dem Ameer von Khyrpoor (Chirpur), welcher durchaus einen Freundschaftsbund mit den Engländern zu schließen verlangte, so wie bei einigen andern kleinen Fürsten. Und da unser Reisende die Gewißheit mitbrachte, daß der Strom bis nach Lahore hinauf zu allen Zeiten, selbst für Dampfboote, fahrbar sey, und es wahrscheinlich ist, daß solche Schiffe selbst Attock zu erreichen vermögen, so wird die brittische Regierung in Indien wohl nichts unversucht lassen, den Fürsten von Hydrabad auch auf ihre Seite zu bringen, um ihrem Handel diesen neuen Weg zu eröffnen und ihren politischen Einfluß zu verbreiten. Freilich sind es nicht die Regierungen allein, welche gewonnen werden müssen; der Handel würde auch von der Raubsucht vieler an den Ufern wohnenden Völkerschaften zu befahren haben. Aber auch diese Schwierigkeit ließe sich überwinden, da Lieutenant Burnes ohne weitere Bedeckung als 24 halbwilde Beloochees bis an die Grenze von Punjab reiste, und er sein Fahrzeug oft von den neugierigen Anwohnern gedrängt voll hatte, ohne auf der ganzen Fahrt um den Werth eines Hellers bestohlen worden zu seyn, oder daß irgendwo auch nur die Miene gemacht wurde, ihm etwas gewaltsam zu nehmen.

(Die Fortsezung folgt.)

---

*) Es führt den englischen Titel: Burnes's Travels into Bokhara etc. London 1834.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. August 1834.

Nie sah ich Schöneres, nie hört' ich Töne,
So wundermildlich als den Bosphorus entlang.

Byron.
Childe Harold.

Konstantinopels Wasserleitungen.

Es gibt vielleicht in keinem Lande der Welt eine Scene von so mannichfaltiger, immer wechselnden, immer überraschenden Schönheit, wie die, welche der Bosphorus vom Leandersthurm bis zu den alten Schlössern darbietet. Man glaubt sich in das Reich der arabischen Mährchen versezt: solchen Eindruck machen der gewaltige Strom, von stolzsegelnden Schiffen und tausend leichten Kaiks durchschnitten, die gepriesene Sultanenstadt, des überreichen Orients blendenden Glanz mit den Resten griechischer Kaiserzeit und das Gewirr und Elend des Lebens grell neben einander hinstellend; die zahlreichen Dörfer auf beiden Ufern, eins an das andere sich reihend; Scutari mit seinen Moscheen, seinen Kasernen, seinen Cypressenwaldungen und dem hinter ihm emporstrebenden Gipfel des Bulgurlu; Beschiktasch und Beylerbeyköi mit den Palästen des Großherrn; ununterbrochen Moscheen, elegante Kiosks, Wohnungen, Friedhöfe, kleine Gehölze, tiefe Buchten, von dichtem Grün umwachsen, Schiffe und kleine Fahrzeuge bergend; den Kanal verengende Vorgebirge, an welche die Strömung mit lautem Getöse anschlägt; Rumili- und Anatoli-Hissar, jenes mit seinen dicken, runden Thürmen und unregelmäßigen Mauerlinien den arabischen Schriftzug des Namens seines Erbauers Mahomed bildend, dieses durch seinen schwarzen Thurm berüchtigt, bezeichnen einen Abschnitt da, wo die Küsten Asiens und Europas einander ganz nahe treten und die Gewässer des Pontus sich brausend zwischen beiden hindurchwälzen. Dieser Teufelsströmung entgegen, wie Türke und Franke sie nennt, muß selbst der leichteste Kaik gezogen werden. Von hier aus wird man schon des Riesenberges ansichtig, läßt zur Linken den geräumigen Busen von Fidalia und den sichern, waldumhegten Hafen Stenia, folgt der großen nordöstlichen Krümmung des Stromes, schifft um die Vorgebirge von Yeniköi und Therapia, und ist bald der weiten Bucht Buyukderes gegenüber, hinter welcher, wo die Hügel eine Oeffnung lassen, man in der Entfernung von beinahe einer Stunde die Bogen eines großen Aquäducts erblickt. Er ist der von Bagdscheköi, dem Meere am nächsten gelegen von allen denen, welche das mächtige Byzanz mit den frischen Quellen versorgen, die auf dem südwestlichen Abhange der lezten Verzweigung des Hämusgebirges entspringen.

Die Landzunge des thrazischen Kontinents, deren Spitze das Serail des Großherrn mit seinen Gärten und weitläuftigen Gebäuden einnimmt, im Rücken von den Riesenarmen der kolossalen Stadt umfangen, bietet, abgesehen von der malerischen Schönheit, eine günstigere Lage für eine große, handeltreibende, feste Stadt dar,

als unser Welttheil vielleicht irgendwo aufzuweisen hat. Aber der Boden dieser, zu zahlreichen Hügeln sich erhebenden, von vielen Thälern durchschnittenen Landzunge ist trocken; wenige Quellen entsprudeln dem Erdreich, während umher, auf den Höhen, welche die große Ebene von S. Stephano einschließen, in dem waldigen Hochlande, welches sich den westlichen Abhang des kleinen Balcan hinanzieht, helles, gesundes Wasser im Ueberfluß strömt, zum Theil sich zu zwei kleinen Flüssen vereinigend, welche, vor Alters der Cydaris und Barbyses genannt, durch das reizende Thal der süßen Gewässer sich in das goldene Horn ergießen. Daher suchten, schon bevor Constantin der Stadt Größe und Namen gab, römische Kaiser diesem Mangel abzuhelfen. Wasserleitungen und Cisternen, Lieblingswerke jener Zeiten, mehrten sich mit dem Umfange und der Bevölkerung Konstantinopels, und die Tage osmanischer Herrschaft, wo man denselben Wasserbedarf, wie früher, größern noch wegen der durch die Religion Mohameds gebotenen Gebräuche hat, behielten nicht nur die alten Vorkehrungen größtentheils bei, sondern ergänzten sie theilweise noch durch neue große Werke. Strenge wird über die Vertheilung des Wassers gewacht. Mußten schon Kaiser, wie Grazian, Valentinian, Theodosius, Arcadius u. a. Verordnungen erlassen, durch welche der Antheil einer jeden Wohnung, ihrer Größe gemäß, bestimmt und sechs Pfunde Goldes als Strafe bei Vergehungen gegen die bestehende Einrichtung festgesezt wurden, so bestimmte auch die osmanische Regierung ziemlich genau die Vertheilung der beinahe auf 24 Millionen Pfunde sich belaufenden Wassermenge, deren Konstantinopel bedarf, und nach welcher Graf Andreossy die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte auf etwa sechsmalhunderttausend Seelen anschlug. — Dennoch ist das System der Wasserversorgung der Stadt nicht vollkommen zu nennen. Der große Aquäduct des Valens, in seiner Verstümmlung durch Avaren und Türken noch 1884 Schuh lang, erbaut aus den Trümmern Chalcedons, das, nun ein unbedeutendes Dorf und Kadiköi geheißen, auf dem asiatischen Ufer unterhalb Scutari an der Küste der Propontis liegt — dieser Aquäduct, welcher in seiner imposanten Größe, zwei Hügel der Stadt mit einander verbindend, über die meisten Gebäude stolz emporragt, ist bald zerstört; die ungeheuren Cisternen der Kaiserzeit, unterirdische Paläste mit weiten, gewölbten Hallen und Säulenreihen von allen Ordnungen und aus allen Zeiten, sind meist unbrauchbar und verödet, zum Theil mit sumpfigem Wasser gefüllt, zum Theil trocken, wie die tausend- und-einsäulige, im Alterthum die des Philorenus genannt, welche zu einer Seidenspinnerei umgeschaffen ist. Ein Feind, wenn er die Zugänge auf der Seite des thrazischen Festlandes gewinnt, kann der Hauptstadt dies unentbehrlichste aller Bedürfnisse bald entziehen.

Anmuthig und reizend ist das Thal von Belgrad. Von den sich verflachenden Hügeln des Hämusgebirges eingeschlossen, von grünen Waldungen umhegt und durchschnitten, liegt es da mit seinen blumenbedeckten Wiesen, wo das Vergißmeinnicht am Ufer der Bäche neben aromatischen Pflanzen blüht, in klösterlicher Einsamkeit außerhalb des Geräusches der Welt, deren Treiben nie seine freundliche Stille gestört zu haben scheint. Die Eiche biegt mit der Platane, die Buche mit der Ulme ihre Aeste zusammen, ein Laubdach bildend, hie und da einen Durchblick in die Ferne gönnend; alle Hügel bewaldet, alle Niederungen mit grünem Teppich bedeckt. Keine Art richtet hier Verheerungen an, heilig sind dem Volke diese dichtbelaubten Bäume, denn sie hindern das Austrocknen des Bodens durch den sengenden Sonnenstrahl, und strenge Gesetze sichern die Unverletzlichkeit dieses Haines. Zerstreut, meist von Gärten und Weideplätzen eingeschlossen, sind die Wohnungen des Dörfchen, dessen Name in illyrischer Sprache Weißschloß bedeutet. Ein hübscher marmorner Brunnen, der wohlthätigen, auch an einsamen und selten vom Fuß der Menschen und Lastthiere betretenen Orten geübten Sitte der Morgenländer gemäß, läßt unaufhörlich einen erquickenden Wasserstrahl hervorsprudeln, der als Bächlein weiter rinnt. Erinnerungen aus der Kaiserzeit knüpfen sich an diesen Ort, der einmal Petra genannt wurde. Hier wurde eines der Wasserbecken durch jenen Andronicus Comnenus angelegt, dessen Charakter und Leben ein überraschendes Beispiel der Vereinigung der wildesten Grausamkeit mit dem kühnsten Unternehmungsgeiste, ungebeugtem Muthe und standhafter Ausdauer in Entbehrungen und Gefahren darbieten, dem man seine Bewunderung kaum versagen kann, während sein gräßliches Ende unter den Händen des rasenden Pöbels zeigt, wie weit die einmal zum Ausdruch gereizte Volkswuth zu gehen vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Eusebius hatte mich freundlich bei der Hand genommen und schritt mit mir der Treppe zu. Als wir bei der Bahre vorbeikamen, fragte er die dort beschäftigten Brüder, wie es dem Pater Martinus gehe? — Er liegt in den letzten Zügen, war die Antwort. Eusebius murmelte leise ein Gebet und ließ mich los, um das Kreuz

zu machen, dann ergriff er wieder meine Hand und führte mich in den untern Gang zu einer Thür, wodurch wir in das geräumige Refectorium traten. Die Tiſche waren gedeckt, jedoch auf ganz eigene Weiſe. Auf den Plätzen lag eine grobe Serviette halb ausgebreitet, die andere Hälfte zuſammengeſchlagen. Auf dem ausgebreiteten Theile ſtanden zwei irdene Krüge, durch einen Griff verbunden, wovon der größere zum Waſſer, der kleinere zum Bier beſtimmt war; daneben ein hölzerner Teller, ein Löffel von Horn, Meſſer und Gabel mit eiſernen Stielen. An dem obern Tafelende war für den Prior gedeckt; die Serviette war etwas feiner, die Krüge weiß glaſirt, der Teller und das Beſteck von Eiſen, ſo wie der Löffel, durch zinnernes Geräthe erſezt. Ringsum hingen große Gemälde, von ſchlechter Hand ausgeführt, die Geſchichte des Heiligen vorſtellend, vor den Fenſtern ſtanden Vogelbauer mit ſchreienden und ſingenden Bewohnern, und der Garten, den noch buntes herbſtliches Laub und viele Aſtern ſchmückten, und der ſich an der Rückſeite des Gebäudes durch die Fenſter zeigte, durchzog der Bruder Küchenmeiſter, um in hochaufgehobener Kutte etwas Sellerie und anderes Gemüſe zu ſammeln, die Abendſuppe der frommen Brüder damit zu würzen.

Daſſelbe freundliche Geſicht, das ich ſchon beim Eintritte in das Kloſter am Fenſter, den vollen Krug hinausreichend, erblickt, kredenzte mir nun auf den Wink des Pater Euſebius ein Glas Bier und ein Stück Brod. Ich fragte meinen artigen Wirth, ob er nicht auch davon genießen wollte, er bemerkte aber, daß es ihnen nicht erlaubt ſey, außer ihren zwei regelmäßigen Mahlzeiten Speiſe und Trank zu nehmen. Dann kniete er vor dem Tiſch nieder, hinter dem ich auf der Bank ſaß, die längs der Mauer hinlief, ſtüzte ſeinen Ellenbogen darauf und legte ſeinen Kopf in die flache Hand, indem er ſagte: „Außer den Mahlzeiten pflegen wir uns auch nicht zu ſetzen. Sind wir müde, ſo machen wir es ſo, wie ich es jezt zeige. Laſſen Sie ſich's ſchmecken und ſeyen Sie überzeugt, daß wir von dieſen einfachen, aber vortrefflichen Nahrungsmitteln genug beſitzen, um unſern Gäſten, die uns beehren, reichlich davon vorſetzen zu können.“ Bier und Brod waren überaus kräftig und wohlſchmeckend, ich lobte beides und wunderte mich, daß es in der ganzen Stadt nicht ſo angetroffen werde. „Das geſchieht aus dem einfachen Grunde,“ erwiderte Euſebius, „weil wir es nicht bereiten, um beim Verkaufe zu gewinnen, ſondern zu unſerm eigenen Gedeihen. Es konnte auch nicht fehlen, daß viele Bürger und andere Einwohner oft im Kloſter einſprachen, um ſich an der lieben Gottesgabe zu laben, und dann reichlicher Zahlung dafür ſpendeten, als hätten ſie ihren Abendtrunk im Wirthshauſe genoſſen. Die geiſtliche Behörde glaubte dadurch dem Kloſter eine Einnahme zu verſchaffen, und erlaubte uns alſo, jeden Gaſt, gegen freiwillige Gaben, zu bewirthen. Bald hatte ſich der Ruf unſerer Erzeugniſſe, des Biers und des Brodes, ſo wie der trefflichen Gemüſe unſers Gartens, weit und breit ausgedehnt, und wir ſahen Beſuch vollauf bei uns, bis zur ſechsten Abendſtunde, wo wir im Refectorium das gemeinſchaftliche Nachtmahl halten und ſich alle Fremden entfernen mußten. Doch kamen nicht immer ſtille Bürger zu uns, die mit Erbauung in dieſen Mauern ſich Erquickung und Stärkung holen wollten; junge Leute aus allen Ständen eilten herbei und gedachten hier Gelage in Saus und Braus zu feiern. Sie begehrten mehr zu trinken, als ſie vertragen konnten, brachten kalte Speiſen mit, damit ihnen der Trunk beſſer munde, wollten auf unſere höfliche Mahnung nicht mehr um ſechs Uhr das Refectorium räumen, und verhöhnten und verſpotteten die Brüder. Einſt, es war das leztemal, daß unſere Hallen entweiht wurden, hatte ſich eine große Anzahl von Gäſten bei uns eingefunden. Sie ſchmausten von mitgebrachter Küche, und der Bruder Kellermeiſter dort, Frater Hortenſius, hatte nicht Hände genug, um Gläſer und Krüge zu füllen. Die Hallen ertönten von läſterlichen Geſangsweiſen, und große Hunde, die unter den Bänken lagen, heulten darein, daß es gräßlich anzuhören war. Wir baten, jammerten, drohten, nichts wollte fruchten. Die ſechste Stunde kam, Niemand entfernte ſich, und wir, die wir ſtets hungrig unſerer Mahlzeit entgegenſehen, da wir ſonſt keine Nahrung zu uns nehmen, mußten uns zum vollſtändigſten Hungern bequemen. Indeſſen nahm der Lärm immer mehr überhand; ſie zerſchlugen unſere Trinkgeſchirre, warfen die Teller zur Erde, öffneten die Käfige und ließen die Singvögel, die wir ſorgſam aufziehen, im Zimmer umherflattern und die Hunde darauf Jagd machen, die ſie fingen und auffraßen. Es war ein Gräuel anzuſehen, wir mußten uns nicht zu retten vor dem fürchterlich rohen Troß. Endlich traten Gensdarmen ein, die im Vorübergehen den Lärm gehört hatten. Ein paar Worte genügten, ſie von dem Geſchehenen zu unterrichten, und die Ruheſtörer wurden verhaftet. Seit jenem Vorfalle iſt es nicht mehr erlaubt, das Kloſter zum Wirthshauſe zu entweihen. Niemand, er ſey wer er wolle, erhält hier Trunk und Imbiß für Geld; zu bewirthen iſt uns geſtattet, und will der Gaſt den armen Mönchen dafür eine Gabe reichen, ſo dürfen wir ſie in Demuth nicht ausſchlagen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Burnes Reisen in Indien.

An den meisten Orten war nie vorher, wenigstens nicht seit Menschengedenken, ein Weißer gesehen worden; die Neugierde war daher sehr groß. Alle, Vornehme wie Geringe, hegten die höchste Meinung von den Engländern, und das Geringste, was sie von ihnen glaubten, war, daß sie Zauberer seyn müßten, zu welcher Vermuthung sie besonders der außerordentlich günstige Wind, welcher den Lieutenant auf der ganzen Reise begleitete und dieselbe ungewöhnlich schnell machte, zu verleiten schien. Ein solcher Glaube kann indessen nicht auffallen bei so großem Aberglauben, wie unser Reisender hier fand, besonders unter den Mahomedanern, selbst bei den Gebildetsten und Vernünftigsten. Folgendes sind Beispiele: „Im Innern des Forts (zu Mooltan nämlich) ist ein hindu'scher Tempel, welcher von den Bekennern dieser Religion für ururalt gehalten wird, und womit sie folgende Legende verknüpfen. Ein gewisser Hurnakus, ein Riese, verachtete Gott und betete sich selbst an; er verlangte von seinem Sohne Pylad, er solle seinen Schritten folgen, und wollte ihn eben wegen seiner Widersetzlichkeit ermorden, als er durch eine Erscheinung der Gottheit, welche sich in der Gestalt eines Löwenmenschen verkörperte, wunderbarer Weise gerettet wurde. Hurnakus hatte erklärt, sein Tod könne nie, weder auf Erden, noch in der Luft, im Wasser oder Feuer, durch Schwert, Bogen, bei Tag oder Nacht erfolgen; und so geschah es: der eingefleischte Gott (Nusingavater) nahm ihn in der Dämmerung auf's Knie und riß ihn in Stücken. — Nicht weit von Mooltan befindet sich das Grab des mahomedanischen Heiligen Schumsi-Tabriezie, welcher unter andern Wundern auch Todte erweckt haben soll, und endlich, lebendig geschunden, den Märtyrertod starb. Er habe, so erzählt man, lange sein Brod erbettelt; einmal habe er in großem Hunger einen Fisch gefangen, und denselben gegen die Sonne haltend, dieses Gestirn so nahe herangezogen, daß er seinen Fang daran briet. Auch schreiben die Bewohner Mooltans die hier herrschende überaus große Hitze noch jetzt diesem Wunder zu. — Unterhalb der Stadt Tolumba nimmt der Naven zwölf englische Meilen weit einen schnurgeraden Lauf und gewährt einen überaus schönen Anblick, indem die Ufer mit hohen, überhängenden Bäumen bedeckt sind. Diese Eigenthümlichkeit des Flusses wird von den Einwohnern göttlichem Einfluß zugeschrieben. Man wusch die Kleider eines Heiligen darin, und als dieser die Augen aufhob, um darnach zu sehen, wurde der Fluß ganz gerade." — In Iynde befinden sich viele Syuds oder Nachkommen des Propheten, welche sich durch besondere Frömmigkeit auszeichnen. Was diesen an den Engländern am meisten mißfiel, war, daß sie sich die Zähne mit Bürsten von Schweinsborsten reinigten. Dieser Abscheu vor Allem, was von diesem unreinen Thiere herrührt, ist allgemein bei den Mahomedanern. So traf z. B. Burnes auf seiner Reise einen Afghanenfürst, der zu Calcutta gewesen und dort Vieles von englischen Sitten, und unter andern auch den Gebrauch des englischen Sattels angenommen hatte. Als er aber erfuhr, daß dieser zum Theil aus Schweinsleder bestand, so bat er den Lieutenant, ihm solchen abzunehmen; zu gleicher Zeit aber ersuchte er diesen — sonderbar genug — um eine Zahnbürste. Uebrigens sind die Mahomedaner in Indien viel duldsamer geworden, als sie sonst waren; nur gegen die Seits ist ihr Haß sehr groß, und Manche haben ihr ganzes Leben durch einen Vertilgungskrieg gegen sie gelobt, worin sie mit Freuden, als das gottgefälligste Werk, das sie verrichten können, das Leben lassen. Die Seits dagegen — außer den Fanatikern unter ihnen, welche in ihrer mystischen Raserei selbst ihre Glaubensgenossen nicht schonen und ihrer eigenen Regierung viel zu schaffen machen — begnügen sich damit, den Mahomedanern, wo solche immer unter ihre Botmäßigkeit gerathen, den öffentlichen Gottesdienst zu untersagen. So lebten deren zu Mooltan an 40,000 in stummer Unterwürfigkeit, worin nicht mehr als 500 Seits, welche das Schloß besezt halten, sie zu erhalten wissen. Die Moscheen sind ihnen zum Theil verblieben; einige aber sind in Kasernen und Magazine umgewandelt, in manchen, so wie in vielen ihrer Grabmäler, treiben auch die Priester der neuern Sekte ihr Wesen. Diese zeigten sich eben so bereitwillig, die Opfergaben des ungläubigen Fremdlings, als ihrer Glaubensgenossen anzunehmen, und lasen ihm dafür Stellen aus dem heiligen Buche vor, über das sie beständig mit dem Wedel einer Tibetschen Kuh hinfuhren. — Die Aufnahme, welche Lieutenant Burnes von Runjiet Singh, als Abgeordneter Sr. brittischen Majestät, zu Theil wurde, war sehr schmeichelhaft und eines mächtigen Fürsten würdig. Schon an der äußersten Grenze kamen ihm mehrere Hofbeamte und Offiziere mit einer Abtheilung regelmäßiger Truppen, Elephanten u. s. w. entgegen. Bei jedem Dorfe waren Leute bereit, ihre Böte stromau zu ziehen; Lebensmittel, so gut sie nur das Land zu liefern vermochten, kamen im Ueberfluß, dazu manche kostbare Geschenke, besonders jeden Tag eine Börse mit 1100 Rupies. Nach einer Fahrt von sechzig Tagen, von der Mündung des Indus an, erreichten sie Lahore. Hier fanden sie zwei englische Herrn, welche von Lodiana aus, einer Station, welche die Engländer als eine Art von Vorposten an der Grenze der Wüste haben, hieher gesandt worden waren. Sie erhielten ihr Quartier bei dem Chevalier Allard, einem der Franzosen, welche sich im Dienste des Runjiet Singh befinden, und der dessen Reiterei befehligt. Hier, in der alten Hauptstadt der mongolischen Kaiser, trafen sie beim Frühstück eine europäische Gesellschaft, und statt des Thees oder Kaffees — Champagner.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ein Wort, das Mancher schon verflucht,
Bei dem man solches Hassen
Als gutem Christen nicht gesucht.
Oft auch gebraucht zum Spassen;
Ein Kranker, viel vom Arzt geplagt
Mit „starkem Aderlassen."
Daß ihm der Tag nicht mehr gelagt,
Ja selbst gedöpft in Massen.

Ein Weiser, der Großväter Hohn,
Dem Schwarzen selbst verbündet,
Deß Weisheit erst der Enkelsohn
Als Wahrheit neu erfindet;
Ein armes und verirrtes Schaf,
Dem sich die Hölle mündet,
Und dem vielleicht oft süßer Schlaf
Den Himmel im Traum verkündet.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. August 1834.

Rein! so taubensanft und schlangenklug!

Grabbe.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Ich sah lächelnd dem Pater Eusebius in die hellen Augen, die er nicht niederschlug. Das Mönchthum mit seinen grauen Satzungen zeigte sich mit einem Male vor meinen innern Blicken. Wie wunderbar ist doch dieser Riesenbau der Kirche, selbst in den kleinsten Theilen! Ueberall spricht uns derselbe Geist daraus an; überall dieselbe unantastbare Heiligkeit, überall dieselbe stolze Demuth! — Mein guter Pater Eusebius mochte etwas von diesen Gedanken auf meiner Stirne lesen, er erhob sich aus seiner knienden Stellung. „Sie entschuldigen, wenn ich Sie nun allein hier lassen muß. Meine Predigt zu beendigen, brauche ich noch ein Stündchen vor dem Nachtmahle. Bleiben Sie indeß hier und lassen Sie sich's schmecken.“ So sprach er, indem er mir die Hand drückte. „Und wie lange bringen Sie beim Nachtmahle zu?“ fragte ich. „Eine Stunde.“ — „Da ist Ihr Mahl wohl reich bestellt?“ — „Nichts als eine Wassersuppe und ein Ey, hart oder weich gesotten. Bier wird Abends auch nicht getrunken.“ — „Und bei solch frugalem Mahle bringen Sie eine volle Stunde hin?“ — „Wir hören den Vorlesungen zu aus den Schriften der Heiligen, die ein Bruder, so wie ihn die Reihe trifft, von jenem Katheder herab während der Mahlzeiten halten muß.“ — „Und nach dieser Stunde, was beginnen Sie da? wie bringen Sie den Abend hin?“ — „Einsam auf unserer Zelle, mit Lesen oder Schreiben, so weit uns dieses erlaubt ist. Dies darf wieder eine Stunde dauern, im Sommer wohl auch eine halbe Stunde länger.“ — „Und dann? — „Dann legen wir uns zur Ruhe.“ Ich betrachtete ihn mitleidig. Er verstand mich.

„Ja, ja,“ sezte er hinzu, „was man da draußen Leben nennt, davon ist hier keine Spur zu finden. Hier entfaltet sich aber ein inneres Leben dafür, das höhern Werth hat. — Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen, besuchen Sie mich öfter, und Sie werden immer mehr die Wahrheit von dem einsehen, was ich Ihnen so eben sagte; uns mehr und mehr verstehen, und dann begreifen, daß selbst im Jahre 1834 noch ein Kloster von Bettelmönchen einen würdigen Platz ausfüllt und selbst eine höhere Bedeutung haben kann, als manche gepriesene neuere Institution, der Menschen Werk; denn das ist eben unser Vorzug, daß die Religion von Gott ist.“

Er grüßte und ich sah ihn in seiner langen, verschossenen und geflickten Kutte davongehen, mit gebeugtem, geschorenem Kopfe, und er erschien mir groß, dieser Bettler, in der seltsamen Stimmung, die mich

ergriffen hatte. Dieser strenge Zwang und diese Freiheit, diese Armuth und diese sorgenfreie Existenz, diese Entsagung und doch keine Entbehrung, Stolz und Demuth, freie Bewirthung, gastfreie Aufnahme und milde Spende, Allmosen dabei, welche Widersprüche scheinbar, und dennoch keine! Nie hat die Welt einen vollkommenern Organismus gesehen, als den der katholischen Hierarchie. Lange schon ging das Bestreben der Welt darauf aus, ihr ein ähnliches Werk an Macht und Herrlichkeit entgegenzustellen, doch was auch unternommen wurde, jeder Versuch scheiterte. — Ich legte ein Geldstück auf den Teller, dankte dem Bruder Kellermeister, der mir einen jungen schmutzigen Burschen, der dem Frater Gärtner beim Umgraben geholfen hatte, als Novizen vorstellte. Ich kannte ihn, er war Kellner in einem der besuchtesten Gasthöfe der Stadt gewesen, hatte am Billard markirt und wußte den Champagnerkork trefflich springen zu lassen. Auf meine Frage, was ihn dazu bewogen habe, in's Kloster zu gehen, erwiderte er lächelnd: „Ich habe große Lust daran.“ Auch der Bruder Kellermeister lächelte und reichte ihm mein Glas hin zum Reinigen. Ich ging fort und dachte lange an das: „ich habe große Lust daran,“ des Jungen.

Im Gange draußen fiel es mir ein, wie ich Weihrauchduft bemerkte, nach dem sterbenden Pater Martinus zu sehen. Ich stieg die Treppe hinan. Die Thür seiner Zelle stand offen, die Bahre mitten im Zimmer, und der alte Mönch lag auf seinem harten Lager, die Hände kreuzweis und ein Krucifix darin — er war todt. Ein tiefer Glockenton ließ sich hören. Die Mönche verließen ihre Zellen, auch Pater Eusebius kam heran. Er ging auf mich zu und sagte mit derselben Heiterkeit, die ich früher an ihm bemerkt hatte, indem er mir die Hand drückte: „So leben wir — so sterben wir.“

Die Mönche gingen zum Refectorium, ihr Nachtmahl zu nehmen, und der Todte lag einsam und stumm in seiner Zelle. Ich aber verließ das Kloster mit andern Gefühlen, als die, womit ich es betreten hatte.

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Fortsetzung.)

In Belgrad sind fast ausschließlich Armenier und Griechen ansäßig, die sich den Augen ihrer immer gefürchteten Nachbarn und Herrscher gewissermaßen entzogen haben. In seinem dunkelroth gefärbten, geräumigen und reinlichen Hause sitzt der Armenier, dessen Gesichtsform die ächte schöne Bildung der kaukasischen Race zeigt, dessen Statur hoch, dessen Kleidung weit und bequem ist wie die fast aller Völker des Orients, halbe Tage lang auf dem Sophalik neben dem halbvergitterten Fenster, ohne sich zu bewegen, unverwandt auf die Straße hinausschauend, das lange, mit Bernsteinmundstück versehene Pfeifenrohr nicht einen Augenblick von sich legend. Einen großen Theil seines Lebens hindurch hat er vielleicht als Müller und Commissionär sich bemüht, ein in jedem Moment gefährdetes Vermögen mühsam zusammenzuscharren und noch mühsamer vor Habgier und Verfolgungssucht zu bewahren. Denn der Armenier hat zwei schlimme Feinde: den Osmanen und seinen eigenen Landsmann, welcher zu einer andern Kirche gehört, indem beide Konfessionen, die orientalisch-armenische und die katholische, einander als Ketzer hassen und verfolgen. Endlich kommt auch für ihn, wenn er glücklich genug gewesen ist, sich den Blicken des luchsäugigen Neides zu entziehen, wenn ihm nicht etwa der gefährliche Posten eines Primaten der Nation, oder gar eines kaiserlichen Münzdirektors zugedacht worden ist, die Zeit der Ruhe. Für ihn gibts kein Heimweh: Sklave von der Wiege an, außer dem Stammlande geboren, kennt und sucht er kein anderes Vaterland; nicht die eisbedeckten Höhen des Ararat, nicht Etschmiadzins kirchlicher Glanz, nicht Nakschewans Ebene, in welcher nach der Sündfluth die geretteten Paare gelebt, ziehen ihn an. In einer stillen Wohnung auf dem Ufer des Bosphorus oder in den benachbarten Dörfern birgt er sein Erspartes und lebt ruhig und zufrieden. Gegen Abend sieht man die Familien, schöne, aber etwas starkgebaute Frauen mit dunklem Haar und Auge, und blühende Kinder, auf dem Wiesengrün, auf Teppichen und Kissen lagernd, ihr mäßig Vesperbrod verzehren oder lustwandeln unter den Bäumen.

Auch Franken wohnen in Belgrad und einige besitzen hier stattliche Häuser. Wer Lady Montagues Briefe gelesen, wird sich dieses Ortes erinnern, dessen freundliche Stille die geistreiche und schöne Frau beschreibt. Jetzt wählt man diesen Aufenthalt indeß nur im Frühling, wenn der Schnee vom Gebirge verschwunden, wenn Baum und Wiese sich in helles Grün gekleidet, wenn die Wege trocken genug sind, um Reiter und schwerfällige, von Ochsen geschleppte Arabas, auf denen bisweilen eine ganze Familie zusammengekauert sitzt, nicht zu gefährden. Dann ziehen von den Bewohnern Perac jene Wenigen, die es über sich gewinnen können, der freien, schönen Natur zu lieb ihrem täglichen Brod, ihrem unentbehrlichen, zur Sommerszeit mit der ganzen Haushaltung nach Buyukdere verpflanzten Geklatsch und ihrer müßigen Faulenzerei zu entfliehen, in das frische Waldthal, bis das Nahen der heißen Tage, wo die Verminderung der Wassermasse in den Behältern durch Gebrauch und Verdunsten die Luft mit Krankheitsstoff schwängert, sie an den Abzug mahnt.

Im Walde von Belgrad entspringt die Mehrzahl der Quellen, welche Konstantinopel mit Trinkwasser versorgen. In diesen, dem Sonnenstrahl unzugänglichen Schluchten, wo der Schnee langsam schmilzt und der Boden im Zustande immerwährender Feuchtigkeit bleibt, finden sie Nahrung und sammeln sich zu zahlreichen kleinen Strömungen. Die besondern Verhältnisse des Landstrichs, welcher sie von der gegen drei Stunden Weges entfernt liegenden Stadt trennt, hat das zusammengesezte System veranlaßt, von welchen gegenwärtige Bemerkungen eine gedrängte Darstellung zu geben sich bemühen. Zwei kleine Gewässer, die schon genannten Cydaris und Barbyses der Griechen, gegenwärtig dieser der Fluß von Kiahat-shan (Papierfabrik), jener der von Alibey-Koi geheißen, durchströmen von Norden her das Plateau, welches sich vom Dorfe Pyrgos in's Thal der süßen Gewässer hinabsenkt, das die Griechen den Silbersee, Argyrolimne, nannten, und welches mit seinen schattigen Baumgängen, seinen smaragdnen Wiesen und seinem Lustschlosse Mahmuds I., abwechselnd mit dem anmuthigen Thal von Göksu auf dem asiatischen Ufer, der Lieblingsspaziergang ist, wo türkische Frauen von ihren bunt und fantastisch aufgepuzten Kindern begleitet, am Freitagsmorgen im Frühling zu lustwandeln pflegen, während die Männer gravitätisch miteinander sich unterreden und die vergoldeten, roth ausgeschlagenen und mit Blumen bemalten Arabas mit ihren Lenkern in der Nähe warten. Ueber die erwähnten beiden Bäche, ihre Zuströmungen und Thäler hinweg mußte das Trinkwasser geleitet werden, bevor es den großen Wasserbehälter (Talsim) am bulgarischen oder krummen Thor (Egri Kapu) erreichen kann, von wo es sich vermittelst der Nebentalsims von At-Bazar (Pferdemarkt), von Aia Sofia und Yeni Bagdsche (neuer Garten), durch Kanäle und Wasserpfeiler in ganz Konstantinopel vertheilt. Aber nicht nur für die Stadt selbst, auch für die jenseits des Hafens gelegenen fränkischen Vorstädte Pera und Galata, für das jüdische Chasköi, in dessen Nähe der israelitische Friedhof, ohne Baum und mit flachen Grabsteinen, mit den pittoresken türkischen Todtenäcker einen auffallenden Kontrast bildet, für das griechische S. Dimitri, für Tophana, Kassim Pascha mußte gesorgt werden. Für diese ist der unter türkischer Herrschaft errichtete Aquäduct von Bagdscheköi (Gartendorf) bestimmt.

Wenn man von Buyukdere aus den Weg nach Bagdscheköi einschlägt, so gelangt man, nachdem man die enge, schmuzige Gasse des häßlichen Dorfes verlassen hat, in welchem das große, schwarz angestrichene preußische Gesandtschaftshotel, das schöne Franchinische Haus und die katholische und griechische Kapelle liegen, auf die Wiese, von den Peroten vorzugsweise la Prairie genannt, durch die alte Platane geschmückt, welcher die Türken die Benennung „die sieben Brüder“ (Jedi Kardatsch) gegeben, wo, einer in der Geschichte nicht begründeten Volkssage gemäß, Gottfried von Bouillon mit dem Kreuzheer lagerte, bevor er nach dem anatolischen Ufer übersezte. Auch jezt noch sieht man dann und wann Zelte aufgeschlagen, wenn unzählige Pferde hier auf die Weide getrieben werden. Wiesen, Getreidefelder und Gärten wechseln ab in diesem fruchtbaren, feuchten Thale, das auf beiden Seiten von parallellaufenden, niedrigen grünen Hügelreihen eingeschlossen wird, bis man sich der Wasserleitung nähert, welche, bedeutend höher liegend als die Ebene, über eine schmale Schlucht hinwegführt, wo die erwähnten Hügel einander ganz nahe kommen und dann zu beiden Seiten abschweifen. In der Nähe liegt das kleine Dorf.

Ein-und-zwanzig hochgewölbte Bogen bilden den Aquäduct, der sich in einer Ausdehnung von 560 Ellen erstreckt, ein großartiges und dauerhaftes, aus festen Steinblöcken gemauertes Werk Sultan Mahmud I., der es im Jahr 1731 mit großem Aufwande erbaute. In der Tiefe der Schlucht läßt ein kleinerer Bogen einen Durchgang, und von hier hat man eine unvergleichliche Aussicht über das wie in einen Rahmen gefaßte blühende Thal, im Hintergrund das Meer und die asiatische Küste mit ihren flachen Hügeln. Mehr als einmal verweilte ich, gegen Abend aus dem Belgrader Walde heimkehrend, an dieser Stelle: von dichtem Baumwuchs rings umgeben, lag hinter mir das Hochthal von Bagdscheköi; ein einzelner Reiter oder ein verspäteter Hirte kam langsam den von den Regengüssen des Winters tief ausgeschnittenen Hohlweg heran, Dunst stieg bläulich aus der Niederung auf und legte sich auf die Ferne, während Trommelwirbel und der Donner des Geschüzes im russischen Lager und auf der im Bosphorus ankernden Flotte durch die stille Abendluft zu mir getragen wurden.

(Die Fortsezung folgt.)

Goethe an Ritter von Leonhard.

Weimar, 16ten Novbr. 1815.

Wenn in der gegenwärtigen Zeit eine den allgemeinen Wünschen so sehr gemäße Umwälzung uns bedrängt und theilweise vernichtet, so daß der Verstand sich vergebens anstrengt, um auszusinnen, wie hieraus eine neue Gestaltung der Dinge sich ergeben möchte, so kann nichts tröstender seyn als die Gegenwart solcher Personen, die auf den obersten Stufen des irdischen Daseyns der höchsten Bildung theilhaftig geworden, deren Eigenschaften uns die tröstliche Versicherung einflößen, daß

Vernunft und Menschlichkeit die Oberhand behalten und ein klarer Sinn das vorübergehende Chaos bald wieder regeln werde.

Der Frau Herzogin von Oldenburg kaiserl. Hoheit *) haben, als ich von meinen Verhältnissen in der Maingegend sprach, und wegen der Verbundenen in Hanau einige Besorgniß äußerte, gnädigst geruht, dieses Blatt übernehmen zu wollen, um es Ihnen einhändigen zu lassen, und, wenn es die Umstände erlauben, Sie selbst zu sprechen. Da ich in diesem Falle gar wohl von mir auf Ew. Hochwohlgeb. schließen kann, so wüßte ich nichts zu Ihrer Beruhigung und Aufrichtung in dem gegenwärtigen Augenblick Wirksameres, das Ihnen das Glück zuwenden könnte, als sich persönlich von den Vorzügen einer Dame zu überzeugen, die durch Worte und Beschreibung nicht zu schildern sind; ich erbitte mir dagegen Ihre wohlwollende Theilnahme und Mittheilung. Unter besten Wünschen

Goethe.

*) Katharina, Großfürstin von Rußland, Herzogin von Oldenburg, von 1816 an Königin von Würtemberg, † 1819.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Burnes Reisen in Indien.

Die Franzosen in Lahore benahmen sich auf's Freundschaftlichste gegen Burnes sowohl bei dieser Gelegenheit, als bei seiner spätern Durchreise, und theilten ihm alle ihre Erfahrungen mit, um ihm sein gefährliches Unternehmen zu erleichtern. Besonders gab ihm Herr Court Verhaltungsregeln mit, welche Burnes im Original beifügt und die von jedem Reisenden im Orient Beherzigung verdienen. „Dieser Mann," sagt Burnes, „ist sowohl Geograph, als Alterthumskenner. Er sowohl, als seine Kameraden befanden sich vormals im Dienst eines persischen Prinzen, und er reiste nach Indien als Eingeborner, was ihm Gelegenheit gab, die besten Nachrichten über die dazwischen liegenden Länder zu sammeln." Er zeigte ihm den Weg, den er von Kermanschah über Herat, Kandahar, Ghuzni und Kabul nach Attok zurückgelegt, mit großer Sorgfalt topographisch entworfen, und sagte, es sey ihm weniger darum zu thun gewesen, eine vollständige Karte von jenem Theile Asiens zu bekommen, als eine einzige gute Straße mit allen ihren Wendungen, so wie die Länder in militärischer und statistischer Hinsicht zu erforschen. Auch hat er vortreffliche Wege, sowohl für Infanterie, als Kavallerie ausgemittelt. Seinen vierjährigen Aufenthalt in Punjab hat er dazu benutzt, die Geographie dieses Landes genauer kennen zu lernen; und obgleich Runjiet Singh es nicht ganz gern zu sehen schien, ist es ihm doch gelungen, von Attok bis nahe an der britischen Grenze einen breiten Streif aufzunehmen. Er wird wahrscheinlich in Kurzem das Resultat seiner Forschungen mittelst der geographischen Gesellschaft zu Paris der Welt mittheilen. — Diese französischen Offiziere haben dem Runjiet Singh ein zwischen 30 bis 40,000 Mann starkes regelmäßiges Heer gebildet, und zwar von allen Waffengattungen und mit einer verhältnißmäßig starken Artillerie, welche vortrefflich bedient seyn soll; alles Kommando ist französisch. Der Verfall des Afghanenreichs hat diesem unternehmenden Fürsten Gelegenheit gegeben, seine Eroberungen bis jenseits des Indus auszudehnen. Die Feste Attok, mit den Pässen, welche das eigentliche Thor von Mittelasien nach Hindostan bilden, sind in seiner Gewalt, und der Herrscher von Peschawur entrichtet ihm Tribut. Kaschmier, das zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Afghanen erobert worden war, ist ihnen seit einigen Jahren von Runjiet abgenommen worden; der Reichthum dieses Landes scheint jedes Volk, welches es besessen, zum Herrn der umgebenden Völker gemacht zu haben. Runjiet hatte im Jahr 1831 sechsundvierzig Lac Rupies daraus bezogen, und dabei versicherte er, er werde von Allen bestohlen, die er als Statthalter dahin schicke, und er werde wohl genöthigt seyn, selbst hinzugehen oder doch einen seiner Söhne hinzusenden. Er bedient sich der herrlichen Gewebe jenes Landes zu Vorhängen, Fußteppichen, Zelten, Satteldecken u. s. w., und da die Waare gegenwärtig nicht so verkäuflich ist als sonst, so bezahlt er seine Truppen damit, und gibt z. B. einem Offizier, welcher 500 Rupies zu empfangen hat, für 500 Rupies Shawls, womit, wie der geschwätzige Monarch versicherte, dieselben sehr zufrieden seyen. Das Militär scheint aber in der That nicht zufrieden, weil er dasselbe nicht mehr so gut, noch so regelmäßig bezahlt, als er sonst zu thun pflegte, und wie ein Monarch, dessen Macht durch das Schwert gegründet worden und auf der Treue der Truppen beruht, thun sollte. Lieutenant Burnes fand z. B. die Besatzung von Attok in offener Meuterei; sie hatte ihre Offiziere verjagt und erklärte sich entschlossen, nicht zur Unterwürfigkeit zurückzukehren, bis sie ihren rückständigen Sold empfangen, und damit der Fürst ihre Unzufriedenheit desto mehr bemerken möchte, ließen sie die Reisenden nicht in die Stadt. Dennoch glaubt der Verfasser nicht, daß seinem Reiche während seines Lebens Gefahr drohe; aber er ist alt und fängt an schwach zu werden, und unter seinen Angehörigen soll noch keiner hervorstechendes Talent gezeigt haben, das ihm das Uebergewicht über die wahrscheinlichen Mitbewerber um den Thron sichern könnte, besonders da die Geistlichkeit den Versuch machen wird, die weltliche Herrschaft zu schmälern. Doch ich muß schließen und Ihre Leser auf das Werk selbst verweisen, welches, sonderbar genug, ohne Karte erschienen ist, obgleich es ohne eine solche kaum verständlich ist. Indessen hat J. Arrowsmith, dem Lieutenant Burnes alle seine Materialien und Beobachtungen mitgetheilt, eine Karte herausgegeben. Sie ist besonders zu haben, gehört aber auch zum Universalatlas, welchen dieser talentvolle Geograph so eben vollendet hat. Burnes scheint ihm seine Materialien deswegen anvertraut zu haben, weil er bei seiner Ankunft in England dessen Karte von Mittelasien richtiger fand als alle andern, und dieselbe daher der wenigsten Berichtigungen bedurfte.

Von dem unterhaltenden Werkchen: Bubbles of the Brunnens of Nassau, by an old Man, ist bereits eine zweite Auflage erschienen. Der Verfasser ist ein Kapitän Head, welcher durch seinen Galopp durch die Pampas von Buenos Ayres schon früher vortheilhaft bekannt war. Es enthält unter vielen Irrthümern manch Fünkchen Wahrheit und verdient wohl, gelesen zu werden.

Gern hätte ich noch etwas über die Händelsche Jubiläumsfeier hinzugesetzt, aber mein Papier ist voll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. August 1834.

Wir waren Zwillingslämmer, die sich froh
Im Sonnenschein anblöckten, Unschuld nur
Um Unschuld tauschten wir. —

Shakespeare.
Wintermährchen.

Der ungerathene Prinz.

Erzählung von A. T. Beer.

Ich will einen Theil meiner Lebensgeschichte, trostlos und einfach wie sie ist, mir zur wehmüthigen Erinnerung, andern zur Warnung aufschreiben. Denn vieles, was ich bereue, hat dies Herz bewegt, vieles, was ich hätte bekämpfen sollen, hat mich zu einer Handlungsweise getrieben, die ich durch nichts entschuldigen kann, als durch die Leere, die ein Herz empfand, dessen schönste Blüthen ein früher Frost dahingerafft hat, und durch tausend Irrthümer auszufüllen suchte.

Ich bin in einem Stande geboren, wo es leicht ist, liebenswürdig, aber schwer, tugendhaft zu seyn. Mein Vater war der Fürst R., der Aelteste eines reichen, durch Jahrhunderte berühmten Stammes; er heirathete in sehr früher Jugend. Meine Mutter war eine kleine, determinirte Frau, die viele Eigenheiten hatte, unter andern die, daß sie keine Veilchen riechen mochte; sie soll einst sehr hübsch gewesen seyn, und von interessantem Aeußern habe ich sie noch gekannt. — Ihre klaren Adleraugen blickten etwas kalt; sie hatte nicht oft geweint, aber desto mehr beobachtet, und meinen Vater, der ein kränklicher, schwacher Herr war, unumschränkt beherrscht. Es war wirklich schwer, ihr zu widerstehen, wenn sie etwas ernsthaft verlangte. Ich sehe sie noch vor mir stehen, mit dem Spazierstöckchen in der Hand, das sie gewöhnlich trug, mit dem Amazonenkleide auf dem zarten Körper, mit Kamaschen an den schönsten kleinen Füßen der Erde, mit dem runden Federhute auf dem zierlichen Kopfe, dessen despotischer Sinn so seltsam kontrastirte mit der zarten Form ihres Körpers. Die Verwalter zitterten vor ihren Ermahnungen; sie bekümmerte sich um Alles, beritt die Felder, machte Anlagen, ließ pflanzen und ausrotten. Ihr praktischer Sinn offenbarte sich auch darin, daß sie auf ihren Spaziergängen immer eine kleine Säge mit hatte, um die trocknen Zweige, die sie erreichen konnte, damit abzunehmen, was mich oft, wenn ich sie begleitete, recht herzlich langweilte. Sie hatte über Alles ihre eigene Meinung fest aufgebaut; über Magnetismus, Galls System und Politik sprach sie mit gleicher Bestimmheit, und wenn auch nicht immer mit Sachkenntniß, doch nie ohne Verstand und Scharfsinn; auch durften sie die Herren nicht sehr in die Enge treiben, weil sie eine zu vornehme und gefürchtete Dame war, und mit Frauen sprach sie selten.

Diese meine Mutter übte über mein Gemüth eine unumschränkte Gewalt; mein Vater starb schon frühe und sie war meine Vormünderin und Erzieherin. Ihre einzige Herzensfreundin war eine Prinzessin von S... brück, die meines Vaters Jugendliebe gewesen seyn soll; sie

war eine sanfte Frau in mittlern Jahren, ohne festen Charakter, aber fromm und unbedingt meiner Mutter sich fügend. Die Prinzessin hatte ein junges Mädchen zu sich genommen, die Tochter eines Obristen von Riepen, den sie einst sterbend in einem Dorfe fand und mit christlicher Milde pflegte.

Adelheid v. Riepen war neun Jahre alt, als sie zuerst in unser Haus kam, und es ward beschlossen, daß, so lange die Prinzessin von S...brück in R., wo wir im Winter wohnten, bleiben würde, die Kleine und ich unsere Lehrstunden theilen sollten, weil sie ein fleißiges, sittsames Mädchen, ich aber ein fauler, wilder Junge war. Wir lernten zusammen Geschichte, Geographie, neuere Sprachen und Zeichnen. Letzteres machte ihr viel Verdruß, denn es ging so damit: Unser Lehrer hatte die gute oder schlechte Methode, uns gleich nach der Natur, nie nach Mustern zeichnen zu lassen. — Er setzte sich z. B. vor Adelheid hin und sagte ihr: „sehen Sie doch einmal meine Nase genau an.“ Sie that es. „Nun zeichnen Sie sie nach.“ Das arme Mädchen war es nicht im Stande vor Lachen und Verlegenheit; ich aber nahm einen dicken Bleistift, machte einen weit ausgeholten Bogen, den ich kühn in einer Spitze endigen ließ, und der Meister sagte: „Bravo! das Charakteristische ist aufgefaßt.“ Endlich kamen wir zu ganzen Menschen; der Lehrer setzte sich hin, drapirte sich mit einem leinenen Tuch und sagte: „Nun zeichnen Sie die Falten nach.“ Adelheid weinte beinahe über die Zumuthung. Ich sagte: „Herr O., allein können wir es nicht, drapiren Sie Fräulein Adelhaid, und beim Nachzeichnen helfen Sie mir; dann leiste ich ihr denselben Dienst.“ Er war es zufrieden; ich zeichnete, und wunderbar! das junge Köpfchen stand auf meinem Papiere, die schmale Mädchenschulter war sanft unter dem Mantel angedeutet, der schlanke Arm stützte sich unverkennbar auf den Stuhl. Er sagte: „Bravo, mein Prinz! das ist mehr, als für Ihren Stand nöthig ist.“ Als nun aber Adelheid mich nachzeichnen sollte, ach! da konnte man recht sehen, welch ein Unterschied zwischen einem Prinzen und einem bloßen Fräulein ist; sie war ungeschickt wie ein Gänschen; ich schnitt ihr Gesichter, sie lachte, und der Lehrer nahm ihr entrüstet den Bleistift aus der Hand. Dann herzte ich sie dafür, wenn er weg war und ich sie einen Augenblick allein erhaschen konnte, denn der Hofmeister oder eine von den Müttern war uns immer auf den Fersen. Nun kam der italienische Lehrer. Er sagte: „Principe! Signorina! passen Sie auf: das Zeitwort andare. Wie sagt man auf italienisch: laßt uns im Garten des Prinzen Schwarzenberg spazieren gehen?“ Ich wußte es nicht; sie sagte mit süßem Stimmchen und beschämt, mich beschämen zu müssen: „andiamo a spasso nel giardino del principe Schwarzenberg.“ — „Va ben! Signora!“ sagte der Lehrer. „Nun sagen Sie mir einmal weiter: laßt uns im Garten des Prinzen Lobkowitz spazieren gehen.“ Sie sah ihn groß an, sie glaubte, ihn mißverstanden zu haben; ich aber rief schnell: „andiamo a spasso nel giardino del principe Lobkowitz.“ — „Bravo, principe!“ rief der Lehrer sehr befriedigt. „Sie werden leicht so viel lernen, als Sie brauchen.“ Adelheid schlug die Augen nieder, aber sah mich dann gleich wieder freundlich an. Einst bauten wir uns eine Burg im Garten, es fehlte nichts als das Gitterthor. Wir schleppten ein Eisengitter herbei. „Ich kann's nicht halten!“ rief sie ängstlich. „Versuche es nur,“ erwiderte ich, „strenge Dich etwas an!“ Aber ach! ihre Händchen ließen los, das schwere Gitter rutschte an ihren Beinen herab und zerriß das Kleid und die Haut, daß das Blut herab strömte. Ich wusch sie an der nahen Quelle, ich küßte ihre Wunde, sie sah mich lächelnd und weinend an. „Ach, wie wird die Bonne schelten über mein Kleid!“ klagte sie. „Und die Mama,“ rief ich, „schlägt mich gewiß, wenn sie Dein Bein sieht.“ — „Davon soll kein Mensch was erfahren!“ rief sie halb demüthig; und sie hielt Wort, sie litt um meinetwillen Schmerzen, ohne daß sie sich's merken ließ. Drei Tage hinter einander stahlen wir uns unbemerkt in den Garten, wo ich sie mit feinem Leinen und einer Salbe verband, die sie mitbrachte. — Ich habe ihr die Wunde nie vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Fortsetzung.)

Der Linie der Bauwerke folgend, gelangt man in wenigen Minuten an einigen schlanken Pinien vorbei, welche ihr Laubdach hoch emportragen, nach dem Dorfe, und von dort zu dem im Jahre 1749 erbauten Mahmudsbende, welcher den Aquäduct versieht. In ein tiefes, aber ziemlich hochliegendes Thal, das auf drei Seiten künstlich eingedämmt ist, ergießen sich mehrere Quellen und kleine Bäche, welche eine bedeutende Wassermasse bilden. Eine gewaltige, mit großen Steinplatten belegte, durchgehends mit Marmor verzierte Brustwehr schneidet das Thal oder den Bend an seinem Eingange ab und läßt durch ein Schleußenthor in der Mitte nur so viel Wasser abfließen, als der Aquäduct bedarf. Diese festungähnliche hohe Mauer, bisweilen 21 Fuß dick, oben mit einer breiten Plattform und umlaufenden Galerien

versehen, zu denen Stiegen auf beiden Seiten hinaufführen und von welchen der Blick über die Wasserfläche schweift, welche einem kleinen, von Laubholz umhegten Landsee gleicht, blendend weiß, so dauerhaft als elegant gebaut und mit vergoldeten Inschriften versehen, macht eine ganz eigenthümliche Wirkung in dieser waldigen Wildniß, wo das dunkle Grün der Bäume die wirksamste Folie bildet. — So sind die Bende beschaffen, in denen sich die Gewässer sammeln und deren es im Belgrader Walde sieben von verschiedenem Umfange gibt. Einer der elegantesten unter denselben ist der Bend der Walide, oder der Sultanin Mutter Mahmuds I., welcher nicht fern von dem erstgenannten weiter nach Belgrad zu in einer anmuthigen Gegend liegt, wo schmale Pfade durch das Dickicht führen, das immer frisch und mit Thauperlen besäet, in allen Nüancen des dunkelsten bis zum hellsten Grün spielt und das Auge ergözt. Auch dieser Bend versorgt den Aquäduct von Bagdschelöi, mit welchem er zu gleicher Zeit erbaut wurde. Freundliche, aber etwas verfallene hölzerne Kiosks, die Wände mit Arabesken und Blumenmalereien verziert, liegen an beiden Enden der Plattform, auf welcher eine marmorne Inschrifttafel die Geschichte des Baues und das Lob des Ortes in pomphaften Worten berichtet. Hieher kommen oft, namentlich Freitags, aus den Dörfern der Umgebung ganze Schaaren türkischer Frauen, Morgens, wenn der Bend noch im Schatten liegt, oder wenn der Sonnenstrahl das vom Abendwinde sanft gewiegte Laub röthet und immer wechselnde phantastische Gebilde auf Boden und Wand in leichten, zerfließenden Umrissen hinzeichnet. Ein Araba trägt sie und die Labung, welche unter unaufhörlichem Geschwäz verzehrt wird, nachdem sie im Kiosk Vorkehrungen getroffen, daß kein Zudringlicher ihre entschleierten Züge belauschen kann.

Das Dörfchen Bagdschelöi muß man an einem Jahrmarkttage im Monat Mai sehen. Dann zieht alle Welt von Buyukdere und Therapia dahin, in Arabas, zu Pferde, zu Fuß — dies die wenigsten, denn nach der Sitte der Orientalen scheuen im Durchschnitt auch die Peroten, die weder dem Morgen- noch dem Abendlande angehören, jede anstrengende Bewegung. Auf der großen Wiese vor dem Dorfe lagert Alles und ißt und trinkt nach Herzenslust von den mitgebrachten Vorräthen, denn ohne Essen und Trinken gehts einmal nicht, und was man in Bagdschelöi findet, mundet nicht sehr: in schlechtem Oel gebackene Mehlspeisen, fette Fleischkuchen und ähnliche Leckerbissen; dazu, wenn man etwa einen Bekannten im Orte hat, Kaffee und Rosenkonfekt, welche bei jeder Gelegenheit aufgetragen werden. Den ganzen Tag über lärmt und schießt und trommelt man, nachdem früh Morgens der Papa in der Kirchthüre den Segen ertheilt; auf dem Rasen tanzt das Männervolk die Romaika, in den Wohnungen, aus denen ohrzerreißende Musik schallt, hüpfen die griechischen Frauen umher, welche bei diesen Gelegenheiten sehr geschmückt sind, mit goldenen Borten besezte Leibchen, Röcke von gestreifter Seide aus Brussa, gestickte Pantoffeln und einen gewaltigen, aus bunten seidenen Tüchern zusammengesezten, turbanähnlichen Kopfputz tragen. — Einen Kontrast mit dieser Scene bildet eine andere, von der ich ein paar Mal Zeuge war. Hinter dem Dorfe erstreckt sich bis zum Eingange des Waldes ein Wiesengrund, wo während der Sommernächte ein Zigeunertrupp seine Zelte aufzuschlagen pflegt. Diese wanderlustigen Kinder eines fremden Erdtheils ziehen seit lange ungestört im türkischen Reiche umher, das Labyrinth von Völkerschaften vergrößernd, welches dasselbe von der Donau bis zum Euphrat und bis zu den Katarakten des Nil zu einem fruchtbaren Felde für den Ethnographen macht. Abends sieht man sie Feuer unter großen Kesseln anschüren, schmuzige Weiber bringen die halbnackten Kinder zur Ruhe und ordnen das Nachtmahl, die Männer befestigen die Zeltdecken und breiten auf den Rasen zerlöcherte Teppiche aus, die ihnen als Schlafstellen dienen. Lumpen, halbverkohltes Holz und versengte Stellen im Grase bezeichnen am andern Morgen den Ort, wo sie ihr Nachtquartier aufgeschlagen.

Das Wasser der beiden Bende von Bagdschelöi, welches durch den schönen, bereits beschriebenen Aquäduct über die einzige bedeutende Schlucht hinweggeleitet wird, die es auf seinem Wege antrifft, strömt in einer mehrmals leicht sich krümmenden Linie auf Pera zu. Auf dem Wege dahin befördern sechs Wasserpfeiler seinen Lauf. Diese, welche von den Türken Suterazi genannt werden, sind viereckige, aus Mauerwerk errichtete, oben abgestumpfte Pfeiler, in welchen das in gesenkter Linie zuströmende Wasser durch bleierne Röhren auf der einen Seite hinaufsteigt, auf der andern wieder fällt. In manchen Fällen können solche Pfeiler den weit kostspieligern Aquäduct ersetzen. In der Nähe von Pera findet sich das erste Talsim, durch welches ein Theil der Wassermasse nach den beiden am Bosphorus gelegenen Dörfern Dolmabagdsche (der Kürbißgarten) und Beschiktasch (das heißt der Wiegenstein) abgeleitet wird, wo der Sultan gewöhnlich den Winter zuzubringen pflegt, nachdem ihm seit der lezten Janitscharenverschwörung das große Serail unheimlich geworden ist, und wo einst Mahomed II. einen Theil seiner Flotte eine Landreise anstellen ließ, um in den Hafen einzudringen. Auch nach dem landeinwärts gelegenen San Dimitri, einem wegen des dort sich aufhaltenden Gesindels aller Art übelberüchtigten Orte, wird von dort aus das Trinkwasser geschafft. Am Ende der langen Gasse Pera's

sieht man das zweite große Taksim, welches die den Hafen einschließenden Vorstädte versorgt. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die umfassendste wissenschaftliche Darstellung des gesammten Systems der Wasserleitungen der türkischen Hauptstadt findet man in dem verdienstvollen und reichhaltigen Buche des verstorbenen Grafen Andreossy, vormaligen französischen Botschafters bei der Pforte: „Voyage à l'embouchure de la mer noire," (Paris, 1818) wo die mechanischen Vorrichtungen der Suterazis, Taksims u. s. w. ausführlich und genau erläutert und durch Abbildungen und Karten anschaulich gemacht sind. Eine ganz detaillirte Karte der hydraulischen Werke fehlt uns aber noch immer. Auch Herrn v. Hammers Constantinopolis und der Bosporos enthält in seinen beiden Theilen manches Hiehergehörige, welches alles, neben den Ergebnissen wiederholter eigener Ansicht bei Besuchen der Gegend, in der obenstehenden Schilderung benutzt worden ist. Mellings großes Kupferwerk gibt eine schöne und getreue Ansicht des Justinianischen Aquäducts.

Lieder von Karl Mayer.

Aufstörung.

Den Rehbock hab' ich aufgeschreckt.
Wie hat er laut den Wald durchscholten!
Wer Einsame im Grünen weckt,
Dem wird mit schlechtem Dank vergolten.

Abends im Felde.

Erfüllt von ländlichem Behagen,
Vermiss' ich Flügel, die mich tragen,
Dem Käfer gleich, in's Reich der Lüfte;
Doch wehrt mir nichts, in Feld und Düfte
Mit dieser Käfer frohem Brummen
Mein Abendlied hinauszusummen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Juni.

Der Grabstein Konradins von Stausen.

...Einer der ersten Gegenstände, welche hier meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, waren die Lokalitäten, an welche sich das Andenken Konradins von Schwaben knüpft. In die Gefühle, welche diese Wallfahrt in mir heraufgerufen, habe ich noch keine Ordnung bringen können, und ich beschränke mich für diesmal auf eine kurze historische Notiz, besonders über den Grabstein, der das Andenken Konradins und Friederichs von Oesterreich bewahrt. Es ist auffallend, daß Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen desselben gar nicht erwähnt, was er immerhin verdient hätte, aus welcher Zeit er auch herrühren mag.

Es ist bekannt, daß Konradin, der letzte Sprößling des Hohenstaufischen Kaiserhauses, auf der Piazza del mercato zu Neapel am 29sten Oktober 1268 unter den Augen seines ungerechten Richters, Karls von Anjou, enthauptet wurde. Dieser Platz befand sich damals noch außerhalb der Mauern der Stadt, denn erst unter Ferdinand I. von Arragonien im Jahr 1484 wurde dieser östliche Theil zur Stadt gezogen und die Mauern errichtet, welche von der Kirche S. Maria del Carmine bis zu S. Giovanni a Carbonara gehen und noch jetzt vorhanden sind. Karl von Anjou wählte diesen Platz zur Richtstätte, weil zu seiner Zeit, wie noch jetzt, kein freier Platz in den innern, alten Theilen Neapels sich befand; denn das Plätzchen bei S. Lorenzo, das früher als Marktplatz diente, war zu klein für die öffentlichen Zurüstungen, die Karl zur Hinrichtung Konradins und seiner Leidensgenossen machen ließ. Neben der Piazza del mercato war eine kleine Kapelle, S. Maria del Carmine, und — so erzählen beinahe einstimmig die neapolitanischen Geschichtschreiber und Topographen — die mitleidigen Karmeliterm önche dieser Kirche nahmen den Leichnam des jungen Fürsten, der noch die Tröstungen der Kirche vor seinem Tode erhalten hatte, und begruben ihn sammt dem Leichname des Friederich von Oesterreich, seines Freundes, auf der Stelle, da sie enthauptet wurden. Die Mutter Konradins — fahren jene fort — die auf die Nachricht seiner Gefangennehmung zur See sich nach Neapel begeben hatte, um ihn loszukaufen, fand ihren Sohn schon enthauptet; sie ließ durch den Erzbischof den Karl um die Erlaubniß bitten, ihrem Sohne ein marmornes Denkmal auf der Stelle der Enthauptung zu errichten; der König aber gestattete ihr bloß, den Leichnam Konradins von der Piazza del mercato in die Kirche S. Maria del Carmine bringen zu lassen. Historisch gewiß ist nun, daß die Mutter Konradins reichliche Spenden dieser Kirche übermachte, so daß dieselbe bedeutend vergrößert werden konnte. Hinter dem Hauptaltar sieht man den wenig beachteten Grabstein Konradins und Friederichs mit folgender italienischer Inschrift:

Qui giacione Corradino di Stoussen
figlio dell' Imperatrice Margarita
di Corrado re di Napoli
ultimo de' duchi dell' imperale casa
di Suevia
e Federico d'Absburg
ultimo de' duchi d'Austria.
Anno 1269.

Die Geschichtsforscher müssen über das Alter dieser Inschrift entscheiden und die genealogischen Räthsel lösen, die darin enthalten sind.

Auf der Todesstätte Konradins stand eine Kapelle, genannt Capella della S. Croce, deren Gründer aber geschichtlich nicht erwiesen ist, und neben ihr eine Säule mit dieser Inschrift:

Asturis ungue Leo pullum rapiens aquilinum
Hic deplumavit accephalumque...

Im Jahr 1781 verwüstete eine Feuersbrunst einige Häuser auf der Piazza del mercato, und die Regierung benutzte diese Gelegenheit, diesen Platz geräumig zu machen, und mußte zu diesem Zwecke mehrere Häuser an sich kaufen und einreißen lassen. Dieses Loos traf auch die alte Kapelle S. Croce; allein es wurde keineswegs an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt, wie Raumer in der Geschichte der Hohenstaufen sagt, sondern in der Mitte des neuen Platzes steht neuerrichtet die Kapelle S. Croce, in deren Innerm zwei Säulen der alten Kapelle, aber ohne irgend eine Inschrift, eingemauert sind. Der neue Platz ist einer der größten Plätze Neapels und der einzige in dem östlichen Theile der Stadt. Die Ansicht des alten Platzes zur Zeit Masaniello's, der hier seine vorübergehende Herrschaft gründete, ist noch auf einem Gemälde zu sehen, das in dem Museo borbonico zu Neapel aufbewahrt ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. August 1834.

Das System der Wasser, womit man Konstantinopel versorgt, ist eines der merkwürdigsten, im Ganzen sowohl als in den Einzelnheiten. — An den eigenthümlichen Arbeiten der Muhlemé bemerkt man nicht so viel Größe als an denen der Römer, aber sie verrathen mehr Einfachheit und Feinheit, zeigen den Unterschied zwischen beiden Nationen.

Andréossy.

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Fortsetzung.)

Dies Alles sind türkische Bauten. Wir müssen nun zu dem, den Fuß und die Abhänge des Gebirges deckenden Walde zurückkehren, um die Hauptwerke aufzusuchen, welche die Sultane aus der griechischen Kaiserzeit vorfanden, und welche sie erneuerten, in Stand setzten, vielfach erweiterten und vermehrten. Dicht hinter Bagdschekói beginnt das Gehölz, und in einer halben Stunde gelangt man auf einem angenehmen Pfade, welcher über einen Bergrücken führt, nach Belgrad. Vier Bende umgeben diesen Ort: oberhalb desselben liegt der kleine (Kutschukbend), unterhalb der große (Bujukbend), dem Sultan Mahmud im Jahr 1740 seine gegenwärtige Gestalt gab, und der in seiner unregelmäßigen Ausdehnung mit seinen sich windenden Ufern, wo man unter den hohen, schönen Bäumen und auf dem mit Gras und duftenden Kräutern bedeckten Boden Ruheplätze und freundliche Orte zum Lustwandeln findet, einem See ähnlicher sieht als einem künstlich geformten Wasserbehälter. Sein ungeheurer Dammwall hat eine Länge von mehr denn vierhundert Fuß bei hundertdreißig Fuß Höhe. Zwei andere von geringerer Ausdehnung, wovon einer im Thal des Pascha (Paschadere) gelegen, nach welchem er benannt wird, finden sich auf beiden Seiten in verschiedenen Entfernungen, endlich am weitesten entlegen zur Rechten der Aiwatbend, erst 1761 unter Mustapha III. errichtet, welcher zu einer zweiten Verzweigung gehört, wovon weiter die Rede seyn wird. Die Wassermasse dieser Behälter, durch den großen Wald strömend, welcher sich von Belgrad nach Pyrgos erstreckt, sammelt sich in zwei unterirdischen Kanälen: links jener der Belgrader Gewässer, mit denen sich die von Paschadere vereinigen, nachdem sie durch einen vom Gehölz anmuthig eingehegten und halbverdeckten gleichnamigen Aquäduct geleitet worden sind; rechts der Aiwad, gleichfalls in einem kleinen Aquäduct zum Vorschein kommend, bevor er sich nach Pyrgos wendet.

Pyrgos (der Thurm), bei den Türken gewöhnlich Burgos geheißen, ist ein schlechtes, großentheils von Griechen bewohntes Dorf, am Ausgange des Waldes, eine starke Stunde Weges von Belgrad, etwa doppelt so weit von Konstantinopel, auf einer flachen und breiten Anhöhe gelegen, die sich in ein Thal hinabsenkt, durch welches der Barbyses von Norden nach Südwesten vorbeiströmt. Kaum hat man den Ort auf dem Wege zur Stadt verlassen, so erblickt man zu beiden Seiten imposante Bauten, rechts den langen Aquäduct, auch nach Sultan Suleiman benannt, links den ellenbogenförmigen Constantins. Osmanen- und Römerzeit

sind hier vereinigt. An Ausdehnung übertrifft der lange Aquäduct, welcher beim Volke noch den Namen des nicht ferne liegenden kleinen Dorfes Petinochori führt, alle übrigen: er hat 716 Meter Länge bei einer Höhe von 26, welche durch zwei Stockwerke von Säulen gebildet wird, die denen von Bagdschekôi gleichen. An Schönheit der Construktion und malerischer Wirkung muß er indeß dem Constantinischen, welcher ein später vielfach erneuertes Römerwerk ist, dessen Entstehungsepoche man nicht mit Gewißheit anzugeben weiß, bei weitem nachstehen. Dieser wird durch zwei in einem rechten Winkel zusammenstoßende Arme gebildet. Der Hauptarm, 216 Meter lang, gewährt dem Barbyses einen Durchgang und besteht aus drei übereinanderliegenden Linien von Bogen, deren Oeffnung in der obersten, welche zwanzig derselben zählt, viel beträchtlicher ist als in der untern, was eben nicht gewöhnlich seyn mag, während die Dicke der Mauern von unten an bedeutend abnimmt. Die Höhe des mit Steinplatten gedeckten Aquäducts beträgt vom Flußbette an 106 Fuß. Der zweite Arm von 126 Meter Länge lehnt sich auf den Abhang der Höhe von Pyrgos in der Richtung des Thals von Paschadere. Unterhalb des Dorfes, auf dem rechten Ufer des Stroms, findet man wieder hie und da Baumwuchs. Bald vernimmt man ein Getöse wie das einer Cascade: es ist das der Gewässer der beiden gewölbten Kanäle, deren Lauf wir bisher folgten und welche, nachdem sie rechts und links an Pyrgos vorbeigestürmt, hier endlich sich in dem Wasserbecken (Baschhaus) vereinigen, welches jener unglückliche Andronicus der Comnene anlegte, und Osman II., dem das Geschick nicht freundlicher war, wieder herstellte. Das Becken ist kreisförmig und hat im Innern, in welches man hinabsteigen kann, dreißig Fuß im Durchmesser. Ein gewölbter Gang führt die nun vereinigte Wassermasse der verschiedenen Bende auf den Aquäduct Kaiser Justinians zu, unter welchem der Cydaris durch ein enges Thal zwischen zwei einander nahe liegenden Hügeln hinwegströmt.

Wir sind nun zu dem ältesten und interessantesten der Bauwerke gekommen. Ist es auch sehr zu bezweifeln, daß dieser Aquäduct wirklich aus der Zeit des Kaisers stammt, dessen Namen er trägt, so gehört er doch den frühern oströmischen Jahrhunderten an. Die Bauart ist ganz eigenthümlich. Zwei Stockwerke, zusammen 107 Fuß hoch, sind jedes von vier, oben spitz zulaufenden, breiten Bogen durchbrochen, welche eine Aussicht auf das Thal und das die Hügel kleidende Gebüsch gewähren. Vorspringende Pfeiler nehmen den Raum zwischen je zwei Arcaden ein, und sind jedesmal wieder von drei übereinander angebrachten Bogenöffnungen von verschiedener Größe durchbrochen. In jedem Geschoß führt ein Gang, zu dem man vermittelst einer Stiege gelangt, von einem Ende zum andern. Die Gesammtlänge des Gebäudes, welches durchgängig mit sorgfältig behauenen Quadern ausgelegt ist, beträgt 720 Fuß. Die Mannichfaltigkeit der Bauart, deren scheinbare Unregelmäßigkeit bei genauer Ansicht bald verschwindet, erhöht noch um vieles die malerische Wirkung; die grauen Steinmassen kontrastiren auf's Angenehmste mit den grünen Hügeln, an welche sie sich lehnen, und der mit Feldblumen übersäeten Wiese, durch welche das Flüßchen langsam hinwegschleicht. Selten trifft man dort etwas anderes an als grasende Heerden und einige vorbeiziehende Wanderer, wenn der einsame Ort nicht von fremden Reisenden besucht wird, welche, von ihrem voranreitenden Serudji mit langer Peitsche und im hohen Sattel begleitet, dieses mächtige und nützliche Werk der alten Zeit bewundernd, hier verweilen. So wie überhaupt seit der Vernichtung der Janitschaaren und der nachmaligen Beendigung des türkisch-russischen Krieges die Umgebung Konstantinopels an Sicherheit unendlich gewonnen hat, so hat man auch hier wenig von Ueberfall und Angriff zu besorgen, obgleich von den eingebornen Franken selten einer sich allein an diesen Ort wagt; früher hingegen war die Gegend so wie der ganze Belgrader Wald übelberüchtigt wegen umherstreifenden Gesindels, worunter die Bulgaren immer eine große Rolle spielten. Ist auch die türkische Polizei rasch und thätig in den Städten, um das platte Land kümmert sie sich wenig, und kann auch bei den sonderbaren Verhältnissen dieser so heterogen zusammengesezten Bevölkerung und ihrer Verwaltung, so wie in Betracht der geringen Mittel, welche ihr bei dem fast gänzlichen Mangel aller in andern Staaten längst getroffenen Einrichtungen zu Gebote stehen, nur wenig ausrichten. In einem Lande, wo der unbeschränkteste Despotismus Herr über Leben und Eigenthum der Bewohner ist, waltet dagegen wieder in mancher Hinsicht eine persönliche Ungebundenheit, welche kaum ihres gleichen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Täglich bekam ich Verweise, daß es mit dem Französischen nicht von der Stelle wollte, und es wurde beschlossen, daß wir Kinder französische Komödie spielen sollten, um mich zu üben. Man wählte ein albernes Stückchen; ein kleiner Freund war ein Obrist, Adelhaid eine Geliebte, von der er sich verlassen glaubt, ich ein Gärtner, der sie vereinigt. Mir mißfiel die Rollenvertheilung, ich wäre lieber der Obrist gewesen, um ihr Geliebter zu seyn. Die beiden andern Kinder lernten

Digitized by Google

und ſpielten genau, wie man's ſie gelehrt hatte — in mich war keine Dreſſur zu bringen, ich geberdete mich wie ein Stock, es war mir ganz unmöglich, Arme oder Stimme mit Grazie zu erheben, denn ich wollte vor Verlegenheit vergehen, aller Augen auf mich gerichtet zu ſehen. Endlich kam die verhängnißvolle Stelle, die unſerm theatraliſchen Verſuche ein Ende machte. Ich ſollte zum Obriſten ſagen: „il lui a laissé un souvenir dans le coeur qui ne s'effacera jamais," und ich Unglückskind ſage ſtatt coeur — corps! Die Geſellſchaft brach in lautes Lachen aus. Mama ſchalt mich unmäßig, Adelhaid und ich ſtanden weinend da und begriffen nicht, warum es gar ſo ſtrafbar ſey, ſtatt coeur, corps zu ſagen. Wir fielen uns in Thränen um den Hals; nichts konnte mich aber nach dieſem Verſuche bewegen, wieder aufzutreten. Eine Copie der lieblichen Gruppe von Amor und Pſyche gelangte damals zu uns. Die Prinzeſſin überraſchte meine Mutter eines Abends dadurch, daß ſie mich und Adelheid in leichter griechiſcher Kleidung auf einem Poſtamente dieſe Gruppe darſtellen ließ. Der Zeichenlehrer hatte uns drapirt und ſtand entzückt vor dem ſchönen Kinderpaare, und Mama ſagte: „c'est assez joli!" Mir ſind alle dieſe kleinen Züge unvergeßlich und gewiß nicht ohne Einfluß auf die Zukunft geblieben.

So waren wir zwölf Jahre alt geworden, als die Prinzeſſin nach S...brück zurückging. Ach! welche Trennung war das, ich kann mich nur einer ſchmerzlichern erinnern. Ich ward fünfzehn Jahre alt und hörte nur ſelten etwas von der lieblichen Geſpielin. Da kehrte mein Onkel, der Fürſt Leopold, von ſeinem Feldzuge zurück und beſchloß, ſich zu vermählen. Seine Wahl fiel auf Prinzeſſin Marie S., eines der vornehmſten und ſchönſten Mädchen des Landes. Sie war im Kloſter erzogen und ich ſah ſie kurz vor ihrer Vermählung zum erſtenmal; nie habe ich eine ſchönere Geſtalt, nie lieblichere Züge geſehen. Zwar war ihre Naſe etwas zu ſtark erhaben, aber die Sanftmuth ihrer Augen, vom tiefſten Blau, und ihres weichen Mundes, mit einem Profil, wie es nur Engel haben mögen, das lichte Haar, die makelloſe Weiße der Haut verwiſchten aus ihren Zügen jede Härte, die gebogene Naſen ſonſt leicht geben. Sie war groß, doch fein gebaut; nicht Diana, nicht Venus hatten die Züge zu dieſem Mädchen geliehen, ſie war nur einem chriſtlichen Engel zu vergleichen.

Mein Onkel war zwei-und-dreißig, ſie zwanzig Jahre alt; er war ein ſchöner Mann, den früher kriegeriſcher Ruhm, wie der Name ſeines hohen Geſchlechts ſchmückte; ſie hatte weder ihn noch einen andern Mann gekannt, ehe ſie ſeine Braut ward, und ſtand jezt, voll ſüßer Demuth zu ihm, der ihre Geſtalt noch weit überragte, aufſehend, vor dem Altare. Ihr Onkel, der Erzbiſchof von O., ein gar ehrwürdiger Herr, traute ſie und hielt eine übermäßig alberne Rede. Ich wollte lachen, aber ich ſah von ungefähr auf den Bruder des Bräutigams, meinen jüngſten Onkel, den Prinzen Alfred, den ich immer vor Allen geliebt hatte, und die Lachluſt verging mir vor dem tiefen Ernſt, der heiligen Begeiſterung, die in ſeinen Zügen lag. Als die Braut „Ja" geſagt hatte, ſah ſie mit thränenden Augen auf die Verſammlung; ihr Blick ruhte einen Augenblick länger auf Onkel Alfred, und das war wohl natürlich, denn er ſtand da, in dem kriegeriſchen Kleide und mit dem ſchönen, heiligen Geſichte, wie ein Tempelritter aus alter, großer Zeit. Der Bräutigam ſah nur auf ſeine holde Braut und führte ſie, mit dem vollſten Ausdrucke des Glücks, in den Wagen. Die ſchöne Tante war ſo roſig, ſo jugendlich in ihren Bewegungen, als müßte die Heiterkeit bei ihr heimiſch ſeyn; aber es war anders: ſie war ſeit ihrer Vermählung liebend-freundlich, himmliſch-gut gegen Alle, doch lächeln ſah man ſie ſelten, und den lieben Onkel Alfred behandelte ſie faſt kalt, ihm hatte ſie unter uns Allen am wenigſten Gutes zu ſagen. Er war viel abweſend; wenn er unter uns weilte, ſah ich, wie zu einem hohen Vorbilde, zu ihm hinauf, und er belehrte mich ſanft und geduldig, zähmte meinen wilden Sinn und ermahnte mich zum Gehorſam gegen die Mutter, deren einzige Stütze ich war. „Du biſt das Haupt unſerer Familie," ſagte er mir oft lächelnd, denn es mochte ihm ſelbſt komiſch vorkommen, ſich, den vollendeten Mann, dem Knaben unterzuordnen, deſſen Gedanken nur auf kindiſche Streiche gerichtet waren, „Du biſt das Haupt unſerer Familie und Du mußt Dich deſſen würdig zu machen ſuchen; ſtreife das Kind ab und werde ein Mann!"

Ich ward Soldat, erſt auf acht Tage Kadett, und als ich meine erſte Wache hielt und die ganze elegante Welt der Hauptſtadt an mir vorbeiging, um den reichſten jungen Kavalier des Landes Schildwache ſtehen zu ſehen, da war ich ſtolz wie ein König unter meiner großen Grenadiermütze. Am Ende der Woche ward ich Lieutenant bei den Huſaren. Da ritt ich an einem warmen Tage im Prater ſpazieren, dem Onkel Leopold und der ſchönen Tante Marie zur Seite. „Ich will ein Wort mit N. ſprechen," ſagte der Onkel; „reite mit Marie voraus." Wir thaten es; ſie ſaß ſo leicht und keck im Sattel, die Luſt des Reitens malte ſich in dem ſonſt ſo ernſten Geſichte, das Pferd flog über den Boden hin, ich weidete mich an dem Schauſpiele. Da hören wir hinter uns ſchreien; ein Pferd ohne Reiter folgt uns: es iſt des Onkels Stute. Marie hält ihr Pferd an, ſtürzt herunter und den Weg, den wir gekommen ſind, zurück; nach wenigen Schritten ſehen wir, wo ſich der Weg dreht, einen Mann an einen Baum gelehnt; ſie erkennt ihren Gemahl; ich ſehe ſie noch, wie ſie, durch das lange Reitkleid gehindert, mit brechenden Knieen

vorstrebt, wie ein heißer Thränenstrom ihr Gesicht bedeckt, wie der Wind die blonden Haare, als ob sie sich sträubten, zurückpeitscht, und sie endlich fast ohnmächtig auf den Sterbenden sinkt. Es war so: Onkel Leopold starb an demselben Nachmittage. Man balsamirte die Leiche; sie lag in Feldmarschalllieutenants-Uniform auf dem Paradebette, ach! fast unkenntlich. Die Wittwe kniete mit den beiden kleinen Kindern des Verstorbenen an dem Katafalk, von wo man sie abholte, als die Begräbnißceremonie anfangen sollte, damit sie während der Zeit auf dem Lande ihren Schmerz vor der Welt verbergen konnte. Onkel Alfred lag weinend zu den Füßen des Todten, und der starke Mann hatte diesmal keine Fassung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juli.

Was berichten wir?

Wenn man Frankreich mit einem großen, schönen Spinnengewebe vergleicht, welches da, wo alle Fäden zusammenlaufen, eine gewaltige Kreuzspinne beherbergt, so ist Deutschland ein ganzer Winkel voll kleinerer Spinnengewebe mit bescheidenern, weniger dickleibigen Künstlerinnen. Deutschland ist stolz auf dieses Verhältniß, es sieht darin eine Quelle von Geist und Kraft für seine einzelnen Glieder, und meint, politische Einköpfigkeit wäre viel zu theuer erkauft auf Kosten der geistigen Unabhängigkeit seiner Stämme. Ist dies gewiß, so ist leider das Resultat davon noch gewisser, daß die Korrespondenten belletristischer Blätter aus allen deutschen Hauptstädten zusammen nicht so viel Neues zu berichten haben, als einer, der in jener Alles verschlingenden Metropolis residirt. Was in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge in den deutschen Städten geschieht, mag vortrefflich seyn, alle mögen emsig am Webstuhl der Kultur sitzen; aber Alles wiederholt sich in der Regel so sehr aller Orten, Alles versteht sich so von selbst, daß es wahrhaftig nicht der Mühe werth ist, das übrige Vaterland damit zu behelligen. Ist der Fürst — salvo majori titulo — in das Bad abgereist? hat er irgend etwas geruht? ist eine Aktiengesellschaft zur Gründung einer Eisenbahn zusammengetreten? ist einer wegen politischer Ursachen verhaftet worden, oder hat eine Frau Drillinge geboren? All das nehmen uns die mit Windesschnelle verbreiteten politischen Blätter zum Voraus weg. In dem, was uns übrig bleibt, ist Deutschland noch viel einiger; denn es ist ein unbestreitbares Faktum, daß unsere Einheit im Verfall der dramatischen Kunst in jeder Hauptstadt durch eine Bühne repräsentirt ist, und daß aller Orten kunstvolle Musik gemacht wird, und eben so gewiß ist es, daß den Episteln über die Leistungen unserer Histrionen und ihre Kunstreisen durch die viel handgreiflichern, plastischern Darstellungen der Pfennig- und Hellermagazine ein klägliches, obgleich verdientes Ende droht. Wir bedauern die Parterrejugend, wenn sie um Annalen kommt, von denen sie zum Theil geistig lebt; die allgemeine Vernunft kann dabei freilich nur gewinnen, doch das geht uns nichts an: ich frage, was sollen wir hiefür berichten? was sollen wir namentlich Sommers berichten, wo die geistige Welt schlafen geht, wie die Natur im Winter! und vollends in einem Sommer wie dieser! Wir können allen unsern Landsleuten in Deutschlands größern Städten zuversichtlich zurufen: Ihr habt fast täglich Nachmittags über 25° R. Wärme, die Halbblinde wird euch zur Last und ihr sinnt auf Mittel, die Leichtigkeit mit der Schicklichkeit zu versöhnen, ihr habt Krieger in weißen Beinkleidern, habt Biergärten und Blechmusik, habt Gelehrte und Beamte, welche ein paar Arbeitsstunden zur Sieste verwenden, und sich es nichtsdestoweniger Abends im Kühlen gut schmecken lassen, ihr vermißt eine Menge eurer angesehensten Mitbürger, die sich an Heilquellen in der lieben Sonne für die Langeweile stärken, welche Winters bei Kerzenschein auf sie wartet, ihr seht hin und wieder einen Engländer mit bänderndem Kinn und hinter den Manschetten gespreizten Fingern, oder einen Bart à la jeune France, der nicht im Weichbilde gewachsen ist, ihr habt unter euch oder in eurer Nähe ein halb Dutzend, ein Dutzend Staatsgefangene, deren Prozeß noch schwebt, habt eine Bürgerschaft, die sich mit Gottes Rathschlüssen zu Regierung seiner Welt neuerdings ganz versöhnt hat, und mit demselben Tone fragt, was wohl Herr von Münch-Bellinghausen in Frankfurt verkünden werde, und ob der 1831er dem 1822er gleichkommen oder ihn übertreffen dürfte. Gottlob! das Alles haben wir auch, aber auch nicht mehr. Die einzigen Punkte, welche Stuttgart im gegenwärtigen Augenblick von vielen Städten unterscheiden möchten, sind: wir haben, nach der vernünftigen Verfügung unserer Intendanz, in den eigentlichen Sommermonaten gar kein Schauspiel, was besser ist als ein schläfriges, in diesem Jahre könnte sich buchstäblich das Epigramm verwirklichen, das einst ein Franzose auf unsern Rebstöcken verfertigt hat:

Si à Stoutgart on ne cueillait le raisin,
La ville irait se noyer dans le vin,

und unsere Stadtverordneten und der Gelehrtenausschuß sind durch die Vorbereitungen auf die bevorstehende Naturforscherversammlung so in Anspruch genommen, daß sie die Hitze ignoriren müssen. In unsern Sammlungen und Museen soll es hergehen, wie in einem Hause, wo man einen Onkel aus Holland erwartet: Alles wird gescheuert, die Gläser rein gerieben, die Service geputzt, die Hauptstücke in die erste Reihe rangirt, die Gastzimmer in Ordnung gebracht, und die Töchter sticken bereits an einem Andenken für den werthen Gast; nichts wird gespart, ihn zu vergnügen und ihm keine Bequemlichkeit entbehren zu lassen. So auch hier: die für die fremden Gäste bestimmte Topographie der Stadt schreitet rasch vorwärts, die Sitzungs- und Speiselokale werden ausgemacht, die Sammlungen revidirt, Quartierlisten entworfen. Unsere Stadt hat das Eigenthümliche, daß sie weniger Gasthöfe besitzt, als vielleicht jede andere Stadt gleicher Größe; neben dem Umstande, daß hier der Weinbauer in der Regel das Erzeugniß seiner Berge selbst ausschenkt, rührt dies daher, daß die Stadt abwärts von den Hauptrouten liegt, welche die Sommerzugvögel zu verfolgen pflegen. Im vorliegenden Fall ist uns dies eben recht, weil wir dadurch Gelegenheit bekommen, in noch höherm Maße Gastfreundschaft zu üben. Männer der verschiedensten Stände haben Wohnungen angeboten. Das Heer, das wir erwarten, ist ein ächt republikanisches; zwar hat jede Armee ihre Offiziere, indessen werden die Grade unserer gelehrten Mannschaft nur von der öffentlichen Meinung bestimmt, und am gastlichen Herde sind alle gleich. — Alles läßt ein für die fremden Theilnehmer und uns recht erfreuliches Fest hoffen, zumal leicht wenigstens der Anfang der Weinlese in jene Zeit fallen dürfte, und wenige Tage nach geschlossenen Sitzungen das jährliche landwirthschaftliche Fest zu Canstatt gehalten wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. August 1834.

Es überkaubt des Tags Gewühl
Des Herzens leises Saitenspiel,
Das nur im Stillen klinget.

Denis.

Stimme des Herzens.

Wem soll ich dich vergleichen,
Mächtiges Kind der stillen Brust?
Du verstummst in schimmernden Sälen,
Vor leuchtenden Augen
Und Prunkgewändern,
Und im Kreise lärmender Thoren,
Unter tausend strahlenden Lampen;
Armes Kind, selbst vor Tageshelle
Und vor offenen Armen verstummst du.

Aber wird dir gegeben
Säuselnde Kühle,
Tiefe Stille,
Dunkel der Nacht,
Fülle der Einsamkeit —
Dann weißt du zu reden
Herrliche Worte,
Die auf klingenden Flügeln den weiten Himmel
Durchziehn, bis sie auf leuchtenden Sternen ausruhn.
Worte sind es
Schmerzlich süßer Klagen,
Worte nimmer gestillter Sehnsucht,
Worte ewiger Treue.

Aeolische Harfe!
Kein kunstvoller Finger
Weckt für die Bewundrung der Menge
Aus ihrem magischen Schlummer
Die Geister deiner Saiten;
Keinem Staunen erregenden Triller,
Schwierigem Lauf und krauser Verzierung
Dient dein heiliger Laut zur Begleitung.
Windeswehen
Weckt deine schauernden Saiten,
Windeswehen
Trägt auf luft'gen Flügeln
Deine langsam verschallenden Töne.
Bäume des Waldes
Nicken sich zu
Mit flüsternden Zweigen;
Blumen regen
Die schlummernden Köpfe,
Morgenroth träumend;
Geister lauschen,
Schweben im Mondstrahl
Näher vorüber;
Liebende Seelen
Lächeln vor Wonne,
Seufzen vor Sehnsucht,
Weinen vor Liebe.

Aeoliſche Harfe, du gleichſt allein
Der nächtlich lauten Stimme meines Herzens.

F. A. B.

Der ungerathene Prinz.

(Fortſetzung.)

Ein Jahr nach dieſem Trauerfalle geſchah etwas anderes, was uns höchlich betrübte; mein Onkel Alfred riß ſich plötzlich von ſeiner militäriſchen Laufbahn los und ward Geiſtlicher. Niemand wußte, was ihn zu dieſem Entſchluß bewogen hatte, auch wir nicht; er aber war unerſchütterlich darin, und die Schnelligkeit, mit der er zu Werke ging, machte faſt allen Widerſpruch unmöglich. Er lebte jezt in Rom und kehrte nach zweijähriger Abweſenheit von dort zurück, weil Tante Marie, an der ein zehrendes Fieber nagte, von ihm die Sakramente zu empfangen begehrte. — O Gott! was war das für eine Zeit, als ſie, ohne Klage, aber unrettbar, dem Grabe zueilte! Wir waren im Vorzimmer verſammelt, als der Onkel mit dem heiligen Gefäße in das Zimmer der Kranken ſchritt; er glich, im prächtigen Gewande, einem Biſchof, aus einem Raphaeliſchen Bilde hervorgetreten; doch zuckte ein unausſprechlicher Schmerz um ſeine Lippen. Er ſah nicht nach uns, die wir auf unſere Knie hinſanken, als der Meßner die Klingel rührte, welche die heilige Nähe ankündigte; er ging allein in das Zimmer der Kranken und blieb zwei Stunden bei ihr, dann kam er wie verklärt wieder und wartete nur ihr ſanftes Verſcheiden ab, um nach Rom zurückzueilen. Die Kinder wurden meiner Mutter anvertraut. Friedrich war ein kecker, guter Knabe, der ihrer Erziehung mehr Ehre machte als ich.

Ich hatte mein neunzehntes Jahr erreicht, als die Fürſtin von S...brück wieder nach R. kam. Meine Mutter hatte eine Wohnung für ſie gemiethet, dieſelbe, die ſie früher gehabt hatte. Nachmittags war ſie angekommen; Abends erſchien ſie ſchon bei uns ohne Adelheid. Ich wagte nicht, nach ihr zu fragen, doch meine Mutter that es bald. „Das arme Kind hat heftige Kopfſchmerzen,“ ſagte die Prinzeſſin, „ſie mußte zu Hauſe bleiben.“ Dann ſuchte ſie in ihrem Beutel. „Mein Gott,“ ſagte ſie, „habe ich doch ein kleines Etui, das ich Dir mitgebracht habe, zu Hauſe vergeſſen, und legte es doch oben auf den Schreibtiſch, damit ich es im Auge hätte!“ — „Soll ich's holen?“ rief ich dienſtfertig. Die alte Dame freute ſich meiner Gefälligkeit und ſagte: „Es iſt ſchön, Prinz Conſtantin, daß Sie ſo zuvorkommend gegen Frauen in meinen Jahren ſind; ich will's auch nicht abſchlagen; es liegt auf meinem Schreibtiſche, ein Etui mit goldnem Schlößchen.“ Ich lief in ihr Haus, ſagte den Leuten, daß ich nur etwas zu holen hätte, und ging hinauf. Das Etui fand ich ſogleich in dem mir wohlbekannten Zimmer; aber die Thüre nach dem anſtoßenden Kabinete ſtand offen, ich trat leiſe hinein, und was ſah ich hier? Adelheid, meine geliebte Geſpielin, lag ſchlafend auf dem Sopha; ſie hatte noch das Reiſehäubchen auf und die Locken waren zurückgeſtrichen. Ich mußte mir ſie genau betrachten, um die alten Züge wieder zu finden. Sie war nicht ſchön, doch nie glaubte ich ein niedlicheres Geſicht erblickt zu haben. Mit ihren kleinen, kindlichen Zügen erſchien ſie gewiß um drei Jahre jünger als ich, obgleich wir ſo ziemlich von Einem Alter waren. Sie war nicht klein, aber ihr Füßchen guckte miniaturartig unter dem ſeidenen Oberrock hervor, ihre Lippen waren halb geöffnet und zeigten zwei ſchimmernd weiße kleine Vorderzähne, die langen Wimpern ruhten bequem auf den friſchen blühenden Wangen, und der Athem der Geſundheit wehte mir entgegen. Es war ein gar ſüßes Gefühl, mit dem ich Adelheid ſo unbemerkt betrachtete; ich hütete mich, ſie zu wecken, und eilte, mit meinem Etui in der Taſche, meinen Erinnerungen im Kopfe, nach Hauſe zurück. „Iſt Adelheid hübſch geworden?“ fragte meine Mutter. „Nein,“ erwiderte die Prinzeſſin, „aber ſie iſt graziös und gefällt, ohne im Mindeſten zu blenden; ſie iſt meines Herzens Freude und ein vortreffliches Kind.“ Ich legte keine Zeichen der Theilnahme an den Tag, ein Inſtinkt lehrte mich vor der Mutter verbergen, was ich fühlte.

Wir ſahen uns nun oft, aber die alte Vertraulichkeit kam nicht wieder. Im Frühlinge gingen wir zuerſt nach meiner Herrſchaft Wornin in Böhmen; die Prinzeſſin verſprach, uns bald zu folgen, aber der größte Theil des Sommers verging, ehe ſie kam. Wornin iſt einer der romantiſchſten Flecke, die ich kenne. Das Schloß iſt alterthümlich, doch ſehr geräumig; man fährt durch ein maſſives Portal, mit dem Wappen unſers Hauſes geſchmückt, in einen gepflaſterten Hof, den das Gebäude auf allen vier Seiten einſchließt. Rings um das zweite Stockwerk läuft ein bedeckter Gang, den man in Böhmen auch an Bauernhäuſern häufig findet und dort Vablatſche nennt; in dieſen Gang führen alle Thüren der Gaſtſtuben. — Wenn man bei Nachtzeit ankommt, glaubt man nicht, daß man ſich auf einer Anhöhe befindet, weil man immer auf ebenem Wege fortrollt; daher iſt man am andern Morgen höchlich überraſcht, wenn man ſich in einem Adlerneſte gebettet ſieht, deſſen ſchroffe Mauern auf einer ſenkrechten Felswand ruhen, an deren Fuß die Elbe, durch hemmende Felsſtücke aufgehalten, dahinſtürmt. Die Ausſicht öffnet ſich in ein enges Thal, dem es an grünem Raſen und Laubholz gänzlich fehlt; aber ein ſmaragdener Mooſsteppich bedeckt die felſige Erde

mit grünem Atlasglanze; einzelne ungeheure Tannen, mit Aesten, groß wie gewöhnliche Tannen, starren herauf, und rund um dies Thal zieht sich das dunkle Gehölz, das meine Mutter mit Gängen durchbrochen und dadurch zu einer großartigen Gartenanlage gestempelt hat, und hier und dort erhebt sich ein Hüttchen, ein Tempel, an sich nicht schön, aber als Zielpunkt für längere und kürzere Spaziergänge aus dem Schlosse willkommen. — Alles lader hier zur Jagdlust ein, das Wild kommt mit Sonnenaufgang, sich an den seichten Stellen der Elbe zu tränken, und die Jäger mußten immer dafür sorgen, daß der Schnee diese Wege im Winter nicht unzugänglich mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Beschluß.)

Von dem Justinianischen Aquäduct wendet sich der Kanal nach dem nun noch folgenden lezten, der in der Nähe des Dorfes Dschebedschekòi auf dem rechten Ufer des Cydaris über einen unbedeutenden Bach führt und aus zwei Bogenreihen besteht. Bei diesem vermehrt ein zweites Baschhaus den Zufluß, worauf die Wassermasse endlich den Ort ihrer Bestimmung, die Hauptstadt erreicht und sich in das gewölbte, aus der Kaiserzeit stammende Taksim am Egri-Kapu ergießt, nachdem sie, aus fünf Venden Nahrung ziehend, durch die Hülfe von sechs Aquäducten über Ströme und Schluchten hinweggetragen worden ist. — Dicht bei dem Justinianischen Bau biegt der zu den Vorstädten führende Weg zur Linken ab, und leitet meist über Wiesengrund nach dem anmuthig gelegenen Dörfchen Alibeys und durch das mit aller Pracht einer reichen Vegetation geschmückte Thal nach Kiahathhan, von dem schon die Rede war. Jezt geht's wieder den Hügel hinan; zu seiner Verwunderung sieht man sich in einen öden, baumlosen Strich versezt, wo man auf die von Buyukdere nach Pera führende Straße gelangt und dann in Bälde den lezten Ort erreicht.

Die beiden Todtenäcker, Lieblingsspaziergänge der Peroten, sind allgemein bekannt. Waren sie auch während der jüngsten Zeiten, bei der allgemeinen Entvölkerung nach der Einäscherung der Stadt, als diese eine schwarze Trümmermasse darbot, und bei der durch häufige Pestfälle stets unterhaltenen Furcht, weniger besucht als ehedem, so fingen sie doch im verwichenen Jahre wieder an, ihren alten Glanz langsam zu gewinnen. Am kleinen Todtenacker hatte ein Kaffeewirth seine Bude aufgeschlagen, wo man sich während der Sommerabende versammelte, um Gefrornes zu essen. Der vor den Häusern vorbeiführende und diese von den Gräbern trennende Weg war schmal; nach und nach begann man ihn zu erweitern. Ein Grab nach dem andern wurde unvermerkt mit Erde bedeckt, bis man dahin gelangte, einen kleinen Platz zu bilden, wo man nun Tische und Bänke hinstellte. Anfangs schienen die Türken wenig darauf Acht zu haben; als sie aber sahen, daß die Giaurs immer kecker wurden, nahmen die Weiber sich der Sache der Todten an. Ein zahlreicher Haufe versammelte sich eines Abends auf dieser Seite bei den fränkischen Wohnungen, gräßliche Verwünschungen gegen die Christenhunde ausstoßend, heulend über die Entweihung der Ruhestätten der Gläubigen; denn die Türkinnen theilen mit den Pariser Damen der Halle das Privilegium, bei Volksaufläufen in der ersten Linie zu stehen. Der Kaffeewirth und die dicht dabei wohnende Familie des sardinischen Dragoman zitterten und bebten, aber dabei blieb es auch. Die Christen, die es bisher nicht gewagt, die Trümmer eines Minarets und einer kleinen Moschee wegzuräumen, welche seit dem lezten Brande eines ihrer Winkelgäßchen zu einem eigentlichen Engpasse machen, waren besonnen genug, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen, und die Weiber, welche beim stärkern Geschlecht ebensowenig Beistand als Enthusiasmus fanden, ließen nach einer zweiten Nachtmusik die Sache auf sich beruhen. — Wenn man von dieser Stelle aus auf schmalen und steilen gepflasterten Wegen zwischen Gräberlinien und düstern Cypressengruppen zum sogenannten Landungsplatz der Todten (Echello des morts) hinabsteigt, so genießt man einer unvergleichlichen Aussicht auf den von einem Mastenwalde mit den Flaggen aller Nationen bedeckten Hafen und auf die Hauptstadt, über deren zahllosen Wohnungen, Moscheen und gezackten Mauern die Suleimanije sich riesenhaft emporthürmt, bis nach Ejub, wo der Fahnenträger des Propheten in der schöngelegenen, mit Aia Sophia an Heiligkeit wetteifernden Moschee seine Ruhestätte hat, und zu den Höhen, welche Ramis Tschifflik beherrscht. Auch der hochliegende Aquäduct des Valens bietet sich hier dem Auge imposant und vortheilhaft dar. Es sind die von den Hügeln, welche die Ebene von S. Stephano einschließen, herströmenden Gewässer, die durch dieses Römerwerk über das Thal hinweggetragen werden. — Einem Fremden wird während seines ersten Aufenthalts in Konstantinopel das dortige Wasser wegen seines Geschmacks und seiner trüben Farbe wenig munden; aber er wird mit dem Bewohner der Stadt die weise Fürsorge segnen, welche den allezeit reichlichen Gebrauch dieses Elements möglich gemacht hat, das aus den zahlreichen, die Mährchenpracht und reiche Eleganz des Orients so recht versinnlichenden, mit Pagodendächern versehenen, mit vergoldetem Gitterwerk

und Koransprüchen bedeckten Fontänen der öffentlichen Plätze, aus den tausend kleineren Brunnen in den Vorhöfen der Moscheen und an den Straßenecken hervorsprudelt, und in den geräumigen Bädern (Hamams) und den Brunnenhäusern (Sebil-hhans) dem Erhizten und Müden Labsal und Erquickung ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Die Fabrikstadt Lowell.

Wir haben seit einiger Zeit Manches mitgetheilt, wodurch das ganze Leben in der nordamerikanischen Union in moralischer Hinsicht nicht von der vortheilhaftesten Seite erscheint. Auf eine Widerlegung der Behauptungen unsers Korrespondenten, die uns aus Amerika selbst angekündigt war, haben wir bis jezt vergeblich gewartet. Inzwischen geben wir ein Bild, bei welchem die amerikanischen Verhältnisse nur von der materiellen Seite aufgefaßt sind, von welcher aus sie allerdings vortheilhafter erscheinen, obgleich sie auch so die Ansichten unsers bisherigen Berichterstatters vielmehr bekräftigen als widerlegen möchten. Die folgende Skizze einer neuen amerikanischen Fabrikstadt nebst ihrer Genesis ist einer Privatkorrespondenz des Journal des Débats entnommen.

* * *

Lowell in Massachusetts, im Sommer 1834.

Lowell ist erst elf Jahre alt und zählt bereits 15 bis 16,000 Einwohner, die anstoßende Vorstadt Belvedere mit eingerechnet. Vor zwölf Jahren war hier noch eine völlige Einöde, deren Schweigen durch nichts gebrochen wurde, als durch das Murmeln des Flüßchens Concorde und das Brausen der klaren Gewässer des Merrimack, der sich hier über Granitfelsen, die sein Bett verengen, herabstürzt. Jezt sieht man hier ungeheure Fabrikgebäude, von fünf und sechs Stockwerken, jedes mit einem kleinen weißen Glockenthurm, der angenehm vom übrigen rothen Mauerwerk absticht und sich scharf von den dunkeln Hügeln abhebt, welche den Horizont begrenzen; dort Häuschen von Fachwerk, weiß getüncht, mit grünen Läden, gar reinlich und gut verwahrt, mit einigen kleinen Bäumen umgeben, oder backsteinerne Häuser im englischen Geschmack, das heißt sehr hübsch, außen einfach, innen höchst comfortabel; hier Kaufladen, Waarenlager, zahllose Medekandlungen, denn das weibliche Geschlecht schlägt bedeutend vor in Lowell; *) ungeheure Gasthäuser nach amerikanischer Sitte, Kasernen ähnlich, und sonst gibt es keine Kasernen in Lowell; dort Kanäle, Wasserräder, Brücken, Gießereien, Banken, Schulen, Buchdruckereien und Buchhandlungen; denn in Lowell wird gewaltig viel gelesen, es gibt im Grunde auch keine andere Unterhaltung, und darum bestehen hier nicht weniger als sieben Zeitungen; wo man hinblickt, Kirchen und Kapellen aller Sekten, der Bischöflichen, der Wiedertäufer, Congregationisten, Methodisten, Universalisten, Unitarier, und wie sie alle heißen, auch die Katholiken haben eine Kapelle; kurz, hier ist an Gebäuden Alles zu sehen, was man in einer blühenden Stadt der alten Welt trifft, ausgenommen Gefängnisse und Spitäler. Die Hämmer pochen, die Weberschiffe sausen, die Glocken rufen die Arbeiter zum Geschäft oder verkündigen die Feierstunden. Diligencen mit sechs Pferden kommen an, gehen ab, das Pulver krachet, womit man die Felsen sprengt, um das Terrain zu ebnen; überall vernimmt man das friedliche Gesumse einer geschäftigen Menge, deren Bewegungen und ganzes Treiben so regelmäßig sind, als der Gang einer Uhr; und diese Menge hat zu Lowell nicht das Licht der Welt erblickt, und wenigstens die Hälfte dieser Menschen stirbt keine von hier, nachdem sie in gleicher Weise noch drei, vier Städte haben gründen helfen; denn das hat der Amerikaner von reinem Blute mit dem Tartaren gemein, daß er auf dem Boden, den sein Fuß tritt, nur gelagert, nicht festgesiedelt ist.

In Massachusetts und den anstoßenden kleinen Staaten, welche das eigentlich sogenannte Neuengland bilden, gibt es noch manche andere Manufakturorte wie Lowell; indessen hat keiner einen so wunderbaren Aufschwung genommen. Ein Eingeborner, der alle Verhältnisse kennt, hat mir über die Entstehung aller dieser Fabrikstädte und Lowells insbesondere folgende Auskunft gegeben.

Im Jahr 1812 erklärten die Staaten von Nordamerika England den Krieg, um die Ehre ihrer gröblich beschimpften Flagge zu retten. Boston und ganz Neuengland protestirten gegen diesen Krieg, weßhalb sie von ihren Mitbürgern im Centrum und im Süden viel zu leiden hatten und manchmal noch zu leiden haben. Sicher fühlten sie den Schimpf, den die Herrn des Oceans ihrer Flagge angethan, so tief als irgend ein Amerikaner; überhaupt läßt sich der Patriotismus der Neuengländer nicht im Geringsten verdächtigen, von ihnen ging die Unabhängigkeitserklärung aus und sie vorzüglich haben die Lasten des Kriegs *) getragen, dessen Frucht eben die Unabhängigkeit war. Auch sie waren entschlossen, England für seine Plackereien büßen zu lassen, waren doch ihnen am meisten Matrosen von den englischen Schiffen gepreßt worden; **) aber nicht mit Kanonen wollten sie es dahin bringen. Als reines Handelsvolk hatten sie bei einem Seekrieg viel zu verlieren und nichts zu gewinnen; als kluge Leute wußten sie wohl, daß Gott auf der Seite der großen Heeresmassen ist, und welchem Theil standen große Heere und mächtige Flotten zu Gebot? Und dann meinten sie auch, Krieg sey ein barbarisches, altväterisches, ihres regen Erfindungsgeistes ganz unwürdiges Mittel. Der Yankee thut nichts wie andere Leute, und er erreicht stets seinen Zweck auf Wegen, an die sonst kein Mensch gedacht hätte. Nach reiflicher Ueberlegung sprachen denn die Yankee's: Man kann England nicht wirksamer bekriegen, als wenn man es in den Quellen seines Wohlstands angreift. Was ist aber die Hauptquelle von Großbritanniens Reichthum? seine Manufakturen, und welches sind die einträglichsten derselben? seine Kattunfabriken. Laßt uns auch Spinnereien und Zeugfabriken errichten; das sey der Krieg, den wir mit England führen.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Der Verf. behauptet, es wohnen in Lowell so viele Frauenzimmer von 15 bis 25 Jahren, als sonst in Städten von wenigstens 50,000 Einwohnern, was doch wohl übertrieben ist.

*) Im Jahr 1775 bestand das amerikanische Heer aus 27,443 Mann, welche mit Ausnahme von nur 2475 lauter Neuengländer waren. Im Jahr 1782 stellte Neuengland von 15,256 Mann 5576.

**) Neuengland, dessen Bevölkerung nicht dem sechsten Theil der der Union gleichkommt, besizt die Hälfte der ganzen Handelsmarine, 700,000 Tonnen von nur wenig mehr als 1,400,000.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. August 1834.

Wiß! auf den Triften der Alpen treibt heerdengesegnet ein Völkchen,
Wünschend und fürchtend wie wir, nimmer befriedigt, sein Werk.

Matthisson.

Am Sand in Passeyer.

Der Passerbach durchströmt ein rauhes Thal, das nur auf den Höhen Anbau zeigt, da in der Ebene sein wildes Wasser jeden Versuch dazu schnell vernichten würde. Vor ungefähr 50 bis 60 Jahren brach ein, auf hohem Berge gelegener See plötzlich durch und verwüstete die ganze Gegend, welche noch die Spuren davon trägt, und jezt droht die furchtbare „Kellerlahn“ einem Theile des Thales Verderben. Man könnte diese „Kellerlahn“ einen Schlammvulkan nennen, denn bei heftigen Gewittern löst sich von der Höhe des Gebirges eine ungeheure Masse Schlamm und Lehm los, die sich in die Tiefe stürzt und dort langsam wie ein Lavastrom sich fortbewegt, bis sie erhärtet. Alles, was sie auf ihrem Wege erreicht, nimmt sie mit sich fort, und ihre Bahn bezeichnet Ruin und Graus. Später wird sie zur fruchtbarsten Erde, und dort, wo sie, seit langen Jahren aufgehäuft, bereits hohe Abhänge bildet, erblickt man Bauerhöfe und schöne Aecker, die gegen die Umgebung, welche Spuren neuerer Ausbrüche zeigt, grell abstechen. Hinter diesen Wohnungen erhebt sich der Berg, der die Kellerlahn herabsendet, mit seinen fürchterlichen Brüchen und Klüften, und man kann sich banger Besorgniß nicht erwehren, blickt man auf den drohenden Riesen und die freundlichen Häuser unter ihm. Man hat Beispiele, daß selbst Menschen, von der Kellerlahn ereilt, ihr nicht zu entkommen vermochten, und noch kürzlich soll ein Hirt mit Schaafen in ihr den Untergang gefunden haben. In das Thal führt keine Fahrstraße. Nur auf Fuß- oder Saumwegen kann man dahin gelangen. Nach Süden öffnet es sich, und im Norden wird es durch seine herrlichen Alpen, wo die zahlreichen Heerden hinaufgetrieben werden, von dem übrigen Tyrol abgeschnitten.

Gegen Nordosten hin geht der Weg über den Jaufen in's Eisakthal nach Sterzing, und nach Nordwesten zieht sich ein wildromantisches Seitenthal: das innere Passeyer, bis zu den erhabenen Fernern des Oezthales hinter Pfelders hinauf.

Am Eingange des Thales zeigen sich in sehr beträchtlicher Höhe zu beiden Seiten lange Reihen von Bauerhöfen, umgeben von Aeckern, Wiesen und schönem Laubholze; hier hausen „der König auf der Gfeis“ und „der Kaiser in Verdins“. Mit diesen stolzen Namen werden zwei Bauern bezeichnet, die auf der Höhe links, die Gfeis, und auf der Höhe rechts, Verdins, wohnen. Auf der leztern befindet sich auch ein Bad, das von den Landleuten häufig besucht wird, und das zwar nicht Roulette und Ballsaal, dafür aber eine sehr wirksame Eisenquelle hat. Weiterhin erhebt sich die hübsche Kirche von Riffian mit einigen Wohnungen an einem gefährlichen

Abhange, den der Ausbruch des Sees gebildet hat. Mit diesem gut angebauten Flecke erstirbt die Bodenkultur fast gänzlich, und traurig nimmt man von dem lezten Rebengelände Abschied. Auf einer Waldhöhe liegt ganz einsam der Hof „Salthaus“, dann führt der Weg die Passer entlang nach St. Martin, und von hier, am Sande vorbei, nach St. Leonhard, dem Ende des Hauptthales und dem Sitze des Landgerichts.

Die Einwohner des Thals sind ein großer, sehr kräftiger Menschenschlag; die Männer werden für die schönsten in Tyrol gehalten, jedoch sind sie nicht so gewandt wie die Zillerthaler, und deßhalb in der Fremde minder beliebt. Ihre Tracht ist der des Etschlandes ähnlich, ihr Hemde (Jacke) ziert statt des scharlachrothen Aufschlages eine schmale Einfassung von roth und grün. Der breitkrämpige gelbe Hut ist der höchste Putz des Passeyerers. Ihr Hauptnahrungszweig ist der Viehhandel, daneben sind sie „Krarenträger“. Im Frühjahre ziehen sie bis tief nach Ungarn, um dort zahllose Heerden von Böcken und Schaafen zu kaufen, die sie dann durch's Pusterthal in die Heimath treiben. Da sie für die Verpflegung auf dem weiten Marsche nicht sorgen, sondern die Thiere fressen lassen, wo sie etwas finden, so legen sie den weiten Weg ohne große Kosten zurück und erreichen die fetten Alpen ihrer Berge, wo sie den Sommer über bleiben und dann im Herbste auf die Märkte ziehen. Dies ist auch der Zeitpunkt, wo sie in die „Stadt“ herabkommen; darunter wird bei den meisten Thalbewohnern Meran, die alte Hauptstadt, verstanden, die sie mit Blut und Mord erfüllen. „Die Passeyerer schlachten!“ heißt es dann, und viele in Meran verlassen ihre Wohnungen auf einige Zeit, oder verschließen sich ganz darin, denn nicht nur für den Verkauf, sondern für ihren eigenen Jahresbedarf schlachten sie, da sie das ganze Jahr hindurch nur geräuchertes Fleisch essen. In der Hauptstraße wimmelt dann Alles von brüllendem und blökendem Vieh, blutige Menschen begegnen uns überall, und ein unerträglicher Gestank erfüllt die Luft. — Die „Krarenträger“ verlassen ihr Thal in der Mitte des Sommers, ihre Krare auf dem Rücken, eine hohe, wie ein Dach über dem Kopf hinwegragende Trage. Sie besuchen die obstreichen Gegenden des Etschlandes, lassen dort ihre Kraren mit den vortrefflichsten Früchten füllen, und wandern damit nach München und noch weiter. Durch sie werden jene Gegenden mit dem beliebten Tyroler Obst versehen.

Die Menschen hier sind roh und eben nicht arbeitsam. Zum Handel haben sie die meiste Lust und das meiste Geschick, auch werden sie darin von ihren wohlbegüterten Landsleuten gern unterstüzt. Wenn sie nach Ungarn ziehen, so nimmt mancher von ihnen an zweitausend Gulden und mehr noch mit, und diese treibt er bei den Kapitalisten in Passeyer in vielen kleinen Posten zusammen. Gewöhnlich geben diese das Geld zu sehr hohen Interessen her. Mißlingt das Unternehmen, wie es wohl auch zuweilen geschieht, so mißt der Bankerotirer den Jausen nicht mehr zurück.

Eines Menschen Leben wird nicht eben hoch angeschlagen. Um ein kleines Grasplätzchen auf schwindelnder Höhe am schrecklichen Abgrunde abzumähen, dessen Ertrag kaum zum Frühstücke für eine Kuh hinreicht, sezt ein Mahder (Mäher) sein Leben auf's Spiel. Sie werden an Seilen hinaufgezogen, und oft kann man sie von unten reihenweise, wie zappelnde Drosseln in der Schlinge, an den schroffsten Klippen hängen sehen, um eine Handvoll Heu zu gewinnen. Stürzt Einer herab, so erregt es kein Bedauern; nicht einmal die Anzeige wird davon gemacht. „Er ist zu Tod geschippen oder gescheipt,“ (schippen heißt fallen) ist eine so alltägliche Redensart in Passeyer und erregt so wenig allgemeine Theilnahme, als wenn es in andern Gegenden heißt: er hat sich den Magen verdorben. Beim Vieh ist dies aber anders. Eine einzige Kuh, die verunglückt, erregt nicht nur die herzzerreißende Wehklage des Eigenthümers, sondern das tiefste Mitleid der ganzen Gemeinde. Als bei einem frühzeitigen, strengen Winter viele Schaafe auf den Bergen erfroren, war die Trauer allgemein, man klagte laut über dieses seltene Unglück, denn daß Menschen erfroren sind, war wohl schon erlebt worden, aber nun gar Schaafe — darüber konnte man sich nicht trösten. — Die Sprache der Passeyerer ist reich an Eigenheiten, wie denn jedes Thal seine besondern hat. Hier heißt der Kopf Grind, die Hände Bratzen, die Füße Stüzen, der Bauch Wampen u. s. w.

(Die Fortsezung folgt.)

Der ungerathene Prinz.

(Fortsezung.)

Ein Flügel des Schlosses, der die schönste Aussicht gewährte, war damals neu und schön möblirt; aus einem Saale dieses Flügels führt ein Altan hinaus, wie ich keinen zweiten gesehen habe, denn man schwebt recht eigentlich über dem Abgrunde, der tief und schauerlich, wie ein Blick in die Nacht, unten ruht. Hier stand ich oft und kühlte die heiße Brust, wenn ich sie zuvor mit Bildern meiner Jugendliebe, die ich erst zu ahnen anfing, erhizt hatte. — So konnte ich halbe Stunden lang vor der Gruppe, die Amor und Psyche darstellt, stehen und der Zeit gedenken, wo Adelheid und ich in solcher Unschuld lebten, daß man es ohne Gefahr wagen konnte, uns so traulich umschlungen hinzustellen.

Da kam sie an mit ihrer guten, langweiligen Prinzessin; meine Freude war so augenscheinlich, daß

meine Mutter zum erſten Male anfing, mich mit forſchendem Auge zu betrachten. Es hatten ſich noch mehrere Gäſte eingefunden; einige entfernte Verwandte und ein Geſchäftsmann halfen der Mutter die Honneurs machen, denn man verlangte wegen meiner Jugend noch nicht, daß ich alle Pflichten eines Hausherrn auf mich laden ſollte. — Ich mußte des Morgens mit auf die Jagd, auf der uns manchmal die Damen nachkamen, um das Frühſtück einzunehmen. Adelheid aber kam meiſtens nicht mit, ſie leiſtete meiner Mutter Geſellſchaft, welche die Morgenſtunden nicht ganz dem Vergnügen widmen konnte, da ſie mit ſelbſtgemachten Geſchäften überhäuft war. Eines Morgens ging ich auch auf die Jagd, da fiel mir ein, daß Adelheid am Abend vorher geſagt hatte, ſie wolle am andern Morgen in der Wildſchlucht zeichnen. Der Morgen war wunderſchön; ich kehrte, von den Meiſten unbemerkt, nach einer halben Stunde um, ging auf Umwegen in das tiefe Thal, in das noch kein Sonnenſtrahl ſeinen Weg gefunden hatte, obgleich der Mittag vorüber war, und wirklich ſah ich Adelheid auf einer Felſenbank, mit ihrem Porteſeuille in der Hand, ſitzen. — Ich nahte mich ihr und ſah ihr über die Schulter in die Zeichnung; ſie fühlte meinen Hauch, obgleich ihr das Rauſchen des Waſſers das Geräuſch meiner Schritte verborgen hatte; erſchrocken ſah ſie ſich um, und als ſie mich erblickte, goß ſich ein ſchönes Roth und ein Lächeln, das damit verſchmolzen ſchien, über ihr Geſicht. „Prinz Conſtantin,“ ſagte ſie, „wie kommen Sie hieher? Ich glaubte Sie auf der Jagd.“ — „Ich wollte auch hin,“ ſagte ich, „aber mir fiel ein, daß Sie hier zeichnen wollten, und ich ſehne mich nach einer Stunde, wo ich einmal über die liebe alte Zeit mit Ihnen ſchwatzen kann.“ — „Werden die andern aber nicht böſe?“ fragte ſie unbefangen. „Gewiß nicht,“ ſagte ich, „ſie werden mich nicht vermiſſen. Liebe Adelheid,“ fuhr ich fort und faßte ihre Hand, die ſie mir ohne Sträuben ließ, „denken Sie noch an unſere Zeichenſtunden?“ Sie lachte; „und an den italieniſchen Lehrer?“ ſetzte ſie hinzu. So ſchwatzten wir unſchuldig fort, in die Erinnerungen der Kindheit verſunken. Da ſchreckte uns ein Glockenton über unſerm Haupte empor; es war die Speiſeglocke, die zehn Minuten vor dem Anrichten erſchallte. Wie erſchracken wir! Es war auf dem gewöhnlichen Wege wohl eine halbe Stunde bis zum Schloſſe, das hoch über uns in die Wolken ragte; aber ich wußte einen ganz nahen, ſteilen Fußpfad, der den Fels gerade hinanführte. Ich fragte ſie, ob ſie klettern könne. „Wie ein Eichhörnchen,“ ſagte ſie. — „Nun, dann Muth!“ und ſomit nahm ich die Mappe unter den Arm und wir ſtiegen rüſtig vorwärts. Hand in Hand flogen wir den Berg hinan; die Bruſt war uns beiden weit und kein Mangel an Athem hemmte unſern Lauf. Da, o Schreck! rieſelte ein Bach quer über unſern Weg hinunter und hüpfte luſtig in das Thal. „Ach Gott, was nun thun!“ rief ſie kläglich. — „Ich trage Sie durch,“ erwiderte ich raſch. — „Kehren wir um,“ ſagte ſie ein wenig ſcheu. — „Dann kommen Sie eine Stunde zu ſpät,“ bemerkte ich, „und die Prinzeſſin iſt ſehr böſe.“ — „Ach ja, ja!“ rief ſie, „wir müſſen durch, nur Muth!“ — „Halt,“ ſagte ich, „noch nicht; erſt eine Bedingung. Sie verſprechen mir, Niemand etwas davon zu ſagen, daß wir den glücklichen Morgen zuſammen im Thale geſeſſen haben.“ — „Das kann ich nicht verſprechen,“ ſagte ſie, „der Prinzeſſin muß ich's erzählen.“ — „Gut,“ erwiderte ich, „der Prinzeſſin ſagen Sie es, aber Mama auf keinen Fall.“ — „Gewiß nicht,“ verſprach ſie, und ich nahm die liebe Laſt auf meinen Arm und trug ſie durch den Bach, der mir kaum über die Knie reichte. Ich ging die kurze Strecke langſam und drückte ſie feſt, feſt an mich, als fürchtete ich, ſie fallen zu laſſen. Es iſt das einzige Mal geweſen, daß ihr Herz an dem meinen geſchlagen hat. Sie lag in ſüßer Hingebung da und ſah mir von unten hinauf in die Augen. Ach ſelige, ſelige Zeit voll unſchuldiger Freude! wie lachte mir damals das Leben! wie hat es ſpäter der Winterfroſt entblättert! Wir kamen zur rechten Zeit auf dem Schloſſe an; Adelheid warf ſchnell noch ein anderes Kleid über und ich wechſelte eilig die hohen Jagdſtiefeln. Niemand hatte unſer Zuſammenſeyn bemerkt; nur ſchalt die Prinzeſſin, daß Adelheid ſo wenig gezeichnet hatte.

Es trieb mich jetzt in die Einſamkeit hinaus, ich warf mich an der Quelle des Waldes nieder und dichtete manches Lied, das mir das Herz ſchwellte. Die Prinzeſſin, die ſich dieſes Hanges freute, weil ſie ſich einen fürſtlichen Troubadour als eine recht anziehende Erſcheinung dachte, fragte mich einſt, was die Quelle meiner Lieder ſey. Ich antwortete ihr:

„Du frageſt, wie ſo mancherlei Gedichte
Der junge Lenz in meinem Buſen wecke?
Sieh! eine Stimme ſagt mir immer: „Schmecke
Den Lebenstraumel, eh' er wird zunichte.“

Mein Liedchen, daß es ſelber Dir's berichte.
Es ſucht nicht Ruhm, es dienet and'rem Zwecke:
Der Bruſt entſtrömt es, und ich ſchöpf' es recke,
Nicht daß ich lang' in einem Siebe ſichte.

Die Blätter fallen welk herab von Bäumen,
Wenn Lenz und Sommer vor dem Herbſte ſchwinden:
So welkt, ſo flieht die Jugend, ohne Säumen.

Den Lenz, den Sommer kannſt Du wiederfinden,
Die Jugend findeſt Du, bejahrt, in Träumen;
Wie ſollt' ich reiner Luſt mich denn entwinden?

Es war wie Vorahnung vom traurigen Jetzt.

Ich hatte einſt weinend meine Augen in das weiche Moos des Waldes gedrückt, als Adelheid plötzlich in ihrer Lieblichkeit vor mir ſtand; ich bemerkte ſie erſt, nachdem

mein trüber Blick ſie erſchreckt hatte; beſorgt fragte ſie mich: „was iſt Ihnen?“ — „Ich will ein andermal antworten,“ ſagte ich und ſprang auf und ging neben ihr durch die tiefe Einſamkeit, die uns ein Paradies war. — Ich durfte es wohl glauben, daß ſie mir auch gut war, denn ſie mußte ja mein Gefühl verſtehen, und blieb mir dennoch ſo freundlich; deßwegen wagte ich's und gab ihr Abends ein Gedicht, das meine Gefühle in herzlichen Worten ſchilderte. Sie nahm es zwar verſtohlen, aber ſagte mir dann ſpäter, ich müſſe ſie nicht mehr in ſolche Verſuchungen führen, es dürfen keine Geheimniſſe zwiſchen ihr und mir ſtattfinden. Ich ſah ihr in die Augen, ſie waren voller Thränen. Vom Gedichte ſprach ſie nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lowell in Maſſachuſetts, im Sommer 1834.

(Beſchluß.)

Die Fabrikſtadt Lowell.

Etwa zehn Jahre gingen mit Verſuchen hin, und bis ein Kern von Arbeitern gebildet und der Maſchinenbau im Lande naturaliſirt war. Im Jahr 1823 ließ ſich endlich die Merrimack-Corporation, da, wo jezt Lowell ſteht, das heißt an einer Stelle des Fluſſes nieder, wo er einen 52 Fuß hohen Sturz bildet und ſomit eine ungeheure Waſſerkraft darbietet. Dann kamen nacheinander die Compagnien Hamilton, Appleton, Lowell, Tremont u. ſ. w. Lowell? wer oder was iſt das? So hieß der Handelsmann, der die Kattunmanufaktur zuerſt und am thätigſten in den Vereinigten Staaten betrieb; nach ihm wurde die neue Stadt getauft. Wie ſo ganz anders hier und in Europa! Dort wurden einſt die Städte durch einen Halbgott, einen Sprößling des Zeus, oder einen Helden des trojaniſchen Kriegs gegründet, oder ein Alexander, ein Cäſar waren die erhabenen Stifter, oder ein heiliger Mönch ſammelte durch ſeine Wunder die Menge um ſich; ein andermal iſt es die Laune eines Ludwigs oder Friederichs, oder ein Edikt eines Peters, was Städte aus dem Boden zaubert; unſere Stadt hier iſt weder eine fromme Stiftung, noch eine Zufluchtsſtätte Vertriebener, noch ein militäriſcher Vorpoſten, es iſt eine Spekulation des Boſtoner Handelsſtandes. Derſelbe Unternehmungsgeiſt, der voriges Jahr zu Boſton ein Schiff mit Eis befrachtete und es um Cap Horn nach Calcutta ſandte, faßte die Idee, hier auf eigene Koſten der Unternehmer eine ganze Stadt zu bauen, mit allen Bedürfniſſen einer vorgeſchrittenen Kultur an Gebäuden und Anſtalten aller Art, und daſelbſt Calicots zu fabriziren; und die Spekulation war gut, wie gewöhnlich. Die Dividenden der Lowelle Manufakturgeſellſchaften betragen gewöhnlich 5 bis 6 Prozent halbjährlich.

Ueberhaupt nehmen in Amerika die Kattunfabriken, welche ſich wirklich erſt vom lezten Krieg mit England herſchreiben, einen raſchen Aufſchwung, obgleich die in Folge der Demonſtrationen von Südkarolina voriges Jahr mit dem Zollſyſtem vorgenommenen Abänderungen den Eifer der Fabrikanten ein wenig abgekühlt haben. Boſton geht darauf aus, gleich Liverpool, ein Lancaſhire in ſeinem Rücken zu haben. Da in Neuengland der Stromſchnellen und Waſſerfälle eine Menge ſind, wird man der Dampfmaſchinen noch lange entbehren können. Dieſer Strich des amerikaniſchen Gebiets iſt übrigens im Allgemeinen nicht ſehr fruchtbar; es gebrte die Ausdauer, ja der Eigenſinn der Puritaner *) dazu, um hieher Kultur und Lebensbequemlichkeit zu verpflanzen. Das Land iſt ſehr durchſchnitten, bergigt, kalt; es beginnt hier die Kette der Alleghanis, welche von da dem mexikaniſchen Meerbuſen zuſtreichen und dabei immer mehr von der Küſte des atlantiſchen Meers wegrücken. Der Gewäſſer ſind ſehr viele und ihr Fall iſt ſehr ſtark, weßhalb man an ihnen Wehre und ſomit Werke in Menge anlegen kann. Die Einwohner beſitzen im höchſten Grade Talent für Mechanik; ſie ſind geduldig, aufmerkſam und höchſt ſinnreich, im Manufakturweſen müſſen ſie viel leiſten. Und ſo iſt es auch wirklich: Lowell ſtellt bereits ein Mancheſter im Kleinen vor. Man fabrizirt hier jährlich vier Millionen Meter Baumwollenzeug, die Wollenſtoffe, Caſimirs, Teppiche ungerechnet; man braucht über 30.000 Ballen Baumwolle, was dem ſechſten Theil des ganzen Verbrauchs in den Vereinigten Staaten gleichkommt. Um ihrer Stadt noch mehr Aehnlichkeit mit Liverpool zu geben, haben die Boſtoner Kaufleute beſchloſſen, eine Eiſenbahn zwiſchen Boſton und Lowell anzulegen; die Entfernung beträgt fünf deutſche Meilen. Ein Kanal war bereits vorhanden, wie zwiſchen Mancheſter und Liverpool auch; aber es ward beliebt, man reiche damit nicht mehr aus, gerade wie zu Mancheſter und Liverpool. Sie verſchmähten es, ihre Eiſenbahn in dem verwegenen Styl mit dem Charakter des bloß Proviſoriſchen anzulegen, den man ſonſt meiſtens an den amerikaniſchen Eiſenbahnen bemerkt: ſie wollten etwas Solides, Römiſches, und ihre Ingenieurs haben ſie nach Verlangen bedient. Sie bekamen ſicher die ſolideſte Eiſenbahn in der Welt; nur das ſchöne Mauerwerk, die Gewölbe aus Bruchſteinen, die Säulen, kurz, die ganze architektoniſche Pracht, wodurch die Bahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter zu einem Wunder der neuern Zeit wird, fand man für gut, vorläufig wegzulaſſen: ſolcher Zierrath trägt nichts ein. Indeſſen koſtet die Boſtoner Bahn in ihrer römiſchen, oder vielmehr cyclopiſchen Einfachheit dennoch 1.200.000 Francs die deutſche Meile, und vielleicht mehr.

Reiſt man in der Gegend von Mancheſter, ſo machen die großen Spinnereien einen wahrhaft großartigen Eindruck. Sieht man bei Mondſchein dieſe mächtigen weißen Häuſer aus der Ebene ſteigen, ſieht aus Hunderten von Fenſtern das Gaslicht ſtrömen und die Rauchfänge gleich den höchſten Obelisken emporſtreben, ſo meint man Paläſte, Freuſchlöſſer vor ſich zu haben. Aber es ſind übertünchte Gräber! Der Zauber ſchwindet mit dem erſten Schritt über die Schwelle, beim erſten Blick auf das jämmerliche Anſehen, auf die Lumpen der Menge, welche die weiten Gebäude füllt, auf die armen Kinder, welche das Parlament vergeblich gegen die Fruchtbarkeit ihrer Eltern, die ihnen beſtändig neue Concurrenten nachſchiebt, und gegen die Peitſche des Aufſehers zu ſchützen ſucht. Kommt man nach Lowell, ſo wird einem der erſte Eindruck dieſer jungen, friſchen Stadt, dieſer ganzen Scenerie, ſo bunt und lebendig als eine Operndekoration, durch den Gedanken verbittert: Iſt es hier wohl wie in Lancaſhire? ſtecken hinter dieſem Firniß von Glück und Wohlſtand beim Armen Jammer und Elend und jene gräßlichen Laſter, welche die Armuth in Fabrikſtädten ausbrütet, beim Reichen die peinigende Angſt vor Meuterei, welche über ſeinem Haupte gleich einem Schwert am Faden hängt, den der nächſte beſte Zufall, eine Unvorſichtigkeit oder der Hauch der ſchlimmen Leidenſchaften zerreißen kann? — Davon das nächſtemal.

*) Die erſten Niederlaſſungen in Neuengland ſind die der Puritaner im Jahr 1620.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. August 1834.

O Mutter! Mutter! was erfannest du?

Schiller.

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war Adelheid wieder mit meiner Mutter allein zu Hause; ich ging nicht mit auf die Jagd, weil eine leichte Erkältung mich abhielt. Nach dem Frühstücke sagte ich möglichst unbefangen: „Mama, soll ich Fräulein Adelheid zur Mooshütte führen? sie wünscht sie schon lange einmal zu sehen.“ — „Das würde sich schlecht schicken,“ sagte meine Mutter, „wenn Du mit dem Fräulein allein durch den Wald schweiftest; wenn Sie es wünschen, die Hütte zu sehen, so will ich Sie begleiten.“ Adelheid dankte und nahm das Anerbieten freundlich an, ich aber muß sehr verdrießlich ausgesehen haben. „In dem Fall,“ sagte ich mürrisch, „ist meine Begleitung wohl überflüssig.“ — „Nicht im Geringsten,“ erwiderte die Mutter mit ihrer gewöhnlichen Unumwundenheit; „aber Du hast nur Lust zu dem, was Dir nicht erlaubt ist. Allein mit Fräulein Adelheid zu gehen, schickt sich nicht, dazu hast Du Lust; mit mir und ihr zu gehen, schickt sich, aber das tentirt Dich nicht.“ — „Doch,“ sagte ich, „und wenn Du erlaubst, so hol' ich Dir und dem Fräulein Hut und Shawl und wir machen uns auf den Weg.“

Als wir zurück waren, sagte ich zu meiner Mutter: „Wie Unrecht thust Du mir, wenn Du mir Schuld gibst, nur das Unerlaubte gern zu thun; was wäre denn in meiner Neigung für Adelheid, was das Urtheil der Welt oder Gottes Auge zu scheuen hätte?“ — „Und für was rechnest Du es denn,“ erwiderte die Mutter, „den Ruf eines so guten Mädchens auf das Spiel zu setzen? was soll man denn davon sagen, wenn Du Promenaden unter vier Augen mit ihr machst, ihr heimlich Gedichte zusendest, ihr täglicher Tischnachbar bist?“ — „Und was sollte man denn darüber sagen,“ erwiderte ich erröthend, da sie des Gedichts erwähnte, „als daß ich um diejenige, die ich zu meiner Frau machen will, erst werbe! — Ich liebe Adelheid, gute Mutter, und ich bitte Dich, daß Du sie auch liebst. — Du wirst sehen, wie ich gut und fromm werden will, wenn der Engel mir zu Seite steht.“ — „Das ist eine andere Ansicht der Sache,“ sagte meine Mutter ruhig, „die ich mir erst überlegen muß. Ein solcher Schritt kann nicht in einem Augenblick entschieden werden. Sey indessen ruhig und kompromittire Adelheid nicht; versprich mir auch, ihr keine förmliche Liebeserklärung zu machen.“ Ich that, was sie verlangte.

Ein paar Tage nachher langte eine Nichte meiner Mutter in Wornin an, eine reiche Comtesse, gar gut und einfach; sie war mir zur Frau bestimmt, aber ein Ungefähr belehrte mich bald, daß ich kein Herz brechen würde, wenn ich auf die Familienplane nicht einginge.

Thereſe, ſo hieß meine Couſine, wurde auf Mädchenart gar ſchnell mit Adelheid bekannt. Einſt ging ich im Garten ſpazieren, da hörte ich der Couſine Stimme, wie ſie aus gepreßtem Herzen mit der Geliebten ſprach. „Ach, Fürſt Karl S.," ſagte ſie, „iſt mir viel lieber als der Vetter Conſtantin; wir haben uns vom Kindheit zu lieb, und alle Menſchen waren einverſtanden damit, bis ſie die unglückliche Idee bekamen, mein ſchönes Vermögen mit der Worninſchen Herrſchaft zu verſchmelzen. — Finden Sie nicht auch Fürſt Karl viel hübſcher?" Adelheid erwiderte: „O ja, im Ganzen iſt er's wohl, aber Fürſt Conſtantins hübſcher Mund iſt mir lieber als der ganze Prinz Karl." Ich hätte beide Mädchen küſſen mögen, ſo zufrieden war ich über ihre Meinung von mir.

Bei Tiſch ſagte ich zu Adelheid: „Wie gefällt Ihnen Thereſe?" — „Gut," erwiderte ſie, „ſie iſt ein gar herzliches Mädchen. — " — „Wer dieſen Fiſch fängt," verſetzte ich, „deſſen Netz iſt gefüllt." — „Fangen Sie ihn," ſagte Adelheid und ſchlug die Augen nieder. Ich ſtreifte leiſe an ihre Hand, die auf dem Schooße lag, und flüſterte ihr zu: „Glauben Sie nicht, daß ich je nach Stand und Geld heirathen werde; wenn ich Ihrer Zuneigung ſicher wäre, ſo wüßte ich wohl, welches Mädchen ich mir vor der ganzen Welt auserkoren hätte." Sie ward purpurroth und ſah mich wehmüthig an, ich ſie auch, und ſo ſaßen wir lange, die Geſellſchaft, die Verhältniſſe, Alles vergeſſend. Eine Art magnetiſcher Kraft zwang mich, aufzuſehen, und ich traf auf meiner Mutter Augen, die wie zwei Pfeile auf mich zielten. Seitdem konnte ich kaum mehr einen Augenblick erhaſchen, der Geliebten ein Wort zu ſagen. Nach wenigen Tagen reiſete ſie ab; nach wenigen Wochen hoffte ich ſie in der Stadt wieder zu ſehen — und dennoch war es mir, als würde mir mein Leben entriſſen. Ein paar Tage nach ihrer Abreiſe fand ich ein hellblaues Tuch, das ich oft an ihrer Bruſt geſehen hatte, in einem der Zimmer liegen, es war vergeſſen worden. Was gibt es Köſtlicheres als ein ſolches ſprechendes Ueberbleibſel aus einer glücklichen Zeit! Die Falten, die ſich auf ihrem Halſe gebildet hatten, waren noch in dem Seidenzeuge; ein kleiner Fleck, den ich ihr einſt muthwillig mit Orangenſaft gemacht hatte, war noch ſichtbar; den Augenblick, da es geſchah, die ſüße Geſtalt, die Herzenswärme, die mich immer in ihrer Nähe durchglühte, Alles fühlte, Alles ſah ich beim Anblick dieſes Tuches wieder.

Wir kehrten nun mit dem erſten Schnee nach der Hauptſtadt zurück, wo mein Regiment ſtand, in welchem ich jetzt ſchon eine Escadron kommandirte. Der Winter verging unter der ſtets vereitelten Hoffnung, die Prinzeſſin von S... drück ankommen zu ſehen — ſie kam nicht. Gegen das Frühjahr erklärte ich meiner Mutter, zu ihr reiſen zu wollen. „Deine Reiſe würde Dich wenig befriedigen," erwiderte ſie, „denn Deine Wünſche in Betreff Adelheids v. Riepen mußt Du aufgeben; ſie iſt verheirathet. — " Es hat wohl nie eine Mutter ihr Kind ſchmerzlicher verwundet, als mich die meinige mit dieſen Worten. Ich weiß nicht, was die Verzweiflung mir in dieſer Stunde erpreßte, was ich ihr ſagte; aber ich weiß, daß ein Leben von Sünde und raſendem Leichtſinn von dieſem Augenblick an für mich begann. Ich ſuchte eine entſetzliche Rache an ihr zu nehmen, indem ich ihr den einzigen Sohn zum Gegenſtande ewiger Angſt und unendlichen Kummers machte. — Ich entſagte der Scheu, die mich bis jetzt für meine Adelheid rein erhalten hatte; ich ſtürzte mich in den Pfuhl des Laſters. — Weiber, Wein und Karten mußten mich abwechſelnd berauſchen; ich war der elendeſte Menſch unter der Sonne. Bald riß meine Volljährigkeit alle Schranken nieder; das feierliche, ſtille Wornin ward der Sammelplatz roher Wüſtlinge, die Väter zeigten mich ihren Töchtern, um ſie vor mir zu warnen, die tollſten Jagdzüge zerſtörten ihrer Hände Arbeit oder hemmten ſie wenigſtens in ihrem Fleiß, und ich — o! ich Unglückſeliger, wenn ich, erſchöpft von wilder Luſt, einen einſamen Augenblick hatte, in mein Inneres zu blicken — welcher Verurtheilte ſah wohl ſo hoffnungslos auf ſeine Zukunft, als ich! Bald war ich verabſcheut von meiner ganzen Familie; meine Mutter weinte in ihrem Kämmerlein und rang die Hände, dann trat ich vor ſie hin und ſagte in frevelhaftem Hohn: „Genieße die Früchte Deiner Weisheit. Sieh, ſo wär's nicht gekommen, hätteſt Du mir Adelheid gelaſſen — " und ihr Name erpreßte mir heiße Thränen. „O welch ein Schickſal hat mich getroffen!" klagte dann meine verſtändige, ſtarke Mutter mit gebrochenem Sinn; „ich glaubte nur klug zu handeln, und was für hundert Eltern als weiſe Saat gute Früchte trägt, die Unterdrückung einer thörichten Jugendliebe, die ihre Kinder vom rechten Wege abzieht, das hat mich zur elendeſten Frau gemacht! — Conſtantin, haſt Du kein Erbarmen mit mir?" Aber ich dachte der Zeit, wo ich in vollem Vertrauen ihr mein Herz geöffnet hatte, wo ſie einzugehen ſchien in meine Wünſche, und mich verrieth! Erſt als ſie kränkelte und endlich ſtarb, erſt dann fühlte ich mein Unrecht; aber mit ihr war auch die letzte Schranke gefallen. Ich glaubte nicht mehr zurück zu können — und ich wollte es auch nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Am Sand in Passeyer.

(Fortſetzung.)

Nach einem ſehr beſchwerlichen Wege durch Waſſer und über ſpitzige Steine gelangt man nach St. Martin.

einem reinlichen Flecken auf einer Anhöhe am Passerbache. Die Bauern, die sich im Wirthshause nach der Kirche eingefunden hatten, es war ein Sonntag, versammelten sich um mich und meine Reisegefährten, als hätten sie nie noch im Leben anders gekleidete Menschen gesehen. Sie umstanden uns dicht im Kreise und glotzten uns sehr ernst an, ohne ein Wort zu sagen, oder auch nur durch eine Bewegung zu verrathen, was in ihnen vorging. Es war die reinste Neugier, das starrste Staunen, die sich in ihrem ganzen Wesen kundgaben und die sich Alten und Jungen mitgetheilt hatten. Nicht anders konnten die wilden Insulaner ausgesehen haben, als ihnen Columbus die erste Visite machte; dieser Gedanke drängte sich mir unwillkührlich auf. Nachdem wir bereits wohl eine halbe Stunde so angestaunt dagesessen hatten, zog Jemand von unserer Gesellschaft seine Cigarrendose hervor, machte Feuer und fing an recht appetitlich zu rauchen. Dies war der Moment, wo die leblos scheinenden Gruppen um uns Bewegung gewannen. Sie lächelten und in ihren Mienen malte sich etwas, das ich wie Abscheu deutete. Endlich drängte sich ein Alter zu uns und fragte — es waren die ersten Worte, die wir hier zu hören bekamen — „ob denn das Zeug da nicht recht stark beiße?“ Der Raucher versicherte: ganz und gar nicht, und bot ihm eine Cigarre an, damit er selbst versuchen möchte. Der Alte lächelte aber und meinte: er verstehe nicht damit umzugehen und würde gewiß verbrennen. Als er die Frage, ob er sonst Tabak rauche, bejahte, drangen wir ihm eine Cigarre auf, die er unter großem Gelächter der Andern in den Mund steckte. Man mußte ihm nun förmlichen Unterricht ertheilen, da er anfänglich sie zu kauen begann und gar jämmerlich das Gesicht verzog. Wie endlich Alles im Gange war, blickte er stolz umher, rief Alle herbei und that sich nicht wenig auf sein Wagstück zu gut. Nachdem er bis zur Hälfte mit der Cigarre fertig war, überließ er sie einem jungen Burschen, der auch einmal versuchen wollte, aber dieser hatte kaum die ersten Züge gethan, als er triumphirend ausrief: „Das müssen andere Leute auch sehen!“ und so in's Dorf hinabsprang.

In diesem Thale, unter diesen Leuten, lebte vor fünf-und-zwanzig Jahren, wo die Bekanntschaft mit dem Fremden wahrlich noch weniger vorauszusetzen ist, als in diesem Augenblicke, auf seinem angeerbten Hause am Sand der Wirth Andre Hofer. Der sogenannte „Sand“ ist das steinige Passerufer selbst, und das Haus ist so nahe am Wasser gelegen, daß die Bewohner im steten Vertheidigungskampfe mit ihm begriffen seyn müssen. Die Nahrung im Wirthshause war eben nicht sehr ergiebig; fremde Einkehr fand nicht statt, und der Thalbewohner zieht es vor, Sonntags seinen Wein dort zu trinken, wo ihn zugleich eine Kirche zur Andacht lockt. Hofer war in mißlichen Umständen. Er mußte zu einem Nebengeschäfte greifen, kaufte ein paar Pferde und „saamte“ (saumte) über den Jaufen hinüber und herüber, Güter und Menschen. Hofer, der Sandwirth, war also ein Saumer dabei. Er war als ein rechtschaffener Mann bekannt; wegen seiner Armuth und seines herumziehenden Lebens aber stand er nicht in besonderm Ansehen; er war streng gottesfürchtig und von ziemlich beschränktem Verstande. Einen überwiegenden Hang zu Seltsamkeiten zeigte er oftmals. So ließ er z. B. ein Jahr nach seiner Hochzeit, da er vier-und-zwanzig alt war, den Bart stehen, der ihm später zu dem verhängnißvollen Ehrentitel: Général Barbon, verhelfen sollte. Auch in der Kleidung zeichnete er sich aus, denn er trug, der Mode seines Thales zuwider, einen grünen Rock und hatte an den grünen Hosenträgern nach der Art des Etschlandes, da man in Passeyer bloß lederne trägt, ein kleines Muttergottesbild als Amulet angeheftet. Bis in sein vierzigstes Jahr erregte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hauste am Sande mit seinem Weibe, einem Sohne und drei Töchtern, suchte sie auf rechtliche Weise zu ernähren, so gut es ging, trieb seine Saumthiere über den Jaufen, verschacherte manchmal ein Pferd mit Vortheil, und quälte sich und mühete sich ab, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen. Man weiß nichts Anderes von seinen frühern Lebensverhältnissen, auch ist sicher nichts Bedeutendes daran gewesen, bis die Politik ihn sich zum Opfer erkor.

Wie der Plan, Tyrol aufzuwiegeln, in's Leben treten sollte, suchte man einen Mann, den man der Insurrektion als Chef voranstellen könnte. Die Thäler wurden durchzogen, die Hütten durchforscht, und bei dem Hause am Sande Halt gemacht. Man hatte sich in der Wahl nicht getäuscht, Andre Hofer war der rechte Mann dazu. „Mißlingt die Sache, so kann es den Kopf kosten,“ dies verhehlte man ihm nicht; aber Hofer ging dennoch auf Alles ein. Es heißt, seine Lage sey damals sehr bedrängt und ein Konkurs dem Ausbruch nahe gewesen. Er zog heimlich nach Wien, kam zurück, und in seinem kleinen, niedrigen Stübchen mit dem Erker wurde der Kongreß gehalten und das Kindlein geboren, das die Felsen Tyrols mit Blut waschen, die Klüfte Tyrols mit zerschmetterten Gebeinen füllen, und Hofers breite Brust im Rondell von Mantua zum Ziel für zwölf französische Gewehrläufe bestimmen sollte. Gleich Muhamed wurde Hofer in seinem vierzigsten Jahre zum Haupte seines Volkes erkoren, gleich Muhamed ward er Krieger und nahm seinen Platz in der großen Weltgeschichte ein; dies sind aber auch die einzigen Beziehungen zwischen Beiden. Der arme Saumer vom Jaufenberge und der arabische Kaufmann böten keine fernern Vergleichungspunkte dar, selbst wenn Hofers

Katastrophe nicht so traurig gewesen wäre. Als Hofer Landeskommandant geworden war, in der kaiserlichen Hofburg zu Insbruck residirt und Münzen hatte schlagen lassen, stand er auf dem Gipfel seiner Größe. Er war dahin vom Glück und fast ohne sein Zuthun getragen worden, wie dies gemeinhin zu gehen pflegt; Muth und Thatkraft zeigte er nur, als er den gefährlichen Posten annahm, den man ihm angetragen. Seine herrliche, selbst überraschende Persönlichkeit, seine schmucklosen, treuherzigen Reden, ganz im Charakter des Landvolks, dem er angehörte, seine schlichten, einfältigen Proklamationen, Tagesbefehle und Handschreiben sind bekannt genug. „Thut's, oder laßt's bleiben!“ ist der Sinn von den meisten; seine Entschuldigung, wenn er gerechten Klagen nicht abhelfen konnte, war stets: „I kann nit überall seyn.“ Ein in schwerer Haft befindlicher Bürger, der sich an ihn wandte, erhielt zum Bescheid: „I kann nix machen, denn sie folgen mir nit.“ Als die Lehrer der Insbrucker Schulen ihm aufwarteten, empfahl er ihnen die Jugend auf's Beste, und schloß mit den Worten: „Gebt's ihnen nur brav Vakanzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

Statistische Notizen.

Zu Boston erscheint jährlich seit 1830 ein amerikanischer Kalender, nach dem Muster des brittischen Kalenders, welchen die Londoner Gesellschaft zu Verbreitung nützlicher Kenntnisse seit dem Jahr 1828 herausgibt. Der neueste Jahrgang des amerikanischen Kalenders liegt vor mir und ich theile Einiges daraus mit, was ich für geeignet halte, Ihre Leser zu interessiren.

Der eigentliche Kalender enthält in der Kolumne, wo sonst die Heiligennamen stehen, nur wenige Feste, den andern Tagen gegenüber sind entweder die Conjunktionen der Planeten oder merkwürdige Ereignisse aus der Geschichte von Amerika und Europa, namentlich von England angemerkt. Bei jedem Tag ist ferner Sonnenauf- und Untergang für Boston, Newyork, Washington, Charlestown und New-Orleans verzeichnet. Nach andern, sehr zweckmäßig eingerichteten astronomischen Tabellen kommen die Miszellen, welche sich auch über andere Länder als Amerika und auf eine für Europäer oft sehr auffallende Weise aussprechen. Darauf folgen statistische Notizen über die Union.

Die Union besteht aus 24 Staaten; der bevölkertste derselben, Newyork, zählte im Jahr 1830, 1,918,608 Einwohner; der kleinste, Delaware, 76,748. Die ganze Bevölkerung betrug:

1790	3,929,827.
1800	4,505,925.
1810	7,239,814.
1820	9,638,851.
1830	12,866,020.

Es ist dies eine Zunahme von ungefähr 3 Prozenten jährlich, wornach sich die Bevölkerung in etwa 23½ Jahr verdoppeln würde. Diesem nach müßte sie bei der nächsten Zählung im Jahr 1840 mehr als 17 Millionen betragen. Im Jahr 1835 zählte man in den Vereinigten Staaten 2,009,000 Sklaven. Nur in wenigen Staaten gibt es lauter Freie, in keinem aber findet ein Sklave Asyl. Die noch geltende Konstitution von 1787 enthält folgenden Artikel: „Keiner, der in einem Staate, gemäß den Gesetzen desselben, in Dienst oder Arbeit steht, kann, wenn er sich in einen andern Staat flüchtet, seines Dienstes oder seiner Arbeit entbunden werden, sondern er wird auf Verlangen desjenigen, dem er den Dienst oder die Arbeit schuldet, ausgeliefert.“ Man sieht, die Fassung dieses Artikels ist ein wenig ängstlich. Es ist, als ob man bei Abfassung der Konstitution sich geschent hätte, das Wort Sklave in die Charte der Union zu schreiben, aber die Sklaverei besteht nichtsdestoweniger unter der Aegide der Verfassung.

Die Gesetze und Einrichtungen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts und der freien Künste sind in den verschiedenen Staaten durchaus nicht gleichförmig. In den sechs nördlichen Staaten, gewöhnlich Neuengland genannt, und in Newyork hat jeder Distrikt von etwa viertausend englischen Quadratmeilen eine Schule, wo Kinder aller Stände unentgeldlich in den Anfangsgründen unterrichtet werden. In diesem Theile der Union ist es mit den Schulkenntnissen sehr gut bestellt; im Jahr 1820 zählte der Staat Massachusetts 525,287 Seelen, und auf einer Strecke des Staates, die 200,000 Einwohner zählt, fand man im Jahr 1822 nur zehn Individuen von 14 bis 21 Jahren, die nicht lesen und schreiben konnten. Im Staat Newyork genießen wirklich fast alle Kinder den Schulunterricht; der Staat gab im Jahr 1832 für diesen Zweck 1,126,000 Piaster aus, wovon die Besoldungen für die Lehrer über die Hälfte ausmachen. Man darf nicht vergessen, daß die Bevölkerung dieses Staates fast 2 Millionen beträgt. Mehr als 500,000 Kinder besuchen die Schulen, und ihre Zahl entspricht etwa 1/4, oder etwa dem Viertheil der Bevölkerung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 184:

Keyer.

Hart und Weich.

1.

1) Vorne ein hartes, hinten ein weiches Zeichen.

2.

2) Vorne ein weiches, hinten ein hartes Zeichen.

1. hat Manchen irrgeleitet,
2. hat Jenes oft verbreitet;
1. hat Viele dumm gemacht,
2. sie zum Verstand gebracht;
1. bringt Manchen unter's Joch,
   Hart empfand er 2 denn doch.
1. aus seinem Hirn genommen,
   Weiß dem 2 er zu entkommen;
1. hilft ihm wohl selbst dazu:
2. sein Diener spürt's im Nu.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. August 1834.

O Oesterreich, ich habe
Die Commandantenschaft
Verwahret bis zum Grabe
Für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdrossen,
Daß als Verräther ich
Vom Feinde ward erschossen,
Weil ich es ward für dich.

Rückert.

Am Sand in Passeyer.

(Fortsetzung.)

Nur von den Bauern gezwungen, übernahm Andre Hofer zum zweiten Male das Kommando, und wie Alles verloren war, flüchtete er in die höchsten Alpen hinter seinem Hause, gegen das Saruthal zu, das, von unwegsamen Jöchern eingeschlossen, im Winter nur schwer zugänglich ist. Hier hielt er sich Monatelang mitten im Schnee, in einer verlassenen Alpenhütte auf. In dem einsamen Salthaus am Eingange des Thals saßen seine Vedetten, um ihn bei nahender Gefahr sogleich zu benachrichtigen. — Warum er hier versteckt blieb? warum er nicht schnell seinen Bart entfernte und in anderer Kleidung, unerkannt, von Joch zu Joch fliehend, durch die ihm so gut bekannten Thäler Oesterreich zu erreichen suchte? Das gewöhnliche Urtheil spricht ihm im entscheidenden Augenblicke rasche Ueberlegungskraft und Geistesgegenwart ab. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen. Die edle Natur Hofers war zur Flucht und Verstellung nicht gemacht, er hoffte, gerechtfertigt vor der Welt, anerkannt von dem Volke und geachtet von dem Feinde, aus seiner Verborgenheit hervortreten zu können; er glaubte an eine Amnestie für sich und die Seinigen, nachdem die Händel vollkommen geschlichtet seyn würden.

Der an ihm verübte Verrath ist einem Geistlichen aufgebürdet worden. Dies ist selbst in's Conversationslexikon übergegangen. Der Geistliche hatte seine Vertheidigung gegen diese freche, auf nichts begründete Anklage niedergeschrieben; er erhielt jedoch nicht die Erlaubniß, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er ist nun todt; in Tyrol glaubt Niemand an seine Verrätherei. Die allgemeine Stimme nennt einen Passeyrer, der früher mit Hofer in Zwist gelebt, als den, der ihn verrathen. Dieser Mann trug nach dem Ereigniß die Verachtung aller Uebrigen, und mußte, der ewigen Verfolgung müde, das Land verlassen. Er wandte sich nach Bayern, wo er als Wegaufseher eine Anstellung erhalten haben soll; der Lohn, der ihm von den Franzosen für seine schnöde That zu Theil ward, soll sehr gering gewesen seyn. In Passeyer selbst hörte ich zum ersten Male über Hofers Gefangennehmung eine neue Angabe. Ein Hirt suchte ein verlaufenes Stück seiner Heerde. Hofer erblickt ihn, und da auch er von ihm schon bemerkt worden war, so bietet er ihm drei Kronen und bittet ihn, er möge ihn nicht verrathen. Kurze Zeit darauf soll er gefangen genommen worden seyn. Die Geschichte ist nicht haltbar, der Hirt wäre denn aus einem fremden Thale gewesen, da in Passeyer Alle Hofers Schlupfwinkel

kannten. Sein Weib und sein Sohn, die früher tiefer hinein, bei Moos, im Versteck gewesen waren, eilten kurz vor seiner Verhaftung ängstlich zu ihm, als ahnten sie die Gefahr, welche ihn bedrohte. Sie kamen zur rechten Zeit, um sie zu theilen. Die Franzosen zogen in's Thal, und keiner von den in Salthaus aufgestellten Spähern eilte zu dem verlornen Manne, dessen Stunde gekommen war. Unabwendbar war sein Geschick. Die Hütte wurde umstellt, die Gewehre auf Fenster und Thüren gerichtet und Hofer zur Ergebung aufgefordert. Er trat mit Weib und Kind den Feinden entgegen, die ihn mit fürchterlichem Hohne empfingen und unter Verwünschungen und Gelächter zum Thal hinausschleppten. In Salthaus, wo sie kurze Zeit Rast machten und tranken, kamen sie auf den unseligen Gedanken, als Andenken an den gefürchteten General Barbon, einige Haare seines Bartes mitzunehmen, und nun fingen sie an, ihm seinen schönen Bart auszureißen. Der Einzug in Meran war ein entsetzliches Schauspiel von rohem Uebermuthe und berechnender Vorsicht, denn zu der Freude, den zu haben, welchen man für den Rädelsführer und die Seele der Insurrektion hielt, gesellte sich die Besorgniß, daß das Landvolk seinen ehemaligen Chef mit Gewalt befreien würde. Ein Regiment mit klingelndem Spiel und wirbelnden Trommeln escortirte die Gefangenen, Alles hatte scharf geladen; neben den Schlachtopfern gingen Soldaten mit gespanntem Hahn, vor und hinter denselben zogen Kanonen. Hofer und seine Familie gingen baarfuß, von dem Eis und den spitzigen Steinen waren ihre Füße blutig. Der schöne Mann war fast unkenntlich, das Gesicht mit Blut bedeckt, einen Theil seines Bartes hatten die Unmenschen ihm an den Hut gesteckt. Er war schwer gefesselt. So ging es durch Meran; die Einwohner zogen sich ängstlich in das Innere ihrer Häuser zurück; nur hin und wieder guckte Einer neugierig durch das Fenster, von der schallenden Militärmusik gelockt, auf das herzzerreißende Schauspiel. In Botzen, wo die Verhöre begannen, wurde der Gefangene mit mehr Anstand behandelt und dann in einem Wagen nach Mantua abgeführt. Frau und Sohn wurden entlassen und durften in die Heimath zurückkehren; hier aber wurde die arme Wittwe des erschossenen treuen Mannes von Verhör zu Verhör geschleppt und hatte noch der Drangsale viele zu bestehen.

Die Ehren und Belohnungen, welche später der edle Kaiser auf die Familie seines getreuen Dieners häufte, haben im eigentlichen Tyrol nicht den Beifall gefunden, den man sich davon hätte versprechen sollen. Während in der Gegend von Innsbruck Alles von dieser gerechten Anerkennung durchdrungen ist und sich, wie billig, einen Theil der Glorie zumißt, sind Einige in Hofers Heimath und deren nächsten Umgebung eben so wenig mit den ihm gewordenen Apotheosen, als mit den ausgezeichneten Wohlthaten zufriedengestellt, welche die Huld des Monarchen so reichlich über seine Angehörigen ausschüttet. Die Tyroler Treue hätte nach dieser Leute Meinung ein anderes Denkmal verdient, als das Standbild des Sandwirths, dessen kolossale Größe ihnen nicht kolossal genug scheint; die Verwöhnten messen Alles nach ihren Riesenfelsen, und da erscheint denn der Stein in der Hofkirche zu Innsbruck freilich nur winzig. Vielleicht sind aber dennoch die Tyroler Felsen der einzige richtige Maaßstab für die Tyroler Treue, den Tyroler Muth, die Tyroler Stärke. — Sie besitzen nicht jene Eitelkeit gebildeter Leute, die in dem wohlgemeiselten Sandwirth das ganze Volk erkennen wollen; nach ihrer Meinung hätte der Insurrektion ein Denkmal errichtet werden und Hofers Namen darauf neben andern glänzen müssen. Es ist nicht die große Armee, die sich in Napoleons Säule auf dem Vendomeplatze vergöttert sieht. Hofer war kein Feldherr, sein Leben wie sein Tod konnte dem Tyroler Aufstande keine Herrlichkeit verleihen; Hofers Standbild ist nur persönlich. — Die Wohlthaten, deren sich seine Familie erfreut und die einer gerechten, gütigen Regung in dem Herzen des Kaisers entquellen, können nur vom gemeinen Neide mißdeutet werden, um so mehr, da auch andern Anführern und Invaliden aus jener Zeit ähnliche Gnaden, wenn auch nicht in solchem Maaße zugeflossen sind. Hofers Wittwe und Nachkommenschaft sind in den Adelstand erhoben worden und beziehen reichliche Pensionen; ein naher Verwandter von ihm, Besitzer eines Bauerhofes in Passeyer und Hauptmann während des Aufstandes, ist Schloßhauptmann des Landschlosses Tyrol, und des Kaisers Wohlwollen ist noch immer unerschöpflich und jede Bitte der Familie wird gewiß berücksichtigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Mein Onkel Alfred ward jetzt zum Erzbischof von O. ernannt, denn der alte ehrwürdige Herr, der meine Tante Maria getraut hatte, war gestorben. Seine Ermahnungen hätten vielleicht noch gut auf mich gewirkt, aber er weigerte sich streng, mich zu sehen. — Ich war erschüttert durch dies Zeichen der Verachtung von einem so theuren Verwandten, aber ich besserte mich nicht. Da machte, nach einer langen Laufbahn der Liederlichkeit, ein schrecklicher Zufall meinen Ausschweifungen ein unerwartetes Ende. Nach einem Gelage, wo ich mich dem Trunke unmäßig überlassen hatte, traf mich ein schlagartiger Zufall, der meine rechte Seite gänzlich lähmte und mich auf ein schmerzensvolles Krankenlager

warf. Doch mein Sinn blieb derselbe, kein Strahl himmlischen Trostes erleuchtete ihn. Als jezt mein Onkel Alfred mich zu sehen begehrte, ließ ich ihn nicht vor und verschloß mich trotzig jedem sanfteren Gefühl. — Ich genas, aber ich war im vier-und-dreißigsten Jahre ein Krüppel; meine rechte Seite blieb gelähmt, ich mußte den Dienst verlassen und lebte nun in scheuer Zurückgezogenheit in Wornin als Menschenfeind, unglücklich und mit mir selbst zerfallen.

Mein Neffe Friedrich war jezt neunzehn Jahre alt geworden, und mir gehörte gesetzlich die erste Stimme in seinen Erziehungsangelegenheiten. Ich sandte ihn, ehe er in den Dienst trat, mit einem Major vom Generalstabe, einem sehr gebildeten, braven Manne, auf Reisen. Nach Jahresfrist kehrte er heim, mir meinen Neffen als einen jungen Menschen zurückführend, dessen Anblick sogar mein vertrocknetes Herz erfrischte. Jugendlust und Treuherzigkeit lachten aus seinen großen blauen Augen. Ich sah auf meine eigene Jugend zurück, und war innig bewegt: auch in seinem Blicke lag ein Blitz tiefen Gefühls, das ihn verzehren oder beglücken konnte. Der Major erzählte von seinen Reisen, von England und Paris, und von seiner Rückreise über Frankfurt. „A propos," sagte er, sich besinnend, „von Frankfurt aus soll ich Ewr. Durchlaucht einen Gruß bringen. Wir trafen auf einem Balle mit einer Dame zusammen, die, als sie den Namen des Prinzen hörte, nach Ihrer seligen Frau Mutter und Ihrer ganzen Familie mit recht innigem Antheil sich erkundigte." — „Wer ist die Dame?" fragte ich, nicht eben neugierig. — „Ich habe ihren Namen nie gehört," erwiderte der Major; „sie bat mich, Sie nur von Adelheid Riepen zu grüßen." — Ich war wie elektrisirt und sprang lebhaft auf. „Sie haben sie gesehen?" rief ich, „sie? O Gott! sprechen Sie mir von ihr! wie sieht sie aus? gedenkt sie meiner? ist sie glücklich? in welchen Verhältnissen lebt sie?" — „Ich kann nichts," sagte der Major, „als Ihnen Alles wiederholen, was sie selbst und was Andere mir von ihr sagten. Wir saßen zufällig neben einander, ich hatte sie unter den vielen Fremden kaum beachtet; sie ist ziemlich groß, sehr stark und nicht mehr jugendlich, aber als sie mir freundlich sagte: „Ich bin in früherer Zeit beinahe Ihre Landsmännin gewesen," zog mich ihr sanftes Gesicht an. Sie fragte bald, ob Ew. Durchlaucht verheirathet seyen, ich mußte leider verneinen, und konnte ihr über Ihre Gesundheit auch nicht viel Gutes sagen. Ihre Augen wurden feucht. „Grüßen Sie ihn doch von Adelheid Riepen," sagte sie gerührt, „er erinnert sich meiner wohl noch; sagen Sie ihm, daß ich noch immer der schönen Tage in Wornin gedenke. Harten!" rief sie einem angenehm aussehenden Herrn zu, „hier höre ich einmal etwas von Prinz Constantin, von dem ich Dir so oft erzählt habe." Er nahte sich theilnehmend und mischte sich in unser Gespräch. — Man sagte mir später," fuhr der Major fort, „sie leben in beschränkten Umständen auf einem kleinen Gut des Herrn von Harten und erziehen dort ihre Kinder, obgleich mit Anstrengung, sehr sorgsam. Mehr weiß ich nicht zu sagen."

Es war mir genug! O wie fühlte ich jezt, wie genügsam ich in meinen Ansprüchen an das Leben gewesen wäre, wenn ich sie hätte mein nennen dürfen. Ihr bloßes Andenken veränderte mein ganzes Gemüth. Adelheid lebt, sie gedenkt Deiner, sie hat die alten Tage nicht vergessen! Das war in der That eine Aufforderuug an das Leben; und sie lebt in beschränkten Umständen, ich konnte ihren Kindern vielleicht nützlich seyn! Schnell ergriff ich ein Blatt Papier und schrieb mit der linken Hand an Herrn von Harten: „Ein Freund Ihrer vortrefflichen, edlen Frau hat nach langen Jahren einen Gruß von ihr empfangen; ein Mann, auf den ich vertraue, hat mir von Ihnen, mein Herr, der Sie so glücklich sind, diese Frau zu besitzen, gesprochen, und ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß Ihnen ein Glück geworden ist, dessen Entbehrung mich zum bedauernswürdigsten Menschen gemacht hat. Seitdem sind Jahre verflossen; Ihre Frau hat Sie zum Vater gemacht, den vielleicht die Erziehung seiner Kinder manche Sorge kostet. — Ich bin nicht mehr der lebensfrohe Mann wie einst; ich bin ein Greis im sechs-und-dreißigsten Jahre, gelähmt an Arm und Hand, und was schlimmer ist, an der Seele. Das Jugendfeuer hat ausgetobt, aber eine reine Freundschaft für das Mädchen meiner einzigen Liebe ist zurückgeblieben. Kommen Sie Alle zu mir, bewirthschaften Sie statt meiner, da ich unfähig dazu bin, eines meiner Güter, später vielleicht alle; verschönern Sie eines verlassenen Mannes Leben und verbreiten Sie Gutes unter Tausenden meiner Unterthanen!"

(Der Beschluß folgt.)

An die verlorne Geliebte.

Wenn du fragst, ob noch in stillen Stunden
Der Gedanke schauernd mich durchbebt,
Daß wir einst, so eng' und fest verbunden,
Paradiesesstunden durchgelebt?
Wenn Du fragst, ob noch um meine Wunden
Die Erinn'rung meiner Wonnen schwebt?
Wisse, daß ich dir in bitt'rer Treue
Meine Liebe nicht, mein Leiden weihe!

Wenn du fragst, ob dieser Gramgedanke
Unbesiegt in meinem Busen bleibt?
Ob er nicht im Sturm der Jahre wanke?
Ob in Erz er deinen Namen schreibt?

Ob er, an des Erdenlebens Schranke,
Einst den Blick in trübe Fernen treibt?
Ja, so weit mein Herz bisher ermessen,
Deiner werd' ich nimmermehr vergessen.

Sieh, man fabelte in grauen Tagen
Von dem Marmorbild in Wüsteneï'n;
Hoch und ernst sah man ein Steinbild ragen,
Ging die Sonne auf, dann klang der Stein,
Senkte Abends sich der goldne Wagen,
Tönt' es wieder in dem Purpurschein;
Starr der Busen, starr die edeln Glieder,
Doch die Sonne weckte Memnons Lieder.

So ist das Gedächtniß jener Leiden.
Kalt und starr steht's auf dem öden Plan,
Magst dich wohl an seiner Größe weiden,
Doch das stumme redet dich nicht an;
Aber nah'n der Liebessonne Freuden,
Wird die starre Lippe aufgethan,
Milde thauend in den Purpurgluthen,
Strömen tönend meines Schmerzes Fluthen.

F. A. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

(Beschluß.)

Statistische Notizen.

Nach dem Staate Newyork ist am bevölkertsten Pensylvanien. Schon William Penn, der berühmte Stifter von Stadt und Staat, hatte i. J. 1682 die Errichtung von Volksschulen dringend empfohlen; trotz dem ward das gegenwärtig gültige Gesetz über den Unterricht erst im Jahr 1830 durchgesetzt. Bis dahin erhielten von mehr als 400,000 Kindern höchstens 150,000 einigen Unterricht, und zwar in von Privaten gegründeten Anstalten. Die Verfassung des Staats Maine enthält folgenden Artikel, den wir ausdrücklich anführen: „Da zu Erhaltung der Rechte und Freiheiten des Volks allgemeiner Unterricht ganz wesentlich ist, so wird der Legislatur aufgegeben, darauf zu bestehen, daß sämmtliche Städte auf ihre Kosten öffentliche Schulen halten. Ueberdies soll sie sämmtliche Akademien, Kollegien und Seminarien im Staat aufmuntern und gehörig ausstatten; nur hat sie sich bei den denselben zugehenden Unterstützungen das Recht vorzubehalten, im eigenen wohlverstandenen Interesse dieser wissenschaftlichen Anstalten ihre Privilegien zu modifiziren, zu beschränken oder ganz aufzuheben." — Letztere Klausel ist sehr weise, sie dürfte vielleicht für alle Stiftungen gelten. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur an die in neuester Zeit vom englischen Parlament angeordneten Untersuchungen denken, welche endlich an das Tageslicht gebracht haben, welch unglaubliche Mißbräuche sich nach und nach in der Verwaltung von Gütern eingeschlichen haben, welche ursprünglich für Unterrichtsanstalten gestiftet waren.

Der Staat Connecticut besitzt neben andern Gütern ein Kapital von etwa zwei Millionen Piastern (weit über fünf Millionen Gulden), welches ganz allein für den öffentlichen Unterricht bestimmt ist, und dessen Zinsen, die über 80,000 Piaster betragen, unter die Schulen nach der Anzahl der Schüler zwischen vier und fünfzehn Jahren vertheilt werden. Statt, wie man denken sollte, die erfreulichsten Früchte zu tragen, hat diese sehr bedeutende Unterstützung den Eifer der Bürger für Erziehungsanstalten vielmehr gelähmt; denn während diese Anstalten im Staate Newyork eine Summe kosten, welche auf den Kopf der Bevölkerung etwa einen Reichsthaler ausmacht, begnügt man sich, scheint es, in Connecticut damit, den Ertrag eines um die Hälfte kleinern Kapitals darauf zu wenden, so daß auf den Kopf nur 45 kr. kommen. Auch in den Staaten Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, wo die Schulen allein durch Steuern, welche jede Gemeinde erhebt, erhalten werden, verwendet man, im Verhältniß zur Bevölkerung, mehr als in Connecticut, und der Unterricht macht sehr bedeutende Fortschritte. — Bisher war von den nördlichen Staaten die Rede; je weiter nach Süden, desto schlimmer ist es mit dem Unterricht bestellt, und in Nord- und Süd-Carolina und in Georgien scheint so gut als nichts dafür zu geschehen.

Die vornehmste und älteste Universität in den Vereinigten Staaten ist Harward-College in Cambridge bei Boston, gestiftet im Jahr 1636. Sie hat einen Fond von etwa 500,000 Piastern, und ihre jährlichen Ausgaben betragen mehr als 48,000, die Kosten der theologischen und Rechtsschulen nicht gerechnet. Die dortige Bibliothek ist die bedeutendste in Amerika mit 40,000 Bänden. Im Jahr 1835 befanden sich hier 212 nicht graduirte Studirende, von denen 51 Theologie, 50 die Rechte, 82 Medizin, die übrigen Anderes studirten. Was ein Student jährlich für Zimmermiethe, Kost auf 32 Wochen und Bücher braucht, wird auf 200 Piaster, etwa 510 fl., berechnet. — In zwölf Staaten wird die Erlaubniß zu Ausübung der Medizin und Chirurgie nur dann ertheilt, wenn man zwei bis drei Jahre auf der Universität studirt hat; in sieben Staaten kann man sich die Erlaubniß dazu ohne diese Bedingung verschaffen, und in den fünf übrigen endlich ist die Praxis durchaus freigegeben. Zu leztern gehört Pensylvanien, das die beste Arzneischule besitzt. Ungefähr nach denselben Grundsätzen wird in den verschiedenen Staaten die Rechtspraxis behandelt.

Bekanntlich gibt es nirgends in Nordamerika eine herrschende Kirche, noch Gesetze zu Unterhaltung irgend eines Gottesdienstes. Nur im Staate Massachusetts besteht das Gesetz, daß jeder Bürger irgend einer religiösen Gemeinde beitreten, und damit zur Besoldung des Geistlichen u. s. w. beitragen muß. — Im Allgemeinen sind die Verwaltungskosten der einzelnen Staaten sehr gering und die Abgaben höchst mäßig. Aber mehrere Staaten haben für Straßen-, Kanalbau und dergl. ungeheure Summen ausgegeben, und deßhalb Geld aufgenommen; die Anleihen sind zum Theil in Europa negozirt worden. Die Zinsen der aufgenommenen Kapitalien sind indessen nichts weniger als ein Verlust für den debitirenden Staat; diese Zinsen kommen, oft mit Wucher, an den Zöllen herein, womit man Straßen und Kanäle belegt. Es sind wahre Handelsspekulationen und keine Quellen neuer Auflagen, wie meistens die Anleihen europäischer Regierungen. So hat der im Jahr 1817 begonnene, 1825 vollendete Eriekanal, der den Staat Newyork auf neun Millionen Piaster zu stehen kam, allein im Jahr 1831 an Zoll 1,100,000 Piaster abgeworfen. Pensylvanien hat für Kanalbauten 15 Millionen Piaster, mehr als 10 Mill. Gulden, aufgenommen und ausgegeben. Es ist zu bemerken, daß Werke der Art in einem jungen Lande den Privatunternehmungen durchaus keinen Eintrag thun, im Gegentheil dieselben nicht selten mächtig emporbringen. Neben dem, daß die Staaten im Großen für Kommunikationsmittel sorgen, bilden sich täglich Privatvereine zu Herstellung kleinerer Straßen, namentlich aber zu Anlegung von Eisenbahnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. August 1834.

Den Segen, den du uns versagt, o Himmel!
Den häufe zwiefach auf der Kinder Haupt!

Th. Moore.

Der ungerathene Prinz.

(Beschluß.)

Der Brief blieb nicht ohne Wirkung. Harten reiste zu mir, um mich erst persönlich kennen zu lernen, wir gefielen uns gegenseitig und er beschloß, sein Gütchen zu verkaufen und mit Weib und Kind nach Wornin zu ziehen. Ich richtete selbst ihre Wohnung ein und brachte die Familie bequem und angenehm in den Zimmern unter, von welchen man die schöne Aussicht nach der Wildschlucht hatte. Der Tag ihrer Ankunft rückte heran; wie pochte mein Herz! Erst wollte ich ihnen entgegenfahren, dann wollte ich sie allein in meinem Kabinete empfangen. Aber als ich den Wagen in den Hof rollen hörte, war es mir unmöglich; ich ergriff meine Krücke und hinkte ihnen bis in's Vorgemach entgegen. — Da standen wir, nach fast zwanzig Jahren, einander gegenüber, ich, auf eine Krücke gestützt, nicht einmal im Stande, ihr die Hand zu reichen; sie, eine Frau ohne Anspruch auf Schönheit, viel zu stark von Körper, und der Rosenhauch der blendenden Haut durch den zu rothen Teint älterer Frauen verdrängt. — Aber als ich sie näher ansah, als sie mir gerührt in's Auge blickte, war es doch das Antlitz, das meiner Jugend Mondenlicht gewesen. Der edle Harten störte unsere erste Zusammenkunft nicht durch seine Gegenwart, erst nach fünf Minuten trat er mit einer bildschönen, etwa vierzehnjährigen Tochter am Arm und einem schwarzäugigen, ihm ganz ähnlichen Knaben an der Hand herein. Constance Harten war viel schöner als ihre Mutter je gewesen war, aber für mich hat es doch nie ein Gesicht auf dieser Erde gegeben, das mir so wohlthuend entgegenleuchtete, wie Adelheidens.

Ein ganz neues Leben begann nun; ich war der Glücklichste unter den Glücklichen. Harten leitete meine Geschäfte mit kräftiger Hand, seine Frau liebte ihn und mich fast mit gleicher Liebe; ich hatte eine Heimath, eine Häuslichkeit, ich erzog die Kinder, ich las mit ihnen. O Gott im Himmel! wie danke ich dir für jenen Frankfurter Ball, der mein ganzes Leben in ein Freudenfest verwandelt hat! Auch zum Onkel Alfred hatte ich mich gleich, Verzeihung erbittend, zurückgewendet, und die Arme des liebenden Verwandten hatten sich mir wieder geöffnet.

Aber so ganz ohne Stürme sollte es doch in keiner Epoche meines Lebens abgehen. Mein Neffe Friedrich ward nachdenklich, tausend Gedanken schienen seine Stirn zu durchkreuzen; kurz, eine Liebe zu Constance Harten erwachte in seinem jungen Herzen. — Du brauchtest nichts zu fürchten, lieber Sohn, von mir hatte diese Neigung nichts zu besorgen; mir hatte die kalte Hand der Welt zu eisig in das Herz gegriffen, als daß ich auch nur des Gedankens fähig gewesen wäre, Andern ein ähnliches

Loos zu bereiten. Aber alle Leute schienen überzeugt zu seyn, daß hier an keine Verbindung zu denken sey, und eine Wolke des Kummers lag auch auf des Erzbischofs geweihter Stirn, wenn er das Mädchen und den Jüngling betrachtete.

Wir alle waren noch in der Stadt versammelt, wohin mich Hartens auf einen Monat begleitet hatten. Es war der Todestag des Onkels Leopold; ein warmer Maihauch badete die Natur in Wonne, da schrieb mir Onkel Alfred des Morgens, ob ich ihm einige ungestörte Stunden des Gesprächs in meinem Kabinete zusichern könne, er habe Wichtiges mit mir zu besprechen. Ich bat Adelheid, alle Störungen abzuhalten und erwartete ihn mit Ungeduld. Nachdem wir uns herzlich bewillkommt und neben einander gesezt hatten, hob er an: „Mein Sohn! ich komme in einer doppelten Absicht her: die eine ist, Dir meine traurige Geschichte zu erzählen; sie in eines Menschen Brust niederzulegen, ist mir Bedürfniß, und Neigung und Umstände veranlassen mich, Dich zu meinem Vertrauten zu machen; die zweite Absicht werde ich berühren, wenn ich die erste erfüllt habe.“ Ich horchte gespannt. „Du bist kein Zeitgenosse meiner Jugendthorheiten gewesen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „darum hast Du mich immer als ein Muster der Vollkommenheit angesehen. — O mein Sohn, wie überschäzest Du mich! Zwar waren meine Fehler nicht die gewöhnlichen meines Alters, Leichtsinn nämlich und Begierde nach Vergnügungen; aber sie waren kaum besserer Art. Unheiliger Dünkel erfüllte meine Brust; ich glaubte mich über andere Menschen erhaben, ich nährte den Wahn, mich von allen menschlichen Schwächen frei halten zu können, und war auch der Liebe immer abhold. — Meine früheren Feldzüge ließen mir freilich kaum Muße, mich um Frauenzimmer zu bekümmern; mein beschränkteres Loos als jüngster Bruder machte es mir sogar unmöglich, eine Frau standesmäßig zu ernähren. Da rief mich Leopold hieher, um seiner Hochzeitfeier beizuwohnen. Von wichtigen Geschäften aufgehalten, kam ich erst am Morgen der Trauung an, eilte in mein Zimmer, mich umzukleiden, und kaum war ich bereit, als auch der Zug sich schon in Bewegung sezte. Erst als wir in der Kapelle versammelt waren, musterte ich die Anwesenden. — O Constantin! welch ein Gefühl ergriff mich, als ich Maria, Deine selige Tante, vor mir stehen sah! — Sprich selbst, war sie nicht ein Himmelsbild, ein Engel der Verkündigung? — O! daß ich sie sehen mußte, im Augenblicke, wo ich sie auf immer verlor, an den geliebten, arglosen Bruder verlor! Sie sah mich an, ihre Seele lag in dem einen Blicke — alle Schauer der Wonne und des Schmerzes durchzuckten mich. — Constantin! verstehst Du, was ich darin las?“ — „O ja, Onkel!“ rief ich gerührt; „nur zu gut verstehe ich es!“ Er seufzte und fuhr fort: „Wir sahen uns nun oft als nahe Verwandte; aber nie verrieth ein Wort den Bruder, den ich zärtlich liebte; nur ich verstand Mariens tiefen Ernst, nur ich kannte den Wurm, der an ihrer Seele nagte; denn nie hat eine heißere Leidenschaft zwei Wesen durchglüht, als sie und ich für einander empfanden. Wie zwei Flammen, die in eine zusammenschlagen wollen, so war es, wenn wir einander zur Seite standen. Die Tugend aber schüzte uns vor Vergehen in Worten und Handlungen; nur unsere Gefühle sündigten. Da starb mein Bruder den schnellen, schrecklichen Tod, unvorbereitet, in der Mitte seines Erdenglücks. — Maria blickte mich zagend an, als ich sie zuerst allein und frei wieder sah; ich erlaubte mir kein Zeichen einer unanständigen Freude, aber mich durchzuckte doch, neben der Trauer, ein beseligendes Gefühl. Da sagte mir ein Freund: „Nun, Alfred, für Dich ist in dem Tode Deines Bruders Schmerz und Freude seltsam verbunden; denn die Geliebte Deines Herzens ist nun frei!“ Ich starrte ihn an, aber ich konnte nicht sagen: Du lügst; denn er deckte mein Inneres gewaltsam auf. — So war denn mein tiefstes, heiligstes Geheimniß in dem Munde der Leute! so war denn das Ziel, das mir in dämmernder Ferne als noch kaum erreichbar schien, vor den Augen der Menschen als eine Begebenheit bezeichnet worden, die ich selbst mit dem Leben eines Bruders zu erkaufen willig war! — Deine Mutter sagte mir kurze Zeit darauf: „Lieber Alfred, presſire die Sachen mit Marien nicht, ich rathe es Dir, als Deine ältere Schwester; sieh! wir sind ganz überzeugt von Deiner und Mariens Schuldlosigkeit; aber die Welt könnte doch leicht manchen unangenehmen Verdacht schöpfen.“ O Gott! mein Paradies war verschwunden, verschlungen in den Abgrund der Gemeinheit, den man die öffentliche Meinung nennt! Ich trennte mich von Euch Allen und eilte nach Rom; ich band mich mit wahnsinniger Eile und dachte nicht an Mariens Schmerz; ich opferte dies theure Weib einem ehrsüchtigen Dünkel, den ich Tugend nannte. — Sie erkrankte, und die Botschaft, daß ich zu ihr eilen sollte, traf mich im Taumel der Siegerfreude. — Als sie den lezten Trost aus meiner Hand empfangen hatte, sagte sie: „Noch eine Frage, mein Bruder. Du weißt, daß ich Dich, als ich es nicht sollte, heiß geliebt habe; jezt, am Rande des Grabes, gestehe mir, warum Du mich so schnöde verlassen und mich dadurch der peinigendsten Selbstverachtung zum Raube gegeben hast? denn ich konnte mir nicht anders denken, als daß Du mich für eine Schwäche strafen wolltest, die ich, ach! nicht sorgfältig genug zu verbergen wußte!“ Ich erzählte ihr Alles, was in meinem getäuschten Herzen vorgegangen war, und jezt erst erkannte ich mein großes Unrecht. Was hinderte mich denn, das Glück, das Gott mich zwar mit Thränen erkaufen lassen wollte, das er mir aber doch bescheiden

hatte, was hinderte mich denn, es dankbar aus ſeinen Händen hinzunehmen, als der unwürdige Stolz, einer nicht weniger unwürdigen Welt beweiſen zu wollen, wie erhaben ich über jeder Schwäche daſtehe? Aber ich empfing auch in dieſer Stunde Mariens heilige Vergebung, die mich zu einem neuen Leben weihte! — Und nun, Conſtantin, Mariens Sohn lebt noch; ſeine Mutter war das Opfer der Hinderniſſe, die eine kalte Berechnung zwiſchen ſie und ihres Herzens Neigung legte; laß ihn glücklicher ſeyn als ſeine Mutter, lege ſeiner Verbindung mit Conſtance Harten nichts in den Weg!“ — „O mein Onkel!“ rief ich tief erſchüttert aus, „was bin denn ich! was hat denn die Weltklugheit aus mir gemacht! Einen Krüppel, einen Menſchen, der ſeine eigene Verachtung auf ſich geladen, der ſeine Mutter zu Tode gegrämt hat! Onkel! ich liebte Adelheid, Conſtancens Mutter, und daß ich ihr entſagen mußte, nur das hat meinen ſchwachen Sinn zu dem elenden Leben getrieben, das Dich und alle Beſſern von mir entfernte.“ — „Klage Dich nicht an!“ rief Alfred und legte die Hände ſegnend auf meine Stirn. „Deine Sünde haſt Du von Dir abgeſtreift, und Dein und mein Unglück wird Segen verbreiten über die unſchuldigen Häupter Friedrichs und Conſtancens; mögen ſie in Frieden das Glück dieſer Erde genießen und in Demuth und Ergebung der höheren Vollendung entgegenreifen!“

Am Sand in Passeyer.

(Fortſetzung.)

Das nunmehr berühmte Wirthshaus „am Sand“ war kurze Zeit nach dem ſogenannten „Befreiungskriege“ das Ziel vieler engliſchen Wallfahrer, die mit ihrer großartigen Neugier und voll Freude über den Sturz Napoleons über den Jaufen heranzogen. Sie hatten Wellington, mit der koloſſalen Lilie im Knopfloche, in Paris einreiten ſehen, und waren bei der ſonderbaren Prozeſſion, als Blücher in London einzog, zugegen geweſen, ſie hatten „Vive Henri IV.“ und „Heil dir im Siegerkranz“ mitgeſungen, und Theil genommen an Allem, was der damalige Freudentaumel entſtehen ließ; es war nun auch billig, die kleine, unbedeutende Frau zu ſehen, deren Mann der Buchhändler Palm geweſen war, und die nun von einer engliſchen Penſion in Nürnberg lebte, mehr aber noch die Wittwe Hofers zu beſuchen, hier auf das Andenken des wackern Mannes acht Tage lang zu trinken und ein Stück ſeiner Kniebänder für die Sammlung hiſtoriſcher Gegenſtände daheim mitzunehmen. In der That iſt die gemslederne Hoſe Hofers, die auch mir gezeigt würde, der Kniebänder beraubt, welche die Engländer nach und nach abgeſchnitten haben; nur mit Mühe konnte man ſie davon abhalten, Stücke aus der Hoſe ſelbſt herauszuſchneiden. Mit glühender Luſt wezten ſie ihre Meſſer ſchon, um über die breiten Schenkel herzufallen. Jezt hat dieſe Sucht nachgelaſſen. Hofers Andenken ſcheint in England vergeſſen zu ſeyn; möglich, daß der Fremde vor ſeinem Standbilde in Innsbruck ſich ſeiner wieder erinnert und den beſchwerlichen Jaufenpaß nicht ſcheut, um das beſcheidene Haus „am Sande“ aufzuſuchen.

Wenn man von St. Martin kommt und der hochgelegenen Jaufenburg, einer maleriſchen Ruine, zuwandert, erblickt man rechts ein Haus von zwei Stockwerken, deren jedes mit einer Galerie geziert iſt, ganz unbegreiflich ſo dicht an den wilden Bach hingebaut, als wollte man ihn zum Kampfe herausfordern, während alle andern Anbauer auf den Höhen ihre Wohnungen anlegten, und dem lärmenden Geſellen ſein Kiesbett und breites Erdreich zu beiden Seiten zum freien Spiel überließen. Das Haus iſt von einem lockern Steindamm umzogen, und man hat einige unbehülfliche hydrauliſche Verſuche gemacht, die Wuth des Waſſers zu brechen. Ein Schild am langen Eiſenarme enthält eine ſchön vergoldete Kaiſerkrone und darunter die Worte: Andre v. Hoffer und Anna v. Hoffer, geb. Ladurner. Hier waren wir zur Stelle und traten ein. Eine Magd führte uns auf die Galerie des obern Stockwerkes, wo wir Geſellſchaft fanden. Es waren die Beamten aus St. Leonhard, die einen Spaziergang hieher gemacht hatten. Ueber der Thüre zu Hofers Wohnzimmer hing die Scheibe, wonach bei Gelegenheit der Beiſetzung ſeiner Gebeine in der Hofkirche zu Innsbruck geſchoſſen wurde; den Mittelpunkt machte das ſeiner Familie verliehene Wappen. Es iſt in vier Felder getheilt; zwei davon ſind Gold, zwei roth. Die goldenen enthalten den Tyroler Adler und einen feſten Thurm; die rothen einen Lorbeerkranz und einen Gebirgsſchützen mit angelegter Büchſe. Wir ſchritten über die Schwelle in Hofers Zimmer; ich glaube, es ſieht hier nicht mehr ſo aus, wie vor fünf-und-zwanzig Jahren, und die geadelte Familie war bemüht, ihrem berühmt gewordenen Vater einige früher in dieſen Wänden nicht gekannte Eleganz anzudichten. Da hängen Hofers Bildniſſe, einmal in farbigem Wachs, ein ander Mal in gut getroffenem Kupferſtich, darunter eine kunſtfertige Stickerei in Seide und Gold, von Hofers Tochter im Inſtitute der engliſchen Fräulein verfertigt; auf der zierlichen Kommode zwiſchen Porzellan und Glas viele kleine Büſten des Kaiſers u. ſ. w. Guter Sandwirth! was wußteſt du von dem Allen? deines Kaiſers Bild trugſt du im Herzen, hatteſt es aber gewiß nicht ſo oft in deinem Zimmer; und die vornehme Stickerei! — dachteſt du jemals daran, dein

Kind bei den englischen Fräulein erziehen zu lassen? Armer Sandwirth! dein kleines Stübchen hätte ich sehen mögen, mit dem Wandkalender, wo du deine Anmerkungen hineinschriebst, mit dem Schreibpulte, woran du deinen kleinen Handel aufnotirtest und manchmal sorgenvoll dir die Stirn riebst, nicht aus noch ein mehr wußtest, bis dich dein Geschick nach dem Außerordentlichen greifen ließ. Ich sah mich rings um, keine Spur von ehemals; dafür hing über der Thüre ein großer Bogen Papier, und darauf standen die Worte mit Initialen:

„Hier wohnte der Alpenheld,
„Dessen Asche Innsbruck bewahrt."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die spanische Weltgeistlichkeit.

Vor Kurzem sind hier bei Galignani spanische Skizzen von einem Engländer, Namens Cook, erschienen, der sich drei Jahre auf der Halbinsel aufgehalten und die verborgensten Schlupfwinkel des Landes durchforscht hat. Das Buch enthält viel Neues, wird aber besonders dadurch merkwürdig, daß es die spanischen Verhältnisse auf eine Weise schildert, welche von den Darstellungen anderer Reisebeschreiber meistens gewaltig absticht. Zum Beleg mögen die folgenden Abschnitte über die Weltgeistlichkeit und den Zustand der Sittlichkeit in Spanien dienen. Wenn es wahr ist, daß die Reisenden die edle Nation nicht selten verläumdet haben, so möchte der Engländer, vielleicht eben deßhalb, Alles in einem zu günstigen Licht gesehen haben. Auf jeden Fall ist es, zumal im gegenwärtigen Augenblick, interessant, auch einmal eine Ansicht zu hören, welche von der herkömmlichen abweicht.

Die Weltgeistlichkeit, sagt der Engländer, übt bei weitem den größten Einfluß auf das spanische Volk; der Pfarrer ist in Allem das Orakel des Bauern, und lebt mit ihm auf einem Fuß, der beiden Theilen Ehre macht. Diese Geistlichen sind größtentheils höchst achtungswerthe Männer und stehen, was allgemeine Bildung betrifft, weit über den Menschen, unter denen sie leben, und die sie nicht sowohl beherrschen, als leiten. Sie erwerben sich ihre Liebe durch Dienstleistungen aller Art, welche auf der Bildungsstufe des spanischen Landmanns wahre Bedürfnisse sind. Der Bauer trägt ihr Joch, weil es ein so sanftes ist, keineswegs aus fanatischer, bigotter Anhänglichkeit, wie man gewöhnlich glaubt. Ihr Benehmen ist durchaus ungezwungen, voll Anstand und Würde. Sie sind die Rathgeber ihrer Pfarrkinder und treten bei ihren Zwistigkeiten als Vermittler auf, sie bringen höhern Trost in Krankheit und auf dem Sterbebette, und im beiderseitigen Verkehr ist weder kriechende Demuth von der einen, noch hochfahrender Stolz von der andern Seite zu bemerken. Häufig ist ihr Gehalt sehr gering, besonders wegen der Maßregeln der Regierung in den letzten Jahren, und sie sind somit, wenn sie nicht ausreichen, auf den guten Willen ihrer Pfarrkinder verwiesen; sie haben in der That keine Sinecuren, sondern häufig ein wahrhaft mühsames Amt. Dem Sittenverderbniß wirken sie mit aller Kraft entgegen, und an vielen Orten hat das gemeine Volk Niemanden außer ihnen, der sich seiner annähme. Wenn es mit dem Lebenswandel der gemeinen Weiber so gut, oder eher besser als im übrigen Europa aussieht, so ist dies die Frucht ihrer Ermahnungen und ihrer Klagen.

Die Herrschaft der Kirche wird allerdings niemals aus dem Auge gelassen, aber nach Umständen weiß man sie auch zu modifiziren und in den Hintergrund treten zu lassen, und erlangt dadurch, was man wohl vergeblich zu erzwingen gesucht hätte — Gehorsam. So erlauben die Pfarrer an vielen Orten, Sonntags zu arbeiten in der Jahreszeit, wo Ein Tag oft dem Landmann ausnehmend viel gilt. Man läßt also den Sonntag fahren, da aber an diesem Tag Messe gehört werden muß, so liest sie der Priester Morgens um vier Uhr, und nun geht der Bauer mit seiner Messe im Leib, la misa en el cuerpo, wie er sagt, munter an die Arbeit. Wollte die Geistlichkeit streng auf der Heiligung des Sonntags beharren, so würde man ihr schwerlich Folge leisten, und ihre Autorität müßte darunter leiden.

Der Gottesdienst entspricht vollkommen dem ernsten, feierlichen Charakter des Volks, und ist gewiß würdiger und anständiger, als irgendwo in Europa. All die abgeschmackten Beiwerke, welche man sonst überall im Süden trifft, sind aus dem Ritus verbannt, und widerliche Auftritte, dergleichen man in Italien sehen muß, hat man nie zu befahren. Eines Tags, da ich durch Neapel ging, sah ich kleine Kanonen aufgefahren und andere Vorkehrungen zu einer Festlichkeit getroffen; nicht lange, so erschien eine Prozession: ein prächtig aufgeputzter Heiliger, den Männer trugen, ward der Bude eines Gewürzkrämers gegenüber niedergesetzt. Der Krämer kam heraus, bestieg die Estrade, auf welcher der Heilige stand, und reichte ihm Proben der Artikel, die er im Laden führte, einen nach dem andern, und machte jedesmal einen tiefen Bückling dazu. Er legte die Gegenstände dem Heiligen eine kleine Weile in die Hand, nahm sie dann wieder und gab sie einem Diener, der sie sofort in den Laden zurücktrug. Alles dies geschah mit der jenem Volk eigenthümlichen Art, die sich gar nicht beschreiben läßt, und wenn der Krämer auf die umgebende Volksmenge herabsah, ließ sich durchaus nicht sagen, ob es ihm Ernst war, oder ob er die Sache als eine Posse behandelte. Etwas dergleichen würde in Spanien nicht geduldet. Allerdings hat diese Regel auch Ausnahmen, wie die Prozessionen zu Sevilla in der heiligen Woche, und Anderes dergleichen; man muß sie aber, wie das Volk auch wirklich thut, nicht als religiöse Ceremonien, sondern als Masseraden betrachten; mit dem wirklichen Gottesdienste haben sie auf keine Weise etwas zu schaffen; man behält sie als alte Gebräuche bei, und die Polizei ordnet sie selbst an, um dem Handel unter die Arme zu greifen und Geld unter die Leute zu bringen. Die Einrichtung des Gottesdienstes ist ganz darauf berechnet, den Kirchenbesuch zu erleichtern, und man hätte vielleicht in der Reformation wohl gethan, ein ähnliches System beizubehalten; das Volk wäre dann nicht in die Winkelkirchen gezogen worden, zu denen es jetzt natürlich seine Zuflucht nimmt, da der Gottesdienst in den eigentlichen Kirchen viel zu lange dauert und der Raum darin viel zu beschränkt und aristokratisch abgetheilt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. August 1834.

Il sera de nos jours la fameuse merveille,
Et des bouts de la terre en ces superbes lieux
Attirera les pas des savans curieux.

Molière.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben unsern vorigen Bericht (Nr. 148 ff. dieser Blätter) mit einer Notiz über die Hauptsternwarte für Rußland eröffnet, und wir kommen auf diesen wichtigen Gegenstand nach unterdeß darüber eingegangenen speciellen Nachrichten auch sogleich wieder zurück. Seine erste Sternwarte erhielt Rußland, so wie überhaupt seine erste wissenschaftliche Bildung, durch Peter den Großen, welcher diese Sternwarte auf Wassili-Ostrow erbauen ließ. Catharina II. beschenkte dieselbe nachher mit den erforderlichen bessern Instrumenten. Die eigentliche Gründung russischer Astronomie aber hebt erst mit Alexander an, unter dessen Regierung der große russische Astronom Schubert lebte, der eben so ausgezeichnet in der gelehrten, als in der populären Behandlung dieser Wissenschaft ist, und den Geschmack dafür in Rußland verbreitete.*) Alexander war es, welcher, vielleicht angeregt durch diesen Impuls, die neuen Sternwarten zu Abo und Dorpat gründete, von denen namentlich die leztere unter Leitung ihres Directors Struve jezt eines so ausgezeichneten Rufes genießt. Für Dorpat ward Frauenhofers großer Refractor erworben, dieses bis jezt in seiner Art einzige Instrument von 13 Fuß Brennweite, 9 Zoll Oeffnung des Objektivs, dessen Vergrößerungen auf das 600fache gehen, und welches gleichwohl durch das neue Fernrohr noch übertroffen werden soll, dessen Anfertigung man für die Hauptsternwarte beabsichtigt. — Im Begriffe, noch eine dritte Sternwarte zu Nicolajef am schwarzen Meere anzulegen, ward Alexander vom Tode übereilt; aber die Wissenschaft büßte unter seinem Nachfolger nichts ein. Er befahl bei Veranlassung der Verlegung der Universität von Abo nach Helsingfors die Einrichtung eines neuen Observatoriums am leztern Orte, welches mit kaiserlicher Munificenz ausgestattet wurde und unter Argelanders Direktion schnell Wichtiges für die Wissenschaft zu leisten verspricht. Gleichermaßen erhoben sich Sternwarten zu Kasan, Moskau und, wie wir erfahren, wird auch

*) Schubert war eigentlich ein Deutscher, geboren zu Helmstädt 1758, kam aber früh nach Rußland und ward Geograph der Petersburger Akademie. Seine „populäre Astronomie", Petersburg 1805. 5 Bde. 8. und vielleicht noch mehr seine „vermischten Schriften", Tübingen 1825. 4 Bde. 8., meistens astronomischen Inhalts, gehören gewiß zum Anmuthigsten, was je im Gebiete populärer Darstellung der abstractesten Materien geleistet worden ist. Die Verdienste des wackern, im Jahre 1825 verstorbenen Mannes als gelehrten Astronomen übergehe ich. N.

Kiew bald damit versehen werden. Wie viel aber solchergestalt für beobachtende Astronomie bisher im großen russischen Reiche bereits geschehen ist, so soll dies Alles doch übertroffen werden eben durch die jezt beabsichtigte Petersburger Hauptsternwarte, wo man Einrichtungen zu treffen gedenkt, um den höchsten Anforderungen der so sehr ausgebildeten Wissenschaft zu entsprechen. Schon früher scheint man bei der Petersburger Akademie der Wissenschaften, diesem, von Peter dem Großen am 1sten Februar 1725 begründeten, jezt in so großer Blüthe stehenden Institute die Nothwendigkeit einer solchen Schöpfung gefühlt zu haben, indem bereits seit längerer Zeit ein vom Akademiker Parrot (auch einem Deutschen, geboren zu Mömpelgard, nachherigem russischen Staatsrathe) ausgearbeitetes, ausführliches Projekt dazu bereit lag, worin der Kostenbetrag für den Bau und die Anschaffung der Instrumente auf beiläufig eine halbe Million Rubel angeschlagen war. Es wurden vorerst 100,000 Rubel zu vorläufiger Bestellung der Instrumente angewiesen, und der Kaiser befahl, daß der Bau schon im Frühjahr des laufenden Jahrs beginnen solle, wobei die Auswahl einer geeigneten Stelle der Akademie überlassen wurde. Aus der Mitte derselben bildete sich nun eine Kommission, welche sich, nach reiflicher Ueberlegung, für den unfern Petersburg gelegenen Pulkowaschen Berg entschied. Im April ward Struve, als Mitglied dieser Kommission, mit Abstattung eines mündlichen Kommissionalberichts an den Kaiser beauftragt, und dieser genehmigte nicht nur die gemachten Vorschläge ohne Ausnahme, sondern beauftragte auch den Akademiker mit einer Reise nach Deutschland, Frankreich und England, Behufs der Anschaffung der ausgezeichnetsten Instrumente. Wir erfahren, daß dazu eine Summe von 200,000 Rubel assignirt worden ist, wogegen sich die Kosten des Baues selbst erst aus dem, noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommenen Bauanschlage werden übersehen lassen. In keinem Falle aber wird die von uns in unserer vorigen Mittheilung angegebene Summe von einer Million Rubel, als Gesammtbelauf aller Kosten, zu hoch seyn, wobei Grund und Boden, welchen der Kaiser ebenfalls geschenkt hat, nicht einmal mitgerechnet ist. Hinsichtlich der Instrumente ist aber auch Außerordentliches zu erwarten, da, wenigstens was den Refractor betrifft, das berühmte optische Institut zu München eine Leistung zugesichert hat, die alles bis jezt aus demselben Hervorgegangene übertreffen soll. Der Bau wird auch seine besonderen Schwierigkeiten haben, da die vorgeschriebene Beweglichkeit der Kuppeldächer, um der Bewegung der Himmelskörper folgen zu können, eine ganz außerordentliche Festigkeit der Grundmauern erfordert, deren gänzliche Unverrückbarkeit doch eine Grundbedingung der Genauigkeit aller feineren astronomischen Beobachtung ist. Ein Reisender erzählt uns, daß das ganze astronomische Riesenetablissement in der Richtung von West nach Ost, dem Plane zufolge, eine Ausdehnung von fast 1000 Fuß haben werde. Das eigentliche Observatorium soll in der Mitte liegen und ein Kreuz bilden, welches in meridionaler Richtung 170 Fuß, und in der darauf perpendicularen 200 Fuß hält, und worin sich Alles vereinigt finden soll, was die raffinirteste Beobachtung irgend verlangen kann. So wird z. B. ein eigenes Zimmer zur Uhrprüfung und Reparatur angelegt werden, mit einer Einrichtung zur Erzeugung sehr großer Temperaturdifferenzen, so daß der Einfluß derselben auf die Instrumente beobachtet werden kann, was allerdings ein vortrefflicher Gedanke genannt werden darf.

(Die Fortsezung folgt.)

Am Sand in Passeyer.

(Beschluß.)

Die gefällige Tochter, die Frau des jetzigen Sandwirths, zeigte uns die schwere Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers, und die Kleidung, welche Hofer an dem Tage in Innsbruck trug, als sie ihm umgehängt wurde. Den breiten Gürtel zieren die Buchstaben:

E. V. A. H. O. K. V. T.

Andreas Hofer, Oberkommendant von Tyrol, ist leicht verständlich; das E. V. im Anfange wußte man mir jedoch nicht zu entziffern. Den Hut hatten ihm die Ursulinerinnen gar schön verziert und aufgeputzt; auch er hat die obige Inschrift, in Gold auf breitem Bande gestickt. Bei der lezten Anwesenheit des Kaisers in Meran zogen auch die Schützen aus Passeyer, schöne, riesengroße Männer, sehr langsam und feierlich heran. Der Sandwirth Andre Erd, Hofers Schwiegersohn, führte sie an, gekleidet in dieselbe Tracht, die Hofer an seinem höchsten Ehrentage in Innsbruck getragen.

Wir hatten gehört, daß die nunmehrige Frau von Hofer nur schwer zu bewegen sey, neugierigen Fremden Rede zu stehen, und daß sie gewöhnlich sich in ein Zimmer verschließe, wo sie Niemand zu Gesichte bekomme. Man hatte uns dies als einen dummen Stolz geschildert, und die arme Frau, die so viel Unglück in ihrem Leben gehabt, mit sehr gehässigen Farben gemalt. Und sollte ein günstiger Stern leuchten. Wie man uns im Hause sagte, erwartete sie in kurzer Zeit ihre Tochter, das Fräulein v. Hofer, aus Wien, und dies hatte sie in die humanste Stimmung versezt. Ich selbst sah zufällig den Brief, der die nahe Ankunft meldete, mit der Aufschrift:

à Madame Nanette de Hofer,
née Ladurner,
à Passeyer.

Wenn Hofer das erlebt hätte? Ob er sich wohl gefreut haben würde? . . .

Wir sahen vor unserm Söller in ein kleines Gärtchen, wie man sie im Hochgebirge sieht. Da war noch nichts verschönert worden. Knoblauch, Zwiebeln und Salat auf einigen Beeten, nichts weiter! Eine alte Bäurin bückte sich und pflückte Salat zum Nachtessen. Sie war groß, hatte ehrwürdige weiße Haare, und wenn sie manchmal den Kopf wandte, so zeigte sich ein bleiches Gesicht von edlem Ausdrucke, worin sich Kümmerniß und ein alter Schmerz eingegraben hatten. Dies war Frau von Hofer selbst. Wir sahen ihr Alle mit stummer Theilnahme zu; Niemand mochte sie mit einer vorwitzigen Anrede bei ihrer Arbeit stören. Jezt trat sie aus dem Garten, gab ihren Korb einer Magd und ging langsam in's Haus. Kurze Zeit darauf erschien sie auf dem Söller unter uns, die Hausleute und einige fremde Bauern, die eingekehrt waren, gesellten sich zu ihr, und nun kniete sie nieder, faltete die Hände und betete leise, und alle Andern mit ihr. Die Knienden nahmen die ganze Länge der Gallerie ein; neben der Alten knieten ein paar schöne Enkelinnen. Vor ihnen ragten die himmelhohen Berge, hinter denen die Sonnenscheibe zu verschwinden begann, unten rauschte die Passer, von St. Leonhard tönten die Glocken herunter. Es war ein stilles Gebet, nicht das leiseste Murmeln vernahm man; es währte lange, die Sonne war fort und die lezte Röthe schwamm auf der Spitze der seitwärtsliegenden Berge. Wir waren Alle von diesem Gebete ergriffen. Ich ging nach seiner Beendigung hinab; der Sandwirth, ein hübscher, sauber gekleideter Mann, kam mir mit höflicher Freundlichkeit entgegen. „Meine Schwiegermutter," erwiderte er auf meine deßhalb an ihn gerichtete Frage, „spricht nur wenig, aber sprechen können Sie deßhalb doch mit ihr." Sie saß in einer Ecke des Söllers und schmauchte ihr Pfeifchen. Ja, ja! Frau von Hofer liebt sehr das Tabakrauchen, wie mir der Schwiegersohn selbst sagte. Wie ich auf sie zuging, stand sie auf und legte die Pfeife weg. Nur schwer war sie zu bewegen, sich zu setzen, die Pfeife wieder zu nehmen, durchaus nicht. Der Zwang, den sich die gute Frau meinetwegen auflegte, nöthigte mich, die Unterhaltung abzubrechen. Diese Scheu, sich der Neugier der Fremden bloßzustellen, verbunden mit dem Ausdrucke der Würde, die selbst an äußerlichen Stolz streifte, gefiel mir sehr wohl. Eine gemeine Wirthin würde mit eitler Gesprächigkeit von den überstandenen Leiden und Gefahren die Fremden zu unterhalten und anzuziehen suchen und die alte Geschichte wie eine wohlgelernte Lection ableiern; die Wittwe des Sandwirths benimmt sich mit dem Anstande, welcher der Frau dessen ziemt, der in Innsbruck neben Kaiser Max erhöht wurde, sie, die einzige übriggebliebene Trägerin eines tragischen Geschicks, unschuldig dazu bestimmt, die größere, schwerere Hälfte desselben zu erdulden.

In ihren eigenen Angelegenheiten zeigt Anna von Hofer viel Klugheit und Umsicht. Sie hat das Wirthshaus „am Sande" von den Gläubigern ihres Mannes befreit, wie sie selbst sich im Protokolle ausdrückte: um sein Andenken zu ehren. Auch hiezu hat sie die Munifizenz des Kaisers in den Stand gesezt. Da sie ihre Pension bei weitem nicht verzehrt, so läßt sich berechnen, daß sie von dieser, so wie von den andern reichlichen Geschenken bereits ein bedeutendes Kapital sich erspart haben muß. Dies hält sie jedoch sehr geheim, und man weiß nicht, wo sie ihre Gelder anlegt; man glaubt jedoch, daß sie den Viehhändlern Vorschüsse macht.

Wir gaben unsern Wunsch zu erkennen, zu übernachten; man schien überrascht, und entschuldigte sich lang und breit, und bat, daß wir fürlieb nehmen möchten, indem man auf den Empfang von Gästen nur wenig eingerichtet sey. Trotz dieser Einleitung von schlechter Vordedeutung fanden wir Alles in diesem, in der That außerordentlichen Wirthshause vortrefflich. Ein reichliches Abendessen: Suppe, Mehlspeise, gebratene Hühner, Kompot, Sallat, Früchte und Kuchen, guter Wein, und am andern Morgen guter Kaffee; wir konnten mit Allem sehr zufrieden seyn. Ich schlief in Hofers Bett, und ruhte ohne Traum, von dem Marsche und den Erscheinungen des Tags ermüdet, bis zum Morgen, trotz eines furchtbaren Gewitters, das während der Nacht durch Passeyer gezogen war und die Mauern des Sandwirthshauses tüchtig erschüttert hatte. Um vier Uhr machten wir uns auf den Weg, der von der ausgetretenen Passer ziemlich unwegsam gemacht war; auch die Kellerlahn war ausgebrochen, und wir hatten einen beschwerlichen Marsch. Doch achtete ich dessen weniger, als meine Reisegefährten, denn der Abend in Hofers Haus hatte mich für Alles entschädigt. Als Jüngling schon fühlte ich mich von Hofers Schicksal stark ergriffen; ich entwarf zu verschiedenen Malen den Plan, ihn zum Gegenstand eines Drama's zu machen. Ich kannte damals nichts von dem Leben der Gebirgsbewohner, von ihren Sitten, von ihrem Wesen und Charakter. Meine Phantasie sollte mir helfen. Ich dachte mir Hofers Haus, seine Familie, seinen Anhang, die Bauern, seine Gegner, die Herren und Bürger — Alles ganz trefflich. Wie so anders fand ich es jezt! Wenn ich jezt noch jene Versuche hätte, wie ergözlich wären für mich die Schilderungen, die sie enthalten! Zum großen Glück sind sie längst vernichtet. Sollte mir die Beharrlichkeit bleiben, mit der ich anfing, dies schöne Land und sein Volk in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu erforschen, und mir lebendige Studien auf Tyroler Grund und Boden dabei hülfreich seyn, so verwirkliche ich jezt,

in reifern Jahren, den längst gehegten Wunsch, Alles, was ich über die lezte Insurrektion gesammelt, in einem großen Rahmen zu einem Bilde zu gestalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die spanischen Weiber. Häusliche Sitten.

In den Hauptkirchen, Kathedrals-, Kollegiat-, Pfarrkirchen wird Sonntags von sechs oder sieben Uhr Morgens an alle Stunden eine Messe gehalten. Diese Ceremonie, welche im Grunde nichts ist als eine Abkürzung des Rituals, wie wir es großentheils vom Katholizismus beibehalten haben, dauert nur eine halbe Stunde. Alles, vom Granden bis zum Niedrigsten im Volk, kniet zusammen nieder, denn am heiligen Orte sind Alle gleich, und von Auszeichnungen, von Bequemlichkeiten für die Höhern weiß man hier nichts. Die Predigt ist ganz vom Uebrigen gesondert und wird um Mittag oder erst Nachmittags gehalten; dasselbe gilt vom Hochamt, das Morgens früh statt hat. Die Liberalität, womit man einem in den majestätischen spanischen Kathedralen Alles zeigt, hat kaum ihres Gleichen. Interessirt man sich für einen Kunstgegenstand, so beeifert sich Alles, vom Priester bis zum untersten Kirchendiener, einem gefällig zu seyn, und den Leuten, deren Amt es ist, die Merkwürdigkeiten zu zeigen, mußte ich immer eine Belohnung aufdringen. Wie sehr sticht dies von dem ab, was der Fremde in London zu erfahren hat! . . .

Die Reisebeschreiber haben Spanien, in Betreff der Sittlichkeit, in die Wette verläumdet. Die meisten ziehen geradezu oder mittelbar gegen die Frauen, namentlich gegen die Andalusierinnen zu Felde, aber mit dem größten Unrecht. Eheliche Untreue kommt zwar vor, ist aber Ausnahme, keineswegs Regel. Wo ist das Land, das ganz rein wäre in dieser Beziehung? Ein charakteristischer Nationalzug ist und war von jeher Treue dem gegebenen Wort, und nur wenige Weiber vergessen ihrer Pflicht, wenn sie gut behandelt und nicht dem Laster in die Arme gestoßen werden, was allerdings vorkommt. Schwerlich trifft man in einem andern Lande mehr Muster häuslichen und ehelichen Glücks, selbst dann, wenn ungleiches Alter oder andere Ursachen Motive zum Gegentheil abgeben. In den besten Familien werden die Töchter zu Hausfrauen erzogen, und sie besitzen die dem weiblichen Geschlecht eigenthümlichen Talente in wirklich ausgezeichnetem Grad. In den Provinzen werden sie von Jugend auf dazu angehalten, ihre Mütter auf den Markt zu begleiten, und in den maurischen Städten nimmt es sich sehr gut aus, wenn sie in der Mantilla, vollkommene Miniaturbilder der ehrwürdigen Matrone neben ihnen, einherschreiten. Sie werden zu Hause und nicht in Klöstern erzogen, gegen welche man sehr eingenommen ist. Kaum geben sich ein paar mit weiblicher Erziehung ab, während es in andern katholischen Ländern allgemeine Sitte ist. Die jüngern Töchter werden von den ältern erzogen. Wenn sie die ganze Nacht hindurch getanzt haben, sieht man sie nichtsdestoweniger den ganzen folgenden Tag unermüdlich, munter und froh, in der Haushaltung oder am Stickrahmen arbeiten, was ihre gewöhnliche Beschäftigung ist. Sie sind vortreffliche Haushälterinnen, höchst gewandt und ordnungsliebend. Ueberhaupt unterscheiden sich die Spanierinnen in Charakter und Sitten gar sehr von den Italienerinnen, während man glauben sollte, sie müßten sehr viel mit einander gemein haben. In einem der besten Landstriche Italiens, in Toskana, hat sich ein sehr lobenswerther, sehr patriotischer Verein von Frauen gebildet, zum Zweck, jungen Mädchen in den Haushaltungsgeschäften Unterricht zu ertheilen; eine solche Anstalt wäre in Spanien ein reiner Ueberfluß. In jedem Haus, besonders aber im Süden, fänden sich Personen, welche in diesem Fache die Lehrmeisterinnen spielen könnten; von dieser Regel möchten nur die höhern Stände in der Hauptstadt auszunehmen seyn. Im südlichen Frankreich begegnete es mir einmal, daß ich im Gasthof einer großen Stadt einer Nähnadel benöthigt war; man mußte eine kaufen, weil kein Weibsbild im Hause eine im Vermögen hatte; in Spanien könnte so etwas nicht vorkommen. Im Süden namentlich kann man oft Damen vom höchsten Rang, höchst einfach gekleidet, im Kreise ihrer Dienerinnen sitzen und emsig die Nadel führen sehen, wie in den alten Zeiten. Ausgezeichnet sind die spanischen Frauen auch als Krankenwärterinnen, und an Zartheit und unermüdlichem Eifer möchten sie bei diesem Geschäft schwerlich ihres Gleichen haben.

Was man von der noch immer nicht erstorbenen Ritterlichkeit der Spanier dem schönen Geschlecht gegenüber erzählt, ist vollkommen wahr. In allen Theilen des Landes findet man die heutigen Sitten stark mit jenen alten Bräuchen versezt, welche Mauren gleichwie Spaniern zukamen. Von der Galanterie, mit der die Majos in Andalusien bei den Fiestas ihren Novias den Hof machen, hat man im übrigen Europa gar keinen Begriff. Gegen sie sind die Südfranzosen und Italiener, welche analoge Gebräuche haben, wahre Grobiane. Die Weiber werden übrigens niemals aus ihrer eigenthümlichen Sphäre herausgerissen, wie in manchen Ländern, wo ein modernerer Geist herrscht, und ihr ganzes Benehmen ist stets ungezwungen, natürlich und höchst weiblich. In den höchsten Klassen findet man noch Damen mit Manieren, ganz so, wie wir uns die edlen Frauen in der Ritterzeit vorstellen.

In allen Ständen werden Diener und Untergebene überhaupt sehr gütig und freundlich behandelt; es kommt selten vor, daß dies von ihrer Seite mißbraucht wird, und die Dienstboten sind im Allgemeinen treu. Die auf Hausdiebstahl gesezten Strafen sind so streng, daß die Herrschaften kleiner Betrügereien wegen nicht leicht vor Gericht gehen. Indessen sind Diebstähle wirklich selten, und während meines ganzen Aufenthalts in Spanien bin ich, so sehr ich mich oft aussezte, nie um das Geringste gekommen.

Die Anhänglichkeit an den Geburtsort ist in den niedrigen und mittlern Ständen vielleicht stärker als irgendwo, gewiß noch mächtiger als das gepriesene Heimweh der Schweizer, und sie spricht sich im ganzen Nationalcharakter aus. Eine Folge davon ist ihre Scheu vor dem Reisen, oder gar dem Auswandern, wenn nicht die Noth dazu zwingt; ferner ihre Abneigung vor dem Soldatenstand und die vielen Desertionen. Ganz eigen ist es, welchen Eindruck auf den gemeinen Mann die Vorstellung macht, daß ein Fremder in seine Heimath geht oder dort herkommt, und oft ist es mir vorgekommen, daß man in Familien die Dienstboten hereinrief, um ihnen zu sagen, der Caballero sey in ihrem Geburtsorte bekannt; immer macht ihnen dies die höchste Freude. Mit nichts kann man sich diesen Leuten besser empfehlen, als wenn man von ihrer Heimath rühmend spricht oder irgend Interesse dafür äußert. Dieses schöne Gefühl lebt selbst in den höhern Ständen, und oft kommt es vor, daß einer in Gesellschaft bei guter Gelegenheit sich in die Brust wirft und einem sagt: soy hijo de .., ich bin ein Sohn dieser oder jener Stadt oder Provinz.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. August 1834.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen.

Platen.

Aus Venedig, von G. Pfizer.

Venedigs Kirchhof.

Wenn in der unterird'schen Wohnung
Die Parze schloß ihr ernstes Spiel,
Ein blühend Leben ohne Schonung,
Gleich einem welken Strauß zerfiel:

Dann harre noch, so ging die Sage,
Des Todten eine letzte Bahn,
Durch Acherons Gewässer trage
Den Schatten Charons schwarzer Kahn;

Und auf den feuchten Wassern brennen
Des Lebens letzte Funken aus,
Und Acheron und Lethe trennen
Ihn ewig von der Heimat Haus.

Vom Rudern haben deine Arme,
O greiser Charon! längst geruht;
Mit deiner heitern Götter Schwarme
Versankst auch du in Lethes Fluth.

Doch als ich jüngst auf glattem Meere
Dahinfuhr in des Abends Roth,
Da war auf einmal mir, als wäre
Der alte Fährmann noch nicht todt.

Ein schwarzes Schiff durchschnitt die Wellen,
Ein Leichnam nur war seine Fracht;
Es färbten rings um's Schiff die hellen
Gewässer sich mit tiefer Nacht.

Hinüber nach St. Christoph eilte
Das finstre Schiff mit seiner Last;
Ein Priester, schwarzvermummt, ertheilte
Den Segen noch dem stillen Gast.

Die du so sorglich deine Leichen,
Venetia, vom Leben trennst,
O Wittwe von drei Königreichen,
Du selber dünkst mich ein Gespenst!

Der ingeborne Lebensfunken
Ist längst erloschen und verglüht;
Es ist ein hohles Schattenprunken,
Was noch um deine Stirne blüht.

Dir hat der Feind ein Gift gegeben,
Das deiner Jugend Mark versengt;
Dann hat er noch ein falsches Leben
Dem müden Leichnam aufgedrängt.

Geschlossen sind des Ruhmes Bahnen,
Dein Kiel zerbarst am Felsenriff;
Man stickt schon an den schwarzen Fahnen,
Dem letzten Schmuck für's goldne Schiff.

Mit lauter Leichnamen befrachtet,
Verſinkeſt du ſammt deinem Leu'n;
Doch wenn dich ganz die Fluth umnachtet,
Wird hell dein Name ſich erneu'n:

Wenn deine Spur das Meer zerſtreute,
Entſteigt den Fluthen, groß und mild,
Der Doge mit der Türkenbeute,
Der Künſtler mit dem heil'gen Bild.

Die Ferne.

Ich ſteh' auf hohem Thurm — umher
Der blaue Abendhimmel —
Und auf dem grünen, hellen Meer
Der Barken froh Gewimmel.

Wie ſcheint das Wühlen in dem Schaum
Ein leichtes Spiel der Kräfte!
Ein Tröpfchen Schweiß wohl rinnet kaum
Beim läſtigen Geſchäfte.

Wie fällt ſo leicht das lock'ge Haar
Den Schiffern um den Nacken!
Iſt rother Sammt, iſt Seide gar
An bunter Müz' und Jacken?

O Ferne, wie du trügeriſch
So ſchön uns Alles maleſt,
Wie du den ſchuppiggrauen Fiſch
Mit Silber überſtrahleſt!

Wie du des Lebens Müh' und Noth
Für unſer Auge minderſt,
Und ſelbſt den gräßlich kalten Tod
Zum holden Schlafe linderſt!

Ich preiſe Moſes mild Geſchick,
Das den Beſiz ihm raubte,
Und in's gelobte Land den Blick
Von Weitem nur erlaubte:

Gleich einem Eden, hell und rein,
Sah er die Triften ragen,
Die Wermuth ſeinem Volk ſtatt Wein,
Und Gift ſtatt Milch getragen.

Mein harret wohl kein goldner Schaz,
Mir fiel das Loos, zu darben;
Drum tröſte du mich zum Erſaz
Mit deinen Zauberfarben.

Ja! ſchließe du mit mir den Bund,
Verſchmähte, Vielverkannte,
Die bisher noch kein Dichtermund
Zum Götterthum ernannte.

Es ſchöpft aus deinem Element
Die Hoffnung ihre Flammen;
Du hefteteſt an's Firmament
Die Sterne, ihre Ammen.

Begnügt entſag' ich gern vor dir
Dem glühenden Genuſſe;
Durch ſanfte Lüfte ſende mir
Den Hauch von deinem Kuſſe.

Gieb immer nur ein farbig Laub,
Statt Früchte, meinen Bäumen,
Und laß mich in des Kampfes Staub
Von kühlen Palmen träumen.

Natur- und gewerbswiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

Unter den Apparaten, mit welchen man dieſe Sternwarte zu verſehen hat, wird ſich unzweifelhaft auch der neue Declinationsmeſſer der Magnetnadel nach der ſinnreichen Angabe unſeres trefflichen Gauß befinden, von welchem vorläufig ſchon in einem unſerer früheren Berichte die Rede geweſen iſt, und über deſſen Einrichtung jezt ebenfalls Näheres bekannt wird. Unſere Leſer erinnern ſich nämlich aus jenem Berichte, daß die Magnetnadel, außer den größeren Veränderungen in der Abweichung von der Normalrichtung, die ſie in längeren Perioden von noch unbeſtimmter Dauer erleidet, auch täglichen, ja ſtündlichen Oscillationen unterworfen iſt, welche auf ein ziemlich verwickeltes magnetiſches Naturgeſetz hindeuten. Im Allgemeinen verändert die horizontale Magnetnadel ihre Richtung von Stunde zu Stunde, wohl auch in noch kleineren Zeitintervallen, und hat überdies eine tägliche und eine monatliche, oder, wie man ſich vielleicht noch genauer ausdrückt, eine vierteljährliche Schwankung. Sie vollendet außerdem in etwa zwölf Stunden eine beſtimmte Schwankung, indem ſie in Europa Nachts um zwei Uhr am öſtlichſten, und Nachmittags um zwei Uhr am weſtlichſten ſteht. Zwiſchen 6 bis 8 Uhr Morgens und Abends ſcheint ſie ferner eine Art von Ruhepunkt zu haben, wo die Richtung ſtationär wird; endlich aber ſind die Bewegungen der Nadel am Tage und im Sommer ſtärker als bei Nacht und im Winter. Dieſer leztere Umſtand ſcheint offenbar eine Abhängigkeit des Standes der Nadel vom Sonnenſtande, und demnach eine ſchon ſo lange behauptete Verwandtſchaft zwiſchen Magnetismus und Wärme anzukündigen, und es muß alſo für die Naturforſchung von äußerſter Wichtigkeit ſeyn, das Geſez dieſer ſo höchſt

interessanten Beziehung aufzuklären. Zu diesem Ende aber waren zunächst vervielfältigte, sehr genaue Beobachtungsreihen mit vervollkommneten Apparaten nothwendig. Denn die große Empfindlichkeit der Magnetnadel gegen metallische Einwirkungen, vielleicht gegen die Nähe des Beobachters mit seiner Körperwärme u. s. w. machten eine Menge von Täuschungen möglich, wodurch man zu Trugschlüssen hinsichtlich der beobachteten Abweichungen mit ihren Gründen hätte verleitet werden können. Diesem Allen beugt nun Gauß's sinnreicher Apparat zur Messung der Declinationsveränderungen vor, welchen man uns folgendermaßen beschreibt. In einem ohne Anwendung von Metall construirten Gemache befindet sich eine sehr lange und empfindliche Magnetnadel, auf deren einem Endpunkte ein Spiegel perpendicular ist. Dem andern Endpunkte entspricht in größerer Entfernung ein sehr genau getheilter Kreisbogen, den der Beobachter mittelst eines Fernrohrs in jenem Spiegel sieht. Sobald also die Nadel mit diesem Spiegel auch nur die kleinste Bewegung macht, so nimmt man das Maß derselben am Spiegelbilde des Limbus wahr; und diese Beobachtung ist frei von Einflüssen eines Metalles oder der Nähe des Beobachters. Da die Abweichungen der Magnetnadel jezt an sehr vielen Orten den Gegenstand der eifrigsten Beobachtungen abgeben, und gewiß auch auf der neuen Petersburger Sternwarte betrieben werden, so darf man sich, wie gesagt, schmeicheln, den so vortrefflichen Gauß'schen Apparat dort ebenfalls vorzufinden.

Immer mehr bildet sich unterdeß die ursprünglich von dem englischen Lieutenant Drummond (nicht aber, wie kürzlich behauptet wurde, von Frankreich) herrührende Erfindung aus: durch Leitung eines Stromes von entzündetem Wasserstoff- und Sauerstoffgas auf Kalk ein höchst reines und blendendes Licht hervorzubringen, welches, wie wir neulich auch schon erwähnt haben, jedes andere bis jezt bekannte, natürliche und künstliche Licht an Intensität bei weitem übertrifft. Der Erfinder hat dieses Licht bei seinen neuesten Versuchen in eine Argandsche Lampe mit parabolischem Reflector gebracht, wobei es 15 deutsche Meilen weit hat gesehen werden können, so daß es sich also zu Signalen, Blickfeuern auf Leuchtthürmen u. s. w. vor jedem andern Lichte zu schicken scheint. Noch mehr aber ist es bis jezt benuzt worden für Mikroskope von der Einrichtung der bisherigen Sonnenmikroskope, bei denen es, mit entschiedenem Vortheile, die Stelle des Sonnenlichts vertritt, indem man hier die Vergrößerung, der Deutlichkeit unbeschadet, in dem Maße steigern kann, als solche Gegenstände, welche das Licht durchlassen, von der Rückseite her stärker beleuchtet werden können. So zeigt (oder zeigte doch wenigstens kürzlich) ein gewisser Doktor Worwich ein solches Instrument zu Paris (Rue St. Honoré Nr. 219), welches eine 76,000malige Vergrößerung aushält; und ein anderer Künstler, mit Namen Lang, hat das Drummonds-Licht, wie wir es, seinem Erfinder zu Ehren, künftig nennen möchten, für die Laterna magica, deren Einrichtungsprinzip freilich von dem des Sonnenmikroskops nicht wesentlich verschieden ist, mit dem überraschendsten Erfolge angewendet. Auch dieser Mann zeigte seine Experimente zu Paris, und hat nicht bloß die Badauds gefesselt. Am auffallendsten war der Erfolg, wenn er in einer Höhlung des Glasschiebers, welchen man bei der Laterna magica sonst mit gemalten Figuren bedeckt findet, einen oder einige Tropfen Wasser anbrachte. Eine neue Thierwelt offenbarte sich dann plözlich den Blicken der überraschten Zuschauer, und riesenhafte, entsezliche Gestalten bewegten sich in dem zu einem kleinen Meere vergrößerten Tropfen. Man hätte dies für Sinnentäuschung nehmen können; aber eine eigenthümliche und gewiß höchst merkwürdige Erfahrung, wie sie auch Referent bis jezt bei mikroskopischen Beobachtungen noch nicht gemacht hat, ließ über die Realität der Vorgänge und den Grund der Erscheinung auch nicht den leisesten Zweifel übrig. Wasser verschiedenen Ursprungs nämlich, z. B. Seinewasser und Brunnenwasser, enthielt auch ganz verschiedene Generationen solcher mikroskopischen Ungeheuer; und wenn man dergleichen verschiedenartiges Wasser mischte, so schien ein Gefühl von Schreck und Bestürzung die unerwartet zusammengebrachten Fremden zu durchdringen, bis es zu heftigen Kämpfen zwischen ihnen kam, welche mit der Vernichtung einer Menge von Individuen dieser Wasserwelt endigten. — Obgleich nun hiernach die Ausbildung mikroskopischer Darstellung die äußerste Grenze der Kunst erreicht zu haben schien, so versichert man uns doch, daß der bekannte Optiker Chevalier zu Paris auf der lezten dortigen Kunstausstellung ein zusammengesezтes achromatisches Mikroskop vorgezeigt habe, welches an Vergrößerungskraft und Klarheit jene mit Drumondschem Licht erleuchteten Apparate noch weit hinter sich lasse und eine fast Millionenfache Vergrößerung gewähre. Es sey dadurch gelungen, die Puppe eines Floheies genau zu betrachten, was mit keiner der frühern mikroskopischen Vorrichtungen gelingt. Die Einrichtung dieses neuen Chevalierschen Mikroskops findet sich nicht näher angegeben, und wird vom Künstler wohl noch als Geheimniß behandelt werden; wir vermuthen aber, daß es ihm gelungen seyn möge, zur Linse eine bis jezt unbekannte Glascomposition anzuwenden, indem man neuerlich in England auch Diamanten mit einem außerordentlichem Erfolge dazu verwendet hat. In jedem Falle steht die Chevaliersche Leistung schon darum noch höher als die Drumondsche, weil sich lezтere, wie schon

angedeutet worden, ihrer Natur nach auf Körper beschränkt, welche viel Licht durchlassen, wogegen ein zusammengesetztes Mikroskop auch auf undurchsichtige Körper ausgedehnt werden kann. Indeß hat man dem Sonnenmikroskop früher schon eine Einrichtung zu geben verstanden, um die Gegenstände von der Vorderseite zu erleuchten (opako solar microscope), und es wird nun darauf ankommen, diese Vorrichtung, vielleicht selbst in noch vervollkommneter Gestalt, bei den Drummondschen Mikroskopen in Anwendung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. Juli.

Journalistik.

Das leztemal, wo ich Ihnen schrieb — im Februar — handelte ich lediglich von der Polenaffaire und dem Einfall der Abenteurer in Savoyen, an deren Nachweben die Schweiz bis Anfangs Juli litt, ja noch lange Grimmen verspüren wird. Sie wurde endlich durch den drohenden Ernst der Nachbarn etwas verständiger und gab nach, was sie gleich Anfangs hätte thun sollen, da nichts Unbilliges von ihr verlangt wurde, und da nichts läppischer ist, als große Worte, auf welche kleine folgen. Wie das Land über diese Schnurren seine eigenen innern Angelegenheiten vernachlässigte, so ging es auch mir, Ihrem Korrespondenten.

Heute will ich nun das Uebersprungene nachtragen und Späteres daran knüpfen. Die Regierung hat sich durch kein Schreien, Toben und Geberden der hiesigen conföderirten und französischen Radikalen von ihrem würdigen, ruhigen und besonnen fortschreitenden Gang abbringen lassen. Wir haben in der Justizverwaltung, in der Trennung der Gewalten, in der Administration und im parlamentarischen Leben bedeutende Verbesserungen vornehmen sehen. Ohne alle üblen Folgen wurden die Sitzungen unsers Großraths öffentlich, und trotz schreiender Mißbräuche hielt man es doch nicht für klug, inmitten der Bewegung und Aufregung die in schamlose Preßfrechheit ausgeartete Preßfreiheit zu beschränken, bevor dazu von der Tagsatzung der Impuls gegeben sey. Die Bundes- und die Kantonalregierungen leiden dadurch gleich sehr, haben aber in sich nicht Kraft genug, um das Uebel abzustellen. Eine Regierung muß in sich durch moralischen Halt und durch die öffentliche Meinung der Bessern recht fest stehen und gute Wurzeln geschlagen haben, wenn sie auf die Länge das ununterbrochene Rütteln, Verläumden, Geifern, Lügen und Trügen der radikalen Presse ertragen will. Davon haben wir hier ein schlagendes Beispiel. Eines unserer radikalen Journale, das Journal de Genève, ist ganz eingegangen, ein anderes, der National, schadet viel, weil es in seiner Trivialität auf die Massen berechnet ist und ihnen bei jeder Gelegenheit behirt. Das dritte Blatt, die Europe centrale, hat einen in der Phraseologie der Revolution, in der Rabulistik des Jacobinismus und in der Sophistik der Convention wohlerfahrnen, auch sonst in der politischen Oekonomie des St. Simonismus, in revolutionärer Staatskunst und in allen Seitenkünsten dieser Schule bewanderten Redakteur, der in Paris die Révolution herausgegeben hatte, diese Stadt aber verlassen mußte und sich nun in seine Heimath Genf zurückzog. Sein Blatt hörte vor Kurzem aus Mangel an Abnahme einige Zeit auf, hat sich aber durch die Unterstützung eines vermögenden Liebhabers wieder für einen Augenblick aufgerafft, erscheint jedoch nicht mehr, wie sonst, täglich, sondern nur einige Mal in der Woche. Es steht mit allen französischen Journalen seiner Farbe in Camaraderie-Contrakt, d. h., es muß ihre Artikel loben, bewundern und auszieben, wogegen sie das Nämliche thun. Hier wäscht also nicht, sondern beschmuzt eine Hand die andere. Die Masse der verständigen Einwohner, der Billigdenkenden, der Wohlhabenden, die bei einem Umsturz nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren haben, ist zu groß, als daß sich ein Radikaljournal hier auf die Länge halten könnte. Wie das ehemals neun Jahre hindurch so achtbare Journal de Genève eingehen mußte, als ihm sein neuer Redakteur, der französische Advokat Thourel, eine radikale Farbe geben wollte, so wird es auch den andern gehen. Um so achtenswerther ist der Fédéral, den vor drei Jahren der Professor Rossi als Sprechsaal gegen den in der Schweiz immer heftiger werdenden Revolutionismus gründete. Als Rossi leider Genf verließ und nach Paris ging, wurde die Redaktion einem Comité tüchtiger und ehrenwerther Männer übertragen. So ist es auch jezt noch, und A. Peschier — dessen man sich in Berlin und Frankfurt a. M. von seinen interessanten französischen Literaturvorlesungen her noch erinnern wird — hat die laufenden Geschäfte übernommen. Dieses Blattes politische Haltung ist durchaus besonnenes Fortschreiten und Entwickeln im Innern, deßgleichen Ehre und Unabhängigkeit nach Außen. Bei der Bewegung des Februars hat es durch Aufklärung der Massen über den wahren Standpunkt, durch ruhige Darstellung der Wahrheit und durch Beruhigung der gährenden Elemente nicht bloß für Genf, sondern für die ganze Schweiz viel Gutes gestiftet. Durch Peschiers Beiträge hat der Fédéral in sittlicher und intellektueller Beziehung eine deutsche Farbe angenommen, die ihm neben dem Gallizismus der andern Schweizerblätter sehr gut steht, seinen politischen Ansichten aber durchaus nichts von ihrer Unabhängigkeit nimmt.

In unserer literarischen Journalistik ist ein Album littéraire geboren worden, das im Anfang manches Gute enthielt; ferner ein Etudiant Genevois, an dem nie etwas Gutes war. Da das Journalfieber bei uns noch immer im Steigen ist, so haben die Buben der lateinischen Schule, oder des Collegs, auch eines haben wollen, was nicht mehr als recht und billig ist. Sie lassen also ein manuscriptes unter sich kursiren, worin sie politische Fragen mit der ihnen eigenen Gründlichkeit ventiliren. Darüber gerathen freilich Exerzitien und Versionen sehr in's Stocken; wer wird aber an solchen Lappalien hängen, bilden sich doch dadurch dem Staat Volkssprecher und große republikanische Genies. Diese Knaben bilden unter einander einen eigenen Staat, oft in entschiedenem Widerspruch mit dem, worin ihre Väter als Mitglieder des Großraths, des Staatsraths oder der Verwaltung wirken. Es versteht sich, Alle stehen unter dem Panier der unbeschränktesten Republik, ohne Peusum, ohne Arbeiten, ohne Strafen, ohne das Ansehen Aelterer; ihre Personen sind unverletzlich, d. h., sie dürfen nicht mehr geohrfeigt, geprügelt und eingesteckt werden; der Staat ist ein Brüderverein, worin Keiner über dem Andern sizt, worin sich Keiner unterstehe, weniger Fehler in seinen Aufgaben zu machen oder sich sonst vor den Andern auszuzeichnen, wo Alle gleich viel Aepfel und Birnen in der Tasche haben, wo Alle Prämien erhalten und Alle silberne Medaillen im Knopfloch tragen, Hinz wie Kunz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. August 1834.

Les voyez vous, quand la tempête gronde,
Sur l'avalanche au loin porter leur pas?
Le noble instinct du chien qui les seconde
Trouve un enfant qu'il arrache au trépas.

Lied, gesungen in der Versammlung der schweizer. naturwiss. Gesellschaft auf dem St. Bernhard im Juli 1829.

Das Hospiz auf dem grosen St. Bernhard.

Im Juli 1834.

Halb krank hatte ich mich gestern niedergelegt, heute früh erwachte ich gesund und wohl bei den Orgeltönen, die aus der nahen Kirche durch den Kreuzgang zu mir drangen. Ein gar schönes Erwachen! so ungefähr denke ich mir ein anderes. Es hatte eben erst sechs Uhr auf dem Kloster geschlagen. Im Hof und im Hospiz war noch Alles still, nur an den Fenstern rüttelten manchmal Sturm und Regen. Die Orgel klang dazwischen, als ob sie durch ihren milden, heiligen Gesang auch das Stürmen draußen beruhigen wollte, wie sie schon manch inneres Toben beschwichtigte. Wer längere Zeit auf dem St. Bernhard verweilt hat, kennt wohl den Eindruck, welchen hier oben in dieser menschenleeren Oede der heitere katholische Gottesdienst macht. Ich zog mich an, und wiewohl es ziemlich kalt war, ging ich doch in die Kirche.

Nach dem Gottesdienst, bei dem mich auch die schönen Männerstimmen der Hospitaliter erfreuten, besah ich das liegende Wachsbild der heiligen Faustina, rechts am Mittelaltar, ein freiwilliges Geschenk des Pabstes an das St. Bernhardshospiz. Ihr Skelett ward in den römischen Catakomben mit einer lateinischen Namensüberschrift und der Angabe gefunden, daß sie unter Nero für den Christenglauben als Märtorerin gestorben. Ueber das Gebein ließ der Pabst nach katholischer Art eine jugendlich reizende Hülle von Wachs machen, sie mit reichen Gewändern in Seide und Gold anthun und so hierher bringen. Diese Faustina ist so schön, daß sie an die jüngere Kaiserin ihres Namens erinnert; sie ist liegend und schlafend in anmuthiger Stellung abgebildet. Desair Todtenmonument dagegen hat nichts Anziehendes. Die Basreliefs, wiewohl von einem Mitglied der französischen Akademie und Ritter der Ehrenlegion gearbeitet, sind verzeichnet, auch sonst im Gedanken und in der Ausführung höchst mittelmäßig und ohne allen Ausdruck. Außerdem hat die Kirche noch mehrere Gemälde, aus denen hier und da wohl ein leidlicher Kopf herausstieht, die aber sonst keine Erwähnung verdienen. Der Hochaltar, ganz aus schwarzem Marmor, ist unter allen Kunstsachen das Beste, und man begreift nicht, wie diese ansehnlichen Säulen aus Einem Stücke auf Mauleselrücken den steilen, brüchigen, schwierigen Weg hierhergebracht werden konnten. Bonapartes Kanonen, von ihren Lavetten abgenommen, waren freilich gewichtiger, aber nicht so groß. Er hatte überdieß eine Armee kräftiger Männer zu seiner Disposition, die vielen Saumthiere, welche dabei zu Grund gingen, kamen bei ihm nicht in Anschlag; das Hospiz hatte hingegen zu dem Marmortransport nur geringe und sehr theure Mittel,

wie ihm denn alle Gegenstände dadurch kostbar werden, selbst Dinge, die an Ort und Stelle fast nichts kosten, z. B. der Wein und das Holz. Letzteres läßt das Hospiz durch seine Saumthiere vom steilen Col de Ferrat herbringen. Dort oben kostet es zwar nichts, als die Mühe, es zu fällen; wenn es aber in geringen Quantitäten heruntergetragen ist, kommt es das Hospiz viel theurer zu stehen, als die Leute im platten Lande, welchen das Holz auf der Axe vom Jura oder von Savoyen hergebracht wird.

Von St. Pierre bis zum Hospiz mußte ich dreimal über breite Schneefelder, unter denen die Wasser donnerten. Es waren Ueberbleibsel von den diesen Frühling gegangenen Lawinen. Bei alle dem kamen im vergangenen Jahre keine Unglücksfälle vor; dergleichen werden jezt überhaupt immer seltener. Die jüngste Leiche in der Morgue ist drei Jahr alt, die älteste fünfzehn. Es thut mir leid, bei dieser Gelegenheit mehrere immer wiederholte und nachgesagte poetische Irrthümer berichtigen zu müssen, in welche das St. Bernhardshospiz wie in seine Frühnebel gehüllt ist. So sagt man immer, die Canoniker gehen in Stürmen hinaus, um Unglückliche aufzusuchen und zu retten. Dies ist jedoch nur höchst selten der Fall und geschieht nur bei ganz außerordentlicher Gefahr, denn dazu hält das Hospiz seine Maronniers, welche lauter in diesem Geschäft erfahrene, starke, jugendliche und rüstige Männer sind. Dergleichen heißen im Savoyischen, Waadländischen und Aostischen Patois Marons, daher der Name. Sie gehen nach Stürmen und gefallenen Lawinen hinaus, um die etwa Verunglückten zu suchen, auszugraben und in's Hospiz zu bringen. Dabei werden sie durch den feinen Geruch der Hunde geleitet; diese folgen der entdeckten Spur, und wenn sie Menschen gefunden, rufen sie durch ihr Bellen die Maronniers herbei und helfen die Verunglückten aus dem Schnee kratzen. Durchaus Fabel aber ist's, daß sie kleine längliche Flaschen mit Spirituosen und stärkenden Getränken am Hals tragen, denn Wein und ähnliches würde bei dem hohen Kältegrad des hiesigen Winters in den kleinen Gefäßen sogleich frieren; sie lecken auch die Verunglückten nicht aus der Erstarrung, denn dazu müssen sogleich kräftigere Mittel angewendet werden; sie bringen ihnen auch keine aufgeschnallten Mäntel, wie auf einem berühmten englischen Kupferstich dargestellt ist, denn mit dergleichen Paketen und Hindernissen würden sich die Hunde nicht frei bewegen können. Türk, Munk und ihre drei Gesellen sind mir liebe, vertraute Freunde, aber gerade heraus, wie sie, kann ich die falschen Reputationen und den Charlatanismus der Sentimentalität nicht leiden. Diese Hunde sind auch keine besondere Race, wie man lange geglaubt, sondern lediglich der große hellbraune Metzgerhund, der aber hier oben bessern Umgang hat, nicht mit Kreti und Pleti auf Straßen und Gassen herumläuft, sondern sich in kleiner, aber guter Gesellschaft veredelt und bessere Sitten annimmt. Mit diesen Thieren wird in der Ebene viel Betrug und Marktschreierei getrieben; Unkundige bezahlen Hunde sehr theuer (zwei bis dreihundert Schweizerfranken), wenn man ihnen glaublich macht, daß sie vom St. Bernhard stammen. Es mag ursprünglich die große dänische Dogge mit dem Bullenbeißer gekreuzt worden seyn, jezt aber erinnern mich die St. Bernhardshunde nur noch an den Hund in Gellerts Fabeln. Gar hübsch sieht es aus, sie allein auf den hohen Schneefeldern der benachbarten Berge herumlaufen und auf den bekannten Ruf ihrer Herren und Meister pfeilschnell über Stock und Stein herunterkommen zu sehen. Sie haben aber auch Unarten an sich, sie zausen und beißen sich manchmal um einen Knochen wüthend herum, gerade wie ihre Vettern und Muhmen in der Ebene, sie wühlen die kleinen, auf der Südseite angelegten Gemüsegärten des Hospizes um und zerstören dadurch in einem Augenblick, was lange und mühsam gepflegt worden ist. Alles dies nimmt ihnen jedoch nichts von ihrem sonstigen Verdienst und Würdigkeit, und meine Zöglinge ließen sich dadurch nicht hindern, ihnen Haare auszuraufen und sie — wie sie es später mit den Locken ihrer Geliebten machen werden — sorgfältig eingewickelt in ihren Brieftaschen zu verwahren.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Wir haben in unserm Berichte in Nr. 149 dieser Blätter des schönen Unternehmens einer neuen Mondkarte durch die Berliner Astronomen Beer und Mädler Erwähnung gethan, ohne den vollen Titel dieser Karte anzugeben. Hier ist derselbe nachträglich: Mappa selenographica totam lunae hemisphaeram visibilem complectens, observationibus propriis secundum projectionem orthographicam quatuor sectionibus constructa et delineata. Auct. Guil. Beer et J. H. Maedler. Berlin 1834. Bis jezt ist zwar nur erst eine Section erschienen; die drei übrigen Sectionen werden aber bis zum Jahre 1836 gewiß versprochen, und wir möchten uns für Einhaltung dieses Termins selbst verbürgen, da wir wissen, daß der dritte Quadrant bereits großentheils fertig gezeichnet, vom zweiten schon ein bedeutender Theil vollendet und auch der vierte schon begonnen ist. Der Autor der neuen Mondkarte, Wilhelm Beer, ist der Bruder von Michel Beer und Meyer Beer, von denen sich jener als Dichter, dieser aber als Komponist hinreichend bekannt gemacht hat. Seine

ökonomische Lage hat ihn in den Stand gesezt, auf seiner Villa nahe beim Brandenburger Thore in Berlin eine zwar kleine, aber vortrefflich ausgerüstete Sternwarte anzulegen, unter deren Instrumenten sich ein Frauenhoferscher Refractor von 4½ Fuß Brennweite und vier Zoll Apertur auszeichnet, welcher eine 300malige Vergrößerung aushält und sehr gelobt wird. Mit diesem Instrumente beobachteten Beer und sein astronomischer Freund Mädler schon im September 1830 eine Opposition des Mars, und gaben darüber eine Schrift *) heraus, welche wir als eine der interessantesten Bereicherungen der Planetentopographie betrachten, und von welcher in Nr. 46 d. J. unseres Literaturblattes ausführlich die Rede war. Auch das französische Institut erkannte diese Arbeit ehrenvoll an, und vielleicht sind es diese Ermunterungen gewesen, welche die wackern jungen Astronomen zur Mondkarte veranlaßt haben. Wir haben den auf der ersten Section enthaltenen Theil der sichtbaren Mondoberfläche schon in unserm vorigen Berichte angedeutet, bemerken aber dazu noch, daß besonders der so schwierigen Darstellung der Randpartien ein außerordentlicher Fleiß gewidmet ist. Uebrigens versprechen die Herausgeber auch noch eine besondere Mondtopographie, welche wahrscheinlich noch vor Beendigung der ganzen Karte erscheinen und namentlich die physischen Resultate ihrer Beobachtungen enthalten soll. Die Conjecturalastronomie darf viel davon erwarten. Vielleicht gehen die Verfasser dabei von dem Gesichtspunkte der Frage aus: wie dies und jenes Irdische auf dem Nachbarplaneten erscheinen müsse? um solchergestalt den Schluß auf den Grund der Erscheinungen zu machen, welche umgekehrt der Mond dem irdischen Beobachter darbietet. Den höchsten Reiz dabei bietet aber unzweifelhaft die Entscheidung des Umstandes dar, ob der Mond bewohnt sey oder nicht, und ob sich wirklich Spuren einer Kultur auf ihm vorfinden? Ist denn kein Refractor zu erfinden, welcher so tief in die Gebirge und Thäler dieses bizarren Himmelskörpers eindränge, um endlich gar keinen Zweifel mehr hierüber übrig zu lassen? Und will man unsern, auf Veranlassung der lezten totalen Mondfinsterniß in diesen Blättern gemachten Vorschlag nicht berücksichtigen: bei Wiedereintritt dieser Himmelsbegebenheit auf der dem Monde dann zugekehrten Erdhälfte große Signalfeuer anzuzünden, um solchergestalt mit den Seleniten, in Erwartung gleicher oder ähnlicher Erwiderung, eine Art von Zeichensprache anzuknüpfen? Welch eine Satisfaktion, wenn man, in Beantwortung z. B. von drei im Dreieck angezündeten solchen großen irdischen Signalfeuern, bei derselben oder der folgenden Mondfinsterniß drei ähnlich vertheilte Feuer auf der uns zugekehrten Mondhalbkugel entbrennen sähe! Entgehen könnte uns eine solche Antwort bei der Schärfe unserer Instrumente nicht, und es käme also nur darauf an, ob die Refractoren oder Reflectoren der Seleniten gleich scharf wären.

In der Erwartung aber, daß es einer vervollkommneten Astronomie noch gelingen könnte, solche oder ähnliche Relationen mit den Bewohnern wenigstens der uns nächsten Himmelskörper anzuknüpfen, versetze ich meine Leser aus dem Gebiete der Mondspekulation im raschen Sprunge auf das nähere Feld irdischen Bedürfnisses, indem ich ihnen mittheile, daß es den verdienstlichen Bemühungen der Dr. Bunsen und Berthold zu Göttingen endlich geglückt ist, im Eisenoxydhydrat ein Gegengift gegen den Arsenik, dessen zerstörende Wirkungen auf den thierischen, besonders menschlichen Organismus hinlänglich bekannt sind, zu entdecken. Daß man unter „Eisenoxyd“ eine Verbindung des Eisens mit dem Sauerstoffe versteht, ist den Lesern geläufig; die neuere Chemie aber, welche bemerkte, daß sich diese metallischen Oxyde bei ihren Fällungen aus Säuren stets mit Wasser in einem verdichteten Zustande verbinden, wodurch sie abweichende Eigenschaften von den reinen Oxyden, besonders auch eine andere Farbe erlangen, nannte dergleichen Verbindungen der Oxyde mit verdichtetem Wasser „Hydrate.“ Das Eisenoxydhydrat ist also auch eine solche Verbindung von Eisenoxyd mit darin verdichtetem Wasser, und eben ihm nun wohnt nach der angeführten Entdeckung die Kraft eines Gegengiftes gegen das fürchterlichste aller Metallgifte, die arsenige Säure, bei. Das Nähere über diese, nur eben erst bekannt werdende, wichtige und wohlthätige Entdeckung findet sich in einer zugleich erschienenen kleinen Schrift: „Das Eisenoxydhydrat als Gegengift der arsenigen Säure. Von Bunsen und Berthold. Göttingen, Diedrich,“ auf welche wir vorläufig verweisen müssen.

Da wir uns einmal in der Sphäre der chemischen Physik befinden, so wollen wir gleich eine dahin gehörige merkwürdige Erfahrung über die isolirende Eigenschaft des Eises beibringen, welche wegen der daraus abzuleitenden Folgerungen große Aufmerksamkeit verdient. Ich muß aber zur Verständlichkeit zuerst daran erinnern, daß, wenn man z. B. eine Zink- und Kupferplatte an die Enden eines Drahtes von beliebigem Metall befestigt und sodann in ein gläsernes oder irdenes Gefäß mit leitender Flüssigkeit, etwa Wasser mit etwas Salz- oder Salpetersäure, taucht, so daß sie in diesem Gefäße nur mittelst der Flüssigkeit kommuniciren, durch eine solche Anordnung, welche eine einfache Kette, gleichwie der dabei angewendete Draht der Schließungsbogen heißt, sehr auffallende Erscheinungen bewirkt werden können. Bringt man namentlich einen solchen „Schließungsdraht“

*) Physische Betrachtungen des Mars bei seiner Opposition im September 1830. Von Beer und Mädler. Berlin 1834.

in paralleler Richtung über eine Magnetnadel, so wird dieselbe sogleich aus ihrer Richtung abgelenkt, welchen wunderbaren Umstand man dem Einflusse eines elektrischen Stromes zuschreibt, der im Drahte von dem einen Metalle durch die leitende Flüssigkeit zum andern Metall einen beständigen Kreislauf macht. Man nennt die Kette der beiden Metall-Elemente (Elektromotoren) in diesem Zustande geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Bubenstaat. Das Musikfest.

Ein anderer Bubenstaat hat sich außer der Schule, besonders in Carouge, gebildet, und man sagt, er betrage über dreihundert Köpfe. Nicht die Republik ist ihnen eigentlicher Zweck und Ziel, sondern der Skandal, Skandal bei allen Gelegenheiten, auf allen Stellen, wo sich viel Menschen zusammenfinden und wo die Polizei nicht frei wirken kann, Skandal durch Rufen in den Straßen, Skandal im Theater mit Toben und Werfen, Skandal in der Nacht durch Schreien und Schlagen an Thüren und Fenster, Skandal am Tag durch Drängen, Stoßen, Hindern u. s. w. Die Weisung zu dem jedesmaligen Cri erhält der Schreistaat von den Radikaljournalen und ihren Gehülfen. So habe ich nach und nach schreien hören: Vivent les Polonais! vive la république! à bas le gouvernement! vive la révolution! vive la guillotine! à bas les aristocrates! à bas l'ordre public! Diese Buben erhalten für ihre Hülfsleistung von der Republik zehn Sous franz. oder bei besondern Gelegenheiten alte Schuhe, Hosen, Stiefelstumpfe u. s. w., denn das Ohnehosenthum soll erst künftiges Jahr eingeführt werden. Fragen Sie nach der Ursache dieser furchtbaren Ausartung unserer Jugend, so ist die Antwort darauf ganz leicht. Zuerst unser unsinniges Volkserziehungssystem in den Lancasterschulen, wo zwar etwas Weniges schnell und oberflächlich gelernt wird, wo sich aber die ganze Rohheit der Bubennatur recht con amore entwickeln kann, und wo durchaus nicht auf die sittliche und religiöse Bildung der Kinder gewirkt wird, die doch bei aller Erziehung Hauptsache und Grundlage seyn muß. Auf diese verwahrlosten, mit allen Lastern vertrauten Buben wirkt denn das Beispiel des benachbarten Frankreichs schnell, denn es findet einen trefflichen, wohl vorbereiteten Boden. Aber lassen wir diesen Schmutz und wenden wir uns zu dem sonnigen, reinen, tröstenden Reich der Kunst.

Wir hatten vorige Woche nach acht Jahren wieder das große helvetische Konzert hier, das in den letzten Jahren bei der Aufregung und Spaltung des Landes unterbleiben mußte. Aber auch jetzt, welcher Abstand zwischen 1826 und 1834! Damals das innigste, brüderlichste Entgegenkommen, Innigkeit und Vertrauen der Eidgenossen zu einander, jetzt oft Kälte und Entfremdung der Andersdenkenden aus den verschiedenen Kantonen. Man mußte es wissen, daß hier Bundesgenossen vereinigt waren, um es zu glauben. So ist das Sonst und Jetzt der Schweiz, die Geißel, die auf dem Lande liegt. Dies ist nicht Genfs Schuld, sondern die Folge der traurigen Umstände, Folge des beengenden Moments in der vor vier Jahren noch so einigen, innig verbündeten, glücklichen, vom Auslande geachteten Schweiz. Das große Gesetz der Tonkunst: Einklang, hat glücklicherweise bei allen Kunstleistungen vorgewaltet, und wie sich da das scheinbar Disharmonische auflöste und in bewundrungswürdigen Fugen ausglich und versöhnte, so möge es auch künftig mit der Schweiz gehen!

Am 22sten Juli gegen Abend kamen die Gäste hier an und wurden am Hafen von der musikalischen Gesellschaft Genfs auf's Freundlichste und Feierlichste empfangen und begrüßt. In unserm schönen botanischen Garten, wohin man unter Musik und Fahnenschwingen gezogen war, fand eine Collation statt und dann suchte Jeder seine ihm zugetheilte Gastfreundswohnung, deren auch diesmal weit mehr das Bedürfniß angeboten waren. Der 23ste Juli begann mit der Generalversammlung, und darauf folgte die Hauptprobe des großen Konzerts. Am Nachmittag war ein Fest auf dem See, wie vor acht Jahren. Damals lagen die geputzten, bewimpelten Festschiffe, wie einem fremden Zauberlande angehörig, an dem schwarzen, schmutzigen Kay, an den abscheulichen Holzhäusern, aus denen, neben vielfach Pernizidsem, auch sehr schlechte Gerüche herabkamen. Der See endigte sich in armseliger Verflachung unter jenen drohenden Holzgalerien, die ihm am Ufer einen sichtbaren Grund von alten Töpfen, Tellern, Schüsseln, Hunde- und Katzenkadavern und andern animalischen Agglomeraten gegeben hatten. Wie ganz anders war dies jetzt! Da zog sich ein breiter, imposanter Kay, glänzend wie ein schöner Frauengürtel, hin und an ihm standen große steinerne Häuser in gutem Styl und Verhältnissen, lang hingedehnt, stattlich in vier bis fünf Stockwerken, deren hohe Fenster mit geputzten Frauen verblümt waren. Die Rhone verflacht sich jetzt nicht mehr, stagnirt nicht, sondern strömt in ihrer Verengung wieder blau, klar, wild und rasch, würdig ihrer Gletscherheimath. Von dem neuen Kay zieht sich die lange Eisenbrücke über den breiten Fluß, eine sehr geschmackvolle Verbindung mit dem sich imposant erhebenden Stadttheil des Berques; ein Verein von Strom, Kays, Brücke, Insel, Partanlagen, inmitten zwischen der blauen Fluth und großartigen Gebäuden, wodurch dieser Theil Genfs zu einem der schönsten Punkte europäischer Städte geworden ist, der sich noch täglich verschönert. An diesem neuen Kay lagen nun die mit Blumenbehängen, Flaggen und Wimpeln bunt und lustig herausgeputzten Festschiffe, so wie die zwei Dampfboote, welche sie in's Schlepptau nehmen sollten. Ehe man aber abfuhr, kam ein Nachen mit sechs geputzten jungen Damen die hier reißende Rhone pfeilschnell herabgefahren, gegen den südöstlichsten Brückenpfeiler hin. Die Strömung war zu stark, als daß der einzige, überdies ziemlich ungeschickte Ruderer ihr hätte widerstehen können. Das Boot wurde heftig gegen den Pfeiler getrieben, und durch den starken Stoß schlug es fast ganz um. Drei Damen fielen schreiend in's Wasser, wurden aber sogleich wieder herausgezogen. Bedenklich war hierauf ihr einen Augenblick früher so frischer Putz anzusehen, denn die Kleider klebten innen am Leib, Hüte, Blumen und Schleier mischten ihre Farben ineinander und hingen betrübt herab. So wurden die armen, zitternden Mädchen nach Hause geführt, oder eigentlich getragen, und kamen um das schöne Fest. Unaufhörlich war das Heranströmen der schaulustigen Menge nach dem Dampfboot. Noch dichter gedrängte, mit schreienden und stoßenden Straßenbuben gemischte Massen wogten außerdem auf dem breiten, langen Kay, und an den Fenstern hingen Guirlanden und Arabesken von Kinder- und Großmütterköpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. August 1834.

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtensang! —
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

Bürger.

Der Organist.

Ein Traum.

Wenn von dem alten Dome
Die Geisterglocke schallt,
Der Organist im Grabe
Die Faust zusammenballt.

Er reißt den schweren Deckel
Von dem bestaubten Sarg,
Der viele lange Jahre
Den greisen Leichnam barg.

Er eilt im Geisterfluge,
Es flattert sein Gewand,
Das Thor zur Gothenkirche
Sprengt seine Knochenhand.

Er steigt empor zur Orgel,
Die er sich einst gebaut,
Der Sturmwind treibt die Bälge,
Und Donner werden laut.

Von acht gewalt'gen Glocken
Er nun die Stränge zieht,
Und läutet längst Verstorbnen
Ein Auferstehungslied.

Aus trübem Mittelreiche
Kommt düster angeschwebt
Die Schaar gefallner Geister,
Die einst mit ihm gelebt.

Zur grauenvollen Stunde
Wird jeder Geist zum Ton,
Und klagt mit bangem Zagen
Ob seinem Sündenlohn.

Nun greift er in die Tasten
Mit voller Geisterkraft,
Laut tönt der Chor der Seelen
Nach langer Grabeshaft.

Und von den fernsten Sternen
Hallt wieder ihr Gesang;
Wie dünkt den armen Sündern
Die Ewigkeit so lang!

Er zieht ein manch Register,
Er rast auf dem Pedal,
Es braust der Baß der Männer
Verzweiflung, Höllenqual.

Der kleinen Kinder Jammer
Tönt wieder im Diskant,
Der Weiber banges Klagen
Erbebt im Tremulant.

So tobt der Sang der Geister
Bis früh zum Hahnenschrei,
Die Messe ist vorüber,
Der Sturmwind zieht vorbei.

Die Tasten werden Bahren,
Drin birgt sich jeder Ton,
Der bleiche Orgelmeister
Schleicht sich zulezt davon.

Sandor von S.

Das Hospiz auf dem grossen St. Bernhard. Im Juli 1834.

(Fortsezung.)

Die Canoniker, von denen Barras — der freundliche, herzliche Reisende des Hospizes — mein alter, lieber Gastfreund ist, fand ich ganz dieselben, wie vor zwei Jahren: offen, gastlich, zuvorkommend gegen Jedermann, selbst gegen die unleidlichen jungen Travellers und Touristen, welche hieher kommen, mehrere Tage da bleiben, unbändig essen und trinken, kein Wort mit den „Herren“ reden und endlich wieder abziehen, ohne diesen nur ein kleines Wort des Dankes zu sagen für so viel Gastlichkeit und Freundlichkeit.

Ein aufmerksamer Blick in das innere Leben der Canoniker zeigt, daß es ihnen gar nicht übel geht, ja sogar recht gut in Vergleich mit andern Cönobiten. Jeder — ihrer sind jezt zwölf — hat sein reinliches, trauliches, sorgfältig durch doppelte Holztäfelung der Wände und durch doppelte Fenster gegen die Kälte geschüztes, überdies durch Ofen und Calorifére geheiztes Zimmerchen mit Schreibschrank, Tisch, Stühlen, Schränken und gutem Bette. Neben ihren sehr mäßigen kirchlichen Verrichtungen können sie sich mit Literatur und Wissenschaften beschäftigen, wozu eine ansehnliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet und ein physikalischer Apparat zu ihrer Disposition stehen. In ihrem wohlausgetäfelten, immer geheizten, comfortablen Refectorium, das ihnen zugleich zum Sprach- und Versammlungszimmer dient, finden sie einen guten nahrhaften Tisch mit Wein. Wenn Fremde da sind, so essen der Prior und Barras am großen Tisch und machen da mit vielem Anstand und Anmuth die Wirthe. Außerdem aber beschäftigen sie sich in ihren Zimmern mit Studiren und naturhistorischen Arbeiten, mit meteorologischen und andern physikalischen Beobachtungen, denn für astronomische ist der Horizont zu eng, da das Hospiz auf einem von hohen Bergen umgebenen Col liegt.

Ich habe oft wiederholen hören, der St. Bernhard sey ein wegen seiner Kälte die Gesundheit zerstörender Aufenthalt, die Canoniker altern früh und müssen schon nach zehn Jahren wieder in die Ebene versezt werden, wo sie für ihre großen Anstrengungen Pfarreien in Wallis erhalten. Ersteres ist abermals ein Irrthum, denn das Klima muß hier oben sehr gesund genannt werden, zwar nicht für Lungensüchtige und andere Kranke, wohl aber für kräftige Männer, deren physisches Wohlseyn hier oben in der reinen Bergluft, gegen Kälte gehörig geschüzt, immer zunimmt. Barras, der die Einsammlungen in der Schweiz für das Hospiz macht, desgleichen der Prior, haben mich versichert, daß sie seit länger denn zwanzig Jahren hier oben seyen, in Wallis gute Pfarreien haben könnten, aber in der Ebene, sogar in Waad, Bern und Genf nicht leben könnten, weil ihnen nur hier oben ganz wohl sey; schon nach einigen Wochen Aufenthalt in der Ebene, selbst im Winter, werde ihnen das Athmen schwer und sie müssen wieder hinauf in ihre Heimath. Alle Canoniker sehen auch aus wie das Leben, sind voll Gesundheit, Heiterkeit und Kraft, ebenso die Maronniers, denen auch hier oben wohler ist als in der Ebene, aus der sie stammen. Mit den Hunden ist's eben so: nichts Kräftigeres, Lustigeres und Muthvolleres als diese Thiere; ja ihr Geruch wird hier oben noch feiner, denn man hat mich versichert, daß, wenn sie mit einem ihrer Herrn unten im Land sind, in Aosta oder in Wallis, sie Jeden, der auf dem St. Bernhard im Hospiz gewesen ist, am Geruch erkennen, ihm als altem Bekannten schmeicheln, während sie mit großem Ernst an allen andern vorübergehen, die nicht oben gewesen. Auch die Sinne der Menschen schärfen sich hier, besonders Gesicht und Geruch.

Die Antiken- und Münzsammlung im Nebenzimmer des Fremdensalons hat um Einiges zugenommen. Römische Kaisermünzen werden auf der Stelle des Jupiter-Penninustempels noch oft gefunden. Die lezte war ein kupferner Diocletian. Unter den Bronzen ist noch immer der kleine Herkules Penninus und das kleine Basrelief am merkwürdigsten, auf dem in guter Arbeit ein Maulesel vorgestellt ist, der, mit zwei Fäßchen beladen, gerade so aussieht und auch so gezäumt ist, wie die heutigen. Die Herren werden wohl thun, von den Alterthümern alles Moderne und auch alles Antike auszuscheiden, was nicht auf Ort und Stelle selbst Bezug hat, oder da gefunden worden ist. Von Kupferstichen oder sonstigen Kunstsachen ist in den lezten Jahren nichts Bedeutendes hergeschenkt worden. Das Vorzüglichste stammt von Engländern, die auch den St. Bernhard unter allen Nationen bei Weitem am häufigsten besuchen und seine Gastlichkeit in Anspruch nehmen, versteht sich, die Arbeitsleute aus Piemont und Wallis ausgenommen.

von denen jährlich acht- bis zehntausend hinüber- und herüberwandern. Engländer füllen auch den bei Weitem größten Theil des Fremdenbuchs mit ihren Namen, machen aber dabei weniger Exclamationen, Phrasen und Verse. Dies lassen sich die Franzosen nicht nehmen, und von ihnen stammen auch oft ganz unpassende Bemerkungen, z. B. über den Vorzug der katholischen Religion vor der protestantischen, zu denen dann wieder andere Franzosen Randglossen gemacht haben. Den braven, bescheidenen, Maaß und Wahrheit über Alles liebenden Hospitalitern ist solche Art bei ihrem stillen, friedlichen und glanzlosen Wesen sehr fatal, zumal die Schreiber mit dergleichen Ansprüche auf Anerkennung und Dank machen.

Wiewohl es mich sehr glücklich machte, in den vierzehn Tagen meiner Gebirgswanderung kein Wort von Politik zu hören und keine Zeitung zu sehen, so wollte ich doch die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, mich hier über die behauptete Theilnahme der Canoniker an den Unruhen in Unterwallis zu erkundigen. Darüber erfuhr ich nun Folgendes. Das Hospiz besizt in Wallis eine Menge Pfarreien, die von ihm abhängen und von ihm besezt werden. Bei dem augenscheinlichen, höchst nachtheiligen Einfluß des französischen und schweizerischen Radikalismus auf Erziehung und Sitten, hielten es jene Pfarrer natürlich für ihre Pflicht, sich dem von Waad und Bern ausgehenden, besonders von Monthey her verbreiteten Radikalismus nach allen Kräften zu widersetzen. Dadurch erwarben sie sich neuen Anspruch auf den Dank des Landes und aller Gutdenkenden.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Marx, Professor der Physik zu Braunschweig, kam nun auf den Einfall, bei einer solchen „geschlossenen Kette," statt des flüssigen Wassers, gefrornes anzuwenden, indem er die Platten von heterogenen Metallen auf einem Eisblock anfrieren ließ. In diesem Zustande nun wirkte der Schließungsdraht gar nicht auf die Magnetnadel, obwohl das Eis, zu Steigerung der Leitungsfähigkeit, mit Salzsäure ganz durchfeuchtet wurde. Eis besizt also eine merkwürdige isolirende Eigenschaft, indem es die elektrische Strömung in der Kette, wovon, wie gesagt, die Wirkung abhängt, unterbricht. Es würde interessant seyn, zu erfahren, welcher Erfolg einträte, wenn man statt wirklichen Eises nur möglichst erkältetes Wasser nähme, und ob jener Erfolg also von der Aggregationsform oder bloß von der Temperatur abhängt; und Referent wünscht, seine Leser zur Anstellung dieses Versuchs zu veranlassen, zu welchem er, wie leicht und einfach derselbe auch ist, doch jezt selbst keine Zeit hat. Auf ein großes Gesetz der gegenseitigen Abhängigkeit von Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus scheint der wichtige Versuch von Marx unter allen Umständen wieder hinzudeuten.

Die Betrachtung dieser vier großen und geheimnißvollen Naturkräfte: Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus, welche wahrscheinlich bei allen atmosphärischen Prozessen, und also auch bei der Witterung, eine Hauptrolle spielen, führt mich auf die regelwidrige diesjährige Witterung, bei welcher ich mich in meiner langjährigen Erfahrung vergeblich nach einem zweiten Beispiele umsehe. In der Breite z. B., in welcher ich lebe (53° nördl.), ist es Regel, daß Dürre und zehrende Ostwinde vor Johannis, nach Johannis aber häufige Regen eintreten, wogegen in diesem Jahre gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Zugleich aber zeigt die Atmosphäre eine ganz besondere Neigung zu außergewöhnlichen Meteoren, und Mondregenbogen und Nebensonnen, welche man sonst als Seltenheiten betrachtet, sind häufig. Die Ungewöhnlichkeit der Mondregenbogen namentlich rührt daher, weil es sich selten trifft, daß es, während der Mond, bei nicht zu hohem Stande, welcher, der Theorie des Regenbogens gemäß, nicht über 42 Grad betragen darf, hell scheint, auf der entgegengesezten Seite stark regnet. Auch sind dergleichen Mondregenbogen in der Regel viel blasser, als die gewöhnlichen, durch das Sonnenlicht veranlaßten Regenbogen, welcher Umstand ganz einfach davon herrührt, daß das Mondlicht so unendlich schwächer als das Sonnenlicht ist. Es mußte daher Verwunderung erregen, als am 15ten Juni d. J. zu Breslau, kurz vor Mitternacht, ein sehr glänzender Mondregenbogen beobachtet wurde, welchem sogar der gewöhnliche Begleiter der Sonnenregenbogen, ein zweiter, schwächerer, farbiger Bogen, nicht fehlte, und man schloß daraus mit Recht auf ein ganz eigenthümliches atmosphärisches Verhalten. Wenige Tage nachher, am 19ten Juni, Abends um 7½ Uhr, wurde ebendaselbst auch das glänzende Phänomen zweier Nebensonnen beobachtet, eine Erscheinung, welche mir immer um so merkwürdiger vorgekommen ist, da derjenige unserer Naturforscher, der sich am meisten damit beschäftigt hat, der kürzlich verstorbene wackere Brandes zu Leipzig, bescheiden eingesteht, daß er sie gar nicht recht zu erklären wisse. Bei dem dieswaligen Vorkommen derselben bildete sich um die Sonne plözlich, genau 12 Grad koncentrisch von ihrer Scheibe abstehend, ein lichter Kreis, dessen glänzende Strahlen sich hoch in die Bläue des Himmels verliefen.

Auf einmal löste sich dieser Glanz zu zwei Nebensonnen auf, welche rechts und links der wahren Sonne im siebenfachen farbigen Lichte prangten, und, obwohl allmählich an Glanz abnehmend, fast eine Stunde lang zu sehen waren. Ich muß hiebei noch anführen, daß der bekannte Optiker Frauenhofer auch mit einer Erklärung dieser und ähnlicher Meteore beschäftigt gewesen ist. Er bemerkt, daß man, durch ein Gitter von horizontalen Fäden sehend, ebenfalls Nebensonnen gewahre, und daß also eine gewisse bestimmte Lage der Dunstkügelchen in der Atmosphäre zu derselben optischen Täuschung Veranlassung geben können. Es muß den Lesern überlassen bleiben, sich eine solche gitterartige Vertheilung von Dunstkügelchen in der Atmosphäre zu denken. Auch ist der Vorgang selten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Musikfest.

Endlich ward zum Hafen hinausgefahren. Hundert buntgeschmückte kleine Barken zogen vor uns her, hundert folgten nach, wie plätschernde Tritonen um Poseidons mächtigen Seewagen. Aber es waren doch viel weniger, als bei dem gleichen Fest vor acht Jahren. Auf den Festbarken, die wir zogen, waren die Herren und Damen der Musikgesellschaft und des Konzerts im Puy, zwischen ihnen herumeilend die Cavaliers mit ihren helvetischen Bänderrosen, und vom Himmel der größten Barke ließ sich unsere, durch Sabons Bemühung gut gewordene Militärmusik vernehmen. Es war fast fünf Uhr; die dem Jura zugewendete Sonne ließ mit ihrer Hitze etwas nach; die beiden Ufer lächelten sich mit ihren Buchten, Gärten, Baumgärten und Landhäusern als alte Bekannte zu, das südliche war aber schöner, denn es trat nun immer mehr ins Abendlicht und breitete seine reizenden Schatten aus; darüber her ragten die röthlichen savoyischen Voralpen und über ihnen die ewigen Giebel des uralten Gletscherhauses, deren Schneelicht wie eine Braut gegen Abend hin immer mehr errötbet. Nach einigen Umfahrten brachten die Dampfboote die Festbarken an's Ufer, denn auf Bartholony's schönem Landsitz wurde der ganzen Musikgesellschaft und vielen dazu Eingeladenen eine Soirée gegeben. Bald waren die Rasenabhänge, Terrassen, Lauben und Gänge des feenartigen Gartens voll bunter, gepuzter Gruppen, und in den prächtigen Sälen und Gemächern der Villa, an den Marmorstatuen im Garten und im Innern gingen viele einfache Schweizer herum, staunend, daß lediglich Papier, Glück im Papier solch goldene, krystallene und marmorne Herrlichkeit hervorbringen könne. Später, als es dunkel geworden, folgte ein artiges Feuerwerk mit keck aufschießenden Raketen und silbernen Leuchtkugeln. Von mehreren pfeilschnell in einiger Entfernung von dem Landsitz herumkreuzenden Schaluppen wurde auf die flackernden und leuchtenden Fragen flackernd und leuchtend geantwortet. Nichts ist lieblicher, als beim Aufgang eines Strahls aus der Nacht die vielen großen und kleinen Barken hervortreten und die fliegenden Sterne, Sternhaufen und Kometen sich zitternd im Wasser abspiegeln zu sehen. In den Bartholony'schen Sälen ließ der auch in Deutschland hinlänglich bekannte Drouet seine Zauberflöte und seine deutsche Frau ihren schönen Gesang hören. Bei der Heimfahrt gegen zehn Uhr sahen wir viele am See liegende Gärten und Landhäuser, desgleichen die Häuser am Kay festlich erleuchtet. So endigte der erste musikalische Feiertag.

Am 24sten war das große Konzert in St. Peter, unserer Hauptkirche. Da, wo seit dem strengen, unduldsamen Calvin immer nur klangs- und farbloser Protestantismus zu Hause war, herrschte heute der herrlichste Tondichter der katholischen Kirche, Beethoven, dieser Titan, der mit seinen Akkorden nicht den Himmel stürmt, sondern ihn aus den Wolken, in denen er selbst haust, auf die Erde herabzwingt. Das Orchester bestand aus dreihundert Sängern und Sängerinnen mit hundertundfünfzig Instrumentalisten, großentheils Genfern. Vor acht Jahren waren die Singstimmen nicht so zahlreich, aber gewählter und durch viele schöne Talente ausgezeichnet; es nahmen hauptsächlich Frauen und Mädchen aus unsern ersten und gebildetsten Familien Antheil. Diesmal war es anders. Durch Kauperts sogenannten Chant national ist der Gesang popularisirt worden, er ist auch in die untern Stände gedrungen, und da diese bald mit der ihnen eigenthümlichen Weise die Ueberzahl bei den Konzertproben bildeten, so zogen jene Familien ihre Töchter und Frauen zurück, was ich eben nicht billigen will, was ich aber natürlich finde und was dem ganzen Fest viel von seiner ehemaligen guten Haltung genommen hat. Die Sängerinnen waren alle weiß gekleidet, mit langen Schleiern. Die Ankunft dieses Zugs singender Schwäne gewährte in der ernsten Kirche einen schönen Anblick, zumal sich hinter ihnen die großen Glasfenster mit ihren Heiligen und Rittern in brennenden Farben erhoben. Das Orchester war gut und malerisch vertheilt und stand unter der Leitung unsers Musikdirektors Block. Bis auf einen lächerlichen Mißgriff hatte man nur den Werken großer deutscher Tonsetzer hier eine Stelle vergönnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 190:

Trug. Druck.

Hart und Weich.

Vorn und hinten hart,
Steigt es aus der Erde,
Daß gerötbet werde,
Was sonst bleicher war.

Vorn und hinten weich,
Dringt es in die Erde,
Daß gebleichet werde,
Was sonst röther war.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. August 1834.

Herrlich vor Tausenden mußte dies heute dem Wanderer erscheinen,
Der sich auf Alpenschnee noch gestern im Nebel verlor.

Matthisson.

Das Hospiz auf dem grosen St. Bernhard. Im Juli 1834.

(Beschluß.)

Während meines diesmaligen Aufenthalts auf dem St. Bernhard traf ich mit keinem ausgezeichneten Reisenden zusammen. Die meisten waren Engländer, unter denen ich mich der Bekanntschaft eines gar unterrichteten, liebenswürdigen Mannes von einem gewissen Alter erfreute. Unterrichtet, aber nicht liebenswürdig war auch eine englische Dame, die par monts et par vaux botanisiren ging, halb Männerkleider trug, einen sehr hübschen Bedienten in Livree bei sich hatte, eine Reitpeitsche manipulirte, überlaut in groben Gurgellauten sprach und Spirituosa trank wie ein ungarischer Husar. Einige ihrer Landsleute, mit denen sie ein Gespräch anknüpfen wollte, wichen ihr einsolbig aus. Die Küche des Hospizes schien weit unter ihrer Erwartung, dem trefflichen Astiwein sprach sie jedoch stark zu.

Ich schlug den Canonikern vor, durch eines der würdigsten Glieder ihres Ordens Sammlungen in Deutschland für ihr Hospiz zu machen, wozu gewiß unsere Fürsten, Fürstinnen und alle wohlhabenden Stände mit Freuden beitragen würden. Sie lehnten dies aber mit der Bemerkung ab, das Vermögen des Hospizes und die Einsammlungen in der Schweiz, besonders in Bern, Waad, Wallis und Genf, genügen ihnen für ihre bescheidenen Bedürfnisse, da für lange hinaus kein Bau mehr vorzunehmen sey, auch sonst keine außerordentlichen Ausgaben vorlägen. Sie rühmten dabei das Wohlwollen des jetzigen Königs von Sardinien gegen ihr Haus, und ich sah später in den weiten Magazinen eine Menge Säcke Reis und Mais, die Karl Albert hieher geschenkt hat. Aus den Bergdörfern, deren Einwohner immer herüber und hinüber gehen und dabei im Hospiz einsprechen, werden, wie ich selbst sah, Ziegen, Kälber und andere Lebensmittel als freiwillige Gabe dem Hospiz dargebracht. Jeder bedürftige Reisende bekommt nicht nur sein gutes Nachtlager, reichliche Nahrung mit Wein, sondern, im Fall der Noth, auch Schuhe, Strümpfe und andere Kleider mit einem Zehrpfennig. Zu diesen großen Vorräthen sind weite Magazine unter dem Dach vorhanden, in der Nähe der ungeheuren Schlafsäle der Reisenden, wo ich an einem Abend dreihundert und dreißig zählte. Der Bau des Dachstuhls am Hauptgebäude ist sehr merkwürdig wegen seiner Stärke, Festigkeit und Geräumigkeit, deßgleichen das Dach selbst. Es besteht, um den hier so furchtbaren Stürmen und Schneewehen keinen Zugang und auch nicht die geringste Oeffnung zu lassen, aus genau in Kitt eingelassenen Schieferplatten und

darüber aus Dachziegeln, die beide im Innern sorgfältig mit Kalk verschmiert sind.

Italien so nah, das ich seit acht Jahren nicht mehr gesehen, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, wenigstens in das schöne Aostathal hinabzusteigen, zur Abwechslung mit der grandiosen und kühnen Alpennatur in Savoyen und der Schweiz. Ich verließ also den St. Bernhard an einem schönen Morgen. Barras begleitete mich mit drei Hunden bis zur Vertiefung des Jupitertempels. Dieser südliche Bergabhang hat wirklich etwas Zauberisches. Während bei Liddes auf der Nordseite nur noch Nadelholz fortkommt, das bei St. Pierre (4890′) schon krüpelhaft wird, beim Hospital aber auch nicht einmal ein kleiner Strauch wächst, fängt am südlichen Abhang schon bei St. Oyen (4898′) der Oelbaum an und bald darauf alle seine italienischen Gevatterbäume. Die Vegetation wird immer reicher, üppiger und prachtvoller, es kommen Exemplare von duftenden Nußbäumen vor, wie ich sie noch nirgend gesehen. Es beginnt nun der Bau des Weinstocks an kleinen weißen Säulen, an denen er sich hinaufrankt und dann mit dem Nachbar Kämmerchen bildet, auch mit ihm hoch über Weg und Steg läuft, von Baum zu Baum, von Haus zu Haus. Diese Laub- und Laubenarchitektur ist unendlich reizend und bringt gar anmuthige, immer wechselnde Lichteffekte hervor. Bei Signaye begegnete mir eine schöne junge Frau auf einem Maulesel, den ihr Mann führte; sie hatte auf genuesische Art die blendendweiße Mantilla um Kopf und Schultern und hielt vor sich ihr Kind an der blühenden Brust. Es fehlte also nichts zur Madonna. Bald darauf lag das ganze herrliche Thal mit seinen schön gezeichneten Bergen und Gründen, mit seiner freundlichen Stadt, seinem reichen, schwellenden Grün, und oben als Hüter des Hortes der weiße Velan mit seinem ewigen Schneehaupte vor mir.

Trotz der unerträglichen Hitze, trotz der mich in den Straßen anbettelnden, heftig gestikulirenden, grunsenden und geifernden Cretins ging ich doch in Aosta wieder zu den römischen Alterthümern, die ich früher einmal flüchtig im Regen gesehen hatte. Ich fand sie im goldnen Sonnenschein viel bedeutender als damals. Augusts Triumphbogen imponirt besonders durch Reinheit und Schönheit der Verhältnisse, trotz der Armuth seines Materials. Kein Triumphbogen Roms kommt ihm hierin gleich. Ueberdies ist er sehr gut erhalten und die Akanthusblätter der korinthischen Säulen an den Ecken springen noch so scharf hervor, als wenn sie gestern erst fertig geworden wären. Thor, Brücke, Amphitheater, Souterrains und die großen Mosaiken in der Kathedrale zogen mich dagegen nicht sehr an; dergleichen wird anderswo besser gefunden. Warum verderbt doch die Polizei den schönen Triumphbogen durch ihre oft wiederholten ungeheuern Inschriften zum Verbot der ordures? Will sie vielleicht damit sagen, daß der ganze römische Triumph über die braven Salasser eigentlich eine ordure war? — Sehr lobenswerth fand ich zweierlei in Aosta: den Polizeikommissär Bianchi wegen seiner Höflichkeit bei aller Genauigkeit und politischen Umsichtigkeit, wie denn überhaupt sardinische Polizei und Douaniers auf diesem Weg sehr artig und billig sind. Gleichfehr lobe ich mir Matheys, des wackern, freundlichen Waadländers Gasthof (écu neuf), wo ich Alles gut, reichlich und für geringen Preis fand.

Am folgenden Tag kehrte ich auf den St. Bernhard zurück, und in diesem Augenblick bereite ich mich, das in so vieler Beziehung anziehende Hospiz zu verlassen und seinen trefflichen, freundlichen Männern Lebewohl zu sagen, so auch Dir, lieber Leser. Dr. Mr.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Indeß erzählen die Mémoires de l'académie de Paris für 1722, daß man am 21sten Oktober gedachten Jahres daselbst, Abends nach einem warmen Tage, ebenfalls drei gut begrenzte, glänzende Sonnen wahrgenommen habe, von denen die mittlere die wahre war. Sie gingen der Reihe nach unter, und als die dritte allein noch über dem Horizont stand, erschien sie so hell, daß man sie für die wahre hätte halten mögen. Alle Gegenstände sahen im Scheine dieser drei Sonnen ganz feurig aus, ein Umstand, auf den Frauenhofers Theorie gleich gar nicht zu passen scheint. Unsere Kenntniß von den verschiedenen Lichtbrechungen in der irdischen Atmosphäre ist wirklich noch sehr unvollkommen. In Poggendorfs Annalen, II. 440, wird noch ein Beispiel einer Beobachtung von sieben Nebensonnen auf einmal angeführt, welche, vier an der einen, drei an der andern Seite, ebenfalls horizontal neben der wahren Sonne standen. Wie kann es nun, nach denselben optischen Prinzipien, gar damit zusammengehangen haben?

Außer den angeführten Meteoren aber ist dieses Jahr im Februar an mehreren Orten Schlesiens ein Nordlicht, und zu Berlin kurz vorher ein Sonnenfleck beobachtet worden, welchen man auch auf der Breslauer Sternwarte wahrgenommen hatte. Gerade aber in der Gleichzeitigkeit so vieler merkwürdigen Erscheinungen, bei dem gleichzeitigen auffallenden Witterungscharakter dieses Jahres, liegt das Beachtenswerthe, und man kann sich fast nicht enthalten, einen

großen, geheimen Zusammenhang zwischen diesen Umständen zu ahnen. Ueberhaupt hat man beobachten können, daß die alten Witterungsregeln, wie sie sich seit der Zeit, da Virgil seine Georgica schrieb, also seit fast zweitausend Jahren, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben, schon lange nirgend mehr recht passen wollen. Besonders augenfällig ist eine gewisse Verfrühung der Jahreszeiten in unsern Gegenden: der Februar hat den Charakter des März, der März den des April u. s. w. angenommen, und die größte Hitze, die man sonst naturgemäß in der lezten Hälfte des Juli und im August erwartete, tritt jezt regelmäßig mit oder gar vor dem Solstitium des Krebses ein. Bringt man damit den Umstand in Verbindung, daß jezt in den Tropengegenden Dämmerungen beobachtet werden, welche sich dort sonst nie zeigten; daß ferner aus der südlichen und nördlichen Polarzone ungeheure Eismassen bis in Breiten hinabtreiben, wo sie früher niemals erblickt worden sind, tausend anderer ähnlichen Anomalien vom sonstigen vermeinten Normalgange der Natur gar nicht zu gedenken, so fühlt man sich fast gezwungen, eine vorgehende Veränderung im Prozesse des Erdlebens und dessen verschiedenartigen Aeußerungen anzunehmen. Ich wähle den Ausdruck Erdleben ausdrücklich, um damit eine Ansicht der Naturforschung zu bezeichnen, welche dem Erdkörper, ohne in der Vergleichung desselben mit dem, was wir gemeinhin lebende Wesen nennen, zu weit zu gehen, doch allerdings gewisse lebendige Kräfte, z. B. der selbstthätigen Wärmeentwicklung in seinem Innern, der Ausstrahlung derselben nach bestimmten Punkten vorzugsweise vor andern u. s. w. beilegt. Ich halte dafür, daß diese Veränderungen in der Lebensthätigkeit der Erde an sehr lange, aber bestimmte Perioden gebunden sind, und die Erhaltung eines Normalzustandes, welcher zwischen gewissen unübersteiglichen Grenzen eingeschlossen ist, bezwecken. Könnte z. B. das Eis fortfahren, sich in den Polarregionen oder auch nur in den Gletschergefilden der Schweiz fort und fort unbegrenzt aufzuhäufen, so müßte daraus eine, das Gesammtleben der Erde beeinträchtigende Folge hervorgehen. Es muß also in der Oekonomie dieses von uns sogenannten Lebens der Erde von Anfang an darauf Rücksicht genommen seyn, daß periodische Crisen eintreten, welche solchen und ähnlichen normalwidrigen Zuständen vorbeugen, und ich nehme zum Schlusse des gegenwärtigen Aufsatzes keinen Anstand, mich dahin zu bekennen, daß ich die besondern Witterungsanomalien der lezten Jahre für die Einleitung zu einer solchen Crisis halte.

Das Schiffermädchen vom Königssee.

Die Haare schwarz, die Wangen braun,
Der Mund gar roth und klein,
Es ließ ihr höhnisch Lächeln schaun
Der Zähne Elfenbein.

Im Regen stand sie rudernd da,
Ihr Auge, kalt und keck,
Halb spöttisch, halb ergrimmt, besah
Die Männer im Verdeck.

Mit wilder Schmähworte Fluth —
Zu hören war's ein Graus! —
Goß sie aus ihrem Männerhut
Das Regenwasser aus.

Sie saß beim Ofen im Quartier
Mit triefendem Gesicht;
Wir boten ihr vom Brod und Bier —
Sie sprach: mich hungert nicht!

Es litt sie nicht im Zimmer lang,
Zum Wasser hin sie's rief,
Daß rasch sie auf vom Ofen sprang
Und in dem Schiffe schlief.

Zum Ruder dann sie wieder griff
Mit Händen, kalt wie Schnee,
Und lenkte ohne Rast das Schiff
Durch den smaragdnen See.

Dann sprang sie hastig aus dem Kahn,
Sie sprach kein freundlich Wort,
Sie sah mit keinem Blick uns an
Und eilte trotzig fort.

Die Schiffermaid vom Königssee
Ist wohl kein Königskind,
Ist scheu gleich einem wilden Reh
Und kalt, wie Nixen sind.

G. Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sicilien. *)

Besteigung des Aetna.

Nicht leicht werden Besteiger des Aetna von den Umständen so begünstigt worden seyn wie wir, und dies veranlaßt mich, mit Uebergehung des schon oft Beschriebenen, eine kurze Schilderung meines Unternehmens zu geben.

---

*) Der Reisende, dem wir diese Briefe verdanken (J. C. Fehr), wird seine Reise unter dem Titel: Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden, zu St. Gallen drucken lassen.

Nachdem wir in dem Dorfe Nicolosi die größte Hitze vorbeigehen lassen und uns inzwischen zu unserer bevorstehenden mühsamen Reise gestärkt hatten, traten wir dieselbe, von dem herrlichsten Wetter begünstigt und von zwei kräftigen Führern begleitet, wohlgemuth an. Ueber eine Stunde lang ritten wir auf Lavaboden, dann erreichten wir die mittlere oder waldige Region, welche auf dieser Seite mit Eichen und einigen Buchen bedeckt ist, die zusammen einen ganz ordentlichen Wald bilden. Wie bekannt, lieferte Aetna's waldige Region ehemals viele Tannen und Pinien, denn der ältere Dionysios holte die Hälfte seines benöthigten Schiffsholzes daher. Diese Forsten müssen aber schon zu Diodors Zeit stark eingegangen gewesen seyn, indem dieser Schriftsteller ausdrücklich bemerkt, daß zu Dionysios Zeit hier häufig Pinien gestanden haben. Indessen muß der Aetna doch zu König Hiero II. Zeit noch reich an Nadelholz gewesen seyn, weil dieser König zum Bau jener ungeheuern Galeere alles benöthigte Holz aus diesen Waldungen bauen ließ. Wechselnde Höhen und Thäler, der Wald, der Vollmond zu unserer Linken und große Dampfwolken des Kraters zu unserer Rechten gaben dieser Nacht Schönheiten, welche nur auf diesem Berge so vereinigt anzutreffen, allein auch auf diesem gewiß äußerst selten sind. In keiner Nacht sah ich den Mond so schön und niemals die Sterne so hell, wie in dieser hohen und reinen Luft. Weit leuchtete der Mond über das silberhelle Meer hin. Mit der Sicherheit der Gemse kletterten die Maulthiere über ungeheure Lavaklippen. Bald waren wir im Innern der Waldregion angekommen, wo die schauerlich dunkle Lavaschicht von 1766, furchtbar wie ein erstarrtes Meer, noch ganz mit aufgerichteten Wellen, zu unserer Seite lag. Wir waren noch nicht bis an das Ende des Waldes gekommen, als sich ein schneidender Wind erhob, der bald in einen Sturm ausartete und uns dergestalt erstarrte, daß wir bei dem schnellen Wechsel der Temperatur sehr froh waren, am Ende der Waldregion die sogenannte Ziegenhöhle zu erreichen. Sie besteht bekanntlich in nichts Anderm, als einer tiefen Wölbung überhangender Lava. Bald loderte ein helles Feuer in dem düstern Gewölbe, das für unsere erstarrten Glieder eine große Wohlthat war, und nun setzten wir uns zu einem frugalen Nachtmahl nieder. Wir waren dabei um so besserer Laune, als wir den Rauch immer ganz senkrecht aus dem Krater in den schwarzblauen Nachthimmel emporsteigen sahen, und daher mit Zuversicht auf das Gelingen unsers Unternehmens rechnen durften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf. Juli.

(Fortsetzung.)

Das Musikfest.

Das Konzert begann mit dem Allegro von Beethovens heroischer Symphonie, das brav und kräftig ausgeführt wurde. Hierauf folgte Beethovens herrliche Messe (Op. 123), von der aber durch eine nicht ganz verständige Hand Einiges weggeschnitten worden war, was Kundige ungern vermißten. Man sollte doch nur mit Bangen und Zagen an solche Verstümmelungen gehen, wo unzertrennbare Ideen und Folgesätze von einander gerissen, so wie ungleichartige an einander gerieben werden, die oft so wenig an einander passen, als der Bruch ungleich gespaltener Edelsteine. Das kurze Kyrie war ganz geblieben, vom Gloria aber fiel der Schluß weg, der in einer herrlichen Doppelfuge besteht, die freilich sehr schwer ist. Das Credo endigte mit ante omnia saecula; das kurze et incarnatus war ganz geblieben, das wundervolle et resurrexit schloß aber schon in der Mitte mit filioque procedit. Das Sanctus blieb zum Theil weg, eben so Vieles vom Agnus. Diese so inhaltreiche, aber schwere Musik ist im Ganzen recht lobenswerth ausgeführt worden, was nicht immer von angestellten, besoldeten Musikern geschieht, und daher von bloßen Liebhabern um so mehr gerühmt werden muß. Von den dreihundert Sängern und Sängerinnen, von den Tausenden von Zuhörern in der Kirche haben freilich nur sehr Wenige den ernsten, großartigen, kolossalen Beethoven verstanden, da ihr Kunstsinn bisher nur mit Rossinischem, Aubertschem u. s. w. Eingemachten und Zuckerwerk genährt worden ist, wodurch sie sich für lange den Magen verdorben. Man hörte also auch die kauderwälschesten Urtheile und Meinungen über den großen Meister, dem man oft nur darum einiges Verdienst ließ, weil er jetzt in Paris stark Mode ist. „Dort muß man es doch wissen.“ Andere behaupteten steif und fest, es könne doch nicht so viel an ihm seyn, da er in einem so despotischen und inkonstitutionellen Staat wie Oesterreich gelebt habe. Einem radikalen Journal war es sehr verdrießlich, daß in der reformirten St. Peterskirche eine katholische Messe gegeben worden sey. — Auf die Beethovensche Messe, die den ersten Theil des Konzerts beschloß, folgte zum Beginn des zweiten der Trauermarsch aus seiner heroischen Symphonie, den B. auf den Tod des Prinzen Louis von Preußen komponirt haben soll. Dieses tiefempfundene, seelenvolle Werk wurde durchaus gut ausgeführt. Ein unbegreiflicher Mißgriff war es aber, zwischen Beethoven und Mozart, zwischen diese beiden größten musikalischen Schöpfer, einen religiösen Hymnus einzuschalten, den Herr Graff, Musikhändler in Genf, komponirt hat. Wir besitzen von ihm mehrere recht hübsche Romanzen, aber weiter nichts. Graff hätte sich *selbst mit* Händen und Füßen gegen diesen großen Irrthum stemmen und sich neben jenen Heroen unheimlich fühlen sollen, wenn die französische Süffisance und Eitelkeit nicht über Alles ginge. Diese Hymne du soir dans les temples, zum Theil in schöner Dichtung von Lamartine, konnte allenfalls in einem wohlwollenden Familienkonzerte Platz finden, nicht aber hier, wo sie allen Musikkennern ein hors d'oeuvre schien. Wie herrlich, obgleich zart, duftig und wolkenumflort, klang uns hierauf das Ave verum von Mozart in's Herz! Schade nur, daß es so kurz ist. Zum Schluß kam die religiöse Hymne, welche unser Carl Maria von Weber der helvetischen Musikgesellschaft gewidmet hat. Dieser Verein legte aber so wenig Werth darauf, daß er — ohne selbst eine Abschrift zurückzubehalten — das Original (!) dem Musiker Dolmann in Basel lieh und wahrscheinlich vergaß, denn dieser lieh es vor seinem Tode weiter nach Mannheim und es kam hierauf ganz abhanden. Durch die Bemühungen unsers lutherischen Pfarrers Wend aus Dresden bei Webers dort lebender Wittwe, war diese so glücklich, eine Abschrift dieser Hymne unter Webers hinterlassenen Papieren aufzufinden; sie hatte auch die Güte, solche mit einem sehr verbindlichen Brief einzusenden. Die schöne deutsche Dichtung des Originals erschien hier in matter französischer Uebersetzung. Diese konnte aber über der herrlichen, seelenvollen Komposition leicht vergessen werden; besonders sprach uns darin der vierstimmige Choral wie eine Geisterstimme aus der Vorzeit an. Die Ausführung war untadelhaft.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. August 1834.

Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte.

Goethe.

Der Gaucho.

Eine Erzählung.

Die folgende Geschichte mag Bewohnern civilisirter Länder unglaublich vorkommen; wer aber in der Mitte barbarischer Völker gelebt hat, wird diese Greuel in der Ordnung finden. Der Indier versteckt sich hinter einen Baum, um seinen Feind meuchlings niederzustrecken, der Türke erwürgt ihn im Schlaf, der wilde Amerikaner schlizt seinem Beleidiger auf der Stelle den Bauch auf; der Europäer, mit seiner Urbanität, fordert einen, vielleicht seinen Freund, zum Zweikampf, tödtet ihn nach den Regeln der Kunst oder zerschmettert ihm das Gehirn auf einen halben Schritt, und geht von dannen, ohne Reue, mit dem Gefühl ehrenvoll geübter Rache. Welche von diesen Methoden ist die beste? Doch dies gehört nicht hieher.

Ich wurde vor etwa drei Jahren mit einem jungen Engländer, Namens Ord, bekannt, der von seinem Vater bedeutende Güter in Westindien geerbt und sie in Besiz genommen hatte. Bald verband uns die innigste Freundschaft; es war ein schöner, offener Charakter mit einem leichten Anflug von Schwärmerei, die sich schon in seinen edeln Gesichtszügen aussprach und ihn zum unerschrockensten Menschen von der Welt machte. Er war ein leidenschaftlicher Seemann und entschloß sich, eine Ladung, die er nach Buenos-Ayres schickte, selbst dahin zu begleiten, in der einzigen Absicht, die merkwürdigen Pampasebenen zu bereisen. Er beredete mich, ihn zu begleiten, und wir langten nach einer sehr angenehmen Fahrt am Ort unserer Bestimmung an. Unter den Empfehlungsbriefen, die Ord mitgenommen, befand sich einer an einen reichen spanischen Kaufmann, der ein Muster der Bildung und Höflichkeit seiner Nation war. Gleich beim ersten Besuch nahm er meinen Freund sehr gut auf, und von nun an brachten wir täglich einige Stunden in seinem Hause zu. Freilich fühlte sich Ord von einem mächtigen Magnet angezogen: Don Jose Maria Echivera hatte eine einzige Tochter, Donna Luisa, ein Mädchen, in dem sich Jugend, Schönheit und Seelenreinheit zu dem reizendsten Geschöpfe vereinigten. Gleich da sie uns vorgestellt wurde, konnte ich bemerken, daß sie auf meinen Freund einen starken Eindruck machte.

Sie war kaum sechzehn Jahre alt; aber eine sechzehnjährige Spanierin, und vollends im glühenden Amerika, ist unendlich mehr entwickelt als ein Mädchen gleichen Alters in unserm frostigen Klima, und aus Donna Luisas Augen blickte bereits jene sanfte Melancholie, die Vorläuferin und die Mutter der Leidenschaft. In der kleinsten ihrer Bewegungen spiegelte sich ihre Seele,

und nie in meinem Leben habe ich ein reizenderes weibliches Wesen gesehen. Gebildeter als ihre Landsmänninnen war sie eben nicht; für die Geistesentwicklung einer Spanierin geschieht nicht viel, allein in der Regel bedarf sie auch keines erworbenen Reizes. — Doch was verweile ich bei der Schilderung jenes entzückenden Geschöpfes, wie ich es aus den Tagen des Glücks und der Liebe vor der Seele habe! Wo ist sie jezt, die Unglückselige? Wir wollen hoffen, daß sie im Grabe ruht, daß der Tod sie vom gräßlichsten Loose befreit hat! Doch zurück zu meiner Erzählung.

Nicht lange, so vertraute mir mein Freund, er habe Donna Luisas Herz und Hand gewonnen; in einem Monat solle die Hochzeit seyn und sie dann mit ihm nach England zurückkehren. „Aber," sprach er, „bevor ich mich für das Leben binde, will ich erst noch einen Ritt im Galopp durch jene schönen Ebenen machen, ein Indianerleben führen, gedörrtes Büffelfleisch essen, vom Wasser der Wüste trinken, auf meinem Sattel schlafen, die Anden besteigen, und von ihrem Gipfel den großen Ocean erblicken. Don Jose verschafft mir die nöthigen Papiere, Sie begleiten mich, und wir reisen, sobald als möglich." Mit dem größten Vergnügen nahm ich seinen Vorschlag an; wir machten uns sogleich an die Zurüstungen zur Reise und ritten täglich weit hinaus, um uns an die Strapatzen in den Pampas zu gewöhnen.

Wenige Tage nach unserem Entschluß ging Ord eines Abends auf dem Platz Almeida mit Donna Luisa und ihrem Vater spazieren, da stieß ein Gaucho vom platten Lande, der betrunken schien, im Vorbeigehen das junge Frauenzimmer grob auf die Seite. Ord meinte, es sey absichtlich geschehen, und streckte den Menschen mit einem Faustschlag zu Boden. Blitzschnell zog der Gaucho ein Messer aus seinem Stiefel von Pferdehaut, strich es, als wollte er es wetzen, zwei, dreimal am Ferſen, drückte dann den Griff an seine blökenden Zähne und stürzte auf Ord los, indem er mit wilder Stimme rief: „Wollt Ihr mit der Klinge meines Messers Bekanntschaft machen!" Mein Freund war auf den Angriff nicht gefaßt, aber Don Jose warf sich mit einer Geistesgegenwart und einem Muth, die man dem alten Mann nicht zugetraut hätte, dem Mörder entgegen und gab ihm mit einem Stock, den er immer trug, einen Schlag auf die Hand. Der Gaucho sah seinen neuen Feind einen Moment an, dann hob er sein Messer auf, als wollte er es Don Jose geradezu in die Brust stoßen, senkte aber mit einemmale zuckend die Spitze und sprach in rauhem Kehlton: „Don Jose, Ihr seyd Eures Vaters Sohn, und zum zweitenmale schone ich Eures Lebens; aber nehmt Euch in Acht! aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Denkt an Leonardo, und der junge Mensch da soll auch an ihn denken!" Drauf zog er den Hut mit dem Anstand eines ächten Spaniers, sprach: „A Dios, Sennores," und ging seiner Wege so kaltblütig, als ob nichts vorgefallen wäre. Ord, mit Donna Luisa beschäftigt, die einer Ohnmacht nahe war, konnte dem seltsamen Menschen nicht nachgehen, und Don Jose, statt Leute herbeizurufen, um den Unverschämten zur Rechenschaft zu ziehen, stand starr und regungslos da; wie bezaubert verfolgte er alle seine Bewegungen. Der Gaucho mochte durch den heftigen Auftritt zu sich selbst gekommen seyn, denn es war nichts mehr von Trunkenheit an ihm zu bemerken; festen Schrittes ging er dahin, warf einen großen Fetzen Scharlachtuch mit dem Anstand eines Mannes, der an den langen, zierlichen spanischen Mantel gewöhnt ist, über die Schulter und verlor sich unter der Menge, wobei er beständig auf dem Arm sein langes Messer wezte.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Kröten.

Wir haben den Lesern zu verschiedenen Malen die Ansichten und Versuche neuerer Forscher über eine der interessantesten und dunkelsten Fragen in der Naturgeschichte mitgetheilt, die Frage nämlich, ob die von Alters her sich häufig wiederholenden Fälle, wo angeblich in festem Gestein eingeschlossene lebendige Kröten gefunden wurden, authentisch sind oder auf Irrthümern beruhen. Die Sache ist noch gar nicht entschieden, und bei den bisher angestellten Versuchen scheint man den Punkt, auf welchen es vorzüglich ankommt, außer Acht gelassen zu haben.

Die ersten Versuche wurden im Jahr 1777 von Herissant zu Paris angestellt. Er übergoß drei Kröten mit Gips; nach anderthalb Jahren war eine gestorben, zwei lebten noch. An der Fähigkeit der Kröten, lange ohne Nahrung auszudauern, zweifelte man nicht; das schien aber unbegreiflich, und eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze, nach welchem atmosphärische Luft Lebensbedingung aller organischen Wesen ist, daß die Thiere so lange sollten der Luft entbehren können. Man behauptete also, der Gips werde den Zutritt der Luft nicht ganz abgehalten haben, und der Engländer Edwards that dies im Jahr 1817 auch wirklich dar, und die Kröten starben bei seinen Experimenten bald, wenn man den Gips, der sie umschloß, in Wasser legte. Die Versuche des Engländers Buckland haben wir in Nr. 131, 1833, mitgetheilt. In der neuesten Zeit nun tritt ein Amerikaner Namens Thompson mit einer Abhandlung über denselben Gegenstand auf, worin er Bucklands

Ansichten bestreitet und die Sage von den in Stein verschlossenen Kröten in der Weise zu vertheidigen sucht, wie sie im Munde des Volks lebt. Wir theilen das Interessanteste daraus mit.

Bullands Versuche, sagt der Amerikaner, und die Schlüsse, die er daraus zieht, erregten in mir bald den Zweifel, ob der eigentliche Zweck der Versuche auf dem Wege, den er dabei einschlug, überhaupt erreicht werden konnte. Die Thiere wurden in zweierlei Stein eingeschlossen; das einemal waren 12 Zoll tiefe, 5 Zoll weite Zellen in einen Block körnigen Kalksteins gehauen, das anderemal wurden gleichviel Kröten in sehr festen Kieselsandstein und zwar in kleinere Zellen gebracht. Nach länger als einem Jahr waren die im Sandstein alle todt, während von denen im Kalkstein mehrere noch lebten, aber an Gewicht sehr abgenommen hatten. Die überlebenden Individuen wurden wiederum ein Jahr eingeschlossen, nach dessen Verfluß man alle todt fand. Zu gleicher Zeit waren vier andere Kröten in 5 Zoll tiefe Löcher eines Apfelbaums gebracht und die Löcher mit hölzernen Zapfen fest verkeilt worden, so daß keine Luft zutreten konnte; nach Jahresfrist waren diese Kröten alle todt.

Bei näherer Betrachtung dieser Vorgänge scheint es mir nichts weniger als auffallend, daß die Thiere nach einem, zwei Jahren fast alle todt gefunden wurden, und die Versuche können wohl schwerlich als befriedigend und die eigentliche Frage lösend betrachtet werden. Alle Umstände bei diesen Versuchen beweisen sogar eine ganz außerordentliche Lebenszähigkeit bei diesen Thieren; denn hätte gar kein Zweifel darüber obgewaltet, wie ausnehmend lang sich bei ihnen das Lebensprinzip ohne Nahrung und bei äußerst verkümmerter Luft erhält, so hätte Bulland diese Versuche gar nicht angestellt.

Hier zu Lande (in Amerika) sind Kröten und Frösche unter dreierlei Umständen eingeschlossen gefunden worden: einmal in Sandstein und Kalkstein von sekundärer Formation, sodann beim Graben von Brunnen in Lehmlagern, 12 — 15 Fuß unter dem Boden, endlich in Baumstämmen, in Höhlungen, welche wenigstens scheinbar der Luft unzugänglich waren.

Im ersten Fall, dem wichtigsten und entscheidenden, lagen die Kröten in Zellen, welche den Körper des Thiers gerade faßten, und allem Anschein nach lagen sie hier seit der Zeit, da sich der Sandstein oder Kalkstein an dieser Stelle aus dem Wasser niedergeschlagen. Die Zellen waren sichtbar nach der Form und Größe der Thiere gebildet, und die Steinsubstanz war also damals weich und paßte sich dem Körper des Thiers an. Soviel ist nun klar, daß eine Kröte oder jedes andere Reptil, das in eine solche Zelle gesperrt würde, nicht halb so lange lebte als diejenigen, welche Bulland einschloß; denn Nahrung und Luft sind auf die Länge absolute Lebensbedingungen für jedes Thier, das im Besitz seiner natürlichen Organe ist. Nun ist es aber allgemein bekannt, daß Kröten, Frösche und andere Reptilien Jahrelang, ohne das geringste Lebenszeichen zu geben, liegen können, und wieder zum Leben erwachen, sobald man sie der Luft und einer höhern Temperatur aussezt. Es ist erwiesen, daß sich bei diesen kaltblütigen Thieren während ihres Winterschlafs das Leben erhält ohne Athem und ohne Blutumlauf. Sogar die Nahrungsmittel, welche sich zufällig in ihrem Magen befinden, wenn sie in Erstarrung fallen, scheinen völlig unverdaut und unverändert zu bleiben; nach zwei, drei Jahren sehen sie aus, als lägen sie erst eine Minute im Magen, vorausgesezt, daß die Erstarrung andauert und die Temperatur fortwährend gehörig niedrig bleibt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Freiheit und Gleichheit vor Allem!

Den folgenden Tag, am 25sten Juli, hatte das kleine Konzert im festlich geschmückten Theater statt. Es war ein recht hübsches Konzert, in dem Rossini in viermaliger Wiederholung für die Vernachlässigung am vorigen Tage entschädigt und dadurch auch dem herrschenden Geschmack unserer Genfer gehuldigt wurde, die daher dieses Konzert und sein Mittelgut dem großen bei weitem vorzogen. Abends war großer Ball im Theater, und damit sollte das Musikfest beschlossen werden. Leider dürften unsere lieben Eidgenossen einen traurigen Eindruck davon mit nach Hause nehmen, zwar nicht von dem Ball selbst, denn dieser war ohne Fehl und Tadel, wie so ein Massenball seyn kann, freilich viel weniger gewählt, als vor acht Jahren, aber doch glänzend in dem schönen, freundlich geschmückten, taghell gelichteten Saal; die Beleuchtung in den anliegenden Spaziergängen und im botanischen Garten war anmuthig u. s. w. Desto unangenehmer wird Jedem die Erinnerung an andere Umstände seyn. Unser Theater liegt an der Place-Neuve, dem Musée Rath gegenüber, an der Mündung des Wegs von Carouge, an der neugebauten Corraterie und am Fuß des schönen Treille-Spaziergangs, der vor Jahren in der Pöbelherrschaft unserer Revolution eine so traurige, blutige Rolle gespielt hat. So wie es dunkel zu werden anfing, füllten sich Platz und Straßen mit allerhand Volk, besonders mit Buben und jungen Leuten aus der niedrigsten Klasse. Ihre gemeinen, schmuzigen Aeußerungen und Drohungen ließen fast voraussehen, was kommen sollte. Als nun später die Ballgäste zu Fus und Wagen anfangten und nur mit Mühe durch die dichten Pöbelhaufen drangen, erfuhren die Frauen und Mädchen eine Behandlung, an die sie gewiß nicht gedacht hatten, denn sonst wäre wohl keine aus ihrem Haus gegangen. Dieser Pöbel begnügte sich nicht, sie anzuspeyen, ihnen in's Gesicht zu lachen, ihnen Zoten zu sagen, Geberden dazu zu machen, sondern er ging auch bald zu den obscönsten Thätlichkeiten über. Der Mann konnte seine

Frau, der Bruder seine Schwester, der Vater seine Tochter nicht davor schützen, denn von allen Seiten ward er gedrängt, wo möglich von ihnen weggedrängt, und der Buben Hände waren immer in Bewegung, um die armen Frauen zu peinigen und zur Verzweiflung zu bringen, worüber denn unbändig gelacht wurde. So erschienen die armen Damen im Ballsaal bleich, zitternd vor Angst, Unwillen und Scham, mit beschmutzten, zerknitterten Kleidern, abgetretenen Schuhen, abgerissenen Guirlanden und Garnituren. So ging es fast Allen — denn auch die Wagen und Portechaisen öffnete der Pöbel mit Gewalt — selbst die Frauen und Töchter von Syndiken und Offizieren in Uniform und Degen mußten neben ihren Männern und Vätern dasselbe erleiden. Ich höre Sie nun, liebe deutsche Leser, vom Rhein bis zur Memel, von der Eider bis zur Save in unisono fragen: Aber ist denn in Genf keine Ordnung, keine Polizei? Allerdings, es ist in Vielem Ordnung hier, auch an Polizei fehlt es nicht, nur nicht gegen den Pöbel, denn dieser ist ein bedeutender, ja der lauteste und regsamste Theil der souveränen Nation. Bedenken Sie doch, wir sind ja eine demokratische Republik, es herrscht volle Freiheit bei uns; Sie Unglückliche in dem despotischen Deutschland wissen und ahnen gar nicht, was das sagen will. Fremde konnten bei uns lange gegen befreundete Nachbarstaaten conspiriren, konnten der Regierung trotzen; unsere ersten und geachtetsten Magistrate, unsere Syndiken müssen sich auf Gassen und Plätzen drohen und Grobheiten sagen lassen; die radikalen Journale dürfen sich in Lügen und Verläumdungen überbieten, dürfen die Regierung und Privatpersonen auf das Gehässigste darstellen, dürfen direkt und indirekt zum Widerstand gegen die Staatsbehörde auffordern, dürfen auf unsere Nachbarn und auf alle Häupter Europa's nach Herzenslust schimpfen und lügen; unsere Titl: Straßenbuben und anderes Gesindel dürfen unsere Frauen und Töchter auf offenem Platz beleidigen und mißhandeln, denn — bei uns herrscht Freiheit, unbeschränkte Freiheit, die reine Himmelstochter Freiheit. Ich weiß recht gut, was bei Ihnen in Deutschland in dergleichem Fall geschehen wäre: da hätte sogleich ein Schwarm Polizeidiener und Soldaten, oder im Nothfall Dragoner den Platz in fünf Minuten ganz rein gefegt und dabei einige fünfzig Renitenten zu exemplarischer Bestrafung eingesteckt, oder vielmehr, dergleichen Scenen wären dort gar nicht gewagt worden, das Volk hätte selbst in den niedrigsten Klassen nicht an dergleichen gedacht. Dies beweist aber gerade, daß man bei Ihnen gar keinen rechten Begriff von Freiheit hat. Hier haben wir auch Polizei und Gensdarmen, sie standen schön gepuzt vor unserm Theater, man ließ auch bald noch mehrere, ja sogar Militär kommen, aber diese ganze Macht verhielt sich nur bescheiden, defensiv und abwehrend gegen den souveränen Pöbel, denn dieser hätte ja leicht zu einer Emeute übergehen können, vor der uns der Himmel behüten möge: lieber ertragen wir für uns, unsere Frauen und Töchter Alles! Dies ist eine kleine Fatalität, aber Freiheit und Gleichheit vor Allem!

Aus Sicilien.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Aetna.

Als ich am folgenden Tage bei der Rückkehr vom Gipfel des Berges von einem Hirten in der Nähe dieser Höhle Ziegen und Schafe auf einer blühenden Trift, mitten in dem sonst flüssigen Feuermeer, weiden sah, fiel mir der Theokritische Schäfer ein, welcher im vollen Gefühl seiner Glückseligkeit ausruft:

Aetna, mein Muttergebirg, ich wohn' in deinen Gewölben,
Schön ist meine Behausung, und Alles, welches in Träumen
Mir erschien, ist nun mein: viel Schafe und Ziegen die Fülle.

Unsere unermüdlichen Maulthiere trugen uns von der Ziegenhöhle behutsam über die verworrenen Lavapfade und unabsehbaren Meere von schwarzer Asche durch die wüste Region empor. Mit Erstaunen und Bewunderung sahen wir in dunkeln Umrissen die furchtbaren Wolkenzüge, mit denen ein eiskalter Wind sein unbarmherziges Spiel trieb. Bisweilen blickte der Mond sanft aus denselben hervor und zeigte uns dann in weiter Ferne auf kurze Augenblicke das wundervoll erleuchtete, tief unten liegende Meer. Er ruhte in diesen Momenten in seiner ganzen melancholischen Herrlichkeit auf dem kolossalen Berge, zwar in gedämpftem Lichte, dennoch aber bezaubernd schön. Vier lange Stunden mußten wir in einem fort steigen. Vom schneidenden Froste zusammengeschüttelt, kletterten wir über große Lavalager und weite Schneefelder, bei denen alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, aufgehört hat.

Ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch kamen wir bei dem sogenannten englischen Hause an. Es liegt schon auf einer Höhe von fast 10.000 Fuß über der Meeresfläche, gerade unter dem Aschenkegel des Kraters, und wurde zur Zeit der englischen Armee, welche Sicilien bis 1814 besezt hielt, auf Subscription von Offizieren ganz aus Lava erbaut, damit die Reisenden ein oft sehr nothwendiges, immer aber gewiß recht erwünschtes Unterkommen fänden. Leider konnten wir aber dasselbe nicht benuzen, indem der Schnee noch bis über die Hälfte der Thüre ging. Wir waren indessen auf diesen Fall nicht unvorbereitet, sondern hatten auf einem deßwegen eigends mitgenommenen Maulthiere Holz mitgebracht, mit dem nun einer der Führer auf der Seite des Hauses, wo wir vor dem fürchterlich kalten Winde einigermaßen geschüzt waren, ein tüchtiges Feuer anzündete, an dem wir uns ungefähr eine Stunde wärmten und dann den lezten Theil unserer Reise zu dem Krater zu Fuß antraten. Wir kamen zuerst über das ungefähr tausend Schritt lange Schnee- und Lavafeld, woselbst es der äußersten Vorsicht bedurfte, um nicht auf spizige Zacken zu fallen, welche aus dem Schnee hervorragten. Dies war unstreitig die gefährlichste Stelle auf der ganzen Reise, weil viele dieser spizigen Steine hohl lagen, oft unter dem Tritte nachgaben und sich nicht selten ganz umkehrten. Endlich blieb uns bloß noch die Ersteigung des Aschenkegels übrig. Er ist sehr steil und an einigen Orten so glatt, daß man den Fuß nur mit Mühe setzen kann. An vielen Stellen war zwar die Asche mit Schlacken und großen Bimssteinen vermischt, welche dem Fuße eine Stüze darzubieten schienen, allein man gleitete auf denselben stets wieder rückwärts und verlor gewöhnlich wieder den Raum, welchen man mit vieler Beschwerde gewonnen zu haben glaubte. Dieses mühsame Steigen wurde um so beschwerlicher, als in dieser Höhe die Verdünnung der Luft auch das Athmen bedeutend erschwerte. Ueberdies fing auch hin und wieder der Boden zu glühen an, und während aus vielen hundert kleinen Oeffnungen Schwefeldämpfe emporstiegen, wehte uns der Wind aus dem Krater erstickende Rauchwolken entgegen. Hierin muß man die Ursache suchen, daß der Aschenkegel des Aetna, obschon bloß 1020 Fuß hoch, beschwerlicher zu ersteigen ist, als der des Vesuv, welcher nach Reichard 355 Toisen oder 2130 Pariser Fuß mißt, was mir jedoch etwas übertrieben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. August 1834.

Ob irrend gleich, doch nimmer rastend, spricht
Der Seele Flug im Traume, daß sie sey
Aetherisch, wirkend, schwungvoll, unbegrenzt.

Young.
Nachtgedanken.

Winternacht.

Der Morgen spät begonnen,
Der Mittag ohne Sonnen,
Der Abend niemals weit,
Was schenkt uns diese Zeit?

O Frühling, kehre wieder,
Bring' deine farb'gen Lieder,
Den frühen Tageskuß,
Den duft'gen Abendgruß!

So trübe mich beklagend,
Das Dunkel nicht ertragend,
Facht' ich die Lampe an,
Indeß ich weiter sann.

Ich dacht' der holden Gänge,
Der liebenden Gesänge,
Die mir der Sommer bot
In seinem frühen Roth.

Da trat ich an das Fenster,
Verscheuchend die Gespenster,
Die zum Vergang'nen ziehn
Und nach der Zukunft glühn.

Der Gegenwart entsagend,
Die steilsten Wege wagend,
Sah ich die Sternenwelt
In hohem Traum erhellt.

Die ernsten Wandrer zogen
Auf ihrer Straße Bogen,
Wie eine Geisterschaar,
Ganz einsam, still und klar.

Der Mond schifft durch die Wellen,
Die langsam ihn umquellen,
Ein königlicher Greis,
Und wie Saturnus weiß.

Die Menschen ruhen schweigend,
Die innern Augen zeigend
Dem anverwandten Heer
Am hohen Himmelsmeer.

Ich fühl' in tiefem Schweigen
Des Himmels volles Neigen,
Der Geister holden Sang,
Der Erde dunkeln Drang.

Ich schaut' in meine Seele,
Sonst eine dunkle Höhle,
Entdeckend Stern bei Stern,
Begrüßend mich als Herrn.

In immer schönern Bildern
Sah sich mein Inures schildern,
Denn die dort oben glühn,
Die fühlt' ich in mir blühn.

Ich schaute in mein Herze
Und las bei seiner Kerze,
Es schien so voll und klar,
Die Lamp' entbehrlich war.

Dem Schlaf mich überlassend,
Fühlt' ich im Traum umfassend
Das hohe Firmament,
Das schweigend in mir brennt.

Ich fand in meinem Geiste
Das Lieblichste und Meiste
Von Lenz- und Sommerskranz
Bei diesem Winterglanz.

Jan. 1834.

Eduard Arnd.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Erst bei der Rückkehr vom Spaziergang erfuhr ich diesen unangenehmen Vorfall, und als ich meine Verwunderung über das seltsame Benehmen des Gaucho zu erkennen gab, erklärte es Don Jose folgendermaßen: „Das einzige Gewerbe der Bewohner der Pampas, der Gauchos, ist, wilde Pferde zu bändigen, und mit den Häuten und dem Talg des Rindviehs zu handeln, das in den Ebenen in Menge lebt. Fast alle stammen von den besten spanischen Familien ab, und ihre Ahnen wurden zu dieser abenteuerlichen Lebensweise meist durch Verarmung in Folge des Spiels oder anderer Laster gezwungen. Diese Unglücklichen sind noch immer stolz auf ihre Herkunft und kitzlich im Ehrenpunkt; auch üben sie noch fortwährend in hohem Maaße die Tugenden ihres alten Vaterlandes, Gastfreundschaft und Höflichkeit, und somit ist ein Gaucho in den Pampas, nach den Umständen, der hochmüthigste, artigste, grausamste und gastfreundlichste Mensch. Begegnet er einem in der Ebene, ist er im Stande, ihn auszuplündern, setzt man aber den Fuß über die Schwelle seiner Hütte, so kann man die Worte, womit jeder Gast empfangen wird: „Herr, Alles hier steht zu Euern Diensten," im buchstäblichen Sinne nehmen. Dies macht euch das seltsame Gemisch von Wildheit und Bildung bei jenem Menschen erklärlich." — „Schon recht," erwiderte Ord, „aber verzeihen Sie, die plötzliche Veränderung, die mit dem Menschen vorging, als er Ihrer ansichtig wurde, und seine verwunderlichen Worte sind damit nicht erklärt." Don Jose rauchte seine Cigarre fort, ohne eine Antwort zu geben; man sah aber deutlich, daß er mit einer schlecht verborgenen Verlegenheit rang. Nach einiger Zeit nahm er mit fast feierlichem Ausdruck wiederum das Wort: „Liebe Herrn, verzeiht, aber ich komme schwer daran, euch die räthselhaften Worte des Unglücklichen zu deuten; sie beziehen sich auf Familiengeschichten, die ich mir ungern in's Gedächtniß rufe. — Ja," fuhr er fort und winkte mit der Hand, als sollten wir ihn nicht unterbrechen, „dieser Mensch hat mir wieder ein Gesicht vor die Seele gebracht, das mir in meiner Jugend gar wohl bekannt war und das ich längst im Grabe glaubte. Auch war es mir Anfangs, ich sehe ein Gespenst, und als der Unglückliche den Namen meines Bruders aussprach, lag wiederum die alte Zeit lebendig vor mir." — „Ihr Bruder!" riefen wir beide zumal. „Die Geschichte ist bald erzählt," erwiderte Don Jose in schwankendem Tone, als wäre ihm die Erinnerung an das, was er zu sagen hatte, im höchsten Grade peinlich. „Ehe mein Vater sich verheirathete, war er mit einem Mädchen, das außer Schönheit nichts besaß, in naher Verbindung gestanden; ihr Kind, nach der Mutter Leonardo de Pelasga genannt, ward bis zum fünfzehnten, sechzehnten Jahr im väterlichen Hause erzogen. Seine Mutter hatte ihm hinsichtlich seiner Verhältnisse den Kopf verrückt, und es wird mir unvergeßlich bleiben, in welch grenzenlose Wuth er gerieth, als ihn eines Tags meine Mutter, die von ihm gröblich beleidigt worden war, einen Bastard nannte. Er wurde blaß wie der Tod, knirschte mit den Zähnen, faßte mich beim Arm, riß mich zu der Mutter hin, zog ein großes Messer und rief: „Der hier ist der wahre Bastard! und meine Hand schont seiner nur, weil meines Vaters Blut in seinen Adern fließt!" Mit diesen Worten stürmte er hinaus, ging in das Zimmer meines Vaters, erbrach einen Schrank, nahm einen Beutel mit hundert Dollars, für die er einen Schein auf dem Tisch zurückließ, verschwand und ließ nie mehr etwas von sich sehen. Man hatte seiner so ziemlich vergessen, da kam nach zwei Jahren ein Mann zu Pferde vor die Hausthüre gesprengt, warf in Leonardos Namen einen Beutel mit hundert Dollars in die Schreibstube, und war wieder fort, wie der Blitz. Mehrere Jahre nachher reiste ich in der Sierra Morena, um einige Liegenschaften zu besuchen, die ich eben von meinem Vater ererbt; ich hatte mich an eine Caravane von Reisenden angeschlossen, weil Banditen die Straße unsicher machten. Da wurden wir auf einmal von einem Reitertrupp angefallen; sie bemächtigten sich unsers Fuhrwerks und hießen uns absteigen, worauf sie sich über unser Gepäck hermachten. Wir hatten uns mit

dem Geſicht gegen die Erde legen müſſen; da hörte ich den Anführer der Bande, der mein Taſchenbuch durchſtöberte, rufen: „Echivera! Großer Gott, iſt es möglich!“ Ich hob bei dieſem Rufe den Kopf auf und erkannte in dem wilden Geſicht des Banditen die Züge meines unglücklichen Bruders. In dieſem Augenblick pfiff eine Kugel an meinem Ohr vorbei, und ich ſah ihn zwei Schritte von mir ſtürzen; drei, vier Schüſſe folgten und eine kleine Abtheilung Soldaten, die hier im Hinterhalt gelegen, warf ſich auf die Straße. Im Gefecht, das ſich nun entſpann, mußten die Räuber ſich bald zurückziehen; während man aber unſer Gepäck wieder in Ordnung brachte und ich in tiefer Rührung Leonardos Leiche betrachtete, fielen die Banditen von Neuem über uns her und ſchleppten die Leiche ihres Anführers mit ſich fort. Sie wurden lebhaft verfolgt; aber die Schnelligkeit ihrer Roſſe und ihre Bekanntſchaft mit dem Terrain machten ihnen den Rückzug leicht. Von den Banditen hörte ich nichts weiter, und mein Bruder muß unter einem Felſen in der Sierra Morena begraben liegen. Aber der Elende, mit dem wir heute zu thun hatten, iſt von Kopf zu Fuß ſo ganz Leonardo, wie er jezt ausſehen müßte, daß, hätte ich ihn nicht todt zu meinen Füßen geſehen, ich glauben müßte, er ſey es ſelbſt geweſen. Aber noch einmal, dies iſt unmöglich; eher will ich glauben, daß dieſer Gaucho ihn in ſeiner Jugend gekannt hat; vielleicht gehörte er zu jener Bande, und aus alter Anhänglichkeit an ſeinen Führer ſcheute er ſich, mir das Leben zu nehmen. Doch wie dem ſey,“ fuhr er, zu meinem Freund, fort, „thun Sie mir die Liebe und geben Sie den Ausflug in die Pampas auf. Ein Gaucho vergißt eine Beleidigung ſo wenig als er ſie vergibt. Hier unter dem Schuß der Obrigkeit können Sie ſeine Drohungen verachten; trifft er Sie aber früh oder ſpät auf ſeinem eigenen Grund und Boden, ſo hängt er ſich an Ihre Ferſen und ruht nicht, bis er den Schimpf mit Ihrem Herzblut abgewaſchen hat.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die in feſten Erdſchichten lebendig gefundenen Kröten.

(Fortſetzung.)

Wir müſſen annehmen, daß ſeit Bildung unſers Erdkörpers, gerade wie jezt, kalte und warme Jahreszeiten aufeinander gefolgt ſind, und daß die Geſetze des thieriſchen Lebens von jeher die nämlichen waren. Wurde nun ein ſolches Reptil, während ſeiner Erſtarrung, von Sand oder Kalkmaterie umhüllt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum ſeine Lebensfähigkeit ſich nicht Jahrtauſende lang ſollte erhalten können. Wenn in der Kröte der Lebensfunke überhaupt fortglimmt ohne Nahrung, ohne Reſpiration, ohne Blutumlauf, ſo ſind tauſend Jahre ſo viel als Ein Tag. Sollen dieſe Thiere aus ihrer Erſtarrung wieder zu ſich kommen, ſo braucht es einmal freien Zutritt der Luft, und dann eine erhöhte Temperatur. Es ſind keine Beiſpiele bekannt, daß Kröten oder andere verwandte Thiere anderswo im Sand- oder Kalkſtein gefunden worden wären, als in Breiten, wo ſie im Froſt regelmäßig erſtarren. Will man einwenden, die jährliche Wiederkehr der wärmern Jahreszeit hätte die Thiere aufwecken müſſen, ſo bedenke man, daß eine Erdſchichte 15 bis 20 Fuß unter der Oberfläche ſich auf einer bedeutend niedrigern Temperatur hält, als die obere Luft, und dann iſt ſehr zu zweifeln, ob ein ſo tief verſenktes Thier je ohne Zutritt der atmoſphäriſchen Luft ſich ermuntert. In den ſüdlichen Strichen der Hudſonsbai und in Kanada bleiben Kröten und Fröſche Jahrelang feſt gefroren und erwachen wiederum. Unter dieſer Breite verharren die Kröten im Zuſtand des Winterſchlafs vom erſten November bis zum erſten Mai; im Sommer graben ſie ſich gewöhnlich 8 — 10 Zoll tief in den Boden ein, oder verſtecken ſich unter einem Stein weiter oben; im Winter ſind ſie erſtarrt, bis mit dem Mai die kleinen Inſekten ihre Winterquartiere verlaſſen und ihnen Futter gewähren. In dieſem Klima iſt die Erde im Winter gewöhnlich 15 — 18 Zoll tief gefroren, und was man darein gräbt, erſtarrt.

Die warmblütigen Thiere, welche Winterſchlaf halten, wie das Murmelthier, der Igel, der Iltiß u. ſ. w., bringen die kalte Jahreszeit auch in einem Zuſtand der Erſtarrung zu. Aber auf ſie wirkt die Kälte ganz anders, als auf die kaltblütigen Thiere, bei denen der Blutumlauf unabhängig von der Thätigkeit der Lungen vor ſich geht. Wenn die Temperatur der äußern Luft auf 50° Fahrenheit fällt, fangen die kaltblütigen Thiere an, unempfindlich zu werden, mit 40° fallen ſie in Erſtarrung, und wenn dieſe Temperatur anhält, können ſie in dieſem Zuſtande unendliche Zeit verharren; aus wiederholten Verſuchen ſcheint dies unbeſtreitbar hervorzugehen.

Wenn man Kröten und Fröſche beim Graben von Brunnen in Lehmſchichten, 12 — 15 Fuß unter dem Boden, findet, ſo ſieht man nicht ein, warum ſie nicht hier, erſtarrt, ſogar ſeit der Sündfluth gelegen haben ſollen; die Thiere wurden, als ſich jene Schichten aus dem Waſſer niederſchlugen, eingewickelt, und da in der angegebenen Tiefe ſich niemals weder die Temperatur verändert, noch ein Zutritt von Luft ſtattfindet, ſo können ſie in dieſem Zuſtande eine unendlich längere Zeit

gelegen haben, als die Lebensdauer beträgt, die man ihnen gewöhnlich zuschreibt.

Am leichtesten ist der Fall zu erklären, wenn man Kröten in Baumstämmen findet. Hier braucht es die Voraussetzung einer lange Zeit ausdauernden Vitalität gar nicht; es ist nichts Wunderbares dabei, wenn eine Kröte, die in die Höhlung eines Baumes gekrochen ist, nicht wieder herauskann, und im Laufe von drei, vier Jahren durch die Vegetation das Loch fast ganz geschlossen wird. Leicht kann man sich denken, daß im Holz eine Ritze geblieben ist, durch welche Insekten hereinkommen und dem Thier zur Nahrung dienen. Ueberdies ist bekannt, daß bei uns die Bäume, wenn sie unter zwei Fuß im Durchmesser halten, im Winter häufig durchaus frieren; vereinigt sich mit diesem Falle der Umstand, daß der Zutritt der äußern Luft ganz abgeschnitten ist, so fällt die Kröte in eine Erstarrung, welche andauert, bis ihr Kerker geöffnet wird. Allem nach leben diese Thiere unter gewöhnlichen Umständen, d. h. im freien Genuß von Luft und Nahrung, nicht über zwölf bis fünfzehn Jahre; das Verhältniß ihrer Körpergröße und das Faktum, daß sie in zwei bis drei Jahren auswachsen, bestätigt diese Annahme.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sicilien.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Aetna.

Um den Krater selbst rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das gewünschte Ziel klar sehen. Ich athmete eine eiskalte Luft, während die warme Asche meine Stiefeln verbrannte. Endlich rief unser Führer, welcher nur wenige Schritte von uns entfernt war: „Sehet hier den höchsten Punkt des Berges!“ Diese Worte flößten uns Allen neuen Muth ein. Wir rafften unsere bereits ganz erschöpften Kräfte zusammen und standen in wenigen Minuten am Rande des großen, unabsehbaren Schlundes, dessen Rachen Berge ausgespieen hat, die selbst in unserm Vaterlande für groß gehalten würden, auf einer der interessantesten Höhen der Erdkugel, und warteten nur auf den Anbruch des Tages, um eines der schönsten Schauspiele der Welt zu genießen. Inzwischen wollte ich die Zeit benutzen, um das Innere des Kraters zu untersuchen, allein ein erstickender Schwefeldampf zwang mich bald, zurückzuweichen. Ich versuchte es, mich auf den Boden zu setzen, um einigermaßen auszuruhen, die gelbe, zerbrechliche Kruste war aber brennend heiß. Wenn Dante Sicilien und den Aetna nicht besucht hat, so ist sein Genie um so mehr zu bewundern, denn er hat in „der Hölle“ das lebendigste, treueste Gemälde dieses Kraters geliefert. Endlich fing Aurora an, am entferntesten Punkte des östlichen Himmels zu flimmern. Der erste Sonnenstrahl machte ganz eigene Effekte auf die Wolken, welche zu unsern Füßen dahinflogen. Mittlerweile erhob sich der majestätische Körper rasch aus der Tiefe des unendlichen Meeres, siegte auch bald über die Morgendünste und vergoldete endlich den Gipfel des Berges, auf dem wir uns befanden. Ganz Sicilien war noch mit einem grauen Schleier bedeckt; doch löste sich auch dieser nach und nach und zeigte uns zuletzt die tiefer gelegenen Gegenden. Dieser Augenblick kam mir wie eine neue Schöpfung vor, denn auch hier sah man eine Scheidung des Lichts von der Finsterniß, des Trockenen und der Gewässer, ein ganzes Chaos gestaltete sich. Weder vierfüßiges Thier, noch Vogel unterbrach die feierliche Stille dieser außerordentlichen Gegend, daher man auf dieselbe die Worte anwenden könnte, womit Klopstock den heissten Nordpol beschreibt:

„Wo sie keinen Todten begruben und Keiner erflehn wird.“

So wie die Sonne etwas höher stieg, sahen wir nicht nur ganz Sicilien, von drei Meeren umspühlt, zu unsern Füßen, sondern auch der untere Theil Kalabriens, das adriatische Meer jenseits des Busens von Tarent und die Meerenge von Messina schwebten deutlich vor unsern erstaunten Blicken. Am sonderbarsten nahmen sich die äolischen Inseln aus, indem sie durch eine Art optischer Täuschung hoch über dem Meere in freier Luft zu schweben schienen. Dies war auch mit dem Schatten des Berges der Fall, der sich gleich einer ungeheuern Pyramide über die ganze Insel gegen Westen ausbreitete. Die Spitze desselben reichte gleich nach Sonnenaufgang bis in die Gegend von Corleone, welche Stadt in gerader Linie ungefähr 80 Miglien oder 27 Stunden von der Spitze des Aetna entfernt liegt. Dies war also wohl die größte geradlinigte mathematische Figur, die man auf Erden sehen kann; sie wurde aber auch vom *größten* Baumeister gezeichnet. Je weiter sich die Sonne vom Meere entfernte, desto kleiner wurde auch der Schatten, welcher sich uns immer mehr und mehr nähernd, zuletzt nur noch einen kleinen Theil der Insel bedeckte. Auch die nördlichen Inseln Alicudi, Felicudi und Ustica, so wie die westlich gelegenen ägadischen Eilande kamen ebenfalls zum Vorschein. Viele behaupten, daß man bei hellem Wetter selbst Malta sehe. Ich war jedoch nicht so glücklich, es zu entdecken, obschon der Morgen sehr hell war. Von dem gehörigen Standpunkte aus erkannte man die verschiedenen Gebirgszüge, welche die Insel nach allen Seiten durchkreuzen. An der Nordseite zog sich die bedeutend hohe Bergkette Bosco di Caronia hin, dann erschien dem Auge der Mittelpunkt Siciliens, der Berg von Castrogiovanni, auf welchem das alte Enna mit dem schönen Tempel der Ceres lag, berühmt durch seinen Hain, seine blumigen Auen und durch die Fabel der bei der Blumenlese von Pluto entführten Proserpina. Die Luft war so außerordentlich dünn und rein, daß wir die entlegensten Städte im Innern der Insel, die Flüsse und Seen, noch deutlicher aber die Städte an der Küste unterscheiden konnten. Auch von Kalabrien sahen wir nicht nur die Gebirge, sondern konnten selbst die Ortschaften erkennen. Vor uns lag der Toro und andere ebenfalls sehr hohe Berge, deren auf der ganzen Oberfläche dieses Kolosses nicht weniger als sechs-und-dreißig von den bedeutendsten liegen. Alle diese vulkanischen Schlünde von einem einzigen Krater sahen jedoch von oben wie kleine Hügel aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. August 1834.

Die Kunde schreckt mich und ich häng' den Kopf,
Wie Blüth' im Frost und Gras, vom Sturm gedrückt.
Ja jetzt, jetzt rückt das Leid auf- und heran.

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Ich kannte die Unerschrockenheit, ja Verwegenheit meines Freundes zu gut, als daß es mich hätte überraschen sollen, daß er auf seinem Vorsatze beharrte. Er schrieb die Wuth des Gaucho seiner Trunkenheit zu, und Don Joses Besorgnisse erschienen ihm durchaus ungegründet. Aber noch am Tage vor unserer Abreise sollten wir inne werden, daß ein verborgener Feind unsere Schritte belauerte. Wir hatten den Abend bei Don Jose und seiner Tochter zugebracht; vor dem Abschied hatte sie die rührende Ballade gesungen, welche Pizarro in dem Kerker gedichtet, wo er sieben-und-zwanzig lange Jahre schmachten mußte, wir alle waren tief gerührt und Ord traten die Thränen in die Augen, so wenig er auch eine Ahnung davon hatte, daß er Donna Luisa auf ewig Lebewohl sagte. Wir schieden endlich und waren kaum ein paar Schritte vom Hause, als meinem Freunde ein Lasso über den Kopf geworfen und er zu Boden gerissen wurde. Schnell besonnen, zog er sein Messer und durchschnitt den Riemen; da der Widerstand plötzlich nachließ, taumelte der Bandit, der das Ende des Riemens noch hielt, zurück und zeigte sich einen Augenblick außerhalb des Schattens der Mauer, in dem er bisher unsichtbar gewesen; als wir aber hinzusprangen, war er verschwunden. Ord bestand darauf, es sey Niemand anders gewesen, als der Gaucho, den er vor wenigen Tagen geschlagen. Das Mondlicht war zwar zu schwach, als daß er sich vollkommen davon hätte überzeugen können; aber schon die Vorstellung flößte ihm lebhafte Besorgniß für Don Jose und seine Tochter ein, und er beschloß, die Abreise zu verschieben und sie zuvor von der Sache in Kenntniß zu setzen. Zu Hause angekommen, rathschlagten wir weiter, und ich muß gestehen, die Reise lag mir so sehr am Herzen, daß ich ihn vermochte, nur in ein paar Zeilen Don Jose zu bitten, er möchte auf seiner Hut seyn und Abends nicht allein ausgehen. Wir reisten ab und befanden uns am ersten Abend bereits hundert Meilen von Buenos Ayres in einem ganz erträglichen Wirthshaus. Es war an dem Ort ein großer Pferdemarkt; man sah viele Gauchos beschäftigt, die Pferde, die frei im Coral weideten, zu fangen, und verschiedene junge Leute umstanden ein prächtiges Füllen, das eben aus der Ebene gebracht worden war. Einer, der das schöne Thier gern gehabt hätte, hatte eine beträchtliche Summe dem Gaucho geboten, der es über sich nehmen wolle, das Pferd zu bändigen; es war aber so feurig und ungestüm, daß Niemand den Preis verdienen wollte. Endlich trat ein alter Gaucho mit grauem Bart und wahrem Schlangenblick

vor, ließ sich das Geld auf die Hand zählen, legte den Sattel dem feurigen Thier sorgfältig auf, sah nach seinen Sporen, schwang sich dann auf das bäumende Roß und sprengte mit Windesschnelle davon. Da faßte mich mein Freund plötzlich am Arm und sagte mir in's Ohr: „Beim Himmel! er ist's! er ist uns schon auf den Fersen!“ So war mir denn der verstohlene Blick erklärt, den der Gaucho auf uns geworfen, ehe er aufsaß. Ich erwiderte nichts und ging mit mir selbst zu Rathe, was zu thun seyn möchte, wenn der Schurke von seinem gefährlichen Ritt zurückkäme.

Will man in Südamerika ein Pferd bändigen, so sezt man es in Galopp und beschreibt dabei einen Kreis von zwei, drei Meilen im Durchmesser. Je nachdem das Thier feurig ist, macht man so längere oder kürzere Zeit fort. Die weite Ebene, die sich vor uns ausbreitete, eignete sich trefflich zu diesem Geschäft; aber statt, wie gewöhnlich, einen Cirkel zu beschreiben, entfernte sich der Reiter rasch in gerader Linie, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß er ein Betrüger sey. Nicht lange, so brach die Nacht ein und überzeugte vollends die Ungläubigsten, und allgemach zog sich Alles in die Schenke. Keiner der anwesenden Gauchos wollte den Mann kennen, der so schnöde sein Wort gebrochen. Sie versicherten, man habe ihn noch nie an der Küste gesehen, und er komme gewiß aus dem Innern. Sie äußerten lebhaft ihren Unwillen über seine Schurkerei und ließen dem betrogenen jungen Mann freie Wahl unter allen Pferden im Coral. Dieser schien ihnen eben nicht sehr zu trauen, und ihr Gezänke, das tief in die Nacht fortdauerte, brachte uns um allen Schlaf; wir standen auch müder auf, als wir uns niedergelegt hatten. Aber bald ward ich gewahr, daß Mangel an Schlaf an der Blässe und Niedergeschlagenheit meines Freundes nicht allein Schuld war. Eine gräßliche Ahnung war in seiner Seele aufgestiegen und er bekannte mir, er könne des entsetzlichen Gefühls nicht Meister werden. Umsonst suchte ich ihn dadurch zu zerstreuen, daß ich ihm von Allem sprach, was seinem Herzen theuer war; dies stimmte ihn nur noch trüber, und so schlug ich ihm denn vor, nach Buenos Ayres zurückzukehren. Dagegen sträubte er sich aber hartnäckig, und ich hoffte am Ende, die Zerstreuung der Reise werde ihn am sichersten heilen; ich drängte daher zum Aufbruch, unsere Führer trieben ein Rudel Pferde zum Abwechseln vor uns her, und am Abend hatten wir die zweite Station erreicht.

Unsere kleinen Reiseabentheuer zu erzählen, kann nicht meine Absicht seyn; daher nur wenige Worte darüber. Wir legten jeden Tag wenigstens hundert Meilen zurück, wobei wir acht bis zehnmal die Pferde wechselten. Als wir an den Fuß der Cordilleren gelangten, vertauschten wir die Pferde mit Maulthieren, überstiegen die Anden auf den schrecklichsten Wegen und gelangten endlich nach San Jago in Chili. Während dieser interessanten Reise bekam mein Freund keinen Augenblick seine alte Munterkeit wieder, und auf all mein Zureden erwiderte er immer, er fühle es tief in seinem Innersten, daß es aus sey mit seinem Lebensglück, es sey ihm, als wandle er in tiefer Finsterniß am Rande eines Abgrunds. Mit einem Menschen, der mit solcher Ruhe einer schrecklichen Zukunft entgegenblickte, war nicht viel anzufangen, und wahrhaftig, mehr als einmal fürchtete ich, von seinen Grillen angesteckt zu werden. Der vornehmste Gegenstand seiner Besorgnisse war Donna Luisas Sicherheit, und trotz dem äußerte er nicht das geringste Verlangen, die Rückreise zu beschleunigen; er hatte sich ganz und gar dem Fatalismus in die Arme geworfen. Um jeden Preis wollte ich ihn aus dieser schauerlichen Stimmung reißen und beschleunigte daher die Heimreise; aber auch auf unserm raschen Flug durch die Pampas zurück blieb Alles beim Alten. Auf dem Wege waren wir oft in großer Besorgniß wegen der umherstreifenden Indianerhorden, von deren Wildheit unsere Führer haarsträubende Geschichten erzählten. Ihr Groll gegen die Europäer kenne weder Maaß noch Ziel; sie verheeren und morden, was ihnen in den Weg komme, und nur junge Weiber lassen sie am Leben und schleppen sie in's Innere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Kröten.

(Beschluß.)

Alles weist also darauf hin, daß Reptilien, welche man in Sandstein und Kalkstein eingeschlossen gefunden hat, sich in diesem Zustand unendlich längere Zeit befunden haben, als man irgend einem Reptil vernünftigerweise Lebensdauer zuschreiben kann, welche Lebensdauer nur einen Zeitraum umfaßt, innerhalb dessen sich jene Erdschichten, welche die Thiere umschließen, kaum vollständig gebildet haben mochten. Wir kommen somit auf einen ganz andern Schluß als Buckland, auf den nämlich, daß sich die Lebensfähigkeit der Kröten unendliche Zeit erhält, wenn das Thier durch Kälte erstarrt ist, so daß Respiration und Blutumlauf bei ihm aufhören, wenn die Temperatur niedrig bleibt und kein Zutritt der äußern Luft stattfindet. Das Innere der Schichten, aus welchen kalte Quellen entspringen, verharren sicher fortwährend auf derselben Temperatur, welche das Quellwasser selbst zeigt; eine Kröte, welche hier eingeschlossen liegt, erwacht also nicht aus ihrer Erstarrung, so lange sich die Temperatur des Wassers und des Gesteins nicht erhöht.

Es iſt ſchon zum Voraus höchſt unwahrſcheinlich, daß in allen Fällen, wo man Kröten in Steinen gefunden, eine Ritze vorhanden war, wodurch Luft und Thiere zum Futter eindringen konnten, und vollends, daß die Ritze immer überſehen worden ſeyn ſoll; zumal wenn man bedenkt, daß dergleichen Fälle von jeher die Neugier in hohem Grad in Anſpruch genommen haben, und daß noch dazu die Oeffnung immer ſo groß ſeyn müßte, um Anfangs dem Reptil den Durchgang zu verſtatten. Was mich zum Theil veranlaßte, mich mit dieſem Gegenſtand zu beſchäftigen, war der Umſtand, daß ich bei ſtarkem Froſte gewaltige feſt gefrorene Hechte von einem See zum andern bringen ſah, um ſie zu verſetzen; bei Eintritt der warmen Jahreszeit kamen ſie wieder zum Leben und litten keinen Schaden, außer daß ſie ein paar Schuppen einbüßten. Ferner ſah ich Schlangen, ſcheinbar ſo hart gefroren, daß man drei, vier Zoll vom Schwanz wie von einem Eiszapfen abbrechen konnte, zum Leben erwachen, ſobald man ſie in warme Luft brachte. Früh im Jahr wühlt häufig die Pflugſchaar Kröten herauf, welche noch kein Lebenszeichen von ſich geben, bis eine wärmere Luft ſie beſtreicht. Alle dieſe Fälle, neben denen ich noch viele anführen könnte, ſcheinen mir hieher zu gehören.

Vor Kurzem wurde im Staate Newyork ein Brunnen gegraben; nachdem man eine fünf bis ſechs Fuß dicke Kiesſchichte durchſtochen, kam man auf ein feſteres Lager, und fünf Fuß tief in demſelben wurde eine Kröte gefunden, kaum zu zwei Drittheilen ſo groß als ein gewöhnliches ausgewachſenes Thier. Sie lag in einer Zelle, etwas größer als ſie ſelbſt, aber ganz nach den Umriſſen des Körpers geformt. Man ſuchte die Stücke, welche die Zelle gebildet hatten, zuſammen, die Hacke hatte ſie aber zu ſehr zertrümmert. Das Thier kam an der Luft bald zu ſich und fing an, ſich zu bewegen; es ſtarb aber nach einer halben Stunde. Es muß bemerkt werden, daß der Brunnen hoch gelegen war und der Puddingſtein, in welchem die Kröte gefunden wurde, ein in den Vereinigten Staaten weitverbreitetes Geſtein, aus Geröllen mit Lehm verbunden beſteht; er iſt ſo hart, daß er nur mit der Hacke gebrochen werden kann, er hat durchaus keine Ritzen und Spalten, und iſt für Luft und Waſſer ſo undurchdringlich, als der hieſige Sandſtein. Somit war dem Thier ohne Zweifel Luft und Nahrung durchaus abgeſchnitten; es lag zu tief, als daß die Sommerwärme zu ihm hätte dringen können, und auch vom Eindringen des Regenwaſſers kann keine Rede ſeyn.

So weit der Amerikaner. Wir fügen ſogleich noch einige der vornehmſten Beiſpiele von in feſtem Geſtein gefundenen Kröten bei. Ambroſius Paré, Leibarzt Heinrichs III. von Frankreich, fand mitten in einem großen Steine, den er ſpalten ließ, in einer Höhlung, ohne die mindeſte Kommunikation nach außen, eine lebendige Kröte. Gleicherweiſe wurden 1710 in Gothland in einem Steinbruch acht Ellen tief, und 1782 im Mannsfeldſchen mitten in Kupferſchiefern dergleichen Thiere unter Umſtänden gefunden, welche ein Eindringen derſelben von außen wenigſtens nicht wahrſcheinlich machen. Noch müſſen wir eines Umſtands erwähnen, der für die Behauptung des amerikaniſchen Schriftſtellers zu ſprechen ſcheint. Der Mund der im Winterſchlaf befindlichen Kröten iſt nämlich mit einer Art von Schleimhaut verſchloſſen, und dieſelbe Haut iſt, ſcheint es, bei allen lange eingeſchloſſenen Thieren der Art beobachtet worden.

Daß manche Reptilien einen bedeutenden Theil ihrer Lebensdauer ohne alle eigentliche Nahrung zubringen, daß ſie mehrere Jahre im Zuſtand der Erſtarrung verharren können, ohne daß der Lebensfunke erliſcht, iſt bekannt genug. Aber die Vorſtellung, daß bei einem lebenden Weſen der Pendel der Lebensuhr auf Jahrhunderte, ja auf Jahrtauſende geſtellt und ſofort bei Zutritt von Luft und Wärme wieder in Schwung geſezt werde, iſt eine ſo außerordentliche, wir möchten ſagen unheimliche, daß man ſich ihr ohne ganz unwiderlegliche Beweiſe ſchwerlich wird hingeben mögen. Direkte Verſuche wären indeſſen nicht ſchwer anzuſtellen, nur müßte man dabei ganz anders zu Werke gehen, als Bukland. Man müßte, dem von dem Amerikaner gegebenen Winke gemäß, die Thiere nehmen, während ſie ſich im Winterſchlaf befinden, ſie mit Gips übergießen oder mit Lehm umgeben und ſo tief in die Erde graben, daß weder die Sommerwärme, noch die äußere Luft zu ihnen dringen könnte. Die Umſtände dabei, hinſichtlich der Natur der Schichten, in welche die Thiere verſenkt würden, und ihrer Temperatur, müßten möglichſt variirt werden. Eine kurze Reihe von Jahren reichte hin, um eine Akademie der Wiſſenſchaften zu belehren, ob es ſich der Mühe lohnt, daß ſie ein Mauſoleum von Kröten für ihre Nachfolger anlegt und ihnen aufgibt, erſt nach einem Jahrhundert etwa die Poſaune der Auferſtehung zu blaſen. Haben die Thiere einmal das erſte Säculum überſtanden, ſo kann man die übrigen darein geben und es begreiflich finden, daß Steinbrecher Fröſche erwecken, welche vor der großen Fluth gequakt haben; die Wirklichkeit der Revenans aus einer Welt in die andere wäre dann wenigſtens in dieſer Sphäre bewieſen. Es iſt ein faſt erſchrecklicher Gedanke, daß da, wo länger als viertauſend Jahre ein Mammuth mit Haut und Fleiſch ſich erhalten hat, in den Eiskellern der Pole, vielleicht Lindwürmer einer Vorwelt nur ſchlafen. Ein Zufall kann einen an das Tageslicht fördern; er reckt die Glieder nach dem langen Schlummer, ſchlägt das matte Auge auf, betrachtet ein paar Augenblicke die Welt, in die er ſchauerlich hereinragt und die er ſo wenig

versteht, als ein Cherusker, der aus seinem Grabhügel stiege, das jetzige Treiben, und gibt erst jetzt den Elementen die Stoffe wieder, die sich vor Jahrtausenden zu seinen Riesengliedern gefügt.

Doch im Ernste, die Räthsel, welche uns die nicht sehr seltenen Fälle von lange eingeschlossenen Reptilien aufgeben, sind noch nicht gelöst; die bekannte Lebensfähigkeit der Thiere und die Annahme von Ritzen und Poren, welche Luft und Nahrung zuführen, scheinen in manchen Fällen zur Erklärung wirklich nicht zuzureichen, und so ist denn, wenn man sich zu den von uns vorgeschlagenen Versuchen nicht entschließen will, wenigstens zu wünschen, daß einmal ein Fund der Art in die Hände eines durchaus competenten Richters falle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sicilien.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Aetna.

Von der innern Beschaffenheit des Kraters kann ich wenig erzählen, denn er sandte uns fortwährend eine solche Menge Rauch zu, daß wir über den, wenn auch etwas kalten Wind sehr froh waren, weil er uns doch immer sehr schnell wieder von dem peinigenden Schwefelgeruch befreite. Es war uns daher unmöglich, hinunter zu steigen, was man zu Zeiten, wenn er sich ruhig verhält, bis auf eine gewisse Tiefe soll thun können; doch bleibt ein solches Wagestück immer gefährlich. Ein Engländer soll dasselbe vor nicht gar langer Zeit mit dem Leben gebüßt haben; er ließ sich, an ein Seil gebunden, ziemlich weit hinunter, gab aber das Zeichen zum Hinaufziehen zu spät, und ward von seinen Begleitern zwar wieder an's Tageslicht gefördert, aber in einer Ohnmacht, aus der dieser neue Empedokles nicht wieder erwachte. Ich kann daher nur sagen, daß wir mehr als eine Stunde brauchten, um den Krater zu umgehen, den wir auch, so weit es uns die Rauchwolken erlaubten, von allen Seiten beobachteten und fanden, daß sich in demselben ein Felsen erhebt, der wie eine gothische Thurmspitze aussah. Seine Farbe war röthlich, doch manchmal auch von einem pechartigen Schwarz, und die auf gewissen Theilen hervorleuchtende Kruste entweder gelb oder grün. An andern Stellen schien mir dieser nämliche Felsen wieder aschfarbig zu seyn und Querstreifen von reinem Schwefel zu haben, zwischen welchen man auch hie und da größere und kleinere Lavastücke und Bimssteine bemerkte. Wir warfen einige Steine in den Schlund, welche dumpf donnernd fortrollten, bis sie endlich mit lautem Getöse in irgend eine Flüssigkeit zu stürzen schienen. Vom Wurfe an zählte ich achtundvierzig Pulsschläge, ehe ich das letzte Geräusch vernahm, was mir denn die Meinung derjenigen zu bestärken scheint, welche glauben, daß die Schlünde der Vulkane bis auf die Tiefe des Meeres ausgehöhlt seyen. Wie in der Solfatara bei Puzzuoli fanden wir auch hier rings um den ganzen Rand des Kraters gediegenen Schwefel, jedoch in weit kleinern Stücken. Er war überall so heiß, daß wir die Stiefeln ganz verbrannten. Zu unserer Linken am Fuße des Kegels sah man den zuletzt geöffneten Krater von 1819. Sein glänzend gelber Mund hatte alle Lava ausgespien, welche gegenwärtig das Thal bei Bue einfaßt. Die schwarzen, von vierzig kleinen Kratern erzeugten Schlacken bezeichnen jetzt noch die Herrschaft der damaligen Verwüster des schönsten Landes der Erde, denn man kann sich keine Vorstellung machen, wie üppig und glänzend grün derjenige Theil dieses Thales ist, wohin die Lava nicht gelangte. Wo sie aber hinkam, da sah es fürchterlich aus, besonders weil dieses Thal in einer Tiefe von beinahe 8000 Fuß liegt. Es ist dadurch entstanden, daß im Jahr 1669 ein unterirdischer Lavastrom die über ihm gestandenen Berge einriß und dagegen die beiden Monti-Rossi auswarf. Wir wälzten große Lavastücke hinab, die aber zerstoben, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurückgelegt hatten. Gegen diese entsetzliche Lavafurche, oder wenn man lieber will, gegen diesen gräßlichen, mehrere Miglien langen, schroffen, zackigen Abgrund ist selbst der Schlund des jungen Rheins bei Bianala in Graubündten freundlich und lieblich zu nennen, denn hier sieht man der wüstesten Verheerung gleichsam in's Herz hinein.

Nachdem wir auch diesen schauerlich schönen Anblick lange genug genossen hatten, besuchten wir den sogenannten Philosophenthurm, welcher ganz in unserer Nähe war. Man hat behauptet, Empedokles habe die Erscheinungen des Aetna darin beobachtet. Daß dieser Naturforscher diesem Berge vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet habe, ist immerhin wahrscheinlich, aber wohl ein Mährchen, daß er, um für einen Gott gehalten zu werden, sich in den Schlund des Vulkans gestürzt habe, damit man glauben solle, er sey verschwunden. Noch lustiger ist aber die Historie, daß der Aetna den ehernen Pantoffel des Philosophen ausgeworfen und ihn dadurch verrathen habe. Auf dem Aetna stand ehemals ein Tempel des Vulkans. Einer hielt die Ueberreste des Philosophenthurms dafür; allein nach meiner Meinung muß derselbe in weit tieferer Region gestanden haben, weil er von einem immer grünen Hain umgeben war und überdieß Hunde in demselben ernährt wurden. Bei dem Philosophenthurm hätte dies nicht der Fall seyn können, da diese Stelle alle Winter ganz in den Schnee vergraben wird. Jetzt sind zwar sehr wenig Spuren von diesem Gebäude mehr vorhanden, diese wenigen scheinen aber zu beweisen, daß es aus spätern Zeiten stamme.

Von hier aus legten wir beinahe den ganzen Weg zu Fuße zurück, indem wir in der Asche und den Lapilli schnell hinabstiegen. Wir mußten über viele Bäche setzen, welche sich an verschiedenen Stellen durch Lavaschluchten ergossen und mich an den Cyclopen Polyphem bei Theokrit erinnerten, der, um seine geliebte, ihn aber nicht liebende Nymphe Galatea zu locken, sagt:

> Lautere Bächlein rieseln daselbst, die zum kühlenden Trunke
> Mir aus Schnee bereitet der waldernährende Aetna.

Endlich bestiegen wir wieder unsere Maulthiere. Ganz begeistert von dem so herrlichen Gelingen unserer Reise, ritten wir rasch durch die kahle Gegend des Eichwaldes dem uns schon in der Ferne freundlich zuwinkenden Dörfchen Nicolosi zu, wo wir gegen zwei Uhr Nachmittags in der brennendsten Sonnenhitze ankamen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. August 1834.

Sind Britten hier? Sie reisen sonst so viel,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, classisch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.

Goethe.

Mistreß Trollope über Deutschland.

Die Engländerin, deren Buch über die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor einigen Jahren Aufsehen machte, hat im vorigen Sommer auch einen Theil unsers Vaterlands ihres Besuchs gewürdigt. Die Früchte ihrer Reise, welche sie mit einem Sohn und einem Freunde angestellt, liegen in zwei Bänden vor uns. Unser armes Land genießt gegenwärtig der unerwarteten und unerbetenen Ehre, in seinen Manners und Customs von den stolzen Travellers bewundert zu werden; auch Mistreß Trollope huldigt dieser Mode. Während die Amerikaner sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen hatten, haben wir fast nur Komplimente abzuwehren, denn sie findet bei uns Alles naiv oder vortrefflich, und kein ander Gebrechen an uns, als daß wir Tabak rauchen. Das vorliegende Werk gibt uns indessen durch das, was sie in dem einen Lande vorzüglich entzückt, zu erkennen, warum ihr das andere so gar nicht gefallen hat: das Romantische und Alterthümliche ist ihre Liebhaberei. Die vornehmste Quelle des Genusses lieferten ihr bei uns die großen Landschaftdekorateurs des südwestlichen Deutschlands, die Bauern zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, und die Franzosen zu Ende des siebzehnten, und ihr höchstes Vergnügen besteht darin, in den ruinirten Schlössern am Rhein, Neckar und Schwarzwald in Verließe und unterirdische Gänge zu kriechen. Der zweite Hauptpunkt, für den sie schwärmt, ist deutsche Musik, namentlich Gesang, den sie selbst im Munde unserer akademischen Jugend hinreißend findet. Sie unterscheidet sich übrigens wenig oder nicht von andern Touristen, es müßte denn dadurch seyn, daß sie mit seltener Consequenz die deutschen Namen falsch schreibt und überall und zu jeder Tageszeit Kaffee trinkt; ja sie kann sogar für den Typus des Mittelschlages ihrer reisenden Landsleute gelten, und wenn man das Buch liest, meint man, man müsse den Freund mit Zeichenstift und Skizzenbuch, den Sohn mit dem geologischen Hammer und die Mutter mit dem allzeitfertigen Memorandum-book schon gesehen haben. Die Reisebeschreibung ist großentheils nur ein Wegweiser durch Thäler, Kirchen, alte Burgen und fürstliche Schlösser; indessen hat sich auch für uns zur Unterhaltung der Leser einige Ausbeute ergeben.

* * *

Das Konzert zu Bonn.

Die hübsche Stadt Bonn war früher eine kurfürstliche Residenz, und im Pallast, einem ansehnlichen, zierlichen Gebäude, befindet sich jezt zum Theil die Universität. Alles zur Universität Gehörige ist großartig; die Schulen,

die Bibliothek, die akademischen Spaziergänge und Gärten, Alles ist schön, und in großem, kostbaren Style angelegt. Wem Oxfords gothische Prachtbauten vor der Einbildung stehen, wer meint, es gebe irgendwo auf der Welt etwas so Vollendetes als Kings-College-Chapel, oder etwas so Prachtvolles als Trinity-College in Cambridge, der wird Bonn weit unter seiner Erwartung finden; wer aber ein für allemal weiß, daß Englands akademische Herrlichkeit einzig dasteht, wird anerkennen, daß es ein edler, schöner Musensitz ist . . .

Bonn genießt eines bedeutenden musikalischen Rufs; mit Stolz zählt es Beethoven unter seine Schüler, und während der Regierung des lezten Kurfürsten hatten mehrere der ersten Virtuosen der Zeit hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Dieser Ruf, obgleich mehr der Vergangenheit als der Jeztzeit angehörig, war es eigentlich, was uns veranlaßte, drei Stunden eines lieblichen Sommerabends einem Konzert zu widmen, das eine Madame Milden gab. Das Opfer, denn als ein solches betrachtete ich es, sollte indessen nicht vergeblich gebracht seyn, denn was wir sahen, war neu und unterhaltend. Im Baalsaale, der zum Konzert benuzt wurde, nahm das Orchester etwa ein Viertheil des Raums ein, und die äußersten Bänke, auf denen die Gesellschaft Platz nahm, waren von den ersten Notenpulten durch nichts als durch einen leeren Raum geschieden. Es waren, wie man uns sagte, zwischen drei und vierhundert Personen anwesend. Mit Vergnügen sah ich mich im Schooße einer so zahlreichen deutschen Gesellschaft, an einem Orte, der weit genug von einer Hauptstadt entfernt ist, um mir von der nationalen Art und Weise einen Begriff zu geben, wenn das konventionelle Air, der gemeinsame Ton nicht in's Spiel kommt, der aus den großen Städten Europas so ziemlich alle nationelle Eigenthümlichkeit verbannt hat. Es kann dies nicht ausbleiben, wo man sich den einförmigen Gesezen der feinen Lebensart und des gebildeten Geschmacks unterwirft; in Bonn aber war solcher Firniß von Eleganz weder zu erwarten, noch zu besorgen, und ich fand so viele Verschiedenheit zwischen Madame Mildens Konzert und Allem, was ich der Art noch gesehen, als ich nur wünschen konnte; indessen war nichts im Geringsten ungefällig oder gemein. Was mir zuerst auffiel, als ich den weiblichen Theil der Versammlung musterte, war ihr ausnehmend einfacher Anzug; man durfte aber die Gesichter, um welche die reichen Flechten sich so einfach legten, nicht lange betrachten, um sich zu überzeugen, daß die hübschen Mädchen sich mit Recht mehr auf ihr blühendes Aussehen und den lieblichen Ausdruck ihrer Züge verließen, als auf eine feinere Toilette; wir bemerkten manche äußerst liebenswürdige Gesichter. Das Zimmer schien völlig gefüllt; nun ging aber noch eine Thüre auf, die ich bisher gar nicht bemerkt, und herein trat eine Gesellschaft, an der zum Theil der großstädtische Bouton durchaus nicht zu verkennen war. Sie nahmen auf Stühlen an einer Seite der vordersten Bänke Platz, und sofort begann die Musik. Ein artiger Nachbar, der sich gerne mit mir zu unterhalten schien, sagte mir Namen und Titel derselben; ich habe aber beides vergessen; ich meine, er sagte, sie wohnen in der Nähe der Stadt. Eine der Damen war so liebenswürdig und graziös, als ich je eine gesehen. Dieser vornehme Platz war im Augenblick mit Offizieren umstellt; an der breiten Brust eines unter ihnen zählte ich sieben Dekorationen.

Das Orchester war sehr gut besezt, und ein Violinkonzert wirklich vortrefflich. Madame Milden sang drei, vier Stücke in gutem Styl und mit sehr kräftiger Stimme, die freilich schönere Tage erlebt hatte; es wurde ihr indessen stürmisch Beifall geklatscht, und wenn sie nicht sang, nahm sie Platz unter der Gesellschaft, und Manche, besonders die Elite, unterhielten sich sehr freundlich und liebreich mit ihr.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsezung.)

Wir hatten uns indessen, ohne eine schlimme Bekanntschaft der Art zu machen, Buenos Ayres auf drei Tagereisen genähert und athmeten wieder freier. Einmal war ich ein paar Meilen vor der Karavane voraus, da sprang mir ein Strauß über den Weg und ich sezte ihm nach. Ich hatte einige Uebung im Werfen des Lasso, und da ich gerade ein ausnehmend flinkes Pferd ritt, konnte ich hoffen, das Thier zu erjagen. Mit wahrer Lust flog ich blitzschnell dem hübschen Wilde nach; schon war ich ihm ganz nahe, da fiel mein Pferd in ein Loch und richtete mich erbärmlich zu. Den Zügel behielt ich zum Glück in der Hand, blieb aber lange betäubt liegen. Nachdem ich wieder zu mir gekommen, brachte ich mit vieler Mühe das Pferd auf die Beine und mich in den Sattel, und wollte nun rasch umkehren. Aber bald mußte ich die Hoffnung aufgeben, die Meinigen wieder zu erreichen; ich war zu weit von der Straße abgekommen und mein Pferd, so übel zugerichtet als ich, konnte nur im Schritt vorwärts. Entsezlich drang sich mir die Vorstellung auf, was unter diesen Umständen aus mir werden sollte; allein, mitten in der Wüste, mußte ich vor Hunger und Durst umkommen, wenn nicht der Zufall einen Gaucho des Weges führte. Aengstlich musterte ich den Horizont, vergeblich, nirgends ließ sich ein menschliches

Wesen blicken. Wie ein Gespenst stieg das schreckliche Ende, das meiner wartete, in meiner Seele auf, und krampfhaft stieß ich dem Pferde die Sporen in die Seite; aber das klägliche Schnauben des armen Thiers und meine eigenen Schmerzen zwangen mich gleich wieder zum langsamen Schritt. Seit meinem Sturz empfand ich einen brennenden Durst, der bald unerträglich wurde, und ich entschloß mich, meinem Pferde eine Ader am Halse zu öffnen. Bevor ich abstieg, warf ich noch einen Blick hinaus auf die Ebene, da gewahrte ich in der Ferne einen Reiter. Ich rief aus Leibeskräften, aber er war zu weit weg, und mit Schrecken sah ich ihn ruhig seinen Weg fortsetzen. Da kam ich auf den glücklichen Gedanken, meine Pistolen abzufeuern; alsbald sah ich das Pferd halten, den Reiter auf mich zulenken und in vollem Galopp heransprengen. Ich hatte Zeit, meine Pistolen wieder zu laden, mein Messer in Bereitschaft zu setzen und meine Lebensgeister zu sammeln, um der Gefahr entgegenzutreten, die mir hier drohen konnte; denn ich wußte wohl, daß ein Gaucho, wenn er einen Fremden allein und wehrlos trifft, leicht in Versuchung kommt, ihm den Hals abzuschneiden und ihn zu plündern, statt ihm hülfreiche Hand zu leisten. Meine Besorgniß war indessen ungegründet; der Reiter zeigte sich als ein Kind von höchstens eilf, zwölf Jahren, und ich steckte Gott dankend meine Pistolen wieder in den Gürtel. „Wer seyd Ihr?“ rief der kleine Bursche, indem er sein Pferd mit fester Hand anhielt. Ich erzählte ihm meinen Unfall und bat ihn, mich in seine Hütte zu führen, die, wie er sagte, nur wenige Meilen entfernt war. Er gab mir aus einem Kuhhorn, das er bei sich führte, Wasser zu trinken, und in meinem Leben vergesse ich nicht die köstliche Empfindung. Er zog sodann aus einem Sack, der am Sattelknopf hing, ein Stück Ochsenfleisch, und ich aß ein paar Bissen, um mich einigermaßen zu stärken. Nachdem so der junge Reiter der Menschenpflicht Genüge gethan, setzte er sich, seinen Lasso über dem Kopf schwingend, in der angegebenen Richtung in Galopp und hielt zuweilen wieder an und ermunterte mich. So gelangten wir endlich zur Thüre einer Hütte, die mir größer und besser gebaut vorkam als alle bisher gesehenen. Sie enthielt zwei große Gemächer und unter einem Dach an der einen Seite sah man eine Art Küche. Der Corral, dieses unentbehrliche Stück im Haushalt eines Gaucho, war reinlicher und ordentlicher als gewöhnlich, und zu meiner Verwunderung sah ich, als wir geritten kamen, einen Rudel Falken auf den Pfählen so ruhig sitzen bleiben, als wären sie ganz vertraut mit den Hausbewohnern. Einige hübsche Rosse weideten frei im Corral, und an ihrer Lebhaftigkeit sah man, daß sie nicht lange aus der Ebene hergebracht waren.

Hatte mich das gute Ansehen des Hauses überrascht, so mußte mir der seltsame Empfang, der mir zu Theil wurde, noch mehr auffallen. Ich wußte aus eigener Erfahrung, wie gastfreundlich und ausnehmend höflich die Gauchos sind. Wie erstaunte ich daher, als der Hausherr, der jezt unter der Thüre erschien, statt mich mit der erwarteten Herzlichkeit zu empfangen, bei meinem Anblick zusammenfuhr und rasch mit drohender Geberde sein Messer zog. Schnell setzte ich ihm auseinander, warum ich seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müsse; da schien er sich zu fassen, murmelte einige entschuldigende Worte, steckte seine Waffe ein und bat mich, in sein Haus zu treten. Aber sein Benehmen paßte schlecht zu seinen Worten, und es war augenscheinlich, daß es ihn große Ueberwindung kostete, die gewöhnlichen Komplimente vorzubringen. Trotz meiner Erschöpfung glaubte ich ihn daher fragen zu müssen, ob vielleicht ein Fremder ihm und den Seinigen zur Last falle? Da warf er sein graues, durchdringendes Auge auf mich, und nach einem langen Blick, der ihn sichtbar zufriedenstellte, machte er sich daran, mein Pferd abzusatteln, und sprach nun mit großem Pathos von dem Glück, das ihm zu Theil werde, einen solchen Caballero bei sich zu sehen. „Lieber Herr,“ fuhr er fort, „entschuldigt einen armen alten Mann, der durch die Gefahren, unter denen er sein Leben zugebracht hat, mißtrauisch geworden ist. In dieser Einöde trifft man mehr Spitzbuben, als gute Christen. Seit Kurzem wissen wir gewiß, daß ein Trupp Indier in der Nähe ist; sie haben ostwärts mehrere Hütten abgebrannt und sind vielleicht vor Tage hier. Mein Mißtrauen ist darum begreiflich und muß den schlechten Empfang entschuldigen, der Euch zu Theil geworden. Doch wozu leere Komplimente! gebt mir die Ehre, lieber Herr, mein armes Haus zu betreten, und seyd überzeugt, daß ich in Allem zu Euern Diensten bin.“ Ich hatte zu viel von den Indiern sprechen hören, als daß der Bericht meines Wirths mir hätte Unruhe machen sollen; es kam mir im Gegentheil der Verdacht, er habe mir damit nur bange machen und mich so bald als möglich wieder vom Hals schaffen wollen. Mochte aber daraus entstehen, was da wollte, ich war zu leidend, um diese Gelegenheit, mich auszuruhen, aufzugeben. Indessen fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: die Stimme des Mannes war mir nicht ganz unbekannt, sie erinnerte mich an den alten Gaucho, der mit dem Pferd davongegangen war; doch konnte ich diesem Gedanken vorläufig nicht weiter nachhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, August.

Kaspar Hauser.

Sie haben in Ihren Blättern und zuletzt in Nr. 123 und 124 Bemerkungen über den Jüngling aufgenommen, der auf eine räthselhafte Weise in das bürgerliche Leben eingetreten ist, und dessen Abschied von dem Leben nicht weniger räthselhaft bleibt. Der Tod Kaspar Hausers mußte das menschliche Interesse an dem Schicksale des Unglücklichen bei denjenigen vermehren, welche glaubten, daß Hauser wirklich von fremder mörderischer Hand gefallen ist; er mußte die Erbitterung gegen diejenigen steigern, welche dem an Hauser verübten Verbrechen durch den Mord den Stempel aufdrückten. Eben die Art dieses Todes war aber auch geeignet, jenen Zweifeln, welche bereits, als Hauser noch lebte, gegen die Wahrhaftigkeit seiner Angaben sich erhoben, ein neues Gewicht zu geben, weil die Umstände, unter welchen seine Verwundung durch eine fremde mörderische Hand erfolgt seyn sollte, theils unwahrscheinlich waren, theils mit andern ausgemachten Umständen im Widerspruche standen, und weil die Meinungsverschiedenheit der Aerzte darüber, ob Hauser sich selbst die Wunde beigebracht haben könne, auch denjenigen, der bisher an Hausers Wahrheitsliebe glaubte, wankend machen konnte. Das große psychologische und juristische Interesse, welches Hausers Erscheinung darbietet, hatte mich schon seit längerer Zeit veranlaßt, Materialien zu sammeln, um unparteiisch in einer zusammenhängenden Darstellung die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung in psychologischer und kriminalistischer Hinsicht zu prüfen. Im Besitze aller über Kaspar Hauser erschienenen Schriften und vieler von Freunden mitgetheilten, dem größern Publikum nicht bekannten Nachrichten über Hausers Benehmen, hoffe ich einst noch auf manche weniger bisher beachtete Rücksichten aufmerksam machen zu können. Da die Erscheinung meiner Schrift noch längere Zeit verzögert werden kann, so erlaube ich mir, einige Bemerkungen über den Hauserschen Fall vorläufig in Ihren Blättern niederzulegen. Der Korrespondent in Nr. 123 und 124 erwähnt das Verhältniß des Lord Stanhope zu Kaspar Hauser, und äußert seine Verwunderung über die geänderten Gesinnungen des Lords in Bezug auf Hauser. Es ist richtig, daß man nicht selten die Stimme hört, welche diese Aenderung den sonderbarsten Motiven und selbst äußern Einflüssen von Personen zuschreibt, welche, feindlich gegen Hauser verschworen, Alles in Bewegung sezten, um den großmüthigen Wohlthäter Hausers gegen seinen Pflegling ungünstig zu stimmen. Wer die Ehre hat, Lord Stanhope näher zu kennen und unparteiisch prüft, wird das Benehmen des edeln Britten eben so begreiflich finden, als ehren. Lord Stanhope gehört zu jenen Männern, welche mit großer Charakterfestigkeit ein für die Noth der Mitmenschen zartfühlendes Gemüth und das Streben verbinden, nach Kräften zur Förderung humaner Anstalten und zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen beizutragen. Mit dieser Charakterstärke ist aber auch eine große Wahrheitsliebe und eine tiefe Abneigung gegen alle Lüge verbunden, weil Lüge und Betrug nahe mit einander verwandt sind, und von der Lüge ein kleiner Schritt zu Verbrechen ist, zu welchen der in dem Netze seiner Lüge Gefangene leicht getrieben wird, um die Maske nicht abwerfen zu müssen, die der Lügner Anfangs oft nur aus Leichtsinn, wählte. Lord Stanhope, als er nach Nürnberg kam, theilte das allgemeine Interesse, das an dem Schicksale Hausers sich aussprach; sein Wunsch, durch Bestreitung der Kosten zur Entwickelung der verbrecherischen Fäden beizutragen, war eben so groß, als das Streben, zur Unterstützung Hausers zu wirken; sein Interesse war durch den Glauben an Hausers Wahrheitsliebe, an seine Unbefangenheit und an den kindlichen Sinn des Unglücklichen geleitet. Lord Stanhope hat gewissenhaft bis zum Ende des Lebens Hausers die übernommenen Verpflichtungen erfüllt. — Lord Stanhope, dessen edelmüthige Theilnahme an Hauser auch in England großes Aufsehen erweckte, wünschte über Hausers Schicksal auch seinen Freunden in England nähere Nachricht zu geben, und so entstand der Gedanke, Feuerbachs Schrift über Hauser in das Englische zu übersezen und das Buch den Verwandten und Freunden des Lords mitzutheilen. — Je mehr aber Lord Stanhope mit Kaspar Hauser bekannt wurde, desto mehr entdeckte er eine dem Herzen Stanhope's schmerzliche Eigenthümlichkeit in Hausers Charakter, nämlich einen gewissen Hang zur Lüge. Professor Daumer selbst, ein Mann, der seine wohlwollenden Gesinnungen für Hauser bis zu dem Tode des Unglücklichen treu bewahrte, stellt diesen Hang nicht in Abrede, und seine Erklärung darüber in der Allgemeinen Zeitung beweist dies, und Lord Stanhope bemerkt in seinem als Manuscript gedruckten Briefe an Meyer (vom 27sten März 1834, Seite 14), daß Hausers Hauptfehler, der gänzliche Mangel an Wahrheitsliebe, auch von Meyer beobachtet worden sey. Dieser Grundzug in Hausers Charakter mußte dem Lord Stanhope noch mehr zur traurigen Gewißheit werden, als er die sogenannte, von Hauser selbst verfaßte Lebensgeschichte (nach Hausers Tode als Manuscript gedruckt) erhielt und klar daraus die Ueberzeugung schöpfte, daß die ganze Erzählung eine Kette von Lügen sey. Auch fehlte es nicht an andern Umständen, welche Lord Stanhope an der Wahrhaftigkeit Hausers irre machen mußten. Hauser hatte oft Lord Stanhope erzählt, daß er ein genaues Tagebuch führe; so oft Lord Stanhope es sehen wollte, suchte Hauser durch nichtige Entschuldigungen dem Vorzeigen zu entgehen. Die Art, wie Hauser (nach Lord Stanhope's Erzählung in dem Briefe an Meyer S. 9) sich betrug, als es dazu kommen sollte, daß das Tagebuch vorgezeigt werde, ist nicht geeignet, Zutrauen in die Wahrheit der Angaben Hausers einzuflößen. Eine Menge kleiner Umstände, die Lord Stanhope bemerkte, als er näher den Hauser kennen lernte, mußten ihm Mißtrauen einflößen, und so war es wohl begreiflich, daß er die englische Uebersezung, die seinen Pflegling als einen der Unterstützung höchst würdigen und unglücklichen Jüngling den Freunden Stanhope's in England bekannt machen sollte, nicht vertheilte, weil er mit gutem Gewissen in jenem Zweifelszustande, in welchem er sich befand, die Garantie für Hauser nicht mehr übernehmen konnte, und zuerst abwarten wollte, welche Wendung die Untersuchung nehmen würde. Vorzüglich war es der Ausgang der im Mai 1832 in Ungarn beendigten Untersuchung, die man anstellte, um in jenem Lande die Herkunft Hausers zu entdecken, der Lord Stanhope doppelt mißtrauisch gegen Hauser machen mußte. Das ganze Benehmen des Lord Stanhope in Bezug auf Hauser in der lezten Zeit war das eines Mannes, der zwar die rechtlich übernommene Pflicht gegen den Jüngling gewissenhaft erfüllte, aber vielfache Ursache hatte, mißtrauisch zu werden gegen Hausers Angaben, und nun Alles anwenden wollte, um die Wahrheit zu entdecken.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. August 1834.

O Bäuberei, verdammte Bäuberei!
Ich sinne nach — ich merk' — o Bäuberei!

Shakespeare.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Die Hütte war auch im Innern ziemlich reinlich; ein Kohlenfeuer und eine an der Decke hängende Lampe erleuchteten schwach das Zimmer, in das ich geführt wurde. Der Nachtfrost hatte meine Glieder erstarrt, innerlich verzehrte mich Fiebergluth, und mir war sehr schlimm. Ich schickte mich an, mir am Arm zur Ader zu lassen, da sah ich an der Erde Menschengestalten sich wimmelnd bewegen, und in einem Augenblick waren vier, fünf Weiber und eben so viele Kinder von allen Farben um mich versammelt, neugierig, Zeugen einer nie gesehenen Operation zu seyn. Eine alte Negerin, die Köchin im Hause, wie es schien, brachte ein irdenes Gefäß herbei, um das Blut aufzufangen; sie benahm sich aber so ungeschickt, daß ich sie ärgerlich laut zurechtwies. In diesem Augenblick ließ sich ein durchdringender Schrei im anstoßenden Gemach hören, und wie der Blitz fuhr der alte Gaucho auf und stürzte mit wüthender Geberde hinein. Ueber dem Blutverlust war mir beinahe ohnmächtig geworden, indessen sah ich doch, wie sich alle Anwesenden Blicke des Einverständnisses zuwarfen, und hörte undeutlich, wie der Gaucho der Person im andern Zimmer drohte. Unmöglich läßt sich schildern, wie mir zu Muthe war. Noch klang mir der Schrei in den Ohren, obgleich halbe Ohnmacht auf meinen Sinnen lag. Der Schreck und ein gräßlicher Gedanke erstarrten mein Blut, denn plötzlich, wie durch Zauber, brach der Strahl ab. Ich sah, ich hörte Alles, was um mich vorging, konnte aber kein Glied rühren; gleich einem Scheintodten lag ich starr, während ich mit gesteigerter Seelenkraft gräßliche Bilder in mir aufsteigen sah. Ja, die Stimme, welche ich vernommen, es war zuverlässig Donna Luisas Stimme. Ja, ich fühlte es, Luisa war hier neben mir und konnte mir keinen Wink davon geben. Blitzschnell fuhr mir nun eine ganze Schlußfolge durch den Kopf: der alte Gaucho war derjenige, den wir seit langem fürchteten, er hatte Don Jose Echiveras Tochter entführt, um sich an ihm und meinem Freund zu rächen, er hatte mich erkannt, als ich herkam, und hatte Anfangs befürchtet, Donna Luisas Aufenthaltsort möchte entdeckt seyn. Die sonderbare Weise, wie ich war empfangen worden, die Stimme des Gaucho, seine düstern Blicke bestätigten diese meine Vermuthungen nur zu sehr, und in dem halb bewußtlosen Zustand, in dem ich mich befand, sah ich dieses schreckliche Licht als einen Wink von oben an. Als indessen der Paroxysmus bei mir abnahm, fühlte ich eine allgemeine Erschlaffung, kalter Schweiß rann mir über die Stirne und mein Bewußtseyn schwand völlig.

Als ich wieder zu mir kam, ſah ich, daß ſich der alte Gaucho ängſtlich über mich gebückt hatte und mit ſeinem Adlerauge den Ausdruck meines Geſichts beobachtete, während ſich die übrige Familie hülfreich um mich bemühte. Sogleich ſchloß ich die Augen wieder, als könnte ich mich noch nicht völlig ermuntern, und raffte nun mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung meine Geiſteskräfte zuſammen, um zu bedenken, was zunächſt zu thun ſey. Es war mir bald klar, daß ich um jeden Preis den Verdacht meines Wirths beſchwichtigen, mit Tagesanbruch das Haus verlaſſen, Luiſas Freunde benachrichtigen und die gehörigen Anſtalten zu ihrer Befreiung treffen müſſe. Als ich darüber mit mir einig war, ſchlug ich matt die Augen auf und ſagte mit ſchwacher Stimme allen um mich Verſammelten meinen Dank. Ich bat, mich ein paar Stunden ruhen zu laſſen und mir, wenn es ſeyn könnte, etwas zum Eſſen zu reichen, das weniger ſchwer wäre als die gewöhnliche Landeskoſt. Ich ſah dem Alten an den Augen an, daß ich ihn glücklich hinter das Licht führte; er wurde alsbald ungemein höflich und überſchüttete mich mit übertriebenen Complimenten; er gab Befehl, ein Huhn zu kochen, und machte mir eigenhändig ein Bett zurecht, indem er ein paar Mäntel übereinanderwarf. Ich legte mich ſogleich nieder und that, als ſchliefe ich ein; ich war aber zu furchtbar aufgeregt, als daß der Schlaf mich hätte beſuchen können. Mein Lager befand ſich in einem dunkeln Winkel, von wo ich Alles bemerken konnte, was im Zimmer vorging. Bald ſah ich, wie ſämmtliche Hüttenbewohner ſich im Kreiſe zum Abendeſſen niederließen. Es beſtand bloß aus einem tüchtigen Stück Ochſenfleiſch und aus Waſſer; von Brod weiß man in dieſer Wildniß nichts. Drauf knieten Alle vor einem Muttergottesbilde nieder, ſtreckten ſich hier und dort auf den Boden und ſchliefen bald feſt ein. Der alte Gaucho aber und eine ſehr hübſche Mulattin, die ein Kind auf dem Arm hatte, ſezten ſich zum Feuer, als erwarteten ſie noch Jemand. An der jungen Mutter ſchien ein geheimer Kummer zu nagen, beſorgt ſah ſie ihr Kind an und wandte oft den Kopf nach der Thüre; dann ſchlug ſie ſcheu das Auge zum Alten auf und äußerte ihre Beſorgniß über das lange Ausbleiben eines Mannes, den ſie Tebaldo nannte. Der Alte gab keine Antwort, er ſchien in tiefes Sinnen verloren; der flackernde Schein des Feuers beleuchtete momentan ſeine harten, wilden Züge und machte den Ausdruck ſeiner Katzenaugen noch ſchrecklicher. Nach langer Pauſe, in der das junge Weib immer unruhiger wurde, blickte ſie endlich wieder mit naſſen Augen zu ihm auf, und ich hörte wieder den Namen Tebaldo. Der Alte murmelte unwillig eine gräßliche Verwünſchung, hieß ſie ſchweigen und verſank wieder in ſein düſteres Sinnen. Das arme Weib ſenkte den Kopf, und ihre Thränen fielen auf das bleiche Geſicht ihres Kindes nieder, ohne daß ſie es wußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mistreſs Trollope über Deutſchland.

(Fortſetzung.)

In Bonn kann natürlich keine öffentliche Luſtbarkeit ſtattfinden, wobei nicht die jungen Studioſen eine bedeutende Rolle ſpielen. In dieſem Falle ſchienen ſie ſich nicht ſtark mit der Geſellſchaft zu miſchen, ſondern ſtanden geſondert, in Gruppen von dreien oder vieren, und bildeten Tableaux, die mich in eine Galerie von Vandyks und Rubens verſezten; denn ſolche Vorbilder mußten dieſe Maler vor ſich haben. Ich denke, es liegt in der Natur junger Gentlemen, zumal wenn ſie beiſammen leben, ihre äußere Erſcheinung mit einigen Elementen von Phantaſterei, ja tant soit peu von Affektation zu verſetzen. Etwas der Art bemerkt man allerdings auch zu Oxford und Cambridge, trotz Mantel und Kappe, welche den Launen des Einzelnen einen mächtigen Zügel anlegen; in Bonn aber, wo kein akademiſches Kleid getragen wird, iſt die Tracht der jungen Leute zuweilen erſtaunlich phantaſtiſch. Wo auch in Europa Jünglinge zum Zweck ihrer lezten Ausbildung beiſammen ſeyn mögen, werden ſich wohl immer einige darunter finden, welche zu ſehr den Stempel des Gentlemans tragen, als daß ſie ihn durch irgend eine Seltſamkeit in der Kleidung verwiſchen möchten, und dergleichen waren auch unter den Bonner Studenten manche zu bemerken; die Mehrzahl war indeſſen viel maleriſcher anzuſehen. Langes, merkwürdig aufgeſträubtes Haar, offener Hals mit einem faſt bis zur Schulter niederfallenden Hemdkragen, hier ein winziges, nett zu einem regelmäßigen Dreieck zugeſtuztes Kinnbärtchen, dort ein langer, dünner, zierlich gekräuſelter Schnurrbart — dies ſah man gleichförmig in allen Gruppen, das ganze Zimmer entlang. Einige zeigten hübſche jugendliche, etwas kahle Stirnen à la Byron, andere blickten mit wildrollendem Auge um ſich à la Don Juan. Der eine hatte die blaſſe Wange, das hohle Auge eines frühreifen Philoſophen, während ein anderer mit ſo grenzenloſer Keckheit ſich überall umſah, daß ich mich wahrhaftig, halb aus Angſt, halb zum Spaß, verſucht fühlte, ihn zu beobachten, durch welchen tollen Streich er ſich der Fülle luſtiger Bosheit, die ihm aus den Augen blickte, entladen werde. — Indeſſen wurde die Unterhaltung nicht durch die mindeſte Unanſtändigkeit,

nicht einmal durch zu lautes Wispern, gestört. Wir hatten viel von dem brutalen, ungestümen Wesen deutscher Studenten gehört; ich frage aber, ob wohl häufig so viele junge Leute so lange ohne den geringsten Lärm oder Unfug irgend einer Art beisammen seyn mögen?

Der Gasthof zur Stadt Cöln, wo wir abgestiegen waren, war nichts weniger als uncomfortabel, wenn er gleich in einer so engen Straße liegt, daß wir ein dem unsrigen gerade gegenüberliegendes Zimmer näher hatten, als uns lieb war. Es war von einem jungen Offizier bewohnt, dessen Häuslichkeit zu beobachten, ich mir sicherlich nicht erlaubt haben würde, hätte sich dies bei seiner Weise, den Morgen zuzubringen, vermeiden lassen; aber seine zwei großen Fenster waren von oben bis unten angelweit offen, und so trank er seinen Kaffee so öffentlich, als säße er auf freiem Gerüste; wie wir es angriffen, wollten wir nicht anders in der Dunkelheit sitzen, wir mußten seiner ansichtig werden. So unterwarfen wir uns denn der Nothwendigkeit, und der Auftritt, dessen Zeugen wir auf diese Weise waren, machte uns keinen geringen Spaß. An einer Wand des Zimmers hing eine Reihe schmucker Pfeifen, ich denke, gegen ein Dutzend; als er mit seinem Kaffee fertig war, nahm er eine davon, legte sich in das Fenster und war bald in einen Dunstkreis gehüllt, dessen mystischer Reiz, glaube ich, nur von einem Deutschen gehörig gewürdigt werden kann. Aus den Zügen unseres militärischen Nachbars sprach jene Heiterkeit und Ruhe, der man auf allen Gesichtern begegnet, die man durch eine Tabakswolke sieht; nach einer Zeit war aber der mächtige Pfeifenkopf ausgeraucht; ein Gefühl der Abspannung schien sich mit der Fülle seiner Behaglichkeit zu mischen, er lehnte sein ungeheures Instrument an die Fensterrahme, reckte sich und gähnte. Nicht lange aber, so ging die Thüre auf, und ein Gentleman trat ein, den er auf's Herzlichste bewillkommte; aber den Augenblick darauf, nein, im selben Augenblick, wo er zum freundlichen Gruße seine Hand faßte, eilte er zur Pfeifensammlung, nahm die größte unter allen und reichte sie seinem Freunde. Sodann füllte er flugs wiederum seine eigene, sie sezten sich beide, sichtbar höchst vergnügt, am offenen Fenster nieder, und über ein Kleines entzog sie der beiderseitige Rauch unsern Blicken. Es ist dies ein geselliges Vergnügen, welches nach Verdienst zu würdigen, dem Uneingeweihten sehr schwer fällt; er kann den Werth desselben nur dunkel muthmaßen, wenn er in Betrachtung zieht, was Alles geopfert werden muß, um es sich zu verschaffen.

Lieder von Karl Mayer.

Spätsommer.

Es ist schon was von Herbstesfrieden
In diesem späten Sommerwinde;
Er seufzt nach Freuden, die geschieden,
Durch's Stoppelfeld melodisch linde.

Der goldne Herbst.

Herbstsonne durch's Gewölke bricht
Mit müdem, doch noch goldnem Licht;
Auch hilft der Wald sich selbst vergolden,
Und leistet Beistand ihr, der holden,
So daß kein lichter Sommertag
So goldne Träume wecken mag.

Ergebung.

Gräschen, in beständ'ger Taufe
Von des Wasserfalles Traufe,
Lebst du doch und grünest fort
Am bestimmten Leidensort.

Waldarbeit.

Waldarbeit müht sich ohne Leid;
Ihr Spechte, hämmert nur!
Ihr zeigt im schmucken Federkleid
Gar kleiner Mühe Spur.

Abendnebel.

Wiesennebel läßt die Augen
Stiller Blumen nimmer saugen
An des Himmels Sternenlicht,
Aber wehrt der Sehnsucht nicht,
Daß sich zart ihr Blüthenduft
Schwing' in Nacht und Sternenluft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, August.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Es ist irrig, wenn in Nr. 123 gesagt wird, daß bei Lord Stanhope die Zweifel zuletzt zu einer Art Lieblingsidee wurden; gewiß kostete es dem Herzen des edeln Britten viel, an demjenigen, an dessen Reinheit und Würdigkeit er so unbedingt glaubte, zweifeln zu müssen; sich absichtlich in der Täuschung zu erhalten, war aber weder des Geistes, noch des Gemüths Lord Stanhope's würdig; sich auf jede Art Wahrheit zu verschaffen, war Pflicht, und alle seine Schritte sind nur von diesem Streben geleitet; darum trat er in Korrespondenz mit Merker, darum sammelte er begierig alle Notizen. Der Tod Hausers erfolgte unter so auffallenden

Umständen, daß neue Zweifel, schon durch die Gutachten der Aerzte veranlaßt, auch in Lord Stanhope rege werden mußten, und so ist das Benehmen des Lord Stanhope auch nach Hausers Tode nur das des Mannes, der Wahrheit sucht, auch wenn ihm die Enthüllung schmerzlich wird; daher korrespondirte der Lord mit Aerzten und Kriminalisten, um ihre Ansichten zu erfahren; daher machte er einige kleine Schriften bekannt. Es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, daß diese Schriften mit einer großen Freigebigkeit ausgestreut wurden; die kleine Zahl der Exemplare, welche Lord Stanhope von diesen nur als Manuscript gedruckten Schriften abziehen ließ, zeigt, wie wenig sie für das größere Publikum bestimmt waren; diese Schriften sollten, ausgetheilt an Freunde und an Personen, deren sachverständiges Urtheil von Interesse seyn konnte, nur Veranlassung werden, um dem Lord neue Nachrichten und Meinungen unterrichteter Personen zu geben. Die Wahrheit kommt nur durch Zweifel und den Kampf der für und wider streitenden Gründe zu Tage. Ich habe Beweise, mit welchem Eifer Lord Stanhope die Wahrheit sucht; daß er seine Zweifel mittheilt, ist klar, weil nur dadurch die Ueberzeugung für Hausers Würdigkeit gewonnen werden kann, wenn die Zweifel widerlegt sind.

Es ist noch nicht möglich, das Dunkel zu durchdringen, das die Geschichte Hausers verhüllt; wenn es aber erlaubt ist, schon jetzt eine Meinung nach den jetzt vorliegenden Materialien zu äußern, so reduzirt sie sich auf folgende Punkte.

1. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Erzählung von einem Kerker, worin von früher Jugend an Hauser, von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, gefangen gehalten wurde, um gleichsam an ihm ein Verbrechen an dem Seelenleben zu verüben, unwahr ist. Die von Hauser selbst gegebene Erzählung seiner Gefangenhaltung und seiner Reise nach Nürnberg ist so voll von Unwahrscheinlichkeiten, daß Niemand an ihre Wahrheit glauben kann. Hauser gibt in dieser Erzählung an: „wenn ich erwachte, war's einmal so hell als das anderemal; ich habe niemals eine solche Tageshelle gesehen, als in der ich jetzt lebe;“ demnach müßte sein Aufenthaltsort beständig dunkel gewesen seyn. In dieser Dunkelheit soll nun Hauser das Schreiben gelernt haben. Ueber die Art des Erlernens des Schreibens erzählt Hauser, daß ein Mann gekommen, ein Stückchen Papier und Bleistift hingelegt, dann Hausers Finger zusammengedrückt und etwas vorgeschrieben habe; der Mann habe dies sieben- bis achtmal gethan, und dann habe Hauser fortgeschrieben, wenn auch der Mann die Hand losgelassen. Billig fragt man, ob auf diese Art Jemand (in dem dunkeln Gefängniß) schreiben lernen konnte?

Nach Hausers Erzählung soll der Unbekannte ihn angekleidet und aus dem sogenannten Gefängnisse fortgetragen haben; als Hauser zu gehen anfangen sollte, habe der Mann mit seinen Füßen Hausers Füße fortgeschoben; Hauser sey oft wegen Ermattung eingeschlafen, dann habe aber die Operation mit dem Fortschieben der Füße wieder begonnen. Denkt man sich nun, daß wirklich ein Mann, der Hauser Jahrelang gefangen hielt, ihn auf die angegebene Art transportirt hätte, so müßte man sich diesen Mann als den unklugsten Menschen denken, der muthwillig der Gefahr, entdeckt zu werden, sich aussetzte, weil er fürchten mußte, daß allen auf der Straße wandernden Personen die sonderbare Gruppe, worin ein Mann einem Jungen die Füße vorwärtsschiebt, auffallen würde, daß die auf der Straße patrouillirenden Gensdarmen die sonderbaren Wanderer zur Rede stellen, sich um das heftige Weinen Hausers erkundigen und so die Wahrheit entdecken würden. Wir fragen ferner, wie es möglich werden konnte, daß ein Mensch wie Hauser, der Jahrelang in einem Kerker sich befand, in dem er nicht aufrecht stehen konnte, wo die Muskeln alle Elastizität verloren, dennoch nach Nürnberg gegangen seyn soll. Mit dem Vorwärtsschieben der Füße ist es für den, der nie gehen lernte, nicht gethan. Hört man nun aber die Zeugnisse, welche über das erste Auftreten Hausers in Nürnberg uns vorliegen (Merkers wichtige Aufklärungen über K. Hausers Geschichte. Berlin 1834, Seite 7), z. B. das Zeugniß jenes Bürgers, der zuerst Hauser bei dem Eintritt in Nürnberg sah, erfährt man, daß Hauser den Bärleinhüterberg recht ordentlich, nicht gebückt, nicht wackelnd herabgegangen ist, und daß er einen weiten Weg vom Stadtthor bis zum Unschlittplatz ging, so begreift man nicht, wie ein Mensch, der so lange eingesperrt, des Gehens ungewohnt und in einer Lage war, daß ihm die Füße auf dem Wege fortgeschoben wurden, auf die bezeugte Weise gehen konnte. Hauser wird gewöhnlich als ein Mensch dargestellt, dem alle Begriffe der Außenwelt fehlten, der in dem Jahrelangen Kerker, abgeschnitten von menschlicher Gesellschaft, nur ein paar Worte, die ihm sein Wärter einlernte, nachlallen konnte, und nun vergleiche man die Aussage des nämlichen Bürgers, dem er zuerst in Nürnberg begegnete. Als der Bürger Hauser fragte, woher er komme, antwortete dieser: aus Regensburg; wie konnte Hauser so antworten, wenn er wirklich Jahrelang im einsamen Gefängniß sich befand! Nirgends gibt er an, daß ihm auch diese Rede eingelernt war. Nach dem Zeugnisse des Bürgers äußerte Hauser, als der Bürger sagte: wir gehen erstlich zum neuen Thore, wörtlich: „neu Thor erst baut?“ Deutet diese Aeußerung nicht darauf hin, daß er einen Grund für die Bezeichnung Neuthor anzugeben wußte, und schon Erfahrungen gemacht haben mußte, um ein altes und ein neues Thor vergleichen zu können?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 196:
Krap, Grab.

Räthsel.

Ich kenne zwei Schwestern, die hab' ich so gern,
Sie dienen mir freundlich, dem fröhlichen Herrn;
Bestand nur bei ihnen in früherer Jugend
Aus Essen und Trinken und Plaudern die Tugend,
So haben sie jetzt doch mich glücklich gemacht,
Weil andere Schwestern zu mir sie gebracht.

Zwar fehlte den anderen Schwestern das Haar,
Das längst eine Zierde der meinigen war;
Doch macht sie der Fehler nur schöner und reiner,
Die oben, die unten, und süßer und feiner;
Doch zankten sie lang mit den meinen fürwahr,
Eh' sie sich begegnet, ein doppeltes Paar.

Auch jetzt noch sprechen sie meist sich zuwer,
Eh' sie sich begegnen im freundlichen Thor;
Doch wenn sie sich finden, so wird es nicht fehlen,
Sie bauen den heimlichen Weg für die Seelen;
Der ist fürwahr nicht ein Pfad von Erz,
Doch schnell fliegt herüber, hinüber das Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. August 1834.

Ne crois pas que je puisse te parler à fond des moeurs et des coutumes: je n'en ai qu'une légère idée, et je n'ai eu à peine que le temps de m'étonner.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Mistreſs Trollope über Deutſchland.

Frankfurt.

Das Stück, das wir im Frankfurter Theater ſahen, hieß „die Brüder,“ ſo ziemlich eine Uebertragung des Stücks: the woman never vexed. Die Aufführung war vortrefflich, und trotz unſerer mangelhaften Kenntniß des Deutſchen, konnten wir der Fabel durchaus ohne Schwierigkeit folgen.

Ein Hauptvorzug des deutſchen Theaters beſteht darin, daß nur Ein Stück gegeben wird; die Aufführung dauert gerade lang genug, daß ſie unterhält, ohne zu ermüden. Aber bei weitem das Schönſte und Treffſichſte dabei ſind die Sitten des Publikums; denn hier iſt von Unanſtändigkeit irgend einer Art ſo wenig die Rede, daß man im Theater ſo ſicher ſitzt als in einem Salon. In Folge deſſen wird es von Frauenzimmern jedes Standes beſucht, ſo frei und unbefangen, als wären ſie zu Hauſe, und ſie ſind hier auch vor Beleidigung oder Unfug ſo ſicher als in ihrem Heimweſen. Faſt alle Logen ſind jahrweiſe vermiethet, und die Damen kommen ganz allein her, ohne Pomp oder Anſprüche irgend einer Art. Ich ſah manche Damen, welche, wie ich zufällig wußte, in ihren Wagen angefahren gekommen waren, ihre Hüte abnehmen und an die Nägel hängen, mit denen die Rückwand aller Logen verſehen iſt, mit einer Unbefangenheit und Behaglichkeit, welche den angenehmſten Eindruck auf mich machte. Die Abendparthien ſind nach dem Schauſpiel oder der Oper, und da man früh ſpeiſt, ſo kommt das Theater mit nichts in Conflikt. Kurz, das Frankfurter Theater iſt ſo beſtellt, daß es das Leben mit einem großen geiſtigen Genuß bereichert, ohne daſſelbe im Geringſten zu ſtören . . .

Das Stück, das wir zunächſt ſahen, war eine Oper, Spontinis Veſtalin. Es iſt eine herrliche Oper, und ſie wurde prachtvoll gegeben. Die Chöre, wenigſtens wenn ſie von Deutſchen aufgeführt werden, machen einen Effekt, der ſich nicht beſchreiben läßt: Töne des tiefſten Gefühls, Töne, die alle Empfindungen des Herzens ausſprechen und wieder voll zum Herzen ſprechen. Ich glaube, mein Aerger, wenn ich Shakespeares Stücke zu Opern umgewandelt ſehen mußte, wäre mir erſpart geweſen, hätte ich ſie hier aufführen ſehen . . . Wie angenehm iſt es, von einer Unterhaltung wie dieſe mit noch friſchen, unerſchöpften Lebensgeiſtern zu ſcheiden! Statt ſich zu Bette zu ſchleppen mit wüſtem Kopf, leerem Herzen und gänzlich erſchöpfter Einbildungskraft, geht man aus dem deutſchen Schauſpiel juſt in der Stimmung, in der man ſich über alle irdiſchen Sorgen, alle Unbehaglichkeit erhaben fühlt oder dünkt, und ich ſollte meinen, in den darauf folgenden Abendgeſellſchaften müſſen gerade

die besten geselligen Eigenschaften des Menschen ihr freies Spiel treiben.

Nach der Oper begaben wir uns in die öffentlichen Gärten am Fluß; man sagte uns, es sey ausnehmend voll gewesen, jezt aber war die Gesellschaft stark im Rückzug begriffen. Das Orchester, meist Blasinstrumente, spielte sehr hübsch mehrere Stücke von Mozart; da aber so ziemlich von drei Männern, die uns begegneten, zwei mit jenem Marterwerkzeug, der Tabakspfeife bewaffnet waren, so konnten diese Gärten, möchten sie noch so brillant besezt seyn, für mich keinen Reiz haben. Zum Glück ist im Theater und in den Salons das Rauchen nicht gestattet, und so lange dem so ist, kann man es mit Kunst und Vorsicht immerhin dahin bringen, daß man von dieser Seite nicht viel mehr auszustehen hat, als den Aerger, ein so schreiendes Gebrechen an einem Volk zu sehen, das in andern Rücksichten so große Bewunderung verdient.

Ich wunderte mich, als ich auf eine deßhalb an einen Protestanten gerichtete Frage erfuhr, Calvinisten und Lutheraner gehen Sonntags in die Oper, so gut als andere Leute. Ueberhaupt bemerkte ich in Frankfurt keinen Unterschied von ganz katholischen Städten, außer daß Sonntags die Kaufläden nicht offen waren, und dies geschieht, wie man mir sagte, keineswegs aus religiösem Zwang, sondern allein deßhalb, weil im Allgemeinen so viel Wohlstand unter den Bürgern herrscht, daß sie am siebten Tage gar nicht nöthig haben, an Arbeit zu denken. Aus demselben Grunde werden alle Laden in der Stadt täglich um sieben Uhr Abends geschlossen; Niemand will sich in seinen Erholungsstunden durch Geschäfte stören lassen. Der weite Umfang der öffentlichen Spaziergänge, das Theater, Kaffeehäuser und Schenken — Alles ist Sonntags voll, und man versicherte mich, alle Sekten in der Stadt, weß Namens sie seyen, vergnügen sich in gleichem Maaße an Tanz, Musik und Schmaus. Es scheint demnach, die Gesetzgeber dieser Freistadt gehen so ziemlich von denselben Grundsätzen aus, wie König Karl I. gottseligen Angedenkens, und sein Märtyrer, der Erzbischof Laud, in ihrem Book of sports, in welchem Volkslustbarkeit am Sonntag nicht nur erlaubt, sondern geboten ist. Ein anderer merkwürdiger Umstand, dieser christlichen Sonntagsfeier gegenüber, ist, daß Freitag Abends, wo der Sabbath der Juden beginnt, das Theater immer geschlossen bleibt. Warum man dies für nothwendig hält, das konnte mir Niemand sagen; Jedermann aber äußerte, es geschehe, „weil Sabbath ist.“ Sonnabends zu gleicher Stunde, wo die strenge jüdische Feier endet, können Juden und Christen sich wieder zusammen amüsiren.

Ob in Frankfurt irgendwo Armuth, wirklicher Mangel herrscht, weiß ich nicht zu sagen; äußerlich wenigstens erinnert rein nichts daran, und ich sah nie einen Ort, wo Alles so trefflich in Ordnung war und man so wenig Störendem begegnete. Hinsichtlich der politischen Verhältnisse dieser schönen und freien Stadt versicherte mich ein Gentleman, der sich lange hier aufgehalten hat, kein Volk der Welt könne zufriedener seyn mit seinen Gesetzen als die Bürger Frankfurts, und als Beweis davon führte er den Umstand an, daß sie, als einige politische Unruhen ihre Unabhängigkeit zu bedrohen schienen, mit der Ankunft preußischer und österreichischer Truppen so höchlich zufrieden waren.

Der Gaucho.

(Fortsezung.)

Da mit einemmale hörte man raschen Hufschlag, und ehe der Alte und das Weib an die Thüre kommen konnten, trat ein hochgewachsener junger Mann rasch in die Hütte. Der Ausdruck seines Gesichts war hochfahrend, fast roh; er legte die Hand an den Hut, als er den gebräuchlichen Gruß sprach; den Mantel trug er zusammengewickelt um den Leib, und die Blutflecken auf ihm zeigten, daß er wahrscheinlich von der Jagd kam. Die Hunde hinter ihm bluteten aus manchen Wunden, und man sah wohl, der Zeitvertreib ihres Herrn war kein Kinderspiel. Sie bezeugten durch Liebkosungen ihre Freude am alten Gaucho. Allermittelst brachte das junge Weib ihr Kind herbei und legte zärtlich den Arm um den Hals des jungen Mannes. Er erwiderte ihre Liebkosungen so kalt und zerstreut, daß man wohl sah, sein Herz war nicht dabei, und hieß sie bald barsch ihm das Nachtessen rüsten. Sie legte ihr Kind in eine Art Wiege, die fast über meinem Kopf hing, und brachte dann eine Flasche Wein und Speisen herbei, die mir besser schienen, als was die übrige Familie zu sich genommen hatte. Während dessen kam einer der Hunde schnoppernd zu mir her, und verkündete bald durch sein Bellen, daß er einen Fremden entdeckt. „Hier, Tauro, hier!“ rief der Alte, und auf den fragenden Blick seines Sohnes erzählte er ihm jezt leise, wie ich hergekommen. „Bei der Mutter Gottes und allen Heiligen!“ rief der junge Mann heftig; „was habt Ihr da für einen einfältigen Streich gemacht! Ein Fremder! aus der Stadt, sagt Ihr? Lieber wollte ich, alle Teufel der Hölle —“ Der Vater fiel ihm in die Rede und hieß ihn in gebieterischem Tone schweigen. „Du bist sehr jung, Tebaldo,“ fuhr er fort, „und vergißt, daß ich Dein Vater bin; es ist gut, daß ich besser daran denke als Du, sonst könntest Du für Deine losen Reden hart büßen müssen. Doch davon ein andermal; jezt weiter von unserm Gaste.“ — „In die Hölle mit ihm!“ murmelte der junge Mensch, kam dann zu mir

her, betrachtete mich lange und schien sich zu überzeugen, daß ich schlafe und von Allem nichts gehört habe. Plötzlich aber, als stiege schnell ein Verdacht in ihm auf, bückte er sich zu mir nieder und riß sein Messer heraus. Es war ein schrecklicher Augenblick für mich; ich merkte, er wolle mich auf die Probe stellen, und fühlte, daß Alles darauf ankam, meiner Herr zu bleiben. Als er aber, sichtbar beruhigt, unter leisen Flüchen wieder wegging, fühlte ich, wie der kalte Schweiß in großen Tropfen mir über Stirn und Wangen rann. Der Alte machte seinem Sohn Vorwürfe, dieser antwortete aber nur mit einem mißtrauischen Blick auf mich, setzte sich zum Feuer und verzehrte sein Essen. Gleich darauf entriß mich die junge Mulattin meiner peinlichen Lage: sie weckte mich und reichte mir die verlangte Fleischbrühe. Ich sah, wie sie eine Schaale voll auch in das andere Zimmer trug. Der alte Gaucho und sein Sohn äußerten Unruhe, während sie drinnen war, und warfen verstohlen lauernde Blicke auf mich. Um ihnen den Verdacht zu benehmen, gab ich meinem Gesicht einen leidenden Ausdruck, den mein Zustand immerhin begreiflich machte, und verbarg so die unsägliche Angst, mit der ich dem Wiedererscheinen des jungen Weibes entgegensah; denn ich glaubte nicht anders, als Donna Luisa werde Mittel finden, mir ihr Hiersein kund zu thun. Vergeblich sah ich aber der Mulattin, als sie die Fleischbrühe unberührt herausbrachte, in's Gesicht: es war nichts darin zu lesen. Sie sprach leise mit dem Alten, und ich verstand nichts als das Wort Sennorita. Er antwortete nur mit einer Verwünschung, wobei er seinem Sohn einen bedeutenden Blick zuwarf. Der Muth sank mir völlig; peinigende Angst und Besorgniß im Herzen, peinigender als die schrecklichste Gewißheit, ging ich langsam wiederum meinem Lager zu, da glaubte ich in der Hand des jungen Weibes einen goldenen Ring zu erblicken, und jetzt hielt sie ihn an's Feuer, um ihn näher zu betrachten. Großer Gott! nun war kein Zweifel mehr! deutlich erkannte ich den Ring, den mein Freund Donna Luisa bei ihrer Verlobung gegeben! Jetzt war alle meine Geistesgegenwart dahin; ich schrack zusammen, und unwillkührlich entfuhr mir ein Schrei des Entsetzens. Meine Bewegung, äußerlich wie innerlich, war dabei so heftig, daß die Binde an meinem Arm losging und die Ader plötzlich aufsprang. Dieser Zufall rettete mich, denn Alles in der Hütte erschrack über dem Blut, sprang auf mich zu und schrieb meinem eigenen Schrecken die Verwirrung zu, die ich unwillkührlich hatte blicken lassen. Man eilte, den Arm wieder zu verbinden, und ich gewann Zeit, mich zu fassen und den Argwohn der Schurken zu entfernen, die in ihrem bösen Gewissen nur zu geneigt seyn mochten, meinen Schrei ganz anders zu deuten. Mein Abscheu vor Luisas barbarischen Entführern war desto größer, da ich ihn hinter einer unbefangenen, herzlichen Außenseite verbergen mußte, und ich gelobte mir heilig und theuer, sie zu befreien, koste es was es wolle.

Sollte mir Donna Luisa's Befreiung gelingen, mußte ich vor Allem meine Wirthe sicher machen, und ich kehrte daher bald wieder auf mein elendes Lager zurück. Alles im Hause that desgleichen, und nicht lange, so zeigten die tiefen, gleichförmigen Athemzüge, daß sie schliefen. Was mich betrifft, so hatte die innere Aufregung, verbunden mit dem Sturz, mein Blut in eine furchtbare Wallung versetzt, und ich wachte allein in der Hütte. Es mochten zwischen zwei und drei Stunden verflossen seyn, die mir eben so viele Jahre dünkten, da sprang der alte Gaucho auf, reckte sich, nahm die Lampe und beleuchtete mich sachte von allen Seiten. Ich machte die Augen zu, als ich ihn kommen sah; beruhigt setzte er jetzt das Licht wiederum nieder, weckte Tebaldo, winkte ihm hinaus, und beide verließen die Hütte. Darauf hatte ich nicht gerechnet, und ich war eine Zeitlang unschlüssig, was ich zu thun hatte. Sollte ich in Luisa's Zimmer dringen und die Thüre vertheidigen? sollte ich die beiden Männer offen, die Pistole in der Hand, angreifen und mich bei diesem Akt der Verzweiflung auf die Vorsehung verlassen? Nach einem harten Selbstkampfe trug die Klugheit den Sieg davon. Aengstlich horchte ich auf die Athemzüge der Schläfer, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß keiner wach sey, schlich ich mich an die Thüre. Der Mond schien hell, aber im Schatten des Hauses konnte ich unbemerkt stehen; ich sah mich rings um: nirgends ein Mensch, aber ich hörte sprechen; ich horchte und erkannte Tebaldo's und seines Vaters Stimme. Sie saßen hinter dem Pfahlwerk des Corals, und ich verlor kein Wort.

„Nun ja," sagte Tebaldo, „wie der Fremde hiehergekommen ist, das habt Ihr mir erklärt, und der Spitzbube, der ihn hergeschleppt, soll dafür schon ein Andenken bekommen; aber ob der Handel auf diese Weise nicht schlimm abläuft? das habt Ihr mir nicht ausgeredet. Woher wißt Ihr, daß der Bursche nicht in der Stadt zur Obrigkeit läuft und angibt, was hier vorgeht? Habt Ihr nicht gesehen, wie er erschrack, als er den Ring der Sennorita bemerkte? Ja, ja, mir entging es nicht, so viel er sich Mühe gab, sich zu verstellen. Herr, es ist ein Spion, zweifelt nicht daran. Nur ein Dolchstoß kann —" — „Beim Himmel!" rief der Vater in hartem, wildem Tone, „das Messer, das auf ihn gezückt ist, müßte erst mir durch den Leib fahren!" Nach einer kleinen Pause fuhr er ruhiger fort: „Ist es ein Wunder, wenn man uns Leuten aus der Ebene verächtlich begegnet? Geht doch die erste, vornehmste Tugend der Gauchos, die gepriesene Gastfreundschaft, die Achtung vor dem Fremden, den die Vorsehung unter

unſer Dach ſchickt, allgemach verloren unter dem neuen Geſchlechte.“ — „Was ſoll das heißen?“ unterbrach ihn Tebaldo barſch. „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Wollt Ihr Euer Leben auf's Spiel ſetzen wegen eines ſogenannten Ehrenpunkts?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Chineſiſche und Neuholländiſche Journale.

Das engliſche Mechanics-Magazine und aus ihm das polytechniſche Journal gibt folgende Nachricht:

Unter den neueſten Erſcheinungen in der Journaliſtik erregten in lezter Zeit beſonders zwei die Aufmerkſamkeit der literariſchen Welt in England: nämlich das erſte Heft einer Zeitſchrift, welche der hochwürdige Dr. Gutzlaff in China herausgibt, und deren langer chineſiſcher Titel ſich mit den kurzen Worten: „das Univerſal-Magazin,“ überſetzen läßt, und die erſte Nummer des New-South-Wales Magazine, welches zu Sydney gedruckt worden. Die chineſiſche Zeitſchrift, die der Vorläufer mancher anderer ähnlicher literariſcher Unternehmungen in jenem Lande, und namentlich der Vorläufer eines chineſiſchen Mechanics-Magazine ſeyn ſoll, enthält wichtige geſchichtliche Daten und Mehreres über Java und Sumatra, dem ein chineſiſcher Holzſchnitt, eine in europäiſche Grade eingetheilte Karte dieſer Inſeln vorſtellend, beigefügt iſt. — Das New-South-Wales Magazine hingegen ſcheint mehr für den europäiſchen Buchhandel, als für den Abſatz in jenen Gegenden berechnet. Einer der Hauptmitarbeiter deſſelben iſt Dr. Lhotsky, der vor einigen Jahren eine wiſſenſchaftliche Expedition dahin veranſtaltete, und der nun, nachdem er zu Sydney eine Zeitlang Vorträge über Mineralogie und Geologie gehalten, eine Mine-exploring-Association gründen will, um auch die mineraliſchen Schätze Auſtraliens zu Tage zu fördern.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Kaspar Hauſer.

II. Betrachtet man die Uebertreibungen und Lügen Hauſers, ſeine räthſelhaften Erzählungen, ſeine Hindeutungen auf gewiſſe, bei genauerer Unterſuchung grundlos befundene Spuren ſeiner Abkunft, ſo darf man einige pſychologiſche Beobachtungen nicht außer Acht laſſen, und muß ſich ſehr hüten, aus dieſen Lügen und Uebertreibungen den Schluß abzuleiten, daß Hauſer Betrüger war. Nimmt man nämlich den Umſtand, daß Hauſer längere Zeit von der menſchlichen Geſellſchaft entfernt und ohne Unterricht, in einem Zuſtande lebte, wo nichts für die Entwickelung ſeines Verſtandes gethan wurde, ſo mußte nothwendig der plötzliche Uebergang aus jener Einſamkeit in das Leben in ſeiner Seele einen Zuſtand hervorbringen, in welchem Alles, was er angab, ein aus Dichtung und Wahrheit gemiſchtes Gewebe war. Neue Eindrücke ſtürmten auf Hauſer ein, ſeine Phantaſie wurde aufgeregt und arbeitete nun raſtlos thätig in ihm fort, während es ihm an dem ausgebildeten Verſtande fehlte, der als Regulator die Bilder der Phantaſie ordnen und in Hauſer die Kraft entwickeln konnte, die wirklichen Erfahrungen von den Bildern der Einbildungskraft zu trennen. Die Eindrücke ſelbſt, welche die Gegenſtände der Außenwelt auf Hauſer machten, mußten anders ſeyn, als bei den übrigen Menſchen. Selbſt die Gabe, den Eindruck aufzufaſſen und wiederzugeben, fehlte Hauſer. Auf dieſe Art erklären ſich pſychologiſch ſo viele Unwahrheiten in Hauſers Erzählungen, deren Daſeyn aber nicht beweiſt, daß er abſichtlich und mit dem Bewußtſeyn der Unwahrheit ſeine unwahren Angaben vorbrachte. Selbſt für die Beurtheilung der Erzählung Hauſers über ſeinen Aufenthalt in dem angeblichen Kerker iſt die Bemerkung wichtig, daß in ſeiner Seele ein buntes Gemiſch wirklicher Erfahrungen und der von der Phantaſie gelieferten Vorſtellungen entſtand, und daß Hauſer ſelbſt, immer die Erinnerungen an ſeinen vorigen Zuſtand in ſeiner Seele hervorrufend, ſie berichtigte, veränderte und ausſchmückte, je nachdem wieder aus dem Hintergrunde alte Bilder aufdämmerten und mit neuen Vorſtellungen ſich vermiſchten. Profeſſor Daumer in ſeinen Mittheilungen über Kaſpar Hauſer (Seite 41) erzählt, daß Hauſer endlos ſeine Aufſätze umzuarbeiten pflegte. Die Erzählung, welche Lord Stanhope drucken ließ, iſt ſchon ein umgearbeiteter Aufſatz, wovon der Anfang auch in Daumers Mittheilungen (S. 42) abgedruckt iſt. Es lag allen dieſen Umarbeitungen der Verſuch, Neues, Intereſſantes zu erzählen, zum Grunde; da aber Hauſer nicht im Zuſammenhange die Wahrnehmungen aufgefaßt hatte, ſo begreift man leicht, wie wenig Zuſammenhang und wie viel Unwahrſcheinlichkeiten in Hauſers Erzählung liegen mußten. Beſonders nachtheilig mußte es für Hauſer werden, daß er in Nürnberg zu einem Gegenſtand pſychologiſcher Experimente gemacht und daß ihm eine Wichtigkeit beigelegt wurde, welche ſeine Unbefangenheit ſtören mußte. Es iſt bekannt, daß alle Fremden, die durch Nürnberg reiſten, Gelehrte und Halbgebildete, den räthſelhaften Knaben ſehen wollten, und nun in Gegenwart Hauſers ihre oft aus der Luft gegriffenen, mit vornehmer Miene, um den Scharfſinn zu zeigen, ausgekramten Conjecturen und Hypotheſen ſich mittheilten. Hier konnte es nicht fehlen, daß einzelne Aeußerungen, wobei von vornehmer Herkunft ꝛc. geſprochen wurde, auch auf Hauſer wirkten und vielleicht, halbgegründete Erinnerungen weckend, in Hauſers Seele fortwirkten, ſo daß er auf ſeine eigenthümliche Weiſe die Bilder ſich ausmalte und zulezt ſelbſt glaubte. Auch weiß ich aus zuverläſſiger Quelle, daß manche Durchreiſende mit Hauſer förmliche pſychologiſche Examina anſtellten, und daß dabei nicht ſelten etwas hineininquirirt wird, wo nichts herauszuinquiriren iſt, lehrt die Erfahrung. Alles dies war geeignet, Hauſers Eigenliebe zu ſteigern, ihm ein Gefühl von Wichtigkeit beizubringen, ſeine Unbefangenheit zu zerſtören und Aeußerungen zu veranlaſſen, welche Wahrheit und Dichtung enthielten, und nun bei demjenigen, der, ſtreng prüfend, die Unwahrheiten und Lügen Hauſers nachweiſen kann, leicht den Glauben begründen, daß Hauſer Betrüger war, während der Pſycholog unparteiiſcher urtheilt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. August 1834.

Wir befinden uns noch immer in Tyrol, aber es sind nicht mehr die Männer und Frauen von Tyrol, welche wir um uns sehen; es ist ein an Gestalt, Sitte, Gesichtsbildung und Charakter ganz anderer Volksstamm. Hier in den südlichen Gegenden ist alle Aehnlichkeit mit dem ächten Tyroler stamm verloren.

Inglis.
Tyrol.

Blicke auf Südtyrol.

Das Land und die Bewohner.

I.

In den herrlichen Thälern, welche die Etsch, die Sarca, der Noce, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt ein Volk in friedlicher Nachbarschaft, einem Herrn unterthänig, einen Namen führend, von derselben Natur umgeben und genährt, und dem Anscheine nach bloß durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Gebräuchen, in Charakter und Gesinnung. Oft scheidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit Beider betrachtet; denn obgleich man noch in Tyrol ist, vermißt man jene Eigenthümlichkeiten alle, die es dem Reisenden bis dahin so werth gemacht hatten. — Manches davon verliert sich schon, so wie man den Brenner überschritten. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tyrol, wie man es im Zillerthal und in den Innthälern findet, verschwindet; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen, so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigen Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Kastanien und Feigen erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuß zum Tanz beim Klange einer einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läßt sich dieser ernstere Charakter dem Einflusse der Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Aber trotz dieses Unterschiedes von Nord und Süd, leuchtet uns noch Reinlichkeit aus den Häusern der deutschen Thäler entgegen, und Treuherzigkeit aus den Gesichtern ihrer Bewohner, wenn ihnen gleich tief im Herzen Mißtrauen gegen die Fremden wurzelt. Bei oberflächlicher Bekanntschaft wird nichts davon verrathen, und man fühlt sich bald heimisch bei den Leuten und kann bei geschicktem Benehmen sich auch wohl nach und nach ihr Zutrauen gewinnen. Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdärmeln und den bloßen braunen Armen, mit dem markirten Gesichte, einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl früher schon in unserer nördlichen Heimath bei der Lektüre abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tyroler seinen deutschen Bruder porco tedesco, macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin

er freilich viel einfacher und nüchterner ist, und trägt nach nichts von Allem Gelüste, als höchstens nach des Deutschen Geld. Oft stiegen schon die schlechten Nachbarn über die Scheidemauern der Thäler, mit langen, spitzigen Stileten im Wamse, um die Deutschen zu überfallen und zu berauben. Erst vor Kurzem sind Mehrere aus dem Nonsthale (Val di None) nach der Festung Gradiska gebracht worden, welche Mord und Straßenraub verübt hatten. Bemerkenswerth war dabei die Verschlagenheit dieser Menschen. Unter sich sprachen sie mit frecher Stirne von ihren Thaten, wenn selbst der Gefangenwärter oder ein Anderer zugegen war, beim Verhör aber leugneten sie Alles wieder weg. Einmal entkamen sie durch List, und ein Einziger hielt mit seiner Pistole einen ganzen Haufen deutscher Bauern lange Zeit in Respekt, bis ein Steinwurf ihn niederstreckte. Als sie vor ihrer Abführung ausgestellt wurden, hielt Einer eine sehr rührende Rede in gebrochenem Deutsch, worin er ermahnte und warnte, und der gute „deutsche Michel" weinte und trug Geld herbei, um das Loos der Unglücklichen zu erleichtern. Allgemein hört man, daß den Bewohnern der italienischen Seitenthäler nicht zu trauen sey; und allerdings ist es gerathen, nicht allein und nicht Nachts zu reisen. Trotz einer trefflichen Gensdarmerie, fallen alljährlich Räubereien vor. Die Zeit, wo der Mais reift, ist die gefährlichste, weil es dem Räuber dann sehr leicht wird, sich in dem Maisfelde zu verbergen. Besonders verrufen ist die Gegend von Verona. Wer Verona nicht noch am Tage erreichen kann, zieht es vor, in der elendesten Dorfschenke zu übernachten; ein Vetturin würde nur schwer zu bewegen seyn, mit einbrechender Nacht diese Straße zurückzulegen. Man gibt an, daß die Uebervölkerung Schuld sey, daß sich die Menschen nicht alle auf ehrliche Weise ernähren können, und wahr ist es, daß einige Thäler, wie z. B. das Val di None, Dorf an Dorf in ununterbrochener Reihe zeigen. Vom Kirchthurm in Cles sieht man über 100 Dörfer.

Das eigentliche Südtyrol beginnt in der Gegend von Briren; der Brenner scheidet den nördlichen Theil davon. Es begreift das untere Eisakthal, das Etschland und die weitverzweigten Seitenthäler desselben.

Den größten Theil des Bodens bedecken Weinpflanzungen. Die Art und Weise, ihn zu bauen, so wie ihn zu bereiten, sind von andern Ländern ganz verschieden. In Italien werden, wie bekannt, die Reben an Bäumen hinaufgezogen und hängen dann von einem zum andern gleich Festons und Guirlanden, was besonders im Herbste einen schönen Anblick gewährt. Dies Verfahren ist auch im welschen Tirol üblich. Im deutschen Etschlande wird er auf den „Puntaunen" gebaut; dies sind aufrechtstehende, oben schiefgebogene Geländer, woran der Wein emporgezogen wird. Zwischendurch wird Mais, „Türken" genannt, gepflanzt. Die Anlegung oder Räutung eines Rebenackers oder Rauts erfordert großen Aufwand an Geld und Mühe. Das ganze, überaus schwerfällige Latten- und Brettergebäude, woran die Reben gezogen und befestigt werden, alle diese Stecken, Stangen, Marzgnen, Trager, Stellaunen, Maneilen, Puntaunen u. s. w., welche dazu dienen, die in die Höhe gerichteten Reben auf einem bestimmten Wege fortzuleiten und zu sichern, kosten ein entsetzliches Geld; dann bleiben die aufkeimenden Rasseln zwei Jahre auf dem Boden, erst im dritten werden sie aufgezeilt, d. h. an die daneben aufgesteckten Reiser befestigt, im vierten aufgeschlagen, an das senkrechte Geländer hingezogen, und im fünften kommen sie zur Trächtigkeit, indem man sie an den Puntaunen hinaufbiegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

„Tebaldo," erwiderte der Alte sehr ernst, „ich bin Herr in meinem Hause, und thue, wie mir gut dünkt. Der Fremde kam schwach, krank, ohne böse Absicht unter mein Dach; ein bloßer Zufall hat ihn hergeführt, ein Spion kann er also nicht seyn. Hast Du daran noch nicht genug, so sage ich Dir, er kam mit Worten des Friedens, er vertraut meinem guten Willen, und bei der Mutter Gottes! kein Haar auf dem Haupte soll ihm gekrümmt werden!" — „Wohl denn," antwortete der Sohn; „doch jetzt von dem Mädchen mit den schwarzen Augen. Ich sage Euch, ich will jetzt den Lohn für meine Mühe haben; ich mag mich nicht länger an der Nase herumführen lassen." — „Tebaldo," unterbrach ihn der Vater, „davon morgen; Geduld! Geduld!" — „Beim allmächtigen Gott!" schrie Tebaldo, „Du mißbrauchst Deine Gewalt, ich will nicht länger warten!"

Während er so sprach, hörte ich deutlich, wie er sein Messer auf dem Stiefel wezte. Erschüttert durch die Vorstellung eines Vatermords, stand ich im Begriffe, mich unter sie zu werfen; aber der Trieb der Selbsterhaltung siegte in mir über das Entsetzen, und so blieb ich ruhig im Dunkel stehen. So unbedeutend indessen das Geräusch gewesen war, das meine Bewegung im Schreck verursacht, dem geübten Ohr eines Gaucho konnte es nicht entgehen. Ich sah sie aufspringen und die ganze Umgebung des Corals durchstöbern, wobei ihre Messer im Mondschein blinkten. Ich rührte mich nicht, legte aber die Finger auf die Drücker meiner Pistolen, entschlossen, Feuer auf sie zu geben, sobald sie auf mich

zukämen. Sie sezten sich indessen, nachdem sie die Runde um den Coral gemacht, wieder nieder und sprachen leise weiter, so daß ich nur einzelne Worte verstand. Mit einemmale aber erhob der junge Mensch die Stimme; er schwor mit einem fürchterlichen Fluche, er wolle sich nicht länger durch glatte Worte hinhalten lassen, und gab in bitter höhnischem Ton zu verstehen, der Vater dürfte wohl bei der Sache seine Gründe haben, die er nicht gestehen möge. „Schurke!“ rief der Vater, „elender Sklave der Leidenschaft! eitler Lust willst Du die sicherste, die süßeste Rache opfern? Höre Deinen alten Vater, vertraue seiner Erfahrung: laß mich mit dem Mädchen thun, wie ich im Sinne habe, und Du sollst so viel Schätze gewinnen, daß Du fünfzig Weiber haben kannst, schöner als diese, und dabei erhältst Du wiederum in der Welt den Rang, um den man mich schnöderweise gebracht hat.“

Eine Pause trat ein, während welcher ich mich vorsichtig näher schlich, so daß ich wieder Alles hören konnte. „Das Mädchen, das Du um jeden Preis haben willst,“ fuhr der Vater fort, „ist Deine nahe Verwandte, ist die Tochter meines Bruders. Von meiner Mutter, von meinem Unglück in der Jugend hast Du mich oft sprechen hören. Du weißt, daß mich die Verzweiflung aus meines Vaters Hause trieb, und ich somit jeden Anspruch auf sein Erbe aufgab. Wie es mir in der Sierra Morena erging, weißt Du auch. An Allem, was seit meiner Geburt über mich ergangen, ist der Vater des Mädchens Schuld. Laß mich ihm das ganze Guthaben mit einemmale heimzahlen. Sein Vater war auch mein Vater, aber sein Vater verstieß meine Mutter mit Schimpf und Schande. Gott vergebe es ihm, wenn es seyn kann! aber ich bin dessen eingedenk, ich, den die Welt ausgespieen hat, ich, der, statt im ruhigen Besitze der Güter, welche mir durch meine Geburt rechtmäßig zukamen, in der Wüste und im Elende lebt! Und Du, mein Sohn, der Du meine Schande, mein Unglück theilst, höre mich jezt und sey gehorsam! Dieses Mädchen ist Don Jose Echivera lieber als sein Augapfel, sie zu lösen, gibt er uns mit Freuden ein gut Theil seiner ungeheuren Schätze hin. Ueberdies muß er mir dazu verhelfen, daß ich in das Vaterland zurückkehren kann, und dann wartet Deiner dort das glänzendste Loos. Dazu muß man klüglich unterhandeln und Don Jose nicht wissen lassen, wo seine Tochter versteckt ist. Ehe man sie ihm ausliefert, muß er sich noch durch einen feierlichen Eid verpflichten, den Inhalt unsers Vertrags niemals bekannt zu machen.“ — „Herr,“ antwortete Tebaldo, „ich habe durchaus keine Lust, die Ebenen zu verlassen. Geht mir mit den Sitten und Gebräuchen jener Welt, die Ihr die gebildete nennt! Was weiß ich davon? Ich bin in der Freiheit aufgewachsen und fühle mich glücklich hier. Geht mir mit Euerm Geld und Gut! vollends, wenn man, um es zu bekommen, einem Schurken aus der Stadt auf sein Wort glauben muß!“ — „Tollkopf! Du kennst nicht den Werth der Güter, die Du von Dir stößt. Reichthum, Ehre, Macht, Ruhm, Alles kannst Du haben, und Du willst nicht! Und warum? Um eines Mädchens willen! merk Dir, mein Sohn, was ich sage: um eines Mädchens willen, die Dich nicht lieben kann, wie Du jezt bist. Noch einmal, meines Bruders Reichthümer sind unermeßlich, und sein Wort ist ihm heilig. Glaube mir, junger Mensch, Ehre, Treu und Glauben wohnen nicht allein in den Ebenen der Pampas.“ — „Das mag schon seyn; aber ich will einmal nicht anders leben, als ich jezt lebe; die giftige Luft in der Stadt brächte mir den Tod. Ja, Herr, hier will ich leben und sterben!“ — Er sprach diese Worte in ruhigem, entschlossenem Ton, und trotz der ängstlichen Spannung, in der ich mich befand, konnte ich nicht umhin, die Großherzigkeit des halben Wilden zu bewundern. „Eigensinniger Mensch!“ nahm der Alte fast in flehender Weise wieder das Wort; „ha! wüßtest Du, wie süß befriedigter Ehrgeiz ist, welche Genüsse Reichthum verschafft! Ermanne Dich! willst Du gleich seyn dem zähen Gewächs, das sich nimmer aus dem Boden seiner Heimath versetzen läßt? Denkst Du nicht an den Adel Deines Stammes? vergißt Du, daß Du einer der ersten Familien Spaniens angehörst? Wisse, wenn Du Gold hast, sind die flinksten Renner im schönen Andalusien Dein.“ — „Mit meinem Lasso fange ich das vornehmste Roß in der Ebene, und die Pampas sind so reich, daß ich alle Tage ein neues haben kann.“ — „Mein Sohn,“ sprach der Vater in überredendem Tone, „Du bekommst hübsche Landgüter, herrliche Paläste, Unterthanen, die nur Deines Winkes harren! — „Sind nicht die Ebenen von Paraguay mein?“ entgegnete Tebaldo mit Emphase; „die Güter, von denen Ihr sprecht, sind sie wohl so groß? Laufen dort auch zur Jagdlust Strauße zu Hunderten? Sind Spaniens mächtigste Forste so gewaltig als das Gehölz, das die Vorderillas krönt? Ist dort der Löwe, der Jaguar, die wilde Ziege zu Hause? Herr, einmal für tausendmal, die Luft, der Boden meines Landes, was mir lieb war seit Kindesbeinen, ich kann es nicht lassen, es ist zu spät dazu.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Märkischer Wein. Neue Ansicht von Italien.

Die Erndte ist so früh dieses Jahr, die Zeitungen beschäftigen sich mit der Dürre, mit Brand, Wolkenbrüchen

und Hagelſchaden, an den Theatern iſt nichts, Skandale gibt es nicht. Politik hier auch nicht, ſo daß ein pflichtgetreuer Korreſpondent in Verlegenheit iſt, was er aus der diesjährigen Hundstagsperiode berichten ſoll. Er muß ſich auf's Aehrenleſen legen und es Andern überlaſſen, einen rothen Faden um die Sammelſtücke zu ſchlingen. Wir überlaſſen es Ihnen, über die Freuden des kommenden Weinjahrs ſich zu freuen und uns dann mitzutheilen von Ihrem Uebermaß. Auch wir hatten einſtmals Wein, und waren gewiß damals ein ganz anderes Volk, viel heiterer, poetiſcher, humoriſtiſcher, und in einem Jahre, wie dieſes, haben ſich unſere Vorfahren, die Beſitzer der vielen Weinberge, von denen auf uns nur noch einige Namen und Sandhügel gekommen, wahrſcheinlich ganz außerordentlich gefreut, denn der Wein wurde fuderweis in die Klöſter, Aemter, Schlöſſer und Burgen geliefert. Aber Viele unter uns meinen, es ſey doch zweifelhaft, wenn wir noch in jenen goldenen Zeiten lebten, wo es märkiſchen Wein gab, ob wir viel davon abbekämen, und inſofern tröſtet man ſich über den Verluſt der herben Vergangenheit mit der ſüßen Ausſicht auf die Früchte des Zollvereins. Gepflanzt wird genug, und Einige hatten die kühne Ausſicht, es wieder zu inländiſchem Tiſchwein zu bringen; aber welche Ausſichten nach rückwärts ſchweben nicht Vielen bei uns vor! Es wollte einmal mit dem Wein nicht gehen, der Geſchmack iſt verwöhnt. Nach einer uralten Mönchsprophezeiung wird in hundert Jahren der Proteſtantismus Steine hertragen, um die Dächer von Kloſter Lehus wieder aufzurichten, alsdann haben wir auch vielleicht wieder Ritter und Wein. Aber Viele behaupten, die Prophezeiung ſey grundfalſch, und unter den Vielen bin auch ich.

Vorläufig baut ein Weinhändler eine italieniſche Weinſtube auf das vierte Stockwerk ſeines thurmhohen Hauſes unter den Linden. Sie ſoll mit Veranden und Laubgängen geſchmückt werden, und erregt ſchon jetzt, wo ſie noch nicht iſt, die größte Verwunderung der Vorübergehenden; denn die Ausſicht von oben — im ſchönſten Theile der Stadt — wird zwar entzückend ſeyn — wo iſt ſie's nicht in einer Weinſtube? — allein der Witz bemerkt: ein Durſtender kommt nicht bis hinauf, und einer, der getrunken hat, nicht mehr hinunter. Alſo gafft man und räth, und hat es noch nicht errathen. Uebrigens iſt Italien auch gar nicht das Land, das wir uns darunter dachten. Ein hieſiges Landeskind hat es uns ſo eben bewieſen. In einer zwei Bände ſtarken Reiſebeſchreibung zerreißt er den Zauberſchleier, der Heſperien bisher umhüllte, und thut dar, daß Italien das trockenſte, häßlichſte, ärmſte, jämmerlichſte, ausgeſogenſte und unverſchämteſte Land von der Welt iſt, unverſchämt erſtens, weil es ſo viel prätendirt zu ſeyn, und zweitens, weil ſeine Bewohner und Regierer ſo viel über die Gebühr von den Fremden fordern. Der neue Entdecker führt den Namen Nicolai, und iſt als Muſikkenner und enthuſiaſtiſcher Verehrer Spontini's bekannt. Wie er bei dieſem ſeine Wahrnehmungen über deſſen Vaterland vertheidigen will, weiß ich nicht; aber er provocirt auch gewiſſermaßen in ſeinem Vorwort ein Märtyrthum, indem er behauptet, der Erſte zu ſeyn, der das ausſpricht, was Alle längſt gefühlt, aber nicht den Muth gehabt, zu ſagen. Er geht ſo weit, alle ſeine Landsleute zu warnen, dem Kitzel, in dies verruchte, betrügeriſche Land zu reiſen, nicht nachzugeben, und behauptet, die Deutſchen geben ſich, wenn ſie zurückkehren, ordentlich das Wort, ihre Enttäuſchung nicht merken zu laſſen, damit die noch nicht Dagewſenen eben ſo angeführt würden, als ſie. Italien iſt von ſo vielen Seiten betrachtet worden, daß es wohl intereſſant iſt, es auch einmal von dieſer beſchrieben zu ſehen. Der Ingrimm des Reiſenden beruht übrigens nicht auf Unwahrheiten.

(Der Beſchluß folgt.)

Heidelberg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Kaspar Hauſer.

III. Wenn ich oben die Erzählung von einem Aufenthalte Hauſers in einem Gefängniſſe, von einem Verſuche, das Seelenleben zu morden, und jene romantiſchen Darſtellungen von verbrecheriſchen Abſichten, die Hauſer geiſtig zu verderben ſuchten, für Unwahrheiten oder doch für höchſt unwahrſcheinlich halte, ſo bin ich doch ebenſo überzeugt, daß Hauſer wirklich längere Zeit, und zwar gerade von jener Zeit an, wo der Unterricht des Knaben und die Entwickelung des Geiſtes durch das Leben in der bürgerlichen Geſellſchaft beginnen ſollte, entfernt von Menſchen, an einem einſamen Aufenthaltsorte ſich befand, und daß, wie für ſeine geiſtige Entwickelung nichts geleiſtet wurde, auch ſeine körperliche Entwickelung zurückgehalten war. Es möchte unmöglich ſeyn, nach den Materialien, welche bisher vorliegen, den Schleier zu lüften, welcher die Art dieſes einſamen Aufenthalts Hauſers, die Urſachen dieſer einſamen Aufbewahrung bedeckt. Als gewiß darf man annehmen, daß nie die Abſicht von Seite derjenigen, welche Hauſer von Menſchen entfernten, dahin ging, ihn für ſein ganzes Leben gefangen zu halten und der bürgerlichen Geſellſchaft zu entziehen; ſeine eigene Erzählung zeigt ja, daß man die Abſicht hatte, daß er bei dem Militär in Nürnberg Dienſte nehmen ſollte, und ſchon dies zerſtört die abenteuerlichen Muthmaßungen von dem Morde am Seelenleben oder von den Motiven vornehmer Verbrecher, die Hauſer hohe Anſprüche zu rauben beſchloſſen hatten. Wer einmal ſolche verbrecheriſche Abſichten hegt, wagt nicht das gefährliche Spiel, denjenigen, welcher der Welt entzogen werden ſoll, ſo früh in die Welt zu ſenden, um Soldat zu werden. Der ganze Brief, welchen Hauſer nach Nürnberg mitbrachte, trägt auch nicht das Gepräge eines feinen, gewandten Betrügers an ſich, der die Worte im Briefe abwog, um diejenigen irre zu führen, die den Brief einſt leſen ſollten. Ich habe ein treues fac simile dieſes mitgebrachten Briefes geſehen, und bin ebenſo überzeugt, daß Hauſer, deſſen Schriftzüge, als er zuerſt in Nürnberg auftrat, ich ebenfalls geſehen habe, den Brief nicht geſchrieben hat, als ich die feſte Ueberzeugung hege, daß die Schriftzüge in dem Briefe überhaupt nicht abſichtlich verſtellt wurden, daß vielmehr der Brief von einer Perſon in Altbayern, die gewöhnlich ſo ſchrieb, und zwar von einem ungebildeten Manne geſchrieben worden iſt. Man iſt wohl überhaupt ſehr im Irrthum, wenn man die bei Hauſers angeblicher Einkerkerung thätigen Perſonen in den höhern Kreiſen ſucht. Für die obige Meinung aber, daß Hauſers geiſtige und körperliche Entwickelung durch lange Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft zurückgehalten war, ſprechen gewichtige Gründe. Sein Auftreten in Nürnberg beweiſt einen unbeholfenen Menſchen, dem die gewöhnlichen Vorſtellungen und Begriffe des Lebens fremd waren. Dieſe Unbeholfenheit lag nicht in ſeinem Mangel an natürlichen Fähigkeiten; denn die ſpätere Zeit lehrte, daß Hauſers Geiſt ſich ſchnell, gleichſam als wenn die Natur das Verſäumte habe raſch gut machen wollen, entwickelte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. August 1834.

Ich brächte nicht noch eine Nacht so zu,
Gäb' es auch eine Welt beglückter Tage:
So voll von grausen Schrecken war die Zeit!

Shakespeare.
Richard III.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

„Unglücklicher, Verblendeter!“ rief jezt der Vater unwillig; „wie kommst Du dazu, Genüsse von Dir zu stoßen, von denen Du gar keinen Begriff hast? Bedenke, Du kannst einst Heere befehligen, kannst Dich auszeichnen vor den edelsten Rittern —“ — „Beim Gott im Himmel!“ unterbrach ihn der Sohn, „ein edles Roß ist mir lieber als der höchste Thron, und meinen Lasso vertauschte ich nicht gegen den Scepter von Hispanien!“ — „Gemeiner Hund!“ entfuhr dem Alten, aber schnell wieder den Ton ändernd, sprach er für sich: „Freilich! freilich! es ist ihm nicht übel zu nehmen! Was weiß er von Ehre, von Ruhm?“ — „Nichts davon!“ rief der junge Jäger verächtlich, „zum leztenmal, nichts davon! Und das Mädchen, das ich liebe,“ fuhr er leiser und mit sichtbarer Rührung im Tone fort, „wer sie mir streitig macht, sey es mein Freund, sey es mein Vater, er komme mit dem Messer in der Hand, und er soll seinen Mann an mir finden, denn nur mit dem Leben will ich sie lassen.“ — „Deine Reden sind erstaunlich keck, und in einem andern Falle möchtest Du Ehre davon haben; Donna Luisa aber —“ — „Nun ja, was?“ — „Du mußt von ihr ablassen,“ fuhr der Alte fort; „wenigstens,“ fiel er sich selbst in die Rede, denn Tebaldo mochte eine unwillige Geberde gemacht haben, „wenigstens bis Du Dir meine Vorschläge besser überlegt. Sieh, mein Sohn, Du bist eben noch ein Kind.“ — „Ein Kind!“ schrie Tebaldo wüthend, und ich hörte den Griff des Messers an seinen Zähnen klappern; „ein Kind! Ihr mißbraucht Euer Ansehen, Herr; das ist mehr, als sich ein Sohn vom Vater gefallen lassen kann. War ich ein Kind, als ich den Löwen erschlug, dem Ihr feig den Rücken wandtet? Bei der heiligen Jungfrau! ich will Euch beweisen, daß ich ein Mann bin! Das Mädchen, das Ihr mir so lange streitig macht, noch heute muß es mein seyn!“ — „Tebaldo!“ erwiderte der Gaucho fest und ernst, „das wirst Du bleiben lassen, und so lange ich lebe, schütze ich sie gegen Dich.“ — „Das dachte ich wohl!“ rief der junge Mann in der äußersten Wuth, mit bebender Stimme; „ha! ha! Du willst sie für Dich behalten!“ — „Es ist aus!“ sprach jezt der Vater in dumpfem Tone, wie zu sich selbst; „es war mir bange vor dieser Stunde; aber es ist einmal nicht anders, und so muß ich mich darein ergeben! — Tebaldo, Du bist der lezte Sprößling eines edlen Geschlechts; aber ich sehe wohl, gemeines, niederträchtiges Blut fließt von der Mutter her in Deinen Adern, und ich muß mich schämen, Dich gezeugt zu haben. — Dein Messer ist gezogen; wehre Dich Deines Lebens!“

Blitzschnell kreuzten sich die Messer; ich hörte die Klingen klirren, rascher und immer rascher folgte Stoß auf Stoß, auf einmal ward es still — nur ein langer, schwerer Seufzer; wer gefallen war im schauderhaften Kampfe, ließ sich nicht unterscheiden. Ich aber, von Entsetzen durchdrungen, flog zurück in die Hütte und warf mich außer mir auf mein Lager. Nach wenigen Minuten hörte ich etwas auf die Hütte zuschleichen, und mein Herz pochte hörbar, als ich die Hand des Mörders die Thierhaut, welche statt der Thüre diente, zurückschlagen sah. Festen Schritts trat der alte Gaucho in das Zimmer. Er nahm die Lampe und besichtigte alle Schläfer; als er sie aber der jungen Mulattin über das Gesicht hielt, glaubte ich seine Hand zittern zu sehen; sie war blutroth. Alles außer mir lag in tiefem Schlaf. Die müden Hunde hatten sich beim Eintritt des Gaucho kaum gerührt; nur ein schönes Windspiel, ein großes, schlankes Thier, fuhr auf, als der Alte an ihm vorbeiging, beroch seine Kleider und flog dann wie ein Pfeil aus der Hütte. Ich wußte, wie muthig, kräftig und klug diese edle Race ist, und dachte mir, das treue Thier werde durch sein Bellen bald Alles im Hause aufwecken und es dem Mörder unmöglich machen, sein Opfer auf die Seite zu schaffen; ich hoffte ferner, im ersten Entsetzen über die That, werden die Weiber mit mir gemeinschaftliche Sache machen, um Tebaldo zu rächen. Allermittelst rüstete sich der Elende mit der höchsten Gelassenheit und Ruhe zu dem furchtbaren Geschäft, die blutigen Reste seines Sohnes zu verscharren. Er holte mehrere Werkzeuge hinter der Thüre vor, überblickte noch einmal die Hütte, löschte die Lampe und ging hinaus.

Lange lauschte ich in der äußersten Spannung; ich hörte nichts. Endlich konnte ich es nicht länger aushalten, stand auf und schlich mich wieder hinaus. Ich sah Niemand, aber am Thor des Corals standen zwei gesattelte Pferde; und nicht lange, so drangen von dem Orte, wo der Mord begangen worden, klägliche Seufzer in mein Ohr, und jezt brach der alte Vater in lautes Schluchzen aus. Endlich war dieses Felsenherz geschmolzen; lange dauerte indessen der Paroxysmus nicht: das Schluchzen hörte so schnell auf, als es begonnen hatte, ich hörte ihn dem Hunde gebieterisch zurufen: „Weg, Tauro, weg!“ und den Moment darauf sah ich ihn im Mondlicht, keuchend unter der Last, unter das Thor kommen, die Leiche seines Sohnes auf eines der Pferde legen, und sie mit seinem Lasso festbinden. Es war ein entsetzlicher Anblick; der Mantel des jungen Menschen war im Kampfe zerrissen worden, die Brust war bloß und ich sah zwei große Wunden; gräßlich stach das geronnene Blut von der weißen Haut ab. Den barbarischen Vater, dessen Hände noch vom Blute seines Kindes geröthet waren, schien indessen die Sorge, den Leichnam gut zu befestigen, ganz in Anspruch zu nehmen; zuweilen aber warf er einen scheuen Blick um sich und griff krampfhaft nach seinem Messer, und dann rang er wieder die Hände in stummer Verzweiflung. Das Windspiel saß neben dem Pferde, auf welchem die Leiche seines Herrn lag, und verwandte kein Auge vom Gesichte derselben; ruhig, wie er dasaß, hätte man glauben können, er sey ganz gleichgültig, aber so oft der Alte den Körper anfaßte, murrte es in seiner Brust wie ferner Donner.

Endlich war Alles fertig; der Gaucho bestieg sein Pferd und ritt, das mit dem Leichnam am Zügel fassend, der Hund hinter ihm, aus dem Coral. Als er am Hause vorbei war, konnte ich mich unbesorgt vorwagen, und so sah ich, wie er nach einer kleinen Strecke sich in scharfen Galopp sezte und bald verschwand. Eine Wolke trat eben vor den Mond, aber noch lange hörte ich den einförmigen, melancholischen Hufschlag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf Südtyrol.

(Fortsetzung.)

Je älter der Weinstock, je sandiger und magerer der Grund, desto kräftiger und süßer der Rebensaft. Ein altes Tyroler Sprichwort heißt: Wo die Hasen düngen und der Himmel wässert, wächst der beste Wein. Noch vor 200 Jahren machte man im Etschlande den Wein wie am Rhein und in andern Gegenden. Eine mündliche Ueberlieferung aber meldet, daß der Arzt des Stiftes in Hall, Dr. Hyppolit Guarinoni (v. 1601—34) eine neue Bereitungsart aus Italien eingeführt habe. Diese hat sich nun bis jezt erhalten. Man nennt sie „das Verjähren,“ wobei die ganzen Trauben mit Stengeln u. s. w. auf stehende Ständer gebracht werden, um dort den Gährungsprozeß zu bestehen, und nicht als lauterer Most in liegenden Fässern gähren. Der so „vergährte Wein“ wird gleich von den Ständern abgelassen und heißt Vorschuß; er kann in einigen Wochen schon getrunken werden. Nun werden die Trauben gepreßt und liefern eine zweite, schlechtere Gattung, den sogenannten Druck; das Verfahren nennt man Torkeln. Die ausgetorkelten Bälge geben Branntwein und heißen dann Tröster, die zur Viehmast verwendet werden. Die auf dem Weine obenauf schwimmenden Bälge sind sauer und dienen zur Essigfabrikation. Obgleich der so gewonnene Wein sich nicht viele Jahre lang aufbewahren läßt, so dürfte dennoch diese nun einmal eingeführte Bereitungsart schwerlich durch eine andere verdrängt werden,

indem eines Theils die seither gepflanzten weichern Rebsorten dies von selbst verbieten, andern Theils nur den Vorkäufern und Monopolisten Nutzen daraus erwachsen würde. Dessenungeachtet fehlt es hie und da nicht an Spekulanten, die aus reinem Moste bessern und haltbarern Wein zu machen bemüht sind. Ein solcher wird Kritzer oder Krätzer genannt, mithin ganz im Gegensatze zu dem Begriffe, den man im Auslande mit dieser Benennung zu verbinden pflegt, ist der Tyroler Krätzer ein sehr guter, nach Rheinweinart bereiteter Wein. — In der Gegend von Meran wird ein leichter, sehr gesunder Wein gewonnen; der Küchelberger-Leiten ist der edelste dieser Gattung und genießt in Tyrol einer gewissen Celebrität. Wohlschmeckender erscheint dem Fremden der Wein von Botzen; der von Terlan auf Flaschen ist vorzüglich. Der Trientiner ist dick wie Dinte, dabei hitzig und mit Wasser vermischt nicht angenehm zu trinken; dort muß man sich an Vinpiccolo (Halbwein) halten, der auch gewöhnlich in den Haushaltungen getrunken wird. Die Traube von Tramin, am Abhange der Wändel (Mendola), ist von vorzüglicher Güte. Sie ist mit Vortheil nach Würtemberg und dem Rheine verpflanzt worden und liefert unter andern den beliebten Forstertraminer. Der Seewein von Kaldern (Caldera) ist einer der edelsten von Tyrol, doch ist er selten ächt zu haben, denn wie überall, so wird auch hier viel mehr unter der berühmten Firma verkauft, als auf dem kleinen Bezirke erzielt werden kann. Als die Krone der Tyroler Weine nennt man den von Isera, welcher in der Nähe von Roveredo wächst. Sehr ausgezeichnet und einem Gewächse der griechischen Inseln vergleichbar, sind der Vinsanto und der Strohwein, welche auch auf eigene Weise bereitet werden, ersterer um Weihnachten, wovon er den Namen hat. Alle diese feinern Gattungen erhält man im Auslande unter vornehmern Namen, und der in Norddeutschland verkaufte Montepulciano und Aleatico ist oft nur Tyrolerwein; hingegen ist das süßliche Gemische, welches hier und dort unter diesem Namen, selbst in München schon, verkauft wird, wunderbarerweise in ganz Tyrol nicht anzutreffen.

Südlich von Botzen, bei Lavis, erblickt man mitten unter grünenden, üppigen Pflanzungen aller Art plötzlich kahle, entlaubte Bäume, wie im Winter, die eine traurige Rolle spielen und der Landschaft nicht eben zur Zierde gereichen; die Landleute tragen große Körbe auf dem Rücken, hochaufgehäuft mit den weißgelben Cocons (Galetta), und ein ganz eigener, durchdringender Geruch aus den Oefen, wo die Galette geröstet wird, erfüllt die Luft. Hier beginnt der Seidenbau, und neben dem Weinstock wächst der Maulbeerbaum, der im Frühjahr sein Laub zur Nahrung des Wurms hergeben muß, und es dann erst im Herbste wieder erhält. Dieser Theil des Etschthals wird Lägerthal (Valle Lagarina) genannt, und hier spielte das Städchen Ala, an seiner südlichsten Grenze, in der Geschichte der Seidenkultur einst eine wichtige Rolle. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte sein Pfarrer Alphons Bonacquisti zwei aus Genua entflohenen Sammtwebern den Antrag, bei ihm ihre Kunst auszuüben. Sie errichteten im Pfarrhofe die zwei ersten Webstühle. Bald verbreitete sich dies Geschäft überall. Um 1700 war der Sammt von Ala schon der gesuchteste, und vierzig Jahre später wurden dort 300 Stühle gezählt. Die Kaufleute sandten den dortigen Fabrikanten große Summen voraus, um nur mit der Zeit ihr berühmtes Fabrikat zu erhalten. Garavetta, Grizi und Compagnie, Angelini und Bernardi waren allgemein bekannte Häuser. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstand die durch ihre Größe und ihren Fall berühmt gewordene Handlung Patrizi und Compagnie; später blühte Barchetti, der sich vom Taglöhner zum ersten Fabrikanten emporgeschwungen hatte. Unter Joseph II. erhielt Alas ausgebreiteter Handel den ersten Stoß; Einschränkungen aller Art traten ein, die Arbeiter wurden nach Wien gezogen und das Städtchen verarmte nach und nach immer mehr. Die Seide, die man als Sammt verarbeitete, durfte nicht fein seyn, und deßhalb hatte man dort nie daran gedacht, in Rücksicht der Feinheit mit andern Städten zu konkuriren. Ala erhob sich nicht mehr, aber ihm zur Seite fing Roveredo unter günstigen Verhältnissen und andern Konjuncturen zu blühen an, und ist jezt als der Mittelpunkt des Seidenhandels von Südtyrol zu betrachten. Es hat große, sehr sehenswerthe Filanden; die berühmteste ist die Filanda Battini, durch Dampf getrieben, die im vorigen Jahre einen Gewinn Dampf abwarf, den man nach Millionen schätzen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Beschluß.)

Die Pariſienne. Königſtädtiſches Theater. Schleiermachers Werke.

Bei dieſer Enttäuſchung kommt mir noch eine andere in den Sinn, die hier viel Aufſehen macht und zufällig auch von einem Muſikophilos ausgeht. Ein grundgelehrter Kenner der alten Volksmelodien und ſonſt ſehr geiſtreicher Mann, der geheime Kriegsrath Kretſchmer, jezt in Anclam als Advokat praktizirend, hat nämlich erwieſen, daß die berühmte Pariſienne, was ihre Melodie anlangt, nicht von Auber herrühret, ſondern Note für Note ein altes, und zwar ſehr

schmutziges, deutsches Soldatenlied ist. Gegen den Beweis läßt sich nichts sagen; mich dünkt indeß, daß darauf wenig ankommt. Auber brüstet sich, so viel mir bekannt, nicht mit der Erfindung, und es kam ihm, wie denen, für die er komponirte, nur darauf an, etwas wirksam Frisches zu haben. Solche Empfindungen dringt jener alte Soldatengassenhauer hervor, und daß, was jetzt pathetisch ist, ehedem sturril klang, macht nichts aus. Es passirt so etwas wohl anderwärts, als im Volksgesange. Uebrigens hat ja auch die berühmte, und von Kretschmer ihrer Originalität wegen gerühmte Marseillaise einen Text, der an manchen Stellen der Obscönität unsers alten Gassenhauers wenig nachgibt. Während jener Kretschmersche Aufsatz im Freimüthigen, mit Notenbegleitung, stand, erschien eine Widerlegung im Gesellschafter, die sich indessen nur darauf beschränkt, auf ein gewisses Zusammentreffen aller Volksmelodien aufmerksam zu machen, ohne daß es nöthig wäre, deßhalb an ein Plagiat zu denken.

Das Königsstädtische Theater hat eben sein zehnjähriges Bestehen gefeiert. Es war ein dürftiges Fest. Man wußte nicht recht, was gefeiert werden sollte, die Erinnerungen, oder die Gegenwart, oder die Zukunft. Weislich ließ man sich mit jenen nicht ein, verschleierte die letztere und beschäftigte sich mit Untersuchung der Anforderungen, die der Augenblick macht, was recht witzige Controversen hervorrief, aber eben so gut für Newyork und Lissabon, als für das Königsstädtische Theater paßte. Der Verfasser des Festspiels ist nicht darum zu tadeln, er that, was er thun konnte, aber das Theater hätte die Sache ruhen lassen und nicht erinnern sollen an etwas, was man erwartete und was nicht geschehen ist. Die Schuld trifft freilich nicht eigentlich die, welche jetzt dabei sind, es ist eben nur noch eine Fortsetzung; aber wenn das Ding noch zusammenhält, soll man sich freuen und zufrieden seyn, und nicht in die Lärmtrompete stoßen. Das königliche Theater hat ein paar Stücke von Bauernfeld, Karl Blum (nach Federici) und der Birch-Pfeiffer gegeben, die eben hingereicht, um täglich Theaterzettel zu drucken; ein Antheil im Publikum ist nicht mehr da. Die „Günstlinge," ein Schauspiel der letztern, eine nicht uninteressante Intriguengeschichte vom Hofe Katharina der Zweiten, sprach noch am meisten an. Die Crelinger fand Gelegenheit, ihre Kunst in allen Nüancen leuchten zu lassen, was noch etwas ist, wo Publikum und Bretter sich verstehen. Auch sah man hier noch keine Katharina von Rußland auf der Bühne, was auch seinen Theil an der Theilnahme hat. Eine Scene am Whisttisch der Kaiserin, wo es sich um hundert dreizehn Aufrührer handelt, die durch die Knute vom Leben zum Tode gebracht werden sollen, hat denn auch ihre eigenthümlichen Anzüglichkeiten. — Sonst wird Raupach mit Sehnsucht zurückerwartet. Man hat neulich seine dichterische Fruchtbarkeit zusammengezählt, und herausgezählt, daß zwischen fünfzig und sechzig Stücke von ihm auf der deutschen Bühne gegeben sind. — Ein Veteran des deutschen Gesammttheaters, der Schauspieler Maximilian Scholz, feierte hier sein neunzigstes Geburtsjahr. Er war ein Schüler Fleck's und seiner Zeit einer der namhaftesten Künstler; von der jetzigen Generation erinnern sich wohl nur noch Wenige seiner. Im Freimüthigen hat W. Albrecht eine interessante Lebensskizze über ihn geliefert.

An Schleiermachers sämmtlichen Werken wird emsig fortgedruckt; man meint, es geschehe fast zu emsig, dergestalt, daß nicht die gehörige Ruhe und Ordnung obwalte. Die projektirte Stiftung zur Ehre seines Namens soll in Stipendien nicht für besonders dürftige, sondern für besonders berufene Schüler der Theologie bestehen, und die Curatoren meinen, auf die Art im Geiste des Seligen zu wirken.

Heidelberg, August.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Alle Zeugen, welche mit Hauser bei seinem ersten Auftreten sprachen, bezeugen, daß er in abgebrochenen Worten wie ein Kind sprach. Der Gefangenwärter Hiltel in Nürnberg (s. Merkers wichtige Aufklärungen S. 19) bezeugt, daß seine Frau etwa sechs bis zehn Tage nach der Ankunft in Nürnberg Hauser wusch, daß der Schmutz in Rollen abfiel und daß Hauser dabei sagte: „Mutter, Haut." So unbedeutend dies Zeugniß scheint, so wichtig ist es, weil es zeigt, daß Hauser wohl Jahrelang nicht gewaschen war, also keine Pflege erhielt, und ebensowenig selbst sich wusch, und es ist die höchste Unbeholfenheit des Geistes, wenn er den dicken Schmutz auf seiner Haut für einen integrirenden Theil seines Körpers hielt. Es ist ferner durch Zeugen hergestellt, daß Hauser nur Brod und Wasser (das erste in großer Menge), als er nach Nürnberg kam, genießen konnte, daß er Zuckungen bekam, wenn nur der Geruch von Fleischspeisen ihm näher kam. Man fragt, wie dieser Umstand damit vereinigt werden sollte, daß Hauser früher unter Menschen lebte. Auch der ärmste Bauernjunge in Bayern weiß, was Fleisch ist, und sehnt sich darnach, wie nach einem Leckerbissen. Ist es hier nicht wahrscheinlich, daß Hauser ein völlig eigenthümliches, von dem aller übrigen Menschen entferntes Leben führte? Es ist hergestellt, daß Hauser, wenn auch nur ein Tropfen Fleischbrühe unter seiner Wassersuppe war, dies bemerkte, was auf eine Feinheit seines Geruchorgans und eine ganz abnorme Gewöhnung seiner Lebensart deutet. Sage man nicht, daß alles dies nur ein feiner, kunstreicher Betrug war, den Hauser, nach seiner eingelernten Rolle, kunstreich durchzuführen wußte. Ich hoffe, im Verfolge dieser Briefe unumstößlich zeigen zu können, daß, wenn Hauser Betrüger war, er nicht zu diesem Betruge verleitet worden seyn und im Einverständnisse mit Andern den Betrug gespielt haben kann. Nimmt man aber auch einen Betrug an, so muß man Hauser bewundern, der die feinsten Nüancen, durch welche die Rolle eines Jahrelang eingesperrten, in seiner Entwickelung aufgehaltenen Knaben sich charakterisirt, so täuschend nachzuahmen wußte und nie aus der Rolle fiel. Zu der oben aufgestellten Meinung paßt aber auch seine körperliche Beschaffenheit; seine Fußsohlen und Hände waren nämlich so weich und verwundbar, daß man deutlich erkannte, daß er des Gehens und Arbeitens ungewohnt war. Als einen Beweis, daß Hauser Jahrelang eine sitzende Lebensweise ohne alle Bewegung geführt habe, dient der Sectionsbericht über Hausers Leiche in Heidenreichs Schrift: K. Hausers Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung. Berlin 1834, S. 31. Die große Ausdehnung der Leber und die verhältnißmäßig kleine Lunge sind für Jeden bedeutungsvoll, welcher das obwaltende Wechselverhältniß zwischen beiden Organen kennt und weiß, daß gerade bei Personen, welche keiner Bewegung genossen, die Leber auffallend groß ist und der Umfang der Lunge zurückbleibt. Dies deutet auf eine fortdauernd von aller Bewegung entfernte Lebensweise, die eben in jenen Zeiten eintrat, in welchen im jugendlichen Organismus die Organe sich entwickeln. Im nächsten Briefe erlaube ich mir, über den Tod Hausers mich näher zu erklären.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. August 1834.

— Schmeichelnd Glas,
Wie die Genossen meines günst'gen Glücks
Verdirst du mich! —
Da liegt's, zerschmettert in viel hundert Scherben!

Shakespeare.

Das Glück von Edenhall.

Von Ludwig Uhland.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenkt rothen ein aus Portugall!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fey,
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!“

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall.“

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Ein ſtürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erſtieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kryſtall,
Das zerſprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerſtörten Hall',
Er ſucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er ſucht im grauſen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand — ſpricht er — ſpringt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas iſt der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glücke von Edenhall.“

Blicke auf Südtyrol.

(Fortſetzung.)

Wenn nun Wein und Seide die Hauptnahrungsquellen des Landes zu nennen ſind, ſo herrſcht in einigen Thälern noch eine, den Tyrolern ganz eigenthümliche Induſtrie. Sie wandern aus, um ihre Fabrikate zu verwerthen oder ihre Eigenſchaften in der Fremde geltend zu machen. Wer kennt nicht die Handſchuhhändler und Teppichweber aus dem Puſterthale, die Sänger aus dem Zillerthale, die Kanarienvogelhändler, die wälſchen Maurer und Rauchfangkehrer, welche durch die ganze Welt reiſen? Ein großer, ſchöner Zillerthaler durchzieht ganz Italien, wird von einem Fürſten an den andern empfohlen, macht bedeutende Geſchäfte und wurde ſelbſt vor Kurzem noch von Sr. Heiligkeit mit einem „heiligen Leib“ begnadigt, der ihm mit allen Certifikaten und Anhängſeln in beſter Form übergeben ward. Er lud den Koffer, worin die verehrten Knochen lagen, auf ſeinen Wagen, und wird nun in ſeinem Thal unter Glockenläuten und Böllerſchießen den feierlichen Einzug halten, und der heilige Märtyrer wird die Ehrenſtelle auf dem Altar finden. Den rühmlichſten Platz unter allen dieſen Handelsleuten nehmen die Einwohner des Thales von Gröden ein. Ihre kunſtvollen Holzſchnitzarbeiten finden ungeheuern Abſatz, und man trifft in St. Chriſtian und in andern Orten des Thales Frauen, deren Männer ſeit Jahren abweſend ſind, um die Erzeugniſſe ihrer Landsleute zu vertreiben. Selbſt in Amerika beſitzen ſie Niederlaſſungen. Bei dieſen Unternehmungen kommt ihnen ihre Sprache ſehr zu Statten, das ſogenannte Ladiniſche, ein Gemiſch der verſchiedenartigſten Sprachen, wodurch ſie ſich dem Italiener wie dem Spanier verſtändlich machen können.

Nächſt dieſen ſind die Teſiner zu nennen, die ſeit langer Zeit den Bilderhandel treiben. Er begann ſchon zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. Arme Leute aus dem Dorfe Pieve ernährten ſich nothdürftig damit, daß ſie ſchlechtgemachte Heiligenbildchen aus der Fabrik von Ramondini in Baſſano in's Ausland trugen und dort verkauften. Sie wiederholten ihre Wanderungen von Jahr zu Jahr und gingen immer weiter, bis ſie ſelbſt zu einiger Einſicht von der Kunſt gelangten und nun ihre Induſtrie auf beſſere Blätter auszudehnen anfingen. Bald handelten ſie mit Werken der berühmteſten Künſtler aller Länder. Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm faſt die ganze männliche Bevölkerung von Pieve und Bieno Theil an dieſem Handel, und es wurden in allen Hauptſtädten Europas, ſelbſt in Aſien und Amerika, jene Kunſthandlungen gegründet, welche mit ihren Commanditen alle Meſſen und Märkte bevölkern, und unter dem Namen „italieniſche Bilderhändler“ bekannt, urſprünglich Tyroler aus Val Teſino oder Val Sugana ſind. Wie überraſcht iſt nicht der Reiſende, wenn er in dieſen Thälern die Namen Novelletto, Weis (Gaſparo Weis in Berlin), Zanna, Teſſari, Buſſa, Granello, Nervo nennen hört, und ſich nun erinnert, in Hamburg, Berlin, Petersburg, Königsberg, Warſchau, Kopenhagen, dieſe Herrn in ihren Kunſthandlungen geſehen zu haben, wo ſie neben einem Raphael Morghen Salami, Aleatico und romaniſche Saiten verkaufen. Dieſe Tyroler kommen nach vielen Jahren, oft erſt im hohen Alter, wieder nach Hauſe, um ſich zur Ruhe zu ſetzen. Nur ungern verläßt der Tyroler ſein Vaterland für immer; „und wenn mir der Kaiſer viel gäbe und ich dürfte nie wieder heim, ſo bedankte ich mich ſchön!“ dies kann man oft hören. Viele Auswanderer kehren von ihren weiten Reiſen periodiſch, immer nach ſechs oder acht Monaten zurück. Sie bringen oft Summen von 20 bis 30,000 Gulden in die Heimath, die ſie dann im Wirthshauſe an die Intereſſenten, die von nah und fern herbeigerufen wurden, vertheilen, ohne daß dabei an eine weitere Rechnungsablage gedacht wird. Iſt die Theilung vorüber, ſo geht Alles in die Kirche und von hier zurück in's Wirthshaus, wo ein Mahl das Ganze beſchließt. Der Bergbau beſchäftigt nur wenige Hände, weil die Koſten ſich ſtets mehrten und der Betrag geringer wurde. Die Schätze, welche die Schwatzer Silberbergwerke im Mittelalter ſpendeten, gaben den Fuggern zu Augsburg ihren Glanz. Hans Funger aus Hall war der Erſte, welcher durch den Bergbau zu großem Vermögen gelangte. Stets

war der nördliche Theil reicher hierin, als der südliche, der vorzüglich Alabaster, Alaun, Bleierz, Bolus, Braunstein, Eisen und Gulmey liefert. Ein weißer Marmorbruch im Vinstgau verspricht bedeutend zu werden.

Die größten Waldungen finden sich in den hochgelegenen Thälern Fleims (Val di Fiemme) und Fassa, die auch in geognostischer Hinsicht sehr bemerkenswerth sind. Sie sind reich an Mandelsteinen, von denen im Innsbrucker Museum schöne Exemplare gezeigt werden. In dem Gebirge Ai Frati in Fassa, gegen Gröden hin, liegen sie wie in Massen zusammengebacken, und da die Witterung ihre äußern Schalen zum Theil zerstört hat, so sehen die Kugeln einem in seiner Kapuze halbverhüllten Mönchskopf gleich, woher die Gegend den Namen hat. Man flößt das Holz auf dem Avisio nach Lavis und von dort auf der Etsch nach Verona und weiter, im Winter aber sendet man es zur Achse über die Päße S. Pelegrino und Vallazza, und dann zu Wasser nach Venedig, woselbst ein weit verbreiteter Handel damit getrieben wird. An Wildpret und Gebirgsforellen (Trute) fehlt es in dieser Gegend nicht, die gleichfalls einen Handelsartikel abgeben. Die Fassaner sind ihrer Treue wegen bekannt, und wenn sie zur Messe nach Botzen ziehen, so werden sie von den Kaufleuten vorzugsweise als Markthelfer in Dienste genommen. Man spricht hier italienisch und deutsch, wenn gleich schon die Polenta das Hauptnahrungsmittel und das Ballonspiel die beliebteste Unterhaltung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Die Schauder dieser Nacht drohten immer mehr meine Kräfte zu überwältigen, ich raffte mich aber, meiner Pflicht eingedenk, gewaltsam zusammen. Es kam Alles darauf an, von dem, was ich gesehen und was in mir vorging, nicht das Mindeste merken zu lassen. Indessen suchte ich mein Lager wieder und die völlige Erschöpfung der körperlichen, wie der geistigen Kräfte drückte mir endlich die Augen zu. Als ich sie nach kurzer Zeit wieder aufschlug, war Alles in der Hütte wach und ging seinen gewohnten Geschäften nach; die junge Mulattin spielte mit ihrem Kind, die Hunde gingen aus und ein, und zwei, drei Buben vertrieben sich damit die Zeit, daß sie mit kleinen Lassos die Hühner fingen, welche auf dem vertrautesten Fuß mit der Familie lebten. Man sah wohl, kein Mensch wußte, was in der Nacht vorgefallen war. Ich richtete mich auf von meinem Lager und fand zu meiner großen Freude, daß die Schmerzen vom Sturz sehr abgenommen hatten und das Fieber ganz verschwunden war; nichts war von meinem Unfall geblieben, als eine gewisse Schwäche, doch ohne alles Uebelbefinden. Die alte Negerin brachte mir Waschwasser, und ich fragte gleichgültig, wo mein Wirth und sein Sohn seyen? „Sie sind," war die Antwort, „wie immer, vor Tages Anbruch zur Heerde gegangen." — „Mein kleiner Führer ist auch bei ihnen?" — „Nein, Herr, er ist zur nächsten Hütte geritten, ein Frühstück für Euch zu holen; nur dort gibt es Ziegen, und der Herr sagt, die Leute von der Küste lieben die Milch ganz besonders. Er wird aber bald wieder kommen, in zwei Stunden Galopp kann er den Weg machen." Unwiderstehlich trieb es mich auf den Schauplatz der schauderhaften That; aber eben als ich den Fuß über die Schwelle sezte, hörte ich ganz in der Nähe Pferdegetrappel, und bald erschien der junge Bursche, der wegen meines Frühstücks zwanzig Meilen geritten war. Ich ging mit ihm wieder in das Haus und aß eben Milch und Eier, da trat der alte Gaucho herein mit so freier Stirne, so ruhigen Schritts, als wäre ihm sein Sohn zur Seite. Sein Blick, eiskalt wie Schlangenblick, machte mich schaudern, und es kostete mich die größte Ueberwindung, mit ihm das Frühstück zu verzehren. Damit mein Stillschweigen ihm nicht auffallen möchte, fragte ich nach einer Weile nach Tebaldo. „Wir haben," erwiderte er ohne Stocken, „ein paar Gauchos begegnet, die auf die Jagd ziehen, und der Bursche, dem nur draußen wohl ist, wo es wild hergeht, wollte durchaus mit. Ave Maria purissima!" fuhr er sich bekreuzend fort, „möge er gesund wieder heimkommen zu seinem alten Vater!" Die junge Mulattin war herzugetreten und wollte etwas fragen, aber ein furchtbarer Blick scheuchte sie in einen Winkel, wo sie bitterlich weinte. „Wie kommt's, daß er die Hunde nicht mitgenommen hat?" fragte ich den Alten, denn trotz aller Gefahr, der ich mich aussezte, fühlte ich mich unwillkührlich getrieben, den Heuchler zu entlarven. „Sie sind müde, Herr," antwortete er ohne Bedenken, „und die Andern waren wohl versehen; er hat nur Tauro, seinen Liebling, mitgenommen, und ich denke, er wird auch von ihm nicht viel haben, der Hund hatte noch genug von der lezten Jagd."

Weiter fiel nichts zwischen uns vor. Als ich ihm meinen Entschluß kund that, mich so bald als möglich zur nächsten Poststation auf den Weg zu machen, hatte er nichts einzuwenden; er lieh mir sogar ein Pferd, weil das meinige unbrauchbar war, und in Kurzem befand ich mich auf dem Wege zur Hauptstraße von Mendoza nach Buenos Ayres, in Begleitung meines jungen Führers, und überfroh, endlich die Höhle des Ungeheuers im

Rücken zu haben. Auf der offenen Straße angekommen, hieß ich den Burschen umkehren und gab ihm ein Stück Geld. Sein Auge blizte vor Freude, er versicherte mich seiner unbedingten Ergebenheit und schwor, wenn ich einen Feind in der Ebene habe, solle sein Herz mein seyn, noch vor Abend. Er nahm Abschied, gab seinem Pferd die Sporen und war mir augenblicklich aus dem Gesicht.

Im Posthause erfuhr ich, Ord habe mich nach allen Seiten suchen lassen, und er selbst sey auf die nächste Posada gegangen; bald aber wurde ich inne, daß die Leute, statt zu streifen, sich in einem benachbarten Fort versteckt hatten, weil es hieß, Indier seyen in der Nähe. Der Mann, der mir dies sagte, war eben selbst daran, seine Familie und seine Habe zu flüchten. Nur mit Mühe verschaffte ich mir im allgemeinen Tumulte ein Pferd, um meinen Freund einzuholen. Als ich zur Posada kam, sah ich zu meiner Verwunderung eine Menge Pferde an die Pallisaden gebunden, welche hier eine Art von Befestigung bilden. Soldaten bewegten sich hin und her, die einen fütterten die Pferde, andere unterhielten sich sehr lebhaft. An dem häufig wiederholten Wort: die Indier! die Indier! merkte ich bald, wem diese Rüstung galt. Ich selbst wurde mit Fragen bestürmt: woher ich komme, ob ich etwas von den Indiern gehört, von welcher Seite sie wohl die Ebene betreten möchten. Als der Lärm, den meine Ankunft verursacht, sich ein wenig gelegt hatte, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, alle diese Leute stehen im Solde Don Jose Echiveras, der das Land nach seiner einzigen Tochter durchstreifen lasse, welche ihm entführt worden, und man habe hier, auf die Kunde vom Anmarsch der Indier, Halt gemacht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julisfeier.

Zum drittenmale ist das Jahresfest der unvergeßlichen, so folgereichen Julitage gefeiert worden. Es ist, als ob jedesmal der Bund zwischen den Bürgern unter sich und mit der von ihnen eingesezten Regierung erneuert werden sollte; das Volk begreift die Wichtigkeit und das Sinnige dieser Feier; es ist daher diesmal wieder so ernst, so sittsam gewesen, wie in den frühern Jahren. Obschon Hunderttausende von Menschen in Bewegung waren, hat man doch von keiner einzigen Unordnung gehört, und die Polizei hatte wenig zu thun. Auch den Fremden scheint diese Feier wichtig, denn manche kommen weit her, um derselben beizuwohnen; es ist auch beinahe das einzige ächt patriotische Fest, das in Europa gefeiert wird. Und dennoch, wie viel fehlt ihm zu einem wahren Nationalfest! Schon daß die Regierung das Programm abfaßt und die Feier der drei Tage regelt und zurichtet, ist ein Beweis, daß ihm der wesentliche Charakter eines Volksfestes fehlt; denn ein solches muß von dem Volke selbst ausgehen. Man könnte dagegen einwenden, die öffentlichen Lustbarkeiten seyen sehr kostspielig, und der Staat, da er doch die Kosten bestreite, müsse auch das Recht behalten, die Lustbarkeiten anzuordnen. Er hatte diesmal bloß für die Festlichkeiten in Paris 100,000 Franken von den Kammern verlangt; diese haben weislich nur die Hälfte bewilligt. Mit dem Geldausgeben ist es ja auch bei der Feier des Angedenkens an eine große und wichtige Revolution nicht gethan. Die Hauptsache ist, daß die Bürger einig und zufrieden seyen; alsdann wird auch eine geringe Summe hinreichen, sie zur Freude zu stimmen. Wahrscheinlich haben sich die Kammern erinnert, daß im vorigen Jahre die bewilligte Summe zum Theil auf eine läppische Weise verschleudert worden ist, und daher gedacht, es sey besser, weniger zu bewilligen, damit etwas Klügeres zu Stande komme. Wenn man den kindischen Einfall des Ministers Thiers bedenkt, der im vorigen Jahre 150,000 Franken dafür ausgab, um ein Kauffahrteischiff für drei Tage auf der seichten Seine errichten zu lassen, und wenn man dazu den skandalösen Vorgang mit den 25,000 Franken kennt, die der Unternehmer dieses Schiffes dafür erlegt hatte, um in den Bureaux das Unternehmen zu erhalten, so muß man den Kammern wohl Recht geben, daß sie den Ministern 200,000 Franken gestrichen haben; vielleicht haben diese es mit den 100,000 Franken gar nicht ernstlich gemeint, und nur deßhalb vier verlangt, um desto sicherer zwei zu erhalten, wie es zuweilen geschieht. Die Stadtbehörde war durch den Skandal der 25,000 Franken abgeschreckt worden, wie sonst die Vorbereitungen zum Feste im Geheimen zu treffen. Diesmal wurde alles Feuerwerk, Schauspiel u. s. w. den Wenigstfordernden zugeschlagen. Diese Oeffentlichkeit hat allen Schlimmen vorgebeugt und diesmal jedes Aergerniß verhindert. Bedarf es wohl des Zusazes, daß man dieses der Preßfreiheit zu danken hat? Die Tagblätter haben sich mit solchem Nachdruck wider die Erneuerung der schändlichen Bestechung des vorigen Jahres erhoben, daß die Regierung, voller Scham über die Aufdeckung des Vorganges, eine gerichtliche Untersuchung verordnet und die Stadtbehörde diesmal cartes sur table gespielt hat. Wäre noch eine Censur vorhanden, so hätte diese wahrscheinlich alle Bemerkungen darüber in den Zeitungen gestrichen, die Bestechung würde noch unverschämter als zuvor aufgetreten seyn und zulezt die Regierung in den Augen der Unterthanen herabgewürdigt haben. Die Preßfreiheit hat zur Rettung der Ehre der Regierung beigetragen und ihr dadurch einen wichtigen Dienst geleistet. Man wußte also diesmal schon zuvor, wie viel die Stadt oder die Regierung für jeden Theil des Festes ausgeben würde, und wer Lust hatte, konnte an dem Unternehmen selbst Theil nehmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 205, S. 819, Sp. 2, Z. 16 v. u. ist das Wort Dampf am Anfang statt am Ende dieser Zeile zu lesen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. August 1834.

Ich bin so schmerzreich, als Virginius war,
Und habe tausendmal mehr Grund als er.

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Ungestüm pochte mein Herz, als ich dem Zimmer zuging, wo ich den Vater und den Bräutigam der Unglücklichen finden sollte. Ich war entschlossen, ihnen sogleich Donna Luisas Aufenthaltsort zu entdecken und sie zur Hütte des Gaucho zu führen; aber der erste Blick auf meinen Freund überzeugte mich, daß eine solche Ueberraschung schlimme Folgen haben könnte. Ich hatte ihn Tags zuvor niedergeschlagen, schweigsam verlassen, jezt sah ich ihn in der schrecklichsten Aufregung mit großen Schritten auf- und abgehen; aus seinen Augen sprühten Flammen, der schwankende Gang, die drohenden Geberden ließen mich bei ihm eigentliche Geistesverwirrung befürchten. Der unglückliche Vater saß in einem dunkeln Winkel, seine Thränen strömten zwischen den zitternden Fingern hervor, hinter denen er sein Gesicht verbarg, und herzzerreißend klangen unter seinem Schluchzen die Worte: mein Kind! mein Kind! Tief gerührt, mit nassen Augen blickte ich auf Beide, da kam mein armer Freund bei meinem Anblick auf einmal zu sich, trat vor mich hin, schüttelte mir krampfhaft die Hand und rief: „Es ist geschehen! Großer Gott! mußte der Barbar, um mein Herz zu treffen, das ihrige durchbohren! Sie, das schönste, reinste, schuldloseste Geschöpf! sie, deren einziges Verbrechen war, daß sie mir angehörte! Wußte er sonst kein Mittel, seine abscheuliche Rachsucht zu befriedigen!“ Nun verfiel er wieder in seine Raserei, stampfte wüthend mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen und rang verzweiflungsvoll die Hände. Plötzlich ward er wieder ruhig, huschte auf mich zu, sah sich mißtrauisch um, drückte mich auf eine Bank nieder und sezte sich neben mich. „Freund,“ sprach er leise, „wenn man nach einer mühseligen Reise Ruhe sucht, dünkt Dir dies ein Verbrechen? Darf man sich nicht auskleiden, ehe man sich schlafen legt?“ — „Beruhige Dich, lieber Freund,“ sagte ich ängstlich, denn sein grasser Blick machte mich ernstlich für seinen Verstand besorgt. „Was sagst Du dazu,“ fuhr er im selben Tone fort, „wenn Dein Freund, weil ihm des Lebens Last unerträglich ist, vor der Zeit seine sterbliche Hülle von sich wirft und Ruhe sucht im Grabe? Willst Du darum seinen Namen brandmarken lassen? Nein,“ rief er mit Nachdruck, „man kann es für keine That des Wahnsinns erklären! Wer kann mich hindern, den Sprung in die Ewigkeit zu thun, und mich mit der reinen, einzig geliebten Seele zu vereinigen! Luisa, Geliebte! hab' ich Dich denn verloren auf ewig? Ja, mein Herz ahnete das Unglück, und doch war der Schlag unerwartet, fürchterlich!“ Jezt warf er sich auf den Boden nieder und

tobte ſo gräßlich, daß Don Joſe ſeinen Schmerz bezwang und ihn mit mir zu beruhigen ſuchte. Aber Alles vergeblich; am Ende ſprang er auf und rief mit einer Donnerſtimme: „Falſch, falſch wie die Hölle! Todt, ſagt Ihr? Nichts! ſie war zu ſchön, zu rein, um ſo zu ſterben!“ So fuhr er mit Reden ohne Vernunft und Zuſammenhang fort; ich ſah den Augenblick kommen, wo ſeine Seelenkraft völlig unterliegen mußte, und entſchloß mich zu einem heroiſchen Mittel: zur raſchen Mittheilung deſſen, was ich wußte. Ich hoffte, die Erſchütterung durch die unerwartete Nachricht werde wohlthätig wirken, und ſo erzählte ich denn geradezu mein Abenteuer, und drängte zum Aufbruch.

Ich ſchildere nicht, wie ſich auf dem Geſichte des unglücklichen Vaters abwechſelnd Angſt und Hoffnung malten, und ſeine rührende Freude, als er vernahm, daß er hoffen dürfe, ſein Kind wiederzufinden. Er dankte Gott mit Inbrunſt und ging dann hinaus, den Befehl zum Aufbruch zu geben. Ganz anders war es mit meinem Freunde, und der Muth ſank mir gar ſehr, als ich ſah, welch geringen Eindruck die ſo wichtige Nachricht auf ihn machte. Er hörte mir Anfangs geſpannt zu, ſah aber am Ende durch meine Entdeckung nur das beſtätigt, was der Hauptinhalt ſeiner verwirrten Reden war. Er äußerte weder Freude noch Ueberraſchung, und wenn ich ihm zurief: „Luiſa lebt! Du ſiehſt ſie wieder! heute noch!“ antwortete er kalt: „Ich wußte es wohl; ein ſo herrliches Geſchöpf konnte ſo nicht enden. Doch wir wollen zu ihr,“ ſezte er mit derſelben Kaltblütigkeit hinzu, „ſie ſoll ſich nicht über Mangel an Eifer von unſerer Seite zu beſchweren haben.“ In furchtbarem Kontraſte mit dem ruhigen Charakter dieſer Reden ſtand das wilde Rollen ſeiner Augen und die gänzlich veränderte Stimme. Meine einzige Hoffnung war jezt, daß Luiſas Anblick ihn wieder zu ſich bringen werde. Meine Ungeduld ſtieg mit jedem Augenblick und ich zog Ord zu Don Joſe hinaus, den ich im Hofe mitten unter einem Trupp abgeſeſſener Reiter fand, welche durchaus keine Luſt bezeugten, die Poſada zu verlaſſen und mit den Indiern handgemein zu werden. Ich erſchrack, unſer ganzer Plan wurde zu nichte, wenn ſie ſich nicht zum Aufbruch bewegen ließen. „Don Echivera!“ rief ich, „bieten Sie ihnen zwölf Dollars auf den Kopf; jeder Augenblick iſt koſtbarer für uns als Gold.“ — „Junger Mann,“ erwiderte der Alte im Ton des Vorwurfs, „Sie meinen, ich zähle meine Dollars, wo es ſich von meines Kindes Leben handelt? und ich gäbe Alles, Alles hin, hätte ich meine Tochter im Arme!“ Seine von Thränen erſtickte Stimme hob ſich wieder. „Nicht Dollars habe ich ihnen geboten, ſondern zwölf Unzen Goldes jedem Mann. Aber ſie wußten wohl kaum, was und wie viel dies iſt, und es war nichts mit ihnen anzufangen. Nun bleibt nur noch Eins übrig: ich will zu ihnen in einem Tone ſprechen, den ſie beſſer verſtehen. — Soldaten!“ rief er laut, „hört mich: der Vicekönig hat Euch unter meinen Befehl geſtellt, und wenn ich wollte, könnte ich Euch für Eure Zuchtloſigkeit hart büßen laſſen; doch will ich Euch lieber durch Güte zum Gehorſam bringen, und ſo ſchwöre ich denn, und Ihr wißt, mein Wort iſt mir heilig, jeder Mann, der in einer Viertelſtunde zum Aufbruch bereit iſt, erhält zu Hauſe einen Sattel, einen Zaum, neue Sporen und eine Gallone Branntwein.“ Kaum waren die lezten Worte geſprochen, ſo verkündete ein allgemeines Jubelgeſchrei, daß ſie gewirkt hatten; Alles lief nach den Pferden und bald war der ganze Trupp gerüſtet.

Schweigend zogen wir dahin im Mondſchein. Wir waren nur noch fünf, ſechs Meilen von der Hütte des Gaucho entfernt, zu der wir einen andern Weg eingeſchlagen, als den ich am Morgen gemacht hatte, da kam auf einmal einer von unſerem Vortrab zurückgeſprengt und rief uns entgegen zu, im Wege vor uns liege ein Leichnam und neben ihm halte ein böſer Geiſt Wache. Wohl wiſſend, wie abergläubiſch dieſe Leute ſind, fürchtete ich ſchlimme Folgen von dieſem Zufall; ich gab daher meinem Pferde die Sporen und eilte, ſelbſt den Handel aufzuklären; Ord und einige Soldaten begleiteten mich. Das Winſeln eines verwundeten Hundes brachte uns bald an die Seite eines Leichnams, den das treue Thier halb aus dem Boden geſcharrt, und ich erkannte den unglücklichen Tebaldo und ſeinen Hund. Der alte Barbar hatte das arme Thier gräßlich zugerichtet; aber ein Geier, der neben der Leiche lag, zeigte, mit welchem Muth noch das Windſpiel die Reſte des jungen Jägers vertheidigt hatte. Ein Piſtolenſchuß machte ſeinen Leiden ein Ende; man legte ihn neben ſeinen Herrn und bedeckte beide hoch mit Erde.

Ord zeigte ſich indeſſen fortwährend völlig gleichgültig und ſtumpf; doch jezt konnten wir uns nicht mehr mit ihm abgeben, die Hütte mußte in der Nähe ſeyn, und ſo zogen wir in der ängſtlichſten Spannung ſchweigend dahin. Da lief auf einmal ein junger Burſche uns in den Weg und faſt den Pferden unter die Füße, mit dem gräßlichen Geſchrei: die Indier! die Indier! Alsbald gerieth unſer kleiner Trupp in Verwirrung und unſere Leute wären ſtraks davongelaufen, hätten ſie gewußt, auf welcher Seite der Feind war oder nicht war. Tauſend Fragen und Flüche flogen von Mund zu Mund, von Subordination war keine Rede mehr, und taub gegen die Befehle ihrer Offiziere, rathſchlagten die Soldaten unter einander, was zu thun ſey. In dieſem Augenblick kam Ord auf einmal wieder zu ſich; er warf ſich unter den Haufen und verſuchte durch Bitten und Drohungen wiederum Ordnung herzuſtellen; ſodann fragte

er durchaus verſtändig und beſonnen den Jungen aus. Erfreut über dieſe ſchnelle Beſſerung, dachte ich Anfangs nur an meinen Freund; aber bald fiel mir die Stimme des Jungen auf, und ich erkannte in ihm meinen kleinen Führer von geſtern. Er hatte vor Schreck völlig den Kopf verloren, und es war nichts aus ihm herauszubringen; nur als ich fragte, wo er die andern Leute in der Hütte gelaſſen habe, antwortete er ſchaudernd: „Alle erſchlagen!“ — „Großer Gott!“ rief Don Echivera, „meine Tochter! mein einziges Kind! Sprich, ſie iſt gerettet, ſprich es, und für das Wort ſollſt Du tauſend Dollars haben!“ Aber Alles war vergeblich, er ſchrie nur in einem fort: die Indier! die Indier! Starr vor Schrecken ſtanden die Soldaten um ihn her, und man hörte nichts als das Klirren der Zäume und Gebiſſe.

Schon ſeit einiger Zeit war mir, als röche ich Rauch, da auf einmal ſchlug eine Feuerſäule gen Himmel. „Das iſt die Hütte, wo ich geboren!“ rief das Kind mit der den Pampasbewohnern eigenthümlichen Emphaſe; „das iſt mein väterliches Dach!“ Vor Schluchzen konnte er nicht weiter ſprechen; in mir aber ſtieg bei dieſen Worten eine gräßliche Vermuthung auf: Donna Luiſa konnte noch im Hauſe eingeſchloſſen ſeyn, und wenn wir nicht eilten, mußte ſie in den Flammen umkommen. „Hundert Dollars dem, der zuerſt am Hauſe iſt!“ rief ich und ſprengte vorwärts; nur Ord, Don Echivera und der Anführer des Trupps, ein junger muthiger Gaucho, folgten mir; die Soldaten blieben unſchlüſſig auf dem Fleck, und bald waren ſie uns aus dem Geſicht. Wir ritten auf das Feuer zu, und in zehn Minuten befanden wir uns an Ort und Stelle.

(Der Beſchluß folgt.)

Blicke auf Südtyrol.

(Fortſetzung.)

Das Val di Ledro, zwiſchen dem Garda- und Idroſee, iſt gleichfalls ſehr holzreich und hat beſonders herrliche Tannenwälder. Es wird von hohen und ſchroffen Felſen eingeſchloſſen. Ein ſehr beſchwerlicher Fußweg führt von hier in's Val Veſtino, welches einen tiefen Keſſel bildet, deſſen Wände den Schnee lange aufbewahren. Es iſt ſtark bevölkert und die Einwohner treiben Viehzucht. Das Thal Chieſe, welches in Pieve di Buono und Val Sabbia eingetheilt wird, und Judicarien (Giudicaria) haben nur ſehr wenig Getreide, dafür aber treffliche Futterkräuter im Ueberfluſſe. Alle dieſe Thäler ſind nur zu Fuße oder auf Muli zu beſuchen. Hingegen führt öſtlich von Trient eine gute Poſtſtraße nach dem Val Sugana, von der Brenta durchſtrömt, das und über Baſſano nach Meſtre zu den Lagunen der Adria geleitet. Weſtlich geht eine Fahrſtraße über die Rocchetta in das Val di None (Nons- oder Einsberg) bis Cles und Fondo. Hier gedeiht beſonders Getreide im Ueberfluß. Die Hauptſtraße zieht ſich weſtlich nach Rabbi, einem überaus kräftigen Sauerbrunnen, und dem Val di Sole (Sulzberg), längs dem Noce, bis an den Fuß des Tonal. Von dort geht es ſüdlich in das Thal der Sarca, die bei ihrem Ausfluſſe aus dem Gardaſee Mincio genannt wird, nördlich auf Muli über den Gampen in's deutſche Ultenthal. — Der Gardaſee, deſſen nördlicher Theil noch zu Tyrol gehört, zeigt an ſeinen Ufern reiche Oel- und Citronenpflanzungen, die zwar im Winter geſchützt werden müſſen, den Sommer hindurch aber in freier Luft ausdauern. Die weißen, gemauerten Pfeiler, welche im Winter die Bedeckungen zu tragen haben, geben, vom See aus geſehen, der Landſchaft ein wahrhaft orientaliſches Anſehen. Sie gleichen zierlichen Minarets, die ſich aus dem herrlichſten Grün erheben. Der See wird oft von Stürmen heimgeſucht, die plötzlich hereinbrechen. Der ſogenannte Toscano pflegt ihr Vorbote zu ſeyn; der Spitzjocher, von Garda her, hält nicht lange an; der Ora bläst das ganze Jahr hindurch, ohne den See zu bewegen; der Sovero aber thürmt Wellen empor, wie auf dem Weltmeere. — Von Riva, dem Hafen am nördlichen Geſtade des Gardaſees, führt ein guter Weg nach Roveredo. Hier erblickt man die ſchauervollen Ruinen eines großen Bergſturzes, Stavini oder Lavini di Marco genannt, von einem unweit davon liegenden Dörfchen. Dieſe uralte Schauerſtätte hat vielfältige Forſchungen und gelehrte Abhandlungen an's Licht gerufen; ſchon Dante erwähnt ihrer im zwölften Geſange der Hölle:

> Der Bergſturz gleich bei Trento, der den Schooß
> Der Etſch vordem dort ausgefüllt, entſtanden
> Durch Unterwühlung oder Erdenſtoß;
> Wo man vom Berg, auf dem die Trümmer ſtanden,
> Am ſteilen Felſen keinen Pfad entdeckt,
> Der niederleite zu den ebnen Landen.

Von Roveredo über Ala erreicht man endlich die berühmte Chiuſa di Volargne, die Veroneſer Klauſe, einen engen Gebirgspaß, durch den ſich die Etſch drängt und nur noch einen knappen Raum der durchziehenden Straße vergönnt, reich an maleriſchen Felſenbildungen, Waſſerfällen u. dgl. Mit dieſer intereſſanten Partie nehmen die Tyroler Berge Abſchied von uns, und man rollt in die einförmige lombardiſche Ebene hinab.

Das Puſterthal, ſo wie das Vinſtgau dienen dem eigentlichen Südtyrol zur impoſanten Einfaſſung. Sie prangen in ihren Seitenthälern mit den höchſten Gipfeln der Tyroler Alpenkette, dem Glockner, als Markſtein gegen Kärnthen, dem Ortelos, gegen Bündten. Ihrem

Klima, so wie ihren Produkten nach sind sie eigentlich nicht mehr zu Südtyrol zu zählen. Die höchsten Punkte derselben, die Malser Haide und das Toblacher Feld, rivalisiren mit der Höhe des Brenners, und wenn schon die Etsch auf der Haide entspringt und einen großen Theil des Vinstgaus durchströmt, so beginnt doch das eigentliche Etschland, das fruchtbare, schöne, erst mit dem Städtchen Meran, der alten Hauptstadt der Grafen von Tyrol, deren Gebiet sich auf diese Gegend und einen Theil von Bozen, bis nach Pontalto in Engaddin beschränkte. Das Land im Gebirge (in montanis), das ganze Inn- und Wippthal nämlich, kam erst durch Lehenschaften und verschiedene Erwerbswege später dazu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Julusfeier.

Der erste Tag des Julifestes fiel diesmal auf einen Sonntag, und da an diesem Tage jedesmal die Trauerfeier zum Andenken der im Jahr 1830 im Kampfe Umgekommenen begangen wird, so wurde dieselbe auf den Montag verschoben; dadurch fiel also ein Tag des Festes weg, und es blieben nur zwei übrig. Wahrscheinlich geschah dies absichtlich von Seiten der Regierung, die, wenn sie die drei Tage feiern wollte, den Mittwoch hätte dazu nehmen können. Man hat sich über diese Schmälerung des Festes nicht beklagt, also muß sie wohl die Zustimmung des Volkes erhalten haben. Im Grunde sind drei auf einander folgende Feiertage ein großer Verlust für eine von ihrer Handarbeit lebende Volksmenge, abgesehen davon, daß sie an den Festtagen mehr ausgibt, als gewöhnlich, und für Belustigungen oft ein Bedeutendes vergeudet. Also der Montag sollte diesmal der Trauertag seyn. Das wurde er aber nur halb und halb, denn es war für denselben Tag eine allgemeine Revue der Pariser Nationalgarde und der Garnisonstruppen auf den Boulevards angesagt; an einer solchen Revue nimmt nun aber beinahe ganz Paris Antheil, zumal sie mitten in der Stadt vorgeht, und die Bürger nur wenige Schritte zu machen brauchen, um sie zu sehen. Ueber diese Revue wurden nun die Todten beinahe ganz vergessen; zwar prangten an den Orten, wo die Gefallenen begraben liegen, und am Eingange der Kirchen schwarze Vorhänge mit Silberborden und gestickten Kronen, auf welchen die Worte zu lesen waren: 27., 28., 29. Juillet 1830; dies war aber Alles. Regierungen und Völker sind oft undankbar gegen diejenigen, welche sich für sie aufgeopfert. Auch ist eine so große Volksmenge schwer zur Trauer zu stimmen, und es läßt sich voraussehen, daß in wenig Jahren das Andenken an die Gefallenen nur noch eine leere Ceremonie bei dem Julifeste seyn wird. Gleich Anfangs hätte man auch die Namen der im Streite Gefallenen von denjenigen, welche bloß durch Zufall in den drei Tagen umgekommen sind, trennen sollen, denn nur den Erstern gebührt der Heldentitel, den man Allen beigelegt hat. Ueberhaupt versteht man in Europa keine Nationaltrauer anzuordnen. Ganz anders verhält es sich in den nordamerikanischen Freistaaten. Man lese nur, was die Zeitungen neulich von der öffentlichen Trauer in Newyork über Lafayette's Tod berichten. Welcher Unterschied zwischen diesem patriotischen Feste und der elenden Weise, wie diesmal das Andenken der Gefallenen in Paris gefeiert worden ist! Und doch hat die französische Regierung den Gefallenen noch mehr zu danken, als Nordamerika Lafayette zu danken hatte, in dem sie mehr noch den edeln Weltbürger, als den Gefährten Washingtons ehrte. Wie ganz anders, wie patriotisch würde es seyn, wenn am 27sten Juli die Pairs, die Deputirten, der König selbst, die andern Behörden und die Bürger sich etwa vom Louvre aus in feierlichem Zuge zum Pantheon begäben, wenn in diesem erhabenen Gebäude für die Familien der Gefallenen besondere Ehrensitze bestimmt wären, wenn alsdann ein neuer Perikles aufträte und mit Enthusiasmus das Lob der Bürger aussprächе, die im Jahr 1830 für die Erhaltung der Staatsverfassung ihr Leben aufgeopfert haben; wenn nach dieser feierlichen Rede einige Trauerhymnen unter den geräumigen Gewölben ertönten und alsdann der Zug sich nach den Gräbern begäbe? Mit der Zeit würde der Stoff freilich dem Redner nichts Neues mehr darbieten und daher Gefahr laufen, ein bloß rhetorisches Machwerk zu werden. Allein so lange die Zeugen und Theilnehmer an der Julirevolution noch gegenwärtig sind, müßte ein Redner wahrlich ein Stümper seyn, wenn er im Beiseyn der Gesetzgeber, der Volksversammlung und in dem schönen Gebäude, auf welchem die Inschrift prangt: Aux grands hommes la patrie reconnaissante, nicht erhabene Worte und Gedanken fände. Der Gedanke an eine solche patriotische Feier der Revolution ist den Staatsmännern in der ersten Zeit nicht eingefallen; jetzt ist es zu spät, und beinahe wäre es zu wünschen, daß man künftighin den Trauertag ganz wegließe, statt ihn so nachlässig, so nebenhin zu feiern, wie diesmal, da nicht einmal die Theater an diesem Tage geschlossen wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 202:

Die Lippen.

Räthsel.

Auf zwei Hügeln, fein und sanft gerundet,
Glänzt, das warmen Frühlingstag verkündet,
Morgenroth, von jungem Licht entzündet;
Oft, wenn diese Morgenröthe leuchtet,
Sind die Hügel auch von Thau befeuchtet.

Heilig Morgenroth! du weihst die Hügel,
Daß ein Gott gern auf sie drückt sein Siegel
Und kühlt ihre Gluth mit sanftem Flügel.
Doch hat erst der Gott Besitz genommen,
Bald ist auch das Morgenroth verglommen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. August 1834.

Ils sont insupportables avec les impertinentes égalités dont ils traitent les gens. Car enfin il faut qu'il y ait de la subordination dans les choses.

Molière.
La comtesse d'Escarbagnas.

Mistreß Trollope über Deutschland.

Die englische und die deutsche Gesellschaft.

Zu Ems hatten wir eines Tags bei Tisch einen köstlichen Spaß. Ein Freund von uns äußerte einmal gegen einen englischen Herrn seine Verwunderung, daß man ihn nie an der Table d'hôte sehe. Dieser erwiderte, seiner Gemahlin sey ein Wirthstisch etwas ganz Unausstehliches; als ihm aber unser Freund die Annehmlichkeiten unseres gemeinschaftlichen Mahles schilderte, versprach er, wenn er anders seine gestrenge Ehehälfte dazu vermögen könne, einmal den Versuch zu machen. Morgens, ehe wir den Marsch zu den Silberminen antraten, gingen wir in's Hôtel de Russie, um unsere Plätze zu Mittag zu bestellen, und trafen hier Master B., der, nach ohne Zweifel mühsam erhaltener Erlaubniß seiner Donna, in derselben Absicht hier war.

So erschienen wir denn an der Table d'hôte, nicht wenig neugierig, wie sich unsere elle Landsmännin dabei benehmen werde. Es befanden sich an unserm Tisch ein russischer Fürst, ein deutscher Graf und seine Gemahlin (die Verwandte eines Königshauses), ein deutscher Reichsbaron u. s. w., gegen zwanzig Personen. Wir hatten gerade Platz genommen, als Master B's Gesellschaft, aus zwei Damen und drei Herrn bestehend, anrückte. Master B. führte seine Gemahlin, und wahrhaftig, ein herzhafter Mann war Master B., daß er es wagte, eine solche Dame unter Leute zu bringen, über die sie sich so hoch erhaben dünkte. Ihre Geberden, besonders aber die Stellung ihrer Nase, welche buchstäblich in die Wolken zu ragen schien, machten sie zur possierlichsten Figur, die ich je in der Komödie gesehen. Die respektable Tischgesellschaft grüßte sie, als sie kamen; da blieb Mistreß B. auf einmal stehen, stocksteif, wie versteinert über solche Frechheit. „Dies ist wohl der zweite Tisch?“ sprach sie laut, und warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Gemahl; aber die höflichen Kellner versicherten, an dieser Tafel seyen ihre Plätze bestellt, und so ließ sie sich nieder, sah aber aus, wie Juno, wenn sie der Donnerer zwingt, neben einer Erdgebornen zu weilen, der er zu starke Beweise seiner Gunst gegeben. Das Essen ging seinen Gang; es war vortrefflich; aber noch köstlicher waren die Grimassen der Mistreß B. Als ihr die Suppe vorgesezt wurde, schüttelte sie sich, winkte, man solle sie wieder wegnehmen, und rief: „Wie kann man mir zumuthen, so etwas zu essen!“ Drauf kam das fatale gesottene Rindfleisch sammt Gurken, woran die Engländer im Allgemeinen so wenig Geschmack finden, sodann weitere Speisen, von denen sie zu kosten wagte. Master B. sprach ihr zwar ehrlich und wacker zu, und sagte zu ihr hin, ja ihr fast in's Gesicht: „das ist sehr gut,“ aber sie

aß nicht anders, als wäre jeder Biſſen ein auf dem Altar des ehelichen Gehorſams dargebrachtes Opfer. Maſter B. gab ſich Mühe, munter und unbefangen auszuſehen, und ſuchte immer in ein Geſpräch mit ſeiner Geſellſchaft zu kommen, aber die Gegenſtände, die er wohl in der freundlichen Abſicht wählte, ſeiner Dame zu Gefallen zu reden, waren nicht beſonders anziehend. „Es iſt doch wirklich ſonderbar, daß keine Nation außer der engliſchen eigentlich anſtändig leben lernt. Keine Löffel zum Salz, ſehen Sie wohl! und der Fiſch nach dem Fricandeau! wie abgeſchmackt!“ In dieſem Augenblick nahm die Gräfin, welche oben an der Tafel ſaß, ihren Hut ab, und einer der Barone neben ihr hing ihn an einen Nagel. Es wurde damit ein Kopf ſichtbar, wie ich ſelten einen ſchönern, würdevollern geſehen habe; ihr ſchönes Haar war ſehr geſchmackvoll geordnet und von einem ſchmalen Bande zuſammengehalten, das über die liebliche Stirne lief. Jezt hatte aber Miſtreß B's Abſcheu die größte Höhe erreicht; in ihrem Blick las man ihre volle Ueberzeugung, daß ſie ſich in höchſt gemeiner Geſellſchaft befinde, und ſie machte ihrem Unwillen in einem, eben nicht ganz hörbaren Geflüſter Luft, das den armen Kreuzträger von Ehemann ſchleunig zum Entſchluß brachte, ſie aus dem Zimmer zu führen.

So grelle Beiſpiele von albernem Hochmuth, wie dieſes, ſind ſelten, ich gebe es gerne zu; daß ſie aber überhaupt vorkommen, iſt höchſt bedauerlich, deſto mehr, da ſie auf die Augenzeugen einen bleibendern Eindruck machen, als die Sache werth iſt, und im Widerwillen gegen engliſche Sitten, der auf dem Continent ſo allgemein herrſcht, beſtärken und denſelben rechtfertigen. Kurz zuvor ereignete ſich etwas Aehnliches an einem minder beſuchten Kurort. Es waren gegen das Ende der Saiſon nur noch drei Badegäſte übrig, ein Baron F., der Geſandter ſeines Hofs am Hof von St. James geweſen war, ein General aus dem Lande und ein Edelmann, der die Ehre hat, mit der königlich preußiſchen Familie verwandt zu ſeyn. Sie ſtanden am Fenſter, als eben ihre zuſammengeſchmolzene Table d'hôte beginnen ſollte, da fuhr ein engliſcher Wagen mit zwei jungen Männern in das Thor. Die drei Herrn freuten ſich über den Zuwachs der Geſellſchaft, und als die jungen Leute eintraten, wurden ſie freundlich von ihnen begrüßt. Ohne die mindeſte Notiz vom Gruße zu nehmen, deutete aber einer der Engländer auf den Tiſch und fragte: „Qu'est ce que cela?“ — „La table d'hôte, Monsieur,“ erwiderte der Kellner; „on va servir à l'instant!“ — „Table d'hôte!“ rief der junge Reiſende unwillig; „wir ſpeiſen niemals öffentlich, Sir!“ Nachdem er dieſe ehrfurchtgebietenden Worte geſprochen, ſtolzirte er aus dem Zimmer, zu nicht geringer Ergötzlichkeit der edlen Eingebornen.

Es iſt verdrüßlich, ſolche Geſchichten hören zu müſſen, und zu wiſſen, daß ſie wahr ſind, wenn man auch zugleich weiß, daß man darnach die beſſern Engländer ſo wenig beurtheilen darf, als nach den Zerrbildern in den Buchläden im Palais royal. Nirgends in der Welt aber ſehe ich ſolch gemeine Großthuerei mit mehr Verdruß ſich breit machen, als eben vor deutſchen Edelleuten. Auch ſie ſind ſtolz, und vielleicht zu viel; aber ſie haben ihren Stolz, wie ſie ihr Wappen haben: er gehört zu ihrem Hauſe und zeigt ſich vielmehr auf dem Rocke ihres Dieners als auf ihrem eigenen. Ihr Adel wird übrigens niemals außer Acht gelaſſen oder vergeſſen, und ſie haben alſo nicht nöthig, durch Großthuerei oder ungefällige Manieren ſeine Exiſtenz darzuthun. Wo jeder ſeinen Platz kennt und darauf bleibt, hat man nicht zu beſorgen, daß man wider einander rennt. Vom ewigen Streben aller Klaſſen bei uns, ſich zum Rang zunächſt über ihnen hinaufzudrängen, rührt jener Anſtrich von Selbſtprotektion, der allen Ständen auf dem Feſtland ſo höchlich zuwider iſt. Wer in Deutſchland nicht von Adel iſt, dem fällt es nicht entfernt ein, ſich für adelig auszugeben; anderſeits hat, wer Edelmann iſt, nicht zu ſorgen, daß man ihn als ſolchen anerkenne; und dies begründet, meiner Meinung nach, den bedeutenden Unterſchied zwiſchen einer engliſchen und einer deutſchen gemiſchten Geſellſchaft. Leider iſt im gegenwärtigen Augenblick keine Ausſicht dazu, daß wir dieſem ſchönen Beiſpiele folgen; während eine rührige, mächtige Partei mit aller Anſtrengung darauf hinarbeitet, die um die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft gezogenen Schranken niederzureißen, möchte es nicht klug gethan ſeyn, einem geſellſchaftlichen Tone das Wort zu reden, der das Werk der Anarchie unter uns nur fördern würde. So lange England ſo in ſich zerſpalten iſt, wie jezt, kann dort ſolch liebenswürdiges, behagliches, freundliches Verhältniß zwiſchen allen Ständen nicht ſtattfinden. Es braucht übrigens wenig Nachdenken über dieſen Gegenſtand, um die gebildeten Klaſſen der Engländer zu überzeugen, daß ſie unbefangener über das uneingefriedigte Feld der deutſchen Geſellſchaft zu wandeln haben. Die zarten, durchaus nicht ſtörenden Scheidungslinien fallen hinlänglich in die Augen, und wo es Niemanden einfällt, ſie wegnehmen zu wollen, braucht man keine Palliſaden, keine ſpaniſchen Reiter, keine feindlichen Schranken irgend einer Art aufzurichten. Dergleichen würde das freundliche, harmoniſche Ganze nur verunzieren, und nur in Fällen abſoluter Nothwendigkeit mag man darnach greifen. Glücklich das Land, wo ſolche Nothwendigkeit nicht eintritt! Es iſt dies einer der Punkte, worin wir den Vergleich mit dem „gut geordneten Deutſchland“ (well-ordered Germany) gar ſehr zu ſcheuen haben.

Der Gaucho.

(Beſchluß.)

Die Indier waren nicht mehr da; aber die gräßliche Scene zu beſchreiben, die ſich jezt vor uns aufthat, iſt durchaus unmöglich. Vor und im Coral lag ein Dutzend verſtümmelter, noch zuckender Pferde in einem Meer von Blut; näher beim Hauſe, gerade unter einer mächtigen Feuergarbe, erſchlagene Weiber und Kinder, wirr übereinander geworfen. Ich trat hinzu: die alte Negerin und die andern Weiber im Hauſe erkannte ich, aber die junge Mulattin und Donna Luiſa waren nicht darunter. Ach ja! ich wußte es nur zu gut: junge Weiber ſtehen den Indiern an, die alten ermorden ſie mit Männern und Kindern. Nach dieſem ſchauderhaften Geſchäfte ging ich hinter die Hütte, nicht als ob ich gehofft hätte, etwas Wichtiges zu entdecken, ſondern nur um die Verzweiflung des Vaters und die noch gräßlichere Stumpfheit meines Freundes, in die er alsbald wieder verſunken war, nicht mit anſehen zu müſſen. Dieſe Seite hatte das Feuer noch nicht ergriffen, aber ich ſah Etwas, deſſen Umriſſe ich nicht recht unterſcheiden konnte, an der Mauer liegen; ich ſtieß es mit dem Peitſchenſtiel an und glaubte, einen Seufzer zu vernehmen. Ich bückte mich und ſah in die ſchwarzen, funkelnden Augen eines Indiers; ich fuhr zurück, zog eine Piſtole und wollte ſie eben auf ihn abfeuern, da loderte die Flamme ſtärker empor, und ich ſah bei ihrem Schein mit Entſetzen, daß eine lange Lanze ihm und ſeinem Pferd durch den Leib ging, ſo daß er auf das Thier geſpießt war. Er verzog keine Miene, als ich ihm die Mündung der Piſtole an die Stirne ſezte; dies und der männliche Muth, womit er ſeine furchtbaren Qualen ertrug, machten ſolchen Eindruck auf mich, daß ich unwillkührlich meine Waffe ſenkte und ihn auf Spaniſch anredete. Ich ſah ihm am Geſichte an, daß er meine Frage verſtanden; konnte er aber nicht reden vor Schmerz, oder war es der die Eingebornen charakteriſirende Eigenſinn, er gab keine Antwort.

Indeſſen waren auch meine Begleiter herbeigekommen, und der junge Anführer fand bald Mittel, den Wilden mittheilſamer zu machen. Er zog ſein Meſſer, ſezte es ihm auf die Bruſt und ſprach: „Wenn Du uns ſagſt, was aus den Leuten in der Hütte geworden iſt, ſo mache ich auf der Stelle Deiner Qual ein Ende. Schweigſt Du eigenſinnig, ſo mögen die Geier Dich lebendig verzehren. Sprich, willſt Du oder nicht?“ Mit feſter Stimme antwortete der Indier: „Ein tapferer Krieger fürchtet den Tod nicht, komme er wie er will, und Sangluca iſt einer der Tapfern ſeines Stamms.“ — „Aber,“ erwiderte der junge Gaucho, „ein Tapferer muß ſich den Tod wünſchen, bevor der Schmerz ſeinen Muth bricht, und wenn er ſeine Lanze nicht mehr führen kann, darf er ſchlafen gehen zu ſeinen Vätern. Mach mich nicht ungeduldig; ſprich: ja oder nein? — Ob wir ihn,“ ſprach er leiſe zu mir, „heute oder morgen in den Höllenrachen werfen, iſt gleichviel; aber nur Er kann uns ſagen, ob Jemand aus der Hütte dem Tod entgangen iſt. Seht die Lanze an: nur der Arm eines Indiers kann ſie geworfen haben. Wir müſſen ihm aber mit Liſt die Zunge löſen. — Nun,“ fuhr er, wieder zum Indier gewendet, fort, „der Weiße, der Dich da niedergeſtreckt, hat ſeine Sache gut gemacht.“ — „Nein,“ ſagte der Wilde raſch und in verächtlichem Tone, „nein, das hätte kein Weißer gekonnt; ein Indier, der Freund meines Herzens, hat mich mit der Lanze durchbohrt. Wir kämpften um das Mädchen mit den ſchwarzen Augen; er ſiegte, ich fiel; aber ich ſterbe doch von der Hand eines Tapfern.“ — „Ungläubiger!“ rief da Don Echivera; „was ſagſt Du? meine Tochter hätten ſie fortgeſchleppt? Mein liebes Kind unter einer Rotte von Mördern! Unter Froſt, Hunger —“ Er brach ab, die Vorſtellung der Leiden, die er aufzählte, anderer, die er gar nicht auszuſprechen wagte, überwältigte ihn, er warf ſich auf den Boden nieder und überließ ſich ſeiner Verzweiflung. Verwundert, aber verächtlich dabei, ſah der Indier auf dieſen Ausbruch von Vaterſchmerz. „Was weinſt Du, Alter?“ ſprach er nach einer Weile. „Sie wird eines Tapfern Weib; ihre Kinder leben nicht dort in den Städten, ſie ſchlafen unter des Himmels Dach und jagen Löwen und bleiche Geſichter.“ — „Hund!“ rief der Gaucho wüthend, und ſtieß ihm das Meſſer in die Bruſt; „fahre zur Hölle! da gehörſt Du hin!“ Ein triumphirendes Lächeln flog über die ſich verzerrenden Züge, er hob den Arm gegen die Sterne auf und ſprach: „Der Gott der Indier hat keine Hölle! Dort auf den großen Ebenen, dort jagen die Geiſter meiner Väter, und ich gehe zu ihnen!“

Verſunken in den gräßlichen Anblick ſtand ich noch da, als mich ein lauter Schrei Don Joſe's aufſchreckte; ich blickte auf und ſah eine menſchliche Geſtalt, ein Meſſer in der Hand, aus dem brennenden Hauſe treten. Das Geſicht des Mannes war ganz mit Blut und Ruß bedeckt; er warf uns einen ſchrecklichen Blick zu, trat dann zu dem alten Kaufmann und ſprach: „Don Joſe, ſieh in mir Leonardo!“ Der alte Mann antwortete nur mit einem Schrei des Entſetzens. „Ich bin,“ fuhr er bitter fort, „der Leonardo, deſſen Mutter von Deinem Vater verrathen, von Dir und den Deinigen gehöhnt, und gleich mir aus dem eigenen Hauſe gejagt wurde. Aber ich bin gerächt: Deine Tochter, Dein Einziges, habe ich einem wilden Indier überantwortet. Kann Dich all Dein Reichthum dafür tröſten? Nein! ſo wenig, als die Qualen, die ich dulde, das Blut meines Sohnes abwaſchen, das wider mich ſchreit, und mir die Meinigen

№ 62.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 5. August 1834.

Peter Hess.

Oelgemälde. Gefecht bei Wörgel in Tyrol im Jahre 1809. Im Besitze Sr. Majestät des Königs Ludwig.

Um die Ausführung des angezeigten Gegenstandes erforderlichermaßen zu würdigen, ist es nothwendig, vorher einen Blick auf den Thatbestand der Sache zu werfen. Die Kriegsgeschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. von Ed. Frh. von Wölderndorf leistet zwar einer und der andern Frage, auf welche es mittelbar ankommt, nicht völlig Genüge, reicht aber doch für das Wesentliche aus. Jede echtkünstlerische Darstellung wird sich, der Natur der jedesmaligen Verhältnisse gemäß, soviel als möglich an den Charakter des Geschehenen halten müssen. Deßhalb ist das unverfälschte Zeugniß der Geschichte im gegenwärtigen Falle keineswegs gleichgültig, wäre es nur auch auf der Stelle sicher zu haben. Es ist für den Augenblick kein anderes Werk zur Hand als das bezeichnete, sonst würde Ref. den bekannten Wahlspruch befolgen: Audiatur et altera pars. Aus der vorliegenden Erzählung läßt sich ungefähr Folgendes schließen. Das Gefecht bei Wörgel war auf baierischer Seite mehr eine erfolgreiche als glänzende Waffenthat. Die Baiern verdankten den entschiedensten Sieg theils der Sorglosigkeit ihres Gegners, des Feldmarschall-Lieutenants von Chasteler, theils ihrer überlegenen Truppenzahl. Zu diesen reinen Vortheilen von vornherein kamen nun noch zwei andere beträchtliche Verstärkungen, das specifische Gewicht der baierischen Tapferkeit und die Kraft des Centralstoßes, welche ihr der wohlgeführte Kommandostab des jetzigen Fürsten Wrede ertheilte. Chasteler mag bei Wörgel mehr als einen Pagenstreich gemacht haben. Der Ausdruck ist durch den Mund eines der größten Könige und Feldherrn geadelt: Gustav Adolph hat ihn gelegentlich mit besserm Freimuth auf sich selbst angewendet, auf sein verunglücktes Heldenstück bei Nürnberg, Wallenstein gegenüber. Bei Gustav Adolph lag der Fehler in einem zu starken Plus des Thatendrangs, bei Chasteler in einem ansehnlichen Minus von Wachsamkeit. Aus mehreren Anzeichen geht hervor, daß er weder von dem Stande, noch von der Stärke des Feindes die gehörige Kenntniß eingezogen hatte, von welcher auf dem so ungemein günstigen Kriegsschauplatze für den Ausgang seiner Sache unendlich viel abhing, wozu ihm außerdem die unerschütterliche Ergebenheit der Tyroler Herz, Augen, Ohren, Hände und Füße im Ueberfluß darbot. Chasteler glich, so zu sagen, wenn man aus der Darstellung unseres Historikers Folgerungen ziehen darf, einem Fremdling in seinem eigenen Hause. Der Tyroler Landsturm war, wie eine nähere Angabe desselben Verfassers meldet, aus Mangel an Lebensmitteln oder aus Ermüdung vom Kampfe des vorigen Tages, während des Gefechts nicht beisammen. Die Oesterreicher, — so heißt es weiter — obwohl von den unthätigen Massen der Tyroler Bauern wenig unterstützt, fochten dennoch brav, wenn auch ohne Glück. Im Verlaufe des ganzen Krieges sind die Tyroler immer auf den Beinen, wenn es irgendwo gilt; sie verschwinden in diesem Augenblick, um im nächsten wieder zu kommen, oft unter den mißlichsten Verhältnissen, kurz, sie summen den Baiern mit Büchsen, Steinen, Baumstämmen zwischen ihren Bergen fort und fort um die Köpfe, wie ein Bienenschwarm, der desto heftiger wird, je mehr man nach ihm schlägt. Wirkten sie demnach bei Wörgel nicht in ihrer gewohnten Weise, so ist dies wahrscheinlich nicht ihre Schuld gewesen; haben doch häufig sogar Kerntruppen vor der Zeit Feierabend gemacht, wenn sie ihren Befehlshaber im Schlafrocke erblickten. Was die Tyroler selbst von dem Unglück des Tages dachten, das haben sie Chasteler nachher wüthend zu verstehen gegeben. Ob ihre Meinung grundirrig war, läßt sich aus der Ansicht des Verf. nicht abnehmen. Vielleicht weiß er mehr davon, als ihm zu sagen beliebte. Sein Buch ist 1826 erschienen. Vorstehende Bemerkungen werden sich für die Folge in mancher Beziehung als nützlich erweisen und damit ihren Platz rechtfertigen. Ref. will

mit gegenwärtiger Anzeige die kleine Sammlung seiner Fragmente schließen; da ist es ja wohl zum vergnügten Abschiede erlaubt, Peter Heß, das Haupt der Münchener Genremaler, aus Achtung für seinen unbestrittenen Rang, genremäßig zu behandeln. Bei den Historienmalern kann einem kunst- und zunftbeflissenen Scribenten vor lauter Delikatesse zuletzt die Dinte einfrieren; bei den Genremalern thaut sie wieder auf.

Die Wahl des überaus günstigen Gegenstandes muß ein Wurf des Glücks heißen, wenn sie nicht eine Frucht der Ueberlegung war, so wirksam ist sie dem Geschäft des Künstlers, dem Reize des Eindrucks und vermittelst des einen und andern dem Zwecke, der Sache selbst entgegengekommen. Durch geschickte Benutzung, sowie umgekehrt durch fehlgeschlagene Vertheidigung sind die Tyroler Alpen zu lebendigen Berichterstattern des Sieges geworden. Ihre Felsengipfel deuten denselben gleichsam durch telegraphische Winke an, indem sie auf die Entscheidungspunkte in den untern Gebirgsgegenden hinweisen. Hier aber bilden die Zeilen der Bajonette, die Interpunktionszeichen der Kanonen, die fliegenden Perioden der Reiterei eine so treue Beschreibung von dem Hergange des Kampfes, daß ihn das Auge unmittelbar vom Boden ablesen kann. Dem Bilde des geregelten Krieges steht ein zweites zur Seite, das sich zu jenem verhält wie frische Naturpoesie zu gesunder Prosa. Auf einer Anhöhe um ein Kreuz zusammenhaltend, wie es scheint, Glieder einer ausgedehnten Kette in den Händen eines entfernten Anführers, bieten die Tyroler haufenweise, während Andere mit den Oesterreichern unter vereinigten Fahnen im Weichen begriffen sind, die Waffen der Natur und ihrer bewährten Schützenkunst gegen bayerische Streifparteien auf, die ihrerseits kein Mittel der Vorsicht, Gewandtheit und Anstrengung unversucht lassen. Damit ist dem Anblicke plötzlich eine fremde Welt aufgeschlossen; die Aufmerksamkeit gleitet, seltsam bewegt, in einem Gewirre sichtbarer und unsichtbarer Gefahren dahin; sie muß sich einige Gewalt anthun, um von den Lockungen eines getheilten Genusses wieder loszukommen und den Ueberblick des Ganzen nicht unzeitig hintanzusetzen. Naht man sich demselben, so folgt wieder eine Ueberraschung der andern; die Geister der Luft, zürnend auf die Geister des Gebirgs, scheinen die Bayern überall auf die vortheilhaftesten Gegenden hingeweht zu haben. Nun will man nachsehen, inwieweit es dabei mit rechten Dingen zugegangen sey; während man aber damit umgeht, so entdeckt man in den matter gehaltenen Fernungen frische Haufen von Anrückenden, drohenden Schatten ähnlich, zwischen diesen und den stärkern Massen einzelne, kecke, flatternde Erscheinungen, welche die durchherrschende Verbindung auf's glücklichste hervorheben, bis endlich die Einbildungskraft, immer stärker befriedigt und angeregt, alle einengenden Fesseln zerreißt, die allgemeine Bewegung unter den Schutz ihres freien Banners nimmt und ihr einen Alarmschuß freudiger Erschütterung als Finale nachsendet. Denn umsonst würde sie sich bemühen, auch nur die hervorstechendsten Truppenabtheilungen in einem bestimmten Eindruck festzuhalten; sie sind so dicht aneinander gedrängt, so phalangenmäßig zusammen geschaart, daß jeder einzelne Mann der Wahrnehmung für zehn gilt und ihre Menge je länger je mehr anwächst. Derselbe Kunstgriff einer täuschenden und zugleich wahrhaften Ueberredung ist auf die entferntern Schaaren angewendet, mit der Abänderung, daß diese, wo sie einen gemischten Zusammenfluß darstellen, in erkennbaren Sonderungen auseinandergehen und so die Vorstellung erwecken, als würden sie streckenweise von der Erde selbst aus- und fortgeathmet. Um der Einförmigkeit vorzubeugen und den Beschauer fortwährend im Zuge zu erhalten, sind auf gelegenen Stellen interessante Details angebracht, kleine Erholungsplätze für die Betrachtung; voll von eingesammelten Empfindungen, erweitert sie dieselben aus sich selbst und trägt sie auf einen größern Umfang über, wo derselbe Prozeß neuen Gewinn bringt. Die Details sind dabei den wesentlichen Erfordernissen eben so frei als natürlich angepaßt, fließen geradewegs aus der Sache selbst her und auch wieder in dieselbe zurück, thun weder zuviel, noch zu wenig. Auf solchen Wegen ist es dem Künstler möglich geworden, die besondere Art und Weise des Gefechts nicht nur in seinem Verlaufe, sondern auch nach seinen Ergebnissen treu darzustellen. Jener erscheint in einer bewegten Reihe aufgerollter Gemälde, diese geben sich im Anblick der Ueberwundenen und Flüchtigen zu erkennen. Betrachtet man endlich die Schilderung von Kriegsereignissen als eine eigene Gattung von Kunstthätigkeit, so vereinigt das vorstehende Werk Eigenschaften in sich, aus welchen die untergeordnete Natur des Speciellen, die des Gefechts, nicht minder in bestimmten, als umfassenden Zügen hervorleuchtet. Um dem etwanigen Verdacht lobsüchtiger Uebertreibung zu begegnen, gibt es kein schicklicheres Mittel, als diese allgemeinen Andeutungen in einzelnen Nachweisungen zu erhärten, und solche Punkte, deren Entscheidung auf anschaulicher Lokalkenntniß beruht, problematisch hinzustellen.

Eine wohlthuende Rolle spielt in dem gegenwärtigen Kriegsstück zunächst die Landschaft; sie zeigt uns den Meister auf einem Felde, wo er sonst nur gelegentlich aufnahm, was er für seinen Zweck nöthig hatte, diesmal hingegen die Natur zur vollsten Theilnahme einlud. Mit ihrem freien und hohen Angesicht, ihrer ruhigen Schönheit und Majestät ragt sie über jeden Sturm der Leidenschaften hinaus, der zu ihren Füßen tobt; kein mühseliger Gedanke, keine verdüsterte Empfindung reicht zu ihr hinan, sie bleiben niedergedrückt am Boden haften. Es ist

nicht auszusagen, wie lebhaft und erquickend dieser Kontrast von Krieg und Frieden wirkt, im Tone der Stimmung nahe verwandt mit den Beschreibungen römischer Elegiker, worin sie, ermüdet vom Gewühl des Lebens und dem Geklirre der Waffen, ihre Sehnsucht nach Ruhe aussprechen. Insofern es verstattet ist, von der Wirkung auf die Ursache zurückzuschließen, wird man sagen können, daß der Künstler sich mit sichtbarem Erfolge bemüht hat, jenen Contrast eindringlich hervorzurufen und ihn für Erweiterung und Erhebung der Seele angemessen zu benutzen. Die aufgethürmten Alpen haben in ihrem Zuge und Umfange, in den Abstufungen und Senkungen den Ausdruck des Gewaltigen, in der Fügung der Farbe, dem Bestande des Gesteins die Miene des Sprechenden. Wie viel davon der reinen Wirklichkeit oder der glücklichen Phantasie des Künstlers gehört und wie beide, genau genommen, sich gegeneinander verhalten, sey dem Urtheil solcher Kenner überlassen, die in den Darstellungen der Tyroler Natur vollkommen zu Hause sind. Wer in der Schweiz das geläuterte Silber himmelanstrebender Schneegipfel beobachtet hat, wenn die Sonne ihnen die Stirne küßt, wird vor Wörgel die alte Bekanntschaft mit Vergnügen erneuern, sollte er auch an dem blanken, emporgehaltenen Schilde der schwächern Riesen, nach Maßgabe der Landesverschiedenheit nicht ganz denselben reinen und zugleich abgeschiedenen Glanz finden, welcher dort im Stande ist, die Seele aus dem Busen zu ziehen. Um das Haupt des mächtigsten Gebirges kräuseln sich die Wolken in nebelhaften Locken, wie es scheint von einem gelinden Zuge durchschüttelt. Ganz anders, aber nicht minder regsam kündigen sich die Dampfwirbel in der heißen Atmosphäre des Gefechts an; auch ohne den Strahl des Blitzes um Auskunft zu fragen, läßt sich schon aus dem Maße ihrer Dichtigkeit und ihres äußerlichen Verlaufes auf die Zeit zurückschließen, wann der Schuß gefallen ist. Man glaubt ihn zu hören, weil man seine Wirkungen lebendig vor sich sieht; die feurigen Dünste fangen an zu knittern, zu schmettern, zu krachen. In den obern Gebirgsstrichen ist das Leben der Vegetation erforderlichermaßen nur in allgemeinen fließenden Umrissen angegeben worden, verschleiert vom Dunkel der Ferne und den dämpfenden Einflüssen der Zwischenluft. Vielleicht kann in Betracht der letzteren Bedingungen die Frage entstehen, ob ihnen nicht für den Fortgang der Darstellung in gewissen Richtungen zu gleichartig nachgegangen sey, mit einigem Verluste an zunehmender Deutlichkeit. Seit der letzten Ausstellung ist jedoch die Farbe an einzelnen Stellen des noch ungefirnißten Bildes merklich eingeschlagen. Tritt es erst ganz in das Licht der letzten, ihm zugedachten Vortheile, so hebt sich jene Bemerkung wahrscheinlich von selbst auf. Die meisten und besten Stimmen haben sich zum Lobe der Vorgründe vereinigt. Alle Reize klarer Anschaulichkeit sind daselbst über den Schauplatz des zerstreuten Gebirgskrieges ausgegossen, zumal über die herrlichen Wildnisse in der Tiefe, wo herabgeschleuderte Steine, uralte Felsenstücke hier und da moosartig belegt, zertrümmerte oder von der Zeit verzehrte Bäume, mannichfaches Reisig, freier und leidender Pflanzenwuchs ein wundersames Durcheinander zusammen mischen. Daneben ragen wieder schlanke Bäume unversehrt empor, verbinden die verschiedenen Luftgebiete wie ein aufsteigendes Blendwerk, dessen sanften naturgemäßen Biegungen das Auge mit Lust folgt. Weiterhin von der rechten zur linken Seite des Bildes, ungefähr in der Mitte, wird die Natur vertrauter, wohnlicher; einzelne Holzschichten beweisen die Nähe menschlicher Thätigkeit und erklären durchgehende, bis auf die zurückgelassenen Spuren der Art und Säge, den Namen ihrer Abstammung.

Aphorismen.

Ob die Kunst, absolut genommen, gleich dem Leben oder größer, höher sey, wollen wir unentschieden lassen. Im concreten Erscheinen ist das Kunstwerk eine Partie des Lebens, nicht in der zufälligen Form des Theillebens mit fremdartigen Beimischungen, sondern in der Normalform des Allebens. Es ist eine gereinigte, glänzende Herausstellung, ein gediegenes Beispiel, ein sprechendes Symbol.

Das Kunstwerk ruft unser tiefstes Anschauungsvermögen auf, und lehrt uns die Natur, als Alleben, klar an- und durchschauen. Es lehrt uns über die Eintönigkeiten, Tautologien der Natur hinwegsehen, die Identitäten des Wirklichen überspringen, und die unendlichen Uebergänge des Werdenden, den ewigen Wechsel des Organischen in's Auge fassen.

So will also die Kunst nicht eigentlich über dem ganzen Leben seyn, sondern sich ihm auf menschenmögliche Weise gegenüber, gleichstellen, als sondernde, isolirende, zusammenfassende Darstellung des unendlich Zerflossenen.

*

Unterscheide je mehr und mehr in der Natur, der Erscheinungswelt an jedem Ding das Wesentliche, gesetzmäßig Allgemeine, das Besondere und Einzelne, dann das Zufällige, wodurch es zuweilen einer fremden Wesenheit Unterthan wird und unschön, mißgebildet erscheint.

Ein Künstler muß überall am Individuellen das Normale wieder erkennen, und das zufällig Verworrene vermeiden. Es gibt Dichter und Künstler, die Letzteres durch Carikaturdarstellung idealisiren und so das Verzerrte verewigen. Neige dich, statt dahin, wo allerdings

auch Weltlob und Lohn zu ernten ist, lieber zur Reinigung des gesunden Wirklichen, Tüchtigen, zur Idealisirung des Rein-Natürlichen, Rein-Menschlichen.

Wer wird nicht Raphael und Goethe dem Hogarth und Hoffmann vorziehen?

*

Vermeide die beliebte Hellmalerei. Die Neuern steigern oft noch das Extrem und wollen blühender als Rubens malen. Aber sie werden kalt.

*

In der Kunst steht Alles unter dem Prinzip der Handlung. Selbst ein „Stillleben" darf nicht ganz ohne sie seyn. — Wie können aber todte Hasen und Geflügel, wie Blumen und Obst handeln?

Ich bekam gestern ein altes Blumenstück, in welchem wirklich ein reges Leben ist. Es ist so saftig, duftig, beweglich, von gedrängter Fülle, daß man den Naturgeist in diesen reizenden Gebilden handeln sieht. Es liegt nichts ruhig, todt da; es strotzt Alles und strebt auseinander. Man glaubt eher an Bewegung, als bei manchem gemalten Wasserfalle.

*

Es gibt hochgepriesene Tableaux, die doch nur eine Art Theatermalerei sind; es kommt auf das Gefühl an, mit welchem ein Bild gemalt ist. Die Benennungen: Tapeten-Theater-Dekorations-Malerei können uns leicht irre führen. Ich kenne eine Copie nach einer heiligen Familie von Raphael, fleißig, gewandt gemalt, die mich immer an Braunschweiger Dosen- und Lackirarbeit erinnert. So eine Menge beliebter Landschaften ꝛc. Die Theatermalerei rechnet auf Entfernung und Nacht, und auf die ergänzende Imagination. Sie erlaubt sich oft große monotone Flächen, weil das Ganze doch beim Lampenlicht plastisch erscheint. Die Dekorationsmalerei will täuschen und blenden, und greift zum höchsten Schmuck der Farben. Wir lassen uns die größten Gegensätze gefallen; die Mittelstinten leiht wieder unsere Einbildungskraft aus der Ferne her.

Die Tapeten sind eine harte, geschichtete, mechanische, grelle Malerei, wie das erste, massivste Untermalen. In der Nähe ist's Musaik von lauter gleichfarbigen, übergangslosen Flächen, die sich ohne Lasirung über einander herschieben.

Sammlungen.

Der Maler Vicar, der kürzlich in Rom verstorben ist, hat seine reiche Sammlung von Handzeichnungen seiner Geburtsstadt Lille vermacht.

In der Sammlung des königl. bayerischen Appellations-Gerichtsrathes Baron von Sainte Marie-Eglise zu Regensburg befindet sich ein dem Raphael zugeschriebenes Oelgemälde. Dasselbe ist 3′ 7″ bayer. hoch und 2′ 5½″ breit, auf feinfädige Leinwand gemalt, und stellt Johannes den Täufer als Knaben, in ganzer lebensgroßer Figur, vor. Er ist in vorwärtsschreitender Stellung. Haupt und Augen empor nach einem am Himmel erscheinenden Feuerglanz gerichtet, und unbekleidet bis auf einen rothen Mantel, der von seiner rechten Schulter auf den Boden herabhängt und von der linken Hand rückwärts zusammengefaßt wird. In der gesenkten Rechten hält er abwärts ein Kreuz von Rohr, an welchem ein weißes Band, auf dem die Worte Ecce Agnus Dei zu lesen sind, sich nach der linken Hand flatternd herüberschlingt. Zu seiner rechten Seite liegt ein Lamm und von einem Felsen hängt über demselben ein Tigerfell herab. Es findet sich ein Pentimento auf diesem Bild, indem die rechte Hand früher in der Nähe des Gesichts angebracht und von dem Mantel bedeckt war, durch die Aenderung jedoch eine bessere Stellung gewonnen hat.

Das Münzkabinet der Akademie der Wissenschaften in S. Petersburg ist durch die Doubletten des numismatischen Kabinets der ehemaligen Warschauer Universität ansehnlich bereichert worden.

In Warschau ist ein Verzeichniß der Gemälde im Druck erschienen, welche sich in der Galerie und in den Zimmern des Wilanowski'schen Pallastes befinden und Eigenthum des Grafen Alexander Potocki sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[363]

Goethe's Kunst und Alterthum

zu einem sehr ermäßigten Preise.

Um den Verehrern Goethe's und den zahlreichen Freunden des Studiums der Kunst und des Alterthums eine eben so angenehme als interessante Lektüre zu einem äußerst niedrigen Preis zu verschaffen, haben wir uns entschlossen, das in unserm Verlag erschienene Werk:

Goethe, Ueber Kunst und Alterthum. 8. broch. 6 Bände in 18 Heften mit Kupfern,

auf unbestimmte Zeit für 12 fl. oder 7 Rthlr. sächsisch abzulassen. Der bisherige Ladenpreis war 44 fl. 12 kr. oder 24 Rthlr. 20 Gr. Bestellungen hierauf werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen; indem wir dieselben durch den im Buchhandel üblichen Rabatt in den Stand setzen, obiges Werk zu dem bemerkten Preis abzugeben. Von uns wird dasselbe nur auf buchhändlerischem Wege versandt, da wir kein Detail-Geschäft haben.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 63.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 7. August 1834.

Peter Hess.

(Fortsetzung.)

Nach der Richtung hin, wo die Nachhut der Bayern eindringt, steht eine aus Balken zusammengefügte Hütte in nackter Unschuld da. Bei einiger Aufmerksamkeit wird die Camera obscura lebendig, eine höchstgespannte Physiognomie blickt durch eine Spalte, um zu sehen, wo die Dinge hinauswollen. Es könnte ein Flüchtling seyn, der unter seinem eigenen Oberbefehl ganz in der Stille ein neutrales Beobachtungscorps bildete. Dieser Aufnahme widerspricht aber der leidenschaftliche Ausdruck des Gesichts, in welchem man den verscheuchten Tyroler erkennt. Die glimmenden Kohlen unweit der Hütte sagen deutlich, wer das Feuer angezündet hat. So wird die Aufmerksamkeit erst erregt, dann einige Zeit unterhalten und zuletzt befriedigt. In einiger Entfernung erblickt man einen bayerischen Infanteristen vom stärksten Caliber, er hält dreifach die Probe. Abzeichen und Art weisen ihn der Schaar der Zimmerleute zu. Er ist mit einem stämmigen Fuhrmann im Streite begriffen; Letzterer, offenbar ein Tyroler, schafft auf einem allerliebst gemalten Karren Lebensmittel fort und steht in der aufgeschlagenen Gabel desselben, während sein Thier am Boden liegt, wie ein Hausherr, der die Grenzen seines Reiches unerschütterlich vertheidigt. Man sollte meinen, die ausgestreckte Löwentatze des Gegners müsse den trotzigen Bauer auf der Stelle zermalmen, er läßt sich aber weder erschrecken noch verblüffen; seine zähe Miene ist aus Leder gearbeitet, seine ungeflügelten Worte bleiben in steifen Mundwinkeln hängen, fallen höchstens in's Barthaar. Ein Schlaglicht von unvergleichlicher Kraft, die Wirklichkeit mitten um den Leib und beim Schopf gefaßt, eine von den Gelegenheitsscenen, worin die Erbitterung der beiden kriegführenden Parteien schematisch abgebildet ist. Diese Stratageme des Talents mögen einen ungefähren Begriff geben von der Sicherheit, der Gewalt, mit welcher die Nebenvorstellungen zum Sinne und Vortheile des Ganzen hinwirken. Peter Heß erscheint darin wie ein unermüdlicher Parteigänger, der auf den Seiten und im Rücken des Feindes die glücklichsten Handstreiche ausführt und in der Stunde größerer Entscheidungen wieder richtig bei den Seinigen eintrifft, beladen mit Beute und Trophäen, ohne Spuren einer Verwundung. Er muß stich-, hieb- und kugelfest seyn; er trifft, was, wo und wie er will, ihn selbst nichts.

Folgen wir ihm jetzt in's Dickicht des Kampfes. Umgeben von einem Theile seiner Braven, während andere, weiter vorgedrungen, sichtbar in voller Arbeit sind, hält der Oberbefehlshaber, der jetzige Fürst Wrede, in einer Gegend, die zum Verständnisse der verschiedenen Vorgänge nicht nur den Schlüssel darbietet, sondern denselben auch in die nahe Oeffnung einsetzt und darin umdreht; sie mag an Ort und Stelle dieselben Dienste geleistet haben. Seiner Sache vollkommen gewiß, scheint der Kommandirende den Krieg, besonders den gegenwärtigen Kampf, ungefähr eben so zu behandeln, wie Goethe's Egmont das Leben, als eine süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens. Sogar sein Pferd hat durch fortgesetzte Strapatzen das Treiben in den Gebirgen trotz den Gemsen einstudirt, es zeigt keinen so feinen Bau, wie jenes, das den Helden in die Schlacht bei Arcis-sur-Aube trug, dagegen aber gelehrige Steigeisen aus wohlbestellten Knochen. Hat der Zufall dem Künstler geholfen oder eine bestimmte Absicht; genug, das Pferd beweist in der muntern Haltung des Kopfes und der Augen Spuren von kriegerischer Theilnahme, es sieht aus, als verstehe es etwas vom Recognosciren. Ein Adjutant hat sich dem Obergeneral ehrerbietig genaht und empfängt von ihm, wie es scheint, nähere Verhaltungsmaßregeln, damit das niederfallende Netz auf den vortheilhaftesten Punkten angezogen und der gute Fang bis zu den letzten Grenzen des Möglichen vervollständigt werde. Man sieht sich zu dieser Vorstellung fast gezwungen,

da mehrere Haufen umzingelter Oeſterreicher, im Angeſichte des Fürſten, bereits völlig in der Gewalt ihrer Feinde ſind, bedeckt mit Zeichen des Verluſtes und der Verwirrung. Neben ihnen, aufwärts, unterwärts, von vorn und nach den Ausgangspforten hin, über welchen die Tyroler ihr angeſtammtes Bergrecht behaupten, verfolgen die Bayern ihren Sieg in einem allgemeinen Vorwärts, das auf jedem Punkte des Terrains ſichtbar wird. Die Geſchlagenen ſind übrigens in mehrfacher Hinſicht auffallend vernachläſſigt, es gilt von ihnen der altgalliſche Spruch: Vae Victis! Der Patriotismus des ehemaligen bayeriſchen Lieutenants iſt diesmal ſtärker geweſen als ſeine Achtung für die Geſetze der Natur; beſonders hat er den Kärnthner Landwehrmännern etwas muthwillig zugeſetzt. Alle Genremaler ſind parteiiſch und müſſen es ſeyn, ſobald ſich ihnen eine Veranlaſſung darbietet, das Kriegsrecht ihres Pinſels in volksmäßigen Artikeln abzufaſſen. Da Kraft für Wien iſt, was Peter Heß für München, ſo hat jener den nächſten Beruf zu einer vergeltenden Replique. Die Geſchichte des Kriegs in Tyrol verſorgt ihn hinlänglich mit Stoff. Weiter abwärts geht eine Kolonne bayeriſcher Infanterie unter den Weiſungen der Offiziere und den Taktſchlägen des Glücks rüſtig an ihr Tagewerk, die Vorderſten der Mannſchaft mit gefälltem Bajonette. Alles deutet auf einen vollkommenen Waffentanz. Gleich dem verkörperten Geiſte des Ganzen ſchreitet die Kolonne zum Ziele; was geſchehen iſt, eben jetzt überall vorgeht und in den letzten Stößen nachfolgen muß, verkündigt das aufgeſchlagene Manifeſt ihrer Erſcheinung klarer, bündiger als der beſte Zeitungsbericht. Sie vergegenwärtigt durch die Macht ihrer Wirkung den Moment des Ausſchlags, von welchem die Wahrnehmung für jede anderweitige Richtung fortwährend Signale bekommt. Auch iſt der Meiſter zur Erreichung dieſes Zwecks augenſcheinlich mit dem Hauptquartier ſeiner Kunſt aufgebrochen. Nirgends eine Spur des Stockenden, Getheilten, Zweckloſen, Uebertriebenen, der ganze Streithaufen ein Uhrwerk, deſſen Pulſe laut melden, wie hoch es an der Zeit iſt. Die Bewegungen des Körpers haben Seele, die Thätigkeiten der Seele werden leibhaftig, der Contakt des Verſchiedenartigen wirkt mit galvaniſchen Kräften. Die Kunſt hat die Natur auf friſcher That ertappt und dieſelbe rein wieder gegeben. Dieſe Entfernung von aller Spiegelfechterei, die unter ſchwachen Händen ſo gern in Grimaſſen ausartet, verleiht der gegenwärtigen Darſtellung ihren ſchönſten Werth. Es verhält ſich mit ihr, wie mit einem wohlgetroffenen Porträt; der Beſchauer möchte darauf ſchwören, daß es ähnlich iſt, wenn er auch deſſen Gegenſtand nicht perſönlich kennt. Aus gleichem Grunde gibt ſich dann auch Jeder, der kein Pulver gerochen hat, beim Anblick der Reihen, unter denen das Feldzeichen des dreizehnten Regiments namentlich hervorglänzt, der lebendigen Ueberzeugung hin, er ſehe dem Kriege geradezu in's offene Auge bis mitten in's Herz hinein. Die Züge des bayeriſchen Nationalcharakters ſchimmern in dem gedrungenen, entſchiedenen, nachhaltigen Weſen der Anrückenden unverkennbar hervor und ſind dabei freigehalten von jenem deutſchen Furore, den die Italiener einſt an der reißenden Tapferkeit unſerer Vorfahren mit Schrecken bewunderten, wovon auch in den Tyroler Kämpfen Proben genug vorgekommen ſind, mitunter an der unrechten Stelle. Es war dem Künſtler darum zu thun, den reinmilitäriſchen Glanz jener Periode darzuſtellen; das iſt ihm gelungen. Unter mehreren trefflichen Figuren zeichnet ſich beſonders die eines Anführers aus. Er iſt die klare Geiſtesgegenwart ſelbſt, getaucht in's kälteſte Blut, geſteigert bis zur thatfertigen Präciſion.

(Der Beſchluß folgt.)

Altdeutſche Baukunſt.

Die Architektur des Mittelalters in Regensburg. Dargeſtellt durch den Dom, die Jakobskirche, die alte Pfarre und einige andere Ueberreſte deutſcher Baukunſt. Herausgegeben von Juſtus Kopp, königl. bayer. Baudirektor, und Theodor Bülau. Regensburg, 1834. Royal-Folio. Auf Koſten der Herausgeber.

Ein Unternehmen, das gewiß allen Beifall verdient. An der Richtigkeit der Darſtellung iſt nicht zu zweifeln, und die Ausführung der Kupfer, radirt durch Hrn. Architekt Görgel in Nürnberg, empfiehlt ſich durch Sorgfalt und Nettigkeit, und gibt den Beweis des Vorzugs des Kupferſtichs vor der Steinzeichnung, die ſelten ſo ſcharf und ſo beſtimmt und zart ausgeführt werden kann, als die Arbeit auf der Kupferplatte.

Wird jetzt das Alte überall in den Hintergrund geſtellt, ſoll Alles in neuen Formen erſcheinen, ſo wird doch das Neue in der Kunſt vor dem Alten, Ehrwürdigen, Geiſtvollen nie als Sieger ſich aufſtellen können. Sey es das Klaſſiſche, ſey es das Romantiſche, was vor uns tritt, ſtets muß das Neuere zurückſtehen, das nur dadurch ſich heben kann, wenn es auf den Grund baut, den das Alte gelegt. Und ſo wird auch die deutſche Baukunſt ſtets ihr Anſehn behaupten, wenn auch der Geſchmack unſerer Zeit, die dem Klaſſiſchen huldigt, einer allgemeinen Annahme deſſelben entgegenſteht.

Der Dom zu Regensburg iſt aus ſpätern Zeiten, zum größten Theile im fünfzehnten Jahrhundert erbaut, wo die deutſche Kunſt bereits ihrem Verfalle entgegen

ging. Ueberhäufung der Zierrathen verdeckte damals die frühere reine und einfache Form, in der Ausführung dieser Zierden herrschte Uebertreibung und Künstelei, und es hatte sich die Idee eines vegetabilischen Systems in die deutsche Baukunst eingenistet, welches ihren Verfall beschleunigte. Auch im Dom zu Regensburg tritt dieses System hervor. So sehr er nun auch deßhalb den ältern Werken deutscher Art aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nachsteht, so verdient er doch als ein bedeutendes Bauwerk seines Jahrhunderts durch Beschreibung und Abbildung zur näheren Bekanntschaft derer gebracht zu werden, welche ihn nicht selbst beobachten können. So vielfach nun auch hier das Mangelhafte sich zeigt, was die Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts trägt, so treibt doch der Charakter der deutschen Kunst, das Romantische, deutlich hervor, und erscheint hier in so mannichfachen Gestalten. Und wie schon dieses für seine Darstellung spricht, so ist sie auch annehmlich als Beitrag zur Geschichte der Baukunst des Mittelalters.

Diesen Zweck erfüllt das vor uns liegende Werk um so mehr, da es auch Abbildungen von Bauwerken zu Regensburg aus den früheren Zeiten des Mittelalters enthält. In der Jakobskirche daselbst sehen wir die byzantinische Bauart, in die Uebergangsperiode aus dem Byzantinischen in das Deutsche führt die Kirche der alten Pfarre, und der Kreuzgang des Klosters St. Emmeran. Durch diese Zusammenstellung erhält das Werk ein größeres Interesse, indem es uns alle verschiedenen Bauarten des Mittelalters vor Augen bringt.

Das Ganze soll aus zehn Heften bestehen, jedes wenigstens vier Blätter enthaltend. Sechs Hefte sind dem Dom zu Regensburg gewidmet, zwei sollen den Uebergangsstyl in der alten Pfarre und dem Kreuzgange von St. Emmeran darstellen und die beiden letzten den byzantinischen Styl vorlegen, den die Jakobskirche trägt. Das erschienene erste Heft gibt den Grundriß des Doms, dem, auf einem besonderen Blatte, der Grundriß des Hauptportals und anderer Einzelheiten nach einem vergrößerten Maßstabe folgen. Die dritte Platte zeigt das Hauptportal im Aufriß. Dies schon läßt hinlänglich die gekünstelte Anordnung erkennen, welche bei den Werken der deutschen Kunst im fünfzehnten Jahrhundert stattfand, denn so wie alle Theile mit vielen Zierrathen besetzt sind, so weicht auch von der gewohnten Form die Gestalt des Haupteinganges ab, die nicht nach geradgehender Linie angelegt ist, sondern nach einem vorspringenden Dreieck. Ein Querdurchschnitt des Gebäudes ist auf der vierten Tafel dargestellt. Das fünfte Blatt enthält eine einzelne Kapelle, die schönste und zierlichste des Doms, im Grundriß, Aufriß und mehrere ihrer einzelnen Theile. Diesem Hefte ist ein Text beigegeben, der Hrn. Bülau zum Verfasser hat, kurze Anmerkungen über die verschiedenen Bauarten des Mittelalters, denen die Beschreibung der Kupfer sich anschließt.

In Regensburg und Nürnberg wird bei den Verfassern Subscription angenommen, in München bei Hrn. Architekt Hibland, 4 fl. rhein. oder 2 Rthlr. 6 Gr. sächs. für jedes Heft. Bei der sich empfehlenden Ausstattung des Werkes, bei der genauen Ausführung der Zeichnungen wird es hoffentlich nicht an Abnehmern fehlen. Möchte dieses den Männern gelingen, die das Unternehmen auf eigene Kosten bestreiten, und möchten recht viele Freunde der Kunst sie unterstützen.

Stieglitz.

Aphorismen.

Ganz anders ein mit kühnem Pinsel gemaltes Bild. Hier ist in jedem Strich Naturgefühl; so breit der Zug seyn mag, er hat eine plastische Nothwendigkeit in sich; die lebendige Form blickt hindurch. Nirgends erscheint eintönige Fläche, Alles ist Uebergang, Wechsel und ein gefühltes Bewußtseyn von den Erfordernissen der Harmonie und Kraft des Ganzen.

Was in der Nähe rauh erscheint, ist schon in kleiner Entfernung desto frischer, lebendiger. Dieselbe Manipulation des Künstlers, in kleinerem Maßstabe gedacht, würde ein sorgfältig gemaltes Kabinetstück liefern; wie umgekehrt die Pinselstriche eines genialen Miniatur-Malers, zur Oelmalerei vergrößert, ein historisches Bild in Lebensgröße schaffen würden.

*

Die Natur ist oft eintönig, kalt, namentlich im Festen durch Menschenwerke, dann durch Kultur in Feld, Wiese, Weinberg, selbst die bestbewirthschafteten Wälder dazu gerechnet. Aber ihre Lichtpole in der Landschaft, Aufgang und Niedergang, sind stets warm, unerreichbar, so auch ihr Fließendes in Duft, Wasser Wolken. Jene beiden Lichtquellen und Farbenströmungen, deren unendliches Töne- und Formenspiel — sie können nie genug studirt werden.

*

Eine Abendwolkenmasse von wunderbarer Färbung hielt ich für eben so malerisch als unnachahmlich.

Ich sah sie in meinem schwarzen Spiegel; da war es die durchleuchtete Wolke unsers kleinen Sachtleben. Aber freilich, der Spiegel hatte Alles sehr gedämpft und der Vorgrund war ein fast schwarzes Helldunkel. So nur hatte es auch jener Meister zu erreichen gewußt.

*

Du klagst über die Schwierigkeit, für das unendliche Getheil eines Baumes, die ewig verschiedenen Gezweigmassen einen malerischen Typus zu finden.

Freilich muß da jeder Künstler neu anfangen, denn was der frühere Meister aus diesem Unendlichen abstrahirt hat, das kann man nicht geradezu nachahmen; hier gilt keine bloße Ueberlieferung, Uebertragung; jeder Kunstzögling ist wieder an den Grundtext der Natur zu weisen, damit auch er die Kunst des Ausdrucks eines Unaussprechlichen versuche. Er wird dann erst recht begreifen, wie es Größere als er vor ihm gemacht, und sich manchen Versuch abkürzen lernen. Nur ein ernstlich Bemühter weiß gelungene Bemühungen zu würdigen.

Versuche einmal die Silhouette eines Baumes, wie sie sich im schwarzen Spiegel darstellt oder gegen den schon dämmernden Himmel abhebt, dir einzuprägen und nachzuzeichnen. Hier ist keine störende Perspektive der Aeste und Zweige, und die unzähligen kleinen Durchsichten fallen weg. Du siehst dann lauter charakteristische, wohl faßliche Massen als schwarze Flächen. Jede Baumgattung zeigt andere. Du mußt an den transparentesten Bäumen beginnen.

Das Anleuchten, Beschatten, Durchleuchten, daß jeder Baum eine beziehungsweise hohle, lichtdurchwobene Kreatur wird, folgt diesem Elementarstudium später.

*

Ein Künstler sollte zuweilen zu seinem Heil auf die Festung gesteckt werden, damit er von technischen Umtrieben geheilt würde. Ich meine so, daß er sich nicht in's Weite verflüchte, sondern das, was ihm Noth ist, fleißiger, tiefer, in allen seinen Wendungen und Wandlungen beobachten und darstellen lerne. Wie unerschöpflich fände er dann eine Baumgruppe, die er aus seinem Gitterfensterchen sieht, ein Stückchen Feld, Wald, Ferne, Wolkenhimmel. Auch die wenigen Menschen- und Thiergestalten würde er näher in's Auge fassen, die Societät der Mäuse, Spinnen ꝛc.

Solche Gefangene waren die größten Meister freiwillig. Aber unsere Zeit, unser Geschmack gehen in's Allgemeine, Charakterlose.

Bauwerke.

Stuttgart. Es ist bereits mit den Arbeiten zu einem Palais für die beiden königl. Prinzessinnen Marie und Sophie von Württemberg, Töchter des Königs und der Königin Catharine, geb. Großfürstin von Rußland, begonnen. Das Gebäude wird zwischen dem Staatsarchive und der Charlottenstraße zu stehen kommen. Unter mehreren Bauplänen soll dem des Hofbaumeisters Salucci der Vorzug geworden seyn.

Weimar. An dem großherzoglichen Schloß wird nun der neue, bereits zum Theil von der Frau Großherzogin bewohnte Flügel völlig ausgebaut. Die Marmorgalerie und mehrere daranstoßende Gemächer sind vollendet.

Gotha. Seit wenigen Jahren ist diese Stadt durch Neubauten bedeutend verschönert worden. Auch in diesem Jahre werden sich neue geschmackvolle Gebäude besonders in den Vorstädten erheben, und die Vorbereitungen, welche man dazu trifft, verbürgen der arbeitenden Klasse vielfache Gelegenheit zu Thätigkeit und reichlichen Lohn.

Braunschweig. Herzog Wilhelm läßt einen Sommersitz nebst dem Lustschlosse Richmond auf dem angekauften Holsteinischen Garten bauen.

Rom. Der Bau der S. Paulskirche geht rascher vor sich. Das Querschiff ist unter Dach, und im Mittelschiff ist schon der größte Theil der Säulen aufgerichtet.

Zeichnende Künste.

Die Herzoge von Orleans und Nemours haben in Folge des Pariser März-Salons bedeutende Ankäufe bei dortigen Künstlern gemacht, dahin Scheffer d. Aelt., Lacroix, Roqueplan, Brune, Tassaert, Paul Huet, Jadin, Cabat, Rosseau, Regny, Isabey, Dupré, Lepoittevin, Leprince gehören. Bei Decamps und Isabey hat der Herzog von Orleans weitere Bestellungen gemacht. Für denselben ist nun auch das Gemälde von Delaroche vollendet, welches die Ermordung des Herzogs von Guise im Schlosse von Blois darstellt.

Persönliches.

Der Geheime Regierungsrath und Oberbibliothekar Prof. Dr. Wilken und der Prof. Dr. von der Hagen in Berlin sind von der königl. dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu ihren ordentlichen Mitgliedern ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[374] **Kunstausstellung in Hamburg.**

Vom hiesigen Kunstvereine beauftragt, zum Frühjahr 1835 die fünfte Hamburger Kunstausstellung zu veranstalten, haben Unterzeichnete die Ehre, die Künstler ergebenst einzuladen, dieses Unternehmen mit Werken ihrer Hand zu unterstützen, und sie um Einsendung derselben, vor Ende März nächsten Jahres, an die Commeter'sche Kunsthandlung hieselbst, zu ersuchen.

Der Verein ist bereit, für Original-Gemälde, bei Einsendung mit Fuhr- oder Schiffs-Gelegenheit, sowohl die Hers als die Rückfracht, erstere jedoch ohne weitere Spesen-Nachnahme, zu tragen; bei Gemälden von großem Umfange müssen wir jedoch um vorherige Anfrage bitten. Postsendungen können unfrankirt nicht angenommen werden.

Das vortheilhafte Resultat, welches die früheren Ausstellungen in dieser Hinsicht geliefert haben, läßt uns auch für diesesmal einen günstigen Erfolg hoffen. Den Verkauf besorgen wir ohne allen Abzug, und ersuchen daher um Aufgabe der äußersten Preise der zum Verkauf bestimmten Werke.

H. de Chaufepié, jun. O. C. Gaedechens. M. J. Jenisch. J. Heinrich Ludolff. C. W. Lüdert. K. Sieveking. F. Geo. Stammann.

№ 64.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 12. August 1834.

Peter Heß.

(Beschluß.)

Von jener Infanteriecolonne aus verbreitet sich der Kampf bis zu dem Abflusse des sämmtlichen Rückzuges in vielfältigen Wellenschlägen. Vorzüglich nimmt die bayerische Reiterei ihre Vortheile wahr; wie der Wind dahertausend, jeden Widerstand wegfegend, wobei dem Meister seine ungemeine Stärke in der Darstellung des Pferdes willkommene Dienste geleistet hat, ohne ihn irgendwo über die abgesteckten Grenzen zu führen. Oft schon sind die Pferde des Rubens in seiner vielbesprochenen Amazonenschlacht gepriesen worden. Der Feuergeist des Meisters hat ihnen in der That Seelen eingehaucht, als hausten verwandelte Heroen in den schwunghaften Leibern. Aber so richtig gezeichnet sind sie nicht als die unsrigen, was jedem Zweifler an Ort und Stelle unumstößlich bewiesen werden kann. Man darf dabei nicht vergessen, daß der Charakter der Schlacht dort ein ganz anderer ist als in den Beispielen unserer Tage, weit fesselloser, individueller, stürmischer, wie es die ritterliche Zeit mit sich brachte. So lebendig die Bewegung der Pferde bei Heß ist, so merklich ist auch ihre Disciplin; sie stellen naturgemäße Theile eines geregelten Heerwesens vor, und diese Eigenschaft muß ihnen, wie mich dünkt, auf dem veränderten Schauplatze des modernen Krieges vergleichungsweise nicht als Mangel, sondern vielmehr als nothwendiges Zubehör angerechnet werden. Unter der Menge von Reitern fällt besonders ein schöngewachsener Cavallerieoffizier in die Augen, ein seltenes Prachtexemplar, das in der Wirklichkeit militärisch gesinnten Damen eben so gefährlich seyn dürfte, als den Feinden. Noch ein junges, frisches Blut, sitzt er völlig paradegemäßig zu Pferde; die Uniform der Ehevauxlegers wird er wohl gleich mit auf die Welt gebracht haben, sie ist nachher mit ihm fortgewachsen, sonst könnte sie den Körper nicht so straff und zierlich umschreiben. Scharfe, edle Gesichtszüge bezeichnen in ihm den entschlossenen Soldaten, unterscheiden ihn von dem Schwarme der gewöhnlichen Adonis. Beim Nachsetzen wendet er fröhlichen Muthes den Kopf seitwärts nach seinen Leuten und charakterisirt dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den leichten Stand der Dinge, worauf es dem Künstler wohl zunächst ankam.

Unter den Oesterreichern treten vorzüglich einzelne Gruppen von Artilleristen und Jägern hervor. Man sieht es ihnen an, daß sie den Platz vertheidigt haben, so lange es möglich war, und auch der Nothwendigkeit mit Widerwillen nachgeben. Schöne Vortheile hat des Malers Geschicklichkeit aus dem Pulverdampfe gezogen; er ist durchgehends so zweckmäßig angebracht, daß die zerstreuten Dunkelheiten, indem sie die geschäftige Einbildungskraft zur Ausmalung des Ganzen auffordern, jeden möglichen Dienst des Lichtes hinter sich lassen. Ein schwerverwundeter Jäger, ein Mann von innerm und äußerm Werth, der ohne nahe Unterstützung der Seinigen zusammenstürzen würde, gehört zu den gelungensten Figuren. Der Ausdruck der brechenden Augen spielt indessen etwas in's Weichliche und sagt nicht ganz dem Ernste des Moments zu. Untadelhaft ist die gefaßte Stellung eines Artillerieoffiziers neben seinem Geschütz; er repräsentirt treffend die schlichte Tüchtigkeit, die altberühmte Schule seines Corps.

Den besten und ausgeführtesten Partien des Bildes ist die Darstellung der bayerischen Schützen beizuzählen, in der Nähe der früher erwähnten Holzschichten, wo sie von den Angriffen der entfernten Tyroler bedroht werden. In ihnen feiert die Naturnachahmung ihren schwierigsten, eben deßhalb auch ihren schätzbarsten Sieg. Man ist gezwungen, die verschiedenen Aeußerungen der Thätigkeit, der Umsicht, des Schmerzes in der Mitempfindung zu theilen, so unwiderstehlich treffen alle zusammen die Vorstellungskraft. Niemanden wird einfallen, nach der Richtigkeit der Stellungen und Bewegungen zu fragen, sie springt in die Augen, drängt ihr Daseyn auf mit den Rechten der unmittelbaren Erfahrung. Gelegentlich ein

Zug von guter Laune. Während einer von den Schützen das Gewehr losdrückt, vertreibt sich auf seinem Tornister ein angebundenes Eichhörnchen, so gut es kann, die Langeweile der Gefangenschaft. Welch ein anmuthiger Scherz mit den Gefahren des Todes. Der Einfall ist übrigens aus dem Leben gegriffen. Dergleichen Schnurren mögen die Bayern von den Franzosen gelernt haben.

Höher aber als alle geregelten Truppen stehen für den Genuß des Beschauers die Tyroler mit ihrer romantischen Kriegskunst. Da sie nach den Aussagen der Geschichte an dem Gefechte bei Wörgel nur geringen Antheil nahmen, so kann die entworfene Kriegsskizze schwerlich für einen echten Abdruck des Vorgegangenen gelten, sie macht wahrscheinlich nur Ansprüche auf die Natur eines freien Phantasiebildes. Die höchste und zahlreichste Gruppe erschöpft in ihren verschiedenen Grundzügen das Wesentliche der Sache. Hier wird scheinbar gerastet, dort Anlauf zu neuer Thätigkeit genommen, anderswo und zwar auf den meisten Punkten läßt diese ihre vereinigten Kräfte unmittelbar los. Einer aus der Schaar zielt nicht bloß mit den Augen, sondern auch mit den Gesichtsmuskeln so haarscharf, die Unfehlbarkeit seines Schusses steht ihm so deutlich auf die Stirn geschrieben, daß man sich unwillkührlich nach der Stelle umsieht, wo der Todte liegen wird, den er niedergestreckt hat. Andere halten Steine empor; dem Zufalle mögen sie jedoch keineswegs ihre Sache anvertrauen, sie spähen vielmehr in bestimmten Richtungen niederwärts, um die geschleuderten Denkzettel überall an den rechten Mann zu bringen. Hier und da klettert einer und der andere an den Abhängen des Gebirgs herum, wie Ameisen, welche die Runde zwischen benachbarten Haufen machen. Dazu denke man sich nun noch das Gemache, Bedachtsame, Zuverlässige, welches an allen Gebirgsvölkern zu spüren ist, an unsern Tyrolern aber noch mit eigenem, tiefverhaltenen Nachdruck hervortritt; so hat man die Hauptandeutungen beisammen, um den Schattenriß der Beschreibung nach Belieben aufzuhellen. Seitwärts in einer Vertiefung nahen wir dem reizenden Felde der Volkstraditionen; in diesem Zaubergarten hat das große Publikum, ohne Geschichte und Kunst um Erlaubniß zu fragen, weidlich herumgeschwärmt. Eine gedrungene, breite Gestalt drückt ziemlich phlegmatisch mit beiden Händen das Schwert in den Boden. Der Hut ist landüblich aufgeputzt, das Gesicht jugendlich voll, lebhaft geröthet, das Barthaar ansehnlich. Die laute Meinung hat darin schlechterdings den Sandwirth Hofer erkennen wollen, wiewohl dieser, nach der oben angezogenen Kriegsgeschichte Bayerns zu schließen, schwerlich zugegen war. Hat Peter Heß in jener Gestalt den damals eingeschlummerten Geist der Vertheidigung schildern wollen, vielleicht etwas sarkastisch, so ist ihm die Absicht gelungen. Von dem historischen Hofer kann Ref. keine sonderlichen Spuren entdecken; dieses Orakel der Tyroler müßte denn ein ganz anderes gewesen seyn, als er es sich denkt, und er denkt es sich weder als den Arm noch die Seele des Krieges. Erkundigen wir uns deßhalb bei den Orakelpriestern, unter deren Leitung die Pythia des Gebirgs stand, mit dem Vorbehalt, ihre Antworten kritisch zu prüfen. Die Poesie der Orakelpriester erforderte zu allen Zeiten eine besondere Kunst der Auslegung. Ein Geistlicher aus der Nachbarschaft, von den beredten Zungen des Publikums zu einem Hauptanstifter des Krieges gestempelt, lugt durch ein Fernglas nach dem Ausgange des Gefechts. Er hat viel Geschliffenes an sich, sein Anzug etwas Modisch-Weltliches; seine Augen blicken aus dem wohlgenährten Gesicht schlau hervor, sie mögen in den Welthändeln besser bewandert seyn, als in den Kirchenvätern. Dagegen ist der wohlbekannte Kapuziner, Held Haspinger, von Kopf bis auf den Fuß und in jeder Falte seines Gewandes eine reißende Feuersäule; unter ihren Tritten muß selbst das Gras Flammen speien.

Absichtlich ist die Beschreibung des Bildes in einer solchen Weise gehalten und durchgeführt worden, daß daraus einigermaßen der außerordentliche Eindruck begreiflich werde, den es vom Anfange bis zum Ende der Ausstellung fortdauernd über die verschiedensten Klassen der Beschauer ausgeübt hat. Man drängte sich schaarenweise um dasselbe herum, wie um einen Glückshafen. Da konnte man lernen, wie volksmäßig gemalt und volksmäßig kritisirt werden muß. Freilich ist der unbedingte Beifall der Menge kein Beweis für den höhern Werth eines Bildes, aber es geht doch daraus unwiderleglich hervor, daß Peter Heß für München einen Beruf zum Volksmaler hat, wie keiner unter seinen hiesigen Genossen. Er ist als Genremaler, im guten Sinne des Worts, ein demagogisches Talent vom ersten Range. Möge ihm forthin die Gelegenheit werden, dasselbe nach allen möglichen Seiten hin zu entfalten, nicht bloß in den Schranken des Kriegslebens, wo sein Ruhm kaum noch zunehmen kann. Denn das Treffen bei Wörgel umfaßt noch lange nicht alle Vorzüge seiner militärischen Kunstbahn, es ist eigentlich nur ein schöner Pendant zu größeren Eroberungen. Ref. hat es sich daher versagt, Bemerkungen einzuflechten, die das Gesammtgebiet der bisherigen Leistungen angehen. Wenn er hoffen darf, dem Publikum und der Redaktion mit einer allgemeinen Charakteristik des sieghaften Kriegsmeisters nichts Unangenehmes zu erweisen, so soll diese gelegentlich nachfolgen, unabhängig von speziellen Gegenständen und Nachweisungen. Dann ist noch der Ort und die Zeit dazu, den wunderlichen Streit zwischen unsern Historien- und Genremalern etwas näher zu beleuchten, der anderwärts die Meinungen nicht minder verwirren dürfte, z. B. die alte, noch immer

schwankende Lebensfrage über die Rechte der Natur- und Kunstwahrheit. Befangenen Parteiseelen kann gegenwärtige Anzeige unmöglich zusagen; solche Leser hingegen, die an Ort und Stelle Vergleichungen anstellen können, und gewohnt sind, jedes Verdienst ohne Vorurtheil abzuwägen, unbekümmert um Usurpationen des Rufes und leichtverhallendes Tagesgeschrei, dürften wahrscheinlich in den Hauptsachen einstimmen.

Im Auftrage Sr. Majestät des Königs Ludwig war Peter Heß mit dem ersten bayerischen Truppenkorps nach Griechenland abgegangen, um daselbst als Augenzeuge und Mitgenosse des außerordentlichen Zuges die Landung an der Küste des neuen Schwesterlandes in einem Entwurfe aufzunehmen. Der Gegenstand war einzig schön zu nennen und der Meister für die gehörige Ausführung desselben gleichsam vom Himmel gefallen. Wir würden dadurch Gelegenheit bekommen haben, ihn auch im Fache der Seestücke kennen zu lernen. Unlängst ist er nach München zurückgekehrt. Die ursprüngliche Idee ist, wie verlauten will, aufgegeben worden, vielleicht aus lokalen Ursachen, und an ihre Stelle der Einzug in Nauplia getreten, für welchen der Künstler reiche Skizzen mitgebracht haben soll. Diese Meldung beruht bloß auf dürftigem Hörensagen. Sicherlich hat Peter Heß seinen Aufenthalt in jeder Hinsicht mannichfaltig benutzt; es steht uns daher der baldige Genuß einer fruchtbaren griechischen Kunsternte bevor. Es wird dann in München hergehen, wie beim Feste zu Eleusis; Viele werden sich bemühen, in den Erntekranz des Talents blaue Cyanen zu flechten, und Ref. will keiner der Letzten seyn.

Neue Kupferstichwerke.

Der Apostel Jakobus, nach Giov. Barbieri von Rahl. kl. Fol. 6 fl.

Man klagt in Frankreich und England, wohl nicht mit Unrecht, über die wachsende Neigung des größern Publikums zu werthlosen Lithographien und kleinen Stahlstichen, welche das ungeübte Auge durch einen Glanz und eine Zierlichkeit bestechen, die den Gegenständen ein gleichförmiges Gepräge aufdrücken und das Eigenthümliche derselben verwischen. Auch in Deutschland verbreitet sich dieser Geschmack mit der Sechs-Kreuzer-Literatur, und die Folgen scheinen uns etwas bedenklich. Wir betrachten es daher als eine erfreuliche Erscheinung, daß wenigstens einige tüchtige Künstler noch den Muth besitzen, bedeutende Grabstichelarbeiten zu unternehmen, und ihr Publikum nicht auf den Jahrmärkten zu suchen. Das vorliegende neue Blatt des wackern Rahl, der zu unsern wenigen gediegenen historischen Stechern gehört, wird seinen wohlverdienten Ruhm nicht vermindern. Die Stellung des Apostels, der auf dem Fuße eines antiken Säulengangs sitzt, ist malerisch und bedeutsam zugleich; im linken Arm ruht der Pilgerstab, die linke Hand hält ein Buch, während die rechte nach dem Himmel deutet. Die Zeichnung ist großartig, die Umgebung komponirt trefflich mit der edlen, ausdrucksvollen Figur, in welcher der Jünger nicht zu verkennen ist, der des Meisters Lehre fremden Völkern verkündigen soll. Die Grabstichelarbeit braucht bei einem Künstler wie Rahl nicht besonders gerühmt zu werden. Er führt seine Schraffirung nach der Natur der Gegenstände, und hält sich dabei streng an die Eigenthümlichkeit des Malers.

In Frankreich hat sich ein Verein gebildet, in der Absicht, tüchtige Stecher zur Unternehmung bedeutender Stecharbeiten zu ermuntern. Möchten die Kunstvereine in Deutschland ihre bis jetzt getheilten Mittel zu ähnlichen Zwecken vereinigen, und der überhandnehmenden kindischen Liebhaberei an Spielwerk kräftig entgegen arbeiten.

1) Musée de peinture et de Sculpture, ou recueil des principaux tableaux, statues et bas-reliefs des Collections publiques et particulières de l'Europe, dessiné et gravé à l'eau forte sur acier par Reveil. Paris 1830 — 1833.

2) Galerie des arts et de l'Histoire, composée des tableaux et Statues les plus remarquables des Musées de l'Europe, gravés à l'eau forte par Reveil. Paris 1834.

3) Musée religieux ou choix des plus beaux tableaux des peintres les plus célèbres, gravés à l'eau forte sur acier par Reveil. Paris 1834.

Das erste Werk besteht aus 171 Lieferungen, wovon je 13 einen Band bilden, und jegliches Heft enthält 16 Umrisse der interessantesten Gemälde, Statuen und Basreliefs aus öffentlichen und Privatsammlungen. Das 13te Heft jedes Bandes gibt Bildnisse und Biographien berühmter Künstler. Außerdem sind noch 16 Hefte beigegeben, von welchen 9 Raphaels Logen, 3 die Liebschaften der Götter nach Titian, Annib. Carrache und Giulio Romano, oder nachträgliche biographische Notizen und ausführliche Register enthalten. Das Werk leistet, was man billigerweise fordern kann; man lernt daraus die Ideen und Kompositionen der ausgezeichnetsten Meister, sowie vieler vom zweiten und dritten Range kennen. Der Text (in französischer und englischer Sprache) gibt

zwar nur kurze, aber hinreichende Erklärungen, wobei zugleich die Orte, wo sich die Kunstwerke befinden, angezeigt werden. Bei vielen werden auch die darnach gefertigten Kupferstiche namhaft gemacht.

Nro. 2 und 3 sind Speculationen, wie sie auch bei uns aufwuchern. Das Heft, das früher 1 Franc kostete, wird unter Nro. 2 für 6 Sous ausgeboten, und unter Nro. 3, welches bloß die religiösen Gegenstände umfaßt und in jedem Hefte bloß 3 Abbildungen liefert, zu 3 Sous. Das heißt wahrlich beispiellos wohlfeil!

Es war unserer an Mauthlinien reichen Zeit vorbehalten, aus einem Artikel 3 und aus 6 einen zu machen und da erweisen sich freilich die Stahlplatten als eine unerschöpfliche — wenn auch nicht Gold- doch Kupfergrube! Die arme Kunst!

—ber.

Aphorismen.

Wer ohne leidenschaftlichen Antheil die Alpen sieht, dem könnte eine ihnen ähnliche Wolkenbank das Nämliche gelten. Fast so ist es aber auch. Der Ungebildete, oder eigentlicher, der nicht Zugebildete sieht sich am Größten bald satt. Zu allem Schauen gehört objektiver Sinn und Verstand. Wir sehen hinauswärts; die innere Welt, Antheil, Sehnsucht, Vorbild ꝛc. sind Erreger und Leiter und Schärfer der Sinne.

*

Ahnende Väter, schauende Söhne; strebende Väter, leistende Söhne!

*

Wenn man in der bildenden Kunst und Dichtkunst über Mittelmäßiges mit einander traktirt, kommt man in Verlegenheit, wird an sich und der Kunst irre. Es hat eine lähmende Kraft.

*

Es gibt zweierlei Irrthum, einen schädlichen und vermeidlichen — der uns vom Wahren immer weiter entfernt, und einen unvermeidlichen, der uns der Wahrheit allgemach näher bringt. So griff ich in der Beurtheilung der Meister und ihrer Werke, der Schönheit und Würde derselben schon hundertmal fehl, aber ich merke doch, wie ich dem Wahren allmählig näher komme.

*

Der jugendliche Kunstgeist strebt hinaus in die Welt, er möchte jeden Kunstzweig, ja jeden Gegenstand da studiren, wo er recht zu Hause und in seinem besten Ausdruck zu finden ist. Damit ist's nun meistens viel zu frühe, und selten ist die junge Kraft der Auffassung solcher reichen Größe gewachsen.

Der gereifte Mann, der Meister findet, daß schon die Nähe unerschöpflich ist und dem Studium die geheimnißvollsten Tiefen darbietet.

Er wäre nun werth, die oft unfruchtbaren Reisen seiner Jugend in höherer Potenz zu wiederholen. Aber meistens findet ihn die Kunst in häuslichen, bürgerlichen Verhältnissen festgehalten.

Neuere Denkmäler.

Im Anfang des Mai erfolgte die Enthüllung der von dem Könige von Preußen geschenkten und auf dessen Befehl in dem Hofe des Schlosses zu Stettin aufgestellten, von Bronceur Hopfgarten in Berlin angefertigten kolossalen Büste des großen Churfürsten von Brandenburg. Die Büste, welche in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten ist, trägt die Inschriften vorn: Friedrich Wilhelm von Brandenburg der grosse Kurfürst, links: L. Wichmann sculp. fec., und rechts: H. Hopfgarten fond. Berlin 1851. Sie steht auf einem, nach Schinkel's Zeichnung von dem Steinmetzmeister Wimmel angefertigten Piedestal von Kunzendorfer polirtem Marmor und ist von einem, auf einer Sandsteinunterlage ruhenden bronzirten Eisengitter umgeben.

Am 5. Mai fand zu Insbruck in Anwesenheit der versammelten Stände, der Civil- und Militärautoritäten dieser Hauptstadt, der drei Schwiegersöhne des Verewigten und seines nahen Verwandten und Kampfgenossen, Johann Hofers, Schloßhauptmanns von Tyrol, und einer theilnehmenden Volksmenge, die feierliche Enthüllung des dem Helden Andreas Hofer geweihten Denkmals in der Schloßkirche statt. Vergl. Nro. 61.

Die russische Akademie, welcher die Bestimmung obliegt, durch zweckmäßige Fürsorge und eigene Arbeiten die Vervollkommnung der russischen Sprache und Hebung ihrer Literatur möglich zu fördern, hat mit kaiserlicher Bewilligung von ihren Reservesummen 10,000 Rubel für die Aufführung von Denkmälern bestimmt, welche zwei ihrer ehemaligen Mitglieder, der verstorbene Reichshistoriograph Karamsin in Simbirsk und der klassische russische Dichter Derschawin in Kasan erhalten werden.

Archäologie.

Palermo. Das Werk des Herzogs von Serra di Falco über Selinunt ist seiner Vollendung nah und wird die vollständigste Untersuchung über diesen merkwürdigen Rest des Alterthums enthalten. Es zerfällt in drei Theile. Im ersten handelt der Verf. von der Geschichte der Stadt; im zweiten von deren Ueberresten, wobei er hauptsächlich den Tempelbau und die an ihm bemerklichen Spuren der Färbung in's Auge faßt und mehrere bisher noch unbeachtete Bauwerke beschreibt; im dritten erläutert er die 10 bis jetzt entdeckten Metopen, versucht die Zeit der Entstehung einer jeden festzusetzen und den jedesmaligen Zustand der Sculptur mit dem der Architektur zu vergleichen. Zweiunddreißig dem Texte beigegebene Kupfertafeln zeigen den gegenwärtigen Zustand, die Grundrisse und die Restaurationen der Bauwerke sowie die Abbildungen der Metopen und anderer unter den Trümmern gefundenen Fragmente.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 65.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. August 1834.

Numismatik und Glyptik.

Trésor de Numismatique et de Glyptique, ou Recueil général de Médailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas-Reliefs etc. tant anciens que modernes, les plus intéressans sous le rapport de l'art et de l'histoire; gravé par les procédés de Mr. Achille Collas, sous la direction de Mr. Paul Delaroche, peintre, membre de l'Institut, de Mr. Henriquet-Dupont, graveur, et de Mr. Ch. Lenormant, Conservateur-adjoint du cabinet des médailles et antiques de la Bibliothèque Royale. Paris, Rittner et Goupil. Leipzig, Rudolph Weigel, 1834. Fol. Preis jedes Heftes 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Probeblätter, welche von diesem Werke ausgegeben worden sind, haben durch ihre technische Vollkommenheit allgemeine Verwunderung erregt. Die Abbildungen der Medaillen und Reliefs scheinen wie erhabene Abdrücke in Blei auf dem Papier zu liegen und der erste Gedanke des Beschauers ist gewöhnlich, mit dem Finger über die Fläche zu fahren, um sich zu überzeugen, daß kein wirkliches Relief vorhanden sey. Man sieht leicht, daß jede Abbildung eine mit völliger Sicherheit hervorgebrachte Nachbildung eines körperlichen Originals ist. Diese wunderbare Wirkung erfolgt durch Hülfe einer Maschine, welche jede Erhabenheit und Vertiefung der Sculptur genau auf die Platte überträgt und dabei die Schattirung in so feinen Linien anlegt, daß diese von selbst eine höchst reinliche und zarte Wirkung, ja einen metallischen Glanz hervorbringen. Wir wissen nicht, ob das Verfahren im Ganzen noch ein Geheimniß ist, wie weit die reinmechanische Leistung geht und wo die eigentliche künstlerische Behandlung eintritt. Von letzterer muß jedenfalls die Annahme der Beleuchtung abhängen, welche bei jedem Gegenstande verschieden gewählt und mit vollkommener Consequenz durchgeführt ist. Dies Verfahren scheint zugleich sehr leicht und schnell von statten zu gehen, da das Werk eben so rasch als wohlfeil in's Publikum gebracht werden kann. Seit Anfang Mai sind bereits acht Hefte erschienen und es verlohnt sich der Mühe, dieselben genauer in's Auge zu fassen, um zu sehen, ob die erregten Erwartungen in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht befriedigt sind. Was erstlich die artistische Ausführung betrifft, so ist durchgängig eine gleichmäßig sorgfältige Vollendung zu rühmen. Wir betrachten dies als einen Beweis, daß hierin die Maschine völlig zuverlässig ist. Die Vergleichung einer großen Anzahl verschiedenartiger Abbildungen, die hier vorliegt, lehrt jedoch, daß eben auch in dem Verfahren der Maschine noch ein gewisser Grad von Unvollkommenheit begründet ist. Die Abbildungen nämlich zeigen sich durchgängig flacher und nicht selten auch stumpfer als die Originale. Der Mangel an Schärfe ist besonders an den Inschriften bemerklich, wo die Buchstaben häufig breiter und verschwimmender erscheinen, als auf den Medaillen; dies fällt schon auf bei den großen Medaillons der Veroneser Schule, wo an den Originalen selbst die Schrift oft breit und stumpf ist, noch mehr aber bei den modernen. Nicht weniger zeigt sich das Stumpfe und Flache an den Figuren und Köpfen selbst, vorzüglich wenn sie an den Originalen von bedeutender Erhabenheit sind; die Lichter sind überall sehr hell, aber dennoch in den Umrissen wenig bestimmt, die Mitteltöne breit und gleichförmig, und eigentliche Schlagschatten fehlen ganz, wodurch der metallische Glanz vermehrt wird und selbst diejenigen Reliefs, welche keiner metallischen Substanz angehören, wie der Panathenäenzug vom Parthenon, das Ansehen von Bleiabdrücken erhalten. Ob dieser Mangel in der Einrichtung der Maschine liegt oder in der Beschaffenheit der Originale (die vielleicht eben nur Bleiabgüsse sind), wissen wir nicht, unbemerkt wird er aber von Keinem bleiben, dessen Auge mit diesen Gegenständen einigermaßen vertraut ist. Eine weitere

Unvollkommenheit kann jedoch bei den Medaillen und Siegeln nicht gerügt werden: das stumpfere und flachere Aussehen abgerechnet, sind Formen und Charakter der Arbeit mit größter Treue wiedergegeben und man erkennt noch immer deutlich genug den künstlerischen Styl; nur an den verkleinerten Reliefs vom Parthenon ist auch in dieser Beziehung Vieles zu wünschen, da schon durch die große Verjüngung des Maaßstabs eine Menge von Details der Zeichnung hinwegbleiben mußte, deren Unbestimmtheit nun besonders in den beleuchteten Stellen unangenehm auffällt.

Sind also bei diesen Mängeln zwar die Worte der Ankündigung nicht völlig erreicht, wonach jede Abbildung ein wahres Facsimile des Originals seyn sollte, so behält dennoch das Werk eine ausgezeichnete Wichtigkeit, und verdient im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Künstler. Seit langer Zeit ist kein Buch erschienen, worin eine so große Masse der verschiedenartigsten numismatischen und glyptischen Denkmäler durch genügende Abbildungen zur Anschauung gebracht worden ist. Der Eifer, mit welchem im vorigen Jahrhundert seltene Münzen und Medaillen und kostbar geschnittene Steine abgebildet und herausgegeben wurden, hatte seit dem Anfang dieses Jahrhunderts nachgelassen, weil man einsah, daß auch die vollendetste Kupferstecherkunst nicht im Stande sey, das Aussehen dieser kleinen Bildwerke mit hinreichender Wahrheit wiederzugeben, weßhalb man sich theils auf bloße Umrisse beschränkte, theils auch den größeren Aufwand nicht scheute, welcher mit Fertigung von Abdrücken in Schwefel und Gyps verbunden ist. Unterdessen hat sich das Material gehäuft, die Münzen- und Medaillen-Sammlungen haben sich aus alter und neuerer Zeit ins Unglaubliche vermehrt, ebenso die Anzahl der antiken und modernen geschnittenen Steine, welche man nun auch mit strengerer Kritik zu sondern beginnt. Das vorliegende Werk nun verspricht nicht bloß Bedürfniß möglichster Treue der Abbildungen, sondern auch dem einer großen Vollständigkeit zu begegnen. Es theilt sich in drei Klassen. Die erste enthält antike Gegenstände, die zweite Denkmäler des Mittelalters und der neueren Geschichte, die dritte Werke aus der gleichzeitigen Geschichte. Die erste Klasse der antiken Denkmäler enthält eine Auswahl der schönsten antiken Münzen, eine vollständige Sammlung der antiken Kameeen, eine Auswahl der vorzüglichsten Intaglio's, eine griechische und eine römische Ikonographie nach Münzen und geschnittenen Steinen und die Basreliefs vom Parthenon und von dem Tempel zu Phigalia. Die zweite Klasse liefert eine Auswahl der merkwürdigsten französischen Münzen von Königen, Bischöfen, Aebten und Baronen von der Zeit der Merowinger bis auf Ludwig XIV.; eine Auswahl der übrigen europäischen und amerikanischen, sowie der orientalischen Münzen; die Sammlung der gegossenen und ciselirten Medaillen der Veroneser und anderer italienischen Schulen zu Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts, eine Auswahl der schönsten modernen Medaillen, die außer Frankreich gegossen oder geschlagen worden sind; eine historische Auswahl der päbstlichen Medaillen; die schönsten französischen Medaillen von Karl VII. bis auf Ludwig XVI., eine Ikonographie europäischer Regenten, und eine Auswahl von Siegeln und kleinen Reliefarbeiten des Mittelalters in der neueren Zeit. In der dritten Klasse sollen die Medaillen der französischen Revolution, dann die unter Napoleon geschlagenen und endlich die merkwürdigsten in dieser Zeit außer Frankreich geschlagenen enthalten seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Die neuen Denkmäler in der Schloßkirche zu Pforzheim.

Seit wenigen Jahren sind auf Befehl Sr. königl. Hoh. des Großherzogs von Baden mehrere Denkmäler in der Pforzheimer Schloßkirche errichtet worden, welche sowohl durch Entwurf als Ausführung die Beachtung und Würdigung der Kunstfreunde verdienen. Der Anfang wurde im Jahr 1832 gemacht, als ein ganz gemaltes Fenster im Chor eingesetzt wurde, welches das Wappen des badischen Hauses nach urkundlichen Mustern aus den Jahren 1250, 1409, 1535, 1803 und 1830 enthält und nach dem Entwurf und unter der Leitung des Hrn. Hauptmanns und Flügeladjutanten Krieg von Hochfelden durch den Glasmaler Hrn. Helmle in Freiburg so gut ausgeführt ist, daß es den schönen Arbeiten des Mittelalters in diesem Fache würdig zur Seite steht. Das Fenster hat folgende Inschrift:

Majorum memoriae sacrum.
Leopoldus magn. dux. Bad.
s. c. MDCCCXXXII.

Im vorigen Jahre wurde das steinerne Denkmal für den verewigten Großherzog Karl Friederich errichtet. Hr. Prof. Moßbrugger in Rastatt, welcher den Entwurf dazu machte, hat nun dasselbe durch folgendes Werk: Denkmal Karl Friederichs, des höchstseligen Großherzogs von Baden, k. H., im Chor der Schloßkirche zu Pforzheim (Karlsruhe bei Velten, 8 Blätter in Großfolio), zur allgemeineren Kenntniß des Publikums gebracht. Die architektonische Behandlung der Blätter ist rein und scharf, und man muß hinzufügen, daß die Ausführung in weißem, etwas sprödem Sandstein durch den geschickten Steinmetzen, Hrn. Belzer aus

Weißenbach, alle Anerkennung verdient. Da von diesem Monumente bereits im Kunstblatt die Rede war und obiges Werk näher damit bekannt macht, so glauben wir, daß diese Erwähnung genügen werde.

In diesem Jahre sind wieder zwei Denkmäler hinzugekommen, nämlich zwei ganz gemalte Fenster und das Monument für die 400 Pforzheimer Bürger, welche in der Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 für den Markgrafen Georg Friederich von Baden-Durlach gefallen sind. Die beiden Fenster enthalten 23 Wappen der Stamm-Mütter des Hauses Baden mit den nöthigen Inschriften bei jedem Wappen und der Hauptinschrift am Fuße des größeren Fensters, die also lautet:

Signa matrum aug. dom.
Badensis
a sec. XI. usque ad sec. XIX.
Leopoldus
mag. dux Bad.
hocce pietatis monum.
f. c.
MDCCCXXXIV.

Die Wappen auf diesen Fenstern gehören folgenden Fürstinnen an: 1) Judith Grävin von Calw, starb 1090. 2) Judith Grävin von Hohenberg, st. 1121. 3) Berhta Herzogin von Lothringen, st. 1134. 4) Berhta Grävin von Tübingen, st. — 5) Irmengart Pfalzgrävin bei Rhein, st. 1260. 6) Kunigunt Grävin von Eberstein, st. 1290. 7) Agnes Grävin von Truhendingen, st. nach 1294. 8) Maria Grävin von Oettingen, st. 1369. 9) Margaretha Markgrävin von Baden, st. nach 1363. 10) Mahtilt Grävin von Sponheim, st. um 1411. 11) Anna Grävin von Oettingen, st. — 12) Katharina Herzogin von Lothringen, st. 1439. 13) Katharina Erzherzogin von Oesterreich, st. 1496. 14) Ottilia Grävin von Katzenelnbogen, st. 1517. 15) Ursula von Rosenfeld, st. 1553. 16) Anna Pfalzgrävin von Veldenz, st. 1586. 17) Juliana Ursula Rheingrävin von Salm, st. 1614. 18) Barbara Herzogin von Würtemberg, st. 1627. 19) Christiana Magdalena Grävin von Zweibrücken, st. 1662. 20) Augusta Maria Herzogin von Holstein, st. 1725. 21) Magdalena Wilhelmina Herzogin von Würtemberg, st. 1742. 22) Karolina Amalia Prinzessin von Nassau-Oranien, st. 1777. 23) Karolina Ludovica Gräfin von Hochberg, st. 1820.

Das Denkmal für die 400 Pforzheimer hatte darin seine Schwierigkeit, daß es nebst der Hauptinschrift auch das Medaillon des Markgraven Georg Friedrich und das Geschlechterverzeichniß der Bürger enthalten mußte, die jener Schlacht beigewohnt haben. Es mußte nicht nur ein ziemlicher Raum für diese Inschriften gewonnen, sondern sie auch so schicklich vertheilt werden, daß die Form des Denkmals darunter nicht zu leiden hatte. Da es an die Wand zu stehen kam, so entwarf Hr. Hauptmann Krieg von Hochfelden zu Karlsruhe den Plan dazu in der Gestalt eines doppelten gothischen Fensters, wodurch er auf der hinteren Fläche in den Verzierungen des Spitzbogens das Medaillon und darunter das Verzeichniß der Geschlechter anbringen konnte und auf der vordern Fläche Raum erhielt, eine schöne Ballustrade mit den alten Wappen von Baden und Pforzheim auf das Fußgestelle zu setzen und über denselben die Hauptinschrift einzugraben. Das Denkmal ist von zwei schlanken, gethürmten Widerlagern gehalten und mit einem reichverzierten Giebel geschlossen. Der Styl ist rein gothisch, die Verhältnisse edel und die Ausführung in gelbem Sandstein durch Hrn. Belzer sehr gelungen. Die Hauptinschrift lautet also:

Virtuti et fidei
quadringentorum civium Portensium,
qui pro principe suo,
Georgio Friderico, marchione Bada-Durlacensi,
acerrime dimicantes
in proelio ad Wimpinam, die VI Maji MDCXXII,
praeclara morte occubuerunt,
hoc monumentum fieri curavit
Leopoldus Magnus dux Badensis;
civibus in testimonium bene servatae
majorum fidei,
posteris gloriae et exemplo.
MDCCCXXXIV.

Das Brustbild Georg Friedrichs ist nach einer gleichzeitigen Medaille von dem Bildhauer Hrn. Rauser in Karlsruhe verfertigt und hat die Umschrift: Georg. Frid. M. Bad. et Hachb. darunter steht: Haec sunt nomina civium Portensium, qui ad Wimpinam pugnaverunt, quotquot reperiri poterant. Unter diesen Zeilen folgt dann das Verzeichniß der Geschlechter in drei Kolumnen.

Auf das Einweihungsfest dieses Denkmals ließ der Großherzog eine Medaille prägen, wozu Hr. Münzwardein Kachel zu Karlsruhe die Stempel geschnitten hat. Die Vorderseite zeigt das wohlgetroffene Porträt Sr. königl. Hoheit, mit der gewöhnlichen Umschrift, auf der Rückseite ist das Denkmal selbst ausgeprägt mit der Legende: Den 400 Pforzheimern, gefallen bei Wimpfen, d. 6. Mai 1622. Unter dem Monumente ist der Tag seiner Einweihung bemerkt: D. 6. Mai 1834. Wer die außerordentlichen Schwierigkeiten kennt, womit man bei der Einsenkung des Stempels einer solchen Medaille zu kämpfen hat, indem die feinen hochgeschnittenen gothischen Zierrathen so leicht zu Grunde gehen, der wird diese Denkmünze in Anerkennung der Kunst und Geschicklichkeit mit wahrer Befriedigung betrachten.

Aphorismen.

Von Lokalfarben denke ich mir Folgendes:

Die Ferne dämpft jede natürliche und eigenthümliche Farbe des Gegenstandes, die er als Natur- oder Kunstprodukt uns zeigt; Licht und Schatten wirken ebenfalls auf jene ein; ferner die Nachbarschaft anderer Objekte; — so daß, wer zu sich sprechen wollte: der Pappelbaum ist grün, also nehme ich auf meiner Palette: grün, — in bestimmten Fällen dreifach fehlgreifen würde. Eine entfernte Pappel kann geradezu schwarz und weiß aussehen, ein Angesicht grau, gelblicht, braun, lederfarb ꝛc. Der Maler ist aber oft genöthigt, den Kontrast der Nähe und Ferne noch stärker zu machen, als er in der Natur ist, und auf seinem Bild den nahen Gegenständen ihre Naturfarbe glänzend zu belassen, dagegen wenig entfernten Objekten die Lokaltinte so zu geben, wie sie eine etwas größere Entfernung zeigen würde — dies, um der Darstellung eine bessere Haltung zu geben.

Hier fehlen Viele, indem sie auch den nächsten Gegenständen ihre Frische nehmen und sie in den gebrochenen Lokalton der Ferne setzen. Andere verstehen wieder unter dem Lokalton das Lederfarbne vieler Gesichter, das Verschabte, Schmutzige der Anzüge, und so werden sie trocken, erdig, kreidig, leblos, unklar. Die Niederländer mußten die gebrochensten Farben noch klar, lebendig zu behandeln.

Die Lokaltinte muß nicht aus der einzelnen, isolirten Wahrnehmung hervorgehen, sondern mit dem Ton, aus welchem das ganze Bild geht, harmonisch zusammenstimmen.

So hört man oft Maler, die nicht umsonst im warmen Süden gewesen seyn und Etwas gesehen haben wollen, auf die gereizt aufgenommene Frage, ob denn Himmel und Ferne so blau; oder die Berge so violett seyen, bitzig antworten, so und nicht anders sey dort die Natur.

Gesetzt aber, es sey möglich und erlaubt, so Etwas der Natur nachzumalen, so muß es durch die ganze Conception und Construktion des Bildes auch gehörig motivirt seyn, sonst erscheint es schreiend und dennoch kalt und eintönig.

Das Kunstwerk ist nur ein solches, wenn alles Einzelne durch den Geist des Künstlers hindurchgegangen und von seiner geübten Hand harmonisch ausgebildet worden ist.

*

Camera obscura, Panorama, schwarzen Spiegel ꝛc. magst du studiren, nicht nachahmen. Es sind Instrumente, die Verhältnisse des Lichts zu bemessen. Sie bringen die unendliche Leiter der Naturfarben von Nacht zum Sonnenglanze der kleinen Scala der Pigmente auf der Palette schon etwas näher und lehren den nothwendigen Uebersetzungsprozeß von Natur in Kunst.

Zeichnende Künste.

Das Gemälde von Vanchelet: Mariä Himmelfahrt, welches im diesjährigen Pariser Salon sich befand, hat der Minister des Innern, Hr. Thiers, an sich gekauft.

Christus am Kreuze, gemalt von Paul Guérin, gleichfalls aus dem letzten Salon, hat der Minister des Innern in eine Kirche zu Neuilles gestiftet.

Im Mai sind die 9 Christusbilder, welche der vor drei Jahren verstorbene Domherr von Ampach der Naumburger Domkirche vermacht hatte, in der sogenannten Horakirche aufgehängt worden, nachdem sie bis dahin in der Capitelsstuve unaufgehängt gelegen hatten. Unter den durch neue deutsche Künstler in Rom verfertigten Bildern dieser Kirche zeichnen sich besonders das von Schadow gemalte Altarbild: Christus das Gesetz erklärend; das Gemälde von Julius Schnorr: Christus die Kinder segnend; Christus am Kreuz von Vogel; und eine Fußwaschung von C. Eggers aus.

Literatur.

Die architektonischen Glieder, der Construktion, Zusammenstellung und Verzierung ꝛc. Ein Beitrag zur Geschmackbildungslehre in Bau- und Gewerbsschulen, für die polytech. Anstalt in Nürnberg bearb. von C. Heideloff. 2tes Heft. Mit 18 Kupfertafeln. Nürnberg, Riegel und Wießner 1834. Preis 1 Thlr.

Parisia. — Mittheilungen aus dem Archive des vaterländischen alterthumsforschenden Vereins. Herausgegeben von Fr. Alberti, Sekretär des Vereins. 3 Liefrg. Leipzig. Berger. 1834. 8. Preis 12 Gr.

Beschreibung neuerer Wasserbauwerke in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz, vom königl. preußischen Oberbaurathe G. Hagen. Mit Kupfern. Königsberg, bei den Gebrüdern Borntträger. 1834. Preis 1⅔ Thlr.

Antiquités Mexicaines. Relation des trois expéditions du Cap. Dupaix ordonnées en 1805, 1806 et 1807, pour la recherche des antiquités du pays, etc. etc. Tome I. Paris, au bureau des antiquités mexicaines Nro. 55. Quai des grands Augustins. 1834. Fol.

Descriptions of the cyclopian remains etc. by Edw. Dodwell. London, Richter and Comp. 1833. gr. Fol. mit 131 schönen Lithographien 6 Pfd. 16 Sch.

Kunstverein.

In Halle hat sich ein Kunstverein gebildet, der nach Kräften sowohl einheimischen als auswärtigen Künstlern ihre Werke abkaufen und den Kunstsinn der dortigen Stadt und Gegend fördern will. Alle zwei Jahre soll daselbst eine öffentliche Ausstellung, wo möglich im Juni, und am Schlusse derselben eine Verloosung der vom Vereine angekauften Kunstwerke unter seine Mitglieder stattfinden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 66.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 19. August 1834.

Numismatik und Glyptik.

Trésor de Numismatique et de Glyptique. — Paris, Rittner et Goupil. Leipzig, Rudolph Weigel, 1834. Fol. Preis jedes Heftes 1 Rthlr. 16 Gr.

(Beschluß.)

Diese Klassen und Serien, welche einzeln gekauft werden können, erscheinen in Heften, von welchen jedes vier in Stahl gestochene Platten mit dem nöthigen Text enthält. Wir nehmen die acht vor uns liegenden Hefte der Wichtigkeit ihres Inhalts nach.

Zweiter Klasse vierter Serie 1ste bis 3te Lieferung. Altitalienische Medaillons. Die Einleitung enthält einen kurzen Ueberblick über den Gang der Münzkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert. Im 15ten Jahrhundert kannte man den Münzstempel und die Kunst des Prägens noch nicht. Alle Medaillons wurden geformt, gegossen und ciselirt, und selbst als zu Anfang des 16ten Jahrhunderts Victor Camelo die Kunst erfunden hatte, die Stempel in Stahl zu schlagen, fuhr man doch während des ganzen Jahrhunderts noch fort, sowohl in Italien als in Deutschland, Medaillons zu gießen und zu ciseliren. Im 17ten Jahrhundert, als dieser Gebrauch in Italien abkam, ward er in Frankreich durch Dupré und Warin erst emporgebracht und dauerte bis in die letzte Zeit Ludwigs XIV. Der Gründer der italienischen Medaillenkunst war der veronesische Maler Vittore Pisanello, der um 1440 eine blühende Schule gründete, vom Pabst Martin V. nach Rom berufen wurde, am Hofe des Sigismund Malatesta zu Rimini in hohen Ehren stand und selbst von Mahomed II. nach Konstantinopel verlangt wurde. Seine Schüler und Nachfolger Matteo de' Pasti, Julio della Torre, Johann Maria Pomedello, Johann Carotto, alle aus Verona, Sperandio von Mantua, Boldù und Marescoti von Venedig, Johann Francesco von Parma, Pietro von Mailand, Andreas von Cremona, Clemens von Urbino, breiteten die Kunst über Italien aus. Auf den Tafeln dieser Serie findet man die schönsten Medaillons dieser Schule: 1) das Bildniß des Victor Pisanello selbst, wahrscheinlich von Francesco Corradini, dann mehrere Medaillen auf den König Alfons von Neapel, namentlich die von Pisanello mit dem Adler und dem getödteten Rehe auf der Rückseite; das auf Philipp Maria Visconti mit den drei Reitern auf dem Revers, eines auf Franz Alexander Sforza, auf Ludwig Gonzaga III. und auf Cecilia Gonzaga, Tochter Johann Franciscus I., mehrere auf Lionel von Este von demselben, und eine ansehnliche Reihe von Arbeiten des Matteo de' Pasti, z. B. die Medaillen auf Sigismundus Pandulfus Malatesta von Rimini, und auf seine Gemahlin Isotta. Auch das Bildniß des berühmten Leo Battista Alberti befindet sich darunter mit dem geflügelten Auge auf der Rückseite und der lakonischen Unterschrift: Quid tum. Im dritten Heft finden sich eine Anzahl Arbeiten des Sperandio, Johannes Boldù und Amadeus von Mailand. Um die Vollständigkeit und den Kunstwerth dieser Abbildungen zu ermessen, darf man diese drei Hefte nur mit dem Museum Mazzuchellianum vergleichen, in welchem ein Theil der hierin enthaltenen Medaillen nur in rohen Umrissen wiedergegeben sind. Was den Text betrifft, so gibt derselbe in wünschenswerther Kürze die Inschriften und Vorstellungen an, nebst Nachrichten über die vorgestellten Personen und die Verfertiger. Hie und da wäre eine Erklärung der auf den Werken dieser Zeit so häufigen, oft dunklen Anspielungen und Allegorien zweckmäßig. So wird z. B. Niemand den Sinn des Reverses auf der Medaille der Cecilia Gonzaga von Mantua verstehen, der nicht weiß, daß die Jungfrau mit dem Einhorn das Sinnbild der Reinheit ist.

Die neunte Serie der zweiten Klasse liefert schon im ersten und zweiten Hefte eine große Menge höchst merkwürdiger Siegel der Merowingischen, Caro-

lingischen und Capetingischen Dynastie. Die vor uns liegende Reihe geht bis auf Johann II. 1350. und ist nicht bloß um des Inhalts der Vorstellungen, sondern auch um ihrer künstlerischen Ausführung willen höchst merkwürdig, indem man sieht, wie weit die byzantinische und italische Kunst, und sodann der altdeutsche Styl auf die Sculptur in Frankreich Einfluß gehabt hat, welche von den Steinarbeiten an Kirchen und Schlössern bis auf diese Werke geringen Umfangs mit der Kunst in Deutschland gleichen Schritt gehalten zu haben scheint.

Von der ersten Serie III. Klasse, nämlich den Medaillen der französischen Revolution, ist nur erst ein Heft erschienen; die Einleitung verspricht eine weit größere Vollständigkeit, als die Werke von Millin und Hennin besitzen. Viele dieser Medaillen sind roh und flüchtig gearbeitete Gelegenheitsstücke ohne Kunstwerth; doch finden sich die Kenner auch durch die Arbeiten eines Dupré, Duvivier, Gatteaux, Andrieu, Brenet, Droz, Galle, Gatteaux d. j., Gayrard, Jouffroy und Anderer befriedigt, sowie durch die Porträts merkwürdiger Zeitgenossen jener großen Umwälzung.

Am wenigsten Beifall können wir der sechsten Serie der ersten Klasse geben, von welcher zwei Lieferungen vor uns liegen, die Basreliefs vom Parthenon enthaltend. Der Natur der Sache nach konnte für diese kleinen Abbildungen von zwei Zoll Höhe nur eine auf diesen unbedeutenden Maßstab verkleinerte Kopie als Original dienen. Wahrscheinlich ist dieses die von dem englischen Künstler Henning schon vor etwa 15 Jahren gearbeitete kleine Nachbildung des Panathenäenzuges, in welcher alle fehlenden Figurentheile und Gruppen willkürlich ergänzt sind, so daß die ganze zierliche Arbeit keinen anderen Werth als den einer artigen und eleganten Miniaturarbeit besitzt. Unsere Stahlstiche geben nun überdies diese Reliefs sehr dunkel in der Farbe und mit dem Glanz von Bleiabdrücken wieder, und die oben gerügte Stumpfheit der Formen ist hier besonders unerfreulich und verändert wesentlich den Styl der Zeichnung, wenn man auch darüber wegsehen wollte, daß der Grad der Erhabenheit, welche sich an den großen Originalen zeigt, durchaus ungenau wiedergegeben ist. Sonach ist weder ein künstlerisches noch ein wissenschaftliches Verdienst durch diese Unternehmung erreicht, und man muß nur die Gewissenhaftigkeit des Erklärers rühmen, welcher die Mühe übernommen hat, die ganze Vorstellung nach den neuesten Untersuchungen zu erläutern und alle jene willkürlichen Ergänzungen gewissenhaft anzuzeigen.

Es ist überhaupt zu wünschen, daß vermittelst dieses Verfahrens keine andere Sculpturwerke abgebildet werden, als solche, die man in der Originalgröße wiedergeben kann, weil jede verkleinerte Kopie eine bedeutende Veränderung des Styls veranlaßt, und in der That hätte man nicht nöthig, sich nach solchen, weniger authentischen Umständen umzusehen, da es noch so viele kleine Sculpturen, besonders aus dem Mittelalter, gibt, deren Bekanntmachung ein wahres Verdienst um die Kunstgeschichte seyn würde. Allein die Bücherdeckel, Diptychen und sonstigen kleinen Schnitzwerke des Mittelalters machen einen großen bis jetzt noch wenig bekannten Vorrath aus, dessen Bedeutung für die Geschichte der Sculptur noch bei weitem nicht genug erkannt ist.

Kunstverein in München.

Mai und Juni 1834.

Sander, Schloß Duino am Meerbusen von Triest, 4½′ breit, 3½′ hoch. Ein hoher von der Sonne beschienener Fels im Mittelgrund; auf dem Gipfel die Trümmer einer alten Veste; am Fuße brechen sich schäumend hohe Sturmwellen. Auch auf diese fällt aus durchbrochenem Himmel, an welchem in kleinern Partien dunkle Wolken hinfliegen, ein Sonnenstral, während die größere Hälfte des Meeres mit einem untergehenden Schiff und die nassen Felsenufer im Vorgrund im Schatten stehen. Die Wirkung des Kontrastes ist schlagend, die Darstellung ist lebendig und wahr; das Bild gehört zu den vorzüglicheren dieser Gattung und ist vom Vereine angekauft.

Seeger, Landschaft aus der obern Rheingegend, 2½′ breit, 2′ hoch. Im Vorgrund eine verfallene Brücke, wenige Kirchentrümmer dabei, im Mittelgrund Waldung, in der Ferne zieht der Strom durch die Hügelebene. Die Ausführung ist in des Künstlers bekannter Weise vortrefflich, vorzüglich die Färbung kräftig; hinsichtlich der Anordnung jedoch die Vorliebe für die horizontale Richtung, für das Uebergewicht der Luft ermüdend, sowie es sich durch keine innere Nothwendigkeit zu einem Ganzen schließt. Es ist Eigenthum des Vereins.

Hundertpfund. Ein armer Knabe, auf einer Bank neben einem Madonnenbild ausruhend; ein Holzbündel zu seinen Füßen deutet auf seine Arbeit, eine leere Suppenschüssel auf den wohlthätigen Charakter der Bewohner des Hauses, vor dem er sitzt. Die Sonne scheint, und wie es scheint heiß, jedoch nur auf seine Beine, während der Oberkörper mit dem Kopf im Schatten sich befindet. Der Sonnenwiederschein ist mit vorzüglicher Klarheit ausgedrückt. Dies kleine, sehr ansprechende, durch seine Naivität vor der Sentimentalität bewahrte Bild eines bisher nicht genannten Künstlers berechtigt zu ferneren Erwartungen, da Zeichnung und Färbung ein nicht gewöhnliches Talent verrathen. Es ist Eigenthum des Vereins.

Carl Schorn (aus Düsseldorf), Franz I. und Diana von Poitiers auf dem Schlosse Clery. Im Hintergrunde

ein Bett, davor links der König in galanter Tracht; auf seinem linken Schenkel, jedoch mit dem Rücken gegen den Beschauer, so daß man zwar das reizende Gesicht und den Oberkörper, aber nicht die Beine vom Knie an sehen kann, die Dame seines Herzens, ein Medaillon betrachtend, nach dem er mit der Rechten deutet, während er mit seiner Linken ihr den Gürtel löst.

Mit wie großem Fleiß das kleine Bild gemalt, mit wie viel Geschmack Kostüme, Geräthschaften u. s. w. behandelt sind, so konnte es sich doch und namentlich bei Künstlern keine Zustimmung erwerben, ja gerade der reizende, fast kindlich unschuldige Kopf Dianens steigerte nur das Unbehagen bei dem Anblick einer nur auf Befriedigung der Lüsternheit berechneten Darstellung, der weder durch Schönheit der Anordnung, noch durch Wahrheit und Frische der Zeichnung und Färbung das Gleichgewicht gehalten wird. Der Verein hat es angekauft.

Fohr (aus Heidelberg), Abendlandschaft, freie Komposition, ungefähr 3′ breit, 2½′ hoch. Gewölk hat sich vor die Sonne gezogen, die es niederdrückt, so daß der ferne Horizont in ihm verschwindet; an einzelnen Stellen aber bricht die Sonne durch und vertheilt nach verschiedenen Punkten der Landschaft ihre Stralen. Der Vorgrund zunächst, mit seinem Tannenhügel links, seinem einsamen Waldweg und tiefer Felsschlucht, ist ganz umschattet, doch streift ein Sonnenstral an die beiden hohen Buchen in der Mitte rechts, die das Bild an dieser Seite schließen, und vergoldet Stamm und Blätter. Zwischen diesen und dem Tannenhügel sehen wir hindurch in den Mittelgrund auf schöne Waldpartien, die ganz im Dämmerlicht, wie es durch dünnere Wolkensäume oder Streifen dringt, beleuchtet, dunkel von den von der Sonne sanftgeröthetem Felsenhöhen im Hintergrunde sich abheben.

Der Uebergang aus dem Mittelgrunde in den Hintergrund geschieht plötzlich, und die Verbindung des Stromes im letztern mit dem in der Felsschlucht fließenden wird nur im Gedanken hergestellt. Grade diese scharfe Scheidung des Mittel- und Hintergrundes, und die Verbindung des letztern mit dem Vorgrunde gibt dem Bilde eine ganz besondere Wirkung auf's Gemüth, deren sich Jeder bewußt seyn wird, der irgend mit dichterischem Sinn durch Wald und Gebirge gezogen. Das Bild ist vom Verein angekauft.

Dürk, Bildniß eines jungen blonden Mannes, auf dunkelrothem Grund. Der Rock ist graugrün mit schwarzem Kragen, der Kopf ist nach der rechten Seite (des Beschauers) gewendet. Nach fast einstimmigen Urtheil das beste Bildniß, was seit langer Zeit hier ausgestellt worden ist. Obschon in anderer Weise, doch eben so ausgezeichnet war das Bildniß eines geistlichen Herren in schwarzer Amtstracht, von Ortlieb.

Koch (in Rom), zwei Landschaften (2½′ breit, 1′ 10″ hoch, die unter sich in Beziehung zu stehen scheinen, durch Aehnlichkeiten und Gegensätze. Bei beiden erblicken wir ein klares Wasser im Vorgrund, in dem sich Himmel, Erde und Menschen spiegeln; in dem einen obendrein eine Heerde breitgestirnter Stiere; den Mittelgrund bildet bei dem letztern Bild ein kalkiger Hügel, in dessen Höhlungen eine Heerde Schafe hinaufgetrieben wird; beim andern ist der Mittelgrund eben; bei beiden aber setzt er sich dunkel von der duftigen Ferne ab. Im ersten Bilde ist (offenbar absichtlich) keine ebenmäßige Vertheilung von Licht- und Schattenmassen, Alles zerstreut, selbst die Baumgruppen einzeln, der Hügel ohne rechte Verbindung mit dem Ganzen — obschon Alles schön, und da nun in der Herme des Pan am Hügel, wie in der ganzen Staffage sich die Hindeutung auf's Alterthum zeigt, kann es Einem wohl bedünken, der Künstler habe das Heidnische in der Landschaft aussprechen wollen, um so mehr, als die andere, die klar und schön angeordnet, harmonisch gefärbt und in den Massen der Formen, Baumgruppen, der Beleuchtung vor Allen, in höchstem Ebenmaße gehalten, mit ihrem Kloster im Hintergrunde und dem auf dem Esel sitzenden Kardinal, so wie mit der Liebesscene im Vorgrunde (am Brunnen) offenbar auf eine neuere (christliche) Zeit deutet, selbst im Kostüm der Mädchen, das dem der Albaneserinnen entlehnt ist. Dieses letztere Bild erfreute sich ganz besonders der Theilnahme der Künstler, beide aber wurden vom Publikum, das aus falschem Eifer sich immer zu nahe an Kunstwerke stellt, da gerade jene erst in einiger Entfernung recht wirksam sind, lau aufgenommen. Das letztere der genannten Bilder hat Herr Kunsthändler Bolgiano angekauft.

Außerdem hat Hr. Koch vier Aquarellzeichnungen zu Dante's Hölle und Purgatorio, Entwürfe für die von ihm in Rom in der Villa Massimi ausgeführten Fresken, gesandt, von denen der Traum des Dante (die Einleitung des Gedichtes), und die Hölle, deren Hauptmotive in einem Feld zusammengedrängt erscheinen, sowohl als Komposition als hinsichtlich der Ausführung ganz bewundernswürdig sind und ganz aus dem Geiste hervorgegangen erscheinen, der uns in den Landschaften des Künstlers anspricht und dem wir im Gebiet historischer Kunst nur bei Karstens noch begegnen. Dagegen erschienen uns die Blätter aus dem Purgatorio, so werthvoll sie sind, fast wie von anderer Hand gezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Kehre täglich wieder zu den Fundamenten zurück, damit du an wenigen festen Prinzipien dich haltest und nicht in's Zufällige dich verlierest. Könnten wir die größten Meister und klarsten Geister über den Schwall des Mittelmäßigen sich aussprechen hören, sie würden Alle in der Behauptung übereinkommen: Hier ist das ewig Gesetzmäßige der Kunst nicht festgehalten, und darum ist alle weitere Bemühung vergebens aufgewendet.

Die größten Meisterwerke der Kunst sind auf's lebendige Kunstgebilde angewandte Fundamente.

*

Man kann aus zwei Gegensätzen ein Ganzes, eine kleine Welt schaffen. Ich sah ein geflecktes Kühlein auf der Fläche und einen wenig bewölkten Himmel über ihm, und es war ein ganzes Bild, dem in meinen Augen, meinem Innern nichts fehlte. Nur muß Beides wo möglich meisterhaft gemacht seyn. Es sind die einfachsten Kontraste der Natur; man kann aber zwischen solche ferne Beziehungen noch vermittelnde Verhältnisse stellen. So würde am Ende eine ganze Landschaft daraus. Ich möchte rathen, daß du die deinigen immer auf einen Hauptgegensatz gründetest.

*

Nach der Schule geht erst das rechte Lernen an.

Die Schule zeigt das Fachwerk; sie lehrt sich selbst üben; sie läßt uns ein consequentes, logisches, mathematisches Fortschreiten liebgewinnen; sie dringt auf Klarheit und zeigt, daß hinter Sprache, Terminologie und Nomenklatur eine tiefe Welt liegt, die wir erforschen sollen; sie pflanzt uns Achtung vor der Strenge des Systems ein, mit dem wir uns freilich in Leben und Praxis auf menschlich bedingte Weisen abfinden lernen, um nach unserer Art zur Totalität zu gelangen.

*

Man muß die Naturerscheinungen jede einzeln und mit Consequenz studiren, sie täglich, in jeder Jahreszeit beobachten. Man wird bald die unendlich scheinenden Formen auf einfachere, faßlichere Ausdrücke bringen, selbst Wolken, Nebel, Wellen und Wogen ꝛc., und bald alle Diejenigen überbieten, die die Natur immer als Prospekt im Ganzen beschauen.

*

Der Künstler muß sich ablehnend verhalten gegen Alles, was nicht mit seinem Streben harmonirt. Er muß sich zusammen nehmen für sein bestimmtes Fach. Der Kunstfreund ist allaufnehmend, divergent und unparteiisch in seiner Theilnahme an allen Kunstgattungen.

Architektur.

Paris. Die Crypten, das Schiff und die Strebepfeiler der Kirche von St. Denys werden dieses Jahr völlig restaurirt. Im nächsten Jahre sind noch die Façade des Portals und die beiden Thürme zu restauriren.

Man spricht von der Nothwendigkeit, den Quai de la Grève und den erzbischöflichen Platz zu vollenden, und die Sainte-Chapelle, die Kirche Notre Dame, welche verfällt, und die Kirche St. Germain l'Auxerrois zu restauriren. Die Kirche St. Sulpice und St. Eustache erwarten noch ihre Vollendung.

Limburg. Die Stadt Limburg und ihre berühmte mittelalterliche Festung sind durch eine Feuersbrunst stark beschädigt worden. Die Kirche und 70 Häuser sind ganz in Asche gelegt.

Athen. Französische Blätter melden, wir wissen nicht aus welcher Quelle, der griechische Architekt Kleanthes, welcher den Auftrag gehabt, einen Plan der neu zu gründenden Stadt Athen zu entwerfen, habe einen Theil der jetzigen Grundbesitzer begünstigt und sey deßhalb von seinem Posten entfernt worden. In dem von ihm vorgelegten Plan sey das Schönste, was man in Europa finde, vereinigt gewesen, man habe darin eine Nachahmung der Tuilerien, des Palais-Royal, des Marcusplatzes zu Venedig u. s. w. gefunden. Die Ausdehnung der Stadt sey auf 80.000 Einwohner berechnet gewesen; ihre Entfernung vom Piräus eine Stunde; letzterer sollte mit einer Handelsvorstadt umbaut werden. Zuverlässig ist, da es deutsche Zeitungen berichtet haben, daß der Geh. Rath v. Klenze am 10. Juli von München nach Griechenland abgereist ist, um auf Verlangen der Regentschaft ihr bei Fixirung des Plans der neuen Stadt Athen und des neuen Schlosses behülflich zu seyn. Ein anderer Architekt soll von der Regentschaft nach Syra geschickt worden seyn, um einen Leuchtthurm am Hafen, ein Lagerhaus für die Transitowaaren und ein neues Lazareth daselbst anzulegen.

Sammlungen.

Die kostbare Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen des verstorbenen Sir Thomas Lawrence ist von Hrn. Woodburn, einem der reichsten Kupferstichhändler in London, um 400.000 Franken angekauft worden. Sie war auf 1½ Millionen Franken geschätzt.

Persönliches.

Der König von Preußen hat dem Galerie-Inspektor Ternite in Berlin den Charakter als Hofrath verliehen.

Die französische Akademie der Künste zu Paris hat den Maler Overbeck in Rom an die Stelle des jüngstverstorbenen Grafen von Cicognara zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt.

Die Akademie von S. Luca in Rom hat an Wicar's Stelle den Direktor der Münchener Kunstakademie, Peter von Cornelius, zu ihrem ordentlichen Mitglied ernannt.

Am 22. Juli feierte zu Leipzig der durch seine architektonischen Werke berühmte Dr. Christian Ludwig Stieglitz, Probst des Domstiftes zu Wurzen, sein juristisches Doktorjubiläum, und hatte sich dabei einer sehr lebhaften Theilnahme, sowohl der Behörden als der Mitbürger, zu erfreuen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 67.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 21. August 1834.

Stuttgart.

April 1834.

Vom November des vorigen Jahres bis jetzt verzögert, ist der Rechenschaftsbericht des würtembergischen Kunstvereins über die Verwaltungsperiode von Martini 1830 bis 1833 (Stuttg. mit Steinkopfschen Schriften, 8. S. 36) nunmehr ausgegeben worden. Nachstehende Mittheilungen aus und zu demselben gehören dem Kunstblatt als einer Chronik der Kunstvereine an.

Die Zahl der Vereinsmitglieder war im Jahre 1828: 743 mit 888 Actien; im J. 1829: 712 mit 891 Actien; im Jahr 1830: 712 mit 888 Actien; im J. 1831: 706 mit 847 Actien; im J. 1832: 715 mit 855 Actien; im J. 1833: 715 mit 856 Actien. Die in diesen Zahlen enthaltene Abnahme zeugt indessen nicht von Verminderung des Interesses für den Zweck und die Vortheile der Gesellschaft. Es hat sich im Gegentheile seit dem Eintritt in die dritte Verwaltungsperiode des Vereins an Martini 1833 eine bedeutende Zahl neuer Abonnenten eingefunden, welche großentheils durch die ausgezeichnet schönen lithographirten Blätter herbeigezogen worden sind, die der Verein in der jüngsten Zeit unter seine sämmtlichen Mitglieder vertheilt hat.

Die Einnahmen des Vereins in der letzten dreijährigen Periode betragen 17,252 fl. 19 kr., die Ausgaben 17,244 fl. 29 kr. Es wurden dafür 52 verschiedene Kunstwerke, und zwar 34 Oelgemälde, 4 Aquarellgemälde, 5 plastische Werke mit Einschluß eines Steinschnittes und 6 Lithographien nach Begutachtung des Künstler-Comité's von dem Verwaltungsausschusse angekauft. Die Verloosung derselben ging am 16. Oktober 1833 vor sich; es waren: Humanitas, eine Allegorie von Eberhard v. Wächter, eine Mutter mit einem weißen und einem schwarzen Kinde auf ihrem Schooße, um 462 fl. Die Wahrsagerbude, Genregemälde von Pflug in Biberach, um 132 fl. Ansicht der Burg Hohenwittlingen bei Urach, von Dörr in Heilbronn, um 176 fl. Berghöhle bei Wiesensteig, von demselben, um 220 fl. Der Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern, von Schmid von Stuttgart (gegenwärtig in Paris, Schüler von Ingres), um 275 fl. Madonna mit dem Jesuskind, von musicirenden Engeln umgeben, von Wächter, um 440 fl. Ein am Bache schlafender Knabe, von Dieterich, um 470 fl. Der Ursprung der Brenz, Landschaft von Baier in Heilbronn, um 176 fl. Eine landschaftliche Komposition von demselben, um 66 fl. Ein Pferdestück, von Baumeister in Hohenheim, um 25 fl. Aussicht bei Livorno, von Büttgen in Stuttgart, um 198 fl. Ansicht des Drachensteins, von Dörr, um 176 fl. Ansicht von Lauterbrunnen, von Wagner aus Stuttgart (jetzt in Bern), um 132 fl. Ansicht von Reichenstein, von Dörr, um 176 fl. Das Brustbild einer Sabinerin, von Bruckmann aus Heilbronn, um 165 fl. Ansicht vom Wäckerstall, von Groß in Hall, um 33 fl. Hecuba unter den Ruinen von Troja, von Wächter, um 550 fl. Hohenzollern, Landschaft von Groß, um 88 fl. Gegend bei Heilbronn, von Baier, um 132 fl. Landschaftliche Komposition von Müller aus Riga, um 198 fl. Die Kartenschlägerin, Genrebild von Pflug, um 132 fl. Pissevache in Wallis, Landschaft von Dörr, um 200 fl. Schloß Horuberg am Neckar, von demselben, um 200 fl. Bildniß eines Landmädchens aus dem Hohenloh'schen, von Wagner in Heilbronn, um 176 fl. Ein Früchtestück, von Danner in Ludwigsburg, um 154 fl. Ansicht des Aetna, von Louis Mayer aus Heilbronn, um 440 fl. Allegorie von Wächter: Dike, Eunomia und Irene, um 396 fl. Durchsicht einer Klosterhalle bei Florenz, von Büttgen, um 110 fl. Aussicht bei l'Ariccia, von L. Mayer, um 198 fl. Ein Seesturm, Genrebild, von Gutekunst in Stuttgart, um 220 fl. Ansicht der Wenger-Alp, von Fr. Wagner von Stuttgart, um 154 fl. Häusliche Scene, Genrebild von Göser in Biberach, um 80 fl. Gegend bei Steinen in der Schweiz, von Caroline Ulrich in Stuttgart, um 143 fl. — Basrelief in Marmor: ein Greis, der einem Kinde zu trinken reicht, von

Weitbrecht, um 380 fl. Marmorbüſte des Herzogs Chriſtoph von Württemberg, von Theodor Wagner, um 660 fl. Basrelief in Marmor: der lernende Jüngling, von Weitbrecht, um 44 fl. Basrelief in Marmor: Telephus von der Hirſchkuh geſäugt, von Wagner, um 220 fl. Basrelief in Marmor: der Genius der Auferſtehung bei einem Greiſe, von L. Mack, um 281 fl. Runde Marmorgruppe, ein Knabe mit einem Hunde, von Wagner, um 440 fl. Schillers Porträt, in Amethyſt geſchnitten, von Hirſch in Stuttgart, um 275 fl. Zwei Landſchaften in Aquarell von Sepffer, um 88 fl. Zwei deßgl. von Heinzmann und Emminger, jede um 53 fl.

Dies ſind außer einer nicht unbedeutenden Anzahl von Steinzeichnungen vaterländiſcher Lithographen die von dem Verein erworbenen und verloosten Kunſtſachen, von welchen mehrere auch außer Landes, namentlich in den Beſitz J. K. H. der Großfürſtin Helena von Rußland nach Petersburg, gekommen ſind. Es zeigt ſich auch diesmal das hiſtoriſche Element nicht ſo im Hintergrunde, wie bei anderen Kunſtvereinen, und iſt nur zu wünſchen, daß nicht bloß der, mit 70 Lebensjahren noch unermüdete und in neuen Erfindungen und Entwürfen jugendlich geiſtreiche Wächter, ſondern auch jüngere Meiſter dieſes Faches, und beſonders die württembergiſchen Zöglinge der Münchener Schule mit ihren Einſendungen nicht ſäumen mögen.

Die in der letzten Verwaltungsperiode zur Vertheilung an ſämmtliche Vereinsgenoſſen beſtimmten Kunſtblätter waren drei Steinzeichnungen. Zwei davon ſind nach Gemälden von Pflug, welche der Verein früher angekauft hatte, die Spieler, von Küſtner in Stuttgart, die Hauswaſch, von Wölffle in Stuttgart lithographirt worden; die dritte ausnehmend gelungene Steinzeichnung iſt von Emminger aus Biberach nach dem großen, im Beſitze S. M. des Königs befindlichen Oelgemälde von Steinkopf, die Anſicht des königl. Landhauſes Roſenſtein und des Neckarthales von Canſtadt gegen Eßlingen und bis zu den Anfängen der ſchwäbiſchen Alp hin darſtellend, als Seitenſtück zu dem von Heinzmann in München lithographirten Blatte, der Rothe Berg nach Steinkopf, gefertigt worden. Die Summe, welche auf Anſchaffung dieſer drei Blätter verwendet wurde, beträgt 2151 fl. 24 kr.

Nach dem Vorgange des Münchner Kunſtvereins hat der Verwaltungsausſchuß in einem Anhange zum Rechenſchaftsbericht den Nekrolog derjenigen vaterländiſchen, vom Kunſtverein beſchäftigten Künſtler aufgenommen, welche im Abfluß der letzten Verwaltungsperiode geſtorben ſind. Ich laſſe denſelben hier folgen.

Johann Jakob Müller, Landſchaftmaler.

Von Geburt ein Ausländer, iſt er durch langen Aufenthalt und Verheirathung in Würtemberg einheimiſch geworden. Er war der Sohn eines Aelteſten in Riga, wo er im J. 1765 in's Leben trat. Er ſtudirte die Theologie, und predigte bereits in der lettiſchen Sprache ſeines Vaterlandes, als ihn Neigung zur Kunſt und Talent für die Malerei beſtimmten, die früher gewählte Laufbahn zu verlaſſen und Landſchaftmaler zu werden. Deßwegen reiste er nach Dresden, um bei dem damals in hohem Rufe als Lehrer der Landſchaftmalerei ſtehenden Profeſſor Klengel Unterricht zu nehmen. Nachdem er ſich hier ein paar Jahre aufgehalten und ſodann die Schweiz in künſtleriſcher Abſicht beſucht hatte, kam er um das Jahr 1800 nach Stuttgart. Im Sommer 1802 erhielt er eine ruſſiſche Penſion, um ſich in Italien zu vervollkommnen. Er verweilte vornehmlich in Rom, und kehrte, nachdem er ein großes Oelgemälde, eine Anſicht der Grotte des Neptun bei Tivoli, nach Petersburg geſchickt hatte, aus Mangel an Mitteln ſchon im J. 1803 nach Stuttgart zurück. Hier verheirathete er ſich ſpäterhin mit Caroline geb. Ritter und lebte, ganz ſeiner Kunſt ergeben, auch bei manchmal gedrückter Lage ſcheinbar zufrieden.

König Friedrich gab ihm den Titel eines Hofmalers, und in Württemberg ſind viele ſeiner Gemälde, und darunter die ausgezeichnetſten, zu ſehen.

Bei ſeinem Aufenthalt in Rom hatte er ſich zum angelegentlichſten Studium gemacht, aus den alten Werken, beſonders des Claude Lorrain, die Behandlung der Fernen ſich anzueignen, weßhalb er auch in den Galerien Doria und Colonna mit anhaltendem Fleiß die Bilder dieſes Meiſters kopirte. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß dieſes Studium in allen ſeinen Gemälden auffallend ſich zu erkennen gab, deren Werth hauptſächlich von dieſer Seite, erſt mit der Zeit anerkannt werden wird.

Im Jahr 1816 reiste Müller mit einer Anzahl ſeiner Bilder, während des dortigen Congreſſes, nach Aachen, und hatte das Glück, ſeine Abſicht zu erreichen. Kaiſer Alexander von Rußland nämlich verwilligte ihm, da er ſich dem Wunſche ſeines Monarchen zur Heimkehr nach Rußland zu willfahren nicht entſchließen konnte, eine bedeutende Summe, womit er im J. 1817 zum zweiten Male nach Italien ging. Von ſeinen pompejaniſchen Anſichten aus dieſer Zeit ſind ſpäter zwei in den Beſitz des Königs Ludwig von Bayern gekommen.

Die letzten Jahre ſeines Lebens hatte Müller mit Nahrungsſorgen zu kämpfen, und der Kunſtverein, an deſſen Entſtehung er den eifrigſten Antheil genommen hatte, hat nicht wenig beigetragen, durch den Kauf einer verhältnißmäßig großen Anzahl ſeiner Bilder, unter welchen ſich beſonders einige ſchöne Kompoſitionen befanden, ſeine Noth zu erleichtern. Er ſtarb am 21. Sept. 1832 nach langem Krankenlager im 69. Jahre ſeines Alters. Er liebte und übte außer der Malerei auch Muſik, ſpielte Klavier und Guitarre, und ſang einen angenehmen Tenor. Wiſſenſchaftliche

Studien hat er nie ganz bei Seite gelegt, und namentlich beschäftigte ihn in seinen letzten Jahren der Umgang mit den naturphilosophischen Schriften Schellings. Seine stille und bescheidene Persönlichkeit hatte ihm im neuen Vaterlande viele Freunde gewonnen.

Ludwig Mack, Bildhauer.

Derselbe, am 22. Okt. 1799. zu Stuttgart geboren, ist der ältere Sohn des noch lebenden K. Hofstuccators Mack, unter dessen früher Anleitung, sowie bald darauf in Danneckers Schule, der Sohn die Technik der Bildhauerei erlernen durfte. Mit schönen Kenntnissen ausgerüstet, und von ungewöhnlichem Eifer für seinen Beruf beseelt, ging Mack im Anfang des J. 1822 nach Dresden, wo er die Kunstakademie besuchte und die Kunstsammlungen, sowie die ermunternden Belehrungen Böttigers und Hase's benützte. Nach einem Aufenthalt in Berlin von mehreren Wochen, der in den Frühling desselben Jahres fällt, kehrte er im Herbste nach Stuttgart zurück. Er arbeitete von nun an für sich und komponirte Vieles. Sein größtes Werk ist eine Allegorie der Vergeltung unter dem Namen des jüngsten Gerichts, ein Relief, über dessen Verkauf in das Ausland zur Ausschmückung einer Kirche gegenwärtig unterhandelt wird. Mack erhielt sofort von der Regierung einen Beitrag zur Ausbildungsreise nach Italien, und brachte die Zeit vom September 1824 bis in den November 1825 an den Hauptkunstplätzen dieses Landes, vornehmlich in Rom und Neapel, zu. Den Heimweg nahm er über München. Das in Rom von ihm in Marmor ausgeführte Basrelief „Amor und Psyche" hat der Kunstverein angekauft, und es bleibt als Geschenk des Gewinners, des Hrn. Hofraths v. Dannecker, im Besitze der Gesellschaft. Im Vaterlande wurde dem zurückgekehrten Künstler aufgetragen, das von Dieterich erfundene Hochrelief für das nördliche Giebelfeld des königl. Landhauses Rosenstein in Sandstein auszuführen. Da jedoch in ihm der Drang nach freier Produktion die Neigung zu ruhiger Ausführung überwog, und ihn hiebei der Umgang kunstsinniger Freunde ermunterte und unterstützte, auch die mit seinem Kunstberuf verwandte unermüdliche Lektüre ihn zu immer neuen Versuchen und Entwürfen in Thonskizzen reizte und er die Ueberzeugung hatte, hierin liege das eigenthümliche Gebiet seines künstlerischen Wirkens, so entschloß er sich im J. 1829 zur Herausgabe seiner gelungensten Kompositionen in Umrissen; kräftig gezeichnet von Rudolph Lohbauer, und mit erklärenden Dichtungen bekleidet, erschienen hievon sechs Blätter im ersten Hefte. Ueber der Vorbereitung des zweiten Heftes und über der Ausführung eines Basreliefs in Marmor, welches der Kunstverein für seine jüngste Verloosung angekauft hat, befiel den Künstler eine langwierige Brustkrankheit, welcher er am 8. August 1831 erlegen ist.

Der Eifer für seinen Beruf hatte ihn frühe ernst und streng in seinem Umgang und Urtheile wie im Aussehen gemacht, und scheint auch unter dem Ringen und Streben des Geistes den zarten Körper verzehrt zu haben. Im Jahr 1827 hatte sich Mack mit einer Tochter des Pfarrers Magenau in Hermaringen bei Heidenheim verheirathet, eines Mannes, der auf die höhere Richtung seiner künstlerischen Thätigkeit den bedeutendsten Einfluß geübt hat; und von zwei Kindern, die ihm eine höchst zufriedene Ehe geschenkt hatte, ist eine Tochter noch am Leben.

Kunstverein in München.

(Beschluß.)

E. Spekter (aus Hamburg, jetzt in Rom), Simson und Delila. Letztere, ganz entkleidet, sitzt auf einem Ruhebette, in ihrem Schooße ruht der Held mit geschornem Haupte, seine geraubten Locken hält die Buhlerin froh den durch die Thüre eindringenden Philistern entgegen. Dies Bild gehört zu den ausgezeichneteren der neuen Schule und beurkundet des Künstlers vielseitiges Talent, das uns aus einfachen Randzeichnungen zu frommen Liedern bereits bekannt war. Gegenwärtiges Bild ruht auf anderer Grundlage. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß es dabei dem Künstler weniger um Darstellung des beabsichtigten Gegenstandes, als um den Gebrauch künstlerischer Mittel zu thun war. Dafür spricht zunächst der gewählte Moment, in welchem die That nicht ausgesprochen ist. So lange Simson noch schlafend im Schooße der Delila liegt, wissen wir nicht, ob nicht der Ruf: „Philister über Dir!" ihn abermals zum siegreichen Kampfe weckt. Nicht genügt es, daß die entscheidende That geschehen, sondern daß wir sehen, daß sie entscheidend war. Nur die Haarlocke in Delilas Händen charakterisirt in gegenwärtigem Bilde den Moment; ein Strickende, eine Kette an derselben Stelle gäbe uns bei der übrigens ganz unveränderten Vorstellung einen ganz andern Moment der Geschichte. Dies ist in Bezug auf historische Kunst offenbar falsch. Nur der gefesselte, seine Ueberlistung sehende, vergeblich gegen die Philister ankämpfende Held wäre hier an seiner Stelle. Obschon nun die historische Kunst eben die That zum Gegenstand hat und es vorzugsweise Augenmerk und Verdienst der neuen Kunst ist, das Wesen der Sache (des Geschehenen, des Darzustellenden), und sie somit in ihrer Allgemeingültigkeit zu erfassen, so ist doch immer noch eine Kunstrichtung denkbar, nach welcher die Mittel der Darstellung (menschliche Körper, Affekte, Farbe, Helldunkel und alles Verwandte) zum Zweck gemacht und

die Geſchichte als Schmuck oder Subſtrat der Darſtellung (wie häufig in Landſchaften geſchieht) benutzt wird. Am freieſten und großartigſten ſpricht ſich dieſe Richtung bei den ſpätern Venetianern aus, die mit der Kraft und Friſche ihres Talents ſich der Natur in die Arme warfen und mit offenbarer Hintanſetzung der jedesmaligen ſpeziellen Aufgabe nur jene in ihrer höchſten Blüthe darzuſtellen trachteten. Daß das genannte Bild von Spelter von dieſem Standpunkt aus zu betrachten ſey, liegt am Tage. Von der Stellung Delila's, die, mit leichter Kopfneigung nach vorn gekehrt, auf den linken Arm rückwärts geſtützt, mit der nach vorwärts ausgeſtreckten Rechten die Locken haltend, mit den Schenkeln die Doppelbewegung, jedoch nach entgegengeſetzten Seiten wiederholend, alle erſinnlichen Reize eines weiblichen Körpers zeigt, bis zu der Farbenzuſammenſtellung vom geſättigten warmen Grün und Roſa (der Gewandzipfel), Weiß (des Bettzeugs) und Dunkelpurpurroth (des Vorhangs), will Alles das Auge feſſeln und erfreuen. Aber wir können uns auch der Anſicht nicht erwehren, daß dieſe Kunſtrichtung eine nur willkürlich angenommene ſey, daß wenigſtens die Abſicht, die Mittel der Kunſt und zwar in einer ganz beſtimmten ſinnenreizenden Weiſe geltend zu machen, eben als ſolche, alſo in reflektiver Weiſe hervortrete, wodurch dem Bilde alle der Zauber abgeht, der die venetianiſchen lebenswarmen, friſchen, aus innerer Nothwendigkeit gebornen und, bei aller Sinnlichkeit, unſchuldigen Bilder ziert. Auch bei Simſon hat nicht ein eigentliches, geſundes Schönheitsgefühl die zeichnende Hand geleitet, überall herrſcht die Abſicht vor, durch contraſtirende Bewegungen die Wirkung zu gewinnen, woraus es vielleicht zu erklären, wie der Künſtler zu dem bei ganz nackten Figuren erdenklich unedelſten Motiv (Simſon ſtemmt den Ellenbogen des eingebogenen Arms in die Schaam Delilas) kommen konnte. Der Zeichnung gebricht es, trotz aller Grazie der Lineamente, doch an jenem Ernſt, mit welchem die neuere Kunſt das Eigenthümliche der Natur zu erfaſſen und mit der Schönheit zu verſöhnen geſtrebt, ſo daß ſie in den meiſten Fällen, vorzüglich aber am männlichen Körper, zu flau geblieben. Was die Färbung betrifft, ſo iſt die Geſammtwirkung äußerſt harmoniſch; allein zu deutlich blickt die Methode des Malers durch, und ihr möchten wir den Mangel an Kraft und Friſche im Colorit der Fleiſchpartien zuſchreiben. Irren wir nämlich nicht, ſo iſt das Bild grau untermalt, und bei der Uebermalung das unterlegte Grau bedeutend benutzt. Es iſt hier nicht der Ort, die Gründe anzuführen für unſere Ueberzeugung, daß die Venetianer dieſe Methode nicht geübt; nur dies wollen wir geltend machen, daß ſie in ihrer Wirkung durchaus unempfehlend ſich zeigt, und daß ſie mehr, wie jede andere, die Palette ſehen läßt.

Wir haben uns länger, als es unſer Vorſatz bei dieſen Kunſtnotizen iſt, bei dem Bilde des Hrn. Spelter aufgehalten; möge dies als ein Zeichen unſerer Werthſchätzung genommen werden. Aber wir fügen auch den beſtimmten Wunſch hinzu, daß dieſes Bild (wie es unſers Wiſſens, das erſte war) das letzte des Künſtlers in dieſer Weiſe ſeyn, und er wieder auf die Bahn einlenken möge, welche die Gründer der neuen Kunſt unter vielen heißen Kämpfen und Mühen vorgezeichnet.

ef.

Aphorismen.

Man kann oft bemerken, wie neuere Künſtler ältere Bilder gleichgültig oder eiferſüchtig betrachten. Es iſt wohl Aerger über das Unerreichbare, Neid über den möglichen Vorzug, den jene auf dem Kunſtmarkt erhalten könnten, oder ein Stolz, der gar nicht den Schein haben will, als könnte er hier Etwas lernen. Bei allen öffentlichen Gelegenheiten, wo Werke der bildenden Kunſt vor Augen ſtehen, ſind die ſeltenſten Gäſte — die Künſtler. Wenn man bedenkt, daß man ſeine Schule nur vor den Kunſtwerken machen kann, ſo erſtaunt man über die Kühnheit, die Tiefen der Kunſt aus ſich ſelbſt ſchöpfen zu wollen.

*

Copire nie, ohne zuvor den ſchaffenden Geiſt, die bildende Hand des Meiſters emſig ſtudirt zu haben.

Akademien und Vereine.

Am 5. Mai hielt im wiſſenſchaftlichen Kunſtverein zu Berlin der Architekt Böttticher einen Vortrag über die allegoriſchen Darſtellungen auf Kirchenteppichen des Mittelalters, zu deren Erläuterung er eine Anzahl buntausgeführter Zeichnungen vorlegte, von denen ein Heft bereits in Steindruck bei G. Gropius erſchienen iſt. Zum Beweiſe, was die gegenwärtige Kunſt der Seidenweberei in Berlin vermag, legte Hr. Böttticher einige, nach ſeinen Zeichnungen in der Seidenfabrik von C. Gropius gewebte Stoffe vor, welche an Gediegenheit und Kraft Alles übertreffen, was in neuerer Zeit in dieſer Weiſe gearbeitet worden. Einige Zeichnungen zu ſeidenen Wandtapeten für das Palais des Prinzen Wilhelm, Sohn des Königs von Preußen, welche von C. Gropius ausgeführt werden ſollen, wurden ebenfalls vorgelegt. — Hr. Eichens wies mehrere ihm von Toſchi zugeſandte Blätter vor; darunter das Porträt des regierenden Großherzogs von Toscana, von Eichens nach der Natur gezeichnet und von Toſchi geſtochen.

Kunſtausſtellungen.

Vom 1. Juli an hat eine Kunſtausſtellung zu Rheims, und vom 28. an eine zu Lille ſtatt gefunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 68.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 26. August 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Fortsetzung von Nro. 56.)

Die Pfarrkirche Allerheiligen.

Diese Kirche, gemeinhin in Bezug auf Größe und Ort nur die Allerheiligen- oder Hofkapelle genannt, ist durch Geh. Rath v. Klenze an der Ostseite der Residenz in einem dem romanischen am meisten verwandten Baustyle aufgeführt worden. Sie hat keinen Thurm; das flache Dach bedeckt die beiden Kuppeln des Mittelschiffes, so wie die oben nur etwa 15′ tiefen, zur Aufnahme der Logen bestimmten Seitenschiffe. Jede der ganz runden Kuppeln ruht auf einer vierfachen Bogenstellung, und zwar so, daß die erste durch breite Bänder nach Nord und Süd mit den Logen des Seitenschiffes und der Fensterwand, nach Osten mit dem Musikchor, nach Westen mit der zweiten Kuppel in Verbindung steht. Diese Bogenstellung nun ruht auf marmornen Säulen, durch welche die unter den Logen erweiterten Nebenschiffe vom Mittelschiffe getrennt sind. Je drei Fenster schmücken eine Loge und lassen, da sie nur klein sind, den größten Raum der Wand frei. Diese, die Kuppeln, die Bänder, die Füllung zwischen den Bogenstellungen, die Chornische und die Rückwand der Façade sind die der Malerei angewiesenen Räume. Der Sculptur blieb nur die Verzierung des Eingangs von außen, über welchem sich die Apostel Paulus und Petrus, und eine Anbetung Christi durch Maria und Johannes, in grünlichem Sandstein von Prof. Konrad Eberhard in älterm Kirchenstyle ausgeführt, befinden. Ehe ich nun aber an die Malereien im Innern, die umfassende Arbeit des Prof. Heinrich Heß gehe, erlaube ich mir einige allgemeine Bemerkungen über die den Styl derselben bedingende Beziehung der Kunst zur Kirche.

Es ist eine unter uns ziemlich herrschende Ansicht, daß das Wiederaufleben der Kunst in Italien auf kirchlich religiösem Grund und Boden, auf der allgemein herrschenden Frömmigkeit, auf der engen Verbindung der Kunst mit der Kirche ruhe. Stellt nun schon ein Blick in die Geschichte des 13ten und 14ten Jahrhunderts die Annahme allgemeinherrschender Frömmigkeit in Italien in Frage, so macht ein zweiter auf den im Ganzen unveränderten Zustand der katholischen Kirche die obige Annahme noch bedenklicher. Im Dienste dieser Kirche hat sich die Kunst vom tiefsten Ernst über die Höhen des freiesten Humors bis zur Ausgelassenheit und gänzlichen Verzerrung fortgebildet, ohne daß jene es bemerkt, oder gehindert, oder in ihren Rechten, in der Ausübung ihres Berufs sich gestört gesehen hätte. Das unverletzliche Bündniß der Kirche mit der Kunst ist also anderswo zu suchen, als bei den Begründern der neuen Kunst im Mittelalter, oder bei ihren Nachfolgern; wir finden es in der griechischen Kirche, bei der bis auf diesen Tag die geringste Neuerung an einem Bilde, und wäre es die veränderte Farbe eines Auges, oder ein kürzer geschnittener Bart, wie jeder andere Verstoß gegen den geheiligten Ritus angesehen und verwehrt wird. Daß sich die Kunst, als die Offenbarwerdung der edelsten Kräfte des Menschengeistes, in solcher Hörigkeit nicht halten kann, so lange irgendwie organisches Leben fortwirkt, hat die Geschichte gezeigt, und es ist Giotto's unsterblicher Ruhm, die Malerei seines Vaterlandes auf die Bahn der Selbstständigkeit geführt zu haben, auf welche sie die uns bekannten Höhen erreichen konnte. So hoch wir nun aber dieses Verdienst stellen, wollen wir uns doch nicht abhalten lassen, nach dem Eigenthümlichen zu fragen, das in dem anderen Verhältniß sich zeigt. Die Fortbildung zur Individualität ist der nothwendige Entwickelungsgang des Menschengeistes, und wo jene hervortritt, verschwindet vor dem betrachtenden Blick leicht jedes andere Interesse. Der Spätern nicht zu gedenken, sehen wir von Michel Angelo und Raphael zurück bis auf Giotto eine Menge Werke religiöser Kunst, die uns von jeder andern Betrachtung abziehend in die Tiefen und Weiten

ihres eigenen Gebietes führen und gefangen halten. Die Absicht der Kirche und ihrer Gebräuche ist aber auf Erweckung und Erhaltung der Andacht gerichtet; sie will nur an die in der Seele verborgene Glocke anschlagen, damit diese weiter klinge, aber nicht ein Spiel vor jener aufführen. Daher der Werth und die Nothwendigkeit des Symbolischen für sie, wodurch nie etwas dar-, sondern nur vorgestellt und somit die Seele in (unbewußter) Selbstthätigkeit und (in Bezug auf's Kunstwerk) in Freiheit gehalten werden soll. Wie groß die zur Zeit Giotto's bewirkte Revolution ist, würde die katholische Kirche am deutlichsten sehen, wenn sie sich dieselbe an einer andern Stelle des Altars dächte, z. B. bei der Messe, die — eine symbolische Darstellung des Leidens und Opfers Christi — in ihrer beabsichtigten Wirkung total aufgehoben würde, sobald es den Priestern erlaubt wäre, die einzelnen gemeinten Ereignisse ein Jeder nach seiner eigenthümlichen Anschauungsweise vorzustellen.

Dem gegenüber sehen wir also in der griechischen Kirche das der ursprünglichen Bestimmung der religiösen Kunst entsprechende Gesetz streng festgehalten, und auch in der italienischen bis zu Anfang des 14ten Jahrhunderts beobachtet, wir sehen da die Kunst ausschließlich der Andacht dienen, also in der Ausübung eines bestimmten kirchlichen Berufs.

Abgesehen nun davon, wie weit in der katholischen Kirche sich, nach fünfhundertjähriger Entwöhnung, das kirchliche Bewußtseyn und Bedürfniß rein und lebendig erhalten hat, liegt unverkennbar der Anordnung der Malereien in der neuen Hofkapelle die Absicht zu Grunde, die Thätigkeit der Kunst in den oben genannten Schranken symbolischer Auffassung in Anspruch zu nehmen, und somit eine — wenigstens für die Gegenwart — neue Seite derselben sichtbar zu machen. Da uns inzwischen die strengen Kunstvorschriften weder der griechischen noch der altlateinischen Kirche geläufig, zum großen Theil nicht einmal bekannt sind, obendrein ein ganz sklavisches Verhältniß der neuern Kunst geradezu widerspricht, so werden wir die Arbeit des Prof. Heß nur als eine aus dem Geiste jenes Gesetzes hervorgegangene zu betrachten und strengere Anforderungen dem Patriarchen von Konstantinopel zu überlassen haben.

Indem wir uns nun wieder die oben erwähnten architektonischen Räume vergegenwärtigen, kommen wir zu den Freskomalereien, mit denen sie ausgeschmückt sind. Sie stehen wie die Mosaiken der Venediger Markuskirche u. A. auf leuchtendem Goldgrunde, der, indem sich sein Licht im Sonnenwiderschein bis zum Feuerglanz steigert, auf eindringliche Weise zum Feierlichen des Ortes stimmen wird. Die erste Kuppel mit den angrenzenden Bändern und Seitenloggien nimmt die Vorstellungen aus dem alten, die zweite die aus dem neuen Testamente auf. Jehovah, der Gott des alten Bundes, sieht aus der Mitte der ersten Kuppel herab; in ihm spricht sich der Begriff des Schöpfers noch weiter dadurch aus, daß die Erschaffung der Himmelskörper, der Pflanzen und Thiere, des Menschen und dessen erste unglückliche Geschichte in acht kleinen Bildern wie ein Kranz um ihn gezogen ist. Auf der Basis der Kuppel aufstehend, sieht man ohne Sonderung durch Rahmen oder Verzierung in überlebensgroßen Figuren den Bau der Arche Noah's, zu welcher der Patriarch das Modell aus Engelshänden empfängt; die Sündflut, ferner die Rettung der Noachiten und ihr Opfer in zwei Bilder vertheilt. Zwischen dieser Folgereihe und den Schöpfungsbildern sieht man in besondern Einfassungen, gelb auf schwarzem Grunde, vier kleinere Bilder, den babylonischen Thurmbau, die Pflanzung des Weinstocks, die Trunkenheit Noah's und die Verfluchung Cham's. — Was uns besonders auffallend in der Anordnung erscheint, ist die Abbildung Jehovah's in bloßem Brustbild, was vielleicht auf die nur halbe Offenbarung Gottes im alten Testament zu deuten ist, zumal da später Christus in ganzer Figur vorgestellt ist; ferner die Reihenfolge der Bilder aus der Schöpfungsgeschichte, in welcher immer zwischen zwei kosmischen oder physischen mit Uebergehung der Zeitfolge ein menschliches inne steht. In den 4 Füllungen der Bogenstellung sind — durch Attribute kenntlich — die vier riesengroßen Abbilder der Erzväter angebracht. Was nun die zur Kuppel gehörigen Nebenloggien betrifft, so wird die südliche an der Fensterwand das Opfer *Isaak's* schmücken (doch ist das Bild noch nicht angefangen). Am Band aber zwischen Kuppel und Wand wird gegenwärtig die Speisung Abraham's durch Melchisedech (in überlebensgroßen Gestalten) gemalt; in kleineren grauen Bildern daneben sieht man die Verkündigung der drei Engel und die Verstoßung Hagar's. In der gegenüberstehenden Loge wird, außer den beiden kleinern Bildern, die Erscheinung Gottes im feurigen Busch, sowie den Tod Mosis vorstellend, noch das Wunder desselben, wie er mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, gemalt. In dieselbe Loge kommen noch den David betreffende Bilder, die indeß noch nicht begonnen worden.

Das Band zwischen der ersten und zweiten Kuppel ist mit den vier großen Propheten und der Vorstellung der Geburt Christi geschmückt; zwischen beiden zeigen uns kleinere Bilder die Verkündigung Mariä und die Stimme des Predigers in der Wüste. So wird durch Andeutung der Voraussehungen und der wirklichen Incarnation Gottes der Uebergang zum neuen Testament gefunden, welches den Inhalt für die zweite Kuppel gibt. Hier thront Christus, wie oben gesagt, in ganzer offenbarer und verklärter Gestalt, im Sternengewand die Arme wie zur Umarmung ausgebreitet. Vier Gruppen von englischen Halbgestalten umgeben ihn, wie eine Glorie. Im weiten

Kreise ringsum sitzen, ein Jeder für sich, wie Statuen, die zwölf Apostel, weit überlebensgroße Gestalten, und an der Stelle der Erzväter in der ersten Kuppel, hier die gleichgroßen Evangelisten mit ihren symbolischen Zeichen und außerdem jeder von einem Engel begleitet. Die Loge zur Linken wird die Passionsgeschichte aufnehmen, in der zur Rechten wird gegenwärtig gemalt und im Laufe des Jahres vollendet: die Auferstehung, das Noli me tangere und der ungläubige Thomas, die Erscheinung Christi zu Emaus und bei den andern Jüngern (letztere beiden nur kleine graue Bilder), und die Himmelfahrt, bei welcher wir die eigenthümliche, durch den Raum zunächst gebotene Anordnung, nach welcher wir den aufschwebenden Heiland im Profil sehen, bemerken. Im Band der Chornische werden in sieben Bildern die Sakramente vorgestellt (und sind bereits Ehe und Confirmation vollendet), in der Chornische selbst die Dreieinigkeit; in dem breitern Band aber, welches den Uebergang zur Chornische bildet, wird auf symbolische Weise der heilige Geist und seine Wirkung in der Kirche vorgestellt werden. Mit Ablauf des Jahres 1836 soll das Ganze vollendet seyn. Dann erst wird die Absicht des Künstlers, dem es bei einem so umfassenden Werke und bei den gegebenen beschränkenden Bestimmungen hauptsächlich um die Totalwirkung zu thun ist (womit ich nicht etwa die durchgehende Strenge, mit welcher allen artistischen Anforderungen von Seite des Künstlers Genüge gethan wird, im mindesten in Frage stelle), in voller Klarheit sichtbar werden, und unsere Zeit ein Monument altreligiöser Kunst, wie kein zweites diesseits der Alpen existirt, besitzen. Außer Hrn. Heinrich Heß arbeiten, jedoch unter seiner Oberaufsicht, an den genannten Fresken die Herren Gebrüder Schraudolph aus dem Algäu, der durch seine Lithographien nach Overbeck rühmlich bekannte Hr. Koch aus Hamburg, Hr. Müller aus dem Algäu, und früher war noch ein Hr. Binder aus Wien daselbst beschäftigt. Ganz besondere Erwähnung verdienen noch die mit vielem Geschmack und ganz im altitalienischen Kirchenstyle erfundenen und alle Bilder umwebenden und verbindenden Verzierungen, sowie die aus der Bibel entnommenen vielen Inschriften.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur.

Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Versuch, bei Gelegenheit der zweiten Kunstausstellung herausgegeben vom Advokaten Detmold in Hannover. Hannover, 1834. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 8. S. 90.

Diese Schrift einer geistreichen Laune tritt zunächst mit einer bloß lokalen Tendenz hervor. Aber die spezielle Beziehung macht den Ausdruck allgemeiner Wahrheit nur um desto würzender. Das fade Aesthetisiren, die Mode der Kunstgönnerschaft, die Sucht, über Alles zu wissen und zu richten, kann nicht trefflicher parodirt werden, als durch den ernsthaften Ton und die umständliche Weise, womit der Verfasser den Unwissenden Rath ertheilt, wie sie sich vor Kunstwerken als Kenner geberden sollen, und einen ganzen Schock allerwärts brauchbarer Kunsturtheile hinlegt, mit welchen sie in Gallerien und Kunstausstellungen den Ruhm der Kunstkennerschaft behaupten würden.

„Das Erlernen der Kunstkennerei hat wesentlich Etwas vor dem Erlernen anderer Sprachen voraus. Wer nur durch eine Phraseologie z. B. Englisch lernt, wird diese Sprache nur sehr oberflächlich verstehen, den Geist derselben wird er gewiß nicht erfaßt haben. Mit der Kunstkennerei ist es ein Anderes. Die besteht nur in Phrasen. Wer die nachfolgende Phraseologie also gehörig in succum et sanguinem vertirt hat, der ist ein Kunstkenner, so groß, so wahr er nur in Hannover, so groß er in Deutschland existirt. Tiefere mühselige Studien gehören nicht zum Kenner, nichts als Phrasen, besonderen Talents bedarf es nicht dazu, nur einer flinken Zunge, es gehört nicht einmal Kopf dazu, nur etwas Gedächtniß; viel gesehen zu haben, ist auch nicht nöthig; er braucht nicht mehr gesehen zu haben, als diese Phraseologie; nur blöde darf man nicht seyn. — Ich habe einmal gelesen, der berühmte Vaucanson habe, außer seiner Ente, welche bekanntlich gegessen, verdauet und geschnattert wie eine natürliche Ente, auch einen Kunstkenner angefertigt, der ebenfalls, wie jene Ente, zwar nicht verdauet, aber doch geschnattert, gerade wie ein natürlicher Kunstkenner. Derselbe war auf sieben Kunsturtheile gesetzt, und soll so täuschend gemacht gewesen seyn, daß ihn viele Leute nicht bloß für einen wirklichen, sondern auch für einen lebendigen Kunstkenner gehalten. Späterhin nach Vaucanson's Tode soll sich derselbe emancipirt, sogar den Titel Commerzienrath und einen Orden erhalten, in bedeutendem Ansehen als Kenner gestanden haben und von Niemanden für ein Automat erkannt worden seyn." (S. 48 f.)

Ob dies etwa persönliche Beziehungen enthalten soll? Besser, wenn es keine hat, da die allgemeinste Persiflage darin liegt.

Den Kunsturtheilen geht eine Einleitung voraus, welche über Kunstgefühl und Kunstkennerschaft sich ausläßt und sofort einen Ueberblick auf die verschiedenen Zweige der Kunst und deren gegenwärtigen Zustand wirft. Es ist auch hier eine Fülle feinen und kräftigen Witzes entfaltet, und versteckt sich darunter ein richtiges Gefühl für Wahrheit und Würde der Kunst. Es fließt freilich dem muthwilligen Schreiber auch hier und dort ein unartiges Wort, wie z. B. über den großen deutschen

Bildhauer, den er verhöhnt, mit ein. Aber im Ganzen herrscht durch das Buch eine gesunde Ansicht und kräftige Gesinnung, ohne welche der Verf. nicht wohl im Stande gewesen wäre, die krankhafte, häßlich ekle Kunstliebhaberei und Kunstkritik der Welt, die sich die gebildete nennt, lächerlich zu machen.

Wir empfehlen das Schriftchen allen Besuchern von Museen und Kunstausstellungen, zumal den vornehmen Gönnern der schönen Kunst, die so gern Orakel sind, auch in dem, was sie nicht wissen. Der Künstler aber mag sich sein Exemplar darneben halten, um erforderlichen Falls das Gedächtniß der Bewunderer oder Tadler seiner Werke zu klassificiren.

Aphorismen.

Es gibt Werke, radirte Blätter, Gemälde ꝛc., in denen kein Strich correkt ist und doch das ganze Leben darstellt. Die Kunst liegt im Verhältniß des Einzelnen zu dem Ganzen. Hinwieder sehen wir fleißige Werke ohne Natur.

Jeder Zug muß im Geist des Ganzen geschehen, und wenn ihm auch Leichtfertigkeit anklebt. So ist dann Reichthum der Welt auch im Gekritzel. Es gibt Zeiten, wo man so arbeiten darf.

•

Die rechten Meister haben die Hauptverhältnisse ihres Werkes, die größten Gegensätze von Licht und Dunkel, schon in die erste Anlage gelegt. In der Abwägung der wirksamsten Faktoren mußt du so sicher seyn, daß man in der Untermalung schon das Hauptmotiv ahnend wahrnimmt. Wenn du den Duft der Ferne erst über das fast fertige Bild lasirst, so unterliegt der Hintergrund der größten Gefahr, daß er durch sich selbst oder die kleinste Unbill der Zeit, der Reiniger über kurz oder lang zu Grunde gehe.

Warum sind die alten Meisterwerke so riesenfest? Weil sie, gleichsam organisch tüchtig geschaffen, bis auf die letzte Faser noch Lebenszeichen von sich geben.

Alterthümer.

Professor Brönsted in Kopenhagen hat daselbst zur Subscription aufgefordert zu der Dänischen Herausgabe eines Werkes über die berühmten Gruppen aus dem Argonautenzuge, welche in die vor 80 Jahren bei Präneste gefundene, jetzt im Collegio Romano in Rom befindliche Bronze-Vase eingegraben sind. Die Zeichnungen davon sind von Burpis in Rom, die Kupferplatten von de Sougny in Paris.

In dem Dorfe Erpfingen bei Reutlingen ist im Mai eine große Tropfsteinhöhle entdeckt und sind in derselben Stücke von zum Theil künstlich geformten Töpfen, zwei Kämme und einige Ringe gefunden worden.

Auf dem Schlachtfelde von Chäronea in Griechenland ist der kolossale Löwe wieder ausgegraben worden, welchen die Thebaner dort zum Andenken ihrer gefallenen Landsleute errichtet hatten. Das Denkmal soll wieder hergestellt werden.

Auf Zea, Kydnos und Delos sind mehrere Alterthümer gefunden und in das königl. griechische Museum eingeliefert worden, darunter in Zea eine Büste mit der Unterschrift:

ΤΜΕΝΑΙος ΣΟΦΟΚΛΕΟΥΣ ΤΟΥ ΗΡΑΚΛΕΙΔΟΥ.

Zu Perennou bei Guimpec in Südfrankreich hat man ein antikes Gebäude aufgefunden, das ein Parallelogramm von 18 Mètres Länge und 8 M. Breite bildet. Es ist in mehrere Räume getheilt, deren Fußboden mit Platten von pyrenäischem Marmor musaikartig belegt ist. Die Wände sind mit rothem Mörtel bekleidet und hie und da in Fresko gemalt. Ein Ofen und Wasserbehältniß lassen erkennen, daß das Gebäude ein römisches Bad gewesen ist. In einem Mörtelklumpen hat man eine Münze des Tiber aufgefunden.

Der russische Archäolog, Hr. von Köppen, der im vergangenen Jahr eine topographische und antiquarische Untersuchung der Krimm vorgenommen hat, kündigt ein ausführliches Werk darüber an.

Malerei.

Das schöne Gemälde von Ingres, die Marter des heil. Symphorian, welches auf der letzten Pariser Ausstellung so großen Beifall gefunden hat, ist von der Regierung an die Cathedrale von Autun geschenkt worden, wo es am 27. Juni im Hauptschiff aufgestellt worden ist.

Hr. Abel de Pujol ist beauftragt, acht Gemälde für das Schloß zu Fontainesleau zu fertigen, welche enkaustisch nach dem Verfahren des Hrn. v. Montabert ausgeführt werden sollen. Diese Malerei scheint demnach jetzt auch in Frankreich Eingang zu finden, nachdem sie schon seit mehreren Jahren in München mit Erfolg geübt worden ist.

Kunstsachen.

Malerische Ansichten der Bäder Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Ems und ihrer Umgebungen. Nach der Natur gezeichnet von Dielmann, in Aquatinten-Manier gest. von Martens. 28 Blätter in 4. Frankfurt a. M. bei Jügel. 1834. Preis 4½ Thlr.

Architektonisches Portefeuille von Verzierungen, enthaltend antike und moderne Darstellungen zu Ornamenten, Arabesken, Rosetten etc., von W. A. Becker. 1. Heft in 6 Blättern. gr. Fol. Quedlinburg, Hajngwald.

Denkmäler der alten Kunst, nach Auswahl und Anordnung von C. O. Müller, ges. und redirt von C. Oesterley. 1ten Heft. Göttingen, Dieterich.

Akademien.

Der Maler Ingres ist zum Director der französischen Kunstschule in Rom ernannt worden, und wird zu Anfang 1835 dort an die Stelle von Horace Vernet eintreten, der bereits 6 Jahre in dieser Function gedient hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 69.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. August 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Beschluß.)

Die Hallen des Bazar.

Längs des Hofgartens, mit der Fronte gegen die Ludwigstraße, steht das neue Kaufhaus (Bazar), dessen oberer Stock nach der Gartenseite zu mit seiner Erweiterung auf einer etwa 12′ breiten Bogenhalle ruht, die nach Angabe des Hrn. Geh. Rath v. Klenze mit Verzierungen in pompejanischer Weise ausgemalt ist. Zwischen Thüren und Fenstern blieben achtundzwanzig (etwa 6′ breite und 5′ hohe) Räume übrig, für welche der König eine Reihenfolge italienischer Landschaften als Schmuck bestimmte und diese Arbeit dem rühmlichst bekannten Landschaftsmaler Karl Rottmann aus Heidelberg übertrug. Die Nähe Italiens, die daraus entspringende größere Bekanntschaft mit diesem Land, der Umstand, daß die genannten Hallen (eine Fortsetzung der mit den bayrischen Geschichtsbildern gezierten) einen öffentlichen Spaziergang bilden, der sich wohl durch nichts heiterer beleben ließ, als durch die Verwandlung in einen nach Syrakus, mögen die Wahl der genannten Reihenfolge von Bildern aus Italien und Sicilien geleitet haben. Der Weg über die Alpen wird in der Phantasie zurückgelegt; aber mit dem ersten italienischen Ort von Bedeutung, mit Trient, beginnt der Cyklus. Früher stand der Leuchtthurm von Genua an dieser Stelle, mußte aber weichen, da der Gedanke der geographischen Folge festgehalten wurde, womit ein Jeder — obschon der Verlust eines schönen Bildes zu beklagen — sich um so leichter einverstanden erklären kann, als das Ersatzgemälde — eine Ansicht des Schlosses von Trient im Sonnenschein, von außerordentlicher Wirkung ist. Aus dem Etschthal ist auch die folgende Landschaft, die Veroneser Klause; darnach führen uns die Bilder über Florenz und Perugia in die Umgebungen und die Trümmer Roms, von denen das Colosseum und die Kaiserpaläste die hervortretendsten sind. Nach Monte cavo, dem See von Nemi, Tivoli und Monte ferone machen wir Ausflüge; alsdann finden wir uns (im 15ten Bilde) auf der Straße nach Neapel in Terracina. Aus den Umgebungen Neapels ist eine Ansicht des Averner Sees, des Golfs von Bajä und der Insel Ischia gewählt, aber im 17ten Bilde landen wir in Palermo. Von Sicilien sind uns die Bilder von Selinunt-Girgenti, dem Junotempel daselbst, dem Aetna, dem Theater von Taormina, den Kyklopenfelsen, Syrakus und Messina gegeben; alsdann kehren wir nach dem Festland zurück und sehen Reggio noch, die Skylla und Kephalu. Diese Landschaften, al fresco gemalt, waren zum Theil (bis zum Bild von Terracina) schon im Jahr 1832 vollendet; die übrigen sind zu Ende des Monats Juni 1834 aufgedeckt worden. Die Freude darüber war allgemein, und man kann sagen, daß München darin einen Schatz besitzt, dergleichen nicht mehr gefunden wird, zumal da die später aufgedeckten Bilder die früheren an Schönheit und Vollendung so weit überragen, als der sicilianische Himmel an Glut den toskanischen. Was sogleich in die Augen fällt, ist der selbstständige Geist des Künstlers, der bei aller Beachtung der natürlichen Erscheinungen doch sich durch das Zufällige derselben nirgends leiten oder bestimmen läßt. Die Natur, eigensinnig und betrügerisch, wie ihr alter Gott Nereus, verwandelt sich, indem wir sie fesseln wollen, vor unserm Blick so oft, bis sie uns gänzlich entflohen, wenn wir den Zauberspruch nicht kennen, der sie zwingt, uns Rede zu stehen. Dies erscheint als das auffallendste Merkmal in genannten Fresken, daß bei einem jeden Bilde der Gegenstand und seine Auffassung ganz in eins fallen, so daß man kaum an eine andere glauben kann. Ganz vorzüglich zeichnen sich hierin Perugia mit seinem stillen Himmel, seinen sanftgefärbten Hügeln und dem

Kloſter im grünen Hain, und dann die Kyklopenfelſen, dunkel emporragend aus der dunklen Flut, die ſich ſchäumend an ihnen bricht, aus. Aber auch Palermo im Mittagsſonnenglanze, der Aetna, nach dem man über eine weite, weite Ebene hinausſieht, die Trümmer des Zeustempels von Selinunt im Wettersturm, der Golf von Bajä, nach deſſen ſonnigen Ufern man aus ſchattigem Vorgrund blickt, und faſt jedes Einzelne iſt auf dieſe Weiſe zu einem eigenthümlichen abgeſchloſſenen Ganzen verarbeitet. Wir ſehen, daß der Künſtler die Natur in ſolchen Stimmungen belauſcht und gefaßt hat, die wir bei Menſchen poetiſche nennen würden, und ſo iſt jedes Bild ein Gedicht. Dazu kommt ein edler und zarter Sinn der Anordnung, ſo daß nirgends Anfang und Ende des Bildes als willkürlich oder zufällig erſcheinen, ſondern das rechte Gefühl beſtimmte beides, ſo wie die Verhältniſſe der Maſſen untereinander, ſowohl der Luft, des Landes und des Waſſers, als der Flächen und Gebirge ꝛc., und — indem wir vor Naturnachbildungen zu ſtehen meinen — ſtehen wir unvermerkt vor freien Schöpfungen des Künſtlergeiſtes. Was nun das Techniſche der Ausführung betrifft, ſo ſteht es in ganz gleicher Höhe mit der Auffaſſung. Auf eine bewundernswürdige Weiſe iſt das Herbe des Materials überwunden und nur ſein beſonderer Vorzug, das Licht, benutzt, weßhalb denn auch die Lüfte faſt durchgehends von unübertroffener Klarheit, Leichtigkeit und Lieblichkeit ſind; die Perſpektive iſt bis zur Täuſchung beobachtet, und namentlich iſt es die Meeresfläche, die durch die ganze Tonleiter ihres Farbenſpieles tief an den fernen Horizont ſich hineinzieht, einerlei ob Licht oder Schatten im Vorgrund iſt. Wer am Wogenſchlage des Meeres geruht, kann ſich bei der „Skylla“ das erhabene und doch angenehme Schauſpiel ganz wiederholen, wo die in langen Schwaden heranziehenden blauen, durchſcheinenden Wellen am Felſenufer ſich brechen. Vermieden ſind dagegen größere Baumpartien, für die die Freskomalerei die geeigneten Mittel nicht beſitzt, wenigſtens nicht bei der hier gewählten Weiſe natürlicher, tiefer und mannichfaltiger Farbengebung. (Guido Reni half ſich bekanntlich damit, daß er ſeinen Landſchaften ſämmtlich einen gleichen grünlichen Ton gab, wobei dann an Colorit weiter keine Anforderung zu machen iſt.) Erwähnt ſey noch, daß über jedem Bilde ein Diſtichon in deutſcher Sprache ſteht, welches, ſo viel bekannt, aus der Feder des Königs gefloſſen, und in welchem immer ein zu jenem paſſender Gedanke ausgeſprochen iſt. Der Künſtler reiſet im Lauf des Monats Auguſt nach Griechenland, um dort eine Reihenfolge von Landſchaften aufzunehmen, die die Fortſetzung der gegenwärtigen bilden ſoll. Die Theilnahme an dem glücklich vollendeten Werke und ſeinem Künſtler ſprach ſich in München noch auf eine beſondere, ſchöne und herzliche Weiſe aus. Gegen zweihundert Künſtler und Freunde der Kunſt bereiteten letzterm ein ländliches Feſt, nahe an dem Ort, wo einſt Claude Lorrain längere Zeit gelebt, auf der Menterſchwaig am obern Iſarufer. Wir theilen unſern Leſern das bei dieſer Gelegenheit geſungene; von E. Förſter gedichtete Feſtlied mit:

Feſtgruſs
an
Carl Rottmann,
am 5. Juli 1834.

Es ſteht ein weites Haus
Mit Hallen, reich verziert,
Dahin jahrein jahraus
Man goldne Schätze führt.
Es fallen in die offnen Räume
Die luft'gen Schatten hoher Bäume,
Und Alles, was das Herz begehrt,
In dieſen Hallen iſt's beſcheert.

Noch übet dieſer Ort
Beſondern Zauber aus:
Er führt dich fort und fort
Weit in die Welt hinaus.
Haſt du die Augen aufgeſchlagen,
In's ſchöne Land wirſt du getragen,
Wo Silberwolken leuchtend zieh'n,
Im dunkeln Laub Orangen glüh'n.

Du ſiehſt im Sonnenglanz
Die Veſte von Trient,
In blüh'nder Berge Kranz
Die Stadt, die Jeder kennt.
Das Auge fliegt mit Geiſtesflügel
Hin nach der Stadt der Siebenhügel,
Und in des Coloſſeums Pracht
Führt dich die mondumglänzte Nacht.

Es zieht dich fort in's Land,
Wo hoch die Palmen ſteh'n,
Vom meerumſpülten Strand
Die linden Lüfte weh'n,
Hin, wo in glühendem Verlangen
Sich Himmel, Erd' und Meer umfangen,
Der Schönheit mächt'ges Zauberlicht
Des Erdgeiſts alte Feſſeln bricht.

Wer nennt die Stätten all'
Vom Aetna zum Veſuv,
Die, wie mit einem Mal,
Des Meiſters Hand erſchuf;
Von der Cyklopen dunklen Felſen,
An die ſich ſtolze Wogen wälzen,
Bis, wo, vom Geiſtesblitz zerſchellt,
In Trümmern liegt die ſchönſte Welt.

Und Alles lebt, es bricht
Die Seele selbst heraus;
Vom Geist gezwungen, spricht
Klar die Natur sich aus.
Wem es gelang, dies zu erreichen,
Es ist ein Meister sondergleichen.
Ihm, der dies schöne Werk gemacht,
Sey dieses volle Glas gebracht!

Kunstliteratur.

Zerstreute Gedankenblätter über Kunst. Eine Zugabe zu den Heftchen über Restauration alter Oelgemälde von C. Köster. Heidelberg, bei Christian Friedrich Winter. 8. S. IV, 60.

Dieses Büchlein gehört zu den kleinen Gaben von großem Werthe, und das darin äußerlich Zerstreute ist aus einer so bedachtsamen inneren Sammlung hervorgegangen, daß ihm für jeden aufmerksamen Leser das lebendige Band des Gedankens und der Liebe nirgends fehlt. Wer sich von dem Standpunkte der Kunst in unseren Tagen zu hohe oder zu niedere Begriffe gemacht hat, mag sich hier durch einen besonnenen Beobachter und gebildeten Kenner der Kunst, der von ihren materiellen Mitteln, wie von ihren geistigen Anforderungen und von der Entwickelungsbahn ihrer Geschichte wohl unterrichtet ist, belehren lassen. Im Durchschnitte wird man den so billigen als ehrlichen, aber freilich oft mehr angedeuteten als ausgesprochenen, oft nur in einen geistreichen Wink, in ein historisches Gleichniß, in einen Witz oder ein Wortspiel gehüllten Urtheilen des Verfassers das Zeugniß der Wahrheit geben müssen. Er läßt keine Richtung künstlerischen Wirkens unberührt, und bespricht außer den bildenden Künsten nicht nur die Poesie, sondern verbreitet sich auch bisweilen mit ungemeiner Sach- und Geschichtkenntniß über den Zustand und das Bedürfniß der Musik und des musikalischen Geschmacks unserer Zeit. Trotz der scheinbaren Leichtigkeit, womit Urtheile hingeworfen, Ansichten slizzirt werden, gibt sich doch ein überlegtes Maß und und eine mehrseitige Erwägung der Gegenstände zu erkennen, so daß, wenn man sich eben aufgelegt, ja veranlaßt fühlt, mit dem Verf. zu streiten, mit einem Male derselbe selbst einlenkt und wenn auch nicht auf unsere Seite überspringt, doch eine richtige Mitte bezeichnet, welcher wir nicht umhin können, unsern Beifall zu ertheilen.

Nach einer kurzen Einleitung, welche dem Schwanken der Kunstansichten das Ewige des Kunstwerthes entgegenhält, geht das Auge des Verf. die einzelnen Kunstgattungen in ihrem gegenwärtigen Zustand und Bedürfnisse der Reihe nach durch. Ein strenges, aber wahres Wort über die charakterlose Architektur der gegenwärtigen Zeit wird von einem freundlichen, aber eben so wahren, über die Plastik unsers Jahrhunderts gefolgt, worin der geistreiche Beobachter namentlich den Vortheil hervorhebt, welchen die Bildhauer der Gegenwart darin fanden, „daß sie neu seyn konnten, ohne modern seyn zu müssen.“ Mit der Malerei nimmt er's schon schwieriger. Nicht bloß, daß er, den Maximen der altdeutschen Schule abhold, alle Vollendung der Kunst, also auch das Studium des Kunstjüngers im historischen Fache auf Raphael concentrirt, sondern er spricht der Neuzeit beinahe das Vermögen ab, anders als reproducirend aus der Ideen- und Formenmasse des Alterthums und der Raphaelischen Schule zu wirken. Mit diesem Absprechen kommt er aber selbst in Widerspruch, wenn er die Kunst in ihrer allgemeinsten Bestimmung auffaßt und somit in ihrer Freiheit sie nur als Freundin der Religion, nicht als Dienerin der Kirche will gelten lassen, da sie doch in den Blüthetagen Italiens keinen anderen Boden hatte, als einerseits den unklaren Ascetismus der Klöster und des Publikums, andererseits den unreinen Libertinismus der hohen Geistlichkeit und Weltlichkeit. Sie war die schöne Tünche eines Grabes, und, wahrlich, sie soll und muß aus einer gesünderen, reineren Wurzel hervor eine noch freiere Gestalt gewinnen. Andeutungen davon liegen nicht in den Kunstliebhabereien und Unternehmungen der Fürsten, sondern in dem neuerregten Interesse der Völker, wozu Kunstvereine und Pfennigmagazine freilich nur erst der Anfang eines Anfanges heißen mögen. Raphael schließt allerdings eine große Vorzeit; aber die Zeiten der Herrlichkeit beschließt er nicht, wenn anders die Vollendung der Dinge in einer wechselseitigen Durchläuterung aller Ideen und Kräfte der Geister unter dem edelsten Symbolum, dem des freigewordenen Christenthums, bestehen wird.

Die Idee des Styls in seiner Vollkommenheit als eines gemeinsam Menschlichen, das Allen zugänglich, faßlich und begeisternd ist, worin aber eben deßhalb die Individualität des Künstlers insofern aufgeht, als sie sich aller Besonderheiten und Eigenheiten, und was zur Manier gerechnet werden mag, entschlägt, ist von unserm Verf. dem Personellen der Individualität entgegengesetzt, und hier kommt u. a. die schöne Stelle: „Raphael kann man ein großes Stück Menschheit nennen; das allgemein Menschliche im Kunstwerk ist auch das Unvergänglichste, das Ueberlieferbarste. Raphael kann trefflich copirt werden, Zeichnungen und Kupferstiche nach ihm leisten schon viel; er ist so zugänglich und übergänglich! Tausende umstehen ihn, lassen sich auf seinen Namen taufen. Er klingt in allen Herzen an, er tönt fort und fort harmonisch durch die Sphären. Aber das besondere Menschliche ist nur einmal da für sich; je launiger, kecker, momentaner seine Weise ist, desto nothwendiger geht sie im Ganzen

wieder unter; mit Rembrandt's letztem Bild ist er selbst ausgelöscht wie ein Schiff, das von den Wellen verschlungen wird, dahingegen Raphael ist so zu sagen immer da, er kann der Welt nicht mehr geraubt werden."

In Betreff der Landschaftsmalerei tadelt der Verf. die Vedutenjagd unserer Zeit und hält ihr die Merkwürdigkeit vor, daß Claude Lorrain, der in Rom lebte, nie auf den Gedanken kam, diese Stadt abschriftlich zu malen; „Rom, selbst Rom war für seine Liebe zu den ewig großen Momenten der Natur eine zu drückende Oertlichkeit; er entnahm aus der großen Masse malerischer, würdiger Bestandtheile nur einzelne Gruppen zu zweckdienlicher Verwendung in seine großen Kompositionen." Hier durfte übrigens dem Kenner seiner Zeit nicht verborgen bleiben, wie, abgesehen von einzelnen Meistern, die von dem guten Stamm der älteren Schule der historischen Landschaft noch übrig sind, unter welchen wir nur an Steinkopf erinnern wollen, die jüngere Düsseldorfer Schule auch der poetischen Landschaft wieder Bahn gebrochen hat.

Aphorismen.

Den höchsten Ideen nähern wir uns nur im Fortschreiten des Lebens und Betrachtens, und jeder Tag kann als ein Schritt dieser unendlichen Näherung angesehen werden. So die Idee oder die Anschauung der „Schönheit".

Schön ist die Welt, das Daseyn, das Leben, das All. Aber kein Wort erschöpft diejenige Form der Erscheinung des Lebens, welche wir „schön" nennen.

Nenne mit mir einstweilen „schön" von der objektiven Seite genommen: vollkommenes Daseyn; — was die Natur in ihrem ungehemmten Wirken schafft, Leben in seinem reinsten Ausdruck. Ein Pferd ist aber schöner als der schönste Esel; ein Grieche schöner als ein Lappländer. Dies leitet uns darauf, daß die eine Form ein edleres, reicheres, schöneres Leben ausdrückt als die andere. Leben ist aber hier die Vereinigung und Wechselwirkung verschiedener Funktionen zur harmonischen Einheit eines Daseyns. Das Wesen, die Eigenthümlichkeit dieser thätigen und aufnehmenden Verrichtungen strahlt nur hinaus in's Alleben und entzieht sich dem Blick und der nähern Bestimmung. So ist z. B. die leichte, rasche, dauernde Bewegung des Pferdes lebendiger, als die eckichte, langsame des Esels. In beider Bau ist aber dieses verschiedene Lebendige wahrnehmbar dargelegt.

So nun auch das Leben des Griechen im Gegensatze gegen das eines Lappländers.

Daraus erklärt sich auch, warum jede Nation sich selbst gefällt und sich für die schönste hält. Weil jeder Mensch bei seiner Form sein liebes Leben denkt, und über die Bedeutung, das verhüllte Vermögen, das concentrirte Wesen fremder Form blind ist.

Objektiv genommen, ist also alles Leben schön, insofern nur die Ausdehnung, die Sphäre desselben in der zusammengehaltenen Form, im Träger klar ausgeprägt ist; und so vermag ich mir die häßlichsten Gewürme, die gräulichsten Meer-Ungethüme „schön" zu denken, wenn ich mir dieselben in ihren wesentlichen Lebensfunktionen thätig, für sie auf's wunderbar Zweckmäßigste geschaffen denke.

Aber wie ist dagegen der Mensch? — Wir fragen so oft: was ist schön? und sollten fragen: was ist schöner? Wo ist ein reicheres, edleres, naturvolleres Leben, ein in die Bezüge des Alls tiefer eingreifendes Daseyn, ein kräftigeres Mitleben mit der Entwicklung der Welt, ein höheres Bewußtseyn vom allgemeinen Geschicke — wo ist dies alles in der harmonischen Einheit einer Form klar ausgedrückt?

So ist es nun stets der Lebensodem, der durchblickende Geist, der Adel, der das „Schönere" zu solchem macht.

Das „Schöne" hat aber auch eine subjektive Seite, die des Auffassens. Es ist ein Erscheinen, ein Schein, und die Darstellung des an sich Schönen muß dahin gehen, daß eben jene Sphäre der Wesenheit und der Vermögen an dem Träger derselben mir klar, bequem zur Anschauung und imaginären Auffassung dargebracht werde.

Es würde zu weit führen, wenn ich von den unendlich vielen Mitteln der Darstellung reden wollte.

Ich erinnere dich nur daran, daß die geologische und vegetative Natur erst durch das Stellen und Abwägen der Massen, durch ihre Gegensätze, daß Wasser und Wolken durch ihre Bewegung, durch Luft und Duft, durch ihr Leben in dem höhern Einfluß des Lichtes, durch ihr reges Weben „schön" werden; daß alles Animalische in seiner Thätigkeit sein Wesen darlegt, daß der Mensch durch Innigkeit, durch sichtbaren Antheil, durch Handlung sein höheres Daseyn ausspricht, daß selbst Schicksal, Verhängniß, Vorsehung sich durch Theilnahme Mehrerer an einem Ereigniß künstlerisch andeuten lassen, so daß selbst das „Wahre", das „Gute" zu Verstärkung und Veredlung des „Schönen" in die Gestaltung verwoben werden können.

Persönliches.

Der königl. sächsische Hofmaler, Prof. Vogel von Vogelstein, ist von einer Kunstreise nach London, wo ihm die ehrenvollste Aufnahme geworden, nach Dresden zurückgekehrt.

Die schwedische Academie der Künste zu Stockholm hat den Hof-Intendanten Westin für das bevorstehende Triennium auf's Neue zu ihrem Director erwählt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 78. 1. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

3) Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage aus P. E. Müllers Sagabibliothek II. Band, mit Hinzufügung erklärender ꝛc. Anmerkungen und Exkurse, übersezt und kritisch bearbeitet von Dr. Lange, Privatdocent in Gießen. Frankfurt a. M., Brönner, 1832.

Prof. Lachmann hat schon 1816 den ersten Theil der Müller'schen Sagabibliothek übersezt. Hier folgt die erste Abtheilung des zweiten Bandes, die als ein Ganzes für sich gelten kann „denn es findet sich darin 1) eine gedrängte Darstellung der Volsunga- und Nornagestssaga, mit beständiger Beziehung auf die entsprechenden, mythisch-historischen Lieder der Edda Sämmdar hinns froda Th. II. (Kopenh. 1818); 2) eine ähnliche Uebersicht des Inhalts der sogenannten Vilkinasaga (richtiger: Thidreks von Bern Saga) mit beständiger Rücksicht auf die altdeutschen Dichtungen dieses Sagenkreises; 3) hinter jedem einzelnen größern Abschnitte jener Sagaen historisch-kritische Untersuchungen, hauptsächlich über Wesen und Bedeutung, Alter, Fortbildung und Abfassung derselben, und endlich 4) am Schlusse des Ganzen zwei größere Abhandlungen, die eine: über den Ursprung und die historische Bedeutung des ganzen nordisch-deutschen Sagenkreises; die andere: über die Ausbreitung und Fortpflanzung desselben im Norden. Kurz, es kann dieser Theil der großen Sagabibliothek wiederum für eine kleinere, aber umfassendere Bibliothek der nordisch-deutschen Heldensage gelten."

Gewiß ist diese Uebersetzung ein dankenswerthes Unternehmen, da die Verdienste jener Sagabibliothek allgemein anerkannt sind. Wenn Herr Lange die Bemerkung macht, daß eine Uebersetzung der Sagaen, die sich nicht auf Deutschland beziehen, überflüssig wäre, so irrt er doch wohl. Allerdings ist es jedem Gelehrten, der sich dafür interessirt, zu wünschen, daß er die Sprache kenne, aber es ist nicht von jedem zu verlangen. Viele haben gerade so viel Zeit, sich mit dem Inhalt der Sagaen, aber nicht so viele Zeit, sich mit Erlernung der dänischen und isländischen Sprache zu beschäftigen. Die Uebersetzung der Heimseringlasaga, der Niallssaga und so mancher andern wäre daher wohl zu wünschen.

Unter den Zusätzen des Verfassers zeichnet sich eine Skizze des Nibelungenliedes aus und eine Untersuchung über den Fortschritt von der mythisch-symbolischen zur mythisch-historischen und mystisch-allegorischen Bildung. Er beschäftigt sich darin fast ausschließlich mit der

antiken Mythologie, macht dann aber folgende Anwendung auf die nordisch-deutsche: „Wenden wir die in vorausgehender Abhandlung gewonnenen Resultate auf die nordisch-deutsche Heldensage an, so gilt es auch hier, gleichwie bei der Erforschung der ursprünglichen Heimath derselben, vor Allem die in derselben, besonders wie sie im Nibelungenliede dargestellt ist, auf's Innigste mit einander verschmolzenen zwei Hauptelemente derselben, nämlich: die Sage von Sigurd oder Siegfried und die von Thidrek oder Dieterich (d. i. Theodorich), Atle oder Etzel (d. i. Attila) und den übrigen Helden der Völkerwanderung, in der wissenschaftlichen Betrachtung zu trennen. Denn während, wie die vorausgehenden Untersuchungen gezeigt haben werden, die leztere (Dieterich-Etzelsage), gleichwie die Homerische Heldensage größtentheils, die Ossianische aber durchaus, nur aus sagenhaft-historischen Anlässen und nicht etwa aus ursymbolischen oder allegorischen Motiven herzuleiten ist, so ist dagegen die Sigurdssage, an ihrer ursprünglichsten Gestalt und abstraktesten Allgemeinheit aufgefaßt, eine reinsymbolische gewesen, und daher auch aus dergleichen Motiven abzuleiten. Es war nämlich die Sigurdssage ursprünglich nichts weiter, als ein mythisch-symbolisches Mährchen, zu vergleichen etwa dem biblischen Mährchen von der Schlange, dem Apfel und dem Weibe im Paradiese, welches der Volksgeist der Urzeit gleichfalls ersonnen zu haben scheint, um sich das Uebel, das über die Welt gekommen war, und das Herrlichste und Edelste hinwegnahm, auf eine kindlich-anschauliche Weise zu erklären. — Ob ich nun gleich die ursprüngliche Sigurdssage, in ihrer muthmaßlichen orientalischen Urgestalt, ja zum Theil selbst noch in der deukbar ältesten skandinavischen Darstellung derselben, eine mythisch-symbolische glaube nennen zu müssen, so verhält sich dies doch ganz anders mit der nordischen und deutschen Darstellung dieser Sage im 8ten und vollends im 12ten und 13ten Jahrhundert. Denn bereits in den hierher gehörigen Gesängen der Edda, noch mehr aber in der Volsungasaga, welcher nichts als die äußere Einkleidung fehlt, um auf den Namen eines epischen Heldengedichts Anspruch machen zu können, ist das symbolische Moment, der symbolisch-philosophische Gedanke des Urvolksgeistes, hinter dem sagenhaft-historischen oder dem heroisch-epischen Momente, fast gänzlich versteckt; das ursprüngliche Rein-Symbolische der Sage hat, besonders durch ihre Vermischung mit der auch in den Norden gedrungenen Sage von den ersten Helden der Völkerwanderung, Attila und Ermanarich, in seiner Fortbildung in der heroisch-epischen Periode, episches Gewand, epische Darstellung angenommen. Und nun vollends in der deutschen Darstellung dieser Sage im Nibelungenliede und im Heldenbuche, sowie in der nordisch-deutschen Darstellung derselben in der, hauptsächlich aus niederdeutschen Sagenelementen entstandenen, Vilkina- und Nifiungasaga hat sich dieselbe in ein völlig heroisch-episches, so zu sagen ritterlich-romantisches Mährchen umgestaltet, und dieses ist, besonders in Verbindung mit der späteren eigenthümlichen Heldensage der deutschen Nation, der sogenannten Dieterich-Etzelssage, durch tausend andere, theils historisch-sagenhafte, theils rein oder willkürlich- — jedoch nach den Gesetzen der poetischen Wahrscheinlichkeit — epischteten Motiven auf die oben angegebene Weise im Munde des Volks und einzelner Sänger mehr und mehr zu dieser Masse der Sagen und Gesänge angewachsen. — Es würde nun gewiß ebenso einseitig und irrig seyn, die ursprünglich tiefe symbolische Bedeutung der Sigurdssage, wie sie selbst noch in der spätern romanhaften Ueberarbeitung und Ausschmückung derselben in der deutschen Darstellung, besonders aber im Nibelungenliede, durchblickt, verkennen zu wollen, als es höchst einseitig und verkehrt wäre, darin alles und jedes, was doch meistens offenbar nur historisch-epische Ausschmückung der Volkssage oder poetisch-willkürliche, romanhafte Ausmalung einzelner Sänger und Sagenbearbeiter ist, auf eine symbolische oder vielmehr auf eine mythisch-allegorische Bedeutung zurückfahren zu wollen. Hat man die symbolische Grundidee, die der ganzen Dichtung ursprünglich unterliegt, wie oben geschehen ist, zugegeben, so glaube ich, ist der Symbolik und ihren Anhängern volle Gerechtigkeit widerfahren. Mögen sie nun eine gleiche auch den historisch-sagenhaften und rein-erdichteten oder fabelhaften Elementen der nordischen und deutschen Heldensage widerfahren lassen, und nicht etwa Alles ohne Unterschied in ein symbolisches Chaos zusammenwirren wollen, wie dies offenbar von Mone und v. d. Hagen vielmals geschehen ist."

Doch hat Mone gerade in seiner neuesten Untersuchung („Quellen und Forschungen") die geschichtlichen Quellen des Nibelungenliedes mit dem seltensten Fleiß und Sammlergeist verfolgt, so daß man ihm eher den Vorwurf machen könnte, er habe zu viele historische Anspielungen in jenem Liede gefunden, als zu wenige.

4) Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von F. K. Freiherrn von Erlach. Erster Band, erste Lieferung. Mannheim, Hoff, 1834. S. 144.

Mit Ausschließung der politischen Lieder, welche O. L. B. Wolff kürzlich gesammelt hat, und der geistlichen, die ebenfalls längst gesammelt sind, hat der Herausgeber hier eine systematische Folge von deutschen Volksliedern

aller Art begonnen. Wenn Manches darin steht, was uns schon aus dem Wunderhorn von Arnim und Brentano bekannt ist, so hat doch der Herr von Erlach jederzeit das alte Original zu Rathe gezogen und die willkürlichen Zusätze, Retouchirungen, Modernisirungen, welche sich diese Herren zuweilen gestattet haben, gewissenhaft vermieden.

Den Anfang machen sieben schöne Lieder von Luther, Frau Musika, das Lied vom Hese:

Denn wer gedächt
Zu ihren schlecht,
Ganz fromm und g'recht,
Die Wahrheit brächt,
Der wird durchächt,
Und gar geschwächt,
Gehöhnt, geschmächt,
Und bleibt allzeit der andern Knecht.

Beim Schmeichelstab
G'winnt mancher Knab
Groß Gut und Haab,
Geld, Gunst und Gab,
Preis, Ehr' und Lob;
Stößt andre rab,
Daß er hoch trab:
So geht die Welt jetzt auf und ab.

Ferner das bekannte Lied auf die beiden Knaben, die zu Brüssel um des Glaubens willen gemartert wurden. Der Herausgeber hätte dieser schönen und schlichten Ballade nicht den pretiösen und doch trivialen Titel „Kraft und Sieg der Wahrheit" geben sollen. Dann das bekannte Weihnachtslied „vom Himmel hoch, da komm ich her"; das Lied „eine feste Burg ist unser Gott", dem der Herausgeber abermals die abgeschmackte Ueberschrift „Glaubensmuth" gegeben hat; das Vaterunser und das Lied von der christlichen Kirche.

Hierauf folgen zwanzig treffliche Trink- und Scherzlieder von Dr. Johann Fischart, genannt Mentzer, z. B. die bekannten „den liebsten Buln, den ich hab" und schürz' dich, Gretlein." Dabei sind aber auch einige Gedichte sehr ernsten, ja erhabenen Inhalts. So zürnt der Dichter über sein Vaterland:

Was Ruhm hat der jung Adler doch
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch
Wie sie frei wohnten in Bergsklüften
Und frei regierten in den Lüften,

Und er sitzt gefesselt auf den Stangen,
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also was ist dir für ein Ehr
Wenn rühmst die alten Teutschen sehr;
Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und du achtst nicht der Freiheit dein,
Kannst kaum in dein'm Land sicher seyn.

Läßt dir dein Nachbarn sein Pferd binden
An deinen Zaun vorn und hinten?
Sollt auch solch feiger Art gebühren,
Daß sie soll Kron und Szepter führen?

Ja ihr gebührt für den Königsstab
Ein hölzin Roß, welchs sie nur hab,
Und führe für den Adler kühn,
Ein bunte Axel nun fortan,

Und für den Weltapfel ein Ball
Den man schlägt, wenn er hupft im Fall:
Weil heut doch schier kein Ernst ist mehr
Handzuhaben Freiheit und Ehr.

Eben so schön ist ein Lied von Hutten:

Da sah ich jeden liegen
Und reden was er will,
Hätt Wahrheit ich geschwiegen
Mir wären Hulder viel;
Nun ich's gesagt
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen
Wiewohl noch ich
Mit weiter flieh; (fliehe)
Vielleicht werd wieder kommen.

Sechs Lieder von Hans Sachs sind gut gewählt, z. B.

Man sagt von Geld und großem Gut.
Das thun ich aus ring achten,
Für aus gfallt mir ein freier Mut,
Darnach ich nur will trachten.
Kein sunder (besonder) Wis und Kunst so spis
Will lassen nun mich wohnen,
Und singen frisch fröhlich ob (bei) Tisch:
Nun gang (geh) mir aus den Bohnen,

Auf meiner Weis will ich hinaus
Das Vöglein lassen sorgen,
Und fröhlich seyn nur überaus
Vom Abend an bis Morgen,
Auf meinem Tisch, ob schon nit Fisch
Und köstlich Speis thun wohnen,
So eß ich Kraut, fällt mir die Haut,
Sing: gang mir aus den Bohnen.

Will Gelt, so muß kein Geld bei mir
Durch Aster schimmlich werden,
Kann auf Leib nichts, ist mein Begier
Viel Glück ist noch auf Erden,
Es kummt bei Tag, wer warten mag,

Das mir mein Weiß wird lohnen,
Nach dem ich ring und fröhlich sing:
Nun gang mir aus den Bohnen.

Unter drei Liedern von Bartholomäus Ringwaldt ist folgendes gar schön:

Ich lob die Poln in ihrer Zier,
Sie bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden sich nach Landesbrauch
Wie Türk und Moskowiter auch.

Aber ihr in dem teutschen Land
In Kleidung haltet kein Bestand,
Daran man euch mit wahrem Grund
Wie andre Völker kennen kund.

Sondern ihr seyd recht wie die Affen
Nach Welschen und Franzosen gaffen,
Sowohl nach Böhmen und dergleichen
Die ihrer Lande Gränz erreichen.

Was die an Rüstung, Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müssen Jungfrau, Mann und Knaben
Auch allenthalben um sich haben.

Mit welcher Tracht und losen Dingen,
Sie sich nur um die Heller bringen,
Und machen, wie man's wohl erfindt,
Daß alles Geld im Land verschwindt.

Ja, wenn sie noch bei einem blieben,
Und nicht so oft Wechsel trieben,
In Röcken, Wämsen, Stiefel, Hut,
So ging es hin und wär noch gut.

Aber, eh daß man sich umsicht,
So wird was neues aufgericht;
Darauf so fallen sie insgemein:
Wie sollt ihr dann vermöglich seyn?

Dann folgen noch einzelne Lieder von Velin, Puschmann, Knaust, Schede. Auch dieser lezterer singt:

Teutschland — sag's mit Vergunst —
Begabet ist mit mancher Kunst,
Derer sich's gar nit schämen thar (darf).
Hoch schätzen wir fremd Ding,
Und achten unsers für gering:
So doch das unsrig andrer Kunst und Lähr
Weit übertrifft, wie offenbar.
Was bringt's dann für Nuz und Frommen,
Schätz suchen anderswo, doch leer heimkommen?

Ferner Lieder von Denaisius, Metzger, Hager von Nürnberg, und von Unbekannten, worunter viele schöne Balladen oder Romanzen, die zum großen Theil schon im Wunderhorn, im deutschen Museum, in Büschings Volksliedern ꝛc. vorkommen; endlich Manches aus Grimms altdeutschen Wäldern, aus Vulpius Kuriositäten „der Tannhäuser" und das schöne Gedicht „die Krone der Königin von Asien."

Jeder Freund der alten Volkspoesie muß dem Herausgeber für diese reiche Sammlung, wovon nur die erste Lieferung erschienen ist, die aber vier starke Bände umfassen wird, dankbar seyn.

Im lezten Bande will er die Volkslieder der neuesten Zeit sammeln. Wir wünschen, daß er dabei möglichst an solche Volkslieder denken möge, die in den Wachtstuben, Spinnstuben, unter Handwerksburschen, in der übelriechendsten Kneipe von Hamburg und in der russigsten Sennhütte auf den Alpen vorkommen, und nicht an die vornehmen sogenannten Volkslieder, die für Studenten, reiche Weintrinker, Freimaurer und freiwillige Krieger gemacht worden sind, und denen eben alles abgeht, was zu einem echten Volkslied gehört, wenn es auch wahr ist, daß durch die Mischung der Stände im Kriege, und durch die Hoffart, mit welcher niedere Stände die höhern nachahmen, viele solcher vornehmern Lieder, selbst Opernarien weit unter dem Volke verbreitet worden sind. Auch die Singvereine, so wohlthätig sie gewirkt haben, dürften hin und wieder zu beschuldigen seyn, daß sie der echten Volkspoesie entgegengewirkt und zu viel abstrakte, didaktische und sentimentale, und überhaupt unpoetische Lieder unter das Volk gebracht haben. In dieser Beziehung muß ein Sammler von neuern Volksliedern wohl eine strenge Kritik üben und nicht über eine gewisse Gränze des Schwulstlichen hinausgehen. Wenn er aber allerdings einige vornehmere Lieder, die einmal allgemein im Volk gesungen werden, aufnehmen muß, so sollte er auch auf der andern Seite die gemeinen und niedrigen Lieder, die eben so unsre Zeit und die Krise, in der sich die untern Klassen befinden, charakterisirt, nicht aus einer Art von prüdem Patriotismus übergehn.

Im Ganzen ist es eine nicht uninteressante Wahrnehmung, daß sich die gelehrte Poesie und die Volksdichtung wechselseitig angezogen und durchdrungen haben. Die Restauration der Lyrik seit Herder und Goethe verdanken wir der Annäherung an das deutsche Volkslied, und worin anders beruht der Zauber in den Dichtungen Uhlands? Auf der andern Seite aber ist auch die gelehrte Poesie zum Volk hinabgedrungen und zwar gerade in ihrer, der Volkspoesie widerstrebenden, didaktischen, moralisirenden, pathetischen und sentimentalen Richtung. Ist diese seltsame Rückwirkung eine Art Rache, welche die aus der Mode gekommene klassische Poesie an der die neue Romantik bedingenden Volkspoesie nimmt? oder kommt nur, wie immer, so auch in diesem Falle die alte Mode, nachdem sie von den Vornehmen abgelegt worden ist, an das Volk? oder erhebt sich vielleicht das Volk auf eine höhere Stufe des Urtheils, indem es die alte naive Lust verlassend, zu ernstern Gegenständen sich hinneigt?

(Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 79. 4. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

3) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marte. Magdeburg, Creuz, 1833. S. 144.

Die Vorrede sagt: „Wenn ich nicht anstehe, einer Seits den Parcival, das vorzüglichste Gedicht Eschenbachs, in Reichthum der Phantasie und Anmuth des Witzes dem Arioſto, und in Tiefſinn dem Dante dreist an die Seite zu stellen, so muß andrer Seits auch zugegeben werden, daß in schöner Form und Rundung des Ganzen dieses Gedicht das Lied der Nibelungen unendlich übertrifft. Noch mehr aber müssen wir staunen, wenn wir erfahren, daß dieses Werk von so reichem und verwickeltem Inhalte, in welchem die kleinste Episode ihre vollständigste Auflösung, die leiſeſte Beziehung ihre genügende Erläuterung erhält, — in welchem trotz des Chaos der sich drängenden Begebenheiten dennoch die Handlung klar und deutlich vor unsern Augen sich fortspinnt, und mit der weiſeſten Besonnenheit Schritt vor Schritt zum befriedigenden Ende geführt wird, — gedichtet ward von einem Manne, der weder lesen noch schreiben konnte, dem die Fülle der Begebenheiten daher nur durch Vorlesen aus dem französischen Werke des Provenzalen Kyot (oder Guiot), eines uns unbekannten Dichters, mitgetheilt, und durch Widerlesen des bereits Gedichteten im Gedächtniß erhalten werden konnte. Wo und in welcher Weiſe er seiner Quelle nach- oder ihr hinzugedichtet habe, läßt sich bei unsrer Unbekanntschaft mit derselben nicht beurtheilen; dennoch bleibt Wolfram das Verdienst der Originalität ungeschmälert, da es bekannt genug ist, wie die Dichter des Mittelalters den rohen vorgefundenen als Sagen im Volke umgehenden Stoff, ihn als lautre Wahrheit annehmend, und als solche auch treulich wiedergebend, in ihrer eigenthümlichen Weiſe auffaßten, und als ein neues Werk darstellten, in welchem mit der älteren Sage nur die allerallgemeinſten Umrisse der Handlung übereinstimmend befunden werden.“ Dieſes Lob ist nicht übertrieben, wenn man die Vergleichung mit Dante und den Nibelungen ausnimmt, die gewiß bei dem ganz verschiedenen Charakter dieſer Gedichte nicht paßt. Der Parcival ist in der That nach den Nibelungen und neben dem Triſtan das großartigſte deutsche Epos.

„Parcival erlangt die höchste Glückseligkeit auf Erden, welche nach der Ansicht des Mittelalters in dem Königthume des heiligen Grals zur äußern Erscheinung kommt,

nur durch das errungene, unbedingte und unerſchütterliche Gottvertrauen; ſomit iſt uns in der Erziehung des Heldenjünglings Parcival die Erziehung der ganzen Menſchheit zur immer mehr ſich läuternden Reinheit und Gottähnlichkeit gegeben. — Dies iſt die überall klar hervortretende Grundidee des Ganzen, die indeß, nirgend ausgeſprochen, ſich nirgend pedantiſch geltend macht, dennoch aber auf die natürlichſte Weiſe mit umſichtiger Kunſt der vielgeſtaltigen Handlung ihre bezweckte Richtung und entſchiedene Bedeutung gibt.“ Dies iſt wahr, aber nicht genug. Wiſſentlich bezweckte Wolfram von Eſchilbach mit ſeinem großen Gedicht die Apotheoſe des chriſtlichen Ritterthums im Geiſt der Kreuzzüge, und unwillkürlich wurde ihm das Gedicht durch den deutſchen Charakter, den er ihm verlieh, zu einer allegoriſchen Geſchichte des deutſchen Volkes, wie daſſelbe ſich durch ſeine inwohnende Kraft je mehr und mehr ſeiner urſprünglichen Barbarei entkleidet und endlich die höchſten geiſtigen Höhen erreicht.

Der Verfaſſer hat nur einen kurzen Auszug in Proſa gegeben und nur hin und wieder einige überſezte Verſe eingeſtreut, verſpricht aber die Herausgabe einer vollſtändigen Ueberſetzung. Dies iſt ein ſehr löbliches Unternehmen, da der Parcival im Original weit ermüdender iſt, als die Nibelungen und ſicher weit weniger Leſer findet. Doch wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer dem neudeutſchen Reime keine Schönheiten des altdeutſchen Originals opferte, daß er lieber die Reime wenigſtens hin und wieder wegließe, um den Sinn deſto treuer wieder zu geben, und daß er nicht durch Einmiſchung moderner ſentimentaler oder emphatiſcher Ausdrücke die Einfalt des alten Gedichts zerſtörte.

In der Einleitung hat die Ueberſetzung:

Eine Sage ich Euch erneue,
Die ſingt von großer Treue,
Von Angſt und Freud' und Lieb' und Leid,
Von Weibes rechter Weiblichkeit,
Und Mannes Mannheit hehr genug,
Die folgend tiefem Herzenszug
Durch Streit und Drangſal unbezwungen
Zum hohen Ziel ſich hingerungen.
Dem Helden biet' ich alſo Gruß:
Er, Weibes-Augen ein ſüßer Genuß,
Bot Weibes-Herzen ſüße Pein;
Unthaten feind, von Unthat rein,
Gewann er, wo er Streit nur fand,
Den Preis mit ſiegreich kühner Hand.
Doch iſt bis jezt noch ungeboren,
Den zu dem wunderreichſten Sang,
Der jemals meiner Kunſt gelang,
Ich auserkoren.

Das Original lautet:

Ein maere wil i' u niuwen,
daz zeit von grözen triuwen,
wiplichez wibes reht,
und mannes manheit alsó sleht,
diu sich gein herte nie geboue.
Sin herze in dar an niht betroue,
er stahel, swa er ze strite quam,
sin hant dá sigelichen nam
vil manegen lobelichen pris.
er küene, traecliche wis,
(den helt ich alsus grüezet)
er wibes ougen süezet,
unt dá bi wibes herzen suht,
vór missewende ein wáriu fluht.
den ich hie zuo hán erkorn,
er ist maereshalp noch ungeborn
dem man dirre aventiure gibt
und wunders vil des dran geschiht.

Demnach müßte die Ueberſetzung eigentlich lauten:

Eine Mähr' ich euch erneue
Die ſagt von großer Treue,
Von rechter Weibes Weiblichkeit,
Von ſchlichter Mannes Mannheit,
Die keiner Härte je ſich bog,
Weil ihn ſein Herz nicht betrog.
Von Stahl, wenn er zum Streite kam,
Seine Hand ſiegreich nahm
Viel manchen löblichen Preis ꝛc.

Da iſt „von Angſt und Freud' und Lieb' und Leid“ und von „hehr genug“ und von dem „folgend tiefem Herzenszug“ und vom „Hinringen zum hohen Ziel“ doch nirgends die Rede.

Vom Inhalt des Gedichts geben wir hier einen Auszug des Auszugs. Gamuret will keinem Herrn als dem höchſten dienen und geht deshalb auf Abenteuer. Er kommt nach Mohrenland, rettet eine Königin und wird mit ihr vermählt. Der Verfaſſer hätte die ſchwarze Schöne, von der er bloß ſagt:

Iſt etwas licht, ſo wie der Tag,
Dem freilich glich die Dame nicht;
Denn ſchwarz war Leib ihr und Geſicht,
Den thauigen Roſen ungleich gar;

etwas beſſer malen ſollen, denn das Original fügt hinzu:

Von ſchwarzer Farbe war ihr Schein,
Ihre Krone ein lichter Rubin,
Dadurch man ihr Haupt ſah.
Die Wirthin zu ihrem Gaſte ſprach,
Daß ihr lieb wäre ſein Kommen,
Herr, ich habe von Euch vernommen
Viel ritterlicher Würdigkeit.
Darum laßt euch nicht leid ſeyn,
Wenn ich euch meinen Kummer klage,
Den ich nahe im Herzen trage.

Wenn dieſe Dame nicht etwas Liebenswürdiges hätte, würde man ſich Gamurets Vermählung mit ihr weniger erklären können. Die Frucht ihrer Ehe iſt Feirefis, ein Knabe ſchwarz und weiß wie eine Elſter, halb von des Vaters halb von der Mutter Farbe. Auf ſeinen Zügen kommt Gamuret ſodann nach Spanien, und rettet und heirathet hier die ſchöne weiße Königin Herzeloide, die ihm den Parcival gebiert. Gamuret fällt gegen die Heiden. Herzeloide zieht mit ihrem Sohn in eine Wildniß, fern von allen Menſchen, denn ſie will ihn hüten, daß er nie ein Held werde, damit er nie ſo unglücklich ende wie ſein Vater. So wuchs das Kind auf, mit ſeiner eignen Herkunft unbekannt. Ihm war geſtattet, ſich Pfeile und Bogen zu ſchnitzen, mit denen er den Vögeln nachſtellte;

Doch ſchoß er einen ihrer nieder,
Der kurz vorher ſo ſüße Lieder
Geſungen noch: ſah man den Kleinen
Mit Schmerzgebehrden um ihn weinen.
Er wuſch am Fluß ſich alle Morgen,
Noch wußte nicht ſein Sinn von Sorgen;
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da ſchwoll die kleine Bruſt ihm: hin
Lief weinend er zur Königin, —
Doch fragte ſie, was ihm geſchehn?
So wußt er Rede nicht zu ſtehn,
Wie's Kindern oft ja noch geſchieht.

Herzeloide, ſtets um ihn beſorgt, forſchte dieſem Weſen nach, und da ſie fand, wie der Vögel Geſang ſeinen Buſen mit ſolchem Sehnen und ſolcher Wehmuth erfüllte, ſchwur ſie allen Vögeln Haß, und befahl, ſie zu tödten. Der Knabe aber bat, ihnen Frieden zu geben, denn nur ſchöner ſchienen die nun zu ſingen, die dem Verderben noch entflohen waren. Einmal ſieht Parcival zufällig im Walde einen Ritter, er hält ihn für Gott, von dem ihm ſeine Mutter erzählt hat. Der Ritter aber lacht und ſagt ihm, auch er ſolle ein Ritter werden, er möge nur zum König Artus gehn. Da läßt es dem Knaben keine Ruhe mehr, er will fort; die Mutter aber, die ihn nicht länger halten kann, ſtattet ihn zu ſeiner erſten Fahrt wie einen Narren aus und gibt ihm ganz verkehrte Lehren mit auf den Weg, damit er überall ausgelacht, verſpottet und zu einer baldigen Rückkehr genöthigt werden möge.

In Narrentracht reitet er aus und einen ganzen Tag lang am Ufer eines kleinen Bachs entlang, da ihm die Mutter geſagt, er ſolle über kein dunkles Waſſer reiten. Endlich ſcheint ihm der Bach hell genug zu werden und er wagt darüber zu ſetzen. Dann ſieht er ein ſchlafendes Frauenzimmer in einem Zelt. Seine Mutter hat ihm den Rath gegeben, nur gleich bei Frauenzimmern dreiſt zu ſeyn und ihnen Ring und Kuß zu rauben. Er fällt alſo ohne weiteres über die ſchöne Jeſchute her, küßt ſie und nimmt ihr mit Gewalt ihren Ehering, weshalb ihr zurückkehrender Gemahl, Herzog Orilus, ſie alles Schmucks beraubt auf einen dürren Klepper ſezt und dem Parcival nachjagt. Dieſer iſt weitergeritten und hat die bei der Leiche ihres von Orilus erſchlagenen geliebten Schianatulander weinende Sigune gefunden, die er an Orilus zu rächen gelobt. Endlich naht er ſich dem Artushof, findet aber vor den Mauern den ganz rothen Ritter Ither, der den gaſtlichen Becher des Königs in den Schooß der Königin ausgeleert, den Becher ſelbſt geſtohlen und alle Ritter der Tafelrunde frech zu Kampf herausgefordert hat. Mit einer Botſchaft deſſelben kommt Parcival zu Artus, und wird wegen dieſer Botſchaft und wegen ſeiner Narrenkleidung verlacht und verachtet, beſonders von dem böſen Keye, ſezt ſich aber gar bald in Reſpekt, indem er in dieſer Tracht und mit ſeinen ſchlechten Waffen den rothen Ritter überwindet. Von da kommt er zu dem alten Ritter Gurnemanz, der ihn in Ritterſitten und Religion unterweiſt, ihn die Narrentracht ablegen läßt, und ihm Lehren gibt, die denen ſeiner Mutter gerade entgegengeſezt ſind. Insbeſondere ſoll er bei Frauen ſittſam und bei Männern nicht vorlaut ſeyn, ſoll nicht nach Ring und Kuß ſtreben, und nicht kindiſch nach Allem haſchen, denn Beſcheidenheit und Schweigen ziere den Mann.

So neugeſchaffen kommt Parcival zu der Prinzeſſin Konduiramur, deren Schönheit ihn auf's tiefſte rührt, bei der er aber ein beſcheidenes Schweigen beobachtet. Sie ſelbſt muß den Anfang machen. Als der Jüngling noch im ſüßen Morgenſchlaf liegt, fühlt er ſich durch leiſes Seufzen und heiße Thränen, welche auf ſeine Wangen herabträufeln, geweckt. Die Augen aufſchlagend, ſieht er die Herrin des Hauſes, nur mit einem weiß ſeidnen Hemde bekleidet, und einen Sammetmantel

über die Schultern geworfen, knieend über ihn gebeugt. Parcival bittet ſie aufzuſtehn, denn ſo knieen dürfe ſie nur vor Gott; ſie ſezt ſich nun zu ihm auf das Bette, erzählt die Bedrängniß, in die Klamide ſie verſezt, doch ſchwört ſie, daß ſie vom höchſten Thurme ſich werde herabſtürzen, ehe ſie ihm ihre Hand reiche. Morgen früh ſolle von neuem der Sturm auf die Stadt beginnen, wenn ſie ſeinem Willen ſich nicht füge. Innig bewegt, ſichert ihr Parcival zu, ihr beizuſtehn, wie er mag, und getröſtet ſchleicht die Fürſtin, an ihren ſchlafenden Dienern vorbei, wieder in ihr Gemach zurück. Sogleich rüſtet ſich Parcival zum Streit, und beſiegt erſt den Seneſchal Klamides, dann dieſen ſelbſt und ſchickt ſie Beide als Gefangene an Artus Hof. Er ſelbſt aber beirathet die befreite Prinzeſſin, und Beide ſind ſo unſchuldig, daß ſie die Ehe erſt am dritten Tage vollziehen, ein ſonderbarer, aber ſo charakteriſtiſcher Zug, daß ihn unſer Ueberſezter nicht hätte weglaſſen ſollen. Ueberhaupt, wenn man allzu prude ſeyn will, was ſoll aus der Poeſie der alten Zeiten zulezt werden? Parcival iſt ſehr glücklich mit Konduiramur, verläßt ſie aber, um ſeine geliebte verlaſſene Mutter wiederzuſehn.

Parcival, in dumpfes Sinnen verloren, überläßt dem Roß die Zügel, das ihn pfeilſchnell über Stock und Stein eine weite Strecke trägt, bis er gegen Abend zum See Brumbane gelangt, auf welchem mehrere, nach ihrem Ausſehn zu urtheilen, reiche Ritter in einem Kahne fiſchen. Aus den Mienen Aller aber ſpricht Schmerz und düſtrer Gram. Auf Parcivals Frage nach einer Herberge weiſet der Aelteſte, ein ehrwürdiger Greis, ihn nach einem Schloſſe, wo er ihn ſelbſt heut Nacht noch wieder zu ſehen hoffe. — Nachdem der Jüngling noch einen Theil des Waldgebirgs zurückgelegt hat, ſtellt hoch auf einem Felſen mit vielen Thürmen die bezeichnete Burg ſich dar, kühn und feſt gebaut, ſo daß kein Heer, das durch die Luft auf Flügeln ſich nicht hinaufſchwingen kann, ſie jemals erſtürmen wird. — Auf Parcivals Ruf und die Empfehlung des greiſen Fiſchers wird die Zugbrücke niedergelaſſen, und er reitet in den Burghof, den aber hoher Raſen bedeckt, ein Zeichen, daß ſelten hier fröhliches Ritterwerk begangen werde. Eine zahlreiche Ritter- und Dienerſchaft empfängt zuvorkommend den Gaſt. — Man bringt ihm wohlriechende Waſſer zum Waſchen und koſtbare Kleider, womit er geſchmückt wird. — Als am Spätabend der Wirth, eben jener greiſe Fiſcher, vom See zurückgekehrt iſt, wird Parcival zu ihm in einen prächtigen Saal, den hundert Kronleuchter und unzählige Kerzen erleuchten, geführt; Polſterbetten laden ringsum zur Ruhe ein, herrliche Teppiche liegen davor ausgebreitet, in marmornen Kaminen brennt ſüßduftendes Aloeholz; es herrſcht eine Pracht, wie ſie noch kein menſchliches Auge erblickt hat. In einem Lehnſtuhl am Hauptkamine, in Pelze dicht gehüllt, ſizt der Wirth, doch vermögen ſie nicht, den furchtbaren Fieberfroſt zu lindern, der, wechſelnd mit der glühendſten Hize, ihn ſchüttelt; an unheilbarer und der ſchmerzvollſten Krankheit leidet der unglückliche Mann, der den Gaſt bittet, neben ihm Platz zu nehmen.

Zahlreich war verſammelt die Ritterſchaft
Im feſtlichen Saal; da brach die Haft
Der Jammer plötzlich. Ein Knapp trat her,
In der Hand einen Blut-gerötheten Speer,
Im Kreis herum ihn ſchweigend tragend.
Die Ritterſchaft erhub ſich klagend;
Der tiefes Leid und düſtern Schmerz
Des Speeres Anſchaun goß in's Herz.
Der Knapp, zur Pforte wieder gewandt,
Durch die er gekommen, drauf verſchwand.
Nun an des Saales and'rem Ende
That auf ſich eine ſtahl'ne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzend blonden Haar.
Auf gold'nen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmuthvolle Paar,
Wohl Lieb entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für dieſe Triebe
Der ſehnenden Bruſt noch Neigung bliebe.
Ihm folgte ein Zweites, ein Tiſchgeſtell
Von Elfenbein tragend; roſig hell
Flammte ihr Mund; ein Gürtel golden
Umſchloß die Scharlachkleider der Holden,
Die dann von den Hüften in weiten Falten
Hernieder wallten.

Es neigten die Vier ſich ernſt beſcheiden,
Und vor den Wirth hinſezten die Beiden
Das Geſtell. — Anderer Jungfrauen Vier
Mit Kerzen traten aus der Thür.
Und wieder Vier, die einen Stein,
Hellſtrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirth ſich neigend, bewegten
Die Acht ſich her, und die Leztern legten
Auf das Geſtell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,
Und traten mit niedergeſchlagenem Blick
Dann zu den erſten Vieren zurück.

(Die Fortſezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 80. 6. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

3) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von Sanmarte. Magdeburg, Creuz, 1833. S. 144.

(Fortsezung.)

Es hatten diese vier Jungfraunpaare
Ein zierlich Blumengewinde lih Haare,
Und sammtne Gewande, mit Gürteln umschlossen,
Doch grüner wie Gras, das frisch entsprossen.
Vier Jungfrauen abermals erschienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen
Sah man zwei Fürstentöchter kommen,
Die fern hieher zum Dienst entnommen.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei scharfe silberne Messer dar;
Die legten sie vor dem König nieder
Und kehrten mit Zucht sich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der kostbarsten Seide, Plialt mit Namen,
Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, so weiß wie Schnee. —
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kissen von grünem Achmardi,
Dem feinsten arabischen Seidenstoff,
Trug sie, was in Menschenbusen hie
Die Wonne des Paradieses troff,
Und was von dem höchsten Wunsche der Erden
Gewünscht nicht kann, gedacht nicht werden. —
Den heiligen Gral. Urepanse hieß
De Joie, von der er sich tragen ließ.
Der Gral aber war von solcher Art,
Daß höchste Keuschheit der bewahrt,
Und frei jedes Tadels die mußte seyn,
Die zur Pflegerin sich erlesen der Stein.
Sechs Lampen von lauterem Glase — nicht
Von Armuth eben zeugte ihr Licht —
Mit brennendem Balsam trugen dem Grale
Voran sechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König sezte die heilige Schaale
Die Königin nieder und in die Reihn
Der achtzehn Ersten mit ernstem Reigen
Traten die Sieben, so daß der Reigen
Der herrlichen Krone-tragenden Maid
Zur Rechten und Linken sich zierlich reiht.

Nun werden hundert Tafeln aufgedeckt und mit kostbarem Tischgeschirr besetzt. Eine große Pagen- und Dienerschaar reicht die Speisen umher, und bedient knieend den König, Parcival und die Gäste. Herrlich, wie die Vorbereitungen zu dem Mahle, ist das Mahl selbst; denn die wunderbare Kraft des Grales spendet den Bewohnern der Burg alles, was irgend an Speise und Trank begehrt werden mag; so wie der Wunsch danach ausgesprochen ist, steht es da vor dem heiligen Gefäße. — Parcival sieht wohl die Wunder um ihn her und ist vom höchsten Staunen ergriffen, doch die Lehre von Gurnemanz bindet seine Zunge, und er wagt nicht, nach der Ursach oder Bedeutung von allem diesem zu fragen, indem er fürchtet, dem Wirth durch sein Fragen zu nahe zu treten, und hofft, auch ohne dies zu erfahren, wie es um die Wunder hier stehe. — Inzwischen bringt ein Knappe ein prächtiges Schwerdt, das der gütige Wirth dem Gast überreichen läßt: „es sey von trefflicher Art, und er werde ihm für die Gabe danken, wenn er erst dessen seltne Kraft erprobt habe." Weh, daß auch jezt Parcival nicht fragte, denn durch die Ueberreichung des Schwerdtes ward er dazu aufgefordert. Durch die Unterlassung der Frage brachte er über sich und den Wirth namenlosen Jammer. — Das Mahl ward nun aufgehoben; Urepause und die Jungfrauen entfernen sich in demselben Zuge, wie sie gekommen, und die Gesellschaft erhebt sich. Als Parcival sich zur Nachtruhe empfiehlt, sieht er durch eine halbgeöffnete Thür in einem Nebengemache auf einem Polsterbett den allerschönsten alten Mann liegen; wer dies aber war, davon ein ander Mal. — Am Morgen darauf kommt Niemand mehr ihn zu bedienen, vielmehr schimpft, da er wegreitet, der Thürmer hinter ihm her. Da reitet er bestürzt weiter. Von einer Linde herab tönt eine süßklagende Stimme. Es ist Sigune, die in den Zweigen des Baumes ihren geliebten Schionatulander noch immer in den Armen hält. Von ihr erfährt Parcival, daß er auf dem geheimnißvollen Schlosse Montsalvaz gewesen, wo der alte König Titurel gewohnt. Sein Sohn Amfortas leide an einer unheilbaren Krankheit, könne aber nicht sterben, weil die Kraft des h. Grals ihn erhalte. Er könne aber nicht gerettet werden, außer durch einen Ritter, der ihn um sein Leid und um die Wunder des Schlosses frage, und seit Menschengedenken sey kein Ritter auf das Schloß gekommen, weil keiner hinkommen könne, der dahin wolle. Parcival sieht nun, was er versäumt und ist voll Gram. Unterwegs findet er die leidende Jeschute und versöhnt sie mit ihrem Gatten Orilus, den er bezwingt und ebenfalls an Artus Hof als Gefangnen schickt. Als er selbst dahin will, findet sich ein Falke zu ihm, der eine wilde Gans in der Luft abfängt. Als diese niederstürzt, fallen drei Blutstropfen in den Schnee und Parcival wird dadurch in ein tiefes Sinnen versezt.

Kondwiramur, hier liegt dein Bild.
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der seine Weiße ihm bot. —
Kondwiramur, so zart und licht,
Trägt roth und weiß dein Angesicht.

Lebendig malt dem trunknen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee sich hin;
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde:
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgentlicher Dämmerstunde
Die Königin zu Belripar
Ihm hülfeflehend genahet war.
Warm trug er sie in treuer Brust,
Und schwärmend in der Liebe Lust
Mit Sinnen und Gedanken hing
Dem Traum er nach, der ihn umfing. —

Wie versteinert hält Parcival mit aufgerichteter Lanze, in Sinnen versunken, vor dem Bilde; so gewahrt ihn ein Knappe des Hofes, der so eben sich zum Aufbruch rüstet. — Mit Geschrei stürzt er in's Lager, und bringt die Kunde, daß unsern ein Ritter auf Kampf warte; die ganze Tafelrunde sey durch diese Frechheit geschmäht, wenn ihn Niemand bestehe. Segramors, der immer Streitbegierige, springt wüthend auf, und trozt Artus die Erlaubniß ab, auf das Abenteuer einzugehn. — Parcival, durch ihn gestört, wirft ihn nieder, und steht sogleich wieder starrend vor den drei Blutstropfen, einem zweiten Ritter geht es nicht besser. Endlich kommt der tapfere Gavin, merkt, was in des Helden Seele vorgeht und bedeckt die drei Blutstropfen mit einem Tuche. Da kommt Parcival wieder zu sich und geht mit Gavin an Artus Hof. Da aber kommt die häßliche Kundrie, eine Art von Mègäre, und flucht dem Parcival, weil er zu Montsalvaz so thöricht still geschwiegen. Hiermit schließt der erste Theil des Gedichts, durch das Zusammenkommen der Gefangenen und Befreiten am Hofe Artus sich vollkommen abrundend. Nur der Schmerz und die Sehnsucht Parcivals bleibt übrig, um auf den zweiten Theil vorzubereiten.

Parcival wurde durch Gurnemanz Ermahnung zur Ehre so gut betrogen wie durch seiner Mutter Narrenlehre. Er hat, indem er der edelsten Bescheidenheit sich bewußt war, doch einen Fehler, sogar ein Unrecht

begangen. „Was er heilig hielt, hat ihn in Elend und Schmach gebracht. Eben so natürlich springt er daher von einem Aeußersten zum andern über, von dem unbefangenen Kindesvertrauen zum Argwohn, von der Demuth vor Gott zur Gottesverachtung; denn noch ist ihm die Erkenntniß nicht gekommen, daß Gott züchtigt, die er lieb hat, die wahre Grundfeste und der Schlußstein des christlichen Glaubens. — Wie er auch diese Kenntniß erlange, sich selbst durch lange Erfahrung läutere, durch das festeste Ausharren in Verfolgung seines hohen Ziels sich zu dessen Erreichung würdig mache, wie endlich in der Stunde der Todesnoth die Kraft Gottes sich ihm offenbart, und er am Ziele seines Strebens sich findet, ehe er es selbst ahnt, das wird in den folgenden Theilen des Gedichtes sich weiter entwickeln, in welchen zugleich alle in dieser wunderbaren Dichtung angeschlagenen Töne sich in die vollständigste Harmonie auflösen.“ Die Abenteuer Gavins, die denen Parcivals zur Folie und Abwechslung dienen, übergehen wir hier. Parcival findet auf seiner weitern Irrfahrt zuerst in einer Einöde eine Klausnerin, in der er Sigunen wiedererkennt, büßend am Sarge Schionatulanders. Weiter kämpft er mit einem Ritter, mit dem er sich in einen tiefen Abgrund stürzt, aber davon kommt. An einem heitern Morgen begegnet er einem greisen Ritter. Dieser tadelt ihn, daß er in Waffen daher reite; ob er denn nicht wisse, welch ein heiliger Tag heut sey, an dem es sich nicht zieme, der Ritterschaft nachzugehen? — Parcival antwortete trübe: Herr schon lange kümmert es mich nicht mehr, welcher Tag des Jahres sey, oder wie die Zahl der Wochen geht. Ich diente einst zwar Einem, der heißt Gott; ich diente ihm treulich, und nimmer wankte mein Sinn an ihm, bevor er so lästerlichen Spott über mich verhängte. Ich hörte von seiner Hülfe, aber an mir ist sie verzagt. Der Greis entgegnete streng auf diese verzweifelnde Rede: „Redet ihr von dem Gott, den die Magd gebar, und glaubt ihr an seine Menschwerdung, und an das, was er heut um uns erlitt, so steht der Harnisch Euch sehr übel an. — Es ist heute der Charfreitag, dessen alle Welt sich freuen, und in Zerknirschung feiern mag; denn an diesem Tage ward die hohe Treue offenbar, die Gott an uns beging, da man ihn zu unsrer Erlösung an das Kreuz schlug.“ Da ergriff den Parcival zum ersten Mal der Gedanke an die Allmacht und Treue Gottes. Er beichtet bei einem heiligen Einsiedler. Diesem eröffnet er, die größte Sorge komme ihm daher, daß er den Gral nicht finden könne, und danach bekümmere ihn am meisten die Sorge um sein liebes Weib. Letztere lobt dieser, denn die Liebe der Ehegatten sey Gott ein Wohlgefallen; den Gral zu suchen, sey aber ein vergebliches Bemühen, und hier erfährt nun Parcival erst vollständig, welche Bewandtniß es mit dem Grale habe. — Der heilige Gral nämlich ist ein Stein der wunderbarsten und geheimnißvollsten Art. Als im Kampfe Lucifers und der rebellischen Engel gegen Gott und die treugebliebenen himmlischen Heerschaaren, eine Anzahl von Engeln unthätig und parteilos bei dem Streite blieb, wurden sie nach dem Sturze Lucifers von Gott verdammt, diesen Stein, der aus der Krone Lucifers gefallen war, zwischen Himmel und Erde schwebend zu tragen, bis zur Stunde der Erlösung der sündigen Menschheit. Da nun brachten sie ihn auf die Erde, und zu einem köstlichen Gefäße umgewandelt, diente er zu der Schüssel, aus welcher Christus das Osterlamm verzehrte, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Heilands auffing. Als das Christenthum nach dem Westen Europas hin sich mehr auszubreiten begann, trug ein Engel auf Gottes Befehl den Gral zu dem jungen und frommen Königssohne Titurel, der von nun an mit seinen Nachkommen Hüter und Pfleger des heiligen Grales seyn sollte. Nachdem lange Jahre Titurel diesem erhabenen Amte vorgestanden hatte, trat er das Königreich seinem Sohne Frimutel ab, der darauf im Kampfe für den Glauben Christi seinen Tod fand. Nun fiel das Reich und die Pflege des Grals auf seinen ältesten Sohn Amfortas; von seinen übrigen vier Kindern widmete sich Treurizent dem Dienste des Grals; die älteste Schwester, Joisiane, wird mit dem Herzog Kyot von Katalonien (den wir schon bei Kanduiramur antrafen) vermählt, dem sie eine Tochter Sigune gebiert, dessen Geburt sie aber nur wenige Stunden überlebt. Die zweite Tochter, Herzeloide, war dem Könige Kastis zur Ehe gegeben, hat aber schon am Tage der Vermählung den Gatten verloren. Später errang sie im Turnier zu Kanvoleis Gamuret zum Weibe, durch den sie Mutter Parcivals ward. — Die jüngste Tochter Frimutels, Urepanse de la Joie, ist noch unvermählt; sie lebt bei ihrem Bruder Amfortas auf Montsalvas, und nur von ihr läßt sich, nach Joisianens Tode, der heilige Gral tragen. Dieses Amtes ist nur die reinste und keuscheste Jungfrau würdig. Jedem andern Sterblichen ist das Gefäß unantastbar. Wunderbar sind die Kräfte des Steins. Alle Charfreitage kommt eine weiße Taube vom Himmel, die eine Oblate auf ihn legt. Diese gibt ihm die Kraft, über alles, was die Erde nur erzeugt, zu gebieten; daher erhalten die Bewohner von Montsalvas und die Templeisen ihre köstliche Zehrung. Wer den Stein sieht, kann an dem Tage, an dem er ihn sah, nicht sterben; zweihundert Jahre lebt der in rüstiger Jugendkraft, dem sein Anschaun alle Tage zu Theil wird; sein Haar ergraut

nicht, und seine Haut strahlt immer im schönsten Glanze. — Eine zahlreiche Ritterschaft dient dem Grale und wehrt jeden Ungeweihten von dem Walde ab, in dessen Mitte Montsalvas liegt. Eine Inschrift, die zu Zeiten am Rande des Gefäßes erscheint, und sobald sie gelesen ist, verschwindet, zeigt die Namen der Knaben und Mädchen an, die der Gral zu seinem Dienste fordert. Aus den entferntesten Landen werden sie herbeigerufen und glücklich die Eltern, deren Kindern diese Freude zu Theil wird! Denn so wie sie auf Erden von jeder Todsünde befreit sind, wird ihnen im Himmel ewige Wonne. Vermählt auf Montsalvas zu leben, ist nur dem Könige des Grals gestattet, damit das Herrschergeschlecht sich fortpflanze. Wird aber ein fremdes Land herrenlos, und sehnt es sich nach einem Fürsten, so zeigt der Gral in seiner Schrift den Namen des Ritters, der dahin als König ziehen soll. Dort darf er sich vermählen, aber nicht seine Herkunft melden. Die Jungfrau auf Montsalvas dürfen zwar auch sich vermählen, müssen dann aber die Burg verlassen. Nie dürfen Hochfahrt und Unzucht dem reinen Gefäße nahen. Keusch, züchtig und demüthig müssen der König, und alle Gralsdiener und Frauen seyn. Wehe, daß dies jemals Amfortas vergaß, weßhalb er es mit grenzenlosem Jammer büßen muß. — Denn als in dem jungen Könige bei der Blüthe seiner Jahre die Minne lebendig ward, zog er aus auf Abenteuer, durch Ritterthaten um Minnesold zu dienen; „Amur“ war sein Kampfgeschrei, doch nicht rein von unkeuschem Sehnen blieb sein Herz. Einst stieß er auf einen fremden Ritter aus ferner Heidenschaft, der sich hier das Königthum des Grals erstreiten wollte; Amfortas rennt ihn an, und tödtet ihn, wird zugleich aber von seinem Speere verwundet, dessen vergiftete Spitze in der Wunde abbricht, die unheilbar sich zeigt. Das Uebel steigt mit jedem Tage; ein giftiger Eiter entquillt ihr unaufhörlich; alle natürliche und übernatürliche Mittel werden aufgeboten zur Heilung: Wasser aus den vier Flüssen des Paradieses, das Reis, das die Sybille dem Aeneas zum Schutz in die Hölle mitgegeben hatte, des Pelikans Blut, mit dem er seine Jungen nährt, das Herz des Mägde-Reinheit prüfenden Einhorns, und der Karfunkel, der ihm unter seinem Horne wächst, Drachenwurzel; alles vergebens. Eine geringe Linderung der namenlosen Schmerzen gewährte dem unglücklichen König nur die vergiftete Lanze selbst; denn lag er im heftigsten Fieberfroste, und senkte man die Spitze desselben in die Wunde, so erwärmte sich sein Blut von der Hitze des Giftes; um das Eisen jedoch legte sich jedesmal Eis an, das nur durch die zwei silbernen Messer, die wir auch zu Montsalvas vortragen sahen mit der blutigen Lanze, abgeschabt werden kann. Auch ist's dem Leidenden Erquickung auf dem See Brumbane, wo Parcival ihn zuerst antraf, zu fahren, wo die Süße und Linde der Luft den Kranken stärkt und labt. Endlich ließ der Gral die Worte lesen: Kommt ein Ritter nach Montsalvas, und fragt unaufgefordert und vor Ablauf der ersten Nacht, wie der König zu diesem Leiden gekommen sey, so solle es ein Ende haben. Die Krone des Grals aber gebe dann auf den Retter über. — Treurizent zog sich nun in die Wüste als Einsiedler zurück, und betete Tag und Nacht zu Gott, den ersehnten Ritter nach Montsalvas zu senden; er gelobte Gott für die Rettung des Bruders eine ewige Entsagung von aller Ritterschaft an, und entschlug sich alles Fleisches und Weines; doch vermehrt wird dadurch nur die Klage der Templeisen, denen nun auch die Hoffnung geraubt ward, daß Treurizent sich des halbverwaisten Reiches annehmen werde. — Täglich tragen sie den König vor den Gral, um durch dessen Anschaun den Tod von ihm abzuwehren. Endlich betritt ein Ritter die Burg, aber in Einfalt unterläßt er die Frage. So erklärt sich der Jammer Sigunens, da Parcival ihr seine Anwesenheit zu Montsalvas, und daß die verhängnißvolle Frage unterlassen sey, mittheilt, so die Verwünschung Parcivals durch die treue Gralsbotin Kundrie la Surzière. — Treurizent bemerkte am Sattelzeuge des Rosses Parcivals eine Turteltaube, dem Zeichen der Templeisen, und fragt ihn, ob er Lähelin sey, der kürzlich hier einen Templeisen erschlagen habe. Parcival verneint es, doch fällt ihm nun der Mord Ithers von Gaheviez schwer auf das Herz. Treurizent bebt bei dessen Nennung zurück, denn nun weiß er erst, wen er vor sich sieht, Herzeloidens Sohn, seinen eignen Neffen. Aber Parcival stürzt nur aus Leid in neues Leid; denn er erfährt nun auch, daß er in Ither seinen leiblichen Vetter erschlagen; daß er das Herz seiner Mutter durch sein Scheiden von ihr gebrochen hat, daß er der Drache gewesen, den sie an ihrer Brust gesäugt, der ihren Leib zerfleischt, und dann durch die Lüfte entflohen sey, wie der Traum es ihr zeigte; und, Wehe, ruft er, ewiges Wehe über mich! Auch das Königthum des Grals kann mich nun meinem Jammer nicht entreißen; Wehe, wie schwere Schuld habe ich auf mich geladen! Amfortas kann mir nimmer vergeben, den ich so treulos in sein Elend zurückstieß.“

Auf seinen weiten Fahrten begegnet Parcival dem Gavin und kämpft lange mit ihm unerkannt, bis sie einander in die Arme sinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 81. 8. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

5) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marte. Magdeburg, Creuz, 1833. S. 144.

(Schluß.)

Ein andermal kämpft Parcival eben so unentschieden mit einem Mohrenkönig. Dieser Heide hat übernatürliche Kraft durch die kostbaren Steine, die er an sich trägt, Parcival aber schöpft alle seine Stärke aus dem Gedanken an seine geliebte Konduiramur, doch will er unterliegen, da besinnt er sich eines Bessern, und denkt nur noch an Gott, von ihm allein die Kraft leihend, und sein Gegner wird sieglos; da auf einmal erkennt er, daß der Heide sein Bruder Feirefis ist. Sie kehren Beide an Artus Hof zurück. Hier erscheint auch Kundrie, die Gralsbotin, wieder, wegen ihres Fluchs den Parcival um Verzeihung bittend. Er verzeiht ihr, und sie erhebt sich plötzlich in schöner Majestät und sagt: „Die Planeten, die die Welt umschweben, und des Firmamentes Zaum sind, erzeigen an Dir Seligkeit; sie nehmen den Kummer von Dir, der Gral und des Grales Kraft führt Dich in heiliges Leben; Du hast der Seele Frieden Dir zurückerstritten, und Deinem Leib die Freude wieder errungen. — Parcival erwacht wie aus einem schweren Traume; Freudenthränen entfließen seinen Augen; ohne daß er es ahnte, und wollte, da er am wenigsten auf sein hohes Ziel Bedacht nahm, in der Stunde der Todesnoth, als das Schwerdt des Bruders über seinem Haupte geschwungen war, und er mit aller Kraft seiner Seele und dem festesten Vertrauen zu Gott um Hülfe rief, da erhörte der barmherzige Helfer sein Gebet, und verkündete seine Weihe in der Schrift des Grals. — Parcival beschließt, sogleich nach Montsalvas aufzubrechen. Einen Begleiter darf er mit sich nehmen, und zu diesem erwählt er Feirefis. Kundrie führt die beiden Brüder auf dem nächsten Wege gen Montsalvas, wo gerade jezt Amfortas wieder an den heftigsten Schmerzen leidet. Das Heer der Templeisen zieht seinem neuen Gebieter zum Empfange entgegen, und als er nahe ist, steigen die Ritter vom Roße, um ihn in Ehrfurcht zu Fuß zu begrüßen, und Parcivals Gruß däuchte ihnen ein Segen. — Drei Stunden betet er inbrünstig vor dem heiligen Gefäße zu Gott und zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, dann richtet er sich auf, tritt vor Amfortas hin, und fragt mit frommer Zuversicht: „Oheim, was wirret Dir?“ Und der durch Sankt Silvestern einen Stier vom Tode lebendig hieß dannen gehn, und

der dem Lazarus gebot aufzustehen, derselbe half, daß Amfortas gesund ward und genas. Und ein Glanz ging nun von ihm aus, wie die Sonne durch Nebel bricht, daß Absalon, Davids Kind, von Askalon Bergulat, Gamuret und selbst Parcival nur im trüben Scheine gegen ihn dastehn, und der Glanz ihrer Haut vor jenem zu verschwinden scheint. Parcival wird nun feierlich zum König gekrönt, und in sein Amt eingesezt, wie der Gral es geschrieben hat. — Inzwischen ist Kondwiramur, auf die erste Nachricht von Parcivals Erhöhung, mit ihren beiden kleinen Söhnen, Kardeiß und Lohengrin, von Belripar aufgebrochen, um nach Montsalvas zu ziehn. Sie ist bereits bis zum Plimizol gelangt, und hat auf demselben Platze, wo Parcivals Sinne einst von den drei Blutstropfen im Schnee gefangen genommen wurden, Nachtherberge genommen. Parcival eilt dem geliebten Weibe, das er in fünf und einem halben Jahre nicht gesehn hat, entgegen, spricht jedoch vorher bei Treurizent, dem Einsiedler, an, der ihn zur wahren Gotteserkenntniß mit guter Lehre geführt hat. Auf wohlbekanntem Wege reitet er die Nacht durch weiter, und mit Tagesanbruch findet er sich auf dem Plimizol. Kyot von Katalonien, der Oheim seiner Gattin, empfängt ihn, und führt ihn sogleich in deren Gezelt. — Schlummernd liegen vor ihm auf den schneeweißen Decken die holden Drei, mit lichten, vom Schlaf gerötheten Wangen; schöner wie die Blutstropfen ihm ehedessen hier das Antlitz des geliebten Weibes vorbildeten, findet er jezt das phantastische Bild verwirklicht." Bei der Rückkehr nach Montsalvaz gedenkt er Sigunens. Er findet die treue Magd, allein der Gram hat ihr Herz gebrochen, todt liegt sie über dem Sarge ihres Schionatulander hingegossen. Auf Montsalvaz vermag Feirefis den h. Gral nicht zu sehen; der schöne Greif, den Parcival zuerst durch eine Seitenthür gesehen, der alte König Titurel, erklärt diese Blindheit aus dem Heidenthum des Feirefis, der sich sofort taufen läßt und die Hand der herrlichen Jungfrau Urepanse erhält. Aus diesem Bunde entsprießt der berühmte Priester Johannes, der mystische Herrscher im Morgenlande. Parcivals Sohn aber, der junge Lohengrin kommt von zwei Schwänen gezogen zu der Fürstin von Brabant und lebt in glücklicher Ehe mit ihr, bis ihre unzeitige Frage nach seiner Herkunft ihn hinwegtreibt, doch läßt er ein Schwert, ein Horn und einen Ring dem herzoglichen Geschlecht von Brabant, das von ihm abstammt, zurück.

Es würde überflüssig seyn, auf die hohen Schönheiten dieses Gedichts noch näher aufmerksam zu machen. Möge dieser kurze Umriß dazu beitragen, Lust zur Lektüre des Ganzen zu erwecken.

6) Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Ein literarhistorischer Versuch von Dr. Heinr. Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau ꝛc. Breslau 1832.

Wenn es schon im Allgemeinen von großem Interesse ist, gewisse Arten von Literatur oder Poesie in ihrer eigenthümlichen, wenn gleich von den übrigen, wie von den allgemeinen Kulturverhältnissen bedingten Entwicklung dargestellt zu finden; so kann dieses Interesse nur um so größer seyn, je bedeutsamer die Art der Poesie ist, deren geschichtliche Darstellung in der angedeuteten Weise unternommen ward. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man die Entstehung des deutschen Kirchenliedes, wie es mit der Reformation selbst lange genug gegangen ist, an Luthers ehrwürdigen Namen knüpft. Aber so wenig eine Begebenheit, wie die Reformation, das Werk eines Augenblicks, des einzelnen Mannes für sich seyn kann und gewesen ist, so wenig Luthers Bibelübersetzung als sprachliches Werk möglich war, wenn nicht die Sprache sich etwa von Eckehart und von Tauler an in Darstellung religiöser und weltlicher Stoffe schon so weit entwickelt gehabt hätte, daß sie dem energischen Griffe jenes großen Mannes, so zu sagen, mundrecht war; eben so wenig wird es einer besonnenen Ansicht möglich scheinen, daß das deutsche Kirchenlied, das seinen bleibenden Typus und vollendeteren Charakter allerdings Luthern verdankt, seine erste und gleich vollendete Gestalt vor Luthern empfangen habe. Man muß vielmehr auch für das Kirchenlied annehmen, daß es, wie die Reformation selbst, nach vielen, erst fast verfehlten, dann aber immer wiederholten, immer glücklicheren Versuchen, in Luthern endlich, da die Zeit erfüllet war, zu so gesundem, kräftigem Leben gedieh, daß es, als die Erfüllung lang ersehnter Wünsche, weit und breit mit Jubel empfangen, mit Liebe und Treue gepflegt werden und unausrottbare Wurzeln schlagen konnte. Den Beweis für diese allgemeine, geschichtphilosophische Ansicht liefert nun vorliegendes Werk des Herrn Professor Hoffmann, dem es überhaupt zu nicht geringem Ruhme gereicht, seinen an sich schon verdienstlichen, sprach- und literargeschichtlichen Arbeiten immer mehr ein kulturgeschichtliches Gepräge zu verleihen, die Erscheinungen auf dem Gebiete deutscher Sprach- und Literargeschichte immer mehr als Ergebnisse zu betrachten, welche nur im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung deutschen Geistes und Wesens wahres Verständniß, ja höhere Bedeutung gewinnen. Doch davon mehr bei Gelegenheit einer andern Schrift desselben Verfassers. Hier liefert derselbe, weniger durch Räsonnement, als thatsächlich den Beweis,

daß das deutsche Volk von jeher, selbst während der Zeiten einer völlig latinisirten Gottesverehrung, das Bedürfniß gehabt habe, in seinen Andachtsübungen nicht bloß leidend sich zu verhalten, seinen religiösen Empfindungen namentlich durch Gesang Luft zu machen, und zwar, je länger je mehr, in einem ihm selbst verständlichen, in deutschem Gesange. Es ist höchst erfreulich, hier nachgewiesen zu finden, wie die lateinische Geistlichkeit sich immer mehr genöthigt sah, diesem unüberwindlichen Drange des Volks, mehr oder weniger nachzugeben; denn wir finden darin eine Bestätigung mehr für den anderweitigen schon anerkannten Satz: daß, was einmal in der vorigen Natur begründet ist, sich wohl zurückdrängen, nicht unterdrücken läßt, daß es endlich alle willkürlichen, naturwidrigen Schranken siegreich durchbricht. Kein Mensch, der nur je selbst gedacht oder gedichtet, der nur je Kunde genommen hat von Poesie und Philosophie der Nationen, wird daran zweifeln, daß man nur in der Muttersprache zu dichten und zu denken vermöge, was irgend der Rede werth seyn soll. Wie mag man nun glauben, daß eine Andachtsübung in fremder Sprache je eine wahre zu seyn vermöge, wie gar, daß ein religiöser Gesang eine Gemeinde innerlich nicht bloß erheben, sondern auch ergreifen, die Gesinnung rühren und läutern könne, wenn ihm kein Text in der Muttersprache zu Grunde liegt? Daß die Forderung deutschen Kirchengesanges auch für den katholischen Gottesdienst, wo sie in Deutschland laut geworden, nichts Chimärisches sey, vielmehr einem wahren Bedürfnisse zu begegnen suche, dessen Befriedigung nicht unterlassen werden darf, wenn man sich nicht fortwährend an dem Geiste der deutschen Nation versündigen will; dafür ist gegenwärtige Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor der Reformation der bündigste Beweis. So hat denn dieselbe nicht allein einen literarischen und kulturgeschichtlichen, sondern zugleich einen höchst praktischen Werth, wie ihn die Geschichte überhaupt hat, wenn man nur beachten wollte, was sie in hundert schlagenden Beispielen lehrt, ohne es gerade zu wollen. Was erfahren wir denn aber nun über das Kirchenlied? Zuerst macht der Verfasser wahrscheinlich, daß bis zum zehnten Jahrhundert vom deutschen Kirchenliede eigentlich gar nicht zu reden sey, da dem Volke nur gestattet war in der Kirche „Kyrie eleison" und etwa noch „Christe eleison" zu singen, welcher, bald in ein Jubelgeschrei ausartende Gesang unter andern auch bestimmt war, das Singen von Volksliedern und den alten Schlachtgesang zu verdrängen. Doch sah man sich schon wenigstens in der Hälfte des neunten Jahrhunderts veranlaßt, einen deutschen Text für das Kyrie eleison zu gewähren, so daß diese zwei, auch mit Christe eleison wechselnden Worte, nur als Refrain beibehalten wurden. Aufzuweisen ist nur ein einziges Lied der Art auf St. Peter, welches Docen bereits 1809 bekannt gemacht und welches also schließt: Pittemes den goten trut alla samant upar lut, daz er uns firtanen giwerdo ginaden. Kyrie eleison, christe eleison! Aber an Nachrichten von mehreren bis zum 11ten Jahrhundert, die aber leider mit vielen Volksliedern verloren gegangen sind, fehlt es nicht. — Wie aber mit dem 12ten Jahrhundert für die deutsche Poesie eine neue Zeit beginnt, so wurde auch das Kirchenlied in diesem Jahrhundert in allgemeineren Gebrauch und zu höherer Entwicklung gebracht. Unter den vielen Anführungen und Nachweisungen hierüber verdient das Zeugniß eines wälschen Mönchs (S. 31) besondere Erwähnung, der an den Bischof von Konstanz um die Mitte des 12ten Jahrhunderts schreibt: das romanische Volk hat keine eignen (Kirchen-) Lieder nach Art Eurer Landsleute; sie bezeugt nämlich, wie religiöser Gesang in der Volkssprache, etwas den deutschen Ureigenthümliches sey. Auch die Schlachtgesänge dieser Zeit waren deutsche, obgleich religiöse, welche in der Kaiserchronik den ächt deutschen Namen „Wicliet" führen; sonst heißen sie, wie alle religiösen Loblieder, auch Leisen, des Schlusses „Kyrie eleison" wegen. Schon in dieser Periode lassen sich „Weihnachtslieder", „Osterlieder", Marienlieder unterscheiden. Im dreizehnten Jahrhundert erhielt sich das deutsche Kirchenlied, ohne eigentlich weiter, in religionsnationalem Sinne, ausgebildet zu werden. Hauptgründe sind die zunehmende Geistlosigkeit der, in sinnlichem Genuß verdumpfenden Geistlichkeit und die überreiche, Alles überraschende weltliche Poesie des Jahrhunderts, welche zwar Lieder religiösen Stoffes, z. B. die Marienlieder, aber weder im kirchlichen, noch allgemein volksthümlichen, vielmehr vorzüglich nur im ritterlich-weltlichen Sinne, hervorbrachte. Gleichwohl sind aus diesem Jahrhundert außer den vorerwähnten Arten noch Pfingst-, Wallfahrts- und Schifferlieder aufzuweisen, die inzwischen großentheils schon dem vorigen Jahrhundert angehört haben mögen, so gut wie das bekannte, weit verbreitete, noch bis auf unsere Zeit herabgekommene Osterlied: „Christ ist erstanden" ꝛc. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die herkömmlichen Kirchenlieder vermehrt und allgemeiner und es kamen, als Frucht der weltlichen Poesie, die ihre Blüthe erreicht hatte, religiöse Volkslieder hinzu. Wie wenig die Geistlichkeit eigentlich daran Theil hatte, geht daraus hervor, daß diese sogar statt ihrer Horen weltliche Lieder sangen, und nicht immer die saubersten. Merkwürdig und gewiß nicht ohne Einfluß auf Entwicklung religiöser Gesänge in und aus dem Volke erscheinen die Lieder der Flagellanten, welche bekanntlich in der Mitte des 14ten Jahrhunderts,

da die große Pest so furchtbare Verheerungen anrichtete, umherzogen und sich öffentlich, unter Absingung ihrer Buß-lieder, geißelten. Das fünfzehnte Jahrhundert zeichnet sich vor den früheren nicht allein durch größeren Reichthum an geistlichen Volksliedern, sondern auch und vornehmlich dadurch aus, daß sich die Aufnahme derselben in den Ritus bei mehreren religiösen Feierlichkeiten immer häufiger zeigt und auch historisch nachweisen läßt. Das „Christ ist erstanden" wurde förmlich in die Agende aufgenommen, im nördlichen Deutschland namentlich auch andere deutsche Lieder schon von der Gemeinde beim Gottesdienst gesungen. Viele davon sind, selbst Marienlieder, aber diese „verändert und christlich korrigirt", in die protestantischen Gesangbücher übergegangen, ja selbst von Luther empfohlen und bearbeitet worden. Zu diesen rein deutschen Religionsliedern, die zum Theil wirkliche Kirchenlieder wurden, gesellten sich nun noch zahlreiche Verdeutschungen ursprünglich lateinischer Hymnen, besonders im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; aber Herr Prof. Hoffmann weiset auch nach, daß viele ursprünglich deutsche Lieder erst in's Lateinische zurückübersezt worden seyen, wie z. B. das schon im zwölften Jahrhundert vorhandene: Christ ist erstanden. — Eine Merkwürdigkeit, schon als Beweis, zu welcher Geschmacklosigkeit bloßes, durch keine Entwicklung des Sinnes für Schönheit geläutertes Andachtsbedürfniß führen kann, sind jene lateinisch-deutschen Lieder, welche der Verfasser mit Recht unter dem gemeinsamen Namen Bastardpoesie zusammenfaßt. Wir können hierbei übrigens die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unsere Literatur leider noch immer viel reicher an Bastarddichtungen ist, als man gewöhnlich meint. Oder wären jene Poesien weniger Bastardpoesien zu nennen, welche, ohne das Lateinische, Griechische, Englische, Französische, Spanische, oder wohl bald auch Russische Wort zu gebrauchen, sich doch mit so vielen ausländischen Begriffen, Redensarten, Wort- und Satzfügungen und Rhythmen durchwoben haben, daß sie vor gesunden und geübten Blicken nur um so mehr als Arlekinaden erscheinen müssen, je ernsthaftere, oder gar begeistertere Mienen sie zu zeigen bemüht sind. Dieser Ungeschmack der Ausländerei in der Poesie, den man als den schönen, kosmopolitischen Fehler der Deutschen fortwährend zu beschönigen sucht, sollte in jeder Gestalt, nicht bloß als Gallo- und Gräcomanie, an den Pranger gestellt werden. Jene mittelalterliche Bastardpoesie glaubt Herr Hoffmann auf mönchische Spielerei oder Unbeholfenheit zurückführen zu müssen; und ich denke, es wird sich kein anderer Ursprung nachweisen lassen. Aber ich glaube nicht, daß es Unbeholfenheit im Deutschen, als vielmehr im Reimen des Lateinischen gewesen seyn mag. Das älteste Lied der Art ist aus dem zehnten Jahrhundert und bezieht sich auf die zweite Versöhnung Ottos I. mit seinem bösen Bruder Heinrich 941. Der Anfang lautet:

Tune surrexit Otdo
ther unsar Keisar guodo,
perrexit illi obviam
inde vilo manig man etc.

Den latinisirten Geistlichen, denen Unnatur zur zweiten Natur geworden, kam diese Buntscheckigkeit lange nicht lächerlich vor; sie wandten sie vielmehr getrost auch bei geistlichen Stoffen an, und es will mich bei Betrachtung dieser, ernst- und gutgemeinten Mischlinge doch bedünken, als ob dann die Geistlichen selbst von einem unverwüstlichen Naturtriebe genöthigt worden wären; wie es wohl zu geschehen pflegt, daß wir, mitten in einem hochdeutschen Gespräch, so wie wir entweder gemüthlicher werden, oder nach sinnlich handgreiflicher Bezeichnungsweise unserer Vorstellungen und Gedanken, im Ernst oder zum Scherz, trachten, unwillkürlich des uns natürlichen Volksdialekts uns bedienen. Im dreizehnten Jahrhundert, welches die Blüthezeit der deutschen Minne- und Ritterpoesie war, mußte Allen, die mit ihr vertraut waren, also auch christlichen, jenes lateinisch-deutsche Reimwesen höchst komisch erscheinen; und so kam es, daß es fortan nur noch zu scherzhaften, ja endlich zu gemeinen, zügellosen Liedern für den geistlichen oder übrigen lateinischen Pöbel gebraucht wurde. — Der lezte Abschnitt des ganzen Werkes gibt Nachricht von den im lezten Decennium des fünfzehnten und in den beiden ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts veranstalteten und großentheils auch schon gedruckten Sammlungen geistlicher Lieder, theils übersezter, oder aus dem Lateinischen umgedichteter, theils aber auch originaler oder aus deutschen Volksliedern umgedichteter, oder wenigstens ihren Melodien unterlegter. — Mir ist aus der Lektüre des ganzen Buches die Ueberzeugung geworden, daß das deutsche Kirchenlied, wie es seit Luther erscheint, seinen Grundcharakter dem christlichen, deutschen Volksliede verdanke, ein Ergebniß, welches mit einer andern, aus der Geschichte der Poesie zu beweisenden Wahrheit zusammenstimmt, wie mit der Natur der Poesie überhaupt, daß alle Nationalpoesie, also auch die geistliche, im ächten Volksliede seine ersten Keime habe.

Dr. W. V. Mönnich.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Grimm.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 82. 11. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

7) Reinhart Fuchs. Von Jakob Grimm. Berlin, Reimer, 1834.

Wir müssen es hier vorab den gelehrten Literaturzeitungen überlassen, diese neue Arbeit J. Grimms, die er inzwischen schon 1812 in Schlegels deutschem Museum angekündigt hat, als gelehrtes Literaturwerk ganz zu würdigen. Aber wenn hier auch der Ort dazu wäre, so wollen wir nur offen gestehen, daß wir eine solche Würdigung zu unternehmen außer Stande wären, wie Jeder, der nicht ganz dieselben Studien, nicht bloß der Gattung und des Faches, sondern auch des speziellen Gegenstandes gemacht hat: so durchaus neu ist diese Arbeit in Bezug auf den Stoff und die durch die Bearbeitung gewonnenen Resultate. Denn wenn auch schon vor zwei Jahren Mone den lateinischen Reinardus, den Grimm 1814 in Paris entdeckt, nach Vergleichung mit zwei Lütticher Handschriften herausgegeben hat; so kann doch erst jezt durch Grimms Arbeit die Untersuchung als vorläufig beschlossen angesehen werden. Das Resultat derselben ist sehr befriedigend. Denn wenn auch die Mühe, welche sich Mone gegeben, im Fuchs Reinhart einen dux Reginarius des neunten Jahrhunderts und so in jedem Thier und Faktum der Fabel ein satirisches Spiegelbild einer bestimmten historischen Person oder Begebenheit aufzufinden, als eine völlig vergebliche erscheint; so wird dieser Verlust für den Spielraum des Witzes und der Phantasie doch reichlich belohnt durch den Gewinn, welchen Grimms Forschungen dem literaturkundlichen Wissen und hellerer Einsicht in den Entwicklungsgang gewähren, welchen volksthümliche Dichtungsstoffe zu nehmen pflegen. Wahrscheinlich wird auch Herr Rosenkranz die literaturphilosophischen Demonstrationen modificiren müssen, die er neulich mit der Anzeige von Mones Reinardus verknüpft hat. — Gleich das erste Kapitel einer, dreihundert Seiten umfassenden Abhandlung über die Geschichte und das Wesen unsres Thierfabelepos, welche dem Abdruck neuer, noch nicht gedruckter Bearbeitungen und Zweige desselben vorangeschickt ist, handelt vom Wesen der Thierfabel auf eine so tief eindringende Art, daß, was Lessing darüber gesagt hat und seit Lessing darüber vorgebracht worden ist, durchaus seine Geltung verloren hat. Es wird nämlich gezeigt, daß die Aesopische Fabel, von deren Würdigung Lessing bei dem damaligen Standpunkt literaturhistorischer Forschungen (1759) ausgehen mußte, nur schöne Trümmer einer für die Griechen verlornen epischen Thierfabel, von welcher auch die Batrachomyomachie nur ein losgerissenes Fragment sey, darbiete, die Thierfabel keineswegs im vollendeten Musterbilde uns

zeige. Dieſes vollendetere Muſterbild trete vielmehr nur noch in unſerm, jeden fremden Urſprung verläugnenden Reinhart Fuchs, und zwar um ſo deutlicher vor Augen, je weiter hinauf man die Geſchichte ſeiner rein epiſchen Entſtehung verfolgen könne. Es liege demſelben und der Thierfabel urſprünglich nichts weniger, als abſichtliche Satire oder auch nur Belehrung zum Grunde; heitere, unbefangene, ſich ſelbſt genügſame, folglich ächt poetiſche Auffaſſung des Thierlebens, das freilich hundert Analogien, beſonders des niederen, an's Thieriſche gränzenden Lebens der Menſchen, in ſich trage, *) ſey die natürliche, überall, alſo auch aus dem Boden unſers Vaterlandes hervorſprudelnde Quelle unſerer epiſchen Thierfabel. Ihr geſchichtlicher Urſprung könne ſich übrigens wohl, wie der unſrer Sprache, in Zeiten verlieren, da unſer Volk noch ein engverbundenes Glied jener großen Völkerfamilie geweſen ſey, die ſich ſeit Menſchengedenken in vielen Zweigen, die dann ein ſelbſtſtändiges eigenthümliches Leben gewonnen, über Aſien und Europa verbreitet habe. Ferner deuteten die Namen, welche die Thiere in unſrer Fabel trugen, ſelbſt auf Zeiten zurück, da dieſe noch im allgemeinen Volksglauben eine Bedeutung gehabt, da man z. B. ſich noch allgemein öfters geſcheut habe, ihre wahren Namen auszuſprechen. Sollte nicht die Thierfabel darum bei uns gerade eine ſo ferne, ächtpoetiſche Ausbildung und dieſe behagliche, epiſche Ausbreitung gewonnen haben, weil das Chriſtenthum zu uns gekommen, da wir einem gewiſſen Naturdienſt noch ziemlich nahe ſtanden und es uns daher von einem gewiſſen Alpdrücken, das doch immer die Schattenſeite dieſes Naturdienſtes geweſen iſt, nun mit einmal befreite, und aus dieſem Traumleben ſo ſchnell erweckte, daß die Erinnerung an den Traum noch lange friſch und lebendig blieb und unſere Phantaſie dem einen Theile deſſelben eine gefällige Form zu geben ſich angeregt fühlen konnte? Sind viele Mährchen etwas anders, als das freie Spiel mit den Geſtalten einer heidniſchen Zauberwelt, die nicht mehr wirklich ſchreckt oder beglückt, mit welcher man aber gern Verſtecken ſpielt, ſich ſelbſt und andere neckt und das behagliche Gefühl hervorruft, in welches durch erdichtete Wunder Glücks- und Unglücksfälle nicht bloß Un- oder Halbgebildete verſetzt werden? — So weit Grimm durch das oben Angedeutete das urſprüngliche Weſen der Thierfabel, wie ſie im Reinhart Fuchs vorliegt, bezeichnen will, ſtimmen wir ihm durchaus bei, auch darin, daß um dieſes Weſens willen ihr ächtpoetiſcher Werth, ein höherer zukomme, als der Aeſopiſchen und Phädriſchen, als der Lafontaineſchen und Leſſingiſchen. Allein wenn man hieraus folgern wollte, daß jede andere Form der Thierfabel, oder gar der Fabel überhaupt, unpoetiſch oder eigentlich unzuläſſig wäre, ſo würde man irren und wohl auch weiter gehen, als Grimm ſelbſt die Abſicht haben möchte. Denn unſrer Meinung nach iſt z. B. auch die didaktiſche Poeſie noch Poeſie, da Alles, auch eine Lehre, freilich nicht ſo leicht, als etwa Empfindungen, ächtpoetiſcher Darſtellung fähig iſt. So ſind z. B. viele Fabeln von Em. Fröhlich, die vor zehn Jahren in der Schweiz erſchienen ſind, ächte Gedichte, obgleich ſie Lehren und Wahrheiten aller Art ausſprechen und obgleich ſie ſelten Thiere, ſondern öfter Bäume und Blumen, Wolken und Bäche redend wenigſtens, wenn auch nicht handelnd auftreten laſſen. — Die übrigen Kapitel der Abhandlung dienen großentheils zur näheren Ausführung oder zur Bekräftigung der in dem erſten Kapitel ausgeſprochenen Grundanſichten. Kapitel II. zeigt Fuchs und Wolf als Träger unſrer Thierfabel, als die Hauptperſonen, zu denen ſich als Obmann der Löwe geſellt, welcher übrigens ſpäter erſt in dieſelbe eingetreten zu ſeyn ſcheint, da urſprünglich Braun der Bär in der deutſchen Thierfabel, wie in den deutſchen Wäldern, König geweſen. Eine nähere Zergliederung des Isengrimus, ein Fragment eines größeren lateiniſchen Gedichts, das hier zuerſt aus einem Berliner Kodex iſt abgedruckt worden, führt auf Südflandern, als deſſen Geburtsſtätte; die Zeit läßt ſich nicht beſtimmen, doch ſcheint es älter als der Mone'ſche Reinardus, deſſen Heimath das nördliche Flandern iſt und deſſen Entſtehungszeit zwiſchen 1148—1160 fällt. Die lateiniſchen Bearbeitungen ſetzen nationaldeutſche Grundlagen voraus und es führen deſſfalls Spuren bis in den Anfang des zwölften, ja bis in die Mitte des elften Jahrhunderts, nicht aber wie Mone meint, bis in's neunte Jahrhundert hinauf. Wahrſcheinlich iſt die Reinhartsſage eine fränkiſche und hat die reichſte Ausbildung auf nordfranzöſiſch-deutſcher Gränze, dann in den Niederlanden erfahren. Aber auch eine oberdeutſche Bearbeitung „Reinhart“ aus dem zwölften Jahrhundert iſt vorhanden, was davon ſchon 1817 aus der Coloczer Handſchrift herausgegeben, nun durch Vergleichung einer Pfälzer Handſchrift berichtigt und erweitert abgedruckt worden, im Ganzen 10 Geſänge, iſt nur Ueberarbeitung einer früheren reindeutſchen (?) Grundlage. Dieſe Ueberarbeitung zeigt Spuren franzöſiſcher Quelle, enthält aber auch weſentliche Sachen, die dem franzöſiſchen Gedicht, wie den lateiniſchen Bearbeitungen fehlen, der Verf. vielleicht Heinrich der Glichesäre oder Glichsenäre. Daß die Reinhartsſage auch in Oberdeutſchland nicht allein bekannt, ſondern beliebt geweſen, zeigen unter andern auch Bearbeitungen einzelner Partien der Thierfabel vom 12ten bis in's 15te Jahrhundert, bildliche Darſtellungen aus derſelben, wie z. B. eines im Straßburger Münſter, der Kanzel gegenüber ꝛc. Doch verlieren ſich in Oberdeutſchland alle Spuren derſelben im 15ten

*) Daher denn wirklich die ſatiriſchen Züge mit der Ausbildung der Fabel gewachſen ſind.

Digitized by Google

und 16ten Jahrhundert, gerade zu derſelben Zeit, da in Niederdeutſchland Reineke de Vos bekannt und beliebt wird. Dieſer Reineke de Vos, im lezten Jahrzehent des fünfzehnten Jahrhunderts, iſt unzweifelhaft nur freie, oft verſchlechternde Uebertragung des niederländiſchen Reinaert von Willem die Madock, welcher wiederum zurückweiſet auf die franzöſiſchen Renart's, davon der älteſte in's dreizehnte Jahrhundert gehört. Als Verfaſſer des niederdeutſchen Reineke bezeichnet auch Grimm wieder Nicolaus Baumann, ohne jedoch den Heinrich von Alkmar ganz zu ignoriren, der aber als Niederländer eben nicht im Fall ſeyn konnte, einen niederdeutſchen Reineke zu verfaſſen. Vielleicht gab eine neuere niederländiſche Bearbeitung Heinrichs dem Baumann nur Antrieb zu ſeinem niederdeutſchen Reineke. Die abgedruckten Stücke ſind folgende. 1) Isengrimus S. 1—25 aus Cod. Berol. lat. quart. 2 Fol. 32—41. Ms. Perg. aus dem 14ten Jahrhundert. — 2) Reinhart. S. 25—115. 3) Der Niederl. Reinaert von Willem die Madock, nebſt einem zum erſtenmal gedruckten Fragment einer Fortſetzung aus der legenda aurea, 1038 Zeilen. Dann über 40 einzelne, deutſche und lateiniſche Stücke, und ein franzöſiſches: le renart bestorné.

8) Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe von 1498. Mit Einleitung, Gloſſar und Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1834.

Wenn Grimms Reinhart alle Intereſſen befriedigt, welche die Literaturgeſchichte an der deutſchen Thierfabel nehmen kann, ſo liefert uns Hoffmann hier wieder einen Text, in welchem man die Liſten und Kniffe des durchtriebenen Reineke gerne lieſt. Denn, warum ſollten wir es läugnen, die Form, in welche ihn Goethe gebracht hat, und in welcher ihn die meiſten Gebildeten allein kennen, iſt bei allen Vorzügen, die ſie an ſich hat, doch keineswegs dem Stoff, ja dem, oft bis zum Muthwillen ſchalkhaften Tone, der durch das Ganze geht, angemeſſen genug. Viele Scherze und Späſſe, Reden und Gegenreden ſind nur ergötzlich in der niederdeutſchen Mundart; viele Derbheiten nur in ihr erträglich und nicht beleidigend. Darum iſt auch die Beifügung des reichen Gloſſars recht dankenswerth, welches es einem größeren, als bloß dem altdeutſchen, Publikum möglich macht, ſich den Genuß zu verſchaffen, den die Lektüre des niederdeutſchen Originals in höherem Maaße gewährt, als irgend eine Neudeutſchung vermag. Wir bekommen nämlich einen der Lübecker Originalausgabe von 1498 genau entſprechenden Abdruck, der um ſo ſchätzenswerther iſt, je ſeltener jene geworden. Was Grimm nur in allgemeineren Zügen und im Zuſammenhange ſeiner umfaſſenden Abhandlung gezeigt hat, wird von Hoffmann in der Einleitung, umſtändlicher und durch mannichfaltige Sprachvergleichungen nachgewieſen: daß nämlich der niederdeutſche „Reineke“ nur Bearbeitung des niederländiſchen „Reinaert“ ſey. Der hierauf gewendete Fleiß, wie der, einen möglichſt genuinen Text darzubieten, erſcheint um ſo muſterhafter, als er nicht prunkend hervortritt, ſich nicht eigentlich breit macht, vielmehr nur auf Mittheilung desjenigen ſich beſchränkt, was zur Beglaubigung der Reſultate durchaus nothwendig und ausgemachter Gewinn für Sprach- und Literaturkenntniß iſt. — Die zulezt noch angefügten Anmerkungen beziehen ſich nicht allein auf Wort-, ſondern auch auf Sacherklärungen, namentlich auf ſolche, die auf deutſches Recht bezüglich ſind.

Dr. W. B. Mönnich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitgeſchichte.

Zwei Jahre unter den Mauren oder der gezwungene Renegat. Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines ſpaniſchen Patrioten. Von ihm ſelbſt beſchrieben. Stuttgart, Balz, 1834.

Leon Lopez de la Serna y Espila, ein reicher Gutsbeſitzer in der Mancha, heirathete die Wittwe ſeines Oheims und kam bald darauf zu der Ueberzeugung, daß die großen Schwierigkeiten und Unkoſten, welche die desfalls nöthige Diſpenſation begleitet hatten, eine Prellerei der Pfaffen ſeyen. Dies machte ihn der liberalen Partei geneigt, an die er ſich 1820 mit Wärme anſchloß, gereichte ihm aber ſpäter zum Verderben. Die Karliſten klagten ihn an, brachten ihn um das Seinige und lieferten ihn in den Kerker, aus dem er unter einem Haufen gemeiner Verbrecher, in Lumpen und mit Ketten belaſtet, nach Ceuta deportirt wurde, nachdem man ihn durch Hunger und ſogar Stockſchläge vergeblich zum Verrath ſeiner liberalen Freunde hatte zwingen wollen. Es glückte ihm, von Ceuta zu den Mohren zu entfliehen, aber der Vicekonſul in Tetuan lieferte ihn durch eine Liſt an den Konſul in Tanger aus und dieſer ließ ihn und ſeinen Unglücksgefährten niederwerfen, auf's grauſamſte mißhandeln, und blutend, mit einem Knebel im Munde und wohleingepackt heimlich auf ein ſpaniſches Schiff tragen. Durch einige dumpfe Töne, die ſie mit aller Anſtrengung von ſich gaben, erregten ſie inzwiſchen die Aufmerkſamkeit der Mohren, ſie wurden angehalten und vor den Paſcha gebracht. Dieſer war ſehr entrüſtet, daß der ſpaniſche Konſul das Geſetz umgangen habe, nach welchem jeder flüchtige Chriſt dem Paſcha vorgeſtellt und von ihm gefragt werden muß, ob er ein Muhamedaner werden wolle. Er ſtellte alſo jezt dieſe Frage an unſre Spanier, die in der grauſamen Lage, in der ſie ſich befanden, den Islam begreiflicherweiſe einer

Auslieferung an ihre Henker vorzogen. Sie wurden also Renegaten und hofften um so sichrer entfliehen und sich mit den spanischen Konstitutionellen unter Torijos in Gibraltar zu vereinigen. Aber auf die Flucht eines Renegaten ist in jenen Ländern Todesstrafe gesezt. Ihr Versuch scheiterte und Leon wurde nicht nur mit seinem ersten, sondern noch mit mehreren andern spanischen Gefährten, die sich in gleicher Lage hier zusammengefunden hatten, ertappt und von den Mohren gefangen. Anstatt sie hinzurichten, schleppte man sie aber nach der Hauptstadt Fez, wo sie vom Sultan gütig aufgenommen wurden. Er ließ sie selbst vor sich bringen und hörte die Geschichte ihres Unglücks mitleidig an. So waren sie gerettet, verfolgten inzwischen ihren alten Plan, nur mit größerer Vorsicht. Um bis zur Ankunft eines Schiffs, auf dem sie mit Sicherheit entfliehen könnten, wenigstens leben zu können, wurde Leon ein Arzt und obgleich er nicht mehr von der Medizin und Chirurgie verstand, als was jeder Europäer etwa im Hause, bei gelegentlichen Krankheitsfällen der Seinigen oder beim zufälligen Anblick einer Operation davon erfährt, so war dies doch viel mehr, als was die unwissenden Mohren davon verstanden, er machte also viel Glück mit seinem neuen Geschäft. Bei dieser Gelegenheit gibt er uns die kurze Notiz, daß bei den Mohren das Magnetisiren etwas Gewöhnliches sey. Er hätte wohl über diesen interessanten Gegenstand mehr sagen dürfen. Sein Glück war Ursache, daß seine Gefährten ihn verließen, denn als sie ein Schiff fanden, auf dem sie entfliehen konnten, ließen sie ihn im Stich, um nicht seinetwegen, den die Mohren als Arzt nicht mehr entbehren konnten, verfolgt zu werden. In die Familie eines ehrwürdigen Mohren aufgenommen, sollte nun Leon dessen schöne Tochter Lela-Tachara heirathen. Er entwirft ein sehr artiges Bild von ihr, so wie von diesem maurischen Familienleben überhaupt. Der Heirathsantrag brachte ihn in große Verlegenheit, denn er durfte ihn, da seine Gattin noch in Spanien lebte, weder annehmen, noch durch das Ausschlagen eines so wohlwollenden Anerbietens neuen Verdacht erregen. Einige andre spanische Flüchtlinge rissen ihn aus dieser Lage, indem sie ihn zu einem neuen Rettungsversuch verleiteten; aber sie wurden unfern von Tanger eingeholt, man entdeckte, daß er derselbe Leon sey, der früher von dort entwischt war, und er bekam 500 Stockstreiche, die ihn fast ums Leben brachten. Er sollte nun in maurische Kriegsdienste treten, da aber ein französisches Schiff landete, so hatte er den Muth, sich ins Meer zu stürzen, und nach dem Schiffe zu schwimmen, das ihn nach Marseille brachte. Hier bekam er die Cholera und litt Hunger, da die französische Regierung wenig oder nichts mehr für die spanischen Flüchtlinge thun wollte (um, wie er vermuthet, die spanische Regierung desto eher zu einer Amnestie zu bewegen). Endlich aber kam er nach Paris, wo patriotische Freunde sich seiner annahmen.

Mährchen.

Das Buch von Rübezahl. Eine vollständige Sammlung aller Volksmährchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt von J. Lyser. Mit sechs feinen Kupfern. Leipzig, Wigand, 1834. S. 182.

Vollständig ist diese Sammlung keineswegs, nicht einmal in Bezug auf Rübezahl, geschweige in Bezug auf andre Mährchen des Riesengebirges (vom Schloß Kynast, vom Greifenberg und Schafgotsch ꝛc.). Schon Prätorius ist zehnmal reichhaltiger als Lyser, dann steht noch manches bei Schwenk und in dem Anhang zu den 1736 gedruckten gar unterhaltenden Koppenbüchern. Endlich haben in neuerer Zeit Musäus, Fülleborn, Steffens theils alte Mährchen von Rübezahl bearbeitet, theils neue erfunden, auch eine ganze Sammlung von Rübezahlmährchen, die etwa vor zwanzig Jahren veranstaltet *worden seyn mag*, ist mir gelegentlich einmal vorgekommen, ohne *daß ich* mich genau des Titels und Verfassers erinnern kann. Dieser üppigen Mährchenfülle gegenüber dürfen nun Lysers achtzehn Mährchen, denn mehr sind es nicht, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

Indeß hat Lyser eine gute Auswahl getroffen und im Ganzen gemüthlich und dem jugendlichen Sinn angemessen erzählt, wovon wohl nur die übrigens verzeihliche Einmischung seiner Persönlichkeit im lezten Mährchen eine Ausnahme macht. Besonders unterhaltend ist die Geschichte von dem bösen Musikanten, der sein Weib so sehr plagte, und deshalb in eben dieses Weib verwandelt und von Rübezahl, der nun *seine*, des Mannes, Rolle übernahm mit der reichlichsten Widervergeltung heimgesucht wurde. Es ist die Idee, die dem liebenswürdigen Alpenkönig von Raymund zu Grunde liegt. Sehr lustig ist auch die Geschichte von dem Schneider, in dessen Gestalt und an dessen Stelle Rübezahl sich hängen ließ ꝛc. Dieser Berggeist ist eine unerschöpfliche Quelle für die humoristische Poesie. Er verträgt sich, so lange das Gebirge steht, mit allen Zeitaltern, Moden und Sitten, und ist vermöge seiner gutmüthigen Neckerei geeignet, überall die poetische Gerechtigkeit zu üben, Böse und Thoren zu heilen, Prahler zu demüthigen, und im Gegentheil die Unschuld zu retten, das verkannte Verdienst zu belohnen. Es ist nichts Hochtragisches in diesem Geiste, aber für die heitere Volkspoesie ist er unentbehrlich, und bei seiner entschieden ausgesprochenen Persönlichkeit eine poetische Concentration der Feenwelt, wie die italienischen Masken Personifikationen ganzer Gattungen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 83. 15. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

9) Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersezt von Karl Simrock und erläutert von demselben und von Wilh. Wackernagel. Zwei Theile. Mit einem Titelkupfer. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833. S. 228. S. 202.

Walther von der Vogelweide ist unbestritten das größte lyrische Genie des schwäbischen Zeitalters. „Ihm ist daher auch seit der Wiederbelebung jener Literatur die meiste Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet gewesen. Schon Bodmer bemühte sich nicht ganz erfolglos um die Erforschung seiner äußern Lebensverhältnisse; Gleim ließ im Jahre 1779 ein eigenes Bändchen „Gedichte nach Walther von der Vogelweide“ erscheinen, von welchen er schon früher in den „Gedichten nach den Minnesängern, Berlin 1773“ einige mitgetheilt hatte. Leider sind diese ersten Versuche so gänzlich mißrathen, daß es nicht verwundern darf, wenn Gleims Zeitgenossen ihre Begriffe von dem Werth der Minnesänger nicht gar hoch gespannt haben. Tiecks „Minnelieder“ enthielten von unserm Dichter nur Weniges; aber auch durch seine Erneuung kam das Zeitalter des Minnegesangs nicht zu Ehren. Dies war den vereinten Bemühungen so vieler verdienten Männer um deutsche Sprache, Literatur und Sage und den neuern überraschenden Erfolgen der Brüder Grimm und K. Lachmanns vorbehalten. Unsern Dichter insbesondere anlangend, so gab uns Uhland 1822 eine treffliche Schilderung und Würdigung seines Gesangs *) und K. Lachmann 1827 eine kritische Ausgabe des Textes, welcher sich nur die jezt von ihm vorbereitete Ausgabe der Werke Wolframs von Eschenbach wird an die Seite stellen können. Durch Uhland und Lachmann ist auch für das Verständniß Walthers und die Ermittelung der historischen Bezüge in seinen Liedern schon das Beste geschehen.“

Das vorliegende Werk enthält die sämmtlichen Gedichte Walthers in neudeutscher Uebersetzung, in drei Rubriken getheilt: Frauendienst, Gottesdienst, Herrendienst, und mit geschichtlichen sowohl als ästhetischen und prosodischen Erläuterungen.

Die Lizenzen, welche sich derselbe Uebersetzer auch hier wieder, wie früher bei seiner Uebertragung der Nibelungen (vergl. Literaturblatt 1827 Nr. 74) erlaubt hat, sind nicht wohl zu billigen. Er mußte treuer übersetzen, und wo der Geist und das Material der neudeutschen

*) Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 8.

Sprache nicht mehr ausreichte, das Original wiederzugeben, mußte er die unübersetzbaren Stellen des leztern wenigstens in einer Anmerkung beifügen. So dankbar wir ihm für die mühevolle Arbeit sind, da Walther von der Vogelweide von jedem Deutschen gekannt zu seyn verdient, so wären wir ihm doch noch wärmer verpflichtet, wenn er das Moderniſiren hätte laſſen können. Wo Walther ſeine badende Geliebte mit ſehr zärtlicher und ſinnlicher Phantaſie beſingt und dies einen „werden ſanc," d. h. einen ihm ſelbſt werthen, theuren, heimlich lieben Geſang nennt, macht Simrock Seite 36 einen Hochgeſang daraus, ein Wort, das man höchſtens von Hymnen, Oden an Gott, das Vaterland ꝛc. gebrauchen darf, das aber ſo wenig für ein ſchwelgeriſches Minnelied paßt, wie ein Altarblatt zu einem Kabinetſtück. In dem herrlichen Liede, worin Walther von der Vogelweide die männliche Kraft der weiblichen Milde im deutſchen Volk entgegenſezt, überſezt Simrock S. 32 das alte kraftvolle Wort „tugent" mit Zucht, wobei man faſt an die modernen Zuchtpolizeigerichte erinnert wird. Auch erlaubt er ſich viele andere kleine Willkürlichkeiten ohne Noth. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß ſich ſeine Ueberſetzung im Ganzen gut leſen läßt, aber mit dem Original verglichen läßt ſie doch die Kraft und Einfalt der alten Zeit öfters gar ſehr fallen. Das am meiſten muſikaliſche Liedchen Walthers iſt auch in der Ueberſetzung am wohlklingendſten:

Die verſchwiegene Nachtigall.

Unter der Linden,
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten ſaß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit ſüßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da fand ich meinen Liebſten ſchon:
Ich ward empfangen,
Heil'ge Fraue!
Daß ich noch ſelig bin davon.
Ob er mir auch Küſſe bot?
Tandaradei!
Seht, wie iſt mein Mund ſo roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus ſüßen Blumen mancherlei,
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei.
Bei den Roſen er wohl mag,
Tandaradei!
Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich ſchämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das als er und ich.
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verſchwiegen ſeyn.

Gleichwohl ſind auch hier einige Willkürlichkeiten. Die zweite Strophe ſchließt im Original:

er kuſte mich wol tuſent ſtund
ſeht wie rot mir iſt der munt

was offenbar inniger und verliebter klingt als die kalte Frage:

ob er mir auch Küſſe bot?
Seht, wie iſt mein Mund ſo roth.

In der dritten Strophe ſagt das Original

Do hat er gemachet
alſo riche
von Bluomen ein Bette ſtat
Des wird noch gelachet
inneclîche
kunt jeman an das ſelbe pfat.

Hier iſt der Blumenreichthum, die Zierlichkeit des Betts und der Frohſinn und die Heimlichkeit in dem inniglichen Lachen durch die Ueberſetzung nicht auszudrücken verſucht worden. Daſſelbe gilt auch vom Schluß dieſes Liedes.

Ein anderes der ſchönſten und berühmteſten Lieder Walthers, das Lob Deutſchlands, iſt mit kaum zu verantwortender Willkür übertragen worden, und gerade die ſchönſte Strophe iſt am meiſten mißhandelt.

Walther. Tiutſche Mann ſind wol gezogen.
Simrock. Züchtig iſt der deutſche Mann.

Das möchte zur Noth noch hingehn, obgleich Walther unter der Wohgezogenheit gewiß mehr verſteht als Züchtigkeit.

Walther. Als Engel ſint diu wip getan.
Simrock. Deutſche Frauen ſind engelſchön und rein.

Darf die ſchöne Einfalt in dem Original mit einer ſo abgedroſchenen modernen Phraſe „engelſchön und rein,“ überſezt werden? um ſo weniger, als das Wort „rein“ gleich darauf noch einmal vorkommt.

Walther. Tugent und reine Minne
Simrock. Zucht und reine Minne.

Iſt Tugend und Zucht einerlei? und iſt denn das Ziehen nicht ſchon im „wohl gezogen“ des erſten Verſes da geweſen? wozu dieſe doppelte Wiederholung des „rein“ und der „Zucht“ in derſelben Strophe, da doch das Original ganz andere Wörter ſezt?

Walther. Swer die ſuochen wil.
Simrock. Wer die ſucht und liebt.

Das „und liebt“ iſt ſehr überflüſſig.

Walther. Der ſol kommen in unſer lant
Da iſt wunne vil.
Simrock. Komm in unſer Land,
Wo es noch beide gibt.

Iſt es nicht fatal, den herzinnigen Ausdruck „da iſt Wonne viel“ ganz auszulaſſen, und dafür eine Tautologie zu ſetzen? Zugegeben, daß jede ſolche Uebertragung aus dem alten ins neue Deutſch ihre großen Schwierigkeiten hat, ſo darf ſich doch unter keinerlei Umſtänden ein Ueberſetzer ſolche Entſtellungen erlauben. Es kommt ja nicht darauf an, daß ſich ſo ein altes Lied modern reimt; aber das iſt unerläßlich, daß die Ueberſetzung die tiefe Innigkeit, die Wärme des Kolorits, die Kraft in Einfalt und Wort und Bild ohne ſchwülſtigen oder verſchönernden Zuſatz bewahre, daß nicht ein falſches Wort für das rechte, daß nicht ein überflüſſiges zu dem nothwendigen geſezt werde.

Wer den herrlichen Dichter nicht ſchon kennt, wird aus den beiden angezogenen Proben ſchon erſehn haben, welche lyriſche Kraft und Lieblichkeit ihm inwohnt. Seine eigentlichen Minnelieder ſind wohl die ſchönſten. Seine andächtigen Geſänge enthalten viel Tiefgefühltes, heben ſich aber doch weniger hervor und ſind auch an Zahl geringer. Dagegen zeichnen ihn wieder mehrere auch hiſtoriſch merkwürdige politiſche Gedichte aus. Schön und auch gut überſezt iſt folgendes Gedicht auf die Vermählung des Hohenſtauffen Philipp mit der griechiſchen Irene:

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter ſich erkoren
Der König Philipp ſchön und tadelsohne:
Da gingen König, Kaiſersbruder, Kaiſerskind,
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie ſind:
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Gemeſſnen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte ſacht die hochgeborne Königin,
Roſ ohne Dorn, ein Täublein ſonder Gallen.
Solch Feſt noch ſah man nirgendwo,
Es dienten ihm die Thüringer und Sachſen ſo,
Daß es den Weiſen mußte wohlgefallen.

Nur das „und tadelsohne“ ſteht nicht im Original, und ſtatt des modern zimperlichen „Täublein“ ſteht einfacher „ein tube ſonder gallen.“

In einem ſpätern Gedicht ſchilt Walther den Philipp geizig, und lobt den Gegenkönig Otto, ſchilt aber auch dieſen und ergießt ſich endlich in ein ungetheiltes Lob Friedrichs II., der dem armen, ſchon bejahrten Sänger ein Reichslehen verehrt. Da bricht Walther in Entzücken aus:

Ich han min Lehen, al die weelt, ich han min Lehen.

Hieraus erſieht man, mit welchen Widerwärtigkeiten der edle Sänger während ſeines Lebens hat kämpfen müſſen, denn er war ſchon alt, als Friedrich in Deutſchland erſchien. Der geiſtreiche Blick dieſes Dichters umfaßte aber nicht bloß die Enge eines perſönlichen Lebens in Liebe und Leid, ſondern zugleich die großen Schickſale ſeiner Zeit, die er in wenigen Meiſterzügen ſchildert:

Zu Rom, da hört ich lügen,
Zwei Könige betrügen:
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals ward in aller Zeit;
Da ſah man ſich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Noth war über alle Noth;
Da lagen Leib und Seele todt.
Die Pfaffen wurden Krieger:
Die Laien blieben Sieger;
Das Schwert ſie legten aus der Hand
Und griffen zu der Stola Band:
Sie bannten, wen ſie wollten,
Nicht den ſie bannen ſollten.

Unverholen gibt ſich Walther von der Vogelweide, wie ſpäter Dante, als ächter Ghibelline zu erkennen. Folgendes Lied iſt eigentlich der Text zu Dantes Schrift: de monarchia.

Als Gottes Sohn der Welt erſchien,
Verſuchten oft die Juden ihn;
Das thaten ſie mit dieſer Frage wieder:
Sie fragten, ob Wer frank und frei
Dem König Steuer ſchuldig ſey?
Da ſchlug er ihre Liſt und Tücke nieder.
Er ließ ſich Münze weiſen
Und ſprach: Weß Bildniß ſeht ihr hier?

„Des Kaisers Bild,“ sprach der Versucher Rotte.
Da rieth er den Unweisen:
So gebt denn auch dem Kaiser ihr
Sein Königsrecht, was Gottes ist, gebt Gotte.

Noch kräftiger und dreihundert Jahr vor Luther höchst merkwürdig ist das Lied:

Ei! wie so christlich mag der Pabst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, Solches kann ich machen!“
(Was er da spricht, das hätt er besser nie gedacht.)
„Zwei Allemannen hab ich unter einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten:
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein:
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein:
Und laßt die Deutschen.....fasten.“

Mit derselben Entschiedenheit wie gegen den Pabst trat der Sänger auch gegen die treulosen Reichsfürsten auf, die um ihrer aristokratischen Interessen willen sich mit dem Pabst gegen den Kaiser heimlich und öffentlich verbanden. Obgleich Walther schon geraume Zeit früher als Friedrich II. gestorben seyn muß, ahnete er doch den tragischen Untergang der Hohenstaufen schon voraus. Daher ist folgendes Lied von hohem historischen wie poetischen Werthe.

Es hat der König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: O weh,
„Und aber weh, zum dritten weh:
Die Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,
Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt.“
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indeß der Höchste Schmach erduldet:
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet.
Das sey dir, süßer Gott, geklagt!

Denselben lauernden Fürsten ruft er zu:

Ihr Fürsten, die des Königs gern erledigt ständen,
Folget meinen Rath, ich weiß wohl Rath zu spenden:
Ich will ihn tausend Meilen weit noch hinter Trani senden:
Der Held will ziehn in Christi Land; wer ihm das wehret,
Der thut wider Gott und all die Christenheit daran;
Ihr Feinde, laßt ihn ruhig ziehen seine Bahn:
Vielleicht, daß er im deutschen Land nie wieder euch beschweret.
Wenn er, was Gott behüte, bleibt, so lachet ihr:
Kehrt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir:
Wir harren Beide des Erfolgs: nehmt diesen Rath von mir.

Noch im späten Alter begab sich der Dichter selbst auf eine Kreuzfahrt, kehrte glücklich heim und starb zu Würzburg, wo noch lange auf seinem Grabstein nach seiner Verordnung die Vögel gefüttert worden seyn sollen.

10) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans qui la concernent, par G. B. Depping et Fr. Michel. Paris, Firm. Didot frères, 1833.

Neben dem bekannten Eddagesang, Völundar-Quida stehen hier eine Menge Stellen alter deutscher, französischer, englischer und provenzalischer Gedichte, die sich auf den nämlichen Namen und Gegenstand beziehen, und aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß das nordisch-germanische Alterthum mit dem Namen Wieland den Begriff ausgezeichneter Kunstfertigkeit verband. Daher können wir nur beipflichten, wenn hier die Vermuthung aufgestellt wird, daß die germanische Wielandssage mit der griechischen Dädalussage ursprünglich eine und dieselbe sey. Der Name Dädalus bezeichnete bei den Griechen, der Name Wieland im Norden die Kunst überhaupt, und war mehr Name der Sache als der Person. Erst die Mythologie personificirt den Begriff, und die Mythen Griechenlands und des Nordens sehn sich sehr ähnlich. Dädalus wird als Mörder zum Tode verurtheilt, flieht nach Kreta und dient dem König Minos, gerade so wie Wieland dem König Nidung. Beide zogen sich die Rache der Könige zu, Dädalus durch die Gemahlin, Wieland durch die Tochter des Königs, und Beide entflohen dieser Rache durch dasselbe Mittel, indem sie sich Flügel machten. Mit Dädalus floh sein Sohn Ikarus und stürzte bekanntlich ins Meer, eben so floh mit Wieland dessen Bruder Egil und stürzte herab ins Meer. Die Uebereinstimmung ist also unverkennbar; nur ist die Annahme nicht gerade nothwendig, daß der Norden diese Sage von den Griechen entlehnt habe, sie werden wahrscheinlich, wie so viele andere Mythen, einen gemeinschaftlichen Ursprung in einer noch ältern orientalischen Sage haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 84. 18. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

11) Der Renner. Ein Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert, verfaßt durch Hugo von Trimberg. Zum erstenmal herausgegeben vom historischen Verein in Bamberg. 1s Heft. Bamberg, in Kommission bei Dresch, 1833. 4.

„Dieser Hwk, Huk, Hauk oder Hugo war kein Dynast der Reichsherrschaft Trimberg im ehemaligen Fürstenthume Würzburg, sondern wahrscheinlich nur in dem Dorfe geboren, welches am Fuße des Bergschlosses Trimberg liegt. Nach verschiedenen Stellen des Renners, und nach zwei hier folgenden archivalischen Quellen, war er von 1260 bis 1309 Magister und Rektor der Schulen am ehemaligen Kollegiat-Stifte der Maria und Gangolph zu Bamberg in der Theuerstat. Er unterzeichnete als Zeuge eine Urkunde vom 12. Februar 1294, eine andere vom 21. März 1303, ohne nach dem Muster der vorgehenden und folgenden Zeugen beizufügen, daß er Stiftsherr oder Bürger sey. Da das gemeinschaftliche Leben des Kollegiat-Stiftes schon aufgehoben war, und da sein Name in keinem Verzeichnisse der Scolastiker vorkommt: so war er als Rektor der Schulen der weltliche Oberlehrer, und hatte den Kantor, als weltlichen Unterlehrer, neben sich. Ob er besonderen Unterricht in der Dichtkunst, oder in andern wissenschaftlichen Zweigen ertheilte; ob er Einfluß auf andere Schulen der Stadt hatte, ist ganz unbekannt. Doch führte er als Oberlehrer noch den Beinamen Magister, wie sein Berufsgenosse am Domstifte. Sein vorzüglichstes, vielleicht einziges Vermögen scheint in seiner Sammlung von 200 Büchern, deren 12 von ihm selbst zusammen getragen oder verfaßt waren, bestanden zu haben. Denn er spricht im Renner die Hoffnung aus, daß er im höheren Alter sich von dem Unterrichte und von dem Erlöse aus den 200 Büchern ernähren könnte. Er begann den Renner im Jahre 1300, und sprach darin von seinen Gesellen (Zöglingen), für welche er vor 34 Jahren (also 1266) den Samner (Sammler) zum Andenken gefertigt hatte. Er bezeichnete beide Gedichte-Sammlungen durch die Worte: Jenes loffet vor diez rennet nach.“

Nur im Jahr 1549 ist der Renner einmal gedruckt worden, aber sehr verderbt. Lessing hat ihn herausgeben wollen, ist aber darüber gestorben. Inzwischen sind viele Fabeln Hugo von Trimbergs schon einzeln und hochdeutsch abgedruckt worden. Handschriften existiren 33, doch hat der historische Verein in Bamberg bei dieser Ausgabe nur 3 benuzt.

Der Renner ist eine Sammlung, bestehend aus allerlei lehrreichen und kuriosen, ernsthaften und scherzhaften

Legenden, Kontroverſen und Fabeln, man könnte ihn den didaktiſchen Hans Sachs, ſo wie Hans Sachs den dramatiſchen Renner nennen. Obgleich um drei Jahrhunderte älter als Hans Sachs, theilte doch Hugo von Trimberg mit demſelben die Vorliebe für das Mannichfaltige, die Luſt, unaufhörlich neue und verſchiedene, ſeltſame und abwechſelnde Bilder in den Teppich der Sprache zu weben. Und auch darin ſind ſie einander ähnlich, daß ſie überall moraliſche Nutzanwendungen anknüpfen, welche die Ehrlichkeit der Zeit charakteriſiren, obgleich uns jezt gerade dieſe Partien am langweiligſten vorkommen.

Sein Ton iſt durchgängig, auch bei ernſthaften Gegenſtänden, heiter und von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, z. B.

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Mädchen ſonderbar,
Die zu ihren Tagen kommen ſind,
Die Wahl macht ihnen das Herze blind,
Die Augen zeigen ihnen den Weg,
Von den Augen geht ein Steg
Zu dem Herzen nicht gar lang
Auf dem ſteiget mancher Gedank
Wen ſie nehmen ſollen, oder nicht,
O weh ꝛc.

Da finden wir allgemeine Satiren auf die Geſchlechter, die Stände, die Menſchen überhaupt gepaart mit bibliſchen Geſchichten, mit einer Menge Thierfabeln, mit Weisheitslehren aller Art, mit geiſtlichen, politiſchen, ſittlichen Ermahnungen und ſelbſt mit literariſchen Notizen. Ein Lied „von hoher Dichter Lobe“ ſtrömt über von Tadel gegen die rohen „Herren“, die ſich (nach der Hohenſtauffen Untergang) nicht mehr viel um Dichtkunſt und Bildung überhaupt bekümmern, und vom Lobe der alten ſchwäbiſchen Dichter. Da heißt es:

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, thät mir leide.

Aber ſchon war der reine deutſche Sang verklungen und die Luſt, Fremdes einzubürgern nahm überhand, daher lobt unſer Dichter vor allem die vielſeitigen und fremden Nachahmer im Sinn der heutigen Goethe'ſchen Schule:

Doch gehn ihnen allen der Marner vor,
Der luſtig teutſch und ſchön Latein
Aus friſchen Brunnen und ſtarken Wein
Gemiſchet hat in ſüße Töne.

Auch der Umſtand, daß er als ein Vertreter der Bauern gegenüber dem Adel auftritt, beweiſt die Umwandlung der Zeiten. Er ſagt vortrefflich:

Niemand iſt edel, als den der Muth
Dazu macht und nicht das Gut,
Wenn einer iſt edelich
Und der andre eſelich,
Der Edle thut edelich,
Der Eſel thut eſelich,
Doch ſieht man oft durcheinanderbringen,
Eſelinge mit Edelingen.

* * *

Niemand iſt ſchön, edel und reich,
Denn der da kommt ins Himmelreich,
Doch dahin kommt ein Armer eh,
Als eure Vögte, die euch thun weh.

Von dergleichen Sentenzen und witzigen Gedanken wimmelt der Renner, und ſie verdienen wohl der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Möge die Fortſetzung nicht lange auf ſich warten laſſen.

12) Altdeutſche Dichtungen. Aus der Handſchrift herausgegeben von Dr. H. Meyer und E. F. Mooyer. Quedlinburg und Leipzig, Baſſe, 1833.

Eine ſehr dankenswerthe Sammlung. Einfache Abdrücke der ſchönſten alten Gedichte, nur mit den nöthigſten Nachweiſungen verſehn, das iſt es, was Mit- und Nachwelt von den Arbeiter in dieſen reichen Fundgruben des Alterthums verlangt, den Plunder von langweiligen Notizen, Kommentaren, polemiſchen Kritiken ꝛc. wollen wir ihnen gern ſchenken. Den Kern verlangen wir, nicht die Schaale; die Alten ſelbſt, nicht was die Neuen darüber ſchwatzen.

Acht ſchöne alte Dichtungen ſind hier abgedruckt. 1) Die Legende vom h. Alexius. Wir übergehen ſie hier, weil ihr Inhalt durch Goethes und Krug von Nidda Bearbeitungen nicht mehr unbekannt iſt. 2) Dis iſt der Buſant, die Geſchichte vom Falken, nicht unähnlich der bekannten Hiſtorie von der ſchönen Magellone, doch in eigenthümlicher Wendung. Des Königs Sohn aus England kommt nach Frankreich und ſieht die ſchöne Tochter des Königs und kann ſie nicht mehr vergeſſen:

Sein Herz und ſeine Begierde
Stand unverwandt nach ihr,
Der ſchönen, keuſchen, reinen
Jungfrau er nie vergaß,
Die in ſeinem Herzen war,
Er gedachte zu jeder Stunde,
Ach minniglicher rother Mund,
Wenn ſoll ich dich küſſen je,
Mir iſt nach dir ſo recht weh,
Daß ich keine Freude habe.

Es läßt ihn nicht ruhen, er kehrt nach Frankenreich zurück und entführt die Prinzeſſin. In einem Walde ruhen ſie, im Schlummer entführt ihr ein Buſant den Fingerring. Der Königsſohn jagt ihm nach, holt ihn aber nicht ein und wird darüber wahnſinnig. Die Prinzeſſin ſieht ſich verlaſſen, kommt in eine Mühle und zulezt zum Bruder des Königs von England. Dieſer findet im Walde einen wilden Mann, der aber ruhig wird, ſobald er einen Buſant mit den Zähnen zerriſſen hat, und in dem man ſtaunend den verlornen Königsſohn wiedererkennt.

3) Dis iſt der ritter underm zuber. Eine

Geſchichte im Geſchmack des Boccaccio. Die Liſt einer verbuhlten Frau rettet den unter einem Zuber verborgenen Ritter vor den Nachſtellungen ihres Gemahls dadurch, daß ſie eine Scheuer in Brand ſteckt und durch den Feuerlärm den Mann aus dem Zimmer entfernt.

4) Von eyme gewerbe eins und einer. Ebenfalls ein zärtliches Abenteuer. Eine ſtolze Schöne läßt ſich durch den zärtlichen Ritter endlich zur Nachgiebigkeit bewegen. Man denkt dabei an eine Idylle Theokrits.

5) Dis iſt der kunig von franckreich. Aus einer andern Handſchrift ſchon von Graff in der Diutiska edirt. Es iſt die Geſchichte des Hundes von Aubry. Der böſe Marſchalk legt heimlich einen häßlichen Zwerg zur ſchlafenden Königin und führt den König zu ihr; dieſer verſtößt ſeine Gemahlin, und ein Ritter, der ſie unterwegs beſchützen ſoll, wird von dem böſen Marſchalk ermordet. Sie kommt zu einem Köhler und verrichtet bei demſelben weibliche Arbeiten, die er in der Stadt verkauft. Unterdeß kommt der Hund des ermordeten Ritters nach Hofe und fällt den böſen Marſchalk grimmig an. Man erkennt ihn als das Thier des Verſchwundenen, man ahnet eine Unthat und der Marſchalk wird zum Zweikampf mit dem Hunde gezwungen, unterliegt und bekennt ſeine Schandthat. Endlich wird auch die Königin durch ihre ſchönen Stickereien erkannt und vom König jubelnd heimgeholt.

6) Dis iſt der ſchüler von paris. Eine treffliche Erzählung. Eine reiche Tochter von Paris liebt einen armen Schüler, der Vater duldet dieſe Liebe nicht, aber ſie iſt zu mächtig. Das Mädchen beſtellt ihren Geliebten heimlich in ihre Kammer, aber im Uebermaaß der Leidenſchaft ſpringt ihm eine Ader und er liegt todt in ihren Armen. Ein treuer Knecht entfernt ihn und bringt ihn in ſeine Wohnung. Als er begraben werden ſoll, bittet das Mädchen ihren Vater, ihn begleiten zu dürfen und

> Da man ihn legte in das Grab,
> Sie ganz in ſich verſank,
> Ihr Herz ward ſo krank,
> Immer und immer mußte ſie ihn
> Anſehn; da ging ihr Leben hin.

7) Dis iſt ein hubiſch ſpruch von liebe. Eine erotiſche Erzählung, die unter dem Namen der Nachtigall in die galante Literatur Frankreichs übergegangen und deren Inhalt ſo frivol iſt, daß man ihr ein ſo ehrwürdiges Alter nicht anſehn ſollte.

8) Von eyme trunken buben. Ein kurzes Fragment.

Was nun den Kodex betrifft, in welchem die vorſtehenden Gedichte enthalten ſind, ſo iſt dieſer „auf baumwollen Papier in klein Quartformat geſchrieben, und enthält 172 Blätter oder doppelt ſo viele Blattſeiten; den Schriftzügen nach gehört er in das 15te Jahrhundert. Faſt die ganze erſte Hälfte des Kodex nimmt das im Anfange des 13ten Jahrhunderts verfaßte Spruchgedicht des ſchwäbiſchen Dichters Freidank ein. Auf jeder Seite ſind, faſt durchgängig, 24 Verſe; die Ueberſchriften der Kapitel des Freidanks und die der Erzählungen, ſo wie die großen Anfangsbuchſtaben ſind roth; auf vielen Seiten, vorzugsweiſe im Freidank, ſind alle Anfangsbuchſtaben der Verſe roth durchſtrichen. Am Ende iſt der Kodex defekt. — Nach zwei Urkunden, welche dem Kodex zum Einbande dienen, zu ſchließen, iſt derſelbe längere Zeit in der Schweiz geweſen und dort eingebunden worden. Das eine Pergamentblatt, welches ihm zum Einbande dient, enthält eine im Jahre 1403 ausgeſtellte Urkunde, die nicht mehr vollſtändig zu entziffern iſt. Wir zweifeln gar nicht, ſagen die Herausgeber, daß dieſer Kodex derjenige iſt, deſſen L. Meiſter in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache (8. London [d. i. Zürich] 1777. Th. I. S. 94) erwähnt, denn früherhin befand er ſich in der Stadtbibliothek zu Bremen. Auf welchem Wege er aus der Schweiz dorthin gelangt iſt, können wir nicht nachweiſen; wohl aber vermuthen wir, daß er beim Tode des im vorigen Jahrhundert verſtorbenen H. Heiſen, damaligen Bibliothekars der gedachten Bibliothek in Bremen, ſich in deſſen Händen wird befunden haben, und daß er nächſtdem mit deſſen nachgelaſſener Büchersammlung wird öffentlich verſteigert worden ſeyn. Direkt oder indirekt erhielt ihn darauf der Buchhändler Cramer in Bremen, von welchem ihn der Herausgeber Dr. Meyer im Jahre 1805 erſtand.“

13) Des Meiſters Godefrit Hagen, der Zeit Stadtſchreibers Reimchronik der Stadt Köln, aus dem 13ten Jahrhundert. Mit Anmerkungen und Wörterbuch nach der einzigen alten Handſchrift zum erſtenmal vollſtändig herausgegeben von E. v. Groote, Stadtrath. Köln, DuMont Schauberg, 1834.

Ein Zeitgenoſſe ſchildert hier die berühmten Kämpfe der Erzbiſchöfe von Köln gegen die Bürger dieſer Stadt. „Ueber die neue Münze, welche Erzbiſchof Conrad zu ſchlagen und in der Stadt in Cours zu ſetzen beabſichtigte, entſtand der erſte Streit. Die Bürger, beſonders die Hausgenoſſen, denen die Aufſicht über das Münzweſen und die Pflicht oblag, jeden Eingriff in die beſtehende Münzordnung abzuwehren, widerſetzten ſich; und da ſie, wenn auch nicht ihr Amt, doch die Münzgebäude von dem Erzbiſchof zu Lehn trugen, ſo begann dieſer damit, in einer heftigen Urkunde vom Jahr 1258 die ſämmtlichen Hausgenoſſen ihres Amtes zu entſetzen und ihnen ihre Privilegien und Freiheiten zu nehmen. In gleicher Art verfuhr

er im folgenden Jahre gegen die Schöffen, und sezte an deren Stelle meist Handwerker, welche früher zu solchen Stellen nie gelangen konnten. Diesen Mißgriff hatte indessen nicht bloß die Stadt, welche unter den Bedrückungen der neuen, hauptsächlich nur auf ihre eigene Bereicherung bedachten Schöffen seufzte, sondern nicht minder der Erzbischof zu beklagen, dessen Aerar unter diesen Verwaltern keineswegs seine Rechnung fand. Engelbert von Falkenburg trat in die Fußstapfen seines Oheims und Vorgängers und gab nicht nach, bis er endlich nach der Schlacht beim Ulrichsthor selbst in Gefangenschaft gerieth und, wie später nach der bei Wurringen sein Nachfolger, Siegfried von Westerburg, genöthigt wurde, die Freiheiten der Stadt auf das feierlichste anzuerkennen und urkundlich zu verbürgen. Bei allen Zerwürfnissen unter den alten Geschlechtern und dem emporstrebenden Mittelstande während jener Fehden trug dennoch der Bürgersinn und das gemeinsame Interesse da, wo die Gefahr auf's Aeußerste stieg und die fremde Gewalt aller freien Selbstständigkeit den Untergang drohte, den Sieg davon, und den vereinten Kräften gelang stets, wieder zu retten, was der Zwiespalt für immer zu zerstören und zu verlieren in Begriff stand. Erst hundert Jahre nach der Zeit, welche G. Hagen uns schildert, als nämlich die Bedrohungen von außen schon seltener und die Rechte der Städte durch Verträge und Reichssatzungen fester begründet waren, erhoben die mächtig und sehr reich gewordenen Gewerbestände, und unter diesen besonders die Wollweber, sich mit stärkerer Gewalt und glücklicherem Erfolge gegen die Patricier, deren manche schon auf ihren Schlössern, manche als Ministerialen an den Höfen benachbarter Landesherren wohnten, und sich um die Angelegenheiten der Stadt weniger bekümmerten. Ein lebendiges Bild von diesen Fehden gibt die der Chronik Hagen's angehängte Weberschlacht aus den Jahren 1369—70, die zwar mit der Verbannung des gar zu übermüthigen Weberamtes endigte, jedoch dem Mittelstande die Theilnahme an der Verwaltung und Regierung der Stadt sicherte, indem er in den weiten Rath eintrat, während den alten Geschlechtern bloß der enge Rath vorbehalten blieb. Auffallend ist die Aehnlichkeit der hier geschilderten Begebenheiten aus der Entwicklungsgeschichte der kölnischen Stadtverfassung im 13ten, mit denen von Florenz im 14ten Jahrhundert, welche Machiavell aufgezeichnet hat. Die Vergleichung zwischen beiden Städten möchte sich leicht bis in die kleinsten Züge und die Charaktere der handelnden Personen durchführen lassen. Schon gleich das zweite Buch von Machiavell's Geschichte zeigt uns den Walther von Brienne, Herzog von Athen, wie er sich um 1343 der Stadt Florenz zu bemächtigen strebt und sich zu diesem Zwecke fast derselben Mittel bedient, die Conrad von Hochstetten um 1240—50 gegen Köln versucht; Beide trachten die untern Volksklassen für sich zu gewinnen, die edeln Geschlechter unter sich zu entzweien, und wo die offene Gewalt nicht ausreicht, wird List und Bestechung nicht gescheut. Wie Engelbert von Falkenburg das Geschlecht der Weisen auf seine Seite und durch deren Treubruch die Stadt beinahe in seine Gewalt bringt, so sind es in Florenz die Buondelmonti und Cavalcanti, welche sich auf die Seite des Herzogs schlagen; jedoch in beiden Städten wird dem Verrath und Meineid die gerechte Strafe durch Verbannung zu Theil. Ueber hundert Jahre währen diese Fehden in Köln wie in Florenz, und ein Matthias Overstolz in der einen, wie ein Lorenz Medicis in der andern, werden stets Muster hoher persönlicher Kraft und Bürgertugend bleiben."

Der Verf. beginnt mit dem Tode Kaiser Friedrichs II. 1250 und schließt mit der Sühne zwischen der Stadt und dem gefangenen Erzbischof 1270. Seine Reimchronik ist die ächte historische Quelle dieser Begebenheiten, denn die in Prosa geschriebene und 1499 gedruckte Kronika van der hilliger stat van Cöllen hat sie ausgeschrieben und citirt. Die einzige noch übrige Handschrift von Hagens Reimchronik ist 150 Jahre jünger als Hagen selbst, daher leider auch die Sprache derselben um anderthalbhundert Jahre moderuisirt und nicht mehr ganz die des 13ten Jahrhunderts ist. Noch mehr zu bedauren ist die Parteilichkeit Hagens, der als Stadtschreiber den Geschlechtern blind ergeben war und deren Tyrannei gegen die Gemeinde beschönigt.

Ein kleines Wörterbuch am Schluß erleichtert die Uebersetzung der rauhen und nicht angenehm zu lesenden Verse. Außerdem sind dem Text Anmerkungen hintenangefügt, die zum Theil sehr interessant sind, z. B. folgende: „Albertus Magnus, damals Bischof von Regensburg und Provinzial des Dominikanerordens zu Köln, vermittelte die Sühne zwischen dem Bischof und der Stadt. Die Urkunden, welche der Bischof deßhalb der Stadt auszustellen sich entschließen mußte, s. bei E. Hamm a. a. O. S. 288 ff. Albertus Magnus war unstreitig um jene Zeit einer der gelehrtesten und einflußreichsten Männer Kölns. Er war Meister der sieben freien Künste, und seine tiefe Kenntniß, besonders die in den Naturwissenschaften, mögen ihm den Ruf eines Zauberers zugezogen haben, in dem er beim Volke stand und als welchen ihn sogar Volkslieder bezeichneten. Die Vermuthung, daß er den Plan zum Dombau entworfen, verdient um so mehr Glauben, als der Schöpfer dieses Werkes unbedenklich Meister aller sieben freien Künste, oder, was eben so viel heißt, eingeweiht in die Mysterien aller geistlichen und weltlichen Wissenschaft jener Zeit seyn mußte. Ein Theil der längst verschwundenen herrlichen Dominikanerkirche, welcher von Albertus Magnus erbaut wurde, hatte im Styl mit dem des Domes die größte Aehnlichkeit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 85. 20. August 1834.

Englische Geschichte.

1) Geschichte der protestantischen Reform in England und Ireland, in einer Reihe von Briefen, von William Cobbet. Aus dem Englischen übersezt. Zweite Auflage. Zwei Bände. Aschaffenburg, Pergay, 1833.

„Der Verfasser gehört zu den berühmtesten und dabei populärsten Schriftstellern seines Vaterlandes, und ist als ein Mann bekannt, der die Freiheiten des Volkes mit feuriger Liebe umfaßt. Er diente in der Armee, und nahm 1791 als Major seine Entlassung. Nachdem er 1792 auf kurze Zeit Frankreich besucht, ging er nach Philadelphia, wo er bis 1801 lebte. Nach seiner Rückkehr gründete er eine Wochenschrift (the Weekly Register), welche stets der Sache einer, vielleicht übelverstandenen Freiheit zugethan war; unsere Liberalen haben daher keinen Grund, den Verfasser dieser merkwürdigen Briefe einer knechtischen Gesinnung zu beschuldigen. Man verdankt ihm außerdem noch mehrere sehr geschäzte Werke, wie z. B. eine Geschichte des englischen Parlaments, 12 Bde., und die beste englische Grammatik, welche bisher existirt.“ Unser zeitungslesendes Publikum kennt diesen William Cobbet schon, und kann ihn aus dieser Schrift noch näher kennen lernen. Eine knechtische Gesinnung möchten wir ihm nicht vorwerfen, wohl aber eine äußerst plebejische, cynische, die Gesinnung eines Mannes, der nicht tugendhaft seyn kann ohne Grobheit, der keine Wohlthat zu üben vermag, ohne sie mit einer Ohrfeige zu begleiten, und der für eine gute Sache nicht glühen kann, ohne wie der Götze Püsterich Koth und Feuer zugleich zu speien.

Cobbet schrieb für die Emancipation der Katholiken, glaubte für diesen guten Zweck aber nicht genug thun zu können, wenn er (selbst Protestant) nicht jede Art von Verläumdung und Galle gegen den Protestantismus ausschüttete. „Eine gründliche und ehrliche Untersuchung wird uns nunmehr zeigen, meine Freunde, daß es in hohem Grade eine Aenderung zum Schlimmern war; daß die „Reformation“, wie sie heißt, in thierischer Brunst erzeugt, in Gleisnerei und Treulosigkeit auferzogen, und mit Raub, Zerstörung und Ströme unschuldigen englischen und irischen Blutes gefüttert und gemästet worden; und daß, was ihre entfernteren Folgen betrifft, einige davon nunmehr uns vor Augen in dem Elende, in der Bettelei, in der Entblößung, in dem Hunger, in dem ewigen Hader und Groll, die wir jezt allerwärts gewahr werden und die unser Ohr betäuben, und die uns die „Reformation“ zum Ersatz für den

Wohlstand, die Glückseligkeit, die Eintracht und christliche Liebe gab, deren sich unsere katholischen Voreltern in so vollem Maaße und durch eine so lange Reihe von Jahren erfreuten." Wie kann man der Kirchenreform die Uebel anrechnen, die ihre Durchführung bei dem Widerstande des Papismus nothwendig machte? Hat nicht die Einführung des Christenthums selbst Thränen und Blut genug gekostet, und sollten wir deßhalb wünschen, wir wären Heiden geblieben?

Daß man über die anglikanische Kirche, diese widerliche Karrikatur der alten katholischen Kirche, von der sie nur das Schlechte und nichts Gutes beibehalten hat, erbost seyn kann, ist sehr begreiflich. Gegen einen englischen Pfaffen, den, wie ein Blutegel still gemästeten, schwarzröckigen Vetter eines Lords, der nichts zu thun hat, als seine Gebühren einzuziehen, gegen diesen langweiligsten aller geistlichen Tyrannen sind Dominikaner und Bonzen noch liebenswürdig, weil wir unserm Feinde lieber die Wuth des Tigers als jenes leidenschaftslose still lächelnde Blutsaugen verzeihen. Aber wenn man gegen einen Auswuchs, gegen eine Verzerrung des ursprünglichen protestantischen Geistes empört ist, warum sollte es dieser Geist selbst entgelten müssen? Cobbet fährt aus: „Als die protestantische Religion und mit ihr eine verheirathete Priesterschaft kam, wurden die ärmern Klassen ihres angebornen Rechtes beraubt und hinaus gestoßen, um nach dem herum zu lungern, was sie erbetteln oder stehlen konnten. Luther und seine Anhänger verwarfen gänzlich die Lehre, daß gute Werke nöthig seyen, um selig zu werden. Sie behaupteten, der Glaube und nur allein der Glaube, sey nothwendig. Sie strichen in ihrer Bibel die Epistel Jacobi, in welcher er die guten Werke anempfiehlt und auf ihrer Nothwendigkeit besteht, welche Epistel Luther „eine Strohepistel" nannte. Die „Reformatoren" wichen in den meisten andern Punkten so weit von einander ab, als die Farben des Regenbogens; aber Alle stimmten darin überein, daß gute Werke unnütz seyen, um selig zu werden, und daß die „Heiligen" — wie sie sich selbst zu nennen die Bescheidenheit hatten, ihr Recht auf den Himmel durch keine, auch noch so zahlreichen und ungeheuern Sünden verlieren könnten. Bei denen, wo Raub, Gotteslästerung, Ehebruch, Vielweiberei, Blutschande, Meineide und Mord beinahe so gewöhnlich waren, wie Schlafen und Wachen, bei denen, welche lehren, der Weg zum ewigen Heil könne weder durch eine dieser Sünden noch durch alle diese zusammen versperrt werden, bei solchen Leuten mußte die Barmherzigkeit, abgesehen davon, daß sie eine so wohlbekannte katholische Waare war, als eine Nebensache total verachtet werden."

Umsonst hatten Jahrhunderte gegen die Unnatur des Cölibats geeifert. Cobbet vertheidigt ihn. „Die Lüge hat lange Zeit hindurch gewährt; lange Zeit hindurch war heuchlerische Selbstsucht, unterstürzt durch Gewaltthätigkeit, Tyrannei und Grausamkeit jeder Art, bemüht, das englische Volk irre zu leiten. Jene, die sich mit dem Raube der Kirche und des Armen gemästet hatten, und es noch länger in Ruhe zu thun wünschen, suchten natürlich das Volk zu überreden, die Beraubten seyen Gesindel gewesen; die Einrichtungen, wodurch selbe so viel Eigenthum bekommen, seyen zum mindesten unnütz; die Besitzer seyen faule, unwissende und nichtswürdige Kreaturen gewesen, die Finsterniß statt Licht verbreitet und das verschlungen hätten, was zum Unterhalte Würdigerer hätte dienen sollen. Wenn alle Druckerpressen und alle Kanzeln im Lande zu einem solchen Unternehmen verbündet und dabei durch den Staat unterstützt sind, wenn die verlästerte Partei durch kaum zu schildernde Schrecknisse zum Schweigen gebracht ist: dann müssen die Angreifer siegen, die Masse des Volkes muß glauben, was sie sagen. Von Vernunft ist bei dieser Lage der Dinge nicht die Rede. Aber die Wahrheit ist unsterblich; mag sie auch auf einige Zeit gezwungen werden, zu verstummen, am Ende wird sie doch durch irgend etwas aufgeregt, ihr Recht anzusprechen, und über die Lüge zu triumphiren. Was dazu geeiguet ist, dem Gebrauche unserer Vernunft freies Spiel zu geben, ist nun eingetreten. Endlich sehen wir das Land bedeckt mit Armuth, Fanatismus und Verbrechen. Wir hören von der Zunahme der Bevölkerung als von einem Unglück sprechen; wir hören von Projekten, bei dem Volke die Erzeugung von Kindern einzuschränken; wir hören von schottischen „Philosophen", welche das Land durchziehen, und den Fabrikarbeitern und Handwerkern Vorlesungen halten über Wissenschaft, ihre Weiber vor dem Mutterwerden zu bewahren; und einmal ist dies so weit getrieben worden, daß man die Beschreibung des mechanischen Verfahrens zu Erreichung dieses Endzweckes gedruckt vertheilte! Kurz, wir sind nun auf einen Punkt gelangt, auf dem wir uns gezwungen sehen, den Ursachen dieses monströsen Zustandes nachzuforschen. Als unmittelbare Ursache finden wir die Armuth und Herabwürdigung der großen Masse des Volkes; und diese verfolgen wir durch mehrere Abstufungen bis zur „Reformation", von deren Wirkungen eine die Zerstörung der Klöster war, welche, wie wir sehen werden, den aus der Arbeit gezogenen Gewinn in der Heimath festhielten, und nach einer Weise verbreiten, die dahin ging, das Leben des Volkes leicht und glücklich zu machen. Die Zeugnisse, die ich anführte, sind sicher von großem Gewichte; allein gesezt, es gäbe keine Zeugnisse

für jene Institutionen, was bedürfen sie mehr als den freien Gebrauch unserer Vernunft? Vernunft ist in solchen Fällen stets besser als Autoritäten; allein wer widersteht Beiden? So wollen wir denn sehen, ob die Vernunft nicht mit Verachtung die Schmähungen zurückweist, mit welchen die klösterlichen Institutionen überhäuft worden sind. Diese Institutionen blühten in England neun hundert Jahre durch; sie wurden von dem Volke geliebt; gewaltthätig, durch Räuberhände, mit dem Mordmesser wurden sie zerstört. Ward jemals eine an sich schlechte, oder in ihren Wirkungen schädliche Einrichtung so lange Zeit hindurch bei einem ganzen Volke in Ehren gehalten?"

Man kann inzwischen diese Uebertreibungen insofern billigen, als sie ähnlichen Uebertreibungen von der entgegengesezten Seite die Waage halten. Die wirkliche Herstellung der Klöster ist am wenigsten in England zu erwarten, daher können solche Bücher höchstens das Resultat haben, das englische Volk gegen die Katholiken tolerant zu machen, und das ist ein gutes Resultat. Ist es übrigens dem Verfasser darum zu thun, das Loos der Proletarier zu erleichtern, so sollte er die Hülfe allerdings in der Abstellung kirchlicher und besonders auch aristokratischer Monopole seines Vaterlandes, der Korngesetze ꝛc. suchen, aber nur nicht im protestantischen Lehrbegriff und noch weniger im Geist des Protestantismus.

Sollte man uns deutschen Romantikern künftig noch zum Vorwurf machen, daß wir uns in eine lächerliche Liebschaft mit dem Mittelalter einlassen, so können wir uns mit dem hagebuchenen Prügel von Oldham entschuldigen.

Die Sache will indeß noch von einem andern Standpunkt aus betrachtet seyn. Ist diese Unzufriedenheit einer christlichen Konfession mit sich selbst nicht bedeutungsvoll, und um so mehr, da sie in jeder Konfession gefunden wird? Frankreich, selbst ein großer Theil Spaniens und Italiens ist seiner alten Kirche so überdrüssig, als England seines krassen Lutherthums, und wenn in Deutschland dieser Ueberdruß noch nicht bis zu dem gleichen Grade gestiegen ist, so ist dies mehr ein Verdienst der Volksgutmüthigkeit als vortrefflicher Dogmen und kirchlicher Institute. Mit einem Wort, die papierne Kirche ist noch schneller Ruine geworden, als die steinerne. Der Glaube hat die geweihten Hallen verlassen. Der Einzelne macht diese Wahrnehmung zunächst nur an sich selbst, und ohne zu wissen, daß der Andere ganz in demselben Fall ist, hofft er bei diesem das Verlorene wiederzufinden. So sehnen sich eine Menge Katholiken nach der protestantischen Lichtquelle und es ist keine Uebertreibung, sondern eine Behauptung, die ich jeden Augenblick durch eine Menge neuer und neuester Schriften belegen will, daß Aufklärungssucht und Rationalismus weit häufiger bei Katholiken vorkommen, als bei Protestanten, und man darf nur die Franzosen beobachten, die als katholisches Volk viel indifferenter oder ungläubiger sind, als wir deutschen Protestanten. Umgekehrt aber läßt sich nicht verkennen, daß bei uns eine katholisirende Tendenz stark vorgeschlagen hat, nicht nur in den Proselyten, sondern vorzüglich in der ästhetisch-servilen Richtung im Schooß des Protestantismus selbst. So sind die Gemeinden ihrer Kirche, wie ein Mann seiner Frau, erst überdrüssig, dann untreu geworden und haben mit der Frau des Nachbars geliebäugelt; doch Franzosen sind galant, Deutsche sind gutmüthig, sie sind ihrer treulosen Neigung nachgegangen, ohne der Frau etwas davon merken zu lassen, ohne die äußere Achtung und die Artigkeit gegen sie aus den Augen zu setzen. Niemand liest mehr den Voltaire außer Katholiken und Niemand macht mehr Gedichte auf die Madonna außer Lutheraner; dabei bleibt jeder aber doch äußerlich seiner Kirchenform treu. Nun kommt aber der brutale John Bull und ohne sich lange zu geniren, schlägt er gleich seine kirchliche Ehehälfte hinter die Ohren mit einem kräftigen seemännischen Fluch und wirft ihr vor, daß sie ihm viel weniger gefalle als seine erste Frau, die längst schon in geweihter Erde ruht.

Doch in so ernsten Angelegenheiten soll man nicht scherzen. Wir sind weit entfernt, das Festhalten der Massen an dem Bestehenden in jeder Konfession zu läugnen, doch immerhin sind die vielen Symptome von abnormen Neigungen und Wahlverwandtschaften in der sogenannten gebildeten Klasse bedenklich und ein Zeichen der Zeit.

2) Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der neunten englischen Originalausgabe. Karlsruhe, Groos, 1834. S. 90.

Diese interessante kleine Schrift stellt die Resultate des ersten reformirten Parlaments von 1833 zusammen. Sie wird allen denen willkommen seyn, die nicht gleich den Ueberblick über die verwickelten, sich durchkreuzenden, verschobenen und wieder aufgenommenen Verhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, wie sie täglich in den Zeitungen mitgetheilt werden, zu gewinnen wissen.

Was haben die Tories nicht von diesem reformirten Parlament gefürchtet, bevor es gesammelt war? Sie behaupteten, es werde aus dem rohesten Haufen von Blutmenschen bevölkert werden und den Schlund der Revolution in dem Augenblick öffnen, in welchem es sich im Sitzungssaale vereinigt haben würde. Aber von alledem

geschah nichts. Nie war ein Parlament besonnener, gesetzter, vorsichtiger. Nie wurde eine große Reform mit mehr Diskretion ausgeführt.

Obgleich im System der Mäßigung einverstanden, zeigten sich doch die englischen Whigs den französischen Ministeriellen an Takt und fruchtbarem Patriotismus überlegen. Man wird sich noch des öfters wiederholten Skandals erinnern, der die französische Deputirten-Kammer entwürdigte, wenn wichtige materielle Interessen und große Administrativfragen an der Tages-Ordnung waren. Die Kammer brauste alsdann wie ein Meer von — Privatgesprächen, und einmal war sie so leer, daß der Präsident Dupin vergeblich die Namen der eingeschriebenen Redner ablesen und aufrufen ließ, und daß man eine Weile warten mußte, bis endlich einer hereintrat. Wie anders in England! Das Parlament beschäftigte sich unausgesezt mit mühseligen Detail-Reformen, und vermied das Parteigezänk, so viel als möglich. In England sah man auf die Sache, in Frankreich auf die Personen. Die nächste Folge davon ist, daß England unaufhaltsam fortschreitet, während Frankreich wirklich, wenn nicht zurückgeschritten, doch stehen geblieben ist. Ja man kann sagen, daß, wenn Frankreich noch in irgend einer Weise mehr gegen Außen, als im Innern, vorschreitet, dies nur eine Folge des englischen Beispiels, der englischen Allianz ist. Man müßte mit politischer Blödsichtigkeit gestraft seyn, wenn man die Ueberlegenheit der politischen Einsichten und Charaktere Englands über die französischen nicht anerkennte. In England arbeitet man an den großen politischen Tageswerken, in Frankreich wird fortwährend ein Glücksspiel damit getrieben. Der französischen Regierung scheint dies zwar nicht entgangen zu seyn und sie strebt sich je mehr und mehr zu anglisiciren, und wir müßten uns ziemlich täuschen, wenn nicht in der nächsten Session die jezt endlich durch die Opposition und durch die Emeuten nicht mehr aufgehaltene Reform, die Ausrottung des zahlreichen Unkrauts in der französischen Verwaltung angekündigt würde; aber noch mehr würden wir uns täuschen, wenn wir darin etwas mehr als ein Parteimanövre sähen. In Frankreich thut man das Gute wie das Schlimme nur, um sich oben zu erhalten, nie um der Sache, immer nur um der Person und Partei willen. Die Menschen dienen nicht den Institutionen, sondern die Institutionen müssen den Menschen dienen. Die Minister werden immer nur in dem Maaß der Kultur oder Barbarei, der Emancipation oder dem Rückschritt dienen, als es denen schmeichelt, durch die sie herrschen, nämlich den Wählern und der Oligarchie in Paris und in der Armee. Will es der Zufall, daß diesen eine gute Einrichtung zu Statten kommt, wohlan, so wird Ministerium und Kammer für das Gute glühen; sagt ihnen etwas Schlechtes besser zu, wohlan, so wird es angepriesen und durchgesezt werden; ja wenn es etwas Dummes wäre, so würde man die großen Redner der französischen Tribüne mit der ernsthaftesten Miene von der Welt den tiefsten Sinn hineinlegen sehen. Die französischen Minister und Deputirten werden hierin bald so weit gekommen seyn, als die deutschen Philosophen, daher sie sich auch um diese zu bekümmern anfangen.

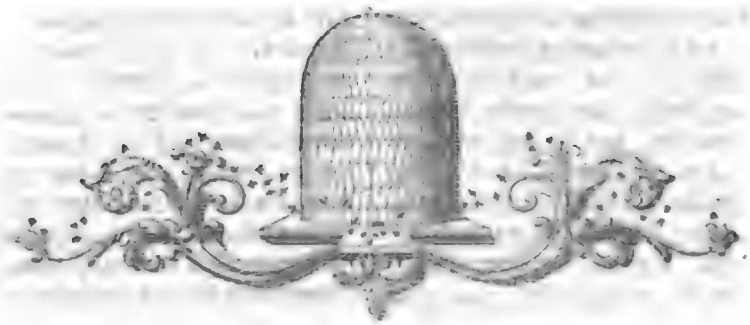
Nicht so die männlichen Britten. Sie haben es kein Hehl, daß sie brutal gegen alle andere Völker sind, und daß es ihnen auf ein kleines, ja selbst auf's größte Verbrechen gegen die Menschheit gar nicht ankommt, wenn es ihren Vortheil gilt; aber sie sind wenigstens ehrlich gegen sich selbst, sie wollen ihres Landes Wohl fördern und demselben seine Zukunft sichern. Sie betrachten sich als die Erbeigner des Nationalguts und wollen es auf die spätesten Enkel bringen; die Franzosen betrachten sich dagegen nur als die jeweiligen Verwalter und Nutznießer des übrigen und suchen es für ihre Personen und für ihre Zeit zu verbrauchen, gleichviel was für die Nachkommenden daraus entsteht.

Der Verfasser geht die Reihe der Reformen durch, die von den Whigs im Ministerium und Parlament eingeleitet worden sind, alles Konsequenzen aus der Parlamentsreform. Man sieht ein, daß nach und nach alle alten Mißbräuche der englischen Verfassung und Administration dem aufgeklärten, durch Erfahrung gereiften Geist des Jahrhunderts weichen müssen, und man fühlt sich geneigt, einer Nation Bewunderung zu zollen, welche dieses große und schwierige Werk nicht mit knabenhaftem Muthwillen, sondern mit männlicher Ruhe und mit der keuschen und sanften Hand des geübten Wundarztes thut, der das Uebel wegschneidet, und dem Patienten doch so wenig Schmerz und Scham als immer möglich verursacht.

Ueber Irland hat sich der Verfasser wenig oder gar nicht ausgesprochen, desto ausführlicher aber über die, Großbritannien überhaupt betreffenden Reformen. Zuerst über die Abschaffung der Sklaverei, wobei er hervorhebt, daß die Entschädigungssumme billig, und daß die Vorsicht, die Neger nicht in nackter Freiheit ohne Besitz und Aussicht von den Plantagen zu jagen, sondern sie sechs Jahre lang bei ihren vorigen Herren in Lohn zu lassen, sehr weise sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 86. 22. August 1834.

Englische Geschichte.

2) Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der neunten englischen Originalausgabe. Karlsruhe, Groos, 1834. S. 90.

(Schluß.)

Sodann werden die finanziellen Reduktionen gepriesen: „Im Jahr 1830, als die jetzige Regierung das Staatsruder übernahm, betrugen die sämmtlichen Einkünfte des Landes, in runder Zahl, netto 50,000,000 Pfund Sterling. Von dieser Summe erschöpften die Nationalschuld, die Civilliste, der halbe Sold der Land- und Seemacht, die Pensionsgehalte ausgedienter und zurückgezogener Civilbeamten, und andere feste Posten, die Summe von 35,000,000 Pf. St. Es blieben also 15,000,000 Pf. St., welche der Reduktion fähig waren, exclusive der etwaigen Verminderung in den Erhebungskosten. Es ist wichtig, daß diese Distinktion beachtet werde; denn, sey es nun aus Unwissenheit, oder aus bösem Willen, oder aus beiden zugleich — man hörte oft und starrsinnig die Aeußerung: Was für eine elende Reduktion ist das, eine Million, oder zwei auf fünfzig Millionen! Wir bitten unsere Leser aber recht sehr, die fünfzehn Millionen ins Auge zu fassen, und dagegen die fünfzig Millionen bei Seite zu setzen; denn, obgleich leider das Land die größere Summe aufzutreiben hat, so kann doch die Regierung nur an der kleinern eine Reduktion vornehmen. Zwei Dinge, die so wesentlich verschieden sind, zu verwechseln, ist eine finanzielle Täuschung — die Diejenigen auf das Sorgfältigste vermeiden müssen, denen darum zu thun ist, den Werth und das Verdienst der gemachten Reduktion gehörig zu würdigen und zu untersuchen, welcher Ausdehnung sie noch ferner fähig sind.

Die Ausgaben des Jahres, welches am 5. April 1832 geschlossen war, betrugen . . . . 47,858,000 Pf. St.

Die Ausgaben des Jahres, das am 5. April 1833 zu Ende war, betrugen 45,365,000 Pf. St.

Wirkliche Verminderung der Ausgaben im Jahre 1833 . . . . . 2,493,000 Pf. St.

Die abgestimmte Schätzung der Ausgaben des laufenden Jahres, welches sich mit dem 5. April 1834 schließt, beträgt 44,922,000 Pf. St.

Weitere Reduktion der Ausgaben von . . . . . 443,000 Pf. St.

Totalsumme der Verminderung der Ausgaben, zwischen April 1832 und April 1834 . . . . . 2,936,000 Pf. St.

Somit ward, während der Jahre 1831, 1832 und 1833 eine Reduktion von beinahe drei Millionen bewirkt an jenem Theile der Ausgaben, der eine Reduktion

zuläßt, nämlich an den fünfzehn Millionen.“ Diese Reduktion wurde hauptsächlich durch Aufhebung unnützer oder Herabsetzung minder wichtiger Stellen, durch Wiederanstellung Pensionirter, kurz durch einen großen Sensenschnitt in die Sinekuren erreicht, und sie kam unmittelbar den Steuerpflichtigen, der Industrie und dem Handel zu Statten, denn sie erlaubte die Aufhebung oder mindestens die Herabsetzung einer Menge von Auflagen auf gedruckte Waaren, Kohlen, Schiefer, Lichter, Hanf, Spezereiwaaren ꝛc. „Die Regierung hätte einen weit glänzendern Beifall erhalten können, wenn sie sich dazu verstanden, die Provinzen mit Verminderung der Malzsteuer, und die Städte mit Aufhebung der Haus- und Fenstersteuer zu erfreuen; allein wir bitten die eifrigen Vertheidiger der Abschaffung der Haussteuer, sich wohl dieses Faktum zu merken, daß die sämmtliche Anzahl der Häuser in Großbritannien sich auf 2,846,179 beläuft, und daß die Haussteuer nur auf 430,617 haftet, folglich sechs Siebentel derselben völlig frei sind. Und zu dem kann diese Taxe keineswegs als eine solche betrachtet werden, welche ausschließlich oder besonders den gewerbsamen Armen zur Last fällt. Dagegen wird das Wohlthätige der Abschaffung von Abgaben für Kohlen, Lichter, Seife und Leder, selbst in der niedrigsten Hütte verspürt, wo man von Haussteuer nichts weiß. Nichts desto weniger geben wir zu, daß da, wo aus andern Ursachen Elend und Mangel ist, wie in einigen Distrikten in London, der Druck dieser Taxen schwer, und diese in ihrem ganzen Wesen verwerflich seyen.“

Auch die Bankfrage wird erörtert: „Die Privilegien der Bank von England sind einerseits als ein gehässiges Monopol getadelt worden; andrerseits hingegen vertheidigte man sie als ein nöthiges Schutzmittel gegen Schwankungen in dem Betrag des umlaufenden Papiergeldes. Wir dürfen wohl behaupten, daß diese leztere Meinung von solchen Männern gehegt wird, deren Erfahrung, Talent und Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, ihnen Ansprüche auf das unbedingteste Vertrauen erwirbt, in einer Angelegenheit, die so nahe Betrachtung erfordert. Es ist auf das Klarste dargethan worden, daß eine Konkurrenz, obwohl im Allgemeinen wohlthätig, in dergleichen Fällen zu schädlichen Resultaten führen muß. Wenn nämlich die Preise im Steigen sind, so führt sie dazu, die Masse des zirkulirenden Umlaufmittels übermäßig zu vermehren, und ermuntert so zu unvorsichtigen Spekulationen; darauf folgt dann panischer Schrecken, plötzliche Zusammenziehung der Kapitalien, und Elend und Jammer; — dagegen kann eine einzelne Bank ihre Emissionen nach Gefallen beschränken und sich nach den ausländischen Kursen richten, und zwar nicht bloß bei geringerer, sondern auch bei der höchsten Schwankung. Zugleich wird das Verfahren, nach dem sich die englische Bank in neuester Zeit in dieser Sache benimmt, als einfach und wirksam befunden. Nach vielen schmerzlichen Erfahrungen erkannte man endlich die Wahrheit einiger Principien. Man hört nichts mehr von Verbotsgesetzen gegen die Ausfuhr von Goldmünzen, und es ist endlich ein System aufgestellt worden, welches unter den Augen des Publikums dem Lande ein ächtes Courantgeld verspricht, nebst jeder gesetzlichen Erleichterung in merkantilischen Geschäften. Somit fühlte sich Lord Althorp befugt, bei der Legislatur die Erneuerung der vorzüglichsten Privilegien der Staatbank, unter gewissen Bedingungen, in Vorschlag zu bringen. Die Grenzen unserer Schrift erlauben uns bloß die Grundsätze darzustellen, die die Regierung geleitet zu haben scheinen in einer Angelegenheit, welche so verwickelt und so schwierig ist, und der Gegenstand so langer und wiederholter Erörterung war. Sie sind: Die monatliche Rechnungsablage. — Die Rückbezahlung eines Theils des Kapitals. — Die theilweise Zurücknahme der Wuchergesetze, in so fern sie gegenwärtig der Wirksamkeit der Bank, und aller ähnlichen Anstalten hinderlich sind. — Die jährliche Entrichtung der Bank von 120,000 Pf. St. für die Gewährung ihres verlängerten Privilegiums. — Die Einräumung, daß die englischen Banknoten als „legales Zahlmittel“ (legal tender) gelten sollen, ausgenommen an der Bank selbst oder ihren Zweigen. — Die quartalweise Kundmachung des Gesammtbetrags der zirkulirenden Noten aller andern Bankanstalten, und gewisse Maßregeln zur Verbesserung der Privatbankvereine, deren wir bei dieser Gelegenheit erwähnen wollen. — All diese Einrichtungen sind mehr oder weniger wichtig, und ihr Wesen und Nutzen ist deutlich und kräftig durch Lord Althorp vor dem Parlament auseinander gesezt worden. Sie erhielten die Sanktion der höchsten Autorität.“

„Die Frage in Bezug auf die Erneuerung der Privilegiumsakte der Ostindischen Gesellschaft, und des Handels nach China, gehört zu den wichtigsten die dem Parlament vorgelegt wurden; und außer der Angelegenheit über die Sklavensache, war wohl keine mit größern Schwierigkeiten verknüpft. Ob das Monopol, in dessen Genuß sich die Gesellschaft befand, aufgehoben werden sollte? — und wie, in solchem Falle, Vermögen und Schuld zwischen Handel und Landbesitz zu vertheilen? — ob an der Verwaltung unsers indischen Reichs die Direktoren fernerhin Theil nehmen sollten, oder nicht? — und wie dann die Interessen der Regierenden mit jenen der Unterthanen zu vereinbaren wären? — ob es Europäern zu gestatten sey, sich in Indien niederzulassen, oder nicht? — und wie, im Falle solcher Erlaubniß, sie von Exzessen, die für die Eingebornen lästig und für unsere Regierung entehrend wären, abzuhalten? — Dies waren in der That Fragen von hoher Wichtigkeit und schwieriger Natur. — Der Vorschlag, welchen zu ihrer Lösung die Minister

machten, wurde mit geringen Modifikationen vom Parlamente angenommen. Der Verkehr mit China ward offen gestellt. Die großen verwickelten Rechnungen zwischen Handel und Ländereien wurden durch einen Vertrag geordnet, dessen Werth schon daraus hervorgeht, daß er die Billigung der Gemäßigten von beiden Seiten erhielt. Ein Rechtshandel, der sich Jahre lang hinausgezogen hätte, der nie auf befriedigende Weise zu schlichten gewesen, und während dessen Anhängigkeit es unmöglich gewesen wäre, der Gesellschaft politische Funktionen anzuvertrauen, ist so beseitigt. Die Inhaber des indischen Grundkapitals sind Gläubiger des Landes geworden, das nun unter ihre Sorgfalt gestellt ist. Von nun an wird ihnen auf das Ernsteste angelegen seyn, die Einkünfte zu erhöhen; diese können sie aber nur dadurch erhöhen, daß sie möglichst für Aufrechthaltung der Ordnung sorgen, und auf alle Weise zur Industrie aneifern. Die sonderbare und verderbliche Vereinigung von Regierungsämtern und ökonomischen Verrichtungen in denselben Personen hat aufgehört. Indien ist dem europäischen Unternehmungsgeist, und den europäischen Kapitalien hinfort offen gestellt. Die legislative Macht der höchsten Regierung erhielt neue Kraft. Es wurde eine Kommission niedergesezt zur Bestimmung, Ordnung und möglichsten Gleichstellung jener schwankenden und widersprechenden Gesetze, deren Verschiedenheit und Unsicherheit zu den größten Beschwerden Indiens gehören. Das Patronat, unter dessen Gunst so viel Mißbrauch Statt hatte, wird sofort beschränkt, und in Zukunft werden bloß fähige, verständige Beamte gewählt. In der Einrichtung des Rathes der Oberaufsicht (Board of Control) wurden Veränderungen getroffen, welche, die Wirksamkeit des Departements erweiternd, den parlamentarischen Einfluß der Minister verringern. Endlich ward jedes Amt in der Gesellschaft jedem brittischen Unterthan zugänglich gemacht, ohne Unterschied von Farbe, Abkunft, Kaste oder Religion. Sir Robert Peel bemerkte, daß die Diskussion über diese Gegenstände bei geringer Zahl von Mitgliedern (very thin houses) gehalten worden, und schrieb diesen Umstand der allgemeinen Gutheißung zu, mit der die Maßregeln von Männern aller Parteien anerkannt wurden. Herr O'Connell bezeichnete diese Akte als die Magna Charta des indischen Volkes."

Außer dieser wichtigen Maßregel ist aber auch noch manches Andere für den Handel geschehen, z. B. die oben schon erwähnte Herabsetzung der Auflage auf viele Handelsartikel. Sämmtliche Handels-, Schifffahrts- und Zollgesetze sind in einem großen Handelskodex in Einem Bande gesammelt worden. „Während diese Einrichtungen im Innern getroffen wurden, versäumte die Regierung nicht, unsern auswärtigen Handel auszudehnen und zu befördern, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie andere Staaten veranlaßte, dieselbe liberale Politik anzunehmen, die sich bei uns so vortheilhaft bewährt hat. Eine Mission nach Frankreich hatte bereits in dieser Beziehung den glücklichsten Erfolg. Dadurch wurde das Ausfuhrverbot der rohen Seide aus jener Gegend aufgehoben, — eine Sache, die im vorigen Jahre in einem Commité des Hauses der Gemeinen als höchst wichtig für unsere Seidenmanufakturen erklärt ward; allein eine bedeutendere Folge davon ist die neue Ansicht von diesem Gegenstande, die nun in ganz Frankreich Statt hat, und für beide Länder die wohlthätigsten Resultate verspricht. Handelsfreiheit ist der allgemeine Ausruf gewesen, und die Fabrik- und Handelsvereine sind am eifrigsten bemüht, eine vernünftige und liberale Handelspolitik gegen England zu empfehlen."

Hiezu kommt die Factorybill, die das Loos der Arbeiter erleichtert. „Das Parlament richtete seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Vortheile der höhern oder mittlern Klassen des Handelsstandes; es verlieh den Beschwerden des Arbeiters ein eben so geneigtes Ohr, als jenen seines Meisters. Die Factorybill ward mit größter Genauigkeit erwogen, und kein Gegenstand wurde verständiger und einsichtsvoller verhandelt. Die Mitglieder der Fabrikstädte zeichneten sich aus bei den Debatten. Das Haus hätte sich wahrscheinlich durch sein Gefühl hinreißen lassen, wäre die Regierung nicht, selbst mit Gefahr einiger Unpopularität, dazwischen getreten. Im Durchschnitt ist die Arbeitszeit sowohl für die Arbeiter auf dem Felde, als auch in Fabriken auf zwölf Stunden im Tage bestimmt; die Herabsetzung derselben auf zehn Stunden, was zuverläßig das Resultat von Lord Ashley's Bill gewesen wäre, würde in demselben Verhältniß die producirenden Kräfte des Landes geschmälert haben; dazu wollte aber die Regierung ihre Einwilligung nicht geben, ohne zuvor genau die Gründe zu prüfen, aus denen die Maßregel für nöthig erachtet ward. Eine Untersuchungskommission wurde nun niedergesezt, und obgleich die Meinungen über die Zweckmäßigkeit mehrerer der medizinischen Fragen, die von den Mitgliedern der Kommission gestellt wurden, verschieden lauten, so ist doch gewiß, daß man auf solchem Wege zu schätzbarer Kunde über den Zustand der Fabrikbezirke gelangte; worauf ein Gesetz an die Stelle des Entwurfs von Lord Ashley trat, das für die Wohlfahrt des Handels nicht nur weniger bedenklich, sondern auch besser darauf berechnet, den wohlwollenden Absichten Derjenigen zu entsprechen, die auf gewissenhafte Weise sich dem ursprünglichen Vorschlage angeschlossen hatten. Dieses Gesetz verringert die tägliche Arbeit für Kinder, und, was eben so wichtig ist, es sorgt für die Erziehung der in den Fabriken arbeitenden Kinder, und zwar auf eine Weise, welche die Mitwirkung wohlthätiger Menschen aller religiösen Sekten gestattet, und dazu einladet. Es werden Inspektoren ernannt, die zur

Ausführung dieſer Maßregeln beitragen, und werden ihre Bemühungen mit gutem Erfolge gekrönt, ſo hat ſich die künftige Generation der Vortheile einer mehr gebildeten und geſitteten Bevölkerung der Fabrikorte zu erfreuen."

Auch der Augiasſtall der engliſchen Rechtspflege iſt auszuräumen angefangen worden. „Die Rechtspflege erhielt Verbeſſerungen durch eine Akte, die eine Menge von Mißbräuchen aus dem Wege räumt, deren Vorhandenſeyn in dem Rechtsweſen eines aufgeklärten Landes man kaum zu faſſen vermag. Sie befugt die Richter, ſolche Anordnungen hinſichtlich der Prozeßſchriften zu treffen, daß die Parteien gleich Anfangs genau einſehen mögen, wovon es ſich handelt, ſtatt zu mühſamen Nachforſchungen in dem Labyrinthe des Gerichtsbuches genöthigt zu ſeyn, und hernach zur Beibringung koſtſpieliger Zeugen, die Thatſachen beweiſen ſollen, die am Ende gar nicht zum Handel gehören." Dann folgen die Details. „Der Geiſt der Reform iſt ſogar in das Kanzleigericht eingedrungen. Die desfalls beſchloſſene Bill verſezt einen kräftigen Streich der Wurzel zweier der ſchlimmſten Uebel im Gerichtsverfahren, der Verzögerung und der Koſtſpieligkeit." Folgen wieder die ausführlichen Details, die zu lang ſind, als daß wir es nicht dem Leſer überlaſſen müßten, ſie im Buche ſelber oder in den Parlamentsakten nachzuleſen. Zu den Verbeſſerungen dieſer Gattung gehört ferner die Aufhebung der Todesſtrafe für Einbruch und Diebſtahl.

„Nicht minder erheblich iſt die Akte für die Abſchaffung der Lehn- und Ablöſungsgelder. Bis zu unſerer Zeit, in dem 19ten Jahrhundert (Laien werden Mühe haben, es zu faſſen!) mußte ſich Derjenige, der eine beſtimmte Erbfolge umgehen wollte, eine ſogenannte Ablöſungsſumme (recovery) gefallen laſſen; das heißt, er mußte einen Prozeß einleiten, bevor es ihm zuſtand, über jenes Eigenthum zu verfügen, das doch ganz das ſeinige war. Das ſämmtliche Weſen der Bräuche und Gefälle wurde mit ernſter Miene betrieben. Das Uebrige galt als Liſt und Trug, und füllte den Beutel der Advokaten. Dies Gemenge von Unfug verbreitete ſchweres und doppeltes Uebel; für's Erſte, die Auslage, und dann die Gefahr, die mit dem kitzeligen Verfahren verbunden war, obwohl die Auslage gering zu nennen in Vergleich mit der Gefahr. Denn, wenn ſchon die Sache nur dem Scheine nach geführt wurde, ſo beobachtete doch das Gericht dabei einen ſolchen Ernſt, daß ein einziges Verſehen, eine zufällige Mißdeutung eines Rechtsſatzes (und die hieher gehörigen Geſetze waren die ſchwierigſten und abſtrakteſten des Eigenthumsrechts), ja das Auslaſſen eines Wortes, bisweilen das ganze Verfahren umſtieß. Es war kein ſeltener Vorfall, daß der Inhaber eines gekauften Gutes, vermöge einer aufgeworfenen alten Erbfolgebeſtimmung, mittelſt eines techniſchen Verſehens in der Ablöſungsform, aus ſeinem Beſitze vertrieben ward. Mit der Erhebung des Lehngeldes war es faſt eben ſo ſchlimm; dabei kamen eben ſolche abgeſchmackte Formalitäten vor, die gleichen Unkoſten und häufig daſſelbe Reſultat. Das neue Geſetz hat endlich dieſe Anomalie vernichtet. Bände auf Bände ſind über das Weſen und Wirken von Lehn- und Ablöſungsſachen geſchrieben worden, ſo wie über die verſchiedenen Entwürfe für die Beſchränkung von Rechtshändeln dieſer Art, — durch dieſe zwei neu verfaßten Statuten iſt nun all dies in leeren Plunder verwandelt, woran ſich höchſtens in künftigen Zeiten noch etwa der Antiquar ergötzen mag." Auch in Bezug auf Erb- und Heirathsgüter wurden manche alte Mißbräuche abgeſchafft.

„Zu den wichtigſten Unterſuchungskommiſſionen, die von der Regierung niedergeſezt wurden, gehört diejenige, die die Korporationen betrifft, — eine Maßregel, die vielleicht die bedeutendſte, die während dieſer Seſſion veranlaßt ward, genannt zu werden verdient, und an Werth bloß unter der Reformakte ſelbſt ſteht. Es gilt hier den großen Kampf gegen den lezten Halt der Verdorbenheit des Toryſyſtems, und der mißbrauchten Patronatsgunſt. Kein Uebel ſchrie ſo dringend nach Reform, kein Mißbrauch übte ſo ſchweren Druck aus auf die größere Maſſe der Bewohner der Korporationsſtädte, als die Verwaltung ihrer Gemeingüter, und die unpaſſende Ausübung jener Macht, die doch urſprünglich auf den Vortheil des Volkes berechnet war. — In Verbindung mit der Korporationsreform ſteht eine wichtige Abänderung, welche während dieſer Seſſion gemacht wurde, und die die Abſchaffung des ſämmtlichen Selbſtwahlſyſtems in den ſchottiſchen Burgortſchaften zum Zweck hatte. Dieſer große Mißbrauch, der, unter dem Vorwand, tumultuariſche Auftritte zu vermeiden, die bei Volkswahlen oft Statt hätten, ſchon gegen vier hundert Jahre geherrſcht, hat längſt ſeine natürlichen Früchte getragen in der ſchändlichſten Vergeudung des Einkommens der meiſten Gemeinden, in einer fortwährenden Verdorbenheit und Verſchlagenheit, und endlich in dem allgemeinen Mißvergnügen und Unwillen aller Derjenigen, die deſſen Einfluſſe ausgeſezt waren."

Schließlich bedauert der Verfaſſer, daß in Bezug auf Armengeſetze noch nicht genug gethan ſey.

Was er von der auswärtigen Politik Englands ſagt, wollen wir hier unberührt laſſen. Entweder dieſes Syſtem trägt Früchte oder es wird verändert, und in beiden Fällen dürfte das Urtheil darüber nicht zu voreilig zu fällen ſeyn. Gewiß indeß haben die innern Reformen Englands ſich einer feſten Grundlage zu erfreuen und eine ſegenreichere Dauer ſich zu verſprechen als Maßregeln der auswärtigen Politik, die ſich nach den Umſtänden richten müſſen, und bei denen das engliſche Miniſterium keineswegs die Oberhand hat, wie in den Reformangelegenheiten ſeines eignen Landes. (Forſ. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 87. 25. August 1834.

Englische Geschichte.

(Fortsetzung.)

3) Ueberlieferungen und Materialien zur Geschichte, von Dr. F. J. A. Schneidawind. Ersten Bandes erstes Heft. Die Staatsmänner Grey, Talleyrand, Fox, Pitt und Canning. Brittische Schilderungen und Urtheile. Deutsch mitgetheilt. Mit dem Portrait Cannings. Neuhaldensleben, Eyraud, 1833.

Diese Schilderungen sind aus englischen Zeitschriften übersezt, daher geistreich, tiefeindringend in den Charakter der geschilderten Personen, aber auch nicht ganz frei von Parteilichkeit. Der erste, für die Gegenwart interessanteste Aufsatz „Lord Grey" beweist dies sogleich. Die Schwankungen seines bewegten Lebens, das Gefährliche seiner Stellung und die freilich nicht immer mit einer klassischen Heroengeberde vereinbarlichen Bemühungen, sich im Gleichgewicht zu erhalten, alle diese Einzelheiten eines nicht bloß zu großen, sondern vorzüglich auch zu kleinen Kämpfen verdammten Ministerlebens werden hier hervorgehoben, und die große welthistorische Bedeutung des Mannes, die schwere, unverrückbare Granitmasse der Thatsache, die er niedergelegt hat, wird über diese kleine Einzelheiten wohl zu wenig beachtet. Grade die eigenthümlichen Verhältnisse Englands erfordern Männer, die sich von der Höhe des antiken Charakters herablassen, um die Mißbräuche, die sich nicht mit einem revolutionären Handstreich ausrotten lassen, allmählich durch Geduld und unablässige Arbeit zu besiegen, und um Schritt vor Schritt durch die Vernunft des Gesetzes dessen Unvernunft auszutreiben. Man habe mit diesen korruptesten aller möglichen Egoisten, die noch dazu des Gesetzes Buchstaben für sich haben, zu thun, und man wundere sich noch, wie es komme, daß mancher edle Kämpfer in England statt kühner Entschlossenheit nur bedächtige List zeigt, und statt eine große Maßregel mit einem Schlage durchzusetzen, nur halbe, viertel, ja Vierundsechzigstel-Maßregeln nach und nach zusammenaddirt.

Hier heißt es: „Es ist ein achtungswerther Beweis für Lord Greys öffentliche Grundsätze und seine starke, unwandelbare Ueberzeugung, daß er nach 36 Jahren, und gewiß ohne im mindesten an seine damaligen Aeußerungen zu denken, die Krönung von allen jenem Bombast entkleidete „welcher auf dem Königthume lastet, ohne es zu schmücken," und neben einer Menge Abgeschmacktheiten der Feudalbarbarei, in einem Zeitalter der Freiheit, des gesunden Menschenverstandes und der Oekonomie, ein Schauspiel von eben so empörender, als lächerlicher

und kindischer Verschwendung darbietet. Die Periode von 1792 bis 1800 war die glänzendste im politischen Leben Lord Greys. Er stand an der Seite von Fox, als das thätigste und ausgezeichnetste Mitglied der Whig-Partei und als der anerkannte Chef und Wortführer der Reformer. Im Jahre 1792 stiftete er im Vereine mit Lord Lauderdale, Erskine, Whitbread, Sheridan und verschiedenen Andern durch Gemeingeist und politische Talente ausgezeichneten Männern in und außer dem Parlament „die Gesellschaft der Volksfreunde". Die Existenz dieser Gesellschaft, so kurz sie auch dauerte, ist eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Reform. Ohne auf die Parteien im Unterhause Eindruck zu machen, versetzte sie der Borougholigarchie, theils durch den individuellen Charakter und das Ansehen der Mitglieder, theils durch die einleuchtende Darstellung der Mängel in der Repräsentation, eine unheilbare Wunde. Sie hatte zum Zweck, die Reform sowohl gegen die Faseleien überschwänglicher Theoretiker und Marktschreier, welche nach fränkischem Muster sich in Klubs gebildet hatten, als gegen Pitt zu vertheidigen, der sie mit allem Grimm eines politischen Apostaten haßte und verfolgte. So griff er einst die Volksfreunde in einer Proklamation und im Parlamente gelegentlich an, aber Grey antwortete ihm mit einer so derben und überwältigenden Darstellung seiner Treulosigkeit und Apostasie, daß der Minister trotz aller seiner Anmaßung und Gewandtheit nichts Bündiges darauf zu erwidern wußte. Im April 1793 entwarf Grey die denkwürdige „Petition der Volksfreunde," brachte sie ins Parlament und trug darauf an, daß der gegenwärtige Zustand der Vertretung im Hause der Gemeinen von einer Comité des ganzen Hauses in Berathung gezogen werden sollte. Der Antrag wurde mit einer übermächtigen Majorität verworfen, nur 41 Mitglieder unterstützten ihn. Aber die Petition war so geschickt, klar und bündig entworfen, daß sie ein klassisches Dokument in den Archiven der Reform wurde. Im Jahr 1797 brachte Grey die Reformfrage abermals vor das Parlament und schlug einen Plan vor, der im Wesentlichen mit der jetzigen Bill vollkommen übereinstimmte. Er ward durch eine Majorität von 258 gegen 93 verworfen. Seine letzte Anstrengung für die Sache der Reform fand im Jahre 1800 statt, wo er bei Gelegenheit der irischen Union vorschlug „gewissen verfallenen Flecken das Wahlrecht zu nehmen, um die Unabhängigkeit des Parlaments aufrecht zu erhalten." Um diese Zeit begann sein Eifer zu erkalten. Der Mangel an Energie und Theilnahme bei der großen Masse des Volkes entmuthigte ihn, und dies Gefühl zeigte sich in einer Adresse der Volksfreunde an das Volk von Großbritannien, die ihm gleichfalls zugeschrieben wird. „Wenn die Maaßregel ihre Popularität verloren hat," heißt es darin „und die Nation aus Abneigung oder Gleichgültigkeit sie nicht thätig unterstützen will, so müssen auch wir jeden Gedanken an ein unnützes Verharren bei einer so verlassenen Sache aufgeben." Im Jahre 1806 ward Greys Vater in den Grafenstand erhoben, er selbst erhielt den Namen Lord Howick und wurde Mitglied des Kabinets, zuerst als erster Lord der Admiralität, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Fox Tode, während der kurzen Whig-Administration von 1806—1807. In diesem Jahre starb sein Vater und er trat als Graf Grey ins Oberhaus. Ein stolzer Mann wird bald einer Sache überdrüssig, worin er nur von einer schwachen, oder mindestens nicht sehr achtungswerthen Minorität unterstützt wird. Die Reformer hatten aber nicht nur an Zahl, sondern auch an Achtungswürdigkeit abgenommen. Ein anderer Führer, der alle Vortheile der Tugend, der Neuheit und noch weiter gehenden Grundsätze vereinigte, trat damals an ihre Spitze und Lord Grey gab, ehe er das Unterhaus verließ, die Sache der Reform lieber auf, als daß er die Leitung mit Francis Burdet getheilt, oder sich mit ihm darum gestritten hätte. Seine Verbindung mit den Grenvilles, und seine Versetzung ins Oberhaus besiegelte wenigstens für eine Zeit lang seine Trennung von den Reformern. Wäre sein Ehrgeiz minder persönlich, sein Charakter minder stolz gewesen, so würde er statt die Sache der Reform zu verlassen, weil das Volk sie verlassen hatte, vermittelst seiner Talente, seiner Beredtsamkeit und der Unbeflecktheit seines Charakters, die öffentliche Meinung wieder zu ihren Gunsten gewendet, und anstatt einen Nebenbuhler zu mißachten, ihm als Bundesgenossen die Hand gereicht haben. Die lange Herrschaft und die Tory-Grundsätze Georgs III., die politische Apostasie und persönliche Abneigung des Prinzen von Wales, hätten Lord Grey überzeugen können, daß die einzige Hoffnung eines Whig-Ministeriums in der Unterstützung der Nation liege. Dennoch hielt er seinen Blick noch immer auf die Aristokratie und die Krone gerichtet, als ob von ihr das Heil zu hoffen wäre." So blieb es bis zu Cannings Ministerium. „Man hätte von der Unabhängigkeit und den Grundsätzen Lord Greys erwarten sollen, daß er einen Minister unterstützen werde, der, wie je ein Minister, auf die Volksmeinung sich stützte und das Verdienst hatte, mit aller Heftigkeit persönlichen Hasses von der Borougholigarchie und dem Torysmus angefeindet zu werden. Aber nein, in seiner hochmüthigen Eifersucht gegen einen jüngern Staatsmann, entzog ihm der Lord erst sein Vertrauen, und dann überließ er offen das Gewicht seines Charakters und seiner Beredtsamkeit den wüthenden Leidenschaften einer Opposition, deren Gesinnungen und Grundsätze er keineswegs theilte. Die Whigs aber, statt diesmal als müßiges Gefolge sich ihm anzuschließen, überließen ihn seiner stolzen Einsamkeit

und neideten ihn nicht um die hohlen Lobsprüche der Lords Eldon, Bathurst und Westmoreland. Es war nicht zu glauben, daß Lord Grey unter Canning ein Ministerium annehmen sollte, aber eine uninteressirte, freie Unterstützung dieses Ministers würde, statt seinem Rufe etwas zu schaden, als ein Beweis politischer Großmuth betrachtet worden seyn. Hätte er mit seiner Partei und dem aufgeklärten, liberalen Theile des Publikums Herrn Canning unterstützt, so würde er den Triumph der Reform und den Fall des Torysmus beschleunigt und seinen eigenen Ruhm nur vermehrt haben. Die Ereignisse haben für Lord Grey gethan, was er selbst beinahe zu verhindern strebte. Der Tod Georgs IV. entfernte zwei große Hindernisse, die sich seinem Eintritt ins Ministerium entgegensezten — nämlich des Königs persönliche Abneigung und den heimlichen Einfluß, gegen den sich Lord Grey so unumwunden ausgesprochen hatte. Der neue König zeigte eine Offenheit und Gradheit der Gesinnung, woran Hof und Regierung nicht bloß seit Generationen, sondern seit Jahrhunderten nicht mehr gewöhnt waren. Allein ohne die Bethörung und den hochmüthigen Despotismus des militärischen Premierministers hätte alles dies noch nicht Lord Grey den Zugang in das Kabinet geöffnet. Wellingtons trotzige Erklärung gegen die Reform erst erbitterte die öffentliche Meinung allzusehr, und er stieg von seinem Ministerthrone herab, um von nun an statt für einen glücklichen Soldaten, für einen unfähigen, zwerghaften Staatsmann zu gelten. Durch eine höchst sonderbare Vereinigung von Umständen wurde es diesmal eine Empfehlung für das Ministerium, ein Freund der Reform und ein Freund der Borougholigarchie gewesen zu seyn. Dies allein hätte indeß Lord Grey schwerlich dahin gebracht, abermals Reformer zu werden, aber die ganze Nation unterstützte jezt die Sache, und Lord Grey ließ sich noch einmal bewegen, ihr seinen Schuz angedeihen zu lassen."

Hier wird doch auf Greys großes Talent zu wenig Gewicht gelegt. Er folgte doch nicht bloß dem Impuls des Volks; wenn er diesem gefolgt wäre, so hätte er sich gewiß den Ruhm nicht erworben, eine Revolution verhindert zu haben. Die Art, wie er zwischen den beiden Klippen der alten Mißbräuche und des allgemeinen Umsturzes hindurchgesteuert ist, wie er den Weg betreten und seinen Nachfolgern leichter gemacht hat, England die Wohlthaten einer durchgreifenden Reform ohne die Verluste und Greuel einer radikalen Desorganisation zu gewähren, macht seinen Namen unsterblich.

Talleyrand ist hier treffend geschildert, doch wollen wir nicht näher darauf eingehn, da über diesen politischen Charakter kein Streit herrscht. Dann folgen eben so ausgezeichnete Biographien der ältern politischen Koryphäen Fox, Pitt, Canning.

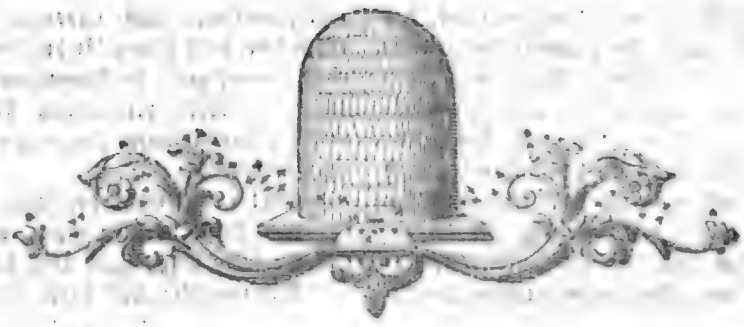
4) Geschichte der englischen Civilliste. Verfaßt von Dr. Constantin Höfler. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Eine interessante staatswirthschaftliche Monographie. „So lange die Feudalgrundsätze galten, bezog der König von England, wie die übrigen Fürsten in den germanischen Reichen, sein Einkommen von Domainen und Regalien. Je mehr sich in der Folge durch gewaltsame Annäherung der Völker und das Erwachen einer größeren Regsamkeit Verhältnisse ergaben, die der ursprünglichen Einrichtung des Lehnwesens unbekannt waren, je mehr die Zahl derjenigen stieg, welche den Schuz der Krone begehrten, desto mehr mußten sich die Bedürfnisse der Krone häufen, mußten neue Wege gesucht werden, ihnen abzuhelfen. So geschah es, daß dem Könige seit den frühesten Zeiten zur Bestreitung der Ausgaben für sich und zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in außerordentlichen Fällen Subsidien bewilligt wurden, und eine Scheidung des öffentlichen und des königlichen Privateinkommens unnöthig schien. Seit Heinrich V. pflegte man den Königen bei ihrem Regierungsantritte zu den Regierungsbedürfnissen mit dem Ertrage der Zölle, die unter dem Namen des Tonnen- und Pfundgeldes begriffen wurden, ein besonderes lebenslängliches Einkommen zu bewilligen. Die Könige aus dem Hause Tudor halfen sich häufig durch sogenannte freiwillige Geschenke, die sie sich von ihren Unterthanen machen ließen, aus Geldverlegenheiten; ein ephemeres Mittel, das den Stuarts gefährlich wurde, seit die große Elisabeth den Ausweg der Einschränkung und Sparsamkeit ergriffen hatte. Seit Jakob I. wurde von den Ministern versucht, gewisse Lehnsgefälle mit Zustimmung des Parlamentes, in ein festes jährliches Einkommen für die Krone zu verwandeln. Die fortdauernde Verschleuderung der öffentlichen Gelder, welche bei den Stuarts vom Vater auf den Sohn forterbte, zwang diese, das strenge Joch mancher Lehnsverhältnisse zu lösen und wirkte mit, die Könige in den unglücklichen Konflikt zwischen ihrer hochgespannten Meinung von den königlichen Vorrechten und der Wirklichkeit zu bringen, die solche Grundsätze verwarf. Deßungeachtet dauerte auch die Verschleuderung der Domainen fort. Diese waren durch die Säcularisation der Klöster unter Heinrich VIII. bedeutend vermehrt worden. Da aber bald zur Begründung der neuen Ordnung der Dinge kein Mittel sicherer schien, als die Anzahl der durch eine Rückkehr der alten Verhältnisse in Nachtheil gerathenden Personen zu vermehren, so wurden die Domainen weggegeben, um den Zwecken der Krone Anhänger zu verschaffen und das leicht errungene Gut zerrann so schnell wie es gekommen. Im Jahr 1617 unter Jakob I. trugen die Domainen noch 80,000

Pfund Sterling; aber die Verschleuderung war noch immer im Steigen und die Zeit der Republik wie der Restauration boten sich die Hand, den Ertrag der Domainen zu vermindern und sie theilweise ganz verschwinden zu machen. Karl I. erhob an Gesammteinkommen vom Jahr 1637—1641 im Durchschnitt 900,000 Pf. St. jährlich, wovon 200,000 Pf. St. widerrechtlich, oder die doch unter Karl II. nicht mehr flossen. Unter Karl II. setzte das erste Parlament im Jahre 1660, um den gesunkenen Ertrag der Domainen zu ergänzen, die ordentlichen Einkünfte der Krone auf 1,200,000 Pf. St. jährlich fest, eine für die gewöhnlichen Bedürfnisse hinreichende und weit größere Summe, als jemals ein englischer Monarch gehabt hatte. Diese Summe floß aus der für gewisse aufgehobene Lehnsrechte der Krone als Ersatz bewilligten Tranksteuer, aus dem Tonnen- und Pfundgelde und einer Hälfte der Accise, die dem Könige lebenslänglich bewilligt worden, aus den Posteinkünften, aus den Krongütern, aus 2 Schill. Heerdsteuer von jedem Hause und andern unwichtigeren Bezügen. Diese von dem Parlamente freiwillig ausgesprochene Ergänzung des Ertrags der Domainen zur Aufrechthaltung und zum Glanze der Krone wird für den Ursprung der Civilliste angesehen, womit in der Geschichte der englischen Finanzen eine neue Epoche beginnt. Denn während vorher der Grundsatz gegolten hatte, daß mit der höchsten Ehre und Würde des Reichs auch die meiste Last verbunden sey, und die Könige auch zur öffentlichen Last am meisten beigetragen hatten, so wurden sie von nun an allmählich aus Gebern Empfänger, die Krone wurde ihres Antheils an der allgemeinen Beisteuer enthoben und dieser von dem Volke auf sich genommen, das sich vorläufig damit zu begnügen schien, daß es den Grundsatz geltend machte, die von dem Parlamente zu bestimmten Zwecken bewilligten Summen dürften auch nur zu diesen verwendet werden; über die gehörige Verwendung solle dieses die Aufsicht führen. Unfähig, die alte Ordnung herzustellen, unzufrieden mit der neuen, sah Karl II. sich kaum von Seite des Einkommens sicher gestellt, als er ohne das Parlament zu regieren suchte. Als dann Jakob II. den Thron bestieg und, in den Grundsätzen der Willkür fortfahrend, die Zölle, zur großen Unzufriedenheit des Parlaments, ohne dessen Zustimmung zu erwarten, erhob, so unterwarf dieses das Für und Wider einer lebenslänglichen Bewilligung der Revenüen einer reiflichen Prüfung, in welcher aber die königliche Partei zulezt den Sieg davontrug. Dem Könige ward als festes, lebenslängliches Einkommen die Summe von 2,000,000 Pf. St. jährlich bewilligt. Auch er glaubte, die Plane der Willkür sicher fortsetzen zu können; aber es wankte der Boden bereits unter seinen Füßen. Nur der Einfall des Herzogs von Monmouths verhinderte den Plan des Königs, das Parlament nach der lebenslänglichen Geldbewilligung aufzulösen. Da überraschte ihn mitten in seinen Entwürfen, die Volksfreiheiten zu unterdrücken, Wilhelm von Oranien und befreite England von der konspiratorischen Herrschaft der Könige aus dem Hause Stuart. William, dessen Bestreben vor allem auf einen freien Oberbefehl, ein großes Einkommen und eine entscheidende Stimme in den Berathungen hinging, um diese zur Sicherung Großbritanniens und Europas gegen den Uebermuth Ludwigs XIV. zu benützen, erwartete, daß die sämmtlichen Revenüen Jakobs II. auf ihn übertragen würden. Anders aber urtheilten die Whigs, welche damals die öffentlichen Angelegenheiten durch ihre Mehrzahl leiteten. Die wiederholte Bewilligung einer Summe von 2,000,000 Pf. St. in die Hand eines Einzigen schien ihnen die öffentliche Freiheit zu gefährden. Unbekümmert um die Person dessen, der den Thron einnahm, dachten sie nur auf Behauptung des Errungenen, sahen sie in William nur den König, von dem sie das Streben einer willkürlichen Ausdehnung seiner Macht *für unzertrennlich* hielten. Daher geschah es, daß das Parlament 1,200,000 Pf. St. als jährliche Revenüe der Krone in Friedenszeiten bewilligte; aber vorsichtiger, als zu Karls II. Zeit, bestimmte es nur die Hälfte davon zur Civilliste, d. h. zur Bestreitung der Ausgaben für die königlichen Majestäten und die Regierung (civil government); die übrigen 600,000 Pf. St. wurden für das Land und die Seemacht bewilligt und unter die besondere Controle des Parlamentes gestellt. — Erst als das Betragen des Königs keine den Volksfreiheiten nachtheilige Gesinnungen verrieth und er in dem Kampfe gegen Frankreich die Unabhängigkeit Englands und Europas auf das Nachdrücklichste und mit persönlicher Gefahr vertheidigt hatte, legte sich Argwohn und Eifersucht, und ungeachtet England kaum einem Bankerutte entgangen war, beschloß das Parlament (20. Dec. 1697, in gerechter Anerkennung, welch große Dinge Seine Majestät dem Lande geleistet haben, Wilhelm eine Summe von 700,000 Pf. St. p. a. für Lebenszeit zu bewilligen." So blieb es auch unter der Königin Anna und Georg I., außer daß sich das Parlament einigemal bewogen fand, durch außerordentliche Bewilligungen ein Deficit in der Civilliste zu decken. Auch erhielten Gemahlin und Sohn Georg I. eine bestimmte Summe. Unter Georg II. wurden jene 700,000 Pf. St. auf 800,000 erhöht, und trotz der großen Nebeneinnahme des Königs, wurde bei Hofe doch so viel verschleudert, daß das Parlament wieder außerordentlicherweise helfen mußte.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 88. 29. August 1834.

Slavische Sprache.

1) Dobrowskys Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur, das Alter der Bukwitza, den Ursprung der römisch-slavischen Liturgie ꝛc. Zweite verbesserte Auflage von Wenceslaw Hanka. Mit drei Kupfertafeln. Prag, Cajetan von Mayregg. 1832. S. 80.

2) Dobrowskys Slavin. Botschaft aus Böhmen an alle slavischen Völker oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, ihrer Mythologie, Geschichte, Alterthümer, Literatur, Sprache. Mit einem Anhang: der böhmische Cato. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, von Demselben. Daselbst, 1834. S. 496.

Die Slaven nahmen erst mit dem Christenthum eine Schrift an. Mit ihrer ältern sogenannten cyrillischen Schrift, die sie mit dem griechischen Ritus erhalten hatten, trat später die sogenannte glagolitische, deren Erfindung man dem h. Hieronymus zuschrieb, und die den römischen Kultus in den slavischen Ländern begleitete, in Konflikt. Der ehrwürdige Dobrowsky, dem die böhmische Literatur so viel verdankt, beseitigt die heiligen und fabelhaften Erfinder dieser alten Schriftsprachen und geht der Wahrheit auf den Grund. Die glagolitische Schrift war nur ein Mittel, die Slaven zur römischen Kirche herüberzuziehen. „Es konnte kein günstigerer Zeitpunkt dazu gewählt werden, als eben der Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo man nach der Eroberung der Hauptstadt des griechischen Kaiserthums 1204 sich große Hoffnungen machte, die Griechen und griechischen Slaven mit der lateinischen Kirche zu vereinigen. Nicht leicht konnte der Bischof von Zeng (ich lese Seniensis von Senia, Segnia, für Scemensis) einen willfährigern Papst, als Innocenz IV. war, finden. Auch den griechischen Ritus in slavischer Sprache wollte dieser Papst den Russen (in Roth-Rußland) gerne gestatten, wenn sie nur in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren wollten. Desto williger ließ er sich finden, den römisch-slavischen Ritus auf Verlangen des genannten Bischofs zu erlauben. „Nos igitur, sind die Worte der Bulle, attendentes, quod sermo rei et non res est sermoni subjecta, licentiam tibi, in illis dumtaxat partibus, ubi de consuetudine obseruantur praemissa, dummodo sententia ex ipsius varietate literae non laedatur, auctoritate praesentium concedimus postulatam.“ Noch vor 138 Jahren erklärte es Papst Gregor VII. für eine Verwegenheit, daß die Böhmen eine slavonische Messe hören zu dürfen verlangten. Innocenz IV. war viel nachgiebiger. Seine Genehmhaltung,

wenn sie gleich nicht unbedingt war, trug dazu bei, daß sich von nun an (vom J. 1248) die glagolitische Liturgie nach und nach immer weiter in jenen Gegenden verbreitete. Selbst Ordensleute, Franciskaner, Benediktiner bequemten sich dazu, und gaben dem Verlangen des Volkes nach. Der Nationalruhm der Dalmatier und Kroaten fand seine Nahrung dabei, indem man für den ersten Erfinder und Urheber der Buchstaben, mit welchen die Glagoliten ihre Bücher schrieben, einen so berühmten Kirchenlehrer, den h. Hieronymus, ihren vermeintlichen Landsmann ausgab. Dies Vorgeben fand desto leichter Beifall, je weniger Anstand man hatte, die Worte dieses Kirchenlehrers in einem Briefe an Sophronius (linguae meae hominibus) von Dalmatiern und zwar von slavisch redenden Dalmatiern auszulegen. Man wünschte es so, und man glaubte es gern. Da nun Hieronymus namentlich vom Psalter redet, den er Leuten von seiner Sprache nach den 70 Dolmetschern verbessert übergeben habe, so konnte es nicht fehlen, glaubwillige Dalmatier zu finden, die, wenn man ihnen einen slavischen, nach der hieronym. Version veränderten und mit neuen, noch nie gebrauchten Buchstaben abgeschriebenen Psalter vorzeigte, ihn für Hieronymi Werk hielten." Der Verfasser geht dann sehr speziell auf die Eigenthümlichkeit der glagolitischen Schrift und deren ältesten Denkmale ein, und liefert Schriftproben in den angehängten Kupfertafeln.

Reichhaltiger ist das zweite Werk Slavin, obgleich uns die öfter wiederkehrende Form des Dialogs für Gegenstände dieser Art nicht passend scheint. Nur philosophische Gegenstände verlangen die dialogische Behandlung, gewiß aber nicht historische. Neben vielen neuen Untersuchungen und Mittheilungen finden wir hier auch manches Gekannte abgedruckt, z. B. Herders Ansicht von den slavischen Völkern aus dessen Ideen, die Sitten der Kroaten aus Engels Geschichte von Dalmatien ꝛc., der Illyrier aus Taubes Geschichte von Slavonien, aus Hacquets Reise, des alten Procop Schilderung der Slaven, Auszüge aus der slavischen Mythologie von Kapffarow, aus Dupré de St. Maures Beobachtungen in Rußland, aus Schafariks Geschichte der slavischen Literatur, aus Maciejowskis slavischer Gesetzgebung ꝛc. Ferner werden Proben aus fast allen slavischen Dialekten, alle Vaterunser, Nachrichten von seltnen alten Büchern und von Männern mitgetheilt, die sich schon in früherer Zeit um die slavische Sprache und Literatur verdient gemacht haben, z. B. Stephan Consul, Dalmata, Ungnad, Trenber, so wie von den zu Tübingen und Urach gedruckten cyrillischen und glagolitischen Büchern. Kurz was immer für die Kunde des slavischen Volks von Bedeutung ist, findet hier seinen Platz.

Nur weniges Pikante theilen wir hier mit. Von den Morlaken. „Die Freundschaft ist bei ihnen eine Religionssache: das slavonische Ritual hat bei ihnen einen besondern Segen für die Verbindung zweier Freunde oder Freundinnen in Gegenwart des ganzen Volks. Die auf solche Weise verbundnen Freunde heißen Pobratini und die Freundinnen Posestrine." Und einige russische Sprichwörter:

Gott wohnt hoch, der Czaar weit.
Die Teufel weinen nicht, wenn die Nonnen tanzen.
Er lebte lang, starb aber bald.
Die verreckte Kuh hatte die beste Milch.
Das Futter ist theurer als das Pferd.
Wer mich liebt, der schlägt mich.
Das Pferd hat vier Füße und stolpert doch.
Wer hoch fliegt, fliegt nicht mit.
Lieber unglücklich, als dumm.
Ein reicher Bauer ist wie ein gehörnter Ochse.
Lob ist des Mannes Untergang.
Nach dem Kriege gibt es der Tapfern viele.

Wir fügen hier die Anzeige eines wichtigen altslavischen Werkes bei:

Herr W. G. Dunder in Wien beabsichtigt die Herausgabe des Kaçich und ladet durch ein Circular mit folgenden Worten zur Subscription ein: „Die unzähligen Klagen der südlichen Slaven, und insbesondere mehrerer schätzbaren Gelehrten wie Barth, Kopitar in Wien, P. J. Schafarik in Prag, Ludwig von Gay in Agram, Jakob Grimm, Juranic ꝛc., über die beispiellose Unkorrektheit sowohl in orthographischer als sprachlicher Beziehung der bisherigen unansehnlichen Ausgaben des wahrhaft klassischen Kaçich, veranlaßte mich, eine den bisherigen Wünschen entsprechende = neue = elegante= correcte= und wohlfeile Pracht=Edition in Octav=Format zu veranstalten, und allen slavischen Völkern zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke wird statt der bisherigen, durch Consonanten=Häufung sich übel auszeichnenden Orthographie, die einfache, auf richtige Grundlagen sich stützende, und vom Herrn Ludwig von Gay in Vorschlag gebrachte böhmische Orthographie, jedoch modificirt, angenommen werden. Andrie Kaçicha, Ugodni Razgovor Naroda Slovinskoga hat mit Recht während dreiviertel Jahrhundert die ausgebreitetste Publicität erlebt, und nicht nur bei dem Volke (welches in den dalmatinischen Seestädten, nach Appendinis Zeugniß, mit Bewunderung und Lust auf öffentlichen Plätzen dem Vorleser der rhythmischen Weisen des Greisensängers Milovan zuhört), sondern auch bei den Gebildeten und Gelehrten der slavischen Nation, — ja selbst im Auslande den verdienten Beifall gefunden, indem vor einigen Jahren in Straßburg eine Ausgabe desselben in französischer Sprache übersezt erschienen ist. — Die neue Ausgabe veranstalte ich eben so prachtvoll, mit ganz neuen schönen Lettern und auf dem feinsten französischen Velinpapier gedruckt,

wie die allgemein bekannte Pariser Ausgabe von: Adama Mickiewicza Poezye. W Paryżu w drukarni A. Pinard, 4 Tomi; und hoffe dadurch die befriedigendste Anerkennung und Theilnahme zu finden. Das ganze Werk wird aus 50 Bogen in zwei Octav-Bänden bestehen, welche in eleganten Umschlägen bis Ende Oktober d. J. allen Herren Subscribenten portofrei eingesendet werden. — Außer der Oktavausgabe lasse ich eine zweite Ausgabe für Bibliotheken in gr. Quart, und eine dritte in Folio, beide auf dem schönsten starken Basler-Velin veranstalten, welche sämmtlich in einer der berühmtesten Offizinen Deutschlands gedruckt werden, und die ich einer gütigen Beachtung auf beifolgender Subscriptionsliste bestens empfehle."

Auf die Octavausgabe subscribirt man mit 2 fl. 30 kr. CM. oder 1 Thlr. 16 Gr. sächs.; auf die Quartausgabe mit 15 fl. CM. oder 10 Thlr. sächs.; auf die Folioausgabe mit 40 fl. CM. oder 26 Thlr. 16 Gr. sächs. bei dem Herausgeber Dunder, Gesch. Leiter der J. Wenedikt'schen Buchhandlung in Wien.

Englische Geschichte.

4) Geschichte der englischen Civilliste. Verfaßt von Dr. Constantin Höfler. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

(Schluß.)

„Lord Talbot machte nothgedrungen in dem Hause der Lords die kläglichste Beschreibung des zerrütteten Zustandes des königl. Hauswesens, welche der königlichen Ehre und Würde nachtheiliger war, als alle Libelle der damaligen Zeit. In dem Unterhause wurde damals gesagt: der allgemeine Glaube sey, jene Schulden seyen durch Bestechung der Repräsentanten des Volkes entstanden. Dieser Raub käme der Mehrzahl des Hauses zu gut, dem es erlaubt sey, die bestochenste Versammlung in Europa zu seyn, während die ehrlichen und rechtlichen Gläubiger der Krone in die größte Armuth versetzt würden. Das Unterhaus, welchem die zunehmende Theurung und die sonderbare Lage des Königs vorgestellt wurden, dessen Armuth zunehme je reicher das Volk werde ꝛc., bewilligte den Ministern 618,340 Pf. St. zur Bezahlung der Schulden und eine jährliche Vermehrung der Civilliste um 100,000 Pf. St. Der Sprecher des Unterhauses bat den König, das weise anzuwenden, was seine Unterthanen freigebig bewilligt hätten."

„Gegen das Ende des Jahrs 1779 wurden in verschiedenen Theilen des Reiches Versammlungen gehalten, Associationen gebildet und Klag- und Bittschriften an das Parlament verfaßt. Ihre Anzahl belief sich im Januar 1780 an 40, und ihre Wichtigkeit stieg, da gerade damals Frankreich den Versuch machte, seine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen. Zwei Dinge waren es besonders, auf welche die öffentliche Stimme drang: Parlamentsreform und Beschränkung der öffentlichen Ausgaben." Der berühmte Burke wollte die Civilliste reformiren, aber es gelang nicht, man mußte periodisch der Civilliste immer wieder nachhelfen und ihre Schulden bezahlen. „Es wurde daher im Jahre 1803, als, ungeachtet der jüngst erfolgten Bezahlung so großer Rückstände, sich neue von 250,000 Pf. St. gezeigt hatten, eine neue Committee niedergesezt, den Zustand der Civilliste in Ueberlegung zu ziehen, und im Nothfalle die Transferirung einer bestimmten Anzahl von Artikeln von der Civilliste auf den consolidirten Fond in Vorschlag zu bringen. In Folge dessen und weil die Civilliste 1804 auf 591,842 Pf. St. 3 Schill. 10½ D. gestiegen waren, so machte in demselben Jahre W. Pitt dem Unterhause den Vorschlag, die Civilliste um 135,000 Pf. St. Occasional payments zu erleichtern und dieselbe um 60,000 Pf. St. jährlich zu erhöhen. Um den Einwürfen der Opposition, die sich über den plötzlichen ungeheuren Zuwachs der Schulden und über die skandalöse Verschwendung der öffentlichen Gelder beklagte, zu begegnen, suchte er den Begriff der Civilliste als einen bloßen Tausch für die Erbrevenüen festzuhalten, welche nun fast 1,500,000 Pf. St. jährlich trügen. Das Parlament bewilligte hierauf Bezahlung der Schulden und Erhöhung der Civilliste auf 979,043 Pf. St. 10 Schill. 9 Pence." Inzwischen dauerte das Mißverhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen fort bis 1820. „Als Georg IV. nach dem Tode seines Vaters zu der königlichen Macht, die er bereits besessen, auch Würde und Titel erlangt hatte, übergab er, nach dem Beispiele seines Vaters, seinen Antheil an den Erbrevenüen, mit Ausnahme von Cornwall und Lancaster, der Disposition des Parlamentes, jedoch um eine 415,600 Pf. St. höhere Summe, als sein Vater vor 80 Jahren erhalten hatte. Als schottische Revenüe wurde 109,000 Pf. St. bewilligt, als irische 207,000 Pf. St., von England allein 850,000, in allem 1,221,000, da noch einige Nebenbezüge hinzukamen. Während der Debatten darüber entgegnete Hr. Huskisson Hrn. Hume, der auf Untersuchung drang, daß, wenn auch die Krone von dem Parlamente Unterstützung begehre, dieses, nach Fox's Ausspruche, doch nicht die Freiheit habe, Rechenschaft über die Anwendung der Summen zu verlangen. Aber schon damals wurde verlangt, man solle alle eigentlich nationalen Ausgaben von der Civilliste trennen. Die Ausgaben waren seit 1816 um 150,000 Pf. St. weniger geworden, zum Theile eine Folge der Abnahme verschiedener Aemter ꝛc. von

der Civilliste. Diese allmählich eingeführte Erleichterung, ein Nothbehelf der Minister, legte den Grund zu der nachmaligen vollständigen Trennung des Civil-Government von der Civilliste.“ Diese erfolgte 1831 auf Lord Althorps Vorschlag. Das Civil-Government wurde unter die Controle des Parlaments gestellt, und als Civilliste wurden 520,000 festgestellt.

Universitätswesen.

Universitäten und Hochschulen, im auf Intelligenz sich gründenden Staate. Eine wissenschaftliche Abhandlung von G. O. Marbach. Leipzig, Hinrichs, 1834.

Schon wieder eine Schrift über das Universitätswesen. Wir haben deren schon so viele angezeigt, daß wir uns nicht wiederholen wollen. Herr Marbach trägt auch keine neue Ansicht vor. Er wünscht, daß das gute Alte der akademischen Freiheit beibehalten werden möchte, fürchtet, daß dies bei dem Mißbrauch, den die politischen Schwindelköpfe davon machen, doch nicht möglich seyn werde, hofft aber wieder, es werde so viel Kraft in der Wissenschaft selbst stecken, daß sie sich unter allen Umständen durchkämpfen werde. Des leztern Trostes haben wir uns längst erfreut.

Ohne den vielbesprochnen Gegenstand auf's Neue zu erörtern, wollen wir nur eine gelegentliche Bemerkung des Verfassers hervorheben. Seite 25 sagt er: Preußen ist selbstständig, groß und verdankt Deutschland nichts; was es ist, das ist es aus sich selbst geworden, aber wohl verdankt ihm Deutschland die Möglichkeit seiner Existenz.“ Wir könnten dem Verfasser entgegnen: Preußen verdankt Deutschland Alles, von der deutschen Sprache, die es spricht, von der ersten Gründung eines Bisthums im Hevellerlande, von der ersten Kolonie des deutschen Ordens an der Ostsee, von Luthers Reformation bis zu dem jezt regierenden König, dessen Vorfahren Hohenzollern aus Schwaben waren, verdankt Preußen Deutschland Alles. Daß dann Deutschland wieder Preußen seit dem großen Kurfürsten ungemein viel verdankt, sowohl was die politische und kriegerische Stellung, als was die Bildung betrifft, das erkennt ja wohl jeder Deutsche an. Aber wozu überhaupt diese gehässige Entgegensetzung? Besteht denn nicht, die wenigen Polen abgerechnet, ganz Preußen aus Deutschen? Soll denn der Name der Deutschen, nach dem Belieben des Herrn Privatdocenten Marbach und zum Trotz einer zweitausendjährigen Geschichte auf die kleinen Bundesstaaten eingeschränkt werden? Will er den berüchtigten Grundsatz des Davoust wieder auffrischen, der auch kein andres Deutschland anerkannte, und der dafür (vor zwanzig Jahren) gerade der Preußen lautestes Verdammungsurtheil auf sich zog? Nur der unsrer innern Zerwürfniß hohnlachende Feind, der böse Nachbar, der da lauert, wie er an dem deutschen Bunde denselben Raub begehen könne, den er einst am alten Reich beging, nur ein boshafter Feind Deutschlands und Preußens oder ein unbesonnener Schwätzer kann die verderbliche Eifersucht zwischen den deutschen Stämmen durch hoffärtige Worte nähren wollen! Ist der Preuße im Vortheil, steht er groß neben dem Bürger der kleinern deutschen Staaten, so soll er sich doch dieses Vortheils nicht bedienen, um die kleinen zu höhnen, sie gegen sich zu reizen. Oder welche Art von Patriotismus müßte das an einem deutsch redenden Manne seyn, welche Art von Moral bei einem Manne, der einen edlen Eifer für deutsche Gesittung und Wissenschaftlichkeit an den Tag zu legen sich beeifert, und welche Art von Politik bei einem Manne, der die Zeit zu würdigen vorgibt und vor ihren Gefahren warnt? Schon die Großmuth würde gebieten, den schwächern Bruder zu schonen, aber in einer Zeit von solcher Erfahrung wie die unsrige, in den Augen eines Geschlechts, was so viel Kleines hat groß, so viel Großes hat klein werden sehen, ist ein eitler Rangstreit unter Brüdern doppelt thöricht. Wer weiß denn, ob sich die Brüder nicht wechselseitig bedürfen werden? wer anders, als ein Verräther, möchte Zwietracht im Lager säen, wenn der Feind nicht weit ist? Wir Deutschen haben oft genug gegen einander gesündigt, kein Stamm ist dabei ohne Schuld, so wie auch wieder keiner ohne Verdienst um den andern ist. Das sollten wir endlich begreifen und nicht so kindisch einander angrinsen, weil der eine ein größeres Stück Brod bekommen hat, als der andere. Es verträgt sich mit dem gereiften männlichen Verstande des Zeitalters nicht mehr, den Fahnenjunker von 1806 zu spielen und hochmüthig auf Alles herunter zu sehn, was nicht die silberne Schärpe trägt. Wir sind nicht umsonst klüger und billiger geworden, eine große Geschichte ist nicht umsonst an uns vorübergegangen, und wir haben nicht nur erlebt, wie die Hoffart bestraft, sondern auch, wie die brüderliche Gesinnung, das wechselseitige Vertrauen belohnt wird. Wehe denen, die immer mehr dazu beitragen, die Gesinnung von 1813 zu verwischen und die Gefühle des Hasses und Neides aus den fluchwürdigen Rheinbundzeiten zu erneuern. Wer auch nur den Willen dazu hat, wer sein Gemüth, seine Zunge in dieser Hinsicht nicht bezähmen kann, wir geben ihm unsre tiefste Verachtung zu erkennen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064054768

Digitized by Google

Digitized by Google